PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

# Die christliche Welt

## Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

## für Gebildete aller Stände

---

Fünfter Jahrgang

1891

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1892

75446

v.5
1891

# Inhalt

## Biblisches und Erbauliches


Spalte

Jesus Christus (P D) . . . . . 1
Epiphanias. Jes. 60, 1 (O A) . . . . . 25
Lebensarbeit. 1. Kor. 13, 11 (E Schn) . . . . . 49
Jesus allein. Mark. 3, 33—35 (A M) . . . . . 73
Unsre Sünde und der Menschen Sünde. Röm. 5, 12 (H Sch) . . . . . 97
Gedanken des Friedens (A M) . . . . . 121
Der Liebe Christi Kraft und Lohn. Phil. 2, 5—11 (G-S):
1. Die Kraft . . . . . 161
2. Der Lohn . . . . . 185
Unter dem Kreuz des Herrn (Th H): 1 . . . 209; 2 . . . 233; 3 . . . 257; 4 . . . . 282
Vom Aergernis. Matth. 18, 7 (H Sch) . . . . . 305
Die Demut Jesu Christi (P D) . . . . . 329
Das Ziehen des Vaters zum Sohne. Joh. 6, 44 (A M) 377
Die dreifache Gabe des Pfingstgeistes. 2. Tim. 1, 7 (O A) 449
Dennoch! (P D) . . . . . 473
Die Werke der Barmherzigkeit. Matth. 25, 31—46 (H):
1. Was ihr dem Nächsten thut, das thut ihr mir . 497
2. Das erste Werk der Barmherzigkeit . . . . . 521
3. Das zweite Werk der Barmherzigkeit . . . . . 561
4. Das dritte Werk der Barmherzigkeit . . . . . 585
5. Das vierte Werk der Barmherzigkeit . . . . . 609
6. Das fünfte Werk der Barmherzigkeit . . . . . 633
7. Das sechste Werk der Barmherzigkeit . . . . . 657
8. Das siebente Werk der Barmherzigkeit . . . . 681
Vater Unser (V W):
1. Die Anrede . . . . . 705
2. Die erste Bitte . . . . . 729
3. Die zweite Bitte . . . . . 753
4. Die dritte Bitte . . . . . 777
5. Die vierte Bitte . . . . . 801
6. Die fünfte Bitte . . . . . 825
7. Die sechste Bitte . . . . . 849
8. Die siebente Bitte . . . . . 873
Preiset Gott an eurem Leibe. 1. Kor. 6, 20 (O A) 921
Der Gotteskinder Sterben ein freier Opfertod. Joh. 10, 17 (H Sch) . . . . . 1017
Friedhofsgedanken (v Bl) . . . . . 1081
Adventsgedanken. (Sch): 1. Jes. 40, 1 f. . . . . 1097
2. Jes. 40, 2 . . 1113; 3. Jes. 40, 3 . . 1129; 4. Jes. 40, 5 . . . . . 1153
Die Herrlichkeit des Kindes. Jes. 9, 6 (R) . . . . 1177
Paulus (Rö):
1. Paulus und seine Tarsische Heimat . . . . . 923
2. Paulus ein Jude . . . . . 945
3. Paulus ein Pharisäer . . . . . 969
4. Paulus ein Christenverfolger . . . . . 993
5. Paulus der Christ . . . . . 1019
6. Paulus der Apostel . . . . . 1065

Spalte

Aus des Johannes Chrysostomus Homilien über das Evangelium Matthäi. Nr. 64. Matth. 19, 27—20, 16 (J) 426
Zum 18. Februar. Kernsprüche aus Luthers letzten Lebenstagen (O A) . . . . . 142
Geduldig in Trübsal. Ein Lutherwort . . . . . 161
Luther über geistliches Regiment . . . . . 353
Aus Luthers Auslegung des hohenpriesterlichen Gebets Jesu. Joh. 17, 21—23 . . . . . 1041

Palmsonntag. Gedicht von Karl Hunnius . . . . . 257
Gründonnerstag. Gedicht von Karl Hunnius . . . 257
Am Kreuz. Gedicht von Karl Hunnius . . . . . 281
Oster-Ode von Karl Hunnius . . . . . 281
Himmelfahrtshymnus von Karl Hunnius . . . . . 425
Pfingsten. Gedicht von Karl Hunnius . . . . . 449
Weihnacht. Sonettenkranz 1. Von Karl Hunnius . 1177
Vielleicht es ist der letzte Tag. Aus Geroks Nachlaß 1081


## Religiöse Fragen


Zu den ernsten Gedanken des Herrn von Egidy (R):
1. Wert und Unwert der Schrift . . . . . 6
2. Die Gebildeten und die Theologen . . . . . 26
3. Die Gottheit Christi . . . . . 75
Die geschichtliche und die christliche religiöse Betrachtung Jesu Christi (H H W) . . . . . 563
Die geschichtliche und die christlich-religiöse Betrachtung Jesu Christi (H H Wendt) . . . . . 874
Heinrich Zieglers „geschichtlicher Christus" (P D) . . 187
Gutachten der theologischen Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg über die Schrift des Herrn Pastors Ziegler: „Der geschichtliche Christus" 379
Die Religionsstifter Mohammed und Buddha und Christus (St): 1 . . . 826; 2 . . . 827; 3 . . . 850
Ein Beitrag zur Würdigung des Buddha (E Sch): 1 . . . 163; 2 . . . 190; 3 . . . 192.
Werdet wie die Kinder (H-Zw) . . . . . 108
Die christliche Liebe nach Sören Kierkegaard (Chr Sch):
1. Einleitende Bemerkungen . . . . . 611
2. Barmherzigkeit und Mildthätigkeit . . . . . 613
3. Die Selbstzucht zur christlichen Liebe . . . . . 635
4. Das Ziel der christlichen Liebe . . . . . 663
5. Die Wege der christlichen Liebe . . . . . 684
6. Schlußbemerkungen . . . . . 686
Ein ungesprochenes Wort Friedrich Fabris:
1. Vorbemerkung (H J F) . . . . . 974
2. Wie die Kraft des Glaubens sich in der Liebe vollendet . . . . . 975
Das Wesen des Christentums im Spiegel des evangelischen Kirchenliedes (W Wfb):
1. Einleitung . . . . . 235
2. Das Wesen des Christentums . . . . . 236

Spalte

3. Das Kirchenlied und das Christentum . . . . 259
Rückkehr zu Luther! (G K) . . . . . 1044
Deutscher Humor und evangelischer Glaube (O B—r):
1. Einleitende Bemerkungen . . . . . 475
2. Humor und Gemüt . . . . . 476
3. Die Weltanschauung des Humors . . . . . 499
4. Der Humor und das deutsche Volk . . . . . 523
5. Die Weltanschauung des Glaubens und der Humor 537
6. Zur Geschichte des evangelischen Humors . . . 569
7. Die Gegenwart . . . . . 570
Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 1. . . . . 121
2. Bist du ein Christ? . . . . . 123
3. Gesindeordnung der Diener Gottes . . . . . 137
4. Auf der Straße . . . . . 182
5. Herr Kibitz . . . . . 226
6. Religion und Theologie . . . . . 237
7. Zwei Laien . . . . . 264
8. Imponderabilien . . . . . 299
9. Ein Gentleman ist sündlos, denn die einzige Sünde, die es giebt, begeht er nicht . . . . . 307
10. Was man so Charakter nennt . . . . . 354
11. Im Anti-Superlativ-Verein . . . . . 421
12. Barometrische Studien . . . . . 442
13. Wie Herr Philippus entdeckt, daß Ludwig zweifarbige Augen hat . . . . . 452
14. Nachbarn von mir:
I. Du hast den Preis doch ausradirt . . 601
II. Introite, nam et heic dei sunt . . . 1193
15. Herr Echternacher . . . . . 615
16. Eros und Psyche in Himbach . . . . . 659
17. Die Analytiker . . . . . 750
18. Der Weiterschieber . . . . . 778
19. Der Zerstreute . . . . . 844
20. Ein Sonett . . . . . 1034
Henri Frédéric Amiel, Fragments d'un journal intime (E B): 1 . . . 621; 2 . . . 622; 3 . . . 623; 4 . . . 647; 5 . . . 721; 6 . . . 757; 7 . . . 819; 8 (Erste Hälfte) . . . 855; 8 (Zweite Hälfte) . . . 877; 9 . . . 897; 10 . . . 961; 11 . . . 1090; 12 . . . 1091; (Schluß im sechsten Jahrgang.)
Wer ist Hülsmann? (E B) . . . . . 1130
Schwalb (B—s) . . . . . 746
Steine statt Brot (R) . . . . . 927
Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie (F G) . . . . . 1098
Ich will dem Kaiser Rede stehen (E Gr):
1. Die wurzelhaften Gebrechen und Schwächen des Protestantismus . . . . . 308
2. Weitere Schäden des Protestantismus und das Heilmittel . . . . . 333
3. Was haben wir davon zu halten? . . . . . 335
Ein Sittengebot für Gottesleugner (Sr) . . . . . 754
Glaube, Unglaube, Halbglaube. Aus Berlin (W Th) . 1165
Die religiöse Lüge (Ka) . . . . . 802

Evangelische Gedanken zur Judenfrage (E F):
1. Der Antisemitismus . . . . . 313
2. Das Volk Israel und das moderne Judentum . . 368
3. Unser Urteil . . . . . 387
Eine Anfrage an die Herren Theologen Deutschlands aus den Kreisen christlicher gebildeter Frauen M—o) . . . . . 903
Zur Frauenfrage (W B):
1. Die Frauenfrage und die Theologen . . . . . 999
2. Die Frauenfrage im Alten Testament . . . . . 1001
3. Jesus und die Frauenfrage . . . . . 1023
4. Allgemeine Gesichtspunkte für die Beurteilung der Frauenfrage im Neuen Testament . . . . . 1026
5. Die Frauenfrage nach einzelnen neutestamentlichen Schriftstellen . . . . . 1082

Spalte

6. Ergebnisse . . . . . 1088
Zur Frage, ob das Christentum gegen die wirtschaftliche Bewegung der Sozialdemokratie gleichgiltig sei:
1. (A K) . . . . . 638
2. (R) . . . . . 639
3. (Th Z) . . . . . 765
Vom Tischgebet am fremden Tische (R) . . . . . 604


## Geschichtliches


Die Religion der römischen Gesellschaft im dritten Jahrhundert (E M):
1. Unser Interesse an der Geschichte . . . . . 780
2. Die Religionsmischung in Rom während der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts . . . . . 782
3. Die religiöse Stimmung der römischen Gesellschaft des dritten Jahrhunderts . . . . . 808
4. Die Versuche religiöser Reformation . . . . . 809
Deutsche Osterspiele im Mittelalter (R—n) . . . . 284
Zum 18. Februar. Kernsprüche aus Luthers letzten Lebenstagen (O A) . . . . . 142
Geduldig in Trübsal. Ein Lutherwort . . . . . 161
Luther über geistliches Regiment . . . . . 353
Aus Luthers Auslegung des hohenpriesterlichen Gebets Jesu. Joh. 17, 21—23 . . . . . 1041
Der Humor in Luthers Briefen (G B) 1 . . . 1049; 2 . . . 1138; 3 . . . 1179
Rückkehr zu Luther! (G K) . . . . . 1044
Wälsche Lügenschrift von D. Martin Luthers Tod zu Rom ausgegangen. 1545 (O A):
1. Einleitung . . . . . 143
2. Der Text . . . . . 144
3. Zur Würdigung . . . . . 145
Ultramontane Geschichtslügen und die Sozialdemokratie (R) . 606
Die neueste Waffe der Sozialdemokratie, Zimmermann-Blos, Geschichte des Bauernkrieges (G B—t): 1 . . . 575; 2 . . . 588
Noch einmal der Geschichtsschreiber der Wahrheit (R) . 703
Das Blutgericht in Rottenburg am Neckar (G B—t): 1 . . . 501; 2 . . . 525
Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529 (O R—ch):
1. Plan einer Theologenzusammenkunft . . . . . 123
2. Ablehnendes Verhalten der Wittenberger . . . . . 124
3. Beseitigung der Hindernisse . . . . . 125
4. Aufbruch der Beteiligten nach Marburg . . . . . 147
5. Zwinglis und Luthers Lehre . . . . . 148
6. Privatgespräch zwischen Melanchthon und Zwingli 166
7. Oeffentliches Gespräch am 2. Oktober . . . . . 167
8. Fortsetzung des Gesprächs und weitere Friedensverhandlungen bis zur Abreise aus Marburg . . 211
9. Erfolg des Gesprächs und Urteile der Gegner über einander . . . . . 213
10. Schlußbetrachtungen . . . . . 214
Die Konfutation der Augsburgischen Konfession (G K): 1 . . . 931; 2 . . . 933; 3 . . . 955; 4 . . . 972; 5 . . . 997
Kurfürst August I. von Sachsen (R—n): 1 . . . 830; 2 . . . 831; 3 . . . 856; 4 . . . 900; 5 . . . 900
Gustav Adolf. Historisches Charakterbild in fünf Aufzügen von Dr. Otto Devrient (R B) . . . . . 866
Ein neues Werk über Gustav Adolf (H) . . . . . 965

Ein interkonfessionelles Idyll auf dunklem Hintergrunde (O B—r): 1 . . . 730; 2 . . . 731; 3 . . . 759; 4 . . . 760; 5 . . . 761; 6 . . . 761; 7 . . . 762
Die Bedeutung des vatikanischen Konzils (E K):
1. Das Konzil . . . . . 694
2. Die Folgen . . . . . 707
Rom und die Romantik (K):
1. Amadis . . . . . 310
2. Die romantische Schule . . . . . 311

| | Spalte |
|---|---|
| 3. Romantik und Katholizismus | 339 |
| 4. Romantik und Protestantismus | 356 |
| Kardinal Newman (M S): 1 . . . 264; 2 . . . | 292 |
| Die Ketzertaufe und die orthodoxe Kirche des Orients (Ph M) | 861 |
| Der Stundismus in Rußland (S E): | |
| 1. Die soziale Bedeutung des älteren russischen Sektentums und die Aufhebung der Leibeigenschaft | 1142 |
| 2. Ursprung und Charakteristik des Stundismus | 1159 |
| 3. Verfolgung und Ausbildung der Gemeinden | 1182 |
| Uhlhorns Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit (S E) | 31 |
| Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung (K K): | |
| 1. Die alte Kirche | 624 |
| 2. Das Mittelalter | 644 |
| 3. Von Luther bis zur Neuzeit | 665 |
| 4. Die Zivilehe und die kirchliche Trauung in der Gegenwart | 687 |
| Aus Karl Geroks Jugendzeit (G G): | |
| 1. Tageblätter des angehenden Studenten | 15 |
| 2. Ein Aufsatz des angehenden Theologen | 57 |
| Edmond de Pressensé über Robertson (C B): 1 . . 456; 2 . . . 458; 3 . . 459; 4 . . . | 460 |
| Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime (C B): 1 . . . 621; 2 . . . 622; 3 . . 623; 4 . . . 647; 5 . . . 721; 6 . . . 757; 7 . . . 819; 8 (Erste Hälfte) . . . 855; 8 (Zweite Hälfte) . . . 877; 9 . . . 897; 10 . . . 961; 11 . . . 1090; 12 . . . 1091; (Schluß im sechsten Jahrgang.) | |
| Ein wiederentdeckter geistlicher Liederdichter unserer Tage (K S) | 1166 |
| Das Leben Max Dunckers (H Wzl) | 1106 |
| Eine Geschichtslüge in den „Hamburger Nachrichten" (F G) | 751 |
| Wer ist Hülsmann? (E B) | 1130 |


## Römisches und Protestantisches


| | |
|---|---|
| Aus dem römischen Katechismus eines sogenannten Friedensbischofs (R K) | 246 |
| Majunke am Pranger (August Thenn) | 86 |
| Wälsche Lügenschrift von D. Martin Luthers Tod zu Rom ausgegangen. 1545 (O A): | |
| 1. Einleitung | 143 |
| 2. Der Text | 144 |
| 3. Zur Würdigung | 145 |
| Die Konfutation der Augsburgischen Konfession (G K): 1 . . 931; 2 . . 933; 3 . . 955; 4 . . 972; 5 . . | 997 |
| Das Blutgericht in Rottenburg am Neckar (G B—t): 1 . . . 501; 2 . . . | 525 |
| Ein interkonfessionelles Idyll auf dunklem Hintergrunde (O B—r): 1 . . 730; 2 . . 731; 3 . . 759; 4 . . . 760; 5 . . 761; 6 . . 761; 7 . . | 762 |
| Die Jesuiten in Sachsen (F B) | 344 |
| Die Jesuiten in Sachsen und die Berliner Germania (F B) | 506 |
| Jesuitenschriften (E Sch) | 491 |
| Rom und die Romantik (K): | |
| 1. Amadis | 310 |
| 2. Die romantische Schule | 311 |
| 3. Romantik und Katholizismus | 339 |
| 4. Romantik und Protestantismus | 356 |
| Kardinal Newman (M S): 1 . . . 264; 2 . . . | 292 |
| Die Bedeutung des Vatikanischen Konzils (E K): | |
| 1. Das Konzil | 694 |
| 2. Die Folgen | 707 |
| Ein Gang durch Trier und seine Pilgerbücher (E Str) | |
| 1. Nach Trier! | 886 |
| 2. Die katholische Anschauung von der Wichtigkeit der Reliquienschaustellung | 888 |
| 3. Die Gründe der Reliquienverehrung | 888 |
| 4. Die Wirkungen der Reliquienschaustellung | 912 |
| 5. Das Evangelium Jesu und die Schaustellung | 913 |
| Zwei wunderbare Heilungen durch den Trierer Rock (L W V) | 1060 |
| Bischof Korum vor dem Richterstuhle des Neuen Testaments (D—n) | 884 |
| Die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier im Jahre 1844. Eine Jugenderinnerung (M Q) | 675 |
| Zwei Bemerkungen zur Ausstellung des „heiligen Rocks" in Trier (G K) | 1062 |
| Ueber den „heiligen Rock" zu Trier | 919 |
| Dem Trierer Rock zu Ehren (R) | 630 |
| Interkonfessionelles von Trier | 728 |
| Der Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich unter Jesuitenhänden (K—y) | 9 |
| Die Ehre der evangelischen Kirche (H-Zw) | 24 |
| Die neue Sperrgeldervorlage (R) | 111 |
| Zum Verständnis der Sperrgeldervorlage | 153 |
| Merkwürdige Wirkungen der Sperrgeldervorlage (H-Zw) | 278 |
| Der Staatsgedanke im Jesuitengesetz (H-Zw) | 169 |
| Zur Reichstagswahl in Bochum (G-S) | 109 |
| Die ultramontane Presse (R W-M) | 127 |
| Zur Nationalitätenfrage in der römischen Kirche der nordamerikanischen Union (J H) | 863 |
| Zur Charakteristik katholischer Frömmigkeit (E F) | 118 |
| Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen (Adolf Harnack) | 401 |
| Ein italienisches Osterspiel (T) | 289 |
| Corpus Domini. Aus den Albanerbergen (T) | 599 |
| Orvieto (T) | 726 |
| Loreto. Zur Geschichte des Madonnenkultus (T): 1 . . . 1102; 2 . . . 1104; 3 . . | 1104 |
| Die Zaubernacht. Weihnachtsglaube in Sizilien (T) | 1188 |
| Von der Newa zum Nordkap (v K): | |
| 1. Betrachtungen eines Protestanten | 529 |
| 2. Betrachtungen eines Jesuiten | 550 |
| Die päpstliche Enzyklika über die Arbeiterfrage (P G) | 879 |
| Auch ein Weg nach Rom (H-Zw) | 278 |
| Von der römischen Schwesterkirche (R) | 1111 |
| Von der fünften Generalversammlung des Evangelischen Bundes (E F): | |
| 1. Der Verlauf der Kasseler Tage | 1004 |
| 2. Die Thätigkeit des Bundes | 1029 |
| 3. Die Zukunft des Bundes | 1031 |
| Die Rettung konfessionell gefährdeter Kinder (G-S) | 1056 |


## Evangelisch-Kirchliches


| | |
|---|---|
| Ich will dem Kaiser Rede stehen (C Gr): | |
| 1. Die wurzelhaften Gebrechen und Schwächen des Protestantismus | 308 |
| 2. Weitere Schäden des Protestantismus und das Heilmittel | 333 |
| 3. Was haben wir davon zu halten? | 335 |
| Ein Adventsbrief (Bki) | 23 |
| Steine statt Brot (R) | 927 |
| Professor Grau gegen Professor Haupt (R) | 1095 |
| Gutachten der theologischen Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg i. E. über die Schrift des Herrn Pastors Ziegler: „Der geschichtliche Christus" | 379 |
| In Sachen des Pastors Ziegler (R) | 446 |
| Die Konservative Korrespondenz und Herr Pastor Ziegler (R) | 518 |
| Welche Kirche ist vom Pfingstgeist gestiftet worden? (R) | 517 |
| Erlaubte Gottesdienststörung nach der Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts (v K) | 239 |
| Ist die Störung des Gottesdienstes durch einen Zuhörer erlaubt? (Rkr): | |
| 1. Thatsächliches und gerichtliche Urteile | 383 |
| 2. Erwägungen | 483 |
| Das Ohrdruffer Schöffengericht (v K) | 327 |
| Rücksichtslosigkeiten gegen den christlichen Sonntag (R) | 517 |

Spalte

Eine Braunschweiger Korrespondenz der Kölnischen Zeitung (E Schn) . . . . . 422
Sonntagsentheiligung durch Behörden . . . . . 24
Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung (K K):
1. Die alte Kirche . . . . . 624
2. Das Mittelalter . . . . . 644
3. Von Luther bis zur Neuzeit . . . . . 665
4. Die Zivilehe und die kirchliche Trauung in der Gegenwart . . . . . 687
Die Ehre der evangelischen Kirche (H-Zw) . . . . . 24

Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen (K K):
1. Die Rechtslage . . . . . 50
2. Zukunftsaussichten . . . . . 81
Das Verhältnis von Staat und Kirche in Preußen (H-Zw) 908
Juristischer Wegweiser für Kirchenbau und Parochialteilung (O B) . . . . . 1114
Zur Reichstagswahl in Bochum (G-S) . . . . . 109
Der Rücktritt von Goßlers (R) . . . . . 278
Ein ungedrucktes Dokument (E F) . . . . . 606
Die Nicht-Wahl Stöckers in den Generalsynodalvorstand (R) 1198

Die Lahmlegung der sozialen Liebesthätigkeit eines evangelischen Geistlichen. Zum Fall Klein-Reinerz:
1. Der Thatbestand . . . . . 463
2. Vorwürfe und Rechtfertigung . . . . . 465
3. Zur konfessionellen und sozialen Beleuchtung . . 468
Zum Falle Klein-Reinerz . . . . . 495
Das Ende des Falles Klein? Ein Appell an das Gewissen des Breslauer Konsistoriums (R) . . . . 981
In Sachen Kleins. Protokoll der Kontrollkommission 1057
Erklärung des Königlichen Konsistoriums der Provinz Schlesien (D H) . . . . . 1059
Das Verfahren des Schlesischen Konsistoriums gegen Pfarrer Klein (R): . . . . . 1068
In Sachen Kleins. Zweites Protokoll der Kontrollkommission . . . . . 1077
Immer trauriger (R) . . . . . 1095
Beilage zu Nr. 47 der Christlichen Welt. Aktenstücke zum „Fall Klein."
In Sachen Kleins (R) . . . . . 1111
Nicht in Sachen Kleins (R) . . . . . 1175
Das soziale Programm der evangelischen Kirche (P G) 268
Die Aufgaben des evangelischen Pfarrers gegenüber der sozialdemokratischen Agitation auf dem Lande (P G) 477

Zur Gemeindereform (R):
1. Ein vergessener Vorkämpfer . . . . . 222
2. Ein neuer Mitstreiter . . . . . 244
Die religiöse Gemeindeorganisation und die Landgemeinden (Th-Z):
1. Die besonderen Schwierigkeiten . . . . . 271
2. Der Weg zur Durchführung . . . . . 296

Der Evangelisch-soziale Kongreß (P G) . . . . . 360
Zum zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß (R) . . . 482
Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß (R):
1. Der Gesamtverlauf . . . . . 540
2. Religion und Sozialdemokratie . . . . . 542
3. Individualismus und Sozialismus . . . . . 592
4. Kirchliche Gebühren und Honorare . . . . . 593
5. Zur ländlichen Arbeiterfrage . . . . . 594
6. Schluß . . . . . 596
Die Erziehung der gewerblichen Jugend. Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß (O B) . . . . . 625
Evangelisch-soziale Zeitfragen (S E) . . . . . 321
Die gesellschaftlichen Ziele der deutschen Sozialdemokratie. Zu den neusten Evangelisch-sozialen Zeitfragen (S E) . . . . . 737
Der Protestantenvereinskalender über den Evangelisch-sozialen Kongreß (R) . . . . . 918
Der Bericht über die Verhandlungen des zweiten Evangelisch-sozialen Kongresses (D H) . . . . . 775

Spalte

Der Bericht über den zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß (R) 1039
Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes über die soziale Aufgabe des Bundes und sein Verhältnis zum Evangelisch-sozialen Kongreß . . . . . 513
Von der fünften Generalversammlung des Evangelischen Bundes (E F):
1. Der Verlauf der Kasseler Tage . . . . . 1004
2. Die Thätigkeit des Bundes . . . . . 1029
3. Die Zukunft des Bundes . . . . . 1031
Die Rettung konfessionell gefährdeter Kinder (G-S) . 1056

Die Evangelische Allianz in Florenz (G—tz):
1. Das Ziel der Evangelischen Allianz . . . . . 412
2. Die Zusammensetzung der Allianz-Versammlung 413
3. Mannigfaltigkeit der christlichen Anschauungen und Bestrebungen innerhalb der Allianz . . . . 433
4. Erfolge der Allianzversammlung . . . . . 461
Die Florenzer Tagung der Evangelischen Allianz in italienischer Beleuchtung. Aus Rom (M S):
1. . . 533; 2 . . . 546
Eine Frage an die Freunde der Evangelischen Allianz (D. Kaftan) . . . . . 581
In Sachen der Evangelischen Allianz . . . . . 629
In Sachen der Evangelischen Allianz (T K) . . . . 716
Noch einmal in Sachen der Evangelischen Allianz (Baumann) 980
Aufruf der Allianz . . . . . 1199

Evangelischer Schriftsteller-Verband (R) . . . . . 469
Der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke in Berlin (H-Zw) . . . . . 509
Die fünfte theologische Konferenz in Kiel. Aus Schleswig-Holstein (R) . . . . . 711

Der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein (R) 941
Das Anleiherecht der Berliner Kreissynoden (E F) . . . . 278
Aus der Kölnischen Zeitung (R):
1. Die Schuld der Kirchen und die Schuld der Gebildeten an der Religionsfeindschaft im Volke 66
Zum Kapitel des Austritts aus der Landeskirche (Sch) 1145
Aus dem Briefe eines Berliner Kandidaten (R) . . . . 941
Zur sogenannten Ueberfüllung des theologischen Studiums (R) 496
Frankfurter Kirchenkalender (F N) . . . . . 47

Zur Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Livland (X) 150
Soziale Predigten in England (Th Z) . . . . . 63
Parnell und die englische Geistlichkeit (C C) . . . . . 70
Das internationale Kongregationalistenkonzil in London (C C) . . . . . 958


## Heidenmission und Kolonialles


Die Fortschritte der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt (P) . . . . . 196
Der gegenwärtige Stand der Heidenmission. Bericht D. Warnecks auf der preußischen Generalsynode (Nach des Redners eigner Niederschrift) . . . 1154
Antrag D. Warnecks auf ständige Berichterstattung über den Stand der Heidenmission bei der preußischen Generalsynode . . . . . 1190
Mission und Kultur (F-E) . . . . . 102
Die Katastrophe auf der Karolineninsel Ponape (G Kze) 554
Alexander M. Mackay, der Pfadfinder der evangelischen Mission am Viktoria Nyanza (P) . . . . . 834
Der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein (R) 941
Aus der Kölnischen Zeitung (R):
2. Otto Ehlers über Missionen in Ostafrika . . . 100
Missionskarte der Erde (N-St) . . . . . 1124


## Gustav-Adolf-Verein und Diaspora


Die Aufgaben des Gustav-Adolf-Vereins in der Gegenwart (W—l):
1. Die evangelische Diaspora und die Begründung des Vereins . . . . . 792
2. Seine Thätigkeit von 1844—64 . . . . . 815

| | Spalte |
|---|---|
| 3. Seine Thätigkeit seit 1865 | 816 |
| 4. Ausblick | 832 |
| Die Gustav-Adolf-Tage in Görlitz (H) | 934 |
| Litterarisches vom Gustav-Adolf-Verein (H) | 493 |
| Gustav-Adolf-Litteratur (H) | 1174 |
| Für unsere Konfirmanden (H) | 118 |
| Das Wolfer Waisenheim für evangelische Diasporapflege (Gr) | 351 |
| Die Rettung konfessionell gefährdeter Kinder (G-S) | 1056 |
| Die Not Westpreußens (H) | 491 |


## Innere Mission und Soziales


| | |
|---|---|
| Uhlhorns Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit (S E) | 31 |
| Das Gesetz über Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter: | |
| 1. Von einem Politiker (O H—g) | 172 |
| 2. Von einem Theologen (S E) | 177 |
| Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen (F v O) | 242 |
| Ein Patrimonium der Enterbten (Fl): | |
| 1. Die Arbeiterkolonien | 642 |
| 2. Eine Heimatkolonie | 670 |
| 3. Das Prinzip der Organisation | 696 |
| 4. Die Bodengenossenschaft | 718 |
| Von Polizeistrafen (F—r): 1 . . . 891; 2 . . . | 893 |
| Die Branntweintantieme am Nordostseekanal (Bki) | 279 |
| Zum Prozeß Heinze (R F) | 1006 |
| Schutz für unsere Kinder! (Cz) | 155 |
| Neues vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften (R B) | 597 |
| Evangelischer Schriftsteller-Verband (R) | 469 |
| Nachfeier einer Berliner Einsegnung (P G) | 303 |
| Sonntagsentheiligung durch Behörden | 24 |
| Eine Braunschweiger Korrespondenz der Kölnischen Zeitung | 422 |
| Rücksichtslosigkeiten gegen den christlichen Sonntag (R) | 517 |
| Die Dresdner Festlichkeiten und der Totensonntag (R) | 1149 |
| Bibelsprüche in der modernen Industrie (P G) | 516 |
| Auf dem Friedhofe der freireligiösen Gemeinde in Berlin (P G) | 179 |
| Zwei Gespräche in der Fabrik (P G) 1 . . . 19; 2 . . . | 22 |
| Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche von Paul Göhre (R) | 579 |
| Habent sua fata libelli | 789 |
| Wird die Sozialdemokratie siegen? (P G) | 88 |
| System und Persönlichkeit (Ni) | 338 |
| Die neueste Waffe der Sozialdemokratie. Zimmermann-Blos, Geschichte des Bauernkrieges (G B—t): 1 . . . 575; 2 . . . | 588 |
| Noch einmal der Geschichtsschreiber der Wahrheit (R) | 703 |
| Ultramontane Geschichtslügen und die Sozialdemokratie (R) | 606 |
| Sozialdemokratie und Reformation | 1063 |
| Stellung der Sozialdemokratie zur Religion (R) | 22 |
| 2. Kor. 8, 9 in der Berliner Volkstribüne | 23 |
| Bebels Zitate aus der Bibel (H K) | 840 |
| Das soziale Programm der evangelischen Kirche (P G) | 268 |
| Aufgaben des evangelischen Pfarrers gegenüber der sozialdemokratischen Agitation auf dem Lande (P G) | 477 |
| Zur Frage, ob das Christentum gegen die wirtschaftliche Bewegung der Sozialdemokratie gleichgiltig sei: | |
| 1. (A K) | 638 |
| 2. (R) | 639 |
| 3. (Th Z) | 765 |
| Die päpstliche Enzyklika über die Arbeiterfrage (P G) | 879 |
| Der Geistliche und die Bodenbesitzreform (D—l) | 131 |
| Der Evangelisch-soziale Kongreß (P G) | 360 |
| Zum zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß (R) | 482 |
| Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß (R): | |
| 1. Der Gesamtverlauf | 540 |
| 2. Religion und Sozialdemokratie | 542 |
| 3. Individualismus und Sozialismus | 592 |
| 4. Kirchliche Gebühren und Honorare | 593 |
| 5. Zur ländlichen Arbeiterfrage | 594 |
| 6. Schluß | 596 |
| Die Erziehung der gewerblichen Jugend. Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß (O B) | 625 |
| Evangelisch-soziale Zeitfragen (S E) | 321 |
| Die gesellschaftlichen Ziele der deutschen Sozialdemokratie. Zu den neusten Evangelisch-sozialen Zeitfragen (S E) | 737 |
| Der Protestantenvereinskalender über den Evangelisch-sozialen Kongreß (R) | 918 |
| Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes über die soziale Aufgabe des Bundes und sein Verhältnis zum Evangelisch-sozialen Kongreß | 513 |
| Soziales Elend und moderne Wohlthätigkeit | 227 |
| Sozialvergiftende Mildthätigkeit (R) | 398 |
| Börsenspiel und Staatslotterie (R) | 1149 |
| Von dem Berner Kongreß gegen die unsittliche Litteratur (F Bth) | 1052 |
| General Booth und die soziale Frage: | |
| 1. General Booths In darkest England and the way out (L Sch) | 36 |
| 2. Professor Huxley über General Booths Plan (C B) | 39 |
| Kritik und Krisis des Boothschen Reformprojekts (C G) | 118 |
| General Booths Sozialreform (C C): | |
| 1. Aufnahme der Vorschläge | 199 |
| 2. Bisherige Thätigkeit der Heilsarmee | 216 |
| 3. Beurteilung des Planes | 219 |
| Soziale Predigten in England (Th Z) | 63 |
| Sozialpolitische Strömungen innerhalb der englischen Geistlichkeit (W L) | 673 |
| Zum sozialen Frieden (P D): | |
| 1. Einleitung | 733 |
| 2. Die Entstehung der Großindustrie oder der Klassenkampf | 735 |
| 3. Die soziale Richtung der Gegenwart: | |
| Erste Hälfte | 762 |
| Zweite Hälfte | 786 |
| 4. Der soziale Friede | 812 |
| Ueber die Frauenfrage: | |
| 1. (A Gr) | 363 |
| 2. (A B-M) | 366 |
| Die Frauenfrage in Deutschland (M L): | |
| 1. Rückblick | 393 |
| 2. Ueberblick | 414 |
| 3. Ausblick | 437 |
| Die Frauenfrage ist eine Männerfrage (H O) | 948 |
| Zur Dienstbotenfrage | 398 |
| Ein bedenkliches Angebot (R) | 1015 |
| Die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf (R) | 278 |
| Evangelische Gedanken zur Judenfrage (E F): | |
| 1. Der Antisemitismus | 313 |
| 2. Das Volk Israel und das moderne Judentum | 368 |
| 3. Unser Urteil | 387 |


## Kunst und schöne Litteratur


| | |
|---|---|
| Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung (R B): | |
| 1. Allgemeine Eindrücke | 723 |
| 2. Statistisches | 724 |
| 3. Biblisches: | |
| Erste Hälfte | 725 |
| Zweite Hälfte | 742 |
| 4. Geschichtliches | 743 |
| 5. Religiöse Sittenbilder | 744 |
| 6. Prachtwerke, Radirungen, Architektur | 744 |
| 7. Schlußurteil | 745 |
| Zum Berliner Dombau (R B) | 133 |
| Das Modell zum Berliner Dom (P—k) | 223 |
| Religiöse Kunst in Frankreich (H Wzl) | 41 |

Spalte

Nachklänge aus der H-moll-Messe Johann Sebastian Bachs (H—s): 1 . . . 648; 2 . . . . . 650
Vom Parsifal (J Sch) . . . . . 841

Klopstocks Oden und eine neue Auswahl davon (H O) 570
Gottfried Keller und seine Werke (P B—r):
1. Lebensabriß und Werke . . . . . 771
2. Religiös-sittlicher Standpunkt des Dichters . . . 794
3. Reflexion über den Standpunkt des Dichters . . 821
Eine Dichterin des deutschen Hauses (J B) . . . . 440
Der neue Herr (E W M) . . . . . 273
Einsame Menschen (E W M) . . . . . 396
Der Nächste. Soziales Drama in fünf Aufzügen von Friedrich Lange (v d H) . . . . . 700
Ihr Unbarmherzigen! Soziales Drama von Dr. Paul Kipper (v d H) . . . . . 1191
Gustav Adolf. Historisches Charakterbild in fünf Aufzügen von Dr. Otto Devrient (R B) . . . . . 866
Das Leben Max Dunckers (H Wzl) . . . . . 1106
Sentimentales Laster fürs deutsche Haus (R) . . . . . 1063
Journal de Marie Bashkirtseff (C B): 1 . . . 44; 2 . . 45; 3 . . 68; 4 . . 92; 5 . . 113; 6 . . 114
Hedda Gabler (E W M) . . . . . 206
L'Argent (E W M) . . . . . 489
Johann Ludwig Runeberg (R-H): 1 . . . 1118; 2 . . 1120
Yeast von Charles Kingsley (A—s) . . . . . 418
Shakespeares Hamlet (H-Sch):
1. Der Streit der Ansichten . . . . . 938
2. Der Verlauf der Handlung . . . . . 1009


## Verschiedenes


Palmsonntag. Gedicht von Karl Hunnius . . . . . 257
Gründonnerstag. Gedicht von Karl Hunnius . . . . 257
Am Kreuz. Gedicht von Karl Hunnius . . . . . 281
Osterode von Karl Hunnius . . . . . 281
Himmelfahrtshymnus von Karl Hunnius . . . . . 425
Pfingsten. Gedicht von Karl Hunnius . . . . . 449
Weihnacht. Sonettenkranz 1. Von Karl Hunnius . . 1177
Vielleicht es ist der letzte Tag. Aus Geroks Nachlaß 1081
Zwei Tischreden Karl Geroks . . . . . 514
Ein Tagebuch aus dem siebenjährigen Kriege (H Wzl) 324
Hausinschriften (N—t) . . . . . 631
Ein ungedruckter Brief Ernst Moritz Arndts . . . . 703

Ein Adventsbrief (Bki) . . . . . 23
Werdet wie die Kinder (H-Zw) . . . . . 108
Weihnachtspredigt in Bildern (R) . . . . . 157

Gottseligkeit ein Gewerbe . . . . . 135
Gottseligkeit ein Gewerbe? (R) . . . . . 208
Eine Unart frommer Christen (R) . . . . . 158
Pastor Funkes Aeußerung in Lübeck (R) . . . . . 183
Erklärung von Herrn Pastor Funke (R) . . . . . 228
Ein Kirchengespräch (E F) . . . . . 631
Ein Kirchenpatron (R) . . . . . 703
Professor Grau gegen Professor Haupt (R) . . . . 1095
Nachfeier einer Berliner Einsegnung (P G) . . . . 303
Sonntagsentheiligung durch Behörden . . . . . 24
Die Dresdner Festlichkeiten und der Totensonntag (R) . . 1149
Eine Braunschweiger Korrespondenz der Kölnischen Zeitung . 422
Rücksichtslosigkeiten gegen den christlichen Sonntag (R) . 517
Bibelsprüche in der modernen Industrie (P G) . . . . 516
Heiratsgesuche von Theologen (R) . . . . . 71
Unwissenheit in biblischen Dingen (W Th) . . . . . 1015
Der Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich unter Jesuitenhänden (K—p) . . 9
Die neue Sperrgeldervorlage (R) . . . . . 111
Zum Verständnis der Sperrgeldervorlage . . . . . 153
Merkwürdige Wirkungen der Sperrgeldervorlage (H-Zw) . 278
Zur Reichstagswahl in Bochum (G-S) . . . . . 109
Psalm 90, 10 (—i—) . . . . . 327
Zu den Reichsratswahlen in Oesterreich (A Schm) . . 202
Nach den Reichsratswahlen in Oesterreich (A Schm) . 346
Ueber die religionslose Staatsschule in Frankreich . . . 968
Ein Katechismus der Moral und Politik (O R) . . . 408
Der Rücktritt von Goßlers (R) . . . . . 277

Spalte

Protest gegen die Bonner Kaiserrede . . . . . 606
Rangstreit in Preußen (R) . . . . . 135
Evangelische Prinzessinnen in Rußland . . . . . 351

Zum Berliner Dombau (R B) . . . . . 133
Das Modell zum Berliner Dom (P—ck) . . . . . 223
Das neueste Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (R) . . . . . 119
Ein perfides Reporterstückchen . . . . . 942

Schutz für unsre Kinder (Cz) . . . . . 155
Neues vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften (R B) . . . . . 597
Evangelischer Schriftstellerverband (R) . . . . . 469
Von dem Berner Kongreß gegen die unsittliche Litteratur (F Bth) . . . . . 1052
Sentimentales Laster fürs deutsche Haus (R) . . . . . 1063
Die jungdeutsche Schule und Herr von Egidy (O Hgn) . . 630
Goethevergötterung (R) . . . . . 774
Kreuz und Blitzableiter (R) . . . . . 800

Aus der Kölnischen Zeitung (R):
1. Die Schuld der Kirchen und die Schuld der Gebildeten an der Religionsfeindschaft im Volke . 66
2. Otto Ehlers über Missionen in Ostafrika . . . 100
Die Protestantische Kirchenzeitung (D H) . . . . . 208
Der Briefkasten der Familienblätter (—he) . . . . . 227
Eine Geschichtslüge in den Hamburger Nachrichten (F G) . . 751
Bibelkenntnis — des Temps oder der Nationalzeitung? (R) 1150

Die Chronik der Christlichen Welt (R) . . . . . 275
Ein Wort für die Chronik der Christlichen Welt an die Freunde der Christlichen Welt (R) . . . . . 916


## Bücher und Schriften


Achelis, Christusreden (H-T) . . . . . 349
Ackermann, Schiller und Lotte (R B) . . . . . 1149
Allgemeine Konservative Monatsschrift (R B) . . . . . 918
Amiel, Fragments d'un journal intime (C B): 621; 622; 623; 647; 721; 757; 819; 855; 877; 897; 961; 1090; 1091; (Schluß im sechsten Jahrgang.)
Anders, Skizzen aus unserm heutigen Volksleben (R) . . . 1169
Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers (R) . . . 1148

Baumgarten, F., Wie Wertheim evangelisch wurde (P L) . . 679
Baumgarten, M., Selbstbiographie (Studt) . . . . . 135
Baumgarten, O., Der Seelsorger unsrer Tage (S E) . . . 321
Bericht über die 45. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Görlitz (H) . . . . . 1174
Besser, Bibelstunden (D-K) . . . . . 348
Beyschlag, Gehören die Jesuiten ins deutsche Reich? (E Sch) 494
„ Vaterländisch-kirchliche Erinnerungen aus Trier (D H) 919
„ Welche Entwicklung hat das Verhältnis von Staat und Kirche in Preußen genommen? (H-Zw) 908
Blanckmeister, Dresdner Reformationsbüchlein (P L) . . 1197
Bode, Meergold (H-Sch) . . . . . 1124
Bode, W., Ein Weg aus der Brotnot (F G) . . . . . 1196
Böhmer, Schädige niemanden ohne Not! Philosophische Essays (S) 754
Booth, In darkest England and the way out (L Sch) . . . 36
Borchard, Das Sperrgeldergesetz und der Kampf mit Rom (E F) 583
Bornemann, Bittere Wahrheiten (R) . . . . . 375
Braun, Erinnerungen an Karl Gerok (Joseph Knapp) . . . 774
Brecht, Kirchliche Aktenstücke (E Sch) . . . . . 252
„ Schwarz-weiß-rot (E—dt) . . . . . 253
„ Papst Leo XIII. und der Protestantismus (P B) . . 277
Busch, Eduards Traum (H-Zw) . . . . . 823
Bulle, Dantes Beatrice im Leben und in der Dichtung (C C) 1196
Carriere, Dogma und Wissenschaft (F G) . . . . . 679
Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft (F G) 990
Christian, Stille Gedanken eines der vierzehn Nothelfer oder „Friedensbischöfe" Deutschlands (E Sch) . . . . . 253

Das deutsche Kommersbuch (R K) . . . . . 847
Das zwanzigste Jahrhundert (R B) . . . . . 917
Der Bericht über die Verhandlungen des zweiten Evangelisch-sozialen Kongresses (R) . . . . . 775; 1039
Der christliche Hausfreund. Ein Abreißkalender auf das Jahr 1892 (F G) . . . . . 1168
Der heilige Rock zu Trier. Eine Anklageschrift gegen Dr. C. Willems (D H) . . . . . 919
Der Marienpsalter (E F) . . . . . 118
Der Volksstaat (F v O) . . . . . 227
Devrient, Gustav Adolf (R B) . . . . . 866
Die grüne Eidechse (Cz) . . . . . 155

| | Spalte |
|---|---|
| Die Jesuitenfrage vom politischen Standpunkte aus (H-Zw) | 991 |
| Die Neue Christoterpe (R) | 1174 |
| Die schwimmende Insel (Cz) | 155 |
| Dresbach, Wegweiser zur Seligkeit (P D) | 117 |
| Drews, Mehr Herz fürs Volk (S E) | 321 |
| Dringende Wünsche (R) | 493 |
| Drummond, Pax vobiscum (E R) | 251 |
| Das Naturgesetz in der Geisteswelt (R) | 1170 |
| Dieckhoff, Die Inspiration und die Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift (R) | 929 |
| Die heilige Nacht. Ein Weihnachtsspiel von H. S. (E B) | 1147 |
| Eck, Die kirchliche Lage in den baltischen Provinzen Rußlands (O H) | 653 |
| von Egidy, Ernste Gedanken: 1 . . . 6; 2 . . 26; 3 . . . | 75 |
| Ein Katechismus der Moral und Politik (O R) | 408 |
| Erika, Hans Markwarts Jugend (R) | 1171 |
| Evangelisch-soziale Zeitfragen (S E) | 321; 737 |
| Evert, Unsere gewerbliche Jugend und unsere Pflichten gegen sie (S E) | 321 |
| Faber, Der Kampf des Lichts mit der Finsternis unter den Juden Osteuropas (d l R-E) | 1110 |
| Ficker, Die Konfutation des Augsburgischen Bekenntnisses (G K) 931; 933; 955; 972; | 997 |
| Flugschriften des Sächsischen Landesvereins des Evangelischen Bundes (E Sch) | 253 |
| Förster, Der heilige Rock von Trier im Jahre 1844 und 1891 (D H) | 919 |
| Frankfurter Kirchenkalender (F N) | 47 |
| Fricke, Aus dem Feldzuge 1866 (F G) | 607 |
| Gerok, G., Die letzten Tage Karl Geroks (Joseph Knapp) | 774 |
| Gerok, K., Die Psalmen (H) | 251; 1109 |
| Geschichte des Kirchspiels Krotoschin (H) | 493 |
| Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche | 579 |
| von der Goltz, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land (S E) | 741 |
| Gottschick, Die Kirchlichkeit der s. g. kirchlichen Theologie (F G) | 1098 |
| Gräber, Der Jesuitenorden (E Sch) | 252 |
| Grundemann, Die Fortschritte der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt (P) | 196 |
| Gurlitt, Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation (H Wz) | 494 |
| Hanak, Die Heilswahrheiten des Christentums. Ein Vademecum für Herrn Professor Luthardt (F G) | 1125 |
| Haupt, Die Bedeutung der heiligen Schrift für den evangelischen Christen (R) | 931 |
| Hauptmann, Einsame Menschen (E W M) | 396 |
| Haym, Das Leben Max Duncker's (H Wz) | 1106 |
| Hentschel, Johannes Laski, der Reformator von Polen (P L) | 1195 |
| Hering, Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid aus Liguoris Moraltheologie (E Sch) | 494 |
| Hildebrandt, F. W., Joab (K M) | 1013 |
| Hildebrandt, Was thut den evangelischen Gemeinden Magdeburgs not? (R) | 244 |
| Hillern, Am Kreuz, Passionsroman (R W-M) | 350 |
| Hoerschelmann, Halte, was du hast (P D) | 116 |
| Hoffmann, Sünde und Erlösung (J) | 250 |
| Holtzmann und Zöpffel, Lexikon für Theologie und Kirchenwesen (R) | 4118 |
| Jakobi, Für unsre Konfirmanden (H) | 118 |
| Jaskowski, Der heilige Rock zu Trier gerichtet von seinen eignen Freunden (D H) | 919 |
| Ibsen, Hedda Gabler (E W M) | 206 |
| Jensen, Die neue Hauspostille (P D) | 116 |
| Jesuiten als Vertreter einer wahrhaft christlichen Volksbildung. Flugblatt (E Sch) | 253 |
| Jesuitensensationsprozeß des Pfarrers Hartmann (E Sch) | 253 |
| Imelmann, Klopstocks Oden, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen (H O) | 570 |
| Journal de Marie Bashkirtseff (C B): 44; 45; 68; 92; 113; | 114 |
| Junius. Der s. g. heilige Rock zu Trier, ein Betrug der Klerisei (D H) | 919 |
| Kähler, Wie studirt man Theologie im ersten Semester? (C M) | 1038 |
| Kalender: | |
| Christophorus der Stelzfuß (P B) | 421 |
| Der christliche Hausfreund (F G) | 1168 |
| Landeskirchenkalender (F G) | 1168 |
| Sachsens Militärvereinskalender (P B) | 421 |
| Kawerau, G., Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters (P L) | 678 |
| Kawerau, W., Kunstgeschichtliche Skizzen (R B) | 1174 |
| Kerler, Aus dem siebenjährigen Kriege. Tagebuch des Preußischen Musketiers Dominikus (H Wz) | 324 |
| Kier, Bedarf es einer besonderen Inspirationslehre? (R) | 927 |
| Kingsley, Alton Locke | 1124 |
| „ Yeast (A—s) | 418 |
| Kipper, Ich will dem Kaiser Rede stehen (C Gr): 308; 333; | 335 |
| „ Ihr Unbarmherzigen | 1191 |
| Klaiber, Gedächtnisrede auf Karl Gerok (Joseph Knapp) | 775 |
| Klassiker-Bibliothek der christlichen Predigtlitteratur (J) | 444 |
| Knapp, Evangelischer Liederschatz (G G) | 1093 |
| Kögel, Gedichte (W Th) | 1108 |
| Kornrumpf, Gedenkheftchen (H) | 493 |
| Köstlin, Eine Autobiographie (P L) | 1170 |
| Kunowski, Wird die Sozialdemokratie siegen? (P G) | 88 |
| Kurs, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg (P L) | 1196 |
| Kurzer Unterricht von der römisch-katholischen Kirche (E Sch) | 253 |
| Lamparter, Gustav Adolf, König von Schweden, der Befreier des evangelischen Deutschlands (H) | 965 |
| Landeskirchenkalender (F G) | 1168 |
| Lange, F., Der Nächste (v d H) | 700 |
| Lange, K., Der Papstesel (H Wz) | 277 |
| von Lenz, Laiengedanken über die „Ernsten Gedanken" des Herrn von Egidy (R) | 279 |
| Link, Vergeßt der teuren Toten nicht! (H) | 493 |
| Londsdale, Schwester Dora (R) | 1171 |
| Lotz, Christentum und Arbeiterbewegung (S E) | 321 |
| Luthers Werke fürs deutsche Haus (R) | 1078 |
| Mackay, Alexander M. Mackay, der Pfadfinder der evangelischen Mission am Viktoria Nyanza (P) | 834 |
| von Manteuffel, Lora (R) | 1170 |
| Martensen, Aus meinem Leben (R K) | 277 |
| Mathe, Mathilde (R) | 1171 |
| Mejer, Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen (K K): | 50; 81 |
| Meyer, Glaube und Kultur (E Sch) | 253 |
| „ Predigt über Kol. 3, 14—17 (E Sch) | 253 |
| Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen (P L) | 679 |
| Menger, Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen (F v O) | 242 |
| Missionskarte der Erde (N-St) | 1124 |
| Mosapp, Karl Geroks Leben (Joseph Knapp) | 774 |
| Naumann, Das soziale Programm der evangelischen Kirche (P G) | 268 |
| Ney, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529 (P L) | 1196 |
| Nippold, Der Jesuitenstreit in Rimbeck (H-Zw) | 992 |
| Nitzsch, Lehrbuch der evangelischen Dogmatik (W Wy) | 260 |
| Oertel, Aus der Jugendzeit (R) | 1170 |
| „ Späte Heimkehr (E F) | 1170 |
| Oldenberg, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie (S E) | 739 |
| Oeser, Archemoros (R) | 1169 |
| Peilnetosi, Der heilige Rock oder Jesuiten in Sicht (D H) | 919 |
| Perthes, Handlexikon für evangelische Theologen (R) | 1148 |
| Pfleiderer, Illustrirte Hausbibel (W G) | 966 |
| Pötzschke, Was lehren und wollen die Jesuiten? (E Sch) | 252 |
| Quistorp, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe (S E) | 738 |
| Reisehandbuch (D H) | 752 |
| Reuß, Das Alte Testament (R) | 1039 |
| Réville, Die Religion zu Rom unter den Severern (C M) | 782 |
| Rieks, Der Trierer Rock (D H) | 919 |
| „ Die Jungfrau von Orleans | 1173 |
| Riemann, Was thut den evangelischen Gemeinden Magdeburgs not? (R) | 246 |
| Rietschel, Luthers seliger Heimgang (P L) | 1196 |
| Ritter, Dreißig Jahre protestantischer Mission (P) | 254 |
| Robertson, Religiöse Reden. Neue Folge (E B) | 1149 |
| Rocholl, Die Jesuiten und das Elsaß (H-Zw) | 991 |
| Rundle-Charles, Gegen den Strom (R) | 1171 |
| Runeberg, Werke (R-H) | 1118; 1120 |
| Saat auf Hoffnung (d l R-E) | 1110 |
| Sächsischer Gustav-Adolf-Bote (H) | 493 |
| Schall, Ulrich von Hutten (P L) | 679 |
| Schilling, Die Jesuiten und das deutsche Reich (E Sch) | 252 |
| Schirmer, Offenes Sendschreiben an die deutschen Bischöfe (D H) | 919 |
| Schlatter, Einleitung in die Bibel (A T) | 652 |
| Schmidt, Das Gebet des Herrn (P D) | 116 |
| Schneider, Gebete und Lieder für Mutter und Kind (R) | 1168 |
| Schneller, Evangelienfahrten (K M) | 1168 |
| Schrill, Der jesuitische Gehorsam (H-Zw) | 991 |
| Schöll, Sein Erbe (H—s) | 1171 |
| von Schubert, Die evangelische Trauung (K K): 624; 644; | 665; 687 |
| Schwalb (B—s) | 746 |
| Seeberg, Hermann von Scheda (d l R-E) | 1110 |
| Shakespeare, Hamlet (H-Sch) | 938; 1009 |

Spalte

Siebert, Was will die römische Papstkirche mit der Trierer Rockausstellung (D H) . . . . . 919
von Soden, Reformation und soziale Frage (S E) . . . . 321
Sollen sie wiederkehren? (E Sch) . . . . . 252
Sonntag, Laienpredigten (P D) . . . . . 115
Spitta, Sonntagspredigten (A-W) . . . . . 117
von Sprecher, Die Familie de Saß (R) . . . . . 1170
Stein, Deutsche Geschichts- und Lebensbilder (R B) . . . . 1173
Stöcker, Christlich-sozial (E F) . . . . . 318
„ Sozialdemokratie und Sozialmonarchie (S E) . . . 321
Stockmeyer, Das Gebet des Herrn (P D) . . . . . 116
Strack, Der Blutaberglaube bei Juden und Christen (d l R-E) 1110
Sudermann, Das Sterbelied (R) . . . . . 1063
Sulze, Die evangelische Gemeinde (R) . . . . . 1169
Szalatnay, Bilder aus der Toleranzzeit im Königreich Böhmen (S) . . . . . 1173

Tafel, Allerlei fürs Haus (W v B) . . . . . 238
Tharau, Die Fackelträger des Evangeliums (E P) . . . . 1173
Thikötter, Die metaphysische Grundlage des hierarchisch-jesuitischen und des sozialdemokratischen Systems und ihre Bekämpfung (M—t) . . . . . 988
Thümmel, Die Anbetung der „lückenhaften Stoffteile" zu Trier (D H) . . . . . 919
Transparent und Wandsprüche (R) . . . . . 1147
Tschackert, Die Unvereinbarkeit des Jesuitenordens mit dem deutschen Reiche (H-Zw) . . . . . 991

Uhlhorn, Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit (S E) . . 31

Voß, Haideblume (R) . . . . . 1170

Walther, Die Frau Marquise (R) . . . . . 1170
Wandsprüche (R) . . . . . 1147
Weber, Bestrebungen für das Arbeiterwohl (Cz) . . . . . 654
„ Soziale Zeitpredigten (R) . . . . . 1169
Weck, Unsre Toten (D A) . . . . . 47
Weitbrecht, Ketzergerichte (E F) . . . . . 1172
Weizsäcker, Juristischer Wegweiser für Kirchenbau und Parochialteilung (O B) . . . . . 1114
Wiemann, Staatsgefährliche Lehren der Jesuiten (E Sch) . . 252
Wildenbruch, Der neue Herr (E W M) . . . . . 273
Wir und das Beste in der Welt (P D) . . . . . 399
Wolfrum, Die Entstehung und erste Entwicklung des deutschen evangelischen Kirchenliedes in musikalischer Beziehung (A-W) 847
Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten (R) . . . . . 1174
Zeitschrift für Theologie und Kirche (F G) . . . . . 302
Ziegler, Der geschichtliche Christus (P D) [vergl. Sp. 379; 446; 518] . . . . . 187
Zimmermann-Blos, der Bauernkrieg (G B—t): . . 575; 588
Zimmer-Preiß, Handlexikon für evangelische Theologen (R) . 1148
Zittel, Familienbibel des Neuen Testaments (R) . . . . . 800
Zola, L'Argent (E W M) . . . . . 489


## Anzeigen und Aufrufe


Antrag betreffs Neuordnung des Konfirmationswesens . . . 400
Aufruf an die Kandidaten des Predigtamts . . . . . 1125
Aufruf zum Eintritt in das Pflegerinnenhaus zu Hubertusburg 232
Aufforderung zum Eintritt in den Missionsdienst . . . 136; 159
Herzliche, leicht erfüllbare Bitte an edle Herzen! . . . . . 560
Aufruf des Vorstandes des Vereins zur Förderung des Evangeliums in Spanien . . . . . 120
Dank und Bitte betr. die Sammlungen für die deutsche evangelische Gemeinde in Sofia . . . . . 400
Aufruf betr. die Säkularfeier des 3. Mai 1791 in Ungarn . 424
Bitte betr. den Evangelisch-sozialen Kongreß . . . . . 120
Einladung zum Evangelisch-sozialen Kongreß . . . . 448; 472
Fünfte Generalversammlung des Evangelischen Bundes . . . 871
Aufruf betr. das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall . . . . . 48
Erklärung des Lic. theol. Weber, Pfarrers zu München-Gladbach 536
Erklärung der Schriftleitung der Flugschriften des Evangelischen Bundes . . . . . 584
Jahresversammlung des Sächsischen Landesvereins des Evangelischen Bundes . . . . . 968
Aufruf der Evangelischen Allianz . . . . . 230
Aufruf des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz . . . 1199
Festordnung zu der 45. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Görlitz . . . . . 656
45. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Görlitz . 776
Diasporakonferenz . . . . . 704
7. Generalversammlung des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins . . . . . 896
Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine zu Dresden 944
Chronik der Christlichen Welt . . . . . 992
Chronik der Christlichen Welt . . . . . 1040
An unsre Leser . . . . . 1079


## Redaktionelles


Zur Beachtung: . . . . 23; 72; 136; 303; 328; 607; 632; 848; 919; 943; 1079; 1175; 1198
Anfragen: . . . . . 279; 399
Quittungen: 47; 95; 158; 279; 328; 399; 447; 519; 535; 583; 608; 680; 752; 800; 895; 1015; 1039; 1096; 1176
Zur Nachricht: . . . . . 376; 919
Drummonds Naturgesetz in der Geisteswelt . . . . . 471
Antwort auf die Anfrage in Nr. 17 . . . . . 447
Noch eine Antwort . . . . . 471
Der Aufsatz Paulus . . . . . 1125
Berichtigung . . . . . 1095
Die Chronik der Christlichen Welt . . . . . 275
Ein Wort für die Chronik der Christlichen Welt an die Freunde der Christlichen Welt . . . . . 916
Das Jahresregister . . . . . 1198
Unerfüllte Versprechungen . . . . . 1198
Für die fünf ersten Jahrgänge (D H) . . . . . 1198


## Druckfehler

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Spalte | 26 | Zeile | 11 | von oben | lies | Werde statt Werk |
| „ | 36 | „ | 58 | „ „ | „ | In darkest England and the way out statt In darkest England and out |
| „ | 40 | „ | 25 | „ „ | „ | Tambouringerasselstatt Tambarungerassel |
| „ | 44 | „ | 5 | „ „ | „ | Bashkirtseff statt Bashkirseff |
| „ | 45 | „ | 5 | „ „ | „ | psychologische statt philosophische |
| „ | 67 | „ | 9 | „ unten | „ | Richtig verstanden doch. statt Richtig verstanden. Doch |
| „ | 117 | „ | 6 | „ „ | „ | Gabe statt Weihnachtsgabe |
| „ | 190 | „ | 6 | „ oben | „ | wieder statt nieder |
| „ | 235 | „ | 4 | „ unten | „ | recht statt nicht |
| „ | 264 | „ | 4 | „ „ | „ | fünfundvierzig statt fünfundzwanzig |
| „ | 265 | „ | 4 | „ oben | „ | fünfundvierzig statt fünfundzwanzig |
| „ | 277 | „ | 30 | „ unten | „ | nordisch statt norwegisch |
| „ | 278 | „ | 15 | „ oben | „ | H Wzf statt Hf Wz |
| „ | 449 | „ | 3 | „ „ | „ | siegend statt singend |
| „ | 494 | „ | 11 | „ unten | „ | E Sch statt E S |
| „ | 552 | „ | 38 | „ oben | „ | Fürsten statt Fürstenkirche |
| „ | 591 | „ | 7 | „ unten | „ | Müller statt Meyer |
| „ | 602 | sind nach Zeile 43 die 25 ersten Zeilen der zweiten Erzählung Introite, nam et heic dei sunt ausgefallen. Die erste Erzählung: Du hast den Preis doch ausradirt? ist vollständig und endet mit Zeile 43. Die zweite ist vollständig wiederholt Nr. 52 Spalte 1163 ff. | | | | | |
| „ | 611 | Zeile | 4 | von unten | lies | 5 Mk. statt 6 Mk. |
| „ | 636 | „ | 5 | „ oben | „ | Gefühligkeit statt Gefälligkeit |
| „ | „ | „ | 7 | „ „ | „ | künstlichen statt künstlischen |
| „ | 655 | „ | 38 | „ „ | „ | Rieks statt Rinks |
| „ | 753 | „ | 26 | „ „ | „ | alle Heere statt die Sterne |
| „ | „ | „ | 27 | „ „ | „ | es statt er |
| „ | „ | „ | 33 | „ „ | „ | Kleinen statt Deinen |
| „ | 838 | „ | 22 | „ unten | „ | winken statt wirken |
| „ | 873 | „ | 26 | „ oben | „ | Sterben statt Streben |
| „ | 886 | „ | 19 | „ unten | „ | D—n statt D—e |
| „ | 913 | „ | 22 | „ oben | „ | Buß statt Lust |
| „ | 1015 | „ | 14 | „ „ | „ | feinsinnig statt freisinnig |
| „ | 1031 | „ | 18 | „ unten | „ | Eichfeld statt Rudolstadt |
| „ | 1147 | „ | 13 | „ „ | „ | Weihnachtsbild statt Weihnachtslied |
| „ | 1149 | „ | 25 | „ oben | „ | Fred. statt Ferd. |
| „ | „ | „ | 45 | „ „ | „ | die die Anschauung widerlegt statt der die Anschauung. |

## Unsere Mitarbeiter

### am Jahrgang 1891

Pfarrer O. Albrecht, Naumburg (O A)
Cand. theol. Anspach, Wesel (A-W)
Pfarrer O. Baltzer, Weißig bei Groß-Reichenau (O B—r)
Professor Lic. F. Barth, Bern (F Bth)
Professor D. Graf Baudissin, Marburg (W v B)
Professor Lic. O. Baumgarten, Jena (O B)
Pfarrvikar Dr. Paul Baumgärtner, Davos (P B—r)
Emilie Beyer, Hanau (E B)
Pastor Biernatzki, Bargum, Schleswig-Holstein (Bki)
Pastor F. Blanckmeister, Dresden (F B)
Frl. von Blomberg, Bonn (v Bl)

Dr. Wilhelm Bode, Hermsdorf bei Dresden (Bde)
Pfarrer P. Bonsack, Bornhagen bei Eichenberg (P B)
Cand. theol. Bonus, Wittenberg (B—s)
Professor Lic. W. Bornemann, Magdeburg (W B)
Pfarrer G. Bossert, Nabern in Württemberg (G B—t)
Frau Charlotte Broicher, Berlin (C B)
Diakonus Lic. Dr. G. Buchwald, Zwickau (G B)
Pfarrer R. Bürkner, Berka an der Ilm (R B)
Dr. C. Clemen, Berlin (C C)
Pfarrer Colditz, Chemnitz (Cz)
Pfarrer Danneil, Jersleben bei Wolmirstedt (D—l)
Cand. rev. min. Deißmann, Marburg (D—n)
Pfarrer Dörries-Klopf, Hannover-Kleefeld (D K)
Archidiakonus Lic. P. Drews, Dresden (P D)
Pfarrer S. Eck, Rumpenheim bei Offenbach a. M. (S E)
Kollaborator Eckardt, Altenburg (E—dt)
Pfarrer Dr. H. J. Fabri, Venedig (H J F)
Pfarrer Fischer, Ehingen a. D., Württ. (F-E)
Seminarlehrer W. Flegler, Bensheim in Hessen (Fl)
Cand. theol. E. Foerster, Berlin (E F)
Amtsrichter Dr. R. Foerster, Oranienburg (R F)
Diakonus Forberger, Dresden (F—r)
Superintendent Gallwitz, Sigmaringen (G—tz)
Cand. theol. F. Geest, Schönbach (F G)
Pfarrer Gerber, Borsfleth bei Krempe (W G)
Stadtpfarrer Gustav Gerok, Stuttgart (G G)
Pfarrer Giesekke, Solingen (G-S)
Generalsekretär P. Göhre, Berlin (P G)
Professor D. Grafe, Bonn (Gr)
Garnisonpfarrer C. Gräfe, Königstein (C Gr)
Pfarrer Habermann, Zwinge (H-Zw)
Pfarrer Hackenberg, Hottenbach, R.-B. Trier (H-H)
Professor D. Th. Häring, Göttingen (Th H)
Professor D. A. Harnack, Berlin (A H)
Pfarrer Hausmann, Schwenda bei Stolberg am Harz (H-Sch)
Cand. theol. O. Hegemann, Straßburg (O Hgn)
Militäroberpfarrer Dr. Hermens, Magdeburg (H)
Diakonus von der Heydt, Spremberg, Lausitz (v d H)
Diakonus Hieber, Tuttlingen, Württ. (H-T)
Hilfsprediger Julius Hofmann, Baltimore (J H)
Pastor, Oberlehrer a. D. Karl Hunnius, Berlin (H—s)
Prediger F. Issel, Freiburg i. B. (F I)
Professor D. Jülicher, Marburg (J)
Diakonus W. Karl, Heidelberg (Ka)
Pastor Primarius Dr. Katzer, Löbau i. S. (K)
Professor D. G. Kawerau, Kiel (G K)
Professor Dr. Kipp, Kiel (K—p)
Professor Dr. v. Kirchenheim, Heidelberg (v K)
Hilfsgeistlicher Hermann Kleinschmidt, Linden-Hannover (H K)
Oberkonsistorialrat D. K. Köhler, Darmstadt (K K)
Diakonus Dr. E. Krömer, Leipzig (E K)
Pfarrer G. Kurze, Bornshain bei Gößnitz (G Kze)
Mathilde Lammers, Bremen (M L)
Professor Dr. W. Lotz, München (W L)
Dr. Paul Luther, Prenzlau (P L)
Pfarrer Lic. K. Marti, Muttenz, Baselland (K M)
Gymnasialoberlehrer Dr. E. W. Mayer, Berlin (E W M)
Pfarrer A. Meyenschein, Hohenzell, R.-B. Kassel (A M)
Studiendirektor Ph. Meyer, Erichsburg, Hannover (Ph M)
Professor D. C. Mirbt, Marburg (C M)
Vereinsgeistlicher F. Naumann, Frankfurt am Main (F N)
Pfarrvikar Niebergall, Ohligs (Ni)
Cand. rev. min. W. Niethack-Stahn, Eisleben (N-St)
Landgerichtsrat von Oertzen, Zabern (F v O)
Seminardirektor Dr. H. Oeser, Karlsruhe (H O)
Pfarrer Paul, Lorenzkirch bei Strehla, Sachsen (P)
Regierungsbaumeister Poltrock, Westend bei Berlin (P—ck)
Lic. E. Preuschen, Berlin (E P)
Frau Oberst Quednow, Bonn (M Q)
Dr. O. Redlich, Marburg (O R—ch)
Dozent Ernst Reichel, Gnadenfeld (E R)
Professor Dr. H. Rinn, Hamburg (R—n)
Cand. theol. Risch, Wiesbaden (—i—)
Professor Lic. O. Ritschl, Kiel (O R)
Hauptpastor D. Heinrich Röpe, Hamburg (Rö)
Pfarrer Dr. v. Rohden, Helsingfors (R-H)
Pfarrer de le Roi, Elberfeld (d l R-E)
Landgerichtsrat Roller, Konstanz (Rlr)
Cand. theol. Scheibe, Dresden (E Sch)
Pfarrer Scheuffler, Lawalde bei Löbau i. S. (S)
Stadtpfarrer J. Schiller, Nürnberg (J Sch)
Pfarrer Dr. Schmidt, Gablonz in Böhmen (A Schm)
Pfarrer E. Schneider, Adersheim b. Immendorf, Braunschw. (E Schn)
Prediger Professor Scholz, Berlin (Sch)
Pfarrer Chr. Schrempf, Leuzendorf, Württ. (Chr Sch)
Abt Professor D. H. Schultz, Göttingen (H Sch)
Louise Schulz, Lausanne (L Sch)
Professor D. K. Sell, Bonn (K S)
Maria Sell, Rom (M S)
Pfarrer Sodeur, Weißenstadt, Oberfranken (Sr)
Pfarrer Lic. G. Steude, Reichenau, Sachsen (St)
Pfarrvikar E. Strauß, Konz-Karthaus bei Trier (E Str)
Pfarrer D. E. Sulze, Dresden (E S)
Prediger W. Thiele, Berlin (W Th)
Diakonus Thieme, Zörbig (Th-Z)
Lic. A. Titius, Berlin (A T)
Pfarrer Lic. Trede, Neapel (T)
Pfarrer L. W. Voeltzel, Diedenhofen (L W V)
Diakonus V. Weichelt, Chemnitz (V W)
Professor D. Weissenbach, Friedberg in Hessen (W Wsb)
Dr. Weiß, Berlin (W—l)
Pfarrer Dr. Richard Weitbrecht, Mähringen bei Ulm (R W-M)
Dr. H. Weizsäcker, Frankfurt-Sachsenhausen (H Wzl)
Professor D. H. Wendt, Heidelberg (H H W)
Pastor Wilhelmi, Kotelow in Mecklenburg (—he—)
Pastor Zollmann, Atzendorf bei Magdeburg (Th Z)

---

## Unsere Leser

Am Schlusse des Jahres 1891 zählte die Christliche Welt 3810, Besteller, die sich auf die einzelnen Länder wie folgt verteilen. (Vgl. 1890, Nr. 52.)

**Anhalt 27:** Ballenstedt 1, Bernburg 4, Dessau 5, Hecklingen 2, Koswig 1, Köthen 9, Roßlau 1, Wörlitz 1, Wulfen 1, Zell 1, Zerbst 1,

**Baden 87:** Achern 1, Adelsheim 1, Baden-Baden 5, Blumberg 1, Bretten 1, Bruchsal 1, Dinglingen 1, Donaueschingen 1, Durlach 1, Efringen-Kirchen 2, Eichstetten 1, Eppingen 1, Ettlingen 1, Freiburg 13, Heidelberg 12, Hornberg 1, Kandern 2, Karlsruhe 14, Konstanz 3, Mannheim 1, Mosbach 4, Müllheim 1, Neckarelz 1, Neckargemünd 1, Pforzheim 3, Philippsburg 1, Riegel 1, St. Blasien 1, Schiltach 1, Schliengen 1, Schopfheim 1, Sinsheim 1, Steinsfurth 1, Thiengen 1, Waldkirch 2, Weingarten 1, Weinheim 1.

**Bayern 93:** Alfenz 1, Annweiler 1, Ansbach 1, Augsburg 6, Bamberg 1, Burghausen 1, Diemantstein 1, Eckersmühlen 1, Ehekirchen 1, Erlangen 14, Eschau 1, Geroldshausen 1, Gönnheim 2, Gunzenhausen 1, Ingenheim 1, Kaiserslautern 1, Kempten 1, Kirchheimbolanden 2, Kissingen 1, Kitzingen 1, Kleinheubach 1, Königsbrunn 1, Kronach 1, Landau 2, Langweil 1, Lindau 1, Lohr 1, Ludwigshafen 1, Memmingen 1, München 16, Mutterstadt 1, Niederkirchen 1, Nördlingen 1, Nürnberg 6, Odenbach 1, Passau 1, Regensburg 1, Rothenburg 1, Schweinfurt 2, Speyer 1, Staffelstein 2, Stein-Rednitz 1, Steinwenden 1, Sulzheim 1, Thüngen 1, Würzburg 3, Zweibrücken 2.

**Braunschweig 52:** Blankenburg 2, Börssum 3, Braunschweig 20, Broistedt 3, Gandersheim 4, Helmstedt 3, Holzminden 3, Kalvörde 1, Königslutter 1, Kreiensen 2, Lutter 1, Salder 1, Seesen 1, Stadtoldendorf 2, Wolfenbüttel 5.

**Bremen 44:** Bremen 41, Bremerhaven 2, Burg 1.

**Elsaß-Lothringen 67:** Altkirch 1, Ars 1, Barr 1, Beningen 1, Buchsweiler 4, Diedenhofen 1, Diemeringen 1, Dornach 1, Finstingen 1, Forbach 1, Groß-Moyeuvre 1, Hagenau 1, Hochfelden 1, Kolmar 3, Markirch 1, Mülhausen 2, Münster 1, Ostheim 1, Rappoltsweiler 1, Rothau 1, Saales 1, Saarburg 1, Saarunion 1, St. Ludwig 1, Straßburg 27, Straßburg-Ruprechtsau 2, Thann 1, Vendenheim 1, Weißenburg 1, Zabern 5.

**Hamburg 64:** Bergedorf 2, Cuxhafen 1, Hamburg 61.

**Großherzogtum Hessen 148:** Alsfeld 4, Alzey 3, Beerenfelden 1, Bensheim 5, Bingen 1, Büdingen 2, Bürgel 2, Butzbach 2, Darmstadt 30, Eberstadt 1, Ehringhausen 1, Erbach (Odenw.) 2, Friedberg 24, Fürth (Odenw.) 1, Gaualgesheim 1, Gießen 24, Grebenhain 1, Groß-Gerau 1, Groß-Karben 1, Groß-Umstadt 1, Grünberg 3, Hungen 3, Kirtorf 1, Lampertheim 1, Laubach 2, Mainz 5, Mücke 2, Nauheim 2, Niederolm 1, Offenbach 6, Ruppertenrod 1, Schotten 1, Selters 1, Sprendlingen 3, Ulrichstein 1, Villingen 2, Wörrstadt 2, Zwingenberg 2.

**Lippe-Detmold 5:** Detmold 1, Lage 1, Lemgo 3.

**Schaumburg-Lippe 3:** Bückeburg 3.

**Lübeck 19:** Lübeck 18, Travemünde 1.

**Mecklenburg-Schwerin 32:** Blankenberg 1, Boizenburg 3, Dassow 1, Doberan 1, Güstrow 3, Kröpelin 1, Ludwigslust 1, Malchin 2, Parchim 5, Plau 1, Rostock 5, Schwaan 1, Schwerin 2, Tessin 2, Teterow 1, Wismar 2.

**Mecklenburg-Strelitz 9:** Neubrandenburg 2, Neustrelitz 4, Schönberg 1, Strelitz 1, Woldegk 1.

**Oldenburg 14:** Burhave 1, Jever 2, Oberstein 1, Oldenburg 6, Rastede 1, Varel 3.

**Königreich Preußen 1983:** Brandenburg 325: Angermünde 2, Baruth 1, Bärwalde 1, Belzig 1, Berlin 202, Bernau 1, Bernstein 1, Brandenburg 4, Buchholz (Wendisch) 1, Charlottenburg 3, Cramzow 1, Dobrilugk 1, Döbern 1, Eberswalde 4, Flatow 1, Frankfurt a. O. 5, Freienwalde 2, Fürstenwalde 4, Gransee 1, Greiffenberg 1, Großkreuz 1, Großschönebeck 1, Guben 2, Joachimsthal 1, Jüterbog 4, Kalau 1, Kezin 1, Köpenick 2, Kottbus 5, Krossen 3, Landsberg 1, Lichterfelde 1, Lindow 1, Löwenberg 1, Lübbenau 1, Luckau 2, Luckenwalde 1, Neuruppin 2, Niemegk 2, Nowawes 1, Oranienburg 2, Paulinenaue 1, Pförten 1, Plötzensee 1, Potsdam 9, Prenzlau 4, Pritzwalk 3, Rathenow 1,

Schwedt 1, Soldin 1, Sommerfeld 1, Sonnenwalde 1, Sorau 2, Spandau 1, Spremberg 2, Steglitz 4, Storkow 1, Strasburg (Uckermark) 2, Straußberg 2, Templin 1, Trebbin 1, Treuenbrietzen 2, Ucko 1, Westend 2, Zehdenick 3, Zernitz 1, Zielenzig 1, Züllichau 1. — Hannover 317: Alfeld 1, Algermissen 1, Altenbruch 1, Aurich 3, Baddeckenstedt 1, Barnstorf 1, Bassum 2, Bergen 1, Bevensen 2, Bockenem 1, Bremervörde 1, Brinkum 2, Bronie 1, Bunde 1, Burtehude 2, Celle 4, Dahlenburg 1, Dannenberg (Elbe) 1, Dassel 1, Dassensen 1, Derneburg 2, Diepholz 1, Dorum 2, Dransfeld 1, Echte 1, Einbeck 5, Elze 1, Emden 4, Emlighem 1, Eschede 1, Escherode 1, Esens 1, Fallingbostel 1, Freiburg (Elbe) 1, Friedland (Leine) 1, Fürstenau 1, Geestemünde 1, Georgmarienhütte 1, Goslar 2, Göttingen 74, Grohnde 1, Großdüngen 2, Großefehn 1, Groß-Lengden 1, Großrhüden 1, Hainholz 1, Hannover 59, Harburg 3, Hemmoor 1, Hermannsburg 1, Herzberg 1, Hildesheim 10, Himmelpforten 1, Hittfeld 1, Holtensen 1, Jemgum 1, Kadenberge 1, Klausthal 3, Klenze 1, Lauenau 2, Leer 4, Lehrte 2, Lesum 1, Lemförde 1, Linden 1, Lingen 2, Loccum 1, Lüchow 1, Lüneburg 5, Markoldendorf 1, Moringen 1, Münden 2, Münder 1, Neuenkirchen i. Hannover 1, Neuhaus (Oste) 2, Neukloster 1, Neustadt a. Rübenberge 2, Nienburg 2, Norden 3, Norderney 1, Nordstemmen 3, Nörten 1, Northeim 4, Osnabrück 5, Osten 1, Ostenholz 1, Osterhagen 1, Osterode 4, Otterndorf 1, Ottersberg 1, Pattensen (Leine) 1, Rethen (Leine) 1, Ringelheim 2, Rotenburg 1, St. Andreasberg 1, Scheefel 1, Schneverdingen 1, Sittensen 1, Soltau 1, Stade 3, Steinkirchen 1, Sulingen 4, Syke 3, Uelzen 1, Uslar 2, Varrel 1, Verden 4, Vienenburg 1, Viesen 1, Weener 1, Winsen (Aller) 1, Wilsel 1, Wunstorf 1. — Hessen-Nassau 223: Allendorf 4, Altmorschen 2, Bebra 1, Bettenhausen 1, Biedenkopf 1, Bleckede 2, Braubach 1, Breitenbach (Kassel) 1, Diez 2, Dillenburg 3, Driedorf 1, Eibelshausen 1, Eichenberg 1, Eltville 1, Eschwege 2, Felsberg 1, Flörsheim 1, Frankenberg 1, Frankfurt 28, Frankfurt-Sachsenhausen 2, Frachhausen 1, Fritzlar 2, Fulda 1, Gladenbach 2, Gräfenwiesbach 1, Großalmerode 1, Großenlüder 1, Hanau 7, Heddernheim 1, Herborn 3, Hofgeismar 2, Homberg 3, Homburg 1, Hünfeld 1, Jesberg 1, Idstein 2, Kamberg 1, Kassel 15, Kirchhain 3, Lichtenau 1, Limburg 1, Malsfeld 2, Marburg 55, Melsungen 1, Montabaur 1, Nassau 1, Neukirchen (Ziegenhain) 1, Niederaula 2, Oberkaufungen 1, Oldendorf (Hessen) 1, Rauschenberg 2, Rennerodt 1, Rödelheim 1, Rodenberg 1, Rotenburg 6, Runkel 1, Schenklengsdorf 2, Schlüchtern 1, Schmalkalden 3, Sinn 1, Soden (Taunus) 1, Sontra 1, Spangenberg 2, Treysa 2, Usingen 4, Veckershagen 1, Waldkappel 1, Wehlheiden 3, Weilburg 2, Wetter 1, Wiesbaden 12, Wolfhagen 1. — Hohenzollern 6: Gammertingen 1, Hechingen 2, Sigmaringen 3. — Ostpreußen 21: Allenstein 1, Drengfurt 1, Gerdauen 1, Gilgenberg 1, Gumbinnen 1, Heydekrug 1, Hohenstein 1, Johannisburg 1, Königsberg 6, Osterode 2, Pillkallen 1, Rastenburg 1, Schippenbeil 1, Tapiau 1, Tilsit 1. — Pommern 74: Altefähr 1, Altenkirchen (Rügen) 1, Anklam 7, Belgard 2, Bütow 1, Demmin 1, Dramburg 1, Falkenburg 1, Fiddichow 1, Franzburg 1, Gartz 1, Gingst 1, Gollnow 1, Greifenberg 1, Greifenhagen 1, Greifswald 7, Grimmen 1, Gützow 1, Hebrondamnitz 1, Hohenfelde 1, Kolberg 1, Lauenburg 4, Löcknitz 1, Pencun 1, Pollnow 1, Polzin 1, Rathsdamnitz 1, Rummelsburg 1, Schivelbein 1, Schlawe 1, Stargard 2, Stettin 14, Stolp 5, Stralsund 3, Tempelburg 1, Treptow 2, Varzin 1. — Posen 20: Birnbaum 2, Bromberg 2, Gnesen 1, Klahrheim 1, Krone 1, Kruschwitz 1, Lissa 2, Margonin 1, Nakel 1, Obersitzka 1, Ostrowo 1, Pleschen 1, Posen 4, Rawitsch 1. — Rheinland 243: Aachen 1, Barmen 14, Bergneustadt 2, Bernkastel 1, Bingerbrück 1, Bonn 36, Braunfels 1, Büchenbeuern 1, Burgwaldniel 1, Dabringhausen 1, Dahlhausen (Wupper) 1, Dieringhausen 2, Dinslaken 1, Dudweiler 1, Duisburg 3, Düren 2, Düsseldorf 11, Ehrenbreitstein 1, Ehrenfeld-Köln 1, Eitorf 1, Elberfeld 17, Engelskirchen 2, Enkirch 1, Essen 2, Eupen 1, Gemünden 1, Gladbach (Berg.) 1, Gladbach (Münch.) 2, St. Goar 1, Godesberg 2, Gummersbach 2, Haan 2, Hamm 1, Heddersdorf 1, Heiligenhaus 1, Herchen 1, St. Johann 1, Isselburg 1, Kastellaun 2, Katernberg 2, Kettwig 2, Kirchberg 2, Koblenz 6, Köln 12, Königsfeld 5, Königswinter 1, Krefeld 6, Kreuznach 9, Langenberg 1, Langendreer 1, Langenlonsheim 1, Lennep 2, Malstatt-Burbach 1, Martinstein 1, Mechernich 1, Monzingen 1, Moers 2, Mülheim (Rhein) 1, Mülheim (Ruhr) 3, Neumühl-Hamborn 1, Neunkirchen (Trier) 4, Neuwied 6, Oberhausen 1, Oberkassel 1, Oberwinter 1, Ohligs 1, Opladen 2, Ottweiler 1, Remagen 1, Rhaunen 1, Rheydt 1, Ronsdorf 2, Saarbrücken 2, Schledern 1, Siegburg 3, Sobernheim 3, Solingen 3, Staudernheim 1, Steele 1, Trarbach 1, Trier 2, Ueberruhr 1, Vohwinkel 1, Völklingen 1, Wald 1, Waldböckelheim 1, Waldbröl 1, Weeze 1, St. Wendel 1, Werden 2, Wermelskirchen 1, Wesel 4, Wetzlar 1, Wevelinghoven 1, Wissen 1. — Sachsen 360: Ammendorf 1, Annaburg 1, Aschersleben 4, Atzendorf 1, Barby 1, Belgern 1, Beyernaumburg 1, Bibra 1, Bitterfeld 1, Blumenberg 1, Börnecke 1, Burg 1, Delitzsch 5, Derenburg 2, Düben 1, Egeln 1, Eichenbarleben 1, Eilenburg 2, Eilsleben 1, Eisleben 3, Ellrich 2, Elsterwerda 1, Erfurt 12, Ermsleben 1, Erxleben 1, Falkenberg (Halle) 2, Förderstedt 1, Gardelegen 2, Gebesee 1, Genthin 3, Giebichenstein 2, Gnadau 4, Görzke 1, Groß-Dölzig 1, Großottersleben 1, Groß-Schwechten 1, Güterglück 2, Halberstadt 5, Halle 105, Heiligenstadt 1, Herzberg 3, Hohenmölsen 2, Hornburg 1, Hötensleben 1, Jerichow 1, Jessen 2, Kalbe 2, Kelbra 1, Kemberg 1, Klötze 2, Kölleda 3, Königerode 1, Könnern 1, Krensitz 2, Langensalza 1, Liebenwerda 1, Löbejün 1, Magdeburg 27, Magdeburg-Sudenburg 1, Mahlwinkel 1, Mansfeld 2, Merseburg 14, Mücheln b. Halle 3, Mühlhausen 9, Naumburg 7, Nebra 1, Neuhaldensleben 1, Neuwegersleben 1, Nordhausen 9, Oberröblingen-Helme 1, Ortrand 1, Osterburg 3, Osterfeld 1, Prettin 1, Quedlinburg 2, Querfurt 4, Roitzsch 1, Roßla 1, Sachsa 2, Salzmünde 1, Salzwedel 2, Sangerhausen 3, Schkeuditz 1, Schleusingen 5, Schönebeck 2, Sömmerda 1, Staßfurt 2, Stendal 5, Stolberg 1, Straußfurt 2, Stumsdorf 1, Tangerhütte 3, Tettenborn 1, Teutschenthal 1, Torgau 3, Wallhausen 1, Walschleben 2, Wanzleben 1, Weißenfels 3, Wernigerode 3, Westerhüsen 1, Wittenberg 8, Wolmirstedt 2, Worbis 1, Zeitz 1, Ziegenrück 2, Zörbig 2. — Schlesien 161: Altwasser 1, Bernstadt 1, Beuthen 1, Breslau 25, Brieg 3, Bunzlau 1, Canth 1, Dyherrnfurt 1, Erdmannsdorf 1, Falkenberg 1, Freiburg 1, Freystadt 1, Glatz 3, Glogau 2, Gnadenberg 1, Gnadenfeld 3, Gnadenfrei 6, Goldberg 1, Görlitz 11, Gramschütz 1, Großgraben 1, Haynau 1, Hirschberg 3, Hoyerswerda 1, Hundsfeld 1, Jannowitz 1, Jauer 2, Kohlfurt 2, Königshütte 2, Konstadt 1, Koschentin 1, Kraschnitz 1, Landeck 1, Landeshut 1, Lauban 1, Leobschütz 1, Liebenthal 1, Liegnitz 10, Lossen 1, Löwenberg 1, Lüben 1, Merzdorf 1, Militsch 3, Muskau 1, Naumburg 1, Neumarkt 1, Neusalz 4, Niesky 9, Obernigk 1, Ohlau 1, Oels 1, Oppeln 2, Pogarell 1, Raudten 1, Reibnitz 1, Reichenbach 5, Reinerz 1, Sagan 3, Schildau 2, Schmiedeberg 1, Schreiberhau 1, Schweidnitz 3, Schweinitz 1, Sibyllenort 1, Spittelndorf 1, Sprottau 2, Steinau 2, Strehlen 1, Tarnowitz 1, Tiefenfurt 1, Waldenburg 1, Waltersdorf 1, Warmbrunn 1, Wartha 1, Weißwasser 1, Zabrze 1. — Schleswig-Holstein 136: Altona 6, Apenrade 1, Augustenburg 2, Breklum 3, Burg auf Fehmarn 1, Büsum 1, Christiansfeld 1, Eckernförde 6, Elmshorn 1, Flensburg 5, Friedrichsruh 1, Friedrichstadt 1, Gaarden 1, Garding 3, Glückstadt 2, Hadersleben 1, Heide 2, Heiligenhafen 1, Horst 1, Hoyer 2, Husum 2, Hvidding 2, Itzehoe 2, Kaltenkirchen 1, Kiel 27, Krempe 1, Leck 1, Lensahn 1, Lokstedt 1, Lunden 1, Lütjenburg 2, St. Margarethen 1, Meldorf 1, Mölln 2, Neumünster 2, Oldesloe 1, Pinneberg 1, Plön 5, Preetz 1, Ratzeburg 3, Rendsburg 5, Schaffstedt 1, Schiffbek 1, Schleswig 5, Segeberg 3, Sonderburg 1, Sörup 3, Stellingen 1, Tingleff 1, Tostlund 1, Tondern 3, Tönning 2, Wandsbeck 6, Westerland 1, Woyens 1, Wrist 1. — Westfalen 73: Altena 1, Alperbeck 2, Bielefeld 12, Bochum 1, Bommern 1, Borgentreich 1, Burbach 1, Burgsteinfurt 1, Dortmund 4, Eiserfeld 2, Gadderbaum 1, Gelsenkirchen 1, Gütersloh 1, Hagen 1, Hamm 3, Hattingen 2, Hemer 1, Herbede 1, Herdecke 2, Herford 2, Hörde 2, Ibbenbüren 1, Langerfeld 2, Lengerich 1, Letmathe 1, Lichtenau 1, Lippstadt 1, Lübbecke 1, Meschede 1, Minden 1, Münster 3, Oeynhausen 1, Paderborn 1, Rahden 1, Schwelm 1, Siegen 4, Soest 1, Tecklenburg 2, Unna 3, Vlotho 1, Warburg 1, Weitmar 1. — Westpreußen 27: Briesen 1, Bruß 1, Carthaus 1, Danzig 4, Dirschau 1, Gollub 1, Graudenz 1, Jablonowo 1, Kahlbude 1, Mewe 1, Naymowo 1, Oliva 1, Riesenburg 1, Schönsee 2, Preuß.-Stargard 1, Strasburg 2, Thorn 4, Vandsburg 1, Zoppot 1.

**Königreich Sachsen 548:** Annaberg 7, Aue 1, Auerbach 5, Bautzen 7, Beiersdorf (Lausitz) 1, Berggieshübel 1, Bischheim 1, Bischofswerda 2, Borna 1, Brandis 1, Brettnig 1, Chemnitz 20, Cölln a. Elbe 1, Döbeln 2, Dohna 1, Dölitz 1, Dresden 92, Eibenstock 1, Einsiedel 1, Bad Elster 1, Eythra 1, Flöha 1, Frankenberg 2, Freiberg 3, Geithain 1, Glauchau 1, Grimma 5, Großenhain 1, Großhennersdorf 1, Großschönau 2, Gruna 1, Grünhainichen 1, Hainsberg 1, Herlasgrün 1, Hermsdorf b. Dresden 1, Herrnhut 2, Hohenstein-Ernstthal 1, Jöhstadt 2, Kamenz 1, Kirchberg 2, Kleinwelka 3, Klingenthal 1, Kohren 1, Königstein 2, Koswig 1, Kötzschenbroda 3, Krimmitschau 1, Leipzig 229, Leisnig 1, Leuben 1, Lockwitz 1, Löbau 8, Loschwitz 1, Marienberg 1, Meißen 7, Mittweida 1, Neukirchen (Pleiße) 1, Neu.alza 3, Niederwiesa 1, Nossen 4, Oberlößnitz-Radebeul 1, Oberpfannenstiel 1, Oelsnitz 4, Oschatz 3, Panschwitz 1, Pegau 1, Pirna 1, Plauen 11, Pockau 1, Possendorf 1, Putzkau 1, Reichenbach 5, Rodewisch 1, Schandau 1, Schneeberg 1, Schönbach 2, Schönfeld b. Dresden 1, Schönfeld-Pfaffroda 1, Schönheide 1, Schwarzenberg 1, Sebnitz 1, Sohland (Spree) 1, Stauchitz 1, Strehla 1, Taubenheim-Ebersbach 1, Tharandt 2, Theuma 1, Thum 1, Treuen 2, Waldenburg 1, Werdau 2, Wermsdorf 1, Wiesa 2, Wildenfels 1, Witgensdorf 1, Wolkenstein 1, Ziegenhain 1, Zittau 6, Zschopau 2, Zwickau 19.

**Thüringische Staaten 123:** Fürstentümer Reuß 16: Gera 5, Ebersdorf 2, Greiz 5, Hohenleuben 1, Köstritz 1, Schleiz 1, Zeulenroda 1. — Sachsen-Altenburg 19: Altenburg 10, Eisenberg 2, Hermsdorf 1, Klosterlausnitz 1, Lucka 1, Meuselwitz 2, Ronneburg 1, Schmölln 1. — Sachsen-Koburg-Gotha 25: Fischbach 4, Gotha 11, Gräfenroda 1, Gräfentonna 1, Koburg 3, Neudietendorf 2, Ohrdruf 2, Waltershausen 1. — Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 11: Eisfeld 1, Hildburghausen 1, Kamburg 1, Meiningen 3, Pößneck 1, Römhild 2, Salzungen 1, Wasungen 1. — Sachsen-Weimar-Eisenach 47: Allstedt 2, Apolda 1, Auma 1, Berga a. Elster 1, Berka a. Ilm 1, Blankenhain 2, Dermbach 1, Dornburg 1, Eisenach 3, Gerstungen 1, Jena 13, Ilmenau 1, Kranichfeld 1, Ostheim 1, Rastenberg 1, Remda 1, Sulza 1, Vieselbach 2, Weida 1, Weimar 10, Wutha 1. — Schwarzburg-Rudolstadt 4: Blankenburg 2, Rudolstadt 2. — Schwarzburg-Sondershausen 1: Hohenebra 1.

**Waldeck 12:** Arolsen 10, Korbach 2.

**Württemberg 273:** Aalen 2, Altshausen 1, Backnang 2, Balingen 2, Besigheim 1, Blaubeuren 6, Blaufelden 1, Böblingen 1, Brackenheim 1, Cannstatt 8, Crailsheim 3, Creglingen 1, Dörzbach 2, Effingen (Aalen) 1, Ehingen 2, Eningen 1, Enz Klösterle 1, Eßlingen 6, Fleinheim 1, Freudenstadt 1, Friedrichshafen 3, Geislingen 1, Giengen 1, Gmünd 5, Göppingen 3, Hall 7, Heidenheim 1, Heilbronn 11, Hemmingen 1, Herrenberg 3, Holzmaden 1, Honau 2, Kalw 3, Kirchheim 3, Künzelsau 1, Langenau 1, Laufen 1, Leonberg 2, Leutkirch 1, Ludwigsburg 4, Marbach 2, Maulbronn 1, Mergentheim 1, Möckmühl 1, Mössingen 1, Mühlen 1, Münsingen 2, Nagold 1, Nattheim 1, Neuenburg 1, Neuenstadt (Kocher) 1, Neuenstein 1, Niederstetten 1, Niederstotzingen 1, Oberkochen 1, Obertürkheim 1, Osterdingen 1, Oehringen 1, Plattenhardt 1,

Ravensburg 2, Reutlingen 7, Rottenburg 1, Rottweil 2, Schönberg 1, Schönthal 1, Schorndorf 4, Schrozberg 1, Schwaigern 1, Schwann 1, Schwenningen 1, Spiegelberg 1, Stetten-Feuchelsberg 1, Stuttgart 62, Sulz a. U. 1, Süssen 2, Thamm 2, Trossingen 1, Tübingen 40, Tuttlingen 2, Ulm 5, Untertürkheim 1, Urach 2, Vaihingen 2, Waiblingen 2, Wain 1, Wallhausen 1, Weil die Stadt 1, Widdern 1, Wildbad 2, Züttlingen 1.

**Ausland 207:** Belgien 4: Antwerpen 2, Brüssel 2. — Bulgarien 1: Sofia 1. — Dänemark 2: Kopenhagen 2. — Frankreich 3: Lyon 2, Paris 1. — Großbritannien 8: London 4, Leyburn 1, Hull 1, Kircubbright 1, Sunderland 1. — Italien 4: Genua 1, Rom 2, Venedig 1. — Luxemburg 1: Luxemburg 1. — Niederlande 3: Amsterdam 1, Utrecht 2. — Norwegen 3: Karlsborg 1, Linköping 1, Sandösund 1. — Oesterreich-Ungarn 34: Gablonz 2, Prag 4, Reichenau 2, Reichenberg 1, Semtes 1, Triest 1, Klagenfurt 1, Brünn 1, Wien 8, Wiener-Neustadt 1, Gmunden 1, Wels 1, Troppau 1, Graz 1, Meran 1, Modern 1, Györköny 1, Lutzmannsburg 1, Eperies 1, Nagy-Szeben 1, Schäßburg 1, Agram 1. — Rumänien 1: Bukarest 1. — Rußland 38: Abo 1, Batum 1, Dorpat 2, Grunau 1, Helsingfors , Kiew 61, Mitau 1, Moskau 1, Odessa 2, St. Petersburg 2, Riga 18, Ulexborg 1, Warschau 1. — Schweden 8: Gothenburg 1, Lund 1, Stockholm 6. — Schweiz 75: Aarau 2, Basel 32, Bern 2, St. Gallen 4, Genf 1, Glarus 1, Arosa 1, Chur 1, Davos 1, Schaffhausen 2, Frauenfeld 1, Bürglen 1, Lausanne 2, Außersihl 1, Zürich 16, Appenzell 1, Männedorf 1, Neuhausen 1, Pfangen 1, Schönenberg 1, Sirnach 1, Davos-Platz 1. — Spanien 2: Madrid 1, Patafragell 1. — Amerika 13: Cleveland 1, New York 9, Perry 1, Reading 1, Petropolis 1. — Afrika: Kapstadt 4.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 1** **Leipzig, den 1. Januar** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Jesus Christus — Zu den Ernsten Gedanken des Herrn von Egidy. 1. Wert und Unwert der Schrift — Der Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich unter Jesuitenhänden — Aus Karl Geroks Jugendzeit 1 — Zwei Gespräche in der Fabrik — Verschiedenes: Stellung der Sozialdemokratie zur Religion; 2. Kor. 8, 9 in der Berliner Volkstribüne; Ein Adventsbrief; Die Ehre der evangelischen Kirche; Sonntagsentheiligung durch Behörden — Zur Beachtung — Anzeigen


## Jesus Christus

Es ist ein Beweis für die einzigartige Bedeutung der Person Jesu Christi, daß die Frage über ihn und nach ihm stetig die Menschen bewegt. In unsern Tagen ist die Aufmerksamkeit wieder allgemein auf diese große Frage gerichtet, und das ist gut so. Wenn Jesus Christus überhaupt als Frage, als die ernsteste Lebensfrage erkannt wird, so ist damit schon viel gewonnen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Theologen, dieses Fragen immer wieder anzuregen und vor übereiltem Urteil zu warnen. Denn die meisten fragen, suchen, prüfen leider nicht, sondern sie urteilen. Wenn sie behaupten, zu näherer Prüfung keine Zeit, zu theologischen Erörterungen weder Lust noch Verständnis zu haben, so mögen sie sich wenigstens des Urteils enthalten und nicht gewissenlos und unwahrhaftig werden. Ungezählte sehen wir in diesem Fehler sich noch groß fühlen.

Was aber so sehr zum Absprechen, zum Widerspruch reizt, ist die Behauptung der christlichen Gemeinde, in diesem Jesus ihren Gott und ihren Erlöser gefunden zu haben. Aber auch diese Thatsache, so wie ich sie eben ausgesprochen habe, lassen sie nicht gelten, sondern sie sagen: Die Theologen, nicht die Gemeinde — denn die sind wir — behaupten, und zwar einfach aus Anlehnung an die Tradition oder aus rein persönlichen, selbstsüchtigen Gründen, die Gottheit Christi, und leider ist der Einfluß der Theologen auf urteilslose Gemüter noch so groß, daß auch geglaubt und nachgeredet wird, was die Theologen vorreden.

Aber es hat Menschen gegeben, die nicht von Theologen sich bearbeiten ließen, und es hat Theologen gegeben, denen weder Geistesknechtung noch gemeine Selbstsucht vorgeworfen werden kann und die doch Christum als ihren Gott bekannt haben. Warum? Weil sie ihn als solchen an sich erlebt haben. Und das ist und bleibt nun einmal die große unumstößliche Thatsache, daß von den ersten Sündern und Zöllnern an, die unter dem überwältigenden Eindruck der Person Christi standen, bis auf diese Stunde religiös-sittliche Menschen an diesem Christus die Erfahrung der Erlösung machen, d. h. daß sie es erleben, daß das Wort, die Lebensarbeit, die Person Jesu sie aus aller Nichtigkeit und Sündhaftigkeit befreit und ihr höchstes Lebensbedürfnis befriedigt. Wer das nicht erlebt hat, der kann gar nicht zur Erkenntnis der Gottheit Jesu kommen, denn es giebt thatsächlich keinen andern Weg, sich davon zu überzeugen, als den Weg der Erfahrung und des Erlebnisses. Wer religiös noch so tot, so unreif, so unentwickelt ist, daß er überhaupt das höchste Lebensbedürfnis, ein Leben in Sündenvergebung und im Guten, nicht schätzt oder meint, er könne selbst aus sich dies Bedürfnis stillen, der ist wie einer, der der Sonne den Rücken kehrt und dann behauptet, sie stehe nicht am Himmel. Solch einem Menschen kann Jesus nur der Lehrer, der bedeutende Mensch sein, denn er ist noch viel zu unreif in seinem religiösen Verständnis, um die Größe Christi zu verstehen.

Dennoch behaupte ich, daß die ernste Betrachtung, das vorurteilsfreie Nachdenken über den geschichtlichen Jesus schon vor jenem oberflächlichen Urteil bewahren muß. — Der geschichtliche Jesus? Von dem kann doch überhaupt nach den neuesten kritischen Untersuchungen nicht mehr die Rede sein, wendet der gebildete Laie ein. Auch das ist oberflächlich. Wir geben der Kritik ihr volles Recht; wie sehr sie auch über Einzelheiten in den Evangelien, denn auf diese kommt es hier an, den Stab brechen mag: was Jesus gewollt, wie er über sich gedacht, wie er auf andre gewirkt, das hat noch keine verständige Kritik auslöschen können, und daß wir in den Evangelien unzweifelhaft echte Worte und Reden Jesu haben, geben doch wohl auch diejenigen zu, die eben nur die „Lehre Jesu" wollen gelten lassen.

So wollen wir denn einmal einen Blick auf diesen Jesus werfen. Vielleicht ist doch nicht so leicht mit ihm fertig zu werden, wie unsre Gebildeten vielfach meinen.

Es ist nicht zu sagen, wie sehr es uns in der richtigen Auffassung Jesu Christi hindert, daß wir uns von Jugend auf an seine Worte, seine Art, seine Person gewöhnt haben. Nehmen wir einmal an, wir könnten alles, was wir von ihm wissen, aus unserm Gedächtnis auslöschen und träten mit der Kenntnis großer, geschichtlich bedeutender Menschen und Denker an diesen Jesus heran — eins müßte uns sicher als ganz außerordentlich und außergewöhnlich an ihm erscheinen: sein unbegrenztes Selbstvertrauen, die unbedingte Machtvollkommenheit, die er für sich in Anspruch nimmt, das königliche Bewußtsein, mit dem er sich über alle und über alles in der Welt stellt: Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater! Und dieses königliche Bewußtsein fordert nicht von andern zu allererst, sondern es fordert von sich und giebt der Welt das Recht, das Höchste von Jesu zu fordern. Jesus gründet seine unbedingte Größe auf einen ungeheuern Beruf. Er will die Welt erlösen; er giebt als einziges Ziel seines Lebens dies an, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Nur selten machen wir uns die Tragweite dieser Worte klar. Die Welt erlösen! Die Welt, also nicht einem Volk, nicht einzelnen soll sein Wirken zu gute kommen. Christus pflegt nicht in Uebertreibungen zu reden, seine Worte wollen voll genommen sein. Erlösen, d. h. nicht am allgemeinen Fortschritt mit arbeiten, Schäden bessern, Erkenntnisse fördern; erlösen ist etwas, was noch niemand gethan, was auch nach ihm niemand thun wird. Es heißt die Welt erneuern, aus den Angeln heben, ihr ganz neue Ziele, ein neues Leben geben. Welch ungeheurer Gedanke! Er ist in der Weltgeschichte nur einmal ausgesprochen worden, und zwar von diesem Christus.

Welches Selbstvertrauen ruht darin! Welche unerhörte Zumutung, auf die eigne Person alles zu stellen! Welche Zumutung, die Menschen zu einem unbedingten Vertrauen heraus-

zufordern, es ihnen als Sünde anzurechnen, wenn sie sich dem entziehen. Wer hat je gewagt, einen Menschen mit Leib und Seele, mit all seinen Kräften für sich in Anspruch zu nehmen! Man mache sich doch einmal diese einfachen Gedanken klar! Die Zumutung, die Christus an die Menschen stellt, wird nur aufgewogen durch die, die er an sich selbst stellt. Von solcher alles Menschliche überragenden Größe weiß kein Blatt der Weltgeschichte sonst zu reden. Kein Moses, kein Mohammed, kein Buddha hat so zu reden gewagt.

Aber Christus hat auch nicht so gesprochen, wendet man uns ein. Sowohl die Worte königlicher Hoheit als die Worte unbedingter Unterwerfung haben die Jünger ihm in ihrer schwärmerischen Verehrung in den Mund gelegt. Was antworten wir darauf?

Zunächst eine Vorfrage: Wie erklärt sich denn diese schwärmerische Verehrung der Jünger? Worauf gründet sie sich? Etwa auf irgend etwas Aeußeres? Hat etwa Jesus den Ehrgeiz einiger Ungebildeter entflammt, hat er durch äußre Gaben sich diese Seelen erkauft? Im Gegenteil! Er ernüchtert seine Jünger. Er hat ihnen alle ihre irdischen Hoffnungen zerstört und ihnen dafür Kreuz und Leiden vorausgesagt. Ihre Erwartungen, zu seiner Rechten und Linken zu sitzen, hat er mit keinem Wort genährt, er hat ihnen das Aergernis gegeben, von seinem eignen Leiden wie von dem ihrigen zu sprechen. Der Enthusiasmus der Jünger für Jesus kann nur in dem gewaltigen Eindruck seiner heiligen, sittlich reinen, erhabenen Persönlichkeit gesucht werden. Schon diese unumstößliche Thatsache erweckt für das, was die Evangelien Jesum reden lassen, ein gutes Zutrauen. Hier haben Leute geschrieben, die vor sittlicher Größe und Wahrhaftigkeit Achtung haben. Von einer wissentlichen Fälschung kann nicht die Rede sein.

Aber vielleicht haben die Jünger unwissentlich doch die Wahrheit gebeugt? Geben wir diese Möglichkeit einmal zu. Gestehen wir zu, daß der Zweifel an Worten Jesu berechtigt sein mag, an Worten, wie diese: Kommt her zu mir alle u. s. w., oder: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, oder: Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht wert. Eins ist dennoch unbestreitbar, daß nämlich Jesus das heilige Abendmahl eingesetzt hat zur Vergebung der Sünden, und daß er diese von seiner Person abhängig gemacht hat. In dieser Handlung liegt also die Behauptung, der Welt, insbesondre seiner Gemeinde das Heil bereitet zu haben. Da haben wir einen Punkt, an dem der Anspruch Jesu in seiner ganzen Macht zur unbestreitbaren Gewißheit wird; zugleich aber hören wir hier auch wieder die unbedingte Forderung, ihm sich hinzugeben; die kühne Gewißheit, daß die Erinnerung an die eigne Person nicht erlöschen werde, spricht sich hier, gerade angesichts des Todes, um so überraschender aus. Um die Thatsache, daß Christus die Welterlösung als seinen Beruf angesehen, daß er dementsprechend von den Menschen Unterwerfung und vollkommene Hingebung gefordert hat, können wir nicht herumkommen.

Aber vielleicht war Christus in diesem Punkte selbst Enthusiast, nicht seine Jünger, und er hat es nur verstanden, durch seine Ueberschwänglichkeit sie so zu beeinflussen, daß sich auch ihrer eine Art Schwärmerei bemächtigt hat? Man könnte ja sagen, hier gelte auch das Wort des sterbenden St. Simon an seinen Lieblingsschüler Rodrigues: Erinnre dich, daß man begeistert sein muß, um große Dinge zu vollbringen! Jede Begeisterung schließe aber etwas wie Unwahrheit, Einseitigkeit ein, besonders sei dies auf dem religiösen Gebiete der Fall.

Aber ich weiß nicht, ob jemand den Mut finden wird, dies auf Jesus anzuwenden. Seine ganze Art ist so nüchtern, so klar, so ruhig, daß ich thatsächlich nicht weiß, wie eigentlich Klarheit und Ruhe und Nüchternheit beschaffen sein muß, wenn Jesus sie nicht hat. Allerdings die Nüchternheit eines Mathematikers kann er nicht haben, weil er nicht Mathematiker ist; aber ich finde, daß er seine Grundsätze mit nicht geringerer Sicherheit aufstellt als dieser.

Es ist geradezu ein hervorragender Zug seines ganzen Wesens, wert, in seiner Einzigartigkeit besonders ins Auge gefaßt zu werden: diese königliche Ruhe und Sicherheit, dieses



Fertige seines Charakters, diese nie schwankende Klarheit über sich und seine Ziele.

Ist das gewöhnlich menschlich? Vergegenwärtigen wir uns den Entwicklungsgang, das Wirken und Leben eines bedeutenden Menschen. Es geht aus Nacht zum Licht. Tastend, schwankend, zweifelnd, irrend strebt der Mensch vorwärts. Gerade der höchstbegabte erfährt das am meisten. Unter Mißerfolg gewinnt er erst ein Urteil über sich selbst. Wo liegt mein Beruf? Mit dieser Frage hat der Bedeutendste am meisten zu ringen, nie wird er mit dieser Frage fertig. Das eigne Ich zu erkennen, sich das Geheimnis über sich selbst abzulauschen, das verzehrt die beste Kraft. Nicht zum wenigsten auch der Schmerz, sich selbst zu hindern in seinem Wirken, nicht allein hinter dem Ziele zurückgeblieben zu sein, nein, es zu Zeiten aus dem Auge verloren zu haben. Kurz: welch ein Ringen und Kämpfen mit sich selbst, mit dem Ueberschuß an Kraft und mit dem Mangel an Kraft, welch ein Schwanken und Irren macht das Leben gerade der Bedeutendsten aus! Man denke an Goethe, der wie kaum einer etwas von himmlischer Harmonie an und in sich trug. Welche ungestüme Brust; welches Drängen und Treiben bis zuletzt!

Wie anders doch Christus! Wo ist er tastend, unsicher über sich und seinen Beruf? Wo unglücklich über die eigne Unzulänglichkeit? Wo muß er ein Wort als zu kühn zurücknehmen? Wann verzehrt er sich im Kampfe mit dem eignen Ich? Wann liegt ein Schleier von Unsicherheit über seinen Schritten? Wo seht ihr ihn wanken? Einzigartig voll Frieden, voll Sicherheit und Klarheit steht er mitten unter Feinden. Keine Leidenschaft reißt ihn hin, zu viel zu drohen, keine Liebe, zu viel zu verheißen. Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte bleiben. Wo wird Jesus je unsicher über sich und sein Werk? In jeder Versuchung findet ihr ihn entschieden, stark, gewappnet. Wunderbare Ruhe, die er zeigt, wenn die Leidenschaft seiner Feinde ihm entgegenzüngelt! Wunderbare königliche Ueberlegenheit! Herrlicher Mannesmut, heldenhafte Sicherheit!

Zweifelnd liest du das: das Bild von Gethsemane steht vor deiner Seele. Aber hat dort Jesus mit sich gerungen in Unklarheit und Unsicherheit? Er zittert und zagt, aber unter dem Leiden, nicht unter dem Zweifel an sich oder Gott. Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber — darin liegt aber doch die Unsicherheit und Unklarheit, ob doch nicht das Werk der Erlösung möglich sei ohne Leiden? Gewiß. Christus war nicht allwissend wie Gott. Ich aber finde in diesem Wort die größte Sicherheit, nicht allein die Glaubenssicherheit: Mein Vater thut das Rechte, sondern die unumstößliche Gewißheit, daß es sein Beruf sei, die Welt zu erlösen, daß diese Erlösung nicht anders möglich sei, als durch ihn. Vielleicht ist sie möglich ohne Kelch, aber nicht ohne seine Person. Das ganze Gethsemanegebet ist nur verständlich auf Grund dieser Gewißheit.

So beherrscht Jesum bis zuletzt die volle Klarheit über seinen Beruf und dessen Tragweite. Wie anders bei dem Täufer. Sein Lebensende ist umdüstert von der Nacht des Zweifels. Er zweifelt an Christus und damit an seinem eignen Lebensberuf, ja schließlich an Gott. Nicht so Jesus in seiner Leidensnacht. Ganz menschlich und doch ganz göttlich. So ganz wie ein schwacher Mensch und doch wieder alle Menschen überragend. Er bleibt auch hier auf dem Boden stehen, auf dem er immer stand, er verliert sich selbst nicht.

Noch nach einer andern Seite hin verdient die Klarheit Jesu über seinen Beruf unsre Beachtung. Wir Menschen, auch die größten, haben von vornherein kein klares Bewußtsein von dem Umfang unsers Wirkens, von seinen Grenzen, seiner Dauer und seinem wirklichen Wert. Ja sehr oft wirken wir Menschen da am meisten, wo wir absichtslos sind, und da am wenigsten, worauf wir unsre ganze Kraft gerichtet hatten. Jeder große Mann lebt in einer gewissen Naivität: er kann sich selbst nicht richtig schätzen; er hat in den seltensten Fällen ein klares Bewußtsein, ob und wie weitgehend seine Gedanken sein werden, ja nicht wenige Gedanken wirft er wie einen Samen aus, ohne zu ahnen und auch nur zu wollen, daß sie eine große Frucht tragen.

Wir wirken alle in Unklarheit über unser Wirken. Welchen Einfluß wir ausüben, wissen wir nicht. Was aus ihm im Laufe der Geschichte werden wird, auch nicht. Wie anders auch hierin Jesus! Er weiß genau Umfang und Grenze, Tiefe und Bedeutung seines Wirkens. Er macht sich keine zu kleinen, aber auch keine zu großen Hoffnungen. Er weiß, daß sein Wirken eine weltumgestaltende, welterneuernde Bedeutung hat, aber er weiß auch, daß nicht durch äußere Mittel sich sein Einfluß verstärken läßt. Er weiß, daß sein Wirken nicht auf dem Gebiet der Politik oder der Rechtskunde liegt, aber er weiß, daß kein Gebiet menschlichen Lebens von seinem Einfluß frei bleiben kann noch darf. Er sieht vor sich einen langen Prozeß geschichtlichen Werdens, aber er vermeidet es, über die engen Grenzen seines Volkes hinauszutreten — kurzum, eine Klarheit über das eigne Wirken beherrscht ihn, wie es kein Sterblicher sonst gehabt hat, noch haben wird. Er steht mitten in diesem Wirken und doch darüber; er hat den weitesten Blick und doch ein Auge für das Allereinfachste und Naheliegende, er fühlt sich als Herr, unbedingt mächtig; alles ist ihm unter die Füße gegeben, und dabei hat er nichts von der vornehmen Blasirtheit, die so leicht einen großen Mann packt. Er ist in seiner Größe vollkommen demütig.

Wie könnten wir von Jesu Selbstbewußtsein und Stolz reden und nicht zugleich von seiner Demut? Wer war demütiger als er? Seinen Feinden war er zu demütig; er zerbrach eben die Anstandsgesetze, die zu harten Fesseln für die Aermsten geworden waren. Und diese Demut liegt nicht neben seinem Stolz, sondern in ihm drin. Indem er einem Elenden die Sünden vergiebt, wer will sagen, ob dabei mehr seine Demut als sein königliches Bewußtsein zu Tage tritt? In seinem ganzen Wesen sind diese beiden scheinbaren Gegensätze zu einer unzertrennlichen Harmonie verbunden: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken — denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig — es giebt kein Wort voll größeren Selbstvertrauens und zugleich voll größerer Demut. Wahrlich! die Evangelisten müßten die ersten Schriftsteller der Welt gewesen sein, wenn sie imstande gewesen wären, einen Charakter von so einzigartiger Beschaffenheit und von so einzigartiger Geschlossenheit und Wahrheit zu erfinden. Es wäre das Unbegreiflichste von der Welt, daß diese schlichten Männer eine so hohe dichterische Begabung entfaltet hätten, daß sie unsre besten Dichter in Schatten stellten, ohne doch sonst als Dichter sich uns zu zeigen. „So erfindet man nicht," sagt Rousseau mit Recht. Hier ist bloß ein Erklärungsgrund natürlich, nämlich die geschichtliche Wirklichkeit.

Kann also ein denkender Mensch das Christusbild der Evangelien ansehen, ohne von der Einzigartigkeit und der alles menschliche Maß überragenden Größe Jesu Christi ergriffen zu werden? Bei einem Selbstbewußtsein, das nur vor Gott Halt macht, die größte Demut; bei einem Beruf, dessen Grenzen sich mit den Grenzen der Welt decken, die größte Klarheit, Sicherheit, Ruhe: ein König von unvergleichlicher Majestät, ein Niedriger von unvergleichlicher Selbstverleugnung.

Das Geheimnis dieser Persönlichkeit liegt in dem ungetrübten Gemeinschaftsverhältnis mit Gott, in dem steten Bewußtsein der völligen Uebereinstimmung mit ihm, in der vollkommenen sittlichen Reinheit und tadellosen Bewährung.

Worauf gründen wir diese neue Behauptung von Jesu Sündlosigkeit? Wir könnten erinnern an Jesu eigenes Wort: Wer kann mich einer Sünde zeihen?, an die ungeteilte Meinung seiner Jünger und der ersten Christengemeinde. Auf ein andres aber möchte ich als weit schwerwiegender hinweisen.

Ein einigermaßen gewissenhafter Mensch wird bei dem Zusammenbruch seines Lebenswerkes, an das er all seine Kraft gesetzt hat, unmöglich eine andre als diese Frage zu allererst mit sich bewegen: Wo habe ich gefehlt? Worin liegt meine Schuld? Ein gewissenhafter Mensch bürdet seinen Mißerfolg nicht ohne weiteres der bösen Welt und ihrer Sünde auf. Ist nun je ein Werk gescheitert, so das Werk Christi an seinem Volk. Ihr habt nicht gewollt — damit bekennt er selbst, daß sein Wirken an Israel umsonst war. Daß Jesus zum wenigsten gewissenhaft war, den Ruhm läßt ihm wohl jeder. Nun denn?



Welcher Gedanke mußte Jesu in der Nacht, da er verraten ward, näher liegen als der: Wo habe ich gefehlt? Habe ich vom Volke auch nicht zu viel gefordert? zu hohe Anforderungen gestellt? Wenn mich alle verwerfen, sind denn da auch alle allein schuld, nicht ich? Solche Gedanken mußten Jesu um so näher liegen, als das Alte Testament gar nicht so ohne weiteres von der Verwerfung des Messias durch das Volk sprach, im Gegenteil. Aber was finden wir? Auch nicht eine Spur solcher Gedanken in seinem Leiden, seinem Sterben, weder in Gethsemane, noch am Kreuz. Ja, im Gegenteil: er setzt das heilige Abendmahl in dieser Nacht ein zur Vergebung der Sünden andrer. Weit entfernt von dem Gedanken, selbst der Vergebung zu bedürfen, denkt er nur daran, andern, die gesündigt haben, das gleiche Bewußtsein der Gottesgemeinschaft zu wecken, wie es ihn selber durchdringt. Ja am Kreuz bittet er für andre um Vergebung, nicht für sich, und den Schächer versichert er der Seligkeit in seiner Gemeinschaft.

Das sind unumstößliche Thatsachen. Wie will man sie erklären, wenn man Jesum „einen bedeutenden, aber irrtumsfähigen, sündigen Menschen" nennt? Will man nicht zugestehen, wozu die Thatsachen doch geradezu zwingen: Hier endet ein Leben voller Reinheit und Schuldlosigkeit, wie sonst keines Menschen Leben, dann bleibt nur ein andres: man nenne diesen Jesus — nicht einen bedeutenden und doch sündigen Menschen, sondern den gewissenlosesten Menschen, der je gelebt; man häufe auf ihn alle Schmach, die man kennt, denn er hat Gott gelästert, hat mit den heiligsten Empfindungen der Menschen noch im Sterben ein frivoles Spiel getrieben, hat geprahlt und betrogen — mit einem Wort: man habe den Mut, den seine Feinde einst hatten, und sage, er sei vom Teufel! Man trete heraus aus der Zahl seiner bewundernden Freunde und habe den Mut, sein Feind zu sein und ihn zu bekämpfen. Die Halbheit hat hier keinen Raum — menschliche, hergebrachte Maßstäbe reichen hier nicht aus. Entweder vom Teufel — oder von Gott. Ein Drittes ist elende Gedankenlosigkeit.

Es ist üblich und sehr bequem, dieser Entscheidung mit einem gleichgiltigen Achselzucken aus dem Wege zu gehen. Aber das ist Charakterlosigkeit. Hier handelt es sich um eine sittliche Frage. Sittliche Fragen unerledigt zu lassen ist das Zeichen sittlicher Hohlheit. So mögen denn unsre Gebildeten endlich anfangen, aus ihrer gedankenlosen Halbheit Jesu gegenüber heraus zu treten und sich eines Urteils über ihn zu schämen, das dilettantenhaft und unlauter zugleich ist. Man höre auf, über Jesu Natur zu grübeln, und lerne mehr und mehr den geschichtlichen Jesus ins Auge fassen, dann werden wirs begreifen, daß ein Thomas vor ihm aufs Knie sinken konnte und mußte mit dem Bekenntnis: Mein Herr und mein Gott! Ja, wir werdens ihm nachthun. P D

## Zu den Ernsten Gedanken des Herrn von Egidy

Uebersicht: 1. Wert und Unwert der Schrift; 2. Die Gebildeten und die Theologen; 3. Die Gottheit Christi

### 1. Wert und Unwert der Schrift

Am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis, den 19. Oktober, während des Gottesdienstes, wurde in der sächsischen Fabrik- und Garnisonstadt Großenhain den meisten angesehenen Familien eine Schrift zugetragen, die ungewöhnliches Aufsehn erregen sollte. Dieselbe Schrift wurde gleichzeitig fast an alle adligen Häuser im Königreich und an viele darüber hinaus versendet. Sie trug den Titel: Ernste Gedanken. Erstes Zehntausend. Am Schluß unterzeichnete sich M. von Egidy, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier im Kgl. Sächsischen 1. Husarenregiment Nr. 18, als Verfasser.

Mir ging es seltsam mit dem Büchlein. Zwei Tage nach seinem Erscheinen erzählte mir ein Theologe, der es bereits gelesen hatte, von diesem Allerneuesten. Auf meine Frage, das sei wohl etwas für unser Blatt, bekam ich den Bescheid: O nein, zu unbedeutend! Dieselbe Auskunft habe ich nachher von mehr als einem zuverlässigen Manne erhalten.

Der Umstand, daß alle Welt von dem Ereignis redete, solche, die die Schrift gelesen, und solche, die sie nicht gelesen hatten, und daß ein zweites Zehntausend erschien, konnte mein Vertrauen zu meinen Gewährsmännern nicht erschüttern. Denn nicht immer lohnt es sich, die Bücher zu lesen, die das große Publikum mit seiner ausnahmsweisen Gunst bedenkt. Hier bot die Person des Verfassers und das Ereignis seiner Verabschiedung, das der Schrift in den Augen der Menge eine vom Inhalt ganz unabhängige Wichtigkeit geben mußte, noch einen besondern Erklärungsgrund.

Endlich kam mir die Schrift zu Händen, und ich las sie. Es ist wahr, sie ist an sich unbedeutend. Der Verfasser urteilt über die Kirche und hat ihre Geschichte, die allein für ihre gegenwärtige Erscheinungsform den Schlüssel giebt, nicht studirt. Er tadelt die Bibel und zeigt keinerlei Vertrautheit mit ihr. Er verkündet Dinge als neue Erkenntnisse und Forderungen, die jeder tüchtige Pastor auf seiner Kanzel auch sagt: ich denke an alle die schönen Ausführungen von dem Christentum als der Religion der Liebe. Er mutet der Kirche ein Opfer zu, nämlich das ihres Bekenntnisses zur Gottheit Christi, ohne sich um den Sinn dieses Bekenntnisses — soweit man sieht — irgend bemüht zu haben oder das bessere Gut auch nur anzudeuten, das sie an Stelle dieses Besitzes eintauschen solle. Bei dem völligen Mangel an Kenntnis der Geschichte der Kirche und an Verständnis ihrer Lehre klingen die großen und hohen Worte dazwischen dem durch jenen Mangel Verletzten hohl und hochmütig.

Und doch halte ich die Schrift für eine, wenn vielleicht nicht in sich bedeutende, so doch bedeutsame und beachtenswerte Erscheinung, und auf jene meine Frage, ob sie nicht etwas für unser Blatt sei, hätte mein erster Gewährsmann mit einem runden Ja antworten sollen. Wir haben nach dem ganzen Zwecke unsers Blattes alle Ursache, uns mit der Schrift eingehend zu beschäftigen, und ich kann nur alle unsre Mitarbeiter bitten, sie an ihrem Teile auf sich wirken zu lassen.

Wir hören eine Stimme aus der Gemeinde, aus den gebildeten Kreisen unsrer Gemeinden. Herr von Egidy gehört nicht zu den Gleichgiltigen, zu den frühreifen Zweiflern. Er hat, wie wenige, in der Kirche gelebt. Ein treuer Kirchgänger, zu Zeiten Mitglied eines Kirchenvorstandes, hat er in seinem Hause kirchliche Sitte gepflegt und auch an seinen Soldaten Seelsorge geübt; vor jedem Abendmahlsgange hielt er selbst seiner Schwadron eine Beichtrede; seinen Schlafsaal in der Kaserne hießen sie den Betsaal. Und seinen Beruf, in die kirchlichen Dinge mit hineinzureden, findet er eben darin, daß er bei seiner vollen und lebhaften Teilnahme am kirchlichen Leben, ja durch diese, zu den ernsten Gedanken gekommen sei, die auszusprechen ihm Gewissenssache ist. Er hofft damit für den kirchlichen Jammer Tausender*) das lösende, erlösende Wort zu sprechen.

Und diese Stimme findet ihr Echo. Sie hat ein Echo gefunden auch in diesem Blatte in dem Eingesandt eines dem Verfasser berufsverwandten Laien; der versichert (Nr. 51, Sp. 1180): „Wir Gesinnungsgenossen Egidys zählen in Deutschland nach Hunderttausenden.“ Andre bestätigen das. Zwar ich zaudre, es für unbedingt richtig anzuerkennen. Zweifellos giebt es in unsrer Kirche Hunderttausende von Schwankenden, Unklaren und Gleichgiltigen, die aber sind noch keine Gesinnungsgenossen Egidys, dafür ist es diesem viel zu ernst. Auf der andern Seite giebt es Gott sei Dank! eine große, von Egidy und seinen Eideshelfern sichtlich unterschätzte Schar Christen gerade unter den Gebildeten, die seinen Standpunkt als zu flach, willkürlich, rationalistisch durchaus ablehnen. Daß die Schrift nunmehr eine Auflage von vier Zehntausenden erlebt hat, beweist für unsre Frage lediglich nichts; denn die da gekauft und gelesen haben, sind eine ganz unberechenbare Menge. Ich besitze nicht einmal die Freudigkeit, mit andern den Erfolg der

*) In seiner neueren Veröffentlichung „Weiteres zu den Ernsten Gedanken“ redet er gar von Millionen. Diese Schrift ist ein kurzer, sachlich nicht weiterführender Herzenserguß des Verfassers; den positiven Ausbau seiner Gedanken sollen acht Druckhefte bringen, die vom 17. Januar ab in wöchentlicher Folge erscheinen werden. An den obigen Ausführungen etwas zu ändern, giebt mir „Weiteres“ keinen Anlaß.



Broschüre als Beweis dafür hinzunehmen, daß der laue Indifferentismus in religiös-kirchlichen Dingen, der schlimmer ist als alles (Offenb. 3, 16), im Weichen begriffen sei, so gern ich neulich bei andrer Gelegenheit in den Preußischen Jahrbüchern gelesen habe:

Es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß die Bücher, die das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, . . . immer häufiger auf dem Felde der Theologie erscheinen. (Dez. 1890, S. 656.)

v. Egidy wird selbst, wenn seine ferneren Veröffentlichungen den Ausbau seiner Ernsten Gedanken darlegen werden, erschrecken über das Erlahmen des Beifalls, sobald seine Freunde ans Reformwerk mit Hand anlegen sollen.

Aber wie groß oder klein die Schar sein mag, der Egidy aus der Seele gesprochen hat, es sind keine schlechten Leute. Und die Frage, die sich, wie mir scheint, unabweisbar aufdrängt, ist die: Warum sind sie auf die „Kirche“ so übel zu sprechen? Worin liegt die Schuld der Kirche ihnen gegenüber? Und wer in der Kirche ist schuldig? Wie kann ein Mann von solchem religiös-sittlichen Interesse in der Kirche gelebt haben und noch nicht das Abc des evangelischen Glaubensbegriffs erfaßt haben? Wie kann er so ohne alles Verständnis der Geschichte der Kirche, des Evangeliums und des Dogmas geblieben sein?

Man versuche doch nicht, bei allerhand Märlein von der Persönlichkeit des Verfassers Beruhigung über diesen Punkt zu fassen, denn wie gesagt, er steht nicht nur für sich, sondern ist „eine Stimme.“ Man gehe, was zu befürchten Ursache vorhanden zu sein scheint, von Seiten der Theologen nicht zu schnell über die Schrift zur Tagesordnung über. Nicht daß man sie widerlege, dazu ist sie da; so gewiß Gegenschriften kommen mußten und hoffentlich noch kommen werden. Sondern man lasse sie auf sich wirken zur Einkehr und Buße. Die Kirche predigt so viel von Buße und ist selbst so wenig bereit dazu. Man suche die Wahrheit auch in dieser Schrift, mag sie auch aus mancherlei Schutt von Unwissenheit und Unbilligkeit nur düster hervorleuchten. Man fasse das Interesse, das sich über der Schrift an mancherlei Fragen geregt hat, mit beiden Händen. Man zwinge die Schrift zu segnen, auch wenn man sie zuerst vielfach als Schaden und Fluch empfunden hat.

Wie viel Gutes steht doch auch in dem Büchlein! Von den trefflichen ethischen Stücken schweige ich; der Verfasser wird doch hoffentlich selbst nicht meinen, daß sie zwischen ihm und „der Kirche,“ seiner evangelisch-lutherischen Kirche, strittig seien. Ich greife lieber einige Sätze zur religiös-kirchlichen Frage heraus, indem ich sie freilich zum Teil anders verstehe, als v. Egidy, aber ich darf und muß sie mir wörtlich aneignen:

Gott hat sich für mich in erkennbarster Weise in Jesu Christo offenbart, in dem Menschen, in dessen Seele der göttliche Funke am lichtesten glühte, und der der Erste war, der uns das Wesen der Gottheit darlegte, indem Er es „die Liebe“ nannte und mich damit lehrte, „wie ich im Lichte wandeln soll, vom Glanz und von der Wahrheit voll.“ [Freilich genauer: „Und sei des Weihnachtsglanzes voll.“] (S. 7)

Jeder, der durch seine Denkungsart und durch seinen Lebenswandel die Lehren Christi bethätigt*), der ist ein Christ und der braucht sich nicht erst durch ein erzwungnes Bekenntnis als Christ zu erweisen. (S. 12)

Noch falscher, geradezu verwerflich, aber recht sehr verbreitet, ist die Meinung: dem Gebildeten dürfe wohl stillschweigend gestattet sein, sich dem Glaubenszwang zu entwinden, die „ungebildeten Massen“ aber u. s. w. (S. 19)

Nur mit der reinen Luft eignen Denkens, eignen Empfindens, eignen Urteils atmet man den frischen Hauch geistiger Selbständigkeit . . . und versteht den über allem erhabnen Begriff „christlicher Freiheit“; — also zum Entschluß! Fort mit der Urteilslosigkeit! (S. 20)

Die Gesinnung soll es sein [die den] Prüfstein des Christen bildet.] (S. 24)

Wie ist uns unter den jetzigen Verhältnissen der Kampf für wahres göttliches Denken und Leben erschwert gegenüber denen, die voll Haß gegen das Christentum erfüllt sind, nur weil sie es nicht in ihrer wahren Gestalt sehen. (S. 30)

Wir müssen unsre Kirche so bauen, daß sich die Menschen der wohlthätigen Empfindung ihrer Einrichtung gar nicht entziehen können; wir müssen dafür sorgen, daß der Begriff „Kirche“ und „Christentum“ vollständig zusammenfalle und daß dieser Begriff zur lebendigen Thatsache werde. Dazu darf aber die Kirche nicht gehobnen Hauptes warten, daß das Christentum in ihr aufgehe; die Kirche muß sich demütig ins Christentum versenken. (S. 42)

*) Der Sperrdruck in den Anführungen rührt vom Verfasser her.

Ich erhoffe die zukünftige Gemeinschaft der Christen als eine . . . mit jedem Jahrzehnt mehr umfassende Verbindung, für die die Lehren des Heilands das Evangelium sind, in der aber der Einzelne selbständig mit seinem Gott verkehrt. (S. 52)

Und hierzu füge ich noch das beste Wort aus von Egidys „Weiterem“:

Mir ist eben die Religion keine Wissenschaft. (S. 6)

Solche Worte soll man nicht überlesen oder gar mit verwerfen, an sie soll man anküpfen, hier den gemeinsamen Boden suchen, auf dem man sich mit Egidy, und wenn nicht mit ihm, mit seinen Gesinnungsgenossen verständigen kann: kurz, lernen soll die Kirche auch von dem, der von der Kirche bisher noch so wenig gelernt hat (und doch vielleicht sein Bestes!), der nur zu oft die Dinge nicht zu sehen vermag, wie sie liegen, und die Menschen, wie sie sind. Ich bin auch dafür und für die oben gesagten herben Worte einige Belege schuldig. Hier sind sie:

Ich habe eine ganz klare Vorstellung davon, daß mit dem Augenblick, da mein Körper aufgehört hat zu leben, mein Geist der irdischen Hülle entsteigt; wie könnte ich sonst mit dem Geist meiner verklärten Lieben verkehren? (S. 8) [Niemand hat davon eine „klare Vorstellung.“]

Die Kirche verlangt, . . . daß wir Christum als einen [!] Gott betrachten. Um dies Verlangen zu begründen, läßt sie den Heiland außermenschlich geboren werden . . . . , und das alles muß auch die Kirche thun, sonst hat sie keinen Anhalt für ihre, einzig aus der Gottheit Christi gefolgerten [!] Lehren von der Erbsünde, von der Gnade, von der Erlösung und von der Auferstehung des Fleisches. (S. 12 f.) [Das Umgekehrte wäre richtiger.]

In religiösen Dingen ist das Wort „Glaube“ gleichbedeutend mit „Ueberzeugung.“ (S. 15.) [Die beiden Begriffe decken sich durchaus nicht; ein Grundirrtum des Buches.]*)

Daß wir Sünder sind, das wissen wir alle, das glaubt jeder. (S. 17.) [Ist nicht wahr.]

Dieser Eine Gott wohnt in jedes Menschen Herzen. (S. 5.) [Ebenfalls gegen die Erfahrung. Derselbe falsche Optimismus in der Menschenbeurteilung in der schönen Stelle S. 27: Himmelan u. s. w.]

Dem wahr Ueberzeugten folgen die andern. (S. 46.) [Ebenfalls gegen die Erfahrung.]

Wenn dann die Zugehörigen der jetzt verschiedenen Kirchen sich nur erst verständigt haben, die Behauptung, Christus sei ein [!] Gott gewesen, fallen zu lassen, dann fallen alle die Zwischenräume und Vorhänge, die jetzt die Bekenner der Lehren des Heilandes trennen. (S. 50.) [In Voraussetzung und Folgerung eitel Schwärmerei.]

Das ursprüngliche Recht aber, mit seinen Mitchristen ein Wort, auch ein lautes, auch ein öffentliches Wort in Religionssachen und Glaubensangelegenheiten zu sprechen, wird wohl niemand bestreiten wollen. (S. 44.) [Das bestreitet jeder rechtgläubige Katholik.]

Nehme ich meine eigene ernstliche Reue als Bürgen für Gottes Barmherzigkeit an [welch ein Abfall vom Glauben der Reformationskirchen!], so bedarf es bei der Grundlosigkeit der väterlichen Liebe nicht des Glaubens an die Erlösung durch einen anderen [!] Gott. (S. 17)

Wie sind denn wohl unsre, das heißt die verschiedenerlei heutigen Glaubenssätze der christlichen Kirche oder Kirchen entstanden? Ich stelle mirs so vor: . . . . (S. 21.) [Hier gilt kein Vorstellen, sondern nur ein Nachforschen und Wissen. Ganz so wie sichs Herr v. Egidy vorstellt, ists denn auch, Gott sei Dank, nicht gewesen.]

„So muß ich glauben!“ rief er [Luther] aus, . . . . muß glauben, was in den von der Kirche verwalteten Schriften steht, und muß es in der Vorstellung glauben, die die Kirche [welche?] davon hat. (S. 22 f.) [Armer Luther! Das also war dein Glaube, mit dem du uns zur „christlichen Freiheit“ gebracht hast?]

Aber wie? Fällt nicht der Theologe in mir über den Laien in Herrn von Egidy her? Liefre ich ihm etwa ein neues Exempel zur Empfehlung seines Wunsches: daß man „Theologie studire“ — im heutigen Sinne —, das werde hoffentlich aufhören (S. 25)?

Jedenfalls liegt hier ein Punkt vor, über den wir uns klar werden müssen. Und so sei unser nächster Artikel dem Verhältnis von Theologie und Gemeinde gewidmet, mit besondrer Rücksicht auf die Gebildeten in der Gemeinde. R

*) Merkwürdigerweise giebt von Egidy in seinem „Weiteren“ (S. 7) diesen seinen früheren Glaubensbegriff auf. Welchen er nunmehr dafür aufstellt, ist mir noch nicht klar geworden.

## Der Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich unter Jesuitenhänden

In dem neuesten Hefte der bekannten Jesuitenzeitschrift: Stimmen aus Maria-Laach (Jahrgang 1890, H. 10, B. 35, S. 459 ff.) findet sich von L. v. Hammerstein S. I. ein wahres Prachtstück des recht eigentlich so genannten Jesuitismus, nämlich jener glänzenden Scheinlogik, die den unbefangenen Leser völlig zu täuschen geeignet ist, sodaß er sich schließlich bestürzt vor einem Ergebnis sieht, das unwiderleglich scheint, so sehr man sich auch sagen mag, daß, sollte es richtig sein, aller gesunde Verstand schiffbrüchig geworden sein müßte. Das geübtere Auge findet freilich leichter die schlechten Steine heraus, die man nur anzuschlagen braucht, um das ganze Gebäude in Trümmer zu legen. Das kann ein amüsantes Spiel sein, und wenn wir den bezeichneten Aufsatz an andrer Stelle gelesen hätten, so hätten wir ihn für einen immerhin übel angebrachten Scherz gehalten. Aber Jesuiten scherzen nicht; es ist ihnen bittrer Ernst darum, an der Vernichtung der staatlichen Macht zu arbeiten, und in einer Zeit, wo die Wiederzulassung der Jesuiten in Deutschland erwogen wird, mag es von Nutzen sein, an einem trefflichen Belege zu zeigen, was für unglaubliche Dinge diese Gesellschaft dem deutschen Volke zu bieten wagt, um Unfrieden zu schüren und Haß gegen den Staat zu säen.

Der rechtsgelehrte Jesuit, mit dem wir es zu thun haben, hat den Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs vorgenommen. Er knüpft an den Satz an, den der Abgeordnete Dr. Delbrück bei Gelegenheit der Beratung über die Befreiung der Geistlichen von der Militärdienstpflicht ausgesprochen hat: die echte Parität bestehe nicht darin, daß man alle Konfessionen nach einer und derselben Schablone, sondern darin, daß man eine jede nach ihrer Eigenart behandle. Wer sich überzeugen will, wie schief dieser Satz ist und welch gefährliches Schlagwort er den Gegnern des Staates in die Hände geliefert hat, der findet dazu in dem Hammersteinschen Aufsatz die beste Gelegenheit. Denn für nichts Geringeres wird dort jener Satz aufgerufen als für die alte Forderung eines gesonderten katholischen Eherechts unter der Alleinherrschaft der römischen Kirche!*) Wir wollen uns aber hierbei ebenso wenig aufhalten wie bei dem ersten Teile des Aufsatzes, der die Anerkennung der Unscheidbarkeit der katholischen Ehe dem Bande nach verlangt. Wir fühlen uns nicht berufen, die genugsam besprochne Stellung des staatlichen Rechtes gegenüber solchen Forderungen nochmals zu erörtern. Näher treten wir nur dem zweiten Teile, in dem mit kecker Stirn der Beweis unternommen wird, daß alle katholischen Ehen, die unter der Herrschaft des Entwurfs eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs abgeschlossen werden würden, nach dessen eignen Bestimmungen[!] null und nichtig, die Kinder daraus mit dem Makel der Unehelichkeit behaftet und von der Erbfolge ausgeschlossen sein würden.

Uns wird ein Erbschaftsprozeß vorgeführt, hochdramatisch. Wir hören Kläger und Beklagten mit einander disputiren wie in einer Rhetorenschule, wir wohnen der Zeugenvernehmung wie der Beratung des Gerichts bei. Die Sache ist folgende:

„Unter der Herrschaft unsers Entwurfs hat das angesehene und reiche gräfliche Paar X seine Ehe geschlossen.“ — Daß man nur ja sieht, wie gegen die Schrecken des Entwurfs weder Rang noch Reichtum helfen. — „Es ist aus derselben ein Sohn hervorgegangen; als ehelicher Sohn hat sich dieser in den Besitz des Vermögens gesetzt“ — d. h. natürlich nach dem Tode der Eltern, oder wenigstens des Vaters, was zu erwähnen vergessen wird. — „Wäre derselbe unehelich gewesen, so würde er das Vermögen nicht oder doch nur zu geringerm Teile erhalten haben“ — was dann näher ausgeführt wird.

Selbstverständlich ist das Letzte im allgemeinen in Ansehung des väterlichen Vermögens nach dem Rechte des Entwurfs wie nach dem gemeinen Rechte Deutschlands richtig. In Bezug auf die mütterliche Erbschaft stehen uneheliche Kinder den ehelichen gleich. „Nun erscheint ein entfernter Verwandter und verklagt den jungen Grafen auf Herausgabe

*) Ich kann dem Herrn Verfasser in der Kritik des angeführten Ausspruchs nicht beistimmen, der die von dem Jesuiten gezogne Konsequenz m. E. durchaus nicht verträgt. Im Gegenteil, die Ausschließung der Jesuiten aus dem Reiche und die Abwehr solcher Rechtsauffassungen wie die des Ordensmitgliedes von Hammerstein liegen in seiner Konsequenz. Vgl. Jahrg. 1889 dieser Zeitschrift, Nr. 40 und 43: Sinn und Widersinn des Paritätsgrundsatzes. D H

der Erbschaft. Er begründet seine Klage damit, daß die Ehe der Eltern nicht giltig gewesen, der junge Graf also nicht ehelich geboren sei."

Fassen wir kurz zusammen, worauf sich diese Behauptung stützt. Als feststehend wird behandelt, daß das gräfliche Paar in äußerlich giltiger Weise vor dem Standesbeamten die Ehe geschlossen und am folgenden Tage sich kirchlich hat trauen lassen. Aber:

1. Durch die kirchliche Trauung ist die Ehe nicht zu stande gekommen, weil sie nach dem bürgerlichen Gesetzbuche nur durch Eheschließung vor dem Standesbeamten begründet wird.

2. Durch die Eheschließung vor dem Standesbeamten ist sie aber auch nicht zu stande gekommen; denn es fehlte hier den Brautleuten an der „Intention," die Ehe zu schließen. Eine wirkliche Ehe wollten sie „als Katholiken auf dem Standesamte nicht begründen, und sie konnten es nicht einmal wollen; denn sie wußten, daß dies ihr Wollen durchaus erfolglos gewesen wäre. Nach katholischem Glauben kann, wo das Konzil von Trient verkündigt ist, eine Ehe nur geschlossen werden in Gegenwart des Pfarrers. Die Eheleute wußten also, daß ihre Eheschließung auf dem Standesamte, in Abwesenheit des Pfarrers, ebenso nichtig gewesen wäre, wie ein Rechtsakt, mit welchem ich ihnen das Eigentum an irgend einem Fixstern zu übertragen erklärte." Der auf dem Standesamte erklärte Ehekonsens der Katholiken ist also ein Scheinkonsens, muß es sein, geradeso, wie wenn ein paar junge Leute, um sich mit einem alten Onkel, der zufällig Standesbeamter ist, einen Aprilscherz zu erlauben, „plötzlich" vor ihm erscheinen und den Ehekonsens erklären, während sie gar nicht die Absicht haben, mit einander in die Ehe zu treten. Gerade wie hier, so ist auch dort die Ehe nichtig, weil die Erklärung bloß simulirt ist. Alles, was das gräfliche Paar auf dem Standesamte wollte, war: „die bürgerlichen, insbesondre die vermögensrechtlichen Wirkungen der Ehe eintreten lassen." Einen Vertrag zur Begründung nur dieser Wirkungen kennt aber das bürgerliche Gesetzbuch selbst nicht; folglich: da die Leute eine ganze Ehe nicht begründen wollten, und die halbe, die sie wollten, nicht begründet werden konnte, so blieben sie so unverheiratet wie zuvor.

Dem Präsidenten des Gerichts wird die Sache doch bedenklich, und er erklärt, „wenn die Parteien nichts einzuwenden haben" (!), so werde das Gericht beraten. Dies geschieht, und nach längerer Diskussion siegt in dem etwas überzählig besetzten Gericht des Herrn von Hammerstein mit drei gegen zwei Stimmen in der Hauptsache die Auffassung des Klägers. Es ist wenigstens noch ein bescheidener Trost, daß zwei Richter nicht haben anbeißen wollen. Die Auffassung des Klägers siegt in der Hauptsache, nicht ganz. Denn das Gericht verlangt von ihm erst noch den Beweis, daß die Brautleute die Ehe auf dem Standesamte nicht ernstlich geschlossen haben. Das ist vom Standpunkte des Gegners aus inkonsequent. Denn wenn man der Meinung ist, daß der Katholik den Willen, sich auf dem Standesamte zu verheiraten, gar nicht haben kann, so braucht man keinen Beweis mehr dafür, daß er ihn im Einzelfalle nicht gehabt hat.

Der Beweis wird nun so geführt: ein vernommener Zeuge sagt aus, er erinnere sich, wie die junge Gräfin sich gefürchtet habe, auf dem Standesamte zu erscheinen. Sie habe den Bräutigam gefragt, was sie auf dem Standesamte erklären müsse.

Dieser entgegnete: Daß du die Ehe mit mir eingehen willst.

Aber die wollen wir ja erst in der Kirche eingehen!

Freilich, meinte wiederum der Bräutigam; die ganze Sache auf dem Standesamte ist ja ein reiner Firlefanz, den wir nun einmal nicht umgehen können, Eheleute werden wir erst in der Kirche.

Aehnlich fernere Zeugen. Der Gerichtshof, die Ehe für simulirt und daher nichtig erachtend, „spricht das Vermögen des Grafen X als eines unehelichen Kindes dem Kläger zu, und Beklagter wird zum Bettler." Der Bejammernswerte! „Kläger" — er betreibt es gründlich — „macht außerdem Anzeige auf dem Polizeibureau, und es wird dem Grafen X untersagt, fernerhin den Grafentitel zu führen. — So könnte auf Grund des Entwurfs die eheliche Abstammung der ganzen



katholischen Bevölkerung Deutschlands in Frage gezogen werden, sobald sich ein Kläger fände." Und um all diesen Jammer und Graus zu vermeiden — beschränke sich der Staat auf Regelung der bürgerlichen Wirkungen der Ehe, dagegen die der „Ehe selbst" überlasse er der Kirche. Hat er in dieser Beziehung Wünsche, so wende er sich vertrauensvoll an den Papst.

Schade nur, daß die ganze Darlegung aus nicht weniger als drei von einander unabhängigen Gründen völlig haltlos ist.

1. Zuvörderst kennt unser Gegner nicht die §§ 1562 ff. des Entwurfs. Auf Grund und nach näherer Maßgabe dieser Bestimmungen sollen Kinder, die aus nichtigen Ehen geboren sind, wenn nur kein Formmangel bei der Eheschließung vorliegt, als eheliche Kinder angesehen werden, also steht ihnen auch Erbrecht am väterlichen Vermögen und Recht auf väterlichen Adel und Namen zu. Keine der in den angezogenen Paragraphen enthaltenen näheren Bestimmungen, über die ausführlich zu berichten hier nicht der Ort sein kann, ergiebt einen Anhalt dafür, in diesen Punkten die Stellung der Kinder zu verkümmern. Und da nun in dem unterstellten Falle des gräflich Xschen Paares die formell richtige Eheschließung über allen Zweifel erhaben ist, so würde schon aus diesem Grunde ein unter der Herrschaft des Entwurfs tagender Gerichtshof seine Zeit mit den langatmigen Vernehmungen über die „Intention" der Parteien nicht verlieren, sondern den Kläger ohne Beweisaufnahme abweisen. Jene Paragraphen des Entwurfs sind aber keineswegs eine neue Erfindung, sondern Erweiterung und Umbildung von Rechtssätzen, die schon das gemeine Recht Deutschlands auf Grund der eignen Bestimmungen der katholischen Kirche adoptirt hat!

Zugestanden einmal, die fragliche Ehe wäre nach jetzt geltendem Recht als Scheinehe nichtig. Wie wäre dann nach gemeinem Recht zu urteilen? Soviel wird doch wohl nicht bestritten werden sollen, daß auch die katholischen Eheleute in Deutschland des Glaubens leben, wenn sie ihre Ehe doppelt, mit dem Faden des Staats wie der Kirche genäht haben, so werde sie denn doch haltbar sein. Glaubten sie dies nicht, so wäre wenigstens nicht zu begreifen, wie sie es mit ihrer Anschauung vereinbaren könnten, ehelich zu leben und Kinder zu zeugen, die sie selber nicht einmal für eheliche hielten! Und wenn katholische Familienväter in Deutschland die Fabel des Herrn Jesuiten lesen, so werden sie sich höchstens — soweit sie seinen allgemeinen Standpunkt teilen — darüber freuen, daß er dem Racker von Staat gründlich eins versetzt habe; im übrigen aber: wenn sie ihn verstehen, glauben werden sie ihm nicht, sondern sie werden sich sagen, es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn unsre Ehe, die wir in staatlicher wie kirchlicher Form geschlossen haben, trotz alledem nicht giltig sein sollte. Sie mögen ruhig sein, sie haben recht. Aber gesetzt, sie hätten unrecht, ihre Ehe wäre nichtig und würde nur irrig von ihnen für giltig gehalten, so lebten sie in einer sogenannten Putativehe, einem Institut, das mehrere päpstliche Dekretalien sanktioniren und das auf Grund der Aufnahme des kanonischen Rechts in Deutschland in das gemeine Recht übergegangen ist. Kinder aus Putativehen gelten als eheliche. Und zwar wird, wenn, wie hier, die Ehe förmlich geschlossen ist, der gute Glaube der Ehegatten präsumirt, worauf aber hier nichts weiter ankommt, da, wie gezeigt, der gute Glaube unzweifelhaft vorliegt. Ja, es kommt noch eins hinzu: selbst wenn die Ehe in dem von unserm Gegner aufgestellten Falle bei Lebzeiten der Gatten hätte angefochten werden können, so könnte die Legitimität des jungen Grafen nicht mehr angefochten, also auch sein Erbrecht nicht mehr bestritten werden, nachdem die rechtsförmlich geschlossene Ehe der Eltern durch den Tod geschieden war. Auch das hat ein Papst (Cölestin III.) verordnet, und auch das gilt als Bestandteil des gemeinen Rechts in Deutschland. Das sind also schon ziemlich viel entscheidende Punkte, die man übersehen oder ignoriren muß, um die traurige Geschichte von dem armen jungen Grafen sich selbst oder andern glauben machen zu wollen.

2. Der Herr Gegner kennt aber weiter nicht die §§ 1250 und 1259 des Entwurfs, die ausschließend die Fälle auf-

zählen, in denen eine Ehe nichtig oder anfechtbar ist. Die Simulation kommt nirgends unter diesen Ungiltigkeitsgründen vor. Daraus ergiebt sich zwingend, daß nach dem Willen des Entwurfs die Ehe unanfechtbar giltig ist, wenn die Parteien vor dem Standesbeamten den Ehekonsens erklärt haben und der Standesbeamte sie daraufhin für rechtmäßig verbundene Eheleute erklärt hat, auch wenn sie simulirten, d. h. den Standesbeamten nur täuschten und unter sich vollkommen einverstanden waren, daß sie die Ehe nicht ernstlich wollten. Daß diese Folgerung wirklich den Absichten der Kommission entspricht, ist in den Motiven Bd. 4 S. 55 ausdrücklich gesagt. Selbst zugestanden also, die gräflich Xsche Ehe wäre simulirt, so würde sie nach den Bestimmungen des Entwurfs vollgiltig und der junge Graf unbezweifelbar ehelicher Sohn sein.

Daß die simulirte Ehe giltig sein sollte, erscheint zwar unserm Gegner als eine „juristische Monstrosität." Nun, das famose c. 26 X, 4,1 von Innocenz III. hat ja auch die Ehe für nichtig erklärt in einem Falle, wo der Mann sich absichtlich bei Erklärung des Ehekonsenses einen falschen Namen beilegte, das Mädchen täuschend, um nachher sagen zu können, er habe ja gar nicht für sich den Ehekonsens ausgesprochen. Unser künftiges bürgerliches Recht will jedenfalls sittlicher die Prüfung auf den einseitig fehlenden Eheschließungswillen nur dann zulassen, wenn diese Differenz zwischen Willen und Erklärung auf einem Irrtum beruhte (z. B. über die Person des andern Teils). Und soviel den Fall angeht, daß beide Teile den Eheschließungswillen nicht haben, also wissentlich wahrheitswidrig vor dem Standesbeamten erklären, sie wollten die Ehe mit einander eingehen, so ist die Meinung unsers Entwurfs die, daß weder die Ehe noch die Staatsbehörden dazu da sind, als Objekt von Aprilscherzen zu dienen.

Das Institut der Eheschließung verträgt keinen Mißbrauch. Wer unter den vorgeschriebenen Formen erklärt, daß er die Ehe schließe, muß zu seinem Worte stehen. Die Gestattung der Scheinehe würde auch die für die Ehescheidung aufgestellten Grundsätze und die in ihnen liegenden Schranken illusorisch zu machen drohen, sowie zu einem thatsächlichen Verhältnis die Möglichkeit gewähren, welches einer Ehe auf Zeit ziemlich gleich käme (Motive zum Entwurf. Bd. 4 S. 55).

Das heißt: die Leute könnten eine Scheinehe schließen und in einer den Augen der Welt als echter und rechter Ehe erscheinenden Verbindung so lange leben, bis es ihnen gefiele, unter Berufung auf ihre Simulation aus einander zu laufen. Es wird sich ja darüber streiten lassen, ob diese Gründe gesetzgeberisch ausreichen, die Simulanten als Ehegatten rechtlich an einander zu ketten. Wir wollen darüber hier nicht absprechen, ebenso wenig wie wir eine akademische Beweisführung dafür eröffnen, daß und warum der Standpunkt des Entwurfs keine „juristische Monstrosität," vielmehr mit allgemeinen Rechtsbegriffen sehr wohl vereinbar ist. Die Pointe liegt darin, daß hier dem dritten an der Rechtshandlung aktiv Beteiligten, dem Standesbeamten gegenüber die Simulation der Parteien eine Mentalreservation ist. Um einen entfernten, wir betonen dies Wort, Vergleich zu ziehen: auch das richterliche Urteil schafft Rechtskraft, trotzdem die Parteien mit ihrem Prozessiren den Richter nur zum Narren zu halten gedachten, und dasselbe verfügt der Entwurf — mit einer Einschränkung — für die Hypothekeintragung durch den Richter.

Indessen sei das alles, wie es sei, der Entwurf will die Giltigkeit der Scheinehe, und daraus ergiebt sich ein zweiter entscheidender Gegengrund gegen die Folgerungen, die von Hammerstein aus dem Entwurf zu ziehen sucht. Hatten wir zuerst gefunden, der Sohn würde als ehelicher gelten, auch wenn die unterstellte Ehe nichtig wäre, so wissen wir jetzt, die Ehe würde nach dem Entwurf giltig sein, auch wenn sie Scheinehe wäre.

3. Das Letzte und Wichtigste ist: die Ehe ist keine Scheinehe. Wir teilen in dieser Beziehung durchaus den Standpunkt des beklagtischen Anwalts, den unser Gegner sagen läßt, er könne das Vorgeben, daß sie dies sei, nur als ein empörend frivoles bezeichnen.

Die Ehe ist die Gemeinschaft des ganzen Lebens zwischen Mann und Weib, vor Gott und den Menschen. Eine Scheinehe schließt, wer die Absicht, in solche Gemeinschaft mit dem andern



Teil zu treten, nicht hat und dennoch sagt, er wolle mit dem andern in die Ehe treten. Wer dagegen die Absicht solcher Gemeinschaft hat, der schließt, indem er die Frage des Standesbeamten bejaht, ernstlich und giltig die Ehe, gleichviel, ob er glaubt, das eheliche Leben könne nach dem Ausspruch des Standesbeamten sofort beginnen oder man müsse damit bis nach erfolgter kirchlicher Trauung warten. Auch die katholischen Brautleute wissen sich zwei Mächten unterthan, dem Staate und ihrer Kirche. Sie wissen, daß sie für die beabsichtigte Lebensgemeinschaft die Anerkennung des Staates als einer vor seinem Rechte bestehenden bedürfen. Sie wollen durch den Akt auf dem Standesamte diese Anerkennung des Staates erwerben, und zwar alles Ernstes, mag es ihnen auch unbequem sein, und mögen sie auch denken, es wäre besser, wenn es bei der kirchlichen Eheschließung sein Bewenden haben könnte. Wenn der Graf X den standesamtlichen Akt für Firlefanz erklärte, so erklärte er ihn doch für einen solchen, den man nun einmal nicht umgehen könnte. Darin liegt gerade der Kern der Sache; man war sich bewußt, der Legitimation der Ehe vor dem staatlichen Recht nicht entraten zu können, und man wollte sie sich deshalb alles Ernstes holen und nicht zum Schein; das heißt aber: man wollte vor dem staatlichen Rechte die Ehe schließen. Dachte man dabei: Eheleute — in unserm katholisch-gläubigen Sinne — werden wir ja doch erst in der Kirche, so hieß das: mit der staatlichen Anerkennung kommen wir nicht aus, wir brauchen auch die unsrer Kirche, und diese werden wir morgen erwerben; dann erst können wir das eheliche Leben wirklich beginnen. Der Staat billigt diesen Gedanken vollkommen. Er hat im § 82 des Gesetzes vom 6. Februar 1875 ausdrücklich gesagt, daß seine Bestimmungen über die Eheschließung die kirchlichen Verpflichtungen über die Trauung nicht berühren. Aber der Staat läßt sich nicht vordemonstriren, daß solche Gesinnung der Brautleute geeignet sei, den Akt der staatlichen Eheschließung in des Staates eignen Augen zu vernichten, weil so gesinnte Brautleute auf dem Standesamte nur „die bürgerlichen, insbesondre die vermögensrechtlichen Wirkungen der Ehe begründen" wollten im Sinne eines Beiwerks der Ehe statt der „wirklichen Ehe," sodaß, was sie wollten, vor dem staatlichen Rechte selbst kein ausreichender Ehekonsens sei. Die vermögensrechtlichen Wirkungen der Ehe sind unzähligen Brautleuten völlig unklar, sie wissen oft nicht einmal, ob die Ehe vermögensrechtliche Wirkungen hat, geschweige denn, welche. Diese Wirkungen treten von Rechtswegen ein, auch ohne daß die Brautleute sie gewollt haben. Und das von unserm Gegner so genannte Wollen der „bürgerlichen Wirkungen der Ehe" ist nicht das Wollen eines Teils der Wirkungen, die die Ehe nach staatlichem Rechte überhaupt hat — welches wären diese Teilwirkungen? — sondern es ist in Wahrheit das Wollen alles dessen, was das staatliche Recht mit der Ehe zu thun hat, das Wollen, die ganze Ehe vor dem staatlichen Rechte zu schließen, das Wollen der Anerkennung des Staates für die ganze Ehe. Mehr ist auf dem Standesamte überhaupt nicht zu erlangen, und folglich ist es widersinnig, daß die Parteien dort noch mehr wollen müßten. Vielmehr um alles Weitre kümmert sich der Staat nicht, und daraus folgt von selbst, daß es für den Bestand des staatlichen Aktes ohne jedes Interesse ist, was die Brautleute über das Verhältnis von staatlicher Eheschließung und kirchlicher Trauung, von staatlich legalisirter Ehe und Ehe als Sakrament katholischen Glaubens denken. Daß eine Ehe im letztern Sinne durch die standesamtliche Eheschließung begründet werde, behauptet das staatliche Recht selber nicht im mindesten und verlangt also auch zur Giltigkeit der staatlichen Eheschließung nicht, daß die Parteien sich dies einbilden müßten.

Ueberhaupt aber gilt für das Recht nicht, was man von manchen Medizinen sagt: sie helfen nur dem, der daran glaubt. Das staatliche Recht hilft auch dem Ungläubigen, ebenso wie es auch ihn bindet. Ein Scheinkauf beispielsweise liegt dann vor, wenn ich mit jemandem einen Kaufvertrag schließe und wir uns beide im gegenseitig erklärten Einverständnis darüber befinden, daß in Wirklichkeit die Ware nicht geliefert, der Preis nicht gezahlt werden sollte. Wenn aber die Parteien bei den entsprechenden Beredungen einander ernstlich versprechen, die Ware zu liefern und den Preis zu zahlen, so ist der Vertrag

ein Ernstkauf, giltig und klagbar, auch wenn sie alle beide geglaubt haben sollten, rechtlich sei der Vertrag, weil nicht schriftlich, unverbindlich. Wenn ein Zweiundzwanzigjähriger mit mir ernstlich übereinkommt, er werde mir 1000 Mark zahlen, so ist der Vertrag klagbar, auch wenn wir beide geglaubt haben, die Großjährigkeit trete erst mit fünfundzwanzig Jahren ein und daher könne jener rechtlich zur Zahlung nicht gezwungen werden. Die Wette ist klagbar, trotzdem allgemein geglaubt wird, sie sei es nicht. Wenn jemand eine Schuldurkunde unterschreibt und dabei seinem Gläubiger superklug auseinandersetzt, er werde als ehrlicher Mann zahlen, im übrigen wolle er ihm nur gleich sagen, daß die Urkunde der reine Firlefanz sei, weil sie keine Zeugen mit unterschrieben, so wird er aus der Urkunde dennoch in allen Maßen rechtsgiltig verpflichtet. So auch das gräflich Xsche Paar des Herrn v. Hammerstein, so jedes katholische Paar, das die von ihm unterstellte Ansicht über den Eheschließungsakt auf dem Standesamte hegt: sie wollen Eheleute werden und erklären dies der Wahrheit gemäß; also werden sie es, mögen sie auch glauben, sie würden es durch diesen Akt noch nicht, mögen sie ihn auch für „reinen Firlefanz" halten.

Der Jesuit bezeugt gute Lust, auch die protestantischen Ehen aus ähnlichem Grunde wie die katholischen als nichtig zu deduziren. Es ist Gott sei Dank richtig, daß auch protestantische Eheleute ihre Ehe nach dem Akt auf dem Standesamte noch nicht als vollendete ansehen, daß sie sich gedrungen fühlen, vor dem thatsächlichen Beginn des ehelichen Lebens auch noch durch den kirchlichen Trauakt nicht bloß einer Pflicht gegen ihre Kirche zu genügen, sondern aus eigenem religiösem Bedürfnis ein „Bekenntnis zum Ganzen des christlichen Ehestandes" abzulegen. Auch sie werden aus dem Vorigen soweit nötig die Beruhigung schöpfen, daß nur fanatische Verblendung daraus ein Argument entnehmen kann, ihre Ehen als nichtige, ihre Kinder als uneheliche darzustellen, eine Anfeindung, die vom Standpunkte der evangelischen Kirche aus, nach ihrer ganzen Auffassung von Trauakt und staatlicher Eheschließung wie des Verhältnisses von Staat und Kirche überhaupt, ohnehin undenkbar ist. Vom jesuitischen Standpunkte aus scheint dagegen der sinnvolle Zweck, den Staat zu befehden, wo immer es angeht, auch den Unsinn als Mittel zu heiligen. K—p

## Aus Karl Geroks Jugendzeit

(Nachdruck verboten)

Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann: so lautete der Neujahrstext, mit dessen Auslegung Karl Gerok in das Jahr 1890 hinübergetreten ist. Schon vor der Mitte des Januars war sein Tag zu Ende, und kurz darauf durfte ich in diesem Blatte von seinen letzten Stunden erzählen.

Vielleicht ist es den Lesern der Christlichen Welt gerade in diesen Tagen, da sich sein Heimgang zum erstenmal jährt, nicht unlieb, etwas — nicht über ihn, sondern — von ihm zu hören. Darf ich dabei zurückgreifen auf den goldnen Jugendmorgen seines langen, gesegneten Lebenstages? Er hat zwar selbst in seinen „Jugenderinnerungen" dieser Zeit ein Denkmal gesetzt, aber doch so, wie sich dem Auge des Ausgereiften und Abgeklärten von der Höhe des Alters herab die Jugend darstellte. Nun aber sind auch Tagebücher des Kindes und Jünglings vorhanden, die von 1830 bis 1834, also von seinem fünfzehnten bis zum neunzehnten Lebensjahre reichend, den Schluß seines Gymnasiallebens und den Anfang seines akademischen Lernens im theologischen Stift zu Tübingen umfassen, aber leider mit dem Beginn des eigentlichen theologischen Studiums abbrechen, dem nach der Stiftsordnung das philosophische vorausgeht. Einige Proben aus diesen Heften, von denen selbst seine vertrauten Geschwister keine Ahnung hatten, mögen zeigen, wie sich — zwar nicht der Theolog, wohl aber der Mensch und Dichter schon damals zu der harmonischen Gestaltung seines Wesens durchzuringen suchte, die er später gewann und in der das Geheimnis seines Seins und Wirkens liegt.

Sodann möchte ich auch den jungen Theologen zum Wort kommen lassen. Im Jahre 1847 als junger Diakonus in



Böblingen hat er unter anderm einen Aufsatz über „unsern theologischen Nachwuchs" geschrieben, der, damals in Stirms „Studien der evangelischen Geistlichkeit Württembergs" veröffentlicht, so vieles auch für heute noch Beherzigenswerte enthält, daß es gewiß zeitgemäß ist, gerade jetzt wieder daran zu erinnern.

Damals war „unsre höchste theologische Lehranstalt den Frommen zum Schrecken und den Kirchlichen zum Aergernis" geworden:

Jene auflösende Spekulation, die zwölf Jahre vorher aus einer dieser Klosterzellen den Hauptschlag gethan hatte, der die deutsche Theologie erschütterte, hatte sich seither als lebendige Tradition in jenen Mauern fortgepflanzt und weiter entwickelt. Die Aussichten schienen trüb und guter Rat teuer. Die Besorgnisse, womit die Väter auf ihre Söhne, das Mißtrauen, womit die Frommen auf die Wissenschaft, die zweifelhaften Erwartungen, womit die Kirchenfreunde auf den theologischen Nachwuchs, und die schadenfrohen Prophezeiungen, womit die Gegner der Kirche auf die theologische Jugend blickten, schienen gerechtfertigt, und die Frage wurde dringend: Wie ist zu helfen?

So sei es mir erlaubt, den Leser in Karl Geroks Jugendzeit zurückzuführen, indem ich zuerst den angehenden Studenten, dann den jungen Theologen zu Worte kommen lasse. G G

### 1. Tagebuchblätter des angehenden Studenten

1832, 20. November. Ein rotes Tulpenblatt hängt mir noch vor den Augen, während ich dieses schreibe. Ich habe am Fenster einen Sonnenaufgang gesehen. Zuerst ein lichtgoldner Punkt über dem Gebirge; dann tauchte die Sonne schon hell empor; kurze rote Strahlen tanzten um ihr unanschaubares Antlitz; Kinderwonnen flogen in mein Herz, wie kleine lächelnde Engel auf Schmetterlingsflügeln. Jetzt schoß sie goldblitzend zwei glühende Fühlhörner das Gebirg herunter bis in meine Augen. Das Wasser, das neben mir zum Fenster hinausgegossen wurde, rieselte als purpurnes Gold das Dach hinab, und der Hauch aus meinem Munde flog als roter Opferrauch zum Himmel empor.

1833, 1. Juli. Und so scheint es, mit meinem Leben wolle es ein frühes, stilles und ruhmloses Ende nehmen.*) So war es denn ein schöner Kindertraum, daß ich mit einer Jugend voll freudiger Kraft und goldnen Glücks, mit einem Mannessommer, segenvoll wirkend im schönsten Beruf, behaglich glücklich im Schoß einer aufblühenden Familie, mit einem kräftigen, gesegneten Greisenalter einst mich an die alten, ehrwürdigen Familienbilder der Großväter würdig anschließen und das glückliche Leben des geliebten Vaters, das für mich immer in so goldnen Farben brannte, in mir erneuern dürfe!

Aber ist es so über mich beschlossen, dachte ich heute, da ich zwischen den üppigen Gärten und blühenden Feldern schweifte, o möchte dann meine entfesselte Seele nicht sogleich hinaufgenommen werden, sondern die Wunder der Erde zuerst entsiegeln und selig saugend und genießend um die liebe, blühende Erde schweifen dürfen und auf kühlen, rosigen Abendwölkchen schwimmen über das blühende Thal und als lindes, erheiterndes Lüftchen um die Wangen teurer Menschen spielen und lächelnd und unsichtbar durch die fröhlichen Kinder wandeln und in heimischen Kindheitswinkeln träumen — bis alle die Lieben, eine schöne Kette junger, blühender Seraphe sanftumschlungen in die göttliche ahnende Dämmerung einer neuen, seligern Welt emporgehoben werden.

2. Juli. Die Engel müssen auch eine Kindheit haben, sonst wären sie nicht selig.

In Schellings göttliche Ideenwelt möcht ich noch einen Blick thun. Professor Fischer, der herrliche Junge, spricht ja mit apostolischer Begeisterung von dem neuen Plato.

Einen Brief von Haus erhalten. Die teure Mutter immer noch krank. Ach, ich sehe sie liegen, die liebe Kranke, in der grünverhangenen Kammer, wie sie immer noch das Hauswesen leitet und die Kinder leise spielen und der Vater liebend besorgt oft herunterkommt und nachfragt. Erhöre unser Flehen, Herr unser Gott, und laß die Teure bald wieder gesund und blühend hervorgehen und Leben und Freude unter dem trauten Kreis verbreiten!

*) Ein sechs Winter nacheinander auftretendes Schleimfieber hatte damals die Gesundheit des rasch aufgeschossenen Jünglings gefährdet.

5. Juli. Immer noch, auch bei trübem, feuchtem Wetter, mache ich meine stillen Morgengänge durch fruchtbares Thal und Gebirg, bergauf und ab, wo in den Gärten Rosen und Ilgen stehen und blühende Mohnfelder ihre weißen und hellroten Rosen im leisen Morgenhauch wiegen und Gartenblumen verloren und verirrt selbst außen vor den Zäunen am Weg unter üppigem Unkraut blühen; wo stille Cyanen in dem wogenden, sich vergoldenden Korn stehen, saftige Erdbeeren an felsigen Abhängen im Schatten der Gebüsche glühen und wuchernde Vergißmeinnicht in klaren Bächen sich spiegeln, wo Klee und Hanf und Kartoffeln blühen und mich eine blaue Kartoffelblüte heute plötzlich mit süßem Schwindel in die schönen Kindheitstunden zurückzauberte, wo ich an der Hand der freundlichen Großmutter, ein winzig Büblein, durch den großen Garten und durch ungeheure Pfarräcker ging.

8. Juli. Trauriges Regenwetter; der Geist kehrt in sich zurück; statt in den Feldern umherzuschweifen, ist man fleißig am Pult und studirt den göttlichen Plato; ich wüßte aber nichts Heimlicheres und still Behaglicheres zu denken. — — Wohl wollt auch ich mein Platonisches Flügelgespann, führenden Göttern nach, im bunten Gewühl schön anstrebender Genossen freudiger hinanlenken in die Sonnenhöhen der Ideenwelt. Der Wagenlenker glüht und treibt: das weiße Himmelsroß schlägt gewaltig die Schwingen; nur daß der träge Nebenklepper eines unkräftigen Körpers keuchend und störrig den Sonnenflug hemmt. — O ihr Glücklichen!

10. Juli. M.s Gedichte sind eine köstliche Gemäldesammlung der wärmsten, glühendsten, zartesten Naturbildchen; man dürfte nur die niedlichen einversigen Gedichtchen ausschneiden und die Wand damit behängen, so hätte man die erquicklichste Gemäldegalerie; nur daß man, was sonst beschaut wird, hier lesen müßte.

12. Juli. Ich weiß nicht, warum ichs nicht hersetzen sollte: daß jeder Mensch in irgend einem Punkte Genie ist; wenn nur jeder diesen Punkt fände! Und jedes Gesicht, selbst das meinige, kann in seiner Art zum Ideal hinaufgesteigert werden.

1834, Januar. Da ich neulich das grüne Pultchen öffnete und meine alten Gedichte durchstöberte, und da ich heute meine Bildermappe wieder durchsah, in welcher hundert liebe Stunden wie falbe vertrocknete Blumen ruhen, und jene bescheidnen Blätter wieder schaute, auf deren bunten Gestalten so viel von meinem Gemüte hängen geblieben ist; — als ich den wolkentreibenden Abendhimmel, die winterlichen Fluren wieder erblickte: da erneuerte sich mir das wehmütige Angedenken jener wundersamen und bedeutungsvollen Tage und Wochen, in welchen ich alljährlich krank mit dieser winterlichen Natur wie mit einer bleichen, kranken Geliebten gespielt, in welchen ich, süß feige mich verkriechend, meinem Gemüte und der Kunst gelebt, die ja doch auch einen, wenn schon kümmerlichen Teil an mir hat, — jener Tage, die auf die ganze Bildung und Verbildung meines Wesens einen so bedeutenden Einfluß gehabt haben; wenn ich es denke und klage, daß mein Gemüt meinem Verstande so weit vorangeeilt ist, daß das Göttliche sich mir immer mehr in der Form des Schönen als in der des Wahren geoffenbart hat, daß ich lieber im Fühlen als im Forschen schwelge, daß ich mich oft mehr zur Kunst als zur Wissenschaft berufen glaubte, daß ich lieber im silbergrauen Zwielicht der Kindheitserinnerung als in den offnen goldnen Fernen der Hoffnung mich verliere oder finde, daß ich, immer noch Kind, aus der traulichen, gemütlichen Enge des Familienkreises mich nicht losreißen kann in die weitere, erhabenere Einheit des Staats- und Volkslebens, daß ich keine Freiheit suche, als die poetische, daß ich so feige und so romantisch glühend, so engherzig und so liebeüberfließend, so trocken und so sentimental, so streng und so weich gegen mich bin, wie ich leider bin. — Und doch hab ich mein Recht auf meinen Charakter, wie jeder andre, und das Dümmste ist, daß ich mich selbst nicht gelten lassen will, und das Allerdümmste, daß dies selbst doch auch wieder zu meinem ganzen Wesen gehört. — O du Waschfrau! Schade, daß dich die gütige Natur nicht vollends zu einem Mädchen gemacht hat; dann wärst du ja vollkommen in deinem Elemente!



13. März. Ueber mir einen blauen Sturm, neben mir Freund L. wanderte ich einmal wieder, nicht wie sonst mit fröhlich klopfendem Herzen, aber muntern Mutes dem heimatlichen Osterdingen zu. Durch den grünen verwilderten Garten schlich ich zum alten lieben Pfarrhause des Großvaters hinauf. Ach! und es war alles so klein und eng und nieder geworden, und der ehrwürdige, einst so blühende und heitere Greis lag dumpf, unmutig und klagend ins Bett gebannt, und als ich, alte liebe Stätten suchend, Haus und Garten, Ställe und Scheune durchstrich, wie war alles so anders! In der Gaststube die zerfallenden Wände mit den alten staubigen Bildern; unberührt seit lange stand das mächtige altväterische Himmelbett, und an dem goldgerahmten Spiegel hing falb und welk ein uralter Blumenkranz, den uns einst die jugendliche Mutter gewunden hatte, den Großvater am Geburtstage damit zu schmücken. Wir Kinder fielen über die große Blumenschnur, eh sie ihre Bestimmung erreicht hatte, und laut weinend mußten wir vollends zu dem mehr komisch Ergötzten als gerührt Ueberraschten hingeschoben werden. — Und im Garten! Wuchernd Unkraut und Steine in den Blumenbeeten, Gras und Blumen in den Wegen, die Zäune morsch und zerfallen, die Bänke eingestürzt, die Lauben hängend und zusammengesunken; die Beete, wo einst dem unbewußt seligen Knaben Hyazinthen und Rosen, Nelken und Vergißmeinnicht bis an die Brust reichten und alle Himmel aus den taubeperlten Taxusbüschen entgegendufteten, öde und zerstört; die Baumgänge des Grasgartens, durch die ich stundenlang einem gaukelnden Zitronenfalter nachjagte und nachschlich, wie waren sie so kahl und enge! Ich stieg in die Aeste meines alten Lieblingsbaumes und wiegte mich wie sonst im Sonnengolde und sah einen teuren Namen und den meinigen von langen Jahren her in die Rinde noch eingeschnitten, — und weinte und schnitt beide wieder hinein. — Noch einmal durchlief ich alle Winkel und Wege; ein Pfirsichbäumchen hängte wie sonst seine rosigblühenden Zweige über das Loch in der Scheunenwand, durch das ich wie sonst mich hineinzwängte, um den Kühen im Stalle wie sonst Futter zu schneiden und vorzuwerfen. — Schnell und munter nahm ich Abschied, tief im Herzen elegische Schauer.

Auf der Heimfahrt geriet unser Wägelchen mit einem Bauern in Kollision, unsre Deichsel zerbrach; ein guter junger Edelmann, mein Freund, half mir den Schaden mit meinem Taschentuch verbinden, damit ich zu einem Schmied fahren konnte. Nach einer Stunde konnte ich zu den andern zurückkehren, und wir waren fröhlich, bis die hohen Sterne in unsern Gläsern schwammen.

16. Juni. Seit Ostern ist auch Bruder Theodor hier eingezogen und hat in der kühlen Neckarhalde eine artige Wohnung; ein wunderbarer märchenhafter Brunnen rauscht ihm gegenüber aus einer Mauernische, über welche Syringen- und Rosenbüsche voll Nachtigallen hereinhängen. Sonne hat er keine; aber ihm gegenüber, hinter dem nahen Hügel des alten Schlosses kommen die Wetter herauf und versinkt der stille Mond in der Sommernacht.

Zu dem hehren Dom der Theologie mit den gotischen Türmen und gewaltigen Fenstern sind wir nun auch gelangt; aber ach, ein grämlicher Pförtner führt uns nicht hinein, sondern außen herum und heißt uns die Steine zählen, um den gewaltigen Bau zu fassen, und preist uns die bunten Fenster an, die von außen sehr schwarz und trüb aussehen. Möge bald ein glücklicherer Führer diesen gutmeinenden ablösen! — Dessenthalb und weil mich dermalen kein großes Interesse, keine große Sorge erhebt und erwärmt, sondern zu viele kleinliche mich hin- und herzerren, und weil ich in dieser Zeit zu viele abgeblühte Blumen aus dem Blumentopf meines Herzensschreins hinauswerfen muß, ohne daß ich noch andre neue dafür gefunden hätte: dessenthalb und andertwegen — ich kann mich, Gott Lob, nicht ganz durchschauen und in Tinte aufgelöst auf das Papier hinschmieren — bin ich gegenwärtig trotz allen meinen altgewohnten Sommergängen auf Bergwiesen und zwischen Rosenhecken, in Gärten und Blumenthälern, im ganzen ziemlich klein und mißmutig und mir wie andern widerwärtig.

August. Wie mir Arbeit und Genuß eins ist, empfand ich nie mehr, als bei Ausarbeitung des Privataufsatzes in diesen

Tagen, in welchem ich jene Gegensätze von Vernunft und Glauben auch nach einer andern Seite mir klar zu machen suchte, als kurz vorher, da ich mich nach Goethes Sitte poetisch durch einige Verse darüber zu beruhigen versucht hatte.

Oktober. Ich habe ein paar gute Vorlesungen zu hören angefangen bei Baur und Schmid und lese Hippels Lebensläufe in aufsteigender Linie, des nüchternern und satirischern Vorgängers von Jean Paul.

## Zwei Gespräche in der Fabrik

1

Wir standen, hundertundzwanzig Mann unsrer Arbeiterschaft, wie schon erzählt,*) in einem einzigen langen, breiten und massiven Bau etwa von der Höhe eines zwei- bis dreistöckigen Hauses. Der Bau erinnerte mich immer an das Innere einer Kirche. Er hatte keine Etagen. Man konnte in der Mitte des Raumes bis hinauf zum Dache sehen, das zum großen Teil aus Glasplatten bestand, um mehr Licht herein zu lassen. An den beiden Langseiten liefen je zwei übereinander gebaute breite Emporen hin, zu denen von unten steile primitive Holztreppen hinaufführten, die namentlich bei großen Transporten beschwerlich zu passiren waren. Auf der einen Empore befand sich der Probirsaal, wo eben vollendete Maschinen ausprobirt wurden und wohin der Zutritt der großen Verunglückungsgefahr wegen nur denen gestattet war, die einen Auftrag dorthin hatten. In einem andern Teile war der Dreherſaal. Die übrigen Emporen standen augenblicklich fast leer. Die Arbeitsplätze hier waren ziemlich alle verwaist; denn der eine Zweig unsrer Maschinenproduktion, der hier seinen Sitz hatte, lag sehr darnieder.

Auf dem östlichen Ende und der dortigen Schmalseite des ganzen Baues fehlten die Emporen bis auf eine einzige kleine ganz; dadurch war ein weiter geräumiger Platz geschaffen, lichter und freundlicher — gleich dem Altarplatze einer Kirche. Und wo in unsern Kirchen oft die Sakristeien zu sein pflegen, stand hier das Maschinenhaus mit dem eisernen stöhnenden Ungeheuer, das seine riesigen Kräfte durch den ganzen Raum ausströmte und Dutzende schwerer Maschinen und hundert Menschen in Atem und Bewegung hielt. Daneben ragte der große Schornstein auf, dessen russige rauchende Spitze auch zum Himmel wies. Zwar fehlte Glockenklang und Orgelton. Aber dafür brausten andre gewaltige Töne unaufhörlich durch die Halle: das Gehämmer und Gefeile der Schlosser, das Aechzen und Dröhnen der Maschinen, das Quietschen und Schlagen der Räder. Und was die schwarzen blaukitteligen Männer da schafften — wars nicht auch ein Gotteswerk, ein Gottesdienst? Konnte es nicht wenigstens einer sein?

Eines Tages erhielten zwei Mann unsrer Kolonne den Auftrag, Riemenscheiben, große fünfzehn bis zwanzig Centimeter breite eiserne Räder, auf denen die Treibriemen der einzelnen Maschinen laufen, aus dem Parterre auf die zweite Empore hinaufzuschaffen. Wir luden jeder ein Paar davon auf die Schultern und kletterten hinauf. Da, wo wir sie aufreihen sollten, saß einsam am Fenster ein Arbeiter in den besten Jahren. Er hatte unaufhörlich hunderte kleiner stählerner Federn mit immer demselben Loche zu versehen. Neben ihm lag, unter einer Platte halb verborgen, die neueste Nummer der Chemnitzer sozialdemokratischen „Presse“. Von seinem hohen Fenster aus übersah er die ganze Stadt mit ihren rauchenden Schloten.

Mein Arbeitsgenosse, der stark schnupfte, trat zu ihm und bot ihm eine Prise. Aus der respektvollen Art, wie er es that, merkte ich, daß der neue Bekannte einer der geistig bedeutenderen Arbeiter in der Fabrik und ausgesprochener Sozialdemokrat war. Ich nahm auch eine Prise, und bald waren wir im Gespräch.

Er fragte, warum ich eigentlich hierher in die Fabrik gekommen sei. Ich log ihm schweren Herzens mein Märlein von dem arbeitslosen Expedienten vor.

Was war das für eine theologische Zeitung, die Ihr Pastor da herausgab, forschte er dann weiter. Etwa wie das Sonntagsblatt, der Nachbar?

*) Vgl. Nr. 41, Sp. 958 d. v. Jg.



Nein, gab ich zurück. Das Blatt schreibt für die Gebildeten, die Studirten, besonders die Nichttheologen unter ihnen. Sein Ziel ist, in seinen Artikeln den Beweis zu führen, daß zwischen Christentum und Kultur, zwischen Religion und Wissenschaft durchaus keine Kluft besteht.

Das ist nicht wahr; da kann Ihr Pastor lange machen; so ein Beweis ist unmöglich.

Das bestreite ich denn doch noch, erwiederte ich.

Die moderne Wissenschaft . . . .

Die moderne Wissenschaft, die auf der Naturforschung ruht, hat sich nur mit der sichtbaren Welt, mit der weiten sinnlich wahrnehmbaren Natur um uns her zu befassen; sie kann nur das studiren, was wir hören, sehen, fühlen, schmecken, riechen, und nur darüber kann sie ein Urteil haben.

Ja, das ist ganz schön und gut und richtig. Aber die Schlüsse daraus.

Nun gut, ziehen wir die Schlüsse daraus!

Und ich versuchte, wie manchmal, ein Experiment zu machen. Man behauptet noch immer vielfach, Gott lasse sich wissenschaftlich, verstandesmäßig beweisen. Hier war offenbar einer, der ihn verstandesmäßig leugnete. Ist jener Satz Wahrheit, so konnte ich mit dem üblichen Beweise meinen Gegner vielleicht überzeugen. Ich suchte nun möglichst populär darzulegen, was ich dem Sinne nach im Folgenden wiedergebe.

Mein Mann kannte Darwin; so knüpfte ich am besten daran an.

Darwin lehrt doch, daß die ganze Welt sich von unten herauf entwickelt habe?

Ja.

Er sagte, das Erste, was war, war der Urschleim?

Ja.

Aber jede Wirkung muß eine Ursache haben. Der Urschleim also auch?

Ja.

Es muß also eine Kraft vorhanden gewesen sein, die ihn erzeugt hat und aus ihm wieder das ganze Universum sich hat entwickeln lassen? Nennen wir diese Kraft einmal Gott. Wir sehen, daß in dem Entwicklungsprozesse und der dadurch entstandnen Welt bestimmte Gesetze herrschen. Sie müssen aus dieser Kraft stammen. Wo Gesetzmäßigkeit und Ordnung ist, muß Vernunft, Geist vorhanden sein. In dieser Welt haben sich nun nicht nur Steine und Pflanzen, sondern auch Tiere und Menschen entwickelt — natürlich unter dem Einflusse dieser Kraft. Menschen sind vernunft- und geistbegabte Persönlichkeiten. Die vernunftbegabte Kraft, die sie erzeugt, muß Herrin ihrer Erzeugnisse, mehr als diese, mindestens also aber auch eine vernunftbegabte, geistige Persönlichkeit sein. Ferner das Höchste nun, was der Mensch kennt, die Vollkommenheit, nach der er ringt, liegt in der Liebe. Die schöpferische, zielbewußte, vernunftbegabte, persönliche Kraft muß aber das haben und sein, wonach die streben, die sie geschaffen hat. Daraus folgt: es giebt einen persönlichen Gott, und dieser ist die Liebe, der Vater seiner Geschöpfe.

Aber mein Gegner schüttelte den Kopf und erwiederte nur: Mein Glaube ist: Die Natur ist Gott, aber kein vernünftiges Wesen, sondern einfach Kraft.

Es war die folgerichtige Antwort, die ich erwartet hatte. Denn solche Beweise haben nur für den Wert, der schon Christ ist.

So haben Sie also doch auch einen Glauben, fuhr ich fort, als er wieder schwieg.

Ja; aber das Christentum ist ein Wahnglaube. Es ist erst im vierten Jahrhundert entstanden, wo es durch Majoritätsbeschluß zu stande kam . . . Die Bibel ist ein Buch wie jedes andre. Sie ist auch erst fünfhundert Jahre nach Christo nach Belieben zusammengesetzt. Es ist ein Ausbeutungsbuch für die Großen. In der Bibel steht alles drin; man kann alles herauslesen. Und die einzelnen Bücher sind erfunden.

Ich erwiederte, das sei doch wohl etwas zu viel behauptet:

So viel ich von dem Pastor weiß, bei dem ich war, haben Universitätsprofessoren das genau untersucht und fest-

gestellt, welche Bücher auf keinen Fall bloß erfunden sind. So weiß man, glaub ich, bestimmt, daß die Briefe an die Römer, Korinther und Galater vom Apostel Paulus herrühren.

Aber er fährt fort:

Es existirt kein einziges gerichtliches (!) Dokument von Christus, wie doch von Sokrates und solchen Leuten. Wie kommt es, daß über das zwölfte bis dreißigste Lebensjahr von Christus nichts bekannt ist? Das zeigt doch, daß auch das Uebrige von ihm sagenhaft ist.

Hierauf wird mir eine Entgegnung leicht. Und so lenkt er ein wenig ein:

Wahr ist von Christus nur, daß er ein Mensch wie wir gewesen. Er wollte seinen Mitmenschen helfen, und er bildete seine Lehrsätze so, wie es die damalige Zeit brauchte, er kleidete sie in ein religiöses Gewand. Heute ist die Religion nur noch zur Einschüchterung, zur Niederhaltung des großen Lümmels „Volk" da . . . . . Warum befolgen denn die Großen nicht die Lehren des Christus? Warum helfen sie nicht, stellen die Nöte nicht ab, bringen nicht Opfer? Wenn sie Religion haben und Religion Wahrheit ist, so müssen sie es doch durch die That beweisen, erst einmal praktisches Christentum treiben; dann könnten wir eher glauben . . . . . .

Gewiß, gab ich zurück, Sie haben in manchem, wenn auch nicht in allem Recht. Ich hasse die Brut auch, die so heuchelt, das Heiligste ausbeutet und dadurch in den Schmutz zieht. Aber fällt durch solche Lumpen die Wahrheit des Christenglaubens gleich mit dahin? Ist es mit der Schlosserei nichts, weil manche Schlosser nur Pfuscher in ihrem Handwerke sind? Und ich habe die letzten Jahre mit guten und edlen Christen zusammengelebt, die sich Mühe gaben, ihrem Glauben auch im Leben Ehre zu machen. Die sind mir ein Beweis für die Wahrheit des Christentums.

Von denen sind Sie eben hypnotisirt. Lebt man lange mit einem Menschen zusammen, so hypnotisirt der einen.

Dann sind Sie von Männern der entgegengesetzten Ansicht hypnotisirt. Dann giebt es überhaupt keine eigne, männliche, selbsterrungene Ansicht. Dann ist alles Lug und Trug. Dann beruht erst recht alles auf Glauben.

Dazu schweigt er. So fahre ich fort:

Und es ist auch so, im letzten Grunde beruht wirklich alles auf Glauben. Dort der Baum. Woher wissen Sie, daß das ein Baum ist? Man hat es Ihnen von Kindheit an gelehrt, und Sie haben es geglaubt und meinen nun, es zu wissen.

Das mag wohl sein, gesteht er zu, giebt jedoch zugleich der Sache geschickt eine andre Wendung: Aber von der Existenz dieses Baumes kann ich mich doch überzeugen, von der Existenz eines Gottes nicht.

Doch. Nur nicht auf die gleiche Weise, nicht mit dem Verstande. Daß der Baum dort wirklich existirt, das sehe und fühle ich, höre es auch, wenn der Wind hineinfährt. Aber es giebt noch ein andres Gebiet, das man nicht mit den Sinnen wahrnehmen und dem Verstande erfassen, durchdenken kann. Das ist das Gebiet des moralischen, sittlichen Lebens, wo der Verstand bankrott wird, wo das Gewissen und der Glaube entscheidet und seine Notwendigkeit und Wahrheit erweist. Die Wissenschaft, der Verstand freilich kann weder beweisen, daß es einen Gott giebt, noch, daß es keinen giebt. Der Beweis aber, der unumstößliche, wird geführt durch die geschichtliche menschliche Person Jesus Christus. Aus seinem Lehren, Leben und Sterben erkennen wir, daß es einen Gott giebt. Denn in ihm war eine Kraft, die sonst niemand besitzt, und die, sagt er selbst, hat er von Gott. Wir erkennen aber darin auch, wer dieser Gott ist: die Liebe. Und daß dem so ist, daß es diesen von Christus verkündigten lebendigen Gott giebt, erfährt jeder, der die Sehnsucht und den Mut hat, sein Leben nach diesem Christus einzurichten, der sich entschließt, sich von ganzem Herzen diesem Gotte anzuvertrauen, mit andern Worten: der glaubt.

Aber er schüttelte abermals den Kopf:

Wer den Wahnglauben einmal hat, für den ist es selbstverständlich, daß er nun alles dreht und wendet, um seine Sache plausibel zu machen. Aber Thatsachen hat er nicht.



Er meinte massive, augenfällige und greifbare Thatsachen, wie sie der Materialismus verlangt und hat. Für historische, sittliche, geistige Thatsachen hatte er kein Verständnis und nach dem Frieden keine Sehnsucht. Ohne das aber ist Christentum unmöglich.

So brach ich ab, und wir kamen auf andre Dinge zu reden. Nicht lange. Dann jagte uns ein Werkmeister, der uns wohl schon länger beobachtet hatte, mit grobem Gepolter auseinander.

2

Und nun noch eines von solchen Gesprächen, ein kürzeres, dessen Schluß mich aber besonders tief ergriff.

Es war etwa vierzehn Tage darnach und nicht viel zu thun. Ich stand müßig bei einem an der Drehbank, einem stillen Manne, der mir sympathisch war. Vor einer halben Stunde erst hatte man einen meiner nähern Kollegen, auch einen Handarbeiter, nach Hause geschafft: eine eiserne Schiene von etwa zwanzig Pfund war ihm auf den Fuß gestürzt, hatte mit der einen spitzen Kante seinen Stiefel durchbohrt, ein tiefes Loch in das Fleisch und dieses vom Knochen losgeschlagen. Der Dreher und ich sprachen von dem Falle. Ich sagte ihm, daß der Verletzte mir noch heute morgen freudestrahlend erzählt habe, welches Glück er gestern gehabt. Eine große, viele Zentner schwere und etwa sechs Zentimeter starke Eisenplatte für eine Parketthobelmaschine, die schon einem unsrer Transporteure eine Zehe gekostet hatte, sei beim Aufheben wieder zurückgefallen und hätte ihm bei einem Haar beide Beine zerquetscht.

Nun hat es ihn heute doch noch getroffen, wenn auch viel gelinder, fuhr ich fort. Ist das nun Zufall oder Fügung?

Das sind Dinge, hinter die man nicht sehen kann, erwiederte mein Dreher.

Für einen Christen giebts aber keinen Zufall.

Was ist Christentum? — Nichts. Was der liebe Gott? — Den hat noch niemand gesehen. Und Gottes Sohn? — Dann sind wir alle Gottes Kinder.

Gewiß, sagte ich, sind wir das, wenn wir Jesus nachleben, Gottes Willen thun, an ihn von ganzem Herzen glauben und täglich darum bitten. Aufs Beten kommt besonders viel an.

Aber er lächelte nur und sagte:

Dann die Bibel. Freilich steht viel Wahres drin. Aber auch viel Falsches. Sie ist auch nicht für uns gemacht, sondern für die Großen . . .

Also wieder diese furchtbare Anklage! . . . Dann redeten wir von den Pastoren.

Ach ja, sagte er, es giebt ja ganz gute und tüchtige Menschen unter den Geistlichen — im übrigen aber leben sie vom Christentum und befinden sich wohl dabei. Wo ist heute einer, der so handelte wie Christus? der so viele Entbehrungen und Verfolgungen ertrüge?

Und wenn nun ein Geistlicher, wie Christus, zu uns Fabrikarbeitern käme, würde er etwas ausrichten? fragte ich.

Nicht viel. Es ist zu spät. Nachdem Christus selbst die Not nicht hat aus der Welt schaffen können, vermag es das Christentum heute erst recht nicht mehr.

Die Not wegschaffen will es gar nicht; wollte auch Christus nicht, sondern nur den Menschen innern Frieden und heilige Kraft geben, diese äußere Not zu tragen und zu überwinden.

Kraft, Frieden? Das geben andre Dinge viel mehr!

Nein, wenn das Christentum dies nicht geben könnte, dann kann es uns nichts geben.

Er schweigt dazu still, und unser Gespräch hat ein Ende.

P G

## Verschiedenes

**(Stellung der Sozialdemokratie zur Religion)** Die Sächsische Arbeiterzeitung bringt an der Spitze ihrer Nr. 48 einen Artikel: „Unnötiges Gepäck." Er wendet sich gegen die Belastung der sozialdemokratischen Agitation mit allerlei „unangenehmem Ballast," als: „Stellung zu den religiösen Fragen, Dogma von der Verderblichkeit des Impfens, Einseitigkeit in der Stellung zur Medizin" u. s. w. „Der revolutionäre Geist, der unsere Reihen erfüllt, glaubt zu allen Fragen Stellung nehmen zu müssen." Das sei ein erfreuliches Zeichen der Frische und Kampfes-

freudigkeit, der geistigen Regsamkeit und des Wissensdurstes, aber in solchen Liebhabereien liege auch eine Gefahr für die Partei.

„Was die Stellung zu der religiösen Frage betrifft, so zeigt sich darin unserm Erachten nach weit weniger »Freigeist«, als der Geist der Intoleranz, welcher jeden, der an Gott glaubt, nicht minder verketzert, als die Inquisitoren jene verketzerten, welche an Gott nicht glaubten oder ihn anders anbeteten wie sie. Ebenso wenig als die streitbaren Pfaffen, läßt heute eine Minderzahl in unsrer Partei jeden nach seiner Façon selig werden. Wir, die wir die Freiheit der Meinungsäußerung als einen Grundpfeiler jeder modernen Gesellschaft betrachten, ja diese zu erobern suchen, wir scheuen uns nicht, oft mit Spott und Hohn denjenigen entgegenzutreten, welche heute noch so denken, wie wir es vor so und so vielen Jahren selbst thaten. Das ist keine würdige Form der Agitation: ja gegen diese ist gerade namens der Prinzipien unsrer Partei energisch zu protestiren."

Diese Auslassung scheint darum beachtenswert, weil die Abwiegelung der antikirchlichen Agitation hier nicht aus bloßem Opportunismus, sondern aus Grundsätzen heraus erfolgt, sowie auch darum, weil sie sich in der Sächsischen Arbeiterzeitung findet, einem Blatte, das zu Zeiten besonders religionsfeindlich aufgetreten ist. Die Ueberlegenheit des „Freidenkers" klingt ja auch durch obige Sätze hindurch. R

**(2. Kor. 8, 9 in der Berliner Volkstribüne)** In Nr. 51 der Berliner Volkstribüne findet sich unter der Ueberschrift „2. Kor. 8, 9" folgendes Gedicht, in dem bei allem Uebelwollen eine beherzigenswerte Mahnung liegt:

Die Amtswohnung des neuen Herrn Pastor
Möblirt ein reicher alter Jungfernchor;
Eins, zwei, drei Möbelwagen fahren vor,
Fauteuil und Sopha, Eßtisch und Buffet,
Bratofen, Fliegen-, Eisschrank, Ehebett,
Silber- und Porzellanservice komplett,
Kompott, Konserven haufenweis beschafft,
Der Mettwurst Anmut und des Schinkens Kraft,
In Faß und Flaschen edler Rebensaft —
Besonders fehlt ein Christusangesicht
In goldnem Rahmen überm Schreibtisch nicht,
Des dornumrandete Inschrift also spricht:
Bedenk, daß unser Heiland Jesus Christ
Um deinetwillen arm geworden ist
Und daß du reich durch seine Armut bist.

**(Einen Adventsbrief)** erließ vor kurzem in einer der vielen kleinen Städte, die wir haben, das Kirchenkollegium, nachdem es einmütig beschlossen, entsprechend der Zahl seiner Mitglieder die Stadt in zwanzig Bezirke zu teilen und jedem Gemeindevertreter seinen Bezirk zur kirchlichen und sittlichen Fürsorge zuzuweisen. Der Adventsbrief sprach in tiefempfundenen Worten die bewegenden Gedanken dieses Beschlusses aus. Einen Tag später fand man vor der Thüre eines der Prediger ein Exemplar der Ansprache mit folgenden sehr zum Nachdenken zwingenden Bemerkungen:

„Sehr schön geschrieben! aber leider die praktischen Ausführungen fehlen noch. Auch liegt zur Hauptsache der Glaube heutzutage tiefer, wie vor beinah neunzehnhundert Jahren. Zu bildlich dargestellt, muß verbessert werden. Bitte den ehrlichen Finder dies an Herrn Pastor abzugeben."

Wir haben diese Zeilen mitteilen wollen, weil sie einen unmittelbaren Einblick gewähren in ein ins Ringen und Sehnen dieser Zeit verflochtenes, von der Kirche schon halb hinweggewandtes und doch die Hoffnung auf bessere Tage nicht ganz aufgebendes Herz, dergleichen viele in unserm Volke sind. Ohne Zweifel: auch diese Zeilen sind ein Zeugnis, daß die in Rede stehende Adventsansprache zu ihrer Zeit gekommen ist. Möge es ihr gelingen, die noch gebundnen Kräfte gesunden Gemeindelebens wieder zu erwecken. Bki

**(Die Ehre der evangelischen Kirche)** bei der Trauung gemischter Paare. Der Evangelische Oberkirchenrat zu Berlin hat neuerdings durch einen Erlaß die Geistlichen der preußischen Landeskirche angewiesen, bei derartigen Eheschließungen auf eine vollständige evangelische Trauung (mit Traufragen, Ringewechseln ꝛc.) zu bestehen oder jede Beteiligung der evangelischen Kirche (etwa nur gewünschte Ansprache oder Einsegnung) zu versagen. Wir haben mit höchster Genugthuung von dieser Verfügung Kenntnis genommen, ist damit doch für die Zukunft solchen unerquicklichen Vorkommnissen ein Riegel vorgeschoben, wie sie im Februar v. J. bei der Vermählung des Prinzen von Hohenlohe-Oehringen mit der Gräfin Haßfeld bekannt geworden sind. Damals hatte, wie vielen noch in Erinnerung sein wird, der katholische Stadtpfarrer in Wiesbaden die Trauung vollzogen, und der evangelische Divisionspfarrer hatte das junge Paar nachträglich eingesegnet. Mit berechtigtem Selbstgefühl schrieb dann der katholische Stadtpfarrer im Rheinischen Kurier: „Wenn die Sache umgekehrt gewesen wäre, so wäre der katholische Priester zu einer solchen Funktion nicht zu haben gewesen." Nach unserm Gefühl mußte die Zumutung einer solchen Aschenbrödelstellung an die evangelische Kirche auch ein evangelischer Geistlicher ablehnen. Umsomehr freuen wir uns, daß durch den Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats jene Beleidigung unsrer Kirche nunmehr öffentlich ihre Sühne gefunden hat. H-Zw

**(Sonntagsentheiligung durch Behörden)** Leider haben wir solche Fälle, wo Militärbehörden das Recht des Sonntags verletzten, bereits mehrmals feststellen müssen. Diesen reiht sich folgende Verfügung eines königlichen Landratsamtes an, die wir dem offiziellen Kreisblatt für den Landkreis Wiesbaden entnehmen:

„Zur Nachprüfung und zur Revision der Instrumente der Trichinenschauer ist von dem Königlichen Kreisphysikus Herrn Dr. Pfeiffer hier in Ausführung der Bestimmung in § 4 des Reglements zur Polizeiverordnung der Kgl. Regierung vom 10. Februar 1886 (Reg.-Amtsbl. S. 50) Termin auf Sonntag den 14. Dezember d. Js. im Kreisgebäude hierselbst anberaumt. Die Herren Bürgermeister der zu den im Kreisblatt für 1886 S. 535 veröffentlichten Schaubezirken Auringen, Biebrich-Mosbach, Bierstadt, Dotzheim, Erbenheim, Frauenstein, Kloppenheim, Heßloch und Nombach gehörenden Gemeinden wollen die in ihren Gemeinden ansässigen Trichinenschauer zu dem oben gedachten Tage, vormittags 10 Uhr, die Herren Bürgermeister aller übrigen Gemeinden dagegen die Trichinenschauer zu dem oben angegebenen Tage, vormittags 11 Uhr, hierher vorladen. Sämtliche Trichinenschauer sind anzuweisen, die von ihnen benutzten Mikroskope und Schaubücher behufs der Revision mitzubringen und die Revisionsgebühr im Betrage von 1 M. 50 Pfg. abgezählt im Termin zu entrichten. Wiesbaden, den 4. Dezember 1890. Der Königliche Landrat. J. A.: Schröter. I. 10157.„

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

# Zur Beachtung

Diese Nummer ist als **Probenummer** in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichst. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die **monatlichen Probeabonnements** erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Feine ganzleinene **Einbanddecken** zum ersten, zweiten, dritten und demnächst zum vierten Jahrgange sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Desgleichen die **drei ersten Jahrgänge** selbst, geheftet für je 6, gebunden für 9 Mark. Einzelnummern können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden.

Zugleich sei unser neues Unternehmen, die **Chronik der christlichen Welt**, allen Lesern und Freunden der Christlichen Welt wiederholt empfohlen. **Postnummer** ist 1339a. Haltegebühr vierteljährlich 1 Mark. Nummer 1 ist ebenfalls als **Probenummer** in größerer Auflage gedruckt; man wolle freundlichst Gebrauch davon machen. Auch die früher ausgegebene Probenummer steht noch zu Diensten. Wiederholt fordern wir alle Leser und Freunde der Christlichen Welt, **besonders die im Auslande**, zur Mitarbeit an der Chronik auf.

Alle Zuschriften für die Chronik sind zu richten an deren Redakteur, Herrn **O. Kippenberg, Leipzig, Große Fleischergasse 12.**

D B D H


## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die eingespaltene Zeile 25 Pf.

**Fritz Borstell's Lesezirkel,**
verbunden mit der
**Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.**
**Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
**Lager über 500,000 Bände.**
**Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:**

| 4 Bände | 8 Bände | 12 Bände | 25 Bände | 50 Bände | 100 Bände |
|---|---|---|---|---|---|
| 30 M | 40 M | 50 M | 75 M | 125 M | 200 M |

**Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.**

**Einen guten schwarzen Thee**
empfehle per **Pfund** zu 2 Mark, eine feine Sorte zu 2,40, hochfeine Peccos zu 3, 4 und 5 Mark. Da ich **ausschließlich** Thee führe, bin ich im stande, diesem Artikel meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.
**Emden,** Ostfriesland. **Hilrich de Vries.**

**Alle** gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend, Prospekt gratis. **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. M 10.—.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.
**„Mit Gunst!"** Aus Vergangenheit und Gegenwart d. Handwerks. Von Bruno Bucher. Preis broschirt 6 M, in Leinwand M 7.25, in eleg. Halbfranz M 8.50.
**Geschichte der modernen Kunst.** Von Adolf Rosenberg. 3 Bde. Preis für den Band 10 M broschirt, in Lederhalbfranz gebunden M 13.50.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 2 — Leipzig, den 8. Januar — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Epiphanias — Zu den Ernsten Gedanken des Herrn von Egidy. 2. Die Gebildeten und die Theologen — Uhlhorns Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit — General Booth und die soziale Frage. 1. General Booths In darkest England and out; 2. Professor Huxlei über General Booths Plan — Religiöse Kunst in Frankreich — Journal de Marie Bashkirseff 1. 2 — Verschiedenes: Frankfurter Kirchenkalender; Unsre Toten. — Quittung — Anzeigen


## Epiphanias

**Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.** Jes. 60, 1.

Noch ganz weihnachtlich klingt dies alte Epiphaniaswort. Das ist auch recht: denn nicht nur eine kleine Weile sollten wir im Licht der Weihnacht fröhlich gewesen sein, sondern davon einen hellen Schein in unsern Herzen behalten haben. Jetzt, da wir die ersten Schritte auf den dunkeln Pfad des neuen Jahres thun und neuen Arbeiten, Kämpfen und Opfern entgegengehn, jetzt muß in unserm Thun und Leiden, Wirken und Warten die Weihe und Segensfrucht jener Botschaft von der Freude sich bewähren, der Dank für „die Gabe der Weihnacht", wie von den Hirten zu Bethlehem erzählt wird, daß sie wieder umkehrten zu ihrem gewöhnlichen Tagewerk und dabei „preiseten und lobten Gott um alles, das sie gehört und gesehen hatten." Die bestätigte Gewißheit, daß auch für uns der Heiland da ist, muß uns im innersten Herzen frisch und getrost machen, angesichts der drohenden Drangsale des gegenwärtigen Zeitlaufes festzuhalten an dem Bekenntnis: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten?

**Dein Licht kommt.** Ja, es ist uns zuvorgekommen, über alles Bitten und Verstehen gnadenvoll, das Licht der Welt, Jesus Christus, in der Herrlichkeit des eingebornen Sohnes voller Gnade und Treue. Aber wir freuen uns, von neuem die Versicherung zu hören, daß das göttliche Licht, das in Christo erschienen ist, in unerschöpfter und unerschöpflicher Fülle ein noch kommendes ist, gewaltig und siegreich vordringend wider die Mächte der Finsternis in uns und um uns. Sitzen doch noch viele Millionen Heiden in Finsternis und Schatten des Todes, und mitten in der Christenheit, ach im eignen Herzen wie viel bodenlose Finsternis ist noch da! Doch das Licht Christi ist unüberwindlich, sein Siegeslauf unaufhaltsam, es muß immer reicher kommen, die Menschheit erleuchtend, reinigend, verjüngend, lebendig machend. — In der Natur wächst jetzt, kaum merklich noch aber stetig das Licht des Tages. Der Sieg der Sonne ist gesichert, sie freut sich wie ein Held, zu laufen ihre Bahn. Trotz dem Dräuen des Winters — **„es muß doch Frühling werden!" Ein Sinnbild für unsern hoffenden Glauben, daß der Sieg des ewigen Lichtes gesichert ist. Die Kraft der natürlichen Sonne war noch in keinem Jahre zu schwach, das Erstorbne zum Leben zu wecken; wie viel weniger wird je der Geist Christi seine verjüngende, umwandelnde Gotteskraft einbüßen; denn dieses Welt- und Himmelslicht weicht hunderttausend Sonnen nicht!**

**Dein Licht kommt. Darum mache dich auf, werde Licht!** D. h. strahle vor Freude, begrüße jubelnd dein Licht! Aber da wird die schmerzliche Klage laut: „Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse; wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden." Wo nun dieser lichtscheue Sinn ist — und wem wäre er ganz fremd? —, da wird aus jener Aufforderung zur strahlenden Freude eine ernste Mahnung zur Buße.

„Werde Licht!" Eine gewaltige Forderung. Nicht nur suchen, kennen, lieben sollen wir das Licht, sondern von ihm durchdrungen und umgewandelt werden. Was man von unsern seligen Reformatoren gerühmt hat, daß die göttliche Wahrheit aus ihnen nicht bloß getönt, sondern gestrahlt habe, soll von jedem Christen gelten.

„Werde Licht!" Das erinnert an das erste schöpferische Werk des Allmächtigen. Und in der That auf eine Neuschöpfung des Menschen kommt es an, auf eine totale Umwandlung, davon es gilt: „weiland Finsternis, nun ein Licht in dem Herrn." In der Größe dieser Forderung liegt aber zugleich ein Trost: wir sind hier nicht an unsre Ohnmacht und Armut gewiesen, sondern die schaffende Kraft des göttlichen Lichtes selbst ist es, die den Glauben und das neue Leben giebt. Sorgen wir nur dafür, daß wir nicht aus dem Bereich dieses Lichtes kommen; brauchen wir nur fleißig die Waffen des Lichtes, d. i. Gottes Wort, im Kampfe wider uns selbst; gewöhnen wir nur unser Glaubensauge an die Klarheit des Herrn, bis uns der Herr so herrlich und sein Licht so schön wird, daß wir ihn über alles lieben und mit vollem Ernst die Werke der Finsternis hassen!

Bist du „Licht geworden"? Dazu zwei Fragen der Selbstprüfung: Hast du vom Herrn gelernt, zu leiden und zu lieben?

Sieh Jesum, wie all seine Niedrigkeit, Armut, Schmach, Anfechtung ihm zum Mittel seiner Verklärung ward. Aus der tiefsten Nacht des Todesleidens strahlt am hellsten seine lichte Herrlichkeit in Sanftmut, Demut, Gehorsam, Geduld und Treue. Hast du von deinem Meister gelernt, durchs Leiden verklärt zu werden? So bist du „Licht geworden" durch ihn.

Der andre Beweis dafür wäre der, daß du von ihm lieben gelernt hast, wie er geliebt hat — zart, lauter, wahrhaftig, unermüdlich, selbstvergessen, opferfreudig, bis ans Ende, im Geben und Vergeben, Dulden und Dienen. Der Kern des Lichtes Christi ist die Liebe. Hast du das von ihm gelernt, so hast du von seinem Lichte den hellsten Strahl ergriffen, und die verborgne Herrlichkeit des Herrn ist dir in deinem Herzen aufgegangen.

Wie die zarten Blumen
Willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten,
Möcht ich so
Still und froh
Deine Strahlen fassen
Und dich wirken lassen!

O A

## Zu den Ernsten Gedanken des Herrn von Egidy

### 2. Die Gebildeten und die Theologen

Für einen evangelischen Theologen ist es immer überaus peinlich, sich bei Erörterungen religiösen, kirchlichen Inhalts

Nichttheologen gegenüber auf seinen Charakter als Theologe, auf seine Fachwissenschaft berufen zu müssen. Und das um so mehr, je ernster ihm daran gelegen ist, die Laien zum Mitthun, Mitreden und Mitdenken in der Kirche heranzuziehn. Da nun dies recht eigentlich das letzte und höchste Ziel dieses Blattes ist, so mag jeder nachfühlen, wie ungern wir uns irgendwelchen Regungen des Interesses in der Laienwelt mit dem Rufe entgegenstellen: Das verstehen wir Theologen denn doch besser.

Herrn v. Egidy gegenüber ist das wie von andern Bestreitern seiner Ernsten Gedanken aus der Theologenzunft auch von uns, wenn auch nicht mit diesen Worten, gesagt worden. Daß das Eindruck auf ihn machen könnte, ist ausgeschlossen durch eine beiläufige Bemerkung in seiner ersten Schrift, die dem theologischen Studium die denkbar größte Geringschätzung ausdrückt:

> Lassen wir das [nämlich die kritische Feststellung der im Neuen Testament berichteten Vorgänge] und überlassen wir es denen, die später noch Geschichte des Christentums studiren wollen [was offenbar dem Verfasser nicht der Mühe wert scheint]; denn, daß man „Theologie studirt" — im heutigen Sinne —, das wird hoffentlich aufhören.

Offenbar spricht v. Egidy hier über den gegenwärtigen Betrieb der Theologie in einem ganz andern, umfassenderen Sinne ab, als wenn aus dem Theologenkreise selbst etwa über die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums geklagt worden ist. Es steckt auch mehr dahinter, als die Erregtheit, die auch auf den übrigen Lebensgebieten gelegentlich die Praktiker gegen die Fachgelehrten, die Liebhaber gegen die Kenner u. s. w. zu erfüllen pflegt. Und Herr v. Egidy findet bei seiner unverklausulirten Verurteilung der heutigen Theologen nnd ihrer privilegirten Stellung in den Kirchen Zustimmung auch in Kreisen, die sonst nichts mit ihm zu thun haben mögen, bei sehr kirchlichen und bibelgläubigen Leuten. So begrüßt auch Pestalozzi (in der Hessischen Morgenzeitung Nr. 533) die Ernsten Gedanken trotz aller Gegnerschaft gegen ihren Inhalt:

> Diese Erscheinung liefert uns den Beweis, daß in der kirchlichen Laienschaft ein Trieb vorhanden ist, den Autoritätsglauben, dessen Ohnmacht unsre kirchliche Gegenwart in schlagender Weise illustrirt, zu bekämpfen und womöglich zu überwinden. . . .
>
> Der Herr spricht von der Sendung seines Geistes, der die Seinen in alle Wahrheit führen soll. . . . Dieses Reden des Geistes im Schoße der Gemeinden (Matth. 10, 20) machen auch unsre protestantischen Kirchen zur Unmöglichkeit, indem sie Gott gegenüber erklären: Keiner soll in unsern Kirchen den Mund aufthun, der nicht auf unsern Universitäten unsre Glaubensartikel studirt hat.

Wir haben über die Frage der Laienpredigt früher gehandelt. (Vergl. 1888, Nr. 45.) Wir sind ihr durchaus zugänglich. Aber einmal findet sich das Verlangen, gerade predigend in die Mitthätigkeit an der Kirche einzutreten, doch nur bei ganz wenigen besonders erweckten Laien. Zum andern liegen die Schwierigkeiten für eine Reform an diesem Punkte auf der Hand. Ich würde heute ohne jedes Bedenken, ja mit Freuden dem Major Pestalozzi meine Kanzel einräumen, aber dem Oberstleutnant v. Egidy nicht. Und wenn nun gewisse Kreise von der Laienpredigt die Ausgießung des Geistes erwarten: ja, daß man etwas gelernt hat und etwas weiß, kann doch kein Hindernis des Geistes sein! Sind wir darum keine Christen, weil wir Theologen sind? Daß die Religion Gemüts- und Willenssache, daß jeder Fromme von Gott gelehrt, daß der Geist nicht an gewisse Studien gebunden ist, alles zugestanden: kann und muß denn nicht auch die wissenschaftliche Erkenntnis in den Dienst der Kirche gezogen werden? Ist eine gelehrte Bildung und Schulung derer, denen die Pflege und Leitung der Gemeinden anvertraut wird, an und für sich vom Uebel? Hat Pestalozzi, die Hand aufs Herz, es für sein Wirken in der Kirche noch nie als Mangel empfunden (wenn auch daneben vielleicht oft als Vorzug), daß ihm gewisse Kenntnisse abgingen? Hat er sie sich nicht durch anerkennenswerte Studien nachträglich zu verschaffen gesucht, sodaß er selbst nachgerade ein halber Theologe geworden ist? Was man freilich von v. Egidy ganz und gar nicht sagen kann.

Luther war auch ein Theologe und ist trotzdem, getrieben vom Geiste Gottes, der Reformator geworden. Er wußte wohl, was er that, als er seinem frühern Genossen Karlstadt ins Angesicht widerstand, da dieser, nur nach dem „Geist" nachfragend, sich von Schuster und Schneider die heilige Schrift auslegen ließ. Er wußte wohl, was er that, als er seine goldnen Worte vom Studium der Sprachen als der notwendigen Voraussetzung gründlichen Schriftverständnisses schrieb.*)



Das Christentum ist eben eine historische Religion, nicht ein selbstwachsenes Erzeugnis in dem Gemüte des jeweiligen Menschen. Die es lehren und nicht allein haben und üben wollen, haben daher Studien nötig, damit sie es bis in die Wurzel verstehen und nicht menschliche Einfälle (seis verjährte, seis moderne) unter dem Namen der christlichen Wahrheit vortragen. Dies ist recht eigentlich der Sinn des theologischen Studiums: daß man dadurch das Evangelium unterscheiden lerne von aller menschlich-geschichtlichen Zuthat, bezüglich zu solchem Unterscheiden die nötigen Mittel gewinne. Wo man das theologische Studium nicht so auffaßt, da sage ich auch mit Egidy: Daß man Theologie studirt im heutigen Sinne, das wird hoffentlich aufhören. Voraussetzung auf Seiten des Theologiestudirenden oder des ausstudirten Theologen bleibt dabei immer, daß er selbst vom Evangelium ergriffen ist; diese innere Stellung ist zur rechten Ausübung jener Unterscheidungskunst die unentbehrliche Grundlage; aber die theologische Wissenschaft reicht dem frommen Menschen, der sich ihr hingiebt, das wichtige Handwerkszeug, das er zur Ausübung jener Kunst gegenüber einer so komplizirten Größe, wie es das Christentum als Ganzes thatsächlich geworden ist, ebenfalls braucht, und ist so für den, der sie begreift, und für die Gesamtgemeinde, die den Gewinn davon hat, auch eine Gottesgabe.

„Mir ist eben die Religion keine Wissenschaft," schreibt v. Egidy (Weiteres S. 6). Wie jeder sieht, bin ich — wie gern sagte ich: mit allen Theologen — aufs tiefste davon durchdrungen, und eine rechte Theologie wird darin mit ihre Hauptaufgabe erkennen, diesen Unterschied, für den unsre Zeit endlich reif zu sein scheint, so klar als möglich zu machen und die Folgerungen daraus zu ziehen. Das „Dogma" z. B. ist, oder besser, war Wissenschaft; eine vergangene Zeit hat ihr Wissen, ihre wissenschaftliche Erkenntnis darin niedergelegt. Daher sein Konflikt mit modernem Wissen und moderner Wissenschaft, an dem das Evangelium keinen Teil hat, mögen das Ungezählte drinnen und draußen nicht unterscheiden können.*)

Wenn nun aber die Theologie jetzt bei der Arbeit ist, die unsre Zeit ihr gestellt hat, diesen Unterschied festzustellen und so ein unerträgliches, weil aus Menschenmeinung herkommendes Hindernis Gottes und seiner heiligen Offenbarung wegzuschaffen, so sollen unsre Laien und zumal die, mit denen wirs in unserm Blatte zu thun haben, nicht in demselben Augenblick dieser Arbeit ihre Teilnahme versagen und über den ganzen Betrieb der theologischen Wissenschaft den Stab brechen. Was haben sie denn an die Stelle zu setzen, die jetzt von ihr ausgefüllt wird, wenn auch vielleicht in Schwachheit?

Unsre Gebildeten sind hier nicht ohne Schuld. Sie versagen der theologischen Fachwissenschaft ein Interesse, das sie andern Fachwissenschaften vergönnen. Und wie das Beispiel v. Egidys zeigt, sie reden über Kirche, Christentum, Dogma, Bibel und Christus, indem sie auch da von jeder Fühlung mit der gelehrten Erkenntnis des Christentums (die doch darum keine ungläubige zu sein braucht oder auch nur sein darf!) grundsätzlich absehn. Die Folgen liegen auf der Hand. Nichts liegt jedem vernünftigen Menschen näher als die wirtschaftlichen Fragen, und doch wird niemand zur rechten Beurteilung und Förderung der wirtschaftlichen Lage befähigt sein, der die Nationalökonomie verachtet; so hat auch die allgemeine Wehrpflicht eine militärische Fachwissenschaft und eine fachmäßige Erziehung der Offiziere nicht entbehrlich gemacht. Nicht anders auf religiös-kirchlichem Gebiet: das fromme Gemüt braucht zur Vollkommenheit seines Christenstandes in Gemeindepflege und -Leitung den mittelbaren oder unmittelbaren Dienst der Theologie. (Vgl. 1890, Nr. 41, Sp. 949)

---

*) Selbstverständlich will ich nicht bestreiten, daß auch das reine Evangelium in Konflikt mit dem Wissen geraten kann, aber genau genommen doch nur mit dem Wissensdünkel. Es sind mit dem Wissen wie mit andern natürlichen Gütern gewisse sittliche Gefahren verbunden, die das Evangelium nur im Kampfe überwindet, und es wird daher immer bleiben bei Matth. 11, 25. 1. Kor. 1, 18 ff.

Unser Blatt will an seinem Teile den gebildeten Kreisen in der Gemeinde den Dienst der Theologie vermitteln. Wunderliche Erfahrungen haben wir dabei gemacht. Was wird alles als „zu schwer," „zu theologisch" abgelehnt! Man erhebt den Anspruch, daß auch die tiefsten und ernstesten Fragen im Plauderton abgehandelt werden sollen! Man wird ungeduldig, wenn die Aufgabe nicht im Handumdrehn gelöst ist; zur Lesung eines längern Aufsatzes (geschweige eines Buches) hat man keine Zeit! Wo es so steht, da ist das Suchen und Fragen nach der Glaubensgewißheit doch noch ein nur oberflächliches, noch nicht die Frage, die den ganzen Menschen erfaßt hat. Bibelkenntnis und -Verständnis ist unter allen Umständen etwas, das unsern Gebildeten notthut, wenn sie lebendige und thatkräftige Mitglieder unsrer Kirche werden wollen: wie schwer aber sind sie festzuhalten, wo man ihnen dazu helfen soll!

Und darin möchten die Gebildeten, die religiöses und kirchliches Interesse haben, sich bessern, damit auch die Theologen ihrerseits sich bessern und den Forderungen aus dem Schoße der Gemeinde zugänglicher werden. Denn natürlich liegt viel Versäumnis und ungenügendes Können auch auf unsrer Seite. Wir müssen von den höchsten Dingen anders reden und schreiben können, nämlich ohne Darangabe der Wahrheit und Tiefe verständlicher, der gelehrten Zurüstung uns mit Fleiß entäußernd. Aber wo und wie sollen wir das eigentlich lernen und üben? Zwischen Predigt und wissenschaftlicher Rede fehlt uns zu sehr das Mittelglied freierer religiöser Unterweisung. Im Konfirmandenunterricht müssen wir zu sehr die noch erst verhältnismäßige Reife des Kindes berücksichtigen, von der Kanzel will die Gemeinde mehr erbaut als belehrt sein — wo und wie kommen wir sonst an die Erwachsenen heran? Schafft uns Gelegenheiten, ihr gebildeten Laien, mit euch zu reden und zu verhandeln, die ihr uns beschuldigt, daß wir das freie Walten des Geistes Gottes im Evangelium durch unsern zunftmäßigen Betrieb der Theologie hindern. Sagt uns, wie wirs machen sollen, daß wir unser Bestes nicht nur von den Kanzeln — an welchen Ort die Verkündigung des Evangeliums doch wahrlich nicht gebunden ist — sondern sonst euch geben, und dafür auch wieder ganz anders, als bei der jetzigen Form des Gottesdienstes, euer Bestes von euch empfangen! Es ist in weiten Theologenkreisen ausgesprochne Losung: Mehr Fühlung mit der Gemeinde! Heranziehung der lebendigen Laienkräfte zur Mitthätigkeit an der Kirche! — so helft uns die Mittel und Wege finden, kommt uns an euerm Teil entgegen! —

Ein Hauptgrund des in weiten Laienkreisen, ich kann hier sagen Volkskreisen, vorhandnen Mißtrauens gegen uns Theologen ist, daß man sich für befugt hält, uns *Mangel an Wahrhaftigkeit* zuzutrauen. Man nimmt an oder weiß, daß die wissenschaftliche Erkenntnis des Christentums das Dogma vielfach des Sinnes und der Bedeutung entkleidet hat, die es als Lehrgesetz, als Bekenntnis der zu Recht bestehenden Kirchen noch besitzt. Wirklich liegt hier ein ernster, wunder Punkt, und es kann nur heilsam sein, wenn lebendige Christen in der Gemeinde hierauf den Finger legen. Es muß nur noch ernster, noch besonnener geschehen, als durch v. Egidy.

Scheinbar ist diesem Vorwurf gegenüber die Orthodoxie in der günstigsten Lage. Sie bestreitet einfach für sich den berührten Notstand und sagt: Das alte Dogma ist für mich noch Punkt für Punkt die göttliche Wahrheit. Aber erstens kann das wohl hier und da ein streng zur überlieferten Lehre haltender Pfarrer sagen, nicht aber die auf den Kathedern und in der Litteratur unsers deutschen Protestantismus vertretene sogenannte orthodoxe Theologie. Sie erfährt es oft genug durch die Angriffe der altgläubigen Separation oder einer auf dem gleichen Stande der Erkenntnis stehenden Laienorthodoxie, daß sie mit der übrigen wissenschaftlichen Theologie in gleicher Verdammnis ist. Und es ist gar kein Zweifel, wo der größere Wahrheitssinn vorhanden ist, ob dort, wo man mit allerhand Einzelreparaturen den Bau des alten Dogmas unbedingt zu stützen sucht, allerhand neue Gedanken mit den alten Formeln zusammenschweißt, oder dort, wo man die Revision des Dogmas, die Erneuerung des Bekenntnisses offen gefordert hat.

Wenn wir uns zu dieser Forderung bekennen, so heißt



das selbstverständlich nicht: ein neues Evangelium, eine neue Kirche! Sondern im Gegenteil das alte Evangelium in einer neuen, dem Gott sei Dank geförderten Schriftverständnis unsrer Tage und unsrer eignen lebendigen Glaubenserfahrung entsprechenden Form. Daß diese Losung nicht allgemeiner begriffen und um die Lösung der darin vorgezeichneten Aufgabe nicht ernstlicher gebetet und gearbeitet wird, ist einfach Mangel an *Glauben*!

Den Kleinglauben unsrer gegenwärtigen Kirchenleitungen zu beleuchten, genügen einige ganz schwache Schlaglichter. Jeder Theologe weiß, daß wir im dritten Artikel falsch bekennen: Auferstehung des *Fleisches*, es muß biblisch und wörtlich richtig verdeutscht heißen: Auferstehung des *Leibes*. Wo ist die Synode und das Kirchenregiment, die auch nur in einem so untergeordneten Punkte der sonnenklaren Wahrheit die Ehre gäben und eine Aenderung der Bekenntnisformel vornähmen? Nicht viel anders steht es mit den Worten: Niedergefahren zur Hölle; worüber wir in Nr. 27 und 28 des vorigen Jahrgangs gehandelt haben. Ein schmerzliches Stück neuester Kirchengeschichte ist unter diesem Gesichtspunkte der Verlauf der Bibelrevision. Zu der Zaghaftigkeit der Revisoren, den ursprünglichen Wortlaut der heiligen Schrift gegenüber der falschen oder unklaren Verdeutschung durch Luther in sein Recht einzusetzen, die Weigerung eines starren, von Luthers Geiste verlassenen Luthertums, die so gebesserte Bibel anzunehmen und das Besserungswerk zu unterstützen. Die Lutherbibel, wie in der römischen Kirche die Vulgata, die „authentische Uebersetzung" der heiligen Schrift!

Aber die Rücksicht auf die Schwachen? Gerade daß diese eine so große Rolle im öffentlich kirchlichen Leben spielt, beweist den Kleinglauben, an dem wir leiden, und an dem viel mehr Schwache zu Grunde gehen. Luther wußte auch, was man den Schwachen schuldig ist (vgl. den Schluß seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen), aber das ist mit das Allergrößte an ihm, daß er den Kampf des Glaubens für die erkannte göttliche Wahrheit auch allem Aergernis und aller Schwachheit zum Trotz geführt hat. Die Thatsache wird so gern von den Vertretern der Ueberlieferung übersehen, aber sie besteht doch, daß Unzählige ihrer Zeit durch Luther in die allerbittersten innern Glaubensnöte gestürzt, und nicht wenige darin umgekommen sind. Und gleichwohl that Luther sein Werk; für ihn gabs nur eine Furcht, die Furcht, statt der göttlichen Wahrheit Menschenlehre zu haben und zu treiben. Diese Furcht liegt unsrer Orthodoxie für sich selber sehr fern; sie ist aber ein notwendiger Bestandteil echter Frömmigkeit und gilt uralter Menschenlehre so gut wie der allerneusten.

Aber gerade das Beispiel Luthers lehrt doch auch, daß man eine Reformation nicht machen kann. Und so ist die Zurückhaltung der Theologen und Kirchenleiter gegenüber einer Revision oder Reform der Kirchenlehre doch wieder begreiflich. Der Einzelne, wenn er nicht einen besondern Auftrag von Gott empfangen hat, kanns nicht thun: je gewissenhafter er ist, desto ernster wird er eben in jener Furcht, Menschenlehre für Gottes Wort auszugeben, seine eigne persönliche Meinung unablässig prüfen und tiefer gründen. Er wird allen Fleiß darauf wenden, an seinem Teil das echte und lautere Evangelium zu predigen und in dessen Geiste an den übergroßen praktischen Aufgaben, die der heutige Zustand der Christengemeinden stellt, redlich mitzuarbeiten. Die „Sammlung der Gläubigen" aber, die Kirche, ist auch bis jetzt nicht innerlich so stark, daß sie die Kraft zu einem einmütigen neuen Bekenntnisse schon gefunden hätte. Es bleibt nichts übrig, als zu warten und zu beten um den Geist Gottes ohne Unterlaß, dazu in treuer Arbeit sich zu den Kämpfen, die kommen müssen, zu rüsten.

Die Reform aber, die wir von Gott erhoffen und erbitten, und die wir uns gar nicht als eine neue Reformation, sondern als die endliche Durchführung der alten vorstellen, wird aus einer gemeinsamen Geistesbewegung der Theologen und Laien hervorgehen. Beide brauchen einander. Und die Theologie würde der Laienschaft den allerschlechtesten Dienst thun, wenn sie abdankte. Im Gegenteil, ein noch viel eindringenderes Studium der Professoren und Studenten, ein noch viel durchgebildeteres

Theologenstand — das ists, was wir von unsern Fakultäten fordern. Ich weiß, daß diese Forderung auch vielen kirchlich lebendigsten Gemeindegliedern aus der Seele gesprochen ist. In dieser Richtung mögen doch unsre Gebildeten auf die Theologie wirken, statt daß sie durch Verwerfung der ganzen unter diesem Namen beschlossenen Geistesarbeit das Kind mit dem Bade ausschütten. In sechs, sieben Semestern kann man, genau zugesehn, heutzutage nicht mehr Theologie studiren. — Aber das sollen sie auch an den Universitäten lehren, daß der Geist Gottes, der Glaubensgeist, der alle die Kenntnisse erst fürs Gottesreich fruchtbar und kräftig macht, von oben kommt und auch durch „Laien" zu reden vermag; denn er fragt nicht nach Diplomen und Vokationen.

Die Schriften v. Egidys kann ich nicht als aus diesem Geiste Jesu Christi geboren, nicht als eine erste Etappe der ersehnten Reform anerkennen. Aber gern lese ich aus ihnen eine fromme Sehnsucht heraus, die auch ich teile. Trotzdem daß ich „Theologe" bin, sage ich mit dem „Laien" Pestalozzi:

So wenig ich mit den Ernsten Gedanken des Herrn v. Egidy sympathisiren kann, so muß ich dennoch in ihnen ein Ringen nach geistiger Freiheit erkennen, dem ich nicht alle Teilnahme versagen kann. Ja ich freue mich sogar dieser an und für sich verkehrten und gefährlichen Aeußerung eines Lebenstriebes, dessen Erwachen man allseitig in unsern protestantischen Kirchen mit Freuden begrüßen sollte; denn ich baue darauf, daß Gott vermag, das zum Guten zu wenden, was die Menschen in ihrem thörichten und verblendeten Denken Schädliches wirken . . . Ich wünsche, . . . . es möchte überall ein Verständnis dafür erwachen, daß in unsern protestantischen Kirchen der mehr und mehr dem Weltsinne verfallende Autoritätsglaube überwunden werden muß durch einen lebendigen, im wahren Sinne vom Geiste Gottes gewirkten Glauben.

R

---

## Uhlhorns Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit*)

Der Name des Abtes zu Loccum, Gerhard Uhlhorn, ist in diesen Blättern oft genannt. Noch immer aber schulden wir unsern Lesern Bericht über sein großes „unvergeßliches" Werk, dessen Vollendung wir im vergangenen Jahre erleben durften. Denn Uhlhorn hat gerade auch für den Leserkreis der Christlichen Welt geschrieben. Wenn die Gelehrtesten hier lernen können und gelernt haben, so fließt hier für alle „Gebildeten" in der Fülle des sicher beherrschten Stoffes, in der Reichhaltigkeit fein gezeichneter Einzelbilder, wie der durchsichtigen Geschlossenheit der geschichtlichen Gesamtanschauung eine ergiebige Quelle hohen geistigen Genusses.

Unsre Zeit darf sich eines kräftigen Aufschwungs christlicher Liebesthätigkeit erfreuen. Der Rückblick auf vergangene Tage wird unsre Augen schärfen für den „Kampf der Liebe mit der Not." Er wird aber zugleich der ernsten Mahnung den freudigen Trost hinzufügen: „Die Liebe hört nimmer auf." Sie hat Bestand behalten in dunkelsten Zeiten. Sie wird Licht und Wärme auch für uns bewahren.

Die Anfänge dieser [unsrer „sozialen"] Krisis liegen weit zurück, akut ist sie erst seit einigen Jahrzehnten geworden. Als sie es wurde, stand die Liebe schon zum Kampf gerüstet da. Die ersten Maschen zu dem großen Netze von Vereinen und Anstalten, die zu ihrer Rüstung gehören, waren schon geknüpft, die Ausbildung von Arbeitern und Arbeiterinnen hatte schon begonnen, und die Grundlagen zur Organisation der Arbeit waren gelegt. Daß das alles, wenn auch erst in den Anfängen, schon da war, darin dürfen wir eine providentielle Fürsorge Gottes erkennen. Hätte es erst geschaffen werden müssen, so wäre es zu spät gewesen. Alle die, die in der schöpferischen Periode gearbeitet haben,**) haben mehr, als sie es selbst wußten, für die Zukunft gearbeitet. (III, S. 397)

Die Liebe schreitet der Not voraus. Das ist eine fast wunderbare Kunde. Aber dies Wunder tritt uns nicht nur einmal im Laufe dieser Geschichte entgegen. Vom Ende greifen wir zurück an den Anfang und stehen hier vor der gleichen Erscheinung. Die ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit waren eine Periode gesicherten und beglückenden Friedens. Erst im vierten, fünften wurde die Not immer größer, als die Wetter der Völkerwanderung über das Reich hereinbrachen:

Wie sehr es der Kirche zu Hilfe kam, daß ihre Anfänge und die Anfänge ihrer Liebesthätigkeit in eine wirtschaftlich so günstige Periode fielen, bedarf nicht erst der Ausführung. Ihre Aufgabe war ihr wesentlich erleichtert. Einer solchen, nur auf einzelne Fälle beschränkten Armut gegenüber konnte auch die Armenpflege eine stark individualisirende werden. Die Kirche hatte Zeit, nach allen Richtungen zu erstarken, um dann, als der wirtschaftliche Verfall fortschritt, auch größeren Aufgaben gewachsen zu sein. (I, S. 99.)

Wie sollten wir das anders nennen, als eine providentielle Fürsorge Gottes? Aber dies „Wunder" trägt zugleich die echten, unverkennbaren Züge dieser ganzen Geschichte an sich. Denn:

Der Anfang und Ausgang der Geschichte, die wir erzählen wollen, liegt in dem Worte des Herrn: „Des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele." (I, 52)

Nicht in Lehren und Geboten oder Ordnungen und Einrichtungen — in einem persönlichen Liebesleben ohne gleichen sprudelt die fortdauernd unversiegbare Quelle aller Liebesthätigkeit in der christlichen Kirche. Persönliches Leben mit all seiner geheimnisvoll-rätselhaften Fülle bleibt durch alle die Jahrhunderte hin die stets sich erneuernde Kraft in allen Windungen und Wandlungen dieser Geschichte. Es gehört zum Anziehendsten, was Uhlhorn seinen Lesern bietet, bei diesen Charakterbildern, die in kurzen, markigen Zügen gezeichnet sind, stille zu stehen. Wenn die Zeit noch so dunkel und unerfreulich erscheint — mitten in den Wirren der Völkerwanderung beweist die Liebe in der einen Gestalt des heiligen Severin ihre unverwüstliche Kraft (II, 13 f.). Und wenn die Frömmigkeit für unser Empfinden sonst noch so ungesunde Züge an sich trägt, die Liebe bricht den Bann und breitet ihr verklärendes Licht auch über das fremde widerstrebende Wesen. Uhlhorn ist nirgends bemüht, Krankhaftes zu verschweigen oder zu bemänteln. Gerade auf solchem Hintergrunde aber weiß er meisterhaft „die neue Welt" hervortreten zu lassen, „welche das Christentum geschaffen," oder „die Triumphe der christlichen Liebe" zu feiern. Vielleicht am wirksamsten tritt uns das in der Schilderung des Kreises vornehmer Römer und Römerinnen entgegen, der im vierten bis fünften Jahrhundert Hieronymus umgiebt (I, S. 301 ff.), oder in der Zeichnung von Heiligen des Mittelalters, die an den entsetzlichen Schmerzenslagern der Aussätzigen eine ebenso mönchische Ueberschwänglichkeit wie wahrhaft heilige Opferfreudigkeit bewähren (II, S. 269 ff.)

Die Liebe wirkt charakterbildend. Oft in merkwürdiger Weise prägt sie Persönlichkeiten, die einander sonst ganz fern stehen, nahverwandte Züge auf. Vinzenz von Paulo, der Stifter der Barmherzigen Schwestern (filles de la charité, 1634), August Hermann Francke und Theodor Fliedner sind von Uhlhorn fast mit gleichen Worten gezeichnet. Allen dreien wird „ein Zug aufs Großartige" nachgerühmt. Mit ihrer „glühenden Begeisterung" oder „glühenden Liebe zu den Armen und Notleidenden" verbindet sich eine „nüchterne Klugheit," eine „fast kühle Ruhe," „eine verstandesmäßige Nüchternheit." Sie fangen alle mit Kleinem an. Vinzenz —

verstand meisterhaft die Kunst zu warten, bis der rechte Augenblick gekommen war, um dann aber auch mit voller Energie einzusetzen. „Lassen wir Gott machen und halten uns demütig im Warten und in Abhängigkeit von den Befehlen der Vorsehung." In Franckes Schöpfungen ist nichts Gemachtes, es ist alles gewachsen und geworden. „Ich bin in meinem Leben immer passive gegangen, habe stille gesessen und nicht einen Schritt weiter gethan, als ich den Finger Gottes vor mir hatte." Gottvertrauen ist bei Vinzenz so gut wie bei A. H. Francke die Seele all seiner Arbeit.

Und noch weiter läßt sich diese Verwandtschaft verfolgen. Vinzenz' Schöpfungen tragen durchaus die Art des nachtridentinischen Katholizismus an sich. Sie kehren ihre Spitze immer zugleich, wenn nicht vor allem, gegen die Kirchen der Reformation. Uhlhorn ist nichts weniger als blind gegen die Gefahren, die uns von den Barmherzigen Schwestern drohen. (s. III, S. 445 f.) Aber die Liebe führt bei Vinzenz dennoch über die Anschauungen der mittelalterlichen Kirche hinaus. Dem aktiven, thätigen Leben wird hier ein höherer Wert beigemessen, als der Zurückgezogenheit im Kloster. Die Schwestern sind keine Nonnen:

Das würde sie an der Erfüllung ihres Berufes hindern. Darum bedürfen sie aber nicht etwa eines geringeren Maßes christlicher Tugenden,

*) Stuttgart, D. Gundert. Bd. I, 2. Aufl. 1884, 425 S., 6 M.; Bd. II, 1884, 531 S., 7 M.; Bd. III, 1890, 520 S., 7 M.

**) Amalie Sieveking war schon 1859 heimgegangen, 1860 folgte Zeller, am 4. Oktober 1864 ging Fliedner heim, Löhe am 2. Januar 1872, Härter am 15. August 1873, von der Recke 1878, am 7. April 1881 Wichern. (S. 404)

als die Nonnen, sondern, weil mehr Versuchungen ausgesetzt, eines größern. „Ihr Kloster sind die Häuser der Kranken, ihre Zelle ist eine ärmliche Kammer, ihre Kapelle die Parochialkirche, ihre Klausur der Gehorsam, ihr Sprachgitter die Gottesfurcht, ihr Schleier die Bescheidenheit."

Aehnliches läßt sich an August Hermann Francke beobachten. Uhlhorn hat an diesem Pietismus mancherlei auszusetzen. Er brachte und pflegte ein Christentum, das zu enge war, nicht geeignet, volkstümlich zu werden. Er hat die rechte Stellung zu weltlichen Dingen und Ordnungen nicht gefunden. Aber zu Franckes Verdiensten gehört, daß er den separatistischen und schwärmerischen Pietismus entschieden abgewiesen hat.

Darin kommt der Segen der praktischen Arbeit zu Tage. Anfangs stand Francke nicht so; er hatte große Neigung, in dem schwärmerischen Wesen der ekstatischen Mägde in Halberstadt und Quedlinburg ein Werk Gottes zu erkennen; aber dann kommt er doch zu dem Schluß, „daß der Glaube, so durch die Liebe thätig ist, eine höhere und herrlichere Gabe ist, als hohe Offenbarungen und Entzückungen in den dritten Himmel." Daß der Pietismus nicht in schwärmerisches Sektenleben ausläuft, das dankt er Francke, und Francke selbst dankt seine gesunde Opposition dagegen seiner Liebesthätigkeit." (III, S. 214 f. 222. 242. 258 f. 373)*)

Die Liebe wirkt hier ausgleichend, vor Ueberschwänglichkeiten bewahrend. Aber man würde sich täuschen, wenn man sie nun als eine ewig sich selbst gleiche Macht über allem Streit der Parteien und Kirchen schwebend achten wollte. Sie selbst ist vom Wandel der Zeiten tief berührt. Sie hat nicht nur die Geschichte begleitet, sie hat eine solche selbst erlebt. Katholizismus und Protestantismus spiegeln sich auch, und nicht zuletzt, in der Art, den Mitteln und Zielen ihrer Thätigkeit. Für viele sind die Unterschiede, auf die es hier ankommt, verschwindend gering. Es ist das sehr begreiflich. Denn in der Aufklärungszeit haben sich beide Kirchen einander vielfach genähert. In der folgenden Periode haben die gläubigen Kreise beider Konfessionen neben-, auch miteinander eine gleiche Liebesthätigkeit geübt (III, 430). Seitdem haben sie fortgesetzt von einander gelernt (S. 312, vgl. 435. 446). Um so wichtiger wird es sein, unter oft ähnlichen äußern Formen die tieferliegenden wesentlichen Unterschiede fest im Auge zu behalten. Indem Uhlhorn dazu anleitet, leistet er uns den höchsten praktischen Dienst, den die Geschichtschreibung überhaupt zu leisten vermag. Nur auf einiges, ich hoffe auf das Wichtigste, kann ich im Folgenden kurz hinweisen.

Die mittelalterliche Kirche hat eine reiche und vielseitige Liebesthätigkeit entfaltet. Aber Mittel und Ziele sind ihr durchaus von der eigentümlichen Richtung und Färbung ihrer Frömmigkeit vorgezeichnet. Die Weltanschauung des Mittelalters steht im genauesten Gegensatz zur Antike. Das Jenseits, könnte man sagen, hat das Diesseits verschlungen. Himmel und Hölle oder Fegfeuer erfüllen die Phantasie mit ihren entzückenden oder grausigen Bildern. Auch das nüchterne Denken folgt dem gleichen Zuge. Und aus dieser Ferne, die in Träumen und Gesichten greifbar nah erscheint, entnimmt der Wille die entscheidenden Triebfedern zu seinem Handeln. Die Kehrseite dieser Furcht und Hoffnung ist die Geringschätzung der Gegenwart, die Verachtung alles Irdischen. Weltflucht ist die Losung der Zeit. Sie klingt uns entgegen auch aus allen Aeußerungen christlicher Liebesthätigkeit. Sie bestimmt zuerst den Wert derer, denen die Liebe dient:

In der Unterkirche zu Assisi findet sich, von Giotto gemalt, ein Bild, welches die Vermählung des heiligen Franziskus mit der Armut darstellt. Diese erscheint als ein zerlumptes Weib mit nackten Füßen, auf Dornen wandelnd, während hinter ihr Rosen aufsprießen. Christus selbst giebt das Paar zusammen, seitwärts stehen Glaube und Liebe, der Glaube reicht den Trauring dar. Unter dem Bilde der Armut steht als Unterschrift: St. Paupertas. Die Armut ist zur Heiligen geworden. Gott liebt sie, Christus liebt sie, sie ist gottverwandt, die freudige, die ruhige, die reine Mutter, die Ernährerin, die Beschirmerin der Religion. (II, S. 123)

Wem die Erde ihre Güter entzieht, dem scheint sich der Himmel zu öffnen. Die Armen sind die Geliebten Gottes. Um Hunger und Not, um allerlei Elend, Pest und Aussatz liegts wie ein Heiligenschein. Wie willig wird die Liebe diese Mahnung hören!

*) Ganz ähnlich lautet Uhlhorns Urteil über die Erweckungszeit am Anfang unsers Jahrhunderts. (s. III, S. 324. 334)



Dieselbe Losung bestimmt auch das Maaß der Wohlthätigkeit. Nicht alle können die Armen und Elenden sein. Aber alle sollen auf den Himmel hoffen, alle für das Heil ihrer Seelen sorgen. Da bietet sich die Armut den Reichen als Führerin an:

„Almosen reinigt, sagt Innocenz, Almosen befreit, erlöst, beschützt, erreicht das Ziel, macht vollkommen, segnet, macht gerecht, erweckt neues Leben, macht selig." Zwölferlei Güter zählt ein mittelalterlicher Spruch auf, die man vom Almosen erwarten darf, darunter: „sie versöhnen Gott, sie mehren die zeitlichen Güter, bewahren die Gnade, erlangen die Erhörung des Gebets, sie lassen nicht zu, daß ein Mensch in die Hölle fährt, erlangen am jüngsten Gericht den Segensspruch, weisen dem Menschen einen Platz im Himmelreich an." (S. 138)

Reich und Arm schließen hier einen Bund, der auf Gegenseitigkeit beruht. Denn wie die Reichen für das Erdenleben die Gehilfen der Armen, so sind die Armen für den Himmel die Patrone der Reichen. Aber dieser Bund kann noch inniger werden. Man versteht die mittelalterliche Liebesthätigkeit erst, wenn man jene Verherrlichung der Armut dem mönchischen, klösterlichen Lebensideal der Kirche eingliedert. In unaufhaltsamem Vordringen erobern die weltflüchtigen Gedanken des Mönchtums immer weitere Kreise. Mit ihnen zieht die christliche Liebesthätigkeit bei Geistlichen und Rittern, bei Bürgern und Handwerkern ein. Aus dem Kloster stammt sie; die klösterliche Genossenschaft mit dem klösterlichen Hospital bleibt der Mittelpunkt aller mittelalterlichen Barmherzigkeitsübung. So folgerichtig ist diese Entwicklung, so langsam, aber sicher ergreift sie ohne jedes überstürzte Vorgehen immer weitere Schichten der Bevölkerung, daß man mit staunender Bewunderung diesem Siegeszuge der Weltflucht und der Liebe folgt.

Von den Johannitern bis zu den Alexianern, ein weiter Weg. Dort stolze Ritter, hier Handwerker, Schuster und Schneider. Das ist der Weg, den die Entwicklung genommen hat, in den höhern Ständen beginnend schreitet sie abwärts. Zuerst ist es der Adel, der, Ritterdienst und Krankenpflege verbindend, in den Dienst der Armen und Elenden tritt; dann folgen im Heiligen-Geistorden, bei den Antonitern, in den vielen kleinen Spitalgenossenschaften die bürgerlichen Kreise, jetzt sind wir auf der untersten Stufe angekommen: die Alexianer rekrutiren sich aus dem ungelehrten Volk. (S. 394, vgl. 96. 174. 198)

Wir können die Fülle von Einzelbildern, mit denen Uhlhorn diesen Gang zeichnet, hier ebenso wenig verfolgen, wie die Kritik, mit der er diese Entwicklung begleiten mußte. Wir greifen lieber gleich hinüber in unsre Tage.

Soviel ist sofort klar, daß die Liebesthätigkeit der römisch-katholischen Kirche ihre Stärke in den Orden und Kongregationen hat. Sie ist auch in dieser Beziehung die echte, wenn auch den modernen Verhältnissen angepaßte Fortsetzung der mittelalterlichen Kirche. Wie da das Zentrum der Liebesthätigkeit in den Klöstern und Spitälern liegt, so heute in den Häusern der Barmherzigen Schwestern, beziehungsweise der entsprechenden männlichen Orden. Diese sind die eigentlich handelnden. Ist die katholische Kirche ganz von dem Unterschiede einer niedern und einer höhern Sittlichkeit durchzogen, so zeigt sich dieser Unterschied auch in der Liebesthätigkeit. Sie wird zur Sache eines bevorzugten Teils der Christen, nicht aller. (III, S. 438)

Und noch eines andern Zuges dieser katholischen Beharrlichkeit, für uns eben auch von besondrer Wichtigkeit, sei hier gedacht. Man entsinnt sich der Spaltung, die das Gesetz über die Alters- und Invaliditätsversicherung in unserm Zentrum hervorrief. Der Grund der Spaltung lag in der geforderten Hilfe des Staates. In ihr sahen die gut katholischen Sozialpolitiker das Ende aller christlichen Liebesthätigkeit nahen. Und von ihren Grundsätzen aus waren sie in vollem Rechte. Wohl hatte Karl der Große einen kühnen Versuch „bürgerlicher" Armenpflege unternommen (II, S. 61 ff.). Wohl läuft das Mittelalter in die mannigfachsten Ansätze zu einer städtischen Armenpflege aus (S. 395. 404 f. 448 f.). Und wohl hat nach der Reformation die katholische Kirche, auch in den Ländern, in denen sie die herrschende blieb, „modernen" Gedanken Raum geben müssen (III, S. 169 f. 467 f.). Aber das alles geschah nur unter fortgesetzten Protesten.

Nach Kan. 8 der XXII. Session (des Tridentinums) hat der Bischof von der gesamten Armenpflege, von allem, „was zur Unterhaltung der Armen eingerichtet ist," Einsicht zu nehmen und dessen Ausführung zu überwachen. Die gesamte Armenpflege ist ex officio Sache des Bischofs, er hat sie von Amtswegen zu leiten und zu regeln. Damit ist der Standpunkt des Mittelalters, der allenthalben längst überschritten war, vollständig restaurirt, die gesamte Liebesthätigkeit ist kirchlich, und sie findet ihren Mittelpunkt im Hospital. (III, S. 177)

Wo Uhlhorn darum von dem mehrfach kräftigen Aufschwung katholischer Liebesthätigkeit seit der Reformation zu berichten hat, da führt er uns auf die gleichen Wege und zu den gleichen Zielen zurück, die er uns im Mittelalter kennen gelehrt hatte: Ordensthätigkeit, Hospitäler, massenhaftes Almosen, aber auch massenhafter Bettel.

Nicht unter diesen Zeichen wird nach Uhlhorns Ueberzeugung die Liebe siegen:

Auch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1880, durch welche die soziale Gesetzgebung eingeleitet wurde, gehört in die Geschichte der Liebesthätigkeit: sie ist ein Zeugnis für die überaus bemerkenswerte Thatsache, daß das charitative Leben anfängt, auch den Staat zu durchdringen und auf dessen Gesetzgebung einzuwirken. In Wahrheit liegt in dem allem ein Sieg des Protestantismus; es sind Luthers Gedanken von der Liebe, die alles durchdringen soll und auch das Amt der Obrigkeit zu einem Amt der Liebe macht, welche sich langsam und stetig durchgearbeitet haben. (S. 414)

Luthers Gedanken!

„Es ist wohl der größesten Nöte eine, daß alle Bettelei abgethan würde in der Christenheit," mit diesen Worten beginnt Luther denjenigen Abschnitt in seiner Schrift „an den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung," in welchem er, man kann wohl sagen, das Programm einer neuen höhern Stufe der christlichen Liebesthätigkeit entwickelt. (S. 3)

Die mittelalterliche Kirche lehrte lieben, um den Himmel zu erwerben. Dem Glauben Luthers ist der Himmel gewiß, darum kann er lieben. Ihn drängen nicht Furcht und Hoffnung. Ihn stärken sein eigner Reichtum und seine eigne Kraft. Sein Reichtum und seine Kraft sind die Liebe Gottes. Sein Ziel kann darum auch kein andres sein, als die freie Nächstenliebe eines dankbaren Gemüts:

sodaß die Liebe „wie der Bügel im Kranz Ende und Anfang zusammenfügt und alles zusammenhält" (S. 17). Nirgends ist das schöner ausgesprochen, als in dem Buche von der Freiheit eines Christenmenschen. „Aus dem Glauben fleußt die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein frei, willig und fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst." (S. 27)

Man würde weit fehlgehen, wenn man in diesen Glaubensgedanken Luthers nur verstärkte Motive zu einer Liebesthätigkeit sehen wollte, die derjenigen des Mittelalters gleichartig wäre. Hier locken nicht die fremden Fernen eines unbekannten „Jenseits." Weil dem Glauben in diesem „Diesseits" die Liebe Gottes zu einer seligen Gewißheit wird, darum empfindet er kein Bedürfnis mehr, diese Gotteswelt zu fliehen, auch keinen Antrieb mehr, natürliches menschliches Empfinden, Schmerz und Sorge wegzuleugnen durch die heilige Selbsttäuschung eines bedürfnislosen engelgleichen Lebens. Die Natur tritt wieder in ihre Rechte ein. Armut ist fortan kein himmlischer Stand mehr. Sie ist, auch wenn der Glaube sie zu tragen und zu adeln weiß, dennoch gerade das, was jedes ungekünstelte Empfinden von ihr sagt: wirkliche Not, wirkliches Elend! Eine ungeheure Aufgabe stellt dieses Geständnis der christlichen Liebe. Es gilt nun nicht mehr, der Not nur mit Almosen das Leben zu fristen und der hinsiechenden einen Heiligenschein ums Haupt zu legen. Es gilt kurzweg, sie aufzuheben, sie hinwegzuschaffen, so weit das irgend in den Grenzen und mit den Kräften gottgeschenkter, aber von Menschen geübter Liebesthätigkeit möglich ist. Nur wenn dies die Aufgabe ist, kann die alte christliche, lange vergessene Wahrheit wieder Anspruch auf Geltung erheben: Betteln ist Sünde! Und nur wenn dies Ziel mit aller Kraft und allem Mut des Glaubens erstrebt wird, kann auch der andre hohe Gedanke fordern, zu einem Gemeingut der christlichen Menschheit zu werden: Arbeit ist Gottesdienst.

Wie dies Ziel ein völlig neues ist, so werden auch ganz neue Kräfte und Mittel sich zu seiner Erreichung in Bewegung setzen müssen. Einzelnen, auch einzelnen Kreisen innerhalb der Christenheit muß es immer unerreichbar bleiben. Hier müssen schlechthin alle mit Hand anlegen. Aber alle, so lange sie jeder für sich wirken, kommen über eine zusammenhangslose, zersplitterte Liebesthätigkeit nie hinaus (s. II, S. 159; III, S. 13 f.). Sie muß ja eine Aufgabe der Gesamtheit werden, aber dieser so, wie sie in frei, aber fest gegliederten Gemeinschaftsformen uns entgegentritt. Die Gemeinde, einst der Ausgangs- und Mittelpunkt aller christlichen Liebesthätigkeit (I, S. 132), im Mittelalter verschollen, von der herrschenden Priesterkirche unterdrückt oder von der Mönchsgemeinde verdrängt (II, S. 369. 398. 459), tritt aus langer Verborgenheit wieder hervor. Und mit ihrem ersten Auftreten greift sie auch alsbald die neue große Aufgabe an. In den Kastenordnungen der Reformationszeit zeichnet Uhlhorn musterhafte Versuche und Ansätze zu einer Neuordnung christlicher Liebesthätigkeit. Sie sind nicht von Bestand gewesen. Aber wer wundert sich darüber? Was Uhlhorn von der ersten „Zeit der Gährung" sagt, das gilt auch noch von folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten: „Das Neue war erst im Werden" (III, S. 51). Erwägt man, daß diese Liebesthätigkeit der Ausfluß von „Luthers" Glauben, und daß sie die Arbeit einer von diesem Glauben erfüllten Gesamtheit sein soll, so wird man von ihr nicht fordern, daß sie ihren höchstgesteckten Zielen schneller näher komme, als einst die kirchliche Charitas des Mittelalters. Daß uns nur die Aufgabe nicht mehr verschleiert wird!

Man kann es nicht oft genug sagen: wie der Schwerpunkt des ganzen christlichen Lebens unsrer Kirche in der Gemeinde liegt, so liegt da auch der Schwerpunkt ihrer Liebesthätigkeit. Die kräftige Ausgestaltung der gemeindlichen Liebesthätigkeit ist die eigentliche Aufgabe; alles andre, Anstalten, Diakonissen- und Brüderhäuser, kann nur als Mittel zu diesem Zweck in Betracht kommen. (III, S. 447)

Als Mittel zu diesem Zweck. In diesem Gesichtspunkt gipfelt auch Uhlhorns Darstellung von Wicherns Werk.

Das Hauptergebnis [von Wicherns Lebensarbeit] besteht darin, daß weite Kreise für die Arbeit der innern Mission erwärmt wurden, und jetzt allerorten eine neue rege Thätigkeit begann. Von 1848 an tritt die Kirche wieder in unmittelbare Berührung mit dem Volke und seinen Bedürfnissen. An einer solchen Berührung hatte es bisher gefehlt. Konfessionelle so gut wie Nationalisten und Pietisten hatten mit dem Volksleben nur geringe Fühlung gehabt. Wenn es jetzt anders wird, so haben an dieser Wendung, deren volle Bedeutung erst die Zukunft enthüllen wird, in erster Linie Wichern und die innere Mission mitgearbeitet. (S. 364)

Aber die Aufgabe christlicher Liebesthätigkeit im Sinne der Reformation ist hiermit doch noch nicht vollständig bezeichnet. An den Adel deutscher Nation hatte sich Luther gewandt. In der kaiserlichen Botschaft von 1880 sieht Uhlhorn einen Sieg des Protestantismus. Nicht einem Kreise mit einem Mittelpunkt, einer Ellipse mit doppeltem Brennpunkt gleicht mithin unsre christliche Liebesthätigkeit. Schon bei der Betrachtung der englischen bürgerlichen Armenpflege des siebzehnten Jahrhunderts lesen wir die Worte, die hier als zusammenfassendes Schlußwort ihre Stelle finden mögen:

Die Grundlagen sind gelegt, auf denen weiter gebaut werden kann. Die ganze weitere Entwicklung der Liebesthätigkeit, in der protestantischen Welt wenigstens, dreht sich darum, daß die öffentliche Armenpflege der bürgerlichen Gemeinschaft und die von der Kirche [der kirchlichen Gemeinde] gepflegte freie Liebesthätigkeit durch mancherlei unklare Vermischung und Verwirrung hindurch immer mehr zu einer klaren Sonderung der Aufgaben und auf Grund derselben zu gemeinsamer Arbeit sich durcharbeiten, ein Prozeß, der noch lange nicht abgeschlossen ist. (S. 168)

Möge Uhlhorns Werk zur Durchführung dieses Prozesses vielen kräftigste Anregung bieten! S E

---

## General Booth und die soziale Frage

### 1. General Booths In darkest England and out

Das kürzlich erschienene und vom General der Heilsarmee verfaßte Buch: „Im dunkelsten England und heraus" scheint schnell die allgemeine Aufmerksamkeit, ja vielleicht nicht geringes Staunen erregen zu wollen.

Heilsarmee! Hat das Wort nicht unter Gebildeten sowohl wie unter Ungebildeten, Christen und Nichtchristen einen verpönten Klang? Wer hätte gewagt, ein Wort zu ihren Gunsten zu sagen, ohne zu fürchten, daß ihm aus der Atmosphäre, die jenen Abschaum der Gesellschaft umgiebt, aus dem sich zumeist die Jünger der Armee rekrutiren, eben kein Rosenduft in den Kleidern würde hängen bleiben!

Doch der Gang des Lebens ist ein eigner und spottet nicht selten aller menschlichen Voraussicht. Daß man mit der Heilsarmee zukünftig als mit einer sozialen Macht zu rechnen haben wird, ist nicht mehr zu verkennen. Wer daran noch zweifelte, den mußte der in diesem Jahre erfolgte Tod der Mrs. Booth

und die große Teilnahme an ihrer Begräbnisfeier eines Bessern belehren.

Sie war die eigentliche Seele der Armee und wohl diejenige, die sie ins Leben gerufen hat. Von äußerst zartem, tiefreligiösem Gemüt, war sie schon als Kind von dem Schicksale der Armen und Elenden aufs tiefste ergriffen, und ihr ferneres Bestreben war und blieb stets darauf gerichtet, Leid zu mildern und den Verstoßnen zu helfen. Hierin von ihrem Gatten und von ihren Kindern unterstützt, erweiterte sich im Laufe der Zeit die Sphäre ihres Wirkens. Immer mehr Elemente wurden gewonnen, die dann nach dem Plan einer Armee mit fester, streng militärischer Organisation geleitet und zusammengehalten wurden. Auch in den benachbarten Ländern auf dem Kontinente siedelten sie sich an und gründeten kleine Kolonien, die sowohl von den Behörden wie von der Bevölkerung mit schiefen Blicken angesehen wurden.

Bis dahin hatten diese jüngsten Jünger der christlichen Lehre es nur auf religiöse Bekehrung abgesehen. Sie wollten Seelen retten.

In neuester Zeit nun hat dieser ursprüngliche Plan eine bedeutende Umwandlung und Erweiterung erfahren. Das Studium der sozialen Frage hat den General auf den Gedanken gebracht, die Organisation der Heilsarmee zu größeren Zwecken zu verwenden. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben zu der Ausbildung seines neuen, umfassenden Planes nicht nur Bücher, wie Mills Home Colonisation und Rees From Poverty to Plenty beigetragen, sondern auch der Rat einsichtsvoller, sachverständiger Männer.

Eigentlich neue Ideen enthält das Buch nicht; das einzig Neue und Eigene daran ist die Zusammenfassung schon bekannter Ideen in einen Plan von sofortiger praktischer Ausführbarkeit.

In den Bereich dieses Planes treten alle, welche die Gesellschaft in der einen oder in der andern Weise aus ihrer Mitte verstoßen, der Auswurf, für den sie keine Verwendung hat, die sich rechtmäßig und normal durch eigene Arbeit nicht ernähren können und daher verhungern müßten, wenn sie sich nicht auf gesetzwidrige Weise selbst Nahrung verschafften oder Unterstützung von andern erhielten; weiter Menschen, die nach Aufwendung aller ihrer Kräfte nicht soviel zu verdienen vermögen, um das Mindestmaß von Nahrung zu erschwingen, welches das Gesetz selbst dem ärgsten Verbrecher zuerkennt.

Die Zahl dieser Elenden, die nach Mr. Booths Bezeichnung teils noch schlimmer betroffen sind, als die mit dem Fluch der Arbeit beladene Menschheit, weil keine Arbeit für sie da ist, beläuft sich nach seiner Berechnung für England allein auf etwa drei Millionen Menschen, also ein Zehntel der britischen Bevölkerung. Mit diesem Zehntel, diesem beständigen Blutopfer, diesem Krebsschaden der Gesellschaft, nimmt er es auf. Die einen können sich trotz übermäßiger Arbeit nicht ernähren; die andern haben weder Arbeit noch Brot. Ausgleichung dieser Extreme durch Mildthätigkeit geht dem Uebel nicht auf den Grund. Die einzige Hilfe ist Arbeit, die den Menschen ernährt. Und wenn sie nicht da ist, so muß sie gefunden werden. Und Mr. Booth findet sie. Das ist eben das Originale an der Sache.

Um seinen Plan ins Werk setzen zu können, bedarf es eines Geldeinsatzes von zwei Millionen Mark; ferner eines jährlichen Einkommens von 600 000 Mark oder eines Kapitals von zwanzig Millionen Mark.

Bedeutende Summen, wird man sagen! Es handelt sich aber auch um ein bedeutendes Unternehmen, und wenn man bedenkt, wie viele, viele Millionen England aufgebracht und in unfruchtbaren Kriegen verschwendet hat, so erscheinen sie nur noch recht unbedeutend. Uebrigens ist von den augenblicklich erforderlichen zwei Millionen Mark bereits über die Hälfte eingegangen — ein Beweis, daß der Plan weithin Anklang gefunden hat.

„Mein Plan," sagt Mr. Booth, „ist einer großen Maschine vergleichbar, die in den untersten Schichten, im Schmutz und Unflat unsrer großen Städte aufgestellt wird, um die Verlorenen und Verkommenen aller Klassen an sich zu ziehen."



Aus diesem Material wünscht er eine dreifache Kolonie, die Stadt-, die Land- und die überseeische Kolonie zu bilden. Aus der ersteren, der Stadtkolonie, würden die beiden andern nacheinander hervorgehen.

Der Keim der Stadtkolonie besteht schon in den vor einigen Jahren ins Leben gerufenen Food and Shelter Depots, die ungefähr fünf an Zahl in verschiedenen Teilen Londons errichtet sind und den Heimlosen zu einem geringen Preise mit Nahrung und Obdach versorgen. Gleichfalls besteht in Whitechapel unter Mr. Booths Leitung eine Fabrik, worin etwa 70 bis 80 Arbeitslose beschäftigt werden.

Sein Plan ist nun, das schon Vorhandene aufs Hundertfache zu erweitern und zu vergrößern. Und hierbei ist er auf eine einfache Idee gekommen. Er stellt zwei Größen — bislang Minusgrößen, weil sie nicht Nutzen, sondern Schaden brachten — nebeneinander und weist sie auf einander an: einerseits den Auswurf der menschlichen Gesellschaft oder das unverbrauchte Menschenmaterial; anderseits den Abfall und Auswurf der großen Städte oder das unverbrauchte physische Material.

Der erste Schritt zur Verwirklichung dieser neuen Thätigkeit wäre die Organisirung eines sogenannten Household Salvage Corps (Haushaltrettungskorps), dessen Mitglieder von Haus zu Haus gehen würden, um sämtlichen Abfall an Eßwaren, Kleidungsstücken, Scherben, Kehricht u. s. w. zu sammeln. Es würden nach des Generals Anschlag nicht weniger als 500 000 Mark dazu gehören, um nur die Säcke und Gefäße zu kaufen, die nötig wären, den Abfall Londons aufzunehmen, und nicht weniger als zweitausend Menschen würden in dieser Branche des Unternehmens allein Verwendung finden.

Nachdem alles Material zusammengebracht ist, würde die Verlesung beginnen, wobei eine zweite Gruppe von Menschen Arbeit fände, und dann die Verteilung in die verschiedensten Klassen und Ordnungen. Von den zahllosen Speiseresten aller Art würde das Beste sorgfältig ausgesucht und direkt zur menschlichen Nahrung verwandt werden. Was für den Menschen nicht mehr taugt, würde den Pferden zufallen, und was diese nicht fressen, den Hühnern und in letzter Instanz den Schweinen.

Diesen Abfall an Nahrungsmitteln aller Art, die jetzt umkommen und täglich die Themse hinunter treiben, hält Mr. Booth, London allein genommen, für so bedeutend, daß er dadurch eine großartige Schweinezüchterei, die größte in ganz England, emporblühen sieht, sodaß sie die ganze Armee mit dem nötigen Fleisch und Fett versorgen würde. Aus der Schweinezüchterei sieht er dann notwendig weitere Erwerbszweige entspringen, wie Bürsten-, Knopf-, Seifenfabriken und dergleichen mehr, ein vielverzweigtes Feld der Arbeit, das sich immer mehr erweitern und verzweigen würde.

Aus dem eben Gesagten ergiebt sich an zweiter Stelle die Landkolonie, zu deren Errichtung Mr. Booth einige Tausend Morgen Landes in nicht allzu großer Entfernung von London, am liebsten in der Grafschaft Kent, erwerben möchte. Die Hauptstadt würde Dünger genug liefern, um das Land zu befruchten; die Bebauung würde vermöge der vielen Menschenkräfte eine sorgfältige sein, und der Boden das Maximum von dem liefern, was er zu tragen fähig ist. Zu Landkolonisten würden die besten und fähigsten aus der City Metropole ausgewählt werden, die entweder für sich bleiben oder auf der kleinen ihnen angewiesenen Parzelle ihre Familie gründen könnten. Sie würden unter strenger Aufsicht stehen, da alles von oben bis unten einen geschlossenen Militärstaat bildet; sie würden für alle ihre Bedürfnisse selbst sorgen müssen und außer ihrem Unterhalt keinen Lohn erhalten. Ein solcher würde erst denen zukommen, die sich würdig erweisen, in die obere Klasse aufgenommen zu werden. Um den Ehrgeiz zu wecken und zur Tüchtigkeit anzuspornen, würden zwei Klassen bestehen, und aus der oberen wäre Beförderung zu den verschiedenen Graden der Aufsicht übenden Beamten in Aussicht gestellt.

Weiter liegt es in dem Plane des Generals, die weiten Streifen Landes, die längs der Eisenbahnen unbenützt liegen und wohin der Dünger der großen Städte ohne erhebliche Kosten geschafft werden könnte, zu bebauen. Längs dieser Bahnhügel

meint der General soviel Beerenobst und dergleichen ziehen zu können, als Crosse und Blackwell je eingekocht hätten.

In der Landkolonie denkt der General weiter Kräfte für die überseeische Kolonie heranzubilden. Um in einer fernen Welt mit Erfolg den Kampf des Lebens aufnehmen zu können, hält er eine tüchtige Vorbereitung und Schulung in der Kenntnis aller Erwerbszweige für durchaus nötig. Die so Gerüsteten werden dann entweder als Soldaten der Armee, oder, wenn es nicht ihr Wunsch ist, dieser beizutreten, völlig frei entlassen. Denn, obwohl in allen andern Sachen mit äußerster Strenge verfahren und unbedingter Gehorsam für den Oberen verlangt wird, in religiöser Hinsicht wird kein Zwang ausgeübt, obgleich das oberste Prinzip und der erste Wunsch ist, aus dem Verbrecher und dem Verwahrlosten vermöge christlicher Grundsätze und des christlichen Glaubens einen neuen Menschen zu machen.

Solches ist in wenigen Hauptzügen der dreifache Plan des Generals. Möge nun jeder selbst urteilen, inwieweit er ausführbar ist, und sich des Näheren in dem jedenfalls interessanten und nützlichen Buche unterrichten. Der praktische, gesunde Menschenverstand des Verfassers wird jedem in die Augen springen. Nebenbei muß wohl eingestanden werden, daß eine seltene Dosis Optimismus dazu gehört, um einen solchen Riesenplan nicht nur zu fassen, sondern mit enthusiastischem Glauben ins Werk setzen zu wollen. Aber wir haben es nicht mit einem Theorienspinner, noch mit einem Phantastiker und Träumer, sondern mit einem Manne zu thun, der nach wohl mehr als zwanzigjähriger Arbeit unter und mit diesen selben Elementen noch Optimist geblieben ist. Und das fällt nicht wenig in die Wagschale.

Der General ist kein Schwärmer, und sentimental scheint er auch nicht zu sein. Er spricht seine Ansicht unumwunden dahin aus, daß es besser wäre, dieses in Elend verkommene Zehntel zu töten, als es in seinem jetzigen Zustande weiter leben zu lassen. Er kann sich weder auf die Seite derer stellen, die den Besitz- und Freudlosen ausschließlich auf ein andres Leben verweisen, noch auf die Seite derer, die ihn als das notwendige Opfer eines unerbittlichen Naturgesetzes betrachten. Der Schrei des Elends erschüttert ihn bis aufs tiefste; er glaubt, daß Hilfe möglich ist, und bietet all seine Kraft auf, um sie zu bringen. Ist Elend wirklich eine Notwendigkeit im Gange der Natur, oder ist es nicht vielmehr Folge einer menschlichen Verkehrung der Natur? — Er sucht Hilfe und findet sie. Es sind nicht Schätze, die er verspricht, keine Utopie, kein Millenium: nur Arbeit und eine mühevolle Existenz.

Und ebensowenig wie er an eine Seelenrettung glaubt, wenn nicht damit angefangen wird, den Körper vorerst vor dem Verhungern zu retten, ebensowenig glaubt er an das politische Laisser faire. Freiheit und Gleichheit im sozialen Körper ist nicht seine Sache, und von der Regierung der Majorität will er erst recht nichts wissen. Er will die Regierung der Befähigten und sagt hierüber:

> Nach unsrer kurzen Erfahrung zu urteilen, wird nicht Auflehnung gegen die Autorität unsern Plan zu Falle bringen. Es giebt keinen größern Irrtum in der Welt, als sich einzubilden, daß die Menschen nicht regiert sein wollen. Sie lassen sich gerne regieren, vorausgesetzt, daß der Herrscher kein Strohkopf ist, sondern hört und sieht, was dem Gemeinwohl nützlich ist.

Wer geneigt sein sollte, das ganze Unternehmen als eine Arroganz oder doch als eine anmaßende Naivität zu erklären, den wird der bescheidene Ernst entwaffnen, der aus Worten wie den folgenden spricht:

> Ich habe keine vorgefaßten Theorien und schmeichle mir, von Vorurteilen frei zu sein. Ich bin bereit, mich jedem zu Füßen zu setzen, der mich etwas lehren kann. L Sch

## 2. Professor Huxley über General Booths Plan

Wie sehr ganz England von dem großartigen Plan des Stifters der Heilsarmee erfüllt ist, sagt einem jede Zeitung und jeder Brief von dort. Große Summen fließen dem Unternehmen zu, und selbst Bischöfe, deren ganze Richtung den Tendenzen der Heilsarmee entgegensteht, treten mit Wort und That, d. h. reichlichen Geldspenden dafür ein. Wohl erheben sich Stimmen dagegen, die das Unternehmen für unausführbar halten. Aber



auch andre, die aus innern Gründen dagegen sind. Darunter fällt wohl die Huxleys am meisten ins Gewicht. Die Times veröffentlichte am 20. Dezember einen an ihre Redaktion gerichteten Brief des berühmten Professors der Naturwissenschaften, worin es zu Anfang über die Soldaten der Heilsarmee heißt:

> Das mir vorliegende Zeugnis lautet durchaus günstig für sie. Es stellt sie dar als überwiegend arme, ungebildete, nicht selten fanatische Enthusiasten. Die Reinheit ihres Lebens, die Aufrichtigkeit ihres Glaubens, die Fröhlichkeit, mit der sie Entbehren und rauhes Angefaßtwerden ertragen, flößen mir aufrichtige Achtung ein. Ich für meine Person, obwohl ich die korybantische Methode der Seelenrettung für recht gefährlich halte, und mir die theologischen Spekulationen der guten Leute völlig unannehmbar sind, glaube doch, daß die Uebel, die den Spuren ihrer Irrtümer folgen müssen wie jedem Irrtum, reichlich aufgewogen werden durch den moralischen und gesellschaftlichen Fortschritt der von ihnen bekehrten Leute. Ich würde meine Stimme so wenig gegen sie erheben (so lange sie sich hüten, ihre Nachbarn nicht zu ärgern), wie ich mit jemandem streiten würde, der munter und eifrig einen Schweinestall ausfegte, weil mir die Sorte seines Besens nicht zusagte, oder er zu viel Lärm bei der Arbeit machte. Ich habe immer fest an das Prinzip geglaubt, das in der Vorschrift enthalten ist: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden." Wenn ein Königreich eine Messe wert ist, wie ein großer Staatenlenker sagte, so wiegt die Herrschaft von Sauberkeit, Fleiß und Wirtschaftlichkeit jedes Maß von Tambarungerassel und exzentrischen dogmatischen Hypothesen auf. Alles, was ich bisher gesagt habe und weiter sagen will, richtet sich gegen General Booths außerordentlich klugen, kühnen und bisher erfolgreichen Versuch, den Kredit, der durch all diese ehrliche Hingabe und Aufopferung gewonnen ist, den Zwecken seiner sozialistischen Autokratie dienstbar zu machen.

Im weitern Verlauf macht Huxley auf zwei Broschüren aufmerksam, die von früheren Mitgliedern, Offizieren der Heilsarmee, veröffentlicht worden sind. Die eine, anonym erschienen, beklagt es, daß der gute und strenge Geist, der anfangs in der Armee geherrscht, sich veräußerlicht habe und zu einem unleidlichen Fanatismus ausgeartet sei:

> Es ist den Soldaten durch ihr Reglement verboten, andern gottesdienstlichen Gemeinschaften beizuwohnen ohne Erlaubnis der Offiziere... Offiziere und Soldaten, die aus Gewissenhaftigkeit aus dem Dienst treten, werden oft öffentlich als Abtrünnige gebrandmarkt, Gewaltmittel werden versucht, um sie durch Not zum Wiedereintritt zu zwingen... In ihrer innern Organisation ist das System der Armee mit dem Jesuitismus ein und dasselbe. Es wird zwar nicht offen gelehrt, daß der Zweck die Mittel heilige, aber doch stillschweigend vorausgesetzt, ...

Huxley empfiehlt dann besonders allen namhaft zu General Booths Sammlungen Beisteuernden ein Pamphlet zu lesen, das ein früherer Sekretär des Generals, Hodges, veröffentlicht hat (General Booth, the Family and the Salvation Army). Er habe selbst viel daraus gelernt. Unter andern interessanten Neuigkeiten, daß der General die Notwendigkeit einer dritten Stufe oder Segnung in dem Heilswerk entdeckt habe. Er sagte eines Tages: „Hodges, du hast nur zwei Läufe an deiner Flinte; ich habe drei." Und wenn Hodges Beschreibung richtig ist, so bedeutet der dritte Flintenlauf: sein Gewissen aufgeben und um Gottes und der Armee willen sich zu Dingen erniedrigen, zu denen sich ehrbare, weltliche Leute nie verstehen würden!

Dies heißt denn doch nach Huxley die Dinge herabwürdigen, und zwar die Grundgesetze der Sittlichkeit!

Hodges teilt ferner bemerkenswerte Beispiele mit über den Gebrauch des neuen Flintenlaufs ...

Huxley schließt mit den Worten:

> Ich weiß persönlich über Booth nichts mitzuteilen... Ist er aber, wie es ja möglich ist, ein Heiliger, den die reinsten Motive treiben, so wäre er nicht der erste Heilige, der im Eifer um eine wohlgemeinte Sache die einfachen Maximen alltäglicher Moral außer acht setzte. Wäre ich Soldat der Heilsarmee, so sagte ich mit Othello: „Ich liebe dich zwar, Cassio, aber mein Offizier kannst du fürder nicht sein."

Ob Huxley recht behält mit seinen Enthüllungen, Befürchtungen und Warnungen, ob der General „Gold oder Heu und Stoppeln" baut, wird erst der Tag klar machen können (1. Kor. 3, 12 f.), die Zeit und ihre Erfahrung; denn die Sache soll wirklich ins Werk gesetzt werden. Die in Aussicht gestellte Verwirklichung der Beseitigung so schwerer sozialer Schäden, deren Hebung die verschiedensten großartigen Versuche im einzelnen nicht haben bewerkstelligen können, scheint man dem „General" zuzutrauen. Was wäre aber die Heilsarmee wie das neue Unternehmen ohne ihn und die Macht seiner organisatorischen Persönlichkeit? Wer hätte außer ihm den Mut, das

Talent und die Erfahrung in der Behandlung, ja Zügelung und Zähmung dieser rohen, verwilderten Massen?

Von jeher hat unser Herrgott wunderliche Heilige zu Handlangern gehabt — man denke nur an die Moralität der israelitischen Patriarchen und Könige —, von jeher ist Unkraut unter den Weizen gesät worden, doch des Herrn Warnung vor dem Ausjäten gilt noch immer: „auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet." C B

## Religiöse Kunst in Frankreich

Religiöse Kunst in Frankreich — es erscheint wie ein innerer Widerspruch, davon zu reden. Die romanischen Nationen gelten zur Zeit, und wohl nicht mit Unrecht, für die am meisten den religiösen und kirchlichen Dingen entfremdeten. Was im besondern Paris betrifft, so denkt dort auch an Ort und Stelle kaum jemand daran, den herrschenden Indifferentismus hinwegzuleugnen. Umgekehrt habe ich wohl mit angehört, wie von seiten Einheimischer religiöse Interessen als spezifisch deutsche Eigentümlichkeit bezeichnet wurden, dies zugleich aber auch in dem Sinne, daß sie zu den vielen mysticismes allemands gehörten, deren Verständnis dem gebildeten Franzosen verschlossen bleibe.

Doppelt überraschend muß dem gegenüber in den Salons die Menge von Darstellungen erscheinen, die direkt oder indirekt religiösen Stoffgebieten angehören. Freilich, wollte man einem Sonntagsfeuilleton des Figaro Glauben schenken, das — ohne inneren Zusammenhang damit — gerade kurz vor Eröffnung der Ausstellungen erschien, so liegt die Sache einfach genug: eine gewisse fromme Anstandsmiene gehört neuerdings in Litteratur, Kunst und Geselligkeit der Pariser zum guten Ton, aber mit diesem „religiösen Dilettantismus" ist es nicht so ernst gemeint, er ist häufig nicht einmal naiv und dient auch in der Regel ganz andern, insbesondere ästhetischen Interessen. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit dieses Richterwort selbst der Richtigstellung bedarf, aber bis zu dem Punkte wird man sich der Skepsis des Figaro allerdings anschließen müssen, daß an dem geweihten Ton jener ausgestellten Kunstwerke wohl nicht alles für bare Münze zu nehmen ist.

Dies gilt, was die Malerei betrifft, zunächst für eine ganze Reihe genrehafter Darstellungen, die sich in irgend welcher Weise mit der religiösen Gedankenwelt berühren, sich dabei aber doch von rein äußerlichen Gesichtspunkten bestimmt zeigen. Die weißen Brautkleider, die in katholischen Gegenden von den Mädchen zur Firmelung getragen werden, sind sowohl in als außer dem Hause ein zu pikantes koloristisches Motiv, als daß man ihnen nicht, wie schon früher angedeutet, in geradezu zahllosen Andachtszenen begegnen sollte. Ueberhaupt sind die repräsentativen Seiten des kirchlichen Lebens sehr ausgebeutet worden, wie zahlreiche, sehr farbig behandelte Darstellungen römisch-katholischer Kultushandlungen beweisen. Wie aus Versehen mischt sich unter diese übrigens auch einmal eine sehr farblose „Methodistenpredigt," bei der wiederum im Gegensatze dazu das fahle Grau eines ärmlichen Kircheninneren irgend einem Anhänger der „neuen Schule" den Grundton für die Stimmung geliefert hat.

Werke, die eine größere Vertiefung in den Gegenstand erkennen lassen, sind unter dieser Gattung dünn gesät. Etwas reicher an Zahl sind sie im Fach des eigentlichen religiösen oder kirchlichen Historienbildes vertreten, dessen abweichende und eigenartige Probleme von vornherein ernstere Forderungen stellen. Hier, wo bestimmte geistige Werte von fundamentaler Bedeutung, sei es im Gewande eines geschichtlichen Vorganges oder in mehr symbolischer Form, auf einen allgemein verständlichen Ausdruck gebracht sein wollen, ist es mit der bloßen Charakteristik eines wenn auch noch so malerischen Augenblicksbildes nicht gethan. Vor allem wird sich die Formgebung nicht ohne Nachteil derjenigen Gebundenheit entziehen, vermöge deren sich immer das Korrekte und Normale in der sinnlichen Erscheinung vorzugsweise zur Verbindung mit einem übersinnlichen Ideengehalte eignet: das Individuelle wird



gegenüber dem Typischen zurücktreten müssen. In der christlichen Kunst ist diese Forderung nahezu traditionell, selbst eine Künstlerindividualität von so ausgeprägt selbständiger Anlage wie Rembrandt zeigt sich in seinen biblischen Kompositionen nicht völlig unnachgiebig gegen sie, und mindestens das ist noch von keiner, wenn auch noch so radikalen Neuerung versucht worden, die heiligen Gestalten der Evangelien ihres überlieferten typischen Kostüms zu entkleiden; auch v. Uhde ist, um an unsre eigene jüngste Vergangenheit zu erinnern, nicht über diese Grenze hinausgegangen. Der Konflikt, in den der moderne Naturalismus mit sich selbst geraten muß, sobald er sich in diese Sphäre hineinwagt, liegt auf der Hand. Gelingt es ihm nicht, durch die Lauterkeit des künstlerischen Charakters oder die Originalität einer ungewöhnlichen Befähigung ein völlig Neues zu schaffen, wie etwa bei uns v. Gebhardt und v. Uhde — und es findet sich in der That in der heutigen französischen Kunst kaum eine Persönlichkeit, welche diese Probe zu leisten imstande wäre —, so wird ein Kompromiß der einzige Ausweg sein. Dies ist auch, von einigen Absurditäten abgesehen, die Maxime, welche die meisten der ausgestellten Arbeiten befolgen. Das naturalistische und das stilistische Prinzip suchen sich unter Weglassung ihrer Spitzen zu vertragen, so gut es geht.

Den Beteiligten mußte dieser Ausgleich um so näher liegen, als eine gewisse Würde der Form, verbunden mit geschmackvoller Bestimmtheit des Vortrages, beide für eine mehr stilisirende Behandlung unentbehrlich, ein altes und nie ganz verlorenes Erbteil der französischen Kunst bilden, an das es nur anzuknüpfen galt. Diese Vorzüge machen sich ebensowohl in den mittelalterlichen Stilformen des französischen Kathedralbaues wie in der reich entwickelten Kleinkunst des vierzehnten Jahrhunderts, in der Architektur der französischen Renaissance wie in den Gemälden eines Poussin und Claude-Lorrain geltend; eben diese Vorzüge sind es auch, denen auf dem Gebiete der religiösen Kunst der in unserm Jahrhundert entstandene Freskenschmuck zahlreicher Pariser Kirchen von der Hand eines Hippolyte Flandrin, Delacroix, Couture u. a. sein Bestes, ja sogar in mancher Hinsicht eine geradezu vorbildliche Bedeutung verdankt.

Dennoch ist das Experiment der Verbindung einer gemessenen Haltung mit der flüssigeren Formenwelt der heutigen realistischen Naturanschauung nur in den seltensten Fällen gelungen. Das Meiste, was man zu sehen bekommt, erhebt sich nicht über das Niveau landläufiger Redensarten; das einzige in einem wirklich vornehmen Stil gehaltene kirchliche Bild des Salons, Bouguereaus heilige Frauen am Grabe des Auferstandenen, gehört überhaupt nicht der modernen, sondern der älteren akademischen Richtung an, und volle Befriedigung gewährt auch dieses nicht, es hält sich zu sehr im Rahmen einer sentimentalen Deklamation. Dasselbe gilt von einer ganzen Reihe größerer Gemälde und Skulpturen, die meist zu dekorativen Zwecken, einzelne wohl auch direkt zu Kultusbildern bestimmt sind, und denen weiter nachzugehen nicht der Mühe verlohnt. Am ehesten verdienen in diesem Zusammenhang zwei offenbar aus dem Lager der modernsten Stimmungsmalerei hervorgegangene Bilder Erwähnung, eine heilige Familie von Bramtot und eine Maria auf der Schwelle ihres Wohnhauses von Dubufe, beide in tüchtiger Zeichnung, feinem Kolorit und in gewissenhafter geistiger Sammlung ausgeführt, wie denn überhaupt gerade diese Richtung, so überraschend es klingen mag, sich für religiöse Gegenstände nicht so ganz ungeeignet erweist. Beispiele dafür aus den letztvergangenen Jahren sind die wirklich vortrefflichen Wandbilder aus dem Leben der heiligen Genoveva, der Stadtpatronin von Paris, im Pantheon von Puvis de Chavannes und Galland, die mit dem modernen Kolorit die anspruchslose keusche Formgebung der italienischen Frührenaissance glücklich zu verbinden gewußt haben.

Eine Eigentümlichkeit dieser aus der Schule des Impressionismus hervorgegangenen Heiligenmalerei ist zu originell, als daß sie übergangen werden könnte: es ist dies eine ganz ausgeprägte Liebhaberei für die Legende der Heiligen und in dieser speziell für die Wunder und die Visionen. Wie der in seiner großen Masse doch stark materialistisch angehauchte mo-

derne Naturalismus hier einmal gerade an dem Mysterium des Uebernatürlichen sein Gefallen findet, ist ein sonderbares, wenn auch vielleicht nicht unerklärliches Schauspiel; so gedeihen beispielsweise die Superstitionen der modernen Halbbildung wohl nur an wenigen Orten so üppig, wie in der völlig religionslosen Pariser Arbeiterwelt. Die Aufgabe selbst ist stellenweise mit Geschick gelöst. Aehnlich wie es die spanischen Naturalisten des siebzehnten Jahrhunderts verstanden haben, Wunderszenen aus den Geschichten der Heiligen in eigenartig frappanter Wirkung darzustellen, indem sie das Ereignis ohne jeden szenischen Apparat in die Prosa einer völlig alltäglichen Umgebung einkleiden, so bringen es auch diese Modernen fertig, in den gewöhnlichsten, nüchternsten Erscheinungsformen Uebernatürliches mit einer bis zur Illusion täuschenden Natürlichkeit zur Anschauung zu bringen. So Duez, eines der hervorragendsten unter den jüngeren Talenten, in der wunderbaren Speisung des heiligen Cuthbert, einem in Staatsbesitz befindlichen Gemälde: der heilige Bischof zieht im Ornat über Feld, die goldgestickte Kasel streift die Stoppeln des herbstlichen Ackerlandes, der Rabe, der das Brot bringt, flattert ihm entgegen, lauter Unglaubliches, nicht Zusammengehöriges, aber in der Wahrheit des Tones, der ganz objektiv referirenden Wiedergabe der Formen fließen Fabel und Wirklichkeit unmerklich in eins zusammen. In diesem Sinne finden sich in den Salons verschiedene Mirakel und visionäre Vorgänge gemalt, bei denen sogar die unentbehrlichen Gestalten der geflügelten Himmelsboten kaum noch als überirdische Erscheinungen zur Geltung kommen. Das Beste von dieser Sorte ist ein Martyrium des heiligen Sebastian von Béber, in seiner Art sogar mit Empfindung gemalt, besonders die einem höhnenden rohen Pöbelhaufen gegenübergestellte Figur des Sterbenden, zu dessen Antlitz ein von oben herabschwebender Engel sich tröstend herunterneigt.

Es sind nun freilich in beiden Ausstellungen zusammengenommen nur wenige derartige Bilder, die sich annähernd auf derselben Höhe halten, im ganzen überwiegt, wie wir schon oben bei den profanen Darstellungsgegenständen zu bemerken Veranlassung fanden*), so auch hier die nur vom Sport getriebene Ausbeutung des Gegenstandes. Besonders die Visionen scheinen bei den Abnehmern solcher Bilder sehr gesucht zu sein, eine Vorliebe, die sich auch vom rein religiösen Gebiet aus auf historische Gegenstände überträgt. Dante, dem Beatrice auf der himmlischen Wiese erscheint, und die Jeanne d'Arc, welche die heiligen Jungfrauen Katharina und Margaretha im Obstgarten erblickt, kommen in zahlreichen Exemplaren vor; sogar ein Spiritist hat sich eingefunden, der im Inneren eines ländlichen Wohnraumes die verstorbene Bäuerin neben zwei überlebenden Familiengliedern in ihrem Sonntagsstaat erscheinen läßt. Es wäre zwecklos, diese psychopathischen Neigungen weiter zu verfolgen, sie sind nur insofern nicht ohne Interesse, als sie auf das ganze Stoffgebiet, mit dem sie innerlich zusammenhängen, ein eigentümliches Licht zurückwerfen. Unwillkürlich fühlt man sich an die vergangene Theatersaison erinnert, während deren die bekannte Tragödin Sarah Bernhardt als Jungfrau von Orleans in der Ekstase einen stürmisch beklatschten Bühneneffekt erzielte, nachdem sie kurz vorher auf einer Vorstadtbühne in der ebenso sensationellen als kleidsamen Rolle der Muttergottes die Pariser in Staunen versetzt hatte.

Es scheint, daß für eine strenger geartete religiöse Kunst Frankreich nicht der geeignete Boden ist. Es ist auch früher nicht anders gewesen; so haben schon Lesueur und Champaigne, die beiden in diesem Gebiet hervorragendsten Künstler der Zeit Ludwigs XIV., sich mehr an die malerisch interessante Oberfläche der Erscheinung oder an das bloße Zeremoniell der römischen Kirche gehalten, anstatt in die Tiefe hinabzusteigen. Weder in späterer noch in früherer Zeit hat Frankreich einen Cornelius, geschweige denn einen Dürer aufzuweisen gehabt. Auch die neuesten Vertreter des Faches sind mit wenigen Ausnahmen entweder, wie wir sahen, überhaupt nicht ernst zu nehmen, oder

*) Der Artikel war als dritter (Schluß-) Artikel einer Reihe geschrieben unter der gemeinsamen Ueberschrift: Moderne Kunstbestrebungen in Frankreich. Vgl. Nr. 50 des vorigen Jahrg.: 1. Realistische Strömungen; 2. Die „neue Schule." D H



sie zeigen sich von jenem mehr nach außen gewandten, und kirchlich-repräsentativen Charakter beherrscht, der wie ehedem, so auch heute der französischen Kunst in dieser Richtung die höchsten möglichen Erfolge versagt zu haben scheint. H Wzf

## Journal de Marie Bashkirseff

(Paris, Charpentier et Cie. 2 vols.)

1

Das allgemeine, ja man kann sagen, sensationelle Interesse, das dies Buch im Auslande erregt hat, ist wohl zunächst auf die menschliche Neugier zurückzuführen.

Kein Bild auf der letzten Ausstellung des Pariser Salons machte solches Aufsehen wie das der russischen Malerin Marie Bashkirseff, das, soeben erst vom französischen Staate angekauft, im Museum Luxembourg die Aufmerksamkeit aller Besucher auf sich lenkte. A meeting stellt ärmlich gekleidete Schulknaben dar, die an einer Straßenecke eifrig mit einander plaudern. Es giebt Leute, die ihm den Vorzug vor Bastien Lepages Bildern eingeräumt haben, des bedeutendsten und anerkanntesten französischen Freilichtmalers. Aber die Künstlerin stand doch nur auf seinen Schultern, und die Künstler meinen, das Höchste, was man sagen könne, sei, daß sie ihn beinahe erreicht habe.

Und übertreffen kann sie ihn nicht mehr, denn ihr glühender Ehrgeiz hat sie frühzeitig verzehrt. Sie ist, vierundzwanzig Jahre alt, im Oktober 1884 gestorben, und ihre Mutter hat ihren Wunsch, ihr Tagebuch unverkürzt nach ihrem Tode zu veröffentlichen, getreulich erfüllt, was um so staunenswerter ist, da sie und die Ihrigen darin keineswegs pietätvoll behandelt werden.

In Frankreich ist das Buch von jeder Zeitung, aber von keiner der bedeutendern Revuen besprochen worden. Es wird vorzugsweise in Künstler- und Schriftstellerkreisen gelesen. Anders in England. Hier hat man, Gladstone an der Spitze, in jeder größern Monatsschrift ausführlich darüber geschrieben, und es ist recht eigentlich das Buch des Tages geworden. Ebenso in Amerika, wo sechs verschiedne Uebersetzungen es verbreiten. Und das ist begreiflich bei dem angebornen Triebe der angelsächsischen Rasse nach Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. Verheißt doch die Verfasserin im Vorwort nichts weniger als eine ganz genaue, ungeschminkte Wiedergabe ihrer Erlebnisse, Gedanken, geheimsten Regungen und Empfindungen und hält dies Versprechen mit einer uns verblüffenden Genauigkeit. In Deutschland, wo uns das Buch nur im französisch geschriebenen Original zugänglich ist, fängt es erst an bekannt zu werden und wird schwerlich ein so dankbares Publikum finden, ja wohl zunächst einen abstoßenden Eindruck machen.

Die Verfasserin giebt in jeder Zeile ihrem leidenschaftlichen Verlangen, uns ihr ganzes Innere zu zeigen, Ausdruck. Und dies ihr Innres ist eitel Selbstgefälligkeit, bewegt, ja gepeitscht von Eitelkeit und Ehrgeiz und nur auf das sie thatsächlich verzehrende Verlangen nach Ruhm gerichtet. Und sie verbirgt und beschönigt nichts. Hierin liegen aber auch Wert und Bedeutung des Buches, das man Rousseaus Bekenntnissen an die Seite gestellt hat, während sie selbst es als document humain bezeichnet, das als solches ein einzigartiges Interesse beansprucht. Si ce livre n'est pas l'exacte, l'absolue, la stricte vérité, il n'a pas raison d'être.

So hoch man nun auch die so seltene Selbsterkenntnis schätzen mag und den Mut, sich zu zeigen, wie man ist, kann man Zweifel nicht unterdrücken an der Möglichkeit dieser hier in Aussicht gestellten Dinge. Ein document humain setzt in erster Linie einen Menschen und ein wahres Menschenleben voraus, und dazu fehlt es unsrer Heldin an einer wesentlichen Vorbedingung. Das, was wir Herz oder Gemüt nennen, ist bei ihr ganz armselig im Verhältnis zu ihren Verstandes- und Geisteskräften entwickelt, und ihr Charakter von gleichsam zu dünner Schale, um bei dieser Ueberfülle an Gaben und Talenten ausreifen und erstarken zu können. In zweiter Linie ist sie so durchaus Russin, daß ihre Mitteilungen mehr ein nationales als allgemein menschliches Interesse beanspruchen.

Amiel, der frühverstorbene Genfer Philosoph, auf den wir nächstens zurückkommen werden, indem wir zugleich ausführlichere Mitteilungen bringen werden aus dem Schatz der poetischen, tief religiösen und sittlichen Gedanken seines Journal intime, macht einmal die feine philosophische Bemerkung:

Die Nationalität bricht immer wieder beim Menschen durch, besonders bei der Frau, und die russischen Frauen scheinen, gleich den Strömen und Seen ihrer Heimat, plötzlichen, oft andauernden Fröſten unterworfen. In der schmeichelnden, auf und nieder gleitenden Beweglichkeit ihrer Wasserwogen droht jeden Augenblick das Auftauchen einer Eisscholle .... Eine gewisse finstre Halsstarrigkeit, eine Art elementarer Wildheit, ein Untergrund ungezügelter Roheit, die unter Umständen unversöhnlich, ja grausam wird; unbezähmbare Kraft, unbeugsamer Wille, kühle Entschlossenheit, die eher die Welt sprengen als nachgeben würde; der unausrottbare Instinkt der Barbarenhorde in einer halb zivilisirten Nation, sind noch in den harmlosen Absonderlichkeiten (bizarreries) und Launen des jungen russischen Weibes erkennbar. Verrät sich doch selbst noch in ihren Scherzen der entschlossene und finstere Geist, der die eignen Städte verbrennt ....

Ferner dürfte es ganz unmöglich sein, daß ein auch völlig aufrichtiger Mensch, bei genauster Selbstbeobachtung, schonungslosester Selbstzergliederung, je zur absoluten Wahrheit über sich gelangte. Ueber die ihm in seiner Individualität gesteckten Grenzen seines Verstandes und Urteils kann er doch nie hinaus, und so wird die Wahrheit seiner Vorstellung immer nur eine bedingte sein können.

Wir haben eine auf völlig modernem Geistesleben erwachsene litterarische Erscheinung vor uns. Eine Schöpfung der impressionistischen Schule: Freilichtmalerei in weittragendster Bedeutung. Alles wird dem grellen, unbarmherzigen Sonnenlicht ausgesetzt. Da ist kein Winkel, keine Spalte ihres Innern, die nicht vor uns aufgethan würden; sie kennt keine Scheu, dem vielköpfigen, rohen Ungeheuer Publikum ihre profansten wie heiligsten Regungen preiszugeben.

Wir folgen keiner organisch gegliederten Charakterentwicklung, keiner Reihenfolge von Thatsachen. Was ihr wichtig erscheint, was ihrer Eitelkeit den breitesten, sonnigsten Hintergrund gewährt, was ihren Erfolg auf irgendwelchem Gebiet in das hellste Licht setzt, das wird mit breiter, kräftiger, aber lockerer Pinselführung aufgesetzt. Und Schmerz, Enttäuschung, Zorn, Grimm, Haß, Lebensüberdruß äußert sich in derselben leidenschaftlichen, naiven Unmittelbarkeit.

Wir haben keinen Roman vor uns, der Anspruch auf Kunstwert erhöbe; es werden uns nicht besonders bemerkenswerte oder gar sensationelle Erlebnisse mitgeteilt; an nihilistische Umtriebe kein Gedanke. Vieles wird nur angedeutet, scharf umrissene Charakteristiken sind selten; wir sehen alles nur durch den Schleier der wechselnden Stimmungen ihrer überall scharf hervortretenden Subjektivität. Ueber russische Zustände erfahren wir mehr und genaueres aus jeder Turgenjewschen und Tolstoischen Novelle. Der eigentümliche und seltsame Schwerpunkt des Buches liegt wo anders. Es ist das unbewußte Erwachen, das allmähliche Sichbahnbrechen, Insbewußtseintreten, Kämpfen und Ringen eines Künstlergeistes.

Zunächst glimmt der göttliche Funke unter der Asche einer erstickenden Weltlichkeit, die uns umfängt wie heißer Wüstenwind.

2

Maria Baschkirseff beginnt mit zwölf Jahren das aufzuschreiben, was sie bewegt und erfüllt, aus dem Bedürfnis heraus, einen Ableiter zu finden für ihr mehr heftiges als heißes Empfinden. Wenige Monate vor ihrem Tode schreibt sie das ergänzende Vorwort.

Im Herzen Rußlands geboren, von kleinrussischem Adel, auf dem Lande in märchenhaftem Luxus aufgewachsen im Hause ihrer mütterlichen Großeltern, unter Obhut ihrer etwas beschränkten, ungebildeten Mutter, die sich früh von dem leichtsinnigen, leichtlebigen, etwas rohen Vater hat trennen müssen und nun alle Liebe und Zärtlichkeit ihres betrogenen Herzens auf diese ungewöhnlich begabte Tochter häuft, während der einzige Sohn bald wieder zu dem Vater zurückkehrt, weiß diese schon als kleines Kind das ganze Haus, Großeltern, Tanten und Erzieherinnen nach ihren Launen zu regieren. Als kleines Mädchen entzückt sie ihre Umgebung durch die Anmut ihres



Tanzes, den sie, als Ausdruck der Bewegung, leidenschaftlich liebt. Ihre Stimme und Gesang sind schon früh von solchem Zauber, daß sie nach dem Ausspruch solcher, die sie gehört haben, zu den größten Erwartungen berechtigen. Als sie zehn Jahre alt ist, siedelt der ganze Haushalt ins Ausland über, zunächst nach Baden-Baden und von da nach Nizza, und hier beginnt das Tagebuch.

Sie hat keine junge Freundinnen wie andre junge Mädchen. Ihre Cousine Dinah ist ihr ein guter Kamerad, ihr stets zu Willen. Wir lesen zunächst nur die seitenlangen Ergüsse ihrer lächerlichen ersten heißen Liebe zu einem Herzog, den sie nur auf der Straße gesehen hat, ohne daß er sie bemerkte. Wir müssen uns immer wieder klar machen, in welch ungesunder moralischer Luft ein Mädchen aufgewachsen sein muß, das mit zwölf Jahren so schreiben, so zu fühlen glauben kann und Reflexionen über die Ehe anstellt wie die folgenden:

Warum soll mit der Heirat alles aus sein und nichts bleiben als eine kalte, zurückhaltende Freundschaft?.,. Ich sehe nicht ein, warum man seinen Mann als Haustier behandeln soll, während man ihm doch vor der Heirat hat gefallen wollen? Warum kann man seinem Manne nicht immer gefallen wollen und ihn wie einen Fremden behandeln, mit dem Unterschiede, daß man einem Fremden nicht zu viel erlauben darf? Etwa deshalb, weil man sich offenkundig lieben darf, weil es kein Verbrechen ist, und die Ehe von Gott eingesetzt? weil das, was nicht verboten ist, keinen Reiz hat? und weil man nur an verbotnen und verborgnen Dingen Freude findet? Mein Gott, das sollte doch nicht sein! Ich denke darüber ganz anders.

Sie hat also Ideale. Aber wie durchsetzt von der äußerlichsten Eitelkeit und Gefallsucht! Als ein Herr ihrer Mutter einmal in ihrer Gegenwart sagt, er sehe an der Art, wie sie die Handschuhe angezogen habe, daß sie einmal recht kokett werden würde, ist sie überglücklich. Welches deutsche Mädchen ihres Alters — „halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen“ — würde darin etwas andres als eine grobe Beleidigung erblicken?

Ihre Umgebung überragt sie so sehr, daß sie, mit ihrer Erziehung unzufrieden, ihre Ausbildung selbst in die Hand nimmt. Es ist ergötzlich, wie sie ihre Gouvernanten behandelt, die eine entläßt, nachdem die andre sich hat entführen lassen, und den Professoren in Nizza zu ihrer größten Verwunderung einen von ihr selbst ausgearbeiteten Studienplan vorlegt. Sie will sich gründlich ausbilden und entwickelt dabei eine Energie, die schon auf ungewöhnliche Kräfte schließen läßt. Bald liest sie die Klassiker in den Ursprachen und kehrt immer gern zur Erholung zu ihnen zurück. Doch sagt sie wenig Bemerkenswertes darüber. Nur einmal spricht sie nachdrücklicher über Homer und stellt seine Einfachheit und Größe über alle andre Poesie.

Als sie sechzehn Jahre alt wird, bringen sie den Winter in Rom zu. So viel sie in Florenz über Kunst reflektirt, hier ist sie gänzlich erfüllt vom Leben und Genießen des Augenblicks. Der Karneval und das Liebesgetändel mit dem Cardenalino, wie sie ihn nennt, dem Neffen des Kardinals A., auf dem Hintergrunde der ewigen Stadt und der weiten Kampagna, die sie zu Pferde durchmessen, nimmt all ihr Denken und Träumen in Anspruch. Die Zweigespräche zwischen ihr und ihm behandeln bis zur Ermüdung immer das eine Thema: Ich liebe dich. — Ich glaube es nicht. — Liebst du mich nicht? — Vielleicht einmal später. — Aber in tausend Strahlenbrechungen, und man staunt über die Sicherheit und Gewandtheit eines so jungen Mädchens auf diesem Gebiet. Auch gewinnt man einen eigentümlichen Einblick in die frivol-bigotten Anschauungen der dem päpstlichen Hofe nahestehenden Kreise. So wird dem jungen Lebemann einmal nur unter der Bedingung Tilgung seiner Schulden versprochen, daß er acht Tage lang sich geistlichen Uebungen in einem Kloster unterwerfe. Und er thut es, obwohl er seine Angebetete versichert, daß er nichts, auch nicht an Gott glaube. Während einer schweren Krankheit hat ihm seine Mutter statt Medizin Papierstreifen eingegeben, auf denen wiederholt der Name „Maria“ geschrieben stand.

Sie kann sich selbst nicht darüber klar werden, ob sie ihn eigentlich liebt oder nicht. Aber heiraten will sie ihn, weil sie glaubt, sein Onkel werde Papst, und ihm dadurch eine glänzende Zukunft eröffnet werden. Als er nun schließlich um sie angehalten, und sie ihm spät abends ein Rendezvous auf der Treppe gewährt hat, um, wie sie sagt, eine Romanszene auf-

zuführen, erklären sich seine Verwandten gegen diese Heirat, und da er von ihnen gänzlich abhängt, wird nichts daraus. Nun ist sie wütend, verzweifelt, verzeiht es sich nie, ihm einen Kuß gegeben zu haben. Sie erklärt, ihn nie geliebt zu haben, den nichtswürdigen Feigling!

Bei aller uns bei einem Kinde befremdenden raffinirten Koketterie begegnen wir doch nie einem Zuge von Zweideutigkeit oder Unreinheit des Empfindens wie in den naturalistischen modernen Romanen. Es ist stets nur Eitelkeit und Gefallsucht; ihre Phantasie ist erhitzt, aber nie ihre Sinne:

Liebte ich ihn denn nicht? Nein, oder vielmehr ich liebte nur seine Liebe zu mir....

Und später:

Ich liebe keinen und werde niemanden lieben, der nicht in angenehmer Weise meiner Selbstliebe schmeichelt — meiner Eitelkeit.

Ein andermal:

Ich schreibe und spreche über alle, die mir den Hof machen. Das ist aber kein gesunder Zustand. Er entspringt nur dem gründlichen Müssiggange. Ich male und lese wohl, aber das genügt nicht. Eine so eitle Person, wie ich bin, muß sich ganz der Malerei widmen. Dann schafft sie Unvergängliches. Ich kann nicht Dichter, Philosoph oder Gelehrter sein. Mir bleibt nur die Wahl: Sängerin oder Malerin. Wie hübsch wäre das! Dann wäre ich gern Mode, das wäre die Hauptsache. Ihr strengen Seelen, zuckt nicht die Achseln, richtet mich nicht mit gemachter Gleichgiltigkeit! Wollt ihr gerecht sein — im Grunde seid ihr gerade so! Ihr hütet euch nur, es zu zeigen; das hindert aber nicht, daß ihr im Innersten empfindet, daß ich die Wahrheit sage!....

Ja, und ich mit all meinen Trieben, meinen ungeheuern Wünschen und dem Fieber, zu leben, ich werde immer und überall gehemmt, wie ein Pferd vom Gebiß. Es schäumt, tobt und bäumt sich — und bleibt gehemmt! ...

Roms Schönheiten, seine Ruinen berauschen mich. Alles möchte ich sein: Cäsar, Augustus, Marc Aurel, Nero, Caracalla, der Teufel, der Papst! ...

Dies arme Tagebuch! mit all seinem Aufschwung, all seinem Aufstreben zum Licht! dem Aufstreben des gefesselten Genius gleich erachtet, wenn das Ende mit Erfolg gekrönt würde, aber dem eiteln Delirium eines albernen Geschöpfes, wenn ich ewig verschimmeln muß.

C B

## Verschiedenes

**(Frankfurter Kirchenkalender)** Im Auftrage des evangelisch-lutherischen Predigerministeriums giebt Pfarrer Dechent seit einigen Jahren einen Kalender für die lutherische Gemeinde in Frankfurt und die dazu gehörigen Landgemeinden heraus, worin das Kalendarium die ganze kirchengeschichtliche und lokalgeschichtliche Belesenheit seines Verfassers wiederspiegelt. Der weitere Inhalt hat den Zweck, den Gemeindegliedern für die örtlichen kirchlichen Aufgaben das Verständnis zu erleichtern, indem klare und eingehende Berichte über kirchliche Vorkommnisse, Kirchenstatistisches, Vereinsbestrebungen u. s. w. in jeder Hinsicht das kirchliche Interesse befriedigen. Kleinere geschichtliche Darstellungen machen den Schluß. Ob solche Kirchenkalender nicht noch nützlicher sind als viele bloß unterhaltende christliche Kalender? In einer Zeit, wo man so viel auf den Gemeindegedanken giebt, bieten sie sich jedenfalls als ein sehr naheliegendes Mittel dar, den Gemeinsinn der Gemeindeglieder zu stärken. Möchten sie viel Nachahmung finden!

F N

**(Unsre Toten)** Deutsche Lieder und Romanzen von Gustav Weck. Dritte, vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis 2 Mk., geb. 3 Mk. Diese Lieder, zumeist aus dem Dreikaiserjahr 1888 stammend, sind es wert, in weiteren Kreisen gekannt zu werden. Edle vaterländische Begeisterung, warme religiöse Empfindung, kraftvolle, zum Teil glanzvolle Sprache zeichnen sie aus. Manche der Lieder sind komponirt und in den letzten beiden Jahren bei der Feier patriotischer Gedenktage von Schulen und Vereinen gern benutzt worden. Als Probe stehe hier der Anfang des letzten Liedes:

Laß den Lobgesang erschallen,
Laß deine Banner jauchzend wallen,
Mein deutsches Volk, zu Gottes Ehr!
Der, zerteilend Wall und Wogen,
Im Feuer vor dir hergezogen
Durch deiner Schlachten rotes Meer.

Der Verfasser, aus einem Thüringer Pfarrhause stammend, ist jetzt Realgymnasialdirektor in Reichenbach in Schlesien. Merkwürdig und erfreulich ist, daß seine schöne Gabe uns durch Vermittlung eines katholischen Verlegers aus Paderborn geboten wird.

O A

## Quittung

Für Bibelverbreitung unter den böhmischen **Altkatholiken:** 10 Mk. von Sch, Gandersheim.

Für die evangelische Gemeinde **Sofia** in Bulgarien: 5 Mk. von T G, Tzschöpeln.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

## Bekanntmachung des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes

### Aufruf und Bitte

Nachdem das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall in schöner und zweckmäßiger Weise fertig gestellt und auch die Einrichtung vollendet ist, richten wir an die Mitglieder des Bundes in den Haupt- und Zweigvereinen die dringende und herzliche Bitte, des Hauses in opferwilliger Liebe gedenken und durch reichliche Gaben helfen zu wollen, daß die auf demselben lastende Schuld von 100 000 Mk. möglichst bald getilgt werde. Die Lage des Hauses in Süddeutschland bringt es mit sich, daß sein Wirkungskreis sich wesentlich auf den Süden erstrecken wird. Es wird mit der Zeit erforderlich sein, auch für den Norden ein ähnliches Werk zu unternehmen. Daran kann aber erst gedacht werden, wenn das erste Haus schuldenfrei dasteht und seine Bedürfnisse gedeckt sind. Durch die bisher eingegangnen Gaben zum Bau des Hauses sind mit Hilfe des in Stuttgart beschlossenen Zuschusses aus der Zentralkasse die Mehrkosten von 35 000 Mk. über den ursprünglichen Anschlag hinaus gedeckt. Alle von jetzt ab für das Diakonissenhaus eingehenden Gaben, sofern sie nicht für die Betriebskosten bestimmt sind, werden zur Schuldentilgung verwandt und entlasten damit auch die Zentralkasse, welche zur Verzinsung der Schuld eine jährliche Zahlung von 4000 Mk. übernommen hat. Wir bitten daher, mit neuem Eifer sich dieser Sache annehmen und die Liebesgaben verdoppeln zu wollen.

Die jährlichen Betriebskosten des Hauses sind auf 6000 Mk. geschätzt. Es wäre nicht wünschenswert, daß zur Deckung derselben auf die freiwilligen Gaben zurückgegriffen werden müßte, mit denen vielmehr die Schulden rasch gedeckt werden sollten. Wir empfehlen daher den Zweigvereinen, hierfür einen regelmäßigen Jahresbeitrag zu bewilligen. Eine von Pfarrer Faulhaber an die Zweigvereine dieserhalb gerichtete Bitte hat bisher nur die Zusicherung von etwas über 2000 Mk. als Ergebnis gehabt. Von 500 Vereinen haben 182 bisher keine Antwort gesandt. Wenn sich alle an dieser regelmäßigen Beisteuer beteiligen wollten, so würde der Betrag für den Einzelverein gar nicht hoch zu bemessen sein.

Eine weitere Bitte richten wir an die Vereine hinsichtlich der Ausbildung von Diakonissen. Wir bitten, daß alle Mitglieder des Bundes nach Kräften dazu beitragen möchten, der evangelischen Kirche mehr Diakonissen zu gewinnen. Gegenüber der wachsenden Propaganda der katholischen Kirche auf diesem Gebiete ist dies in der Gegenwart besonders hoch nötig. Es stehen viele Töchter der evangelischen Kirche, denen es an Gaben und Kräften nicht fehlt, müßig. Die Klage ist allgemein, daß es an Berufsarten für das weibliche Geschlecht fehlt. Hier ist ein Beruf, der schönste, den es giebt, dem Herrn in seinen armen und kranken Brüdern zu dienen. Unser Haus steht offen und hat Raum. Die nähern Bedingungen der Aufnahme sind bei Pfarrer Faulhaber zu erfragen. Die Altersgrenze für die Aufzunehmenden ist 18 und 36 Jahre. Einzusenden ist bei der Meldung ein Taufschein, Impfschein, ärztliches Zeugnis über den Gesundheitszustand und eine selbstgeschriebne Mitteilung über den bisherigen Lebensgang (die als seelsorgerliche Vertrauenssache behandelt wird). Es ist dabei zu beachten, daß es dringend wünschenswert ist, daß den Eintretenden eine tüchtige Schulung in der Küche und in pünktlicher Haushaltung nicht fehle, da keine Anstalt in dieser Beziehung leisten kann, was die Familie leistet. Als Ausbildungszeit ist ein Jahr als Regel angenommen.

Wem der edle und gesegnete, reiche und schöne Beruf der christlichen Liebesthätigkeit im Dienste der Armen und Kranken das Herz abgewinnt, der komme und melde sich, und wer im Kreise des Bundes Gelegenheit hat, geeignete Persönlichkeiten auf diesen Beruf und auf unser Haus speziell hinzuweisen, der wolle es nicht unterlassen, dem Herrn Arbeiter zu werden für seinen Dienst.

**Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes**

**Fritz Borstell's Lesezirkel,**
verbunden mit der
**Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.**
**Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
**Lager über 500,000 Bände.**
**Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:**

| 4 Bände | 8 Bände | 12 Bände | 25 Bände | 50 Bände | 100 Bände |
|---|---|---|---|---|---|
| 30 ℳ | 40 ℳ | 50 ℳ | 75 ℳ | 125 ℳ | 200 ℳ |

**Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.**

**Alle** gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend, Prospekt gratis. **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig
**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 3** **Leipzig, den 15. Januar** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Lebensarbeit — Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen: 1. Die Rechtslage — Aus Karl Geroks Jugendzeit: 2. Ein Aufsatz des angehenden Theologen — Soziale Predigten in England — Aus der Kölnischen Zeitung: 1. Die Schuld der Kirchen und die Schuld der Gebildeten an der Religionsfeindschaft im Volk — Journal de Marie Bashkirtseff 3 — Verschiedenes: Parnell und die englische Geistlichkeit; Heiratsgesuche von Theologen — Zur Beachtung — Anzeigen


## Lebensarbeit

Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. 1. Kor. 13, 11

Ja, er muß vieles, vieles ablegen, der Mensch, wenn er ein Mann wird; in jedem neuen Jahre muß er Striche machen durch so manche seiner Anschläge im Jahre zuvor. Und wann darf er damit aufhören und sich gereift nennen, von sich behaupten: Nun darf ich immer derselbe bleiben?

Wenn der Greis im Gefühl des baldigen Abscheidens zurückblickt, spricht er noch: Könnte ich noch einmal mein Leben durchleben, ich würde anders leben. Das Abthun des Vergangenen hört für uns nicht eher auf, als bis das letzte völlige Abthun beginnt. Wohl uns, wenn wir dann nur zu lächeln brauchen über das, was wir damit abthun! Es ist schon der Anfang der endlichen Reife. Wir lächeln auch jetzt wohl schon, wenn wir unsrer einstigen Lebenspläne gedenken, die das Kind faßte, wenn es den Kutscher auf dem Bock, den Soldaten in seiner blitzenden Uniform sah; aber das Lächeln erstirbt und ein andres spiegelt sich in unsern Mienen ab, wenn wir die Gedanken verfolgen, die zuerst gährend, aber mit jedem Jahre klarer an den in das Leben hinaustretenden, sich seiner Kraft bewußt werdenden Menschen herantreten, aufgenommen von ihm mit der ganzen Glut erster Liebe, ersten Thatendranges — und wo sind sie geblieben, die ungezählten großen und kleinen Entwürfe, an deren Verwirklichung wir doch einmal ernstlich gearbeitet haben! Gebt mir meine Jugend wieder! — Du Träumer, du stehst ja noch mitten drinnen; so lange du lebst, so lange hoffst du ja noch, so lange begrüßest du jedes Jahr mit neuen Vorsätzen; mögen sie auch unendlich zusammengeschrumpft sein gegen früher, sie sind doch immer wieder da, sie beschäftigen dich wieder wie in der Jugend, du setzest immer wieder deine Kraft an, und sie bringen dir immer wieder dasselbe wie einst: Enttäuschung! Ob aber schneller oder langsamer wie damals? Wer will die unendliche Verschiedenheit des Geistes im Menschen in eines zusammenfassen!

Abthun ist Verzichtleisten. Je mehr wir geglaubt, geliebt, gehofft haben, desto schwerer wird dieser Verzicht. Es giebt auch einen völligen Verzicht, auf den nichts mehr folgt. Wohl dem Manne, dem solcher Verzicht zugleich Gottergebung ist, dann folgt nicht die Ruhe der Meerestiefe, worin es nie sich regen wird, wo alles erstickt ist, es folgt die Ruhe der herbstesmüden Erde, wo das Leben sich freut, in Frieden schlummern zu dürfen, ruhig entgegenzuharren dem verjüngten Erwachen.

Aber es müssen schon hoch von Gott begnadete Menschen sein, die bei diesem schwersten Verzicht, wo sie alles abthun, zugleich alles gewinnen. Kleinen Geistern ist es nicht gegeben. Kleine Geister kommen doch nur selten auch dahin, wo es heißt: Alles verlieren oder alles gewinnen. Sie legen nur immer ab, jährlich, täglich, und im Ablegen verwandeln sie sich, und dieses geht bei Würdelosen wohl so weit, daß sie sich ihres frühern Gedankenfluges schämen. Wollten sich andre wieder doch eben so leicht und schnell ihres frühern Seins schämen! Was bleibt aber bei all solchem währenden Abthun? Hier wird der Unterschied zwischen dem wahrhaft groß zu nennenden und dem kleinen Geiste der Menschen ersichtlich: alle müssen ohne Ausnahme immerfort abthun, aber der eine thut ab seine Hüllen, wie die reifende Nuß am Baum, da mit jedem Abthun der bleibende Kern besser wird, ohne doch sich selbst zu verändern; der andre thut ab wie die Raupe, da mit jeder Aenderung eine andre Gestalt hervortritt und zuletzt nur noch der Naturkundige sagen kann, wie die Raupe des spielenden Schmetterlings gewesen ist. Dort ist im Abthun Läuterung; der Most muß abschäumen, damit der Wein edel wird; der echte Mannesgeist wird so vieles ablegen von dem, was ihn einst bewegte, aber immer werden es nur die gedachten Mittel sein, das vorgesteckte Ziel zu erreichen; dieses Ziel, wenn anders es erreichbar ist, selbst wird immer bleiben und von Jahr zu Jahr, wenn auch vielleicht mit verändertem Aeußern, ihm vorschweben: hier ist nur ein Leben und Denken von Fall zu Fall; für den Eintagsmenschen giebt es nur Eintagsgedanken und Eintagsziele.

Jene Worte des Apostels darf und muß jeder von sich sagen; aber wenige nur sind es, die auch des Apostels Geist in sich tragen, in allen noch so tief greifenden Umgestaltungen, die das ganze Sein erschüttern und ändern, dennoch das in der Jugend ergriffene Ziel ihres Lebens und Strebens fort und fort zu verfolgen und so endlich hinan zu kommen als ein andrer und doch derselbe.

Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

E Schn

## Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen

Uebersicht: 1. Die Rechtslage; 2. Zukunftsaussichten

### 1. Die Rechtslage

Vorstehendes ist der Titel einer im Jahre 1889 erschienenen kleinen Schrift, auf die wir die Aufmerksamkeit der Leser dieses Blattes hinlenken möchten.*) Verfasser ist der als Autorität auf dem Gebiete der Kirchenrechtswissenschaft hoch angesehene ehemalige Kirchenrechtslehrer in Göttingen, jetzt Präsident des lutherischen Landeskonsistoriums in Hannover, Dr. Mejer. Die Schrift ist laut dem Titel bestimmt, „Umrisse zur Orientirung für Geistliche und Gemeindeglieder" zu geben und dient diesem

*) Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen. Umrisse zur Orientirung für Geistliche und Gemeindeglieder. Von Dr. Otto Mejer. Hannover, Verlag von C. Meyer (G. Prior), 1889. 108 S. Preis 2 Mark 40 Pfennige.

Zweck aufs beste. Ohne gelehrten Ballast zu führen oder wissenschaftliche Fachkenntnisse vorauszusetzen, redet der Verfasser eine für jeden gebildeten Leser wohlverständliche Sprache. Die genaue Schärfe und Knappheit der Darstellung, die unbefangene, rein sachliche Weise, wie er an seinen Gegenstand herantritt, zeigt — nicht zum Nachteil für den Wert der Arbeit — die Gewöhnung an juristisches Denken und juristische Behandlung der Dinge. Und doch redet hier nicht ein Jurist, welcher als „böser Christ" den kirchlichen Dingen nur so weit Interesse abzugewinnen wüßte, als sie einen schätzbaren Gegenstand zur Uebung juristischer Konstruktionskunst abgeben. Bei aller objektiven Kühle läßt sich das warme Lebensinteresse des Redenden an den Heilsgütern der Kirche wohl herausfühlen; man lese, was S. 79 über das Pfarramt als das „schönste, aber auch schwerste Amt" gesagt wird.

Niemand wird meinen, daß der behandelte Gegenstand, die heutige Rechtslage unsrer Landeskirchen, gegenüber so vielen andern höhern und ernstern Interessen des kirchlichen und Volkslebens einer eingehenden Beachtung nicht wert sei. Man weiß heutigentages, daß die rechtliche Seite des Bestandes der Kirche, wenn auch nur eine einzelne Seite desselben, und zwar eine solche von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung, doch keineswegs bedeutungslos ist oder ungestraft übersehen werden dürfte. Jeder gesunde Lebensinhalt braucht eine ihm angemessene Form und hat den Trieb, sich eine solche zu schaffen; er läuft Gefahr, zu verkümmern und zu verkommen, wenn er unter dem Zwang ungünstiger Verhältnisse von außen daran gehindert oder in Formen gepreßt wird, die seinem Wesen zuwider sind und seine naturgemäße Entfaltung hindern. Alles dieses gilt auch von unsrer evangelischen Kirche. Ihre Rechtslage, wie sie im Augenblicke ist, fordert darum gebieterisch die Beachtung eines jeden, der zur Klarheit darüber zu kommen wünscht, an welchem Punkte ihrer Entwicklung sie angelangt ist und welche Bahnen gesunder Weiterentwicklung ihr gewiesen sind.

Die Verfassungsbildung der evangelischen Kirche in Deutschland hat sich von vornherein nicht aus einem abstrakten Prinzip heraus vollzogen, sondern ist unter dem bestimmenden Einfluß gegebener geschichtlicher Verhältnisse geschehen. So läßt sich denn auch der Verfassungsstand, wie er in einem gegebenen Zeitpunkte, z. B. in der Gegenwart, ist, nicht aus einem allgemeingiltigen Grundgedanken heraus entwickeln, sondern nur auf geschichtlichem Wege verstehen. Auch Meyer schlägt diesen Weg ein. Seine Geschichtsdarstellung ist fast durchweg als richtig anzuerkennen.

Als die evangelisch gewordenen Landesherren im sechzehnten Jahrhundert die Leitung der kirchlichen Dinge in ihren Landesgebieten — was wir heutigentags Kirchenregiment nennen — in ihre Hand nahmen, geschah dies keineswegs in der Meinung, daß sie damit unter dem Zwang außerordentlicher Zeitverhältnisse etwas thäten, was ihnen eigentlich nicht zustehe, oder eine Gewalt sich anmaßten, die in ihrem obrigkeitlichen Amte an sich nicht enthalten sei. Auch Luther hat es so nicht gemeint. Wenn er an einer bekannten Stelle in der Vorrede zu dem sächsischen „Unterricht der Visitatoren" davon redet, daß Seiner Kurfürstlichen Gnaden geistlich zu regieren nicht befohlen sei, so will er damit seinem Kurfürsten keineswegs das Kirchenregiment im heutigen Sinne absprechen. Geistlich regieren heißt im Sprachgebrauch jener Zeit: die Gemeinde durch die Verwaltung der Gnadenmittel und die Seelsorge geistlich leiten (daher Rektor die technische Bezeichnung des Pfarrers). Dieses Geschäft gehört nicht dem obrigkeitlichen, sondern dem Pfarramte zu. Aber was in das Gebiet des äußern Ordnens und Regierens fällt, auch in Bezug auf geistliche Dinge, das ist nach der einstimmigen Ansicht aller Reformatoren, auch Luthers, gerade so gut Sache der Obrigkeit wie alles andre Regieren mit Rechtszwang. Wie der Landesherr seinen Unterthanen für gute Polizei und Rechtspflege zu sorgen hat, so ist er auch schuldig, dafür zu sorgen, daß im Lande rechter Gottesdienst geübt und das lautere Wort Gottes gepredigt werde. Er ist, wie man das auszudrücken pflegte, Wächter nicht allein über die zweite Tafel des Gesetzes, sondern auch über die erste Tafel, d. h. jene drei ersten unter den zehn Geboten, die von dem Menschen fordern, nicht andre Götter außer dem wahren Gotte zu haben, seinen Namen nicht unnützlich zu führen und seinen Feiertag auf ihm wohlgefällige Weise zu heiligen. Er darf darum falschen Gottesdienst und unrichtige Predigt im Lande nicht dulden: durch solche wird das zweite und das dritte Gebot verletzt, sie fallen unter den Begriff der Gotteslästerung und der Entheiligung des Sabbaths. Der Landesherr bestellt deshalb in seinem Lande Prediger, die die Sakramente recht verwalten und das Evangelium richtig predigen; er versieht sie mit den äußern zur Amtsführung nötigen Erfordernissen, wie notdürftigem Einkommen u. dergl., läßt sie in ihrer Amtsführung durch bestellte Aufsichtsbeamte überwachen und unterwirft die Unterthanen nach abgegrenzten geographischen Bezirken, als welche die aus der katholischen Zeit vorhandnen Pfarreien allgemein beibehalten wurden, der geistlichen Leitung eines dieser Amtsträger. So sind im sechzehnten Jahrhundert die evangelischen Landeskirchen entstanden. Die Landeskirche deckte sich mit dem Lande; alle Landesunterthanen als solche gehörten ihr an, der Landesherr übte das Regiment der Kirche des Landes als ein Stück des ihm zukommenden obrigkeitlichen Berufs.



Einzelne Lücken erhielt dieses System schon durch den westfälischen Frieden, indem dieser auf Grund des Normaljahres 1624 hie und da den Unterthanen eine von der Landesreligion abweichende Religionsübung gestattete. Doch waren das nur Ausnahmen, welche die Regel im ganzen nicht aufhoben. In grundsätzlichen Widerspruch zu dem landeskirchlichen System trat der Pietismus. Er sah nach seiner subjektivistischen Weise in der Kirche die Gemeinschaft der frommen Gesinnung, das rechtliche Band zwischen Unterthanen und Obrigkeit bedeutete für diesen Kirchenbegriff nichts. Der Gedanke der Toleranz tritt nun hervor; man überläßt es der Obrigkeit, Bekenntnisse und Sekten, die sie will, im Lande zuzulassen, wenn nur der frommen Innerlichkeit Raum gelassen wird sich auszuwirken. Der Rationalismus sodann sah in der Kirche einen freien Verein, ein Kollegium, das vom Staate begrifflich durchaus verschieden, im Staate und unter dessen Oberaufsicht bestehe. Wenn gleichwohl die Regierung der Kirche mit der des Staates in einer Person vereinigt war, so erschien das jetzt als eine zufällige Verbindung zweier verschiedener Funktionen, das Kirchenregiment als ein zu dem Staatsregiment ohne innere Notwendigkeit hinzugekommenes Accidens, wofür ein besonderer Erklärungsgrund aufgezeigt werden mußte. Man fand diesen in der Fiktion eines stillschweigenden Vertrags, wodurch die evangelischen Unterthanen ihrem derselben Konfession zugethanen Landesherrn die Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten übertragen hätten. Thatsächlich indessen blieb bei allem diesem Wechsel der theoretischen Auffassung das altlandeskirchliche System auch das achtzehnte Jahrhundert hindurch im ganzen in ungeändertem Bestand.

Seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts jedoch ist es in unaufhaltsamem Zerfall begriffen. Die deutschen Staaten haben aufgehört, geschlossene Konfessionsstaaten zu sein; überall bildet die ehemalige Landesreligion jetzt nur noch eine Religion neben andern mit voller Gleichberechtigung in Lande bestehenden Religionen. Dazu hat sich seit der Mitte des Jahrhunderts auch in der rechtlichen Stellung der evangelischen Landeskirchen selbst zur Staatsgewalt eine bedeutungsvolle Veränderung angebahnt. Die Landeskirchen haben angefangen, sich aus der Verflochtenheit mit dem Staatswesen zu lösen, und treten als selbständig verfaßte Korporationen, als Genossenschaften mit eigentümlichen Daseinsformen und mit dem Anrecht auf genossenschaftliche Selbstverwaltung innerhalb des Staates hervor. Vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Mecklenburg besitzen die evangelischen Landeskirchen jetzt, im einzelnen mannigfach verschieden gestaltet, doch im ganzen einen gleichartigen Grundcharakter aufweisend, gewisse Organe kirchlicher Selbstregierung in Presbyterien, Gemeindevertretungen, Synoden u. dergl.

Aber mit diesen trifft das noch immer in Kraft stehende Kirchenregiment des Landesherrn zusammen. Die neueren Kirchenverfassungen setzen überall dessen Fortbestand, und zwar den unveränderten Fortbestand in der Weise, wie es bis dahin gewesen, voraus. Die Frage ist nun, ob dieses Kirchenregiment als ein mit der Staatsgewalt nur zufällig verbundenes

Annexum, gewissermaßen als ein Nebenamt, das der Landesherr freiwillig übernommen habe, zu betrachten sei, oder als ein Stück der Staatsgewalt selbst. Diese Frage bildet im Grunde den Angelpunkt der ganzen vorliegenden Betrachtung. Ihre bedeutende Tragweite ist nicht zu verkennen, und ihre Beantwortung ist gar nicht so einfach, wie es bei oberflächlicher Betrachtung vielleicht scheinen könnte.

Dr. Mejer tritt entschieden für die letztere Auffassung ein. Wir müssen uns erlauben, die Hauptsätze seiner betreffenden Auseinandersetzungen wörtlich anzuführen (S. 52 f.):

Geschichtlich steht fest, daß von den Landesherrschaften der Reformationszeit das Kirchenregiment keineswegs als etwas Selbständiges, sondern schlechthin als ein Teil ihres landesherrlichen Amts in Besitz genommen war, daß sie auch reichsgesetzliche Anerkennung nur als solcher gefunden hatte. Die Frage ist also, ob ein rechtsgiltiger Akt nachgewiesen werden kann, durch den das Kirchenregiment jene historische Natur verloren und die eines selbständigen Annexums angenommen hätte, denn im andern Falle versteht sich nach unbestrittenen Rechtsgrundsätzen von selbst, daß es seinen überkommenen Charakter festhält. Darin, daß es sich nicht mehr auf das ganze Land bezieht, sondern nur noch über die kirchliche Genossenschaft fortgeführt wird, liegt ein derartiger Rechtsakt nicht, denn es ist nicht notwendig, daß die Staatsgewalt sich auf alle Unterthanen gleichmäßig erstrecke, sondern sie vermag besondre Klassen Staatsangehörige mit besondern Regierungsaufgaben zu betreffen, und um mehr handelt es sich hier nicht. Eine gewohnheitsrechtliche Veränderung hat gleichfalls nicht stattgefunden, dazu ist schon der Zeitverlauf zu kurz. Und auch das enthält den Rechtsakt nicht, daß die neue Gesetzgebung nicht selten Ausdrücke und Wendungen gebraucht, welche, aus dem der katholischen Kirche gegenüber ausgebildeten Staatskirchenrechte entnommen, den Anschein in der That erwecken können, als setze auch auf evangelischer Seite die Legislation ein in seiner wesentlichen Unabhängigkeit von der Staatsgewalt dem katholischen vergleichbares Kirchenregiment voraus. Allerdings waren die Bearbeiter jener Gesetze in solcher Voraussetzung befangen. Sie hielten die den Thatsachen entsprechende Annahme, daß das landesherrliche Kirchenregiment ursprünglich ein Teil der landesherrlichen Staatsgewalt sei, für Territorialismus und verwarfen sie in irgend einer kollegialistischen Art. Aber in keines der Gesetze nahmen sie die legislative Erklärung auf, daß das landesherrliche Kirchenregiment seine Rechtsnatur verändern solle. Wenn sie dies nicht thaten, weil sie es aus dem Gesichtspunkt ihrer Theorie nicht für nötig hielten, und wenn diese ihre doktrinäre Voraussetzung in den Ausdrücken und Wendungen der Gesetze gelegentlich anklingt, so ist das gleichgiltig. Theoretische Motive, die zu Gesetz oder Gewohnheit hätten führen können, aber nicht geführt haben, bleiben, so lang dies nicht geschehen ist, unfruchtbar. Man hat sie neuerlich als Rechtsbewußtsein bezeichnen und ihnen in dieser Eigenschaft einen rechtsverändernden Wert doch beilegen wollen. Das Rechtsbewußtsein aber ist ein Bewußtsein von dem, was Rechtsregel sei, nicht aber von der dieses Recht doktrinär erklärenden Theorie; und es geht bei der gesamten in Frage stehenden Legislation deutlich dahin, daß das staatsoberhauptliche Kirchenregiment auch in den selbständigen evangelischen Landeskirchen so fortgeführt werden solle, wie es bis dahin bei Bestand gewesen war. War es also ein Teil der Staatsgewalt gewesen, so sollte es ein Teil der Staatsgewalt bleiben, und jene Selbständigkeit der Kirche sollte nicht weiter als bis zu dieser Grenze reichen.

So weit Mejer. Als Resultat seiner Auseinandersetzungen ergiebt sich, daß die evangelischen Landeskirchen der Gegenwart als korporativ verfaßte Genossenschaften unter Staatsleitung dastehen (S. 56). Alle diejenigen Behörden, welche direkt oder indirekt aus der Gemeindewahl hervorgehen, bis herauf zu den Synoden, sind Organe der kirchlichen Genossenschaft, alle diejenigen dagegen, die vom Landesherrn ernannt werden und von ihm ihre Vollmacht ableiten, sind unmittelbare Staatsbehörden.

Es fällt schwer an der scharfsinnigen Rechtsdeduktion Mejers einen Angriffspunkt zu entdecken, so fest geschlossen schreitet sie einher; gleichwohl kann man ihr nicht folgen ohne das Gefühl, daß irgendwo ein Fehlschluß stecken müsse. Mejer wendet sich gegen die Berufung auf das „Rechtsbewußtsein" der Urheber unsrer heutigen Kirchenverfassungsgesetze. Die Frage, ob den prinzipiellen Voraussetzungen, die sich aus gegebenen rechtlichen Normen als denselben zu Grunde liegend deutlich erkennen lassen, die rechtliche Bedeutung so völlig abzusprechen sei, wie Mejer annimmt, dürfte doch so kurz nicht abzuthun sein. Als Interpretationsmittel wenigstens, und zwar als vornehmstes Interpretationsmittel fallen sie doch sehr wesentlich ins Gewicht. Auch handelt es sich im vorliegenden Falle gar nicht bloß um die theoretischen Ansichten, mit welchen die Professoren und Konsistorialräte, von denen die neuern Verfassungsgesetze redigirt worden sind, an ihre Arbeit herangetreten sein mögen, sondern um die Rechtsüberzeugung der gesetzgebenden Faktoren, der Behörden, der Synoden und schließlich der Landesherren selbst, die jene Verfassungen beraten, festgestellt und sanktionirt haben. Und diese ist, was zur Not zu erweisen stünde, dahin gegangen, daß eine ihre Angelegenheit mittelst eines ihr eigentümlichen Regiments selbständig verwaltende Landeskirche nicht bloß theoretisch da sein solle, sondern rechtlich da sei.

Mehr indessen als all dieses kommt unsers Erachtens ein andrer Faktor in Betracht. Dies ist das Bewußtsein, worin die Inhaber der in Rede stehenden Befugnisse, also die Landesherren und deren evangelisch-kirchliche Behörden, die ihnen durch jene Verfassungen sichergestellten kirchlichen Regierungsrechte ausüben. Das Rechtsbewußtsein der berechtigten Subjekte selbst wird doch für die Erkenntnis des bestehenden Rechtszustandes mindestens als eine beachtenswerte Quelle anerkannt werden müssen.

Wäre es möglich, einen der hohen Herren, die das Regiment unsrer Landeskirchen führen, zu interviewen und in ein kirchenpolitisches Kolloquium hereinzuziehen, so würde er zweifellos auf die Frage, was er als seine erste landesherrliche Pflicht in Bezug auf die Religion seiner Unterthanen ansehe? die Antwort erteilen: als seine erste Pflicht betrachte er, die Glaubens- und Gewissensrechte aller seiner Unterthanen ohne Unterschied zu achten und zu schützen. Auf weiteres Befragen würde dann sicherlich die Erklärung erfolgen: es sei ihm eine ehrwürdige von den Ahnen ererbte Pflicht und darum auch ein wert gehaltenes Recht, die innern Angelegenheiten seiner eignen Konfession an höchster Stelle zu leiten oder durch seine Behörden leiten zu lassen und so sein fortdauerndes Interesse an dem Glauben seiner Väter zu erweisen. Schwerlich aber würde irgend einer unsrer Summepiscopi — um den unpassenden Ausdruck hier einmal zu gebrauchen — seine Ueberzeugung dahin aussprechen: eigentlich und im Grunde der Wahrheit halte er sich für verpflichtet, alle seine Unterthanen mit lauterer Predigt des Evangeliums und rechtem Sakrament — je nach seiner persönlichen Stellung in lutherischer, reformirter oder unirter Weise — zu versorgen; doch sehe er sich bei der heutigen Gestalt der Dinge in der Lage, diese Pflicht nur denjenigen seiner Unterthanen gegenüber zu erfüllen, die der betreffenden lutherischen oder sonst evangelischen Landeskirche angehören, während er in Bezug auf die übrigen Unterthanen davon absehen müsse. Das wäre nach Mejers Ausdruck der „altlandeskirchliche" Standpunkt: er wäre nicht sehr weit von dem des römischen Papstes verschieden, der sich ja auch so berechtigt als verpflichtet erachtet, sämtliche getaufte Menschen der Welt seiner Leitung und Beherrschung zu unterwerfen, jedoch temporum ratione habita (in Rücksicht auf die Zeitverhältnisse) sich bis auf weiteres auf die Katholiken allein beschränkt.

Doch es mag ungehörig erscheinen, in die Gedanken fürstlicher Herzen eindringen zu wollen, über die uns nicht zusteht, Rechenschaft zu fordern. Wir können nur vermuten, wie ein deutsch-protestantischer Landesherr der Gegenwart als ein Mann, der in dem geistigen Leben der Gegenwart steht und von modern-staatsrechtlichen Gedanken über seinen fürstlichen Beruf notwendig beeinflußt ist, seine Stellung als Inhaber des evangelischen Kirchenregiments ansehen kann und vielleicht muß. Zugänglicher indessen als dieses ist uns ein andres Gebiet des Rechtsbewußtseins, nämlich das der landesherrlichen Konsistorien und sonstigen Kirchenbehörden, denen ja der allergrößte Teil der landesherrlichen Regimentsbefugnisse zur Ausübung überlassen ist. Wollte man bei diesen Behörden — das lutherische Landeskonsistorium in Hannover mit seinem verehrten Präsidenten eingeschlossen — eine Umfrage anstellen, ob sie sich als Kirchenbehörden betrachten, die nach kirchlichen Gesichtspunkten das Heil der Kirche zu beraten haben, oder als Staatsbehörden und als solche berufen, die Interessen des Staates gegenüber und über der Kirche wahrzunehmen, so könnte über die Antwort nicht der allergeringste Zweifel bestehen. Mejer wird von seinem Standpunkte antworten, daß innerhalb des Verwaltungsbereiches jener Behörden die Wahlfrage, ob kirchlich oder staatlich, gar nicht vorkommen könne. Hier gelte noch die „altlandeskirchliche" Auffassung, wonach der Landesherr als

solcher verpflichtet sei, seine Unterthanen mit reinem Worte und rechtem Sakrament zu versorgen. Der Rechtswille des Summepiscopus, welcher hierauf gerichtet sei, falle daher mit dem des Staatsoberhauptes hier notwendig und immer in eins zusammen. Allein derselbe Mann, der solchergestalt seinen Konfessionsgenossen unter den Unterthanen als Wächter der ersten Gesetzestafel kraft landesherrlichen Berufs, d. h. aus Staatsvollmacht gegenüberstehend gedacht wird, ist gleichzeitig Oberhaupt eines konstitutionellen Staates, dessen Verfassung jenes Wächteramt nicht kennt, und als solches vielleicht in der Lage, allen Kirchengemeinschaften des Landes, auch seiner eigenen, Maigesetze aufzuerlegen. So würde durch jene Annahme in dem Landesherrn nicht allein, wie die Juristen es nennen, eine doppelte Person, duplex persona, sondern in einer und derselben Person eine doppelte Rechtsüberzeugung und ein dementsprechender doppelter Rechtswille gesetzt. Das geht doch über das Erlaubte hinaus. Die juristische Fiktion ist eine sehr schöne und brauchbare Erfindung; man mag mittels ihrer Dinge als wirklich fingiren, die nicht wirklich sind, doch nur solche, die der Natur der Sachen nach wirklich sein könnten. Aber aus theoretischen Gründen zu fingiren, was mit der offenkundigen Wirklichkeit im vollen Widerspruch steht, das wäre ein Rechtsformalismus, der in einem lebendigen Rechtsleben keine Stelle hat.

Die von dem spätern Kirchenrecht entwickelte, der „altlandeskirchlichen" Auffassung völlig fremde Unterscheidung des jus in sacra (der innerkirchlichen Regierungsgewalt) und des jus circa sacra (des staatlichen Hoheitsrechts gegenüber der Kirche) ist einmal vorhanden und nicht mehr wegzuschaffen. Ob man die Dinge vom kirchlichen oder vom staatlichen Gesichtspunkt betrachtet, ist eine verschiedene Sache geworden: niemand kann sich dem entziehen, so wenig auch die evangelischen Landesherrn des sechzehnten Jahrhunderts daran gedacht haben, einen solchen Unterschied zu machen. Man mag noch so bereitwillig sein, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und noch so aufrichtig davon durchdrungen, daß, was der evangelischen Kirche zum Heil gereicht, auch der Wohlfahrt des Staates dienen müsse, so geben die Dinge doch unvermeidlich ein andres Bild, je nachdem man von der einen oder der andern Seite an sie herantritt, und gestalten sich danach die Ziele, deren Verfolgung geboten erscheint, und die Mittel und Wege zum Ziel verschieden. Man braucht deshalb nicht an einen feindlichen Gegensatz zu denken, das Verhältnis kann sehr wohl das einer heilsamen gegenseitigen Ergänzung sein. Aber die Scheidung hat sich einmal vollzogen und ist auch nicht dadurch wegzuschaffen, daß man sie vermöge einer rechtlichen Fiktion an einer bestimmten Stelle als nicht vorhanden annehmen will.

Eine Behörde nun, die nicht in ein ganz unhaltbares Schwanken geraten will, wird sich notwendig darüber klar sein müssen, ob sie sich als Kirchen- oder als Staatsbehörde betrachte. Welche Stellung in dieser Hinsicht unsre deutschen landeskirchlichen Behörden einnehmen, darüber kann unsers Erachtens, wie gesagt, kein Zweifel sein. Was wären sie auch, wenn sie nicht Kirchenbehörden sind? Zur Wahrung der Staatsinteressen in kirchlichen Dingen, der jura circa sacra, sind in den Ministerien u. s. w. andre Instanzen vorhanden. Wer soll die eigentümlich kirchlichen Gesichtspunkte und Interessen, oder sagen wir nach altertümlicher Weise: das Wächteramt der ersten Gesetzestafel, vertreten, wenn nicht die Konsistorialbehörden? Die Synoden und ihre Ausschüsse sind schon darum dazu nicht geeignet, weil sie nur in längern Zwischenräumen zusammentreten und daher keine zusammenhängende Wirksamkeit entfalten können. Die Konsistorien haben auch Fug und Recht, sich mit ihrer so gestalteten Amtsführung als Vollstrecker des Willens ihrer fürstlichen Herren zu betrachten. Nur ist für einen landesherrlichen Willen in dieser Richtung, für ein Wächteramt der ersten Tafel innerhalb des Umkreises der Rechte und Pflichten des Staatsoberhauptes, wie ihn das heutige Staatsrecht abgegrenzt hat, kein Raum mehr vorhanden. Es bleibt daher nichts übrig, als die hieraus sich entwickelnde Thätigkeit als ein Annexum der Landeshoheit, das sich aus deren Wesen nicht notwendig ergiebt, jedoch mit ihr vereinbar ist, aufzufassen.



Es läßt sich auch aus der neuern kirchlichen Verfassungsgesetzgebung wenigstens eine Bestimmung anführen, die diese Auffassung unzweideutig ausspricht. Das hessische Kirchenverfassungsedikt von 1874 sagt in § 4:

Der evangelische Landesherr übt das ihm herkömmlich zustehende Kirchenregiment nach den Bestimmungen dieser Verfassung aus.

Für den Fall, daß der Landesherr nicht evangelischen Bekenntnisses wäre, sind Bestimmungen nicht getroffen; es würde daher, wenn dieser Fall einträte, ein berechtigtes Subjekt für das von der Verfassung gewährleistete Kirchenregiment nicht vorhanden sein. Dieses erscheint also, da seine Ausübung durch den Landesherrn an eine mit der Eigenschaft desselben als Staatsoberhaupt nicht notwendig verbundene, mithin insofern zufällige persönliche Eigenschaft geknüpft ist, nicht als wesentlich in der Staatssouveränität enthalten, sondern als eine zu ihr hinzutretende, eventuell auch von ihr ablösbare Thätigkeit, ein Annexum. Nicht ganz so weit geht die Gesetzgebung des Königreichs Sachsen, die bekanntlich den katholischen Landesherrn von dem evangelischen Kirchenregiment vollständig ausschließt, sowie die württembergische Staatsverfassung, die für den Fall, daß das Staatsoberhaupt nicht evangelisch wäre, Aehnliches vorsieht. Theoretisch ist hier die Zugehörigkeit des Kirchenregiments zur Staatsgewalt nicht beseitigt, aber der nichtevangelische Landesherr gilt als unfähig zu dessen Ausübung, ein Beweis, daß man doch nicht gemeint war, in dem Staatsoberhaupt als solchem auch den gebornen Regenten der Kirche zu sehen.

Es ist richtig, daß gesetzgeberische Aussprüche gleicher Art in andern Verfassungsgesetzen nicht zu finden sind. Aber es ist zu viel gesagt, daß, wo solche mangeln, das landesherrliche Kirchenregiment den Rechtscharakter, den es bei seinem ersten Erscheinen an sich trug, nämlich als ein Wesensstück des obrigkeitlichen Berufs des Landesherrn, noch immer an sich trüge. Ein Rechtsinstitut kann sehr wohl auch ohne ausdrücklichen gesetzgeberischen Akt, im Zusammenhang mit einer eingreifenden Umwandlung des gesamten Rechtszustandes, seinen Rechtscharakter ändern, indem der Gesetzgeber anfängt, es unter veränderten Gesichtspunkten zu betrachten, zu behandeln und danach umzugestalten. Man denke an die Wandlungen, die das Patronat im Laufe der Zeiten durchgemacht hat. So hat sich das Kirchenregiment der evangelischen Landesherren durch den Wechsel der Zeiten bis heute erhalten, aber es hat unter diesem Wechsel auch selbst eine Wandlung in seinem rechtlichen Charakter erfahren. Der Landesherr könnte sich der Regimentsbefugnisse, die er über seine Landeskirche ausübt, jeden Tag entschlagen, ohne damit eine Pflicht zu verletzen oder ein Recht preiszugeben, das mit seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt notwendig gegeben wäre. K K

## Aus Karl Geroks Jugendzeit

Die Tagebuchblätter aus Geroks Studentenzeit, in der der Jüngling seiner Freude an Gottes schöner Welt überquellenden Ausdruck verleiht, zugleich aber beklagt, daß ihm der Sinn für Staats- und Volksleben noch nicht voll aufgegangen sei, möchte ich ausklingen lassen in zwei Versen seines letzten, unvollendet gebliebenen Lebewohls, die zeigen, wie treu er seinem Sinn für die Natur geblieben, wie voll aber auch die Liebe zum Vaterland ihm, dem Sänger der „deutschen Ostern" aufgegangen ist:

Fahrt wohl, ihr Berg und Thale,
Du schöne Erdenwelt!
Wie oft im Abendstrahle
Durchschweift' ich Wald und Feld.
Da war's auf Wiederkommen,
Daß ich Ade euch bot,
Nun aber ist verglommen
Mein letztes Abendrot.

Fahr' wohl und blüh' in Frieden,
Mein deutsches Vaterland;
Daß dir noch Heil beschieden
Nach langem Jammerstand,

Daß ich in grauen Haaren
Noch sah den Kaiserthron,
Das läßt in Frieden fahren
Den alten Simeon.

Und nun weiter zu einer Probe aus der Feder des jungen Theologen, der in den fünf Jahren seines Böblinger Diakonats verschiedene wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht hat. Die Grundsätze, zu denen er sich in dem Aufsatz über „unsern theologischen Nachwuchs" bekennt, hatte er nachher Gelegenheit, einundzwanzig Jahre lang als Mitglied des Kirchenregiments zu bethätigen. Er ist ihnen treu geblieben bei jeder theologischen Anstellungsprüfung, bei jeder Pfarrstellenbesetzung. Doch — lassen wir ihm selber das Wort.

## 2. Ein Aufsatz des angehenden Theologen

### Unser theologischer Nachwuchs

(Geschrieben 1847 auf dem Diakonat Böblingen) *)

Die Jugend ist die Hoffnung der Zukunft. Die Hoffnung der evangelischen Kirche ruht zum großen Teil auf den Schultern unsrer theologischen Jugend. Und je ernster auf der einen Seite von Tag zu Tag die Aufgaben werden, welche der evangelischen Kirche in den religiös-sozialen Kämpfen der Gegenwart zuwachsen, und je großartiger auf der andern Seite die Idee von sich selbst, welche ihr nach langer Selbstvergessenheit wieder aufgegangen ist und an deren Wahrung und Ausprägung in Bekenntnis, Kultus, Verfassung, innerer und äußerer Mission sie mit neuem Feuer jetzt eben Hand anlegt, umso mehr bedürfen wir eines tüchtigen theologischen Nachwuchses, einer theologischen Jugend, welche Kopf und Herz mitbringt für die Kirche.

Aber wo nicht am ersten, so doch am zweiten, am Herzen für die Kirche scheint es unsrer theologischen Jugend von heutzutage gewaltig zu fehlen, zumal in unserm evangelischen Württemberg und ganz besonders in unserm altehrwürdigen evangelischen Seminar, weiland dem Stolz der württembergischen nicht nur, sondern der deutschen evangelischen Kirche, das die schöne für die Popularität der Anstalt wie für die Kirchlichkeit des Landes gleich bezeichnende Devise trug: Claustrum hoc cum patria statque caditque sua. [Dies Kloster steht und fällt mit seinem Vaterlande.]

Der Geist der Verneinung hat ja bekanntlich in diesem Seminar seit einem Dezennium gar üppigen Boden für seinen Samen gefunden. Der Konflikt, in welchen die Theologie mit der Kirche und tiefer die Philosophie mit der Theologie geraten ist, konzentrirt sich am lebhaftesten in den Köpfen einer entzündbaren Jugend, und auf welcher Seite im Durchschnitt diese Jugend stehen wird, daß sie massenweise zur Fahne des neuen, des negativen, des radikalen Prinzips schwören wird, schon weil es das neue, negative und radikale ist, dies läßt sich ohne viel Psychologie im voraus weissagen.

So ist es denn in der That dahin gekommen, daß unsre theologische Lehranstalt den Frommen zum Schrecken und den Kirchlichen zum Aergernis geworden ist. Jene auflösende Spekulation und zerfressende Kritik, die vor zwölf Jahren aus einer dieser Klosterzellen den Hauptschlag gethan, der die Theologie erschütterte,**) hat seitdem als lebendige Tradition in seinen Mauern sich fortgepflanzt und weiterentwickelt; sie hat in einigen ausgezeichneten Köpfen jenem bahnbrechenden Führer Nachfolger herangezogen, die in der Litteratur und auf dem Katheder sein Werk fortsetzen; sie ist auch für den Mittelschlag und für die Masse die breitgetretene Straße geworden, auf welcher „der gemächliche Troß bequem einherzieht hinter des Fürsten Einzug."

Da hausen denn in jenen Zellen des alten Augustinerklosters mit ihren theologischen Namen, in den Wänden eines „Bethlehem" und „Zion," eines „Eisleben" und einer „Wartburg," die radikalsten Gedanken der modernen Wissenschaft, und wie es bei einer von ihrem Gegenstand erfüllten Jugend zu gehen pflegt: was in den offiziellen Ausarbeitungen wissenschaftlich gesagt wird, kursirt im geselligen Gespräch als kleine Münze in Witz- und Schlagwort; was hinterm Pult gelesen, gedacht und geschrieben wird, das bildet auch außer der Studirzeit das Pathos des jugendlichen Geistes.

Vor fünfzehn und zwanzig Jahren waren es politische und patriotische Ideen, in welche auch die theologische Jugend ihr überflüssiges Feuer ergoß; seit aber dieser „böse Geist" teils gründlich ausgefegt, teils in sich selbst erloschen ist, haben sich die reformatorischen Jugendgelüste aufs Feld der Wissenschaft geworfen, und während man früher mit den Einrichtungen dieser Welt gespannt war, ist man jetzt mit dem Jenseits zerfallen, während man damals politische Gesetzbücher kritisirte, annullirt man jetzt biblische Bücher und stößt Apostel vom Thron.

So ist es denn nicht zu leugnen, daß, während man es formell zu einer Geriebenheit des Geistes, zu einer kritischen Fertigkeit, zu einer Bekanntschaft mit theologischen und philosophischen Resultaten, zu einem Schritthalten mit dem Zeitgeist gebracht hat, welches den, der nur ein paar Jahre von jenem Fokus der Weisheit entfernt war, mit Schrecken erkennen läßt, wie schnell inzwischen sein Standpunkt veraltet ist, daß, während unsre theologische Jugend von der Universität einen trefflich geschulten Kopf mitbringt, sie zu einem großen Teil ihre theologische Bildungsschule verläßt ohne Herz für die Kirche und für das kirchliche Amt, ja sogar ans Predigtamt herantritt, zerfallen mit der Bibel, die sie predigen, mit dem Bekenntnis, auf das sie sich verpflichten, mit dem Christentum, dem sie ihr Leben weihen soll — als mit lauter Formen des Bewußtseins, die der moderne Geist längst überwunden hat.

Dies das Resultat. Die Aussichten, die sich hieraus für die Kirche ergeben, lassen sich nach den Ausführungen des Verfassers kurz dahin zusammenfassen: entweder entsagt der wissenschaftlich gebildete Theolog dem Kirchendienst und Strauß (Glaubenslehre II, S. 626) behält Recht, daß „nur noch religiöse Idioten und theologische Autodidakten, die Vorsteher und Sprecher der Pietistenstunden, die Geistlichen der Zukunft sind." Zwar hat schon manchmal auch aus Schusterwerkstätten und Konventikelstuben ein verjüngender Lebenshauch die Kirche durchströmt. Aber schade wäre es, wenn die hehre Theologie zum Saturn würde, der seine eigenen Kinder frißt, und die theologische Jugend zum Orest, der seine Mutter Kirche mordet. Oder die Kirche bekommt an ihren Theologen Volksverführer, die ihre Doktrin ins Leben einführen und die Kirche, der sie dienen, untergraben. Oder die Theologen werden Heuchler, den Mietlingsgrundsatz: Wes Brot ich esse, des Lied ich singe, auf den heiligsten Beruf anwendend. Oder endlich: unsre Theologen bekehren sich, sie werden aus feurigen Jüngern der Weisheit dieser Welt ihre ebenso entschiedenen Gegner. Trotz manchem schönen Beispiel dieser Art: solche Fälle sind selten und betrübend bleibt es, wenn einer nur durch Verneinung dessen, was er gelernt hat für sein Amt, tüchtig werden soll für sein Amt, wie man bei so mancher Investitur aus dem Munde des Eingeführten zu hören bekommt, er müsse seine Universitätsjahre als verlorene ansehen.

In einem zweiten Abschnitt „Vorschläge und Bedenken" wird jede Beschränkung ebenso der Lehr- wie der Studienfreiheit entschieden abgewiesen. Der dritte Abschnitt enthält „Rat und Trost".*)

Also der Rat. Vor allem keine Reaktionsmaßregeln, keine geistigen Kordone und Grenzsperren, die ja von den Seuchen doch übersprungen werden! Keine Proskriptionen irgend einer wissenschaftlichen Richtung, die ja nur Märtyrer hervorrufen! Lasset die Jugend spekuliren und kritisiren! Lasset sie Hegel und Schleiermacher — doch die sind ja längst ad acta gelegt! —, lasset sie Strauß und Feuerbach studiren! Und das alles lieber gründlich als oberflächlich!

Nicht auf negativem, sondern auf positivem Weg ist einzuwirken. Aber Letzteres nicht materiell, sodaß irgend eine theologische Richtung, irgend ein wissenschaftlicher Standpunkt als solcher protegirt und bevorzugt würde, sondern formell, indem gewisse Regionen der Theologie, gewisse Fächer des Studiums, die jetzt nicht zu ihrem vollen Rechte kommen, während doch in ihnen der positive Schwerpunkt der Theologie liegt, mehr in ihre rechte Stellung gerückt und so ein harmonisches Verhältnis in den theologischen Studien hergestellt wird. Von da aus wird sich dann die materielle Einwirkung von selber machen. — Die Fächer, für die wir ein Wort einlegen möchten, sind namentlich exegetische, historische und praktische Theologie.

In der Exegese herrscht zwar heutzutage bei unsrer lieben theologischen Jugend die Einseitigkeit nicht mehr vor, welche uns vor zehn und fünfzehn Jahren gefährlich war, nämlich Paulus und Johannes schlechtweg zu Hegelianern und Schleiermacherianern zu machen, die biblischen Schriftsteller ins Prokrustesbett eines modernen philosophischen oder dogmatischen Systems zu spannen. Man steht seit Strauß mit der Bibel nicht mehr auf so harmlosem Fuß; man sieht sie sich historisch und kritisch an. Aber damit ist nur ein andres Extrem eingetreten. Während man damals das moderne Bewußtsein unmittelbar in die heilige Schrift hineinlegte, läßt man jetzt beide so weit als möglich auseinanderfallen; während man damals die biblischen Schriftsteller zu Philosophen machte, macht man sie jetzt zu bornirten Idioten und gedankenlosen Köpfen; während man damals sich über die Differenzen der biblischen Lehrtypen durch eine oft oberflächliche Harmonistik hinwegsetzte, sucht man jetzt seinen Triumph darin, Widersprüche, und zwar wo möglich unauflösliche, zwischen den biblischen Schriftstellern aufzufinden, nach dem Grundsatz: Divide et impera! Während man damals nur den spekulativen Aether aus der Schrift herausdestillirte, betrachtet man sie jetzt als einen Kadaver, daran man kaltblütig seine Uebungen mit dem kritischen Sezirmesser macht; während man damals eine Exegese ohne Kritik hatte, hat man jetzt eine Kritik ohne Exegese. „Zu erfahren, ob ein Brief von Paulus sei oder nicht, ist dem Wißbegierigen

*) Ich hoffe, daß der Name Gerok davor schützt, daß unsre Laienleser die folgenden Ausführungen als „nur für Theologen" überschlagen. Allerdings setzen sie, vor vierundvierzig Jahren und für Württemberg geschrieben, ein gewisses historisches Verständnis voraus. Aber die Erziehung des Pastorenstandes auf der Universität, für die jedes Gemeindeglied Ursache hat sich zu interessiren, ist doch hier in musterhaften Zügen behandelt. D H

**) 1835 erschien Strauß' Leben Jesu. D H

*) Vieles und Wichtiges ist in der neuern Richtung des theologischen Studiums erfüllt, andres thut es not, noch immer zu wiederholen. D H

jetziger Zeit wichtiger, als ihn zu lesen; die Widersprüche in Geschichtsdaten bedeutungsvoller, als die goldnen Worte der Evangelien"*) ....

Man halte also die künftigen Diener am Wort zur Exegese an; und zwar nicht bloß zu jener oberflächlichen, welche die Schriftsteller geschwind nach Hauptrichtungen rubrizirt, sondern zu einer gründlichen, die sich in die lebensvollen biblischen Grundgedanken vertieft; nicht bloß zu jener kalt-objektiven, welche dem Schriftsteller zum voraus feindselig gegenübersteht und ihn hinstellt je schlimmer desto besser, sondern zu einer liebevollen, geistreichen Exegese, die im Buchstaben den Geist zu finden, aus dem Stein das Feuer zu schlagen und an diesem Feuer sich selbst zu entzünden weiß; nicht nur historisch-grammatische, die natürlich immer die Grundlage bleiben muß, sondern auch religiös-praktische Exegese. Was gilts, wenn der junge Mann seine Bibel besser kennt, wird er sie lieben, und wenn er sie liebt, wird er sie durch die Kritik sich nicht so leicht entleiden lassen! —

Fürs zweite: Kirchengeschichte! Dogmengeschichte! Historische Studien in der Theologie! Aber nicht jene vornehmen, wo man ganze Richtungen mit einem Schlagwort abmacht, sondern jene demütigen, die sich vor allem treulich und redlich auch ins Detail versenken mögen, wofür unsre Theologen ein Vorbild in nächster Nähe haben;**) nicht jener abstrakten, die den Geist ganzer Jahrhunderte gefaßt zu haben meinen, wenn sie ihn in eine dünne philosophische Formel gebannt, sondern die konkreten, die auch das Geschichtliche in der Geschichte, Blut und Nerv, Charakter und Leben aufzufassen wissen. Wie selten hat einer von uns auch nur eine patristische Schrift, die Klementinen, ein Cur deus homo? und dergleichen gelesen! Ja, was noch schlimmer: welche vornehme Ignoranz in Betreff unsrer symbolischen Bücher! Eine genauere Kenntnisnahme von den letztern, eine Geschichte ihrer Entstehung, eine Vergleichung ihres Inhalts sollte wahrlich keinem evangelischen Theologen erlassen werden!

Kein besseres Gegengewicht gegen einseitige philosophische Abstraktionen und leichtfertig absprechende Kritik, als gründliche Geschichtsstudien! Gewiß, der junge Kritiker wird Respekt bekommen vor dem Christentum, wenn er die Ahnenreihe seiner Heroen, die Annalen seiner Kämpfe und Siege genauer ansieht; er wird mißtrauischer werden gegen seine nagelneue Weisheit, wenn er findet, wie die Kirche schon manch andern Strauß siegreich bestanden hat, schon durch manch andres Feuer und manch andern Bach hindurchgegangen ist, als durch die von heutzutag, nach der Verheißung: So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du ins Feuer gehest, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden!

Und nun laßt ihn hervorragende Gestalten der Kirchengeschichte herausgreifen; einen Athanasius, Gregor, Augustin; führt ihn in merkwürdigere Perioden spezieller ein, ob nicht Charaktere kräftiger auf ihn wirken als Kategorien, Handlungen ihn lebendiger anregen als Systeme! Nehmen wir nur die Reformationsperiode. Eine Spezialgeschichte der Reformation ist unsers Gedenkens auf unsrer Universität nie gelesen worden [!]. Und doch wie instruktiv einerseits, wie anregend anderseits wäre eine solche, geistreich behandelt, für den jungen evangelischen Theologen, zumal in den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart. Hier haben wir ein zweites Urchristentum. Dieselben geistigen Mächte, die vor achtzehnhundert Jahren die Welt reformirt, haben vor dreihundert Jahren das verweltlichte Christentum reformirt. Hier steht abermals auf der einen Seite ein verknöchertes Judentum, auf der andern ein leichtfertiges Heidentum, und zwischen beiden springt frisch und kräftig, verjüngt und verjüngend, der lautere Brunnquell des Evangeliums hervor. Und, was nicht gering anzuschlagen, hier haben wir konkrete, geschichtlich nahe Gestalten, die keine Kritik wegdemonstriren kann; hier haben wir Thaten und Handlungen, die in keinen Mythus sich auflösen lassen. Eine solche markige Gestalt, in einem glücklichen Augenblick mit jugendlicher Begeisterung erfaßt, hat schon oft einem ganzen Leben seine geistige Richtung gegeben. — Und dieses geschichtliche Moment ist wieder speziell ein nationales. Hundeshagen hat uns erst neulich wieder kräftig daran erinnert (Der deutsche Protestantismus), daß die Reformation durch und durch eine deutsche That ist. Unsre jungen Theologen in ihrem philosophischen Kosmopolitismus dürfen wohl wieder stolz darauf werden, daß sie deutsche Theologen sind, daß es der deutsche Geist ist, der als sein edelstes Werk die Reformation hingestellt hat. Gewiß, sie werden ein wärmeres Herz bekommen für ihre Kirche, für deren Vorzüge und Gebrechen, wenn sie sie nicht bloß als ein Machwerk der Theologen, sondern als eine That des deutschen Volks auffassen. — Und ans allgemein Nationale möge sich das Provinzielle anschließen. Was bringen wir württembergischen Theologen von unsrer württembergischen Kirchengeschichte für Kenntnisse ins Amt außer ein paar trivialen allgemeinen Daten? Was wissen wir außer den Namen von unsern Brenz und Schnepf, von unsern Andreä und Osiander, von unsern Oetinger und Bengel? Wollen wir unsre Kirche organisiren und weiter bauen: es muß auf historischem Grund und Boden geschehen. Wollen wir unserm Volk, unsrer Jugend wieder ein Herz machen für die Kirche, für den Gustav-Adolf-Verein u. dergl.: wir müssen anknüpfen an den geschichtlichen, an den nationalen, an den provinziellen Boden; wir müssen ihnen sagen können: Sehet, das haben württembergische Fürsten und Männer, das haben eure Väter

*) Verteidigung des evangelischen Stifts in Tübingen gegen deformirende Tendenzen. Stuttgart, 1842 ....

** )Gemeint ist der damalige Diakonus Römer in Sindelfingen, der eine im Frühjahr 1848 erschienene „Kirchliche Geschichte von Württemberg" schrieb. D H



für den evangelischen Glauben gethan und gelitten; das ist in Urach und das in Reutlingen, das in Ulm und das in Heilbronn, das in Tübingen und das in Stuttgart geschehen in jenen denkwürdigen Tagen. — Also mehr Geschichte; Kirchengeschichte; Reformationsgeschichte; württembergische acta ecclesiastica!

Dies führt uns auf den dritten Punkt: die praktische Vorbildung. Nicht sowohl die homiletische und katechetische Vorbildung ist hier gemeint; für diese ist verhältnismäßig trefflich gesorgt, wiewohl auch hiefür bei mehr Zeit mehr geschehen könnte. Wie fruchtbar wäre z. B. eine Geschichte der Kanzelberedsamkeit mit Beispielen; von Chrysostomus und Ambrosius bis auf Krummacher und Lacordaire! — Aber wie viel hat der Geistliche im Amt noch zu thun außer Predigt und Kinderlehre, und steht ohne Vorbildung ratlos da. Wir sollen Schule halten und Schulen inspiziren, und unter dreißig haben kaum fünf Pädagogik gehört. Wir sollen die Kirche vertreten beim Staat und der Gemeinde und dem Staat und der Gemeinde an die Hand gehen durch Schreibereien, Tabellen und Berichte, und wissen von Kirchengesetzen und Kirchenrecht fast nichts, als die Namen jener drei Theorien gelehrten Angedenkens: Episkopal-, Konsistorial- und Presbyterialsystem. Wir sollen eingehen auf die geistlichen Bedürfnisse unsrer Beichtkinder und mit ihnen reden am Krankenbett und bei der Beichtanmeldung, und kennen doch nicht die religiöse Sprache unsers Volks, wissen nichts von jenen volkstümlichen Tröstern, die vom Urgroßvater her auf ihren Simsen und Kästen liegen, von Schmolke und Hiller, von Arndt und Starke, von Hahn und Oetinger, von Scriver und Müller, als daß sie obskure Leute sind, weil sie keine Philosophie studirt, keine Kritik verstanden und keine Dogmatik geschrieben. Wir sollen unser Votum abgeben in Angelegenheiten des Kultus, und wissen nichts von Liturgik und Hymnologie, sind Ignoranten im Spruchbuch und Gesangbuch.

Es ist wahr: zu allem Detail ist auf der Universität weder Ort noch Zeit; in dem allem macht erst Uebung den Meister; der Vikar kann sich da einschulen bei seinem Pfarrer, und der Pfarrer hat fortzulernen und fortzustudiren, so lang der Geist frisch bleibt; aber wie viel weiter könnte man in der Praxis kommen, wie viel schneller sich zurechtfinden, wie manchen Mißgriff und Beschämung sich ersparen, wenn man von der Universität nur auch einen Ueberblick, einige leitende Ideen mitbekäme in die Praxis. Die Männer sind da; es fehlt nur an Zeit; ergo censeo, quinquennium esse restituendum [Deshalb fordre ich die Wiedereinrichtung einer fünfjährigen Studienzeit]. ....

Mehr als Vorlesungen auf der einen und mehr als Klostergesetze auf der andern Seite wirken bei der Jugend Persönlichkeiten. Mehr als Systeme richten Charaktere, mehr als Bücher richten Männer aus: Männer, die mit Gelehrsamkeit Charakter, mit der Schärfe der Wissenschaft Wärme des Herzens, mit der Ueberlegenheit des Geistes liebreiche Humanität verbinden. Wo Propheten sind, scharfe, feurige Eliasgeister und milde tiefe Elisaseelen, da werden auch Prophetenkinder sich sammeln.

Wenn irgendwo es gilt, daß die lebendige Persönlichkeit es ist, welche lebendig auf Personen wirkt, welche ihr geistiges Leben durch geistigen Rapport auf ihre Umgebung verpflanzt und gleichgestimmte Kreise um sich zieht: so gilt es gegenüber der Jugend. Wer läßt sich so gern imponiren durch das Imposante, wer ist so begeisterungsfähig, so bereit, Schulen und Parteien zu bilden, als unsre liebe plebs academica [akademische Jugend]? — Also Männer! Charaktere! ...

Für uns Jüngere sei hier nur Steudel erwähnt. Mein Studium fiel in seine letzte Zeit. Sein wissenschaftlicher Standpunkt war damals höchst unpopulär, seine Vorlesungen waren sehr dünn bevölkert; über die Schwerfälligkeit seiner Auffassung und seines Ausdrucks machte jedermann sich lustig; selbst seine gründliche Gelehrsamkeit und seine oft treffenden Gedanken wurden wenig anerkannt; und doch — wenn man seine Bücher ungenießbar, seine Vorlesungen entbehrlich fand: wer von uns hatte nicht Ehrfurcht vor dem Mann? Vor diesem unbestechlichen Wahrheitssinn, dem es, fern von Systemmacherei und Sektenstifterei, um nichts zu thun war, als um Wahrheit, und wärens auch nur Bruchstücke einer Wahrheit, dabei Herz und Kopf sich beruhigen könne; vor diesem redlichen Eifer, der in jeden Satz und in jedes Wort sein ganzes Herz legte; vor dieser väterlichen Teilnahme und Besorgtheit für die Jugend; vor dieser männlichen Geradheit, die, mochte sie rechts oder links, oben oder unten anstoßen, freimütig in die Schranken trat für das als recht Erkannte? — Gewiß Hunderte, die laut ihn bespöttelten, gaben ihm im Herzen die Ehre; und die damals nicht wußten, was sie an ihm hatten, habens hinterdrein mit Dank und Beschämung erkannt. ...

Endlich zum Rat noch einen Trost.

Auch künftig werden wir, wenn wir eine theologische Promotion am Schluß ihrer Studien mustern, hauptsächlich dreierlei Leute vor uns haben:

1. Solche, die durch ihr theologisches Studium mit der Theologie zerfallen sind; die, vielleicht zu den glänzendsten Köpfen gehörig, entweder durch ihre wissenschaftliche Ueberzeugung oder durch irgend ein besondres Talent, das sie in sich erkannt, eine Lebensrichtung, die sich in ihnen ausgebildet, sich selbst auf eine andre als die kirchliche Laufbahn hingewiesen sehen. Was wird die Kirche ihnen gegenüber thun? — Sie wird sagen: Ziehet hin in Frieden! Wir halten euch nicht: denn wir wollen freie Diener; wir verdammen euch nicht: denn ihr habt kein Klostergelübde gebrochen; wir brauchen euch nicht: denn allen Respekt vor euerm Talent, aber der Geist ist an kein Individuum gebunden; wir fürchten euch nicht: denn lieber ein offener Feind, als ein falscher Freund; wir stehen euch nicht im Wege, denn

wir wissen wohl: es sind mancherlei Gaben und vielerlei Aemter und allerlei Kräfte. Die Mutter Kirche hat euch mit ihren Küchlein ausgebrütet; es hat sich herausgestellt, daß ihr andre Vögel, daß ihr Wasservögel seid. Wohlan denn, so gehet aufs Wasser! Werdet, wozu euch der Genius treibt, Dichter oder Mathematiker, Oberregierungsräte oder Zeitungsredaktoren, Philologen oder Professoren der Aesthetik, Generäle oder Diplomaten; denn auch heute noch kann ja dies alles aus einem württembergischen Magister werden. Schwimmet, so gut ihr könnt, und behaltet womöglich ein wenig Pietät im Herzen gegen die Mutter, unter deren treuen Flügeln ihr flügge worden seid. Und hiemit Gott befohlen!

2. Ein andres Häuflein wird dastehen: die sind ebenso entschieden für, als jene wider. Sie fühlen sich mit dem Glauben der Kirche im Einklang; sie sind bereit, auf Bibel und Symbol zu schwören; sie brennen schon vor freudigem Pastoraleifer. — Schön, ihr seid der Benjamin unter den Söhnen! Ist euch der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen fremd geblieben? gut! Habt ihr ihn überwunden? noch besser! Wir nehmen euern Handschlag an, aber auf Hoffnung. Euer Bekenntnis, jetzt noch mehr oder weniger Buchstabenbekenntnis, muß ein Herzensbekenntnis — und wenns das jetzt schon ist, so muß es ein Lebensbekenntnis werden, praktisch sich abklären, bewähren und bethätigen. Uebung macht erst den Meister; darum seid bescheiden und besonnen! Meinet ja nicht, euern Glauben durch Unwissenschaftlichkeit und euern Eifer durch Ketzerrichterei beweisen zu müssen! Haltet euch ja nicht für berufen, sogleich den Propheten- und Richterstab zu schwingen in ungewaschener Hand! Sondern wie es Dienern und wie es Anfängern geziemt, demütig gehet hin an euer Tagewerk in den Weinberg des Herrn!

3. Eine dritte Schar endlich, und das die größte, wird vom Studium herkommen mit geteiltem Herzen. Sie haben guten Willen, aber sie fühlen sich innerlich noch nicht fertig; sie treten zur Kirche heran nicht ohne Ehrfurcht, aber in Kopf und Herzen sitzen noch allerlei philosophische Zweifel und kritische Bedenken. — Nun immer heran auch ihr; seid willkommen auf Hoffnung! Die Kirche verzweifelt nicht an euch, verzweifelt ihr nicht an der Kirche! Ihr sollt ja noch nicht Meister sein; ihr habt noch nicht ausgelernt. Auf die Lehrjahre der Universität kommen die Wanderjahre, und zwar lange Wanderjahre des Vikariats; von der hohen Schule der Wissenschaft gehts in die niedere Schule des Lebens, und es fragt sich, in welcher von beiden mehr zu lernen ist. So steige denn herab, Freund, von deiner akademischen Höhe. Du trittst nun aus deiner Studentengenossenschaft in das Kollegium des Klerus; wirst der Gehilfe vielleicht eines ehrwürdigen, im Glauben und im Dienst der Kirche grau gewordenen Knechts Gottes; wirst der Genosse von Männern, die ihre volle Manneskraft der Arbeit am Reiche Gottes widmen. Das wird den studentischen Uebermut dämpfen und dir vorläufig Respekt einflößen vor dem Amt, das die Versöhnung predigt.

Du trittst auf die Kanzel im Dienst am Wort. Und da steht denn auf der einen Seite vor dir die Gemeinde mit ihrem uralten Christenglauben als eine heilige imponirende Macht, gegen die du doch nicht so ohne weiteres deine Weisheit von gestern her wirst ins Feld führen wollen; da steht auf der andern Seite vor dir das Wort Gottes und erschließt dir, während du vielleicht anfangs ungern daran gehst und nur gezwungen darüber sinnst und predigst, allmählich Tiefen der Weisheit und Kräfte des Lebens, von denen du zuvor keine Ahnung gehabt und vor deren unmittelbarer Gewalt ein gutes Teil deiner kritischen Zweifel sein Gewicht verliert.

Du trittst in die Schule und sollst die Kleinen lehren. Da nützt dich deine hohe Weisheit nichts; da gilts einfältig zu werden mit den Einfältigen; da werden dir Spruchbuch, Katechismus und Konfirmationsbüchlein wichtige Bücher, Lehrbücher werden, die, obwohl weder im krystallhellen Fluß Schleiermacherscher Dialektik, noch im ehernen Guß Hegelscher Architektonik sich darstellend, dennoch dir die christliche Wahrheit als ein Ganzes zeigen, als ein System, nicht nur reich an Inhalt, sondern auch zusammenhängend, harmonisch, geschlossen in der Form.

Du trittst unter die Gemeinde hinein als Seelsorger, sollst die Irrenden ermahnen, die Fragenden beraten, die Leidenden trösten; da hilft dir kein Strauß und kein Feuerbach; aber Bibel, Spruchbuch und Gesangbuch, Arndt und Hiller und wie sie alle heißen, die alten Tröster, die du mit unendlicher Verachtung einst angesehen, weil sie keine Philosophen gewesen, und in denen du nun Mark des Lebens und Salz der Wahrheit findest.

Du kommst in Berührung mit Erweckten, mit Gemeinschaften, und sollst ihnen gegenüber deinen Mann stellen als Diener und Vertreter der Kirche. Wer weiß, ob dich nicht so ein Stiller im Lande mit seinem ruhig heitern Antlitz, so ein Stundenhalter mit seinen klugen Augen und seiner volkstümlichen Herzensberedsamkeit ins Gedränge bringt samt all deiner Schulweisheit.

Du sollst ratend, helfend eingreifen ins soziale Leben; für die Armen mitsorgen, die Verwahrlosten mitberaten, die dämonischen Gelüste des Proletariats bändigen helfen. Da wirst du einsehen, daß das Christentum nicht nur Wissen ist, sondern Leben; daß zum Theologen nicht bloß Kopf gehört, sondern auch Herz; daß die wilden Mächte der Zeit und die drohenden Geister der Zukunft durch keine philosophische Formel können gebannt werden, sondern — wenn irgend — allein durch den Zauber evangelischer Liebe und den Mut evangelischen Glaubens.

Du trittst selbst in die Schule der Erfahrung; der Ernst des Lebens wird Bedürfnisse in dir zum Bewußtsein und Kräfte in dir zur Reife bringen, die im fröhlichen Leichtsinn und idealistischen Hochgefühl des Jünglings geschlummert.

Und nun unter all diesen Aufgaben und Einflüssen — gieb acht, ob es nicht auch bei dir noch zu dem schönen Pastoralbekenntnis eines großen Amtsvorfahrs kommen wird, der auch von der hohen Schule aus in die Zucht des heiligen Geistes kam und nach kräftigen Irrtümern erst die Gotteskraft christlicher Wahrheit erfuhr: Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben; gieb acht, ob nicht auch dir, wie jenem großen Theologen des Urchristentums, der ein echter Spekulativer und zugleich der innigste Christ war, die Wahrheit, die du als Abstraktum einst in blauer Luft gesucht, sich mehr und mehr konzentriren wird in der lebendigen Person dessen, der da spricht: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben!

Nicht als müßtest du darum alle deine Universitätswissenschaft als Ballast über Bord werfen und all deine Jugendideale als sündliche Träume verleugnen. Nein, eine Revision derselben wird sich von selbst ergeben, Retraktationen werden nicht ausbleiben; aber was daran wahr und echt ist, das wird auch die Probe des Lebens halten, dafür darfst und sollst du einstehen, das sollst du als deine Gabe und Opfer der Kirche und dem Herrn der Kirche zu Dienst stellen. Denn jedes von beiden hat sein Recht, und eins muß am andern sich erproben und korrigiren: die Idee und die Praxis, das Wissen und das Leben.

Das ist der Gesichtspunkt, unter den wir unsre theologische Jugend stellen möchten, um ihre Zustände ebenso gegen Ueberschätzung als gegen Mißachtung zu sichern: der Gesichtspunkt der Entwicklung. Und dieser Gesichtspunkt ist nicht etwa ein Notbehelf, hervorgesucht für die Verlegenheiten der Gegenwart, sondern es ist ein natürlicher und notwendiger, der immer gegolten hat und immer gelten wird für die Einzelnen in der Kirche wie für die Kirche im ganzen. Unsre Väter und Großväter, die vor sechzig Jahren mit Rousseau schwärmten, vor fünfzig mit Kant kritisirten, vor vierzig mit Fichte und Schelling spekulirten, sind auch nicht bei der Weisheit ihrer Jugend stehen geblieben. Und so wirds bleiben, so lange der Theologe ein Mensch ist, der sich entwickelt. Es ist gleich gesagt, und es hat auch wohlverstanden seine volle Wahrheit: Die Kirche will zu ihrem Dienst ganze Leute. Aber wann bin ich denn ganz? Dann wahrlich nicht, wenn ich einen Teil meines Wesens, heiße er Vernunft oder Gemüt, Kopf oder Herz, wegwerfe, um mit dem Rest desto ungestörter in behaglicher Einseitigkeit hausen zu können; dann nicht, wenn ich auf irgend einer Station meiner Entwicklung sage: Punktum! bis hieher und nicht weiter! — sondern dann, wenn ich mich ganz, mit allen gottverliehenen Gaben meines Geistes, mit allen Seiten meines Wesens, so weit und so lang meine Kraft reicht, dem Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit, dem Dienste des Reiches Gottes ergebe.

Eben darum aber findet der Begriff der Entwicklung nicht nur auf unsre Jugend, sondern auch auf uns Aeltere seine Anwendung. Hoffen wir von unsrer Jugend, daß sie alt werde, so darf sie von uns erwarten, daß wir jung bleiben; daß wir nicht mit dem letzten Examen der Wissenschaft den Abschied geben, um uns in behaglicher inertia pastoralis [pastoraler Trägheit] einzupuppen und alles, was Neues über die Berge herüberklingt, komme es vom Neckar oder von der Spree, entweder träge zu ignoriren oder zelotisch zu verdammen, eben weil es neu klingt. Auch auf dem ewigen Grunde, der da heißet Christus, giebt es eine Fortentwicklung, für den Einzelnen wie für die Kirche. Und wenn die Kirche sich fortentwickelt, so darf der Einzelne nicht zurückbleiben, oder er fällt ab als totes Glied; und wenn die Einzelnen stehen bleiben, so wird auch in der Kirche das Leben stocken. — Darum laßt uns in Demut trachten, daß wir immer völliger werden und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus.

Aber auch für die mit der Kirche jetzt verfeindete Spekulation und Kritik nehmen wir den Begriff der Entwicklung in Anspruch. Wir können in der tausendjährigen Arbeit des philosophischen Geistes nicht eine plan- und fruchtlose Sisyphusarbeit, in den mühsamen Gängen einer redlichen Kritik weder lauter verbotene, noch lauter Irrwege sehen. Wir bekennen uns noch zu dem Glauben, daß der denkende Geist sich demselben Ziel zu entwickle, an welchem der religiöse ausruht, und wir glauben, Spuren einer solchen Entwicklung sind gerade im jetzigen Moment nicht zu verkennen. Oder ringt nicht eben jetzt die Spekulation sichtlich nach einem Prinzip, in welchem die Einseitigkeit des vorigen philosophischen Studiums überwunden sei, in welchem neben dem Denken auch das Sein, neben dem Wissen das Wollen, neben dem theoretischen der ethische Geist zu seinem Recht komme? Und die Kritik — abgesehen von der tollgewordenen eines Bruno Bauer —, die wirklich wissenschaftliche Kritik, wird sie nicht, wo noch so viel historisches Dunkel aufzuhellen ist, wo noch fast alljährlich neue Bruchsteine teils von ihr selbst, teils von der Gegenseite zu Tage gefördert werden, darauf verzichten müssen, jetzt schon ihr Resultat abzuschließen, und sich genügen lassen müssen an dem Ruhm, in Gemeinschaft mit den Gegnern Bausteine zuzurichten zu einem künftig zu vollendenden Bau?

Also Entwicklung hüben und drüben! — Freilich geht solche Entwicklung weder im einzelnen noch im ganzen immer friedlich und regelmäßig vor sich, wie die Entwicklung der Pflanze von der Knospe zur Blüte, von der Blüte zur Frucht. Denn was wir meinen, ist eine Entwicklung im Reiche der Freiheit, im Reiche des Geistes; ein Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem, was von oben, und dem, was von unten her ist. Da können Momente eintreten, wo der Kampf ein verzweifelter, wo die Entwicklung zur lebensgefährlichen Krisis wird, und daß ein solcher Moment jetzt ist: wer will es leugnen? — In solchen Epochen kostet denn auch im einzelnen der Kampf manches

Opfer. Nicht alle ringen sich zum Frieden durch; es giebt Ueberläufer zum Feinde; es giebt Flüchtlinge, die sich dem Kampf entziehen; es giebt Tote, die geistig zu Grunde gehen; es giebt Verwundete, welche Narben an der Seele davon tragen, die nie mehr ganz heilen, welche beim redlichen Ringen den Widerhaken des Zweifels lebenslang nicht mehr los werden, wie man einen Knochensplitter, eine Kugel lebenslang im Fleische tragen kann. — Das ist nun nicht zu ändern. Auch die Schlachten des Geistes gehen ohne Wunden und ohne Verlust an Mannschaft nicht ab. Daß unsre Generation gerade darunter zu leiden hat, das ist der Zoll, den wir unserm Jahrhundert entrichten müssen, eine geistige Zeitplage, wie es materielle Zeitplagen waren, wenn unsre Väter vor zweihundert Jahren in den Jammer des dreißigjährigen Krieges, vor vierhundert Jahren in die Schrecken des schwarzen Todes hineingeboren waren. Die Kirche aber im ganzen muß das ertragen im demütigen Bewußtsein, daß sie dermalen nicht die triumphirende ist, sondern die streitende, nicht auf Herrlichkeit, sondern auf Kreuz- und Knechtsgestalt angewiesen. Sie muß es ertragen im Rückblick auf den Ausspruch ihres Herrn und Meisters: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert! und im Hinausblick auf das große Ziel, daß das Reich Gottes komme.

Denn der Kampfpreis, den es gilt, ist ja nichts Geringeres, als jene Reichskleinodien, die im Reich Christi der Welt ein für allemal geschenkt sind, die aber von jedem Individuum und jedem Geschlecht erst ausdrücklich errungen und mit den Gedanken und Irrtümern, Bedürfnissen und Bestrebungen der Zeiten immer aufs neue wieder vermittelt werden müssen: die ewigen Heilsgüter Wahrheit, Freiheit, Friede! G G

## Soziale Predigten in England

Die Christliche Welt erhebt ihren Blick über Deutschland und die enger kirchlichen Interessen hinaus zu allen menschlichen Interessen und läßt sich besonders die soziale Frage am Herzen liegen. Das bewies unter anderm sehr deutlich der interessante Bericht über den Kirchenkongreß in Hull (in Nr. 49 des vorigen Jahrganges). — Wir Deutschen stecken noch in der theoretischen Frage, wie weit es wohl der Kirche und ihren Amtsträgern gestattet sein möge, sich auch in weltliche oder soziale Fragen zu mischen. Früher lautete die Antwort unsrer offiziellen Welt: Reinliche Scheidung! Die Kirche als Kirche hat mit weltlichen Fragen nichts zu thun, und der Geistliche soll sich nicht in sie mischen, er darf nicht irgendwie Partei nehmen, um sich nicht den Einfluß auf entgegengesetzte Kreise abzuschneiden. — Die Entwicklung der Dinge hat einfach gelehrt, daß diese reinliche Scheidung den beabsichtigten Erfolg nicht hat: während man allen gerecht werden oder besser: bei niemandem anstoßen wollte, hat die Kirche (mit Ausnahme einiger rüstiger Rufer im Streit, die kühn vorgingen) die Arbeitermassen sich entfremdet und die besitzenden Klassen auch nicht gewonnen.

Jetzt lautet die offizielle Parole: Die kirchlichen Amtsträger müssen in die Arena des großen Kampfes hinabsteigen; nur werden zwei Bedingungen hinzugefügt: 1. große Vorsicht und viel Takt und 2. soll die Kanzel frei gehalten werden von aller Parteinahme in Bezug auf die soziale Frage, von aller Annäherung an ein bestimmtes soziales System. Diese Vorsicht und dieser Takt sind gewiß unumgänglich nötig. Nur wird die Grenze, was alles in den Bereich der Vorsicht und des Taktes gehört, sich schwer angeben lassen und auch örtlich und individuell verschieden sein; so auch verschieden in England und in Deutschland.

Wir Deutsche sind schon erstaunt über das Auftreten eines Bischofs auf einem Kirchenkongreß mit der frank und freien Aussprache:

> Es gilt zu zeigen, daß das Christentum, wie es bisher mit dem Individuum sich beschäftigt, so auch mit dem Staate zu thun hat, mit den Klassen und nicht bloß mit den Einzelnen, mit den sozialen Verhältnissen und nicht blos mit dem persönlichen Charakter.

Wir sind erstaunt, daß auf einem Kirchenkongreß sogar die Forderung nach Sozialisirung der Produktionsmittel aufgestellt werden kann — wenn auch unter Gelächter; erstaunt, daß nicht nur die Streiks anerkannt werden als der naturgemäße Weg, der der Arbeit offen steht gegenüber dem Kapital, sondern sogar der Druck, den die Streikenden auf Nichtstreikende ausüben, damit gerechtfertigt wird, daß die Einzelnen genötigt werden müssen, um der gemeinsamen Interessen willen ihre individuelle Freiheit zu opfern.

Welch deutlichen Ton aber in England auch auf den



Kanzeln selbst die soziale Frage giebt, davon möchte ich einige Beispiele geben.

Es liegen vor mir The Church Reformer, eine Zeitschrift, herausgegeben von Reverend Headlam, und eine Predigt von demselben: „Die Brüderschaft von St. Matthäus, ein Aufruf an Kirchenglieder." Headlam gehört kirchlich einer, was wir nennen würden, streng orthodoxen Richtung an, wie schon aus den Zwecken der Brüderschaft von St. Matthäus erhellt, an deren Spitze er steht:

> Erstens: Anzukämpfen gegen die besonders seitens der Säkularisten bestehenden Vorurteile gegen die Kirche, ihre Sakramente und Lehren, und dahin zu arbeiten, daß „Gott gerechtfertigt wird in den Augen des Volks."
>
> Zweitens: Zu befördern eine häufige und ehrfurchtsvolle Anbetung im heiligen Abendmahl und eine bessere Beobachtung der Lehre der Kirche von England, wie sie im Common-prayer-book enthalten ist.
>
> Drittens: Zu befördern das Studium sozialer und politischer Fragen im Lichte der Menschwerdung.

Wirtschaftlich schwört er zur Fahne der single tax, d. h. zu der Partei, welche den durch die Arbeit und das Leben der Gesellschaft steigenden Wert des Grund und Bodens, wie er besonders in den Großstädten in kolossalem Maße den Privaten und der Privatspekulation anheim fällt, auch der ihn schaffenden Gesellschaft zueignen will, wodurch alle sonstigen Steuern überflüssig, die Gesellschaft reich, die Ansammlung kolossaler Vermögen in einzelnen Händen unmöglich und der Pauperismus beschränkt und aufgehoben werden würde. Es ist dieselbe Wirtschaftspartei, die in Deutschland sich den Namen „Bodenbesitzreformer" gegeben hat. In England und Nordamerika weit ausgebreitet, bewegt sie die öffentliche Meinung in Holland und in der Schweiz stark und macht auch in Deutschland entschiedene Fortschritte.

Sie wird vielfach mit der Sozialdemokratie zusammengeworfen, weil sie allerdings einen Teil des Weges mit ihr geht in dem Gedanken, daß der Menschheit gemeinsam die Erde gehört, wie Luft und Licht. Dagegen tritt sie gegen die Sozialdemokratie in prinzipielle Opposition, sobald es sich um Aneignung der Produktionsmittel handelt. Nicht etwa macht sie blos aus taktischen und praktischen Gründen auf dem eingeschlagenen Wege der Sozialisirung inkonsequent Halt, sondern um ihres Prinzips willen, das sie den Kommunismus der Produktionsmittel als einen Diebstahl an dem Privateigentum verabscheuen läßt, worauf als auf das Arbeitsprodukt des Individuums die Gesellschaft keinen Anspruch hat. Sie geht nicht aus auf Gleichmacherei, die mit allgemeiner Knechtung gleichbedeutend ist, sondern auf Bewahrung der Einzelfreiheit und des Einzel- und Familienbesitzes, der durch eigene und Familienarbeit erworben ist — diese individuelle Freiheit erwachsend und gedeihend auf der wirtschaftlichen Basis des durch die Gesellschaft erworbenen Vermögens, des sich steigernden Wertes von Grund und Boden.

Mit dieser Wahrung und Entwicklung individueller Freiheit, die gerade unter unsern jetzigen verschobenen Besitzverhältnissen nur für einen kleinen Teil der Menschheit vorhanden ist, bietet diese wirtschaftliche Richtung allerdings dem christlichen Denken eine bedeutende Anziehung, während es von der sozialdemokratischen Richtung (diese ganz abgesehen von irgend welchen radikalen, politischen und religiösen Tendenzen, rein als wirtschaftliche Richtung betrachtet) mit ihrer Verstaatlichung aller Produktionsmittel und der damit notwendig gegebenen Aufhebung der freien Entwicklung der Persönlichkeit abgestoßen werden muß.

Diese kurze Erörterung schien notwendig, um zu verstehn, mit welcher Sicherheit und Entschiedenheit englische Geistliche ihr wirtschaftliches System auch auf die Kanzel bringen können.

Headlam sagt in der Einleitung seiner Predigt (21. September 1890):

> Ich rede zu euch als zu Gliedern der einen allgemeinen Kirche in England, als zu Männern und Frauen, die bei ihrer Taufe Erben des Himmelreichs geworden und deshalb verpflichtet sind zur Teilnahme an der Fortsetzung jener Befreiungswerke, die Jesus Christ in Palästina angefangen hat für das irdische und volkswirtschaftliche Glück des Volks. Ich spreche zu euch als zu Leuten, die verpflichtet sind vorzugehn gegen jene Uebelstände bei euch und in der Gesellschaft, welche die Schönheit der von Jesus Christ erlösten Welt entstellen.
>
> Religion und Kirche sind nicht blos Mittel, daß jeder Einzelne

für sich seine Seele rette, sondern sie haben es auch zu thun mit dem wirtschaftlichen und politischen Leben.

Wir haben genug sentimentales Gerede gehabt und eine Thätigkeit hin und her rein gefühliger Art, welche die Uebelstände nur an der Oberfläche anrührt und ihnen nicht an die Wurzel ging. Wir wollen eure Aufmerksamkeit auf die Thatsache lenken — nicht daß diese Uebelstände erleichtert werden können durch christliche Mildthätigkeit, sondern daß man sie verhüten kann durch christliche Gerechtigkeit; daß sie nicht ein Teil der göttlichen Weltordnung sind, sondern aus einer höllischen Anarchie herrühren, daß gerade gegen sie wesentlich Christus kämpfte und wirkte; daß die christliche Kirche besteht, um sie zu beseitigen. Die Zeit liegt hinter uns, wo man es für die Aufgabe der Kirche und der Geistlichen hielt, den Armen Unterwerfung unter ihr Los zu predigen: unser Erzbischof selbst hat erklärt, daß der Fabrikarbeiter Ursache hat, unzufrieden mit seinem Lohne zu sein. Gott hat uns gelehrt, daß das geistliche und sittliche Wohl des Volkes geschädigt wird unter den schäbigen und schmutzigen Lebensverhältnissen; es ist unsre Pflicht gegen Gott eben so sehr wie unsre Pflicht gegen unsern Nächsten, diese Verhältnisse zu ändern.

Unser Studium der sozialen und politischen Fragen im Lichte der Menschwerdung hat uns zu dieser Wahrheit geführt, daß die Hauptursache des Elends und der Armut, von der ich gesprochen habe und gegen welche die Kirche zu kämpfen hat, das Monopol ist, das Einzelne zu Besitzern jener Werte des Grund und Bodens macht, die für alle bestimmt sind. Ich lege es euch ganz klar vor, daß dadurch, daß die Arbeiter auf dem Lande keinen Acker bekommen können, das Steigen der Löhne verhindert wird, daß die Vertreibung der Arbeitskräfte vom Lande in die Städte ein Sinken der Löhne und ein Steigen der Renten bewirkt und jene „Schwarzfüßler" [blacklegs, die verkommenste Menschenklasse in London, die sich aus den Leuten vom Lande rekrutirt] schafft, die man nicht leiden mag und die die Kirche doch verpflichtet ist, zu lieben und auf das Land zurückzuführen; und ferner, daß die ungeheuren Werte des Bodens, auf dem dies unser London steht, kraft unveräußerlichen natürlichen Rechtes nicht denen gehören, die sie zufällig heute besitzen, sondern der Gesamtheit des Volks, welche sie durch ihr Leben und ihre Arbeit erzeugt.

In diesem Sinne appelliren wir an euch angesichts der Uebel, welche die Armut hervorruft, nicht daß sie sollen durch christliche Barmherzigkeit erleichtert, sondern durch christliche Gerechtigkeit unmöglich gemacht werden. Das kann geschehn, wenn die Kirche den Willen hat, sie unmöglich zu machen: nur ein wenig Organisation der bürgerlichen Gemeinden auf christlichen Grundlagen, nur ein kräftiges Votum aller Kirchenglieder bei einem jener geweihtesten Augenblicke in eines Mannes Leben — bei einer Gemeinde- oder Parlamentswahl — für Abschaffung des Monopols an dem einen großen Produktionsmittel würden wirksamer sein, jene Uebel zu verhüten, als alles, was ihr sonst thun könnt.

Freilich werden einige von euch sagen: Das geht nicht; Politik darf nicht so nackt auf die Kanzel gebracht werden. Wir erwiedern darauf: Wenn wir alles zur Ehre Gottes thun sollen, wenn die Reiche dieser Welt, wie Christus sagt, Gottes und nicht des Teufels sind, wenn die Kirche es mit dem ganzen Menschenleben zu thun hat und nicht bloß mit einem Teile, dann müssen diese Dinge auch auf der Kanzel besprochen werden. Gewiß nicht immer, auch nicht sehr oft; es giebt viele andre Dinge, die der Geistliche zu besprechen hat (obgleich ihr finden werdet, daß die meisten der Uebelstände, gegen welche er zu kämpfen hat, sich leichter bewältigen ließen, weniger Nahrung für ihr Wachstum fänden, wenn jenes große Uebel beseitigt wäre); aber wenn nicht immer, so doch dann und wann. . . .

Es ist eine wesentliche Pflicht der Kirche, auf eine derartige gerechte Gesetzgebung hinzuwirken, welche die Beraubung der Armen durch die Reichen verhindert. . . .

Die Herrlichkeit Gottes, die in Jesu Christo offenbart ist, ist nicht bloß eine geistliche Herrlichkeit, die wir nur in einer andern Welt zu erwarten hätten, sondern sie gehört dieser Welt, dieser Zeitlichkeit an, sie ist sozial. . . .

Gott will alle Menschen erlöst haben von Krankheit, Elend und Sünde. . . .

Wenn wir Christum verehren, so werden wir frisch und stark, das gesellschaftliche weltliche Werk, das er begann, fortzuführen.

Die Sache ist dringend. Viele, die nicht das Licht haben, welches von der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesichte Jesu Christi ausgeht, sind dabei thätig, sie thun Gottes Willen und wissen es nicht. . . . Wir arbeiten auf eine soziale Revolution los. Erschreckt nicht vor dem Wort; es bedeutet nicht Blutvergießen, sondern Versöhnung, eine friedliche, ordnungs- und gesetzmäßige Sozialrevolution, — infolge deren, nachdem das Raubsystem aufgehört hat, Wolf und Lamm, die jetzt Aussauger und die Ausgesogene sind, Reiche und Arme, zusammen weiden werden; denn zu der Zeit wird keiner den andern drücken, und jene allgemeine Menschlichkeit wird sich bewähren können, die, obgleich verkrüppelt und verdeckt durch den gegenwärtigen anarchischen Zustand, ebenso gut bei den Reichen wie bei den Armen auch jetzt zu finden ist.

So Headlam. Ebenso wie er spricht sich Reverend Hancock in einer Predigt aus, die er am 23. November v. J. über Joh. 6, 7 gehalten hat. Wir teilen nur eine besonders charakteristische Stelle mit.

Der eine hat sich angeeignet oder als Eigentum ererbt das Land, welches die einzige Nahrungsquelle für alle ist, und welches Gott allen Menschenkindern gegeben hat. Der Grundbesitzer sagt zu den Hungrigen, deren Gemeindeland er eingezäunt hat in Kraft von Gesetzen, welche diejenigen gemacht haben, die mehr als hinreichend Brot besitzen: Macht, daß ihr fortkommt von meinem Lande. Ich brauche es zu einem Parke, oder zu einem Jagdgrunde, oder zu einer Reihe neuer Straßen; ich will es nicht unter Pflug und Egge bringen. Geht in ein andres Land jenseits des Meeres; geht in die Städte und bittet die Kapitalisten um Arbeit. Der Kapitalist kann sagen: Ich habe keine Arbeit für euch, das Geschäft geht schlecht; ich habe zu viel Waren liegen. Ich muß euren Lohn herabsetzen; wenn ihr damit nicht leben könnt, so sind Hunderte draußen, die mit Freuden eure Stelle einnehmen. Nun stellt damit zusammen, was der Prophet sagt: „Und sie sollen wohnen in ihrem eignen Lande!" Wann und wo jener wahre König regiert und Recht und Gerechtigkeit auf Erden ausübt, dann und dort wird das Nationalland, diese Quelle der nationalen Nahrung, der Nation wiedergegeben werden.

In obigen Sätzen sind große Gedanken in kühner, kräftiger Weise an die Gemeinde gebracht. — Es thut unsrer deutschen Kirche vielleicht gut, von solchen Vorgängen zu hören, nicht etwa, um sie unmittelbar nachzuahmen, aber um zu wissen, daß sie existiren, damit unser Blick umfassender wird und unser energisches Streben zur Heilung der Notstände seine Aengstlichkeit verliert. Th Z



## Aus der Kölnischen Zeitung

Unter unsern großen Tagesblättern läßt die Kölnische Zeitung mit am meisten kirchliches Interesse und kirchliches Verständnis vermissen. Um so erfreulicher berührte uns die Nr. 359 vom 28. Dezember v. J. Sie enthielt unter dem Doppeltitel „Aus dem innern Berlin. Briefe aus der Reichshauptstadt" beachtenswerte Worte über die Versäumnis der Kirchen und der Gebildeten angesichts der religionsfeindlichen Strömungen im Volke und über die Notwendigkeit einer sittlich-religiösen Reform neben und mit der Sozialreform; ferner aber einen Brief des Afrikaforschers Otto Ehlers über Missionen in Ostafrika, minder erfreulich seinem Inhalt nach, aber doch gleicher Beachtung wert. Beide teilen wir unsern Lesern in der Hauptsache mit.

### 1. Die Schuld der Kirchen und die Schuld der Gebildeten an der Religionsfeindschaft im Volk

„Die dritte Wurzel der religionsfeindlichen Strömungen ist in den Kirchen zu suchen." So hebt der Berliner Brief an. Seine Vorgänger haben in der Sozialdemokratie und in der sogenannten volkstümlichen Wissenschaft Quellen dieser Strömungen aufgewiesen (Nr. 290 und 353); vieles ist auch da überaus treffend gesagt. Uns aber interessirt hier besonders die dritte Quelle: die Schuld der Kirchen, und die vierte: die Schuld der Gebildeten.

Zunächst also: die Schuld der Kirchen. Wir übergehen, was von der Erziehung der beiderseitigen (römischen und protestantischen) Theologen gesagt ist, und vom „Dogma." Beides hat man oft besser und schlechter gesagt. Das Folgende aber scheint uns, teils an sich, teils weil es in der Kölnischen steht, des Abdrucks wert.

Die „innere Mission" hat gewiß, ebenso wie die ihr entsprechenden katholischen Vereine (Vinzenz- und Bonifazius-Verein), vielfach mit großer, anerkennenswerter Opferwilligkeit Gutes gestiftet. Es liegt mir fern, das Verdienst zu schmälern. Aber eine Thatsache bleibt für Berlin unleugbar bestehen: die Sendlinge der innern Mission haben in den Kreisen der Fabrikarbeiter sehr wenig erreicht, ja sie gelten zumeist als komische Erscheinungen, über die man sich lustig macht, wie ich mit eignen Augen es mehrmals gesehen habe. Gewisse Wohlthaten werden ja angenommen, aber eine erziehliche Wirkung haben sie selten, und ich glaube kaum, daß ein Sozialdemokrat sich ihretwegen von seinen Ansichten abbringen läßt. Die übrigen Bestrebungen von hochkirchlicher Seite haben nur kurze Zeit in einzelnen Stadtvierteln die Sozialdemokratie etwas eingedämmt; der Erfolg hat nicht lange gedauert.

Die ungleiche Behandlung von Arm und Reich bei Spendung der Sakramente*) hat in Berlins untern Schichten oft böses Blut gemacht. Die Religion, die alle Menschen vor Gott gleich hinstellt, ist in der Amtsübung der Priester sehr wenig demokratisch. Den Höhepunkt erreicht die fabrikartige Lieferung von Gnadenmitteln bei den Massentaufen und Massenverehelichungen. Hier drängte sich der Unterschied von Arm

*) Der Verfasser, der die römische und protestantische Kirche immer grundsätzlich zusammenfaßt, meint offenbar Taufe und Trauung, nicht das heilige Abendmahl. Denn da wird doch hoffentlich von ungleicher Behandlung keine Rede sein?

und Reich in verletzender Gemütlosigkeit in das Bewußtsein der untern Stände. Das läßt sich nicht einmal durch den Mangel an Kräften rechtfertigen.

Aber auch Streitigkeiten zwischen den Bekenntnissen und innerhalb derselben haben das Ansehen der Religion schwer geschädigt. Der Sachlage nach vornehmlich im Protestantismus. Man hat scheulos mit Waffen gekämpft, deren Anwendung den Grundgedanken des Christentums schlechthin verneint. Die streng kirchlichen wie die freiern Richtungen haben gleichmäßig gesündigt. Das geschah zumeist so öffentlich, daß es auch den untern Volksschichten nicht verborgen bleiben konnte.

Sogar die Kenntnis von den Kämpfen innerhalb der wissenschaftlichen Theologie sickerte hinunter, viel tiefer als man denkt. Die Gegensätze auf dem Gebiete haben sich sehr zugespitzt; bei manchen Vertretern dieses Wissensgebietes ist das Religiöse erstarrt, bei manchen hat es sich verflüchtigt bis zum bloßen „anthropologischen Problem." Die Versuche, es durch Logik zu stützen,*) haben wenig Bedeutendes hervorgebracht; die richtige psychologische Begründung hat man kaum versucht.

Es ist nicht zu bemänteln: es giebt Theologen, bei denen der Gottesbegriff jeder Wurzel im Gemüt vollständig entbehrt, die eigentlich religiösen Beweggründe im Gefühl erloschen sind und in deren Schriften „Gott" nur mehr als leeres Wort herumgespenstert.**) Brocken derartiger Erörterungen verirren sich in die Tageszeitungen, und zuletzt tauchen sie als Wortbomben in Versammlungen religionsfeindlicher Sozialdemokraten auf. Die streng kirchlich-gläubige Theologie ist aber ebensowenig geeignet, die Sache Gottes zu fördern; sie kann das Glaubenssystem lehren, aber der Glaube für sich ist auch nicht die Religion.***)

Die letzte, aber nicht kleinste Sünde muß in der Art gesucht werden, in der den Kindern der Glaubensstoff vermittelt wird. In Zeiten, wo das öffentliche und häusliche Leben mehr kirchlich gefärbt war, mochte es genügen, den Stoff äußerlich dem Gedächtnis zu übermitteln. Heute aber ists, besonders in Großstädten, ein Verbrechen an der Religion, wenn man sie so lehrt, wie es geschieht, im Protestantismus noch dazu in einer zum teil so veralteten Sprache, daß die Kinder, trotz aller Erklärungen der Lehrer, den Sinn nicht fassen. Alle Väter können die gleiche Erfahrung machen, wie die Kinder Glaubenssätze, Lieder und Sprüche, ohne die Worte klar fassen zu können, mit Mühe sich zu eigen machen. Aber die religiöse Empfindung, die Ahnung des Zusammenhangs mit Gott und dem Göttlichen bleibt fast ungeweckt. Zuletzt sei der Mißbrauch der Bibel erwähnt. Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht begreifen wird, wie man je das unverkürzte Alte†) Testament Kindern hat in die Hand geben können, Kindern der Großstädte vor allem, die alles Häßliche und Unreine sich, soweit sie es verstehen, aussuchen und einander auf die anstößigsten Stellen aufmerksam machen. Darin handelt der Katholizismus viel weltklüger.

Kurz: die Kirchen haben im allgemeinen es nicht verstanden, die ihnen durch die Zeit gestellten Aufgaben zu begreifen und zu erfüllen, sonst flutete nicht plötzlich von unten her††) die Schmutzwelle des blödesten Atheismus gegen sie heran.

Haben aber zuletzt wir, die Gebildeten und Besitzenden, unsre Aufgabe dem Religiösen gegenüber erfüllt?†††) Ist unser Leben in Wort und That ein solches gewesen, daß es hätte den untern Ständen zum Vorbild dienen, in ihnen das Bewußtsein jenes brüderlichen Zusammenhangs erhalten können? Tausende haben es gethan, Hunderttausende nicht.

Für viele galt das Religiöse als ein Ueberwundenes. Aber aus Weltklugheit stellten sie sich mit der Kirche auf den Besuchfuß. Es erschien ihnen als „schicklich," sich den äußern Formen zu fügen. Außerhalb dieses beschränkten Kreises handelten sie nur, wie Leidenschaft und Ichsucht es vorschrieben. Ihr ganzes Christentum war Scheinwesen, und selbst das Gute, was sie thaten, wurzelte nicht im Bewußtsein sittlich-religiöser Verpflichtung, sondern im gesellschaftlichen Schicklichkeitsgefühl, in der Eitelkeit oder bestenfalls in einer mattherzigen Empfindsamkeit, die sich mit der Vorstellung von fremdem Elend abfinden will, um ungestörter die Vorteile der eignen Lage genießen zu können.

Mit diesem versteckten Materialismus wuchsen in weiten Kreisen die Ueberschätzung der äußern Güter und die Genußsucht, die besonders in Großstädten, am meisten in Berlin, geradezu aufreizend und zugleich verführend wirken mußte. Sie weckte Nachahmung in den untern Schichten, wo sie sich vergröberte, und weckte zugleich Haß und Neid.

Ebenso verlor das Wohlthun seine Weihe durch das Herz. Man sang, tanzte, lachte und „flirtete" zu wohlthätigen Zwecken. Es ist aber nicht gleichgiltig, wie die Mittel zum Wohlthun zusammenkommen; diese Art wirkte wenigstens in Berlin nicht versöhnend.

Anderseits trat die Religionsfeindlichkeit ohne jede Umhüllung hervor. Was andre nur dachten, sprach man hier unverhüllt aus: die

*) Was meint der Verfasser?

**) Wen meint der Verfasser? Eine ganze Sippe solcher „Theologen" giebt es doch ganz gewiß nicht.

***) Richtig verstanden. Doch der Verfasser versteht offenbar unter Glaube die Annahme des „Glaubenssystems".

†) In der Vorlage gesperrt.

††) Daß der Verfasser damit nicht sagen will: nur von unten her, zeigen die folgenden überaus dankens- und beherzigenswerten Bekenntnisse, die in der Kölnischen Zeitung gefunden zu haben uns eine besondre, Hoffnung weckende Freude ist.

†††) Von uns gesperrt. Dies also die vierte Ursache der „religionsfeindlichen Strömungen."



Religion ist eine ganz veraltete Einrichtung; wie es keine Seele giebt — außer als „Leben" im philosophischen Sinne —, so giebt es keinen Gott, deshalb keine Beziehung zwischen beiden, deshalb keine Religion. Möglich ist nur eine Moral, die sich auf einem mechanischen Wege durch den Ausgleich der wirkenden Einzelkräfte innerhalb der Gesellschaft ergiebt.

Mochten sich diese Ansichten auch bei sehr vielen mit einer achtungswerten Lebensführung verbinden, so dienten sie doch noch öfter als innere Begründung des sittlichen Materialismus, der nichts kennt, als das Ich und dessen Befriedigung. Auch er trat vor allem in Berlin im Geschäfts- und Genußleben am stärksten nach den tollen Jahren der Gründerzeit hervor. Und gerade das Treiben seiner Gefolgschaft, die sich aus allen höhern Ständen zusammensetzte, war am meisten sichtbar, während das Leben der sittlich gesunden Geister naturgemäß nicht so in das Licht des Tages und vor die Menge hintrat.

So kann es nicht verwundern, wenn die untern Stände an die „Religion" der obern nicht glaubten, und wenn sie nach den Thaten derselben urteilten, wo nicht schon das Wort ihnen zum Beweise diente, daß ja die Gebildeten und Besitzenden auch nur ein Scheinchristentum oder gar keinen Glauben mehr besaßen.

Ueberblickt man die vier Hauptwurzeln, deren Ursprung ich zu verfolgen bestrebt war, so verliert die Religionsfeindschaft eines Teils der handarbeitenden Stände alles Ueberraschende, und es wird offenbar, daß sie allein genügen, die Erscheinung zu erklären, und daß die Sozialdemokratie nur als Hebamme thätig gewesen sei. Offenbar wird, daß wir Vertreter der Bildung oder des Besitzes — stets Ausnahmen zugestanden — einen größern Teil der Schuld tragen, als wir gerne zugeben.

Daß manche der Ursachen heute erkannt worden ist, beweist die Sozialreform, an der die besten Kräfte des Volkes mit der Regierung und dem Herrscher gemeinsam arbeiten und weiter arbeiten werden.

Aber zu ihr muß sich, wenn sie nicht Stückwerk bleiben soll, aus den Kreisen der Bildung, des Besitzes und der Macht eine sittlich-religiöse Erneuerung und Vertiefung*) gesellen. Sie bereitet sich vor und nicht seit heute. Sie wird kommen. Und nicht eine atheistische, sondern eine gotterfüllte Weltanschauung, die Bejahung des Geistes wird den Sieg davontragen und den in sich und untereinander uneinigen Menschen ein friedlicheres Jahrhundert bringen. Die soziale Frage ist im tiefsten Wesen eine religiöse und sittliche, und nur wenn sie so erfaßt wird, kann sie gelöst werden.**) Aber sie ists in anderm Sinn, als die Vertreter starrer Kirchlichkeit es glauben.

R

---

## Journal de Marie Bashkirtseff

### 3

Ich habe den Eindruck, daß das heiße Verlangen nach intensivem Leben, das zuerst in diesem Liebesspiel befriedigt schien, ihr allmählich, allmählich ihren eigentlichen, künstlerischen Beruf erschließt. „Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe zur Kunst."

Zunächst will sie sich ganz der Musik widmen. In Paris geht sie, als arme Italienerin verkleidet, zu einem berühmten Gesanglehrer, um ihre Stimme prüfen zu lassen. Der Meister ist überrascht von dem Wohllaut und der Größe ihrer Stimme, und verheißt ihr eine glänzende musikalische Laufbahn, wenn sie gründlich studire. Aber schon zeigen sich die ersten Anfänge ihres späteren Leidens, wohl hervorgerufen durch die fieberhaften Aufregungen, denen kein Mensch in so unreifen Jahren gewachsen sein dürfte. Sie darf nicht singen, um die Stimme nicht zu verlieren. Angesichts einer solchen Zukunft, welche neuen Qualen! Und die Zeit drängt. Es ist immer, als ahne sie, daß Eile ihr not thue. Zunächst gilt es aber den Vater zu besuchen und zu bewegen mit nach Rom zu kommen, um den Seinigen im Ausland eine bessere Stellung zu geben, da sie in der Meinung lebt, die Heirat mit dem Cardinalino sei daran gescheitert, daß man sie in Rom für Abenteurer gehalten. Unterhaltend sind ihre Reiseschilderungen. Berlin gefällt ihr zuerst. Sie spricht ausführlicher über ihre Eindrücke im Museum als über Roms Kunstschätze. Aber schließlich findet sie Berlin doch „une ville impossible." Wir kommen an die russische Grenze, und über Petersburg und Moskau nach Poltawa, ihrer Heimat im Innern Rußlands. Die Schilderungen dieser Städte, ihrer Besuche bei flüchtig aber scharf charakterisirten Verwandten, das Erwachen glühender Liebe zur Heimat, die Bildungsversuche, die sie unterwegs mit ihrem sie begleitenden Diener, einem Neger anstellt, sind höchst ergötzlich zu lesen.

*) Vom Verfasser gesperrt.

**) Von uns gesperrt.

Durch fabelhafte Pariser Toiletten und fein berechnete kleine Künste weiß sie den Vater bald für sich zu gewinnen. Sie empfindet nichts für ihn, und er ist nur eitel auf seine elegante, brillante Tochter. Es folgen Feste auf Feste, sie hat ein Gefolge sie umschwärmender Vettern um sich, mit denen sie kokettirt und denen sie gelegentlich die Leviten liest und einen Spiegel ihres hohlen Treibens vorhält. Das russische Landleben wird ihr indessen bald zum Ueberdruß, der Gedanke an den Cardinalino verfolgt sie noch immer, sie sehnt sich nach Sonne und Farben und erreicht es wirklich, daß der Vater sie nach Nizza begleitet. Aber lange läßt er sich nicht halten. Sie findet auch, es sei unmöglich für ihre Mutter, mit ihm zu leben, und nachdem sie endgiltig eingesehn, daß aus ihrer Heirat mit Pietro A . . . nichts werden könne, da der eben verstorbne Kardinal ihm nichts vermacht hat, beschließt sie, da sie ihre Stimme wirklich verloren, nach Paris zu gehen und Malerei zu studiren.

Sie ist jetzt achtzehn Jahre alt, da sie sich mit völligem Ernst unter Anrufung des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes diesem Beruf hingiebt.

Die erste Hälfte des zweiten Bandes, die jetzt beginnt, wirkt ermüdend. Wir lesen freilich, wie es in dem Atelier Julian zugeht, wo man sie zwar haßte, aber ihr Andenken hoch in Ehren hält. Wir erfahren, mit wem sie gemalt, wen sie mochte und nicht mochte, wer eine Medaille bekommen und ob er sie verdient hat. Aber in tausend Wiederholungen wird uns vorzugsweise mitgeteilt, mit welchen Worten Julian und der Maler Robert-Fleury sie ermutigten, wie sie anfangs nicht glauben wollen, daß sie zuvor nie studirt habe, wie sie ihre Zeichnungen kritisiren, und welche Hoffnungen und Befürchtungen sie daran knüpft. Denn sie will berühmt werden, berühmt und eine große Künstlerin um jeden Preis. Kleine Erfolge genügen ihr nicht.

In diesen Wiederholungen liegt der beste Beweis für die Echtheit des Tagebuchs; diese würden fehlen, wenn es „gemacht" und nicht aus dem Augenblick geboren wäre.

Sie bringt täglich zehn bis zwölf Stunden im Atelier zu in schlechter Luft, sie, verwöhnt wie eine kleine Prinzessin. Sie arbeitet und arbeitet, verzichtet auf Geselligkeit, das Leben in der großen Welt, und macht die staunenswertesten Fortschritte, lebt aber immer in der Todesangst, eine andre sehr begabte Schülerin könne sie übertreffen, und ihr Talent sei zu Großem nicht ausreichend. Dazwischen möchte sie sich aber schön und jung erhalten und fragt sich immer noch, ob es nicht besser sei, die Malerei ganz an den Nagel zu hängen und eine reiche oder vornehme Heirat zu machen. Ein Gesandter wäre ihr am willkommensten.

Die Erinnerung an ihre römische Liebe verklärt sich zur Liebe zu Rom, zu Italien. Unwiderstehlich zieht es sie dahin:

Für Rom empfinde ich eine Anbetung, eine Verehrung, eine Leidenschaft, der nichts zu vergleichen. Denn das Rom der Künstler und Dichter, das wahre, steht hell vor mir da, unverdunkelt von dem weltlichen Rom, in dem ich soviel gelitten habe. Ich denke nur an das poetische, künstlerische Rom, und das wirft mich auf die Kniee . . . .

Aber sie bleibt angeschmiedet an die Staffelei. —

Nach drei Jahren erringt sie den ersten Aufsehen erregenden Erfolg. Sie stellt im Salon aus. Aber noch ist sie nicht befriedigt. Sie will einen alles mit sich fortreißenden Erfolg erringen. Mehrmals wird ihr die Medaille, ohne sie zu beglücken. Sie beginnt jetzt das Studium der Skulptur. Ihre Thätigkeit wird immer fieberhafter. Inzwischen fährt sie noch einmal nach Rußland, um dem Willen ihrer Eltern gemäß einen Prinzen als Heiratskandidaten in Augenschein zu nehmen. Aber er tritt seinen Diener mit Füßen, was man dort halb bewundert, gefällt ihr so wenig, wie sie ihm, und sie kehrt an ihre Staffelei zurück, ihrer Heimat innerlich entfremdet:

So unglaublich es auch scheint, es existirt hier weder Zartheit, Moral noch Schamgefühl im eigentlichen Sinne. In den kleinen Städten Frankreichs scheut man sich vor dem Beichtvater oder hat heiligen Respekt vor einer Großmutter oder alten Tante. . . . Hier dagegen — vor nichts!

Jetzt kommen die großen Maler in ihr eignes Atelier und geben ihr nur noch Ratschläge. Ihr Ruhm ist begründet und



wächst, aber auch ihre Gesundheit untergraben. Nicht Badereisen, nicht die berühmtesten Aerzte können ihr helfen. Ein schon in Nizza begonnenes Lungenleiden hat sich entwickelt, und sie wird sich völlig klar darüber, daß sie schwindsüchtig ist und sterben muß. Aber noch schwerer fast trifft sie eine Folgeerscheinung ihrer eigentlichen Krankheit: bald zunehmende, bald abnehmende Schwerhörigkeit.

Sie beobachtet ihr allmähliches Abmagern und freut sich, daß sie doch noch hübsch aussieht. Als sie anfängt, ihr Ziel zu erreichen, ihr die Ideen zu Bildern mannigfachster Art nur so zuströmen, sie alle festhalten, alle ausführen möchte, als die Journalisten sie um Interviews bitten, als man sich in den vornehmen Salons um sie drängt, als Bastien-Lepage ihr sagt, man habe ihr Bild für das seinige gehalten — da geht es schnellen Schrittes zu Ende.

Bei allem „Posiren" ihrerseits, was sie bis zuletzt nicht lassen kann und in ihrer gewohnten Offenheit mitteilt, hat der Schluß etwas Ergreifendes. Bastien-Lepage, der große Künstler und einfache kindliche Mensch, ist auch ein Sterbender. Ihr Talent, ihr Geist fesseln ihn. Sie besucht und erheitert ihn während der letzten Monate seines Lebens, und ihr Interesse für ihn, den sie als den Größern erkennen muß, ist derart mit Bewunderung erfüllt, daß sie sich — eine Wohlthat für den Leser — einmal über ihr Gefühl nicht Rechenschaft zu geben weiß, ja, eine aufkeimende tiefere Neigung nur anzudeuten wagt.

Unterdessen ist ihr Lebensfaden noch bälder abgesponnen als der seinige. Sie kann nicht mehr gehen. Da läßt er sich zu ihr hinauftragen, und die Schilderung dieses letzten Beisammenseins ist das Letzte, was sie geschrieben. Sie starb wenige Tage darauf, am 31. Oktober 1884, vierundzwanzig Jahre alt.

Der französische Staat hat ihr letztes Bild und zwei Porträts für das Museum Luxembourg angekauft.

Die zweite Hälfte des zweiten Bandes ist dennoch der erfreulichste Teil des Buches. Es ist ihr nun klar geworden, unter Zweifeln und Zagen, aus welchen Gründen das rastlose Drängen, das ewig unbefriedigende Streben ihres Innern aufgetaucht ist, daß es der eingeborne Schöpfungstrieb ihres Geistes gewesen, der Großes in sich fühlte, den nichts Halbes, nichts Kleines befriedigen konnte. Erst da fängt die Flamme an, klarer gen Himmel zu steigen und den Rauch der Selbstbespiegelung unter sich schwälen zu lassen. Hätte sie länger gelebt, hätte sie ihren beginnenden Ruhm wachsen sehen und sich daran ersättigt, oder wäre die wahre, läuternde, alle Selbstsucht verzehrende Liebe über sie gekommen, über deren Wesen sie gegrübelt, an deren Möglichkeit sie geglaubt und nach der sie vergebens ausgeschaut hat — ich glaube sie hätte allmählich die Schlacken von sich gestreift, die ihr Bild verdunkeln und entstellen. C B

## Verschiedenes

**(Parnell und die englische Geistlichkeit)** Es ist bekannt, daß in England jederzeit viele Geistliche zugleich eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben gespielt haben. Waren doch namentlich früher religiöse Denominationen vielfach zugleich politische Parteien. So werden auch jetzt noch oftmals, mehr oder minder direkt, nicht nur litterarische und soziale, sondern eben auch politische Ereignisse auf die Kanzel gebracht. Mag man darüber verschieden urteilen: hätten in der nun vorläufig entschiedenen Parnellkrisis sonst einflußreiche Prediger geschwiegen, so würden sie ihr Wächteramt schmählich vernachlässigt haben. Wurde doch natürlich bei dieser Gelegenheit wieder in Wort und Schrift der Grundsatz vertreten, Moral und Politik haben nichts mit einander zu thun. Leider stimmten auch Geistliche und ihre Organe, namentlich die Catholic Union des Bischofs Ryan, in diesen Ton ein, obwohl sich im allgemeinen auch die reinpolitische englische Presse in diesem Falle ehrenwerter benahm, als es vielleicht die deutsche gethan hätte.

Wenn eine Wiener Korrespondenz des Daily Telegraph bemerkte, in Deutschland könnte ein Staatsmann auch mit solcher Vergangenheit doch Parteiführer bleiben, weil seine geheimen Sünden nicht bekannt werden würden: nachdem einmal bei der sonst gewiß mehr schädlichen als nützlichen Oeffentlichkeit des englischen Gerichtsverfahrens Parnell als gemeiner Ehebrecher gebrandmarkt worden war, mußte er wenigstens zunächst zurücktreten. Freilich wandte man nun wieder ein, er sei ja nicht nur das Haupt der irischen Partei im Parlament, sondern des ganzen Volkes, sodaß, ironisirte ein irischer Geistlicher diesen Einwurf, mit diesem für sein Vaterland „wesentlichen" Verbrecher dessen gesamte Hoffnungen in sein unsauberes Grab sinken müßten: aber war er nicht eben dieser Vertrauensstellung, die er nun freilich als sein Recht be-

trachtet zu haben scheint, je höher sie war, desto unwerter geworden? Indes, schwer mußte es dem irischen Volk und namentlich seinem Klerus gewiß werden, ihren Führer zu verurteilen, zumal ja auch, worum man sich freilich nie sehr gekümmert, in früheren Jahren einmal der Papst der Geistlichkeit jede Teilnahme an der öffentlichen Bewegung verboten hatte; daher also das auffällig lange, drückende Schweigen, dem erst am 3. Dezember ein von vier Erzbischöfen unterzeichnetes Manifest gegen jede Führerstellung Parnells, auch in einer Sektion der Partei, ein Ende machte.

So hatten vielmehr das Verdienst, zuerst auf die politische Unmöglichkeit des großen Staatsmannes hingewiesen, vielleicht freilich auch ihn dadurch noch besonders zu solch ingrimmig hartnäckigem Widerstande gereizt zu haben, einige nonkonformistische Prediger in London und ein hervorragendes Mitglied der Social Purity League. An dem der Parlamentseröffnung vorangehenden Sonntage, dem 23. November, sprach nachmittags der wesleyanische Pastor Hugh Price Hughes zu einem großen Meeting in St. James Hall, und DD. Clifford und Parker, ein Baptist und ein Kongregationalist, wiesen am Morgen ihre Gemeinden auf die notwendig bevorstehende Entscheidung hin, dieser in seinem one minute sermon, aus dem noch folgende, für die ganze Art der Behandlung charakteristische Sätze mitgeteilt seien:

Schande über das christliche Predigtamt, das sich selbst durch Erörterung rein politischer Fragen erniedrigen kann. Aber ärgere Schande noch über das christliche Predigtamt, das angesichts großer moralischer Krisen verstummt.... Ich frage nichts darnach, ob einer Parteiführer ist, wenn es sich um seinen persönlichen Charakter handelt. Parnells Fall ist schwerlich schlimmer, als der jener Wahnwitzigen, die so laut verlangten, er solle die Führerschaft behalten. Diese Männer haben die Sache, die sie vertreten, beschimpft.... Die Krisis hat ungemeine Bedeutung; die Zukunft der politischen Fragen hängt außerordentlich viel von der Behandlung ihrer moralischen Seiten ab. Denn sie sind nie rein politische Fragen. C C

**(Heiratsgesuche von Theologen)** Der Evangelisch-Kirchliche Anzeiger von Berlin hat jüngst auf den Unfug aufmerksam gemacht, daß sich in rheinischen und mitteldeutschen Blättern ab und zu Inserate finden, in denen evangelische Theologen reiche Frauen suchen. Eins davon — aus dem Frankfurter Generalanzeiger, Nr. 264 des vorigen Jahres — bringt er zum Abdruck. Es lautet: Heirat! Ein evang. Theologe in fester Staatsanst. in schöner Stadt, 35 Jahre alt, nicht unangen. Aeußern, Diensteinkommen Mk. 4000, disponibl. Vermögen Mark 50 000, würde sich gern verheir. mit gebild. einfach erzog. jungen Mädchen. Erwünscht etwas musik. und eine seinen Verhältnissen entsprechende Mitgift oder deren Rente von mindestens Mk. 80 000. Anträge bitte zu richten u. E. 1296 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M. Vermittler verbeten.

Eine noch schlimmere Anzeige findet sich in der Schlesischen Zeitung, Nr. 906, vom 28. Dezember 1890: Welche geb. Dame (evang.) würde ein. j. Manne gegen spätere Heirat die Vollendung des theol. Studiums ermöglichen? Anonymlose [!] (strengste Diskretion u. Reellität [!] zugesichert) Briefe bis zum 7. Januar 1891 erbeten unter S. W. 33 hauptpostlag. Breslau.

Wir halten es, wie der Evangelisch-Kirchliche Anzeiger, für unmöglich, daß derartige Gesuche wirklich von evangelischen Theologen herrühren, glauben vielmehr, daß es sich dabei um den Versuch handelt, dem Stande der evangelischen Theologen eins anzuhängen. Der ganze Stil, sowie einzelne Ausdrücke („Staatsanstellung") sind Beweis genug. Vermutlich sind diese Heiratsgesuche ultramontanen Ursprungs, die dem evangelischen Pastorenstande eins anhängen wollen. Die Berufenen in Frankfurt und Breslau sollten einmal nachforschen, aus welcher Quelle derartige Inserate stammen. R



## Zur Beachtung

Unsre Bitte, die „Chronik der christlichen Welt" zu unterstützen, wiederholen wir hiermit aufs angelegentlichste. Die Post hat uns zwar eine beträchtliche Anzahl von Bestellern zugeführt, der Buchhandel aber versagt uns seinen Dienst fast ganz. Nun ist ja nicht zu verlangen, daß sich die Sortimenter für ein Blatt sehr ins Zeug legen, das sie um eine Mark Gewinn zweiundfünfzigmal im Jahre expediren sollen. Immerhin ist es zu beklagen, daß sie sich so wenig bereit finden, Probenummern zu verlangen und ihren Kunden zuzustellen. Unter diesen Umständen sind wir auf den Eifer der Freunde um so mehr angewiesen. Wir bitten Probenummern von der Verlagshandlung in beliebiger Anzahl zu verlangen und freundlichst zu verbreiten. Die Chronik wendet sich ja doch an einen Leserkreis, der sich mit dem der Christlichen Welt durchaus nicht deckt.

Zu dem neuen Papier der „Christlichen Welt," das mehr Mißfallen erregt zu haben scheint als der neue Kopf,*) sei bemerkt, daß es sich nicht um Verschlechterung und Verbilligung handelte, sondern darum, daß das so satinirte Papier bessern, sauberern Druck ermöglicht, und durch die größere Leichtigkeit eine billigere Versendung. Bei dem frühern Papier würde je ein Stück der Christlichen Welt und der Chronik zusammen immer das Gewicht von fünfzig Gramm überstiegen haben; dem mußte vorgebeugt werden.

Endlich ist mitzuteilen, daß die Besteller von Originaleinbänden für den letzten Jahrgang sich freundlich gedulden möchten: die hierzu nötige Leinwand ist aus England nicht rechtzeitig eingetroffen. D V D H

*) Obige Zeilen waren geschrieben, als ich eine hübsche Postkarte bekam, für deren Empfang ich durch Abdruck dankend quittire:

— — — — — — — — —

's ist doch wirklich jammerschade,
Daß das vielgeliebte Blatt
Jüngst den Kopf verloren hat
Und sich jetzt, wos schneit und friert,
So kahlköpfig präsentirt,
Auch in dieser Winterzeit
Kommt in solchem „dünnen" Kleid.
Neuer Geist im Blatt stets walte,
Doch das Aeußre bleib das alte.
Zeigt Natur zur Osterzeit
Sich im altgewohnten Kleid,
Komme auch das liebe Blatt
Wie sichs einst getragen hat.

Am Fuße des Hutten-Sickingen-Denkmals mehrere Abonnenten.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin, Charlottenstr. 2.**
(H. Reuther & O. Reichard.)

Soeben erschien:

**Zur Jesuitenfrage.**

Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid

aus Liguoris Moraltheologie

mitgeteilt und erläutert von

**D. Hermann Hering,**
Professor in Halle.

50 Seiten 8°. 0,60 Pf.

**Fritz Borstell's Lesezirkel,**
verbunden mit der
**Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.**
**Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
**Lager über 500,000 Bände.**
**Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:**

| 4 Bände | 8 Bände | 12 Bände | 25 Bände | 50 Bände | 100 Bände |
|---|---|---|---|---|---|
| 30 ℳ | 40 ℳ | 50 ℳ | 75 ℳ | 125 ℳ | 200 ℳ |

**Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.**

**Einen guten schwarzen Thee**
empfehle per **Pfund** zu 2 Mark, eine feine Sorte zu 2,40, hochfeine Peccos zu 3, 4 und 5 Mark. Da ich **ausschließlich** Thee führe, bin ich im stande, diesem Artikel meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.
**Emden,** Ostfriesland. **Hilrich de Vries.**

Heute schenkte uns Gott einen gesunden Knaben. Dies zeigen hocherfreut an
**R. Eckardt,** Collaborator
und Frau Clara geb. Fischer.
Altenburg, den 3. Jan. 1891.

**H. Reuthers** Verlagsbuchhandlung
**in Berlin SW.**

**Zeitschrift**
für
**evangelischen Religionsunterricht**
von
Professor **Dr. Fauth-Hörter** und Oberlehrer **Dr. Köster-Iserlohn.**

In den nächsten Tagen erscheint die Januarnummer. Man verlange dieselbe zur Ansicht.

Durch die glückliche Geburt einer Tochter wurden hocherfreut
**P. Lütge,** Pastor an St. Aegidien
und Frau geb. Plitt.
Lübeck, den 7. Januar 1891.

**Gesucht** wird ein Kandidat der Theologie als Lehrer für die Knaben-Erziehungs-Anstalt der Brüdergemeine zu Neuwied am Rhein. Wünschenswert ist Verpflichtung für zwei Jahre und Freiheit vom Militärdienst. Eintritt baldmöglichst. Näheres zu erfahren durch den Direktor **B. Fritschi.**

**Alle** gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend, Prospekt gratis. **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 4 — Leipzig, den 22. Januar — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Jesus allein! — Zu den Ernsten Gedanken des Herrn von Egidy: 3. Die Gottheit Christi — Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen: 2. Zukunftsaussichten — Majunke am Pranger — Wird die Sozialdemokratie siegen? — Journal de Marie Bashkirtseff 4 — Verschiedenes: Das Süddeutsche Evangelisch-Protestantische Wochenblatt — Quittung — Anzeigen


## Jesus allein!

Jesus sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sahe rings um sich auf die Jünger, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter. Mark. 3, 33—35

„Wer ist meine Mutter und meine Brüder?“ So fragt Jesus, der Sohn der Maria, der Bruder des Jakobus, Joses, Simon und Judas. Und wiederum sagt er: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert.“ Was wollen wir dazu sagen? „Das ist eine harte Rede; wer kann sie hören“? Soll es auch von uns heißen: „Von dem an gingen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten fortan nicht mehr mit ihm“? Ja, leider gehen „von dem an“ viele seiner Jünger hinter sich. Soll denn alles zerrissen werden, auch das schönste und festeste Band auf Erden, das Mann und Weib, Eltern und Kinder verbindet? Wir sagen es mit schwerem Herzen, aber wir sagen es mit Festigkeit: Ja! Um Christi willen ja! — Aber warum denn so schwer, Herr? Warum denn so viel Trübsal, wenn wir in das Reich Gottes eingehen wollen? Ist Christus solch ein eifersüchtiger Gott? Eifersucht ist Selbstsucht. Hat er uns darum so teuer erkauft, daß er uns zu elenden Sklaven mache? — Das sei ferne! Nicht um seinetwillen fordert er so Schweres, sondern um unsertwillen, mein Christ. Auch dieses Gebot ist uns gegeben zur Seligkeit, auch dieses Gebot kommt aus dem Herzen dessen, der uns mehr liebte als sein Leben.

Du möchtest selig werden, vereint werden mit dem lieben, freundlichen Mann, der am Karfreitag sein Leben für dich ließ, vereint werden mit dem starken, mächtigen Herrn, der am Ostermorgen den Tod und seine Schrecken besiegte. Du möchtest das, dein Sehnen und Verlangen geht dahin, daß du Jesum möchtest sehn. Wollen das aber alle, die dir durch die Bande des Blutes verbunden sind? Gewiß weißt du es von keinem (Luk. 17, 34), denn der Mensch siehet nur, was vor Augen ist.*) Und doch ist auch für diese alle in keinem andern Heil außer in Jesus. Sag aber, könntest du selig sein, wenn du deine Liebsten ausgeschlossen wüßtest von der Seligkeit? Gewiß nicht! Es würde dir etwas an vollkommener Seligkeit fehlen. Das Wort jenes heidnischen Sachsen: „Wenn meine Vorfahren in der Hölle sind, so will ich auch dahin!“ entspricht durchaus den edelsten Gefühlen des natürlichen Menschen. Es ist nun freilich eine schöne Lehre erfunden worden, wonach am letzten Ende alles wiederhergestellt, wiedergebracht werden soll, alle eingehen sollen in die ewige Seligkeit. Dann findest du vielleicht auch jene deiner Lieben wieder, die hier keine Stellung zu Christo fanden, obwohl er auch ihnen entgegentrat. Das ist eine schöne Lehre. Aber wo bleibt die Wahrheit und der, welcher die Wahrheit ist? Sagt er nicht von solchen, die keine Vergebung haben ewiglich? Wer will uns versichern, daß nicht einer von unsern Liebsten darunter ist? Du möchtest gern selig sein und kannst doch nicht selig sein, wenn du einen deiner Liebsten in der Verdammnis weißt. Wie wollen wir aus diesem Elend herauskommen? Nun, es giebt nur einen Weg. Suche dir einen solchen zum Liebsten, von dem du mit aller Bestimmtheit weißt, daß er selig ist, daß du auch dort ihn wiederfindest. Und zwar mußt du ihn natürlich so lieben, daß dir im Vergleich mit ihm keiner lieber ist, daß du in Wahrheit sagen kannst: „Wenn ich nur ihn habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Wer ist aber der, von dem wir mit aller Bestimmtheit wissen, daß er selig ist? Wer ist der, den wir zugleich so ausschließlich lieben könnten? Das ist nur ein einziger in der Welt, nämlich, der uns liebte bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz und den Gott selbst von den Toten zu seiner Herrlichkeit erweckte. Nur wenn wir ihn zu unserm Liebsten erwählen, sind wir gewiß, daß das Verdammungsurteil, das andre trifft, nicht auch uns der Seligkeit beraubt. Uns zulieb gebietet er also, ihn mehr zu lieben als Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter, Mann und Weib.

Aber haben nun die Mönche nicht recht, die sich losreißen von der alten Familie und sich der Gründung einer neuen Familie entschlagen? Nein! Der Heiland selbst hat sogar da, wo sein schwerer Beruf am schwersten war, am Kreuz, seiner Mutter nicht vergessen; er tadelt die Pharisäer wegen ihrer Lehre: „Wenn einer spricht zu Vater oder Mutter: Korban, das ist, wenn ichs opfere, so ist dirs viel nützer, der thut wohl.“ Er sagt auch nicht: „Wer Vater oder Mutter liebt, der ist meiner nicht wert,“ sondern: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich.“ Nein, Jesus stößt uns nicht aus der Familie hinaus. Aber in seinem Lichte lernen wir auch dies Verhältnis wie alles Irdische anders ansehn und beurteilen. Nicht die natürlichen Bande des Bluts sind für den Christen die Grundlage der Familie, sondern: „Wer den Willen Gottes thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“ Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Was durch das Blut mit uns verbunden ist, ist erst dann wahrhaft mit uns verbunden für Zeit und Ewigkeit, wenn es mit uns ein Glied ist an dem Haupt Christus.

Es ist kein hartes, aber ein heiliges, ernstes Wort: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder?“ Und es hängt unsre Seligkeit daran, daß wir ihn mehr lieben denn Vater und Mutter, Mann und Weib, Sohn und Tochter. Nur dann werden wir den furchtbaren Schmerz überwinden können, den es uns be-

*) Das ist insofern richtig und gut protestantisch gedacht, als die unmittelbare Glaubensgewißheit jeder nur für sich selbst haben kann. Es giebt aber doch eine Herzens- und Seelengemeinschaft der Massen, die es dem Christen ermöglicht, darüber gewiß zu werden, ob sein Nächster diese Glaubensgewißheit, ob er Jesum hat, und ob das auf echter frommer Erfahrung oder auf Selbsttäuschung beruht. Will man den Spruch, daß der Mensch nur sieht, was vor Augen ist, zu scharf nehmen, so schließt er schließlich auch die Kenntnis des eignen Herzens und damit jede eigne Heilsgewißheit aus. D H

reiten muß, wenn eins unsrer Lieben verloren geht. Aber in dieser Erkenntnis, in diesem Besitze Jesu Christi werden wir auch Herzensgemeinschaft nur da suchen, wo der Besitz ein gemeinsamer ist, oder wenn Bande schon geknüpft sind ohne diese Voraussetzung, in heißem Gebet und treuem Dienst um die Seele des Nächsten für gleiches Glauben und gleiches Lieben ringen. A M

## Zu den Ernsten Gedanken des Herrn von Egidy

### 3. Die Gottheit Christi

Mein letzter Artikel: Die Theologen und die Gebildeten war gedruckt, als ein Pastor mir folgendes schrieb:

Die „Ernsten Gedanken" haben auch mir recht ernste Gedanken geweckt, weniger um ihr selbst willen, als im Blick auf all die verschiedenen Echos, die sie hervorgerufen. Wir Theologen haben dabei unsere Sache herzlich schlecht gemacht, und das ist das tief Beschämende, hoffentlich aber auch Lehrreiche an der Geschichte. Wie wenige wissen es, wie mit ernsten, aufrichtigen Laien zu reden ist; wie wenige denken daran, daß es unsre Aufgabe doch ist, die Feinde zu Freunden zu machen. Aber nein, immer polemisch, wie im siebzehnten Jahrhundert, nichts gelernt und nichts vergessen, immer nur gleich mit Keulenschlägen drauf los! Mit dem Laien, dem die Theologie ein fremdes Gebiet ist, der nur seinen Katechismus kennt, allerdings mangelhaft, und darüber verkehrtes Zeug redet, immer nur theologisirt und dogmatisirt! Was soll das helfen?

Diese Worte machten mich traurig. Das alles kenne, fühle ich ja auch. Aber steht es denn gar so schlimm?

Nun, ich konnte in dieser Stimmung nur desto fester den Vorsatz fassen, wenn ich denn in Sachen Egidys von der Gottheit Christi reden soll, den Theologen ganz und gar auszuziehen und rein aus dem Glauben heraus in Gedanken, die jedem verständigen Christenmenschen zugänglich sein müssen, mich zu äußern. Freilich ist das diesem Stücke des christlichen Glaubens gegenüber besonders schwer, denn wie es im Laufe der Geschichte die Gemüter der Christenheit tausendfach hin und her bewegt hat, wie es vor andern der Gegenstand theologischer Gedankenarbeit und theologischen Witzes gewesen ist, so ist gerade daran Glaube und Theologie besonders schwer zu scheiden. Und doch ist es gerade an diesem Punkte notwendiger als an irgend einem sonst.

Erleichtert wird mir meine Aufgabe durch den Artikel Jesus Christus, mit dem der neue Jahrgang unsers Blattes, auch mit in Rücksicht auf die Ernsten Gedanken v. Egidys, ist eröffnet worden.*) Und ferner dadurch, daß, was gerade der Theologe, der Kirchenhistoriker zu meinem Thema sagen muß, demnächst von einem andern Freunde des Blattes gesagt werden wird.

Wir befinden uns aber hier bei dem Punkte, auf den es v. Egidy vornehmlich ankommt. Er erhebt an die Kirche wiederholt die Forderung, daß sie die Zumutung fallen lassen soll, etwas Unmögliches zu glauben,**) und darum aufhören, Christum als Gott zu bekennen.

Die Wahrheit ist: Christus war ein Mensch, und diese Wahrheit muß im Christentum wieder zur Geltung kommen; schon heute

*) Der Verfasser hat die gleichen Gedanken niedergelegt in einer Predigt: Die Größe Jesu Christi. Predigt über Luk. 3, 15—17 in der Kirche der Lukasgemeinde zu Dresden am dritten Adventssonntage 1890 gehalten von Lic. P. Drews, Diakonus. In Sachen der Ernsten Gedanken auf Verlangen in Druck gegeben. Dresden, v. Zahn und Jänsch. 15 S. 40 Pfge. Die Predigt entspricht zu sehr unsrer ganzen Stellung zu v. Egidy und seinen Gesinnungsgenossen, als daß wir sie nicht herzlich empfehlen sollten. — Ich führe hier auf, was uns sonst außer den in Nr. 51 des vor. Jahrg. verzeichneten Schriften gegen v. Egidy zugegangen ist: Offenes Sendschreiben an Herrn Oberstleutnant v. Egidy von D. Viktor von Strauß und Torney. Dresden, Bleyl und Kämmerer. 32 S. 40 Pfge. Geistige Weihnachten. Auch eine Antwort u. s. w. von Th. v. Reden. Berlin, Wiegandt und Grieben. 44 S. 50 Pfge. Vom Sohne Gottes. Eine Begründung für die christliche Gemeinde von Dr. K. G. Blumstengel, Divisionsprediger in Dresden. Dresden, Justus Naumann. 24 Seiten. Ein neuer Reformator! Briefwechsel zwischen zwei christlichen Freunden . ., mitgeteilt von A. S. Leipzig, Wollmann. 20 S. 30 Pfge.

**) Auf diese an sich inhaltsleere Forderung gehe ich nicht ein. Es ist schon in Nr. 47 des vor. Jahrg. darauf hingewiesen worden, daß, was v. Egidy noch als möglich und vernunftgemäß gelten läßt, von Ungezählten bereits als unmöglich und vernunftwidrig empfunden wird.



verlangen Millionen danach, und unsre Kinder — die nachkommenden Geschlechter — werden Rechenschaft von uns verlangen, wenn wir ihnen „absichtlich" eine Unwahrheit gelehrt und als Lehre hinterlassen haben. (Ernste Gedanken S. 18.)

Nun kann es doch kaum v. Egidys wirkliche Meinung sein, daß die Kirche sich dadurch leistungsfähig machen soll, daß sie Christus für einen bloßen Menschen erklärt. Denn damit würde sie etwas sagen, was gerade für jeden, der außerhalb des Christentums steht, der keinen Glauben hat, das Selbstverständliche ist.

Verständigerweise kann er nur sagen wollen, daß die Kirche damit Ernst machen soll, daß sie Christum, wie jeder aus dem Katechismus weiß, als wahrhaftigen Menschen bekennt, und dazu, meint er, gehört, daß sie das gleichzeitige Bekenntnis zu seiner Gottheit aufgiebt. Denn beides zugleich gilt nicht; hier heißts Entweder — oder.

Es hat Zeiten gegeben, wo die Kirche, die Theologie in der That in Gefahr war, den Menschen Christus zu verlieren, Zeiten, wo sie ihn, man kann es sagen, vergessen hat. Von unsrer Zeit gilt das nicht. Mehr als je handelt heute die Predigt, der Unterricht, die Theologie von dem Menschen Jesus. Und der Lehre von Jesu Gottheit wird nur der einen Sinn abgewinnen können, der mit dem Menschen Jesus recht vertraut geworden ist.

Jesus, ein Mensch wie wir. Das ist das zunächst Gegebene, das Handgreifliche. Und dieser Mensch Jesus hat niemals als erste Bedingung des Heils seinen Jüngern dies verkündigt: Glaubet an meine Gottheit! hat niemals rundweg gesagt: Ich bin Gott, geschweige: Ich bin ein Gott, und an die Anerkennung dieser Würde den Empfang seiner Wohlthat geknüpft.*)

Offenbar verstehen aber viele Laien so die Lehre von der Gottheit Christi. Ob mit oder ohne Schuld der Kirche, das untersuchen wir hier nicht.

Aber ebenso unzweifelhaft wie die Thatsache, daß Christus selber sich niemals als Gott bezeichnet, niemals diesen Namen von den Jüngern gefordert hat, ebenso unumstößlich ist die andre Thatsache, daß die Jünger schließlich an seine Gottheit geglaubt haben. Das ist die Thatsache, auf die das Bekenntnis der Kirche „Jesus Christus wahrhaftiger Gott" offenbar sich gründet, mag das Dogma noch so spät ausgebaut worden sein.

Zwar ob die Apostel je Christum direkt und schlechthin „Gott" genannt haben, das fragt sich. Bei Paulus finden wir davon keine Spur: 1. Tim. 3, 16 kommt das Wort „Gott" im griechischen Urtext gar nicht vor; Röm. 9, 5 verträgt mancherlei Deutung. Zweimal dicht hintereinander findet sich die Anrede „Gott" in sicherer Beziehung auf Christus Hebr. 1, 8 f., nämlich in einem alttestamentlichen Zitat, das vom Verfasser des Hebräerbriefs falsch übersetzt ist,**) immerhin für den Beweis, daß man das so verstandene Psalmwort auf Christus deutete, vollkommen aufkommt, nur nicht für den Beweis, daß die Benennung „Gott" für Christus zum gewöhnlichen Sprachgebrauch der ältesten Christenheit gehört habe. Ferner kommen drei Stellen bei Johannes in Betracht. Jene tiefsinnige Stelle Joh. 1, 1: Und Gott war das Wort. Ferner das Thomasbekenntnis Joh. 20, 28: Mein Herr und mein Gott! Und endlich der schöne und sehr lehrreiche Spruch 1. Joh. 5, 20: Dieser (in dem wir den Wahrhaftigen kennen und haben) ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Alle diese Stellen bezeugen wohl, daß der Gedanke der Gottheit Christi den ersten Christen kein fremder war, aber nicht, daß eine Formel wie die „Gott Christus," „Jesus Christus wahrhaftiger Gott" irgend ihrer Rede geläufig war, daß sie auf solch eine Formel irgend Wert gelegt hätten.

Nein, Jesus Christus selbst war zufrieden, als im Bekenntnis des Petrus ihm die Erkenntnis seiner Messiaswürde

*) Christus hat im Gegenteil die Würde und Vollkommenheit Gottes aufs schärfste sich und seinem eignen Anspruch gegenübergestellt: Niemand ist gut, denn der einige Gott. Mark. 10, 18.

**) Statt: „Gott, dein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit"; „Darum hat dich, o Gott, gesalbet dein Gott," wie erst der Verfasser des Hebräerbriefs und darnach Luther übersetzt haben, heißt es Psalm 45,7 f. nach übereinstimmendem Verständnis aller Sprachkundigen: „Dein Gottesthron besteht für immer und ewiglich." „Darum hat dich Gott, dein Gott gesalbt."

entgegentrat: Luk. 8, 29, und auch in seinem feierlichen Selbstzeugnis vor Kaiphas geht er über die Aussage, daß er der Messias sei, nicht hinaus: Matth. 26, 63 f.*) Aber praktisch nimmt freilich Jesus als der Christus für sich eine Stellung zu Gott in Anspruch, die ihn weit über alle Menschen emporhebt. Dafür stehen jedem Bibelleser Dutzende von Belegen zu Gebote; ich erinnere nur an Matth. 11, 27 f., Joh. 10, 30 und an eben jenes Bekenntnis vor Kaiphas Matth. 26, 64, wo er auf Grund der Weissagungen des Alten Testaments (Ps. 110, 1 und Dan. 7, 13) sich das ewige Thronen zur Rechten Gottes und die Vollstreckung des Weltgerichts zuspricht, also eine volle thätige Teilnahme an der Majestät und den Majestätsrechten des Allerhöchsten.

Diese Stellung ist ihm von allen seinen Jüngern zuerkannt worden. Nachdem sie ihn bei seinen Lebzeiten ihren „Meister" genannt, haben sie für ihn nach vollendetem Lebenswerk keinen andern Namen als den Namen „Herr," einen Namen, „der über alle Namen ist," ja der kein andrer ist, als der, mit dem die Gemeinde des alten Bundes ihren Gott, Jehova, anzurufen und zu nennen pflegte. Und wie diesen Namen, so haben sie alles, was der alttestamentliche Fromme von Gott sagte und erwartete, auf ihren Christus Jesus übertragen, ihn gelobt und gepriesen, ihn angebetet, all ihre Sorge, ihre Zuversicht auf ihn geworfen, ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele lieb gehabt. Vor allen Dingen aber haben sie ihm entgegengeharrt, daß er wiederkommen würde in der Herrlichkeit Gottes, zu richten die Lebendigen und die Toten. Den gen Himmel gefahrnen Heiland und Gott den Vater, der ihn von den Toten erweckte und zu seiner Rechten aufhob, diese beiden haben sie mit ihrem Glaubensauge — daß ich so sage, es ist kein theologischer Schulausdruck — in eins geschaut; beide sind in ihrer frommen Vorstellung so ineinander übergegangen, daß sie in ihrer Rede oft so innig zusammenfließen, daß auch der scharfsinnigste und unbefangenste Erklärer nicht zu sagen weiß, ist hier Christus gemeint oder Gott.**)

Diese Verehrung Christi, die ihn weit über Menschen und Engel (Hebr. 1, 5) in die fast unterschiedslose Einheit mit Gott emporhob, ist eins der sichersten und eigensten Stücke des ursprünglichen Christentums. Man darf es gewissenhafterweise nicht heißen: „das Christentum wiederherstellen, auf seine Wahrheit zurückführen" (Ernste Gedanken, S. 31), wenn man dies Stück aus dem Glaubensleben der Kirche streichen will.

Und diese Verehrung des verklärten Christus ist es, die wir den Glauben an die Gottheit Christi nennen. Sie ist erwachsen aus dem Eindruck der Person Christi und aus der Erfahrung der von seinem Lebenswerk ausgehenden Wirkung. Sie ist nicht erwachsen aus einer Lehre von der zweiten Person der Trinität, von der Präexistenz, von der Kenose, von zwei Naturen in Christus, und sie hat in diesen Lehren nie ihren vollen erkenntnismäßigen Ausdruck gefunden. Was die Jünger bei Jesu Lebzeiten im Verkehr mit ihm als hehre Hoffnung im Herzen nährten und unter dem scheinbaren Zusammenbruch seines Lebens und Lebenswerkes als vergebliche Hoffnung hatten fahren lassen (Luk. 24, 21), das wurde ihnen nach seiner Auferstehung zur felsenfesten Gewißheit: sie hatten in ihm den Erlöser gefunden und damit ihren Herrn und Gott (Joh. 20, 28).

Nicht anders als die ersten Jünger können wir heute zum Glauben an die Gottheit Christi kommen.

Es wird kein Ungläubiger oder Zweifelnder dadurch zum Christen, daß man ihn nach Bethlehem führt und ihm das Wunder der Menschwerdung erzählt. Und wenn die Hirten oder die Magier an der Krippe angebetet, wenn Simeon und Hanna mit dem Kindlein auf dem Arm Gott gepriesen haben, so war ihr Empfinden weit verschieden von dem, das die Römischen haben, wenn sie die Hostie anbeten, in die der allmächtige Gott

*) Die Worte „Menschensohn," „Gottessohn," „Sohn des lebendigen Gottes" bedeuteten für das Verständnis des Israeliten, auch des an Jesum gläubig gewordenen, zunächst nichts andres, als „der Christus," „der Christ Gottes," der „Messias."

**) An vielen andern Stellen werden freilich beide immer noch scharf unterschieden, zumal bei einem so klaren Denker, wie Paulus war. Vgl. nur beispielsweise 1. Kor. 8, 6 oder 15, 18.



verwandelt ist. Keiner unsrer orthodoxen Theologen wird bei vollster Hinnahme der Weihnachtsgeschichte behaupten, daß die dort Anbetenden den Glauben an die Gottheit Christi gehabt haben, der bei den Jüngern erst nach der Auferstehung des Gekreuzigten zum Durchbruch kam. Und wenn gleichwohl noch heute Apologeten des Christentums von den Zweiflern verlangen, daß sie in dem Kindlein Jesus den menschgewordnen Gott erkennen, in der Geburt an sich die Erlösung erfahren sollen, die vielmehr die Lebensarbeit Jesu war und auf Golgatha vollbracht ward, wenn sie gar vom Begriff der Dreieinigkeit aus diese Menschwerdung als das Natürlichste von der Welt zu demonstriren unternehmen: so werden sie darin der Pädagogik untreu, die unser Herr Christus, die Gott selbst geübt hat.

Nicht in der Welt dämmernder Ahnung, wie die Weihnachtserzählung sie uns wiederspiegelt, sondern in der Welt gewisser Erfahrung, wie sie Jesus Christus durch sein Leben und Sterben am hellen Tage der Geschichte gewirkt hat, ist der Glaube an die Gottheit Christi entstanden. Die durch ihn und in ihm ihrer Erlösung gewiß geworden waren, hatten damit zugleich in ihm ihren Erlöser, ihren Gott gefunden. Denn wer mich erlöst, der ist mein Gott.

Man kann niemandem zumuten, Christus seinen Gott zu nennen, der nicht in ihm den Erlöser gefunden hat. Wer aber von diesem Christus her die Wirkung erfahren hat und erfährt, daß er der Mann ist, uns aus all der Ohnmacht und Verschuldung unsrer Menschheit herauszureißen, der kann sich nicht beruhigen bei seiner Menschheit, bei dem bloßen Menschen Jesus, denn ein Mensch kann uns von dem, was allgemeines Menschenlos ist, nicht erlösen. War Jesus ein bloßer Mensch, dann war er ja wohl der Genius auf religiösem Gebiete, wie andre Menschen Genies gewesen sind auf andern Gebieten menschlicher Geisteshätigkeit, dann ist die religiöse Funktion (der religiöse Funke, sagt v. Egidy) nur eine dem Menschen angeborne, natürliche Funktion neben andern, dann ist von Erlösung im tiefen christlichen Sinne nicht mehr die Rede, sondern nur von einem bahnbrechenden Fortschritt im geistigen Leben des Menschengeschlechts. Aber es giebt ja religiöse Genies, Luther war ein solches; wer wäre je auf den Gedanken verfallen, zu sagen: Luther hat uns erlöst? Und gewiß, der Psycholog redet mit Recht von dem religiösen Gefühl als einem besondern Triebe menschlichen Seelenlebens, aber dieses Gefühl erlöst und offenbart nicht, es fordert vielmehr die Erlösung und die Selbstmitteilung Gottes.

Erlösen kann uns nur Gott selbst. Nicht ein andrer Gott, wie freilich oft die christliche Theologie in Gefahr gewesen ist, es auszudrücken (Satisfaktionstheorie!), sondern Gott, der Eine, ewige Gott, unser himmlischer Vater. Er hat sich herniedergeneigt zu uns Sündern und aus lauter Gnade und Barmherzigkeit uns zu seinen Kindern gemacht. So reden die Christen aller Richtungen und Zeiten, wenn sie nicht streiten, sondern fromm sind, im Gebet, im Gesang, in der Predigt. Und dieselben reden auch so: Jesus Christus hat uns erlöst, hat uns zum Vater geführt, hat uns die Sünde vergeben, ist für uns gestorben und auferstanden. Wenn sie aber einmal so und einmal so reden, denken sie nicht daran, einmal Gott und einmal einem Menschen die Wohlthat der Erlösung zuzuschreiben, sondern beidemal ist es Gott. Und wiederum, wenn sie so reden, denken sie nicht daran, Jesum seiner wahren Menschheit zu entkleiden, sondern er bleibt ihr erstgeborner Bruder, der Anfang eines neuen Menschengeschlechts. Mit andern Worten: es ist dem gläubigen Christengemüt eigentümlich, die beiden, Gott und Christus, zusammenzuschauen. Ganz wie Jesus selbst das bei seinen rechten Jüngern vorausgesetzt hat: ich verweise nur auf die klassische Stelle Joh. 14, 7—11. (Vgl. nochmals 1. Joh. 5, 20.)

Aus ihr folgt: wer diesen Eindruck von dem Menschen Jesus hat, daß seine Worte und Werke Gottes Worte und Werke sind, daß wer ihn kennt und hat, den Vater kennt und hat, wer infolgedessen ihm alles Zutrauen, alle Ehre zuwendet, die man allein Gott zuwenden kann, der glaubt an die Gottheit Christi.

Er unterschreibt deshalb nicht jede Formel, die die Konzilien, die Kirchenväter, die Reformatoren, die orthodoxen Dog-

matiker zum vermeintlich wissenschaftlichen Ausdruck dieses Glaubens gemünzt haben. Er braucht nicht einmal diese Formel „Gottheit Christi“ als den allein zutreffenden Ausdruck seiner frommen Erfahrung und Hingabe auszuzeichnen. Die Schrift selbst hat diesen Ausdruck nicht und besteht darauf nicht; wir wollen doch nicht um Worte streiten. Daß wir die Sache, die innere Beugung unter die göttliche Barmherzigkeit, die sich in Jesus leibhaftig uns naht, haben und üben, darauf kommts an, damit wir durch diese göttliche Barmherzigkeit wirklich erhoben werden. Aber sucht man dafür Worte, so wirds immer wieder irgendwie auf das Thomasbekenntnis hinauskommen.

Wir reden also vom Glauben an die Gottheit Christi, nicht vom Christusdogma. Das Dogma als solches will niemals bloß Glaube, sondern immer Wissenschaft sein. Das in vergangnen Jahrhunderten aufgestellte Dogma ist die Theologie vergangner Jahrhunderte; es war damals modern und ist heute veraltet. Die wenigsten Laien kennen es, und auch viele Theologen kennen es nur unvollkommen. Lernen wird daraus, wer das Zeug dazu hat, sich wissenschaftlich darein zu vertiefen; aber einfach ohne Prüfung, ohne Umwandlung und Neuaneignung annehmen darf keine Zeit das Dogma, das sie überkommen hat. Jede Zeit bedarf in diesem Sinne ein „neues Dogma.“ Dagegen der Glaube ist zeitlos, ewig, er ist eine Gabe Gottes an die Menschen, und Jesus Christus hat uns erlöst, indem er diesen Glauben uns ins Herz gepflanzt hat.

Und hier wird sich vielleicht ergeben, was v. Egidy und seinen Freunden Richtiges vorschwebt. Nicht Christus, nicht der Gott-Christus, zu dem die Gemeinde der Gläubigen sich bekennt, ist es, was sie ärgert, sondern die theologische Formulirung dieses Bekenntnisses selbst, wie sie ihnen etwa im Munde des eifrigen Pastors, der zwischen Religion und Theologie, zwischen Christus und dem Dogma von Christus keinen Unterschied zu machen wußte, oder in einem allzu dogmatisch bestimmten Jugendunterricht entgegengetreten ist.

Daß ich deutlicher werde. Unsre Lehrbücher für den Religionsunterricht in Volks- und höhern Schulen, auch für die Konfirmandenlehre, sind zum guten Teil nichts weiter als popularisirte Auszüge aus theologischen Kompendien. Daher wird den Kindern wohl nach Kräften das christologische Dogma, wie die Theologen es formulirt und registrirt haben, beigebracht, aber darüber versäumt, den Glauben an die Gottheit Christi zu wecken. Es genügt, an die Zerreißung der Persönlichkeit Jesu Christi zu erinnern, wie sie durch das Schema der zwei Stände und der drei Aemter,*) nach denen die Lehre von Christus in der Regel vorgetragen wird und nach offiziellen Vorschriften vorzutragen ist, in den Unterricht fast mit Notwendigkeit eindringt. Zugegeben, daß ein frommer Lehrer mit besonderm Lehrtalent trotzdem den Kindern ein einheitliches, lebenswirkliches, menschlich-wahres Bild seines Erlösers vermitteln wird, erschwert ist es ihm außerordentlich, und nicht alle sind Meister. Der ganze Mensch Christus dein Gott! Dieses Leben, Leiden, Sterben — „ganz menschlich und doch ganz göttlich!“ Das kommt nicht zu seinem Recht und zu seiner Wirkung. Und daran liegt alles.

Ich wiederhole: das Bekenntnis der gläubigen Christen zur Gottheit Christi kann nicht bedeuten: Christus war ein Gott, nämlich ein zweiter neben dem Vater. Das hat auch die Kirche niemals gelehrt. Sondern derselbe Gott, den wir unsern Vater nennen, hat in dem Menschen Jesus sich auf eine besondre Weise uns genaht und sich selbst uns mitgeteilt. Nennt man Christus schlechtweg Gott, so ist das schon eine abgeleitete Aussage, abgeleitet aus dem freudigen Begreifen des durch ihn erlösten Menschenkindes: Mein Herr und mein Gott! Und in diesem Bekenntnis ist an und für sich noch gar nichts gesagt über sein Dasein vor der Geburt, über sein „Wesen“ gegenwärtig in der Verklärung, über das Verhältnis seiner „Natur“ zur „Natur“ des Vaters; — in diesem Bekenntnis liegt nur die Aussage: Das ist meine (und aller Gläubigen) Erfahrung mit ihm, daß ich in ihm meinen Gott habe.

*) Welches Kind versteht denn, was in diesem Sinne ein „Stand“ ist; so redet heute niemand von Ständen; es ist die Verdeutschung von status! Und wie viele Kinder haben denn irgend eine lebendige Vorstellung von einem Hohenpriester in Israel! Aber durch die Vermittelung so unlebendiger Vorstellungen soll das Kind die Person und das Werk Christi begreifen!



Unsre Laien, sowohl die an Christi Gottheit den Hauptanstoß nehmen, als die sie verteidigen, sind leider meist viel theologischer geschult, als sie meinen. Sie können dafür nichts, sie haben das aus dem Unterricht, den sie empfingen. Man kann nichts thun, als sie in die Schrift weisen: lernt dort Jesus Christus richtig kennen und was er den ersten Christen gewesen ist, und dann werdet ihr verstehen, wie das unentbehrliche christliche Wahrheit ist, was sie in der göttlichen Verehrung ihres Herrn ausgedrückt und befaßt haben.

Ich bin lang geworden und habe doch noch viele Fragen offen gelassen, aber es mußte genug sein, auf den Kern der Sache hinzuweisen.

Eine Schlußbemerkung nur scheint mir noch unerläßlich. Ich habe nicht als Theologe schreiben wollen; aber bei der Sucht, doch alles gleich zu zeichnen und zu stempeln, wird man vielleicht sagen, das sei Ritschlsche Theologie. Dagegen muß ich als Theologe kurz zweierlei sagen.

1. Verwerfung der Spekulation, der Metaphysik in der Theologie ist ein Hauptstück der Lehre Ritschls gewesen. Ich meine nun, daß die Spekulation ebenso ein Mittel sein kann, die richtige Schätzung Christi, seines Werkes und seiner Person, auszudrücken, wie die rein sittlich-religiöse Betrachtung seiner geschichtlichen Persönlichkeit. Wer z. B. die Logosidee hat (jeder philosophisch Gebildete weiß, was ich meine), muß sie auf Christus anwenden, sonst ist er kein Christ. Aber dem, der die Logosidee nicht hat, zumuten, daß er Christus mit diesem Logos gleichsetze, heißt allerdings Unmögliches fordern, von Laien wie von Theologen, heißt die geistlich Armen ausschließen vom Himmelreich. Hier liegt die große zeitgeschichtliche Bedeutung, die Mission der Ritschlschen Theologie; sie hat schon viele junge Theologen dem Christentum und ihnen das Christentum erhalten, sie wird noch vielen in der Gemeinde den gleichen Dienst thun. Aber wir sind nicht auf Ritschl getauft, sondern auf Christus, und auch die Ritschlsche Theologie hat ihre Zeit. Es können andre Zeiten kommen, da die Spekulation, die Mystik neue Herrschaft über die Gemüter gewinnt, und die werden wieder in andern Zungen von Christus reden.

2. Robertson ist durch seinen Tod im Jahre 1853 vor dem Verdachte geschützt, Ritschlianer zu sein. Ich meine, daß er dem, was ich ausgeführt habe, zustimmt. Jedenfalls gehört er zu denen, die sich nicht dabei beruhigen können, in Christus nur den bloßen (seis auch bedeutenden) Menschen zu sehen und im Christentum nichts weiter als seine Nachfolge. Das Christentum war und blieb ihm seinem innersten Wesen nach Erlösung, Versöhnung, und Christus der Erlöser, Versöhner. Er sagt:

> Der Kernpunkt des Christentums ist die Versöhnung; nehmt die Versöhnungsthat weg, und ihr verlöscht das Christentum. Wenn das Christentum nichts andres als eine Nachahmung Christi wäre, so könnte die Nachahmung noch mancher andrer frommer Männer Christentum sein. Wenn das Christentum nichts andres wäre als ein Martyrium für die Wahrheit, dann wäre, einige wenige Umstände abgerechnet, kaum ein Unterschied zwischen dem Tode des Sokrates und Christi Tode. Aber das Christentum ist mehr als das; das Leben und der Tod Christi ist die Versöhnung. (Religiöse Reden S. 60 f.)
>
> Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. 2. Kor. 5, 19.*)

In diesem Sinne, das darf ich wohl für alle Mitarbeiter dieser Zeitschrift sagen, bleibt die Gottheit Christi unumstößliche, unentbehrliche Wahrheit. Und wenn die Kirche über kurz oder lang zu einer Durchsicht und Erneuerung ihres Dogmas oder ihres Bekenntnisses kommen sollte,**) so wird sie auch diese Wahrheit irgendwie festhalten, irgendwie zu neuem, lebendigem Ausdruck bringen müssen, wenn anders der Glaube der Gläubigen sein und bleiben soll, was die Kirche bekennt. R

*) Vgl. meine Weihnachtsbetrachtung in Nr. 52 des vor. Jahrg.
**) Vgl. Nr. 2, Sp. 29.

# Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen

## 2. Zukunftsaussichten

Die bisherige Besprechung wird gezeigt haben, daß unsre evangelischen Landeskirchen sich in ihrem Rechtsleben, gerade wie in andern Beziehungen, in einem Uebergangszustand befinden. Ursprünglich ein Bestandteil des lutherischen oder reformirten Konfessionsstaates haben sie sich aus dieser Verflochtenheit allmählich gelöst und zu selbständig verfaßten Genossenschaften zu entwickeln angefangen. Aber der Prozeß ist noch nicht beendigt, die werdenden kirchlichen Genossenschaften haben die Eierschalen noch nicht abgestreift. Ihr Verhältnis zum Staate ist noch nicht zur völligen Klarheit gediehen, und so kommt es, daß über die wichtigsten dahin einschlagenden Fragen, wie wir gesehen haben, sehr auseinandergehende Auffassungen möglich sind. Dabei kann es nicht bleiben, der Prozeß muß weiter gehen. Auf welchen Wegen und zu welchen Zielen? Das ist jetzt die Frage. Wir wollen darüber D. Mejer reden hören.

Zwei Strömungen haben sich innerhalb der deutschen Landeskirchen erhoben, die auf die Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments oder zunächst wenigstens auf dessen wesentliche Abschwächung hinausgehen, die hierarchische (episkopale) und die synodale.

Diese Tendenz auf Abschwächung der landesherrlichen Kirchengewalt war anfangs im Interesse nur eines synodalen Regiments aufgetreten, jetzt tritt sie auch im Interesse des hierarchischen auf. Grundsätzlich zwar gehen die hierarchische und die synodale Strömung wider einander; denn wenn, wie jene will, das Kirchenregiment dem Lehramte gehört, so ist das Mitregieren von Nichtgeistlichen in Presbyterien und Synoden vom Uebel. Aber da beide Strömungen die Gegnerschaft gegen landesherrliches Kirchenregiment gemein haben, so hat, als sich zeigte, daß der soziale Einfluß der geistlichen und weltlichen Vertreter der hierarchischen viele Wahlen zu den kirchlichen Vertretungsorganen beherrschen konnte, diese Partei den prinzipiellen Gegensatz beiseite gesetzt und ist in die synodale Bewegung in der Hoffnung, sie zu beherrschen, eingetreten. Anderseits lehnt auch die für synodale Regierung eintretende ein hierarchisches Element nicht ab; denn auf dem Hintergrunde der Erfahrungen von dem Wirken großer Persönlichkeiten, die unsre neueste nationale Entwicklung uns gebracht hat, ist eine idealisirende hierarchische Vorstellung von der Bedeutung der Einzelpersönlichkeit auch auf kirchlichem Gebiete entstanden. Und es ist richtig, daß kirchenregimentliche Thätigkeiten, die zugleich erziehliche sind und daher ein Vertrauensverhältnis voraussetzen, um wirksam geübt zu werden, selbst formell nicht von unpersönlichen Konsistorialkollegien gehandhabt werden sollten, da es ein Vertrauensverhältnis nur von Person zu Person giebt. So gehen augenblicklich beide Parteien verbunden gegen das landesherrliche Kirchenregiment vor.

Jenes gemeinsame Zusammenwirken wird aber nicht dauern. Es ist die Natur der Irrlehren, sich zu steigern, bis sie sich überschlagen; das wird auch der Fall der hierarchischen sein. Für den Moment will sie den Konsistorien nur geistliche Vorsitzer geben und denkt sich diese noch als vom Landesherrn, allerdings unter Mitwirkung des Synodalausschusses, ernannte. . . . Aber, sie wird unausbleiblich dahin gelangen, eine im vorreformatorischen Sinne episkopale göttliche Vollmacht für das kirchliche Regiment zu unterstellen. Diejenigen Superintendenten und Generalsuperintendenten, die ihr Amt schon jetzt in hierarchischer Weise aufzufassen geneigt sind, befinden sich auf gefährlichem Wege. Wann er zu voller Annahme des vorreformatorischen Dogmas führen werde, ist eine Frage der Zeit. Gewiß aber ist, daß, wenn sie eintritt, das Bündnis zwischen hierarchischer und synodaler Strömung aufhören wird, denn katholisch werden wollen unsre deutsch-evangelischen Gemeinden nicht. Ob alsdann ein Regiment der Synodal- oder Synodalausschuß-Majoritäten platz greift, steht zu erwarten, und wenn man die Entwicklung seit dem Westfälischen Frieden überblickt, zu vermuten. (S. 58 f.)

Sehr zutreffend ist zunächst, was hier über die hierarchische — d. h. auf die Herstellung eines Kirchenregiments geistlicher Obern nach der Weise katholischer Bischöfe gerichtete — Strömung gesagt wird. Friedrich Julius Stahl war es, der seit 1840 die Lehre aufbrachte, daß nach evangelischen Grundsätzen das Kirchenregiment die Sache des kirchlichen Lehramtes sei. Er konnte sich dafür auf manche, freilich mißverstandne Aussprüche der Lutherischen Bekenntnisse berufen, hat jedoch später offen zugegeben, daß seine Lehre nicht die bekenntnismäßige sei. Die evangelischen Bekenntnisse wissen nur davon, daß das geistliche Amt berufen sei, „durch das Wort," ohne Gewalt oder Zwang, also auf moralischem, seelsorgerlichem Wege zu wirken. Eine Vollmacht zur Rechtsbildung wohnt dem geistlichen Amte, wie Mejer an andern Stellen mit Recht hervorhebt, in keiner Weise bei, also auch kein Beruf zur Ausübung des Kirchenregiments, d. h. zum äußern Ordnen und Regieren durch Rechtszwang. Ohnehin würde die sittliche Autorität, ohne die ein solches Regieren, losgelöst von der Zwangsgewalt der Obrigkeit, gar nicht denkbar wäre, nur zu erreichen sein auf Grund einer nicht bloß katholisirenden, sondern geradezu katholischen Vorstellung von göttlicher Weihe und Vollmacht des Bischofsamtes. Diese aber in unserm protestantischen Volke einbürgern zu wollen, das wäre ein völlig aussichtsloses Unternehmen.

Das Bündnis zwischen hierarchischer und synodaler Strömung, wie es bei bekannten Vorgängen auf verschiednen preußischen Synoden hervorgetreten ist, erweist sich sonach als unnatürliches und kann nicht von Bestand sein. Was aber wird dann werden? Die Zukunft gehört nach Mejers Urteil der synodalen Strömung. Die Synoden und Synodalausschüsse werden in ihrem Vordringen gegen das landesherrliche Kirchenregiment diesem immer noch größere Zugeständnisse abgewinnen. Was der Ausgang davon sein werde, darüber hat sich Mejer nicht ausgesprochen. Aber man versteht ihn wohl nicht falsch, wenn man annimmt, daß er an das schließliche Verschwinden des landesherrlichen Kirchenregiments glaubt. Es klingt etwas pessimistisch, wenn er von einem Kirchenregiment der Synodal- oder Synodalausschuß-Majoritäten redet, dessen Eintreten zu vermuten sei. Man meint aus dem Ausdruck etwas herauszuhören wie dies: nachdem wir einmal den richtigen Boden der Lutherischen Lehre von dem obrigkeitlichen Wächteramt über die erste Tafel verlassen haben und durch Pietismus und Kollegialismus bei dem heutigen Liberalismus angelangt sind, geschieht es uns recht, daß wir bis zur äußersten Konsequenz des eingeschlagnen falschen Weges gedrängt werden, d. h. daß wir endlich bei amerikanischen Zuständen anlangen. Die Landeskirchen wären dann zu Genossenschaften im vollen Sinne geworden, vom Staatsregiment gelöst, aber sie hätten in notwendiger Folge davon den öffentlich-rechtlichen Charakter verloren und müßten sich gefallen lassen, vom Staate nur noch nach privatrechtlichem Maße gemessen zu werden.

Daß wir uns auf dem Wege zu amerikanischen Zuständen befinden, hat uns erst unlängst wieder eine Stimme aus Amerika geweissagt. Es ist die des auch in Deutschland rühmlich bekannten amerikanischen Theologen D. Philipp Schaff (jetzt Professor an dem theologischen Seminar in New-York) in seinem Buch über Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten.*) Im Gegensatz zu der etwas pessimistisch angehauchten Auffassung Mejers tritt uns hier eine frohgemut optimistische Betrachtung entgegen. Der Verfasser, obwohl Deutscher dem Namen und der Abstammung nach, hat sich während seines langen Aufenthalts in der neuen Welt vollständig veramerikanert. Er redet mit dem kräftigen Selbstgefühl des freiheitsstolzen Amerikaners — eine Stimmung, die unserm Gefühle nach hin und wieder an das jugendliche Selbstgefühl der Flegeljahre anklingt. Das rasche Aufblühen der nordamerikanischen Republik ist ihm „das Wunder des neunzehnten Jahrhunderts," das öffentliche Leben in den Vereinigten Staaten maßgebendes Vorbild für die politische Entwicklung. So insonderheit auch der kirchenpolitischen Entwicklung. Hier liegt das Heil ausschließlich in der vollständigen Trennung zwischen Kirche und Staat, wie sie die nordamerikanische Bundesverfassung geschaffen hat. Nur wo diese besteht, ist Gewissensfreiheit möglich; das Kirchenregiment deutscher Landesherren steht für den Verfasser in einer Linie mit dem russischen Byzantinismus. Aber das amerikanische System übt seine Rückwirkungen auch auf die alte Welt (wovon uns in Deutschland freilich nichts bekannt ist, wenn man nicht die Propaganda amerikanischer Methodisten und andrer Sekten dahin rechnen will); in Deutschland geht die Entwicklung der Dinge unaufhaltsam dem amerikanischen Freikirchentum zu. Von dem letztern entwirft der Verfasser ein glänzendes Lichtbild, und es ist nicht zu leugnen, daß die ausschließliche Nötigung zur Selbsthilfe, wie sie in dem amerikanischen Zustande liegt, wie auf andern Gebieten, so auch auf dem kirchlichen, große Erfolge

*) Church and state in the United States, or the American idea of religious liberty and its practical effects. New York, G. P. Puthams Son, 1888.

bringt. Die Gewöhnung, alles nur von sich, nichts von der Staatshilfe zu erwarten, entwickelt in wunderbarer Weise die persönliche Thatkraft und Initiative, desgleichen die Opferwilligkeit für gemeinsame Zwecke. Das amerikanische Kirchenleben hat in dieser Richtung Leistungen aufzuweisen, die dem an deutschlandeskirchliche Verhältnisse Gewöhnten wahrhaft überraschend und beschämend vorkommen. Einen Maßstab dessen, was dort die freie Selbstthätigkeit leistet, bietet das reißende Anwachsen des Kirchenvermögens: D. Schaff berechnet, daß dieses, wenn es sich in dem seitherigen Maße weiter vermehrt, bis zum Jahre 1900 auf drei Billionen Dollars gestiegen sein werde. Wie trübselig nimmt sich daneben die Geldnot aus, mit der bei uns so viele kirchliche Veranstaltungen jahrein jahraus zu kämpfen haben.

Aber den Lichtseiten stehen auch recht erhebliche Schattenseiten gegenüber. Schon vor zwanzig Jahren schrieb ein nach Amerika ausgewanderter deutscher Theologe, der aus Mißbehagen an den dortigen Kirchenzuständen schließlich katholisch geworden ist*):

Von den Schwierigkeiten, die mit der Stellung eines protestantischen Predigers in Amerika verbunden sind, haben weder die Leute in Deutschland noch auch die Katholiken in Amerika eine hinreichende Vorstellung. . . . Die protestantischen Prediger sind hier gänzlich der in der Regel sehr rohen Willkür der Gemeinden preisgegeben. . . . Die Gemeinden in Amerika bestehen keineswegs, wie auch ich wegen der hier herrschenden völligen kirchlichen Freiheit, die es dem Belieben eines jeden anheim giebt, sich an eine kirchliche Gemeinschaft anzuschließen, vorausgesetzt hatte, überwiegend aus eifrigen, frommen Kirchenleuten, welche aus reinem göttlichem Eifer sich zur Gemeinschaft verbunden hätten. Dies ist nur in sehr wenigen Gemeinden der Fall u. s. w.

Und wenn man die hochbeachtenswerten Mitteilungen liest, die Pastor Borchard auf der Generalversammlung der Diaspora-Konferenz im Jahre 1889 über Nordamerika gemacht hat,**) so erhält man den deutlichen Eindruck, daß auch das amerikanische Freiwilligkeitssystem keineswegs das Heilmittel für alle Schäden in sich trage. Was namentlich die religiöse Stellung der Staatsschulen, von denen der Religionsunterricht ausgeschlossen ist, angeht, so nimmt sich diese nach den hier gemachten Mitteilungen gar nicht so rosig aus, wie es nach D. Schaffs Aeußerungen scheinen könnte, der sich darauf beruft, daß doch fast überall die Bibel gelesen werde und Schulandachten gehalten würden, namentlich von den „Ladies," den Lehrerinnen.

Als eine wertvolle Leistung des Freikirchentums rühmt D. Schaff, daß es eine ernste Kirchenzucht ermögliche, namentlich in Hinsicht der Orthodoxie: solche haarsträubende Ketzereien, wie Professoren auf den deutschen Staatsuniversitäten sie verüben könnten, ohne abgesetzt zu werden, z. B. Bestreitung der Inspiration der Bibel oder der Trinitätslehre, seien in einer amerikanischen Freikirche unmöglich. Er scheint nicht zu bemerken, daß er damit einen Zustand beschreibt, welcher eher das Gegenteil von Freiheit zu heißen verdient. Umgekehrt wo eine Gegenwirkung des sittlichen Gemeingeistes, also eine gründliche Zuchtübung am Platze wäre und heilsam wirken könnte, erfährt man von solcher gar nichts, z. B. gegenüber der Beamtenkorruption, dem Geschäftsschwindel, selbst die unchristliche Laxheit in Beziehung auf Ehescheidung und Wiederverheiratung scheint ungeahndet hinzugehen; wenigstens macht der Verfasser, anscheinend ohne das Auffallende davon zu empfinden, die Bemerkung, es sei das Verdienst der römisch-katholischen Kirche in Amerika, die Heiligkeit des Ehebandes aufrecht zu erhalten. Man begreift, weshalb ein Einschreiten gegenüber Dingen dieser Art oft nicht thunlich sein mag in Gemeinden, die völlig von der guten Stimmung ihrer einflußreichen und zahlungsfähigen Mitglieder abhängen. — Eine unvermeidliche Beigabe des Freikirchentums ist die Zersplitterung in Sekten. Was unter deutschen Verhältnissen als eine Mannigfaltigkeit verschiedner Richtungen innerhalb der einen evangelischen Landeskirche erscheint, das gestaltet sich dort zu einem Heere von Sekten und Denominationen, die sich nicht selten um sehr geringfügiger Unterschiede willen gegenseitig ausschließen und bekämpfen. Es kann unsrer Meinung nach kaum die Frage sein,

*) R. und H. Baumstark, Unsre Wege zur katholischen Kirche. Freiburg, 1870.

**) Vom Puget-Sound nach Utah. Vortrag von Pastor Dr. Borchard, in dem Jahrbuch der Diaspora-Konferenz für 1889.



welcher Zustand für die Gesundheit des religiösen Lebens der heilsamere sei. Die völlige Ungebundenheit nach außen wird gar leicht zur drückenden Unfreiheit im Innern.

Alles in allem genommen würde es schwerlich als ein Segen zu begrüßen sein, wenn das amerikanische Freiwilligkeitssystem in unsre deutschen Landeskirchen verpflanzt würde. Es wäre für uns ein Importartikel, nicht wie dort aus den Ursprüngen und der Geschichte des nationalen Staatswesens erwachsen und dem Volkscharakter innerlich verwandt; uns liegt einmal das Help your self nicht so in Fleisch und Blut wie dem Amerikaner, weil wir eine ganz andre Geschichte hinter uns haben. So würde voraussichtlich das amerikanische System bei uns seine heilsamen Wirkungen in weit geringerm und die schädlichen in weit höherm Grade entfalten als dort in seiner Heimat.

Glücklicherweise ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, das, was unsre beiden Propheten, der deutsche und der amerikanische, im Geiste vorausschauen, verwirklicht zu sehen. Ein mächtiges Hindernis steht entgegen: es ist die bei uns Deutschen fest gewurzelte Schätzung des Staates. Der Amerikaner redet davon, daß derjenige Staat der beste sei, der am wenigsten regiere, also — die Folgerung ist nicht abzuweisen — der allerbeste im Grunde der, der garnicht regiert. Es ist die wohlbekannte Auffassung des Staates, wonach er eigentlich nur die leider nicht entbehrliche Schutzanstalt für die Sicherheit von Leben und Eigentum bildet: jede höhere Aufgabe bleibt ihm dabei versagt. Insbesondre die Pflege der idealen, sittlichen Güter des Volkslebens ist nach D. Schaff von dem Bereiche des Staates ausgeschlossen und fällt lediglich der freien Privatthätigkeit anheim. Dagegen gilt uns der Staat als die Organisation des gesamten Volkslebens nach allen seinen Seiten, mithin als Kulturstaat, und diese Auffassung ist in gerader Linie aus den Gedanken der Reformatoren über Staat und Obrigkeit abzuleiten. Von dieser Höhe wird sich der deutsche Staat niemals abdrängen lassen. So lange er sie aber einnimmt, wird er nie aufhören können, zu Glauben und Religion seiner Bürger auch inhaltlich eine bestimmte Stellung einzunehmen. Er wird diese entweder bekämpfen oder sie als ein für sein eignes Wohlsein notwendiges Element fördern und pflegen. Käme es jemals zu einer Trennung von Kirche und Staat nach amerikanischem Muster, so könnte dies, wie die Dinge liegen, nur im erstern Sinne geschehen, d. h. der Staat würde sich des Zusammenhanges mit der Kirche entledigen, um dadurch freie Hand zu erhalten, jene nach Möglichkeit zurückzudrängen und das von ihr vertretene Prinzip durch ein seiner Meinung nach höheres zu ersetzen, nämlich das der religionslosen Kultur. Es gäbe für den alsdann zu führenden Vernichtungskampf gegen die Kirche tausend Mittel auch ohne eigentliche und direkte Religionsverfolgung. Geht aber die Entwicklung in der entgegengesetzten Richtung weiter — und wer an die Zukunft der deutschen Nation Glauben hat, wird nichts andres für möglich halten als dies —, so wird sich immer das Bedürfnis fühlbar machen, außer der nackten juristischen Anerkennung des Rechts der Kirche auf Dasein und Freiheit ein positives Band des Zusammenhanges zu haben. Dieses liegt, was die evangelische Kirche betrifft (von der katholischen, wo die Dinge himmelweit anders liegen, muß hier abgesehen werden), in dem landesherrlichen Kirchenregiment. Mag man darin ein aus frühern Verhältnissen noch fortdauerndes Stück Staatsgewalt sehen oder gewissermaßen ein mit dem landesherrlichen Amte verbundenes und davon abtrennbares Nebenamt, in jedem Falle verbürgt es eine weitreichende Gemeinschaft zwischen Kirche und Staat: der Landesherr könnte ohne Pflichtverletzung nur mit einer Genossenschaft, deren Zwecke dem Staatszweck innerlich verwandt sind oder vielmehr innerhalb desselben liegen, in so enge Beziehung treten.

Durch die ganze neuere Entwicklung und besonders den Uebergang zur presbyterial-synodalen Selbstverwaltung hat übrigens die Kirchengewalt der Landesherren nicht bloß in ihrem Rechtscharakter nach außen, sondern auch inhaltlich eine erhebliche Modifikation, bezw. Einschränkung erfahren. Vieles, was ehemals der Landesherr kraft seiner diskretionären Gewalt

als Landesvater höchstpersönlich verrichtete, ist jetzt den von ihm eingesetzten Behörden überlassen oder an die Zustimmung, oder Mitwirkung der gemeindlichen Vertretungskörper gebunden. Keiner unsrer evangelischen Landesherren denkt mehr daran, nach persönlicher Ueberzeugung Glaubensformeln festzustellen, Agenden zu erlassen, Pfarrer ein- oder abzusetzen, wie seine Vorfahren es konnten und übten. Die Kirchenregierung durch die Landesherren ist schon jetzt mehr und mehr zu einem Schutz- und Aufsichtsrecht geworden. Was gegenwärtig der Landesherr in der Kirchenleitung wirklich, d. h. in eigner Person vollbringt, das ist in der Regel nur die Sanktion und Verkündigung der Kirchengesetze und die Ernennung der höheren Kirchenbeamten, in kleinern Landeskirchen der sämtlichen Geistlichen, oder vielmehr die Bestätigung der von den betreffenden Behörden Vorgeschlagenen. Es ist anzunehmen, daß die Entwicklung sich in dieser Richtung weiter bewegen wird. Die Landeskirchen werden immer mehr zu Genossenschaften werden, die innerhalb des Staates ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten unter der Protektion des Staatsoberhauptes. Das „altlandeskirchliche" System wäre aufgegeben, keineswegs aber der reformatorische Boden. Es ist nicht zu übersehen, daß jenes von D. Mejer so genannte System zwar der Zeit nach der erste Versuch ist, das Verhältnis von Kirche und Staat — um den modernen Ausdruck der Kürze halber zu gebrauchen — zu regeln, keineswegs aber der abschließende, oder der die endgültige Lösung des Problems gebracht hat. Ein Zug der reformatorischen Auffassung, und zwar unsrer Meinung nach ein unveräußerlicher Zug, nämlich die obrigkeitliche Fürsorgepflicht in Bezug auf Glauben und Religion der Unterthanen, kommt in diesem System zum scharfen, ja einseitigen Ausdruck; aber ein andrer, nicht minder wesentlicher und unveräußerlicher reformatorischer Gedanke ist darin vollständig übersehen. Dies ist der Gedanke der Gewissensfreiheit. Daß der Glaube, der gerecht und selig macht, nur ein persönlicher, freier Glaube sein könne, liegt in der Natur der Sache, und daß es daher in Dingen des Glaubens und Gewissens keinen Zwang geben könne und dürfe — denn sonst wären die Büttel und Henker die gelehrtesten Doktores auf Erden —, hat Luther nicht einmal, sondern unzähligemale ausgesprochen, und alle andern Reformatoren sind darin mit ihm gleicher Meinung.

Aber der hohe, für das Geschlecht jener Zeit vollständig neue Gedanke kam im nächsten Verlauf der Dinge nicht zu seinem Recht. Sobald Kurfürst Johann der Beständige in Sachsen die Neuordnung der kirchlichen Dinge in die Hand genommen hatte, wurde der Weg des direkten obrigkeitlichen Zwangsgebotes eingeschlagen. Die kurfürstliche Instruktion an die Visitatoren von 1527 gebot kurzer Hand allen denen, die nicht mit dem recipierten neuen Lehrbegriff übereinstimmten, das Land zu meiden. Noch ein Jahr zuvor hatte man in Hessen daran gedacht, auf dem Wege der Gewissensfreiheit vorzugehen. Der Verfassungsentwurf, der dort auf Beschluß der Synode von Homberg 1526 ausgearbeitet wurde, redete davon, daß evangelische Gemeinden auf Grund persönlicher Beitrittserklärung der Einzelnen gebildet werden sollten. Es war hinzugefügt: wenn vielleicht anfangs nur wenige sich anschlössen, solle man nicht erschrecken; sobald das göttliche Wort rein und ungehindert im ganzen Land verkündigt werde, würden die übrigen bald nachfolgen. Aber der Entwurf wurde zurückgezogen, man schlug bald auch in Hessen die sächsischen Wege ein. Als in Sachsen die Theologen (Melanchthon unter Luthers Mitwirkung) der kurfürstlichen Instruktion 1528 ihren Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren folgen ließen, machten sie in der Vorrede noch den Versuch, wenigstens den Grundsatz der Gewissensfreiheit zu retten:

> Wo aber Etliche sich mutwilliglich dawider setzen würden und ohne guten Grund ein Sonderliches wollten machen, . . . müssen wir dieselben von uns wie die Spreu von der Tenne sondern.

Doch unterließen sie nicht den verständlichen Hinweis beizufügen, daß sie „auch hierinnen ihres gnädigsten Herrn Rat und Hilfe nicht wollten unbesucht lassen."

So kam es zu jener „altlandeskirchlichen" Gestalt der Dinge. Wie sich das aus den damaligen Zeitverhältnissen erklären, in gewissem Sinne vielleicht selbst rechtfertigen läßt, ist hier der Ort nicht zu untersuchen: so viel ist gewiß, daß jenes altlandeskirchliche System als der vollkommen zutreffende Ausdruck der reformatorischen Gedanken keineswegs zu betrachten ist. Durch die folgende Entwicklung ist der Grundsatz der persönlichen Gewissensfreiheit mehr und mehr in den Vordergrund getreten; in dem System der Trennung von Kirche und Staat kommt er ebenso schroff und einseitig zum Ausdruck, wie in dem alten System der Grundsatz der landesherrlichen Fürsorgepflicht. Die Aufgabe ist jetzt nicht, den einen jener reformatorischen Gedanken zu Gunsten des andern aufzugeben, sondern eine Gestaltung anzustreben, in der beide harmonisch zu ihrem Recht kommen und zur Wahrheit werden. Das wäre das wahrhaft protestantische Verhältnis von Kirche und Staat. Es wird das oben angedeutete sein: die evangelische Kirche als sich selbst regierende Genossenschaft im Staate unter der Protektion des Landesherrn.

Zu leugnen ist nicht, daß die so gegebene engere Verbindung mit dem Staate auch eine größere Abhängigkeit von ihm in sich schließt, als worin sich die Freikirche befindet. Sie mag bisweilen unbequem werden, und ein größeres Maß von Unabhängigkeit erwünscht erscheinen. Es sei gestattet, schließlich noch anzuführen, was in dieser Beziehung D. Mejer ausspricht (S. 60):

> Dagegen sind in allen Dingen äußerer Macht die evangelischen Landeskirchen der katholischen Kirche nicht vergleichbar. Der Umfang einer einzelnen überschreitet niemals die Grenzen des Einzelstaates, nicht selten erreicht er sie nicht. In ihrer genossenschaftlichen Verfassung unfertig und in ihrer genossenschaftlichen Aktion nicht einheitlich, sondern von Majoritäten geleitet, die wechseln können und die, sobald sie klein sind, keine moralische Autorität haben, beherrscht die Landeskirche ihre Mitglieder nicht entfernt so, wie die katholische Kirche die ihren, namentlich auch nicht pekuniär. Ehedem ging sie äußerlich im Staate auf; heute ist sie zwar unabhängiger von ihm geworden, bleibt jedoch noch immer auf seine Unterstützung verwiesen.
>
> So lange sie aber ohne seine Hilfe nicht zu bestehen vermag, kann sie auch freie Abkommen mit ihm nicht treffen. Die Partei, welche ihr solche Selbständigkeit gewinnen möchte, erwartet vom Staate selbst die Mittel, die dieser doch nur dann zu gewähren vermag, wenn er sich überzeugt, daß in größerer Unabhängigkeit die Landeskirche sich dem Staatswohl förderlicher erweisen würde als jetzt. Die Versicherungen der kirchlichen Parteiführer hiervon sind ohne Wert. Es giebt nur ein wirksames Ueberzeugungsmittel: die evangelische Kirche muß mit ihrer in allen deutschen Staaten ihr ungehindert zu Gebote stehenden Arbeit der Seelsorge sich als eine dergestalt im Volk wirksame und so erkennbare Erfolge erreichende Macht bewähren, daß sie sich die Anerkennung erwirbt, sie werde, wenn selbständiger, das öffentliche Wohl noch wirksamer als gegenwärtig fördern. Nur als eine Macht, als eine die Gemeinden wirklich belebende und beherrschende Macht kann sie dem Staate, auch der katholischen Kirchenwelt gegenüber von Bedeutung sein. Die Arbeit, auf die es hier ankommt, ist die pastorale. Wird sie unter göttlichem Segen mit Erfolg betrieben, so wird ihr der Erfolg nicht fehlen.

Diese Sätze treffen so vollständig das Rechte, daß wir ihnen nichts weiter beizufügen wissen. Sie seien ernster Beachtung und Beherzigung empfohlen. K K



## Majunke am Pranger!

Mögen die Herren Professoren der protestantischen Theologie mich, den ehemaligen Erlanger und Tübinger Theologiestudenten, noch so vielfach an theologischer Gelehrsamkeit überragen: in einem Punkte hat meine theologische Wenigkeit sogar vor den Koryphäen und Zelebritäten der protestantischen Gottesgelahrtheit etwas voraus, und dieser Punkt heißt: persönliche Benützung der königlichen bayerischen Hof- und Staatsbibliothek zu München, verbunden mit einer gewissen Virtuosität im Nachschlagen und Aufspüren. Vielleicht kein protestantischer Theologe in ganz Deutschland dürfte daher in der Lage sein, dem Pseudogelehrten Majunke den von ihm usurpirten Nimbus der gelehrten Bücherkenntnis so gründlich abnehmen zu können, wie ich. Da jedoch eine vollständige Aufzählung und Erörterung der sämtlichen von Majunke verübten bibliographischen Schnitzer die Grenzen des mir hier zugemessenen Raumes bei weitem überschreiten würde, so muß ich mich leider damit begnügen, an einem besonders interessanten Falle ein Exempel zu statuiren.

Seite 24 seiner „historischen Untersuchung" über Luthers Lebensende hat Majunke Folgendes drucken lassen:

Ja ein von den Protestanten besonders angeseindeter*) Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, der bereits oben erwähnte Floremund Raemund, sucht in seiner Historia memorabilis Luther wegen seiner letzten That noch zu entschuldigen! — Er registrirt die verschiedenen über Luthers Tod zirkulirenden Gerüchte, mißt dann dem Berichte des Bozius den meisten Glauben bei und bemerkt schließlich, Luther habe diesen Schritt gethan, weil er „extremis oppressus calculi doloribus mortem vehementer optavit."

Vor allem möge nun der „Historiker" Majunke lernen, daß Florimond de Raemond von 1540 bis 1602 gelebt hat und mithin nicht „ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts," sondern des sechzehnten gewesen ist. Zweitens hat Florimond de Raemond auch nicht ein einziges seiner Werke lateinisch, sondern alle in seiner französischen Muttersprache geschrieben. Erst Anno 1614 (also zwölf Jahre nach des Autors Tode!) hat der Buchhändler Gerhard Grevenbruch in Köln auf eigene Faust und aus purer Geldspekulation das betreffende französische Originalwerk ins Lateinische übersetzen lassen.**) Diese gänzlich unauthentische Buchhändlerspekulationsübersetzung zitirt nun der „Historiker" Majunke fortgesetzt als Original!

Der Titel der französischen Originalausgabe lautet mit Weglassung des Unwesentlichen: L'HISTOIRE | DE LA NAISSAN-|CE, PROGREZ ET DE-|CADENCE DE L'HERESIE | DE CE SIECLE. | Par FLORIMOND DE RÆMOND Conseiller du Roy en ſa Cour de Parlement | de Bourdeaus. | A PARIS, | MCDV | Das Druckjahr ſoll ohne allen Zweifel heißen: MDCV; denn das Privilegium des Königs Henry IV datirt vom 9. Oct. 1604. Aeußerlich ſtellt das Buch einen ſtattlichen Quartanten vor.

Ich meines Orts würde nun am allerliebſten die ganze Auslaſſung des Flor. de Raemond über Luthers Tod unverkürzt hier reproduziren; allein da die Redaktion dieſer Zeitſchrift ein Zitat von zweiundſechzig Quartzeilen vorausſichtlich als zu lang beanſtanden würde, ſo muß ich mich leider auf die abſolut unentbehrlichen Beweisſtellen einſchränken. Dieſe letzteren aber gebe ich wörtlich und buchſtäblich:

T. I fol. 226r: „*Vn citoyen de la ville d'Iſlebe qui a fait vn diſcours de ſa mort, dit que pendant ſon ſejour à Hal, Mansfeld & Iſlebe, il fut toujours en feſtins, faiſant ſelon ſa coutume deus***) bons repas le jour. Vn ſien diſciple raconte le méme dans vne Epitre Alemande, traduitte en Latin par Jan Guiterus.*†) *Cête chere continuelle affligea ſon eſtomach affoibly de l'âge . . . .*

*Aprez avoir bien diné le matin, & ſoupé le ſoir du vint-huitiéme*††) *Fevrier 1546. qui fut le jour qu'il partit de ce Siecle, ayant appelé de la compagnie avec luy (Car diſoit-il, la ſolitude eſt ennemie du plaiſir) il cauſa quelque tems, faiſant le narré de l'hiſtoire d'vn homme, le-*[fol. 226v]*quel preſſé de la faim s'étoit donné au Diable, pourveu qu'il luy donnât à manger . . . Aprez avoir ainſi entretenu quelque tems la compagnie ſur ce conte avec vn viſage gay, ſ'étant mis au lit, & avoir repoſé vn peu, il ſentit les approches de la mort, tellement preſſé qu'avant l'arrivée des Medecins il rendit l'ame. Il y en a qui diſent qu'il expira comme Arrius, s'étant levé de ſon lit pour ſoulager ſon ventre. Sleidan toutefois, & Jonas qui ſe fit appeler le Juſte, écrivent qu'aprez avoir ſoupé & repoſé vn peu dans le lit, il mourut preſſé d'vne douleur d'eſtomach, ayant attaint l'an climacteric . . . . . Thomas Boſius grand écrivain de nôtre Siecle, en la ſeconde partie de ſon ſecond Tome des Marques de l'Egliſe, écrit avoir veu*†††) *vn homme qui étoit lors au ſervice de Luther, lequel aſſura ſon Maître entré en deſeſpoir, s'étre voulu deffaire luy-méme: Ce qu'il eût fait ſans le promt ſecours de quelques ſiens familiers, leſquels pour couvrir la honte & le deſaſtre de leur Profete, firent jurer ſur les ſaints Evangiles tous les aſſiſtans, de n'en parler jamais. Peut-étre fut-ce lors*††††) *que travaillé des extremes douleurs de ſa gravelle, il appeloit la mort à ſon ſecours.*"

Angeſichts dieſes Zitates (aus dem ich nur die Abſchweifungen von der Geſchichtserzählung weggelaſſen habe!) erlaube ich mir nun nicht nur an ſämtliche proteſtantiſche, ſondern auch an alle ehrenhaften katholiſchen Theologen in ganz Deutſchland die Frage, ob es nicht eine ebenſo dumme wie freche Lüge iſt, wenn Majunke ſagt:

*) Fl. de Raemond war Anno 1566 vom Calvinismus zum Katholizismus zurückgekehrt! Sat sapienti! A Th

**) Spätere Auflagen: 1655, 1691, 1695, 1717; alle in Köln.

***) = deux.

†) sic! statt Gruterus.

††) sic! Das Autographon hatte vielleicht: XVIII.

†††) = vu. Aber Bozio ſagt nur: „Audivi haud ita pridem compertum testimonio sui familiaris."

††††) Das heißt natürlich Anno 1537 in Schmalkalden!



Raemund registrirt die verſchiedenen über Luthers Tod zirkulirenden Gerüchte, mißt dann dem Berichte des Bozius den meiſten Glauben bei und bemerkt ſchließlich, Luther habe dieſen Schritt gethan, weil*) er extremis . . . optavit.

Nicht als „Gerücht," ſondern als ſeine perſönliche Ueberzeugung erzählt Raemond: Luther habe durch ſein unaufhörliches Freſſen und Saufen ſeinem bereits vom Alter geſchwächten Magen vollends den Reſt gegeben! — Und wo, hochwürdiger Fälſcher Paul Majunke! wo hat Raemond auch nur mit einem einzigen Worte „dem Berichte des Bozius den meiſten Glauben beigemeſſen"?! — Der Parlamentsrat Raemond war als ſtudirter Juriſt, vieljähriger Richter und gebildeter Weltmann viel zu geſcheit, als daß er nicht die einfache Unmöglichkeit des Bozioſchen Selbſtmordhiſtörchens hätte durchſchauen müſſen. Um nun weder die ſchöne Gelegenheit zu einer Beſchimpfung der Manen Luthers ſich entſchlüpfen zu laſſen, noch auch durch köhlergläubiges Nachbeten der Bozioſchen Dummheit ſich bei allen geſcheiten und unterrichteten Franzoſen lächerlich zu machen: deswegen (und nicht, um „Luthern wegen ſeiner letzten That noch zu entſchuldigen"!) verfiel der gewandte Weltmann Raemond auf das ſchlaue Juſtemilieu, die gar zu plumpe Lüge des weltfremden Oratorianers Bozio aus dem Unmöglichen ins Mögliche, aus dem Dummen ins Geſcheite zu übertragen!

Dies iſt meine Erklärung des ſcheinbar unerklärlichen Phänomens, daß Raemond als Quelle ſeiner Verſion von einem bloßen (noch rechtzeitig vereitelten!) Selbſtmords*verſuch* Luthers das Werk des Bozio „De signis ecclesiae Dei" zitirt, während doch eben dieſer Bozio ebendortſelbſt den *vollendeten* Selbſtmord Luthers behauptet: „Lutherum sibimet ipsi laqueo iniecto necem miserrimam attulisse." (II, 514 der Originalausgabe: Romae 1591 in 2°.)

Majunke freilich erklärt das nämliche Phänomen ganz anders (Seite 24, Anmerk. 1):

> Der Autor [Raemond] kann übrigens nicht den Bericht des Bozius im *Original***) vor ſich gehabt haben.

Aber warum denn nicht, hochwürdiger Zitatenfälſcher Paul Majunke?! Ew. Hochwürden höchſtſelbſt haben ja auch die lateiniſche Ueberſetzung des Raemondſchen Werkes „vor ſich gehabt" (wenigſtens geben dieſelben ſich den Anſchein hievon!) und deſſenungeachtet doch den Satz „Quod fortasse tum factum fuit, quum extremis oppressus calculi doloribus mortem vehementer optavit" *gefälſcht* in: „Luther habe dieſen Schritt gethan, *weil* er extremis . . . optavit!!

Auguſt Thenn

## Wird die Sozialdemokratie ſiegen?

Mit dem Folgenden ſoll eine Reihe kurzer Aufſätze über die neueſte Litteratur aus dem Gebiete der ſozialen und ſozialdemokratiſchen Frage beginnen. Die Rezenſion darüber hat aus verſchiedenen Gründen bis jetzt verſchoben werden müſſen, und ſie wird auch nicht alle der Redaktion geſandten Schriften umfaſſen können. Es iſt einfach unmöglich, auch gar nicht rätlich, alles zu leſen, was auf dem ſozialen Gebiete heutzutage erſcheint. Unter zehn ſolcher Preßerzeugniſſe iſt kaum eines beachtenswert; größere und ſehr ernſthafte Zeitungen haben aus dieſem Grunde überhaupt ſchon lange darauf verzichtet, auf dieſe Modeartikel Rückſicht zu nehmen und ihre Leſer mit trockenen Beſprechungen darüber zu füttern.

Den nachfolgenden Aufſätzen iſt in ihrer Beurteilung ſolcher Litteratur der Standpunkt klar gewieſen. Sie werden die Schriften vor allem immer nur auf ihren ſittlichen und evangeliſchen Gehalt hin anzuſehen und dadurch mit darauf hin zu arbeiten haben, daß der ſozialen Frage und der ſozialdemokratiſchen Bewegung gegenüber künftig immer mehr jedes einſeitige Partei- oder Perſonenintereſſe zum Schweigen kommt und mit abſoluter Unparteilichkeit, mit evangeliſcher Offenheit und Gewiſſen-

*) Im franzöſiſchen Original: lors que; in der lateiniſchen Ueberſetzung: tum quum! Durch ſeine Fälſchung „*weil*" möchte Majunke „dieſen Schritt" Luthers aus dem Jahre 1537 in das Jahr 1546 herabrücken!!

**) Eine *Ueberſetzung* von Bozii, De signis E. D. exiſtirt zufällig gar nicht!

haftigkeit auf Grund der sittlichen Verpflichtung des Evangeliums gegenüber jeder neuen großen Geistesbewegung die rechte, freie, evangelische Stellung herausgearbeitet wird.

Wir beginnen mit einer Schrift, die kaum erst so viel Monate alt ist, als sie Auflagen erlebt hat, und die den anziehenden Titel führt: Wird die Sozialdemokratie siegen? Ein Blick in die Zukunft dieser Bewegung. Von Leopold von Kunowski, Landgerichtspräsident. (Dritte Auflage. Bielefeld und Leipzig, 1891. 1 Mark.)

Die aufgeworfene Frage beantwortet der in langer Berufsarbeit ergraute Jurist mit einem runden, erschreckenden Ja. Auf 278 umfangreichen Druckseiten begründet er dies Ja. Ein Vergleich der Zeit vor 40 bis 50 Jahren, seiner Jugend, und der Gegenwart steht an der Spitze. Es wird uns die Stille jener Tage geschildert, nur ruckweise unterbrochen durch die plötzlichen revolutionären Ausbrüche von 1848, dann die frühere ständische Verfassung, die Gleichgiltigkeit und Unfähigkeit der großen Bevölkerungsmassen gegenüber den Fragen der hohen Politik, der immer lebendiger, immer wirklicher werdende Traum von der Einheit Alldeutschlands, die heraufziehenden Kämpfe von 64, 66, 70/71, die diesem Traume Leben und Wahrheit, dem ganzen Volke aber zugleich damit die allgemeine Wehrpflicht, das allgemeine Wahlrecht und damit die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Beteiligung an den großen Fragen des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens gaben. Und so zog denn bei uns ein, was vor 40 Jahren kaum möglich schien: die totale Umgestaltung des politischen Parteiwesens, die Entwicklung und Entartung der Presse, die Mißachtung aller öffentlicher Autoritäten, die Zersetzung des geselligen Verkehrs der verschiedenen Gesellschaftsklassen, die Erlahmung des philosophischen spekulativen Interesses, das Absterben des religiösen Lebens. Mit einem wehmütigen Seufzer über die Vergangenheit klingt dem alternden Verfasser dieser Vergleich aus. Und die Sozialdemokratie? Wohl gab es auch vor 50 Jahren Fleißige und Faule, Kluge und Unkluge, Geschickte und Ungeschickte, Arme und Reiche, Hohe und Niedrige, Zufriedene und Unzufriedene und oft mehr wirkliche Not und Elend als heute, aber dennoch keine Sozialdemokratie; höchstens daß die Gebildeten von den Phalansterie-Phantasien des menschenfreundlichen Fourier der wissenschaftlichen Vollständigkeit wegen Kenntnis nahmen. Jetzt aber nach 50 Jahren ist die Sozialdemokratie eine akute Macht, die die zukünftige Entwicklung, die Zukunft auch des gesamten Vaterlandes entscheiden wird.

Ist nun diese Macht wirklich gefährlich, wie die einen meinen und die andern bestreiten? Kunowski antwortet: Ja, durchaus. Und Beweis ist ihm der erbitterte Kampf, der zwischen ihr und den übrigen Parteien seit langem entbrannt ist, der Kriegszustand, den der Staat mit dem nun allerdings schon wieder aufgehobenen Sozialistengesetze zwischen sich und ihr proklamirt hatte, der verhängnisvolle Einfluß ihrer von Kunowski treffend gezeichneten Presse, die in einer bisher ungekannten Einseitigkeit, Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit das Interesse der Partei vertritt, die Geldmacht, die Disziplin, das Prinzip der Bewegung, ihre Internationalität, die Uneinigkeit der andern politischen Richtungen und der europäischen Staaten ihr gegenüber. Das alles hat bewirkt, daß die vor 40 bis 50 Jahren noch ungekannte Bewegung reißend gewachsen ist, von zwei Prozent der Stimmen im Jahre 1871 auf 7 Prozent 1874, auf 9 1877 und 1884, auf 10 1887 und auf nahezu 20 Prozent aller Stimmenden, die „mindestens 6 Millionen Einwohner repräsentiren," im verflossenen Jahre. Das wird bewirken, daß sie, wie Kunowski meint, auch schnell bis zur absoluten Mehrheit im Reichstage weiter wächst:

> Würden wir in den nächsten 15 Jahren, dem Zeitraume der nächsten drei Wahlperioden, ein Steigen nur etwa in der Hälfte dieses Verhältnisses erleben, so würde die nächste Reichstagswahl in 5 Jahren etwa 28 Prozent, die darauf folgende in 5 Jahren etwa 40 Prozent und die dritte weit über 50 Prozent aller Stimmenden für die sozialdemokratische Bewegung ergeben.

Dann, also sicher in zwei bis drei Jahrzehnten, hat die Sozialdemokratie plötzlich einmal gesiegt. Keine Gewalt, keine Instanz des heutigen Lebens wird diesen Sieg verhindern, wenn nicht eine unvorhergesehene Erneuerung der Geister eintritt. Kunowski prüft diese einzelnen Machtfaktoren der Gegenwart und findet sie alle unkräftig, unfähig: die Kirche, den monarchischen Gedanken, die neuere Gesetzgebung u. a. Eines Tages werden die Führer der Sozialdemokratie, gedrängt von ihren unruhigen Anhängern, an die Arbeit gehen müssen, nach Wegräumung ihrer stärksten Gegner den sozialen Zukunftsstaat zur Wirklichkeit zu machen. Kunowski versucht, den Weg zu konstruiren, den sie dabei werden einschlagen müssen; er versucht, bis in die Einzelheiten hinein die Aufhebung des Privateigentums an den großen, dann auch an den kleinen Produktionsmitteln zu verfolgen, die Notwendigkeit einer Verwerfung des Kommunismus durch die Führer darzulegen, die in ihr Gegenteil verkehrte Freiheit der Berufswahl und des sonstigen Lebens im Sozialstaate, die Rentabilität der großen wirtschaftlichen Betriebe, der Verwaltungsbehörden, die Schwierigkeiten bei der Bestimmung, Prüfung und Schätzung der Thätigkeit der einzelnen Bürger, bei der Besoldung der Behörden, bei der Vorbildung aller Beamten, die trotz allem unabweisbare Notwendigkeit des Kapitals und Geldverkehrs, die Unzulänglichkeit der Arbeitszertifikate, schließlich die Lage der geistigen Arbeiter und körperlich und moralisch Kranken, von Kunst und Wissenschaft, Rechtspflege, Ehe, Familie und Heeresverfassung zu schildern. Unüberwindliche Hindernisse sieht er vor den ringenden Führern sich auftürmen, von denen das Volk immer dringender, drohender das verheißene Glück fordert. Aber das Glück wird nicht kommen, der gewonnene Sieg wird nicht segensreich sein:

> Er wird ihnen nicht größere Freiheiten bringen, sondern allen eine Sklaverei von der Wiege bis zum Grabe, ärger als sie jemals früher einzelne Klassen der Völker betroffen hat; er wird ihnen nicht bessere und gerechtere Früchte ihres Fleißes bringen, sondern mit der Zeit die Vernichtung aller Berufsfreudigkeit und Erfindungskraft, alles nationalen Wohlstandes, nicht größere Lebensluft, sondern, wenn der Sozialstaat auch nur wenige Monate bestände, Ueberdruß und Langeweile in einem grenzenlos einförmigen und geistlosen Dasein; nicht das, was heute viele redliche Sozialdemokraten selbstlos hoffen, ein besseres Los für ihre, auch ihnen teuren Kinder, sondern die kalte Zerstörung allen Familienglückes; nicht eine neue verständige Gesellschaftsordnung, sondern den allmählichen Untergang aller Ordnung, aller höheren Geisteskultur, welche frühere Zeiten dem Menschengeschlecht geschaffen haben, nicht Kraft und Sicherheit des Sozialstaates, sondern grenzenlose Hilfslosigkeit desselben jedem nichtsozialdemokratischen Auslande gegenüber, welches sich die Grundlagen der Kultur noch bewahrt hat.

Bald, vielleicht schon nach Wochen, jedenfalls nach Monaten, nach ein bis zwei Jahren, wenn alle proklamirten sozialdemokratischen Institute einmal ins Leben getreten sind, wird man sehen, daß diese ungefüge Maschine in allen Fugen den Dienst versagt, dann wird es allen wie Schuppen von den Augen fallen, man wird sich nach den alten Ordnungen zurücksehnen, die Gegenrevolution wird unter neuen Opfern an Menschenleben und Gütern ihren Gang anheben und —

> die ersten Opfer .... werden die Führer selbst sein. Die Bebel, die Liebknecht, die Vollmar und Singer werden dann in der allerkürzesten Zeit, wenn sie verzweifelt und totmüde eine Ordnung irgendwelcher Art schaffen wollen, die Tyrannen, die eigennützigen Reaktionäre, die Verräter sein, und sie werden fallen wie ihre von ihnen gestürzten Gegner, aber nicht mit dem guten Bewußtsein, mit gewissenhafter und einsichtsvoller Arbeit ein erreichbares Ziel erstrebt zu haben.

Mit diesen düstern prophetischen Ausblicken, diesem roten Punkte hätte das Buch enden können, enden müssen, schon aus litterarisch-ästhetischen Gründen und um des Effektes willen, auf den es eben berechnet ist. Aber das Buch geht weiter, es stellt am Schlusse die Mittel zusammen, die nötig seien, den dereinstigen Sieg, gleichviel ob vor oder nach der Katastrophe, heraufzuführen und das deutsche Reich wieder und nun endgiltig zu gründen: die Wiedererstarkung der Monarchie, ein Bündnis aller europäischen Monarchien, Revision der Verfassung und des allgemeinen Wahlrechtes, Ausgleich der Gegensätze im Besitz, Neubelebung des Handwerks, nationale Erziehung der Jugend im Sinne der kaiserlichen Schulerlasse, moralische Wiedergeburt der Presse, Litteratur und des geselligen Lebens, endlich als den Hauptfaktor die Erneuerung des religiösen Bewußtseins. Käme diese in dem nächsten Jahrzehnt, dann würde doch noch die Katastrophe vermieden werden.

Mit dieser Hypothese schließt das Buch, das selbst eine einzige Hypothese ist; es endet, wie üblich, besänftigend, ein-

lullend, statt aufschreckend mit einer grellen Dissonanz. Und diesen Effekt verwischen ebenso auch die große Breitspurigkeit der Erörterung, die Eintönigkeit der Darstellung, selbst der störende Sperrdruck, der den dagegen besonders empfindlichen Leser fast auf jeder Zeile zur Verzweiflung bringen kann. Durch welchen Schwung, welche glänzende Formengewandtheit reißt Bellamys Rückblick aus dem Jahre 2000 fort; wie wird Hertzkas Roman Freiland, der die allmähliche Entstehung eines sozialen Gemeinwesens im Keime schildert, gerühmt. Und wie nüchtern, wie ermüdend werden hier die einzelnen Probleme erörtert! Und das nicht immer mit der klaren Uebersicht und der genauen Kenntnis der sozialdemokratischen Träume und Gedanken. Ich habe mich beim Lesen des Buches oft unwillkürlich in die Seele eines klugen Sozialdemokraten hineinempfunden — und wie oft ein „irrig" an den Rand geschrieben, wie oft den Eindruck gehabt, daß der Verfasser uns — Pardon die Sozialdemokraten mißversteht, daß er manche dort gehende Anschauungen überhaupt nicht kennt, manchmal auch von falschen Voraussetzungen und künstlich selbstgesetzten Schwierigkeiten ausgeht.

Das ist freilich nicht Absicht, denn wenn etwas das Buch auszeichnet und hohen Rühmens wert macht, so ist es die Unparteilichkeit, mit der es geschrieben ist, das Bemühen, die Sozialdemokraten nicht ohne weiteres als Menschen zweiter Güte anzusehen, ihre Bewegung als eine große geistige Bewegung zu würdigen. Es ist in der That recht evangelischer Geist, der sich in dieser freien vorurteilslosen Stellungnahme ausdrückt; und der moralische Eindruck, den das Buch gemacht hat und macht, hat zum größten Teile hierin seinen Grund und seine Kraft. Hierin ist der Verfasser tonangebend: ohne Rücksicht auf irgend einen Machtfaktor, auf irgend ein Sonderinteresse, mit einem hohen sittlichen Ernste, der aus jedem Worte herausleuchtet, sieht er den Thatsachen ins Gesicht, wägt sie gegen einander ab und giebt sein Urteil, wie er es nach bestem Wissen und Gewissen eben geben zu müssen glaubt. Wenn es gelingt, diesen Geist gegenüber der sozialen und sozialdemokratischen Frage zur durchschlagenden Geltung zu bringen, sind wir eines bedeutenden moralischen Eindruckes bei den Massen sicher; und sie werden allmählich wieder an der Ehrlichkeit unsrer Absicht und Gesinnung gegen sie glauben können. Dabei kommt nicht ausschlaggebend das Ergebnis der Erörterung in Betracht. Jedenfalls ist es nicht nötig, daß es denen, auf die sie gemünzt ist, schmeichelt. Das Volk liebt eine klar begründete, selbstbewußte Position mehr als eine Haltung, der man es sofort ansieht, daß sie für diesen Zweck angenommen ist.

Und nun Kunowskis Resultat? Hat er recht? Wird es wirklich so werden, wie er düster prophezeit? Es ist eine Frage an die Zukunft, die ist frei, und frei, unkontrollirbar die Antwort. Es kommt alles auf den Standpunkt in dem Streite an. Viele, die wie Kunowski nur den Schatten sehen, oft auch da, wo keiner ist, werden mit schwerem Herzen ihm zustimmen, die Leichtsinnigen ihn nicht ernst nehmen, manche von ihm überzeugt werden. Das energischste Nein wird ihm von den Sozialdemokraten geantwortet werden. Nicht nur aus taktischer Klugheit, sondern mit dem vollen Brustton innerlicher Entrüstung. Soweit ich die Sozialdemokratie und die Sozialdemokraten kenne, denken sie an die Möglichkeit eines so schnellen Sieges nicht. Sie sind auch zu sehr im Banne Hegel-Marxscher Ideen und viel zu große Praktiker und zu ernsthafte Menschen, um sich nicht immer wieder klar zu machen, daß die heutige Gesellschaft, die Lage der Volks- und Weltwirtschaft heute und in zwanzig Jahren noch absolut nicht für den von ihnen geträumten Sozialstaat reif ist. Nicht gemacht wird der Sozialstaat, sondern er wird nach ihrer Ueberzeugung aus dem Gange der wirtschaftlichen Entwicklung von selbst werden; die heutige Gesellschaft wird mit Naturnotwendigkeit in ihn hineinwachsen und eines Tages zu der beglückenden Erkenntnis dieser Thatsache gelangen. Freilich die Sozialdemokratie sieht es als ihre Hauptaufgabe an, diese Entwicklung wie immer zu beschleunigen. Daher dieser Zug antiker Größe in ihr, die um des zukünftigen Glückes willen das augenblickliche Wohl ganzer Klassen von Arbeitsgenossen opfert. Das ist heidnisch, wie die ganze Gesellschaft, die an ihrer Spitze steht. Das ist die große Gefahr, diese Entchristlichung, diese bewußte Demoralisirung, die heute am weitesten in Berliner und Hamburger Arbeiterkreisen gediehen zu sein scheint, die es eines Tages dahin bringen wird, daß diese demoralisirten Massen mit oder gegen den Willen ihrer Führer losbrechen.



Auch hier in diesem andern Hauptpunkte hat Kunowski als ein evangelischer Christ vollständig recht: wenn es der Kirche, der evangelischen Gemeinde nicht gelingt, nicht die wirtschaftlichen Forderungen der Sozialdemokraten, wohl aber den zur vollständigen sittlichen Entartung führenden Materialismus in ihr zu überwinden, wird die Revolution da sein. Ich glaube nicht, daß es so schnell gehen wird, wie Kunowski meint; und wenn die Katastrophe kommt, dann wird sie nicht so sein, wie er sie schildert. Man wird, selbst von vornherein von deren augenblicklichen Unmöglichkeit überzeugt, gar nicht ernstlich an die Verwirklichung des Sozialstaates denken, die soziale Revolution wird im Nu eine rein politische werden; wir werden ein andres 1797 erleben, nur größer, blutiger, opfer- und schmerzensreicher als dieses war, bis endlich das deutsche Kaisertum wieder die Macht erhält.

Aber wirds wirklich so weit kommen müssen? Hat wirklich Kunowski und mit ihm der von ihm zitirte Bodelschwingh recht, der auf dem Evangelisch-sozialen Kongresse sagte: „Nach bloß menschlicher Berechnung ist es zu spät"? Wohl, so spät noch nicht, aber spät genug. Es ist die zwölfte Stunde. P G

---

## Journal de Marie Bashkirtseff

4

Was nun den Inhalt ihrer Reflexionen anbelangt, so berühren sie alles Erdenkliche. Die Frage, ob sie schön sei oder nicht, wird oft bis ins kleinste erörtert; ihre Toiletten werden beschrieben. Betrachtungen über Politik, die sie oft nachts nicht schlafen läßt, kehren häufig wieder. Auch die Eindrücke ihrer Lektüre werden uns mitgeteilt, neuerer französischer Litteratur, ohne indes bemerkenswerte oder geistreiche Urteile zu enthalten.

In den Aussprüchen der letzten Lebensjahre ist eine zunehmende Reife bemerkbar, und namentlich eine Vertiefung ihres künstlerischen Empfindens. Ja wir sehen mit Freuden, daß auch diese neueste Kunstrichtung, der sie mit vollster Ueberzeugung angehört, die Raffael und selbst Murillo nicht gelten läßt, doch ihre Ideale hat. Hören wir sie selbst darüber:

Das Ideale liegt in der Wahl des Gegenstandes. Die Ausführung soll der Höhepunkt dessen sein, was die Unwissenden Naturalismus nennen. Malt, wenn ihr Lust habt, E. de Marigny oder Agnes Sorel, wenn nur ihre Hände, Haare, Augen lebendig sind, natürlich, menschlich. . . . Das Moderne ist fraglos am interessantesten, aber der wahre, der einzige, der gute Naturalismus liegt nur in der Ausführung.

Man muß innerlich erfaßt sein von dem momentanen lebendigen Ausdruck der Persönlichkeit und den Augenblick zu bewahren wissen, in dem man den Menschen wahrhaft erschaut hat. Das macht den Künstler.

Ein andermal heißt es:

Man hat tausendmal den Frühling gemalt . . . aber nur Bastien hätte meine Gedanken haben können. . . . . Man soll es dieser Frau ansehen, daß sie die ganze Harmonie der Töne, der Düfte, der Vogelstimmen klingen hört. . . . Man muß das Geplätscher des Baches hören, der sich zu ihren Füßen, wie in Granada, durch Veilchenbüschel windet; hie und da Sonnenlichter darauf verstreut. Ich verlange vom Frühling singende Farbentöne, die zu Herzen gehen, ein zartes, hinreißendes Grün, ein blasses, zauberisches Rosa, keine gelbliche Bläße. Einen Reigen süßer Töne, hie und da Sonnenlichter, die Leben verleihen und den Schatten einen gewissen geheimnisvollen Reiz. . . .

Einmal bricht sie in die Worte aus:

O göttliche Allmacht der Kunst! o himmlisches, unvergleichliches Empfinden, das uns nicht losläßt! O höchste Freude, die uns über die Erde erhebt. Die Brust beklommen, die Augen feucht, werfe ich mich nieder vor Gott, damit er mich beschütze. Es ist, um toll zu werden; ich möchte zehnerlei zugleich machen, ich fühle, ich glaube, ich glaube, hört ihr wohl? — daß ich etwas Gutes machen werde. Und meine Seele schwingt sich auf zu unbekannten Höhen. Wenn nur nicht, um desto tiefer hinabzustürzen. . . . Diese Rückschläge sind fürchterlich, aber man muß alles im Leben durchkosten. Tagen der Niedergeschlagenheit folgen Stunden der Exaltation; man leidet in beiden. Aber ich bin nicht genügend poseuse um zu behaupten, daß man gleichermaßen leide.

Der folgende Ausspruch giebt von ihrem Ringen nach künstlerischem Ausdruck Zeugnis:

In mir lebt ein solches Bedürfnis, meine Eindrücke auszusprechen, eine so heftige künstlerische Erregbarkeit, so viel Dinge drängen sich in meinem Kopfe durch einander, daß es eines Tages zum Ausdruck kommen muß. Die Formel, ach die Formel!

Ihre Schaffensfreude drückt sich in den Worten aus:

Nach und nach erst werden einem die Augen geöffnet. Zuerst sah ich nur auf die Zeichnung und den Gegenstand des Bildes. Jetzt aber — ach, wenn ich malen könnte, wie ich sehe, dann hätte ich wohl Talent! Ich sehe die Landschaft, ich sehe und liebe sie, das Wasser, die Luft, die Farbe — ach, die Farbe!

Wenn ich fortfahren könnte zu arbeiten wie diese letzten Tage, wie glücklich wäre ich! Es handelt sich ja nicht darum, wie eine Maschine zu arbeiten; aber die ganze Zeit über ausgefüllt sein, und an das denken, was man macht, ist Glück. Kein Präokkupirtsein hält da Stand. Und ich, die ich mich so oft beklage, ich will Gott danken für diese drei Tage — mit Zittern, denn das hält nicht an! Alles ändert alsdann sein Aussehen. Die kleinen Thorheiten ärgern einen kaum noch; man steht darüber, man fühlt sich durchgeistigt; ist von einer göttlichen Milde der verächtlichen Menge gegenüber, der die geheimen, wechselnden, auf- und abwogenden, verschiedenen Ursachen unsrer Seligkeit verborgen sind — einer Seligkeit, vergänglicher noch als die vergänglichste Blume!

Auch die Eindrücke einer Reise nach Spanien, auf der sie sehr unter dem Mangel an Sympathie mit den Ihrigen leidet — ihre Mutter meint, nur Engländer besichtigten unterwegs Kathedralen — zeigen ihr zunehmendes Kunstverständnis, obwohl sie noch immer die Dinge auf den Kopf stellt, das bewundert, was andre kalt läßt und umgekehrt. Aber es hat einen Reiz, hier mit ihren Augen zu sehen. Vom litterarischen Gesichtspunkte aus ist diese Episode neben dem römischen Liebesdrama wohl die beste des ganzen Buches. Während sie über ihre Besuche im Louvre nichts zu erzählen weiß, als wer ihr gefolgt und wie sie gekleidet war, giebt sie uns hier sogar Beschreibungen der Architektur, noch mehr aber farbige Stimmungsbilder der südlichen Städte.

Ueber den Stierkampf äußert sie:

Das zweitemal ging ich widerwillig hin, unter Frösteln des Abscheus, habe mich dieser grausam raffinirten Schlächterei gegenüber aber tapfer gehalten. Das Ganze ist schön, unter der Bedingung, daß man nichts sieht. Und doch interessirt man sich schließlich dafür .... Man geht hinaus, ein wenig trunken von Blut; es fehlte nicht viel, und man stieße jedermann ein spitzes Eisen in den Nacken ....

Eigentümlich berührt bei ihr die Scheu, das künstlerische Empfinden preiszugeben. So schreibt sie in Madrid:

Ich gehe morgen allein ins Museum. Man sollte nicht glauben, wie sehr Kunstwerken gegenüber eine alberne Bemerkung verletzen kann. Es schmerzt wie ein Messerstich, und erbost man sich darüber, so sieht es dumm aus. Und dann habe ich in manchen Dingen ein vielleicht unerklärlich keusches Empfinden. Ich mag nicht, daß man mich vor etwas in Bewunderung sieht; ich schäme mich, wenn man mich bei einem tiefen Eindruck ertappt. ... Es ist mir, als könnte man von etwas, das einen wirklich ergriffen hat, nur mit jemandem sprechen, mit dem man völlig übereinstimmt. Einen tiefen Eindruck einfach aussprechen, so ernst wie ich ihn fühle — das könnte ich nur jemandem gegenüber, den ich vollkommen liebte. ...

Es ist natürlich, daß sie, je mehr sie sich vertieft und entwickelt, um so mehr unter der Oberflächlichkeit der sie umgebenden Welt leidet. Als ihr jemand einen Heiratsantrag gemacht hat, schreibt sie:

Was ist es denn, das sich in mir erzürnt und ungeduldig wird? Was ist es, das mir das gewöhnliche Leben so schal erscheinen läßt? Es ist eine wirkliche Kraft in mir, etwas, was meine armseligen Worte nicht auszudrücken vermögen. Die Idee eines Bildes, einer Statue hält mich nächtelang wach. Das hat der Gedanke an ein hübsches Herrchen nie zuwege gebracht.

Und doch läßt sie sich gern den Hof machen:

Ich hörte ihm gern zu, denn Liebesgeständnisse wiegen wirklich alle Schauspiele der Welt auf, ausgenommen die, wo man hingeht, um sich sehen zu lassen. Es ist wie eine Art Gesang, eine Offenbarung der Verliebtheit; er sieht dich an, bewundert dich, und du blühst auf, wie eine Blume in der Sonne.

Aber sie kennt auch die Kehrseite:

Ich leide an einer furchtbaren Krankheit. Ich bin mir selbst zum Ekel. Es ist nicht das erstemal, daß ich mich verabscheue, deshalb aber nicht minder schrecklich.

Und ein andermal:

Ich gehöre nicht zu den auserwählten Seelen, die weinen, wenn sie gezwungen sind, eine abgedroschne Salonunterhaltung die kleine Münze gebräuchlicher Komplimente, Betrachtungen übers Wetter oder die italienische Oper anzuhören. Ich bin nicht dumm genug, um überall interessante Gespräche zu beanspruchen, und alles, was weltlich banal ist, manchmal lustig, öfter noch schwach, läßt mich ruhig; es ist ein Uebel, das ich zuweilen selbst mit Vergnügen ertrage. Aber das wirklich Alberne, die richtige Dummheit, der Mangel an — nun eben



die ganze weltliche Schalheit und Oede bei völligem Mangel an Geist — damit kann man zollweise zu Tode gequält werden.

Auch charakterisirt sie die Ungebildeten, die sich mit ihrer Verständnislosigkeit breit machen:

Es giebt drei Klassen Menschen. Die ersten lieben alles Schöne, finden das Landleben nicht öde und schal, den Winter zu kalt und den Sommer brutal. Die zweiten, die die Kunst nicht verstehen und die Schönheit nicht fühlen, aber nicht wagen, es einzugestehen, suchen den ersten gleich zu scheinen. Sie mißfallen mir nicht so sehr, weil sie ihre Blöße erkennen und sich bedecken möchten. Die dritten endlich sind wie die zweiten, ohne dies richtige Gefühl. Und sie verwünsche ich, weil sie unsereins verleumden und einen frösteln lassen. Selbst nichts fühlend und verstehend, behaupten sie, alles andre sei dummes Zeug, und wälzen sich — schlecht, boshaft und widerwärtig — in der hellen Sonne im Kot herum.

Und dann:

Das heilige Feuer bleibt den gewöhnlichen Beobachtern verborgen, die profanen argwöhnen es nicht einmal. Ihnen gegenüber blase ich auf alles, habe kein Herz; ich kritisire, verachte, moquire mich. Und was sagen all die zurückgedrängten Zärtlichkeiten meines tiefsten Innern, was sagen sie zu diesem hochmütigen Spiel? Sie sagen nichts — sie murmeln gekränkt und verbergen sich ...

In der letzten Zeit thut sie oft Aeußerungen, aus denen hervorgeht, daß sie sich ihrer Kälte andern gegenüber als Mangel bewußt wird. Sie schreibt z. B. bei dem Tode des langjährigen Arztes ihrer Familie:

Vielleicht habe ich bei Walitskis Tode zum erstenmal Thränen vergossen, nicht nur aus Egoismus und Zorn.

Und als ihr Hund entlaufen ist:

Mein armer Hund verloren! wenn ich Raum hätte für irgend ein Gefühl, wäre ich trostlos!

Ja, sie hat —

bis jetzt noch nicht verstanden, daß man sein Leben für ein geliebtes Wesen hingeben könne, ein vergängliches Geschöpf, dem man sich aus Liebe opfert ... Dagegen verstehe ich, daß man alle Qualen erträgt und stirbt für ein Prinzip, für die Freiheit, für etwas, was die Lage der Menschen im allgemeinen hebt.

Ihr Gefühl erschöpft sich in der Liebe zu unpersönlichen Dingen:

Niemand liebt so wie ich Alles: Künste, Malerei, Bücher, die Welt, Kleidung, Luxus, geräuschvolles Leben, Ruhe, Lachen, Traurigkeit, Melancholie, Aufschneiderein, Liebe, Kälte, Sonne; alle Jahreszeiten, alle Luftbildungen, die schweigenden Steppen Rußlands und die Neapel umgebenden Berge; den Winterschnee, Herbststürme, den Frühling mit seinen Thorheiten, stille Sommertage und schöne Nächte mit Sternengeflimmer. Ich bete alles an, bewundre alles. Alles stellt sich mir dar unter hohen und interessanten Gesichtspunkten; ich möchte alles sehen, haben, umarmen, mich darin auflösen und sterben, denn einmal muß es doch sein, ob nun in zwei oder in dreißig Jahren; sterben mit Ekstase und auch dies letzte Mysterium ergründen, mit dem alles zu Ende ist — oder das Göttliche beginnt.

Die Schwäche ihres Charakters empfindet sie ganz deutlich:

Sterben? Sterben wäre absurd, und doch ist es mir als müßte ich sterben. Ich kann nicht leben. Ich bin nicht regelrecht angelegt. Von einer Menge Dinge habe ich zu viel, andre zu wenig, und einen Charakter, der nicht Bestand hält (qui ne peut pas durer). Und wäre ich eine Göttin und stünde mir das ganze Weltall zu Gebote, würde ich doch seine Dienstleistungen tadeln. Man kann nicht phantastischer, anspruchsvoller, ungeduldiger sein ... Ich kann euch nur sagen, daß mein Leben nicht von Dauer sein kann. Meine Pläne, Hoffnungen, meine zusammengestürzten kleinen Eitelkeiten! — ich sehe mich eben in allem getäuscht!

Das einzige Mal, daß sie von „Pflicht" spricht, steht in Zusammenhang mit dem Tode ihres Vaters, an dessen Sterbebett sie nicht gereist war:

Sind wir denn verantwortlich für unsere thatsächlichen guten oder schlechten Gefühle? Ihr sagt, man müsse seine Pflicht thun. Es handelte sich hier gar nicht um Pflicht. Wir sprechen vom Gefühl, und bis jetzt hatte ich gar nicht das Bedürfnis empfunden, abzureisen, wie kann ich da von Gott verurteilt werden? Ja, es thut mir leid, daß ich nicht früher dem Antrieb von heut Abend gefolgt bin. Und er ist tot, und es ist nicht wieder gut zu machen. Und was hätte es mich gekostet, meine Pflicht zu erfüllen? Denn es war meine Pflicht, zu meinem sterbenden Vater zu eilen ... Nein, ich habe nicht recht getan, ich bereue es, ich schäme mich vor mir selbst, und das ist etwas sehr Peinliches ...

Auch macht sie sich in der letzten Zeit häufig Vorwürfe über ihre Lieblosigkeiten gegen ihre Mutter, ihre selbstlose Tante, die sie freilich auch, obwohl unbewußt, quälen:

Ich denke mir, wenn ich das Unglück erlebte, Mama zu verlieren, ich würde mir tausend Vorwürfe machen, — und tausendfache Reue empfinden, denn ich bin sehr ungeschliffen gewesen und sehr heftig ... aus guter Absicht, ich weiß es wohl, aber das ist einerlei, ich würde mir doch immer diese Wortexzesse vorwerfen ... C B

## Verschiedenes

**(Das Süddeutsche Evangelisch-Protestantische Wochenblatt)** „Organ des badischen und hessischen Protestantenvereins," hat in Nr. 51 und 52 d. v. J. eine sehr lebhafte Kritik unsers Berichts über den jüngsten Protestantentag in Gotha (Nr. 46 und 47 d. v. J.) gebracht. Obwohl darin die Christliche Welt direkt angerufen und „peremptorisch" von ihr „Beweise verlangt" werden, „wenn nicht der Vorwurf schmutziger Verleumdung laut erhoben werden soll," hat weder der Verfasser dieser Kritik, noch die Redaktion des Wochenblattes es für nötig gehalten, uns die betreffenden Nummern zuzuschicken. Nachdem sie gleichwohl von befreundeter Seite uns zugegangen sind, sehe ich mich zu folgender Erklärung veranlaßt.

Ich bin vollkommen in der Lage, gegen die Vorwürfe, die gegen unsern Berichterstatter erhoben worden sind, ihn und was er geschrieben hat, zu vertreten. Er hat den Auftrag gehabt, mit aller Unvoreingenommenheit die Verhandlungen auf sich wirken zu lassen und insbesondre darauf zu achten, welche Förderung unsre Kirche in der Bewältigung ihrer großen modernen Aufgaben vom Protestantenverein zu erwarten hat. Mit welcher Gewissenhaftigkeit sich unser Berichterstatter dieser Aufgabe unterzogen hat, weiß ich, und ebenso, wie sehr er gerade befähigt war, dem Protestantenverein Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn er gleichwohl keinen farblosen Bericht geliefert, sondern seine Eindrücke zu schildern und zu urteilen unternommen hat, so entsprach eben dies dem Sinne, den Berichte über die großen kirchlichen Versammlungen in der Christlichen Welt überhaupt haben. Wir suchen da immer auf zwei Fragen Antwort: Was wollen die, die zusammenkommen? (damit möchten wir der guten Absicht gerecht werden, die wir selbstverständlich auf allen Seiten voraussetzen) und: Was haben sie zur Förderung der großen Aufgaben, die uns vornehmlich am Herzen liegen, geleistet? (damit möchten wir eben diese Aufgaben an unserm Teile selbst fördern, und von hier aus ergiebt sich für uns das Recht ernstester Beurteilung.) Hätte nun unser Berichterstatter in seinen Eindrücken und seinem Urteil irgend gefehlt, so würden wir jeder sachlichen Berichtigung zugänglich sein. Nach allem, was uns bisher, auch aus der Mitte des Protestantenvereins, zu Ohren gekommen ist, liegt kein Grund zum Widerruf des von uns wirklich Gesagten vor. Was der Mitarbeiter des Süddeutschen Wochenblatts in seinem Aerger zwischen den Zeilen gelesen hat, sehen wir zu berichtigen keine Veranlassung. Vielmehr haben wir für ihn keine andre Antwort, als daß die von ihm vorausgesetzte Gehässigkeit auf unsrer Seite nicht vorhanden gewesen ist, und daß er um der ebenso schweren wie haltlosen Verdächtigungen willen, die er sich nicht scheute, gegen den „praktischen jungen Theologen der Mittelpartei" auszusprechen, diesen um Verzeihung zu bitten hat.

Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die offiziellen Vertretungen des Protestantenvereins eine ernste und sachliche Besprechung seiner Verhandlungen in der Weise des im Süddeutschen Wochenblatt zu Worte gekommenen Mitgliedes ablehnen. In diesem Falle bliebe uns zu unserm Bedauern nichts weiter übrig, als künftig auf die Berichterstattung über Protestantentage zu verzichten. D H

## Quittung

Für das Diakonissenhaus des evangelischen Bundes in Schwäbisch Hall: 2.50 Mk. von B, Niederwerbig.

Für die Lutherkirche in Rom: 10 Mk. von A H, Frankfurt a. M.

Für Bibelverbreitung unter den Altkatholiken: 2.50 Mk. von B, Niederwerbig.

Für die deutsche evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 10 Mk. von A H, Frankfurt a. M.

Für die deutsche evangelische Mission in Ostafrika: 13 Mk. durch W, Chemnitz, vom Kindergottesdienst in St. Johannis.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Fritz Borstell's Lesezirkel,**
verbunden mit der
**Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.**
**Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
**Lager über 500,000 Bände.**
**Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:**

| 4 Bände | 8 Bände | 12 Bände | 25 Bände | 50 Bände | 100 Bände |
|---|---|---|---|---|---|
| 30 ℳ | 40 ℳ | 50 ℳ | 75 ℳ | 125 ℳ | 200 ℳ |

**Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.**

**Für den Confirmanden-Unterricht!**
Im Verlage von Grüneberg's Buch- & Kunsthandlung (Wollermann & Neumeyer) in Braunschweig erschien:
**An die lieben Eltern meiner Confirmanden.**
Seelsorgerischer Brief des confirmirenden Pastors an die Eltern, Vormünder ꝛc. der Confirmanden.
Preis einzeln 10 Pfg., 25 Ex. Mk. 2,—, 50 Ex. Mk. 3,50, 100 Ex. Mk. 5,—, 1000 Ex. Mk. 45,—.
Zum Bezug eines Probe-Exemplars (10 Pfg. u. 3 Pfg. Porto) fordern wir ergebenst auf.

**H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin, Charlottenstr. 2.**
(H. Reuther & O. Reichard.)

Soeben erschien:
**Zur Jesuitenfrage.**
Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid
aus Liguoris Moraltheologie
mitgeteilt und erläutert von
**D. Hermann Hering,**
Professor in Halle.
50 Seiten 8°. 0,60 Pf.

**Alle** gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend Prospekt gratis **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
**Lutherdrucke auf d. Hamburger** Stadtbibliothek 1516—1523. Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.
**„Mit Gunst!"** Aus Vergangenheit und Gegenwart d. Handwerks. Von Bruno Bucher. Preis broschirt 6 ℳ, in Leinwand ℳ 7.25, in eleg. Halbfranz ℳ 8.50.
**Eine deutsche Stadt vor** 60 Jahren. Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Otto Bähr. Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav. Preis ℳ 3.—, in Leinwand ℳ 4.50, in Halbfranz ℳ 5.50.
**Geschichte der modernen** Kunst. Von Adolf Rosenberg. 3 Bde. Preis für den Band 10 ℳ broschirt, in Lederhalbfranz gebunden ℳ 13.50.
**Gespräche Friedrichs des** Grossen mit Henri de Catt. Nach den Publikationen des königl. preussischen Staatsarchivs. Billige Ausg. 1 Band. Brosch. ℳ 2.50, in Leinwand geb. ℳ 3.75, in Halbfranz geb. ℳ 5.—.

**Wertvolle und besonders inhaltsreiche Zeitschriften.**

**Allgemeine Missionszeitschrift.** Monatshefte für geschichtliche und theoretische Missionskunde. Herausgeg. von D. G. Warneck. Mit Beiblatt. Monatlich ein 48—64 Seiten starkes Heft. Jährl. 7,50 M.

**Monatsschrift für innere Mission** mit Einschluß der Diakonie, Diaspora-Pflege, Evangelisation u. gesamten Wohlthätigkeit. Herausg. von Th. Schäfer. Mit Beiblatt: Zeitung für J. M. Jährlich 42 Bogen. Preis 7,50 M.

Die einzige Zeitschrift, welche sich über das ganze Gebiet der J. M. verbreitet.

**Evangelisches Schulblatt.** Herausgegeben von F. W. Dörpfeld. Jährl. 30 Bog. Preis 6 M.

**Der Beweis des Glaubens.** Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christl. Wahrheit f. Gebildete. Herausg. v. Andreä, Grau u. Zöckler. Nebst Egers Theol. Litt.-Ber. Monatlich ein 64 S. starkes Heft. Jährlich 8 M.

**Theologischer Litteratur-Bericht.** Redigiert von P. Eger. Monatlich ein Heft von 24 S. Preis jährlich 1,50 M.

Ein besonders praktisches Litteraturblatt, bei außerordentlich geringem Preise.

**Siona.** Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik zur Hebung des gottesdienstlichen Lebens. Herausgeg. von M. Herold. Monatlich ein Heft von 20 S. Preis jährlich 5 M.

**Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**
**Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen.**

E. d. höhern St. ang. Dame, seit Jahren in leitender St. in Krankenpflege, wor. vorzügl. Zeugn., sucht geeigneten Wirkungskreis i. Privatklinik ꝛc., auch inkl. Haushalt. Off. erb. u. **A. B.** i. d. Exp. d. Bl.

Meine Verlobung mit Fräulein Mimi von Born, Tochter des Herrn Wilhelm von Born und seiner Frau Gemahlin Emilie geb. Grevel in Wiesbaden beehre ich mich anzuzeigen.

Halle a. S., Weihnachten 1890.
**Johannes Ficker.**

**Gesucht** wird ein Kandidat der Theologie als Lehrer für die Knaben-Erziehungs-Anstalt der Brüdergemeine zu Neuwied am Rhein. Wünschenswert ist Verpflichtung für zwei Jahre und Freiheit vom Militärdienst. Eintritt baldmöglichst. Näheres zu erfahren durch den Direktor B. Fritschi.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Reinhold Werther in Leipzig.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 5 — Leipzig, den 29. Januar — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Unsre Sünde und der Menschen Sünde — Aus der Kölnischen Zeitung: 2. Otto Ehlers über Missionen in Ostafrika — Mission und Kultur — Werdet wie die Kinder — Zur Reichstagswahl in Bochum — Die neue Sperrgeldervorlage — Journal de Marie Bashkirtseff 5. 6 — Bücher und Schriften: Allerlei Predigten und Erbauliches; Spittas Sonntagspredigten; Für unsre Konfirmanden — Verschiedenes: Kritik und Krisis des Boothschen Reformprojektes; Zur Charakteristik katholischer Frömmigkeit; Das neueste Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften — Bitte — Anzeigen


## Unsre Sünde und der Menschen Sünde

Durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. Röm. 5, 12.

Der Menschen Sünde. Hundertfältig predigt das Wort Gottes von ihr. Es verkündigt sie aus den Herzen gnadesuchender Menschenkinder, wie mit den ernsten Gerichtsworten Gottes über die Adamskinder, die des Ruhmes vor ihm ermangeln und sein Reich nicht sehen können, es sei denn, daß sie wiedergeboren werden aus dem Geiste von oben; es bezeugt sie durch die Lichtgestalt des einen, vor dem alle Menschengerechtigkeit befleckt und wertlos erscheint. Und wenn das heilige Buch nicht davon redete, — wer Augen hat, zu sehen, würde diese Wahrheit von der Menschensünde selbst lesen können, so klar und sicher, wie je des Forschers Auge ein Gesetz gelesen hat, das in tausendfach neuen Erweisungen ihm in der Natur entgegentritt, oder eine Wahrheit, welche die Geschichte der Menschen unabweislich offenbart. In den großen Geschichten der Menschheit wie in der stillen Chronik des Hauses; in den Menschen, die um uns her aufwachsen, wie in unserm eignen Herzen; in des Kindes naturfrischer und liebenswürdiger Unart, wie in des Mannes und Greises unerfreulichem Eigenwillen steht mit unauslöschlicher Schrift die göttliche Wahrheit geschrieben: Wo Menschen, da Sünde; die Adamskinder Kinder der Sünde.

Der Menschen Sünde. Wir fühlen sie tief in unsrer eignen Sünde, fühlen den geheimnisvollen Zusammenhang, der uns als Zweige an dem großen Baume der Menschheit mit seinem Stamme, seinen Wurzeln, seinem Lebenssafte wunderbar verbindet, geheimnisvoll, wie die letzten Zusammenhänge alles Lebens, wie das Werden, wie jedes Einzelne im Ganzen. Wir fühlen sie. Aber was bedeutet uns das Bewußtsein dieser Sünde der Menschen — was bedeutet es uns für unser Christenleben vor Gott?

Unser Mund ist schnell zu einer Antwort bereit, und die fromme Gewohnheit der Kirche hat diese Antwort längst und oft gegeben in Gebet und Gesang der Gemeinde. Wir pflegen dieser Sünde vor Gott zu gedenken, wenn wir uns vor ihm demütigen, wenn wir von unsrer Gerechtigkeit uns lossagen und seine Gnade suchen. Da lieben wir es, von der Menschen Sünde und Schuld zu reden, ihr Geständnis unserm Gott als Opfer darzubringen, daß er Recht behalte in seinem Richten.

So lieben wir es. Und doch, wenn wir in die heilige Schrift blicken, sie lehrt uns nichts davon. Die heiligen Männer des Alten und Neuen Bundes bekennen ihrem Gott ihre eigne Sünde, nicht der Menschheit Sünde. Die Gemeinde Israels und Christi trägt Leid um ihre eigne Sünde und weist nicht hin auf das Adamserbe. Die heilige Schrift lehrt uns verstehen, daß menschliches Wesen von der Mutter Schoß an unrein ist vor den Augen dessen, der allein heilig ist; — aber sie lehrt uns diesen Unwert in uns selber suchen, ihn als unsre Schuld tragen. Sie will uns sagen: Wenn du Gott und Menschen deine Sünde bekennst, du sollst sie als die deine bekennen, nicht als der Menschen Sünde; sollst nicht deinem Gewissen ein Ruhekissen machen aus dem Gedanken an das, was aller Erdenkinder gemeinsame Schwachheit ist, was du empfangen hast als ein Erbe ohne eigne Schuld. Wie auch in dem wunderbaren Gefüge, welches den Einzelnen mit dem Geschlechte, welches Kind und Ahnen verbindet, das geworden ist, was du in dir trägst — was du deinem Gott als Sünde bekennen mußt, das ist deine Sünde, ist dein Eigentum und keines andern. Dein Wille hat sie aufgenommen und ihr seinen Eigentumsstempel aufgedrückt. Dein Denken und Trachten, dein Begehren und Fürchten ists, womit du Gottes heiligem Liebeswillen, womit du dem Gesetze seines Reiches widersprichst. Du selbst hast Rechenschaft für sie zu geben, dein Gericht wird sie dir bringen, wenn du nicht frei von ihr geworden bist.

Denke nicht: Meine Sünde ist der Menschen Sünde. Denke vielmehr: Der Menschen Sünde ist meine Sünde. Weit um mich her in der Sünde der Menschen ist überall etwas von dem Gifte meiner eignen Sünde. Aus meinem Leichtsinn ist Verwahrlosung geworden. Durch meine lieblose Gleichgiltigkeit, durch meine Pflichtvergessenheit und Selbstsucht ist das Sündenreich gewachsen. O wie viel Menschensünde, von der ich kaum weiß, die ich mir ganz fremd wähne, ist meine Sünde! — Denke: Meines Volkes Sünde ist meine Sünde. Was sich von Gerichten entladen will über des Volkes Sünde, die sich vorbereiten in dem wilden Hasse der Vernachlässigten, in dem Unglauben der schlecht Belehrten, in der Zuchtlosigkeit derer, die nicht die Hand ernster Liebe gespürt haben, es ist Gericht über meine Sünde. Ich habe meinen Teil darin, in dem, was ich versäumt habe, in heiliger Liebe zu thun, wie in dem, was ich gethan habe in Selbstsucht und Leichtsinn. Und dieser Teil ist mein Gericht, wenn die Gnade das Gericht nicht von mir nimmt. Denke: Meiner Kirche Sünde ist meine Sünde; — in dem Zweifel und Unglauben mein Zweifel und falsches Fragen, — in der Gleichgiltigkeit und Zuchtlosigkeit meine Trägheit, meine Feigheit, meine Bekenneruntreue, — in dem Zank und Streit mein Hochmut, mein Eigenwille. Meines Hauses Sünde meine Sünde. Wäre ich, was ich sein sollte als Christ, wie anders stände es um die Meinen! Ueberall in der Menschen Sünde meine Sünde.

Nicht eher kannst du dich lossprechen von dieser Sünde, bis du in Wahrheit sprechen kannst: Ich bin es nicht mehr, der sie thut. Der Wille, aus dem sie hervorgeht, ist nicht mehr mein Wille. Das Ich, das sie verschuldet, ist nicht mehr mein Ich. Ich habe es hingegeben an das Gericht, wahrhaft, ernst und für immer. Die Sünde in mir hat ihr Urteil empfangen. Ich lebe, doch nun nicht ich, nicht der alte Mensch, — ein neuer Mensch, Jesus Christus lebt in mir. Nur wer das

sagen kann, dem darf seine eigne Sünde zur Menschensünde werden, an der er selbst nicht mehr teil hat nach seinem innern Leben, die ihn nicht mehr in das Gericht bringt, die von ihm abgeschieden ist, wie ein Erbe der Schmach und Schmerzen von dem genommen wird, der aufgenommen ist in ein neues Vaterhaus der Ehre und Seligkeit. Aber wer seine Sünde bekennt vor Gott und Menschen, dem soll sie seine eigne Sünde sein, nicht Sünde der Menschen.

Der Menschensünde lehrt uns die heilige Schrift da gedenken, wo wir Gottes Gnade preisen, wo wir Christi Herrlichkeit schauen und seines Reiches Seligkeit empfinden wollen. Des zweiten Adam leuchtendes Bild zeichnet der Apostel Paulus auf dem dunkeln Grunde der Sünde und des Todes der Kinder des ersten Adam. Die ganze überschwängliche Größe der Gnade verstehen wir erst beim Gedanken an die Unermeßlichkeit der Menschheitssünde. Dann beugen wir in anbetender Demut die Kniee vor der Weisheit des Gottes der Liebe, der aus dem dunkeln Schoße der Menschheit der Sünde und des Todes, aus des irdischen Adams Geschlecht und seiner Sündengeschichte, den geistigen Menschen hat hervorgehen lassen wollen und das Geschlecht des Heils, das sein verklärtes Bild tragen soll.

Um Gottes Gnade und Weisheit zu verstehen, dazu sollen wir herantreten an das dunkle Geheimnis der Sünde der Menschen, sollen hineinschauen in das unentwirrbare Gewebe, zu dem sich unzählige Fäden zahlloser Sünden untrennbar, unverständlich zu einem Geheimnis der Finsternis zusammenfügen. Aus Sünde zum Heil, aus irdischem Sinne zu heiliger Liebe, aus Weltknechtschaft zur Freiheit, aus Feindschaft gegen Gott zur Kindschaft, aus Eitelkeit und Vergänglichkeit zur Ewigkeit zu führen, das ist das Wunder der Gnade und Weisheit, vor dem wir in seliger Bewunderung verstummen.

Aufwärts führt die Gnade, einen Weg, den in der Menschheit der Sünde niemand ahnt, — aufwärts durch Nacht und Tod, durch Kampf und Schmerz, — durch die Greuel menschlicher Ruchlosigkeit, durch die Triumphe menschlicher Bosheit, durch das Kreuz des Gottessohnes. Aus den Wehen der Menschheit der Sünde läßt die Schöpferhand, die das Tote zum Leben ruft, die neue Kreatur hervorgehen, den Menschen nach Gott geschaffen, den Himmelserben, der nur noch durch seine vergängliche Hülle zusammenhängt mit Menschensünde und Menschentod und sein Haupt frei und selig emporhebt in die himmlische Welt, in der seine Heimat ist.

Wie sich aus dem Traumleben der Pflanze durch seltsame Gebilde hindurch, die beiden Gebieten angehören, fühlendes und wollendes Leben der Tierwelt entfaltet, wie aus tierischem Leben sich denkend und frei das Seelenleben des Menschen erhebt, so mag den Christen, den Kindern des Reiches Gottes, die Menschheit des ersten Adam erscheinen. Sie mögen in der unermeßlichen Entfaltung die Schöpfergedanken Gottes ahnen und über dem Meere von Thränen und Blut, von Sünde und Schuld, das wir Geschichte der Menschen nennen, den schaffenden Geist Gottes schweben sehen, der aus dem Chaos der Menschheitssünde die neue Welt der Gotteskinder gebären wollte.

Und Christus, den zweiten Adam, ihn sollen wir verstehen, wenn wir der Sünde der Menschen gedenken. Je mehr wir ihr nachdenken, je dunkler dem Auge, das der Geist Christi geschärft hat, diese Menschheit und ihre Sünde erscheinen: um so lichter, heller, um so wunderbarer wird uns das Bild des neuen Menschen. Seine Züge werden immer göttlicher, und doch immer wahrhafter menschlich. Seine Liebe, die am Kreuze die Erlöserliebe Gottes offenbart, seine Königsherrlichkeit inwendigen Friedens und himmlischer Seligkeit bei aller Demut und bei allem Leide der Erde, sein Herz, das im Himmel weilt und alle mit in den Himmel emporhebt, die sich in dieses Herzens unerschöpfliche Liebesfülle aufnehmen lassen, sein Blick, der nie vom Scheine sich irre führen läßt, der immer Gott sucht in der Welt und das Ewige in der Zeit, sein Kindersinn und seine Gottesmajestät: das ist nicht aus der Menschheit der Sünde. Er wird uns in dieser Menschheit immer wunderbarer, immer fremder und doch immer bekannter, immer selbstverständlicher, immer mehr die notwendige, göttliche Lösung des Rätsels der Menschheit aus Adam.



Er — der neue Mensch, der zweite Adam, in dem der göttliche Schöpfergedanke des Menschen zur That geworden ist, aus dem eine neue Menschheit geistgeboren hervorgeht, wie Tau aus der Morgenröte. Sein Werk — das schmerzensreiche Geburtswerk des Größten in dieser Welt, in dem Gottes Gedanken Ja und Amen sind, des Reiches der Liebe Gottes, — der Tod der Sünde der Menschheit und ihres Todes, die Auferstehung ihres wahren Lebens.

Er — der wahre Mensch, gegen den alle andern nur Zerrbilder, nur schwache Nachbilder des edlen Gottesgedankens „Mensch“ sind, — und doch fremd in ihr, als der nicht wie sie von unten ist, aus Sünde und Tod. Er, die Offenbarung ihres wahren Wesens, und zugleich die Offenbarung des Gnadenwillens, mit dem Gott sie von Ewigkeit umfaßt. So sollen wir auf die Sünde der Menschheit blicken und von ihr auf den neuen Menschen, und was wir sehen und empfinden, das wird zu dem Bekenntnis der Weihnacht: Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. H Sch

## Aus der Kölnischen Zeitung

### 2. Otto Ehlers über Missionen in Ostafrika

Zu Wissmann und Emin gesellt sich nun auch Ehlers, tadelt die englische (evangelische) Missionsmethode und rühmt die französische (katholische). Wir haben uns seiner Zeit eingehend mit den Aeußerungen Wissmanns beschäftigt, und in dieser unsrer heutigen Nummer nimmt noch einmal einer unsrer Mitarbeiter das Wort zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung über „Mission und Kultur.“ So sind wir es unsern Lesern schuldig, zur Vervollständigung des Materials und Ermöglichung eignen Urteils das Wichtigste aus dem Ehlersschen Briefe (einem Privatbriefe, den die Kölnische Zeitung veröffentlicht) mitzuteilen. Stimmt Ehlers in der Sache Wissmann zu, so zeichnen seine Aeußerungen sich vor denen Wissmanns durch Klarheit, Besonnenheit und Anführung von greifbaren Thatsachen aus. Man hat das Gefühl, daraus lernen zu können, mag auch der prinzipielle Standpunkt, den wir hier wieder vertreten finden, daß nämlich der Neger fürs Christentum nicht reif sei, unsern entschiedenen Widerspruch aufs neue herausfordern.

Der Reisende schreibt vom Südabhange des Himalaya:

. . . Das Erste, was mir in einem englischen Blatte hier zu Gesichte kam, war eine Kritik Wissmannscher Aeußerungen über die verschiednen Missionen in Afrika.

Sie wissen, mit welch lebhaftem Interesse ich seit meinem Aufenthalt im dunkeln Weltteile alles in dieses Gebiet Gehörende verfolgt habe, daß ich von Anfang an nicht zu denen gehörte, welche ohne weitere Kenntnis der Verhältnisse jegliche Thätigkeit der Missionare verurteilen, und daß ich ohne Voreingenommenheit an die Prüfung der Missionen in Ostafrika herangetreten bin. Trotzdem bin ich mit fast allen in Ostafrika lebenden Deutschen und dem weitaus größten Teile der mir bekannten, der Sache unparteiisch gegenüberstehenden Engländer mit Major v. Wissmann gleicher Ansicht.

Die erste Missionsanstalt, welche ich in Afrika kennen lernte, war diejenige in Freretown bei Mombassa, die ich seinerzeit in einem Briefe an die Kölnische Zeitung zu schildern versucht habe. Schon damals bemerkte ich, daß man mir einen zu geringen Wert auf die Heranziehung der Neger zu ernster körperlicher Arbeit lege. Seit jener Zeit nun habe ich eine Menge Anstalten sowohl der Church Mission Society als auch der University Mission kennen gelernt, und es ist während meines ersten sechsmonatlichen Aufenthalts in Zanzibar kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht der dortigen Mission in Kiungani einen Besuch abgestattet hätte. Ebenso habe ich späterhin verschiedentlich Gastfreundschaft in den Missionen Freretown und Rabai genossen und dabei Gelegenheit gehabt, mehrere der dort thätigen Missionare schätzen zu lernen. Ich habe diesen Herren gegenüber aus meinen Ansichten über ihre Erziehungsmethode niemals ein Hehl gemacht und daher auch, trotzdem ich ihnen vielfach zu Dank verpflichtet bin, keine Veranlassung, dieselben jetzt zu verschweigen.

Meiner Meinung nach stehen die englischen Missionare insofern auf einem falschen Standpunkte, als sie in dem Neger ein Mitglied der Gattung des homo sapiens erblicken, während ihm mit dem homo allein schon mehr als genug gegeben ist. Er ist thatsächlich noch nicht reif, das Christentum zu begreifen, und wird es erst allmählich, nachdem man ihn zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft erzogen hat.*) Die englischen

*) Von uns gesperrt.

Missionare aber wollen ihn auf diese Stufe durch Bekehrung zu der Höhe unsrer Religion erheben, sie behandeln ihn von vornherein als ihresgleichen und erziehen ihn nach einem System, wie es sich für europäische Kinder, keineswegs aber für Neger eignet.*)

Ein Anhalten zu ernster nutzbringender Arbeit das sei das Erste, was man ihn lehre, wobei er nebenher in der biblischen Geschichte unterrichtet werden kann. Wie aber stellen sich die englischen Missionen zu dieser Frage? Ich will Ihnen ein Beispiel anführen, welches Ihnen sofort den Standpunkt derselben klar macht.

Eines Tages sah ich, daß die Reinigung der Wege in den die Missionsanstalt Kiungani umgebenden Gartenanlagen von alten Negerweibern besorgt wurde. Als ich einem Missionar gegenüber meiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß solches nicht von den sich in Scharen spielend herumtummelnden schwarzen Zöglingen verrichtet werde, wurde mir geantwortet: „Wir wollen durchaus vermeiden, daß die Bevölkerung Sansibars wie auch die Zöglinge selbst Gelegenheit finden, zu sagen, sie seien aus einer Sklaverei befreit, um in die andre zu gelangen."

Das sagt mehr als genug.

Etwas besser ist es in Freretown, wo zeitweilig einige der Zöglinge zu Bauarbeiten u. s. w. herangezogen werden; im allgemeinen vergeht aber auch da der Tag unter elementarem Unterricht, Gottesdienst und allerhand Spielen.

Ich bestreite keineswegs, daß trotzdem viel Gutes von den Missionaren geschaffen wird, daß sich unter anderm in der Niederlassung befreiter Sklaven in Rabai die christliche Nächstenliebe in schönster Weise bethätigt, daß die Missionsgesellschaft während einer entsetzlichen Hungersnot im Peitagebirge durch Entsendung von Karawanen mit Lebensmitteln Hunderte von Menschenleben erhalten hat, daß in den einzelnen Stationen durchziehenden Europäern Rat und, wo es not thut, Hilfe zu teil wird, und daß die Missionsärzte unzähligen Kranken Beistand leisten. Das alles aber kann mich nicht in meiner Meinung beirren, daß sehr viel mehr mit den kolossalen Mitteln, die diesen Missionen zur Verfügung stehen, geschaffen werden könnte, wenn man nach dem Beispiel der französischen Missionare, beispielsweise in Bagamoyo, vorginge, wo jeder Knabe ein Handwerk, die Gärtnerei u. s. w. zu lernen hat. Diese Anstalt ist dadurch zu einem wahren Segen für Bagamoyo und die dort lebenden Deutschen geworden; man kann sich in der Mission Stiefel repariren, Zelte bauen und sogar, wenn man das Bedürfnis fühlt, Kirchenglocken gießen lassen; dort werden im kleinen Anbauversuche mit allen tropischen Kulturgewächsen, Kakao, Vanille u. s. w., unternommen, ja es wird sogar Wein gekeltert, und wenn ich auch eine Gänsehaut bekomme beim bloßen Gedanken an denselben, so freut es mich doch, daß so etwas geleistet wird. Die Zöglinge dieser Musteranstalt sehen in ihren verwaschenen blauen Jackenanzügen und ihren schwarzumränderten Strohhüten gewiß nicht so schmuck aus wie die Jungen der englischen Missionen, die in ihren weißen Lendentüchern, weißen Jäckchen und roten Fezen bei weitem dekorativer wirken. Es gehen aus derselben auch keine Lawn Tennis-, Cricket- und Football-Champions hervor, wohl aber nützliche Menschen und nicht solche, die man an Bedürfnisse gewöhnt hat, ohne ihnen gleichzeitig die Möglichkeit zu bieten, dieselben später, unabhängig von der Mission, zu befriedigen.**)

Von den deutschen Missionen, evangelischen wie katholischen, läßt sich vorderhand wenig sagen; dieselben sind zu kurze Zeit im Lande und außerdem in ihrer Arbeit durch den Küstenaufstand erheblich gestört worden. Was ich in Pugu, Dar-es-Salaam sowie in Zimba bei Rabai von ihnen gesehen habe, hat mir wohl gefallen.

Das aber, was ich von der katholischen französischen Mission, im Gegensatze zur protestantischen englischen, gesehen hatte, veranlaßte mich, dem Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, der mich, als ich mich vor einem Jahre im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers zum zweitenmale auf den Weg zum Kilimandscharo machte, gebeten hatte, ihm von dort wegen der Nützlichkeit der Anlage einer Niederlassung befreiter Sklaven Bericht zu erstatten, zu raten, die Leitung einer solchen Niederlassung einer katholischen Mission anzuvertrauen [!], allerdings in der Voraussetzung, daß die erste Bedingung, die nötige Anzahl befreiter

*) Das Letzte bedarf gewiß der Erwägung. Wie man aber die Neger anders zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erziehen will, ohne ihnen zugleich einen Begriff vom Christentum beizubringen, sie zu Christen zu bekehren, das wird auch Ehlers uns nicht verständlich machen können. Und hier fällt auch er in den Fehler zu allgemeinen Aburteilens. Wer ist „der Neger," der fürs Christentum nicht reif ist? Die evangelische Mission hat den Gegenbeweis gegen die Behauptung in dieser Allgemeinheit zur Genüge geführt. Man lese doch nur das Lebensbild des evangelischen Bischofs Samuel Crowther, der jetzt als achtzigjähriger Greis, selbst ein echter Neger, der Kirche am Niger vorsteht, wie es Warneck in seinen Missionsstunden Band 2 und jüngst Zahn im neuesten Heft der „Geschichten und Bilder aus der Mission, herausgegeben von Frick" Nr. 9 (Halle, Waisenhaus, 1890; 36 S.; 25 Pfg.) gezeichnet haben. Dieses Heft sei unsern Lesern hiermit warm empfohlen.

**) In diesem Punkte scheint doch bei den englischen Missionen etwas faul zu sein. Eine uns vor einiger Zeit zugegangene Privatmitteilung weist darauf hin, „daß eine kirchliche Missionsanstalt der Engländer in Sansibar fatal wirke. Da scheint man gern zu paradiren mit Negerjungen in roten Jäckchen und Cricket spielend. Das ist dann das protestantische Gegenstück zum katholischen Bagamoyo."



Sklaven, vorhanden ist und man die große Entfernung des Kilimandscharo von der Küste nicht scheut.

Für eine derartige Anlage kommt ganz besonders in Betracht, daß die Leitung möglichst lange in denselben Händen ruht, und ich glaube, die Mission in Bagamoyo stände zur Zeit nicht auf jener Höhe, wenn nicht Leute wie der Père Etienne oder der Bruder Oskar — der, ursprünglich ein Schuhmacher, in jungen Jahren auf die Freuden des europäischen Schusterlebens verzichtet hat, um sich der Mission zu widmen — seit mehr als zwanzig Jahren an Ort und Stelle thätig gewesen wären.

Es mag ja sein, daß auch evangelische Missionare mit der Absicht hinausgehen, ihr Leben in Afrika zu beschließen; immerhin bieten dafür die katholischen Brüder, die allen Freuden der Welt und des Familienlebens entsagt haben, eine größere Gewähr als erstere, die entschieden minder seßhaft sind, weil sie später die Sehnsucht nach einem Weibe wieder in die Heimat treibt oder die Rücksicht auf die Gesundheit von Weib und Kind sie zwingt, die bisherige Stätte ihrer Thätigkeit mit einer andern zu vertauschen.

Welch ein Segen könnte unter Umständen eine nach dem Muster der französischen eingerichtete Mission, die als erstes Gebot „Arbeit" auf ihre Fahnen geschrieben hat, für die befreiten Sklaven und für die Entwicklung unsrer Kolonie am Kilimandscharo werden!

**Es folgt der eingehend begründete Vorschlag, daß eine solche Missionskolonie den Theebau einführen soll.**

Welch eine schöne Aufgabe böte sich da den Missionaren, die ihre Schüler zur Arbeit erziehen und gleichzeitig den Beweis liefern könnten, daß die Theekultur am Kilimandscharo ebensowohl möglich ist wie am Himalaya. Man müßte vorher zwei bis drei Brüder nach Indien schicken, um hier ein Jahr lang Anbau und Behandlung des Thees zu studiren. Diese könnten sich dann mit einem Stabe von Aufsehern und einem Stamme von Arbeitern an Ort und Stelle begeben. Die Wadshaggajugend würde sicherlich bald an der leichten Arbeit des Blätterpflückens Gefallen finden und gewissermaßen spielend zu Arbeitern herangezogen werden.

Bis jetzt existirte am Kilimandscharo nur eine englische Mission in Moschi, die aber, wie so manche Missionsstationen im Innern, nichts weiter war als ein politisches Bahnwärterhäuschen,*) von dem aus die Missionare die Weichenstellung im Interesse ihres Vaterlandes zu besorgen hatten. Ich bin weit entfernt davon, ihnen aus dieser politischen Thätigkeit und daraus, daß sie vielfach dem großbritannischen Reiche mehr dienen als dem Reiche Gottes, einen Vorwurf zu machen; denn gerade dem Umstande, daß jeder Engländer den gleichen Strang zieht, jeder überall, wo es auch sei, neben seinen eignen Interessen die seines Vaterlandes verfolgt und für letzteres noch ehrgeiziger ist als für seine Person, verdankt England zum nicht geringen Teile seine Weltmachtstellung. Wir Deutsche könnten uns vielfach daran ein Beispiel nehmen.

Wenn ich im Beginne meines Briefes erklärt habe, der Neger sei nicht reif für das Christentum, so bemerke ich noch, daß er ebensowenig reif ist für europäische Kultur.**) Das habe ich empfunden, als ich mit den Abgesandten Mandaras in Europa weilte, und ich bin vielfach angegriffen worden, weil ich sie überhaupt nach Deutschland gebracht hatte. Ich gestehe offen, ich hatte mir für die Leute mehr von ihrem Besuch versprochen; aber ich habe sie thatsächlich nie nach Europa geführt, um nur einen bildenden Einfluß auf sie und später durch sie auf ihre Stammesgenossen auszuüben. Mein Zweck war . . . , Mandara zu einer deutschfreundlichen Kundgebung zu veranlassen und uns selbst durch Uebersendung von Gegengeschenken derartig zu engagiren, daß den Engländern die Hoffnung auf den Kilimandscharo vergehen mußte: denn daß sie diese damals noch nicht aufgegeben hatten, dafür spricht deutlich der Umstand, daß wenige Tage bevor die Gesandtschaft Mandaras — und um diesen dreht sich nun doch einmal alles am Berge — abgehen sollte, bei demselben eine Karawane mit Geschenken vom englischen Generalkonsul in Sansibar anlangte, und zwar gerade solchen Geschenken, wie Mandara sie sich, auf mein Befragen, als Gegengeschenke von Sr. Majestät dem Kaiser gewünscht hatte, soweit solche eben in aller Eile in Sansibar hatten aufgetrieben werden können. Selbstverständlich hatte der Missionar in Moschi den Vermittler abgegeben, und man hielt englischerseits den dortigen Posten, auf dem von einer Seelenernte schlechterdings nicht die Rede war, für so wichtig, daß man, sobald ich mit den Abgesandten Mandaras die deutsche Station verlassen hatte, noch einen zweiten Missionar hinaussandte. Heute, nachdem durch das deutsch-englische Abkommen den Engländern die letzte Hoffnung auf auch nur einen Teil des Kilimandscharo endgiltig genommen ist, dürfte die dortige Station, sobald dieses mit Anstand geschehen kann, eingezogen werden, um einer deutschen Mission, zu hoffentlich erfolgreicherer Thätigkeit, das Feld zu räumen.

R

## Mission und Kultur

In dem durch Herrn von Wissmann veranlaßten Streit über die Methode und die Erfolge der evangelischen und der katholischen Mission spielte eine wichtige Rolle der Satz Wissmanns (Brief an die Post vom 6. Juli v. J.):

*) Von uns gesperrt.
**) Darin werden unsre Missionare sehr einverstanden sein.

HOLB
PACIFIC SCHOO

Jeder Kenner des Afrikaners oder wilder Völker überhaupt wird mir beipflichten, daß ein Verständnis der christlichen Religion der Liebe bei Völkern derartig niedriger Kulturstufe nicht zu erwarten ist; daß also der richtige Weg für Missionen der sein muß, daß man den Wilden zu einem höhern Wesen erzieht und ihm dann das Verständnis für die Religion beizubringen sucht.

Ganz ähnlich erklärte Wissmann noch einmal in seiner Antwort auf den Offenen Brief des Warnecks:

Der freie Bantuneger des südlichen äquatorialen Afrika, um den es sich allein hier handelt, ist nach meinem zehnjährigen Studium nicht fähig, unvorbereitet eingeführt zu werden in die christliche Religion.

Die Christliche Welt hat dem (Nr. 36, Sp. 838 des vor. Jahrgangs) die Sätze entgegengestellt:

Die Losung, daß eine Menschenrasse für die christliche Religion nicht reif sei, die unsern Heidenmissionaren, so lange es eine Heidenmission gegeben hat, auf Schritt und Tritt ist entgegengehalten worden, existirt für einen entschiedenen evangelischen Christen schlechtweg nicht. Wir haben allen Völkern das Evangelium zu predigen, gleichviel wann und wie Gott ihnen Herz und Verständnis aufthut: nehmt unsrer Missionsarbeit diesen Sinn, und sie wird nicht mehr sein.

Wir fassen die Streitfrage, die durch diese einander entgegenstehenden Sätze angedeutet ist, zunächst allgemein, ohne ausschließliche Beziehung auf Ostafrika ins Auge. Denn es handelt sich hier in der That um eine Frage, die den Missionsfreund wie die Missionsgesellschaften und -Arbeiter immer wieder beschäftigen wird und muß. Nicht zwar das ist für den Christen eine Frage, ob überhaupt schließlich das Christentum für alle Völker bestimmt sei. Darüber ist unter uns kein Zweifel. Wohl aber kann auch der, welcher die eben gestellte Frage ohne Zögern unbedingt bejaht, doch noch fragen: ob dieses oder jenes bestimmte Volk jetzt schon für das Christentum reif sei? ob ihm das Christentum direkt nahe gebracht werden könne oder nur auf irgend einem Umweg, etwa dem Umweg über die Erziehung zur Kultur? Die Christliche Welt selbst schreibt (Nr. 30, Sp. 693 des vor. Jahrgangs):

Wir wissen wohl: Gott will, daß allen geholfen werde. Aber auch, daß er seine Zeiten kennt und nach seinen, nicht nach Menschengedanken Stunde und Weise seines Erbarmens wählt.

Aus solcher Ueberzeugung folgt

ein gehorsames Arbeiten in den Bedingungen, die Gott vorzeichnet, ein glaubensvolles und begeistertes Verkünden des Evangeliums, wo Gott Raum dazu giebt, ein stilles und demütiges Harren auf den Segen, den Gott treuer Arbeit verheißen hat und den nur er geben kann.

Gehört zu den von Gott der Mission vorgezeichneten Bedingungen nicht eben auch zum Beispiel dies, daß ein Volk eine gewisse Kulturstufe schon erreicht habe? Oder ist es, um hier eine weitere, schon viel verhandelte Frage mit hereinzuziehen, ist es nicht eine von Gott der Mission gesetzte Schranke, wenn das Klima eines Landes ein allzu ungesundes, ein geradezu mörderisches ist? Gewiß, wenn eine Missionsgesellschaft irgendwie Anlaß bekommen hat, ein neues Missionsgebiet ins Auge zu fassen, so wird die Thatsache, daß das Klima des geplanten neuen Gebietes voraussichtlich sehr große Opfer an Gesundheit und Menschenleben fordert, die Gesellschaft und ihre Freunde zu ernstester Prüfung treiben. Aber schließlich wird doch auch das gefährlichste Klima nicht zum voraus schon ein Hindernis sein dürfen, einem Land und Volke das Evangelium zu bringen. Daß freiwilliges Aufsuchen des Martyriums Sünde wäre, darüber können ja evangelische Christen nicht verschiedener Meinung sein. Ja noch mehr: es wird keine neue Mission angefangen werden dürfen ohne eine besondre, in irgend welchen Verhältnissen liegende Aufforderung, die in demütigem Glauben und auf Grund nüchterner Erwägung als eine vom Herrn selbst ergangene erkannt wird. Aber andre als diese Regeln und Grenzen werden doch nicht vorgeschrieben werden können. Wer wollte es wagen, etwa die Mission der Brüdergemeinde in Westindien, in Surinam mit ihrer „Saat der Mohren", die Basler Mission auf der Goldküste, in Kamerun, die Bremer Mission auf der Sklavenküste mit ihren zahlreichen Opfern zu verwerfen?

Es hat sich doch gar oft schon in der Geschichte der Heidenmission gezeigt, daß überhaupt die Gunst oder Ungunst der äußern Verhältnisse nicht über die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit, den Segen oder Unsegen einer Missionsunternehmung entscheidet. Die klimatischen Verhältnisse sind z. B. in China,



auch in Indien großenteils viel günstiger als in Westafrika, die Völker scheinen dort zur Annahme des Christentums weit besser zubereitet zu sein als hier, und doch hat sich gezeigt, daß bis jetzt der härtere Boden Afrikas eine reichere Ernte trägt als der mildere Boden jener Kulturländer. Gewiß, es ist noch viel Raum auf der Erde übrig, wo die Mission unter verhältnißmäßig günstigen äußern Umständen wirken könnte; aber wenn nun eben nicht aus solchen scheinbar wohlzubereiteten, sondern gerade aus den anscheinend noch ganz unzugänglichen, ungepflügten Gegenden der Wink, der Ruf an die Mission ergeht? Und haben wir nicht, sogar abgesehen von der gewiß deutlich genug redenden Missionsgeschichte Afrikas, auch auf andern Gebieten Beweise in Fülle dafür, daß es ein eigentümlich unberechenbares Ding ist um dieses Bereitsein eines Volkes zum Empfang des Christentums? Wer hätte weniger dazu bereit erscheinen können, als die teils unbeschreiblich leichtfertigen, oberflächlichen, teils unvergleichlich rohen und grausamen Eingebornen Australiens und der Inselwelt des Stillen Ozeans? Und doch ist es kaum auf irgend einem Missionsgebiete so rasch und so erfreulich wie hier gelungen, nicht bloß einzelne Seelen Christo zuzuführen, sondern ganze Völkerschaften, ganze Inselgruppen in christliche Gemeinschaften umzugestalten!

Auch bei der Frage also, ob ein Volk genügend empfänglich, genügend vorbereitet ist für das Christentum, wird in jedem einzelnen Fall gewissenhafteste, sorgfältigste Ueberlegung notwendig sein, aber es wird sich dabei doch nicht um eine sozusagen ethnographische, kulturgeschichtliche Untersuchung handeln, sondern darum, zu erkennen, ob Gott eine Thüre geöffnet, einen Weg gewiesen hat, und zwar vielleicht gerade zu einem nach rein menschlichen Erwägungen scheinbar noch ganz und gar unzugänglichen Volke.

Wissmann behauptet, die Bantuneger Ostafrikas seien nicht fähig, unvorbereitet, ohne die Zwischenstufen der Kulturerziehung in die christliche Religion eingeführt zu werden; und mancher warme Missionsfreund ist wohl geneigt, ihm zuzustimmen und zu sagen: es ist hier noch nicht Zeit! wir müssen noch warten! Gewiß sind solche Bedenken, wenn sie nur auf Sachkenntnis beruhen, aller Beherzigung wert; und unsre Missionsgesellschaften werden in diesem Fall wie in jedem andern dankbar sein für jeden wohlbegründeten und wohlwollenden Rat. Gewiß, wir wollen den Wegen Gottes nicht vorlaufen, wir wollen das Missionswerk treiben nicht in entgegengesetzter, sondern in möglichst paralleler Richtung zu den Wegen, auf denen Gott die Völker leitet und die, die noch ferne sind, allmählich, in langsamer Stufenfolge zu Christo hinzuführt. Das Werk der Mission ist — das wollen wir nie vergessen — in allererster Linie ein Werk der Geduld, nicht bloß gegenüber den einzelnen Seelen, an denen sie arbeitet, sondern auch gerade in der Hinsicht, daß die Mission oft lange warten muß, bis sie irgend ein neues Gebiet in Angriff nehmen darf, das vielleicht längst einer Mission wert und zugänglich schien. Aber wir müssen doch sagen, daß im großen ganzen der Mangel an diesem geduldigen Warten auf Gottes Wink nicht als ein hervorstechender Fehler unsrer deutschen evangelischen Missionsgesellschaften bezeichnet werden kann: — bei den englischen und amerikanischen liegt es ja wohl vielfach anders; und, freilich wieder in andrer Art, finden wir diesen Mangel an Geduld am allermeisten bei denen, die nur von außenher die Mission kritisiren und sie nur als Mittel zur Kultur ansehen.

Blicken wir nun auf das Gebiet, um das es sich doch jetzt in erster Linie handelt: Deutsch-Ostafrika. Gegenüber jenen Zweifeln, ob die dortigen Bantuneger dem Christentum schon jetzt und durch direkte Missionsarbeit zugänglich seien oder nicht, weisen wir nicht nur hin auf die doch nicht bloß entmutigenden Anfänge evangelischer Missionsarbeit unter jenen Völkerstämmen, sondern wir fragen auch: Ist denn nicht eben von dort her, aus Ostafrika, der Ruf Gottes so stark und so deutlich als nur möglich an die Christenheit schon ergangen?

Unaufhaltsam wird der Strom des Handelsverkehrs, der Strom wenn nicht ordentlicher Auswandrer, so doch zweifelhafter Abenteurer aus Deutschland, aus Europa jene Gegenden überfluten. Was das für ein heidnisches Land bedeutet, weiß

jeder, der die Missions- und Kolonisationsgeschichte, namentlich die Afrikas, kennt; er weiß, daß, wenn es einmal so weit ist, nicht mehr gewartet werden darf, ohne daß unendlich vieles versäumt, unwiederbringlich verloren wird. Wollen wir warten, bis die „Kulturpioniere" dem Christentum vorgearbeitet haben? Aber wo sind diese Kulturpioniere? Niemals und nirgends hat es solche gegeben. Niemals und nirgends haben diejenigen, die einem heidnischen Lande und Volke bloß Kultur bringen wollen, dem Lande Segen gebracht, niemals haben sie ein Volk dem Christentum zugänglicher gemacht, überall haben sie dem Evangelium nur den Weg verbaut und verschüttet. Man blicke nur hin auf die von den Missionaren nicht bloß, sondern auch von den Weltreisenden, den Kaufleuten u. s. w. bezeugten Thatsachen! Ueberall, wo die Mission nicht rechtzeitig oder nicht bald mit genügender Kraft bei der Hand war, z. B. auf der Goldküste, in Kamerun, in Südwestafrika, sind die Eingebornen durch die Berührung mit den Europäern so verdorben worden, daß unter ihnen die Mission unvergleichlich viel schwerer arbeitet, als unter den von der „Kultur" noch unberührten Stämmen des Innern. Nein, wir dürfen gerade in Ostafrika nicht länger warten! Es muß dem warmen Appell, wie er z. B. auch aus diesen Blättern schon so oft, namentlich zu Gunsten der ostafrikanischen Mission ergangen ist, es muß darauf ein lauter, vernehmlicher Wiederhall in den Herzen der evangelischen Christen Deutschlands antworten und sie ermuntern zu treuer Teilnahme, zu opferwilliger Mitarbeit am Missionswerk, vor allem in unsern deutschen Schutzgebieten.

Aber ist denn mit dem, was wir bisher vorgebracht haben, der von Wissmann und andern ausgesprochene Gedanke schon ganz und gar abgewiesen, daß man den Wilden zuerst „zu einem höhern Wesen" erziehen und ihm dann erst „das Verständnis für die Religion beizubringen" suchen soll?*) Wenn die meist dem Christentum entfremdeten „Kulturpioniere" der Predigt des Evangeliums den Boden nicht bereiten können, wäre es denn nicht möglich und wünschenswert, daß diese Arbeit von Christen gethan würde? Christlich gesinnte und zugleich in jeder Beziehung zu der in Frage stehenden Arbeit tüchtige Männer aus unsrer Mitte sollten hinausgehen in die Heidenländer, und sie würden in christlichem Sinn und Geist, um der Liebe Christi willen, zunächst einmal durch Vorbild und Unterweisung die Eingebornen zu christlich geordneter Arbeit erziehen und so am allereinfachsten und -besten sie zur Aufnahme der Heilslehren des Christentums zubereiten. Mit andern Worten: die Prediger des Evangeliums, die Missionare selbst würden nicht prinzipiell, aber zunächst, nicht in der Theorie, aber in der Praxis für die erste Zeit ihrer Wirksamkeit das Labora dem Ora voranstellen, und man würde dann „nicht ängstlich darein schauen, wenn unter dem Zwang der Umstände dieser Zustand sich etwas verlängert."

Man weist uns bei solchen Vorschlägen hin auf die Art, wie einst vor 1200 Jahren unser deutsches Vaterland christianisirt worden sei, eben durch solche innige Vereinigung der eigentlichen Missionsarbeit, der Predigt, mit der Kulturarbeit, wobei noch, im Anfang jedenfalls, die letztere unsern heidnischen Voreltern viel deutlicher entgegengetreten sei und viel verständlicher gepredigt habe als die Verkündigung der Lehren des Christentums. Und wir selbst erinnern uns an so manche aus der evangelischen Christenheit hervorgegangene Missionsunternehmung unsrer Zeit, z. B. an die anfängliche Art der Hermannsburger Mission, in der auch nach Ludwig Harms' ursprünglichen Gedanken Kultur und Mission weit mehr noch, als dies später und in andern Missionen geschah, Hand in Hand mit einander gingen. Harms hat ja anfangs (vergl. Warneck, Allgemeine Missionszeitschrift 1890, 431 ff.) Missionare und christliche Kolonisten mit einander ausgeschickt; die ersten Sendboten —

sollen zusammen an einem und demselben Ort bleiben und sich ansiedeln, um durch gemeinsame Anstrengung stark genug zu sein, an

*) Vergl. zum Folgenden: „Mission und Kolonisation," Briefwechsel zwischen Dr. E. F. Wyneken, Herausgeber des Hannoverschen Missionsblattes, und Dr. Otto Kersten; Separatabdruck aus der Oktober- bis Dezembernummer des Hannoverschen Missionsblattes.



den Heiden zu arbeiten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, da sie im Landbau und allen nötigen Handwerken geübt sind und dazu mannsstark genug, etwa ähnlich, wie es die angelsächsischen Missionare in Deutschland machten, die zugleich im Geistlichen und Leiblichen die Lehrer unsrer Väter waren.

In ähnlicher Weise solle man zum Beispiel auch in Deutsch-Ostafrika vorgehen. Ein Geistlicher, der womöglich schon als tüchtiger Missionar sich bewährt hat, soll zunächst eine Gemeinde von deutschen Ansiedlern um sich sammeln, soll diese Gemeinde nicht bloß mit dem Evangelium bedienen, sondern auch, und in erster Linie, für Schulunterricht, Krankenpflege besorgt sein, den Leuten in allerlei Nöten mit Rat und That beistehen, deutsche Sitten und deutschen Glauben unter ihnen pflegen.

Diese Deutschen würden dann den Kern einer Gemeinde bilden, an welchen die [durch die Arbeit des Geistlichen und den moralischen Einfluß der Gemeinden selbst hierfür gewonnenen] Eingebornen sich anschließen könnten, und würden gleichzeitig Gelegenheit haben, unter letztern auch deutsche Sprache und Gewohnheiten verbreiten zu helfen.

Man hofft, daß bei solcher „Kulturmission" die Stationen sehr rasch selbständig würden, d. h. für ihren eigenen Unterhalt sorgen könnten, und daß man also mit ungleich geringern Beiträgen aus der heimatlichen Missionsgemeinde heraus unverhältnismäßig viel mehr leisten, viel rascher vorwärts gehen könnte, als dies bei dem bisherigen Missionsbetriebe der Fall war. Durch eine derartige Vereinigung von Kultur und Mission mit (anfänglich) starker Betonung der erstern würden dann auch, wird uns weiter erklärt, solche Kreise für die Mission gewonnen, die ihr bisher ferne gestanden haben, also namentlich die kirchlich Indifferenten, religiös Freisinnigen.

Wir gestehen, daß wir uns in jeder Hinsicht von diesen Vorschlägen nicht allzuviel versprechen; namentlich was den zuletzt erwähnten Punkt betrifft. Hier wird es bei dem Dilemma bleiben: entweder die evangelische Mission ist, was sie sein soll und muß, Hinzuführung der Menschen zu Jesu Christo, sie behält dieses Ziel als ihr einziges Ziel immer im Auge; dann werden die kirchlich und religiös Gleichgiltigen niemals für sie zu gewinnen sein; oder man will diese gewinnen, dann kann es nur geschehen durch eine solche Aenderung in der Art der Missionsarbeit, daß sie aufhört, Mission, evangelische Mission zu sein. Es ist ja doch bezeichnend für den ganzen Sinn und Geist jener Kreise, die man durch eine neue Art von „Kulturmission" zu gewinnen hofft, daß sie zwar mit Ratschlägen, wie die Mission künftig zu betreiben sei, sehr freigebig sind, irgend welche Opfer dagegen für irgend welche Art von Mission mit verschwindenden Ausnahmen*) bis jetzt noch nicht gebracht haben. Der Großhandel, der aus den Missionsländern und ihren Bewohnern seinen Gewinn zieht, hat noch nicht einmal eine einzige Schule für die Eingebornen errichtet.

Wenn die bisherige Art des Missionsbetriebes diesen Kreisen nicht behagt, warum legen sie nicht endlich einmal selbst Hand ans Werk? Warum erklären sie sich nicht bereit, für eine solche von ihnen gewünschte Kulturmission die nötigen Mittel selbst aufzubringen? In dem erwähnten Briefwechsel zwischen Dr. Wyneken und Dr. Kersten hatte jener die Idee dieses, daß die Gemeinde von weißen Ansiedlern den Mittel- und Ausgangspunkt für die Kulturmission unter den Eingebornen bilden soll, mit Freuden aufgenommen, aber den Gedanken ausgesprochen, eine Kolonialgesellschaft sollte —

die Sache so ordnen, daß sie das erste Pfarrsystem [für die weiße Gemeinde zunächst] voll und ganz auf ihr Budget übernehme, und: wenn nun von diesem Pfarr- und Schulsystem aus die Mission ins Werk gesetzt werden soll, so müßte die Ausdehnung dieses Werkes . . . . von dem Eingang freier Gaben abhängig gemacht werden, die dann naturgemäß vor allem aus den — weitern — Kreisen der betreffenden Kolonialgesellschaft zu sammeln wären.

Dr. Kersten aber, selbst offenbar ein warmer Missionsfreund, kennt wohl die betreffenden Kreise nur zu gut, wenn er dies als undenkbar bezeichnet und die Kosten dann doch wieder einer Missionsgesellschaft, also den alten Missionsfreunden aufbürden will, weil die Kolonialgesellschaften —

ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, zur Zeit noch selbst der

*) Eine solche sehr erfreuliche Ausnahme berichtet der oben angeführte Briefwechsel des Hannoverschen Missionsblattes.

hinreichenden Mittel zur Durchführung der großen, ihnen obliegenden Aufgaben entbehren;

was wiederum Dr. Wyneken Veranlassung giebt zu der Bemerkung:

Es ist nicht eher etwas Vernünftiges ins Werk zu setzen, ehe nicht die Kolonialgesellschaften selbst einsehen, daß sie ohne die Hilfe der Mission sich geradezu festrennen und also den Ausgangspunkt derselben von vornherein so weit in ihre Berechnung ziehen, daß sie diese Ausgaben zu den unbedingt notwendigen zählen.

Aber auch abgesehen von der hier erörterten Frage halten wir jene Vorschläge für ziemlich aussichtslos. Es ist ein sehr schöner Gedanke, daß die Gemeinde der weißen Ansiedler, Kaufleute, Händler, Plantagenbesitzer, wohl auch Offiziere und Soldaten, den Kern- und Ausgangspunkt des Missionswerkes bilden sollten; aber da müßten eben erst diese Ansiedler selbst großenteils ganz andre werden, als sie leider in der Regel sind. Unter allen den vielen Fragen hinsichtlich der gegenseitigen Beziehungen von Mission und Kolonisation ist doch das unter den ehrlichen Leuten auf beiden Seiten keine Frage, daß der thatsächliche sittlich-religiöse Zustand der weißen „Christen" in den Kolonialgebieten stets und überall das allergrößte Hindernis für die Förderung des Christentums unter den Eingebornen bildet. Daran ist die Mission nicht schuld, und daran kann keine Aenderung in der Methode oder den Grundsätzen der Mission etwas bessern, sondern nur eine Aenderung des Geistes der hier in Betracht kommenden Kreise.

Und endlich sogar das noch vorausgesetzt, daß eine solche Aenderung eintreten würde und eingetreten wäre, selbst dann, glauben wir, könnte es sich nicht um eine irgendwie wesentliche Aenderung im seitherigen Missionsbetriebe, der seitherigen Verbindung von Predigtarbeit und Kulturarbeit handeln. Die Missionsgesellschaften selbst und ihre Leiter und Freunde werden gewiß selbst am allerwenigsten bestreiten, daß in dieser Beziehung da und dort viel gefehlt und versäumt worden, daß noch viel zu lernen, zu üben, zu überlegen, zu bessern ist; auch der ganze Wissmannsche Streit wird und muß dazu aufs neue anregen und so gewiß auch seinen Segen bringen. Und doch müssen wir sagen: in den Grundsätzen, nach denen namentlich die ältern unter den deutschen Missionsgesellschaften bisher ihr Werk betrieben haben, wird sich kaum etwas ändern und bessern lassen. Es wäre thöricht, sich der Erkenntnis verschließen zu wollen, daß im Laufe der Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte, die Gott der Missionsarbeit noch bescheiden wird, sich in der Methode noch vieles ändern wird und muß; denn alle Methoden sind Menschenwerke, da Christus keine Methoden vorgeschrieben hat. Aber bei alledem wird von den Grundsätzen der deutschen evangelischen Missionen in diesem Stück das Wort gelten: Sint ut sunt, aut non sint; denn diese Grundsätze beruhen auf dem die ganze Mission beherrschenden Missionsbefehl Christi und auf dem Wesen des Christentums selbst. Indem wir im übrigen auf die Besprechung der Ora-labora-Frage in der Christlichen Welt (Nummer 34, Spalte 789 ff. des vorigen Jahrgangs) verweisen, fügen wir dem dort Gesagten nur das bei: man verlange nicht von einem Missionar, daß er jemals sich als Kulturpionier und noch nicht oder nicht mehr als einen Boten Jesu Christi fühle und jemals die Kulturarbeit als etwas in sich selbst Wertvolles betrachte und betreibe; sie kann und darf ihm nie etwas andres sein als entweder Mittel, um so rasch als möglich zur Predigt des Evangeliums zu gelangen oder Erzeugnis und Beweis der Wirkung des Evangeliums in den Herzen oder endlich Mittel zur Uebung der durch das Evangelium in den Herzen gepflanzten christlichen Gesinnung. Denn nur als Diener des Wortes vom Kreuz Christi hat er Kraft und Freudigkeit auszuziehen, und nur als solcher behält er Mut, Geduld und Ausdauer zu seinem Werk unter den Heiden. Es ist ein merkwürdiges und beherzigenswertes Bekenntnis, das vor einigen Jahren der Afrikareisende Schweinfurth abgelegt hat; nachdem er in ganz ähnlicher Weise wie heute Wissmann einer Erziehung des Negers zur Arbeit auf der Grundlage der allgemeinen Menschlichkeit ohne Unterweisung in den christlichen Heilswahrheiten das Wort geredet hat, fügt er hinzu:

Ich fürchte, was ich soeben vorgebracht habe, wird die Stimme



eines Predigers in der Wüste sein. Leider scheinen die rein humanitären Bestrebungen sich nirgends bis zu der Krone des Märtyrertums zu versteigen. Tausende haben sich, um den Glauben zu verbreiten, totschlagen lassen; aber nirgends berichtet die Geschichte von Kulturaposteln in des Wortes vollendeter Bedeutung, die, geleitet von dem Ideal einer Heranziehung der Wilden zu menschenwürdiger Existenz, ihr Alles einzusetzen bereit wären.

Es wird wohl bei dem bleiben, was in diesen Worten so schmerzlich beklagt wird. Und eben deswegen lasse man der Mission ihr Wesen und ihre Arbeit, wenn man nicht überhaupt auf eine sittliche Hebung und innerliche Erneuerung der Heiden verzichten und sie bloß als Gegenstand der Ausbeutung betrachten will. F-E

## Werdet wie die Kinder

Es war in den Tagen nach Weihnachten; die Schule hatte wieder begonnen, und auch die Pfarrstunde sollte nach kurzer Unterbrechung ihren Fortgang nehmen. Ich stand gerade im Begriff, mich dazu auf den Weg zu machen, als mir auf meinem Schreibtisch eine Anzahl Bilder in die Augen fielen, die von der Christbescherung übrig geblieben waren. Da ich meinen Pfarrkindern damit eine Freude bereiten konnte, nahm ich sie zu mir.

Wir hatten an dem Tage den Schluß des ersten Artikels zu besprechen, von dem Beweggrunde Gottes zu dem Werk der Schöpfung, Versorgung und Bewahrung und von der Schuldigkeit des Menschen gegenüber seinem Vaterwerk. Die Vorfragen waren erledigt, und ich fing an, das Neue zu entwickeln. Da fiel mein Blick auf einen Knaben, der in diesem Jahre den Hemmschuh an dem Unterrichtsrade bildete. Die Art fehlt ja kaum in einem Jahrgang, und manchen Seufzer preßt sie dem Lehrer aus. Aber sie bringt ebensoviel Segen wie Sorge mit. Sie regelt den Gang der Unterweisung. Allein durch ihre Gegenwart wirkt sie dem Ueberschätzen und Ueberspannen der kindlichen Fassungskraft heilsam entgegen. Ein Blick in das verständnislose und umirrende Auge genügt, um die Gedanken von den luftigen Pfaden auf die nüchterne Landstraße zurückzubringen. Und indem wir nun unser Wort der unterwertigen Begabung anpassen, wird es meist auch dem Mittelschlag der Kinder erst klar. Aber jene Art erzieht auch zur Geduld, und für die Liebe giebt es vielleicht keinen empfindsamern und dankbarern Gegenstand als ein solches halbblödes Kind.

Der Knabe, von dem ich erzählen will, war zu einem großen Teil durch Vernachlässigung in das teilnahmlose Wesen gekommen. Da seine Eltern in der Diaspora wohnen, hatte er bis zu seinem zwölften Jahre eine katholische Schule besucht. Der Lehrer — keiner von den tüchtigen, die ich kenne — mochte wohl aus natürlicher Trägheit und konfessioneller Abneigung den Knaben ganz sich selbst überlassen haben. So bekam ich ihn völlig unvorbereitet in die Pfarrstunde und mußte meine Arbeit an ihm darauf beschränken, ihm durch Bezeugung meines Wohlwollens den Sinn für Liebe zu öffnen, das Bild Jesu einigermaßen an ihn heran zu bringen und ihm den schlichten Gedanken von Gott einzuprägen, der ihn als ein Vater lieb habe. Gut und Böse konnte ihm nur in den gröbsten Strichen gezeichnet werden.

Dieser Knabe also fiel mir auf, als ich von Gottes Güte und Barmherzigkeit reden wollte; und es stach mir ins Herz, daß in der Stunde, da aus Gottes Fülle geschöpft werden sollte, er vielleicht leer ausgehen würde. So wandte ich mich an ihn. Ich gab ihm eins von meinen mitgebrachten Bildern, zeigte ihm die Farben und Gestalten, sodaß die Freude in ihm rege wurde, und sagte ihm, daß das Bild ihm gehören sollte. Dann fragte ich ihn, ob er irgend etwas für mich gethan oder sonst mir einen Gefallen erwiesen habe. Da dies nicht geschehen war, so konnte ich ihm eine Empfindung davon verschaffen, daß dies Bild nicht Lohn, sondern unverdient gegeben sei. Nun sollte er sagen, wie ich beschaffen sei, da ich ihm das Bild geschenkt hätte, und nach einiger Mühe kam er darauf, ich sei gut. Es war aber nicht leicht, aus den rauhen Tönen, die er hervorstieß, diesen Sinn zu entnehmen. Verhältnismäßig einfach war es dann, ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß viel mehr Gott

gut sei, der ihm unverdienterweise soviel gegeben habe. Aber das Wort Güte war ihm nicht beizubringen; wenigstens nicht so, daß er eine Vorstellung damit verbunden hätte.

Schwierig war es auch, ihm eine Anschauung von Gottes Barmherzigkeit zu geben. Ich knüpfte an die Geschichte vom barmherzigen Samariter an. Aber ich mußte ihm erst klar machen, was ein Mörder sei. Das gelang mir nun zwar, und wie ich zu meinem Schrecken sah, allzu gut. Die Vorstellung von dem Mörder beherrschte für die nächsten Minuten seine Seele so völlig, daß er sich vielmehr in den Priester und Leviten hinein zu denken vermochte, als in den barmherzigen Samariter. Das Weglaufen lag ihm so auf, daß Mitleid und Hilfe ihm nicht in den Sinn wollten. Ich ließ daher das Beispiel fallen und stellte ihm vor, was er wohl thun würde, wenn er seine Mutter so übel zugerichtet am Wege liegen sähe. Da kam denn die Antwort: Weinen und helfen. So war sein Sinn für den Gedanken des Mitleids erschlossen, aber nur in der anschaulichsten Form des Weinens. Von dieser Not auf andre Not überzugehen, gelang unschwer, ebenso die Verallgemeinerung des Helfens; aber über das Weinen kam er nicht hinaus. Und auch nachher, als ich auf Gottes Barmherzigkeit überleitete, hat er augenscheinlich die Vorstellung festgehalten: Gott weint, wenn ich in Not bin, und dann hilft er mir. Aber der Zweck war doch erreicht. Er fühlte etwas von Gottes Liebe und freute sich daran; und das ist auch eine Erkenntnis Gottes, die ewiges Leben schafft (Joh. 17, 3). Mehr will ja auch das begriffliche Erkennen nicht. Freilich auf alle Gedankenthätigkeit kann die Erkenntnis Gottes nicht verzichten; wenigstens muß die einfachste Form des Denkens vorhanden sein, die Anschauung, die sich als Vorstellung dem Geiste einprägt. Ein religiöses Fühlen, das von aller Gedankenthätigkeit abgezogen wäre, giebt es nicht. Aber daß sich die Vorstellung zum Begriff abklärt, ist nicht nötig.

Zum Schluß griff ich auf das Bild zurück und fragte ihn, ob er daran denken wolle, daß ich es ihm gegeben habe; ob er es zu Hause erzählen und später, wenn ich es ihm sagen würde, dies oder jenes für mich thun wolle. Das versprach er. Und wenn er in Zukunft, wozu ich ihn ermahnte, daran denkt, daß er von Gott alles unverdient empfängt; wenn er dies vor andern ausspricht und Gottes Willen erfüllt, indem er das Gute thut und das Böse meidet: dann führt ers ja aus, daß er Gott dankt, lobt und dient; was kommts viel darauf an, ob er von diesen Dingen Wort und Begriff erfaßt hat.

Sein Großvater muß freilich nicht so gedacht haben. Der hat ihn hernach den ganzen Abend damit gequält, daß er den Spruch, der auf dem Bilde stand, auswendig lernen sollte. So erzählte er mir folgenden Tags mit freudigem Selbstbewußtsein.

Meine andern Pfarrkinder sind an jenem Tage um ihre Bilder gekommen; ich mochte durch ein allgemeines Schenken den Wert der ersten Gabe nicht verringern. Vielleicht hätte ich es doch thun sollen, da ja auch Gott nicht nur mir giebt, sondern allen. Aber ihren Segen haben die Kinder auch gehabt. Trotzdem ich während der ganzen Stunde nur hin und wieder einmal eine Frage an sie richtete, waren sie doch mit voller Seele bei der Sache und hatten ihre herzliche Freude an dem Hinabneigen zu dem Schwächsten. Und als ich am Ende noch einige Fragen stellte, um die gewonnene Einsicht zu vertiefen, da sah ich, daß nicht viel mehr zu thun war. Ihr Geist hatte die feinern Verbindungslinien zwischen den groben Strichen unsers Entwurfs schon von selbst gezogen; und die Begriffe waren da, ohne daß ich absichtlich darauf hingearbeitet hatte. Aber nicht nur ihr Denken war zu seinem Recht gekommen, sondern auch ihr Gefühl. Es war eine weihevolle Stille, als ich das Schlußgebet sprach. Und als ich zum Abschied sie grüßte: Gott behüte euch! da antworteten sie mit festem Ton und warmem Blick: Gott behüte Sie! H-Zw.

---

## Zur Reichstagswahl in Bochum

Das Ergebnis der Reichstagsersatzwahl im größten deutschen Wahlkreise ist in mehr als einer Hinsicht von hoher symptomatischer Bedeutung. Wenn die Kreuzzeitung aus den Vorgängen dieses Wahlkreises ein die Siegesaussichten der Sozialdemokratie sehr hell darstellendes Zukunftsbild konstruirt hat, so ist sie doch nicht ganz wohl unterrichtet gewesen und hat — was für ein hochkonservatives Blatt in diesem Falle auch nicht leicht sein mochte — den Grundzug der ganzen Bewegung verkannt.



Wenn nach der Behauptung der Kreuzzeitung eine unwürdige Umwerbung der Sozialdemokratie stattgefunden hat, so trifft dieser Vorwurf wesentlich die Ultramontanen, den nationalliberalen „Kohlenbaronen“ dergleichen nachzusagen und die nationalliberale Partei des weitern als „unzuverlässig“ zu brandmarken ist, mancherlei Preßtaktlosigkeiten zugegeben, eine arge Uebertreibung; am allerwenigsten trifft ein solcher Vorwurf den Sieger im Kampfe, Müllensiefen, der seinerseits gar kein Bergwerksbesitzer, sondern Glasfabrikant und also Kohlenkonsument ist. Um so mehr können freilich seine weitgehenden, teilweise gar vor das Forum des Reichstags nicht gehörigen, „Einverständnisse“ mit den Forderungen der Bergarbeiter (namentlich die sozialdemokratische Forderung der achtstündigen Schicht, einschließlich Ein- und Ausfahrt) überraschen; wie denn auch die im Dienste der Kohlengewerke schreibende Rheinisch-Westfälische Zeitung nachträglich eben nicht erbaut darüber ist. Im übrigen scheint Thatsache, daß, insbesondre im nördlichen Teile des Kohlengebiets, nicht nur die Spannung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nachgelassen hat, sondern auch die Sozialdemokratie geradezu zurückgegangen ist. Letztere hat jetzt ihren Hauptherd in Langendreer, wo der bekannte, bei dieser Gelegenheit dem nicht minder bekannten Fusangel ganz köstlich ins Garn gegangene und von dem parteigenössischen Wahlkomitee gründlich desavouirte „Kaiserdelegirte“ Schröder mit roten Kravatten handelt.

Vielmehr war — und das interessirt die Christliche Welt ausschließlich — das alle politischen und sozialen Schlagworte übertönende Feldgeschrei dieses Wahlkampfes bemerkenswerterweise dies: Hie evangelisch — Hie ultramontan! Nicht nur bis in weite Kreise der Sozialdemokratie hinein machte sich trotz der von der Parteileitung strikte anbefohlenen Wahlenthaltung der konfessionelle Gegensatz sehr wirksam geltend, sodaß die evangelischen „Genossen“ für Müllensiefen, die katholischen für Vattmann stimmten; nein, selbst die nationalliberale Presse des Wahlkreises sah sich genötigt, der unausweichlichen Strömung Rechnung zu tragen und einmal „evangelisch“ zu sein.

Als die Kerntruppe der siegreichen Partei sind die evangelischen Arbeitervereine anzusehen. Wie diese seinerzeit dem Ultramontanismus gegenüber sind gegründet worden, so hat ihr Organ, der Evangelische Arbeiterbote, seit Jahren die Mitglieder über Rom, den Ultramontanismus und den Jesuitismus als den Todfeind des Evangeliums und des deutschen Reichs aufgeklärt. Die Aussicht, in dem ultramontanen Vattmann einen weitern Befürworter der Aufhebung des Jesuitengesetzes im Reichstage zu haben, ist für die energische Erhebung der evangelischen Arbeitermassen ausschlaggebend gewesen. Die Nationalliberalen aber haben ihnen nicht nur Unterstützung der Arbeiterschutzgesetzgebung, sondern auch ernstes Eintreten für die Selbständigkeitsbestrebungen der evangelischen Kirche zusagen und außerdem dazu sich verstehen müssen, bei der nächsten Wahl einem Bewerber aus den Reihen der Arbeitervereine ihre Stimme zu geben. Bezeichnend ist endlich, daß schon vor Jahr und Tag ein Mitglied des nationalliberalen Wahlkomitees des Kreises Bochum einem bekannten Förderer der Arbeitervereine gegenüber geäußert hat: am liebsten stellte man einen evangelischen Pfarrer auf; der hätte die meiste Aussicht, durchzudringen.

So hat hier also die nationalliberale Partei den bedeutendsten, seit langen Jahren vom Zentrum besessenen Wahlkreis unter dem Zeichen des Protestantismus gewonnen. Auch die zentrifugalen Kräfte der Sozialdemokratie sind guten Teils in die übermächtige Schwingung der Geister um diesen Mittelpunkt hineingerissen worden. In der That ein Ereignis, ein Erfolg, dem in Parlaments- wie in Regierungskreisen die ernsteste und umsichtigste Beherzigung zu wünschen ist. Zum Pessimismus der Kreuzzeitung, wie wohlgefällig er auch

von der sozialdemokratischen Presse vermerkt wird, dürfte solche Beherzigung nicht führen. G-S

---

## Die neue Sperrgeldervorlage

Verwunderung, Entrüstung, Scham — das sind die Empfindungen, die die neue Sperrgeldervorlage überall im evangelischen Deutschland, wo man für die evangelische Kirche und für den preußischen Staat ein Herz hat, hervorgerufen hat. Ihnen Worte zu leihen scheint sachlich zwecklos, denn was zu sagen ist, ist unzähligemal gesagt worden, und vollenden wird sich ja wohl das Aergernis. Aber die Pflicht fordert es, daß wir an diesem Kunststück preußischer Staatskunst nicht ganz vorübergehen.

Wir sprachen von Scham. Schämen müssen wir uns nicht für unsre evangelische Kirche: die hat zwar den mittelbaren und unmittelbaren Nachteil von der Sache, aber wir sind gewohnt, ihre Ehre anderswo zu suchen als in politischen Erfolgen und in Gunstbezeugungen des Staates. Schämen können und müssen wir uns nur für die preußische Regierung, die so leichthin laut ausgesprochne Grundsätze wieder beiseite thut und mit ihrer eignen Autorität spielt.

Es ist in der öffentlichen Erörterung der Sperrgelderfrage längst schon darauf verzichtet worden, den klaren Rechts- und Billigkeitsstandpunkt zu vertreten, weil man wußte, daß er aus Gründen der Politik nicht in Betracht kam. Dieser Standpunkt ist der, daß man die sechzehn Millionen als Staatsgelder anerkennt, über die der Staat freiste Verfügung hat. Sie sind dem preußischen Staate zugewachsen durch die Unbotmäßigkeit römisch-katholischer Unterthanen gegenüber zu Recht bestehenden Gesetzen. Will sich der preußische Staat erinnern, daß diese Gelder ursprünglich für kirchliche Zwecke bestimmt waren und sie darum nur in der gleichen Richtung verwenden, so war nach dem — einer weitverbreiteten Meinung gemäß — in Preußen geltenden Paritätsgrundsatz die Verwendung für kirchliche Bedürfnisse beider Konfessionen das Gegebne. Allenfalls hätte man fragen können, ob nicht die auch im Kulturkampf gehorsam erfundne evangelische Kirche vor der ungehorsamen römischen Kirche vorzüglich zu bedenken gewesen wäre.

Allein diesen Standpunkt hat man in der öffentlichen Erörterung, wie gesagt, fallen lassen, weil man die Thatsache in Rechnung zog, daß der preußische Staat, zu schwach, seine römischen Unterthanen zum Gehorsam zu zwingen, vielmehr mit ihnen als mit einer gleichgeordneten, ja überlegenen Macht seinen Frieden schließen mußte. Ob er das wirklich mußte, durch welche Fehler er das verschuldet hatte, lassen wir ganz beiseite, genug, die Thatsache lag vor: er suchte den Frieden mit seinen römischen Unterthanen, mit seiner römischen Partei, mit Rom. Und es lag schließlich im öffentlichen Interesse, daß, wenn er Frieden suchte, ein wirklicher Friede zu stande kam.

So erkannte auch der evangelische Patriot darin eine wohl verständliche Entwicklung der Dinge, als der preußische Staat die den ungehorsamen Priestern und Bischöfen vorbehaltnen Gelder der römischen Kirche wieder zu gute kommen lassen wollte. Mit einer gewissen Befriedigung sah man in der ersten Sperrgeldervorlage wenigstens den Schein der staatlichen Oberhoheit und des Rechts gewahrt, da sie das Kapital und ebenso die Aufsicht über die Verwendung der Zinsen der Regierung vorbehielt. Diese Vorlage wäre Gesetz geworden, hätte nicht das Zentrum darin noch immer fortgesetzten Diebstahl gesehn und viel weitgreifendere Forderungen aufgestellt. So hielten die übrigen Parteien des preußischen Landtags es nicht für angezeigt, der römischen Kirche ein Geschenk zu machen, das die römische Partei unter dem Begriff „Diebstahl“ unterzubringen wußte. Kultusminister von Goßler erklärte am 29. April 1890 im Abgeordnetenhause: Die Staatsregierung ist in dieser Vorlage bis an die Grenze gegangen, welche überhaupt noch möglich ist.

Aber Rom gegenüber hat das preußische Staatsinteresse offenbar eine unabsehbare Folge von äußersten Grenzen. Wenige Monate, und der ersten Sperrgeldervorlage folgt die zweite.



Sinn: das Kapital wird ausgeliefert, und die Bischöfe dürfen damit machen, was sie wollen. Motiv: die römische Kirche ist eine Macht, mit der man rechnen muß; den guten Beziehungen zu dieser Macht muß man das Opfer bringen.

Andre Kriege pflegt ein Friedensvertrag zu beenden. Rom ist Preußen gegenüber in der angenehmen Lage, einen Frieden um den andern zu diktiren. Diesmal ist selbst die Germania — zufrieden. Morgen wird ein neuer Friede geschlossen werden: die Jesuiten kommen. Und übermorgen der dritte: Auslieferung der Schule?

Was wird der preußische Landtag gegenüber der neuen Vorlage thun? Wie notwendig wäre doch dieser preußischen Regierung gegenüber eine nicht faktiöse, sondern charaktervolle Opposition. Die Presse aller Parteien ist einmütig in dem Kopfschütteln über die Vorlage. Und die im Abgeordnetenhause für sie sprachen, thaten es — immer vom Zentrum abgesehn — mit zwiespältigem Herzen. Mag sie aber doch angenommen werden oder nicht, das Ansehen der preußischen Staatsregierung hat durch Einbringung dieses Gesetzes eine empfindliche moralische Niederlage erlitten. Und das ist, vom evangelisch-christlichen Standpunkte, tief zu beklagen. Ich meine von jenem Standpunkte, der mit Luther in der vierten Bitte um gut Regiment bittet.

Und die evangelische Kirche? Wieder einmal ist ihr Ablösung der Stolgebühren versprochen worden, fürs nächste Jahr. Wir Evangelischen, die wir das Glück haben, deutschen Staaten anzugehören, wo das längst geschehen ist, können nur mit redlichem Mitleid auf die preußische Landeskirche sehen, die noch immer darauf wartet. Aber daß die preußische Regierung die Erfüllung dieser Pflicht an die evangelische Kirche als Schadloshaltung für das Aergernis des Sperrgeldergesetzes anzusehn und zu behandeln im Stande ist, das dünkt uns das Unbegreiflichste und Schmerzlichste. Mehr Sinn hätte es, wenn sich die preußische Regierung in diesem Zusammenhang an den § 4 des Edikts vom 30. Oktober 1810 erinnerte.*) Aber davon ist nicht die Rede. Ein trefflicher Schutzherr seiner Landeskirche, dieser preußische Staat! Ihren Dienst läßt er sich gefallen, ihre Treue ist ihm selbstverständlich, an ihre Leistungsfähigkeit, gelegentlich an ihre Opferfreudigkeit stellt er die größten Ansprüche, auch regieren mag er sie: aber seine Leistungen ihr gegenüber sind immer die des Mindestbietenden. Man versteht auf preußischem Boden eine Bewegung wie die Hammersteinsche; könnte sie sich von allen kirchenpolitischen Parteitendenzen freimachen, könnte sie sich für ihre Kirchenreform das Gemeindeideal aneignen und damit — im Sinne der Rheinländer — erst sich selbst reformiren, könnte sie mit der Bewegung des Evangelischen Bundes sich die Hand reichen: die Parole „Freiheit und Selbständigkeit“ wäre überaus zeitgemäß und der Nachfolge wert.

Wie innerhalb der preußischen Landeskirche diese famose Sperrgeldervorlage wirken wird, das entzieht sich völlig unsrer Schätzung. Das aber können und müssen wir aussprechen, daß außerhalb Preußens bei ungezählten guten Deutschen das Vertrauen auf Preußen als führende Macht durch diese jüngste Leistung seiner Kirchenpolitik einen neuen schweren Stoß bekommt — vielleicht ist das doch auch der preußischen Regierung nicht gleichgiltig. Und damit hängt das andre zusammen: die Hoffnungen, die noch immer viele Freunde kirchlich-nationaler Reform gerade auf die preußische Landeskirche und ihren Summepiskopus setzen, werden sie nun wohl endgiltig zu Grabe tragen. Wir bedauern das nicht. Die Reform unsrer Kirche, die notthut, hat mit großer Politik und großen Verfassungsbauten nichts zu thun: es ist eine Reform im Kleinen, in der Stille, mit persönlichen Opfern. Sie ernstlichst zu betreiben, mahnt auch die neue Sperrgeldervorlage. R

*) Vgl. Dove in Herzogs Real-Encyklopädie, Band 14, Seite 60f. der zweiten Auflage.

## Journal de Marie Bashkirtseff

5

Sie war in seltnem Maße befähigt, wie es in dem Eingangsgedicht von Theuriet heißt: „leiden zu machen und zu leiden.“ Und furchtbar war das über sie verhängte Geschick der unheilbaren Krankheit.

Wir heben nur wenige charakteristische Aeußerungen darüber hervor:

Eigentlich amüsirt mich die Lage einer zum Tode Verdammten; oder doch beinahe. Es ist eine „Pose,“ eine Erregung; ich bewahre ein Geheimnis, der Tod hat mich mit dem Finger berührt. . . . Und in allem Ernst von meinem Tode sprechen können, ist interessant, und ich wiederhole, es macht mir Spaß. Schade, daß ich ohne unbequeme Folgen kein andres Publikum haben kann als meinen Beichtiger Julian. . . .

Bis jetzt habe ich mich immer an Gott gewandt, aber da er gar nicht auf mich hört, glaube ich fast nicht mehr an ihn. Nur wer dies Gefühl durchgemacht hat, kann es in seiner ganzen Schrecklichkeit ermessen. Ich predige die Religion durchaus nicht um der Tugend willen, sondern weil das Sich an Gott wenden so bequem ist.

Hat man niemanden, an den man sich wenden könnte am Rande aller Hilfsmittel, bleibt noch Gott. Das verpflichtet zu nichts, beunruhigt niemanden und man genießt des höchsten Trostes.

Ob er sei oder nicht, man muß glauben oder sehr glücklich sein, um sich so behelfen zu können. Aber in Kummer, im Unglück, in allen unangenehmen Lagen wäre Sterben leichter als Nicht glauben. Gott ist eine Erfindung, die uns vor endgiltiger Verzweiflung bewahrt.

Ueber ihre Taubheit ist sie ganz verzweifelt:

O nein, es giebt keinen Gott, wie ich ihn mir vorgestellt habe. Es giebt ein höchstes Wesen, es giebt die Natur, es giebt, es giebt — aber nicht den Gott, zu dem ich gewohnt bin alle Tage zu beten. Daß er mir nichts gewährt, das geht noch: aber mich auf diese Weise umzubringen! Mich unglücklicher, von allen abhängiger werden zu lassen, als den ersten, besten Bettler! Und was habe ich gethan? Ich bin ja keine Heilige, ich bringe mein Leben nicht in der Kirche zu, ich faste nicht. Aber ihr kennt mein Leben. Ausgenommen die beständigen Unehrerbietigkeiten gegen meine Familie, die dies gewiß nicht verdienen, habe ich mir nichts vorzuwerfen. . . .

Wir sehen, daß ihr Gott kein andrer war, als der Gott „Wunsch“ der alten Skandinavier, der den Menschen alles geben konnte, was sie wünschten. Zu einer höhern Gottesidee, als zu diesem rohesten Ideal, das sich Menschen je gemacht, hat sie sich nie durchgerungen. Es berührt überhaupt merkwürdig, wie dieser Untergrund von „ungezügelter Roheit“, von dem Amiel spricht, gerade in dem, worin der Mensch sich am tiefsten offenbart, in ihrem Verhältnis zu Gott, zu Tage tritt. Und der „Eiszapfen“ der Herzlosigkeit taucht allerorten unvermutet auf. Sie kennt nicht einmal die Vorstellung einer Läuterung durch Leiden, einer Ergebung in Gottes Willen. Charakteristisch ist einmal ihre Aeußerung, Gott verlange eine „résignation allemande“ (die sie gleichwohl für fischblütig erklärt), aber dies sei ja unerreichbar. Ein echtes Gefühl, das den Mut und die Kraft hat sich in That umzusetzen, bezeichnet man also in Frankreich als „allemand.“ Welch unfreiwillige Anerkennung.

Am erstaunlichsten ist es, wie völlig ihrer Religiosität jedes ethische Moment fehlt. Als Kind macht sie alle Gebräuche der griechischen Kirche mit, verbeugt sich sechzigmal mit dem Haupte zur Erde und hofft Gott sich dadurch willfährig zu machen. Später aber schreibt sie:

Mama glaubt an geweihte Bilder, an Reliquien. Ihre Religion ist heidnisch, wie die der meisten frommen und nicht sehr begabten Menschen. . . . Der Aufgeklärteste muß der Wahrheit näher stehen. Mein Gott wenigstens muß ein Feind sein all dieser Messen, die man als zum wahren Glauben gehörig betrachtet.

Dagegen verschmäht sie es nicht, bei kritischen Wendepunkten sich bei der Wahrsagerin und Kartenschlägerin Rats zu erholen!

Ihre Gottesidee aber hält sie für eine gereinigte, hohe:

Unsre Leidenschaften bringen Ungewißheiten, Bestrebungen, Wünsche, gewaltsames Denken mit sich. Wir bedürfen eines Etwas, das darüber hinausliegt, eines Gottes, vor den man seinen Enthusiasmus, seine Gebete bringt, einen Gott, den man um alles bitten kann, der alles vermag, dem man alles sagen darf. Ich möchte wohl, daß alle hervorragenden Menschen beichteten und sagten, ob sie in Zeiten, wo sie sehr verliebt, sehr ehrgeizig oder sehr unglücklich waren, nicht ihre Zuflucht zu Gott genommen haben.

Gewöhnliche Naturen, selbst die intelligenten und sehr gelehrten, können sich ohne dies behelfen. Aber die den göttlichen Funken haben, wären sie auch so weise wie die ganze Wissenschaft und zweifelten selbst mit der Vernunft — sie glaubten doch aus Leidenschaft wenigstens momentan. . . . Ich bin nicht sehr gelehrt, aber meine Reflexionen laufen darauf hinaus: der Gott, den man uns lehrt, ist eine Erfindung. Der Gott der Religion oder der Religionen — sprechen wir nicht weiter davon. Aber der Gott der genialen Menschen, der Philosophen, solcher wie wir, dieser Gott ist ungerecht, wenn er uns nicht hört, oder er ist boshaft (méchant); ich begreife nicht, was er zu thun hat. . . .

Wem fallen hierbei nicht die russischen Bauern ein, die ihre Heiligen prügeln, wenn ihr Gebet unerfüllt bleibt?

Man ist zu unglücklich, um nicht zu hoffen, daß es einen Gott giebt, der Mitleiden mit uns hat. . . . Aber wenn dieser Gott wäre, würde er zulassen, was geschieht, und ich, was habe ich gethan, um so unglücklich zu sein? Nicht das Lesen in der Bibel führt zum Glauben. Sie ist nur ein historisches Dokument, wo alles kindlich ist, was sich auf Gott bezieht. An einen Gott glauben kann man nur in abstrakter, philosophischer Weise, als an ein großes Mysterium, die Erde, den Himmel, das All umfassend. . . . Aber dieser Gott leistet uns nichts. Man bewundert ihn nur und stellt ihn sich vor beim Anblick der Sterne und beim Nachdenken über wissenschaftliche Fragen — geistig, à la Rénan. . . . An einen Gott, der alles sieht, alles leitet, den man um alles bitten kann — an diesen Gott möchte ich glauben. Aber wenn er wäre — ließe er alles zu, was geschieht? . . .

Dann wird sie wieder positiver:

Ich habe einen Abschnitt des Evangeliums gelesen, der in merkwürdiger Uebereinstimmung mit dem mich leitenden Gedanken steht. Ich kehre zurück zu der Inbrunst und den Wundern, zu Jesus Christus und den exaltirten Gebeten vergangener Tage. Seit einiger Zeit begnügte ich mich mit einem Gott, und mein Glaube war ganz rein, sehr streng und ganz einfach; aber jetzt wende ich mich einer innigern, tröstlicheren Religion zu, mehr in Wechselbeziehung zu den Zweifeln, dem Jammer und den Niedrigkeiten meiner Natur. Der Gottmensch und die Jungfrau scheinen mich eher zu erhören, als der wahre Gott. . .

Dann folgt sie andern Strömungen:

Die Kirche hat Gott verkleinert, die Religion entartet, vielmehr statt des Dienstes, den man Gott schuldet, eine komplizirte Religion geschaffen, voller Charlatanerien, die man bekämpfen muß. . . .

Dann glaubt sie der Kirche nahegetreten zu sein, die doch große Verdienste um die Menschheit habe, und fährt fort:

Es giebt heutzutage zu viel aufgeklärte Menschen, als daß die heiligen Lügen noch geachtet werden könnten. Es ist eine Uebergangszeit, und unglücklicherweise sind die Massen noch nicht gebildet genug, um nicht aus leerem Aberglauben in Verachtung und Verneinung Gottes zu fallen.

Auffallend ist ihr unbewußter Protestantismus:

Die Religion Christi, nach seinen Worten, gleicht wenig euerm Katholizismus und unsrer Orthodoxie, der ich mich hüte zu folgen. Ich beschränke mich auf die Vorschriften Christi und beunruhige mich nicht wegen all der Gleichnisse, die man wörtlich genommen, des Aberglaubens und der verschiedenen Abgeschmacktheiten, die später in die Religion hineingetragen worden sind aus politischen oder andern Gründen.

6

Wie der Charakter der Heldin voller Widersprüche ist, so wird man auch dies Buch nicht ohne die widersprechendsten Eindrücke aus der Hand legen. Bei allem Ueberschätzen äußeren Erfolgs, das mehr und mehr bei uns Platz greift, ist es uns doch noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, den eigenen Wert und den des andern lediglich nach den ihm zufallenden oder ausbleibenden äußerlichen Ehren und Würden zu bemessen. Amiel sagt von dem „hervorragenden Franzosen“, und das gilt von dem französisch gebildeten Russen gleicherweise:

Er führt seinen Wert auf etwas außer ihm Liegendes zurück. Wenn er die Tresse hat, einen Orden, die Schärpe, die Amtstracht, mit einem Wort Amt und Ehrenzeichen, dann erst ist er etwas und fühlt sich. Die Auszeichnung bestimmt sein Verdienst, das Publikum hebt ihn empor aus dem Nichts, wie der Sultan seine Veziere.

Diese Anschauung, die sich durch das ganze Buch zieht, stößt uns grade bei einem jungen Mädchen immer wieder ab. Und doch ist sie nicht verantwortlich für diese Eigentümlichkeit einer ganzen Nation, die sie vielmehr entschuldigt.

Auch ihre im Auslande so viel bewunderte Aufrichtigkeit sagt uns nicht zu. Sie hat häufig etwas Brutales und ist mehr Bedürfnis ihres Verstandes und zerlegenden Geistes, als Trieb nach Selbsterkenntnis in dem Sinne, in dem Robertson die Selbsterkenntnis als moralische Eigenschaft, unabhängig von den Verstandeskräften bezeichnet. Was bei andern vielleicht nur als Keim auf dem Grunde der Seele liegt und nie ins Bewußtsein tritt, gewinnt bei ihr Form, Farbe, Leben, wird formulirt und — ausgesprochen. Kennzeichnet sie sich doch selbst:

Wenn ihrs wissen wollt, ich bin weder Maler, Bildhauer, Musiker, Weib, Mädchen noch Freundin. Alles wird bei mir Gegenstand der Beobachtung, Betrachtung und Zergliederung. Ein Blick, ein Gesicht,

ein Ton, Freude, Schmerz werden sofort gewogen, untersucht, dargelegt, klassifizirt, notirt. Habe ich mich darüber ausgesprochen, so bin ich befriedigt.

Ihrer Selbsterkenntnis fehlt ein bedeutsames sittliches Moment: der Wunsch, das Streben, besser zu werden. Ihr Bedürfnis der Selbstzergliederung macht sie einseitig und führt sie häufig zu Trugschlüssen, wie meist Verstandeszergliederungen seelischer Vorgänge thun. So bei ihrer obigen Aeußerung über das Gebet, „weil das Sich an Gott wenden so bequem sei." Auf die Art läßt sich aus jeder Tugend ein Laster machen und das Höchste in den Staub ziehen. Oder sollte sie wirklich im Gebet nie Erhebung der Seele gesucht und gefunden haben? Mir sind wiederholt Carlyles Worte eingefallen:

Die Aufrichtigkeit, die sich selber aufrichtig nennt, ist ein gar armselig Ding: eine seichte, prahlerische, selbstbewußte Aufrichtigkeit, eitel Dünkel zumeist. Des großen Menschen Aufrichtigkeit ist derart, daß er nicht davon sprechen kann, sich ihrer nicht bewußt ist: ja ich vermute, er ist sich eher der Unaufrichtigkeit bewußt; denn welcher Mensch kann auch nur einen Tag streng nach dem Gesetze der Wahrheit wandeln? (Ueber Helden und Heldenverehrung Kapitel 2)

Mir ist das Bedeutsamste an dem Buch der Eindruck der Kultur oder Unkultur gewesen, den ich aus der sogenannten großen Welt — des Scheins — gewonnen habe. Diese Jagd nach Seifenblasen, die während des Haschens zerplatzen, dieser Mangel an jedem innerlichen höhern Streben, bei allem Sichberauschen in künstlerischer Exaltation; dies jähe Auftauchen der Eisschollen aus allen Temperamentserhitzungen heraus, dies alles giebt einen Eindruck von dem Geiste dieser Welt, wie er potenzirter nicht zu denken ist.

Gladstone sagt in seinem Artikel über Marie Bashkirtseff:*)

Jedes Buch ist lesenswert, das uns ein neues Kapitel aus dem Bereich menschlicher Erfahrungen erschließt oder ein schon begonnenes um eine Seite vermehrt. (Nineteenth Century, Oktober 1889.)

Er nennt es „ein Buch ohne gleichen," und in diesem Sinne dürfte er recht behalten. C B

---

## Bücher und Schriften

**(Allerlei Predigten und Erbauliches)** Unter einer stattlichen Reihe von Predigt- und Erbauungsschriften, die aus dem Redaktionszimmer unsrer Christlichen Welt in mein Studirstübchen gewandert sind, eine jede mit der Bitte: Bespricht mich! hat mich eine sofort durch ihren etwas wunderlichen Titel interessirt: Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit von Waldemar Sonntag. Dritte Sammlung. Halle a. S., Hendel, 1889; 384 S.; Preis 3 Mk. Der Verfasser ist der durch manche Veröffentlichungen bekannte Bremer Domprediger. In der That, wem der Name des Verfassers nicht bekannt ist, und wer so auf dem Titel den Domprediger sich nicht selbst ergänzen kann, der wird schwerlich auf den Gedanken kommen, daß diese Plaudereien aus der Feder eines Geistlichen stammen. Zwar verrät eine kurze Bemerkung, daß der Verfasser einst Theologie studirt hat, aber die überall hervortretende unverhohlene Abneigung gegen die kirchliche Frömmigkeit und deren Hüter scheint gerade die Möglichkeit auszuschließen, daß ein Diener der Kirche hier seine Anschauungen und Gedanken niedergelegt hat.

Diese achtzig Plaudereien handeln über alles Mögliche in der Welt. Hier stehen einige Titel: Der größte Wohlthäter; Bekehrungen; Dem Zuschauer ist keine Arbeit zu viel; Große Künstler werden gemeiniglich Bettler oder Narren; Liebe deinen Nächsten, aber — reiß den Zaun nicht ein!; Wie der Mann, so bratet man ihm die Wurst; Schaufenster und Menschen; Spätwinter; Junges Christenvolk; Getrocknete Blumen. Warum soll aber nicht auch ein Prediger einmal die alte Schablone verlassen und frisch und fröhlich über alles reden nicht im Kanzelton, sondern im Tone eines gutes Feuilletonisten? Funcke, dem Sonntag einst seinen Anti-Funcke entgegen gesetzt hat, hat das gethan, und er längst nicht allein, und es ist ihm viel Beifall gezollt worden. Wems gegeben ist, der thue es immerhin, aber der tiefe Ernst soll doch überall zu fühlen sein. Das aber vermissen wir an manchen Stellen recht schmerzlich bei unserm Verfasser. Jeder, dem kirchliche Frömmigkeit nicht von vornherein Heuchelei ist, der nicht jedem Geistlichen Gewissensknechtung zutraut, wird sich von dem mitunter fast ans Frivole grenzenden Tone verletzt fühlen, womit biblisches und kirchliches Christentum hier bedacht wird. Sind folgende Sätze wohl eines evangelischen Geistlichen, der doch, mag er noch so frei denken, die Gewissen zu schonen hat, würdig: „Mit Unwillen weist der gläubige Chor die Zwischenreden einzelner Zweifler zurück, welche ihm die Freude an unglaublichen und doch sinnreichen Märchen, an haarsträubenden und doch lockenden Abenteuern verderben wollen" (S. 78)? Unter der Ueberschrift: Was liest das Volk? finden sich folgende Stellen: „Es gab eine Zeit, wo diese Frage außerordentlich leicht zu beantworten war: den Katechismus, das Gesangbuch und den Kalender. Ein Kirchenmann wird sagen: Du hast die Bibel vergessen. Allein ich bestreite, daß selbst die Lutherbibel jemals ein Volksbuch im weitesten Sinne des Wortes gewesen sei. Es ist eine der vielen Gedankenlosigkeiten der Theologen, zu behaupten, unser Volk habe je die ganze Bibel gekannt" (S. 99). Weiter unten höhnt der Verfasser: „Etliche können nicht mit gutem Gewissen einschlafen, ehe sie etwas Andächtiges und Erbauliches gelesen haben" (S. 101). Und dieselbe Laienpredigt schließt mit folgendem Erguß: „Aber wo bleiben unsre Herrlichen, Großen, die mit dem Genius gedacht und mit dem Herzblut geschrieben haben, doch auch für das Volk, wo bleiben unsre Klassiker? Gottlob, endlich, endlich wagt sich die lesende Menge an dieses Lebensbrot [!], das allzulange nach Hamlets Wort Kaviar für das Volk gewesen war, und gesegnet seien die Hände, die in guten und billigen Ausgaben den Staubgeborenen diese Himmelskost der Göttlichen darbieten!" (S. 102). Oder ist es fein geredet und dient es wohl zu Erbauung, wenn zur Erläuterung des Sprichwortes „Betrügt ein Jude den andern, ein Pfaffe den andern, ein Weib das andre, so lacht Gott im Himmel" sich folgende Einleitung findet: „Das wird nun mancher nicht glauben, obwohl es ein uraltes deutsches Sprichwort ist. Es hat noch niemand, und hätte er die schärfsten Ohren, den lieben Gott lachen hören, trotz der alttestamentlichen Versicherung, daß selbst Jehova seiner Feinde lache und spotte. Dem Judentum wie dem Christentum, so weit sie ihre Volkstümlichkeit bewahrt haben, steckt eben noch so viel urwüchsiges Heidentum in den Knochen, daß sie in aller Einfalt dem Wesen der Gottheit die Eigenschaften und Empfindungen der Menschen andichten" (S. 241)? Mir sind bei diesen Worten Corvins schriftstellerische Leistungen ins Gedächtnis gekommen. Oder verrät es religiöses Zartgefühl, wenn jemand folgenden Satz zu Papiere bringt: „Bekanntlich hat den mosaischen Urkunden zufolge Gott der Herr sich über das Gelingen seines Schöpfungswerkes befriedigt ausgesprochen" (S. 265)? Natürlich fehlt die philisterhafte Phrase vom Priesterbetrug, Gewissenszwang und Dogmengezänk auch nicht (S. 162).

Wir verhehlen nicht, daß uns dieser Ton aufs tiefste verletzt hat. Wir wollen mit dem Verfasser über seine Anschauungen nicht rechten, es ist hier nicht der Ort dazu, aber das halten wir ihm mit vollster Entrüstung vor, daß er mit diesem spöttelnden Tone nichts andres thut, als den Unglauben wecken. Wahrlich, ich dächte, wir evangelischen Geistlichen, welcher Richtung wir auch angehören, hätten alle Ursache, diesen Ton wie Gift zu meiden. Merkt denn der Verfasser nicht, daß er mit seinen höhnischen Bemerkungen über die Geistlichen (vgl. noch z. B. S. 176, S. 224, S. 41, S. 281) nur sich selbst ins Gesicht schlägt? Und wo man vom Heiligen handelt, zeigt es einen Mangel an Tiefe, spielend und prickelnd zu schreiben. Nirgends finden wir, daß eine positive religiöse Anschauung mit wahrer innerer Kraft der Ueberzeugung vorgetragen wird.

Daß der Verfasser in diesen Ton geraten ist, empfinde ich um so schmerzlicher, als ich ihn rückhaltlos einen überaus begabten Schriftsteller nenne. Ihm steht eine selten lebendige Beobachtungsgabe und eine seltene Kunst der Kleinmalerei zur Verfügung. Einzelne Stücke, in denen das Religiöse nicht berührt wird, wie z. B. in Nr. 5: Der größte Wohlthäter, sind geradezu als kleine Kabinetstücke zu bezeichnen. Ich hätte nicht übel Lust, gleich eine volle Nummer hier abzudrucken, um gegen den Verfasser alle Gerechtigkeit zu erfüllen, wenn es nur der Raum gestattete; aber mehr Ernst, mehr Vertiefung, das thut not!

Auf einen ganz andern Boden treten wir, wenn wir Die neue Hauspostille aufschlagen, die Pastor Christian Jensen in Breklum unter Mitwirkung mehrerer Geistlichen herausgegeben hat (1889). Es ist geradezu ein Bedürfnis, das dringend auf Erfüllung wartet, nämlich daß unserm Volke ein Predigtbuch in die Hand gegeben werde, das alle Fragen, die unser niedres Volk bewegen, und alle Lebenslagen, in denen es sich zurecht zu finden hat, eingehend behandelt und christlich beleuchtet. Sozial und damit praktisch hätte solch ein Buch zu sein. In dem Dargebotenen finde ich nicht das Ideal, das mir vor der Seele steht. Die Predigten, in pietistischem Geist und Ton gehalten und darin sich trotz der verschiednen Verfasser alle berührend und einend, gehen nicht über die hergebrachte Predigtweise hinaus. Schon die Themata verraten das. Ich kann mir nicht denken, daß dies Predigtbuch eine große Mission unter dem Volke thun wird. Und darauf ist es doch abgesehen, das zeigt schon der billige Preis, für den es zu haben ist. Ein Buch von 1008 Seiten wird für 2 Mark broschirt abgegeben. Der Preis steigert sich allerdings für „ganz feine elegante Exemplare" auf 15 Mark, aber wenn fünfzig Exemplare gewünscht werden, stellt sich ein Exemplar nur auf 1 Mark. An Reklame in kirchlichen und politischen Zeitungen hat es nicht gefehlt. Wir wüßten nicht, warum gerade diese Predigtsammlung eine besondre Verbreitung verdiente oder beanspruchen könnte.

An einen ganz andern Leserkreis wendet sich D. Hoerschelmann, Konsistorialrat und Professor in Dorpat, mit seiner Predigtsammlung: Halte, was du hast (Dorpat, Karows Verlag, 1888). Nicht als ob diese Predigten, vor der Dorpater Universitätsgemeinde gehalten, einen besonders akademischen Charakter hätten; sie sind einfach und schlicht, wahr und warm, überall sorgfältig aufgebaut und durchdacht. Daß uns aber in ihnen eine besondre Eigenart, etwas besonders Charakteristisches entgegenträte, was uns an ihnen ein außergewöhnliches Interesse nehmen ließe, wird niemand behaupten. Sie bewegen sich im Geleise unsrer herkömmlichen Predigtart. Damit soll ihr erbaulicher Wert nicht geleugnet werden.

Der Detloffsche Verlag in Basel bietet zwei rasch nach einander erschienene Predigtbändchen über das Vaterunser. Das erstere (Das Gebet des Herrn, erklärt aus dem Leben des Herrn; 1889; 150 S.) hat den durch andre erbauliche Schriften schon vorteilhaft bekannten Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in Cannes, Hermann Schmidt, das andre (Das Gebet des Herrn, in neun Predigten ausgelegt aus

einer Reihenfolge von Predigten über die Bergpredigt; 1890) den Baseler Antistes Dr. Immanuel Stockmeyer zum Verfasser. Wie es die Sache mit sich bringt, verleugnet sich eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Predigtreihen nicht. Sie sind ernst, praktisch, einfach, warm und voll Ueberzeugung, Schmidt nimmt stets auf Christus Rücksicht und giebt dadurch jeder Predigt einen lebendigen Hintergrund; Stockmeyer versenkt sich nachdenkend in den Gedankenkreis, den jede Bitte in sich schließt, und bringt ihn, Bedenken und Einwendungen wohl berücksichtigend, zur vollen Geltung. Schmidt fügt jeder Predigt die Erklärung der eben behandelten Bitte aus Luthers und aus dem Heidelberger Katechismus hinzu, in der Ueberzeugung, daß die Vaterunsererklärungen beider Katechismen sich nicht einander widersprechen, sondern sich ergänzen, die Predigten selbst nehmen auf die Katechismusgedanken Rücksicht und führen auf sie zurück; Stockmeyer geht seine eignen Wege unter ausdrücklicher, begründender Wahrung reformirter Auffassung (S. 94 f.). Beide Bändchen schließen sich der reichen und guten Predigtlitteratur über das Gebet des Herrn würdig an.

In der Julinummer v. J. der Kirchlichen Korrespondenz wird unter der Ueberschrift „Ein Andachtsbuch für die Mitglieder des Evangelischen Bundes“ ein Buch empfohlen, das den Titel: Wegweiser zur Seligkeit trägt, von Pastor Dresbach in Halver verfaßt und in der Buchhandlung des Evangelischen Bundes in Leipzig verlegt ist. Warum dies Buch nun gerade für die Mitglieder des Evangelischen Bundes das zu empfehlende sein soll? Doch nicht weil es in der Buchhandlung desselben erschienen ist, oder weil darin der Evangelische Bund neben dem Gustav-Adolf-Verein als Gotteswerk anerkannt wird? Man vermutet vielleicht, daß ganz besonders die Unterscheidungslehren des evangelischen und des katholischen Bekenntnisses darin getrieben werden. Das ist aber gar nicht der Fall. Das Eigentümliche des Buches besteht vielmehr darin, daß es in drei Hauptteilen das ganze Christentum als Lehre, Ermahnung und Trost darbieten, daß es eine Glaubens- und Sittenlehre, ein Geschichts- und Andachtsbuch in einem sein will. Nun kann ich aber beim besten Willen weder den Mitgliedern des Evangelischen Bundes, noch unsern Lesern dies Buch als eine besondre Leistung empfehlen. Das Vorwort sagt viel Richtiges von der „schrecklichen Unwissenheit auf religiösem Gebiete in allen Klassen der Gesellschaft“ und erweckt nicht geringe Erwartungen, wenn es verheißt, daß dies Buch zwar nur „einfache Hausmannskost,“ aber doch schließlich „dem Lauen und feindlich Gesinnten“ einen vollen christlichen Unterricht, den vom öffentlichen Gottesdienst Ferngehaltenen einen Ersatz dafür bieten will. Ob aber das Buch erfüllt, was die Vorrede verheißt? Es mag ja als ein ganz glücklicher Gedanke erscheinen, über Glauben, Bibel, Kirche und Kirchenjahr, Sonntag und Vereinswesen u. s. w. zusammenfassend in einem Buche zu handeln; aber ob dieser Gedanke hier seine glückliche Verwirklichung gefunden hat?

Wir schlagen das erste Kapitel des „lehrhaften Teils“ auf: „Der christliche Glaube“ und finden eine auf noch nicht acht Seiten zusammengefaßte Erläuterung der drei Artikel, die auf Luthers Katechismen mit keinem Worte Rücksicht nimmt. Ob diese dürftige und trockene Aneinanderreihung unzusammenhängender, oft recht schiefer Gedanken wirklich ein klares, das Wesen unsers christlichen Glaubens wiederspiegelndes Bild ist? Ob der Verfasser wohl unserm evangelischen Glaubensbegriff gerecht wird, wenn er am Schluß seiner Erläuternng schreibt: „Dies ist in kurzen Worten unser Glaube. Er beruht auf Wahrheit, weil derjenige ihn offenbart hat, der die Wahrheit selber ist. Weit davon entfernt, ein bloßes Fürwahrhalten zu sein, ist er vielmehr das einzige absolut feststehende Wissen. Alle menschliche Wissenschaft bleibt mehr oder weniger schwankend; was der Eine als höchste Weisheit preist, erscheint dem andern als reine Thorheit. Jedenfalls läßt den Menschen auf dem Sterbebett alle Kunst und Wissenschaft im Stich; unser Glaube aber leuchtet uns in jene Welt hinein u. s. w.“ In der ganzen Erklärung kommt nicht ein einziges Mal das Wort Vertrauen, Zuversicht vor; unter der Erklärung des ersten Artikels ist das Wort „Vater“ gänzlich übergangen. Von der theologischen Befähigung des Verfassers bekommt man auch durch das Folgende (Bibel, Kirche, Kirchengeschichtliches, Kirchenjahr, Sonntag) keinen besonders hohen Begriff. Kann wirklich ein Theolog unsrer Tage noch mit gutem Gewissen über die ganze biblische Kritik mit dem Satze hinweggehen: „Die Bücher des Neuen Testaments sind bald nach Christi Himmelfahrt geschrieben“? Ob die Sonntagsfrage wirklich im evangelischen Sinn beantwortet ist, wenn wir lesen, daß Gott im neuen Bunde doch wohl die Heiligung des Sonntags, den er durch die Auferweckung seines Sohnes und durch die Sendung seines Geistes vor allen andern Tagen ausgezeichnet habe, nicht weniger streng fordere, als die Heiligung des Sabbaths im alten Bunde? Der ermahnende Teil (S. 125—348), der eine Erläuterung des jedesmaligen Sonntagsevangeliums, bezichentlich der Epistel bietet, sowie die im letzten, erbaulichen Teil (S. 349—436) gebotenen Gebete zeigen den ernsten, seelsorgerisch vielerfahrenen Praktiker. Freilich fällt auch hier immer wieder der Mangel an wirklich theologischem Verständnis auf. P D

**(Friedrich Spitta)** Sonntagspredigten aus der festlichen Hälfte des Kirchenjahres. Straßburg, Fr. Bull. Dem großen Freundeskreise des hochgeschätzten Verfassers wird diese neue Predigtsammlung — eine Fortsetzung der frühern „Festpredigten“ — eine ganz besonders willkommene Weihnachtsgabe sein. Gleich den frühern Predigten sind auch diese neuen von einem warmen, herzgewinnenden Ton durchdrungen. In der Spitta eignen, geistvollen Weise malen sie das Bild des Evangeliums in wenigen, aber ausdrucksvollen und eindringlichen Zügen, in überraschender Weise treten uns die Parallelen zum Leben unsrer Zeit entgegen, mit tiefem Blick und liebendem Herzen werden uns die Seelenregungen in Jesu Umgebung gezeichnet, und wir fühlen im Innern die Wahrheit dieser Schilderungen: denn auch in uns wogen noch dieselben Gefühle und Gedanken, dieselben Klagen, derselbe Widerspruch, dieselben Thomaszweifel, uns erwarten dieselben Aufgaben im großen Liebesreiche des Herrn; auch unter uns verstummen die Stimmen noch nicht, die auch in dem Christentum nur eine Gesetzesreligion erblicken wollen und über dem Scheine und der äußern Satzung vergessen, daß das wahre Christentum eine Lebenskraft sein will und soll, die die verschiedensten Naturen verklären kann, ohne sie zu zerstören. Möchten auch diese gedruckten Predigten erwirken, was die gehaltenen so nachdrucksvoll in weiten Kreisen vermocht: Erbauung des christlichen Gemüts in ernster Selbstschau, in gestärkter Glaubenszuversicht und siegesfroher Hoffnung. A-W

**(Für unsre Konfirmanden)** hat Stiftspfarrer Hans Jakobi in Weimar Ein neues — und wir fügen hinzu, recht empfehlenswertes — Blatt vom Gustav-Adolf-Verein herausgeben, zu beziehen durch den Verfasser, Weimar, Jakobstraße 1, das Stück 3 Pfge., 100 Stück 2 Mk. 50 Pfge. ausschließlich Porto. Man wird gut thun die Bestellungen frühzeitig zu machen. H



## Verschiedenes

**(Kritik und Krisis des Boothschen Reformprojekts)** „Wenn die Kritik General Booths scheme tot machen könnte,“ schreibt die Christian World vom 8. Januar, „so müßte es jetzt in den letzten Zügen liegen. Times und Standard widmen seiner Vernichtung täglich mehrere Spalten, aber noch lebt es.“ Professor Huxleys ungerecht einseitige Fehdebriefe, die das Agnostic Journal abdruckt und kommentirt, und der im einzelnen vielfach berechtigte Protest des Sekretärs der Charity Organisation Society haben doch den Fortschritt der Sammlungen nicht hemmen können: sie belaufen sich jetzt auf 90000 Pfund Sterling. Archdeacon Farrar, der gleich anfangs aufs wärmste dafür eingetreten war, spricht in zwei Briefen an den Daily Graphic auch nach der eingehendsten Beschäftigung mit der gesamten Heilsarmeelitteratur noch sein festes Zutrauen zu der vollen Ehrlichkeit des Generals aus und predigte letzten Sonntag Nachmittag in der Westminsterabtei gegen die zynischen Krittkaster eines Mannes, der nach einem Leben der Selbstaufopferung auch noch die erdrückende Last einer nationalen Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen bereit sei.

So scheint auch die weit gefährlichere Krisis, die der Sache durch die Resignation des bisherigen Chefs des sozialen Departements, Kommissioner Smith drohte, glücklich überwunden zu sein. Dieser veröffentlichte zur Rechtfertigung seines Schritts am 2. Januar im Daily Telegraph einen Brief, in dem er den General beschuldigte, gegen sein ursprüngliches Versprechen den besondern Fonds zugleich für andre Zwecke der Armee zu verwenden. Aber schon tags zuvor im City Temple und dann bei verschiednen andern Gelegenheiten versicherte der General, obwohl das geistliche Heil nicht außer Acht gelassen werden könnte, sollte doch das Geld bis auf den letzten Ferthing lediglich zu dem Zwecke verwendet werden, zu dem es verwilligt sei. Und, so schwierig eine solche Trennung offenbar auch sein wird, an der redlichen Absicht, sie möglichst durchzuführen, ist danach nicht zu zweifeln. Auch hat der General bereits den Distress Fund, um den er angesichts des ganz außergewöhnlich harten Winters am 29. Dezember bat, und für den er bis zum 9. Januar 1399 Pund, 13 Schilling, $10^1/_2$ Penny erhalten hatte, lediglich zum Besten der hungernden Armen verwandt. Dazu sind auch schon mehrere der neugeplanten Institute eingerichtet worden, und andre sehen ihrer baldigen Eröffnung entgegen. Und hilft so die Heilsarmee, wie sie bisher so erfolgreich gethan, an ihrem Teil mit zur Linderung des Londoner Elends, so wird man ihr hoffentlich künftig einen Platz neben den andern ähnlichen Unternehmungen nicht mehr mißgönnen, so anfechtbar auch sonst ihre Lehre und Verfassung sein mag. C C

**(Zur Charakteristik katholischer Frömmigkeit)** In die Art katholischer Frömmigkeit, wie man sie jetzt massenweise im katholischen Volke zu verbreiten sucht, gewährt das Probeheft der Monatsschrift „Der Marienpsalter. Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. Mit geistlicher Approbation“ (Laumann, Dülmen bei Münster, jährlich 1,20 Mark) vom Oktober 1890 einen Einblick.

Das Probeheft enthält unter anderm einen Aufsatz „Des seligen Albertus Magnus († 1280) vierzig Gründe für die Verehrung Mariä.“ Darunter werden aufgezählt: Sie versöhnt mit ihrem erzürnten Sohne wirksam ihre Diener und Freunde. Sie bringt die Gebete und Opfer ihrer Diener, besonders jene, die ihr selbst geleistet werden, vor das Angesicht der göttlichen Majestät. Wie ihr Sohn der Mittler zwischen Gott und Menschen, so ist Maria unsre Mittlerin beim Sohne; denn durch ihre Vermittlung kam der Sohn Gottes zu uns, und durch ihre Verwendung kommen wir zum Sohne. Sie ist unsre Fürsprecherin beim Sohne, wie der Sohn beim Vater; ja beim Vater und Sohne besorgt sie unsre Anliegen und Bitten. Zur Versöhnung derer, welche sie flehentlich anrufen, trägt sie dem erzürnten Sohne milde Worte vor, wodurch der Sohn erfreut und leicht zur Milde gestimmt wird. Für das Heil ihrer Diener kann sie nicht nur ihren Sohn bitten, wie die andern Heiligen, sondern ihm auch mit mütterlicher Autorität befehlen. Oft vermag jene, die des Sohnes Gerechtigkeit verdammen mußte, die Mutter der Barmherzigkeit noch zu befreien. Bei Maria finden Zuflucht jene, die aus Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit zu Gott selbst zu kommen sich nicht getrauen.

Am Schluß des Heftes werden „dem Gebete unsrer geehrten Leser und aller Rosenkranzverehrer besonders empfohlen“ u. a.: Die Einigung Deutschlands im Glauben. Ein Lehrer um gute Schulstelle. Eine Leserin um glückliche Erledigung einer Angelegenheit. Eine Gehörleidende. Um gutes Auskommen. Ein protestantischer Vater. Glückliche Reise. Gute Aufführung und Standeswahl eines jungen Mädchens. Sehr schwierige Heiratsangelegenheit eines braven jungen Mannes. Ein Gutsverkauf. Und so fort. Um diesen Empfehlungen den rechten Nachdruck zu verleihen, werden nun auch noch unter der Ueberschrift „Dank der heiligen Rosenkranzkönigin und dem heiligen Joseph!“ Fälle veröffentlicht, in denen die Verehrung der Maria sichtbaren Erfolg eingebracht hat: Die befriedigende Abwicklung einer geschäftlichen Angelegenheit und die Wiedererlangung der Gesundheit durch Befreiung von Husten, verdanke ich wiederum der Fürbitte der Rosenkranzkönigin. — Für augenscheinliche Hilfe zur Befreiung vom Militär Dank auch dem heiligen Antonius und den armen Seelen! — Für Befreiung vom Militärdienste nach vielen heiligen Messen, einer Wallfahrt, Versprechen, Mitglied der Bruderschaft vom heiligen Rosenkranz zu werden und die Erhörung zu veröffentlichen.

Charakteristisch ist an dieser Marienverehrung zweierlei: erstens, wie völlig Maria an Stelle Christi getreten ist, und zweitens, wie weit diese geschäftsmäßige und erfolghaschende Gebetsweise sich entfernt hat von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Daß dieser Marienaberglaube — denn anders kann mans doch nicht nennen — im katholischen Volke weit verbreitet ist und vom katholischen Klerus eifrig genährt wird, hat Professor D. Witte in seinem auf der dritten Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Eisenach gehaltenen Vortrag „Der Protest gegen die römisch-katholische Entstellung des Christentums eine Pflicht christlicher Frömmigkeit“ (Flugschriften des Evangelischen Bundes, 36. Leipzig, Braun. 20 Pfge) und noch jüngst unter dem Pseudonym Aleth Christian ein Katholik in einem Schriftchen „Stille Gedanken eines der vierzehn Nothelfer oder Friedensbischöfe Deutschlands“ (Halle, Strien. 80 Pfge) nachdrücklich gezeigt. E J

**(Das neuste Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften)** Der Dominikaner Heinrich Suso Denifle, Unterarchivar des heiligen Stuhles, ist von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin zum korrespondirenden Mitgliede ernannt worden. Wie uns zugegangene Zuschriften uns belehren, hat diese Wahl in protestantischen Kreisen Aufsehn und Mißfallen erregt. Aber doch nur in solchen, wo man nicht weiß, daß Denifle ein hervorragender Gelehrter ist, den mit Janssen irgend auf eine Stufe zu stellen ganz und gar nicht angeht. Denifle ist der gründlichste Kenner der Wissenschaft und Religion des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, seine Arbeiten auf dem Gebiet der Mystik, insbesondre der deutschen, haben Epoche gemacht.



Hierzu kommt aber, daß er seit Jahren als der eigentliche Leiter des päpstlichen Archivs deutschen Gelehrten mit seltener Liberalität den größten Vorschub geleistet hat. So kann man seine Aufnahme unter die über hundert korrespondirenden Mitglieder der Akademie nur gerechtfertigt finden. Die Akademie ist kein christliches, geschweige ein konfessionelles Institut, und vom protestantischen Standpunkte hat man vielleicht Ursache, sich zu freuen, daß es zur Zeit noch katholische Gelehrte giebt, die noch auf dem gemeinsamen Boden reiner Wissenschaft sich mit andersgläubigen Gelehrten die Hand reichen. Oder ist für uns die Gründung von katholischen Universitäten und von katholischen Akademien (Madrid, Washington) neben „protestantischen“ der befriedigendere Zustand? Es ist erfreulich, daß der Katholizismus heute noch einen Gelehrten wie Denifle besitzt, und daß er die Anerkennung der preußischen Akademie gefunden hat. Möchte es deren mehr geben, es stünde besser um das heutige Rom. Uebrigens ist auch de Rossi Mitglied der Berliner Akademie, und zwar wirkliches. R

## Bitte

Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses hat zur Förderung der von ihm vertretenen Sache sich entschlossen, einen besoldeten Generalsekretär anzustellen, und einen solchen bereits gewählt. Die Wahl ist auf den unsern Lesern bekannten Herrn cand. theol. Paul Göhre gefallen. Er hat am 1. Januar sein Amt angetreten. Da es eine seiner Hauptaufgaben sein wird, mit Rat und Auskunft für alles, was im Bereich des Evangelisch-sozialen Kongresses liegt, jedermann zu Dienste zu sein, so sei hier seine vorläufige Adresse mitgeteilt: Berlin SW, Wilhelmstraße 122, III.

Der Kongreß verfügt aber bisher über keinerlei Mittel. So sind vom Aktionskomitee Verpflichtungsscheine ausgegeben worden, durch deren Ausfüllung man sich zu einem einmaligen oder auf drei Jahre wiederholten Beitrage verbindet. Der Herausgeber dieses Blattes ist gern bereit, auf Wunsch solche Formulare zu vermitteln. Er richtet aber hierdurch auch im Namen andrer Männer, die zugleich Freunde des Kongresses und der Christlichen Welt sind, an alle vermögenden Leser dieses Blattes die herzliche Bitte, dem Kongreß oder dem Aktionskomitee des Kongresses die insbesondre zur Erhaltung des Sekretariats, aber auch für andre unerläßliche Leistungen nötigen Geldmittel zuzuführen. Gern wird die Redaktion über hierfür eingegangene Beiträge quittiren.

Schönbach, den 20. Januar 1891 Rade

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Fritz Borstell's Lesezirkel,**
verbunden mit der
**Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.**
**Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
**Lager über 500,000 Bände.**
**Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:**

| 4 Bände | 8 Bände | 12 Bände | 25 Bände | 50 Bände | 100 Bände |
|---|---|---|---|---|---|
| 30 ℳ | 40 ℳ | 50 ℳ | 75 ℳ | 125 ℳ | 200 ℳ |

**Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.**

**Einen guten schwarzen Thee**
empfehle per **Pfund** zu 2 Mark, eine feine Sorte zu 2,40, hochfeine Peccos zu 3, 4 und 5 Mark. Da ich **ausschließlich** Thee führe, bin ich im stande, diesem Artikel meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.
**Emden,** Ostfriesland. **Hilrich de Vries.**

**Für den Confirmanden-Unterricht!**
Im Verlage von **Grüneberg's Buch- & Kunsthandlung (Wollermann & Neumeyer)** in Braunschweig erschien:
**An die lieben Eltern meiner Confirmanden.**
Seelsorgerischer Brief des confirmirenden Pastors an die Eltern, Vormünder ꝛc. der Confirmanden.
Preis einzeln 10 Pfg., 25 Ex. Mk. 2,—, 50 Ex. Mk. 3,50, 100 Ex. Mk. 5,—, 1000 Ex. Mk. 45,—.
Zum Bezug eines Probe-Exemplars (10 Pfg. u. 3 Pfg. Porto) fordern wir ergebenst auf.

**Alle** gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend Prospekt gratis **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.


# Evangelische Brüder!

Die Epiphanienzeit ist wieder da! Und bei der Epiphanienbitte: „Dein Reich komme“ gedenken wir unsrer christlichen Mitbrüder, denen das Licht der Weihnachtssonne noch nicht in ungetrübtem Glanze strahlt. Als Spanien und Deutschland unter dem Szepter Karls des Fünften vereinigt waren, da ist über unserm Vaterland das Licht des Evangeliums aufgegangen, während das spanische Schwesterland im Finstern blieb. Wie damals steht es noch heute. Die Bibel ist dem Volke ein unbekanntes und verbotnes Buch. Der Welt Heiland ist ihnen genommen. Der Sünder pilgert zu Maria, und für Geldeswert ist Gottes Gnade käuflich. — Aber seit zwanzig Jahren arbeitet Pastor Fliedner unter der Leitung eines deutschen Komitees in Madrid, Licht zu verbreiten in dieser Finsternis. Um ihn und seine Mitarbeiter aus der Schweiz, aus England und Nordamerika haben sich Scharen gesammelt, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten. In den fünfziger Jahren wurde noch ein Spanier um des Evangeliums willen zu längrer Kerkerhaft verurteilt. Heute findet der evangelische Reisende hin und her im Lande evangelische Häuflein. Zur Zeit wird die Zahl evangelischer Kommunikanten auf 3600 geschätzt. Wie herrlich klingt es in der Sprache des katholischsten Volkes der Welt: Castillo fuerte es nuestro Dios! (Ein feste Burg ist unser Gott). Aber Spanien ist arm: „Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen.“ Die Ernte ist groß, der Arbeiter wenige, und den Wenigen fehlts oft am nötigsten Unterhalt. Auch das unterzeichnete Komitee bedarf dringend reichrer Mittel, um das Werk wie bisher fördern zu können. Darum helft, evangelische Brüder! Ihr legt die Hand nicht an einen zerbrochnen Pflug und rüstet nicht ein sinkendes Schiff. „Ich bin die Wahrheit“ spricht der Herr, und wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme. Darum helft bauen an Christi Reich, auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende!

**Berlin,** im Januar 1891.

**Der Vorstand des Vereins zur Förderung des Evangeliums in Spanien.**
Im Auftrage
**A. Graf Bernstorff,** stellvertretender Vorsitzender, W. Rauchstraße 5.
Pastor **Hildebrand,** Schriftführer, NW. Lehrterstraße 3.
Magistratsbureauvorsteher **Reichelt,** Schatzmeister, NO. Neue Königstr. 90.


Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

**Attarachus und Valeria.** Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten von Beatus Rhenanus. Brosch. ℳ 2.50, eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 4.—.

**Aus der Chronik derer** von Riffelshausen. Erzählung von Margarethe von Bülow. Preis broschirt 5 ℳ; in Leinwand gebunden ℳ 6.25, in Halbfranzband ℳ 7.50.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Pastor H. H. Studt in Schönwalde i/H. und eine Beilage von Hans Lüstenöder, Verlagsbuchhandlung in Berlin.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 6** **Leipzig, den 5. Februar** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Gedanken des Friedens — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 1. 2 — Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529: 1—3 — Die ultramontane Presse — Der Geistliche und die Bodenbesitzreform — Zum Berliner Dombau — Verschiedenes: Rangstreit in Preußen; Gottseligkeit ein Gewerbe; Selbstbiographie Michael Baumgartens — Zur Beachtung — Anzeigen


## Gedanken des Friedens

Der Frühling zog ins Land, und mit ihm kamen die lieben Vögelein. Ein Rotkehlchen und ich hatten beide denselben Gedanken, nämlich uns ein Haus zu bauen. Wir bauten, ohne daß eins vom andern wußte. Mein Haus war schon aufgeschlagen. Beim Decken des Daches wurde ich den kleinen Baumeister gewahr, der sich in dem Loche eines Balkens eingenistet hatte. Das kunstvolle Nestchen war schon mit Federn und Wolle gefüttert. Zur Brut aber wäre es bei der geräuschvollen Arbeit nicht gekommen. Darum nahm ich dem Tierchen das Nestchen weg. Wie traurig mag es gewesen sein, als es seines Herzens Last und Lust nicht mehr fand! Wie traurig sind wir oft, wenn uns Gott etwas nimmt! Und doch hat er nur Gedanken des Friedens mit uns. A M

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

1

In einer kleinen ehemaligen Amtsstadt war im Jahre 1795 von einem Manne, den die gelehrten unter seinen allerdings sehr ungelehrten Nachbarn einen Mystiker nannten, eine Gesellschaft gegründet worden, der der fromme und sinnige Mann den Namen „Kassandra, zum innigen Mitgefühl" gegeben hatte. Es galt ihm und den Mitbegründern um die gemeinsame Pflege ernster, geistiger Interessen. Die Gesellschaft setzte sich in all den Jahren ihres Bestehens aus strebsamen Beamten und gebildeten Bürgern des Städtchens zusammen. Sie hatte keine Geheimnisse, keine Statuten, keine Beiträge, keine Abstimmungen, keinen Vorstand, nur das älteste Mitglied leitete die Besprechungen. Mit dieser schlichten Verfassung kam der Verein beinahe hundert Jahre auf das beste aus. Veränderungen, die das Städtchen in jedem Betrachte schwer trafen, Verlegung der Behörden in eine größere und mehr im Mittelpunkte der Landschaft gelegene Stadt, führten neunzig Jahre nach der Gründung die Auflösung des Vereins herbei.

Seine Geschichte hatte sich äußerlich in den hunderten von Silhouetten, Lithographien und Photographien der Mitglieder abgespiegelt, die die Wände des Versammlungszimmers bedeckten, innerlich aber in der stattlichen Reihe von Bänden, die den einzigen Zwang enthielten, der nach dem getreulich befolgten Willen der Stifter den Mitgliedern auferlegt war. Jeder Vortrag mußte unter Bezeichnung des Tages, an dem er gehalten worden war, in ein Buch eingetragen werden. Von hier aus durfte er in die Presse der Provinz wandern, wenn der Verfasser glaubte, sich mit seinem Vortrage an einen weitern Kreis wenden zu dürfen.

In diesen Büchern fanden zugleich manche Arbeiten Aufnahme, die neben den ernstern Gegenständen der Vereinssitzung die Teilnehmer durch die heitere Laune jüngerer Mitglieder erfreut hatten. Wer die Bände durchliest, wie sie nun von fleißigen Händen geschrieben seit 1795, einer zum andern sich gereiht haben, dem tritt ein ernstes Bildungsstreben, eine herzliche Teilnahme an den Erlebnissen der Landschaft, an der äußern und innern Lage der Landsleute und ein reges Durchleben religiöser und kirchlicher Fragen entgegen.

Einer der fleißigern Mitarbeiter an diesem Archiv des Vereins Kassandra war in dem letzten Jahrzehnt seines Bestehens ein Herr Archemoros, über den nur das zu sagen ist, was sich bei einem aufmerksamen Durchmustern der Vereinsbücher aus den Anspielungen der kleinen Beiträge ergiebt, in denen das harmlose Neckspiel, wie es das vertrauliche dauernde Zusammensein von Vereinsgenossen überall zeitigt, freundnachbarlich seinen Kleinkrieg führte. Hier hatte nun namentlich ein junger Jurist — seine Arbeiten zeigen, daß er diesem Stande angehörte — Herrn Archemoros, den er auch zuweilen, wohl wegen seiner stark hervortretenden religiösen Interessen, nur als „Seine Hochwürden" bezeichnete, mit seinem griechischen Namen geneckt, ja in der Faschingszeit, indem er dem Worte eine Ableitung gab, die jene alte Sprache nicht verbietet, einen „Erznarren" herausgelesen. Daraufhin hatte Herr Archemoros bei Gelegenheit einer ziemlich scharfen Schilderung einer besondern Charaktererscheinung im Zusammenhange seiner Arbeit die Gelegenheit ergriffen, seinen ehrlichen Namen aus den Händen seines jugendlichen Verfolgers zu retten.

„Meine Voreltern, so sagte er hier, hießen Fürgang; aber im sechzehnten Jahrhundert hat ein gelehrtes Mitglied unsrer Familie den Namen durch den griechischen Eigennamen ersetzt, indem er offenbar dem deutschen Worte den Sinn des griechischen lieh: »Einer, der auf den Wegen des Schicksals andern vorangegangen ist.« Mir aber sei und bleibe mein Name ein Symbol für alle meine Aeußerungen euch gegenüber, daß ich nur von dem rede, was ich in mir erfahren habe, und daß ich mir bei der Darstellung fremden Irrtums immer bewußt bleibe, daß die Möglichkeit zu dem gleichen Irrtum, zur gleichen Sünde von Anfang auch in mir liege. Ich bin mit euch ein Suchender, ein Irrender und ach, wie oft auch ein Selbstgewisser. Aber ihr kennt mich nun so lange, daß ihr wißt, daß ich nicht wie ein Naturforscher die Geheimnisse des Gemütes zu ergründen suche, sondern als ein Liebender."

Die hier vorgelegten Aufsätze des Herrn Archemoros mögen zeigen, inwieweit er seine Stellung zu den Menschen und den Charakter seiner Arbeiten richtig bestimmt hatte. Sie lagen in reinlicher Abschrift bereit, um Aufnahme in den Blättern seiner Heimat zu suchen, als der Verein sich auflöste und sein Archiv mit einem der letzten Mitglieder in die Ferne wanderte. Sie treten nun diesen Gang an, ohne in den alten trauten Raum zurückkehren zu dürfen, in dem Herr Archemoros und seine Freunde so manche im besten Sinne gute Stunde verlebt hatten.*)

*) Es wird das Verständnis unsrer Leser finden, wenn wir diese Blätter, die ein freundliches Geschick in unsre Hände legte, mit besondrer Pietät behandeln und von dem Rechte, von Redaktions wegen unsre Bemerkungen beizufügen, ihnen gegenüber grundsätzlich keinen Gebrauch machen. Umso mehr steht jedermann das Nachdenken frei! D H

2

### Bist du ein Christ?

Bist du ein Christ?

Ja, Herr!

Woher weißt du das?

Daher, daß ich getauft bin auf den Namen Jesu Christi.

Seit wann weißt du das?

Ich lernte es schon in meinen Knabenjahren.

Das hast du nun gelernt und weißt es darum. Woran aber merkst und erkennst du, daß du ein Christ bist?

Wie meinst du das?

Du stutzest mit Recht, denn an sich es zu merken, daß man ein Christ sei, daran hindert einen das Christsein. Nun laß mich dich einiges lehren, woran du erkennen kannst, daß andre Christen sind:

Ein Christ versteht andre.

Ein Christ will nicht selbst „verstanden" werden, er „fühlt" nie „sich unverstanden." —

Ein Christ freut sich über das Glück andrer.

Ein Christ erhebt nicht selbst Anspruch auf „Glück." —

Gegen einen Christen ist nichts „versäumt" worden.

Ein Christ weiß, daß er täglich gegen andre vieles versäumt. —

Ein Christ erklärt seine Sünde und sein Unrecht nicht durch „die Verhältnisse."

Ein Christ sieht trauernd, erbarmend und verzeihend, wie die Verhältnisse in andern die vorhandenen Anlagen zum Bösen unheilvoll entwickeln. —

Ein Christ jammert nicht, daß er seinen Beruf „verfehlt" habe.

Ein Christ lehrt andre „das Holz" schnitzen, das sie nun einmal haben.

## Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529

Uebersicht: 1. Plan einer Theologenzusammenkunft; 2. Ablehnendes Verhalten der Wittenberger; 3. Beseitigung der Hindernisse; 4. Aufbruch der Beteiligten nach Marburg; 5. Zwinglis und Luthers Lehre; 6. Privatgespräch zwischen Melanchthon und Zwingli; 7. Oeffentliches Gespräch am 2. Oktober; 8. Fortsetzung des Gesprächs und weitere Friedensverhandlungen bis zur Abreise aus Marburg; 9. Erfolg des Gesprächs und Urteile der Gegner übereinander; 10. Schlußbetrachtungen

### 1. Plan einer Theologenzusammenkunft

Behütet durch eine merkwürdige Gunst der Verhältnisse, hatte die evangelische Lehre in deutschen Landen trotz päpstlichem Bann und kaiserlicher Acht mehr und mehr Boden gewonnen. Ein Jahr nach dem andern war seit dem berühmten Wormser Reichstag dahingegangen, ohne daß Kaiser Karl hätte daran denken können, sein Schwert gegen die Ketzer zu kehren. Aber er verlor diese Sache nie ganz aus den Augen. Das wußte man in Deutschland recht gut, und Tieferblickende sahen mit Besorgnis den Tag kommen, da es dem so oft vom Glück begünstigten Kaiser gelingen würde, sich die Hand frei zu machen zum Kampf gegen die Uebertreter des Wormser Edikts.

Umso schmerzlicher mußten es solche minder vertrauensselige, politisch denkende Naturen empfinden, daß vorderhand an ein recht einmütiges Zusammenstehen der Evangelischen nicht zu denken war. Denn nicht allein die in Deutschland übliche Bevorzugung partikularistischer Interessen, sondern Schlimmeres noch störte die Einigkeit der Anhänger evangelischer Lehre: dogmatische Streitigkeiten hatten sie in zwei Parteien gespalten. Seit 1524 flogen die heftigsten Streitschriften zwischen den Wittenbergern einerseits und den Schweizern und einem Teil der Oberdeutschen anderseits hin und her, Schriften, in denen es sich im wesentlichen um die Auffassung der Einsetzungsworte und damit die Bedeutung des heiligen Abendmahls handelte. Es ist ersichtlich, daß die Römischgesinnten alles thaten, um diese Gegensätze und Streitigkeiten immer lebendig zu erhalten. Auf dem Reichstage zu Speier im Frühjahr 1529 hatte diese Thatsache jedem recht zum Bewußtsein kommen können; angeregt durch den Frankfurter Prediger Johannes Haner nahm hier der



jugendlich-ehrgeizige, dabei begeisterungsfähige und thatkräftige Landgraf Philipp von Hessen einen schon vor Jahresfrist gehegten Plan wieder auf: in seinem Lande eine Zusammenkunft der streitenden evangelischen Theologen zu veranstalten, damit diese sich in einem „freundlichen undisputirlichen" Gespräch über die Abendmahlslehre verständigten. Er sprach sogleich mit Melanchthon darüber und traf hier auf keinen entschiedenen Widerstand. Wir besitzen einen Brief Melanchthons aus Speier an Oekolampad vom 8. April, in dem er es für heilsam erklärt, wenn einige gutgesinnte Männer zum Gespräch übers Abendmahl zusammenkämen. Jedenfalls durfte der Landgraf sich der Hoffnung hingeben, daß es ihm gelingen werde, die Wittenberger zu diesem Gespräche zu bewegen, und so schrieb er denn am selben Tage (22. April), wo das geheime Schutzbündnis zwischen Kursachsen, Hessen und den Oberländischen abgeschlossen wurde, einen Brief an Zwingli mit der Bitte, alles zu thun für das Zustandekommen eines Gespräches zwischen etlichen Vertretern beider Parteien.

Es scheint so, als ob der Landgraf in Rücksicht auf seine Abmachungen mit Melanchthon es noch nicht gewagt habe, um Zwinglis Kommen zu bitten — er hatte mit jenem nur von „Oekolampad und andern" gesprochen. Aber nun schrieb Zwingli sofort eine begeisterte Antwort voll Entzückens über das einzigartige Vorgehen des jungen Hessenfürsten mit der Erklärung, selbst kommen zu wollen, auch wenn der Züricher Rat es ihm nicht erlauben würde. Der Brief kam erst Ende Mai in die Hände Philipps; es ist anzunehmen, daß dieser aufs angenehmste durch Zwinglis Bereitwilligkeit überrascht worden ist, er durfte ja darin eine Gewähr für die Bedeutung des Gesprächs, vielleicht auch für einen günstigen Ausgang der Verhandlungen erblicken.

### 2. Ablehnendes Verhalten der Wittenberger

Aber ehe er Zwingli antwortete und Tag und Ort der Zusammenkunft festsetzte, mußte er sich nun erst ganz gewisse Zusage aus Wittenberg holen. Hier war nichts von Begeisterung für Philipps Plan zu merken.

Luther hielt den Landgrafen für einen unruhigen Mann, warnte vor dessen Bundmachen seinen Kurfürsten und erklärte diesen Einungsversuch für aussichtlos. In der Stärke seines Gottvertrauens hielt er es für unnötig, sich nach menschlicher Hilfe umzusehen; eine Rüstung gegen den Kaiser schien ihm überhaupt bedenklich und nicht im Einklang mit dem Gebot des Apostels Paulus. Eine Annäherung an die Zwinglianer konnte er sich nur so denken, daß diese sich vollständig seiner Anschauung unterordneten. Mit seinem ganzen Wesen und Glauben hing es zusammen, wenn er so dachte.

Und Melanchthon? So sehr er überzeugt war, daß es einmal zum Reden kommen müsse, that er doch alles, um das Gespräch zu hintertreiben. Dem sächsischen Kurprinzen entwickelte er in einer Denkschrift seine Gründe gegen das Gespräch und stellte darin die Forderung auf, daß jedenfalls einige gelehrte und vernünftige Papisten als Unparteiische dabei sein müßten. Er fürchtet, es möchte durch das Verfahren des Landgrafen größere Unruhe entstehen, als nach der Leipziger Disputation, und hält ebenso wie Luther die Sache für nutzlos. Er beschwört den Kurprinzen, man solle nur diesmal wenigstens die Unterredung nicht annehmen, und macht den Vorschlag, der Kurfürst möge ihnen den Urlaub zur Reise verweigern. — Seit er aus Speyer zurückgekehrt war, hatte ihm die Sorge um die Zukunft alle Seelenruhe geraubt. Es ist ja nicht verwunderlich, daß eine solche Trennung, wie sie seit der Protestation in Deutschland bestand, schwer auf ängstlichen Gemütern lastete. Mußte nicht unsägliches Elend, fortwährendes Streiten und Zanken daraus entstehen? Nicht minder schrecklich als eine Trennung vom Reich erschien die Trennung von der Kirche; man glaubte ja lutherischerseits noch immer, auf dem Boden der alten Kirche zu stehen und stehen bleiben zu müssen. Von der Größe des Zwiespalts hatte man keine klare Vorstellung. Aus diesen Gedanken ist es erklärlich, wenn Männer wie Melanchthon nicht darnach strebten, Bundesgenossen zu gewinnen, um die eigne Partei zu stärken, sondern wieder und wieder versuchten,

mit den Altkirchlichen einen modus vivendi zu finden. Und so machte sich denn jetzt Melanchthon bittere Vorwürfe, in Speyer nicht scharf genug gegen die Oberländischen aufgetreten zu sein; er suchte dies nun dadurch gut zu machen, daß er seine Freunde bat, um Gottes willen die Zwinglianer in kein Bündnis aufzunehmen, weil durch sie die gute Sache „befleckt" würde.

Eine solche Stimmung herrschte in Wittenberg bereits im Mai, wenige Wochen nachdem der Landgraf mit Melanchthon in Speyer über den Plan eines Religionsgesprächs geredet hatte. Und so sehr war auch der sächsische Kurfürst von dieser Stimmung beherrscht, daß er sogar den Gedanken faßte, die Nürnberger zu veranlassen, in ihrer Stadt eine Unterredung über das Sakrament zu veranstalten — mit der ausdrücklichen Begründung, daß dem Landgrafen die Reise dahin ungelegen sein und durch dessen Abwesenheit die Sache dann nur gefördert werden würde. Er riet Melanchthon ungefähr Folgendes dem Hessenfürsten zu schreiben: jetzt könne die Universität ihrer nicht entraten, der Kurfürst würde aber an sich nicht gegen die Unterredung sein, nur müßte sie zu einer Zeit stattfinden, „daß man bei unsrer Universität und den Schülern nichts versäumte."

Es ist anzunehmen, daß Melanchthon in dieser Weise an Landgraf Philipp geschrieben hat; denn dieser lud jetzt (Anfang Juni), wohl in Rücksicht auf die Wünsche des Kurfürsten, die Wittenberger ein, erst am Michaelistage in Marburg zu erscheinen, während er doch von Zwingli gebeten worden war, die Sache zu beschleunigen, damit man womöglich schon wieder heimgekehrt wäre, ehe die Feinde etwas davon erführen. Zu gleicher Zeit scheint der Landgraf dem sächsischen Kurfürsten energische Vorstellungen wegen des Gesprächs gemacht zu haben; wir hören wenigstens, daß jetzt den Wittenberger Theologen von ihrem Fürsten eifrig zugeredet wird, die Einladung anzunehmen. Die Sache machte den Herren viel Kopfzerbrechen; Melanchthon will lieber sterben, als diese Unruhe länger ertragen, und Luther beklagt sich bitter, politische Rücksichten nehmen zu müssen.

### 3. Beseitigung der Hindernisse

Aber schließlich gaben beide nach und sagten zu (am 22. und 23. Juni), freilich nur in der Form, daß sie dem Landgrafen das Verantwortliche seines Unternehmens noch einmal gründlich vorhielten, ihn baten, die Sache doch ja noch zu bedenken, und zugleich erklärten, bei ihrer Lehre bleiben zu wollen. Wir können es uns nicht versagen, einige Stellen aus Luthers Brief anzuführen, weil sie uns besser als alles andre zeigen, mit welchen Gefühlen und Erwartungen Luther der Sache entgegenging.

Er erklärt ganz offen, daß er von dem Gespräch wenig hoffe, er wolle aber den Gegnern nicht den Ruhm lassen, mehr Lust zum Frieden zu haben:

Denn ich freilich auch Lust und Lieb zu Frieden habe, des sich andre so hoch rühmen mit dem Maul und Federn, aber mit der That also stellen, daß keine Hoffnung da bleibe.

Er werde „dürre heraussagen," was er denke. Nun bittet er den Landgrafen, zu bedenken oder zu erforschen, ob die Gegner geneigt sein werden —

etwas zu weichen von ihrer Meinung, damit endlich Uebel nicht ärger werde. Denn was hülfs, zusammenkommen und unterreden, so beider Teil mit Fürsatz kommt, nichts überall zu weichen?

Luther fürchtet, daß die Gegner die Seinen als Feinde des Friedens brandmarken würden und sich selbst rühmen, daß es an ihnen nicht gefehlt habe, sie hätten ja „solchen großen Fürsten bewegt."

Denn wo es nicht ein falscher Tück, sondern ein rechter Ernst wäre bei ihnen, Friede zu suchen, dürften sie solche prächtige Weise durch große mächtige Fürsten nicht fürnehmen, denn wir von Gottes Gnaden so wüst und wilde nicht sind. Sie hätten uns mit Schriften ihren demütigen Fleiß zum Frieden, wie sie rühmen, wohl längst und noch können anbieten. Denn ich weiß das wohl, daß ich ihnen schlecht nicht weichen werde, kann auch nicht, weil ich so ganz für mich gewiß bin, daß sie irren, dazu selbst ungewiß sind ihrer Meinung.

Und weiter:

Das ist gewiß, wo sie nicht weichen, so scheiden wir von einander ohn Frucht und sind vergeblich zusammengekommen.

Er hielt das ganze Werk für einen Fallstrick des Teufels und konnte sich daher nichts Gutes davon versprechen.

Sofort nach Empfang dieser Briefe aus Wittenberg entsandte Landgraf Philipp verschiedene Einladungen (1. Juli). Getrost konnte er jetzt die Zusage Luthers und Melanchthons an Zwingli, Oekolampad und Jakob Sturm melden und sie bitten, am Michaelistage in Marburg zu erscheinen. Den Wittenbergern dankte er für ihre Zusage, bat sie nochmals, bestimmt zu kommen und einstweilen auf Mittel zur Vereinigung zu denken. Außer diesen Hauptpersonen lud er noch Osiander von Nürnberg und Brenz von Schwäbisch-Hall ein, vorläufig ohne Angabe des Tages und Ortes. Mehrere Wochen später schrieb er auch an Urbanus Rhegius nach Augsburg. Ob noch andern die Ehre einer direkten Einladung zu teil geworden ist, wissen wir nicht.

In dem Briefe an Jakob Sturm bat der Landgraf, zwei „unzankhaftige" Straßburger Prädikanten mitzubringen, einer davon sollte jedenfalls Butzer sein.

Der Landgraf hat sich in diesen Einladungen eine kleine Unwahrheit zu schulden kommen lassen: er redet Osiander und Brenz gegenüber davon, daß Luther, Melanchthon und Oekolampadius zugesagt hätten, und doch wurde dieser jetzt zum erstenmal direkt aufgefordert, wenn ihm auch freilich Sturm den Plan schon hatte mitteilen sollen. Von Zwinglis Kommen wurde den Lutheranern gegenüber absichtlich keine Silbe erwähnt, aus Furcht, sie dadurch abzuhalten.

Rasch verbreitete sich die Kunde von dem Vorhaben Landgraf Philipps. Sie drang auch in den Winkel Ostfrieslands, den Karlstadt sich seit kurzem als Wirkungskreis ausersehen hatte. Er, der so viel Schuld daran trug, daß der Abendmahlsstreit sich derartig zugespitzt hatte, scheute sich nicht, den Landgrafen um Zulassung zum Gespräch zu bitten. Natürlich konnte dieser schon Luthers wegen nicht darauf eingehen.

Aber nicht nur die „Sakramentirer," sondern auch Leute wie Osiander und Brenz brachten dem hessischen Plane Sympathien entgegen; diese beiden sagen freudig ihr Kommen zu, besonders Brenz, der Philipp als neuen Konstantin und Theodosius feiert. Es ist unbegreiflich, wie Luther (Anfang August) behaupten konnte, daß gerade diese Männer sich „tapfer" weigerten, in Marburg zu erscheinen. Nur mit großem Widerwillen fügte sich Luther in dies Unvermeidliche; er klagt über die „Unverschämtheit" des Landgrafen, durch die er zur Zusage gezwungen worden sei, über die falschen Brüder, die mehr Arbeit machen, als die Gegner, und sucht schließlich Brenz vom Kommen abzuhalten. Noch weiter ging Melanchthon. Im Juli ließ er eine Schrift gegen die Sakramentirer und zudem den obenerwähnten Brief an Oekolampad im Druck erscheinen. Es war jedenfalls nur der Zurückhaltung und Mäßigung des Baslers zu danken, wenn dies Ereignis nicht noch zuguterletzt den ganzen Plan des Landgrafen vereitelte. Oekolampad beschloß zunächst, diese Angriffe vollständig zu ignoriren und erst nach dem Gespräch eine Entgegnung zu schreiben. Doch besann er sich noch anders und schrieb eine Antwort auf Melanchthons Brief, die er diesem dann in Marburg überreichte. Im Druck ließ er jedoch nichts erscheinen.

Wir wissen, wie sehr Zwingli es wünschte, am Gespräche teilzunehmen, und doch bedurfte es vieler Briefe des Landgrafen und seiner Gesinnungsgenossen, ehe mit Bestimmtheit sein Kommen erwartet werden konnte. Es kam aber dadurch, daß Zwingli sicher voraussah, er werde von seinen Ratsherren keinen Urlaub zu dieser Reise bekommen; auch mögen ihn ihre Gefahren geschreckt haben. So machte er, unterstützt von den geheimen Räten, denen er sein Vorhaben mitgeteilt hatte, dem Landgrafen den Vorschlag, das Gespräch in Straßburg abzuhalten, erklärte aber gleichzeitig, alles anwenden zu wollen, um loszukommen, selbst wenn Marburg die „Dingstatt" bleibe. Er will lieber dem Willen seiner „Herren" etwas entgegen handeln, als das Gespräch aufgeben, von dem er so große Dinge hofft: „dann ich je auch der Hoffnung bin, so wir zemmen kommen, würde der Wahrheit Glast uns unter die Augen schlagen, daß wir ihr die Ehr geben und sie herrschen lassen."

Es ist ersichtlich, daß der Landgraf diesem Gesuch der Züricher nicht willfahren konnte und froh sein mußte, die Wittenberger so weit zu haben; in eine Verlegung nach Straßburg würde man sächsischerseits nie gewilligt haben. O R—ch

## Die ultramontane Presse

Vor mir liegt eine kleine Broschüre, betitelt: „Katholik und Presse“ oder „Praktische Preßbeförderung.“ Von Karl v. Heerdach. (Warnsdorf, J. Gürtler). Den Schluß dieses Schriftchens macht eine „Heerschau über die katholische Presse in deutscher Sprache.“ Es ist nicht uninteressant, die Zahl der Zeitungen der ecclesia pressa, wie es in den Einleitungsworten dieses Abschnittes heißt, näher zu betrachten, wobei wir unentschieden lassen, ob ecclesia pressa Mönchslatein für „Preßkapläne“ oder wirkliches Latein ist.

Im erzkatholischen Oesterreich bestehen nur 75 katholische Blätter, von denen nur 7 täglich erscheinen, d. h. auf 650 000 Katholiken kommt ein Blatt; in der Schweiz sind es 41, darunter 3 täglich erscheinende Zeitungen, d. h. auf 350 000 Katholiken ein Tagesblatt. In Deutschland kommt schon auf 65 000 Katholiken ein Blatt, denn es sind hier 81 täglich erscheinende Zeitungen, 173 Wochenblätter und 147 Zeitungen nichtpolitischer Richtung, die auf dem katholischen Standpunkte stehen, im ganzen 401 katholische Zeitschriften.

Auf die einzelnen Länder Deutschlands verteilt sich die Zahl folgendermaßen:

In Baden bestehen 3 täglich erscheinende Zeitungen, 6 Wochenblätter und 12 nichtpolitische Zeitschriften; in Bayern erscheinen 29 Tageblätter, 14 Journale mit mindestens einmaliger Ausgabe in der Woche und 44 Blätter nichtpolitischen Inhalts; Elsaß-Lothringen weist 2 Tageblätter, 2 wöchentlich erscheinende katholische Zeitungen deutscher Sprache und 3 Blätter nichtpolitischer Richtung auf; Hamburg hat ein einziges Blättchen nichtpolitischer Richtung; Hessen hat 1 Tageblatt, 5 Wochenblätter und 4 nichtpolitische Zeitschriften; Württemberg besitzt 1 Tageblatt, 8 Wochenblätter und 8 Journale nichtpolitischer Richtung. In Preußen kommt zuerst das katholische Rheinland mit 21 größern Tageszeitungen, 44 Wochenblättern und 21 nichtpolitischen Zeitschriften; Westfalen besitzt 10 täglich erscheinende Zeitungen, 31 Wochenblätter und 21 nichtpolitische Zeitschriften; Hannover hat 2 täglich erscheinende, 10 Wochenblätter und 2 nichtpolitischer Richtung; Berlin-Brandenburg hat 2 täglich erscheinende Blätter, 1 Wochenblatt und eines nichtpolitischer Richtung; Ostpreußen, Westpreußen und Posen haben 6 tägliche Blätter (die in polnischer Sprache erscheinen), 4 Wochenblätter (darunter 3 deutsche) und 1 deutsches nichtpolitischer Richtung; Schlesien hat 4 täglich erscheinende, 14 Wochenblätter (darunter 9 in polnischer Sprache) und 6 nichtpolitischer Richtung; Sachsen hat 2 Wochenblätter und 2 nichtpolitischer Richtung; Hessen-Nassau hat 1 täglich erscheinendes Blatt, 3 Wochenblätter und 10 nichtpolitischer Richtung; Hohenzollern hat 1 Wochenblatt. Diese Zahlen sind nach den Angaben des Pfarrers Klagge auf der Katholikenversammlung zu Bochum zusammengestellt. Laut Kölnischer Volkszeitung Nr. 351, 1889 haben sich die katholischen Blätter seit 1879 um 73 Zeitungen vermehrt. Am größten ist die Vermehrung der großen, sechsmal und öfter erscheinenden Blätter, deren es 1879 in Deutschland 60 gab, jetzt 89 giebt; in Preußen 1879 27, jetzt 48. Katholische Zeitungen sind nach ausdrücklicher Erklärung der Kölnischen Volkszeitung zur Zentrumspartei haltende Zeitschriften — denn die andern zählt die Kölnische Volkszeitung nicht mit, wenn sie auch „unter katholischer Flagge segeln.“ Die Gesamtsumme ist nach der Kölnischen Volkszeitung 404 Zeitungen in deutscher Sprache.

Interessant ist auch, die Zahl der in deutscher Sprache erscheinenden katholischen Fachzeitschriften zu hören. Es sind deren nahezu 200, nämlich: Bibliographie, Litteraturwissenschaft u. s. w. 21; Wissenschaftliche Theologie und Homiletik 29; Asketik, Missionswesen u. s. w. 52; Staats- und Rechtswissenschaft 6; Naturwissenschaften 2; Philosophie 3; Pädagogik 27; Geschichte 2; Länder- und Völkerkunde 3; Kunstgeschichte 7; Kirchliche Musik 13; Schöne Litteratur 25.

Wir wissen nicht, ob unter dieser Summe katholischer Zeitungen auch das erzkatholische, aber stramm bayrisch-partikularistische und damit doch in gewissem Sinne deutsch-, wenn auch ganz und gar nicht preußischfühlende „Bayrische Vaterland“ des Dr. Sigl in München inbegriffen ist. Denn dieses Blatt versäumt keine Gelegenheit, nicht nur seinen bayrischen Kolleginnen, sondern auch den andern vierhundert die Leviten zu lesen ob der „Niederträchtigkeit,“ mit der in dieser Presse „gelogen und verdreht wird, lediglich um zu hetzen.“ Es macht hierin auch vor den vatikanischen Blättern wie dem Moniteur de Rome nicht Halt und widmet diesem Blatte z. B. in der Nr. 264 vom 17. November 1889 folgende Liebenswürdigkeiten:

Der Menteur de Rome, der vom preußischen Kausen in München »patriotisch«, nämlich miserabel bedient wird, schwindelt den Wenigen, die mit der Lektüre des Lügenbeutels ihre Zeit verderben, vor: die bayrische Regierung fühle sich zum Widerstande (gegen die »patriotischen« Mannesseelen!) unfähig und versuche darum, durch Zaudern und Zweideutigkeit der Entscheidung auszuweichen und das Spiel zu gewinnen. (Hat es schon.) Der Minister mißachte hartnäckig die Rechte der Volksvertretung. Weiteres schwindelt der Menteur, Bayern könne ohne ernstliches Hindernis seitens des Reiches die Redemptoristen zurückrufen. — Und dieses erzverlogene und verleumderische Papier wird von der »patriotischen« Presse krampfhaft als »vatikanisch« angepriesen! Wenn aber der bayrische Gesandte gelegentlich wegen des Menteur beim Vatikan anklopft, dann schwört man, er sei nicht vatikanisch und ganz unbeeinflußt. Die Hochachtung vor der »vatikanischen« Presse, die sogar noch dümmer und frecher lügt, als gewisse preußische Offiziöse, und ungefähr so wie die gleichgestimmten Seelen unsrer »Patrioten«-Presse, wird durch solche anerkennenswerten Leistungen frechster Verlogenheit mit Recht eine — allgemeine, wovon ein Teil auch auf seine Hintermänner abfällt. –

Diese Presse nun wird mit allen Mitteln gefördert und unterstützt, und namentlich die katholischen Versammlungen der letzten Jahre, und zwar die allgemeinen wie die Landesversammlungen, schienen nicht zum wenigsten dazu da zu sein, um für die katholische Presse Reklame zu machen. Das oben genannte Schriftchen stellt es geradezu als Pflicht jedes katholischen Geistlichen hin, diese Presse in jeder denkbaren Weise nicht nur durch Mitarbeit zu unterstützen, wofür recht praktische Winke gegeben werden, sondern auch im Volke mit allen Mitteln zu verbreiten. Ein solches Mittel ist, wie der Bischof von Linz in seinem Hirtenschreiben vom vorigen Jahre ganz rund herausgesagt hat, namentlich auch der Beichtstuhl, denn er schreibt:

Sie werden mich nun fragen, geliebte Brüder und Söhne in Christo: »Was können wir thun?« Ich antworte ihnen mit den Worten Leos XIII.: »Setzet der schlechten Presse die katholische Presse entgegen.« Ja, das ist unsre Aufgabe, die schlechten Zeitungen durch die guten zu ersetzen. In unsern Tagen ist die Verkündigung der Wahrheit, die Verteidigung des Rechtes von der Kanzel allein aus unzulänglich: denn gerade viele von jenen, die die Predigt am meisten benötigen, scheuen die Kirche. Wir müssen daher für viele von diesen Missionare werden durch die Presse. Wollen wir mit Erfolg die Wahrheit verkündigen, wollen wir der heiligen Kirche wiederum ihre Rechte erkämpfen, wollen wir der Religion Jesu Christi wieder Geltung verschaffen in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben, wollen wir endlich eine eminent patriotische That vollbringen und die Gefahren, die das liebe Vaterland bedrohen, vermindern, dann lasset uns dafür sorgen, daß die katholische Presse blühe und wachse.

Soll ich die seelsorgliche Thätigkeit durch die Presse mehr im einzelnen schildern, so möchte ich Sie, hochwürdige Konfratres, auf folgende Gesichtspunkte aufmerksam machen: Warnen Sie im Privatverkehre und auf der Kanzel vor den schlechten Zeitungen, heben Sie besonders unablässig hervor, daß jene Blätter den Glauben anfeinden, weisen Sie auch im Beichtstuhle auf die Sünde hin, schlechte Zeitungen zu unterstützen. Wie viele fremde Sünden werden begangen durch Ausleihen schlechter Zeitungen, oder indem man sie Dienstboten und Kindern in die Hand giebt! Widerlegen Sie die Vorurteile, die vielleicht zu Gunsten der kirchenfeindlichen Presse in der Gemeinde herrschen. Empfehlen Sie ferner bei jeder passenden Gelegenheit die guten Blätter, leihen Sie dieselben auch gerne aus. Dieses sind die Pflichten, die in diesem Punkte jedem Seelsorger obliegen.

Aber ich möchte heute noch von einer andern Pflicht reden. Sie mögen auch, hochwürdige Herren, soweit Ihnen dieses möglich ist, für die katholischen Zeitungen — schreiben.

Würde im Durchschnitte jeder Priester nur ein Viertelstündchen wöchentlich verwenden für die katholische Presse, was könnte geleistet werden! Viele aus Ihnen haben auch Fachkenntnisse, die andern mangeln: sollten diese ein vergrabenes Talent sein? Auch wird man keinen langen Leitartikel von Ihnen beanspruchen — mit kurzen Notizen über lokale Ereignisse werden Sie der katholischen Presse große Dienste leisten. Jeder Seelsorger ist auch der geborene Korrespondent des Ortes, in welchem er wirkt. . .

Und was ist nun die Tendenz dieser Presse, die sie mit eiserner Konsequenz verfolgt? Pfarrer Klagge hat in Bochum alle die Ziele aufgeführt, die mit Hilfe dieser Presse erreicht werden müssen. Es genügt hier, ein Ziel anzuführen: die Rückberufung aller Orden, einschließlich der Jesuiten, und wir wissen, worauf vierhundert Blätter in unserm Vaterland hin-

arbeiten: auf Vernichtung des Protestantismus und damit des deutschen Reiches.

Es ist selbstverständlich, daß diese Zeitungen in Ton und Haltung sehr verschieden sind, von der noch immer vornehmen Haltung des Hauptjesuitenblattes in Deutschland,*) den „Stimmen aus Maria-Laach“ herunter bis etwa zu den badischen Zeitungen, dem Organ des Kaplans Dasbach oder dem Stuttgarter Deutschen Volksblatt. Wie aber auch der Ton sei, alle streben in den mannigfaltigsten Wendungen auf dasselbe Ziel los: Herrschaft Roms über Deutschland; alle ohne Ausnahme betreiben zu diesem Zweck die Bekämpfung des Protestantismus mit jedem Mittel, auch dem der ganz gemeinen Verleumdung und Beschimpfung. Nicht in jeder Nummer natürlich tritt das zu Tage; aber wenn man zwei Jahre lang hunderte von ultramontanen Zeitungen gelesen hat, wie der Schreiber dieses Aufsatzes, so hat man ein Recht, der gesamten ultramontanen Presse dieses Zeugnis auszustellen. Nicht immer ist alles, was diesem Zwecke dient, in einer Nummer bei einander, wie in einem badischen Blatte, allerdings niedrigster Sorte, das in einer Nummer vom Juni 1889 folgende schöne Sachen zu lesen bot: 1. Schimpfereien in den pöbelhaftesten Ausdrücken; 2. Aufhetzung der Arbeiter; 3. Empfehlung von Wallfahrten, Klagen über Priestermangel und Ruf nach Mönchen; 4. Stimmungmachen für den Katholikentag;**) 5. Parteinahme für das Ausland gegen Deutschland; 6. Haß gegen das protestantische Preußen; 7. Begünstigung des Partikularismus und der Reichsfeindschaft, und 8. fehlte natürlich auch eine Konvertitenerzählung im Feuilleton nicht — in der That ein Musterblatt nach dem Herzen des Bischofs von Linz und empfehlenswert im Beichtstuhl!

Es braucht fürwahr keine Worte, um die Gefahr, die für unser Vaterland im Bestehen dieser vierhundert Zeitungen liegt, zu schildern; ich rede absichtlich nicht von der evangelischen Kirche, um auch nicht den Schein zu erwecken, als ob die Kirche der Reformation vor der ultramontanen Presse zu zittern brauche. Sie wird sein, auch wenn unser Vaterland mit römischer Beihilfe zu Grunde gegangen sein wird. Daß wir uns also zunächst im Interesse unsers Vaterlandes gegen diese Presse wehren müssen, liegt auf der Hand. Aber was haben wir ihr entgegenzustellen? Was sind die wenigen Blätter, welche energisch für die Sache des Protestantismus eintreten, gegenüber den vielen auf katholischer Seite? Und wie stellt

*) Es ist nicht uninteressant, aus einer Zusammenstellung der Kölnischen Volkszeitung vom 1. Dezember 1889, Nr. 330 zu entnehmen, auf welchen Gebieten und wie viele deutsche Jesuiten sich an der Preßthätigkeit beteiligen. Nach diesen Angaben giebt es überhaupt kein Gebiet, auf dem die Jesuiten nicht den Versuch machen, die Thatsachen auf den Kopf zu stellen und an die Stelle allgemeiner Wissenschaft und Kunst die katholische zu setzen. Es sind der deutschen Jesuiten ein halbes Hundert, die meisten im besten Lebensalter stehend. Ihre Namen und Herkunft, sowie ihr jetziger Aufenthaltsort sind folgende: Aus der Rheinprovinz dreizehn, nämlich: Acken, Beißel, Duhr, Gietmann, Granderath, Grisar, Hoensbroech, Hoever, Kreiten, Chr. Pesch, T. Pesch, Platzweg und Schmitz. Aus Westfalen stammen Epping, Langhorst, Lehmkuhl, Lohmann und Stentrup; aus Westpreußen Kolberg; aus Hannover Wilmers; aus Nassau Schupp; aus Kurhessen Braun; aus Schlesien Michael und Werner; aus Hamburg Dreves; aus dem Großherzogtum Hessen Beringer und Racke; aus Baden Zimmermann; aus Bayern Kobler, Pfülf und Schmid; aus Württemberg Dressel und Ehrle; aus Luxemburg Müllendorff; aus Oesterreich Gruber, Hagen, Nostiz-Rieneck, Patiß und Wasmann; aus der Schweiz Baumgartner, Cathrein, Hurter, Meschler und Spillmann.

Nach ihrem jetzigen Aufenthaltsort befinden sich von den aufgeführten Patres nur an einem Orte eine größere Anzahl zusammen, zu Exaeten in Holland, wo auch die Redaktion der „Stimmen aus Maria-Laach“ ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Es sind: Acken, Baumgartner, Beißel, Cathrein, Dressel, Dreves, Epping, Granderath, Gruber, Langhorst, Lehmkuhl, Pfülf, Platzweg, Spillmann, Wasmann und Werner. Ferner befinden sich in Holland: T. Pesch und Meschler in Blyenbeck, Gietmann und Racke in Wynandsrade, Kreiten in Kirchraeth. In England leben und zwar in der Grafschaft Lancashire: Hoensbroech, Hoever, Nostiz-Rieneck, Chr. Pesch, Wilmers und Zimmermann; in Rom Beringer und Ehrle; in Dänemark Lohmann und Schmitz; in Oesterreich Braun, Duhr, Grisar, Hurter, Kobler, Kolberg, Michael, Müllendorff, Nilles, Schmid und Stentrup; in Amerika Hagen; in Brasilien Schupp.

**) Eine Hand wäscht beim Ultramontanismus auf allen Lebensgebieten die andre. Legen sich die Katholikenversammlungen für die katholische Presse ins Zeug, so muß diese Presse für die Katholikentage Stimmung machen und sie in begeisterten Artikeln loben.



sich die doch in der Regel von Protestanten geleitete und verlegte nichtkatholische Tagespresse Deutschlands zu diesem Kampfe? Ich kann mir nicht versagen, einen Brief, den ich als Herausgeber des Protestantischen Familienblattes von einem Redakteur erhielt, hier zum Abdruck zu bringen. Er ist bezeichnend genug und lautet:

Sie haben in Nr. 27 Ihres Blattes eine recht sachgemäße Arbeit über die Stellung der deutschen Presse zu der Sache des „Evangelischen Bundes“ gebracht. Viel Gutes und Tröstliches ist es gerade nicht gewesen, was Ihr Herr Mitarbeiter (selbst ein Mann der Presse) Ihnen da hat berichten können; kaum ein halbes Dutzend besserer und größerer Zeitungen hat er da aufzählen können, die für jene Bestrebungen eintreten, die Zahl der lauen und gleichgiltigen oder entschieden feindlichen ist aber noch viel größer. Unter den letztern hat er eins der schmählichsten Beispiele nicht erwähnt; ein Blatt, das sich selbst rühmt, das gelesenste in Deutschland zu sein und auf seine mehr als 70 000 Leser stolz ist, das immer darauf pocht, für die geistige Freiheit zu kämpfen — das Berliner Tageblatt — hat vor längerer Zeit aus der Feder eines „liberalen“ Theologen einen Leitartikel gegen den „Evangelischen Bund“ gebracht, in dem es ihn ganz und gar herunterreißt und an seinen Bestrebungen kein gutes Haar läßt, einen Artikel, von dem man nicht weiß, ob die Unwissenheit oder die Befangenheit an ihm größer ist. Nur die nationalliberale Presse — deren Partei ja die einzige gewesen ist, welche standhaft blieb und die letzte traurige kirchenpolitische Novelle zurückwies — nur sie ist bis jetzt für den „Evangelischen Bund“ eingetreten; aber auch sie — nur kärglich! Doch wird man sie nicht allzusehr darüber anklagen, wenn man weiß, wie manchem ihrer Redakteure, der sowohl die Kenntnisse, als die Fähigkeit, die Gesinnung und den Willen besitzt, mannhaft für unsre Sache einzutreten und den Protestanten den bösen alten Todfeind unsers Volkes — Neu-Rom — im rechten Lichte zu zeigen, sie auf die schwere Gefahr aufmerksam zu machen, die unsrer Kirche wie unserm Reich und Volk vor ihm droht — wie so manchem dieser protestantischen Preßmänner die Hände gebunden werden und ein Schloß vor den Mund gelegt wird durch die Engköpfigkeit, Philisterhaftigkeit und Duselei seiner eignen Glaubensgenossen!

Ich brauche Ihnen zum Beweise dessen nur meine eignen Erlebnisse zu erzählen, die ich als oberster Leiter eines der größten und geachtetsten Blätter Thüringens durchgemacht habe. Vor etwa zwei Jahren übernahm ich die Stellung mit dem festen Willen, in ihr für die Sache des „Evangelischen Bundes,“ zu dessen entschiedensten Anhängern ich gehöre, zu thun, was ich nur vermöchte. Etwa ein halbes Jahr lang ging die Sache ganz gut; es war gerade die Zeit des Aachener Windelschwindels, und wenn gegenüber diesem Götzendienst, zu welchem die schwachselige preußische Regierung sogar protestantische Staatsbeamte abkommandirt haben soll, auch einmal ein ernstes und scharfes protestantisches Wort mit unterlief, so war das ja begreiflich. Aber nun wurde mir zugesetzt, daß ich nicht mehr, wie bisher, gegen Rom und für den „Evangelischen Bund“ eintreten solle; die Gründe, welche man mir entgegenhielt, wenn ich auf die unsrer Nation (nicht bloß unsrer Kirche) von jenem Dämon und alten bösen Feinde drohende Gefahr hinwies, eine Gefahr, die das entschiedene Eintreten eines reichstreuen Blattes, wie des unsrigen, sicherlich rechtfertigte, waren diejenigen, mit welchen Engköpfe und Philister von jeher sich die Augen gegen drohende Gefahren selbst verschlossen haben: für uns haben diese Dinge kein Interesse; hier seien nur wenig Katholiken — mögen im übrigen Deutschland sich Römlinge und Protestanten herumhauen: uns gehe das nichts an! Man setzte mir so lange (auch von seiten des Vorstandes) mit Klagen zu, bis ich meine frühere Haltung fallen ließ, in der Erkenntnis, daß eine Fortsetzung derselben doch nichts nützen und mir nur Unannehmlichkeiten bereiten würde.

Der Ort, wo dies geschehen, ist eine Fabrik- und Industriestadt von mittlerer Größe; die Geldinteressen beherrschen die Menschen so überwiegend, daß für solche ideale Dinge, wie wir sie treiben, wenig übrig bleibt, ein nüchterner, kalter Menschenschlag, dem jeder weitere, schärfere und tiefere geschichtliche Blick, wie er allerdings zur richtigen Würdigung der römischen Gefahr nötig ist, fehlt. Der „Evangelische Bund“ hat daher unter ihm viel weniger Fortschritte machen können, wie in andern Städten von gleicher Größe. Mein Erlebnis ist ein recht schlagender Beweis für die alte Erfahrung: daß die übertriebene Geldjagd unsrer Zeit Kopf und Herz verengt und abstumpft, die Menschen zu Engköpfen macht, welche auch die ernsteste Zeitgefahr nicht erkennen!

Ob es auch noch andern meiner Herren Kollegen von der Presse so gegangen ist, wie mir? Ich glaube das bestimmt, denn die Zahl der protestantischen Philister, jener Verleger, die lieber die Sache ihrer protestantischen Kirche fahren lassen, als die katholischen Abonnenten, ist leider sehr groß — fordern Sie doch meine Kollegen, die Aehnliches erfahren haben, auf, Ihnen ebenfalls ihre Geschichte zu erzählen!

Recht treffend hat übrigens die obenerwähnten kurzsichtigen und philisterhaften Einwendungen, mit denen ich lahmgelegt wurde, schon vor zweihundert Jahren der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg widerlegt. Als er nämlich seinen engköpfigen Vetter, den Kurfürsten von Sachsen, nicht zu gemeinsamem Widerstande gegen Rom bewegen konnte (da jener, der überlieferten treulosen Politik seines Hauses gemäß als strenger Lutheraner nicht mit dem reformirten Hohenzollern gehen wollte), antwortete er ihm: „Das einzige Benefizium (Gunst), welches Euch Rom erweisen wird, wenn wir Protestanten durch unsre Uneinigkeit unterliegen, wird das Benefizium Polyphemi an

den Odysseus sein, nämlich das: zuletzt gefressen zu werden!“ Das scharfe und treffende Wort könnte sich mancher Philister von Protestant wohl merken; aber es giebt leider unter uns viele, denen nicht eher die Augen über Rom aufgehen, als bis wieder Ketzer gemordet werden! . . .

Was wir an unserm Teile dieser ultramontanen Presse gegenüber thun können und thun sollen, das habe ich bei einem in Berlin gehaltenen Vortrage „Ueber die ultramontane Verleumdungspresse“ in nachstehende Sätze gefaßt, die ich auch den Lesern dieses Blattes zur Prüfung vorlege. Die Sätze lauten:

1. Die ultramontane Verleumdungspresse muß von unsrer Seite beachtet und kontrollirt werden.

2. Offenbare Lügen und Verleumdungen müssen in der Oeffentlichkeit widerlegt werden, sei es in eignen Schriften, sei es in Zeitungen.

3. Wo § 11 des Preßgesetzes (Berichtigung) sich anwenden läßt, soll von ihm Gebrauch gemacht werden.

4. Auf Provokationen, Anzapfungen, Anfragen der ultramontanen Presse gegenüber einzelnen Evangelischen ist nur unter ganz bestimmten Verhältnissen und mit bestimmten Klauseln in der ultramontanen Presse selbst zu antworten.

5. Unmittelbaren Einfluß auf das katholische Volk dürfen wir nicht oder nur spärlich erhoffen. Dagegen ist es unsre Pflicht, unser evangelisches Volk über den Kampf Roms gegen deutsche und protestantische Geistesbildung aufzuklären und stets auf dem Laufenden zu halten.

6. Dies muß geschehen durch Verbreitung passender Schriften und Zeitungen, sowie durch Vorträge.

7. Wir befinden uns der ultramontanen Presse gegenüber noch immer im bloßen Verteidigungszustand und damit im Nachteil. Es fragt sich, ob nicht auch hier der Grundsatz gilt: Die beste Art der Verteidigung ist der Angriff.

Diese Vorschläge wurden von der Versammlung sämtlich angenommen, wie sie lauten; nur dem letzten Satz im siebenten wurde folgende Fassung gegeben:

Es dürfte an der Zeit sein, an den Grundsatz zu erinnern: die beste Art der Verteidigung ist der Angriff.

Giebt es in Deutschland nach den letzten Angriffen auf Luther und damit auf unsre Kirche aus der Feder Majunkes und Honefs noch Leute, die glauben, die bloße Verteidigung unserseits genüge? Die einzige Thatsache, daß die Schandschrift Honefs *nach* Koldes und Kaweraus Schriften gegen Majunke erschienen ist, spricht wahrhaftig eine Sprache, die deutlich genug ist. Sollen wir auf solche Schriften wie die Honefs, uns und unsern Luther verteidigend, antworten? Den preußischen Bischöfen mochte der Vorstand des Evangelischen Bundes öffentlich antworten; die jesuitischen Kammerdiener dieser Bischöfe, wie Gottlieb mit seiner häßlichen, unwahren, mit alten Ladenhütern aufgeputzten Beleuchtung dieser evangelischen Antwort, sind keiner Antwort wert. Ihren Ladenhütern wird ja durch unsre Gegenschriften nur der Schein von etwas Neuem gegeben, ihre Lügen erhalten so nur weitere Verbreitung. Nicht unsre Schuld ist es, daß sich allmählich notgedrungen bei uns der Grundsatz herausbildet: Auf jeden Angriff seitens der ultramontanen Presse ein Vorstoß gegen Rom. Blößen und Schwächen giebt das römisch-jesuitische System wahrhaftig genug, und wer es ins Herz trifft, dient seinem Vaterlande. R W-M

## Der Geistliche und die Bodenbesitzreform

In Nr. 3 der Christlichen Welt werden uns unter der Ueberschrift „Soziale Predigten in England“ Mitteilungen gemacht über die soziale Thätigkeit englischer Geistlichen. Wir lesen, daß sie in einer Zeitschrift und in ihren Predigten auf die großen Schattenseiten des Privatbesitzes an Grund und Boden hinweisen und eifrig für die Umwandlung des Privatbesitzes in Nationalgrundbesitz agitiren:

Wir arbeiten auf eine soziale Revolution los. Erschreckt nicht vor dem Wort; es bedeutet nicht Blutvergießen, sondern Versöhnung, eine friedliche, ordnungs- und gesetzmäßige Sozialrevolution, infolge deren, nachdem das Raubsystem aufgehört hat, Wolf und Lamm, die jetzt Aussauger und die Ausgesogenen sind, Reiche und Arme, zusammen weiden werden u. s. w.



Der Berichterstatter findet so „große Gedanken in kühner, kräftiger Weise an die Gemeinde gebracht“; er will sie der deutschen evangelischen Kirche mitgeteilt wissen —

damit unser Blick umfassender wird und unser energisches Streben zur Heilung der Notstände seine Aengstlichkeit verliert.

Es kann nicht die Absicht des Artikels in Nr. 3 sein, die Leser dieses Blattes für Bodenbesitzreform zu interessiren, denn dazu brauchte er uns nicht nach England zu führen, während wir in Deutschland diese Bestrebungen vielleicht viel gründlicher finden. Vielmehr scheinen seine Gedanken dahin zu gehen, die Geistlichen für diese sozialen Ziele zu gewinnen und so ein späteres praktisches Vorgehen für die Bodenbesitzreform vorzubereiten.

Sollte der Unterzeichnete hierin richtig sehen, so würde ihm damit eine Veranlassung und Berechtigung gegeben sein, seine Bedenken gegen die Beteiligung der Geistlichen bei der praktischen Lösung dieser Frage auszusprechen. Hält er es für gänzlich ausgeschlossen, daß ein Geistlicher auf der Kanzel solche nationalökonomischen Einzelfragen behandelt, so muß er es auch schon mißbilligen, wenn er in öffentlichen Vorträgen für die Beseitigung des privaten Grundbesitzes eintritt. Geschieht es, so wird dadurch nur ein Aergernis gegeben; der Pfarrer erscheint dem gemeinen Manne als ein Friedensstörer und schädigt jedenfalls seine seelsorgerliche Vertrauensstellung.

Die Frage, ob die Umwandlung des privaten Grundeigentums in Nationalgut berechtigt, möglich und wünschenswert sei, ist unter den Fachmännern, den Nationalökonomen, so sehr zweifelhaft und umstritten, daß die Laien (und das sind wir Pfarrer, da wir solche Dinge nur nebenbei treiben können) sich zwiefach hüten sollen, agitatorisch hierin vorzugehen, und zwar desto mehr, je einflußreicher ihre sonstige soziale Stellung ist. In Professor *Schönbergs* Volkswirtschaftslehre, 3. Auflage, Bd. I. (Tübingen, 1890) Seite 606 sagt Staatsrat Professor *Mithof* in Göttingen über diese Frage Folgendes:

Bezüglich des Planes, den gesamten privaten Grundbesitz durch den Staat anzukaufen und durch diese „Nationalisirung“ des Bodens der Gesamtheit den Zuwachs der Grundrente zu sichern, müßte vor allem der unumstößliche Nachweis geliefert werden, daß die Vorteile der Nutzbarmachung des Zuwachses der Grundrente für die Gesamtheit größer sind, als die Nachteile, welche für sie aus der Beseitigung des Privateigentums an Grund und Boden entstehen können. Könnte dieser Nachweis wirklich geliefert werden, so würde zwar die Verstaatlichung des Bodens grundsätzlich ebensowohl zulässig erscheinen, als etwa die Verstaatlichung der Eisenbahnen, allein der praktischen Ausführung würden die allergrößten Bedenken, vor allem finanzieller Art, entgegenstehen. Der Staat würde sich eine ungeheure Schuldenlast aufbürden; es wäre fraglich, ob nicht bei freiem Verkauf des Grundbesitzes oder bei Expropriation desselben die Zinsen der vom Staat gezahlten Kaufsummen weit höher sein würden, als die aus der Verpachtung des Bodens ihm zugehende Pacht, und daher der Staat anderweitig ein Defizit zu decken hätte, auf dessen Verschwinden er erst allmählich durch das Steigen der Grundrente und damit auch der Pachtsumme rechnen könnte. Auch dürfen die Rückschläge, welche die Grundrente erfahren kann, nicht außer acht gelassen werden.

Zeigt uns Professor Mithof die große Schwierigkeit der ganzen Sache und warnt uns Laien vor ungerechtfertigter Einmischung und praktischer Agitation, so bekommen wir vom Professor *Adolf Wagner* die richtigen Gesichtspunkte, wie wir gegenwärtig die Frage des Privatbesitzes am Grundeigentum zu beurteilen haben. In seiner „Volkswirtschaftslehre,“ Teil 1, 2. Ausgabe (Leipzig, 1879) untersucht er die in Rede stehende Frage mit größter Gründlichkeit und kommt Seite 741 ff. zu folgendem Endergebnis:

Nach dieser Auffassung hat der Stand der Grundbesitzer sein Schicksal selbst in Händen. Wo er seine ökonomisch auf den Bezug der Grundrente basirte soziale Stellung im wahren Interesse der Gesamtheit benutzt, im politischen Ehrenamtsdienst der Selbstregierung, in der Ausbildung und Verteidigung der Volksfreiheiten, wozu er so besonders geeignet ist, in der Pflege der höhern Kulturinteressen des Volkes, in charitativen Leistungen (christlichen Liebeswerken), auch als Leiter und Verbreiter wirtschaftlicher und technischer Fortschritte, z. B. speziell im Ackerbau; wo dieser Stand mit andern Worten die *guten Seiten einer tüchtigen Aristokratie* zeigt und der *wahre Führer des Volkes* ist, seine Stelle wie ein Amt, seinen vermeintlich rein privatrechtlichen Rentenbezug wie eine öffentliche *Besoldung* betrachtet, was sie nach richtiger sozialrechtlicher Auffassung ist, ein Amt, eine Besoldung, welche in erster Linie soziale *Pflichten* auferlegen, erst in zweiter Linie *private Rechte* geben, wo das schöne Wort der Schrift „mit den anvertrauten Pfunden wuchern“ und das vornehme Adelswort

„Noblesse oblige“ wirklich gilt, — da liegt der Großgrundbesitz auch heute in einem vorherrschend demokratischen Zeitalter unsrer Kulturvölker und bei einer Höhe des Volkseinkommens, welche eine sehr ungleiche Verteilung des letztern nicht mehr zu einer Bedingung der Kulturentwicklung überhaupt macht, im nationalen Interesse: da wird nicht leicht auch nur die Idee einer gesetzlichen Enteignung selbst des großen ländlichen privaten Grundeigentums ernstlich auftauchen, geschweige durchdringen.

Sehe ich recht, so zeugt dies Wort Adolf Wagners von weit mehr Pastoralweisheit als die Predigten der in Nr. 3 empfohlenen englischen Pfarrer. Die zunächst äußerliche und materielle Frage des Bodenbesitzes wird zu einer ethischen erhoben und gezeigt, wie wir ohne revolutionären Umsturz der heutigen Rechtsordnung zum sozialen Frieden, zu besserer Erfüllung unsrer Christenpflichten und zum Wachstum des Reiches Gottes in unserm Vaterlande mitwirken können. D—l

## Zum Berliner Dombau

Im Berliner Kunstgewerbemuseum ist zur Zeit ein großes Gipsmodell des Doms ausgestellt, wie er nach dem persönlichen Wunsche Kaiser Friedrichs von Professor Raschdorff gebaut werden sollte. Freilich ist dabei der ursprüngliche Plan schon etwas eingeschränkt worden; von dem anfangs beabsichtigten Riesenturme neben dem Schlosse, sowie von dem geplanten Verbindungsbau zwischen Schloß und Dom ist nichts zu sehen. Aber auch so ist der Dombau überaus großartig gedacht, als eine herrliche Kirche, die sich mit ihrer hochstrebenden Kuppel, ihren edlen Stilformen und ihren weiten Hallen kühn der Peterskirche in Rom zur Seite stellen könnte.

An Ausführung dieses Planes ist indessen nicht zu denken. Die dafür nötige Summe von 22 Millionen kann von keiner Seite bewilligt werden. Und es ist gut so. Ganz abgesehen davon, daß durch die Ausführung des Doms in solchem gewaltigen Maßstabe die auf dem gleichen Platze vorhandnen schönen Bauwerke, das Schloß und das alte Museum, in ihrer architektonischen Wirkung geradezu erdrückt werden würden: ich habe mich nie für den Gedanken erwärmen können, daß in der Reichshauptstadt sich eine Kathedrale befinden müsse, die gleichsam äußerlich sichtbar einen wirklichen Zentralpunkt für den Protestantismus darstelle. Gewiß ist der Wunsch erklärlich und berechtigt, daß unser evangelisches Kaiserhaus für seine Gottesdienste eine Stätte habe, die, seiner glänzenden und machtvollen Stellung entsprechend, möglichst prächtig und würdig sei. Und den reinen Nützlichkeitsstandpunkt, der da meint, mit einer schlichten Kirche — etwa für eine Million — sei es genug, für das übrige Geld könne man in dem kirchenarmen Berlin noch eine ganze Reihe andrer Gotteshäuser bauen — diesen Nützlichkeitsstandpunkt muß man, meine ich, hier zurückdrängen. Gottlob ist mit dem Errichten neuer Kirchen in Berlin endlich ein Anfang gemacht worden, und die bekannte Energie der hierfür thätigen hohen Personen läßt als sicher annehmen, daß dem vielversprechenden Anfang ein gesegneter Fortgang folgen werde. Aber die Frage nach dem Bedürfnis eines Dombaus liegt auf anderm Felde und ist nicht im gleichen Maße eine Bedürfnisfrage, wie der Bau von Kirchen in Stadtvierteln, in denen noch kein Gotteshaus steht. Es tritt hier doch noch ein sehr starkes ästhetisches und patriotisches Verlangen zu dem Wunsche nach einer Kirche. Denn daß der jetzige Dom billigen Anforderungen in kaum einer Weise entsprechen kann, muß doch füglich zugegeben werden.

Um der eigentlichen Gemeindegottesdienste willen ist denn auch der Neubau gar nicht so übermächtig groß geplant gewesen. Sondern deshalb ist der Wunsch nach einem besonders weiten Kirchenraume laut geworden, weil für gewisse gottesdienstliche Feierlichkeiten, die aus Anlaß wichtiger Ereignisse froher oder trüber Art im Staats- und Hofleben glanzvoll gestaltet werden müssen, bisher ein weiter und würdiger Raum thatsächlich nicht vorhanden war. Die Vorgänge an dem Sarge Kaiser Wilhelms haben vor drei Jahren diesen Mangel wieder besonders empfindlich spürbar gemacht. So manche feierliche Handlung, die sich jetzt in der kleinen Schloßkapelle abspielen muß, z. B. der bei Reichstagseröffnungen vorhergehende Gottesdienst u. a. m., würde in einem stattlichen Dome eine passendere und auch einer größeren als der geladnen Gemeinde zugängliche Stätte finden.



Und dennoch ist ein gewaltiger Dombau mit dem Wesen eines evangelischen Kirchenbaus schlechtweg unvereinbar, wie es ja auch zweifellos von vornherein hübscher wäre, man ließe das mißverständliche Wort „Dom“ ganz fallen und begnügte sich mit dem Namen einer „Hofkirche.“ Aber schließlich ist der Name nebensächlich, die Sache, d. h. der Bau und sein eigentlicher Zweck, ist die Hauptsache. Man ist doch, hoffe ich, nachgerade darüber einig geworden, daß für evangelische Gemeinden Gotteshäuser zu bauen sind, die sich nicht durch weite und hohe Hallen auszeichnen, sondern die im Gegenteil die Andächtigen möglichst dicht zusammenscharen, damit das gesprochne Wort überall leicht hörbar ist. Und wenn man es nur allzu oft hören muß, daß für den evangelischen Kirchenbau die rechten Grundsätze und Stilformen noch nicht gefunden seien, so kann ich das nur sehr bedingungsweise zugeben. Wer offne Augen hat und nicht in altertümelnden stilistischen oder auch liturgischen Liebhabereien befangen ist, muß anerkennen, daß es in evangelischen Landen eine ganze Anzahl von Kirchen giebt, die ihrer Raumeinteilung nach den praktischen und ästhetischen Anforderungen des protestantischen Kultus recht wohl entsprechen und die doch auch in ihren Stilformen sich würdig darstellen. Allerdings sind das zumeist solche Kirchen, die nicht in einem der altüberkommnen Baustile, namentlich nicht im gotischen Stile gebaut wurden. Man vergißt nur zu häufig, daß die Frage nach dem Baustil erst sehr in zweiter Linie steht, und daß viel wichtiger ist die Frage nach dem Bauriß. Wer sich von vornherein an einen bestimmten Stil für Kirchenbauten klammert, kann nie verlangen, daß das ersehnte evangelische Kirchenideal sich verwirkliche. Auf den Grundriß und Aufriß vor allem kommt es an, der Zweck des Hauses muß seine Gestalt bestimmen; der Stil ist schließlich nebensächlich und nur äußere Form. So kann ein rechtes evangelisches Gotteshaus in allen Stilarten gebaut sein; nur muß es eben als Gemeindehaus gebaut werden und nicht als Repräsentationshaus, nicht als bischöfliche Kathedrale, und sei es auch die eines summus episcopus. An dieser Frage wird der Berliner Dombau allezeit scheitern, so lange man einen „Dom“ bauen will nach der Art der Dome in der römischen Kirche, so lange man die Hauptbestimmung des neuen Baus darin erblickt, etwa gottesdienstlicher Mittelpunkt des evangelischen Deutschlands und kirchlich-monumentale Darstellung des protestantischen Kaisertums zu sein, und nicht vielmehr darin, sich als Gotteshaus der kaiserlichen Hausgemeinde und der um sie gescharten Hofgemeinde darzustellen. Ein solches Gemeindegotteshaus kann immer noch stattlich und groß gebaut werden, und muß es auch um der erlauchten Glieder dieser Gemeinde willen. Aber die kultischen, die liturgischen Bedürfnisse dieser besondern Gemeinde sind immer zunächst im Auge zu behalten. Nicht die ungemessene Weite einer Peterskirche darf hier Vorbild sein; zwischen ihr und einem Berliner Dom ist denn doch, Gott sei Dank, innerlich ein zu gewaltiger Unterschied, als daß dieser ihr Konkurrenz zu machen hätte!

Es scheint, als nähere man sich immer mehr dem erstrebenswerten Ziele. Ursprünglich wenigstens bestand ja der Raschdorffsche Bauplan aus drei besondern Kirchen, von denen die mittelste als „Festkirche“ nur bei besondern repräsentativen Veranlassungen zum Gebrauch kommen sollte, während die zu beiden Seiten liegenden kleinen Kirchen, eine „Predigtkirche“ für die gewöhnlichen Sonntagsgottesdienste, und eine „Grab- oder Gruftkirche“ für Leichenfeierlichkeiten bestimmt waren. Letztre ist auch im neuen Plan beibehalten; das hat sein gutes Recht in dem Umstande, daß der neue Dom leider nun einmal die Gruft für die Hohenzollernsärge enthalten soll. Aber die „Festkirche“ heißt doch jetzt „Predigtkirche,“ und die frühere „Predigtkirche“ ist jetzt zur Kapelle für Taufen und Trauungen mit angebauten Konfirmandensälen, Sakristeien u. s. w. geworden. Gegen diese Dreiteilung läßt sich nichts einwenden. So bleibt die eigentliche Gemeindekirche, d. h. der Raum für die gewöhnlichen Sonn- und festtäglichen Zusammenkünfte der Gemeinde, Mittelpunkt und Hauptsache; daß dem eigentlichen Gottesdienstraume sich aber für

Nebengottesdienste, Taufen, Trauungen, Begräbnisfeierlichkeiten u. a. m. weitere kleinere Räume zur Seite legen sollen, kann ja nur gebilligt werden, wie nicht minder auch die Anlage von Unterrichts-, Sitzungs- und Verwaltungszimmern, womit sich das ganze Gebäude als ein rechtes Gemeindehaus darstellt, was doch stets das erstrebenswerte Ziel für einen evangelischen Kirchenbau ausmachen muß.

Wird so die allgemeine Baueinteilung beizubehalten sein, so muß man doch die entschiedne Forderung stellen, daß die Räume kleiner werden, als jetzt geplant ist. Die Predigtkirche in ihrer jetzigen weiten Anlage ist sicher für das Halten und Anhören einer Predigt sehr ungeeignet. Ein solches Vermindern des allzugroßen Maßstabes wird nun erfreulicherweise augenblicklich erstrebt. Es sind freilich nicht sachliche Gründe, die der Ausführung eines Riesendoms entgegenstehen, sondern rein finanzielle Bedenken — aber wir halten uns an das willkommne Ergebnis: man beabsichtigt, wesentlich kleiner zu bauen. Hoffen wir, daß es gelingen wird, unter Zugrundlegung des jetzigen Bauplanes nach seinem Grundriß und Aufriß, wie auch unter Beibehaltung seines edlen Stils (der etwa als eine stark antikisirende Hochrenaissance zu bezeichnen wäre und bei einem Bauaufwande von zehn Millionen, wie sie jetzt im preußischen Etat gefordert werden, eine evangelische Kirche herzustellen, die unsers Kaiserhauses und aller seiner Gottesdienste durchaus würdig ist, wenn sie auch nicht die Größe einer riesigen Kathedrale erhält.

R B

## Verschiedenes

**(Rangstreit in Preußen)** Man kann keine Berliner Zeitung lesen, ohne täglich von höchst schwierigen Rangfragen unterhalten zu werden. Der katholische Feldprobst ist, als Bischof (in partibus!), Rat erster Klasse, der evangelische Rat zweiter Klasse. Ohne Zweifel ein Uebelstand, dessen Beseitigung wir nur wünschen können. Aber welche Schwierigkeiten türmen sich da auf! Für unser Verständnis sind sie zu hoch. Und unter dem Schatten dieses Einzelfalles welche Beschwerden, welche Wünsche! Wiederum geht uns der Sinn für deren Wichtigkeit, ja für deren Berechtigung ab. Aber die Kreuzzeitung (Nr. 50) belehrt uns: „In einer so realistischen Zeit, wie unsre, in der der autoritative Einfluß der evangelischen Geistlichen ohnehin sich gemindert hat, bedarf das geistliche Amt auch einer Anerkennung, und so etwas Aeußerliches der Rang ist, so liegt doch in dem Range die amtliche und staatliche Anerkennung, welche einem Stande im Staatsorganismus gebührt." Ja, wie gut stünde es um „die Kirche Jesu Christi," wenn alle Pastoren Räte dritter Klasse wären, die Superintendenten zweiter, die Generalsuperintendenten erster! Was wohl unser Herr Christus zu diesem „Realismus" seiner Diener sagt? Wir werden diese Seite an den Hammersteinschen Bestrebungen niemals verstehen und verdauen können.

R

**(Gottseligkeit ein Gewerbe)** Eine Berliner Weinhandlung verschickt an die evangelischen Pfarrämter eine Empfehlung ihrer Ware, die uns mit der Randvermerkung 1. Tim. 6, 5 von einem Geistlichen zugesandt wird. Es liegt allerdings der begründetste Verdacht vor, daß hier aus der Gottseligkeit ein Gewerbe gemacht ist. Man lese nur die ersten Sätze:

„Mit der Ueberreichung meiner neuesten Preisliste von 1891, ist es mir ein Bedürfnis nächst Gott, dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben, auch den vielen lieben Herren Geistlichen, welche mich mit ihren Aufträgen beehrt und mit ihr Vertrauen bisher bewahrt, meinen innigen Dank und die besten Segenswünsche auszusprechen. — Ist es doch das 25. Jahr seit der Errichtung unsrer Firma, der Gebrüder (Julius und Gustav) Krause, Juli 1866; obschon meine Etablirung auf 1858 zurückfällt. Bis 1878 beschränkten wir unsern Betrieb nur in Abgabe von Wein in Originalfässern; seit dem aber, wo auch unser Bruder Gustav aus der Firma, und inzwischen auch aus dieser Zeitlichkeit geschieden — gestaltete sich der Betrieb vorwiegend zu einem Flaschenversandgeschäft.

Für die ferneren Jahre meines Geschäftsbetriebes und meines Lebens soll es, so weit Gott hilft, bei meiner alten Devise „Ora et labora" verbleiben, woraus sich alles weitere von selbst ergiebt.

Für die lieben Herren, welchen etwa mein Geschäft unbekannt geblieben sein sollte . . . ."

**(Selbstbiographie Michael Baumgartens)** Die von einigen Freunden des verewigten Professors D. Michael Baumgarten in Angriff genommne Herausgabe seiner hinterlassenen Selbstbiographie hat bereits einen solchen Anklang gefunden, daß sie zweifelsohne als durchaus gesichert betrachtet werden kann. In einer in Holland erscheinenden Zeitschrift schreibt ein Professor der Universität Leyden: „Das Werk liefert unstreitig einen sehr bedeutungsvollen Beitrag zur Kenntnis der Kirchengeschichte Deutschlands in den letzten fünfzig Jahren. Wie alles, was Baumgarten geschrieben hat, wird auch seine Selbstbiographie das Urteil von Heinrich Thiersch bestätigen, das dieser in die Worte faßte: Ich halte Baumgarten für einen großen Charakter. Man wird durch sie nicht in ein stilles Gelehrtenleben, sondern in das Leben eines reichbegabten, unerschrocknen Streiters für Wahrheit und Recht eingeführt." Ich verweise die Leser der Christlichen Welt auf den der vorigen Nummer beiliegenden Prospekt mit der Aufforderung, Anmeldungen zur Subskription baldthunlichst an Herrn J. Pestalozzi, Domäne Haydau, Altmorschen, Provinz Hessen, gelangen zu lassen, da mit Rücksicht auf weitere Vereinbarungen der niedrige Subskriptionspreis von sechs Mark für das zweibändige Werk nur noch kurze Zeit festgehalten werden kann.

Studt.

## Zur Beachtung

Der heutigen Nummer ist ausnahmsweise die gleichzeitige Nummer der „Chronik" beigelegt. Die Abonnenten der „Christlichen Welt," die zugleich Abonnenten der „Chronik" sind und also Nummer 6 der „Chronik" doppelt erhalten, werden gebeten, das zweite Exemplar der „Chronik" zur Werbung neuer Freunde für diese zu verwerten.

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

In einem Pfarrhause auf dem Lande am Südharz finden gebildete junge Mädchen am 1. April d. J. Aufnahme zur Erlernung des Haushalts. Kostgeld 600 Mk. Anerbieten durch die Exp. des Blattes.

Gesucht wird ein Kandidat d. Theol. als Hauslehrer, welcher v. Ostern ab zwei Knaben (Tertianer u. Quartaner) bei ihren häusl. Arb. überwachen u. zwei Mädchen im Alter v. 7 u. 10 J. unterr. soll. Wünschenswert ist, daß betr. Herr bereits Erfahrung im Unterr. hat. Besond. Bedingung ist Verpfl. auf wenigstens 1 J. u. Fertigk. im Klavierspiel.
Ehrenberg b. Altenburg (S.-A.)
H. von Bloedau

## Aufforderung zum Eintritt in den Missionsdienst.

Behufs Befestigung und Ausdehnung unsers Missionswerkes in Japan, bedürfen wir für die Station Tokio mehrerer weiterer Missionare. Wir richten deshalb an Geistliche und ordinirte Kandidaten, welche von heiligem Eifer für die Mission erfüllt, wissenschaftlich gründlich gebildet, oratorisch begabt, des Englischen mächtig und womöglich in der praktischen Amtsthätigkeit bereits gereift sind, die warme, angelegentliche Aufforderung, sich in den Dienst des Reiches Gottes unter den Heiden stellen, ihre Kräfte wenigstens für eine Reihe von Jahren unserm Werke widmen und sich zu diesem Zwecke unter Einsendung von Curriculum und Zeugnissen mit dem Unterzeichneten in Beziehung setzen zu wollen. Die Mitglieder und Freunde des Vereins ersuchen wir, uns auf geeignete Persönlichkeiten aufmerksam zu machen.

Namens des Zentralvorstandes des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins
der Präsident
**Dr. Ernst Buß**, Pfarrer in Glarus (Schweiz).

## Einladung zum Abonnement

auf die

vom Februar 1891 an im unterzeichneten Verlage erscheinende

# Zeitschrift
für
# Theologie und Kirche

In Verbindung mit

D. A. Harnack, Professor der Theologie in Berlin
D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg
D. J. Kaftan, Professor der Theologie in Berlin
Lic. M. Reischle, Gymnasialprofessor in Stuttgart
D. K. Sell, Oberkonsistorialrat u. Superintendent in Darmstadt

herausgegeben von

D. J. Gottschick, Professor der Theologie in Gießen.

**Die „Zeitschrift für Theologie und Kirche" erscheint jährlich in 6 Heften, deren jedes einen Umfang von 5—6 Druckbogen haben wird. Alle 2 Monate wird ein Heft ausgegeben.**

Der Preis eines Jahrgangs von 6 Heften beträgt

**M. 6.— (Francs 8.—).**

Heft 1 enthält: **Kaftan, Theologie und Kirche,**
**Herrmann, Die Buße des evangelischen Christen.**

Dasselbe wird bereitwilligst zur Ansicht versandt.

**Bestellungen nimmt jede Sortimentsbuchhandlung und Postanstalt entgegen.**

Prospekte werden unberechnet geliefert.

**Freiburg i. B.**, 1. Februar 1891.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck).

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage der Akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und der Verlagsbuchhandlung von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 7 — Leipzig, den 12. Februar — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 3. Gesindeordnung der Diener Gottes — Zum 18. Februar: Kernsprüche aus Luthers letzten Lebenstagen — Welsche Lügenschrift von D. Martin Luthers Tod zu Rom ausgegangen. 1545: 1—3 — Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529: 4. 5 — Zur Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Livland — Zum Verständnis der Sperrgeldervorlage — Schutz für unsre Kinder — Verschiedenes: Weihnachtspredigt in Bildern; Eine Unart frommer Christen; Den Freunden Robertsons — Quittung — Anzeigen


## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

3

### Gesindeordnung der Diener Gottes

1. Du sollst leben, als ob du stürbest.

2. Du sollst noch andre Götter haben neben dir.

3. Du sollst keinen Nudelteig machen.

Wenn du ein Gefühl hast, so hege es still, denn ein echtes Gefühl ist selten, sehr selten; sprich nicht darüber; mache es nicht wie die Verunehrer des Heiligen in ihrer Brust, die im Augenblicke, wo sie etwas erleben, wo sie etwas fühlen, schon die zwanzig Menschen vor sich sehen, denen sie es erzählen müssen, jedem einzeln. Gehe nicht mit deinem innern Erleben hausiren. Begehe nicht die Indiskretion gegen dein Inneres, die gefährlichste aller Indiskretionen.

4. Du sollst nicht Bogen laufen.

Du siehst im Winter junge Männer mit stolz verschränkten Armen und mit studirter Achtlosigkeit durch Bogenlaufen auf dem Eise um den Beifall des großen anonymen Publikums ringen. Du Gotteskind thue das nicht. Vielleicht ist dir die große Gabe geworden, mit dem volkstümlichen Worte dir das Zutrauen der Mißtrauischsten aller Mißtrauischen, der heruntergekommensten und stumpfgewordnen Armen zu gewinnen, erzähle nicht, wie du es machst, wenn du den Freunden berichtest, die deine Gabe nicht besitzen. Und wenn du ein Pfarrherr bist und ein schönes Organ besitzest, spiele dies Instrument nicht als Virtuose; wenn die leichtgläubigen Frauen bewundernd in Scharen kommen und die Männer ganz wegbleiben, so erschrick und erkenne, daß du Bogen gelaufen hast.

5. Du sollst dir nicht selbst zum Mythus werden.

Sonst tötest du den Christen in dir. Du sollst nicht wissen, wie du unter den Menschen erscheinst, du sollst keine Vorstellung von dir haben. Du sollst nicht von dir sagen: „Na seht, Kinder, so ist der alte Dekan.“ „Ja, wenn ihr den Alten nicht hättet!“ „Es giebt Fragen, da kann das junge Volk, da kann die Synode, da kann die Gemeinde den Stilling doch nicht entbehren.“ Du sollst dir, um deiner Vorstellung von dir selbst zu genügen, nicht die Haare zu „ehrwürdiger“ Länge wachsen lassen. Du sollst nicht leise sprechen. Du sollst dir kein spanisches Rohr mit silbernem Knopf kaufen, um die äußere Erscheinung zu vollenden.

6. Du sollst dich nicht selbst kopiren.

Diese Verunehrung des Heiligen in dir ruht darauf, daß du gesehen hast, wie einmal eine Aeußerung von dir, deine Handbewegung, eine Handlung von dir „einschlug.“ Wisse, daß nur der Blinde tausend verschiedene Wege zum Guten sieht.

7. Du sollst dich nicht selbst in Versuchung führen

Darum vermeide einen trotzigen und für ein gereiftes Urteil überflüssigen Bruch mit der Welt; weißt du denn, ob du für diesen unnützen Streit mit der Welt Kräfte genug hast? Wirf dich nicht in auffallende Kleider. Sei nicht so einfach in deiner Kleidung, daß dir diese Einfachheit selbst immer bewußt bleibt. — „Bekenne“ nicht, wo Liebe oder Menschenkenntnis dich schweigen heißen sollten.

8. Du sollst dich nicht eins hinaufsetzen.

Es giebt eine Art, von sich zu erzählen, es giebt eine Art sich zu demütigen, es giebt eine Art von andern zu reden, durch die man „eins hinaufkommt.“ Du verstehst mich. Thue das nicht!

9. Du sollst dir kein Mäntelchen umhängen.

Du hast z. B. ein schlechtes Buch gelesen: entschuldige dich nicht mit dem sonoren Wort, es habe dich eine dunkle Gewalt gezogen. — Du warst starrsinnig, ganz einfach starrsinnig: sage nicht Konsequenz, gehe dir über alles. — Du warst, wenn auch in verborgenem Zorne, hart gegen dein Kind: sage nicht: Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es. — Du warst schwach: sage nicht, dich selbst gutmütig absolvirend: „Wir stammen eben alle von Adam ab.“

10. Du sollst dir dein zweites Motiv bewußt machen.

Das erste Motiv kennt jeder, es ist so oft recht harmlos, und man giebt es ohne weiteres preis. Aber das zweite, von dessen Gegenwart und verfälschender Wirksamkeit die wenigsten wissen, das ist unser heimlicher Feind. Achte doch darauf, wenn du wieder eine einflußreiche Persönlichkeit mit besondrer Ehrerbietung grüßest. Stutze doch nur ein wenig, wenn du am ersten Neujahrstag nach der Pensionirung deines Vorgesetzten, dem du so oft deine bleibende Verehrung und Dankbarkeit brieflich zu erkennen gegeben hast, ganz naiv die Zusendung der Neujahrskarte unterlässest, weil du mit keinem Gedanken daran dachtest. Es fragt dich jemand um Rat, und du erteilst ihn rasch und gern; merkst du denn gar nicht, daß die Befolgung deines Ratschlages dir übermorgen, in fünf Monaten, in zwanzig Jahren einen Vorteil einbringen wird?

O das zweite Motiv! Es ist in dem Nußkern, aus dem dir der Baum erwächst, doch der zwar unsichtbare, aber gerade erst das Leben verleihende innere Kern.

11. Du sollst nicht bandeln!

Du weißt nicht, was das ist? Hast du denn nie Billard oder Kegel gespielt?!

Wenn ein Kegelspieler einen einzelstehenden Kegel zu Fall bringen will, so kann er die Kugel in gerader Linie auf ihr Ziel zurollen lassen, das ist schwer, oder er kann, wenn der Kegel etwa rechts steht, die Kugel zunächst an dem linken Seitenrande oder „Bande“ der Kegelbahn anschlagen lassen, damit sie

abprallt und nach rechts gegen den alleinstehenden Kegel herüberrollt. Das ist leichter.

Jetzt weißt du, was für den Kegler bandeln ist; nun will ich dir sagen, wie du bandelst. Du bist ein entschiedener Parteimann, eine „Kraft“ in deiner Partei; du treibst, du agitirst. In deiner Stadt ist aber ein einflußreicher Mann, er hat Geld, er hat Ansehen, er ist beredt, seine Feder ist brauchbar, ihr zähltet ihn gern zu den Eurigen, er steht euch fern, aber er wäre zu gewinnen. Geradeswegs zu ihm hingehen und ihm offen sagen: „Tritt zu uns herüber, wir schätzen dich,“ das ist außergewöhnlich und ist schwer; den einzelnen Kegel direkt nehmen, das ist ja schwer, du erinnerst dich. Da besinnst du dich, ob du nicht ein hervorragendes Interesse von ihm kennst, ein Interesse, das mit deiner Parteisache gar nichts zu thun hat, und es fällt dir eins ein, und du schlägst nun an dieses „Band“ an. Er ist mildthätig, du kommst mit einer Sammelliste, führst dich ein, plauderst mit dem Manne, er findet dich nicht übel, und er zeichnet eine beträchtliche Summe; er will gleich bezahlen, aber du bittest „um der Ordnung willen,“ damit zu warten, bis der Sammler kommt. Du gehst befriedigt weg, nach vier Wochen schickst du den Sammler, auch einen scharmanten Mann, nebenbei auch zu deiner Partei gehörig. Nach acht Wochen erlaubst du dir, jenen einflußreichen Mann zur Teilnahme an einem Komitee von Männern aller Richtungen einzuladen, in dem allerdings fast nur Leute deiner Partei vertreten sind und anstandshalber zwei, drei von andrer Färbung. Nun hast du den still Umworbenen in die Gesellschaft deiner Freunde gebracht, du gewöhnst ihn an diesen Verkehr und führst ihn zu Konsequenzen, die ihm am Ende zeigen, daß er unmerklich in die Anschauungen und den geschlossenen Rahmen deiner Partei hineingeglitten ist.

Siehe! so bandelst du.

12. Du sollst nicht antizipiren.

Du erinnerst dich, wie dir, als du jung und enthusiastisch philosophische Vorlesungen besuchtest, „das Ding an sich“ so schwer zu begreifen fiel, und wie froh du mit deinen Nachbarn warst, als dir zugestanden wurde, daß man das Ding wenigstens an seinen Merkmalen körperlich und geistig zu Gesicht bekommen kann. Später fandest du dann, daß auch die unphilosophische Welt die Sache zu haben glaubt, wenn sie sich in den Besitz der Merkmale gesetzt hat. Und endlich teiltest du den hier eingeschlossenen Irrtum. Zum Beispiel ein Ding an sich, die Wahrhaftigkeit, hat oft zum Merkmal eine etwas unbequeme und formlose Offenheit; da wurdest du grob und glaubtest mit diesem Merkmale im Besitz der Sache zu sein. Du sahest, die wahre Frömmigkeit ist oft stille, sie spart am Worte, das ruhige Wort der Frommen hat den gesänftigten, beruhigten Rhythmus, den auch die Seele hat; du nun begehrtest die Sache, das Ding an sich, die Frömmigkeit, und da sprachst du leise, sprachst so langsam, gingst nicht mehr, sondern wandeltest. O du Thor, warum gabst du dein gutes teures Geld für ein Kolleg in Logik aus, wenn du nicht gelernt hast, daß die Folge später ist, als die Ursache!

13. Du sollst kein Wermutsauger sein.

Denn wenn du glaubst, daß in allem Ursache zur Trostlosigkeit stecke, so bist du blind oder dumm, und wenn du glaubst, Gott habe just dir den Lebenstornister mit den schwersten Sandsäcken ausgefüllt, so bist du eitel.

14. Du sollst dich nicht selbst preisgeben.

Du hast den göttlichen Auftrag, eine Persönlichkeit zu sein. Wäre es anders und solltest du in eine breite Masse demütiggestaltlos zerfließen, so hätte dich der Herr in dem Protoplasmabrei gelassen, zu dem dich die würdelose Unsicherheit deines irregeleiteten Selbstgefühls zurücktreibt.

15. Du sollst nicht das Spalier begießen.

Du hast doch ein Konversationslexikon? Schlage dort nur unter der Ueberschrift „Spalierobst“ nach, so wirst du finden, daß man edle Stein- und Kernobstsorten, statt sie dem freien Wachstum zu überlassen, am Spalier und dadurch in einer festen und einfachen Form ihrer Bäume ziehen kann. Zu dieser



Spalierzucht muß auch der geistige Mensch zuweilen greifen, und gerade die Selbsterziehung ernster und sich zu bändigen leidenschaftlich bemühter Naturen richtet Spaliere auf, um das innere Wachstum zu einer vorbestimmten Richtung zu nötigen. Nur begießt der Gärtner dabei gar leicht das Spalier und nicht den Boden, in dem die Wurzel ruht. Das Spalier, an dem du den sittlichen Willen deines Kindes erziehst, ist der Gehorsam; im Gehorsam wirkt deine reife Einsicht, da das Kind noch keine Erfahrung hat. Wenn du aber nicht Gehorsam und Einsicht zu verbinden lehrst, so begießest du in der Forderung des blinden Gehorsams eben nur das Spalier. Das Spalier, an dem die Frömmigkeit sich emporrankt, ist unter anderm der Kirchenbesuch; wer sich nicht darin genug thun kann, begießt doch auch nur das Spalier. Das Tagebuch, wie es namentlich im Gewissen beunruhigte jugendliche Selbstquäler als ethisch-religiöse Konduitenliste führen, läuft fast immer auf ein unnützes Spalierbegießen hinaus. Auch die Beichte*), für deren Wiedereinführung du schon so manchmal nachdrücklich gesprochen hast, wird sich nur als ein Spalier erweisen. Was denn andres ist es, wenn du darauf bestehst, daß am Schlusse des Karfreitagsgottesdienstes drei Liederverse gesungen werden, um damit an die Dreieinigkeit zu erinnern! O, pflege die Wurzeln deines und des fremden Innenlebens, es könnte sonst geschehen, daß sie abstürben, obgleich du die heißen Sommertage lang Wasser um Wasser trügest und sprengtest.

16. Du sollst keinen Superlativ gebrauchen.

Als Gott die Sprache schuf, schuf der Teufel den Superlativ, und in ihm gewann der Vater der Lüge seinen zuverlässigsten Diener. Um einen Superlativ zu retten, den du, wirklich nur dem Dämon des Hinredens achtlos folgend, gebraucht hast, giebst du deine Seele preis.**)

17. Du sollst nicht improvisiren.

Du bist freundlichen Gemütes, ich weiß es. Weil du so bist, hast du die Vorstellung, du müssest die Menschen vergnügt machen, du müssest einen Gast „unterhalten,“ einen Tischnachbar nicht langweilen. Da wartest du nicht, bis man mit dir spricht, sondern du mühst dich innerlich ab, das zu finden, was deinem Gegenüber Freude macht. Du armer Samariter, ich sehe, wie schwer du dich schädigst! Du redest über dies und jenes, woran dir nichts liegt, du sprichst in deiner Sorge um die Stimmung deines Nachbars unwesenhafte Worte, und das fühlst du, indem du sprichst, dein Herz wird krank in dir und mit jedem neuen Gerede aus deinem Munde kränker, aber dein Mund lächelt und erzählt Neuigkeiten und spricht von Büchern, von Romanen, von Theateraufführungen — nun sage mir, du armer Märtyrer einer leidvollen Improvisation, ist das ruhige Zuwarten oder das Wortemachen das, was dir deine Seele rettet?! Du hast keine gute Meinung von Pythagoras, vom Pythagoreischen Lehrsatz her, aber du thust ihm unrecht. Sieh, dieser Mann hat das Leid der Worte besser gekannt, als wir beide; er hat gesagt: „Lieber sterben, als reden!“

18. Du sollst nicht immer eine Meinung haben.

Es ist „gebildet,“ nach einer Musikaufführung sich mit einem „reifen Urteil“ äußern zu können; es ist „gebildet,“ sich einem neuen Schauspiel oder einem neuen Schauspieler gegenüber nicht durch Enthusiasmus zu blamiren — denn man könnte ja sich recht irren —; es ist „gebildet,“ die Schönheit einer Landschaft nach der Rückkehr von einem Ausfluge im Theekränzchen katalogisiren zu können: ja gewiß, darin sind wir einig, es ist „gebildet,“ immer etwas sagen zu können, — aber ich sage dir, das Gleich eine Meinung haben ist eine der sieben Todsünden gegen die Stille, Tiefe, Kraft, Reinheit und Unschuld des Gefühls.

19. Du sollst nicht Schnee schöpfen.

Nun sei einmal ehrlich! Wie viele Freunde hast du, wie viele Bekannten. Du besinnst dich! Das ist recht! — — —

*) Offenbar meint der Verfasser die Privatbeichte. D H

**) Vgl. ein späteres Stück dieser Aufzeichnungen: „In Anti-Superlativ-Verein.“

Zwei Freunde, vielleicht drei, — — zwanzig Bekannte. — Ich merke es an deinem Tone, du weißt, was das heißt „ein Freund!“ Und doch hast du dreißig Lieblingsbücher und lieſest alle Neuheiten, um auf der Höhe zu bleiben, und siehst Sonntags, wenn du in die Bildergalerie gehst, alle Bilder an und spielst, um nicht einseitig zu werden, nicht bloß Bach, nicht bloß Mozart? Was baute aber von alledem deine innere Welt, was ging so in deine Persönlichkeit über, daß diese nicht ohne jenes zu denken ist? Hast du nicht Schnee geschöpft, statt deiner Seele Bausteine zuzuführen? O, liebe innig ein paar Bücher, ein paar Gemälde, einen Komponisten, sei „einseitig,“ „schreite“ lieber „nicht fort,“ aber sei treu. Kennst du Novalis? Er hat gesagt:

Das Alte wird hintangestellt:
Was soll uns denn das Neue?

20. Du sollst dich nicht wegschwemmen lassen.

Auf zehntausend Individuen kommen zehn Individualitäten. Die Individualität prägt aus eigenem Metall die Doppelkronen und die Scheidemünze, die sie ausgiebt. Die Individuen aber, das liebe, gedankenlose Völkchen, schnappen geradezu nach einem Individualitätsersatz. Das einemal ists der Anfang einer Arie, der wie eine Epidemie hereinbricht, daß der Offizier wie der Schusterjunge summt, singt und pfeift „Fischerin, du kleine,“ das andremal ists eine geistesarme Redensart wie „Mensch, ärgere dich nicht!“ oder „Schwamm drüber!“, das drittemal ist es das Schlagwort einer Partei. Kein stolzer Mensch und kein Christ, den der Psalmist gewarnt hat, daß er nicht sein Leben wie ein Geschwätz vorübergehen lasse, läßt sich durch die Albernheit des Zeitalters weg- und mitschwemmen.

21. Du sollst kein Pflästerchen schmieren.

Es giebt eine Wahrhaftigkeit, die auf Gefühllosigkeit ruht; diese thut weh; eine, die auf Hochmut ruht, diese thut sehr weh, eine, die auf Mangel an Menschenkenntnis ruht, diese betrübt den Betroffenen. Ich hoffe, keine dieser Wahrhaftigkeiten ist diejenige, die du pflegst. Die rechte Wahrhaftigkeit erhält ihr Wort diktirt von der Einsicht in die pädagogische Wirksamkeit des rechten Wortes, vom Mitgefühl für die Wirkung, die die unbarmherzige wahrhaftige Wahrheit auf den Betroffenen ausübt, und von inniger Liebe, die nur wehe thut, um zu heilen. Zu dieser Wahrhaftigkeit entscheide dich noch heute, gleich jetzt, und entsage dem Pflästerchenschmieren, mit dem du seither verzichtetest, ein wahrer Freund, Erzieher, Arzt und Seelsorger zu sein. Ist denn „Recht nett“ die Antwort, die du einem verfehlten Versuche gegenüber haben darfst? Schweigen darfst du; aber wenn du redest, dann muß dein Wort auferbauend und nicht einlullend sein. Warte nur, mein Freund, was du am jüngsten Tage erleben wirst, wie da irdische Handlungen, die der Oberlandesgerichtspräsident als „Verbrechen“ bezeichnen mußte, kaum beachtet werden, wie aber deine „Recht nett,“ „Ganz leidlich,“ „Nicht übel,“ „Gar kein schlechter Anfang“ so tief die Wagschale deines Gerichtes hinabziehen werden!

22. Du sollst ein guter Leiter sein.

Erinnerst du dich noch jener Physikstunde, du warst Sekundaner, es war Dezember, knapp vor den Weihnachtsferien, in der dein Lehrer dich aufforderte, an den Ofen zu gehen und das Thürchen zu öffnen? Du warst dienstwillig und gingst rasch und auch wegen der Auszeichnung durch den Auftrag erfreut an den Ofen und griffst herzhaft den eisernen Knopf der Ofenthüre mit ungeschützter Hand an, statt das Tuch, einen rot umnähten Teppichrest, zu benützen, das am Gestell recht nahe hing, und zogst dann rasch die schmerzende Hand zurück und holtest dir nun unter der Fröhlichkeit der Klasse den „Schoner.“ Da hattest du einen unbequemen, aber doch vorzüglichen Anschauungsunterricht über die Eigenschaft des Metalls, ein guter Wärmeleiter zu sein. Hätte der Pedell den Holzring, der den eisernen Thürknopf ursprünglich umkleidete, wieder herstellen lassen, so wärest du um eine wesentliche Erfahrung ärmer geblieben. Wie nun, wenn auch dein Wesen, die ganze Anlage, die dir Gott gegeben hat, ein rechter „Leiter“ ist? Draußen in der Welt, in der großen Esse, in der die Menschen geschmiedet werden, ist so viele Wärme des Gefühles, so viel Glut großer und guter, böser und verderbender Leidenschaften, so viel Jammer, so viel Sehnsucht: nun denke dir ein Herz, das in ein Wesen eingeschlossen ist, das kein guter, das ein schlechter Leiter ist, dies Herz wird von allem Brande, der in andern Menschenleben brennt, nichts, gar nichts merken! Wer ein schlechter Leiter ist, geht durch das Menschengewühl mit jener schweigenden Ruhe, mit der der Stocktaube langsam durch den Lärm des Marktes schreitet. Du armer Mann, der du ein schlechter „Leiter“ bist!



23. Du sollst keine Spitalsuppe sein.

Eine magere, wasserhelle, kraftlose Brühe und ein paar klagende Fettaugen, angerichtet und dargereicht von gleichgiltiger oder ungütiger Gesinnung, so war vor Zeiten die Spitalsuppe. Solche Suppen sind verschwunden, aber die Spitalsuppengesichter sind geblieben. Sei nicht wie eine solche Spitalsuppe, wenn dein Kind vor dem Gast eine lang einstudirte Sonate recht mangelhaft vorträgt; sei nicht wie eine Spitalsuppe, wenn die Jugend um dich herum objektlos melancholisch oder allzu enthusiastisch oder renommistisch ist; sei nicht wie eine Spitalsuppe, wenn es sich leider herausstellt, daß du „wieder einmal Recht gehabt“ hast.

24. Gott aber wolle Herrn Archemoros und seinen Freunden verleihen, daß nach ihrem Tode ein frommer Mund spreche:

Selig sind, die da geistlich arm sind.

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

---

## Zum 18. Februar

### Kernsprüche aus Luthers letzten Lebenstagen

Elf Tage vor seinem Tode, am 7. Februar 1546, hat Luther dem Hohensteinschen Rentmeister Elrich Hans Gasman den Bibelspruch Joh. 8, 51 („So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“) vorn in eine Hauspostille geschrieben und folgende Auslegung hinzugefügt: „Den Tod nimmermehr sehen: wie unglaublich ist doch das geredet und wider die öffentliche und tägliche Erfahrung; dennoch ist es die Wahrheit: wenn ein Mensch mit Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, ihm gläubt und darüber einschläft oder stirbt, so sinket und fähret er dahin, ehe er sich des Todes versieht oder gewahr wird, und ist gewiß selig im Wort, das er also geglaubt und betrachtet, von hinnen gefahren.“ Bald darauf ist unserm Luther selbst solch seliges Ende beschieden gewesen, denn er ist — um die Worte eines Augenzeugen*) zu wiederholen — „ganz sanft mit guten Sprüchen entschlafen in Gott.“ „Und es berichten alle, die zugegen gewesen sind, Luther sei nicht gestorben, sondern also lebendig aus diesem Leben in jenes Leben gegangen.“**)

---

Seine letzte Predigt hat Luther am 14. Februar über Matth. 11, 25 ff. gehalten; sie schloß mit folgenden Sätzen: „Siehe, das heißt nun die Weisen der Welt verworfen, auf daß wir lernen, nicht selbst weise uns dünken lassen und alle hohen Personen aus den Augen setzen und, schlecht die Augen zugethan, an Christi Wort uns halten und zu ihm kommen, wie er uns aufs freundlichste locket, und sagen: Du bist allein mein lieber Herr und Meister, ich bin dein Schüler. Dies und viel mehr wäre von diesem Evangelium weiter zu sagen, aber ich bin zu schwach, wir wollens hierbei bleiben lassen. Der liebe Gott gebe Gnade, daß wir sein teures Wort mit Danksagung annehmen, in Erkenntnis und Glauben seines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi, zunehmen und wachsen und im Bekenntnis seines seligen Wortes beständiglich bleiben bis ans Ende.“

---

Das letzte Schriftstück von Luthers Hand fand man nach seinem Tode auf seinem Arbeitstische liegen, es war ein Zettel mit dem Datum „16. Februar anno 1546“ und folgenden

*) Fürst Wolfgang zu Anhalt in seinem am 18. Februar 1546 früh 4 Uhr, also eine Stunde nach dem Todesfall, geschriebenen Briefe.

**) Aus einem noch am Todestage Luthers geschriebenen Briefe des Eislebner Ratsherrn Johann Friedrich an seinen Onkel Johann Agrikola in Berlin.

Sätzen in lateinischer Sprache: „Den Virgil in seinen Bucolicis*) kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen; den Virgil in seinen Georgicis**) kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen; den Cicero in seinen Episteln kann niemand ganz verstehen, er habe denn fünfundzwanzig Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt; die heilige Schrift meine niemand genugsam verschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre mit Propheten, wie Elia und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Du lege nicht die Hand an diese göttliche Aeneis,***) sondern gehe tief anbetend ihren Fußstapfen nach. Wir sind Bettler. Das ist wahr."

---

Nachts nach 1 Uhr, als die Krankheit sich mehrte und er merkte, er werde seinen Geist aufgeben und werde in Eisleben, wo er geboren und getauft war, bleiben, sprach er das folgende Gebet, das die Ohrenzeugen Justus Jonas und Michael Cölius in ihrem „Bericht von Lutheri Absterben" uns überliefert haben: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, den ich geliebet und gelobet habe, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelichen befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen mich niemand reißen kann."

Die Sprüche heiliger Schrift aber, an denen er sich in der Todesnot erquickte, indem er sie wiederholt, und zwar in lateinischer Sprache, auffagte, sind Joh. 3, 16:†) „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben," ferner Psalm 68, 21: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet," auch Psalm 31, 6: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott."

Das letzte Wort des Sterbenden endlich war seine Antwort auf des Jonas Frage: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und die Lehre, die Ihr gepredigt, beständig sterben?" nämlich ein für alle Anwesenden vernehmbares Ja. Dann schlief er sanft ein.

---

Wir setzen dazu die zwei Worte der Schrift: „Er redet noch, wiewohl er gestorben ist," und: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach" (Hebr. 11, 4; 13, 7).

O A

---

*) Hirtengedichten.
**) Landbaugedichten.
***) An dies göttliche Heldengedicht, diese Schöpfung des Gottesgeistes.
†) Von diesem Spruche hatte Luther wenige Tage vor seinem Tode geurteilt: „Welcher Lakonismus läßt sich mit dieser Kürze vergleichen!" Uebrigens erwähnt auch Luthers Sohn Paul in einem zu Rudolstadt befindlichen Autograph, daß der Vater, während er und sein Bruder Martin an seinem Bette gestanden seien, diesen Spruch dreimal wiederholt habe.



# Welsche Lügenschrift von D. Martin Luthers Tod zu Rom ausgegangen. 1545

## 1. Zur Einleitung

Ein Jahr etwa vor Luthers seligem Heimgange schickte Landgraf Philipp von Hessen eine italienische Schmähschrift, die Luthers Tod und Begräbnis erzählte, nach Wittenberg.

Was von Euch für Schandlügen in Italien ausgegeben worden — heißt es im Begleitbrief vom 12. März 1545 —, das findet Ihr mit beiliegendem Druck zu sehen, welcher Druck uns von einem ehrlichen Mann aus Augsburg ist zugeschickt; und ob wir wohl denken, daß Ihr Leute bei Euch habt, so das Italienisch genugsam wissen zu transferiren, so thun wir Euch davon eine deutsche Translation, wie uns das einer unsrer Diener am Hofe, so italienisch ziemlich versteht, interpretirt hat, zuschicken, gnädiglich begehrend, Ihr wollet nach Verlesung und Abschreibung uns den Druck wieder übersenden. Des thun wir uns verlassen, und wolltens Euch darum nicht bergen, auf daß Ihr sehet, wie man das verdächtige parteiische Konzil [zu Trient] mit Lügen anfängt, hoffen, es soll Euer lang Leben sein.

Der gleichzeitige Brief des Landgrafen an den Kurfürsten von Sachsen enthielt das Schreiben jenes Augsburger Gewährsmannes als Beilage. Wir haben noch die Antwort des Kurfürsten an den Landgrafen vom 29. März, ferner auch Luthers Antwort vom 21. März, worin es am Schluß heißt:

Ich will das Welsch und Deutsch sämtlich lassen drucken, denn es sonst keiner Antwort wert, will allein anzeigen, daß ichs gelesen habe.

Und wirklich erschien alsbald bei Hans Lufft in Wittenberg jene Schmähschrift, mit einem kurzen Nachwort Luthers versehen, im Druck.

Professor Kawerau hat bereits im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (vgl. Nr. 9, Sp. 199 ff. und 588) bei seiner Kritik der neuesten Geschichtslügen über Luthers Tod jene älteste römische Lügenschrift treffend verwertet; wir wollen uns mit ihr noch etwas näher bekannt machen und wiederholen sie zunächst nach der Erlanger Ausgabe der Werke Luthers Bd. 32, S. 426 ff., doch unter Auslassung des italienischen Textes und mit kurzen Erläuterungen.

## 2. Der Text

**Eine welsche Lügenschrift von D. Martin Luthers Tod zu Rom ausgegangen. 1545**

Papa, quid aegroto sua fata precare Luthero,
Nil melius, vivat seu moriatur, habes.
Is tua, dum vivit, pestis te adfligit et urit,
Mors tua tunc certe, cum morietur, erit.
Dura lues pestis, sed mors est durior illa:
Elige nunc, utrum, perfide Papa, velis.*)

**Kopie eines Briefes des Gesandten des allerchristlichsten Königs von einem erschrecklichen Wunderzeichen, welches geschehen ist in dem schändlichen Tod Martin Luthers.**)**

Erschreckliches und unerhörtes Wunderzeichen, welches der gebenedeite Gott hat erzeiget in dem schändlichen Tod des Martin Luther, [der da ist] verdammt mit Seele und Leib, wie man in einem Kapitel des Briefes des Gesandten des allerchristlichsten Königs klärlich begreifen kann, zu Ehre und Preis Jesu Christi und zu einer Besserung und Trost der Frommen.

### Kopie des Kapitels

Martin Luther, als er krank war, begehrte er das heilige Sakrament des Leibes unsers Herrn Jesu Christi. Als er dieses empfangen hatte, ist er alsbald gestorben. Und in seiner Krankheit, als er sah, daß sie gar heftig war und gänzlich sich zum Tode neigte, hat er gebeten, daß sein Leib auf einen Altar sollte gesetzt und angebetet werden als ein Gott. Aber die göttliche Güte und Fürsichtigkeit, als sie hat wollen einem so großen Irrtum ein Ende machen und ein ewiges Stillschweigen, hat sie nicht abgeschlagen [versagt], solche [im folgenden berichteten] Wunderzeichen zu eröffnen, welche sehr von nöten waren, auf daß das Volk abstünde von solchem großen Irrtum, Zerstörung und Verderbnis, welche obgenannter Luther in dieser Welt hat angerichtet. Darum alsbald sein Leib ins Begräbnis [Grab] ist gelegt worden, ist alsbald ein erschrecklicher Rumor und Getümmel gehört worden, als fiele Teufel und Hölle in einander, durch welche alle diejenigen, so gegenwärtig waren, kamen in ein großes Erschrecken, Entsetzen und Furcht; und als sie die Augen gen Himmel huben, sahen sie klärlich die allerheiligste Hostie unsers Herrn Jesu Christi, welche ein solch

*) In der Ausgabe von Walch folgendermaßen übersetzt:
Was wünschest, Papst, den Luther tot?
Er leb, er sterb, wendt nicht dein Not.
Sein Leben dir ein Sterbseuch ist,
Sein Tod dich ganz und gar auffrißt.
Sterbseuch ist schwer, der Tod viel mehr;
Wähl, treulos Pfaff, was dein Begehr!
Auf diesen lateinischen Vers, das Motto, folgt der altitalienische Text Copia de una litera u. s. w., dann die deutsche Uebersetzung, die also — vgl. oben den Brief des Landgrafen — nicht von Luther herrührt.

**) Das ist der Titel, die folgende Umschreibung Vorwort. Der französische Gesandte ist als Berichterstatter eingeführt.

unwürdiger Mann also unwürdig hat dürfen empfahen. Ich sage auch, daß alle die, die dabei sind gewesen, scheinbarlich [deutlich] gesehen haben die allerheiligste Hostie in der Luft hangen. Derhalben mit großer Andacht und Ehrerbietung haben sie die allerheiligste Hostie [genommen und] mit großer Ehre und Andacht zu den Heiligtümern ehrlich gethan [d. i. zu den Reliquien].

Da das geschehen ist, hat man denselbigen Tag nicht mehr ein solch Getümmel und ein höllisch Rumpeln gehört. Aber die folgende Nacht an demselben Ort, da der Leib Martin Luthers war begraben, hat jedermann gemeinlich gehört ein größeres Ungestüm, denn das erste. Darum [ist] auch das Volk aufgestanden und kam in eine große Furcht und Entsetzung. Derhalben als es Tag ward, gingen sie hin aufzuthun das Grab, da der gottlose Leib des Martin Luther hingelegt ward; welches Grab, als es auf ward gethan, sah man klärlich, daß da weder Leib oder Fleisch noch Bein noch einige Kleider waren, aber es war voll solch schweflichen Gestanks, daß es alle, die da umherstunden, krank machte. Dadurch viele ihr Leben haben gebessert zu dem heiligen christlichen Glauben [d. i. sind wieder katholisch geworden], zu Ehre, Lob und Preis Jesu Christi und Befestigung und Bekräftigung seiner heiligen christlichen Kirche, die da ist ein Pfeiler der Wahrheit.

---

Und ich Martinus Luther Dr. bekenne und bezeuge mit dieser Schrift, daß ich solches zornige Gedicht von meinem Tode empfangen habe am 21. März und fast [d. i. sehr] gerne und fröhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslästerung, da solche Lüge der hohen göttlichen Majestät wird zugeschrieben. Sonst thut mirs sanft auf der rechten Knieschneibe und an der linken Ferse,*) daß mir der Teufel und seine Schuppen,**) Papst und Papisten, so herzlich feind sind. Gott bekehre sie vom Teufel!

Ists aber beschlossen, daß mein Gebet für die Sünde zum Tode***) vergeblich ist, wohlan, so gebe Gott, daß sie ihr Maß voll machen und nichts andres, denn solche Büchlein zu ihrem Trost und Freude schreiben. Laß immer hinfahren, sie fahren recht,†) sic voluerunt††); ich will derweilen zusehen, wie sie wollen selig werden oder wie sie [vielleicht doch noch] büßen und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gotteslästerungen, damit sie die Welt erfüllen.

### 3. Zur Würdigung

Dieses vor Luthers Tode ausgegangene römische Libell ist uns ein Wahrheitszeuge wider die spätern gleichwertigen Schmähschriften, die dann vollends nach seinem Tode verbreitet worden sind, und die neuerdings gewisse katholische Fanatiker für historische Wahrheit auszugeben den Mut gefunden haben. „Das ist nichts Neues, daß man nach Luthers Tod solche Lügen erdichtet, dieweil es schon bei seinen Lebzeiten geschehen.“†††) Dieser Schlußfolgerung hat sich selbst ein Janssen nicht entziehen mögen; wir wissen das durch Majunke, der auf dem letzten Blatte seiner Broschüre „Ein letztes Wort an die Lutherdichter“ (Mainz 1890) Folgendes schreibt:

Eine Aeußerung Janssens. — Von Janssen hieß es vor einigen Jahren, er habe, nachdem er sein „zweites Wort an seine Kritiker“ veröffentlicht, erklärt: daß, wenn ihn die Protestanten noch weiter provoziren würden, er kein Bedenken mehr tragen würde, der Mit- und Nachwelt umständlich zu erzählen, wie Luther gestorben sei.

Diese Mitteilung klang aus innern Gründen wahrscheinlich, und da sie von solchen ausging, welche mit Janssen im persönlichen Verkehr standen, so war sie erst recht glaubhaft.

Trotzdem fragte ich nach Erscheinen meiner Schrift über „Luthers Lebensende“ noch einmal bei Janssen an, ob sich die Sache in der That so verhalte und wie er überhaupt zu der aufgeworfenen Frage sich stelle.

Er antwortete, resp. ließ antworten, daß er jene ihm zugeschriebene Aeußerung nicht gethan habe, auch scheine ihm die Behauptung von Luthers gewaltsamem Ende nicht genügend begründet, weil schon im Jahre vor Luthers Tod unrichtige Nachrichten darüber von Italien aus verbreitet worden seien.

Was diese 1545 angeblich von „katholischer“ Seite „aus Italien“ ausgesprengte Nachricht über Luthers Ableben anlangt, so habe ich hinlänglich nachgewiesen, daß das Gerücht von protestantischer Seite, falls nicht von Luther selbst, ausgestreut wurde, um dem Protestantismus zu nutzen und das sich sammelnde Konzil zu Trient zu verdächtigen u. s. w.

Diese Eröffnungen sind in mehrfacher Hinsicht interessant. Wir können hier z. B. sehen, wie es Herrn Majunke bei der Feststellung einer angeblichen historischen Thatsache (daß Janssen so und so gesagt habe) ergangen ist: obwohl er diese nicht nur aus innern Gründen für wahrscheinlich, sondern wegen der Berichterstatter für „erst recht glaublich“ ansah, mußte er doch nachträglich erfahren, daß es nichts damit sei. Ob denn ihm daraufhin gar nicht in den Sinn gekommen ist, einen analogen Schluß zu ziehen hinsichtlich seiner großen historischen Untersuchung über Luthers Selbstmord, den er auch hauptsächlich durch ähnliche Gründe — innere Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit der Berichterstatter — zu beweisen unternommen hatte? Jedenfalls hat er hier aus der neuesten Zeit einen zweifellosen historischen Beweis dafür beigebracht, daß auch im Kreise redlicher und glaubwürdiger Katholiken eine unbezwingliche Neigung zur Lutherdichtung besteht, sofern sie nicht nur geneigt sind, Ungünstiges über Luther zu glauben, sondern solches auch mit Aussprüchen von Autoritäten glaublich zu machen versuchen.

Wir nehmen ferner Notiz davon — ohne freilich entscheidenden Wert darauf zu legen — daß sogar ein Janssen durch die Beweisführung der „historischen Untersuchung über Luthers Lebensende“ nicht überzeugt worden ist.

Was aber endlich den Einwand Majunkes gegen Janssen angeht, die welsche Lügenschrift vom Jahre 1545 sei eine in Deutschland gedruckte, mit römischem Titel versehene, von Luthers Geist diktirte Fälschung, so ist das auch kein neuer Gedanke, sondern bereits Seckendorf in seiner Reformationsgeschichte (aus dem Jahre 1691) bringt die Notiz, daß katholische Zeitgenossen der Meinung gewesen, Luther oder einer von seiner Partei könne der Urheber des Libells gewesen sein. Derselbe Seckendorf aber hat bereits diese Thorheit treffend widerlegt durch den Hinweis auf den noch vorhandenen Briefwechsel zwischen dem Landgrafen von Hessen und den Wittenbergern, dessen wir im Eingang näher gedacht haben. Um Majunkes Beweisführung folgen zu können, muß man mit ihm die zweifache Voraussetzung teilen, daß „katholische Schriftsteller gar nicht fähig waren, dies römische Schandlibell zu verfassen,“ und daß anderseits Luther, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen gemeinsam ein abgefeimtes Lügenspiel mit ihrem Briefwechsel glaublich zu machen willens gewesen seien.*)

Solche Geschichtschreibung unterfällt dem Urteil des Papstes im Breve Saepenumero vom 10. August 1883: „Man kann heute mehr als je die Behauptung aufstellen, die Kunst der Geschichtschreibung sei eine Verschwörung gegen die Wahrheit.“ Die Schriften eines Majunke und Honef über Luthers Tod sind, um mit Luther zu reden, nichts andres, als „zornige Gedichte.“

Bei ihrer Durchsicht ist mir öfter das in der heiligen Leichnamskapelle in Wittenberg befindliche Gemälde in den Sinn gekommen, das Kaiser Karl V. am Grabe Luthers darstellt; nach der Sage soll nämlich Karl V. im Mai 1547 mit Herzog Alba an Luthers Grabe gestanden haben und von diesem aufgefordert worden sein, die Gebeine des Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen, welchem Ansinnen der Kaiser mit den edeln Worten entgegengetreten sei: „Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Toten.“ — In jenen ultramontanen

*) Im Schwäbischen sagt man ähnlich, allerdings mit stärkerm Sinn: es thut mir in den kleinsten Zehen hinein wohl.

**) Der Teufel ist als ein mit Schuppen gepanzerter Drache vorgestellt.

***) Vgl. 1. Joh. 5, 16. Luther hat für sie gebetet, daß sie dieser Sünde nicht schuldig würden.

†) Zum Gedanken vgl. Offb. Joh. 22, 11.

††) Sie habens so gewollt.

†††) Worte aus D. Joh. Müllers Lutherus defensus 1635.

*) Weiteres darüber bei Kolde, Luthers Selbstmord, eine Geschichtslüge u. s. f. S. 22 f., und Trommershausen, Luthers Tod in ultramontaner Beleuchtung, S. 17 f.

Geschichtsfälschungen atmet der Geist Albas, der seine Wut noch an dem toten Luther auslassen möchte. Wir hoffen aber, daß unter unsern katholischen Mitchristen vielmehr jener edlere Sinn die Oberhand gewinnen wird, der des Krieges wider die Toten sich schämt. O A

## Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529

### 4. Aufbruch der Beteiligten nach Marburg

Dem wiederholten Zureden des Landgrafen und der Freunde sowie dem Drange seines Herzens konnte Zwingli nicht widerstehen: in der Morgenfrühe des 4. Septembers brach er von Zürich auf, nachdem er noch einen Entschuldigungsbrief an den kleinen und großen Rat zurückgelassen hatte. Sein Gefährte war Rudolf Collin, Professor der griechischen Sprache in Zürich; ihm verdanken wir einen recht eingehenden Bericht über das Gespräch. Die Züricher sandten sofort den Ratsboten Magister Ulrich Funke mit einem Diener ihrem Reformator nach. Man meinte in der Schweiz, der Teufel in eigner Person hätte Zwingli geholt, so spurlos war er verschwunden. Selbst seine Frau wußte nur, daß er in Geschäften nach Basel reise.

Von Basel aus wurde die Reise in Gemeinschaft mit Oekolampad und dem Ratsherrn Rudolf Frey und zwar zu Schiff fortgesetzt, in Straßburg aber für eine Woche unterbrochen; dann ging es im Verein mit Sturm, Butzer, Hedio und Jakob von Taubenheim in sicherm Geleite durch Pfalz und Hessen, bis am Montag den 27. September Marburg glücklich erreicht wurde. Hier nahm der Landgraf sie alle auf dem schönen Schlosse gastlich und liebenswürdig auf. Es vergingen noch einige Tage bis zur Ankunft der Wittenberger; man wird sie gewiß in lebhaften Gesprächen über Religion und Politik zugebracht haben. Zwingli, der Politiker, hätte vielleicht doch die lange, gefahrvolle Reise gescheut, wenn es ihm nicht auch vor allem daran gelegen gewesen wäre, feste politische Vereinbarungen mit dem Landgrafen zu treffen. Um so wünschenswerter erschien dies jetzt, nachdem in Barcelona und Cambrai die wichtigsten Entscheidungen gefallen waren. Die Versöhnung des Kaisers mit dem Papst und mit Frankreich war zur Thatsache geworden, jetzt konnte die ganze kaiserliche Macht sich gegen Ketzer und Türken wenden. Wem diese Gefahr zum Bewußtsein kam, der mußte durch solch Ereignis wohl auch versöhnlich gestimmt werden. An das viele Bittere, was Luther seinen Gegnern gesagt hatte, wie z. B.: sie seien in sich selber uneins, einträchtig aber in der Hauptsache, Christus zu verfolgen — an solche Dinge durfte jetzt nicht gedacht werden. Soweit sie es irgend vor ihrem Gewissen verantworten konnten, wollten die Schweizer jetzt nachgeben, wenn sie nur in der Grundauffassung sich nichts zu vergeben brauchten.

Am Donnerstag (30. September) früh, gerade während Hedio eine Predigt hielt, kamen die Wittenberger an, ehrenvoll empfangen von den Räten des Landgrafen. Mit Luther und Melanchthon kamen Justus Jonas, Cruciger, Myconius und Menius — alle unter der Obhut Eberhards von der Thann, des Hauptmanns auf der Wartburg. Was gäben wir für eine Momentaufnahme der Begrüßungsszene, die nun folgte! Hier zum erstenmal trafen die geistigen und geistlichen Häupter der evangelischen Parteien zusammen, die Männer, deren Thaten und Worte zu begeistern vermögen bis auf den heutigen Tag.

Kein Wort hören wir von einer Begrüßung zwischen Luther und Zwingli, mit keiner Silbe wird es erwähnt, ob die Wittenberger erstaunt waren, den großen Gegner aus Zürich hier zu finden. Dagegen erzählen uns die Berichte von einer feierlichen Begrüßungsrede, die Oekolampad an Luther und Melanchthon gehalten, von freundschaftlichen und eingehenden Gesprächen zwischen Luther und Oekolampad, auch wird berichtet, wie Luther im Scherz Butzer als einen Nichtsnutz begrüßte und Melanchthon den andern Straßburger Prediger, Hedio, etwas steif und förmlich anredete. Es ist aber doch wohl undenkbar, daß Zwingli am Nachmittage, der ganz mit gegenseitigen Begrüßungen hinging und wohl dazu dienen konnte, die Kämpfer einander menschlich zu nähern, gar nicht zum Vorschein gekommen sein sollte.



Am Abend erschien noch der verbannte Herzog Ulrich von Württemberg; er hatte schon lange eine solche Theologenzusammenkunft gewünscht und war denn auch an den folgenden Tagen neben dem Landgrafen einer der eifrigsten Zuhörer der Verhandlungen.

Der Landgraf sorgte dafür, daß sich die Gegner erst etwas näher kennen lernten, ehe sie vor weiterem Kreise ihre Kräfte maßen; deshalb ordnete er am Freitag (1. Oktober) Privatgespräche der vier Hauptpersonen an. Um jedoch zu verhüten, daß es gleich an diesem ersten Kampftage zu heftigeren Konflikten käme, wurden Luther und Oekolampad, Melanchthon und Zwingli einander gegenüber gestellt, sodaß immer ein Streitlustiger mit einem Versöhnlicheren zusammenkam.

Ueber Luthers Unterredung mit Oekolampad wissen wir nur so viel, daß sie drei Stunden gedauert hat und daß Luthers Heftigkeit seinem Gegner Anlaß bot, sich hinterher bei Zwingli zu beklagen. Jedenfalls hatten sie sich in der Hauptfrage nicht einigen können. Das war auch den beiden andern nicht gelungen trotz sechsstündigem Verhandeln. Glücklicherweise werden wir über dieses Gespräch besser unterrichtet, sodaß wir wenigstens feststellen können, in welchen Punkten eine Einigung erzielt wurde.

Es wird notwendig sein uns zum besseren Verständnis dieses und der folgenden Gespräche kurz zu vergegenwärtigen, worauf die Verschiedenheit der Lehren über das heilige Abendmahl beruhte.

### 5. Zwinglis und Luthers Lehre

Es sind ja keineswegs neue Dinge gewesen, die hier in Marburg zur Sprache kamen; alle die Behauptungen, um die hier gestritten wurde, die Beweisstellen aus der heiligen Schrift und anderes treten uns schon in den Streitschriften der letzten Jahre entgegen. Wenn man diese kennt, besonders die feste in sich geschlossene und konsequente Lehre Luthers, wie er sie noch zuletzt in seinem großen Bekenntnis vom Abendmahl (1528) niedergelegt hatte, und auf der andern Seite Zwinglis Antwort auf diese letzte Schrift oder andre vorher, so muß man sagen, daß an eine Vereinigung der Gegensätze in diesen Lehren nicht zu denken war. So lange wenigstens die Anschauungen über Christi Person so auseinandergingen, konnte auch die Ansicht über die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl auf beiden Seiten sich nicht ändern.

Zwingli hielt die göttliche und menschliche Natur in Christo streng auseinander. Die menschliche war und ist nur an einem Orte denkbar; Christi Leib ist begrenzt wie jeder andre Körper. Christus redet davon, daß er die Welt verlasse und daß wir ihn nicht immer haben werden; er hat sie auch thatsächlich verlassen, sitzt jetzt zur Rechten des Vaters und wird erst am jüngsten Tage wiederkommen. Seiner göttlichen Natur nach aber ist Christus allgegenwärtig, er wohnt in den Herzen der Gläubigen u. s. w.

Luther nahm dagegen die engste Vereinigung der beiden Naturen an und wollte von einer Trennung nichts wissen. Christi menschliche Natur sei ebenfalls allgegenwärtig von Ewigkeit her, also auch während der Zeit seines irdischen Wandels (nach Joh. 3, 13). Das Sitzen des Menschen Christus zur Rechten Gottes bot Luther eine willkommene Handhabe zur Bekämpfung seines Gegners. Mit Recht wies er die sonderbar beschränkte Anschauung Zwinglis zurück, indem er betonte, daß die rechte Hand Gottes ebenfalls allgegenwärtig sei wie Gott selbst, nur ein Sinnbild seiner Macht, die an allen Enden wirksam ist und gegenwärtig im Kleinsten wie im Größten. Muß also Christus (der Mensch) nicht auch allgegenwärtig sein, da er zur Rechten Gottes sitzt?

Verbannte Zwingli sonach den Leib Christi an einen bestimmten Ort, so war es auch erklärlich, warum er Luthers Ansicht von der Gegenwart des Leibes im Abendmahl widersprechen mußte. Aber noch andres trieb ihn dazu, so vor allem die Auffassung der Worte: Das ist mein Leib. Während die katholische Lehre die Worte ganz buchstäblich auffaßt und eine Verwandlung des Brotes in den Leib annimmt, wollen die Schweizer diese Worte nur bildlich verstehen. Nach ihrer

Meinung ist es mit diesen Worten ebenso, wie wenn man auf ein Bild zeigt und sagt: Das ist der und der. Daß Oekolampad und Zwingli in ihren Erklärungen etwas von einander abweichen thut dabei nichts zur Sache. Beide sind zu ihrer Auffassung gedrängt worden durch die richtige Erwägung, daß bildliche Redeweise in der heiligen Schrift etwas sehr Gebräuchliches ist, sowie, daß von einem Wunder, das durch die Konsekration geschehe, nicht die Rede sein könne, weil es doch dann auch als solches empfunden werden müßte. Ferner berufen sie sich auf Christi eigne Anweisungen (im sechsten Kapitel des Johannesevangeliums) über das Genießen seines Leibes und Blutes: „Das Fleisch ist kein nütze." Unnützes aber gebiete Gott nicht.

Luther will in dem unbewußten Streben nach Einklang mit der hergebrachten Auffassung von bildlicher Redeweise nichts wissen, verwirft andrerseits aber auch die katholische Lehre von der Verwandlung und nimmt hier eine Synekdoche an, d. h. eine Vertauschung des Ganzen mit dem Teile. Er meint, es sei hier so, wie wenn die Mutter auf die Wiege hindeutet, in der ihr Kind liegt, und sagt: Das ist mein Kind. Im Brote sei also der Leib Christi, wie das Schwert in der Scheide, das Brot selbst werde nicht verwandelt. Daß der Leib wirklich gegenwärtig sei, daran wagte er nicht zu zweifeln, denn er wähnte, die Kirche habe es zu allen Zeiten gelehrt, und verstand so die Schrift. Seiner Anschauung entsprechend nimmt Luther an, daß auch die Ungläubigen Christi Leib genießen, der für sie allerdings Tod und Gift ist.

Es mag noch bemerkt werden, daß Luther die Worte „für euch gegeben" ꝛc. nicht auf den Kreuzestod Christi bezieht, sondern auf die Austeilung des Leibes und Blutes im Sakrament. Luther meint übrigens, man dürfe bei Gottes Geboten nach einem Nutzen nicht fragen, das sei Frevel; dann aber führt er doch aus, daß durch dies Essen des Leibes Christi unser Leib gespeist werde zum ewigen Leben, gewissermaßen die Kraft, unsterblich zu bleiben, in sich aufnimmt.

Mit ihrer ganzen Anschauungsweise hängt es zusammen, wenn Zwingli und Luther nun auch über Wert und Bedeutung des heiligen Abendmahls verschiedener Meinung sind.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß auf beiden Seiten diese Lehren sich allmählich entwickelt hatten und daß erst der Kampf dazu führte, sie in dieser Weise auszugestalten. Diese interessante Entwicklung zu schildern konnten wir hier nicht unternehmen; ebenso war es im Rahmen unsrer Betrachtung unmöglich, mehr als diesen kurzen Ueberblick zu geben; aber auch daraus schon wird ersichtlich sein, wie verschieden die Anschauungen waren, von denen jeder zu seiner Lehre gelangt war. Und diese Verschiedenheit macht sich natürlich auch in andern Lehren bemerkbar, wenn auch nicht in so schroffer Weise. Vielfach beruhte es aber doch auch auf Mangel an gegenseitiger Kenntnis, wenn diese Verschiedenheiten überschätzt wurden.

Die Schweizer treten von vornherein als diejenigen auf, welche gefragt werden, die Wittenberger gewissermaßen als die Examinatoren, weil sie in der Meinung, zuerst für das Evangelium in die Schranken getreten zu sein, sich dazu berechtigt glauben. Einen Beweis dafür bietet Luthers Aeußerung (im Jahre 1527):

> Schlimmer als die Papisten sind diese Freunde [die Schweizer], die vor uns und ohne uns nichts waren, ja nicht einmal sich zu mucksen wagten, aber nun von unserm Sieg aufgeblasen ihren Angriff gegen uns richten.

Die Erfahrungen, die Luther mit den Schwärmern, Karlstadt u. a. gemacht hatte, ließen Mißtrauen in seiner Seele zurück, sodaß er in jedem radikaleren Vorgehen Anschläge des Teufels gegen die evangelische Sache vermutet. So ließ er sich verleiten, die Schweizer Theologen mit Schwärmern und Wiedertäufern in einen Topf zu werfen, ohne weiter zu untersuchen, ob ein solches Verurteilen berechtigt war.

Mit äußerstem Mißtrauen kamen so die Lutheraner den Schweizern entgegen; es mußte eine genaue Prüfung mit ihnen angestellt werden über die verschiedensten Lehren, ehe man daran ging, sich in Gespräche über das Abendmahl einzulassen.

O R-ch



## Zur Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Livland

In den Darstellungen, die deutsche Blätter über die bedrohte und erschütterte Lage der nördlichsten deutsch-protestantischen Landeskirche bringen, ist die starre Unerbittlichkeit, mit der die griechische Kirche jeden, den sie ergriffen hat, festhält und die Gewissensnot, die sich daraus für den evangelischen Prediger unvermeidlich entwickelt, schon oft wahrheitsgemäß und verständnisvoll geschildert worden. Weniger dagegen hat man den systematischen Angriffen Aufmerksamkeit geschenkt, die die russische Regierung auf die Gesamtheit der evangelischen Kirche richtet und mit denen sie die Bedeutung der Kirche in der sozialen Ordnung des Landes zu vernichten strebt und zum Teil auch schon vernichtet hat.

Die Organisation Livlands, wie sie bis vor wenig Jahren bestand, und die Stellung, die die lutherische Kirche innerhalb dieser einnahm, geht in ihren Grundzügen auf die Zeit schwedischer Herrschaft an jener Küste zurück. Von Gustav Adolf bis auf Karl XII. haben schwedische Könige, die Herrscher eines ausschließlich lutherischen, andre Konfessionen damals nicht einmal duldenden Landes, in Livland regiert. Unter ihrer Herrschaft erhielt die lutherische Kirche die unbedingt maßgebende Stellung, die die Landeskirche, deren summus episcopus der Herrscher war, zu haben pflegte. Von dem Katholizismus war nach langem, zähem Ausharren endlich jede Spur verschwunden; die griechische Konfession galt als die Religion fremder Barbaren, etwa wie heute die abessinische.

Als Livland durch den Nordischen Krieg unter russische Botmäßigkeit geriet, da wurde in den Friedensverträgen die Stellung der lutherischen Kirche ausdrücklich garantirt; nur in einem besondern Zusatz verlangte der Zar auch die Duldung der griechischen Kirche. Demgemäß gestaltete sich auch das thatsächliche Verhältnis. Die lutherische Kirche blieb die Landeskirche, deren oberste Leitung allerdings formell in den Händen eines andersgläubigen summus episcopus lag, die aber Generationen hindurch gemäß ihren innern Bedingungen und gesetzlichen Normen sich entwickeln durfte. Da zugleich auch die Fortdauer der bisherigen Landesverfassung gewährleistet war und durchgeführt wurde, so blieb auch die volkserziehende und führende Stellung der Kirche gewahrt.

Schon die administrative Einteilung Livlands beruht auf der kirchlichen Organisation. Das „Kirchspiel" ist eine der wichtigsten Einheiten für die Selbstverwaltung jeder Art; seine Behörden haben neben der Fürsorge für die kirchlichen Angelegenheiten eine Reihe andrer Kompetenzen. In der Verwaltung einer größern Anzahl von Kirchspielen, dem Oberkirchenvorsteheramt, konzentrirt sich die Leitung einer großen Anzahl von Angelegenheiten. In diesen Verwaltungskörpern sitzt neben den Vertretern des großen wie des kleinen Grundbesitzes selbstverständlich der Geistliche, der vermöge seiner Stellung ein vermittelndes Vertrauensverhältnis zu jenen beiden Gruppen, deren Interessen sich öfters bekämpfen, einzunehmen vermag. Von besonderm Wert ist es für diese äußerst wichtige Position des Geistlichen, daß er, da alle lutherischen Landkirchen auf Grundbesitz fundirt sind, selbst als ein mit allen praktischen Zuständen und Fragen wohl vertrauter Landbesitzer erscheint, aber auch als solcher eine eigenartige Stellung hat, die ihn weder den Gutsherren noch den Bauern als Vertreter ihrer Sonderinteressen erscheinen läßt. Das wertvollste und umfassendste Ergebnis dieser gemeinsamen Thätigkeit ist die Schaffung und Entwicklung der lutherischen Landvolksschule gewesen. Durch den deutschen Adel mit den esthnischen und lettischen Bauern gemeinsam gegründet und erhalten, von dem lutherischen Geistlichen geleitet und überwacht, hatten diese Schulen eine Blüte erreicht, die nach statistischen Ausweisen Livland in Sachen der Volksbildung mit dem deutschen Reiche vollständig auf eine Stufe stellte. Einzig und allein durch eine straffe Organisation der Selbstverwaltung war dies erreicht; der russische Staat hat dazu nicht das Mindeste gethan, nicht einmal durch seine stumme Autorität mitgewirkt; denn er kennt keinen Schulzwang und sieht in dem Fortschreiten der Volksbildung keinen Vorteil.

Ein prinzipieller Eingriff in die Rechte der lutherischen Landeskirche ist nach mehr als hundertjähriger Zugehörigkeit zu Rußland durch den Kaiser Nikolaus geschehen, der ein allgemeines Kirchengesetz für sie erließ und dadurch die Vorrechte, die die griechische Kirche im Reich gegenüber andern Konfessionen genoß, auch auf die Ostseeprovinzen ausdehnte. Doch wurde diese Vergewaltigung praktisch nur bei der Frage der Uebertritte, „Bekehrungen" u. s. w. durchgeführt; die Stellung der lutherischen Kirche im allgemeinen wurde nicht angetastet; sie blieb, entsprechend ihrer Bekennerzahl, der giltige Ausdruck des religiösen Lebens, die livländische Landeskirche. Erst Kaiser Alexander III. hat, diesem Zustand ein Ende zu machen, alle Anstrengungen einer blinden, aber ausdauernden Willenskraft aufgewandt. Es ist irrig, wenn man diesen Kaiser als umfangen und bethört von schlimmen Ratgebern auffaßt. Diese Ratgeber entsprechen vollkommen der eignen Sinnesweise des Kaisers. So wenig Katkows Tod etwas an der Richtung der russischen Politik geändert hat, so wenig würde Pobedonoszews Tod ändern. Freilich hat dieser den religiösen Fanatismus als Erzieher in die Seele des Kaisers gepflanzt; aber längst hat er dort unausrottbare Wurzeln geschlagen und bedarf keines Pflegers mehr.

Im Jahre 1885 geschah es zuerst, daß der Stellvertreter des Ministers des Innern es wagte, in einem amtlichen Schriftstück die lutherische Kirche eine „geduldete Sekte" zu nennen. Diese allem giltigen Recht hohnsprechende Herabsetzung blieb von dem Minister ungeahndet und ist seitdem mehr und mehr durch die That bekräftigt worden. So ist der lutherischen Kirche das Recht abgesprochen worden, auf der öffentlichen Heilighaltung ihrer besondern Feiertage, z. B. des Bußtages, zu bestehen; es ist ihr verboten worden, Sammlungen zu Missionszwecken zu veranstalten, denn „geduldete Sekten" dürfen keine Propaganda treiben. Was sie verloren hat, ist der griechischen Kirche zugewiesen worden, die in Livland keine zehn vom Hundert der Bevölkerung umfaßt. Deren Feiertage haben öffentliche Giltigkeit; sie ist befugt worden, für ihre Kirchenbauten nach Gutdünken durch die Staatsgewalt Ländereien expropriiren zu lassen; ihr ist eine entscheidende Stimme bei der staatlichen Genehmigung zum Bau lutherischer Kirchen eingeräumt worden. In den höhern Schulen ist zugleich mit der Russifizirung durch neu eingesetzte Direktoren die griechische Konfession für die maßgebende erklärt worden. In Schulen, wo sich nur vereinzelte Griechen befinden, wird die Schulandacht nach griechischem Ritus abgehalten; der Gesangunterricht wird dazu mißbraucht, slawonische Kirchengesänge einzuüben. Freilich der höhergebildete oder vermögende Mann hält seine Söhne von diesen Schulen fern und behilft sich mit privatem Unterricht; aber die Minderbegüterten, überhaupt die große Masse derer, die eigner Initiative ermangeln, wissen doch nichts andres, als ihre Kinder diesem Verderb auszuliefern.

In den Volksschulen liegt die Sache insofern anders, als von einer eigentlichen Gräzisirung bei der geringen Anzahl griechischer Priester oder Lehrer, die auf dem platten Lande vorhanden sind, keine Rede sein kann; aber der Ruin ist auch über sie gebracht, indem man sie ihrer bisherigen Leitung entzogen und einer direkt feindseligen Kontrolle unterstellt hat. Seit die lutherischen Volksschulen dem Kurator des Dorpater Lehrbezirks im Jahre 1886 zugewiesen wurden, sind die Pastoren und die Selbstverwaltungskörper jedes Einflusses beraubt und an ihre Stelle Schulinspektoren griechischer Konfession gesetzt worden, die auf jede Art die Schule ihres bisherigen Charakters zu entkleiden suchen, bei ihren Revisionen die Schüler zur Mißachtung der eigenen Kirche anleiten und auf die Lehrer in diesem Sinne mit allen Zwangs- und Verführungsmitteln einwirken, welche einer amtlich übergeordneten Stellung zu Gebote stehen. Allerdings ist den lutherischen Geistlichen ein gewisses Aufsichtsrecht über den Religionsunterricht belassen worden; aber es liegt auf der Hand, wie schwer es bei solchen Gegenwirkungen sein muß, es ersprießlich zu verwerten, und wie ungünstig die Stellung des Geistlichen gegenüber jenen willkürlich schaltenden Beamten ist. Zudem kommt diesen noch der nur allzu verführerische Umstand zu gute, daß



sie weniger Forderungen an den Unterricht stellen, als die bisherige Leitung, daß sie den Schulzwang fallen lassen, — Dinge, die für Lehrer und Eltern manche Bequemlichkeit mit sich bringen. Im übrigen sind auch auf Anregen der Regierung einige vereinzelte, von der Ortsverwaltung ganz abgelöste sogenannte „ministerielle Schulen" gegründet worden, die vollständig den Charakter von Proselytenanstalten haben. Hier werden evangelische Kinder, die durch Mittel aller erdenklichen Art, Versprechungen wie systematische Verleumdungen der lutherischen Schulen hineingelockt sind, gezwungen, sich am griechischen Religionsunterricht zu beteiligen, die Zeremonien der griechischen Kirche zu lernen und mitzumachen u. s. w. Es mag deutschen Lesern nicht glaublich scheinen, daß Beamte einer Regierung in „systematischer Verleumdung" einen Teil ihrer Aufgabe sehen können; die Bezeichnung ist aber um kein Jota übertrieben.

Neben diesen Angriffen auf die geistige Wirksamkeit der lutherischen Kirche sind nun die auf ihre materielle Stellung nebenher gegangen. Es ist keine Frage, daß die soziale und kulturelle Bedeutung der Kirche durch ihre günstige materielle Lage, die sie von der Regierung fast völlig unabhängig macht, wesentlich gestützt wird. Hier hat die Regierung nun den ersten Schritt durch die Aufhebung der sogenannten Reallasten gethan, d. h. der Leistungen zu Gunsten der Kirche, die nicht auf persönlicher Steuerpflicht beruhen, sondern auf dem Grund und Boden des Kirchspiels haften. Sie entschied vollkommen widergesetzlich auf einmal, daß diese Leistungen aufhören, sobald der Besitzer des Bodens griechischer Konfession sei. Auf diese Weise verliert eine Kirche, deren Kirchspiel wesentlich aus einem großen Gutsbezirke besteht, sobald das Gut zufällig in die Hände eines griechischen Besitzers gerät, auf einen Schlag den größten Teil ihrer Unterhaltungsmittel, auch wenn das ganze Kirchspiel von Lutheranern bewohnt ist; oder mit andern Worten — sie ist genötigt, diese Leistungen von den lutherischen Bauern zu erheben und diese schwer zu belasten.

Eine weitere ungesetzliche Schädigung des kirchlichen Eigentums hat die Vergewaltigung der Schulen mit sich geführt. In jedem Kirchspiel bestand bisher eine ohne jede reichsgesetzliche Verpflichtung errichtete, auf die dem Küsteramte zugewiesenen Ländereien fundirte sogenannte „Parochialschule," an der neben andern Lehrern der Küster thätig war, und die eine höhere Stufe gegenüber der Masse der ländlichen Volksschulen darstellte. Als vor wenig Jahren der Befehl gegeben ward, diese teilweise deutschen, teilweise esthnischen und lettischen Schulen zu russifiziren, da wurde es in einer Anzahl von Kirchspielen vorgezogen, sie eingehen zu lassen. Die Folge war, daß die Regierung Ländereien und Gebäude der Küsterämter, wo die Schule sich befunden hatte, konfiszirte, um nun ihrerseits dort russische Schulen anzulegen. Hierdurch wurden die Küster plötzlich um Wohnung und Existenzmittel gebracht und die lutherische Kirche thatsächlich beraubt.

Indes noch schlimmer steht es mit den städtischen Kirchen. Nur teilweise haben sie eignes Vermögen; zum großen Teil wurden ihre Bedürfnisse, die Besoldung der Geistlichen aus dem städtischen Budget, durch Bewilligungen der Stadtvertretungen bestritten. Plötzlich erschien der Befehl der Regierung, der den städtischen Körperschaften solche Bewilligungen untersagte, weil es deren Charakter widerspräche, Mittel zu Gunsten einer einzigen beliebigen Konfession auszuwerfen. Die Geistlichen sahen sich auf einmal an die Mildthätigkeit ihrer Gemeindeglieder, an die Erträge von Kollekten gewiesen, denen indes auch manche Hindernisse in den Weg gelegt werden. Es ist der dringendste Wunsch der griechisch-orthodoxen Fanatiker, auch die ländlichen Geistlichen in dieselbe Lage zu bringen. Das kann nur geschehen durch Konfiskation des den Kirchen seit Jahrhunderten rechtmäßig gehörenden Landes, und diese Maßregel wird daher aufs eifrigste in den öffentlichen Blättern empfohlen. Eine besondre Regierungskommission hat bereits über sie beraten. Man müsse den Pastoren nur „auf die Taschen klopfen," dann würden sie gefügiger werden: das ist das Schlagwort.

Auch von einer Ablösung der Landeinkünfte durch eine minimale Zahlung der Regierung, welche die Pastoren auf die

Stufe völlig unselbständiger Subalternbeamten stellen würde, ist die Rede. Diese Bureaukratisirung (man verzeihe den Ausdruck) der Geistlichkeit ist auch auf manche andre Weise noch versucht worden. Man hat ihre rechtlichen Oberbehörden, die Konsistorien, auf jede Weise umgangen, ignorirt, ihres Ansehens entkleidet; zwei von ihnen ganz aufgehoben. Man hat den Geistlichen direkte Befehle durch Gouvernementsbeamte, Gendarmerieoffiziere u. s. w. erteilt, und wenn sie diesen pflichtmäßig nicht nachkamen, sondern die Einhaltung des Instanzenweges verlangten, zu Gewaltmaßregeln gegriffen. Man hat sich in die Führung der Kirchenbücher ungesetzlicherweise eingemischt, hat verlangt, daß sie in russischer Sprache geführt würden, hat den Konsistorien in ihrer Geschäftsführung dieselbe Sprache aufgedrängt, obgleich die Geistlichen ihrer oft gar nicht in genügender Weise mächtig sind; man hat die Verhandlungen der Synoden einer beengenden und drückenden Kontrolle unterzogen. In den Synodalberichten darf die hochwichtige „Bekehrungs-" und Rücktrittsfrage, die Sache der gemischten Ehen u. s. w. mit keinem Worte erwähnt werden. Kurz, es ist in jeder Art versucht worden, die lutherische Kirche zu einer willen- und machtlosen Spottgestalt in den Händen des griechisch-orthodoxen Staates zu machen.

Was ist dagegen geschehen? Zunächst was Recht und Pflicht gebot, die Verwahrung, die ordnungsmäßige Beschwerde gegen ungesetzliche Anforderungen und Maßregeln. Nur in den seltensten Fällen sind damit Erfolge erreicht, wie z. B. in der Missionssache eine Milderung erzielt worden ist. In den meisten Fällen verhalten sich die obersten Behörden, das Ministerium des Innern und der Senat, taub gegen alle, auch die unanfechtbarsten gesetzlichen Gegengründe. Es giebt in Rußland für den Willen des absoluten Monarchen keine Schranke und daher auch keine für die Willkür des höhern Beamten, sobald er sich der kaiserlichen Zustimmung sicher glaubt. Heutzutage aber ist jeder, der gegen die lutherische Kirche gewaltsam vorgeht, nicht bloß der Zustimmung, sondern der besondern kaiserlichen Anerkennung sicher.

Die lutherische Kirche ist sich der historischen Stellung und ihrer Bedeutung für Deutschtum und Kultur des Landes bewußt gewesen, wenn sie unermüdlich mit allen gesetzlichen Mitteln jedes Stück ihres Rechtes verteidigt und damit den Fortschritt des Gegners immerhin beträchtlich verlangsamt hat. Vielleicht wird aber bald für sie der Augenblick eintreten, wo sie diesem aussichtslosen Kampfe gänzlich entsagen und sich darauf einrichten muß, in der That bloß „geduldete Sekte," bloß Gemeinschaft ihrer Gläubigen, ohne jede äußere Stellung und Berechtigung zu sein und einzig und allein aus ihrem religiösen und sittlichen Leben, aus der Opferwilligkeit und Ueberzeugungstreue ihrer Glieder ihre Kraft zu schöpfen. Wenn auch nicht das äußere Gepräge, so doch den innern Gehalt wird sie fortdauernd dem Lande geben können, dessen Bevölkerung zum größten Teile ihren Glauben bekennt. X

## Zum Verständnis der Sperrgeldervorlage

Von beachtenswerter Seite geht uns „Material" zu für eine weitere Besprechung des Sperrgeldergesetzes. Wir finden jedoch, daß das Material einer Verarbeitung nicht bedürfe, und lassen es also fast unverändert hier folgen. Damit die in diesem Falle nicht anders zu vermeidende Anonymität aufgehoben wird, übernehme ich hierdurch für den Artikel die besondre persönliche Verantwortung. R

1. Höchst bezeichnend ist die Geschichte der Sperrgelderfrage. Ursprünglich war, wie man offiziell erfahren hat, in den Verhandlungen mit der Kurie von diesen Geldern überhaupt nicht die Rede. Man hat deshalb in Preußen mit der alten Naivität die Ueberzeugung gehabt, daß man darauf in Rom keinen Wert lege, und hat sich damit den ersten Fall in der Geschichte konstruirt, wo die römische Kirche eine Gelegenheit zum Erwerb von Millionen verachtet hätte.

In Rom ließ man also wieder die Sache durch andere vorbereiten. Die Folge der demagogischen Behandlung war, daß die preußische Regierung der Ausbezahlung näher trat.



Sie fand, wie man sagt, durch die private Vermittlung des Bischofs Kopp, die Kurie bereit, sich den Modus gefallen zu lassen, daß die Zinsen der katholischen Kirche ausgezahlt und unter staatlicher Aufsicht verwendet werden sollten. Man hatte so in Rom erreicht, daß Preußen sich zu einem ersten schweren Schritt entschloß, und man hatte ja seit den letzten zwölf Jahren reichlich erfahren, daß nur der erste Schritt wehe thut, die andern aber von selbst nachfolgen. — Schon während der Landtagsverhandlungen zeigte es sich, daß die preußische Regierung in eine Falle gegangen war: gerade der nichtoffizielle Weg, den man für die Verhandlungen gewählt hatte, gab die Möglichkeit, durch das Zentrum und seine Organe verkündigen zu lassen, daß man in Rom sich keineswegs einverstanden erklärt habe u. s. w. Im Landtage wurde dann zugleich die Komödie mit dem Geschrei über Diebstahl aufgeführt und damit der Regierung wie den staatsfreundlichen Parteien die Möglichkeit genommen, die Vorlage zu bewilligen. Das war also vortrefflich gelungen, nach einem Rezept, das zwar schon sehr alt ist, aber in Preußen immer wieder seinen Dienst thut. Der Regierung brannten die sechzehn Millionen auf den Nägeln: sie mußte sie loswerden und konnte keinen Modus finden.

Da traten die Bischöfe ein. Sie gebrauchten das gleichfalls altbewährte Mittel, zwei Dinge zu fordern, die eigentlich für jeden Staat außerhalb aller Erwägung stehen mußten: die sechzehn Millionen und die Auslieferung der Schule. Damit war man sicher, eines sofort zu erlangen und zwar natürlich das Geld. Die Regierung ging darauf ein, drückte die Augen zu, schlüpfte, wie der Ehemann im Lustspiel, unter den Tisch und rief: Ich bin doch Herr im Haus, oder genauer, wie es in der Vorlage heißt: Ich halte nach wie vor an dem Standpunkte fest, daß die Kirche an die Millionen keinen Rechtsanspruch hat.

2. Die Verwendung der Gelder. Wenn man sich über die Worte Rechenschaft giebt, mit denen der Minister die schweren Vorwürfe gegen die Vorlage und den Widerspruch mit seinen früheren klaren Aeußerungen abwehrte, so fällt vor allem der Versuch auf, die neue Vorlage als unschuldig zu bezeichnen, weil dabei für die katholische Kirche nicht viel übrig bleibe, und als eine Art Zankapfel, der, in die Mitte des katholischen Volkes geworfen, den Bischöfen bei der Auseinandersetzung mit den an sie erhobenen Ansprüchen der Interessenten viel zu schaffen machen werde. Die Regierung hätte also noch einen Meisterstreich gemacht. Wer dabei die vergnügten Gesichter des Zentrums sah, wird herzlich gelächelt haben.

Wer sind die „Interessenten"? Auch ohne Einsicht in die Akten wird man sich davon ein Bild machen können. Es sind einmal die persönlich geschädigten oder, da sie zum großen Teil schon tot sind, ihre Rechtsnachfolger. Sodann diejenigen, die einst die Gesperrten unterstützt, ihnen das Weiterleben ermöglicht haben. Das aber sind teils einzelne Private, teils Korporationen. Im ersteren Fall waren es entweder reiche Herren, die große Summen hergegeben haben, oder mittlere und ärmere Leute, die kleinere und ganz kleine Beiträge gespendet haben. Im zweiten Fall kommen vor allem die zahllosen Vereine sowie die hohen kirchlichen Behörden in Betracht, deren Vermögen ja keineswegs bloß in der staatlichen Dotation besteht, sondern wesentlich zugleich in den großen Kapitalien, die Jahr für Jahr hier durch Legate und Schenkungen zusammenströmen, und von denen der Staat trotz aller Amortisationsgesetze größtenteils gar keine Kenntnis hat, weil nach den Worten des Jesuiten von Hammerstein „die Katholiken aus Furcht vor Säkularisationen und maigesetzlichen Maßregeln ihre Stiftungen nicht leicht der staatlichen Ueberwachung anvertrauen." („Edgar" 4. Tausend S. 224.)

Man wird nun kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß jene reichen katholischen Herren Entschädigungsansprüche nicht anmelden wollen und die andern Privaten sie größtenteils gar nicht geltend machen können, da sie ihr Geld nicht als Darlehn, sondern als Spenden beigesteuert und über diese so wenig Buch geführt haben, als die Kirche. Ausnahmen mögen wohl vorhanden sein, kommen aber bei sechzehn Millionen gewiß so gut wie nicht in Betracht. Jedenfalls aber bliebe auch ohne

das die Thatsache übrig, daß die Bischöfe es ganz und gar in der Hand haben, die nicht ultramontanen Interessenten von der Hand zu weisen und so durch die Aussicht auf diese Gelder einen gewaltigen Druck auf die kirchliche und politische Haltung weiter Kreise zu üben.

Dasselbe Verhältnis besteht bei den geschädigten Geistlichen selbst, beziehungsweise ihren Rechtsnachfolgern. Hier kommt aber dazu, daß nach der Meinung des Abgeordneten Reichensperger (in einer freilich fast unverständlichen Rede) die Bischöfe wohl nur jene Geistlichen entschädigen werden, die durch die Sperre in Not und Verschuldung geraten, nicht aber solche, denen aus andern Quellen Mittel zugeflossen sind. Wie viele werden das überhaupt sein? Und wenn, so hat der Minister selbst einen Gedanken angeregt, der bedeutsame Perspektiven eröffnet:

Es kommt allerdings hinzu, sagte er, das glaube ich wird jawohl eintreten, daß die Einwirkung der Bischöfe so weit gehen wird, daß die heute noch lebenden Geistlichen vielfach auf eine Befriedigung ihrer Ansprüche im Interesse eines Emeritirungsfonds verzichten werden.

Wir fügen hinzu: Warum nicht auch zu Gunsten andrer kirchlicher Interessen? Aus einer westdeutschen Diözese hört man — und in andern wird es nicht anders sein —, daß alle Geistlichen vor der Anstellung einen Revers unterzeichnen müssen, der sie verpflichtet zwanzig Prozent ihres Gehalts an die bischöfliche Kasse abzuführen. Wird diese Steuer bei einer außerordentlichen Einnahme etwa geringer ausfallen? Werden sich nicht die Wege finden, um es auch den minder geneigten endlich begreiflich zu machen, daß hier eine vorzügliche Gelegenheit zu einem guten Werk und zugleich zum Erwerb des bischöflichen Wohlgefallens vorliegt?

Aber die Meinung wird allerdings nicht abzulehnen sein, daß weitaus die größten Summen jenen Korporationen zufließen. Sind nun aber diese nicht lediglich Organe der römischen Kirche? Führen nicht etwa gerade sie den fortwährenden Kampf gegen den Staat und die evangelische Kirche und Kultur? Wenn also jetzt die Bistümer, Domkapitel u. s. w., dann die freien Vereine aller Art ein Dutzend Millionen oder mehr bekommen, wer wird den Nutzen haben oder den Schaden? Die Regierung legt, wie es scheint, den ganzen Nachdruck darauf, daß das Kapital nicht an die katholische Kirche als Ganze komme, also an den Papst oder, wenn ich recht verstanden habe, an die gesamte Kirche in Deutschland. Die katholische Kirche Deutschlands aber existirt bisher nur in den einzelnen Diözesen, und die Aushändigung an den Papst wäre zwar noch um eine Nummer schmachvoller gewesen, aber vielleicht für Deutschland nicht so gefährlich, wie der jetzige Modus, da dann die andern Länder wohl auch einen Teil abbekommen hätten.

## Schutz für unsre Kinder

Nicht genug, daß die auf Bahnhöfen, Straßenkreuzungen und andern Orten aufgestellten „Chokoladen- und Zigarrenautomaten" ein unsägliches Unheil unter unsrer Jugend angerichtet haben, so soll nun auch durch diese fragwürdige Erfindung unsers Jahrhunderts geistige Speise unsrer Jugend zugeführt werden. Gehe ich da letzthin am Abend durch eine sehr belebte Straße unsrer Stadt und sehe am Schaufenster eines Buchbinderladens auch einen „Automaten" stehen. Schon wollte ich vorübergehen, da fällt mir die große Aufschrift auf: „Gute Volks- und Jugendschriften." Sofort war ich entschlossen, den Automaten auf seinen Inhalt hin zu prüfen, um zu erfahren, was für süße Kost hier dem Geiste unsrer Jugend und unsers Volkes geboten werde. Ein paar Nickel wurden geopfert, und zwei kleine Heftchen Nr. 1 und Nr. 17 der „kleinen Jugendbibliothek" aus dem Verlage von Ad. Sparmann in Styrum a. d. Ruhr und Leipzig waren in meinem Besitz. Ein jedes zeigte auf dem Titelblatt zwei grelle Bilder. Nr. 1 enthielt: „Die schwimmende Insel" — eine Indianergeschichte, Nr. 17: „Die grüne Eidechse" — auch eine Indianergeschichte. Nach dem auf der Rückseite aufgeführten Verzeichnisse scheint die Sammlung nichts weiter als Indianer- und Seeräubergeschichten zu enthalten. Tags darauf machte ich mich an die Arbeit, die Geschichten zu lesen. Der Inhalt zwingt mich, die Sache etwas tiefer zu hängen. Wenn solcher Schund,



oder sagen wir vielmehr solches Gift der Phantasie unsrer Kinder öffentlich angeboten und ausgeboten werden darf, was hilft da alle Fürsorge in der Familie, alle Arbeit in der Schule, alle Thätigkeit in den Vereinen, um unsre Kinder vor seelenmörderischen und die Phantasie krankhaft erhitzenden Schriften zu bewahren? Den ersten Nickel, den sie vom Onkel oder der Tante oder sonst jemandem ohne unser Wissen bekommen, werden sie nun vielleicht nicht mehr am „Chokoladenautomaten" vernaschen. Diese Kost mundet ihnen noch besser als jene.

Ein Auszug aus den Heftchen wird genügen, eine Anklage zu bestätigen. Ein junger Mensch, von Amburgh mit Namen, natürlich mit lebhafter Einbildungskraft, dem es das größte Vergnügen gewährte, die wilden Pferde zu bändigen, von dem es heißt, daß er von seiner Mutter fromm erzogen worden sei, während das spätere Leben nichts davon zeigt, liest im 1. Buche Mosis: Füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meer u. s. w. Er fragt sich nun, warum denn dann der Mensch sich vor dem Löwen und Tiger fürchte und fliehe? Antwort: „Weil wir so kleinmütig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten; an ihnen ist es, vor uns zu zittern." Seine Gedanken setzt er in Thaten um.

In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentuckys umher und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltisse, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern er erhielt auch eine große Herrschaft über sie und hielt eine wahre Waldpolizei. Hatten die Tiere in den nahen Wäldern aus den Gehöften Kaninchen, Schafe oder Geflügel geholt, so wandten die Leute sich an van Amburgh und verlangten von ihm Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Das einstimmige Zeugnis aller dortigen Bewohner setzt die Angabe außer Zweifel [?]. Sie beteuern, daß Amburgh sehr oft das Tier auffand, das den Raub begangen, und den Eigentümern die verschwundenen Gänse und Schafe unverletzt zurückbrachte. [Also vielleicht auch die bereits verspeisten?]

Einstmals hauste nun ein „mächtiges Wildschwein" in der Gegend zum Entsetzen aller Bauern, die schon meinten, es sei ein böser Geist. Da wendet man sich an Amburgh, und nach einer Woche hören die Raubzüge auf. Aehnlich wars bei einem Bären. Doch der wurde von dem ergrimmten Landmann erschossen. Darüber ward Amburgh so zornig, daß er „im Wortwechsel den Pächter und einen seiner Leute so kräftig niederschlug, daß sie für tot auf dem Platze liegen blieben." In der Furcht, sie möchten wirklich tot sein, flieht er und geht an Bord eines Schiffes. Er wird aus Liebe zu den Tieren Tierbändiger. Aus seinem Leben nur folgende Geschichte: Der Versuch, Seekälber zu zähmen, befriedigte ihn nicht, weils andre schon so oft gethan. Er muß einen Haifisch zähmen, und zwar soll ihm dabei sein zahmer Bär „Hiob" helfen.

Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdeck eines Schiffes frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch. Amburgh faßt seinen eisernen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbekleidung und schwimmt dem furchtbaren Tiere entgegen. Der Kapitän ließ das Schiff beilegen und alle Mannschaft versammelt sich auf dem Verdeck [?]. Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los, dieser packte den Hebel und zog seinen Gegner mit in die Tiefe. Nachdem Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genötigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Wassers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgte ihn — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Untier an seiner Seite [natürlich ohne gefressen zu werden] und konnte ihm nur durch ein schnelles Untertauchen entgehen. Er taucht wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe [!], wartet ruhig [?], bis sich der Haifisch wieder naht — wirft ihm die Harpune in den Rücken und schleudert das Ende des Seils, an dem der tötliche Haken hängt, in das Schiff [!!]. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Tieres außer dem Wasser zu halten, befiehlt Amburgh seinem Hiob, sich ins Wasser zu stürzen [!!!]. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erdrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Tier [!!!]. Einige Flintenkugeln endigten seinen Todeskampf. Die Wahrheit [?] dieser Erzählung ist durch mehrere Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt.

Solche Lügen, die noch durch Anrufung der Zeugen als Wahrheit versichert werden, — das ist das Unsittliche und Gefährliche für die Kinder — werden da ausgeboten. Diese Fabeln aber sind als die Erzählung eines alten Waldläufers gegeben, der sich mit seinem Genossen und mit einem zum erstenmale mit auf den Raubzug genommenen jungen Freunde vor einer Horde Indianer auf eine schwimmende Insel gerettet hat. Dieser junge Freund läßt sich durch die Erzählung auch so be-

geistern, daß er den „Beruf eines Waldläufers“ wählt, noch dazu, weil sein Vater, von dem er jetzt erst etwas erfährt, auch zuletzt ein solches Leben geführt hat. Das Ganze ist zunächst ein Preis des Tierbändigerlebens als des Ideals von Ungebundenheit, edler Arbeit, wahrer Bethätigung der leiblichen und geistigen Kraft des Menschen, und sodann eine Verherrlichung des Waldläuferlebens. Mit solchen Idealen von Freiheit, d. i. Zügellosigkeit sollen unsre Kinder erfüllt und durch sie erzogen werden?

Die andre Schrift „Die grüne Eidechse“ rühmt den Selbstmord eines Indianers. Dieser Wilde ist ein Ausbund von Tugend, Edelmut, Selbstaufopferung und Treue. Er hat einem amerikanischen Major das Versprechen gegeben, dessen Braut sicher zu ihm zu geleiten. Durch den Ueberfall eines ihm feindlichen Indianerstammes wird er daran verhindert. Durch die Kinderei der Friedenspfeife wird er übertölpelt und die Braut ihm geraubt; sie stirbt unter den Dolchstichen der Indianer. Der edle Indianerhäuptling erdolcht sich um deswillen vor den Augen seines Auftraggebers. Dieser stellt ihm für solche That vor seinen eigenen Soldaten und vor den trauernden Kriegern das Zeugnis aus:

Er war ein tapferer Mann, und er gab sich selbst den Tod, weil er sein Versprechen, meine Braut hierher zu geleiten, nicht zu halten vermochte.

Das ist die Tendenz der Erzählung, die — difficile est satiram non scribere — mit den Worten schließt:

Es erinnert dies an die Darstellung unsers Schiller, der in unvergleichlicher Weise in seiner „nadowessischen Totenklage“ darstellt: Seht, da sitzt er u. s. w.

Wenn solcher Schund öffentlich als gute Jugendlektüre „per Automaten“ zum Verkauf gebracht wird, nutzt es nichts, „Plato“ zu zitiren. Hier ist es nötig, die Polizei zu holen. Ich glaube, es ist wirksamer, solche Sachen in der Oeffentlichkeit etwas niedriger zu hängen und an den Pranger zu stellen. Das gewährt den besten Einblick in das „Wesen der Jugendlitteratur,“ die wir haben.

Hat unser Volk denn aus der Hand gewissenloser Verleger und Schriftsteller noch nicht genug solchen Giftes genossen? Oder ist das öffentliche Bewußtsein gegen derartige Einflüsse völlig abgestumpft? Ist das nicht gewerbsmäßige Brunnenvergiftung für unser Volk? Giebt es niemanden, der hier von berufener Stelle aus solchen katilinarischen Existenzen ein Wie lange noch? zuruft? Cz

## Verschiedenes

**(Weihnachtspredigt in Bildern)** Aus Stuttgart ging mir jüngst das Programm einer „Weihnachtsfeier mit Darstellung der sechs biblischen Transparentgemälde, gemalt von Robert Heck nach Julius Schnorr von Carolsfeld am 25. Dezember 1890 im großen Saal des Arbeiterheims“ mit der Bemerkung zu, das sei doch auch eine nachahmenswerte Art, dem Volke edle Vergnügungen, bessere Freuden zu schaffen. Die Sache ist in Stuttgart nicht neu; in frühern Jahren sind dieselben Bilder in Kirchen, in der Liederhalle, im Königsbau gezeigt worden; neu war diesmal der Ort, das Arbeiterheim, in dem s. Z. den ersten öffentlichen Vortrag der Führer der Stuttgarter Sozialdemokratie über „Wahn und Aufklärung“ gehalten hatte. Es fanden am 25. Dezember zwei Vorstellungen statt: Verlesung der Weihnachtsgeschichte und Gesang entsprechender Lieder begleitete die Predigt der Bilder; eine Begrüßungsansprache und ein Schlußwort, einmal vom Dekan Weitbrecht, das andremal vom Hofprediger Braun gesprochen, rahmte sie ein.

Ich empfand bei Empfang dieses Stuttgarter Programms einen verzeihlichen patriotischen Stolz. Da sind wir in Sachsen doch weiter. Wir stellen nicht mehr nur in Dresden aus, sondern wandern mit den Bildern aufs Land, und wir geben uns nicht mit sechs Bildern zufrieden, sondern es müssen zwölf sein. In Dresden begann man mit acht im Jahre 1878; jetzt verfügt der sächsische Landesverein für innere Mission über zwei Reihen von zusammen vierundzwanzig Bildern. Beide Reihen haben in dieser letzten Advents-, Weihnachts- und Epiphanienzeit weite Reisen machen müssen. Ich hatte die Freude, am ersten und zweiten Weihnachtsfeiertage die eine Reihe in meinem Dorfe zu haben. Die Transparents sind in stattlicher Größe (2,90 : 2,60 Ctmr.) von Künstlern gemalt und wirken bei starker Beleuchtung (wir konnten 38 kräftige Flammen verwenden) vorzüglich. Gewiß haben viele Leute auf dem Lande noch nie etwas so im eigentlichen Sinne des Wortes — Schönes gesehen und werdens nicht wieder. Der Eindruck war denn auch der erwartete; nur hat mich frappirt, wie manche doch auch die Bilder selbst oder ihre Ausstellung als „katholisch“ abgelehnt haben, und das in einer von reformirtem Wesen völlig unberührten, aber allerdings durch die Nähe katholischen Bilderdienstes aufmerksam gemachten Bevölkerung. Von den Bildern selbst zeigten auch etliche in der That die hergebrachte katholische Auffassung. Auch verzichteten wir und durften in einer kirchlichen Gemeinde, die in diesen Tagen Gottesdienst um Gottesdienst feierte, verzichten auf jedes gesprochne Wort und begnügten uns mit Gesang und dem Zwischenspiel des Harmoniums.

Ich möchte an diesem Orte dem sächsischen Landesverein für die Hergabe seiner Bilder herzlichen Dank sagen und auch andern Vereinen für innere Mission gleiches Vorgehen warm empfehlen. Wie groß oder klein der Nutzen sein mag: alles Edle verdrängt Unedles, und wir Protestanten vergessen nur zu leicht, daß die Bilderbibel die Bibel der Kinder ist. Eine Schwierigkeit freilich will ich zum Schluß nicht unerwähnt lassen: die in den Rahmen gespannten Bilder sind an manchen Orten nicht durch die Thür der vorhandnen Säle oder Kirchen gegangen; diesem Uebelstande läßt sich vielleicht bei uns und anderwärts noch begegnen. R

**(Eine Unart frommer Christen)** Durch die Zeitungen läuft folgende Mitteilung: „Pastor Funcke in Bremen hielt kürzlich im großen Kasinosaale zu Lübeck einen Vortrag über die Jesuiten. Er überraschte die zahlreiche Zuhörerschaft besonders durch den Gedanken, daß er die Angst so vieler vor den Jesuiten nicht begreifen könne. Er sage sich: Mein Herr Christus ist nicht von Stroh.“

Wenn ich in dem hier von Funcke angeschlagnen Tone fortfahren wollte, würde ich sagen: Das ist eine überaus wohlfeile Art, mit seinem Gottvertrauen zu renommiren. Es handelt sich aber für mich jetzt gar nicht um einen Protest gegen die Form seiner Aeußerung; ein jeder hat seinen Stil, und vielleicht gefällt es Funcke, das nächstemal zu sagen: „nicht von Pappe.“ Ich möchte die Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Wortes lenken. Dieses ist nur der drastische Ausdruck einer Unart, die man an vielen frommen Christen beobachten kann, sobald aus irgend welchen kirchlich-praktischen oder auch idealen Rücksichten irgend eine Maßregel empfohlen und betrieben wird. Weil sie sich aus dem oder jenem Grunde nicht dafür erwärmen können, ziehn sie sich hinter ihr Gottvertrauen zurück und motiviren wohl gar ihre ablehnende Haltung mit dem Glaubensbekenntnis, daß ja der Herr Christus im Regimente sitze. Solche empfinden dann offenbar nicht die Kränkung des christlichen Bruders, der sich praktisch zu der fraglichen Angelegenheit anders stellt, wissen nicht, daß sie ihm genau im Sinne von Matth. 5, 22 ein Du Narr! ins Angesicht werfen. Kein gläubiger Protestant, der gegen die Wiederzulassung der Jesuiten ins Reich seine großen Bedenken hat und diesen irgendwie öffentlichen Ausdruck giebt, zweifelt auch nur leise daran, daß Christus seine Gemeinde schützen und zum Siege führen wird, auch wenn der gesamte Jesuitenorden über unser Volk ausgegossen würde. Mit solcher Rede, wie sie dort Pastor Funcke beliebt hat, ist also zur Sache lediglich nichts gesagt. Es ist eine Unart, wenn fromme Leute ihre jeweilige menschlich-vernünftige Einsicht und Haltung in dieser Weise zum maßgebenden Ausdruck christlichen Gottvertrauens stempeln wollen. R

**(Den Freunden Robertsons)** zur Nachricht, daß von der im Buchhandel vergriffnen ersten Uebersetzung seiner „Religiösen Reden“ (Mannheim 1861 bei Tobias Löffler), die seine bedeutendsten Predigten enthält, noch eine größere Anzahl Exemplare beim Buchhändler Carlsbach in Heidelberg zu dem geringen Preise von 1,50 Mark zu haben sind. R

## Quittung

Für die Zwecke des Evangelisch-sozialen Kongresses, besonders das Sekretariat: 10 Mk. von B, Neubrandenburg; je 5 von v C, Spremberg und N, Eckernförde. Ausgefüllte Verpflichtungsscheine je 1 aus Bonn, Elberfeld, Frankfurt a. M., Marburg, Schönbach.

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch Hall: 4 Mk. von F L, N.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 10 Mk. selbstverdientes Geld von Kindern der Pfarrei Neuweiler im Steinthal.

Für den Pfarrhausbau in Hartfeld, Galizien: 3 Mk. von R H, Horn.

Für die Lutherkirche in Rom: 5 Mk. von N, Eckernförde; 3 Mk. von N N; 2 Mk. von S, Turnawa.

Für die deutsche evangelische Mission in Ostafrika: 12 Mk. Kirchenkollekte von Schirmeck im Elsaß.

Für die evangelische Gemeinde Tokyo in Japan: 4 Mk. von F L, N.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

### Anzeige

**Statt besondrer Meldung**

Donnerstag den 5. schenkte uns Gott ein gesundes Söhnlein.

Schönbach, den 8. Februar 1891.

**Martin Rade**
**Dora Rade**, geb. Naumann

## Gesucht

wird ein Kandidat der Theologie als Hauslehrer, welcher von Ostern ab zwei Knaben (Tertianer und Quartaner) bei ihren häuslichen Arbeiten überwachen u. zwei Mädchen im Alter von 7 und 10 Jahren unterrichten soll. Wünschenswert ist, daß betr. Herr bereits Erfahrung im Unterrichten hat. Besondre Bedingung ist Verpflichtung auf wenigstens 1 Jahr und Fertigkeit im Klavierspiel.

Ehrenberg b. Altenburg (S.-A.)
**H. von Bloedau**

Als Passionsandachtsbuch wird angelegentlichst empfohlen:

## Kleines Passionale,

das ist: Geschichte des Leidens und Sterbens unseres HErrn Jesu Christi nach Dr. Bügenhagens Zusammentragungen aus den vier Evangelien, in Abschnitte zerlegt auf die 40 Wochentage der Fasten verteilt und mit kurzen Betrachtungen, passenden Liedern und Gebeten versehen. Von Gustav Karl Albert Schulze, luth. Pastor. 2. Aufl. Preis 1 Mk., Pappbd. 1 Mk. 30 Pfg., Koliko 1 Mk. 50 Pfg.

30 Stück 1 M. **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 M.
60 Stück 2 M. 300 Stück 6 M.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
**Jährlicher Absatz 30—40 000 Stück! Probeschein gratis.**
**Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.

## Einen guten schwarzen Thee

empfehle per **Pfund** zu 2 Mark, eine feine Sorte zu 2,40, hochfeine Peccos zu 3, 4 und 5 Mark. Da ich **ausschließlich** Thee führe, bin ich im stande, diesem Artikel meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

**Emden,** Ostfriesland. **Hilrich de Vries.**

## Fritz Borstell's Lesezirkel,

verbunden mit der
**Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.**
**Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
**Lager über 500,000 Bände.**
**Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:**

| 4 Bände | 8 Bände | 12 Bände | 25 Bände | 50 Bände | 100 Bände |
|---|---|---|---|---|---|
| 30 ℳ | 40 ℳ | 50 ℳ | 75 ℳ | 125 ℳ | 200 ℳ |

**Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.**

## Aufforderung zum Eintritt in den Missionsdienst.

Behufs Beseitigung und Ausdehnung unsers Missionswerkes in Japan, bedürfen wir für die Station Tokio mehrerer weiterer Missionare. Wir richten deshalb an Geistliche und ordinirte Kandidaten, welche von heiligem Eifer für die Mission erfüllt, wissenschaftlich gründlich gebildet, oratorisch begabt, des Englischen mächtig und womöglich in der praktischen Amtsthätigkeit bereits gereift sind, die warme, angelegentliche Aufforderung, sich in den Dienst des Reiches Gottes unter den Heiden stellen, ihre Kräfte wenigstens für eine Reihe von Jahren unserm Werke widmen und sich zu diesem Zwecke unter Einsendung von Curriculum und Zeugnissen mit dem Unterzeichneten in Beziehung setzen zu wollen. Die Mitglieder und Freunde des Vereins ersuchen wir, uns auf geeignete Persönlichkeiten aufmerksam zu machen.

Namens des Zentralvorstandes des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins
der Präsident
**Dr. Ernst Buß,** Pfarrer in Glarus (Schweiz).

Im Verlag der Buchhandlung des Nass. Kolportagevereins zu Herborn erschien:

## Liturgische Charfreitagsandacht

**mit oder ohne Chormitwirkung** entworfen von dem evang. theol. Seminar zu Herborn.
Preis 15 Pf., 25 Ex. 3 M.
Textblätter für die Gemeinde 100 Ex. 80 Pf.

## J. Amos Comenius

**Passions-, Oster- u. Himmelfahrtspredigten,** gehalten in Lissa 1636, nach der böhmischen Ausgabe von 1757 ins Deutsche übertragen. Mit dem Bilde des Verfassers. 27 Bogen 8° broch. 4 M., geb. 4 M. 75 Pf.

**Alle** gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend. Prospekt gratis **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

Verlag von **Dörfling & Franke** in Leipzig:

**Kompendium**
der
## Biblischen Theologie
des
**Alten und Neuen Testaments**
von
**D. Konstantin Schlottmann**
weiland ordentlichem Professor der Theologie in Halle.
Herausgegeben
von
**D. Ernst Kühn**
Konsist.-Rat und Pfarrer in Dresden.
**Preis 4 Mark.**

## Kurzgefasstes Wörterbuch
zum
**Griechischen Neuen Testament**
bearbeitet von
**F. W. Stellhorn**
Professor der Theologie an der Capital University zu Columbus, Ohio.
**Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark.**

Ein sehr instruktives Buch. Die Quintessenz dessen, was Grimm, Cremer und French bieten, in kurzer handlicher Form, für den Studirenden genug, für den Gelehrten bei kursorischer Lektüre sehr bequem. Alle irgendwie ungewöhnlichen oder schwierigen Formen der Deklination und Konjugation sind angegeben; die Grundbedeutungen und diejenigen, welche die erklärenden Mittelglieder zwischen den andern bilden, die Etymologie und die Zeit des Gebrauchs für die einzelnen Wörter, sowie ihr synonymisches Verhältnis zu Andern: dies Alles ist berücksichtigt. Ein leichtes Finden und sich Orientiren des Einzelnen ist ermöglicht. Von nicht geringem Wert ist die Angabe der Gebrauchszeit der Worte. Wo es nötig, ist das entsprechende hebräische Wort beigefügt. Kein neutestamentliches Wort fehlt. **(Pastoralblätter.)**

## Für die Passions- und Osterzeit.

**Das Kreuz Christi.**
Religionshistorische u. kirchliche archäol. Untersuchungen
von D. **H. Zöckler.**
8 M., gebunden 9 M.

**Der Karfreitag**
in der deutschen Dichtung
von
**A. Freybe.**
1,80 M.

**Passionsbetrachtungen**
von
**H. Fritschel.**
Vorwort von **W. Löhe.**
3 M., geb. 3,60 M.

**Beicht- und Kommunionbuch.**
Prüfungstafel und Gebete
von **W. Löhe.**
6. Aufl. Geb. 2,80 u. 3,20 M.

**Siebzehn Lektionen für die Passionszeit**
von **W. Löhe.**
1,20 M., geb. 1,80 M.
Aus der Evangelien-Postille.

Sieben Vorträge über die
**Worte Jesu Christi vom Kreuz**
von **W. Löhe.**
3. Aufl. 1,60 M., geb. 2 M.

**Stille halbe Stunden**
von
**Th. Schmalenbach.**
2 Bdchn. à 1 M., geb. 1,50 M., zus. geb. 2,60 M.

**Stille halbe Stunden**
für die Passionszeit.
Nach
**J. J. Rambach.**
2 M., geb. 2,50 M.

**Passionsblumen**
für stille Stunden in der Fastenzeit
von P. **F. Meyer.**
1,50 M., gebunden 2 M.

**Passions-Predigten**
für Lesegottesdienste und zur häuslichen Erbauung
von **A. Kolde.**
2,40 M., geb. 3 M.

**Die heil. Sakramente**
der Kirche Christi.
Heilshungrigen Seelen gewidmet
von **H. Stosch.**
3 M., geb. 3,60 M. u. 4 M.

**Beicht- und Communionbüchlein**
mit e. Zugabe f. Konfirmanden
hrsg. von Dr. **Boeckh.**
1 M., geb. m. Goldsch. 1,80 M.

**Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

## SANG UND KLANG

Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband 12 M.

## BALLADENBUCH

Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

## VATERLANDSLIE-

der. Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

## ALS DER GROSS-

vater die Grossmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder 11.50 M.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig und Alphons Dürr, Verlagshandlung, Leipzig
Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 7 der „Chronik der Christlichen Welt"

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 8 — Leipzig, den 19. Februar — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Geduldig in Trübsal. Ein Lutherwort — Der Liebe Christi Kraft und Lohn: 1. Die Kraft — Ein Beitrag zur Würdigung des Buddha. 1 — Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529: 6. 7 — Der Staatsgedanke im Jesuitengesetz — Das Gesetz über Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter: 1. Von einem Politiker; 2. Von einem Theologen — Auf dem Friedhofe der freireligiösen Gemeinde zu Berlin — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 4. Auf der Straße — Verschiedenes: Pastor Funckes Aeußerung in Lübeck — Anzeigen


## Geduldig in Trübsal

### Ein Lutherwort

Das Evangelium giebt allenthalben den Christen böse Tage und das Kreuz. Darum rüstet es uns auch nicht anders, denn mit göttlichen Waffen, das ist: es lehret uns nicht, wie wir des Unglücks los werden und Friede haben, sondern wie wir darunter bleiben und überwinden; daß es nicht durch unser Zuthun und Widerstehen abgewendet werde, sondern daß sichs an uns matt und müde arbeite und so lang uns treibe, bis es nimmer kann, und von ihm selbst aufhöre und kraftlos abfalle; wie die Wellen auf dem Wasser am Rande sich stoßen und von ihnen selbs zurücke fahren und verschwinden. Es gilt nicht weichen, sondern beharren.*)

## Der Liebe Christi Kraft und Lohn

### 1. Die Kraft

Phil. 2, 5—11

Nicht Geld und Gut, wie rücksichtslos es manchmal macht; noch Besitzlosigkeit und Armut, wie kühn der proletarische Bettelstolz sich heute brüstet; nicht Anlagen und Begabung, ob zwar der Hochmut gerne sich darauf steift; noch Leistungen und Thaten, wenn auch der „Erfolg“ ein berühmter Götze ist in der Welt — den Wert eines Menschen macht einzig und allein seine Gesinnung aus. Sie ist der Maßstab im göttlichen Gericht.

Und welche Gesinnung kann in ihm bestehen? Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war. Und dieses Gesinntsein Jesu Christi, es wird dargestellt entgegen der Selbstsucht des natürlichen Menschen (V. 3. 4) als die reinste, vollkommenste Liebe.

So wird also der Mensch lediglich darnach gewertet und anerkannt: inwieweit diese Liebe in ihm Leben geworden ist.

Welche Kraft dieser Liebe innewohnt: das zeigt der Apostel an dem Vorbilde der Selbsthingabe dessen, der als geschichtliche Person Jesus Christus heißt, dessen Wesenskern aber Paulus eben da findet, wo ihn Johannes erkannte: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott (göttlichen Wesens). — Und das Wort ward Fleisch: die Liebe im ewigen Heilsratschlusse entschied, und die Entscheidung lautete auf Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung.

Als er in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für ein Rauben, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtschaft an, ward gleich wie ein Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden.

Was bedeutet diese Selbstentäußerung? Aus dem bei der göttlichen Entscheidung abzulehnenden Gegensatz wird es deutlich. Aber was ist dann das: er hielt es nicht für ein Rauben, Gott gleich zu sein? Doch wohl dies: er hielt das Gott-gleichsein nicht für ein Mittel der Selbstbereicherung; er glaubte sich auf Grund seiner göttlichen Gestalt nicht berechtigt, gewaltsam wie ein Räuber seinen Vorteil, seine Ehre, seine Herrschaft auf Erden durchzusetzen. — Aber lag denn das nahe? Wohlgemerkt: es handelte sich darum, die Welt zu erlösen, die Macht der Sünde zu brechen, die Gemeinschaft der Menschen mit Gott wieder herzustellen. Wie nahe da der Weg der äußerlichen Machtwirkung als der scheinbar kürzeste und sicherste lag: das zeigt die Versuchungsgeschichte. Die Anreizungen Satans in der Wüste, sie hatten keinen andern Zweck, als Jesum dahin zu drängen, daß er seine göttliche Macht und Ehre selbst jetzt noch sichtbarlich entfalte und alle Völker sich zu Füßen zwinge. Und diese Versuchungen knüpften an die allgemein im Volke gehegte Messiasanschauung, an den israelitischen Wonnetraum von einem Gottesreich irdischer Seligkeit und Lebensfülle unmittelbar an!

Und wenn der Gottessohn diesen Weg beschritten hätte? — Er würde anerkannt worden sein als Herr und angebetet als Gott; jedoch nur in Kraft eines äußeren Zwanges, nicht nach freier Selbstentscheidung der Menschenherzen. Und die Ehre Gottes, des Vaters, der die Liebe ist — das beste Ziel seiner Aufgabe (V. 11), sie würde in einem nur auf äußere Autorität erbauten Reiche rechtlos geblieben sein. Beraubt wäre der Mensch seiner Freiheit, beraubt wäre Gott seiner Ehre gewesen — und die Welt in Wahrheit nicht erlöst worden.

Denn erlöst ist der Mensch nur dann, wenn das Gottesbild, nach dem er geschaffen wurde, in ihm wieder hergestellt ist wenn der Knecht der Selbstsucht wieder geboren ist zur Freiheit und Liebe. Eine solche Erlösung aber muß von innen heraus gewirkt werden. Und darum wars von vornherein entschieden: die Herzen der Menschen müssen wieder gewonnen werden für Gott; und das muß dadurch geschehen, daß die göttliche Liebe sich selbst an die Menschheit hingiebt in demütigstem Dienste.

Darum können wir alle Jahre wieder es feiern, das kündlich große, ewig anbetungswürdige Geheimnis der Selbstentäußerung: Gott geoffenbart im Fleische, —

> Den aller Weltkreis nicht beschloß,
> Er liegt in Marien Schoß;
> Er ist ein Kindlein worden klein,
> Der alle Ding erhält allein:

so singt der Glaube der Kinder, so preist der kindliche Glaube.

Diesem gotteswürdigen Anfange entsprach die Fortsetzung und Vollendung des Erlösungswerkes. Die Liebe, welche stark war zur Selbstentäußerung in der Menschwerdung, hatte auch die Kraft der Selbsterniedrigung in dem geschichtlichen Lebensgange Jesu Christi.

*) Kirchenpostille, Erl. Ausg. Bd. 8, S. 35 f.

Die Magier des Ostens suchten den neugebornen Judenkönig zu Jerusalem in der Zionsburg. Die Volkshaufen wollten mehr als einmal den mächtigen Wunderthäter auf den Schild erheben und ihm die Davidskrone erkämpfen. Aber nein: er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze.

Sie haben ihn nicht verstanden. Nicht das Volk, dem er unermüdlich wohl that und den Weg der Wahrheit, des Friedens wies; nicht seine Jünger: ob sie wohl an ihn glaubten als an den Gottgesandten, — in den Weg der Erniedrigung, des Leidens, des Sterbens haben sie sich nicht finden können. Die Welt wird nie begreifen eine Liebe, die da lehrt und übt: So dich jemand schlägt auf den linken Backen, dem biete den andern auch dar; und: Liebet eure Feinde; bittet für die, so euch beleidigen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.

Und dennoch: das Kreuz von Golgatha ist und bleibt das große Denkmal der vollbrachten Erlösung. Denn hier offenbart sich mitten in der Menschheit eine Kraft der Liebe, die in vollkommenem Gehorsam an Gott sich hingiebt und bis in die äußerste Elendstiefe, bis in den unschuldig erlittenen, in seiner empfundenen Gottverlassenheit grauenvollsten Tod hinein den heiligen Gotteswillen erfüllt ohne einen Zweifel, ohne eine Abirrung. — Und dieser eine als sündlos Bewährte ist nun Beweis und Bürgschaft dafür, daß die Menschheit wieder eine Kraft besitzt, zur Gottwohlgefälligkeit sich zu erheben, die Sünde zu überwinden, heilig zu werden, wie Gott heilig ist — in der Gemeinschaft, im Geiste Jesu Christi, der ihr eigen ist.

Darum wollen die Apostel nichts wissen, denn nur Jesum Christum, den Gekreuzigten; darum treibt es sie, leidensmutig zu predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit, denen aber, die berufen sind, Gotteskraft und Gottesweisheit. Und der Glaube der Gemeinde gelobt:

> Ewig soll er mir vor Augen stehen,
> Wie er als ein stilles Lamm
> Dort so blutig und so bleich zu sehen
> Hänget an des Kreuzes Stamm! — —

Und diese Liebesgesinnung, welche die Kraft hat, sich selbst zu entäußern aller äußerlichen Macht- und Eindrucksmittel, sich selbst zu erniedrigen zum Leiden und Vergeben, zum Ueberwinden durch Unterliegen: diese Gesinnung ist auch für die Kämpfe und Nöte und Verwirrungen unsrer Tage das einzige und untrügliche Allheilmittel. Man begegnet leider nur allzu häufig einer Gesinnung, die kein Gefühl dafür hat, daß Selbstsucht den Menschen entwertet, daß allein die in Christus vollkommen geoffenbarte Liebe, sofern sie in uns Leben geworden ist, adelt und beseligt. — Nicht minder gilt es, sich davor zu hüten, daß man aus der Gottseligkeit ein Gewerbe mache, ein Mittel, eignen Vorteil, eigne Ehre zu erwerben; vielmehr zu bedenken, daß man mit Menschen- und Engelszungen reden und doch nur ein tönendes Erz sein, daß man alle seine Habe den Armen geben und doch keinen Nutzen davon haben könne, — eben weil die Liebe fehlt, weil man im Dienste Gottes an den Brüdern nicht selbstlos ist.

Wer den Ernst der Zeit und was sie erheischt versteht, der beherzige die apostolische Mahnung: Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war! Der Lohn wird nicht ausbleiben. G-S



So dachte das übersättigte Griechenland, so das überfeinerte Rom und suchte sich neue Religionen. Es wäre zu verwundern, wenn das schon längst auf derselben schiefen Ebene der selbstmörderischen Neuerungs- und Genußsucht sich befindende französische Volk mit seinem Paris dieser Krankheitserscheinung des sich vorbereitenden Endes entbehren sollte. Im Frühling des vorigen Jahres durchlief die Spalten unsrer Zeitungen eine Nachricht, die dem kundigen Arzte genug besagt, um sich über den Ausgang der Krankheit keiner Täuschung mehr hinzugeben: In Paris beginnt die buddhistische Religion sich auszubreiten! Buddha ist „der unbekannte Gott“ geworden, der mehr kann und mehr bringt als — Christus! Thun wir dem französischen Volke kein Unrecht, das Christus wohl nur zum geringsten Teile kennt; wir müssen vielmehr sagen: als die Heiligen der katholischen Religion. Wollte jemand so ketzerisch sein, hierin so sehr Schlimmes eben nicht zu sehen, so soll deshalb hier mit ihm nicht gerechtet werden. Aber jene Heiligen gewinnen hier auch für uns eine andre Bedeutung, wenn wir sie in der Anschauung des katholischen Volkes als die Zeugen und Vertreter der christlichen Religion überhaupt wissen. Immerhin kann uns diese Erscheinung in Paris nur ein pathologisches Interesse sowohl hinsichtlich des französischen Volkes wie der katholischen Kirche bieten, und man möchte die Beschäftigung mit der indisch-buddhistischen Religion ruhig dem Missionar und Religionsforscher überlassen. Nun ist jedoch der Buddhismus als Religion schon uns Deutschen näher gerückt, als mancher denken möchte. Die Art seiner Einführung enthebt uns glücklicherweise von vornherein der Aufgabe, eine so traurige Prognose für unser Volk zu stellen, wie wir dies dem französischen Volke gegenüber thun mußten. Denn nicht der Ueberdruß am Alten hat diese indische Pflanze in unser Land eingeführt, sondern Verkennung des Wortes von Christo dem Gekreuzigten in seinem Inhalte, wie in seinem Werte hat einen geborenen, wahrscheinlicher jedoch gewordenen Buddhisten zum Missioniren unter uns getrieben.

Der Ausgang des Jahres 1888 nämlich hat der deutschen Christenheit ein eigentümliches Büchlein gebracht, betitelt: „Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gautama. Nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Subhádra Bikshu.“ Bikshu heißt Bettelmönch. Dieser Bettelmönch und Missionar beabsichtigt nichts Geringeres, als die Christen durch seinen Katechismus zum Buddhismus zu bekehren, und zeigt in dieser Hinsicht allerdings einen starken Glauben, wenn er sagt:

> Die unverfälschte Lehre des Buddha wird in Europa die Religion der Zukunft sein und eine Umwälzung in der Geistesrichtung und Anschauung der europäischen Völker herbeiführen, wie sie seit der Einführung des Christentums nicht dagewesen ist.

Zur Beurteilung der buddhistischen Lehre nach diesem Katechismus sei nebenbei bemerkt, daß sie sich hier in rationalisirender Weise dargestellt findet. Immerhin verdient er für uns Deutsche den Namen eines Quellenwerkes über den Buddhismus, sofern wir hier nicht aus zweiter, dritter Hand unsre Kenntnis zu schöpfen brauchen.

Die Aufmerksamkeit der interessirten Kreise ist durch das Erscheinen dieses Katechismus wieder in erhöhtem Maße auf jenen eigentümlichen Vorläufer oder Anticipator Jesu gelenkt, den wir unter dem Namen „Buddha“ oder „Fô“ bei zahlreichen Völkern Asiens finden. Von verschiedenen Seiten ist ja bereits die mit diesem Namen verbundene Person und Lehre dem Wissenskreis unsers Jahrhunderts nutzbar zu machen versucht worden. Es ist solches einesteils im Dienste sogenannter Kritik der Ueberlieferungen von Jesu Leben geschehen, und unser Katechismus trägt zu deren Unterstützung selbst das Seinige bei, wenn er in einer Anmerkung sagt:

> Es ist daher kaum zu bezweifeln, daß Jesus von Nazareth, dessen Lehren ja mit denen des Buddhismus so viel Uebereinstimmendes haben, von seinem zwölften bis zu seinem dreißigsten Jahre, während welcher Zeit die Evangelien nichts von ihm zu berichten wissen, ein Schüler der Buddhistenmönche war*) und unter ihrer Leitung die

## Ein Beitrag zur Würdigung des Buddha

1

Homer kannte noch seine Götter, aber Paulus fand in Athen einen Altar mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gott“; die harten Männer der alten römischen Republik beteten zu ihren Penaten, aber im glänzenden kaiserlichen Rom lachten sich die Auguren an, wenn sie einander begegneten, und jeder Gottheit, die man unter den Barbaren kennen lernte, wurde größere Macht als der alten heimischen zugetraut. Alles wechselt, alles fällt der menschlichen Neuerungssucht zum Opfer, warum sollte gerade die Religion davon ausgeschlossen sein!

*) „In Alexandria“ läßt der Katechismus im Zusammenhange der Stelle vermuten. Das von einer buddhistischen Quelle als Missions-

Arahatschaft erreichte. Dann kehrte er in sein Heimatland zurück, um seinem Volke die erlösende Lehre zu verkünden.

Andernteils wurde der Buddhismus zur Einführung und Durchbildung neuer Philosopheme verwertet, immer aber in einer dem christlichen Gedankenkreise und Bewußtsein entgegengesetzten Richtung, ohne daß bisher die abendländische Forschung über den Buddhismus als Religion nach Ursprung und Wesen zu gesicherter Erkenntnis gekommen wäre. Die Gegenüberstellung von Christus und Buddha, Christentum und Buddhismus drängt sich allerdings in durchaus ungezwungener Weise einem jeden zum Vergleich auf, der, sei es von religionsgeschichtlicher, sei es von praktisch kirchlicher Seite her mit der indischen Religion in Berührung kommt. Jener Pariser Professor würde vielleicht ebenso wenig gezögert haben, von „den vier Betrügern" zu sprechen, wenn er damals den Buddha bereits gekannt hätte, wie der Papst bei der ersten Nachricht vom buddhistischen Kultus kein Bedenken trug, ihn als einen katholischen zu beanspruchen und den Priesterkönig Johannes im Dalai Lama gefunden zu haben glaubte. In der That findet sich dort Papst, Möncherei, Weihrauch, Rosenkranz, Askese derart getreu abgebildet vor, daß man es dem katholischen Missionar nicht verargen kann, darin eine teuflische Parodie seiner Kirche zu sehen. Wir müssen es der katholischen Kirche überlassen, hieraus für sich Lehren zu entnehmen; unsre Aufmerksamkeit beansprucht weniger der Kultus, als seines Begründers Person und Lehre.

Sagen- und Mythenbildung um hervorragende Persönlichkeiten bei außergewöhnlichen Ereignissen gehören zu den geschichtlichen Notwendigkeiten, mit denen die Geschichtsforscher und Geschichtschreiber der alten wie der neuen Zeiten zu rechnen haben. Es ist ein Gesetz, je reicher die verhüllende Mythe, je üppiger die Sage, desto bedeutungsvoller, desto eingreifender in das Leben des Volkes die damit umgebene Person oder Thatsache. Eine Geisterschlacht konnte sich nur über den katalaunischen Feldern erheben; so haben Zeitgenossen und Nachkommen nur solche Persönlichkeiten mit ihren Sagen bis zur Unkenntlichkeit umwoben, deren Auftreten und Wirken über die Grenzen ihres Stammesvolkes hinausgegangen ist. Ist solches schlimm für den Geschichtsforscher, von dem wir die Darstellung der nackten Wahrheit in den Thatsachen verlangen, so wird es hinwieder zu einer anziehenden Beschäftigung, das Wachsen und Weben der Sagenbildung durch die Völker und Jahrhunderte hindurch zu verfolgen und in ihr oft ungesucht ein Urteil niedergelegt zu finden, wie es die strengste Forschung nicht richtiger über den Einzelnen ergeben kann. Geheiligt aber sollten uns immer solche Gestalten sein, welche liebevoll die Sage uns verhüllt, auch wenn wir den Schleier gewaltsam teilen müssen, weil so viele ihn nicht missen mögen oder können. Es sind Persönlichkeiten und Gestalten, die mit dem Herzens- und Geistesleben der Völker und Menschen unauflöslich verbunden sind, beglaubigt in ihrem Werte durch so zahlreiche Gefolgschaft, wie sie kein Fürst aufzuweisen hat, bewiesen in ihrer Wirksamkeit durch die Geschichte eines Zeitraumes, an dessen Dauer der Erfolg keiner That gereicht hat, bezeugt in ihrem Leben oft durch das Leben des einzelnen Menschen und Forschers selbst. Die dankbare Nachwelt hat sie Religionsstifter genannt, mit diesem Namen bereits ihre Gestalt für die Geschichte verhüllend.

Nur bewußte That verdient den Namen der That; so tragen wohl Moses und Mohammed jenen Namen mit Recht, Jesus weniger, am wenigsten der Buddha Sâkjamuni. Dennoch sind jene ersten beiden zurückgetreten in den von ihnen gestifteten Religionen, wogegen die letzteren gleicherweise im Mittelpunkte des nach ihnen genannten Glaubens stehen. Auf das höchste ausgeprägte Kirchenwesen in mannigfaltigen Formen, unter sich oftmals gespalten und uneinig, umgeben beide, und in deren Schoße wird ihr Bild unheiliger Forschung entrückt. Die griechische, die römisch-katholische, die evangelische Kirche beanspruchen den Namen des Christentums; die Religion des Fô, der Dalai-Lama-Kult, die Lehre der Singhalesen bilden die Formen des Buddhismus. Dort wie hier nur mündliche Ueberlieferungen im Anfang, der Lebenszeit der Männer fernstehende Aufzeichnungen, Wahrheit und Dichtung schwer unterscheidbar, nur üppiger, ausschweifender noch die Sagenbildung um Buddha, weil erzeugt in der glutreichen Heimat der Phantasie selbst. So steht der Geschichtsforscher auch scheinbar geschichtlichen Thatsachen wieder zweifelnd gegenüber.

Aus dem königlichen Geschlechte der Sâkja ist Buddha entsprossen; seine Mutter Mâyâ, seine Amme Pragâpatî, die Sinnestäuschung und der Schöpfer. Als sollten sie ihn wieder zu einem Schemen machen, das nur in den Gedanken seiner Gläubigen Gestalt gewonnen hätte, muten uns diese Namen an. Aber er ist auch nur dem Scheine nach ein Mensch; in Wahrheit ist er eine Inkarnation Wischnus, der Weltseele, und hat sich selbst in einer Jungfrau erzeugt, aus deren Seite der Knabe geboren wird. Nie gesehene Wunder begleiten die wunderbare Geburt: überirdischer Glanz erfüllt die erbebende Erde, Blinde erhalten ihr Augenlicht und der Neugeborene verheißt sogleich allen Menschen Erlösung. Umgeben von königlicher Pracht, vom Vater ängstlich gehütet, wächst Siddhartha auf, wie der Knabe genannt wird; sieben Jahre alt übertrifft er bereits seine Lehrer, aber immer entschiedener tritt sein Hang zur Einsamkeit hervor. Nachdenken über das Elend des Lebens nach der Ueberlieferung, nach der Ansicht Einiger Unglücksfälle seines Hauses und freiere Gedanken über das ihn umgebende Kastenwesen des Volkes lassen ihn das eigene Weib und die Königsburg meiden und zum Sâkjamuni, zum Weisen der Sâkja werden. In langen Jahren verfehlter Versuche, wunderbarer Kämpfe mit bösen Geistern, hinschwindender Lebenskraft erschließt sich ihm die vollendete Weisheit durch die reine Beschauung. Aber sie dünkt ihm selbst furchtbar, sodaß es wiederholter göttlicher Aufforderung bedarf, bevor er sich zu ihrer Verkündigung entschließt, und der treibende Grund ist Mitleid. Als ein Buddha begrüßt, zieht er nun neunzehn lange Jahre im Lande des heiligen Ganges umher, Wunder verrichtend, predigend, Jünger sammelnd, unterstützt von den Königen, getragen von der Liebe des Volkes, gehaßt allein von der ohnmächtigen Priesterschaft. Am Abend seines Lebens zieht er sich wiederum in die Einsamkeit der Beschauung zurück, und in größeren Wundern, als es begonnen, klingt sein Dasein aus.

E Schn

mittelpunkt erwähnte Alexandria aber ist nach der Ansicht des Verfassers des Katechismus keineswegs die ägyptische Stadt, sondern die Stadt gleichen Namens im Kaukasus!



## Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529

### 6. Privatgespräch zwischen Melanchthon und Zwingli (1. Oktober)

Diese Prüfung geschah denn in der vertrauten Unterredung Melanchthons mit Zwingli, zu der wir somit zurückkehren.

Melanchthon berichtet selbst, daß sechs Punkte zur Sprache gekommen sind: Erbsünde, Rechtfertigung, Taufe, Abendmahl, Kirchendienst, Gottheit Christi; über diesen habe sich Zwingli zunächst und zwar befriedigend geäußert. Auf Mitteilungen Zwinglis beruht es, daß man sich über Folgendes einigte: Bedeutung der Worte (sie können nur bezeichnen), Wirkung des heiligen Geistes, Erbsünde und über den geistigen Genuß des heiligen Abendmahles (essen ist so viel wie glauben). Zwingli überzeugte Melanchthon davon, daß über die wichtigsten Lehren keine ernstlichere Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen bestehe, ja daß die Wittenberger in vielem nur auf Gerüchte hin ketzerische Lehren bei den Schweizern vorausgesetzt hatten. Er schilderte ihm die Not, die auch er mit den Wiedertäufern gehabt hatte, und erklärte u. a., er sei es gewesen, der das Erscheinen eines Buchs des Wiedertäufers Hätzer gegen die Gottheit Christi verhindert habe.

Die Punkte, worüber in den folgenden Tagen fast einzig und allein gestritten wurde, kamen auch hier schon zur Besprechung. Es handelte sich um den Genuß des Leibes Christi, und da zeigte sich denn die einzige ernste Meinungsverschiedenheit zwischen Melanchthon und Zwingli. Die Schriftstelle, der dieser seinen Hauptbeweis entnahm, Joh. 6, erklärte jener als nicht hierher gehörig und führte dann weiter aus, daß Christus uns auf eine verborgene Weise sein Fleisch zu essen gebe. So

etwas lasse sich nicht aus der Schrift rechtfertigen, erklärte Zwingli und nannte es einen Zirkelschluß, als Melanchthon mit den Worten „das ist mein Leib“ seine These zu beweisen suchte.

Die beiden stritten vor und nach Tisch über diese Fragen hin und her, ohne sich näher zu kommen. Melanchthon meinte, Zwinglis Auffassung beweise noch gar nicht, daß Christi Leib an einem Ort sein müsse, wogegen Zwingli aufs schärfste die Gleichheit von Christi menschlicher Natur mit der unsern verfocht.

So sehr auch Melanchthon mit sich zu kämpfen gehabt hatte, ehe er Luthers Lehre über das Abendmahl sich ganz zu eigen machte, so erwies er sich doch jetzt als standhaft und versicherte Zwingli wiederholt, er würde gern und ohne Furcht ihm zustimmen, aber er könnte es nicht.

Hatten sich die Gegner somit allerdings in der Frage, auf die es jetzt vor allem ankam, nicht einigen können, so hatten sie doch die Möglichkeit gehabt, einzusehen, daß viel thörichtes Gerede und Mißverstand dazu gehört hatte, sie so weit auseinanderzubringen. —

Während noch Zwingli und Melanchthon konferirten, fanden eifrige, aber erfolglose Gespräche zwischen Luther und Butzer statt. Luther meinte schließlich: „Du bist des Teufels, und so du einen rechten Glauben hast und Schrift, wirst du mich auch dem Satan übergeben, da ich deiner Meinung widerstehe.“ Das entsprach ganz einer andern Aeußerung von ihm: „Ein Teil muß des Teufels und Gottes Feind sein, da ist kein Mittel.“

Auf Melanchthon als den milderen, einer Beeinflussung zugänglicheren, suchten Verschiedene an diesem Tage versöhnlich einzuwirken, denen er versprach, das Möglichste thun zu wollen. Der Landgraf redete so auf ihn ein, daß ihm die Augen übergingen; er sagte u. a., er möchte lieber ein halb Jahr zu Bett liegen, damit der Streit aufhörte. Der wackere Graf von Fürstenberg zog allerdings etwas Angenehmeres vor: er wollte einen großen Humpen Bier austrinken.

### 7. Oeffentliches Gespräch am 2. Oktober

Für Samstag (2. Oktober) ließ nun der Landgraf eine größere Besprechung ansagen. So sehr er dem Züricher Reformator zugethan war, hielt er es doch für geratener, in verschiedenen äußeren Fragen seine Vorschläge nicht anzunehmen, sondern Luther einige Zugeständnisse zu machen, augenscheinlich in dem Bestreben, die Sachsen, die so ungern gekommen waren, nicht durch Widerstand in solchen Dingen zu erzürnen. Zwingli hatte vorgeschlagen, zuhören zu lassen, wer wollte, das Gespräch in lateinischer Sprache zu führen, weil den Sachsen das Schweizerdeutsch schwer verständlich sein würde, und schließlich genaues Protokoll über die Verhandlungen aufzunehmen. Im ersten Punkte suchte Landgraf Philipp zu vermitteln; er bestimmte, es sollten außer den Fürsten, Räten und Hofleuten nur noch die Angehörigen der Marburger Theologenfakultät sowie die Begleiter der Eingeladenen Zutritt haben. Das mag vielen ein Strich durch die Rechnung gewesen sein, die von Frankfurt und vom Rhein her zugereist waren, um der Disputation beizuwohnen. Manche scheinen allerdings im Laufe des Gesprächs doch noch durch besondre Vergünstigung Zutritt erhalten zu haben, nur so wenigstens läßt es sich erklären, daß die Zahl der Anwesenden bald auf 24, bald auf 50 bis 60 geschätzt wird. Die beiden andern Wünsche Zwinglis wurden vollständig verworfen: das Gespräch fand in deutscher Sprache statt, und ein amtliches Protokoll wurde nicht geführt, ja nicht einmal jedem der Zuhörer war es erlaubt, alles schriftlich aufzuzeichnen. Immerhin sind uns doch verschiedne eingehende Berichte erhalten, sodaß wir wohl ein amtliches Protokoll verschmerzen können.

Das Gespräch fand statt in einem Raume neben dem Schlafgemach des Landgrafen im Südflügel des Schlosses — nicht in dem Rittersaal, der für diesen Zweck viel zu groß gewesen wäre. Vor den Sitzen der beiden Fürsten und des hessischen Hofstaats stand ein Tisch, an dem die vier Wortführer und Hauptgegner saßen. Luther schrieb darauf mit Kreide die Worte: Hoc est corpus meum (Das ist mein Leib) — wohl um damit symbolisch anzudeuten, daß er streng bei dem Wortsinn stehen bleiben und das „bedeutet“ für „ist“ gar nicht aufkommen lassen wolle. Vielleicht geschah es aus Rücksicht gegen die Schweizer, daß über den Tisch und damit über die vielumstrittenen Worte eine schwere Sammetdecke gebreitet wurde.

In jener Zeit begann man alle solche Verhandlungen und Sitzungen sehr frühzeitig, und so fing auch dies Gespräch bereits um sechs Uhr an. Der hessische Kanzler Johann Feige übermittelte den Versammelten zunächst den Dank des Landgrafen für ihr Erscheinen und entwickelte sodann Grund und Veranlassung zu diesem Gespräch. Zur großen Freude der Papisten hätten sich, nachdem das neu geoffenbarte Evangelium in einhelligem Verstand eine gute Weile gepredigt worden, etliche Theologen, die doch vorn an der Spitze hätten stehen sollen, in Einigkeit, durch den Geist der Zwietracht verführen lassen, wider einander zu streiten. Diesen Zwiespalt zu beseitigen sollen jetzt Mittel und Wege vorgenommen werden. Der Landgraf gedenke ihnen weder Ziel noch Maß vorzuschreiben, wie dies Gespräch „aufs aller geschicklichst furgenomen oder gehalten sollt werden,“ stelle ihnen das ganz anheim in der Zuversicht, sie würden so handeln, daß die Feinde nichts Aergerliches reden könnten.

Die aber, denen Einigkeit nicht geliebte, sondern bei einmal gefaßtem Wahn hartnäckig (welches eine Mutter wäre aller Ketzereien) verharren wollten, würden damit ein unzweifeliche gewisse Urkund von sich geben, daß der h. Geist ihre Herzen nicht regierte noch mit seinen Gaben jemals bei ihnen gewesen wäre, sondern daß sie eben die Hauptursacher sein müßten, die zu dieser Ungleichheit Anregung und Förderung gegeben, darumb sie auch alles des Schadens und Unrats, so daraus bereits gefolget und hernachmals weiter folgen würde, mit teilhaftig sein müßten.

Das sollen sie alles im besten verstehen und aufnehmen.

Luther wird hierauf gebeten, das Gespräch zu beginnen. Ehe er das thut, hält er es für notwendig, sein Kommen zu rechtfertigen. Vor zwei Jahren habe er seine Teilnahme an einem solchen Gespräch abgelehnt, weil alle Argumente erschöpft worden seien. Auch heute noch sei das seine Ueberzeugung, seine Hoffnung auf einen günstigen Erfolg sei nicht gewachsen, sein Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Lehre dagegen nur noch fester geworden. Jetzt aber habe er doch zugesagt, nur dem frommen Eifer des Landgrafen zuliebe und in der Absicht, Rechenschaft über seinen Glauben abzulegen und die Irrtümer seiner Gegner aufzudecken. Da er aus deren Schriften und aus allerlei Nachrichten auf arge Abweichungen auch in den Hauptartikeln des Glaubens schließen müsse, beantrage er über diese vor allem eine Aussprache.

Oekolampad weist diesen Antrag sofort zurück; zunächst müsse man über den Artikel disputiren, dessentwegen man hier sei, d. h. über das Abendmahl.

Mit einem Hinweis auf sein Gespräch mit Melanchthon und auf seine Schriften schließt sich Zwingli dieser Forderung an.

Luther erklärt sich damit einverstanden; er habe mit dem vorhin Gesagten nur zeigen wollen, daß er auch in jenen andern Lehren mit den Schriften der Gegner nicht übereinstimme. Es solle daheim nicht heißen, „er habe das Maul nicht dörfen aufthun.“ — Und nun beginnt er das Gespräch. Die Worte: Das ist mein Leib könne er nicht anders als wörtlich fassen und wolle nicht davon abgehen, wenn ihn die Gegner nicht mit der heiligen Schrift widerlegten. Nur damit und nicht mit mathematischen Beweisen möge man ihm kommen, denn Gott vermag mehr, als alle unsre Gedanken.

Zunächst wurde dieser Wunsch von den Gegnern beachtet und fast den ganzen Tag lang nur mit Schriftstellen gekämpft.

In der Hauptsache lassen sich Luthers Ausführungen in folgenden Sätzen wiedergeben: Gottes Allmacht geht über unser Denken und Verstehen, sein Wort muß bei uns unbedingten Gehorsam finden. Durch dieses wird alles geadelt, auch das Unscheinbarste, und es ist nicht denkbar, daß das, was der Herr gebietet, unnütz ist. Und dabei ist es gleichgiltig, wer das Wort sagt, ob ein frommer oder gottloser Priester, denn seine Worte sind das Wort des redenden Gottes — was dieses bezeichnet, wird Wirklichkeit. Alle menschliche Kritik ist

so lange zu verwerfen, bis ein Widerspruch mit den Glaubensartikeln entsteht. Menschheit und Gottheit sind in Christo nicht zu trennen; Christus ist im Himmel, aber auch im Sakrament; das ist zwar gegen die Natur, aber nicht gegen den Glauben.

Auf schweizerischer Seite hatte zunächst Oekolampad das Wort ergriffen und besonders Joh. 6 als Beweis für die bildliche Redeweise der heiligen Schrift angeführt. Es dauerte nicht lange, so stockte das Gespräch, weil jeder erklärte, bei seinem Text bleiben zu wollen. Luther meinte, sie könnten noch hundert Jahre fortstreiten, es sei doch vergeblich.

Bis zum Essen führte dann Zwingli das Wort. Er weist darauf hin, daß man ja in der Hauptsache einig sei (der geistige Genuß tröstet), nun solle man sich doch um Christi willen vereinigen. Er versichert Freundschaft und aufrichtige Freude, Luther und Melanchthon zu sehen. Könne man nicht in allen Stücken einig werden, so solle man doch dahin kommen, sich wie Brüder zu behandeln.

Davon wollen wir zuletzt sprechen, erwiedert Luther, versichert zugleich aber, er wolle alle Leidenschaften beiseite lassen.

Und nun streiten sie im wesentlichen darüber, ob Gott uns Unfaßbares zumute, und werden schließlich doch so hitzig, daß sie vor Tisch mißgestimmt auseinander gehen.

Nachmittag, während das Gespräch schon wieder begonnen hatte, kamen Osiander, Brenz und Stephan Agricola (aus Augsburg) an; natürlich wohnten sie sofort der Sitzung bei.

Luther hatte am Vormittag die Stelle Joh. 6 zurückgewiesen als nicht hierher gehörig („das Fleisch ist kein nütze" beziehe sich auf den fleischlichen, irdischen Verstand). Nun las Zwingli verschiedene Sätze aus Luthers Postille und Melanchthons Kommentaren vor und bewies damit, daß die Wittenberger früher ganz anders über Joh. 6 gedacht hatten, nämlich ganz in Zwinglis Sinn. Luther meinte, es komme nicht darauf an, was sie früher geschrieben hätten, sondern auf den Beweis gegen die Geltung der Worte „das ist mein Leib." Freilich ist gar nicht zu leugnen, daß die von Zwingli angeführten Sätze im wesentlichen mit Zwinglis Auslegung übereinstimmen.

Der Streit ging nun in derselben Weise fort, wie am Vormittag, Luther auf der einen, Zwingli und Oekolampad auf der andern Seite; Melanchthon ließ sich trotz Luthers wiederholter Aufforderung nicht in die Debatte ein, warf nur einmal ein Wort dazwischen. Ebenso schwiegen die andern Theologen. Es konnte so nicht ausbleiben, daß das Streiten etwas ermüdend und schließlich wieder gereizter wurde. Schriftstellen wurden gegen Schriftstellen ins Gefecht geführt und doch eben von jedem nur in seiner Weise verstanden. Es würde zu lang werden, wollte man dies Wortgefecht ausführlich schildern; den wesentlichsten Inhalt von Luthers Ausführungen haben wir ja schon oben mitgeteilt. Es zeigt sich bei ihm immer das Bestreben, bei dem Wortsinn der Einsetzungsformel stehen zu bleiben und alle Deutung menschlicher Vernunft zurückzuweisen. Im Gegensatz dazu steht die Absicht der Schweizer, jenen an sich dunklen Wortsinn mit Hilfe hellerer Schriftworte zu erklären.

Ihrer Anschauung über die menschliche Natur Christi gemäß führten die Schweizer aus, daß diese in allem der unsern gleich gewesen sei. Scherzhaft meinte Luther, dann müßte er wohl auch schwarze Aeuglein und ein Weib gehabt, auch in deutschem Lande gewohnt haben. Von mathematischer Aehnlichkeit könne keine Rede sein. Aber schon begannen die Schweizer mit ihren Luther so verhaßten und von ihm ausdrücklich zurückgewiesenen mathematischen Beweisen: Christi Leib müsse an einem Ort sein u. s. w. Zwingli suchte Luther mehr und mehr in die Enge zu treiben, aber dieser wußte sich ihm immer wieder damit zu entwinden, daß er eine solche Beweisführung verwarf — er wolle nichts davon wissen. „Muß man denn grad alles, was ihr wöllend?" fragte Zwingli.

So ging der Tag zu Ende, ohne daß einer etwas von seinen Ansichten preisgegeben hätte. O R-ch



## Der Staatsgedanke im Jesuitengesetz

Man hat versucht, die kraftvolle Bewegung gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes so darzustellen, als bezwecke sie Schutz für die evangelische Kirche. Dieser Kunstgriff ist nicht übel gethan, denn an der Ehre sind wir alle sehr empfindlich. Deshalb erscheint es nicht überflüssig, wiederholt daran zu erinnern, daß die evangelische Kirche nur mittelbar ein Interesse an dem Fortbestande jenes Gesetzes hat.

Allerdings soll nicht geleugnet werden, daß die allseitige Entschränkung der jesuitischen Ordensthätigkeit auch für sie eine Gefahr bedeutet. Der Bekehrungseifer wird unter den Katholiken noch stärker angefacht werden, namentlich durch die Missionen. Was wir in dieser Hinsicht von den Jesuiten zu erwarten haben, davon haben mir vor kurzem die Wirkungen einer Franziskanermission einen kleinen Vorgeschmack gegeben. Ist aber der Eifer erst lebendig, dann wird er um Mittel und Wege nicht verlegen sein. Wir werden eine große Virtuosität in der Ausübung von Ränken und mittelbarem Zwange erleben. Geld wird der Sperrfonds im Ueberfluß zur Verfügung stellen. Uns aber steht nichts weiter zu Gebote als das Wort der Wahrheit, und darauf hört nur, wer aus der Wahrheit ist. Darum müssen wir gewärtigen, daß wir im Kampfe gegen den Jesuitismus Verluste erleiden werden. Denn es sind auch in unsern Reihen viele, die noch nicht zu der freien Höhe des evangelischen Glaubens empor gelangt sind, die vielmehr mit ihrem Herzen noch in katholischen Grundanschauungen wurzeln und auf demselben Boden mit den Katholiken nur durch ein Mehr oder Weniger am Glaubensinhalt sich von ihnen unterscheiden. Aber gleichviel, verlieren können wir nur die, die überhaupt noch nicht unser eigen gewesen sind; das Evangelium und der evangelische Glaube bleibt ungefährdet, und wenn die ganze Welt voll Jesuiten wäre. Wir würden sicherlich andre auch gewinnen. Und schließlich muß uns der Sieg doch bleiben, so gewiß der Geist über der Natur und das Reich Gottes über der Welt ist. Deshalb bedürfen wir des Jesuitengesetzes für unsre evangelische Kirche wahrlich nicht.

Es handelt sich im Jesuitengesetze vielmehr darum, was dem Staate frommt, und für diesen bedeuten die Jesuiten eine Gefahr. Das ist so oft ausgeführt, daß es genügt, auf Weniges hinzuweisen. Das eigentliche Gebiet des Staates ist das Rechtsleben, und dies verliert allen Boden, sobald die Rechtsgesinnung im Volke untergraben wird. Kann der Staat nicht mehr darauf rechnen, daß seine Bürger mit gutem Willen dem Recht nachleben, so wird auf die Dauer auch der Zwang nicht ausreichen, den Staat zusammen zu halten. Wie leichtfertig aber die Jesuiten die Rechtsgesinnung in unserm Volke behandeln, ist neulich an dem Jesuiten Hammerstein gezeigt worden, der es als selbstverständlich hinstellt, daß ein Katholik in der standesamtlichen Eheschließung nichts weiter als eine zwar unumgängliche, doch an sich bedeutungslose Posse sieht.*) Auch der Prozeß gegen den katholischen Pfarrer Hartmann hat neuerdings traurige Proben eines völligen Mangels jeder Rechtsgesinnung gebracht. Auch hier erscheint der Staat als eine feindliche Macht, der man zwar nicht offen entgegen treten darf, die zu hintergehen jedoch kein Unrecht ist. Es soll nun gar nicht geleugnet werden, daß die gegensätzliche Stellung zum Staate sich auch sonst vielfach in unserm Volke findet: aller Schmuggel, alle Steuerhinterziehung ist eine Bethätigung davon. Aber schlimmer als das Unrecht ist seine Billigung, und am schlimmsten die aus Grundsätzen abgeleitete und mit einem frommen Schein umkleidete Predigt des Unrechts. Anders vermag ich die Sittenlehre der Jesuiten nicht zu bezeichnen. Wie aber ein Staat dem gleichmütig zusehen sollte, ist schlechterdings nicht zu verstehen.

Die Vaterlandslosigkeit der Jesuiten hängt mit dem vorigen eng zusammen und gefährdet den Staat ebenso nach außen, wie die Gesinnungslosigkeit hinsichtlich des Rechtes und der Wahrheit im Innern. Auch die gesteigert zu erwartenden konfessionellen Kämpfe müssen die Festigkeit und Wohlfahrt des Staates erschüttern.

Wie soll sich der Staat dem gegenüber verhalten? Nach der Meinung der Katholiken soll er sich den Lehren der Kirche unterordnen und fügen. Religion und Sittlichkeit liegen über den Staat hinaus, darum soll der Staat ihnen freie Bewegung

*) Christliche Welt 1891, Nr. 1.

lassen. Und sicherlich wird, falls das Ziel einer Religion in der That höher ist als der Rechtsgedanke des Staates, dieser der Religion in der Regel freien Spielraum gewähren. Es liegt das in seinem eignen Interesse. Denn es wird durch die Religion nicht nur ein Mehr an gegenseitigen Leistungen hervorgebracht, sondern da an die Stelle der Rechtsgesinnung die Liebesgesinnung tritt, so wird der Zusammenhang des Volkes fester. Allerdings kann es Fälle geben, in denen der Staat Handlungen erzwingen muß, die sich für den Betroffenen als eine Zumutung darstellen, von einer höheren Stufe sittlicher Bildung auf eine tiefere herabzusteigen. Der Staat kann nicht gestatten, daß einem um seines Gewissens willen der Kriegsdienst erlassen werde. Hier würde das Bessere der Feind des Guten sein. So lange das Reich Gottes noch nicht verwirklicht ist und die Völker sich noch als natürliche Gegner betrachten, so lange noch Sünde in der Welt ist und zur Einschränkung grober Gewaltthaten sich noch Gewalt nötig macht: kann der Staat das Schwert nicht aus der Hand geben. Es würde Verblendung sein, in einem Kreise, in dem die Selbstsucht herrscht, so zu walten, als ob die Liebe regierte. Es kann aber dem Staat ein solcher Eingriff in die Gewissensfreiheit, der auf seinem niedrigern Gebiet unvermeidlich ist, um so eher nachgelassen werden, als im übrigen die rechtliche Ordnung eines Staatswesens eine wichtige Vorstufe für Sittlichkeit und Religion bildet. Rechtlose Zustände ziehen erfahrungsmäßig eine Verwilderung der sittlich-religiösen Kultur nach sich. Es muß daher nötigenfalls im Interesse des Gesamtbestandes der staatlichen Ordnung auch vom sittlichen Standpunkt aus die Abweisung einzelner sittlich-religiöser Forderungen gebilligt werden, allerdings unter grundsätzlicher Behauptung des sittlichen Ideals. Doch wird das im ganzen selten vorkommen und zum Ausgleich der Gewissensspannung die reuevolle Anerkennung des noch vorhandenen Sündenstandes dienen. Es ist demnach nicht immer so, daß das niedere Gut dem höheren zu weichen hat. Jedes sittliche Gut darf nur so erstrebt werden, daß die in derselben Linie liegenden niederen Güter dadurch befestigt und veredelt werden. Wo dagegen durch die Erstrebung des höheren Gutes die an sich berechtigten und wertvollen niederen Güter in Frage gestellt werden, muß es vorläufig dahin stehen. Nach diesem Grundsatz wird bewußt oder unbewußt in aller rechtschaffenen Erziehung verfahren. Er giebt auch dem evangelischen Staatsbürger den Maßstab an die Hand, an welchem er abnehmen kann, wie unbeschadet des evangelischen Lebensideals der Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Teilnahme am staatlichen Leben sittlich berechtigt ist. Daß es auch für den evangelischen Staatsbürger Güter giebt, um derentwillen er notgedrungen auch den Bestand des Staates aufs Spiel setzen würde, brauche ich nur zu erwähnen.

Es steht hiernach fest, daß und inwieweit der Staat eine Religion, die über ihn hinausliegt, tragen kann. Dagegen muß er jede minderwertige und ihm widerstrebende Geistesrichtung bekämpfen. So wenig der christliche Staat die Polygamie gestattet, kann er Einrichtungen ertragen, durch die Wahrhaftigkeit, Vaterlandsliebe und Rechtsgesinnung systematisch zerstört werden. Und das um so weniger, je raffinirter diese Einrichtungen gehandhabt werden.

Dies zugegeben, wird doch betont, daß man geistige Strömungen nicht mit Zwangsmaßregeln bekämpfen könne, und gefordert, daß der Staat sich auf geistige Waffen beschränke, auch wohl vertraut, daß die Wahrheit sich von selbst durchsetzen werde. Aber so unerschütterlich auch bei uns das Vertrauen auf den endlichen Sieg der Wahrheit ist, und so geduldig der Christ darauf warten kann: der Staat muß auch die Zwischenzeit des Kampfes in Betracht ziehen. Er darf nicht gestatten, daß er auch nur für eine Reihe von Jahren zerrüttet werde. Und das ist ferner richtig, den jesuitischen Geist wird man mit Gewalt nicht aus der Welt schaffen; aber soll man deshalb nicht, soweit es möglich ist, seinen Einfluß einzudämmen suchen? Es liegt doch auf der Hand, daß der Jesuitenorden sich von der Zulassung zum deutschen Reich eine erhöhte Wirksamkeit verspricht. Dem kann man wehren, so gut wie durch das Sozialistengesetz — man mag sagen, was man will — die sozialdemokratische Propaganda doch beschränkt worden ist. Und hier waltet noch ein beachtenswerter Unterschied ob. Die sozialistischen Gedanken tragen in sich selbst Lebenskraft; sie entwickeln eine große Fruchtbarkeit, wo sie einmal Boden gefaßt haben. Es sind große Gedanken, voll Idealismus, darum begeisterungskräftig und durch sich selbst werbend. Das wird man von dem jesuitischen Geist schwerlich behaupten. Ich nehme den Gedanken der päpstlichen Weltherrschaft aus; aber der ist nicht im besonderen Sinne jesuitisch, er ist Gemeingut der katholischen Kirche. Dagegen die im engeren Sinne sogenannte Moral der Jesuiten mag durch sich selbst wohl Anhänger finden, weil sie bequem ist und dem Fleische zusagt; begeistern wird sie schwerlich; wie würde auch aus dem Fleische Geist geboren! Nicht die Gedanken an sich sind es, die uns Gefahr bringen: das Gefährliche ist die jesuitische Einzeldressur und die jesuitische Massenwirkung. Und die kann der Staat allerdings in bedeutendem Maße verhindern, indem er die Jesuiten nach wie vor von Schule, Predigtthätigkeit und Missionen ausschließt. Daß sie ihre Ordenskleidung tragen, würde mich nicht sonderlich aufregen.

Aber die Freiheit! Ja, alles kann der Staat nun einmal nicht frei geben. Er bestraft ja auch den Diebstahl, den Meineid und die Verleitung zum Meineid. Warum soll er nicht auch die systematische Anleitung zur Gewissenlosigkeit bestrafen! Und besser vorgethan als nachbedacht. Es ist geraten, den Feuerbrand nicht erst auf Probe in die vaterländischen Hütten zu werfen.

Die Freiheit an sich aber ist ein leerer Begriff. Erst in den Sonderformen gewinnt sie Leben. Und auch hier ist sie ein Gut nur unter der Voraussetzung, daß die sittliche Freiheit, die freie Selbstbestimmung zum Guten, wenigstens als oberstes Ziel gilt. Soll die Freiheit nichts weiter sein als ein Freibrief zu jeglicher Willkür, dann bringt sie mehr Schaden als Nutzen. Es ist ein Unglück für unser Volk gewesen, daß man diese formale Freiheit als ein Allheilmittel ohne Nachdenken angepriesen und ohne Ueberlegung durchgeführt hat. Die Mahnung aber, daß die Freiheit des Handelns allein in der sittlichen Gebundenheit des Gewissens ihr Recht habe, hat man verhöhnt. So haben auf dem wirtschaftlichen Gebiete wenige Starke ihren Nutzen daraus gezogen, und ungezählte Schwache sind diesem gefräßigen Moloch zum Opfer gefallen. Auch die Freiheit der Schwachen hat der Staat zu schützen, und dazu gehört die Gewissensfreiheit der Katholiken, unter denen genug sind, die es dem Staate danken werden, wenn er sie vor jesuitischer Vergewaltigung bewahrt.

Selbst die Gerechtigkeit kann uns nicht bestimmen, den Jesuiten wieder freie Bewegung zu gestatten. Gerechtigkeit heißt wahrlich nicht alles über einen Kamm scheren. Gerechtigkeit heißt einen jeden so behandeln, wie es seiner Eigenart entspricht: und der Eigenart der Jesuiten entspricht es, daß man ihre Thätigkeit einschränkt, wo man kann.

Als Staatsbürger also fordern wir die Fernhaltung der Jesuiten; als evangelische Staatsbürger, die ihr Vaterland lieben und ihrem Staate Gedeihen wünschen. Das Wohl unsers Volkes aufs Spiel zu setzen, dazu ist uns das Gut formaler Freiheit und abstrakter Gerechtigkeit nicht hoch genug.*)

H-Zw



## Das Gesetz über Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter

### 1. Von einem Politiker

Mit dem 1. Januar ist ein Gesetz in das Leben getreten, das noch heute nach Wesen und Bedeutung stark unterschätzt wird, teils aus ungenügender Kenntnis, die den Schwerpunkt

*) Die Antijesuitenbewegung hat eine große Zahl trefflicher polemischer Schriften hervorgebracht. Eine Besprechung vorbehaltend, nennen wir hier nur die Titel: Gräber, Der Jesuitenorden. 3. Aufl. Barmen, Klein; 50 Pfg. Der Jesuiten-Sensationsprozeß des Pfarrers Hartmann von Kronungen, verhandelt vor dem Schwurgericht in Straubing. 3. Aufl. Ebda.; 20 Pfg. Borchard, Der Jesuitenantrag. Ebda.; 20 Pfg. Die staatsgefährliche Lehre der Jesuiten.

seiner Wirksamkeit an falscher Stelle suchen läßt, teils weil der Hauptteil seiner segensreichen Leistungen erst nach Jahresfrist beginnen und nach und nach in längern Jahren sich entwickeln und zu Tage treten wird.

Das Gesetz will dem arbeitenden Volke, denen, welche Unfrieden stiftende Agitatoren so gern Proletarier nennen, mit einer im Verhältnis zu ihrem Arbeitsverdienst und ihren Beiträgen nicht unbeträchtlichen Hilfe eine neue und bessere Stellung in der bestehenden Gesellschaft geben.

Das Gesetz versichert alle gegen Lohn arbeitenden und dienenden männlichen und weiblichen, zusammen rund zwölf Millionen Personen in einer großen, alle vereinigenden Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit. Es thut das in der für die Versicherten vorteilhaftesten Weise, daß ihnen ausschließlich alles, was die Versicherung zu bieten vermag, was sie einnimmt, was sie aufspart, zu gute kommt, während die Kosten dafür zu einem Teil vom Reiche, zu einem Teil von den Arbeitgebern und zu einem Teil nur von den Versicherten aufzubringen sind. Mit diesem solchergestalt natürlich für sie sehr billigen Beitrage gewinnen sie dennoch die von der Versicherung zu gewährenden Leistungen mit aus eigner Kraft, und die Renten, worauf sie sich mit ihren Beiträgen einen rechtlichen Anspruch erwerben, geben ihnen einen sorgenfreien, ruhigen Blick in die Zukunft, wie sie ihn in ihrer überwältigenden Mehrzahl bisher nicht hatten.

Der überaus größte Teil derer, die jetzt einen festen Rentenanspruch erlangen, hatte bislang die trübe Aussicht, in Fällen, gegen die sie nunmehr geschützt werden, der eignen Familie schwer zur Last zu fallen, oder der Mildthätigkeit andrer, oder dem öffentlichen Almosen. Nun ist es gewiß keine Schande, wenn dieses von dem in Anspruch genommen wird, der nicht mehr arbeiten kann und nicht ausreichend verdient, um auf anderm Wege für seine Zukunft zu sorgen. Ein bittres Brot aber bleibt Almosen, ein trauriger Notbehelf, geeignet, die Stellung dessen, der es beansprucht, unter seinen Mitmenschen herabzudrücken, ihn eine Klasse tiefer zu stellen.

Gerade darin, daß das Gesetz die geschilderten Zustände mit einem Schlage ändert, daß es dem Versicherten ein wohlerworbenes, fest bestimmtes Recht giebt, das er sich durch seinem Einkommen angepaßte mäßige Beiträge erwirbt, gerade darin liegt die wichtigste, erfreulichste Wirkung des Gesetzes.

Nun besteht ziemlich allgemein ein Irrtum, zum Teil entstanden aus nicht genügender Kenntnis des Gesetzes, gegenüber den breiten Schichten des Volkes aber erweckt und genährt durch die Art der Besprechung des Gesetzes in derjenigen Presse, die aus Parteirücksichten seinen Wert für die Versicherten verdunkeln will oder ein Interesse daran findet, eine Herstellung des sozialen Friedens verhindert zu sehen. Ein weiterer Grund liegt darin, daß der überwiegend größere Teil der Leistung des Gesetzes erst nach Jahresfrist in geringerem Umfange beginnen und nur nach und nach in einem längern Zeitraum zur vollen Höhe anwachsen kann.

Die Versicherung ist eine doppelte. Von dem ersten und hauptsächlichsten Teile, von der Invaliditätsversicherung, wird bei allen herabsetzenden Besprechungen und Angriffen nicht gesprochen, man schweigt sie tot. Die Invaliditätsversicherung sorgt für das unumgänglich Notwendige, die Altersversicherung für das Erleichternde und Angenehme.

Die Invaliditätsversicherung will zwölf Millionen

---

Barmen, Wiemann; 100 Stück 4 Mk. Brecht, Das Breve Papst Klemens' XIV. vom 21. Juli 1773. Leipzig, Braun; 10 Pfg. Ders., Papst Pius' VII. Bulle vom 7. August 1814. Ebda.; 10 Pfg. Ders., Urteile von Päpsten über die Jesuitenmoral. Ebda.; 20 Pfg. Ders., Katholische Urteile über den Jesuitenorden. Ebda.; 15 Pfg. Eisele, Wir lassen sie nicht hinein! Ebda.; 20 Pfg. Schilling, Die Jesuiten und das deutsche Reich. Ebda.; 30 Pfg. Sollen sie wiederkommen? Eine Frage an das deutsche Volk. Ebda.; 10 Pfg. Der Jesuitenstreit in Erfurt. Ebda. Nippold, Der Jesuitenstreit in Wiesbaden. Halle, Strien; 1 Mk. Pötschke, Was lehren und wollen die Jesuiten? Plauen, Lange. Beyschlag, Gehören die Jesuiten ins deutsche Reich? 2. Aufl. Berlin, Walther und Apolant; 1 Mk. Hering, Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid. Berlin, Reuther; 60 Pfg. Die Jesuiten als Vertreter einer wahrhaft christlichen Volksbildung. Ein Flugblatt. Zu beziehen durch Sekretär Goerke, München-Gladbach. 100 Stück 1,50 Mk.



deutscher Arbeiter im weitesten Sinne, sobald sie durch Krankheit und Gebrechen aller Art, denen doch auch die Jüngsten ausgesetzt sind, durch Abnahme der Kräfte, durch die zahlreich drohenden allerlei Unfälle, wofür die Berufsgenossenschaften nicht einzutreten haben, soweit erwerbsunfähig werden, daß sie nicht mehr ein Drittel ihres bisherigen Lohnes in ihnen angemessener Beschäftigung verdienen können, — sie will diesen eine Invalidenrente bieten, bei deren Bezug sie immer noch, wenn sie können, in mäßigem Umfange etwas nebenher verdienen dürfen. Wer aber das Glück hat, noch erwerbsfähig das siebzigste Lebensjahr zu erreichen, soll als Altersrente einen Zuschuß erhalten, der es ihm ermöglicht, sich weniger anzustrengen und behaglicher zu leben. Er bleibt als Altersrentner weiter versichert, und wird er dann erwerbsunfähig, so kann er an Stelle der Altersrente die nach längerer Beitragsleistung entsprechend wachsende Invaliditätsrente beanspruchen.

Zur Beurteilung stellen wir gegenüber, wie sich auf Grund der anschlagsmäßigen Annahmen die künftige Ausgabe für beide Arten von Renten gestaltet.

1. Altersrente. Bei voraussichtlich, unter jährlichem Zu- und Abgang, sich auf 117 000 erhaltenden Rentnern, nach Durchschnitts-Rentensätzen, jährliche Ausgabe . . . . rund Mark 17 000 000.

2. Invalidenrente. Sie erheischt vorangegangne fünfjährige Beitragszahlung, beginnt aber im Uebergang, bis diese erreicht ist, schon nach 47 geleisteten Beiträgen, allerdings nur zum Mindestbetrag der untersten Lohnklasse:

Nach einem Jahre 115 762 Invalidenrentner (76 929 männliche, 38 833 weibliche) . . Mark 14 000 000
Nach drei Jahren 329 953 Invalidenrentner Mark 43 000 000
Nach achtzig Jahren 1 251 000 Invalidenrentner (851 510 männliche, 419 729 weibliche) Mark 253 000 000

Die Invalidenrente, weil sie durchschnittlich in viel jüngern Jahren eintritt und von dem Einzelnen länger bezogen wird, beziehen im Beharrungszustand anschlagsmäßig zehn vom Hundert der Versicherten, die Altersrente einer vom Hundert. Dabei steigt die Invalidenrente mit der Zahl der geleisteten Beiträge. Ein Blick auf diese Zahlen genügt, um den Schwerpunkt des Gesetzes erkennen zu lassen. Es ist klar, weshalb jene, die ein Interesse haben, das Gesetz verkleinert zu sehen, nur von der Altersrente sprechen, das Volk über die Invalidenrente etwas erfahren zu lassen aber klüglich vermeiden.

Aber auch die Höhe beider Renten an sich hat man ungerechtfertigt herabzusetzen gesucht, um einer günstigen Einwirkung auf die Stimmung des Volkes entgegenzuarbeiten.

Was viel, was wenig ist, das kommt auf Umstände und Anschauungen an. Hier aber, in unserm Gesetz, hat man die persönlichen Verhältnisse des Versicherten, seinen Arbeitsverdienst nämlich, mit den für ihn und von seinem Arbeitgeber erschwinglichen Beiträgen und mit der Rente in ein gesundes Verhältnis zu bringen versucht; eins ist von dem andern abhängig.

Man hat für die Versicherten vier Lohnklassen geschaffen.

| | 1. Lohnklasse | 2. Lohnklasse | 3. Lohnklasse | 4. Lohnklasse |
|---|---|---|---|---|
| Jahresverdienst | bis 350 Mk. | 350—550 Mk. | 550—850 Mk. | über 850 Mk. |
| Wochenbeitrag des Arbeiters | 7 Pfge. | 10 Pfge. | 12 Pfge. | 15 Pfge. |
| des Arbeitgebers | 7 Pfge. | 10 Pfge. | 12 Pfge. | 15 Pfge. |
| Im Jahr je | Mk. 3,29 | Mk. 4,70 | Mk. 5,64 | Mk. 7,05 |
| Jährliche Altersrente | Mk. 106,40 | Mk. 134,60 | Mk. 162,80 | Mk. 191,00 |
| Invalidenrente, nach 5jähr. Wartezeit | Mk. 114,70 | Mk. 124,10 | Mk. 131,15 | Mk. 140,25 |
| Der Arbeiter hat dann bezahlt | Mk. 16,45 | Mk. 23,50 | Mk. 28,20 | Mk. 35,25 |
| Invalidenrente steigt wöchentlich | um 2 Pfge. | 6 Pfge. | 9 Pfge. | 13 Pfge. |
| jährlich | um Mk. 0,94 | Mk. 2,82 | Mk. 4,23 | Mk. 6,11 |
| Invalidenrente, 15 Jahre nach Ablauf der Wartezeit | Mk. 128,80 | Mk. 166,40 | Mk. 194,60 | Mk. 232,20 |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| nach 25 Jahren | Mk. 138,20 | Mk. 194,60 | Mk. 236,90 | Mk. 293,30 |
| nach 35 Jahren | Mk. 147,60 | Mk. 222,80 | Mk. 279,20 | Mk. 354,40 |
| nach 45 Jahren | Mk. 157,00 | Mk. 251,00 | Mk. 321,50 | Mk. 415,50 |
| nach 50 Beitrags- = 45 Kalender- jahren | Mk. 161,70 | Mk. 265,10 | Mk. 342,65 | Mk. 445,80 |
| Der Arbeiter hat dann auf seine Hälfte im ganzen Beiträge bezahlt | Mk. 148,05 | Mk. 211,50 | Mk. 243,80 | Mk. 317,25 |

Die Versicherungspflicht beginnt mit dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre, die normal Eingetretenen können also zu hoher Rente unschwer gelangen. Der Rentenanspruch steigt auch, obgleich in solcher Zeit keinerlei Beiträge gezahlt werden, während bescheinigter Krankheitswochen oder Militärdienstzeit so, als wären Beiträge gezahlt.

Die Versicherung darf nicht in niedrigerer, als der entsprechenden Lohnklasse erfolgen, wohl aber in einer höhern, sobald Versicherte und Arbeitgeber darüber einverstanden sind.

Also nach fünfundvierzig Jahren hat ein Versicherter auf seinen Anteil noch nicht so viel Beiträge bezahlt, als er vielleicht in einem Jahre Rente erhält. Invalidität aber kann schon in jungen Jahren eintreten, sie ist keineswegs an höheres Lebensalter gebunden. In meinem Nachbarhause lebt eine Frau, siebenunddreißig Jahre alt; durch Krankheit verlor sie eine Hand und einen Fuß, ist aber lebenskräftig und kann sehr alt werden. Hätte das Gesetz früher schon bestanden, so bezöge sie nun seit dreizehn Jahren 132 Mark 46 Pfennige jährlich, hätte aber im ganzen nur 37 Mark Beiträge bezahlt. Neben ihr wohnt ein neunundvierzigjähriger Mann; seit elf Jahren würde er jährlich 203 Mark 6 Pfennige Rente beziehen, im ganzen hätte er 124 Mark 8 Pfennige Beiträge bezahlt. Beide haben Gatten und Kinder, die fleißig verdienen; mit solchem Zuschuß wären sie in guter Lage.

Haben Versicherte in verschiednen Lohnklassen Beiträge bezahlt, so wird die Rente nach einem Durchschnitt berechnet.

Die Invalidenrente ist im Beginn für die untere Lohnklasse etwas höher, weil für alle Lohnklassen gleichmäßig sechzig Mark Grundrente neben fünfzig Mark Reichszuschuß, der für alle gleich ist, berechnet wird. Der Ausgleich findet sich in den Steigerungssätzen.

Die nicht ganz neun Zehntel der Versicherten, die nicht in die Lage kommen, Renten zu erheischen, haben doch den Vorteil der Versicherung genossen, sie haben wie nicht abgebrannte Feuerversicherte, wie von Krankheit glücklich verschonte Krankenkassenmitglieder für ihre mäßigen Beiträge die Sicherheit gehabt, daß ihnen im Bedarfsfalle Rente zu teil würde.

Unsre Versicherung aber bietet trotz dem geringen Beitrag noch besondre Vorteile.

Stirbt ein Mann, ohne Rentner geworden zu sein, so erben seine Witwe oder unmündigen Kinder, wenn er mindestens fünf Jahre versichert war, die Hälfte aller für ihn, also sämtliche auf seinen Anteil bezahlten Beiträge. Stirbt eine Witwe, so erben in gleicher Weise deren unmündige Kinder.

Ein mindestens fünf Jahre versichertes Mädchen, wenn es sich verheiratet, kann entweder die von ihm zu zahlen gewesenen Beiträge, die Hälfte des Gesamtbeitrags, zurückverlangen, womit ihre bisher erworbnen Ansprüche erledigt sind, oder sich freiwillig weiter versichern, und wenn sie etwa weiter versicherungspflichtig wird, von neuem eintreten.

Ein selbständig werdender Arbeiter kann sich weiter versichern; das geschieht allenthalben, ebenso wie bei freiwilliger Versicherung kleiner Gewerbetreibenden durch Zahlung des Arbeiter- und Arbeitgeberbeitrags sowie, wegen des Reichszuschusses, von acht Pfennigen Zuschlag. Beschäftigt er aber nicht mehr als einen bezahlten Lohnarbeiter, so fällt diese Zusatzmarke weg.

Es brauchen bei dieser Fortsetzung der Versicherung nicht einmal regelmäßig jede Woche Beiträge geleistet zu werden, es genügen zusammen in vier Jahren 52 Beiträge. Der Fortversichernde kann also durch gelegentliche Beiträge seine erworbenen Ansprüche nicht nur aufrechterhalten, sondern beliebig steigern.

Also Lohn, Beitrag und Rente stehen im Verhältnis zu einander, und wenn jemand, der höchstens 350 Mark verdient, 114 bis 157 Mark Rente, bei 351 bis 550 Mark Verdienst 124 bis 251 Mark Rente, bei 551 bis 850 Mark Lohn 131 bis 321 Mark Rente, bei höherm Arbeitsverdienst 140 bis 445 Mark Invalidenrente verdienen kann, so ist das gewiß nicht unangemessen.

Jede Erhöhung der Leistung aber hätte eine Erhöhung der Beiträge unausbleiblich im Gefolge; eine Herabsetzung der Grenze für die Altersrente auf sechzig Jahre z. B. hätte einen jährlichen Mehraufwand von neunzig Millionen Mark erzeugt.

Im Erwerbsleben verdient in der Regel mehr als eine Person der Familie, es können natürlich auch mehrere Familienglieder Rentner werden. Die Altersrente ermöglicht, wenn sie auch bescheiden ist, jedem Alten eine freundliche Stellung in der eignen oder die Aufnahme in einer andern Familie. Die siebzigjährigen und ältern haben nicht für kleinere Kinder zu sorgen. Die Invalidenrente ist wie gesagt höher, je später sie eintritt und kann längere Jahre bezogen werden. Würde man aber auch höhere Renten gern sehen, so durften doch die Beiträge nicht so hoch werden, daß anstatt einer Erleichterung den Versicherten eine drückende Last erwuchs, vor der auch die schon anderweit belasteten Arbeitgeber zu schützen waren.

Denn mit allem Nachdruck muß betont werden, daß die großen, reichen Arbeitgeber eine gar nicht in Betracht zu ziehende Minderzahl bilden; der überwältigend größte Teil der Arbeitgeber beschäftigt fünf bis nur einen Lohnarbeiter, die meisten Arbeitgeber und Dienstherren haben selbst um ihren Lebensunterhalt zu kämpfen und müssen berücksichtigt werden.

Schlimm sind auch die selbständigen kleinen Unternehmer, die keinen Lohnarbeiter beschäftigen, und die Hausgewerbetreibenden daran, da sie sich selbst zwar versichern dürfen, aber nur mit vollem Beitrag und Zusatzmarke. Dem Bundesrat ist anheimgegeben, insbesondre für letztere noch Erleichterungen zu schaffen.

Die Beiträge aber werden auch mit den jetzigen Leistungen im Laufe der Zeit eine Erhöhung erfahren. Die Feststellung ist zunächst auf zehn Jahre erfolgt. Man hat für ihre Berechnung einen Mittelweg eingeschlagen zwischen dem Umlageverfahren der Unfallversicherung, das den Aufwand nur jeden Jahres aufbringt, und dem Kapitaldeckungsverfahren guter privater Versicherungsanstalten. Es sind mit Benutzung gemachter Erfahrungen unter Anrechnung weiterer Sicherheitszuschläge Beiträge ermittelt worden, die jährlich 120 Millionen Mark einbringen, erheblich mehr als anfänglich gebraucht wird, — der Staat zahlt zu jeder Rente 50 Mark, was außerhalb dieser Einnahme liegt. Man nimmt an, daß sich dadurch ein Fonds sammelt von 500 Millionen Mark in zwanzig, 1000 Millionen bis in achtzig Jahren, wenn der Beharrungszustand erreicht ist. Dadurch hält man die mit Zunahme der Invalidenrentner und der Steigerung der Invalidenrenten sonst in das Ungemessene wachsenden Beiträge in billigen Grenzen. Jetzt nimmt man an, daß innerhalb achtzig Jahren die Beiträge höchstens auf das Doppelte steigen; man darf aber hoffen, daß bei sparsamer Verwaltung die Sicherheitszuschläge nicht voll oder nur wenig in Anspruch genommen werden und auch jene Beitragshöhe nicht erreicht werden wird.

Die Vorteile des Gesetzes für die Versicherten liegen klar zu Tage, weil die Arbeitgeber und der Staat mitbezahlen, dieser auch unentgeltlich mit verwaltet.

Die Arbeitgeber und Dienstherren aber? Nun, vom einfach menschlichen Standpunkt ist es für jeden von ihnen von unschätzbarem Werte, seinen Arbeiter, seinen Dienstboten oder Gehilfen für den Fall der Erwerbsunfähigkeit versorgt, ihm das Alter erleichtert zu sehen, und das in einem Umfange, wie die weitaus meisten Arbeitgeber beim besten Willen es nicht thun können. Wer nahm jetzt einen alternden Arbeiter oder Dienstboten gern an? Wir haben allein 5000 alte weibliche Dienstboten als Altersrentnerinnen. Welcher Arbeitgeber von Gefühl hat nicht schon selbst mit Sorgen daran gedacht, wie es mit seinen Gehilfen wird, wenn sie nicht mehr arbeiten können oder alt werden? Nur ein kleiner Teil der Arbeitgeber und Dienstherren ist in der Lage gewesen, für solche Fälle wirksam zu helfen. Gegen einen mäßigen Beitrag tritt die ver-

einte Kraft in der Versicherungsanstalt für ihn ein und nimmt ihm eine Beschwerde von der Brust.

Eine Hauptabsicht des Gesetzes aber ist die, den leider sehr gestörten Frieden zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen wieder schließen zu helfen. Würde das erreicht, so wäre Großes errungen.

Ist erst das Gesetz längere Jahre in Wirksamkeit, ist erst die Zahl der Invalidenrentner, die Höhe der Invalidenrente nach längerer Beitragspflicht herangewachsen, so wird die wohlwollende Absicht des zwar zweifellos verbesserungsfähigen und mit der Erfahrung zu verbessernden, aber auf einer grundsichern und gesunden breiten Grundlage aufgebauten Gesetzes auch der großen Menge deutlich erkennbar werden. Vorerst aber bedarf es der wohlwollenden, nachdrücklichen Mitwirkung aller, die in der Lage sind, aufklärend über das Wesen des Gesetzes zu wirken, das noch viel zu wenig erkannt und im Parteiinteresse verdunkelt worden ist. Jeder helfe in seinem Kreise, die Presse, der Arbeitgeber, der Beamte, Lehrer, Geistliche. Je mehr das geschieht, desto eher wird das Gesetz alles wirken, was es soll. O H — g

## 2. Von einem Theologen

Das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung, das dritte in der Reihe der großen staatlichen Versicherungsgesetze, ist in Kraft getreten. War die gesetzgeberische Arbeit eine großartige Leistung aller Beteiligten, so verdient die Pünktlichkeit und Schnelligkeit, mit der sich unsre Verwaltungsorgane des riesenhaften Stoffes bemächtigt haben, unsre vollste und dankbarste Anerkennung. Viel langsamer, darüber sind alle einig, wird unser Volk nun seine Arbeit thun, sich in die Voraussetzungen, Bestimmungen und Absichten des Gesetzes voll einzuleben. Aber gesetzt, das wäre geschehen, wird dann auch die schüchterne Hoffnung auf den „Nebenerfolg" des Gesetzes, seine zufriedenstellende, versöhnende Wirkung zu Tage treten? Es kann thöricht scheinen, diese Frage aufzuwerfen. Denn wenn jener Erfolg nach Jahren wirklich eintritt, so wird ihn niemand aus diesem Gesetz allein herleiten dürfen. Gottlob, wir leben schnell. Bis dahin werden oder besser würden hundert andre Bedingungen zu dem ersehnten Ergebnis beigetragen haben. Und doch lohnt es sich, die Frage heute aufzuwerfen. Denn die Möglichkeit einer bejahenden Antwort ist an Leistungen von unsrer Seite geknüpft. Wir stellen sie also nicht, um uns in leeren Vermutungen zu ergehen, sondern um uns über die Forderungen klar zu werden, die das Gesetz an uns richtet.

In Heinrich von Treitschkes Historischen und Politischen Aufsätzen findet sich eine mit gewohnter Meisterschaft ausgeführte Skizze der wirtschaftlichen Zustände Frankreichs unter dem zweiten Kaiserreich.*) Wer sie heute liest, dem sieht sie fast wie eine Kette von bangen Fragezeichen aus, die der Gegner des Sozialismus und seiner Gönner uns zu unerfreulichem Nachdenken vorhalten möchte:

„Ich will, sagte der Kaiser einst, für die Religion, die Sittlichkeit, den Wohlstand jenen noch so zahlreichen Teil der Bevölkerung erobern, der kaum den Namen Christi kennt, kaum die notwendigen Lebensbedürfnisse genießen kann." . . . Und unleugbar hat der monarchische Sozialismus neben vielen hastigen Experimenten auch manche Werke von dauerhaftem Segen geschaffen. . . . Zuletzt entwarf der Kaiser den umfassenden Plan einer großen Staatsversicherungskasse für die Arbeiter, offenbar eine rein sozialistische Idee. . . . Aber der vierte Stand zog daraus die Lehre, daß er das Kaiserreich regierte, daß der Hof ihn fürchtete. . . . Es war die alte unsterbliche Scheelsucht gegen den Reichtum, und auch der Prunk des Hofes entging diesem Neide nicht. . . . Kurz, Arbeit und Kapital zu versöhnen, war auch den Zaubertünsten des monarchischen Sozialismus nicht gelungen.

Aber warum nicht? Wenigstens in diesem Falle liegen die Gründe deutlich vor, an denen der Versuch der Versöhnung scheitern mußte. Das Plebiszit hatte den Kaiser auf den Thron erhoben. Der vierte Stand allein konnte ihn auf die Dauer stützen. Die sozialen Reformen trieben ihre Wurzeln, mindestens auch, in den Boden nackter Selbstsucht. Sollten daraus die Blüten des Friedens sich entfalten? —

*) 4. Aufl. (1871) III, S. 335 ff.



Kein Almosen, sondern Recht! Dieser während der Beratungen über das Gesetz so entschieden betonte Gesichtspunkt tritt in der Presse lange nicht mit der entschlossenen Deutlichkeit hervor, als wünschenswert wäre. Viel zu viel wird — ich denke eben nicht an halbe oder ganze Gegner — mit den „Wohlthaten," die hier geboten werden, umgegangen. Es besteht ja freilich ein Unterschied zwischen Wohlthaten, die das Gesetz schafft, und Almosen, die die Reichen spenden. Aber die Grenze zwischen beiden Begriffen ist oft schwer zu bestimmen. Verschiebt sich die Linie hier nur ein wenig, so fallen Brocken von der Reichen oder von des Staates Tischen, Brocken, die im Unmut oder aus Angst hinabgeworfen wurden. Es ist gewiß, daß dieser Gedanke, um von Schlimmerem zu schweigen, vielfach verbitternd in dies Friedenswerk eingreift. Um so entschlossener gilt es, den Gedanken des Rechts, der durch das Gesetz zur Geltung gekommen ist, zum vollen, unzweideutigen Ausdruck zu bringen — gleichgiltig, ob dieser Gedanke rückwärts die Anklage auf Unrecht, auf schwere Unterlassungssünden in sich schließt, oder ob er vorwärts vielfach noch unerwartete Folgen nach sich ziehen wird. In dreifacher Beziehung muß das geschehen.

Zum ersten: als einen Rechtsgrundsatz, an dem wir nicht länger mäkeln dürfen, hat das Gesetz es für unser Volk festgestellt, daß der Arbeiter seiner Speise wert ist, nicht nur während sich sein Nacken krümmt unter der Last, sondern auch wenn die Jahre oder Unglücksfälle den Müden ausgespannt haben aus schwerem Joch, nicht nur während er die Arbeit thut, sondern auch wenn er sie gethan hat. Gutes Recht aber, wie es allein aus sittlichen Grundsätzen entstehen kann, erzeugt immer zugleich sittliche Stimmungen. Soll dieses Gesetz unter uns seinen Segen verbreiten, so werden wir uns daran gewöhnen müssen, wovon wir noch recht fern sind, es als etwas Unerhörtes zu betrachten, wenn ein Arbeiter durch Krankheit oder Alter an den Bettelstab gelangt. — Als einen Rechtsgrundsatz ferner hat das Gesetz es für unser Volk festgestellt, daß jedes Dienstverhältnis eine Verpflichtung gegen den Dienenden in sich schließt, die über das Maaß oder die Zeitdauer des Dienstes hinausreicht. In welchem Umfang das Gesetz diese Verpflichtung vorschreibt, ist belanglos gegenüber der einfachen Thatsache, daß es eine Fürsorge des Arbeitgebers für das Wohl des Arbeiters in Anspruch nimmt auf eine Zeit hinaus, in der jedes Arbeitsverhältnis zwischen beiden längst aufgehört hat. Es ist klar, daß in dieser Beziehung unser Gesetz die entsprechenden sittlichen Folgerungen aus der Kranken- und Unfallversicherung weit hinter sich läßt. Gelingt es aber, diesen Gedanken bei uns fest einzubürgern und einzuprägen, so haben wir einen mächtigen Schritt vorwärts gethan in der Ueberwindung der rein sachlichen Schätzung menschlicher Arbeitskraft. Denn in jener Zukunft des Invaliden oder des Alten tritt uns nicht mehr die Kraft, sondern allein die Person entgegen. — Als einen Rechtsgrundsatz endlich hat das Gesetz es anerkannt, daß bei den unübersehbaren Verwickelungen des modernen Lebens der Staat, die umfassendste rechtlich-sittliche Gemeinschaft, die Pflicht besitzt, in neuer, bisher unbekannter Weise für den Einzelnen einzutreten — der Staat, d. h., recht niedrig ausgedrückt, die Summe der Steuerzahler, aus deren Taschen die Gelder für den Reichszuschuß zu den Renten fließen werden. Bedeutet das nicht eine „christliche" Vertiefung unsers Staatsgedankens? Tritt hier nicht die Forderung an uns heran, die alte Christentugend fröhlichen Gebens auch auf diesem nüchternen Gebiet des Rechtes zu voller Anwendung zu bringen? Will hier nicht jene zersplitterte Summe von Steuerzahlern wahrhaft zu einem einigen Volk von Brüdern sich verbinden? Wo ein Glied leidet, da leiden alle. Aber alle sind vielmehr entschlossen, nicht aus Gnade und Barmherzigkeit, sondern um der sittlichen Selbsterhaltung willen dem Leiden auch nur eines Gliedes vorzubeugen.

Von Leistungen auf unsrer Seite wird es abhängen, ob das Gesetz seine ersehnte Wirkung übt. Auf die Gesinnung, welche die Stütze, die Gesinnung, welche die Auslegerin des Rechtes ist, kommt hier alles an. Ohne sie wollen wir von Gesetzen gar nichts hoffen. Werden wir die Fingerzeige be-

achten, die uns von unsrer Alters- und Invalidenversicherung für die Ausreifung und Bethätigung unsrer Gesinnung gegen unsre handarbeitenden Brüder geboten werden? Das ist die bange Frage. Aber noch steht die Beantwortung in unsrer Macht. Drüben, unter der roten Fahne, sind sie überzeugt, um ihr gutes Recht zu kämpfen, ihr Recht, das sich auf ihre Arbeit gründet, das den Schimpf einer Behandlung als bloße Ware von sich weist und die Anerkennung persönlicher Gleichberechtigung fordert, das in dunklem Drange nach einem Staate sucht, der eine wirkliche Gemeinschaft seiner Glieder darstellte. Werden wir ihnen dies Recht als Recht anerkennen, unsre sozialen Reformgesetze von hier aus verstehen, sie unter diesem Gesichtspunkt auf unsre Gesinnung und seine Bethätigung einwirken lassen? Oder werden wir mit Gesetzen und Wohlthaten den Mund der Schreier zu verstopfen suchen, übrigens aber in der Stille hoffen, daß doch alles beim Alten bleibe? S E

## Auf dem Friedhofe der freireligiösen Gemeinde in Berlin

Heute, Sonntag den 1. Februar, fand auf dem Friedhofe der freireligiösen Gemeinde die Beerdigung eines Restaurateurs Salzwedel statt. Das sozialdemokratische Parteiorgan Vorwärts hatte in den letzten Tagen mehrmals zu reger Beteiligung an der Feier aufgefordert: es war also eine Berliner sozialdemokratische Parteigröße, die hier von den Genossen zur Ruhe gebracht werden sollte. Ich kannte den Friedhof und die Art noch nicht, wie die Freidenker unter unsrer Arbeiterschaft ihre Gesinnungsgenossen begraben. Das gab mir Veranlassung, diesem Begräbnis, das ich schildern will, beizuwohnen.

Der Friedhof liegt im äußersten Norden von Berlin, am Ende des großen Arbeiterviertels der deutschen Millionenstadt. Er ist nicht groß und ziemlich verwahrlost. Die öden, langen Brandmauern zweier Berliner Arbeiterkasernen flankiren ihn, seine Front berührt die letzte lange Straße, die „Pappelallee," die nach Norden ins Freie führt, an der Rückseite scheidet ein Bretterzaun diese Totenstätte von brachliegenden Feldern. Ueber dem Eingange ist in verwitterter Schrift kaum noch zu lesen: Friedhof der freireligiösen Gemeinde.

Es war gegen halb 4 Uhr, als ich die Pappelallee hinausschritt. Die Fenster aller Häuser waren dicht besetzt. Arbeiter in Hemdärmeln und Frauen in bunten Umschlagetüchern schauten wartend die Straße hinunter. Mit mir bewegte sich eine zahlreiche Menge dem Friedhofe zu, der bereits von Hunderten von Menschen angefüllt war. Ich wartete mit andern Hunderten, die einige Polizisten ohne Mühe in Ordnung hielten, vor dem Thore.

Bald kam der Zug, der einfache Leichenwagen voran, mit zwei schwarzumhüllten Pferden bespannt, auf seinem Dache das Kreuz des Christentums. Hinter dem Sarge folgten in Kutschen die Leidtragenden, darauf eine zahlreiche Menge von Männern, Frauen und Kindern, zum Zuge geordnet, und an ihrer Spitze einige wenige mit roten Shlipsen und großen Kränzen, die mit langen roten Schleifen geschmückt waren. Ich trat mit dem Zuge ein und hatte in dem Gedränge das Glück, ziemlich voran zu kommen.

Gleich rechts vom Eingang neben dem ärmlichen Totengräberhäuschen waren Lorbeerbäume und Blattpflanzen im Halbkreis aufgestellt; hier setzte man den blumengeschmückten Sarg nieder; darum gruppirten sich die Verwandten, nähern Freunde und die Vereinsgenossen, die dann in weitem Bogen und dichtem Gedränge die übrige Volksmenge umschloß; die einen von ihnen im Sonntagsstaate, manche in feierlicher schwarzer Kleidung und Zylinder, die andern, darunter wohl viele unglückliche Arbeitslose, in ihren Werktagskleidern, ohne Kragen und Shlips, unrasirt, viele in Gemütsruhe ihre Zigarre rauchend.

Nun erklang von einem Männerchor das schöne Lied von Goethe und Johannes Falk: Ueber allen Wipfeln ist Ruh, das manche mit entblößtem Haupte und alle mit Ernst und Stille anhörten. Dann hielt der Vorsitzende und geistige Führer der Berliner freireligiösen, d. h. atheistischen Gemeinde, der Stadtverordnete und Eisenwarenhändler Voigtherr, die Trauerrede.



Ich konnte den Mann nicht sehen, aber gut hören, denn er hatte ein helles, sympathisches Organ. Er sprach in langer Rede etwa so:

Verehrte Anwesende! Wenn wir am Sarge eines teuern Toten stehen, dann nehmen wir in unserm Schmerze weder zur Religion noch zur Wissenschaft, die uns hier nichts zu geben vermögen, sondern allein zu unserm Verstande und unserm Herzen Zuflucht. Unser Verstand hält uns frei von allen Irrtümern, die fromme Menschen heute noch verbreiten und womit sie sich über den Abgrund des Todes hinwegtäuschen und hinwegschmeicheln; er sagt uns, daß wir alle Glieder und Kinder der einen Mutter Natur sind, deren Gesetzen des Werdens und Vergehens wir unterworfen sind, nur ein winziges Teilchen der unendlichen Gesamtheit, aber berufen, mit zu arbeiten, daß diese zu endlichem Glück und Frieden kommt. Und unser Herz geht zurück in die Erinnerung an alle die schönen Stunden, die wir mit dem Entschlafenen gemeinsam verlebt haben, und es gedenkt der guten Thaten, die dieser gethan. Darin finden wir Trost, und wenn wir überhaupt — was aber nicht nötig ist — von einer Ewigkeit reden wollen, so ist es die in Ewigkeit fortwirkende gute That eines entschlafenen Menschen. Das gilt vor allem von diesem Toten, der schlicht und still, aber stark und bewußt die Gedanken, die das Volk heute bewegen, in seiner Seele trug und sie, ein Hauptverdienst, auch in die Herzen seines Weibes, seiner Kinder senkte, um sie von dort her wieder hinaustragen zu lassen ins Volk, fürs Volk.

Es folgte dann eine lange Verherrlichung des toten Gastwirts, überall mit der Spitze gegen den Glauben der eignen Väter und der eignen Kindheit, überall mit deutlichen sozialdemokratischen Hinter- und Agitationsgedanken. Aber die Form war gewandt, der Ton ernst und gemessen. Dann trug man den Sarg in langem, ungeordnetem Zuge an das schon seit 3 Uhr nachmittags dicht belagerte Grab und während er bei Liedesklang sofort hinabgelassen wurde, sagte Voigtherr ein paar Verse, „die letzten Worte des Toten, der nun zu einer Ruhe gekommen, auf die kein Leben mehr folgt, an die Hinterbliebenen," enthaltend. Und abermals sang jener Chor: Da unten ist Frieden im dunkeln Haus, da schlummert der Müde, da ruht er aus. Dann begannen der Totengräber und seine Gehilfen noch vor den Füßen der Hunderte von Leidtragenden, während Deputationen ihre rotschleifigen Kränze mit ein paar Widmungsworten niederlegten und manche in alter guter Gewohnheit den Hut zogen und ein stilles Gebet verrichteten, das Grab zuzuwerfen, eine Gefühllosigkeit, die mich besonders verletzte.

So ward ein sozialdemokratischer Genosse auf dem Friedhofe der freireligiösen Gemeinde begraben — ich muß sagen, ohne einen Zug tiefer Empfindung, heiliger Weihe, edlen Friedens, mit derselben Ruhe und Geschäftsmäßigkeit, mit der man politische Dinge abwickelt. Ich bin überzeugt, schon diese verstandesmäßige Kälte und hohle Nüchternheit, dieser Mangel jedes tiefern Gefühls, diese absichtliche und massiv deutliche Feindseligkeit nicht nur gegen das Christentum, sondern gegen jedes religiöse Bedürfnis, diese entwürdigende Ausbeutung heiligen Schmerzes über einen Toten zu politischer Agitation würde es allein schon, auch ohne unser Zuthun, und abgesehen von der Hohlheit der Negation, die das Wesen jener Bestrebungen ist, verhindern, daß diese freireligiöse Bewegung das volle sinnende Herz unsers tiefangelegten Volkes dauernd fesselt und begeistert. Die Ursache, warum heute die ökonomischen und politischen Emanzipationsbestrebungen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft sich mit den Ideen dieser atheistischen Clique verbünden, liegt nicht in dem Herzensbedürfnis danach, sondern einmal in der Thatsache, daß man sich auf sozialdemokratischer Seite fälschlicherweise verpflichtet fühlt, diesen Emanzipationsbestrebungen eine sogenannte wissenschaftliche Unterlage und Begründung zu geben, die eben dasselbe materialistische Prinzip ist, das jene freireligiöse Gruppe ins Leben gerufen hat; und zweitens in der Art, wie noch heute die christlichen Heilswahrheiten den modernen Menschen vor allem in der Schule beigebracht werden: als Wissensstoff, eingewickelt in ein längst veraltetes Kleid, in die spekulative Form des neuplatonischen Welterkennens. In der Verquickung mit ihr vermag der gedankenvolle deutsche Arbeiter, dessen Nährmutter die heutige Naturwissenschaft ist, die Kraft der ewigen Wahrheit des Christentums auf sich nicht wirken zu lassen — und so wendet er sich von ihm ganz ab, gewohnt, nichts halb zu thun.

Wie wahr das ist, und wie lebendig die Sehnsucht nach mehr und Höherem, als was die Oberflächlichkeit dieses Frei-

denkertums bietet, auch in diesen Freireligiösen noch sitzt, beweisen die Gräber derer, die auf ihrem Friedhofe ruhen.

Als die Menge der Leidtragenden nach der Beerdigung ihres Genossen meist schon wieder fröhlich von dannen zog, sah ich mir diese durch das Tauwetter halb aufgeweichten, mit toten Herbstblättern bedeckten Gräber und Leichensteine an. Die vielen Kreuze, diese sieghaften Symbole des christlichen Auferstehungsglaubens, waren mir schon vorher unter den oft prächtigen Grabdenkmälern aufgefallen; dazu kamen, als ich weiter zusah, andre Zeichen, die man nur auf den Friedhöfen christlicher Gemeinden erwartet: Abbildungen von Engeln, von Palmen, flammenden Herzen, verschlungenen Händen, Sternen und Schmetterlingen, besonders häufig waren Leichensteine in Form eines aufgeschlagenen Bibelbuches, und wohl auf der Hälfte dieser Steine las man die Worte: „Hier ruhet in Gott N. N. u. s. w.," viel seltener: „Hier ruhet in Frieden," noch seltener einfach: „Hier ruht P. P." Das kann bei dieser Menge kein Zufall sein, das ist der häufig wohl unbewußte Ausdruck der elementaren Ewigkeitssehnsucht, die auch die freireligiöse Negation aus den Gliedern ihrer eignen Gemeinde noch nicht auszumerzen vermocht hat. Noch mehr zeigten dies viele, viele Verse, die ich auf den Steinen las und zum Teil abschrieb. Nur wenige kannte ich von früher; die meisten trugen, wenigstens für mich, den Stempel der Unmittelbarkeit, der originellen Abfassung oder Auswahl durch die Leidtragenden und ihre Freunde und schienen mir darum doppelt bedeutsam. Hier sind einige:

Du Teurer hast nun ausgelitten;
Du sankst zu früh ins kühle Grab,
Der Schöpfer ließ sich nicht erbitten,
Weil er dir beßres Leben gab.

Oder das bekannte:

Was wir bergen in den Särgen
Ist der Erde Kleid;
Was wir lieben, ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit.

Ist das nicht Ewigkeitshoffnung, Christenglaube? Und noch deutlicher dies:

Ach, viel zu früh verließest du die Deinen,
Die still am Grabe dich beweinen
Und durch den Trost den Schmerz nur überwinden,
Daß sie beglückt dich jenseits wiederfinden.

Ebenso:

Schlummre sanft hinieden,
Oft von uns beweint,
Bis des Himmels Frieden
Dich mit uns geeint.

Und noch eins:

Es sei euch Trost — das Wiedersehn.

Und dies:

Liebe Eltern, weinet nicht,
Diese Welt war nicht für mich;
In dem schönen Himmelsgarten
Werd ich einstmals euch erwarten.

Und dies, das ich wiedergebe, wie es geschrieben stand:

Der Letzte Kampf war schwer
und heiß; die Stirn bedeckt'
ein kalter Schweiß, die Brust
ging hoch und fürchterlich,
da kam Gott und erbarmte sich.

Ja, selbst das namentliche Bekenntnis zum Christentum war auf der Rückseite eines hohen, schwarzen Kreuzes also zu lesen:

Aus der Gattin Arm rief Gott dich ab
Und aus der Mitte deiner Freunde.
Ach, sie weinen nun an deinem Grab,
Alle, die das Leben dir vereinte.
Wer dich kannte, blickt dies Grab mit Wehmut an,
Denn du warst als Mensch und Christ ein Biedermann.

Dreimal fand ich auch auf dem Drittel des Friedhofs, das ich absuchte, das schöne Lied, das so oft an christlichen Gräbern erklingt: Es ist bestimmt in Gottes Rat. Ja, auch eines Predigers Grab traf ich hier, des Geistlichen der ehemaligen christkatholischen Gemeinde, die wohl später in der freireligiösen aufging. Auf seinem zerfallenen, verwahrlosten Grabe las ich:

Diese Tafel errichtete die christkatholische Gemeinde
in liebender und dankbarer Verehrung ihrem Prediger
Robert Bernauer
* 1816, † 1854
Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.
1. Kor. 7, 23.



Ein Bibelwort an dieser Stelle, eine unausgelöschte Predigt, die vor siebenunddreißig Jahren anhub und heute noch redet zu Menschen, die Heiden sein wollen um jeden Preis und es doch nicht sein können!

Nur wenige Sprüche fand ich, denen man die freireligiöse Gesinnung ansah; manchmal stand ein gutes Wort eines unsrer großen Dichter auf einem Steine. So das Schillers auf dem Grabe einer Frau:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Zum Schlusse trat ich noch einen Augenblick an das schöne Grabdenkmal Hasenklevers, der im Wahnsinn starb. Eine zerbrochene Säule ragt auf feingearbeitetem Unterbau empor. Dieser trägt die Inschrift:

Dem alten Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht
Wilhelm Hasenklever
geb. 19. April 1837
gest. 3. Juli 1889
Gewidmet von den Berliner Genossen.

Dann aber trieb mich die Dunkelheit von dannen. Das Letzte, worauf mein Auge an dieser Stätte fiel, war jener bekannte elende Vers, den man nunmehr auf der Rückseite des Thorschildes angebracht hat:

Macht hier das Leben gut und schön —
Kein Jenseits gibts, kein Wiedersehn!

Wirklich nicht? Wirklich kein Jenseits? Straften nicht die Gräber, deren Inschrift ich soeben gelesen hatte, dieses Wort Lügen, zwanzig-, dreißigfach? — — —

Als ich zum Thore hinaus und den Heimweg antrat, tönte mir das Geläute der Abendglocken vom Turme der nächsten evangelischen Kirche, der Zionskirche, entgegen. Unter ihrem Klange schritt ich in das Sonntagsgewühl der Riesenstadt zurück. Wahrlich unser Glaube wird dennoch den Sieg behalten, wenn wir nur die Zeichen der neuen Zeit verstehn, die heraufzieht und die auch dieser Toten Ruhestätte predigt. P G

---

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 4. Auf der Straße

**A.** Wie heißt doch der Herr, den du eben grüßtest?

**B.** Ah, das ist ein trefflicher Mann! Es ist der Kollaborator Peterlein.

**A.** Ein trefflicher Mann? Ich habe Ursache, anders von ihm zu denken. Ich sah ihn zufällig — einmal da, einmal dort, in der Restauration, bei einem Festessen, da mußte ich auf ihn aufmerksam werden, und ich beobachtete mancherlei, das mich nötigt, deine Bezeichnung als eines trefflichen Mannes entschieden abzulehnen.

**B.** Nun, sehr genau, d. h. aus dauerndem persönlichen Umgange kenne ich ihn nicht; immerhin bin ich seit Jahren mit ihm bekannt. Er hat ausgezeichnete Grundsätze, und ich habe Aeußerungen von so hohem ethischen Gehalte aus seinem Munde gehört, daß ich sagen muß, das waren Aeußerungen eines geradezu bedeutenden Innenlebens.

**A.** Kennst du die Dame dort? — dort am Eck! Eben biegt sie in die nächste Straße ein?

**B.** Mein Auge reicht nicht so weit.

**A.** Das ist die vorzügliche Frau Präfekt.

**B.** Die „vorzügliche" Frau Präfekt, die stadtbekannte böse Zunge?

**A.** Ja ja, eben diese! Sind nicht die Straußfedern auf ihrem Hute vorzüglich? Ist nicht der Stoff des seidenen Kleides, das sie heute trägt, vorzüglich? Ist sie nicht also eine vorzügliche Frau?

**B.** Ich verstehe: dir gelten die Grundsätze des Herrn Kollaborators so viel als die Straußfedern der Frau Präfekt! Nur daß man Grundsätze nicht zu kaufen bekommt wie einen Hutschmuck oder ein seidenes Kleid.

**A.** Da irrst du sehr!! Weißt du, warum die großen Männer, die wirklich großen, gelebt, gelitten und das tiefe, unendliche Wort gesprochen haben, das den Gewinn ihres Lebens

in sich schloß? Weißt du es, warum die großen Dulder Dante, Michelangelo, Kierkegaard, Carlyle geschaffen wurden? Warum Shakespeare, warum Goethe das Menschendasein in allen seinen Seiten in sich darstellen mußte? Weißt du, warum einige wenige außergewöhnliche Herzen sich quälen mußten? Damit Millionen gewöhnlicher Menschen sich mit dem Lebensergebnis jener Edlen drapiren könnten!! Der graziöse Lump, der dich am Ballabend mit einer überraschenden Wendung unterhält, hat sie dem Manne gestohlen, der in Kopenhagen als ein Spott der Gassenkinder dahin ging, krank, ausgepfiffen und die Seele göttlicher Gedanken voll.

**B.** Du übertreibst!

**A.** Ich übertreibe? Ich sage dir: zehn haben als ganze Menschen edel gelebt, damit zehn Millionen Viertelsmenschen eine noble Gesinnung und effektreiche Gedanken sich leihen könnten. Die geistige Welt ist eine Leih- und Bestehlanstalt! Nur daß dem Verleiher das Herz blutet, während der Leihende sein Liedchen trällert!

**B.** Wenn es so ist, so preise Gott, daß er jene zehn schuf und in der Not ihres inneren Lebens die Perle entstehen ließ, mit welcher der am Geiste oder am Gemüte Arme nun sich selbstgefällig schmückt. Wie nackt und bloß wäre er ohne das!

**A.** Das ist eine Spitzbubenphilosophie, du freundlicher Erklärer! Aber ich will sie für heute gelten lassen.

---

## Verschiedenes

(**Pastor Funckes Aeußerung in Lübeck**) hat uns in letzter Nummer den Anlaß gegeben, „eine Unart frommer Christen" zu rügen, die uns nur zu oft Anstoß gegeben hatte. Diese sachliche Ausführung bleibt in Kraft, wenn wir hiermit von einer Berichtigung Kenntnis nehmen, die wir in Nr. 70 der Kreuzzeitung finden. Darnach hat der Berichterstatter des Hamburger Fremdenblattes, dem wir wie viele andre Zeitungsschreiber Glauben schenkten, höchst leichtsinnig berichtet. Funcke hat in Lübeck gar nicht über die Jesuiten, sondern über die Frage, „wie man seines Lebens wahrhaft froh wird," einen Vortrag gehalten. Beiläufig ist er auf die Jesuiten zu reden gekommen und hat versichert, daß er sie als evangelischer Christ nicht fürchte. Er hat dabei den berühmten Bornaer Brief Luthers vom 5. März 1522 angezogen und aus diesem — nach seiner Berichtigung — folgende Worte zitirt: „Mein Herr Christus ist nicht von Stroh; und wenn es aufs Schützen ankommt, so wollte ich lieber Ew. Kurf. Gnaden schützen, als daß Kurf. Gnaden mich schützen sollte." Das ist nun allerdings eine sehr freie Art zu zitiren, denn so hat Luther nie geschrieben. Er sagt in seinem Briefe vom Herzog Georg u. a.: „Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann, aus Stroh geflochten"; eine halbe Seite später folgt die unvergleichliche Stelle vom Schützen. Immerhin steht Funckes Aeußerung so in viel milderem Lichte, als nach jenem ersten unverantwortlichen Zeitungsbericht. Was freilich die Berufung auf Luther in unserm Falle betrifft, so ist nicht zu vergessen, daß derselbe Luther, der den Brief schrieb, bis an den Tod wie ein Löwe gegen das Papsttum gekämpft hat. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.



**Osterpredigten. Festpredigten.** Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Herausgegeb. v. Superintendent **Emil Quandt.** II. Band: Ein evangelisches Osterbuch. Geheftet 3 Mk. Gebunden mit Goldschnitt 4 Mk.

**Konfirmationsreden. Im Reiche der Gnade.** Sammlung von Kasualreden in Beiträgen namhafter Geistlichen der evang.-luth. Kirche Deutschlands. Hrsg. von Lic. theol. **Gustav Leonhardi.** Heft II: Konfirmationsreden. Geh. 1 Mk.

**Beicht- und Abendmahlsreden.** Bildet das 3. Heft der vorstehenden, von G. Leonhardi herausgegebenen Sammlung von Kasualreden. Geh. 1 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung

**Fr. Richter in Leipzig.**

Pius IX.
**Encyklika und Syllabus**
vom 8. Dez. 1864
als ein Beitrag zum Verständnis der kirchl. Lage d. Gegenwart für ev. Christen verdeutscht und erklärt von
**Lic. E. Rönneke** in Rom.
Preis 1,50 M.
Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh.**

Im **G. Schwetschke'schen Verlag** in **Halle** (Saale) ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Sozialrevolution**
oder
**Sozialreform?**
Von **Julius Werner,**
Pfarrer in Hohenthurm bei Halle (Saale).
Preis Mark 1.—

**Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.**

**Konfirmationsscheine,** zwanzig, **Prachtausgabe,** m. Zeichnungen von Prof. **C. Andreae.**
1. Folge, 2. Auflage (20 Scheine) Preis 2 Mk.
2. „ 2. „ (20 „ ) „ 2 „
3. „ (20 Scheine) Preis 2 Mk.
4. „ (20 „ ) „ 2 „

Infolge vielseitiger Wünsche ist diese Sammlung, welche sich durch eine **höhere künstlerische Ausführung** der Scheine bei verhältnismäßig billigem Preise rasch eine große Beliebtheit errungen hat, auf **vier Folgen** vermehrt worden, damit dieselben auch für Gemeinden mit **größter Konfirmandenzahl** ausreichend sind.

Von den neuen Folgen enthält die eine (III.) eine Auswahl von 20 weiteren Sprüchen, die Scheine der anderen (IV.) haben dagegen **einen leeren Raum zum Einzeichnen selbstgewählter Sprüche,** wie dies ebenfalls von vielen Seiten gewünscht wurde.

Die bekannten und viel verbreiteten:

**Konfirmationsscheine,** vierzig, mit Zeichnungen von **Otto Speckter**
1. Folge (40 Blatt) 9. Auflage, 1 Mk. 60 Pf.
2. „ (40 „ ) 5. „ 1 „ 60 „

sind nach wie vor zu beziehen, und in allen Buchhandlungen werden sämtliche Scheine bereitwilligst zur Ansicht vorgelegt.

Verlag von **BREITKOPF & HÄRTEL** in Leipzig.

Die Entstehung und erste Entwickelung
**des deutschen evangelischen Kirchenliedes**
in musikalischer Beziehung.
Für Theologen und kirchliche Musiker
dargestellt von
**Ph. Wolfrum,**
Akadem. Musikdirektor und a. o. Professor in Heidelberg.
**Mit musikalischen Beilagen.**
(A. u. d. T. Musikalische Handbibliothek. Bd. VIII.) X, 256 S. 8°.
geh. 5 Mk.; fein geb. 6 Mk. 20 Pf.

„Ein bislang fehlendes und recht notwendiges Werk, ein wahres Vademecum für angehende Theologen und Kirchschullehrer."
(Prof. **Franz M. Böhme,** Dresden.)

In empfehlende Erinnerung bringe ich:
**Koch, Jac. E., Nur treu.** Konfirmationsreden. 1882.
statt 2 M. 40 Pf. **für nur 1 M. 50 Pf.**
— — In elegg. Lwdbd. statt 3 M. **für nur 2 M. — Pf.**
Der Titel der Reden kennzeichnet auch den Geist, in dem sie gehalten sind, nämlich in Treue gegen das Bekenntnis der Kirche. Zu dieser Treue kommen Schlichtheit und Innigkeit der Sprache und machen so dieselben zu Reden, welche denen, die sie gehört, eine werte Erinnerung sein und aus denen auch Amtsbrüder manches lernen können.
(Sächs. Kirchen- u. Schulblatt.)
Verlag von **Theodor Rother** in **Leipzig.**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Eine geprüfte Erzieherin,** achtunddreißig Jahre alt, **sucht** zum 1. oder 15. Mai in einem christlichen Hause eine **Stelle als Erzieherin** bei größern Mädchen. Gefällige Offerten unter **H. H. 45** an die Expedition d. Bl. erbeten.

**Preisermäßigung!**
**25 Trauscheine**
nach Zeichnungen von A. Lämmel
**mit und ohne Text**
anstatt Mk. 2.— für Mk. 1.50.
Leipzig. **Theodor Rother.**

Zu **Konfirmationsgeschenken** empfohlen:
**Geistliche Lieder**
Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister.
Herausgegeben von
Prof. Dr. **H. Kretzschmar, Paul Stöbe**
und
Konsistorialrat **H. Ahlfeld**
Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—
**Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

**Hierzu je eine Beilage von der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart und der Chr. Belserschen Verlagshandlung in Stuttgart**

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 8 der „Chronik der Christlichen Welt"**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 9** **Leipzig, den 26. Februar** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Der Liebe Christi Kraft und Lohn: 2. Der Lohn — Heinrich Zieglers geschichtlicher Christus — Ein Beitrag zur Würdigung des Buddha: 2. 3 — Die Fortschritte der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt — General Booths Sozialreform: 1. Aufnahme der Vorschläge — Zu den Reichsratswahlen in Oesterreich — Hedda Gabler — Verschiedenes: Gottseligkeit ein Gewerbe?; Die protestantische Kirchenzeitung — Anzeigen


## Der Liebe Christi Kraft und Lohn

Phil. 2, 5—11

### 2. Der Lohn

Wie der Liebe Christi Kraft in ihrer völligen Selbsthingabe sich erweise, ist im ersten Abschnitt dieser Betrachtung gezeigt worden; auch wie noch heute und eben heute diese Liebe Leben werden müsse, und wie dann auch der Lohn nicht fehlen werde. — Am Lohne dieser Liebe erkennen wir ihren Wert im Urteile Gottes; und der Lohn ist göttliche Verherrlichung.

Aber wie: Liebe und Lohn? Wir verwerfen den römischen Wahn, der durch allerlei „gute Werke" den Himmel zu verdienen trachtet; und doch steht hier von Jesus Christus selbst ausdrücklich: „Darum hat ihn Gott erhöht." Und Hebr. 12, 2 heißts sogar: daß er „für die ihm vorgehaltene Freude duldete das Kreuz .... und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhle Gottes." — Nun, eben diese Stelle giebt uns die Lösung des scheinbaren Widerspruchs. Christus wird da gepriesen als der „Heerführer und Vollender des Glaubens." Nicht um Werkgerechtigkeit also handelt sichs auch hier; nur der Glaube gilt vor Gott, der Glaube, der durch die Liebe wirksam wird. Diesen Glauben hat Jesus Christus von der Krippe bis zum Kreuze, in Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung in sich selber zur Vollkommenheit ausgestaltet: den Glauben an Gott, daß er seinen Gehorsam bis zum Tode annehmen werde als Bürgschaft für die sündige Menschheit; den Glauben an die Menschheit, daß sie durch seinen demütigen Dienst sich werde zurückgewinnen, versöhnen lassen mit Gott. Und wenn dieser Glaube es ist, der die Liebe treibt zu ihrem Thun und Leiden, so ists wahrlich nicht Lohnsucht, was nach Vergeltung, nach Erfüllung verlangt.

Denn nichts andres ja erstrebt Christus, als das zu werden, wozu er von Anfang berufen ist: der Heiland, der Erlöser der Welt. Und daß er der ist, das bestätigt ihm und uns Gott, der Vater, dadurch, daß er den Sohn auferweckt aus den Toten. — Weil er der Auferstandene ist, darum ist er der, welcher vormals seiner göttlichen Gestalt sich entäußert und Knechtsgestalt angenommen hat; weil er der Auferstandene ist, darum ist sein Tod am Kreuze die höchste That des sündlosen Gehorsams gewesen; kurz: weil er der Auferstandene ist, so ist er der Weltheiland; die heilige Gottesliebe hat in Christus gesiegt auf ewig über die Selbstsucht der Sünde.

Darum hat ihn Gott hoch erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist. Diese Erhöhung Christi drückt die Schrift aus durch die Bildrede: er sitzt zur Rechten Gottes. Es ist ein Ort, aber nicht im Raume, ein raumloser Ort, ein geistiger Bereich, den nennen wir den Himmel; denn daselbst wohnt und thront die Herrlichkeit des allgegenwärtigen Gottes in ihrer Fülle; und eben da ist auch Jesus Christus, der Auferstandene, hat Anteil an Gottes Macht (Rechte) und an Gottes Ehre (sitzt), um hinauszuführen, was er auf Erden begonnen hat: das Heil der Welt. — Dasselbe besagt der ihm gegebene Name, der über alle Namen ist, weil er der allerursprünglichste und darum der allerumfassendste Macht- und Ehrentitel ist: Herr. Daß Jesus Christus der Herr ist, das wird am Ende das Bekenntnis sein, in dem die gesamte Schöpfung sich einigt. Es ist kein geringerer als der Jehovaname selbst, der ihm damit von Gott verliehen wird; es ist die vollendete Darstellung dessen, was er einst in Niedrigkeit gesprochen: „Ich und der Vater sind eins"; „wer mich sieht, der sieht den Vater."

Mit hohen Worten, ja in den höchsten Akkorden preisender Anbetung hat Paulus je und je in dieses wundervolle Geheimnis sich vertieft. Im Briefe an die Epheser rühmt er die „mächtige Stärke" Gottes, „welche er gewirkt hat in Christo, da er ihn von den Toten auferweckt hat und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel, hoch über alles Fürstentum und Gewalt und Macht und Herrschaft und alles, was genannt mag werden nicht allein in dieser Weltzeit, sondern auch in der zukünftigen, und hat ihm alle Dinge unter seine Füße gethan." Sein Herrschaftsgebiet hat keine Grenzen. Ausgesöhnt ist darin der Gegensatz zwischen Himmel und Erde — ist doch, „was im Himmel und auf Erden ist," „in ihm" als unter seinem Haupte „zusammengefaßt"; ausgelöscht ist der Unterschied von Gegenwart und Zukunft — sein Reich ist „ein unbewegliches Reich," ein ewiges Reich, erhaben über die Zeit und ihre Wandlungen.

Und so müssen denn vor ihm „sich beugen alle Kniee, derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß er der Herr sei." Eine Bekräftigung des dem Sohne verliehenen Jehovahnamens. Denn Jehovah ists, der bei Jesaja spricht: „Mir sollen sich alle Kniee beugen und alle Zungen schwören." — Da, wo im reinen Lichte der Herrlichkeit Gottes die Engel dienen und lobsingen: da wird Jesus Christus gepriesen als der Herr. Und da, wo Menschen auf Erden froh werden ihres Heils: da wird Jesus Christus gepriesen als der Herr. Und da, wo die Seelen der entschlafenen Frommen warten auf die Vollendung ihrer Hoffnung: da wird Jesus Christus gepriesen als der Herr. Ja, mehr noch: auch alle die, welche hienieden ihm den Rücken kehren und denen, wenn sie sterben, nichts bleibt als ein schreckliches Warten des Gerichts: auch sie alle werden einmal bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei, und werden ihre Kniee vor ihm beugen — freilich mit Entsetzen und sich selbst zum Urteile der Unseligkeit.

Noch tritt die göttliche Herrlichkeit des Eingebornen nicht in jedermanns Bewußtsein. Für die Zeit der währenden Entwicklung des Gottesreiches ist ein engerer Kreis geordnet, worin er waltet und wirkt; und zu diesem engeren Kreise hat er noch ein besonders inniges Verhältnis. In der angeführten Epheserstelle heißt es nach den Worten: Gott hat ihm alle Dinge unter die Füße gethan — weiter: „und hat ihn gegeben der Gemeinde zum Haupte über alles, welche da

ist sein Leib." — Die Gemeinde, die Sammlung seiner Gläubigen, die ist ihm so innig und untrennbar verbunden wie ein Leib mit seinem Haupte; da wirken und schaffen seine Geisteskräfte, seine Lebenstriebe; da verherrlicht er sich ununterbrochen im inwendigen und im äußeren Leben.

Auf diese Weise bahnt sich in Kraft der Erhöhung Jesu Christi die Vollendung des Heilswerkes im Schoße der Gemeinde mehr und mehr an; und der Weg ist unversperrt, hier und in Ewigkeit seiner Herrlichkeit teilhaft zu werden. — Das letzte Ziel aber von allem, der Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung des Gottessohnes, seiner Erhöhung und unsers Bekenntnisses ist: die „Ehre Gottes, des Vaters." Denn der ists, dessen Gnade das Heil von Ewigkeit her beschlossen und den Heiland uns geschenkt hat; er ists, dessen Liebe in Jesus Christus wiederstrahlt und sich uns darbietet; er ists, der in Ewigkeit alles sein wird in allem.

Das ist der Liebe Christi Lohn. — Ists nicht, in diesem Lichte gesehen, eine selige Mahnung: „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war"? Wahrlich: die selbstverleugnende Liebe, die echte Liebe, der nichts ferner liegt als die Sucht nach Belohnung, gerade sie gewinnt den köstlichsten Lohn: sie bringt ihr Werk zu stande; sie siegt am Ende über die finstere Macht der Selbstsucht und führt zur Gottähnlichkeit. Darum: „lasset uns lieben, denn er hat uns erst geliebt!" G-S

## Heinrich Zieglers „geschichtlicher Christus"

Unter diesem Titel hat der unsern Lesern nicht unbekannte Oberpfarrer von Liegnitz ein Büchlein veröffentlicht, das dadurch besondres Aufsehen erregen wird, daß der Verfasser um seinetwillen in Disziplinaruntersuchung vom Breslauer Konsistorium gezogen worden ist.*) Das Buch enthält fünf Vorträge, von denen sich vier mit dem Alten Testament, mit der Geschichte Israels beschäftigen; sie sollen als Vorbereitung zu dem letzten Vortrage dienen, der dem Buche den Gesamttitel gegeben hat: „Der geschichtliche Christus." Dieser letzte der in Liegnitz gehaltenen Vorträge hat Aergernis erregt, und so hat sich die genannte kirchliche Behörde veranlaßt gesehen, einzugreifen.

Die ersten Vorträge können schwerlich jemanden verletzt haben. Denn wenn in dem ersten „der biblische Schöpfungsbericht" als religiöse, nicht als naturwissenschaftliche Urkunde gewürdigt wird, so dürften die Theologen selten sein, die nicht den gleichen Standpunkt einnehmen. Ich erinnere nur daran, wie der verstorbene Professor Riehm in Halle denselben Gegenstand in einem Vortrag ebenso behandelt hat, ohne daß deshalb irgend ein Aergernis entstanden wäre. Wenn in den drei andern Vorträgen (das auserwählte Volk; die messianischen Weissagungen des Alten Testaments; das Judentum zur Zeit Christi), zumal im zweiten, der Standpunkt Wellhausens vertreten wird, wonach nicht, wie man bisher annahm, das Gesetz das Ursprüngliche und Grundlegende der alttestamentlichen Religion war, sondern das Prophetentum, so könnte hiergegen höchstens eingewendet werden, daß Ziegler als ausgemachte Thatsache vorträgt, was doch immerhin noch umstritten ist, aber freilich selbst Männer wie Delitzsch nicht unbeeinflußt gelassen hat. Das religiöse Gefühl kann sich aber durch diese Ausführungen Zieglers nicht verletzt fühlen, denn er entkleidet die alttestamentliche Religion durchaus nicht ihres Offenbarungscharakters. So heißt es S. 33:

Wenn wir fragen: Wo hat dieser heilige Geist Boden gewonnen auf Erden? wo ist er überhaupt in entscheidenden Gegensatz und Kampf mit dem unheiligen Geiste des fleischlich denkenden Menschen getreten? wo sind die großen Geisteskämpfe für die Erhebung der Menschen kräftig und gewaltig unternommen und durchgefochten worden? so antwortet die Geschichte: Auf den Gefilden Kanaans, im Volke Israel, da ist der geweihte Boden, auf dem nicht nur um vergängliche Güter, sondern um das eine höchste Gut der Menschheit gerungen und bis in den Tod getreu gekämpft worden ist, und die Propheten sind die Führer in diesem Kampfe gewesen.

Und dann weiter von diesen Propheten:

*) Die Untersuchung ist eröffnet worden aus Anlaß der gehaltenen Vorträge, ehe sie im Druck erschienen sind. D H



Wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß die natürliche Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke nach Temperament und Einbildungskraft verschieden ist, so kann doch trotz des höchsten Maßes solcher natürlichen religiösen Begabung ebensogut das Sinnloseste und Vergänglichste, ja das Entsetzlichste in der Entwicklung des religiös hochbegabten Menschen hervortreten, wie das Bleibende und Gute. Eine Erklärung für die Lebhaftigkeit religiösen Interesses und Wirkens vermag der Hinweis auf die Naturanlage wohl zu geben, nicht aber eine Erklärung für die nüchterne, sich unter dem größesten Wechsel gleichbleibende, ihres Ursprungs und Zieles sich stets bewußte, in heiligem Eifer sich selbst vergessende, sich ganz hingebende Thätigkeit der Propheten. Nein, nicht auf menschliche Einwirkung und Erziehung, nicht auf den Vorzug natürlicher Anlagen weisen uns diese Männer, sie weisen über sich selbst hinaus und ebenso über ihre natürlichen Anlagen und ihre von Menschen gegebenen Einwirkungen hinaus auf den einen, der ihnen eins und alles ward, auf Gott. (S. 34.)

Von solchen Ausführungen wird sich jeder ernste Sinn befriedigt fühlen. Was aber den Anstoß gegeben hat oder haben soll, das muß also im letzten Vortrag gesucht werden. Was hat Ziegler da gesagt? Von welchen Grundsätzen geht er aus? Womit hat er die Gemüter verletzen können?

Ehe wir diese Fragen beantworten, eine kurze Bemerkung. Daß es Ziegler heiliger Ernst um die Sache unsers Glaubens ist, dem kann sich niemand, der billig denkt, verschließen. Haben wir von einer früheren Schrift Zieglers: „Der alte Gott lebt noch" bei allem Widerspruch freudig anerkannt, daß sein Wort „warm aus der Seele quillt," daß er eine „siegesgewisse Begeisterung für die Herrlichkeit unsers Glaubens" hat, so kann ich dies von der vorliegenden Veröffentlichung nur wiederholen.*) Nicht eitle Ehrsucht hat Ziegler veranlaßt, zu reden, sondern der Schmerz darüber, daß „unsre Gemeinden in ihren besten Kreisen so ratlos, so trostlos über den Gegenstand ihres Glaubens bleiben." Daß unsre Kirche die Fühlung mit weiten Schichten, auch unter den Gebildeten, verloren hat, das ist augenscheinlich. Welche andre Thatsache als diese hat die Christliche Welt ins Leben gerufen?

An Zieglers Ernst und redlicher Absicht kann nur der böse Wille zweifeln. Oder sollte man dem gesprochnen Worte gar nichts von der Wahrhaftigkeit der Empfindungen abgespürt haben, wie man es dem gedruckten abspüren muß?

Den Weg, den Ziegler einschlägt, den Weg der geschichtlichen Darstellung können wir nur billigen. Ihn wandelt auf allen Gebieten unser Geschlecht. Und wenn es ein Mittel giebt, unsre Gebildeten wieder auf Christus aufmerksam zu machen, so das, daß man ihnen die geschichtliche Gestalt Christi ohne alle dogmatischen Erörterungen zeigt, daß man den Weg einschlägt, den uns Luther gewiesen hat und den unsre evangelische Gemeinde nie verlassen darf, den Weg der Geschichte. Gewiß hat Ziegler vollkommen Recht, wenn er sagt, daß wir evangelischen Christen der geschichtlichen Kritik überhaupt nicht entraten können. Immer und immer müssen wir unsern Glauben an der Quelle stärken: der geschichtliche Christus ist unser unumstößlicher Grund:

Des geschichtlichen Christus bedürfen wir, um vor uns selbst und vor aller Welt den Wahn zu zerstören, als scheuten wir das Licht der geschichtlichen Wahrheit. Des geschichtlichen Christus bedürfen wir, um was uns innerlich hält und trägt im Kampf des Lebens, in Not und Tod auch klar anzuschauen, bezeichnen und bekennen zu können. (S. 92.)

Wenn also Ziegler von Christus reden will, abgesehen von aller Dogmatik, so kann ihm daraus auch niemand einen Vorwurf machen. Er will nicht, so betont er im Vorwort, die „ganze Tragweite und Bedeutung seiner Persönlichkeit für das Heil der einzelnen Seele und für den Bau des Gottesreiches unter uns" würdigen — das sei Sache der Predigt. Doch bricht wie am Anfang einmal, so am Ende des Vortrags doch die warme religiöse Empfindung in beredten Worten hervor. Nachdem vom Tode Christi bezeugt ist, daß er „zur sühnenden Kraft für alle wird, die hier erkennen Gottes Walten, Gottes Kraft, die das Böse mit Gutem überwindet, Gottes Offenbarung seines heiligen Wesens, seiner Liebe, mit welcher er alle Herzen, die nach ihm verlangen, zu sich zieht"; nachdem an die Demut und Ergebung in Gethsemane erinnert ist, schließt Ziegler mit den Worten:

Hier ist erschienen, was wir alle brauchen, hier ist auf Wegen, die kein Mensch erwartete, der heilsgeschichtliche Beruf Israels für die

*) Vgl. Jahrg. 1889, Nr. 37 und 52.

ganze Welt erfüllt. Und der, in dem dieser Beruf persönliche Wahrheit ward, ist unser ganz und gar in Freud und Schmerz, in Schwachheit und in Not; in diesem unserm Bruder haben wir die Kraft der Lösung unsrer Seelen, des Glaubens an die ewige heilige Liebe, die Kraft des Auferstehens aus dem Tode der Gottentfremdung, die Kraft der Zuversicht des Lebens und der Seligkeit.

Kann man sich denken, daß solche Worte, die doch keine schönen Redensarten sind, in einem frommen Herzen andre als zustimmende Empfindungen wecken können? Und wer sich davon nicht befriedigt fühlt, der lese doch noch einmal nach, was Ziegler in dem fünften Kapitel seines Buches: „Der alte Gott lebt noch“ sagt, ob nicht da Stellen zu finden sind, die eine reine, volle, herzliche Liebe und demütige Dankbarkeit gegen Christus atmen. Gewiß ist Zieglers dogmatische Stellung eine andre als die meine, und ich habe mich ja in diesen Blättern scharf mit ihm auseinander gesetzt; aber wo nur immer in Demut und Liebe dem Herrn die Ehre gegeben wird und wo an die Wahrhaftigkeit des Herzens zu glauben Pflicht ist, da ist es auch Pflicht des Christen, eine andre Anschauung zu tragen. Wir sind nicht alle gleich im Erfassen und im Darlegen unsers Glaubens, aber wir sollen überall auf die Gesinnung sehen.

Wenn so der Schluß des Vortrags uns nur versöhnend berührt, so leugnen wir nicht, daß auf seinen ersten Seiten sich einige herbe und, wie uns scheint, zu scharfe Ausdrücke finden. Es liegt viel Wahres darin, wenn Ziegler sagt, daß „von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Schulmeinungen und Lehrbestimmungen über den Gegenstand des Glaubens denselben eingewickelt und ihn dadurch dem klaren Blick wie dem unmittelbaren Herzensbedürfnis vielfach entzogen haben“ (S. 91); er hat auch ganz recht und die Geschichtsforschung erweist es unwiderleglich, daß gewisse „Lehrbestimmungen einer vergangnen Zeit und einer nicht mehr unter uns geltenden Philosophie und Weltanschauung“ angehören (S. 90), aber es ist doch nicht richtig, geschichtlich nicht richtig, sie „ein Netz von Vorurteilen und willkürlichen Menschensatzungen“ zu nennen (S. 92); denn gerade, wenn wir die Stimme der Geschichte hören, so lernen wir diese Lehrbestimmungen als nicht rein „willkürliche,“ sondern als organische, nach einem höhern Gesetz notwendige Erscheinungen verstehen. Und es dürfte dem Evangelium vielleicht mehr gedient sein, wenn man der Gemeinde zu einem richtigen geschichtlichen Verständnis auch dieser „Lehrbestimmungen“ verhilft, als wenn man sie bloß schilt, und von dem „schalen, abgestandenen und oft so unreinen Wasser menschlicher Ueberlieferungen“ redet. Solche Behauptungen sind doch sehr mißverständlich und erregen leicht den Schein, als seien die christlichen Dogmen doch nur das Produkt der Herrschsucht und der Gedankenlosigkeit. Ich bedaure lebhaft, daß Ziegler solche Ausdrücke offenbar etwas im Uebereifer hingeworfen hat; denn so entschieden wir eintreten wollen gegen bloß Hergebrachtes und Totes, so sicher müssen wir doch auch der Erkenntnis uns offen halten, daß vielen aufrichtig Frommen noch heutigentages die alte Lehrform der Träger eines echten und gesunden Glaubens geblieben ist. Das wird Ziegler doch auch nicht leugnen. Und wenn ich mich in die Seele solch eines Frommen denke, so kann ich begreifen, daß Worte, wie sie Ziegler gebraucht hat, wehe thun.

Das ist nach unsrer Meinung und nach gewissenhafter Prüfung der einzige Punkt, wo mit einigem Recht vielleicht ein zartes christliches Gewissen sich verletzt fühlen kann. Andre werden dahin vielleicht vor allem noch rechnen, daß Ziegler das Johannesevangelium als geschichtliche Quelle nicht will gelten lassen, daß er von „vielen geschichtlich unhaltbaren Zeilen“ der drei ersten Evangelien redet (S. 93). Aber die Gemeinde muß lernen, da hilft ihr nichts, bei dem ganzen Stande unsrer theologischen Wissenschaft, wie sie heutigentages nun einmal allgemein geworden ist, Fragen nach der Verfasserschaft eines biblischen Buches nicht als Glaubensfragen zu beurteilen. Die alte Auffassung von der Schrift ist unrettbar dahin, und der Glaube muß schwach sein, der keine andern Stützen kennt als das inspirirte Wort.

Was nun endlich die Darstellung des Lebens Jesu selbst anlangt, so kann niemand, der mit dem heutigen wissenschaftlichen Stande der Sache etwas vertraut ist, der Auffassung Zieglers das wissenschaftliche Recht absprechen. Er berührt sich wohl am meisten mit Beyschlags Darstellung in dessen „Leben Jesu.“ Handelte es sich um eine rein wissenschaftliche Besprechung von Zieglers Vortrag, so würde man wohl auf manche Einzelheit eingehen können; aber dazu ist ja hier nicht der Ort. Die Frage ist die: Giebt Ziegler im großen und ganzen den Eindruck nieder, den jeder Unbefangene nach den drei ersten Evangelien von dem Werk und der Person Christi empfängt? Die Antwort kann doch kaum zweifelhaft sein. Allerdings ist so manches bei der Kürze eines Vortrags, in den das ganze Lebensbild Jesu hineingedrängt werden sollte, nicht scharf und gründlich genug betont, andres fast übergangen und kaum gestreift worden; aber daß Ziegler etwa tendenziös gefälscht oder verschwiegen habe, das vermag ich nicht zu finden.

S. 98 nennt Ziegler Jesum „davidischem Stamme von väterlicher Seite entsprossen.“ Das wird manchen Anstoß geben. Aber wenn er sich dafür auf das Zeugnis des Apostels Paulus beruft, so hat er eine Reihe der besonnensten und gläubigsten Schriftausleger auf seiner Seite. Es genügt, daran zu erinnern, daß Meyer in seinem Kommentar, diesem Studentenbuch seit Jahrzehnten, bei Erklärung der von Ziegler angeführten Stelle Röm. 1, 3 in ruhiger Prüfung der Sachlage dafür eintritt, daß dort nur von der männlichen Stammlinie Jesu bis auf David zurück die Rede sein kann, wobei Meyer noch bemerkt, daß nicht allein Matthäus und Lukas die Stammbäume Josephs, nicht der Maria geben, sondern daß Joh. 5, 27 selbst Jesu Wort nur von einer menschlichen Vaterschaft zu verstehen sei, ja daß Paulus „die Anschauung von einer übernatürlichen Erzeugung der Leiblichkeit Jesu nirgends zu erkennen giebt“ (Kommentar zum Römerbrief 5. Aufl. 1872. S. 43 f.). Eine Anschauung aber, die für Paulus keinen Mangel an christlicher Glaubenserkenntnis bedeutet, kann auch einem heutigen Theologen nicht als Unglaube ausgelegt werden.

So ist denn meine Besprechung des Zieglerschen Vortrags unter den obwaltenden Umständen zu einer Verteidigung desselben geworden. Aber ich bin überzeugt, er bedarf ihrer nicht. Wer gelernt hat, den Glauben nicht im formulirten Bekenntnis, sondern in der lebendigen Hingabe an Christus als dem alleinigen Halt und Tröster in Zeit und Ewigkeit zu finden, der wird bei aller Abweichung von Ziegler ihm die Bruderhand nicht verweigern dürfen. Wir sind überzeugt, daß das Breslauer Konsistorium nicht einzelne Worte, sondern den Geist und die Persönlichkeit ansehen wird. Dann kann der Ausgang des bedauerlichen Prozesses nicht zweifelhaft sein. P D



## Ein Beitrag zur Würdigung des Buddha

2

Schwer läßt sich Geschichte und Sage in den vorhandnen Darstellungen von Buddhas Leben entwirren, aber für die Beurteilung der Religion, die er verkündet haben soll, ist vorgängige Entscheidung über den Wert der Quelle nicht notwendig; denn die Sage giebt nur zu erkennen, was die Geschichte erzählt haben würde; jene in gegenteiliger Absicht wohl, so doch nicht minder der Wahrheit gemäß. Sei der Zug Legende oder Geschichte, daß dem Buddha die erkannte Wahrheit zu furchtbar für seine Verkündigung gedünkt hat, jedenfalls erhebt sich hieraus schwerwiegender Zweifel, diese Religion, ihren Verkündiger Religionsstifter zu nennen. Nirgends weiß uns die Geschichte dort ursprüngliche Verkündiger namhaft zu machen, wo unter einem Volke die Religion in furchtbare Formen gekleidet erscheint, ihre Ausübung grausame Opfer bedingt. Werden uns Namen genannt, so ist die Religion freundlich gewinnend, ihre Wahrheit beseligend, daß es die Stifter trieb, die freudige Botschaft mitzuteilen von dem Gott, der aus der Knechtschaft erlöst. Mitleid wird zwar auch als Buddhas Beweggrund bezeichnet, aber dieses ist aus dem Anblick des Volkselends hervorgegangen; Ausfluß seiner Erkenntnis, notwendige Folge seines religiösen Bewußtseins, wie bei Christus der Fall gewesen ist, war es hier nicht. Nicht der Einzelne giebt sich seine Bedeutung, die Umgebung giebt sie nach ihrer Würdigung einem jeden

Der Zeitgenosse der sieben Weisen würde vielleicht als Grieche unter den Griechen als achter Weiser gezählt worden sein, während jene unter den Hindus Religionsstifter geworden wären. Wenn gegenwärtig Buddhas Lehre in unsre Philosophie einzuführen versucht wird, so ist dies nur als eine Ablenkung von dem gebräuchlichen Wege anzusehen, der den Philosophen bisher nach Griechenland wandern ließ. Buddha hat so gut ein System aufgestellt, wie wir es bei Plato oder Aristoteles finden. Während aber Plato sich darauf beschränkte, seine Republik zu zeichnen, führte Buddha seine Vorstellung in die Wirklichkeit ein und hat deshalb den Namen eines Religionsstifters erhalten.

War doch eben die harte Wirklichkeit Ausgang und Gegenstand seiner Philosophie. Auf das äußerste getriebener Kastenunterschied nicht allein in sozialer, sondern auch in religiöser Hinsicht, eine Unzahl von Vorschriften und Satzungen als gottesdienstliche Formen, peinlich für jede Kaste gesondert, Heiligung aus Gesetzesbeobachtung in Aussicht gestellt und doch das Leben lang aussichtsloses Mühen danach, in den höhern Kasten religiöser Schein, in den untern dumpfe Gleichgiltigkeit, und alles wie in ehernen Banden gehalten als heilige Ordnung: so war das Bild, das sich dem Königssohne von seinem Volke darbot. Die Gegenwart mit ihren ausgeprägten religiösen Formen und Lehren umgab ihn, wie sie Jahrtausende hernach auf dem Boden desselben Erdteils wieder Jesus umgeben sollte, und sie zeigte leider denselben Anblick und denselben Mißklang zwischen sich und der Vergangenheit. Hier Pharisäer und Zöllner, dort Brahmane und Paria, die gleiche Anschauung von eigner Vortrefflichkeit und Verworfenheit der andern, nur noch zahlreicher die misera contribuens plebs in Siddharthas als in Jesu Heimat. Beide finden eine in ihrer Ursprünglichkeit einfache und edle Religion vor, aber ihre in Formenwesen verknöcherte Erscheinung trägt von jenen ersten Zügen nichts mehr an sich. Im Mosaismus wie Brahmanismus erscheint als Mittelpunkt jene Seite des Hiobsproblems, die sich mit der Ueberwindung des Uebels in der Welt beschäftigt. Die Lösung ist dort wie hier dieselbe, ihre thatsächlichen Folgen dem freieren Geiste am Ganges und Jordan gleich ungerecht und unerträglich. Kleine Kreise suchen sie zu umgehen, zu mildern; der Sekte der Essäer vor Christi Auftreten entspricht vor Buddha die Sânkhja-Philosophenschule. So steht der Königs- wie der Zimmermannssohn inmitten eines durchaus religiös bestimmten Volkes, dessen Priesterschaft in gleicher Weise die Religion als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens zu erhalten weiß, und beide geben sich deren Studium mit Eifer hin. Was aber Jesus durch seine Geburt bereits war, ein Mann unbeachteten Standes, wird der Buddha durch eigne Wahl oder äußere Unglücksfälle, sodaß die frühere Wissensfrage nach dem Uebel ihn nun zu fühlbarer Lösung drängt. Er wird in dieser Hinsicht mehr einem Luther vergleichbar, der um des eignen Bedürfnisses willen der Befreier seines Volkes wurde, als daß er gleich Jesus ein Retter und Heiland für die Menschheit werden konnte, weil die unumgänglichste Bedingung hierfür, nämlich das Bewußtsein und die Gewißheit, für die eigne Person eine Erlösung nicht zu bedürfen, dem Buddha fehlte und fehlen mußte, weil er eben nicht Christus war. So ist er weder ein Reformator und noch viel weniger ein Religionsstifter, sondern für seine Person ein Philosoph geworden, Philosoph in der Weise eines Pythagoras, der zur Unterstützung seiner Lehre die Gestaltung des Lebens seiner Anhänger heranzog, ihn überbietend und absichtlos, so doch sicher, seine Apotheose fördernd durch die den weiten Volksmassen eingeräumte und diesen angemessene Tertiarierstellung in ihrer Religion, und zu seiner praktischen Philosophie klösterliche Selbstbeschauung hinzufügend. Anfangs freilich sehen wir auch den Buddha den religiösen Weg einschlagen, durch peinliche Befolgung der Zeremonialvorschriften des alten Gesetzes ôm zu werden, d. h. gereinigt, ein Teil des Brahma selbst; aber er erkennt je länger je mehr die Vergeblichkeit dieses Strebens und geht nun seinen eignen Weg, der sich ihm durch Nachdenken ergiebt.

Die „Wahrheiten" des Buddha verkünden nicht den Grund alles Seins, sondern den Grund menschlichen Elends und dessen



Ueberwindung. Epikur hätte bei ihm lernen können, wenn er nicht ein Grieche gewesen wäre. Den Hindu bringt sein Sinnen auf eine Art Eisenbartscher Radikalkur zur Beseitigung des Schmerzgefühls. Des Schmerzes Grund ist unser Dasein: vernichte das Dasein, und du bist jeglichen Schmerzes enthoben. Das war freilich eine Wahrheit, deren Furchtbarkeit für das Leben auch nicht durch die Art gemildert werden konnte, in der Sakjamuni dieses Ziel zu erreichen lehrte. Nicht gewaltsame Vernichtung, sondern langsames Absterben, Weltflucht mitten in der Welt, Entsagung mitten im Sinnenreiz war der Weg, den seine Schüler ihm nach wandeln sollten. Dann verliert selbst der König der Schrecken seine grimme Gestalt. Wie das Licht einer Lampe unmerklich erlischt, wenn das Oel zur Neige geht, wird das Leben enden, und nur wie Traum und Schlaf ist dem schon hier zum Buddha Gewordenen Leben und Nirwâna von einander geschieden. In eigentümlicher Weise ist bei Sakjamuni vollendeter Rationalismus und vollendete Mystik verbunden; er unterscheidet sich hierdurch wesentlich von dem mit ihm gleich fälschlich zum Religionsstifter erhobenen chinesischen Moralphilosophen Konfutse. Lehre und Forderung wenden sich bei ihm durchaus an den Verstand, die äußerste Willensstärke wird aufgerufen, Thatkraft verlangt zur eignen Zerstörung. Die Selbstbethätigung besteht in Selbstverneinung, Selbstbeherrschung ist Selbstvernichtung. Von der Bezähmung der Sinne geht man aus, und das Ende ist das Aufhören des geistigen Lebens. So treten die vornehmsten christlichen und ethischen Forderungen und Tugenden auf, aber sie sind zu ungeheuerlicher Verzerrung getrieben, eine Weissagung auf die kommende höhere Entwicklung des Lebens, die Christus anbahnen sollte. Auf jener Stufe, die Buddha eröffnet, tritt der Satz von der Berührung der Gegensätze in schneidende Wirksamkeit. Als Ziel der überspannten Forderung an die Vernunft erscheint der mystische Quietismus. Es war nicht etwas Neues bei Sâkjamuni; jenes Ommerden des Brahmanen hatte ebenfalls schon den Untergang oder Aufgang der eignen Persönlichkeit in die Allgottheit des Schöpfers und des Geschaffnen bedeutet, nur war der Weg unendlich länger, wenigen Auserwählten das Ziel erreichbar. Ist es die lebendigere Natur, lebhaftere Empfänglichkeit für sie, größeres Ruhebedürfnis von Körper und Geist unter den Tropen, oder alles zusammen, das dort mystischen Pantheismus und pantheistischen Quietismus seine Heimat und immer wiederkehrende Geburtsstätte finden läßt? Bedeutungsvoll tritt dieser als eine Stufe zwischen Polytheismus und Theismus hinein; aber es ist eine Verkennung seiner geschichtlichen und erziehlichen Stellung, ihn als die fortschreitende Entwicklung der theistischen Gottesanschauung hinzustellen. Für jene Völker Asiens hat das Auftreten des Buddha ungeheuern Gewinn gebracht; sie haben durch ihn ihre soziale und religiöse Freiheit erhalten. So ist dieser Mann rücksichtlich seiner Bedeutung für den Fortschritt des Lebens nur jenen Religionsstiftern an die Seite zu stellen, deren Wesen es eben war, die Entwicklung des Menschenreiches zum Gottesreiche in ihre Bahn zu lenken; rücksichtlich seiner Lehre aber war er nicht mehr als ein Philosoph, der in der Reihe der Griechen nicht einmal zu den hervorragenden zählen würde. Wie bei Jesus, war bei Sâkjamuni die Zeit erfüllt, und so ist der unbekannte Philosoph Religionsstifter geworden.

3

Zur Beurteilung seiner Lehre und des Eindruckes, den sie gemacht hat, ist die Ueberlieferung bezeichnend, daß bereits hundert Jahre nach seinem Tode auf einer Versammlung seiner Anhänger die Forderung laut wurde:

es solle alles, was der Vernunft nicht entgegen sei, als Buddhas Lehre angesehen werden müssen.

Man scheint damals hiermit freilich nicht durchgedrungen zu sein. Die gleiche Forderung ist für Christi Lehre auch in der Christenheit erhoben worden. Aber weniger Christi und Buddhas Lehren sind es, die zuerst einen Vergleich herausgefordert haben, als die äußern Umstände in dem Leben und Auftreten jener beiden Männer. Man hat dem Buddha gegenüber in Jesus von Nazareth den Apollonius von Tyana finden

wollen, eine Legende als Nachbildung einer andern. Einem Justin und Zwingli würden freilich im Falle ihrer Bekanntschaft mit dem Buddha solche unheilige Gedanken fern gelegen haben; mit den ihnen geläufigen würden sie nicht zurückgehalten und in jenem Teile der indischen Geschichte eine vorzeitige Offenbarung des waltenden Gottesgeistes erblickt haben. In der That stellt uns diese Ansicht auf den Boden, der allein vom christlichen Standpunkte aus die Buddhas Auftreten würdigende Schätzung ermöglicht.

Dieser Hindu gehört, so viel Wahres oder Falsches in den überlieferten Nachrichten auch enthalten sein mag, ebenso wie die Religion, die sich an seinen Namen geknüpft hat, fraglos der Geschichte an, und zwar nicht allein einer einzelnen Volksgeschichte, sondern der Menschheitsgeschichte.

Lange Zeit war der Blick des Abendlandes für die Vergangenheit auf die Länder des Mittelmeeres beschränkt, der Erdteil des Paradieses schien aus dem Gange der Menschheitsgeschichte beinahe ausgeschieden zu sein. Dem Gebildeten waren Aegypten, Griechenland, Italien die Wegmale, der Gläubige fügte Kanaan hinzu. Persien lag schon seitab, von Indien brachte nur Alexander Kunde. Noch ahnte Vasco de Gama nicht, als er seinen Fuß auf indisches Land setzte, daß hier Griechenland und Palästina vereint vor ihm lag. Es war unsrer Zeit vorbehalten, in Indiens Geschichte eine heilige Geschichte zu finden, die bereits ihrer Vollendung nahe war, als Griechenland sich eben zu seiner Rolle in der Menschheitsgeschichte vorbereitete, Palästina sich zur Anbetung Jehovas nach Jerusalem wandte. Was das israelitische Volk für Vorderasien und die Gebiete des Mittelmeeres in langer göttlicher Bereitung wurde, waren Indiens Bewohner bereits für die großen asiatischen Hintervölker geworden. Als Trägern reinerer Gotteserkenntnis fehlt es ihnen so wenig an den äußern Kennzeichen des Priesterstaates, seinem Erstarken auf Kosten des Königtums, einer in das Volksleben tief eingreifenden Lehrentwicklung, wie es an heiliger Litteratur aus frühesten Zeiten fehlt. Aufschwung von der Vielheit der Göttergestalten zur Einheit, den umgebenden Völkerschaften weit voraus, ist bemerkbar, aber ebenso späterer Zurückgang innerhalb der eigenen Erkenntnis durch gesetzliches Wesen und gesetzliche Erstarrung. So wird der Boden vorbereitet, von dem Gott seinen ersten Weckruf in die asiatische Völkerwelt ergehen lassen wollte. Sein Herold wird Sâkjamuni als Buddha. Sein Auftreten zu jener Zeit war geschichtliche, d. h. gottgewollte Notwendigkeit, das Ergebnis einer zusammenstoßenden Reihe einzelner Umstände in seinem Volke, dem Kundigen durchaus vergleichbar mit israelitischen Zuständen in der Zeit von Jesu Geburt. Es war die Lösung unhaltbarer Verhältnisse, wie solche dem aufmerksamen Beobachter öfters in den Geschichten der Völker entgegentritt, man beurteilt sie als die einzig mögliche und darum naturgemäße, aber ihre den nächsten Zweck weit überragende Tragweite deutet auf die Herbeiführung von höherer Hand hin. Der Parallele mit Jesus ist auf die Dauer nicht zu entgehen.

Es ist in der That eine Parallele zwischen Buddha und Christus vorhanden; aber solche Linien schneiden sich nicht, als könnte jener jemals an diesen hinanreichen. Die Parallelen laufen bereits durch die ganze indische und israelitische Vorgeschichte und gehen über Buddha und Christus fort in die beiderseitigen Religionen des Buddhismus und des Christentums hinein. Untereinander sind sie gezogen und haben immer denselben Abstand. Das Maß giebt der Abstand zwischen Buddha und Christus an. Zu seiner Kennzeichnung können nicht die von beiden in gleicher Weise überlieferten wunderbaren Begebenheiten dienen, so zum Vergleich herausfordernd diese auch dem oberflächlichen Beobachter sein mögen. Es sind wesentlichere Punkte, die zugleich die Aehnlichkeit und die Verschiedenheit anzeigen. Der gleiche Antrieb geht für beide aus den sie umgebenden Verhältnissen hervor; aber während diese den Buddha bestimmen, tritt Christus ihnen erst im Verfolg seiner Aufgabe näher. Jener ist hier mehr der Moses, der umhergeht und die harte Arbeit seines Volkes mit Schmerz und Unwillen sieht, als Christus, der die Bedrängten selig preist um ihrer Bedrängung willen. Beider Lehre giebt Befreiung;



aber während Christus das Knechtsverhältnis, wie es durch priesterliche Bevormundung aufgestellt war, zum Kindesverhältnis des Einzelnen mit Gott umwandelt, weiß der Buddha nur jenes zu lösen, um lebenslange Ungewißheit an dessen Stelle zu setzen. Er verlangt Erkenntnis und verheißt darin jedem die Möglichkeit, sich zu erlösen; Christus fordert Glauben und giebt dem Glauben bereits die Gewißheit der vollzogenen und erlangten Erlösung. Dort ist es Erlösung von elender Wiedergeburt und langwieriger Seelenwanderung, die erst nach dem Tode eintreten kann; hier ist es die Erlösung von gegenwärtiger Sündenqual und Gewissensangst, wenn auch der Ausblick auf das Jenseits nicht fehlt.

Es ist völlig christlich, wenn der Buddha die Sünde als grundlegendes Hindernis für ein glückliches Leben ansieht, aber die Folgerungen wie der Weg, auf dem er allein die Möglichkeit ihrer Ueberwindung finden kann, lassen diese Nacht des Menschengeschlechtes nur noch hoffnungsloser erscheinen; der äußerste Beweis der eignen Ohnmacht, hervorgegangen aus brünstiger Sehnsucht der Seele nach Rettung, wie ihn weder Judentum noch Heidentum in solcher augenfälligen Schärfe nicht vor, nicht nach Christus je erbracht hat. Entsage dem Leben, um von der Sünde befreit zu werden! So klingt Menschenweisheit aus, aber sie zweifelt selbst an dieser Möglichkeit, denn zum Nirwâna gelangt nur der Buddha, und ein Buddha, wenn auch ein jeder dazu werden kann, ist erst einmal in Sâkjamuni aufgestanden. Das mönchische Ideal wird hier in unleugbar schärfster Ausprägung als einziges Heilmittel gewiesen. Für die vorchristliche Stufe ist dieses ein beachtenswerter Standpunkt; aber so wenig es das höchste sein kann, weil unerreichbar für die große Mehrzahl der Menschen, für den Bestand des Lebens unmöglich, so wenig kennt es Christus als erstrebenswertes Ziel, noch fordert er es als zweckentsprechendes Mittel gegen die Sünde. Der ganze Abstand zwischen Buddha und Christus ist hieraus zu ermessen: der Buddha findet das Heil einzig im Meiden der Welt, Christus weist die Seinigen in die Welt hinein. Wenn er sie Salz und Sauerteig der Erde nennt, so bezeichnet er hierdurch das gerade Gegenteil zu Buddhas Forderung, Freuden wie Leiden gegenüber eindruckslos zu werden. Der Jünger Buddhas soll sich auf sich zurückziehen, sich nur selbst zum erstrebten Ziele zu helfen; der Jünger Christi soll Schuldner der ganzen Welt sein, sich und diese zugleich zu Gott empor zu heben. So folgerichtig daher Christi Missionsbefehl war, so wenig kann die buddhistische Mission als Folge von Buddhas Lehre bezeichnet werden. Gleichwohl hat er sie selbst durch eigene Predigt, Werbung und Aussendung von Jüngern begonnen. Als sein Beweggrund wird das Mitleid genannt, das ihn den von ihm gefundenen Weg zur Erlösung Andern nicht vorenthalten ließ in der Gewißheit, viele, sonst vergeblich sich Mühende hierdurch zu retten. So tritt das Erbarmen, das ein so hervorragender Zug in Jesu Charakterbild ist, auch bei Sâkjamuni in den Vordergrund seiner öffentlichen Wirksamkeit, und der Seelenarzt wird auch hier in den Ueberlieferungen zum wunderbaren Helfer in Leibesnot und Gefahr. Gleichwohl ist ein maßgebender Unterschied zwischen beiden bemerkbar. Bei dem Verkündiger des göttlichen Erbarmens erscheint das eigne Erbarmen als notwendige Folge; dem Verkündiger der Weltflucht, der durch Irdisches nicht berührt sein will, widerlegt es die eigne Lehre. Dort ist es die Freude, die Welt zum freudevollen Gottesreiche umzuschaffen, die auch die Kranken daran teilnehmen lassen will; hier ist es das Bewußtsein eines elenden Lebens, das jeden darin Eintretenden bedauert und ihm den Weg hinaus wieder zeigen möchte. Es sind die beiden Anschauungen der Welt als Gottesgarten und als Jammerthal, die sich im Christentum und Buddhismus entgegentreten, jenes von Christus freilich nicht so rein ausgesprochen als dieses von Buddha, aber trotz allem Elend immerhin vorhanden und mit Sicherheit zu immer größerer Vollendung anwachsend.

Die Stellung des Buddhismus zum Christentum und zur gottgewollten Weltentwicklung tritt hier wieder in das augenfälligste Licht. Buddhas Lehre ist die weiteste Erkenntnis des Heidentums, die auf vorchristlichem Standpunkte möglich war,

eine Durchgangsstufe oder Vorbereitung jenes auf Christum hin, wie solche weder Rom noch Griechenland erreicht hat. Der letzte Schritt wird freilich nicht gethan und aus dem Zusammenbruch des Lebens die Unmöglichkeit eigner Rettung ebenso wenig eingesehen, wie der Widerspruch von Lebensanschauung und Lebensideal mit der Wirklichkeit des Lebensbestandes zum Bewußtsein kommt. Sâkjamuni scheint zu den letzten Folgerungen fortgeschritten zu sein und bleibt gleichwohl mitten in haltloser Stellung stehen. Es wird dabei allerdings zu fragen sein, ob er die letzte notwendig auf Christum hinweisende Folgerung ziehen und mit dem Eingeständnis menschlicher Hilflosigkeit schließen konnte; man wird antworten müssen, für ihn auf vorchristlichem Standpunkte ist es nicht möglich gewesen. Es fehlten alle Voraussetzungen, die den zerrissenen Faden wieder hätten anknüpfen lassen können, und darum konnte er von Buddha nicht zerrissen werden. Dieser mußte bei seinem Ergebnis Halt machen. Der Zweck seiner Sendung, die weiten Völkermassen Hinterasiens, deren Weg noch lange fernab dem Gange der Menschheitsentwicklung liegen sollte, um dessen willen früher der letzten Erkenntnis nahezuführen, als die Völkerwelt des Westens, trieb den Buddha und die buddhistische Religion zum zweiten Widerspruch mit der eignen Lehre eine große missionirende Thätigkeit zu entfalten. Der Emporgang des Lebens vollzieht sich ja nicht sprungweise, sondern in stetigem Fortschritt. Es giebt Zeiten, in denen man ihn zu sehen glaubt — wir nennen solche dann große Zeiten —, aber in der Regel geht er langsam durch die Jahrhunderte hin, greift langsam um sich, zieht langsam ein Volk nach dem andern in die gemeinsame Bahn. Bis zum Eintritt in diese geschieht die Vorbereitung im abgeschlossenen Volkskreise, wird dort um so höher gehoben, je später dieser Eintritt erfolgen soll, je höher deshalb bereits der Stand der Menschheitsentwicklung ist.

So hat sich jahrtausendelang die Entwicklung der großen asiatischen Völker vollzogen, abgeschlossen in kultureller, sozialer, religiöser Hinsicht, unberührt von dem Gange Europas, das Gott zunächst zum Träger seines Gedankens vom Ziele der Menschheit gemacht hat. Aber dort in Asien ist bereits eine Parallele zu dem Lebensemporgange unter Europas Völkern lange vor diesem zu ziehen begonnen, so viel früher, so viel tiefer stehend als dieser, aber gleichwohl vorhanden, und dieselbe Bedeutung, die Jesus für die europäische Bevölkerung erlangt hat, hat Sâkjamuni für Asiens Völkerschaften. Durch die von ihm ausgegangene Mission ist auch in religiöser Hinsicht die Parallele fortgezogen, sind jene Völker auf eine Stufe gehoben, von der nur noch ein Schritt zu thun ist, um zur christlichen Erkenntnis zu gelangen und dadurch teil zu nehmen an der gemeinsamen Geschichte und Entwicklung der Menschheit. Der Buddhismus mußte zur Mission schreiten, aber er hat jetzt seine Mission, seine Aufgabe erfüllt. Asiens Völker nehmen die erste und höchste Stelle unter den Heiden der Erdteile ein; trotz ihrem Alter ist ihnen die Möglichkeit einer neuen Jugend nicht abzusprechen, wenn sie die letzte Stufe überschritten haben, die sie nicht sowohl von europäischer Bildung als von europäischer Gesittung trennt, wie solche durch den Einfluß des Christentums als die der Stellung und Würde des Menschen selbst entsprechende sich entfaltet hat und erkannt ist.

So wenig wie irgend eine Philosophie in Anlehnung an griechisches Denken und Wissen das Ziel der Menschheit, das Jesus gewiesen, verrücken kann, so wenig wird indische Philosophie der Weltverneinung der christlichen Weltbejahung den Platz streitig machen können. Dort ist Verbindung, gegenseitige Wechselwirkung, Vertiefung und Nutzen möglich; Griechenland hat nicht allein einst Roms geistige Blüte herbeigeführt; von dem Dienste, den es mit seinen edelsten Schätzen den christlichen Völkern geleistet hat, erzählt ein langer Abschnitt der Geschichte; ihm schulden wir einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege, den die Menschheit zu Gott hinwandeln soll. Aber die Philolosophie Indiens wird niemals in edlem Kampfe mit christlichem Streben wetteifern können, ihre Stellung zum Christentum ist und bleibt die Stellung Buddhas zu Christus: sein Vorläufer und Wegebereiter, von Gott beauftragt und von Gott begnadet, ein Erleuchteter, aber kein Gesalbter; sein einziges



Wort, das er seinem Völkerkreise zurufen, für diesen zu Christus sprechen könnte, das Wort eines andern Wegebereiters: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ E Schn

## Die Fortschritte der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt

Als der nachmals berühmt gewordene W. Carrey im Jahre 1792 zu Nottingham seinen zündenden Aufruf für die Heidenmission ergehen ließ, der in den Worten gipfelte: „Erwarte große Dinge von Gott und unternimm große Dinge für Gott!“, hat er gleichsam das Motto für die Entwicklung der Mission in unserm Jahrhundert gegeben. Wenn auch die Gründung der evangelischen Missionsgesellschaften, die darauf zunächst in England, dann in Deutschland entstanden, ohne jedes äußere Gepränge vor sich ging, so wurden doch in der That damit lebenskräftige Keime in die evangelische Christenheit gepflanzt, deren Entwicklung wir nach Ablauf eines Jahrhunderts nur mit staunender Freude überblicken können. Die erste Hälfte dieses Zeitraums stellt sich uns im wesentlichen als eine Zeit der stillen, verborgenen Einwurzelung dar; jetzt aber sehen wir bereits seit einigen Jahrzehnten, wie die vielverzweigte Krone des Baumes in die Breite wächst und denen, die ihn pflegen, viel köstliche Früchte in den Schoß wirft. Zu den „großen Dingen,“ die man in der Heidenmission bereits erlebt hat, sollen um die bevorstehende Wende des Jahrhunderts noch viel größere kommen. Wir müssen es zwar als eine ungesunde Schwärmerei bezeichnen, wenn einige begeisterte Teilnehmer an der allgemeinen Missionskonferenz zu London im Jahre 1888 die Bekehrung der Welt schon für den Anfang des neuen Jahrhunderts in Aussicht nahmen, und nicht viel anders wird unser Urteil über einen Beschluß der jüngst in Schanghai versammelten chinesischen Missionare lauten, die allein für China in den nächsten fünf Jahren tausend neue Missionare forderten. Für die großen Erfolge des zu Ende gehenden Jahrhunderts sind aber diese Vorgänge immerhin bezeichnend, und wem es vergönnt ist, in das vielgestaltige Getriebe der evangelischen Missionsunternehmungen einen tieferen Einblick zu thun, der kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß in den Reihen der Missionare und derer, die hinter ihnen stehen, fast überall eine Arbeitsfreudigkeit und eine Siegesgewißheit gefunden wird, wie sie in diesem Umfange wohl niemals vorher dagewesen ist.

Eine wertvolle Studie über diese Erscheinung hat vor kurzem der bekannte Missionsschriftsteller D. Grundemann veröffentlicht.*) Wenn wir im Nachfolgenden einige Punkte daraus beleuchten, so geschieht es nicht, um einen Auszug aus dem mit staunenswerter Sorgfalt und Sachkunde geschriebenen Werke zu geben, sondern nur, um die Fernstehenden auf die erfreulichen Ergebnisse seiner Beobachtungen aufmerksam zu machen, den Missionsfreunden unter den Lesern aber das Buch angelegentlichst zu empfehlen. Obgleich es eine gewisse Bekanntschaft mit der früheren Missionsgeschichte voraussetzt, liest es sich doch für jedermann leicht und bietet die beste Missionsrundschau, die man sich nur wünschen kann.

Grundemann giebt zuerst einen Ueberblick über die kirchlichen Gemeinschaften, welche die Mission treiben. Wir folgen ihm zunächst auf dieses Gebiet. Im letzten Jahrzehnt haben sich alle evangelischen Missionsgesellschaften, deren Zahl weit über hundert gestiegen ist, in einer aufsteigenden Linie bewegt mit alleiniger Ausnahme der holländischen; doch sind diese wegen der geringen Zahlen, welche sie darstellen, ohne Einfluß auf das Gesamtergebnis. Die Missionskreise in Europa und Amerika sind in diesen zehn Jahren sehr viel leistungsfähiger geworden. Während sich ihre Gesamtbeiträge im Jahre 1878 auf etwa 25½ Millionen Mark beliefen, hatten sie sich am Ende des beobachteten Zeitraums auf 31½ Millionen gehoben und dem entsprach auch die Vermehrung in der Gesamtsumme der

*) D. M. Grundemann, Die Entwicklung der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt 1878—1888). Ein Beitrag zur Missionsgeschichte, zugleich als Ergänzungsband zur zweiten Auflage der „Kleinen Missionsbibliothek.“ Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Missionskräfte. Die Zahl der Missionare wuchs um 472, nämlich von 2125 auf 2597, wobei ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht sei, daß Grundemann nur die männlichen europäischen Missionare zählt, die eingebornen Prediger aber außer Betracht läßt. Weil diese und wohl auch die Frauen der Missionare von vielen Seiten mitgezählt werden, findet man in manchen Statistiken, besonders bei denen amerikanischen Ursprungs, viel größere Zahlen. Noch in höherem Grade als die Missionskräfte zeigen die Missionserfolge ein beschleunigtes Wachstum. Die Zahl der von sämtlichen evangelischen Missionen gesammelten Christen belief sich im Anfange des Jahrzehnts auf 1180000, am Ende aber auf 1573000, was einem Wachstum von 33 Prozent entspricht. An diesen Summen hat England den Löwenanteil: von den aufgebrachten Missionsbeiträgen giebt es mehr als die Hälfte, von den ausgesandten Missionaren ist auch fast jeder zweite ein Engländer, unter den Neubekehrten aber sind drei Fünftel den englischen Missionen zuzuzählen. Nach den Engländern kommen in der Reihenfolge der Statistik die Amerikaner. Unter den obengenannten 31 Millionen Mark sind mehr als 9 Millionen amerikanisches Geld; unter den 2597 Missionaren sind 767 aus den Vereinigten Staaten, und von der Gesamtsumme der Heidenchristen hält sich zu ihnen etwa der vierte Teil. Das im letzten Jahrzehnt beobachtete schnelle Wachstum der amerikanischen Missionsleistungen, das die der andern evangelischen Länder weit hinter sich läßt, ist besonders auffallend; wenn es so fort geht, können sie in zehn Jahren mit den englischen in einen erfolgreichen Wettkampf eintreten.

Von noch weitergehendem Interesse sind für uns die Missionsleistungen der Evangelischen in Deutschland und der Schweiz, die hier nicht getrennt werden können, weil eine der wichtigsten kontinentalen Missionen, die von Basel, beiden gemeinsam ist. Auch hier begegnen wir überall einem erfreulichen Aufschwung. Das letzte Jahrzehnt ist bei uns infolge der Kolonialbewegung geradezu epochemachend gewesen. Es haben allerdings alle eine Enttäuschung erfahren, die meinten, daß die Kolonialkreise von nun an namhafte Beiträge zu den Missionsunternehmungen geben würden; es sind bisher nur verschwindend kleine Summen, die von jener Seite kommen; aber die Leistungen der alten Missionsgemeinde sind unter dem Einfluß der neuen Zeit größer geworden. Es hat sich ein sehr fühlbarer Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Mission vollzogen, der sich z. B. bei ihrer Behandlung in Parlamenten und in der Presse gezeigt hat auch haben die Kirchenbehörden immer mehr eine wohlwollende Haltung zu ihr eingenommen. Infolgedessen stiegen die deutschen Missionsbeiträge um mehr als eine halbe Million, nämlich von 2335000 auf 2843000 Mark, und zwar sind dabei alle Missionsgesellschaften mit Ausnahme des kleinen Berliner Frauenvereins gewachsen. In einer Hinsicht steht die Zunahme in Deutschland ganz einzigartig da: es sind sechs neue Missionsgesellschaften entstanden. Doch ist dies nur ein zweifelhafter Gewinn. Wenn auch von einzelnen darunter gesagt werden kann, daß sie neue Kräfte entbunden haben, die bisher unbenutzt blieben, wird man doch im ganzen diese vermehrte Zersplitterung der deutschen Missionsleistungen nicht gerade freudig zu begrüßen haben; es thut uns mehr Konzentration not. Immerhin dürfen wir uns freuen, daß Deutschland in den 547 Missionaren, die es am Ende des Jahrzehnts zählte, 67 mehr aufzuweisen hat als zehn Jahre vorher, und die im gleichen Zeitraume um 63000 vermehrten Heidenchristen geben ebenfalls eine erfreuliche Antwort auf die Frage, was die vermehrte Anstrengung der heimatlichen Kirche genutzt hat.

Ein flüchtiger Ueberblick über die Missionsgebiete der evangelischen Kirche läßt uns gleichfalls erkennen, daß unsre Heidenmission in dem erwähnten Zeitraume sehr erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Der Stand des Werkes gewährt natürlich kein einheitliches Bild, man kann vielmehr alle Stadien der Entwicklung beobachten von dem ersten Hausbau eines neu angekommenen Missionars in der Wildnis Innerafrikas an bis hin zu den schon an europäische Verhältnisse erinnernden christlichen Gemeindebildungen auf den lange angebauten Missionsfeldern. Wer diesen großen Entwicklungsgang der Weltmission im kleinen beobachten möchte, dem sei das Studium der Missionen auf den Südseeinseln empfohlen. Es finden sich dort ganze Inselgruppen, wo man die Götzenbilder kaum noch kennt, neben andern Inseln, die noch keines Missionars Fuß betrat, und dazwischen liegen solche, wo die Mission zwar begonnen hat, aber noch mit den größten Schwierigkeiten kämpft; auch solche fehlen nicht, auf denen die Heiden schon in der Minderzahl und im Aussterben begriffen sind.



Für die Christianisirung eines Volkes sind natürlich zehn Jahre eine kurze Zeit, es hält darum schwer, überall die Erfolge nachzurechnen, wenn man sich nicht mit der gewachsenen Zahl der Getauften und andern statistischen Nachweisen begnügen will. Wie die oben schon zum Teil erwähnten Zahlen der Missionschristen beweisen, sind ja die hieraus ersichtlichen Fortschritte durchaus beachtenswert. Wenn in zehn Jahren die Missionsgemeinden um 400000 Seelen zunahmen, so ist das eine Zahl, die zu guten Hoffnungen berechtigt. Den kleinsten Zuwachs dazu liefern die neuangebauten Missionsfelder, und doch fallen hier die Erfolge am meisten in die Augen. So gehört z. B. Westafrika in einzelnen Teilen unter die erfreulichsten Gebiete. Die Basler Mission hat dort auf der Goldküste sehr schöne Fortschritte gemacht, und ebenso reifte auf der Sklavenküste unter der Hand der Bremer Missionare eine hochwillkommene Freudenernte nach langer Thränenaussaat. In der Nigermission aber hat die größte der englischen Missionsgesellschaften eines ihrer fruchtbarsten und, weil fast ausschließlich durch eingeborene Christen betrieben, auch interessantesten Felder. Ganz besonders ist aber hier die ostasiatische Heidenwelt zu nennen, weil die dortige Mission eben jetzt erst ganz sich entfalten kann, auf dem Festlande im chinesischen Koloß, in dem endlich der christliche Sauerteig eine deutlich wahrzunehmende Gärung hervorgerufen hat, vor allem aber, wie allbekannt, in Japan, dem „Lande der aufgehenden Sonne," wie auch wir Christen es jetzt im tieferen Sinne nennen wollen. Die eben genannten Missionsfelder sind alle sozusagen jungfräulicher Boden für die Missionsarbeit, daher die sichtbaren Erfolge.

Ihnen stehen aber andre entgegen, wo wir schon ein halbes Jahrhundert oder noch länger Missionare haben. Obgleich auch dort noch reichliche Gelegenheit vorhanden ist, die Netze auszuwerfen, gilt es dort schon mehr in die Tiefe, als in die Breite zu wirken, daher weniger greifbare Erfolge; hierher gehören Indien, Madagaskar und die amerikanischen Missionsfelder. Dem aufmerksamen Beobachter kann es freilich nicht entgehen, wie auch hier sich das christliche Leben von Jahr zu Jahr vertieft. Wir erkennen das z. B. in der Heranbildung eines eingeborenen Prediger- und Lehrerstandes, wovon uns aus Indien und Java berichtet wird, in der immer größer werdenden finanziellen Selbständigkeit, wodurch sich neben Indien auch Madagaskar auszeichnet, und in den neuerdings vollendeten Bibelübersetzungen oder Bibelrevisionen, wie solche in der Sprache der Xosakaffern, in Madagaskar und Japan, sowie in einigen indischen Dialekten vorliegen. Noch weiter endlich sehen wir die Mission in Grönland, Südafrika und auch Neuseeland gedeihen, wo infolge der fast vollendeten Bekehrung aller Landesbewohner die Thätigkeit des Missionars mehr zu einer pastoralen im europäischen Sinne wird. Freilich kann auch auf diesen gefördertsten Gebieten von einem Zurückziehen der europäischen Missionare noch nicht die Rede sein, weil sich noch immer viele Mängel in den gesammelten Gemeinden herausstellen und der eingeborene Predigerstand in den meisten Fällen noch sehr der Führung bedarf.

Den Lichtbildern stehen natürlich auch manche dunkle Punkte auf den weiten Missionsgebieten der Erde gegenüber. Wir denken hier z. B. an die heidnisch-christlichen Karikaturen der Neger in dem einst viel gerühmten Sierra Leone und Liberia. Auch ein Einblick in den gegenwärtigen Stand der Missionsverhältnisse in Ostafrika bereitet durchaus keine ungetrübte Freude. Infolge der politischen Verwicklungen hat das letzte Jahrzehnt bei weitem nicht die Hoffnungen erfüllt, die man bei seinem Beginn hegen konnte, ganz zu schweigen von der Welt des Islams in Nordafrika und Vorderasien, die noch immer dem Evangelium die eiserne Stirn bietet.

Alles in allem können wir nur Grundemann beistimmen, wenn er seine Darstellung mit den Worten schließt:

Wohl stimmen die im Laufe eines kurzen Jahrzehnts gemachten bedeutenden Fortschritte zu freudigen Danke. Doch der ungeheuren Aufgabe gegenüber, die noch vor uns liegt, ist das schon erreichte erst ein kleiner Anfang.... Nüchterne Auffassung der Mission nnd treue Geduldsarbeit in ihr, das sind wesentliche Bedingungen zu den rechten Fortschritten des heiligen Werkes. P

## General Booth's Sozialreform

Uebersicht: 1. Aufnahme der Vorschläge; 2. Bisherige Thätigkeit der Heilsarmee; 3. Beurteilung des Planes

### 1. Aufnahme der Vorschläge

Die Christliche Welt ist durch Mitteilung einer scharfen Kritik des Boothschen Buches*) einmal in den bewegten Streit der Meinungen darüber eingetreten, der seit Monaten nicht nur die Spalten der englischen Zeitungen erfüllt, sondern auch schon andre Länder ergriffen hat und ergreifen wird, wenn erst die geplanten Uebersetzungen in deren Sprachen erschienen sind. So möchte unser Blatt auch weiter dazu beitragen, durch Vergleichung des Für und Wider ein gerechtes Urteil über das wunderbare Unternehmen zu ermöglichen.

Vorerst aber ist festzustellen, daß es eben thatsächlich ins Leben getreten ist, daß auch die vernichtendste Kritik es nur zeitweise lähmen, aber nicht dauernd schädigen konnte, ja daß sie es teilweise vielmehr gefördert hat. Wer sich alle Entgegnungen auf das Buch hat sammeln wollen, mag auf diese Art zu einer ziemlich umfangreichen Bibliothek von Zeitungen, Magazinen und Broschüren gekommen sein; schade nur, daß die wenigsten etwas taugten, daß sehr viele nicht einmal das Papier wert waren, worauf sie gedruckt sind. Ich berücksichtige deshalb im folgenden auch nur vor allen die schon früher genannten beiden Gegenschriften von Professor Huxley und Mr. Loch, dem Sekretär der Charity Organisation Society.**) Huxley wärmt allerdings großenteils nur, ohne seine Quellen genügend zu prüfen, die alten Beleidigungen gegen General Booths Person und Familie wieder auf, um nachträglich damit die Schreckvorstellung eines neuen Mönchsordens zu beweisen, die er sich bloß aus dem Boothschen Buch ohne sonstige eingehendere Kenntnis der Heilsarmee gebildet hat. Seine Reformpläne verwirft er en bloc als eine Beschränkung der Rechte des Individuums im Kampf ums Dasein. Aber der General hatte zum Teil Recht, wenn er auch gleicherweise seinem andern Gegner, Loch, vorwarf, er glaubte eben nur an das Ueberleben der Stärksten; wennschon nicht immer ausgesprochenermaßen, hat doch auch die christliche Kirche all die Notstände unsrer Zeit nicht bloß als Naturnotwendigkeit, sondern direkt als Gottes Willen angesehen und sich dafür wohl auch noch auf diesen oder jenen Bibelspruch berufen.

Indes hat General Booths heroisches Eintreten gerade für die Schwachen nun auch unter den Geistlichen aller Denominationen, selbst bei Katholiken und Juden, reiche Sympathie gefunden oder wenigstens geweckt. Und wenn er noch vor kurzem einem mir bekannten englischen Geistlichen sagte, die Staatskirche habe ihn meist noch besser behandelt, als die Dissenter: diesmal waren es einige hervorragende, nonkonformistische Pastoren, die zuerst und gleich nach Erscheinen des Buches dafür eintraten, besonders Parker, Clifford, Berry, Holmes. Die Woche darauf erließen dann zwanzig der angesehensten Geistlichen aller Denominationen ein Manifest, in dem sie ihre Amtsbrüder zum Studium und zur Unterstützung der Boothschen Vorschläge aufriefen. Vor allem aber haben diese in Archdeacon Farrar einen beredten und unerschütterten Verteidiger gefunden. Zu wiederholten Malen predigte er in der Westminsterabtei über Darkest England, am großartigsten in jener kritischen Periode am 4. Januar, so daß ich nicht umhin kann, einige seiner Bemerkungen hier wiederzugeben.

Wenn ein Mann aufsteht, dessen Herz von Erbarmen entbrannt ist angesichts all des Elends und all der Schande, des ganzen Stromes des Verderbens, von Jahr zu Jahr angeschwollen, mit all seinen gefährlichen Klippen und all den Wracks, die daran gescheitert sind: der Männer Herzen verhärtet, der Weiber zarte Lippen in lautem Jammer, hilflose Kinder in Thränen, — wenn solch ein Mann aufsteht, der seit frühester Jugend bei allem Wetter, unter freiem Himmel den Allerelendesten und Verkommensten gepredigt, Heimat, Freunde, Vermögen verlassen hat, ohne zu wissen, wo er hinsollte, der um Christi willen wieder und wieder, wie vielleicht keiner von uns, Spott und Schläge erduldete; der, wo er sich selbst unermeßlich hätte bereichern können, keinen Pfennig von den ungeheuern Summen anrührte, die er aufgebracht hat für die Predigt des Evangeliums unter den Armen; der nicht bloß wie George Fox und John Wesley, das Evangelium an Orte gebracht hat, wo der Name Gottes kaum zu hören war, außer mit einem Fluch und Bestätigung einer Lüge, sondern der auch noch, wie Clarkson und Carey, Gefangne und Heiden aufgesucht hat, hoffend und ringend, vielen ein Segen zu werden, — wenn solch ein Mann sich erbietet, zu all seinen sonstigen Bürden auch noch die erdrückende Last der Verantwortung gegen sein ganzes Volk zu übernehmen, wenn man ihn nur in den Stand setzt, irgendwie mit diesen enormen und scheinbar unlösbaren Fragen zu kämpfen — ich sage, wenn endlich einmal solch ein Mann ersteht: da sind auch schon cynische Zeitungsschreiber zur Hand, die im bequemen Armsessel ihren Wein schlürfend nicht nur an seinen Statistiken mäkeln und all seinen Anstrengungen im voraus Mißerfolg prophezeien, sondern ihn Spalte für Spalte verhöhnen; die Kirche dreht ihm kalt den Rücken, und die Schadenfreude verfolgt ihn, und der gröbste Schimpf wird ihm angethan, sodaß sein Herz schier brechen muß über der Gemeinheit der Verräterei im Innern und der Falschheit von außen; Leute, deren Herz so hart, als ein Mühlstein, die nie einen Finger gerührt, zu rühren versucht haben, um das unerträgliche Unrecht in der Welt zu lindern, sie behandeln solch einen Mann nicht wie einen aufrichtigen Mitarbeiter im Weinberg des Herrn, sondern wie einen spekulativen Schwindler und ehrgeizigen Betrüger.

Aber warum sollten wir uns darüber wundern? Ebenso thaten unsre Väter den Propheten. So hat die Welt und die Kirche alle ihre größten Reformatoren behandelt, alle ihre besten Heiligen, vom gerechten Abel bis zu Johannes dem Täufer, von den Aposteln bis zu den frühern Methodisten. Ebenso vereinigten sich Fromme und Gottlose seiner Zeit, den Herrn der Herrlichkeit zu kreuzigen. Die Geschichte wird sich selbst wiederholen. Unsere Kinder werden Grabmäler bauen und Standbilder setzen eben den Wohlthätern, die wir, ihre Väter zu Tode gehetzt und erschlagen haben.

Und das ist nicht etwa der Begeisterungsrausch eines unklaren Proselyten, sondern das wohlerwogne Urteil eines ruhigen Kritikers, das aber jetzt Tausende aus allen Lagern mit ihm teilen. Lords und Eisenbahnarbeiter, Kaufherren und Waisenkinder, Schauspieler und Künstler, Konservative und Radikale, „Gläubige" und Atheisten, Bierbrauer und Temperenzler halfen beisteuern, von Tausend-Pfund-Checks bis zu einzelnen Pennies, und so hatte denn am 30. Januar die Sammlung die zunächst erforderlichen hunderttausend Pfund nicht nur erreicht, sondern überschritten und es konnte in St. James' Hall ein großes Danksagungs- und Einweihungsmeeting gehalten werden.

Schon während sich der weite Saal allmählich mit Salvationists und Freunden ihrer Sache füllte, erschallten von der Plattform die bekannten energischen Weisen der Armeebande. Und nach den Klängen eines flotten Marsches zogen nun die bisher und künftig in der Sozialreform beschäftigten Offiziere ein: zuerst die Slum Sisters in ihrem bekannten, nicht sehr geschmackvollen Kostüm, die in den verkommensten Vierteln Seelen zu gewinnen suchen, dann die im Rescue Work, in den Erziehungsanstalten für gerettete Mädchen und verlassene Kinder Angestellten mit Waschfaß und Scheuereimer, Wiegen und Puppen, dann die Leiter der Shelters und Food Depots zur Aufnahme und Speisung Wohnungsloser und sonstiger Armen, die neuen Offiziere für die Prison Gate Brigade zur Fürsorge für entlassne Sträflinge, teils eben aus diesen gewonnen, teils aus bessern Klassen der Gesellschaft hervorgegangen, endlich die Vorsteher der Labour Shops, der Arbeiterwerkstätten mit ihren Werkzeugen als Zeichen ihrer Würde. Es war ein prächtiges Bild, diese etwa vierhundert Männer und Frauen, bereit zum Dienste ihrer ärmsten Brüder und Schwestern, und keiner fand sich wohl in der weiten Halle, der nicht mit eingestimmt hätte in den herzlichen Willkommengruß, der ihnen gespendet wurde. Ebenso empfing natürlich den General bei seinem Erscheinen enthusiastischer Applaus. Er zeigte zunächst die Eingangshymne an, die man so oft in den Versammlungen der Armee hört:

Gott beschützt uns, sein Geschlechte,
Steht uns bei im heilgen Krieg.
Ob vereint der Hölle Mächte,
Unser ist und bleibt der Sieg.

*) Vgl. Nr. 2 dieses Jahrgangs.

**) Huxley, Social Diseases and Worse Remedies. Loch, An Examination of Genl. Booth's Social Scheme.

Ob wir scheinbar unterliegen,
Hoch doch unsre Fahnen fliegen;
Uns voran das Banner weht,
Denn wir lassen nicht davon.

Erst langsam, dann immer schneller und wilder, von Händeklatschen, Füßestampfen und Tücherschwenken begleitet, brauste der Gesang daher, namentlich wenn die ganze Versammlung den Refrain wiederholte, den ich wohl englisch hersetzen muß — er läßt sich nicht übersetzen:

No, we never, never, never will give in, no we won't,
No we won't, no we won't, no we won't, no we won't
No we never, never, never will give in, no we won't,
For we mean to have the victory for ever.

Darauf folgten mehrere einfache Gebete, darunter vom General selbst, Berichte zweier Geretteten über ihr früheres Leben und einer Slum Sister über ihre Thätigkeit und eine kleine Musikaufführung von einer Salvationistenfamilie, an der der kleinste Junge mit seiner Blechpfeife die Hauptrolle spielte, sodaß ihn der General während des Spiels aufhob und unter dem Hallo der Versammlung vor sich hin auf den Tisch stellte. In seiner daran anschließenden Ansprache — übrigens der zwölften innerhalb derselben Woche — betonte er vor allem nochmals das sittlich-religiöse Element, das zwar auch in seinem Buch schon überall im Vordergrunde stand,*) in den Verhandlungen darüber aber von der einen Seite besonders angegriffen, von andern zurückgestellt worden war. Wenngleich es bei ihnen, so bemerkte er mit Bezug auf Gladstones Antrag im Parlament, keine religiösen Rechtsunfähigkeiten gäbe und auch ein Atheist unbehelligt durch ihre Anstalten hindurchgehen und, wenn er dafür bezahle, als Atheist sich begraben lassen könnte, so lege er doch für den Erfolg des Unternehmens den Hauptwert auf die religiöse Beeinflussung, möchte sie nun von andern Denominationen oder von der Heilsarmee ausgehen. Aber von dieser Thätigkeit die soziale Reform doch möglichst zu trennen und namentlich die erhaltenen Gelder lediglich für das scheme und in England zu verwenden, jenes selbst aber nur unter Zustimmung eines Komitees von achtzehn Personen, von denen nur sechs vom General zu ernennen seien, abzuändern: das war der Inhalt einer von den Rechtsanwälten der Armee vorgelegten Urkunde, die der General nun unterzeichnete:

Im Namen dessen, dem ich diene, im Namen der drei Millionen, deren oberster Führer ich sein soll, im Namen aller Brüder und Schwestern, die mir die Hand gereicht haben, ergreife ich diese Feder und zeichne diese Urkunde mit dem Gebet, daß nur Gutes der Erfolg sein und daß ich und meine Nachfolger unserm Amt treu bleiben möchten in der Furcht Gottes und unsrer Mitmenschen.

Es war ein historisch bedeutsamer Moment, diese Eidesleistung, und unter diesem Eindrucke suchte der General sofort Kapital daraus zu schlagen, indem er die von ihm gebrauchte Gänsefeder Raritätensammlern zum Verkauf anbot, das Vorkaufsrecht seinen besondern Gönnern, den Journalisten überlassend! Aber dann entschuldigte er sich selbst wegen solcher Scherze, aus denen man nicht gegen seinen tiefsten Ernst schließen solle, und dankte endlich in herzlichster Weise all seinen Leuten und Freunden, ohne die er allein ja gar nichts hätte ausrichten können. Gesang und Segen schlossen die Feier.

Ich habe sie so eingehend geschildert, teils um denen, die noch nichts Genaueres über die Versammlungen der Heilsarmee gelesen, ein allgemeines Bild davon zu geben, teils um damit zugleich manchen besondern Bedenken gegen die Sache zu begegnen. Denn wenn auch das neue Unternehmen zunächst gesichert ist, so bleibt doch noch die Frage zu beantworten: War das wirklich wünschenswert, oder ist es vielleicht bedauerlich?

C C

*) Vgl. bes. In Darkest England S. 45: „Das Problem ist — davon bin ich unerschütterlich überzeugt — unlösbar, wenn es nicht möglich wird, neues sittliches Leben in die Herzen dieser Leute zu bringen. Das sollte das erste Ziel jedes sozialen Reformators sein, dessen Werk nur dann bleiben wird, wenn es auf das solide Fundament einer neuen Geburt auferbaut wird, zu rufen: Ihr müßt von neuem geboren werden. — Auf die Gefahr hin, mißverstanden und mißdeutet zu werden, muß ich unbedingt versichern, daß ich in erster Linie und in der Hauptsache zur Rettung der Seele das Heil des Leibes suche.“ Das behauptet auch Professor Huxley (Social Diseases 53), nur soll es nicht durch und für die Heilsarmee geschehen (ebenda 64).



## Zu den Reichsratswahlen in Oesterreich

Das politische Leben Oesterreichs war in den letzten Wochen reich an Ueberraschungen. Ohne daß es jemand geahnt hätte, wurde mit kaiserlichem Patent vom 23. Januar 1891 das Abgeordnetenhaus aufgelöst und die Neuwahlen ausgeschrieben. Der „nichtamtliche Teil“ der „Wiener Zeitung“ begründet dieses so unvorhergesehene Ereignis mit den sich innerhalb der Parteien vollziehenden Veränderungen und den hierdurch bedingten schwierigen und zweifelhaften Mehrheitsverhältnissen. Gemeint ist hier namentlich der sich allmählich vollziehende Sieg der liberalen Jungtschechen über die mit den Klerikalen verbündeten Alttschechen, die bisher eine der festesten Stützen der slawisch-klerikalen Regierung bildeten. Wenige Tage später meldeten die Wiener Blätter den Rücktritt des Finanzministers Dunajewski, eines Polen von Geburt, der im Ministerium Taaffe stets ein unversöhnlicher Gegner der Deutschen war. Im Abgeordnetenhause that er im Jahre 1885 den denkwürdigen Ausspruch, man könne „auch ohne die Deutschen regieren.“ Die durch mehr denn zwölf Jahre (seit 1878) in Oesterreich herrschende slawisch-klerikale Mehrheit, die der Regierung ein Zugeständnis nach dem andern im Interesse der slawischen Stämme und der Römlinge zum Schaden der Deutschen und des ganzen Reiches abzutrotzen wußte, ist nicht mehr geeignet, die Grundlage eines Ministeriums abzugeben.

Ein unparteiisches Beamtenministerium scheint geplant: in der Ernennung Dr. Steinbachs zum Nachfolger Dunajewskis ist dazu der Ansatz vorhanden. Die neu zu bildende Mehrheit im Abgeordnetenhause wird, so vermutet man, die gemäßigten deutschen Liberalen und den Polenklub umfassen. Es bereiten sich also auf politischem Gebiete hochwichtige Neuerungen vor, die ihren Einfluß auch auf die evangelische Kirche Oesterreichs erstrecken werden.

Die Protestanten Oesterreichs werden der slawisch-klerikalen Mehrheit keine Thräne nachweinen, denn vieles, was sie um die Mitte der siebziger Jahre noch zu hoffen gewagt hatten, ist durch die Herrschaft dieser Mehrheit zunichte geworden. Die vom Unterrichtsminister Stremayer mit Erlaß vom 17. Mai 1878 zugesicherte räumliche Einbeziehung der in einem Miethause notdürftig untergebrachten evangelisch-theologischen Fakultät in das neue geräumige Universitätsgebäude in Wien fand nicht statt. Es wurde vielmehr dem k. k. evangelischen Oberkirchenrate durch Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 30. April 1883 eröffnet, daß in Betreff der Unterbringung der evangelisch-theologischen Fakultät im neuen. Universitätsgebäude, so lange sie einen Bestandteil der k. k Universität nicht bilde, eine endgiltige Verfügung nicht getroffen werden könne.

Durch das kaiserliche Patent vom 8. April 1861 wurde den Protestanten feierlich die Gleichberechtigung nach sämtlichen Richtungen des bürgerlichen und politischen Lebens, im Artikel XIV des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 jedermann volle Glaubens- und Gewissensfreiheit zugesichert, und trotzdem werden noch mehrere die Gleichberechtigung der Protestanten gröblich verletzende Paragraphen des „Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches“ namentlich bei Entscheidungen über Eheangelegenheiten angewendet.

Das Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai 1869, das für die Entwicklung des öffentlichen Erziehungswesens von den segensreichsten Folgen war, indem es die Volksschule den verderblichen römischen Einflüssen entzog und der Aufsicht des Staates unterstellte, hat die evangelischen Gemeindeschulen zu Privatschulen erniedrigt, die evangelischen Lehrer zu Privatlehrern herabgesetzt, sie von der Dienstaltersversorgung, sowie von der Versorgung der Witwen und Waisen aus öffentlichen Mitteln ausgeschlossen. Den evangelischen Gemeinden, die um des Religionsunterrichtes und der evangelischen Erziehung der Jugend willen ihre Privatschulen erhalten müssen, wurde der ungerechte Zwang auferlegt, außer den großen Opfern, welche sie für die ihnen unentbehrlichen Schulen bringen, auch zur Erhaltung der öffentlichen Volksschulen, die von ihren Kindern nicht besucht werden, und zu den Schulbauten für diese mit beizutragen. Dieses noch unter deutschliberaler Herrschaft er-

lassene Reichsvolksschulgesetz erfuhr unter dem Ministerium Taaffe durch das Schulgesetz vom 2. Mai 1883 eine die Protestanten schwer schädigende Abänderung dahin, daß der Schulleiter einer öffentlichen Volksschule in Zukunft nur dem Glaubensbekenntnisse zugethan sein darf, dem die Mehrheit der Schüler angehört. Die öffentlichen Volksschulen tragen jetzt mit wenigen Ausnahmen katholisch-konfessionellen Charakter, weshalb die Erhaltung der evangelischen Gemeindeschulen ein Gebot der Notwendigkeit ist. Die Armut und Not der evangelischen Gemeinden haben mehr als die Hälfte der evangelischen Schulen dahingerafft, von 377 bestehen nur noch 168, und diese werden früher oder später, falls keine ausgiebige Hilfe*) kommt, demselben traurigen Geschick anheimfallen.

Alle diese Beschwerden wurden von den Protestanten wiederholt mit der Bitte um Abstellung den zuständigen Behörden unterbreitet, aber ohne Erfolg. In einer Denkschrift der Generalsynode Augsburgischen Bekenntnisses, die am 9. Juni 1884 dem Kaiser Franz Josef I. durch eine aus den Superintendenten und Superintendentialkuratoren bestehenden Abordnung überreicht wurde, legten die Protestanten eine Zusammenfassung ihrer Beschwerden vor den Stufen des Thrones nieder, damit die Gnade Seiner Majestät die Notlage der evangelischen Kirche banne. Slawisch-klerikale Einflüsse haben wohl jede Aenderung im Sinne der Protestanten zu hintertreiben gewußt.

Seit 1883 brausten die römischen Wogen immer heftiger gegen das ihr Unterwühlen hindernde Bollwerk des Reichsvolksschulgesetzes. Bezweckte der Liechtensteinsche Schulantrag die Herabsetzung der achtjährigen Schulpflicht, so forderte die Erklärung der drei Bischöfe von Prag, Seckau und Laibach, abgegeben am 12. März 1890 im Namen des gesamten Episkopats Oesterreich-Ungarns, eine katholische Volksschule für die katholischen Kinder. Die Evangelischen Oesterreichs müssen sich entschieden auf Seite des von den liberalen Abgeordneten verteidigten Volksschulgesetzes stellen. Paulus predigte das Evangelium „den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Thorheit." Den religiös gleichgiltigen Liberalen ist die Predigt des Evangeliums in vielen Beziehungen eine Thorheit, die sie ab und zu bekritteln und bespötteln (die unter jüdischem Einfluß stehenden liberalen Blätter Wiens liefern dazu reichliche Belege), aber wenigstens ungestört verkünden lassen; den Römischen ist sie ein Aergernis, das mit Aufwand aller Kräfte beseitigt werden muß. Die Einführung eines konfessionellen Schulgesetzes würde die Protestanten zwar, wo sie eigne Schulen haben, von den doppelten Schullasten endgiltig befreien. Was aber geschähe mit den evangelischen Kindern in der Zerstreuung, die eine Schule besuchen müßten, deren Lehrer, im römischen Geiste gedrillt, den Römlingen unbedingt Gehorsam leisteten? Was würde aus den katholischen Bürgern infolge der Erziehung in einer dem vollen Einfluß des Ultramontanismus ausgesetzten Schule? Ein Geschlecht würde aufwachsen, das als würdiges Erziehungswerk der Römlinge an Unduldsamkeit und Glaubenshaß alle frühern überträfe. Daher ist es Pflicht der evangelischen Kirche Oesterreichs, das kleinere Uebel zu wählen, die drückenden Schullasten nach Vermögen weiter zu tragen und das für die Erziehung der katholischen Staatsbürger wirklich ersprießliche Reichsvolksschulgesetz verteidigen zu helfen. Daran darf die Protestanten auch das sonderbare Vorgehen nicht hindern, das manche deutsch-liberale Abgeordnete zuweilen einzuschlagen belieben. Der Prager Landtag hatte den Betrag von 20000 Gulden zur Unterstützung evangelischer Schulen in Böhmen ausgeworfen. In dem die Verteilung des Geldes bestimmenden Ausschusse sprach der deutsche liberale Abgeordnete von Teplitz im Sinne seiner Parteigenossen gegen jede Unterstützung evangelischer Schulen aus prinzipiellen Gründen, indem angeblich durch die Unterstützung evangelischer Schulen der im Reichsvolksschulgesetze ausgesprochene Grundsatz der interkonfessionellen Schulen geschädigt werde!!

*) Die Hilfe denken wir uns weniger in Form von Unterstützungen des Gustav-Adolf-Vereins, denn der steuert der Schulnot nach Kräften, sondern durch die im Wege der Gesetzgebung zu verfügende Entlastung der evangelischen Gemeindemitglieder von den Beiträgen zur Erhaltung der öffentlichen Schulen, die doch von ihnen nicht benutzt werden.



Da die Protestanten so zerstreut leben, daß sie wohl in keinem politischen Wahlbezirke die Mehrheit besitzen, ist an die Aufstellung eigner Kandidaten nicht zu denken. Die Protestanten Oesterreichs werden sich darauf beschränken müssen, die Wahl ultramontaner Abgeordneten womöglich zu vereiteln. Die klerikale Partei in ganz Oesterreich rüstet sich gewaltig zum Wahlkampfe. In Böhmen fordert der Königgrätzer Bischof Hais in seinem Hirtenbriefe auf, „keine gottlosen Männer in den Reichsrat zu wählen. Nicht darauf solle gesehen werden, ob der Kandidat viel und schön reden kann; denn durch Vielrednerei werde man nicht glücklich, sondern dafür sei zu sorgen, daß der Kandidat weise, rechtschaffen und religiös [d. i. ein gehorsamer Diener der katholischen Kirche und ihrer Vertreter, der Bischöfe] sei und die Verhältnisse so zu beurteilen vermöge, daß er für das allgemeine Wohl wirken könne. Nicht allein der gottlose Abgeordnete sündige, sondern auch der sei sündig, welcher einen solchen Abgeordneten wähle." In Böhmen dürfte der Erfolg der römischen Wahlumtriebe ein geringer sein. In den deutschen Gegenden herrscht allgemeine Erbitterung gegen den katholischen Klerus, da viele Geistliche in rein deutschen Pfarrorten, wo gar keine Tschechen wohnen, bei der anfangs Januar l. J. vorgenommenen Volkszählung als ihre Umgangssprache tschechisch angegeben haben, was mit Recht als eine die Deutschen höhnende Herausforderung angesehen wurde. Da in den katholischen Priesterseminaren Böhmens die Tschechisirung der deutschen Priesterzöglinge planmäßig betrieben wird, melden sich sehr wenig Deutsche zum Eintritt. Aus Mangel an geeigneten deutschen Kräften werden dann tschechische Geistliche in deutsche Orte geschickt, die die deutsche Sprache von der Kanzel herab in der schauerlichsten Weise radebrechen. Nicht genug daran, sie setzen noch eine Ehre darein, sich mit ihren Hetzkaplänen als Tschechen aufzuspielen und die deutsche Bevölkerung zu beleidigen. Dies lassen sich eben nur die gutmütigen und friedfertigen Deutschen bieten; unter den Slawen wären ähnliche Vorkommnisse unmöglich. In Reichenau in Böhmen starb jüngst eine katholische Frau, ohne mit den Sterbesakramenten versehen zu sein. Als der verwitwete Mann den Pfarrer um die Vornahme des Begräbnisses ersuchte, fragte dieser, warum man ihn denn nicht herbeigeholt habe, um der Frau die Sterbesakramente zu reichen. „Weil sie nicht böhmisch kann," war die Antwort des schlagfertigen Bauern. Daß selbst Priester deutscher Abstammung „tschechisch" als Umgangssprache vorgeben, thun sie darum, weil sie wohl wissen, daß ihnen als Deutschen jedes Aufrücken in höhere Stellungen unmöglich gemacht wird.

Der Bund Roms mit dem Slawentum ist offenkundig. In Falkenau, einem deutschen Städtchen bei Eger, erteilt ein schlauer Mönchspriester Privatunterricht in der tschechischen Sprache, den dreißig Kinder deutscher Eltern besuchen. Ein harmloses Beginnen, werden die geehrten Leser einwenden. Gewiß! Aus der Privatstunde wird eine tschechische Privatschule, besucht von eingeführten tschechischen Kindern, und sobald eine entsprechende Schüleranzahl vorhanden ist, muß die Stadt diese Privatschule als öffentliche Schule mit tschechischer Unterrichtssprache übernehmen und die bedeutenden Erhaltungskosten tragen. So erweisen sich Roms Diener in deutschen Landen als Sendboten des Slawentums.

An vielen Orten verlangt man entschieden nach deutschen Priestern. Es wird auf der Bierbank über die tschechischen Geistlichen geschimpft, es werden Entrüstungskundgebungen veranstaltet, auch Eingaben an die verschiedenen Konsistorien gemacht. Aber alles das läßt die Römischen kalt, wissen sie doch, daß sich die geduldigen und an dem Althergebrachten hängenden Deutschen nicht so schnell zu einem entscheidenden Schritt aufraffen. An einzelnen Orten mehren sich allerdings die Uebertritte zur altkatholischen Kirche zusehends. Diese wird aus solchen mehr nationalen Gründen entspringenden Uebertritten nur dann einen Nutzen ziehen, wenn ihr die kirchliche Versorgung der weitzerstreuten Altkatholiken und die religiöse Vertiefung der ursprünglich nationalen altkatholischen Bewegung gelingt. Bei der Unzulänglichkeit der seelsorgerischen Kräfte, bei dem Uebelwollen der staatlichen Behörden und dem Mangel an Geldmitteln wird die altkatholische Kirche diesem Ziele nur

sehr langsam näher kommen. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl der Altkatholiken in Oesterreich um etwa dreißig Prozent vermehrt. Die evangelische Kirche kann sich darüber nur freuen, wenn die katholischen Bürger aus Roms Fesseln befreit werden; der Verkündigung des reinen Evangeliums ist wenigstens damit Bahn gebrochen.

Um zu den Wahlen zurückzukehren, so wollen wir den Lesern der Christlichen Welt ein Stück aus einem Katechismus mitteilen, den sie gewiß noch nicht kennen werden. Unter dem Titel „Lies und merks“ findet sich in der klerikalen Salzburger Chronik eine Art Wählerkatechismus, der offenbar einem künftigen Lehrbuche der künftigen Kirchenschule, wie sie die Bischöfe wünschen, entnommen ist. Aus dem heitern klerikalen Frage- und Antwortspiel nur einiges:

Wie kann man einen Liberalen erkennen?

Einen Liberalen kann man aus seinen Worten und Werken erkennen; nämlich, dem die Kirchenluft nicht gut thut und meist gegen Kirche und Geistliche spricht. —

Würde es Sünde sein, einen Kirchenfeind zu wählen?

Gewiß ist es Sünde, einen solchen Abgeordneten zu wählen, ja es kann unter Umständen sogar eine Todsünde sein. —

Warum wäre es eine Sünde?

Weil ein solcher Mann im Reichsrate und Landtage mitwirken wird, daß dem Glauben feindliche Gesetze gemacht werden, wozu du als Wähler durch deine Stimme auch beigetragen hast. —

Giebt es auch glaubensfeindliche Gesetze?

Ja, es giebt solche, wie das Schulgesetz, wodurch in der Schule gehindert wird, daß unsre Kinder überzeugungsvolle Katholiken werden; oder war das nicht der letzte Zweck der Liberalen, die es zusammengestellt haben? —

Darf der Wähler Jemand wählen, der der Religion feindlich gesinnt ist?

Nein, weil der feindlich Gesinnte als Abgeordneter der Religion viel schaden kann. —

Wer sind solche feindlich Gesinnte?

Solche feindlich Gesinnte sind die Freimaurer und ihre Anhänger, die Liberalen. —

Wie erkennst du sicher, daß ein Kandidat entschieden katholisch ist?

Daraus, daß derselbe fest zu seinem Bischof hält und von diesem empfohlen wird. —

Sind die vom katholisch-konservativen Wahlkomitee aufgestellten Kandidaten vom hochwürdigsten Herrn Fürsterzbischof empfohlen?

Ja, sie haben seine Empfehlung und darum sollst du diesen und nur diesen die Stimme geben.

Unter den klerikalen Kandidaten vermißt man etliche mit Verwunderung. Vor drei Jahren hat sich in Wien eine sogenannte „christlich-soziale“ Partei gebildet, in der die Klerikalen die Oberhand haben. Den überwuchernden Einfluß des Judentums in Wien bekämpfend, besorgt diese Partei, in der sich viele unlautere Elemente zusammengefunden haben, in erster Linie die Geschäfte des Ultramontanismus. Bei den Wahlen in den Gemeinderat der Stadt Wien und in den niederösterreichischen Landtag gelang es den Christlich-Sozialen mehrere Kapläne und katholische Pfarrer durchzubringen. Um so auffallender ist es jetzt, daß diese Herren nicht für den Reichsrat kandidiren. Wie mehrere Wiener Blätter, ohne bisher Widerspruch gefunden zu haben, melden, soll der Wiener Erzbischof den niederen Geistlichen untersagt haben, sich auf das antisemitisch-klerikale Programm der christlich-sozialen Partei wählen zu lassen. Offenbar geht der Erzbischof von der Ansicht aus, daß das in letzter Zeit geübte wühlerische Treiben seines niederen Klerus die Stellung der katholischen Kirche schädige.

Alois von Liechtenstein, der „schwarze Prinz“, Zögling der Jesuitenschule in Kalksburg bei Wien, hat eine seltsame Häutung durchgemacht. Er hat sich von den Klerikalen, deren eifrigster Vorkämpfer er bis vor kurzem gewesen ist, gänzlich losgesagt, stellt die derzeitige Zweckmäßigkeit seines vor drei Jahren eingebrachten Schulantrages vollkommen in Abrede und kandidirt in einem Vororte Wiens auf das rein antisemitische Programm hin. In den Alpenländern gedeiht die Saat der Römlinge noch am üppigsten, indes haben auch da schon die deutschen Parteien Unkraut unter den römischen Weizen gesäet. Da die klerikale Partei in den Alpenländern gut organisirt ist, dürfte sie noch immer bedeutende Wahlerfolge erzielen.

Alles in allem kann die evangelische Kirche in Oesterreich den bevorstehenden Reichstagswahlen mit Beruhigung entgegensehen. Schlimmer kann es kaum werden, eher ist eine Wendung zum Bessern zu erwarten. A Schm



## Hedda Gabler

„Das Erscheinen des Buches ist nicht mehr ein germanisches, es ist ein europäisches litterarisches Ereignis.“ So begrüßt ein Kritiker in der „Freien Bühne“ Ibsens jüngstes Stück. Ein Wort über die weltbewegende Schrift ist vielleicht auch hier am Platz.

Den Inhalt des Schauspiels anzugeben, ist freilich ebenso schwer wie ihn zu verstehen.

Hedda Gabler ist die verwaiste Tochter eines Generals. Sie gehörte zur Gattung der „Mädchen mit stolzen, höhnenden Sinnen,“ steht im dreißigsten Lebensjahr und hat sich, um „versorgt“ zu sein, soeben mit einem Privatdozenten verheiratet. Wie man errät, ist sie nicht glücklich. Sie findet innerhalb der Ehe keine Aufgabe, die sie locken, geschweige denn fesseln könnte. Ihr Heim erscheint ihr eng, ihr Mann als ein „Fachmensch“ ohne Phantasie, ohne Leidenschaft, ohne Größe. Und so peinigt denn erdrückende Langeweile die Müßige, bis ihr eine unerwartete Unterhaltung wird.

Zwei frühere Liebhaber tauchen plötzlich auf: zuerst Gerichtsrat Brack, ein Lebemann in der modernen und gemeinen Bedeutung des Wortes; und dann der hochbegabte Eilert Lövborg, der lange für ein verbummeltes Genie galt. Die junge Hedda hat einst auf ihn geschossen, weil sie im Sinnenrausch seinen zudringlichen Werbungen zu erliegen fürchtete. Seither ist er in den Norden gegangen, wo er sich als Hauslehrer verdingte. Dort hat er mit der Frau seines Brotherrn eine Liebschaft angeknüpft, die ihm die Kraft eingab, ein ordentlicher Mensch zu werden, und die Begeisterung verlieh, deren er bedurfte, um sich als Gelehrter einen Ruf zu erwerben.

Jetzt kehrt er eben in die Stadt zurück, damit er die Früchte seines Erfolges ernte. Seine Egeria aber, Frau Elvsted, folgt ihm auf dem Fuß, verläßt ohne Bedenken Mann und Haus, nur von der einen Sehnsucht erfüllt, über den Geliebten zu wachen, der nicht wieder die alten, gefährlichen Bahnen wandeln soll.

Der Seelenbund der beiden verdrießt Hedda, und ihn zu sprengen wird fortan ihr Beruf. Es gelingt ihr auch Eilert Lövborg von seinen besseren Vorsätzen abzubringen. Es glückt ihr sogar sich des Buches zu bemächtigen, das er in der Zurückgezogenheit geschrieben, und von dessen Veröffentlichung er alles hofft; und sie verbrennt das wertvolle Erzeugnis, das unter dem Einfluß einer verhaßten Rivalin entstanden ist. Als dann der Verführte und Gefoppte bankerott vor ihr steht, drückt sie ihm ein Pistol in die Hand: er möge sich eine Kugel durch den Kopf jagen, jedoch so, daß „ein Schimmer von unwillkürlicher Schönheit auf den Vorgang falle.“ Der verrückte Wunsch wird aber nicht erfüllt. Eilert Lövborg stirbt in einem verrufenen Hause durch einen Schuß in den Unterleib, keineswegs „in Schönheit.“ Und Hedda, die sich betrogen weiß, die vor sich eine öde Zukunft sieht, ein klägliches Leben an der Seite eines langweiligen Mannes und in Gesellschaft eines unwerten Genossen, giebt sich nun selbst den Tod. Ihr Gatte hat sich inzwischen mit Frau Elvsted zusammengethan, um in emsiger Arbeit aus übrig gebliebenen Notizen das kostbare, vernichtete Buch Lövborgs wiederherzustellen.

Dies in knapper Form der abstoßende oder soll man sagen? — belachenswerte Stoff. Beim ersten Blick fällt die große Anzahl kranker Personen auf. Kecklich darf behauptet werden, daß von einer Nebenfigur, einer alten Tante, abgesehen, kein einziger wirklich gesunder Mensch auftritt. Im übrigen ist die Ausführung die wohlbekannte: ein Dialog von ausgesuchter Natürlichkeit; der Dichter ängstlicher als je hinter den Thatsachen verborgen; das ganze Stück eine Sphinx, welche die Ratelust herausfordert.

Es darf nicht wunder nehmen, daß das Drama zur „Tonne wird für die kritischen Wallfische“; und ergötzlich ist es anzuschauen, wie sie damit spielen. Die einen wittern „neue Teufeleien“ und ziehen mit Fackeln und Stangen aus, diese aufzustöbern; doch ohne Erfolg. Andre gelangen zu der Einsicht, daß Ibsen dem heutigen Realismus einen Schritt näher gerückt sei. Weniger als je „reflektire“ und „problematisire“ er. Es komme ihm nicht sowohl auf die Entwickelung eines

bestimmten Gedankens an als auf die unparteiische Darstellung von „der dämonischen Macht menschlicher Leidenschaften, von der überquellenden Fülle der Natur selbst, in ihrer Furchtbarkeit und Größe.“ Betroffen greift man sich an die Stirne und fragt sich, was es für eine Anschauung der Natur sein mag, auf die ein solches Urteil sich gründet. Waldesduft und Spitalluft sind doch sonst nicht so schwer zu unterscheiden.

Innerhalb des Chors lärmender Ausleger verdienen begreiflicherweise vor allem Beachtung die Mystagogen, die sich der Freundschaft des Dichters rühmen und auf Enthüllungen aus seinem Munde pochen. Sie bekräftigen ihrerseits, daß ihr Meister plötzlich zum harmlosen Beobachter geworden sei, und, bewußt oder unbewußt, stoßen sie den greisen Mann mit der ausgeprägten Physiognomie und den fest zusammengepreßten Lippen unter die Schar unreifer junger Leute, die gegenwärtig zu Haufen mit photographischen Apparaten für Liebhaber herumstreifen und verzerrte Bilder der Wirklichkeit erzielen, weil sie die Platte nicht richtig zu stellen verstehen. Ob sie recht haben, ob sie nicht selbst die genasführten sind, bleibt die Frage trotz der gepriesenen Beglaubigung. Es mag ja sein, daß in der That die Absicht vorhanden war, einmal objektiv einen Ausschnitt aus der Welt zu schildern. Aber dem Wollen entspricht keinenfalls das Vollbringen. Es wird dem alten Satiriker zu schwer, keine Satire zu schreiben, und unwillkürlich stellt er sich wieder in den Dienst einer Idee, und diese Idee ist noch immer — die alte. Wenn der Autor sich darüber nicht klar wurde, ist das vielleicht verdienstlich für den Menschen, für den Künstler sicher nicht.

Wie so manches ihm voraufgegangene, veranschaulicht das jüngste Schauspiel Ibsens den Satz, daß unsre sozialen Einrichtungen nichts taugen. Aber die, welche darunter leiden, sind wie Hedda zu feige, mit dem überlieferten Gerümpel herzhaft aufzuräumen. Sie fürchten allein schon den Skandal, sie fügen und beugen sich. Und da geschieht denn das Unvermeidliche: die von zweckwidrigen Schranken eingepreßte Kraft beginnt zu gären, verdirbt, verpufft in sinnlosen Wirkungen und gereicht zuletzt ihrem Träger und andern zum Schaden. Nur wer, gleich Frau Elvsted, den Mut hat, mit den hergebrachten Vorurteilen, unsern sogenannten „Idealen“ rücksichtslos zu brechen, entgeht dem Verhängnis und ist allenfalls imstande Nutzen und Segen zu stiften.

Man sieht, es ist in neuer Variation das alte Lied! Doch bietet das Stück noch insofern ein besondres Interesse, als es, gleich „Peer Gynt,“ deutlicher denn frühere Werke den Ursprung des Ibsenschen Nihilismus aufweist. Wie einst der junge Dichter unter dem Einfluß der Romantik stand, steckt ja auch Hedda voll überspannter Vorstellungen. Die Aesthetik ist bei ihr zur Ethik, die Ueberschätzung des Schönen zum Gemütsleiden geworden, und eben darüber hat sie den nüchternen, anspruchslosen Pflichtgedanken verloren, ohne den der Mensch sich in einer unvollkommenen Welt ebensowenig zurecht zufinden vermag, wie der Schiffer ohne Kompaß auf dem Meer.

Wenn schließlich das abenteuerliche Stück einzelne Verehrer findet, kann das nicht befremden. So mancher bewundert, weil er nicht versteht, eingedenk der Verse aus dem Westöstlichen Divan:

Abraxas bring ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das Allerhöchste gelten.
Sag ich euch absurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraxas bringe.

Dann klingen ja auch revolutionäre Gedanken in jeder Gestalt stets originell. Und „man stößt auf Menschen, bemerkt gelegentlich Schiller, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seines gleichen ist.“ Daß aber die Anhängerschaft eine so beträchtliche wird, wie sie um Ibsen sich schart, ist immerhin ein zu ernstes Symptom, als daß nicht der Takt verböte, es mit bloßem Spotte zu bedenken. Offenbar giebt es in Deutschland unter den Gebildeten große Gruppen, die ein trostloses Unbehagen erfüllt, Kreise, denen das Bewußtsein völlig abgeht, daß das Christentum nicht nur eine beschränkende und verpflichtende Macht ist, sondern auch eine befreiende, belebende und beseligende. Noch immer erscheint Luthers hohes Lied von der „Freiheit eines Christenmenschen“ als eine unentbehrliche Predigt, und ist es wahrhaft kein müßiges Beginnen, in geweihter Stunde einmal alle theologischen Fehden beiseite zu halten, um mit tausend Zungen und tausendfachem Mund allein auf die Herrlichkeit christlicher Gesittung hinzuweisen, deren Segnungen, wer sie je empfunden hat, nie wieder vergißt.

E W M



## Verschiedenes

**(Gottseligkeit ein Gewerbe?)** Als wir dem Unwillen eines preußischen Geistlichen über die fromme Geschäftsempfehlung einer Berliner Weinhandlung an die evangelischen Pfarrämter in diesen Spalten Worte gaben, waren wir uns der Möglichkeit sehr wohl bewußt, daß der Verfasser des Rundschreibens ein persönlich frommer Mann sein könne. Nun wird uns glaubwürdig versichert, daß der betreffende Weinhändler „zu den geachtetsten Männern der kirchlichen Kreise von Berlin gehöre, seit fünfundzwanzig Jahren das schwierige und zeitraubende Amt eines Schatzmeisters der Preußischen Hauptbibelgesellschaft führe und seine persönliche Frömmigkeit über jeden Zweifel erhaben sei.“ Nichts können wir lieber hören und mitteilen; aber der Anstoß, den jenes geschäftliche Rundschreiben gegeben hat, bleibt bestehen, und so möge es dem werten Herrn gefallen, nach 1. Thess. 5, 22 künftig auch den bösen Schein zu meiden. R

**(Die Protestantische Kirchenzeitung)** hat sich in ihrer jüngsten Nummer über unsern Bericht vom Gothaer Protestantentage in einer Weise geäußert, die deutlich zeigt, daß unsre sehr aufrichtig gemeinte Weihnachtsbitte und -Mahnung an die Kirchenzeitungen in Nr. 52 des vorigen Jahrgangs für sie vergeblich gewesen ist.

In eine sachliche Auseinandersetzung mit uns tritt sie nicht ein, und daran thut sie recht, nachdem die „Verhandlungen des XVIII. deutschen Protestantentages zu Gotha am 7. bis 9. Oktober 1890, herausgegeben nach den stenographischen Aufzeichnungen im Auftrage des ständigen Bureaus von Otto Frieße, Schriftführer“ im Druck erschienen sind (Berlin, Haack; 153 S.; 2 Mk.). Wir empfehlen diesen Bericht allen, die sich für die Gothaer Verhandlungen interessiren.

Im übrigen bleibt es auch der Protestantischen Kirchenzeitung gegenüber bei unsrer Erklärung in Nr. 4, Sp. 95. Nur einen Satz, der Mißverständnissen zugänglich gewesen zu sein scheint, möchten wir hier noch deutlicher aussprechen, indem wir unsre Freunde und Feinde bitten, uns ein für allemal beim Worte zu halten: Wenn wir irgend in unsern Aufsätzen fehlen, so halte man uns einer Berichtigung für wert und vertraue, daß wir begangnes Unrecht gern abbitten und nach Kräften wieder gut machen werden.

Warum hat denn keiner der Herren, die sich durch unsern Bericht unbefriedigt oder verletzt fühlten, bei uns angefragt, ob wir nicht einen berichtigenden und ergänzenden Artikel aufnehmen würden? Keine Anfrage derart ist an uns gekommen. Die ganz im Tone der von uns perhorreszirten Zeitungspolemik gehaltnen späten Zornesausbrüche der Parteiblätter können uns von unserm Unrecht nicht überzeugen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 9 der „Chronik der Christlichen Welt“


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Eine ältere Dame sucht zum 1. März oder April eine Stelle als Haushälterin, am liebsten bei einem Pfarrer. Gute Zeugnisse vorhanden. Offerten unter **E. H. 20** postlagernd Göttingen.

Die Pfarre Gielde (Inspektion Okerthal, Prov. Hannover) wird in nächster Zeit vakant. Gemeindewahl. Kirchliche Gemeinde. Kein Filial. Einkommen gegen 2700 Mk. Gutes Haus. Schöner Garten. Haltestelle der Eisenbahn. Näheres bei Pastor **Dörries**.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig:
**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

**Eine geprüfte Erzieherin,** achtunddreißig Jahre alt, **sucht** zum 1. oder 15. Mai in einem christlichen Hause eine **Stelle als Erzieherin** bei größern Mädchen. Gefällige Offerten unter **H. H. 45** an die Expedition d. Bl. erbeten.

Zur Verteilung an die Konfirmanden eignet sich vorzüglich das in meinem Verlage erschienene:
**Gedenkbüchlein für konfirmirte Christen.**
33. Aufl. Gesamtauflage 200 000 Exemplare. Preis 20 Pf. 20 Expl. Mk. 3.—.
**Heinr. Feesche, Hannover.**

30 Stück 1 M. 60 Stück 2 M. **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 M. 300 Stück 6 M.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
**Jährlicher Absatz 30—40 000 Stück! Probeschein gratis.**
**Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 10 — Leipzig, den 5. März — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Unter dem Kreuz des Herrn: 1 — Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529: 8. 9. 10 — General Booths Sozialreform: 2. Bisherige Thätigkeit der Heilsarmee; 3. Beurteilung des Plans — Zur Gemeindereform: 1. Ein vergessener Vorkämpfer — Das Modell zum Berliner Dom — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 5. Herr Kibitz — Verschiedenes: Die Briefkasten der Familienblätter; Der Volksstaat; Soziales Elend und die moderne Wohlthätigkeit; Erklärung — Anzeigen


## Unter dem Kreuz des Herrn

1*)

Unter Jesu Kreuze ist es von Stunde zu Stunde stiller geworden. Der laute Haufe der Neugierigen und der Feinde hat sich verlaufen, auch die Mitgekreuzigten sind verstummt. Von der Pflicht werden noch die Soldaten, von der Macht der Liebe Jünger und Jüngerinnen festgehalten. Sie erleben, wie der Gekreuzigte Worte spricht, die Thaten sind, ja wie er sein ganzes Sterben zur letzten größten That seines Lebens macht. Wir schließen uns ihnen an, und in unserm Herzen wird es auch stille. Wer unter Christi Kreuz nicht stille wird, wird es nie; stumpf wohl mag er werden in des Lebens Umtrieb und stumm einmal im Sterben, aber nicht stille zum Frieden und zu neuer That. Uns sei diese Stätte der rechte Berg der Verklärung, und wie jener ersten Zeugen Auge nur auf Ihn gerichtet war, so sehen auch wir niemand als Jesus allein. Und wenn wir ihn so anschauen, entspinnt sich ein heimliches Zwiegespräch zwischen ihm und uns. Er spricht zu uns in Wort und That, und wir sprechen ihm die Gedanken aus, die als Antwort unaufhaltsam sich von unserm Herzen losringen: Schau her, hier steh ich Armer, der Zorn verdienet hat; gieb mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad!

Nichts in der weiten Welt beugt aufrichtige Menschen so tief als Christi Kreuz. Es macht arm, und der tiefste Schmerz dieser Armut ist das Schuldgefühl. Auf den ersten Anblick scheint der Gekreuzigte arm, und alle, die sich um ihn sammeln, in ihrer Freiheit und Lebensfülle reich. Aber es ist das Geheimnis der ganzen Leidensgeschichte, und auf Golgatha wird das recht offenbar, daß diese Geschichte die ungeheuersten Wechsel hervorbringt. Die Gerechten werden Ungerechte, die Machthaber ohnmächtig; so erscheint auch, je aufmerksamer wir auf den Gekreuzigten sehen, immer mehr er, der Arme, in unvergleichlichem Reichtum, wir in einer ungeheuern Armut, und der Maßstab dieser unsrer Armut ist sein Reichtum.

Wohl hat er nichts mehr, das einen Menschen reich macht in Menschenaugen; Gut, Macht, Lebensfreude, alles ist untergegangen in Kreuzesnot und Schmach und Schmerz. Aber er hat den Vater, und im Vater hat er alles. Er hat Liebe, er wird geliebt vom Vater und liebt in dieser Liebe Freund und Feind. In dieser Liebe hat er Freude, Ehre und Macht. Die Welt liegt zu seinen Füßen, die Zukunft gehört ihm, er ist ans Kreuz nicht nur, er ist eben damit zur Rechten Gottes erhöht. Aus der Liebe des Vaters und zum Vater heraus hat er für seine Feinde gebeten und die Seinen geliebt bis ans Ende, noch sterbend für sie gesorgt. Als der Sohn des Vaters hat er dem Mitgekreuzigten das Himmelreich aufgeschlossen und in der dunkelsten Stunde doch noch sagen können: Mein Gott! Er hat, weil diese Liebe so herrlich ist, daß sie gar nichts scheinen muß, in Einfalt geklagt: Mich dürstet! endlich als ein König, der einzige königliche König triumphirt: Es ist vollbracht! und dem Vater sich in die Hände befohlen, als sähe er sie ausgebreitet zum Empfang in der ewigen Heimat.

Neben solchem Reichtum werden wir arm. Wir denken in guten Tagen zuerst an uns, und im Leide meinen wir fast ein Recht zur Selbstsucht zu haben. So arm aber an Liebe, weil arm an Gewißheit der Liebe Gottes, an einem höchsten Gut und ewigen Schatz, sind wir auch arm an wahrer Ehre und wirklicher Macht; denn Reichtum, Ehre und Macht ist nur die Liebe, dieses „Beste in der Welt." Und so ist denn unser Lebenswerk eitel Stückwerk, und unser Sterben ein zielloses Ende, kein friedevolles, siegesgewisses zum Vater Gehen.

Aber wäre nur dies der Sinn unsers Bekenntnisses: Schau her, hier steh ich Armer? Je ärmer wir unter dem Kreuze werden, desto unabweisbarer wird der Gedanke: unsre Armut ist unsre Schuld. Nicht als sollten wir uns in der Passionszeit ein Bekenntnis aneignen, das nicht wirklich von Herzen käme. Der König der Liebe, um dessen Kreuz wir uns wieder sammeln, ist der König der Wahrheit. In seiner Gemeinde hätte das bloße Wort, die unfromme fromme Redensart nie eine Macht werden sollen. Auch das „Ich armer sündiger Mensch," wie schnell ist es gesagt, und wie wertlos, wenn es nur gesagt wird, vielmehr welche Verantwortung, welche neue Sünde! Aber Christi Kreuz führt den Aufrichtigen zur Erkenntnis seiner Schuld.

Von wem ist es aufgerichtet? Von Menschen, die nicht dulden wollten, daß einer reich sei an Liebe, eins mit Gottes ewiger Liebe; die wohl auch für Gottes- und Menschenliebe schwärmten, ja arbeiteten und duldeten, aber als die vollkommene Liebe richtend und beschämend sich offenbarte, sie nicht verstehen wollten und verwarfen. Wir hätten vielleicht nicht mit dem Hohenrate gestimmt; hätten wir gewiß auch nicht zu dem unbeständigen Volk gehört, wären wir gewiß nicht den fliehenden Jüngern gleich gewesen, dem verleugnenden Petrus? Ja, unsre Gottentfremdung und unser Kaltsein gegen die Brüder, unsre Weltseligkeit und Weltverlorenheit, unter Jesu Kreuz wird sie uns als Schuld offenbar. Nicht zwar als Schuld jedes einzelnen allein. Wir werden hineingeboren in eine Welt des Scheins, des Unglaubens und der Lieblosigkeit, wir können unser Herz nicht unbefleckt erhalten. Aber keiner ist ohne persönliche Schuld. Der Herr hat um unsre Liebe geworben, und wir „hatten keine Zeit"; er hat uns wollen auf eine höhere Stufe seiner Erkenntnis heben, und wir haben nicht gewollt. Wie leises Wehen ging seines Geistes Mahnung über unser Herz: „Nur jetzt festgestanden in der Versuchung, nur jetzt nicht wieder nachgegeben dem Betrug der Sünde," und wir habens doch gethan; „Jetzt, nur jetzt die Liebe hochgehalten, in Liebe still gehalten," und das böse Wort entfuhr dennoch unsern Lippen. Das alles wird uns unter dem Kreuze klar, sein Kreuz

*) Die hiermit beginnende Reihe von Betrachtungen ist so gemeint, daß die beiden ersten von unmittelbaren Eindrücken des Glaubens unter dem Kreuz des Herrn handeln möchten, das dritte Stück von dem mancherlei Ausdruck für diese Eindrücke, worauf das vierte zu Ostern zeigen will, daß dieser Glaube an den Gekreuzigten selbst der rechte Glaube an den Auferstandenen ist.

ist die Bußpredigt ohne gleichen. Wir müssen uns einrechnen in die lieblose Welt, die seine Liebe verstoßen hat, die Liebe, welche, von uns verstoßen, sich vollendet hat und als diese unüberwindliche Liebe unsre Sünde straft wie nichts anderes im Himmel und auf Erden.

Und darum sagen wir: Schau her, hier steh ich Armer, der Zorn verdient hat. Ist das ein veraltetes Wort? Stört dich das Wort, laß es fahren! Kannst du leugnen, was es meint, den Unfrieden des gesamten Lebensgefühls, in dem wir die Freude nicht recht froh genießen, in dem das Leid so bitter wird, der unserm Wirken den Charakter des Zufälligen, des Zusammenhangslosen giebt, den Gedanken an das Ende uns fliehen heißt und uns mitten in den Jahren der Kraft schlaff und träge macht gegenüber den Idealen, die uns einst begeisterten? Vergessen wir auch nicht, statt dem allgemeinen „Wir" ein ehrliches „Ich" zu setzen. Unser Ich drängt sich sonst immer vor; aber wenn von der inneren Armut und ihrem tiefsten Stachel, der Schuld, die Rede ist, dann zieht sich jeder gern hinter die andern zurück. Aber in dieser Frage steht jeder für sich allein. Was könnte uns abhalten? Wir legen jenes Bekenntnis nicht ab vor selbst sündigen Menschen, auch nicht vor unserm eigenen Herzen, trotzig und verzagt sogar in seiner Selbstbeurteilung. Wir haben ein Allerheiligstes zu unsrer Beichte, Christi Kreuz. In solcher Buße unter dem Kreuz ist schon das Vertrauen eingeschlossen, vielmehr, sie ist selbst geboren aus dem Vertrauen: Gieb mir, o mein Erbarmer den Anblick deiner Gnad! Th H

## Das Marburger Religionsgespräch im Jahre 1529

### 8. Fortsetzung des Gesprächs und weitere Friedensverhandlungen bis zur Abreise aus Marburg.

Der Sonntag (3. Oktober) brachte den Kämpfern keine Ruhe. Nachdem Luther gepredigt hatte, wurde zwischen ihm und Zwingli der Streit weiter fortgesetzt.

Zwingli ging wieder von der Behauptung aus, daß ein Leib nur an einem Orte sein könne, und drängte nun Luther, sich zu äußern, ob Christi Leib im Sakrament „als an einem Ort" sei. Luthers stete Beweisführung mit den Worten „das ist mein Leib" wurde als Zirkelschluß abgelehnt. Zwingli ärgerte sich wohl über diese fortwährende Anführung jener vier Worte (um dieselben den Versammelten recht nahe zu bringen, hatte Luther einmal die Sammetdecke zurückgeschlagen) und erklärte es für einen häderigen Zank. Es sei gerade so, als wenn einer, um aus Christi Worten am Kreuz zu beweisen, daß Johannes der Sohn der Maria sei, immerfort schrie: „Ihr müssend mir die Wort Christi bleiben lassen, die lauten dürr. Ecce filius tuus — Sieh din Sun, Sieh din Sun, Sieh din Sun! Also thund ihr, Herr Doktor, auch. Sagend uns doch heiter herus, ist der Leib an einem Ort?" — Da sagte Brenz: „Er ist ohn ein Ort," und Luther äußert sich schließlich in demselben Sinne wie Brenz, worauf Oekolampad die Schlußfolgerung zieht: „Folglich ist er da nicht körperlich, wirklich leiblich, mit wahrhaftigem Leib."

Von diesem Standpunkt aus sucht Oekolampad am Nachmittag Luther noch weiter in die Enge zu treiben, der lehnt es jedoch ab, diesen Ortsstreit fortzusetzen mit der Begründung, daß es ja von der ganzen Christenheit angenommen sei, Gott könne ohne Ort sein Wesen haben. Die Schweizer hatten hauptsächlich Augustin als Gewährsmann angeführt; Luther mußte das zulassen, wies jedoch darauf hin, daß die betreffende Stelle sehr dunkel und zudem einem Jugendwerk entnommen sei. Uebrigens müsse man die Doktoren Christo unterordnen. Oekolampad erwiederte: wenn sie die Kirchenväter anführten, geschehe es nur, um zu zeigen, daß sie keine neue Lehre hätten, sie bauten darum doch nicht auf jene, sondern auf das Wort Gottes. Uebrigens solle Luther nicht denken, daß für sie das Sakrament bloßes Zeichen sei; auch sie nähmen an, daß Christi Leib in jenem durch den Glauben gegenwärtig wäre.

Man fühlte immer mehr, daß alles Streiten ohne Nutzen blieb. So erklärte denn Luther, bei seinem Glauben bleiben und die Schweizer Gott und dessen Urteil überlassen zu wollen.



Er bat Zwingli, zu verzeihen, daß er bitter geworden sei. Dasselbe that auch Zwingli mit der Erklärung, er habe immer Freundschaft gewünscht und bisher drum gebeten. Fast weinend sagte er, es gebe in Italien und Gallien keine Männer, die er lieber sehen möchte.

Bittet Gott, daß ihr bekehrt werdet, sagte Luther, worauf Oekolampad meinte: Bittet nur selbst, denn ihr habt es auch nötig.

Es war klar: die Schweizer hatten nun ihre Disputation mit Luther zu einem Abschluß gebracht; jetzt mußten ihre Geistesverwandten, die Straßburger, sehen, wie sie sich mit Luther auseinandersetzten. Straßburgs weltlicher Vertreter, Jakob Sturm von Sturmeck, bat darum, Martin Butzer die Erlaubnis zur Antwort auf die Vorwürfe zu erteilen, die Luther im Anfang des Gesprächs gegen sie vorgebracht hatte. Nach kurzer Beratung erhält Butzer das Wort, entwickelt in kurzen Zügen der Straßburger Lehre und begehrt zum Schluß von Luther ein Zeugnis, daß sie recht lehrten. Das lehnte dieser jedoch ab und sagte nach vielem Bitten: „Ich bin euer Herr nicht, euer Richter nicht, euer Lehrer auch nicht, so reimet sich unser Geist und euer Geist nicht zusammen, sondern ist offenbar, daß wir nicht einerlei Geist haben." Er empfahl auch sie schließlich dem Urteil Gottes.

Der folgende Tag verging in allerhand Versuchen, eine Einigung herbeizuführen; es fanden wieder Gespräche der vier Hauptgegner statt, besonders aber suchten die Straßburger ihre Sache noch in besseres Fahrwasser zu bringen. Butzer hatte eingehende Gespräche mit Jonas, Osiander und Brenz, Hedio mit Luther und Melanchthon. Diesen Mittag aßen die Lutheraner für sich, nur Hedio finden wir in ihrem Kreise, jedenfalls beseelt von dem Wunsche, auch hier noch für einen Ausgleich zu wirken.

Der Landgraf that alles, was in seinen Kräften stand, um die Gegner auszusöhnen; er ließ die Herren einzeln zu sich kommen, unterhielt sich eingehend mit ihnen, konnte aber doch nicht erreichen, daß Luther die Schweizer und Straßburger als Brüder anerkannte, worum diese flehentlich baten. Immer wies Luther sie mit den Worten ab: Ihr habt einen andern Geist, als wir. Nach Butzers Ansicht ist Melanchthon besonders für diese Unversöhnlichkeit verantwortlich zu machen; dieser habe aus Furcht vor Kaiser Karl und dessen Bruder Ferdinand, die man durch einen Bund mit den Schweizern sich ganz verfeinden werde, Luther zurückgezogen, als er die Hand zur Versöhnung zu bieten willens war. Das klingt nur allzu wahrscheinlich; wer sich z. B. einmal über Melanchthons Haltung auf dem Augsburger Reichstag (im Jahre 1530) unterrichtet hat, der kann ihm wohl zutrauen, daß er auch in Marburg schon so handeln zu müssen glaubte. Er war eine ängstliche Natur. Um dem Pochen der Schweizer auf eine Uebereinstimmung mit den Kirchenvätern ein Gegengewicht zu geben, waren Osiander und Brenz beauftragt worden, alle Stellen zu sammeln, die für die lutherische Lehre sprächen. Sie kamen jedoch nicht zum Ende oder konnten nicht mehr gehört werden, und so wurde dann später ihre Sammlung mit verschiednen Erläuterungen dem Landgrafen schriftlich zugestellt.

Als ein letztes Auskunftsmittel, den Streit wenigstens äußerlich in Frieden zu endigen, erschien dem Landgrafen das Abfassen einer gemeinsamen Bekenntnisschrift. Luther mußte es übernehmen, glaubte aber nicht an den Erfolg. So entstanden die fünfzehn Marburger Artikel, in deutscher Sprache verfaßt. Die Schweizer wollten jetzt alles vermeiden, eine Mißhelligkeit hervorzurufen, und so billigten sie denn alle Artikel, obwohl sie vieles anders ausgedrückt haben würden. Der fünfzehnte Artikel (vom Abendmahl) war gleich so abgefaßt, daß danach die Verschiedenheit der Auffassungen als eine bisher unvereinbare bestehen blieb.

Es war nach außen hin ohne Zweifel mit diesen Artikeln viel gewonnen, da hier zum erstenmale die Evangelischen als eine Partei auftraten; und es war doch nicht unwesentlich, wenn am Schluß die Erwartung ausgesprochen wurde, daß ein Teil gegen den andern christliche Liebe erzeigen werde. Sofern es das Gewissen zulasse — hatten freilich die Lutheraner dazu gesetzt.

Unterschrieben wurden die Artikel von Luther, Melanchthon, Jonas, Osiander, Brenz, Agricola, Oekolampad, Zwingli, Butzer und Hedio.

Der englische Schweiß, wohl so eine Art Influenza, herrschte damals gerade in Marburg; es kamen einige Todesfälle vor. Dieser Umstand bewirkte eine rasche Erledigung der Sache. Dienstag (5. Oktober) früh verließ der Landgraf die Stadt, und noch an demselben Tage zerstreuten sich die gelehrten Gäste, die er so fürstlich beherbergt und bewirtet hatte, in alle Winde.

### 9. Erfolg des Gesprächs und Urteile der Gegner übereinander

Es ist nun sehr bemerkenswert, welches Urteil die Teilnehmer über den Erfolg des Gesprächs und übereinander gefällt haben. Luther hatte anfangs, wie wir wissen, gar nichts von einer solchen Unterredung gehofft, war mißmutig dem Rufe des Landgrafen gefolgt, jetzt kehrt er aber doch mit andern Gedanken heim. Er hatte nicht geglaubt, so viel erreichen zu können und nennt nun die Angelegenheit wichtig und folgenschwer. Es sei ja doch dadurch kein geringer Teil des Streites beseitigt worden, daß jetzt die Gelegenheit öffentlich zu streiten mit Wort und Schrift nicht mehr vorhanden sei. Freilich lebt er nun in der Ueberzeugung, die Gegner vollständig besiegt zu haben:

> Denn ich dachte selber, wir würden eitel harte Steine allda finden, aber Gott gab Gnade, daß sie sich demütigten, und ob Gott will, so wird nu ihr hoffärtiges Schreiben wider uns ein Ende haben.

Dem Gebet der Frommen schreibt er es zu, daß die Gegner so verwirrt waren: Gott habe sie so verblendet, daß sie nichts vorzubringen wußten. Er rühmt, daß sie demütig und bescheiden gewesen seien, und meint, es liege bei ihnen nicht Schlechtigkeit vor, sie seien vielmehr durch Wahn und Zufall in solche Meinung gekommen. Daneben sagt er dann freilich, sie seien ungeschickt und unerfahren im Disputiren, und bald schilt er auf sie wieder in der alten Weise. Wie er ihnen früher vorgeworfen, sie strebten wider Gott und Sakrament, seien falsch und tückisch, ruhmreiche Heilige, nicht besser als „Arius oder der einer," so meint er nun, sie seien nicht allein Lügner, sondern die Lüge selbst. Zu einer gerechten Würdigung Zwinglis vor allem ist es bei ihm nie gekommen.

Melanchthon äußert sein Erstaunen über die Milde und Leidenschaftslosigkeit der Gegner, tadelt aber ihr Bemühen, Brüder genannt zu werden, da sie ja doch die Lutheraner verdammten. Und ganz in Luthers Ton stimmt er ein, wenn er sagt, sie seien unbewandert in geistlichen Dingen, hätten keine christliche Lehre, philosophirten knabenhaft und könnten keinen Bestand haben.

Nicht minder siegesgewiß als Luther hatte Zwingli das liebliche Lahnthal verlassen. Er meinte mit Glück gekämpft zu haben und schrieb gleich nach seiner Rückkehr (20. Oktober) einem Freunde: Die Wahrheit hat so offenbar gesiegt, daß, wenn je einer besiegt wurde, Luther in seiner Unverschämtheit und Aufgeblasenheit sicher besiegt worden ist. Nachdem jene Bekenntnisschrift von allen unterzeichnet worden, dürfen die Päpstler nicht mehr Luther zu gewinnen hoffen. Dieser habe übrigens ganz unsäglich viel haltlose, ungereimte und thörichte Behauptungen vorgebracht und schließlich wichtige Zugeständnisse machen müssen, so z. B., daß Christi Leib nicht unbegrenzt sei oder daß die Eucharistie ein Zeichen des Leibes Christi genannt werden könne. Mit Melanchthon sei es schwer gewesen, zu verhandeln, denn er habe sich wie ein Aal im Grase gewunden, sei von einer Meinung in die andre gefallen und habe wie Proteus immer wieder eine andre Gestalt angenommen.

Nach Oekolampads Urteil konnte auf beiden Seiten von Sieg nicht die Rede sein.

Es sind Kinder Gottes, meint Butzer von den Wittenbergern, aber befangen in schwerer Versuchung; sie werden der Kirche viel Schaden bringen.

Zwingli hatte Grund genug, mit Befriedigung auf das Marburger Werk zurückzublicken. Ihm hatte ja vor allem daran gelegen, mit dem Landgrafen feste politische Abmachungen zu treffen, und das hatte er vollständig erreicht. Der Hessenfürst war in das sogenannte Burgrecht eingetreten und bot somit



bei allen Gefahren einen sichern Rückhalt für die Züricher. Und noch mehr. In Sachen der Lehre war der erst schon halb Gewonnene ganz für Zwinglis Ansichten eingenommen worden. Es war ein Irrtum, wenn die Lutheraner seine Worte: „Jetzt will ich lieber den einfachen Worten Christi glauben, als den Spitzfindigkeiten der Menschen" zu ihren Gunsten deuteten. Wie vollständig Landgraf Philipp die schweizerische Lehre in sich aufgenommen und verarbeitet hatte, zeigt aufs klarste ein Brief, den er wenige Monate nach dem Gespräch an seine Schwester, die Herzogin Elisabeth von Sachsen (Rochlitz), über die Abendmahlsfrage schrieb. Klug wie er war, suchte er jedoch die wahre Sachlage noch zu verbergen, um so die Gelegenheit, den sächsischen Kurfürsten zu gewinnen, nicht aus den Händen zu lassen.

Die hessischen Hofleute, besonders der Kanzler Feige, traten als offene Zwinglianer auf. Zwingli versicherte seinem Rat, es sei bei diesen Herren und allen Anwesenden die gemeine Sage, „daß Martinus nun fast [sehr] übel bestanden sey."

Und es war doch nichts Geringes, daß jetzt im ganzen Hessenlande die schweizerische Lehre gepredigt werden durfte, was vorher streng verboten gewesen. Zwingli knüpfte daran die frohe Hoffnung, daß die Sachsen und andere Nachbarn auch nicht lange mehr sich stemmen würden, „denn das Volk allenthalben unser Meinung besinnt und bedacht." —

Nur allzu schnell vergaß man das Versprechen, sich nicht mehr so scharf anzugreifen. Es erschienen zwar keine größeren Streitschriften mehr, weil eben bereits alle Beweismittel auf beiden Seiten erschöpft waren, aber das gegenseitige Geplänkel hörte nicht auf. Solche Aeußerungen über einander, wie wir sie oben anführten, blieben doch bald nicht mehr im engsten Kreise. Wenige Monate vergingen, und Melanchthon scheute sich nicht mehr, einen Prediger in Braunschweig aufzufordern, die Zwinglianer öffentlich und privatim bei jeder Gelegenheit zu bekämpfen, er wisse ja aus eigner Anschauung, daß ihre Lehre keine christliche sei. Nicht minder schlimm war es, daß die Marburger Artikel nur wenige Tage nach ihrer Abfassung von Luther in einer Weise umgearbeitet wurden, daß nun für einen nicht streng lutherisch Gesinnten eine Zustimmung unmöglich gemacht war. Diese Umarbeitung (besonders die Artikel über Christi Person und die Erbsünde lauteten jetzt ganz anders) sind die sogenannten Schwabacher Artikel. Damit war binnen kurzem die allen Evangelischen gemeinsame Bekenntnisschrift zu einer einseitig lutherischen geworden.

Sonach war es gewiß eine richtige Erkenntnis, wenn Butzer meinte, man hätte sich begnügen sollen mit dem gemeinsamen Glauben an unsre Seligkeit durch Christum.

### 10. Schlußbetrachtung

Nach dem vorhin Gesagten wird man das kaum als Gewinn des Marburger Gesprächs bezeichnen dürfen, daß die Gegner einander hierbei kennen lernten; freilich hätte es einer werden können, aber die Verhältnisse wirkten dem entgegen. Wir dürfen nie vergessen: ganz anders als in unsern Tagen hingen damals die Menschen mit Kirche und Kirchlichem zusammen, theologische Meinungen und Lehren spielten eine ganz andre Rolle, als dies heute noch möglich wäre. Mehr als je beherrschten theologische Bedenken die politischen Entschlüsse und überhaupt alles Fühlen, Urteilen und Wollen.

Man hat rühmend Zwinglis versöhnliches Verhalten hervorgehoben. Das soll in vollem Umfang anerkannt, ja es kann noch erwähnt werden, daß Zwinglis erstes Auftreten gegen Luther von dem Streben nach Einigung ausging. Doch mag man Folgendes nie außer acht lassen:

Zwingli dachte nicht daran, von seiner Ansicht abzugehen; er hoffte auf den Sieg der Wahrheit, d. h. seiner Lehre, und konnte sich (gerade wie Luther) eine Einigung nur so vorstellen, daß der Gegner klein beigebe. Viel stärker als Luther empfand er die Notwendigkeit, evangelischerseits in geschlossenen Reihen dem katholischen Kaiser entgegenzutreten. Und dieser Notwendigkeit gegenüber war er gern bereit, in unwichtigen Dingen und im Formellen nachzugeben. Er dachte bereits zu modern, um von theologischen Fragen die Politik abhängig zu machen;

wie er sich nicht scheute, dem katholischen König von Frankreich ein Bündnis anzubieten, ebensowenig hatte er sich Skrupel gemacht, mit den Sachsen trotz ihrer Lehre sich politisch zu verbinden. Da er nun gerade das, einen festen Verband aller Evangelischen wünschte, die Sachsen aber gerade wegen der verschiednen theologischen Bedenklichkeiten einem solchen evangelischen Bunde Schwierigkeiten bereiteten, mußte er wohl alles versuchen, um einen Ausgleich herbeizuführen. Die Wittenberger faßten die Bitte der Schweizer, Brüder genannt zu werden, sowie ihre Nachgiebigkeit in den Artikeln doch ganz anders auf, als diese es meinten. Sie glaubten es hier mit reuigen Ketzern zu thun zu haben, die ihre Ansichten leicht preisgegeben hätten, weil sie ihrer Sache nicht gewiß wären, und die nur aus Furcht, bei den Ihren Anstoß zu erregen, an diesem einen Artikel noch festzuhalten suchten. Sie hielten die Bitte um Brüderschaft für eine Charakterlosigkeit und für das Gnadengesuch von Gedemütigten. Wie falsch beurteilten sie da Zwinglis Handlungsweise! Dieser wußte ja recht gut, daß nur durch einen brüderlichen Ausgleich eine politische Verbindung mit den Sachsen möglich wurde, und allerdings that es seinem aufgeklärteren, nüchterneren Denken und Fühlen weh, daß durch eine solche Frage das Geschick vieler Tausende vielleicht aufs Spiel gesetzt wurde. Zugleich handelte er dem Wunsche des Landgrafen entsprechend, der es gewiß nicht versäumt hatte, ihm möglichste Geduld, Milde und Versöhnlichkeit anzuempfehlen.

Er folgte somit nur dem Gebote der Klugheit, wenn er so handelte, wie er thatsächlich gehandelt hat.

Anders Luther. Hauptsächlich dreierlei kommt für sein Verhalten in Betracht.

Einmal hätte er es vor seinem Gewissen nicht verantworten und nicht über sich gewinnen können, aus politischen Rücksichten die als Brüder anzuerkennen, deren Lehren er nach seiner Ueberzeugung verurteilen mußte. Er hat ausdrücklich vor seiner Gemeinde auf der Kanzel erklärt: „Wenn wir sie für Brüder und Schwestern annehmen, so müßten wir verwilligen in ihre Lehre.“ Er war sicher, Gottes Wort für sich zu haben, und überzeugt, daß eben diese Grundlage den Gegnern fehle. Dazu kam, wie erwähnt, die unrichtige Auffassung, die er sich von seinen Gegnern wegen ihrer Handlungsweise gebildet hatte. Was aber das heilige Abendmahl betrifft, so empfand er religiös den Wert dieses Gutes anders und ohne Zweifel tiefer als die Schweizer.

Ein zweiter Grund für seine Haltung liegt auf politischem Gebiet. So ungern er sich in Politik einließ, so wenig er damit zu thun haben mochte, so hatte er doch immerhin politische Ueberzeugungen, die ihn beeinflußten. Er hielt es, wie schon anfangs erwähnt wurde, für eine Nichtachtung des Gebotes Christi und des Apostels, dem Kaiser den Gehorsam aufzukündigen. Mit aller Macht hat er sich dagegen gestemmt, einen Widerstand gegen die kaiserliche Gewalt gutzuheißen. Es fehlte ihm der klare Blick für die Gefahr, in der die Evangelischen schwebten. Aber man kann fast vermuten, auch wenn er ihn gehabt hätte, würde er sich zehnmal besonnen haben, denn der bürgerliche Gehorsam war für ihn eben göttliches Gebot.

Noch ein Drittes kommt hinzu: er fühlte sich noch im engsten Zusammenhang mit der mittelalterlichen Kirche. Wie weit er sich thatsächlich von ihr getrennt hatte, konnte er selbst nicht übersehen. Er wollte ja eben die Kirche nur von dem reinigen, was schlechterdings dem Worte Gottes widersprach, während Zwingli nur das in ihr ließ, was Grund in Gottes Wort hatte. Noch immer wollte Luther und vor allem der ängstlichere Melanchthon die Brücken nicht abbrechen, die sie mit der römischen Kirche verbanden; in dem Sektenwesen sahen sie eine ernstliche Gefahr für Staat und Kirche. Inwieweit Zwingli damit zusammenhing, das war ihnen nicht klar. Vor allem die scheinbare Zustimmung, die Karlstadt bei den Schweizern gefunden, ließ eine liebevolle und objektive Beurteilung der Gegner nicht aufkommen.

Ein vollgiltiges Urteil über das Marburger Gespräch und die Haltnng der Beteiligten ist nur möglich, wenn man die im Mai 1536 nachfolgende Wittenberger Konkordie und überhaupt den weitern Verlauf des Abendmahlsstreites mit in Betracht zieht. Das lag außerhalb unsrer Absicht. Uns genügte es, eine nüchterne aktenmäßige Darstellung von dem wirklichen Verlauf des vielberufnen Gesprächs zu geben und damit der richtigen Beurteilung einen unentbehrlichen Dienst zu leisten.

D R—ch



## General Booth's Sozialreform

### 2. Bisherige Thätigkeit der Heilsarmee

Die meisten Bedenken gegen den Reformplan bezogen sich thatsächlich, bewußt oder unbewußt, auf die Armee selbst, aber nicht wie sie ist, sondern wie sie den meisten erscheint. Der größte Teil kennt sie eben nur von der unliebsamen Störung seiner Sonntagsruhe durch ihre Aufzüge. Gewiß mag diese Art auch dem Festländer zuerst auffallen: aber in England wirkt nun einmal die große Trommel, sodaß sie nicht nur die Kirchenarmee, sondern neuerdings auch die wesleyanische Stadtmission adoptirt hat. Der gewöhnliche Engländer hört eben wohl Straßensänger und Orgeldreher, vielleicht auch die „Künstler“ der Music-Halls und Variététheater, aber, außer bei besondern Veranlassungen, keine Militärmusik und schwärmt doch für seine Soldaten, nicht aus kriegerischer Neigung, sondern eben wegen ihrer Banden und bunten Uniformen. Daher zugleich auch die militärischen Abzeichen und — teilweise allerdings für feiner Fühlende widerlichen — Ausdrücke der Salvationisten, nachdem einmal die neue Gemeinde als eine Army und ihr Generalsuperintendent vermöge einer sehr einfachen Abkürzung schlechthin als General bezeichnet worden war. Aber dieser selbst sieht diesen militärischen Aufputz keineswegs als wesentlich, sondern als möglicherweise vergänglich an, wie er in Glasgow offen aussprach, bei den Studenten des freikirchlichen Collegs von dem bekannten Professor Henry Drummond eingeführt. Die ritualistische Bewegung, deren Zugmittel ja schließlich nicht so total verschiedne sind, wird sich ja auch mit der Zeit verlaufen; aber ob dann überall viel übrig bleibt?

Freilich auch wenn man nun den Salvationisten in ihre Meetings nachgeht, so wird der erste Eindruck keineswegs ein vorteilhafter sein. Ich erinnere mich noch ganz wohl, wie wehmütig und niedergeschlagen ich das erstemal Exeter Hall verließ. Und danach wird nun gewöhnlich über die ganze Bewegung abgeurteilt, danach ist neuerdings wieder von einem früher in England angestellten Pastor die Armee als unevangelisch und unchristlich verdammt,*) danach ist in dem letzten Zeitungskrieg oft genug ihr Gottesdienst als Gotteslästerung gebrandmarkt worden.

Aber, erstlich einmal, sollen denn ihre Versammlungen wirklich immer bloß Gottesdienst sein? Der General giebt offen zu, wenn er die Leute nicht auch unterhielte, so käme er nicht vorwärts. So mögen wohl manche nur zum Zeitvertreib hingehen, die Männer, wie sie von der Arbeit kommen, die Frauen mit ihren Kindern im Arm, um jene dort zu treffen. Ein Freund, den ich einmal zu einer solchen Versammlung mitnahm und dann um sein Urteil darüber fragte, meinte, es sei jedenfalls das billigste Theater, wo die Leute hingehen könnten. Und ist es nicht besser, sie sind hier, als im Wirtshause oder Spezialitätensalon?

Aber auch wenn die Heilsarmee nun etwa gesellige Abende halten wollte: sie würden doch sofort einen religiösen Charakter gewinnen. Für die meisten ihrer Anhänger bezeichnet eben ihre „Bekehrung“ wirklich einen solchen Umschwung, daß nun ihr Glaube das Element bildet, in dem sie allein leben. Daher jene wunderbare Begeisterung, in der man nicht mit Unrecht einen Nachklang des urchristlichen Enthusiasmus gesehen hat, von dem jetzt auch kaum einer von uns noch etwas wissen wollen würde. So hat denn auch Professor Huxley von der Heilsarmee als einer neuen korybantischen Sekte gesprochen; aber das ist immer noch besser, als delirium tremens, meinte Dr. Parker in einer ziemlich rücksichtslosen Predigt gegen ihn. Auch Otto Funcke sagt in seinen, übrigens mit Vorsicht zu gebrauchenden „Englischen Bildern in deutscher Beleuchtung“:

*) F. Pfeiffer, Anglikana, 1890, S. 138 ff.

Während man gegen jeden Genuß berauschender Getränke als gegen eine Todsünde donnert, wird hier eine neue Art von Berauschung in Szene gesetzt.

Einige moderne Ethiker meinen in der That, nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft müsse eine Leidenschaft durch eine andre paralysirt werden — aber soll das wirklich immer so bleiben und auch noch gepflegt werden? Ich will nicht sagen, daß der Enthusiasmus der Salvationisten je erheuchelt sei, aber künstlich ist er oft und verliert dann etwas von dem Eindruck, den solch ein tiefinniges, glühendes Gebet zuerst auf jeden machen muß. Auch die bekannte Praxis, Gerettete in öffentlicher Versammlung ihre Vorgeschichte erzählen zu lassen, halte ich trotz des Generals neuerlicher Rechtfertigung*) immer noch für höchst gefährlich, auch in der gegen früher schon etwas eingeschränkten Weise. Kinder reden zu lassen, worüber sich frühere Berichterstatter besonders entsetzten, hält der General jetzt selbst für unzweckmäßig.**) Eingehender von der Lehre der Armee zu sprechen, würde hier zu weit führen, sie ist im wesentlichen, und von der Verwerfung der Sakramente abgesehen, die methodistische, die ich nicht so kurz beurteilen kann. Aber es wird nun, wie in keiner andern Denomination, die Nachfolge Christi betont, und darauf beruht, wie der Erfolg der Heilsarmee, so ihre Bedeutung für England und, vielleicht, für die gesamte Christenheit.

Freilich hat sich diese gegenwärtige Hauptthätigkeit der Armee erst ganz allmählich herausgebildet, sodaß bis vor kurzem die wenigsten etwas davon wußten. Professor Kolde, nach dessen Buch über die Heilsarmee diese in Deutschland noch vielfach beurteilt wird, schrieb 1885, seit einem halben Jahre würden Hausbesuche gemacht.***) Die erste Idee einer sozialen Thätigkeit war das Eigentum der Mrs. Booth, so erzählt Mr. Stead, der ehemalige Chefredakteur der Pall Mall Gazette zur Zeit der berüchtigten Enthüllungen und jetzige Berater des Generals auch bei Abfassung seines Buches. Dieser selbst sträubte sich zuerst dagegen und richtete erst 1888 versuchsweise und unter vielseitiger Mißbilligung die ersten Food and Shelter Depots sowie die Slum Brigade ein.†) Aber in weitern Kreisen hörte man wiederum erst davon, als vor zwei Jahren während des großen Dockerstreiks der General täglich etwa zehntausend Menschen fütterte. Die Slum Sisters dagegen werden immer noch vielfach übersehen, weil sie, ohne sich viel von ihrer Umgebung zu unterscheiden, in den verkommensten und gefährlichsten Straßen wohnen, deren Besuch den Soldaten strengstens verboten ist, wo selbst die Polizisten ihres Lebens nicht sicher sind, wo der Wirt seine Kneipe drei-, viermal täglich schließen muß, um nicht wegen der Schlägereien in seinen Räumen die Konzession zu verlieren. Aber die beiden Hallelujamädchen gehen unangefochten überall aus und ein, besuchen die Kranken, beaufsichtigen die Kinder, lehren die Frauen ihr elendes Heim sauber halten, ihre Kleinen recht erziehen und sparsam kochen. „Sie predigen das Evangelium," sagt der General in seiner drastischen Art, „mit dem Scheuerlappen und Kehrbesen und treiben den Teufel aus mit Wasser und Seife." Und auf dieser liebevollen Sympathie auch mit den Verworfensten beruht ihr mit dem andrer, unter günstigern Umständen arbeitender Gesellschaften ganz unvergleichlicher Erfolg. Oder ist es nicht ganz wunderbar, wie auch in den Verworfensten ihres Geschlechts das Hohe und Edle, das in jedem Weibe schlummert, noch geweckt werden kann, ist es nicht schier unglaublich, wie aus den frechen, zerlumpten Gestalten der Verkommenheit und Schande friedlich heitre, aufopferungsvolle Engel der Barmherzigkeit werden können? Denn jene Schwestern sind ja eben zum Teil aus den slums selbst hervorgegangen. Zum andern Teil aber auch aus den Palästen im Westend: vornehme Damen aus den höchsten Kreisen haben alles aufgegeben, um ihren ärmsten Mitmenschen zu dienen.††) Und nun versteht mans wohl, wie der presbyterianische Geistliche Mac Neill, „der

*) In Darkest England, S. 220.
**) Wit and Wisdom, 17. Mai 1890, 26.
***) Die Heilsarmee nach eigner Anschauung ꝛc. Erlangen 1885. S. 82.
†) The Review of Reviews, Nov. 1890, 492 ff.
††) In Darkest England S. 46 ff., 158 ff.



schottische Spurgeon," selbst der Sohn eines Erdarbeiters, sagen konnte, er habe solch eine Ehrerbietung vor den Hallelujamädchen, daß er jedesmal seinen Hut zöge, wenn er ihnen begegnete.

Aber dieser bisherige Erfolg macht sie nun auch zugleich zu den geeignetsten Werkzeugen bei Ausführung der neuen Pläne. Denn das weiß man ja seit Dr. Chalmers, dem großen Begründer der neueren englischen Wohlthätigkeit, daß not measures, but men, nicht so sehr Maßregeln, als vor allem Menschen, Männer und Frauen mit einem Herzen voll Liebe und Verständnis für andre nötig sind. Auch Mr. Loch schlägt am Schluß seiner erwähnten Kritik des Boothschen Projekts statt dessen vor, daß Geistliche, Aerzte, Grundbesitzer, Mieter, Kaufleute und Handwerker sich aller ihrer Nachbarn annehmen sollten.*) Ja, wenn es mit solchen Aufforderungen schon gethan wäre, da müßten wir längst die nötigen Freiwilligen haben; hoffen wir, daß wir sie recht bald bekommen, aber jetzt, für die augenblickliche Not sind eben jene Hilfskräfte die brauchbarsten — mehr auch, als die 13000 Tertiarier in England und Schottland, auf die ein katholisches Blatt hinweist. Und für den notwendigen Weiterausbau jener bestehenden Anstalten, wie er früher an dieser Stelle geschildert worden ist, dafür wird nun auch die weite Verbreitung der Armee über alle Erdteile, so zweifelhaft auch bisher ihre Berechtigung zur Missionspredigt in fremden Kulturländern gewesen sein mag, schließlich doch noch gute Früchte tragen. Denn endlich ist ja hier auch vorhanden, was ein so weitverzweigtes Netz erst brauchbar macht und was andern Unternehmungen immer noch so vielfach abgeht: die stramme Organisation und konsequente Zentralisation.

Aber eben dies macht man ja dem General zum schwersten Vorwurf. Gewiß hat er manchen Beweis starker Rücksichtslosigkeit geliefert, gewiß dürfte auch in dieser Beziehung manche Bestimmung in seinem neuen Programm bedenklich erscheinen. Aber anderseits darf man doch auch nicht vergessen: um eine Armee von 10000 Offizieren, die zum Teil keineswegs an Ordnung und Zucht gewöhnt waren, so erfolgreich zu regieren, dazu bedurfte es schon einer energischen Disziplin. Und ebenso kann kein solches Reformprogramm, ja überhaupt keines, durch Komitees und Konferenzen, Resolutionen und Amendements ausgeführt werden: ein Komitee hätte Emin nie gefunden und zur Entscheidung veranlaßt, sagte Dr. Parker, so kann auch die zweifelnden und zaudernden unterdrückten Millionen nur ein starker Wille aus ihrer Finsternis herausführen. Daß der General zu dieser furchtbar schweren Aufgabe ganz der geeignete Mann sei, ist er selbst zu bescheiden, zu behaupten**); die Armee hat sich so entwickelt, daß er allmählich in diese Stellung kam. Die Zukunft kann auch hier manches ändern, wie gewiß die patriarchalische, ja absolutistische Verfassung, die nach seiner Idee die Landkolonie haben soll, mit der Zeit eine mehr republikanische werden wird, wie es manchen auf deutschem und französischem Boden erwachsenen ähnlichen Einrichtungen auch gehen wird. Deshalb ist noch kein sozialistischer Volksstaat zu erwarten, wie Mr. Tillett meint — aber noch viel weniger eine neue Hierarchie nach Art der der Franziskaner und Jesuiten, die Professor Huxley für noch schlimmer als Hunger und Schande hält!***) Aber haben denn nicht auch die Minoriten wenigstens eine überaus wichtige Kulturaufgabe erfüllt?

Von den übrigen Beleidigungen gegen den General ganz zu geschweigen, kann ich mich auch über eine letzte Verdächtigung seiner Ehrlichkeit kurz fassen. Freilich, ich fürchte beinahe, es wird auch künftig nicht an solchen gemeinen Verleumdungen fehlen, wie man sie bisher so oft zu hören und namentlich zuletzt wieder zu lesen bekam, vor allem in dem „leitenden Blatt," der Times, und leider auch in deutschen Zeitungen. Man kann darauf nur immer wieder antworten, daß dem General wohl manche unvorsichtige jesuitische Aeußerung†), nie aber eine wirkliche Unredlichkeit hat nachgewiesen werden können, daß er regelmäßig

*) An Examination etc., S. 96.
**) Wit and Wisdom, 17. Mai, 1890. 25.
***) Social Diseases, S. 58.
†) Ebenda S. 81. Kolde a. a. O. S. 48.

öffentlich Rechnung ablegt, daß seine Rechtsanwälte ausdrücklich erklärt haben, die Bücher seien durchaus in Ordnung, und daß auch künftig jeder durch den Reichsstaatsanwalt Klage gegen ihn erheben kann, wie er selbst gewiß in seiner neuen Vertrauensstellung alle bisherigen Schäden und Mängel immer mehr abzustellen suchen wird.*) Er lebt mit seiner Familie höchst einfach und hat nie einen Pfennig von der Armee bezogen. Gegen die Mißdeutung aber, die richtig auch seinem neuesten Projekt nicht erspart geblieben ist, hat er sich selbst schon im voraus in den stärksten Worten verwahrt:

Falls unter meinen Lesern irgend einer sein sollte, der den geringsten Verdacht hegt, ich hätte diesen Plan aus irgend welchen eigennützigen Motiven aufgestellt, den laßt um keinen Preis auch nur einen Penny zu etwas beitragen, was, das geringste zu sagen, die schändlichste aller Schändlichkeiten wäre. Es giebt vielleicht welche, die sich vorstellen können, daß Leute, die in dieser Sache buchstäblich zu Märtyrern gemacht worden sind, dem Tode Trotz geboten haben um der lumpigen Kupferheller willen, die sie sammeln mußten, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Diese mögen es wahrscheinlich nicht schwer finden, sich einzureden, daß das nur ein neuer Versuch ist, Geld aufzubringen zur Vermehrung des fabelhaften Vermögens, das ich ansammeln soll. Von allen diesen verlange ich als Beisteuer nur ihre Mißhandlung und bin überzeugt, daß das Schlimmste, was sie von mir sagen, zu milde wäre, um die Ehrlosigkeit meines Betragens zu beschreiben — wenn sie in dieser Auslegung meiner Beweggründe Recht haben.**)

Und ich möchte noch auf eins hinweisen, auf die Zeit, in der dies epochemachende Buch entstand: während des langen, schweren Siechtums seiner Frau, die gewiß eine musterhafte Christin war, und dann auf die Art, wie er es verteidigte, so oft man es wieder beschmutzte, nachdem ers tags zuvor rein gewaschen. Ich habe den General in dieser Zeit verschiedentlich reden hören: er schien sehr aufgeregt durch die schier übermenschliche Anstrengung und im tiefsten verwundet über die ungerechten Angriffe; aber doch gab er seine Sache nicht auf, doch suchte er immer mehr Herzen mit dem zu rühren, wovon sein Herz brennt: so kann keiner reden, der nicht die reinsten und edelsten Ziele dabei hat.

Aber, wenn schon dies, sind nun auch seine Wege die rechten?

### 3. Beurteilung des Plans

Es ist entschieden bemerkenswert, daß gegen die Boothschen Vorschläge — abgesehen von jenen prinzipiellen Bedenken gegen alle solche Versuche — im einzelnen doch so wenig Stichhaltiges eingewandt worden ist. Mindestens die Größe des Elends, die der General aber immer noch möglichst niedrig ansetzt,***) hat niemand ernstlich bezweifelt. Freilich Mr. Loch bringt nach langer Rechnung heraus, daß der General eigentlich nur für 400000, ein unterdrücktes Siebenundsiebzigstel, zu sorgen hat,†) und der Lordmayor verstieg sich sogar in einer Tafelrede zu der Behauptung, es sei gar kein besondrer Notstand vorhanden — weil nämlich der Polizeichef des Generals Mitteilung, in einer der kältesten Nächte hätten 164 Personen unter einem Bogen der Blackfriars Bridge übernachtet, als absolut unwahr widerlegt hätte, insofern allerdings jene Unglücklichen nicht gerade bloß an jener Stelle, sondern überhaupt am Themse-Embankment gesehen worden waren.††) Und wenn der Lordmayor weiter daraus folgerte, es bedürfe keiner weitern wohlthätigen Unternehmung, so lag dies eben auch als unbewußte Absicht der Auseinandersetzung des Sekretärs der Charity Organisation Society zu Grunde. Aber hatte er auf Grund seines universellen Ueberblicks über das gesamte Feld der Liebesthätigkeit in England nicht auch ein Recht zu dieser Behauptung?

Man braucht nur sein oder eines der andern Verzeichnisse aller dieser Anstalten zur Hand zu nehmen, um zu sehen, wie ungeheuer viel hier zur Linderung der verschiedensten Not geschieht.†††) Und doch frage ich jeden, der einmal die engen, schmutzigen Höfe von Whitechapel besucht, ja der nur einmal das nächtliche Leben auf den Straßen des Westends beobachtet

*) Greenwood, General Booth and His Critics, S. 98 ff. War Cry, 24. Jan. 1891.

**) In Darkest England S. 280.

***) In Darkest England, S. 17. 23. 49. 83.

†) An Examination etc., S. 34 ff.

††) The Christian World 29. Januar.

†††) Loch, The Charities Register and Digest. 3. Ausg. 1890. Low's Handbook to the Charities of London u. s. w.



hat, ob er da nicht eben solch einen sarkastischen Ingrimm gegen die gerühmte englische Zivilisation und Religiosität verspürt hat, wie er sich in manchen Stellen des Boothschen Buches gegen Staat und Kirche Luft macht. Namentlich die Regierung wird mit englischer Freimütigkeit und Boothscher Schärfe kritisirt, und allerdings scheint die jüngste ablehnende Haltung des Parlaments gegen angesichts des Eisenbahnstreiks eingebrachte Vorschläge seine geringen Hoffnungen auf Besserung von oben zu bestätigen. Er weist vielmehr auf Deutschland und seinen Kaiser hin, vor denen sich England schämen solle*) — aber, wenngleich wir stolz sein dürfen auf jene Anfänge, paßt nun nicht vielleicht auf uns besser noch, als auf seine Landsleute, was der General von der theologischen Zanksucht und äußern Kirchlichkeit sagt, die angesichts der Not unsrer Zeit ein gräßlicher Hohn gegen Den wären, nach dessen Namen wir uns nennen?**)

Denn, wie gesagt, in England geschieht ja schon unvergleichlich viel mehr, aber doch zugestandenermaßen hauptsächlich für die „bessern Fälle," wie man sich geschäftsmäßig ausdrückt. Gewiß war auch dies nötig: man mußte eine gewisse Auswahl treffen, um überhaupt Erfolg zu haben. Aber General Booth möchte nun auch gerade die bisher Ausgeschlossenen erreichen, die Diebe, Trinker und Nichtsnutze bis zu den Verlorensten der Verlornen. Und wenn er da auch, obschon selbst bisher auf diesem Gebiete entschieden am erfolgreichsten, doch gern an eine andre Gesellschaft sich anschließen würde***): welche möchte ihn denn aufnehmen? So vielversprechende Vorboten einer dereinstigen Vereinigung aller Kirchen auch sich jetzt schon zeigen mögen: augenblicklich hats doch damit selbst auf jenem praktischen Gebiete noch gute Weile. Wenn deshalb aber der General selbständig vorgehen muß — und, seien wir einmal gerecht, welcher Reformator hätte sich denn je gern andern untergeordnet, wie mancher hat nicht noch viel schärfer seine Mitarbeiter als Rivalen bekämpft und heruntergesetzt? —, so wird die neue Institution allerdings nicht nur kleinere und ältere, die ebenso schon dieselbe schwerste Aufgabe unternommen hatten, in sich aufnehmen, sondern vielleicht auch, da mit jener Fürsorge für die Allerelendesten auch eine gewisse Beschäftigung mit den etwas besser Gestellten notwendig verbunden werden muß, die für diese arbeitenden Gesellschaften zunächst etwas schädigen. Und die Furcht davor war in der That vielfach der Grund der Polemik gegen das neue scheme — aber ist das nicht eigentlich ein recht jämmerlich partikularistisches Motiv? „Arme Dinger," sagte der General von diesen Sorgenvollen, „sie müssen eben besser betteln lernen." Er versteht das allerdings in geradezu unheimlicher Weise; aber so aufdringlich es manchmal scheinen mag: eigentlich hat er doch recht, daß in Wahrheit wir alle ihn und die andern Armenhelfer bitten müßten, unser Geld anzunehmen und damit das zu wirken, was wir selbst nicht treiben können. Dieses Bewußtsein unsrer Christenpflicht, das können als noch etwas Wichtigeres wir alle aus dem Buche lernen — und vielleicht endlich auch noch mancherlei über die rechte Art, sie auszuwirken.

Man hat freilich, nicht ganz im Einklang mit dem Geschrei, das man von der Gefährlichkeit dieses Programms erhoben, auch wiederum behauptet, es enthielte ja gar nichts Neues und Besonderes. Zum Teil wäre auch dies nur ein Vorzug. Der General baut keine utopistischen Luftschlösser, sondern benutzt die Erfahrungen, die andre und er selbst gemacht. Und doch ist eben seine Methode eine neue, wenigstens für uns; denn eigentlich, sagte Dr. Parker am 4. Dezember, eigentlich ist sie sehr alt und feiert nächste Weihnachten ihren achtzehnhundertundsechzigsten Geburtstag. Die Bemühungen um Verbrecher und Arbeitsscheue, führt Mr. Loch aus, haben bisher auch in den deutschen Arbeiterkolonien nicht den erwünschten Erfolg gehabt:†) vielleicht weil man jenen vielfach nicht eine ihnen zusagende Beschäftigung gab, worauf der General sehr viel Wert legt, und vor allem weil man sich ihrer nicht in der

*) In Darkest England, S. 282.

**) Ebenda, S. 16.

***) Ebenda, S. 179. 271.

†) An Examination etc., S. 52 ff. 74 ff. 79 ff.

Weise persönlich annehmen konnte, die ich schon früher als die besondre Art der Heilsarmee schilderte. Daß dadurch wiederum die Leute zu sehr angelockt würden, ist bei der strengen Disziplin, die gehandhabt wird, und bei der Verpflichtung aller dazu Fähigen zu tüchtiger Arbeit nicht ernstlich zu befürchten; auch sollen ja in andern Städten ähnliche Einrichtungen getroffen werden, und gegen die Einwanderung heruntergekommner Ausländer wird sich England ohnehin über kurz oder lang zu wahren haben. Endlich sollen ja alle überflüssigen Kräfte aus der Stadt hinaus aufs Land und übers Meer verpflanzt werden, sodaß keine Gefahr der Ueberproduktion entsteht: die Werkstätten arbeiten zunächst nur für die Armee und werden ihre Erzeugnisse eher zu höhern als den Durchschnittspreisen abgeben, um bessere Löhne zu zahlen, so besonders für Streichholzschachteln, von denen jetzt das Gros $2^1/_2$ d (20 Pfennige) einbringt! Aber würden nicht auch sonst die Löhne steigen, wenn z. B. in den Docks nicht mehr fünfundzwanzig mal mehr Leute um Arbeit bäten, als gebraucht werden? Für Mr. Loch genügt diese Aussicht, um die ganze Idee, die Arbeitslosen zu beschäftigen, zu verwerfen, und wäre es nicht auch schrecklich, wenn die Aktionäre um $^1/_4$ Prozent geringere Dividenden bezögen?! Hier steht selbst Professor Huxley auf des Generals Seite und meint, schlimmstenfalls müsse der Einzelne eben die übeln Folgen tragen, die eine Verbesserung fremder Lage für ihn haben könnte.*) Und wenn nun so, das muß selbst der Emissär der Times zugeben, die Stadtkolonie entschiednen Erfolg verspricht, so gewiß auch die auf dem Lande. Wohl wird auch hier Strenge und Liebe ein hartes Stück Arbeit finden, um aus den Vagabonden und Faulenzern Bauern zu machen; aber der General hat schon wunderbarere Wandlungen fertig gebracht, sodaß auch dies ihm gelingen dürfte. Natürlich ist damit noch nicht gesagt, daß auch die Schweinezucht und Wurstschlächterei, Papiermühle und Horndreherei, Guano- und Seifenfabrik, die vor den Augen des Generals aus dem Abfall der Ausbeute seiner sonst sehr praktischen Household Salvage Brigade ersteht, ebenso sich realisiren wird. Und vollends betreffs der überseeischen Ansiedlung bezeichnet er selbst alle Vorschläge als nur vorläufig. Jedenfalls will er, gleich Dr. Barnardo, nur tüchtige Leute ausschicken, sodaß sich damit auch das Bedenken erledigt, dessenthalben sich der Premierminister von Viktoria in Australien bereits in einem Rundschreiben an seine Kollegen gegen solche Einwanderung verwahrte.

Neben den drei Kolonien sind alle andern Vorschläge nur von untergeordneter Bedeutung. Einige davon sind gewiß unausführbar, so das Projekt einer Zentralstelle für Nationalökonomie, wovon der General allerdings keine genügende Vorstellung hat. Ein Heiratsbureau hat er wohl nicht ernstlich geplant, aber schon daß er einen solchen Gedanken angesichts des abscheulichen Unfugs, der gerade in London auch in dieser Beziehung getrieben wird, überhaupt anregen konnte, verrät eine gewisse Unzartheit, von der man sich auch sonst oft, namentlich bei Armeehochzeiten, verletzt fühlt. Damit soll aber keineswegs geleugnet werden, daß durch vernünftige Anleitung in dieser Hinsicht sehr viel Elend verhütet werden könnte. Namentlich aber halte ich ein juristisches Auskunftsbureau für arme Leute bei der kostspieligen englischen Rechtspflege und angesichts des ähnlichen Versuches von Björnsons Anhängern in Kopenhagen für ungemein vielversprechend und, wo das Gesetz ruhig zusieht, selbst eine gewisse Volksjustiz mindestens nicht für so gefährlich, wie Professor Huxley, auf einmal die heilige Ordnung des Staates über alle Rechte des Individuums verherrlichend.**)

Aber, wie gesagt, all dies kommt erst in zweiter Linie. Gewiß wird noch viel geschehen müssen, um jenen Anfang fortzuführen, um die sozialen Schäden, die keineswegs bloß die untersten Klassen betreffen, nicht bloß zu lindern, sondern wirklich zu heben. Aber zunächst muß eben jener Anfang gemacht werden. Auch er wird unvollkommen bleiben; es giebt immer Unverbesserliche, mit denen selbst General Booth nicht viel mehr anzufangen weiß, als Lombroso und Garofalo, die italienischen Verbrecherphilosophen; vielleicht wird selbst der erwartete Erfolg teilweise ausbleiben. Aber auch dann wird das scheme neue Wege gezeigt und alte Fehler zu erkennen gelehrt haben. Und so schließe ich, wie ich begann, mit einem Zitat aus einer andern Predigt vom Archdeacon Farrar:

Ja, der Plan mag falliren. Aber wenn ein Sterben unter Grausamkeit und Verfolgung falliren heißt, dann fallirte Paulus. Wenn ein Sterben unter dem mißfälligen Geheul der Welt falliren heißt, dann fallirten Luther, Wesley und Whitefield. Wenn am Pfahle zu enden falliren heißt, dann fallirten alle Märtyrer. Wenn am Kreuze unter dem Hohn aller Priester und des ganzen Pöbels zu sterben falliren heißt, dann fallirte auch unser Heiland. — Falliren? was heißt das? Können wir nicht dahinter kommen? Ist keiner von uns tapfer und edel genug, im Dienste Gottes solches Falliren einem glänzenden Erfolg in Liebedienerei gegen die Welt und im Paktiren mit dem Teufel vorzuziehen? C C

*) In Darkest England, S. 268. Social Diseases, S. 35.
**) Ebenda, S. 66 ff.



## Zur Gemeindereform

Uebersicht: 1. Ein vergessener Vorkämpfer; 2. Ein neuer Mitstreiter

### 1. Ein vergessener Vorkämpfer

Während der Stuttgarter Tage im vorigen Oktober hatte ich ein lebhaftes Gespräch mit einem Geistlichen, der zugleich Mitglied des Protestantenvereins und begeisterter Anhänger des Sulzischen Gemeindegedankens ist. Es handelte sich um das Urheberrecht an diesem Gedanken. Unsre Leser wissen, wie gern und laut wir immer das Verdienst Sulzes anerkannt haben, ich persönlich habe mein Interesse an dem Gedanken und mein Verständnis dafür durchaus von ihm. So wird es den meisten gegangen sein und noch gehen. Es steht über allen Zweifel erhaben fest, daß Pastor Sulze in Dresden es ist, der, anfänglich wenig beachtet, dann unter schnell wachsender Aufmerksamkeit die innere Reform der Einzelgemeinde gefordert und die für die Erörterung bis dahin maßgebenden Grundsätze dafür ausgesprochen hat. Aber diese meine Würdigung des Sulzischen Verdienstes war meinem verehrten Widerpart damals nicht genügend, weil ich die Behauptung hinzufügte, daß der Sulzische Gemeindegedanke doch auch in den Herzen andrer Männer selbständig erwacht und seine Durchführung so oder anders von ihnen in Angriff genommen worden sei. Mein Widerpart forderte hierauf von mir Namen; ich weigerte ihm die. Denn was ich von Ansätzen zur religiösen Gemeindereform in der Richtung des Sulzischen Ideals und doch unabhängig von Sulzes Aufsätzen wußte, das waren eben Ansätze hier und dort, in Stadt- und Landgemeinden, ins Werk gesetzt durch oft sehr bescheidne unbekannte Pfarrer, herausgeboren aus den überall gleich liegenden Bedürfnissen und ihrer liebevoll gewissenhaften Erkenntnis. Das ist ja eben das Zukunftsreiche der von Sulze geforderten Gemeindereform, daß sie im Grunde einfach christlich ist, heute gewissermaßen „in der Luft liegt," und daß Sulze nur zum energischen Ausdruck gebracht hat, was Tausende fühlten.

Von Stuttgart heimgekehrt, wurde ich durch einen Freund auf einen merkwürdigen Vorläufer Sulzes aufmerksam gemacht. Im 1851er Jahrgang der „Studien und Kritiken," einer theologischen Vierteljahrsschrift, die heuer im vierundsechzigsten Jahrgang noch besteht, findet sich ein Aufsatz, der sowohl in der Kritik bestehender Schäden, wie in den Vorschlägen zur Besserung eine ungemeine Verwandtschaft mit Sulzes Ansichten aufweist, litterarische Abhängigkeit ausgeschlossen. Die Ueberschrift lautet: Der Schaden Josephs. Kirchliche Betrachtungen von H. W. Kienlen, D. theol., Pfarrer zu Colmar im Elsaß. (S. 281—312.)

Nachdem der Verfasser es beklagt hat, daß „die evangelische Kirche den Einfluß über die einzelnen Gemüter und über das Gesamtleben der Völker nicht ausübt, den sie nach ihrem herrlichen göttlichen Berufe ausüben darf und soll," fragt er: „Wo liegt die Ursache dieses beklagenswerten Zustandes?" Antwort:

Die Organisationsfragen sind es, in deren unvollkommener Lösung der eigentliche Notstand der Kirche auf der Seite der Verfassung zu suchen ist (S. 291).

Da die Gemeinde nicht organisirt ist, blüht das Vereinswesen:

Dieses Wesen ist eine Tochter der neuesten Zeit, sie ist jung, schön, kräftig und fruchtbar, hat aber von ihrer Mutter eine etwas fieberhafte Konstitution geerbt, welche sich bereits kund thut . . . (S. 293).

Alles schöne und notwendige Werke — aber fiele in einem wohlgeordneten Kirchenwesen nicht ein gut Teil der dazu erheischten Thätigkeit den ordentlichen Kirchenbehörden zu . . ? (S. 294)

Der zweite Punkt, über den wir uns noch länger auszulassen gedenken, ist der Mangel an Abgrenzung der Parochien und innerhalb derselben, wo mehrere Geistliche wirken, an einer ordentlichen, billigen Verteilung der Geschäfte unter denselben. — Eine Stadt hat mehrere Kirchen, eine Kirche mehrere Pfarrer. Nun soll jeder evangelische Christ sich seine Kirche und seine Pfarrer wählen dürfen . . . Wir nennen diese vollkommene Freiheit vollkommene Unordnung . . . (S. 294)

Da bei diesem System niemand weiß, wer zu einer Pfarrei gehöre und wer nicht, . . . da der Geistliche wohl als Prediger und Priester zu einem Kirchengebäude, nicht aber als Pastor zu einer Gemeinde gehört, die einzelnen Christen aber nirgends hingehören, so geht den letzteren untereinander das Gemeindebewußtsein verloren, die Gemeinde zerfällt innerlich und äußerlich . . . (S. 295 f.)

Aller vertrauliche Umgang des Seelsorgers mit den Gemeindegliedern verschwindet. Der Geistliche tritt in ein Haus, wo er glaubt, Pfarrer zu sein, und wo diese oder jene Umstände seinen seelsorgerlichen Zuspruch in Ermahnung oder Trost zu erheischen scheinen. Die Leute, statt solchen anzunehmen, erbittern sich darüber, und bei der nächsten Gelegenheit wird ein andrer Geistlicher gerufen . . . (S. 296. Mehr solcher Beispiele folgen.)

Was wird endlich aus dem kollegialischen Verhältnisse der Pfarrer unter einander? (S. 298)

Es sei eine jede Parochie abgegrenzt, und wo an einer Parochie mehrere Hirten stehen, da habe jeder ebenfalls seine bestimmte Herde: dies ist das einzige Mittel, das Gemeindebewußtsein und die Kollegialität zu erhalten und dem gänzlichen Verschwinden der Seelsorge zu steuern (S. 298).

So schrieb ein elsässischer Pfarrer vor vierzig Jahren. Sein Wort hat damals nicht den Widerhall gefunden, den heute ähnliche Worte gefunden haben. Alles hat seine Zeit, und wills Gott, ist die Stunde nun da, wo die Gemeindereform, nach der er sich sehnte, ernstlich in Fluß kommt.

Zu den günstigen Vorbedingungen, die dafür vorhanden sind, gehört die verfassungsmäßige Darstellung und Zusammenfassung der Einzelgemeinde vor allen Dingen mit, die in den meisten evangelischen Landeskirchen inzwischen durchgesetzt worden ist. Ich bin auch gern bereit, dem Prediger Schmeidler zuzugestehen, daß der Gemeindegedanke, wie er vom Protestantenverein zunächst als kirchenpolitisches Prinzip vertreten wurde, ein Vorläufer des religiösen Gemeindegedankens gewesen ist, womit meine Würdigung des Verdienstes Sulzes in diesen Blättern durchaus im Einklang steht.*)

Und damit genug des Zurückschauens. Mehr Freude macht es, von einer neuen Schrift berichten zu können, die wirklich Eigenes und Förderndes zur Gemeindereform beiträgt, von Erfahrungen und Vorschlägen, die, auf anderm Boden selbständig erwachsen, Sulze wesentlich unterstützen und ergänzen, darin ein willkommener Beleg zu meiner Stuttgarter Behauptung. Daß ich heute wenigstens den Titel nenne: es ist die Schrift Pastor Hildebrandts von St. Jakobi in Magdeburg: Was thut den evangelischen Gemeinden Magdeburgs not? R

## Das Modell zum Berliner Dom

Seit in Nr. 6 dieses Blattes über den jüngsten Entwurf des Professors Raschdorff zum Berliner Dom berichtet worden ist, hat die Angelegenheit dadurch eine auch dem Laien verständliche weitere Klärung erfahren, daß nunmehr auch Modelle im gleichen Maßstabe vom Schinkelschen Museum und vom königlichen Schloß in der entsprechenden Entfernung zu beiden Seiten des Dommodells Aufstellung gefunden haben. Das vormals noch unbestimmte Gefühl, daß eine so gewaltige Baumasse auf die übrigen Bauwerke „erdrückend“ wirken müsse, hat seine volle Bestätigung gefunden, und zwar nicht nur für das Museum, sondern auch — und fast noch mehr — für den altehrwürdigen Schloßbau.

Wenn somit eine Ablehnung des zur öffentlichen Beurteilung ausgestellten Entwurfs nicht nur der Kosten wegen mit Sicherheit erwartet werden darf, so wird man doch gut thun — wenn

*) Vgl. Verhandlungen des achtzehnten deutschen Protestantentages S. 44 und Christliche Welt 1890, Nr. 26, Sp. 609. Man beachte den vorsichtigen Ausdruck Schmeidlers: die Uebersetzung des Gemeindegedankens aus dem Kirchenpolitischen ins Religiös-Kirchliche sei „seitens des Protestantenvereins längst vorgemerkt gewesen.“



anders die Arbeit nicht gänzlich vergeblich gewesen sein soll —, sich über die einzelnen Momente möglichst klar zu werden, die für den endlichen Fortgang dieser nun schon durch Menschenalter verschleppten Frage abermals nach der negativen Seite ausschlaggebend gewesen sind.

Zunächst ist es von besonderm Interesse, die Entwicklung zu verfolgen, welche die Frage unter den Händen von Professor Raschdorff selber genommen hat. Bekanntlich befindet sich in jener mit Allerhöchster Genehmigung erfolgten Veröffentlichung, die auf dem Titelblatt die Bezeichnung führt: „Ein Entwurf Sr. Majestät des Kaisers und Königs Friedrich III. zum Neubau eines Domes und zur Vollendung des königlichen Schlosses in Berlin,“ außer diesem einem aus dem Jahre 1885 herrührenden Entwurf noch ein zweiter, der die Zeitangabe 1888 trägt und von dem es niemals so recht klar geworden ist, wie weit der verewigte Kaiser, wie weit sein Architekt die Autorschaft für sich in Anspruch nehmen darf. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß schon dieser Entwurf als ein Raschdorffscher zu gelten hat und daß der todkranke Kaiser sich wohl nur zustimmend erklärt haben wird zu dem ihm fertig vorgelegten Plane.

Wer nun selber jene leider ergebnislos verlaufene Dombaukonkurrenz des Jahres 1869 erlebt hat, oder wer sich auf andern Wegen Kenntnis ihrer hauptsächlichsten Arbeiten verschafft hat — die Deutsche Bauzeitung bietet in dem Jahrgange von 1869 eine treffliche Uebersicht —, der wird sich nicht verhehlen können, daß sowohl der Entwurf von 1888, wie auch der jetzige Raschdorffsche Entwurf eine zunehmende Annäherung an die in den damaligen „Zentralbau-“Entwürfen zum Ausdruck gebrachte Grundidee zeigen. Abgesehen davon, daß die Erhaltung der damals geplanten Campo-Santoanlage mit den Corneliusschen Fresken in ihrer Strenge fallen gelassen ist und sich in eine der freien künstlerischen Phantasie Spielraum gewährende Grabkirchenanlage verwandelt hat, zeigt mancher der damaligen Entwürfe für den eigentlichen Kirchenraum die gleiche Anordnung, wie der jetzige Entwurf, und man muß erstaunt fragen: Warum soll denn heute plötzlich annehmbar sein, was damals abgelehnt werden mußte?

Einzig und allein unterschiedlich ist die stilistische Formensprache von Raschdorff, die aber doch unmöglich für die Annahme seines Entwurfs ausschlaggebend sein kann, zumal gerade an ihr begründete Ausstellungen zu erheben sind, die da bekunden, daß die uns in diesem Modell vorgeführte Kunst nicht die Kunst unsrer Tage, sondern eine alternde, absterbende — um nicht zu sagen: abgestorbene ist. Die Forderung, daß sich in jedem Kunstwerk Inhalt und Form decken müssen, oder daß die körperliche Form nur den geistigen Inhalt zu sinnenfälligem Ausdruck zu bringen hat — diese Forderung der Kunstwissenschaft durfte auch ein mit so viel feinem Gefühl für die schöne Linie begabter Mann wie Professor Raschdorff nicht unbeachtet lassen! In der That liegt hier aber die Sache so, daß von dem ganzen Bauwerk nur die Kuppel die Bestimmung des Raumes für den Beschauer ahnen läßt; weder die Front am Lustgarten, noch irgend eine andre, am wenigsten aber die an der Spreeseite, sind „des Wesens Spiegel,“ bringen irgend welche organische Entwicklung zur Erscheinung. Wie das große Hauptportal ohne weiteres zu einer Industrieausstellung führen könnte, so zeigt die Spreefront nichts als eine geschickt komponirte Palastarchitektur in größtem Maßstabe, hinter der einen weihevollen Altarraum zu suchen gewiß niemandem einfallen wird. Alles ist Maske — und wollte man etwa den Einwand erheben, daß sich in diesen Kunstformen ein mehr organisches Wesen atmendes Gebilde schlechterdings nicht schaffen lasse, nun wohl, so ist das der Beweis, daß diese Formen nicht die für unser evangelisches Empfinden wirklich kirchlichen Kunstformen sind!

Unsre heutige Zeit gestaltet sich auf allen Lebensgebieten und oft in einer manchem lieben Mitmenschen herzlich wenig behagenden Form alle erdenklichen Freiheiten. Warum in aller Welt muß denn nun hier ein Stil gewählt werden, der ja an sich sehr glücklich die Mitte hält zwischen der strengen Schinkelschen Antike des Museums und dem flüssigen Schlüterschen Barockstil

des Schlosses, und der doch trotz dieser scheinbaren Rücksichtnahme schon allein durch seinen Maßstab so impertinent rücksichtslos wirkt, daß er diese beiden Bauwerke gewissermaßen ästhetisch morden würde? Warum verzichtet man dann hier auf die „Freiheit," einer Kirche, unabhängig von Museum und Schloß auch stilistisch ein Gepräge zu geben, das ihre unterschiedliche Eigenart Profanbauten gegenüber voll zur Geltung bringt? Die dem Deutschen doch so eigentümliche Freude an der „Mannigfaltigkeit" braucht hier unsers Erachtens nicht verkürzt zu werden, und wir wüßten in der That nicht, auf welchen Kodex der Aesthetik man das Theorem zurückführen wollte, daß eine zwischen Profanbauten zu errichtende Kirche sich diesen stilistisch „anzupassen" habe!

Nicht weniger anfechtbar ist aber die Grundrißform an sich, die hier dem Kirchenraum gegeben werden soll. Vermutlich ist es der Wunsch nach auch äußerlich in die Augen fallender Unterscheidung von katholischen Kirchen, die in weiten Kreisen die Ansicht zur Geltung gebracht hat, für ein protestantisches Gotteshaus sei eine „Zentralanlage" die geeignetste Form. Nur schade, daß diese Ansicht durch die physikalisch bedingten Eigenschaften des Schalles gar so wenig unterstützt wird, daß gar der Kuppelbau sich in unzähligen Fällen als äußerst unakustisch erwiesen hat, und deshalb, weil nun doch einmal das „Wort," die gesprochene Predigt, Kern und Mittelpunkt des evangelischen Gottesdienstes ist, gerade er für eine Predigtkirche der allerungeeignetste ist!

Weiter unterstützt ist dann jedenfalls dieser Zentralbaugedanke hier durch die Ungunst des Platzes und das starre Festhalten an einer Orientirung des Kirchenraumes von West nach Ost.

Es mag gern zugestanden werden, daß die richtige Orientirung einer Kirche überall da ihre nicht zu unterschätzenden Vorzüge hat, wo man unbeschränkt in Größe und Lage des Bauplatzes ist. Muß man sie aber mit andern räumlichen Zugeständnissen von Wichtigkeit erkaufen, so soll man sich nicht nur in die Zeit, wie der Apostel sagt, sondern auch in den Raum „schicken" und die Kirche getrost so aufstellen, wie es auf dem betreffenden Bauplatz gerade zweckmäßig ist. Das will hier besagen: man verwerfe von der alten ja in jeder andern Beziehung herzlich nüchternen Boumannschen Domkirche doch nicht auch das, was gut und gesund an ihr ist, das System einer Langschiffkirche in der Richtung von Nord nach Süd. Da der Platz nun doch einmal auf eine solche Anlage zugeschnitten ist, und zwar nach Durchlegung der Kaiser-Wilhelmstraße mehr als vormals, so muß jede andre Anlage auf ihm unnatürlich gezwungen erscheinen, wie das auch der jüngste Entwurf nicht minder thut als alle seine Vorgänger aus dem Jahre 1869. Gerade dieser Umstand aber, daß sich Raschdorff von der breitgelagerten dreikuppligen Anlage des ersten Entwurfs, den er ja wohl nach den besonderen Wünschen des damaligen Kronprinzen aufgestellt haben wird, immer mehr zu einer zusammengedrängten Gruppirung wendet, die — man möchte fast sagen: ihre Vorbilder in jener Konkurrenz hat, beweist unzweideutig, daß es nicht an dem „Können" und nicht an dem „Wollen" der damaligen Architekten gelegen hat, wie vielfach geäußert ist, wenn das Resultat ein unbefriedigendes blieb, daß es vielmehr Raumschwierigkeiten des Platzes sind, die sich an dem jetzigen Entwurf wieder in gleicher Weise bemerkbar machen, wie vor zweiundzwanzig Jahren. Und wie sehr Raschdorff selber diese Ungunst empfunden hat, zeigt sich vor allem darin, daß er — bei Beibehaltung der Orientirung des eigentlichen Kirchenraumes von West nach Ost — dem Gesamtbau doch das Ansehen gegeben hat, als wäre er von Süd nach Nord gerichtet, als wäre die chorartig ausgebildete Grabkirche in der That der Chorabschluß einer langschiffigen Anlage, was doch in diesem Falle — gelinde ausgedrückt — ein „Kompromiß" ist, dessen man sich an einem Bauwerk von solcher Bedeutung nicht schuldig machen sollte.

Nur in einem Falle würde dieser in dem Modell zum Ausdruck gebrachte Kompromißgedanke willkommen zu heißen sein: wenn es an seiner Hand gelänge, den Kaiser zu dem Entschluß zu vermögen, den Gedanken einer Grabkirche an dieser Stelle gänzlich fallen zu lassen, und eine Langschiffanlage gutzuheißen, die ihren Chorraum in der That an der Stelle des vormals beabsichtigten Campo-Santo hätte. Denn nur auf diese Weise allein wird man Platz und Bauwerk zu einander in die wünschenswerte Harmonie bringen können — zum wahren Besten der Gesamtwirkung.

P—ck



## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 5. Herr Kibitz

Herr Kibitz wohnt neben Erwin, ihre Gärten sind nur durch einen Zaun getrennt. Das ist Herrn Kibitz angenehm, denn er beschäftigt sich viel mit Erwin. Er hat zwar, wie er sagt, Besseres zu thun, als sich um seine Nachbarn zu bekümmern: er ist im Parteiausschuß, er ist Mitglied des Beirates des Gymnasiums, er ist Kirchengemeinderat, Stadtverordneter und Direktorialmitglied einer großen Aktiengesellschaft und erholt sich allabendlich von all diesen Geschäften als gerngesehener Gast an seinem Stammtische. Trotzdem beschäftigt er sich viel mit Erwin. Er weiß, was dieser tagsüber treibt, wie hoch er besteuert ist, wie sein Besuch heißt, welche Zeitungen er liest, warum er nicht mehr bei seinem alten Bäcker kauft, und Herr Kibitz mißbilligt alles, was Erwin thut.

Immerhin nötigt er ihn, über den Zaun herüber seine Ansicht in politischen Zeitfragen zu äußern, er spricht wegen Aufgaben und Vorgängen der Kirchengemeinde mit ihm, er erfragt die Hotels, die Erwin auf seinen Reisen aufgesucht und bewährt gefunden hat, und macht seinerseits Mitteilungen über das Wetter des Tages oder über das, was beide gestern in ihren Zeitungen gelesen haben.

Abends aber giebt Herr Kibitz am Stammtische seine Meinung über Erwin zu erkennen. Er thut ihn am liebsten in Fremdwörtern ab. Herr Kibitz ist ein gebildeter Mann, er besitzt einen ansehnlichen Vorrat von Fremdwörtern und hat die neueste Auflage des Konversationslexikons einem Kolporteur gegen Ratenzahlungen abgenommen; den ganzen Betrag zu zahlen, so leicht ihm das gefallen wäre, behagte ihm nicht, es war doch ein „Heidengeld".

Wenn Erwin sich nicht entschließen konnte, das Unechte für echt zu halten, so nannte ihn Herr Kibitz einen Skeptiker; hatte Erwin im nachbarlichen Nachmittagsgespräch bei einem neuen Gesetz schlimme Folgen vorausgesehen, so bezeichnete ihn der Stammtisch des Herrn Kibitz am Abend als einen Pessimisten. Das hinderte nicht, ihn schon tags darauf einen Optimisten zu nennen, wenn es sich herausstellte, daß er nicht in all den Gossen gelegen hatte, in denen Hans und Kunz gelegen hatten. In das Gesicht hatte er Erwin einen Realisten genannt, als dieser bei Gelegenheit einer öffentlichen Sammlung die Wahrheit gesagt hatte. Sehr oft aber mußte Erwin hören, daß er ein Idealist sei, Herr Kibitz betonte dann entweder ironisch oder entrüstet, unter allen Umständen sehr nachdrucksvoll jede Silbe dieses Wortes, und Erwin hätte bemerken können, wenn er darauf geachtet hätte, — aber er achtete nicht darauf, — daß Herr Kibitz ihn das einemal einen Idealisten nannte, wenn Erwin sich mit Dingen beschäftigte, von denen jener nichts verstand, das anderemal aber, wenn er zu Resultaten gelangt war, die Herrn Kibitz unbequem waren. Es konnte vorkommen, daß Erwin seinem Nachbar am Freitag als ein Revolutionär galt und am Samstag als ein Stockkonservativer. Im ersten Falle geschah das, wenn Erwin Herrn Kibitz nachwies, daß das „Althergebrachte" auch einmal vor Zeiten neu gewesen ist und damals etwas Altes verdrängt hat; der zweite Fall aber trat ein, wenn Erwins Herz an etwas hing, woran der Welt nichts lag, oder das ihr unbequem geworden war. Wie aber auch Herr Kibitz seinen Nachbar bezeichnen mochte, unter allen Umständen war er ihm ein Romantiker, denn Erwin sah in dem Irdischen ein Symbol des Ewigen.

Trotzdem war Herr Kibitz stark beunruhigt, als sich in der Straße das Gerücht verbreitete, Erwin wolle in eine andre Stadt ziehen; er konnte ihn im letzten Grunde eigentlich nicht leiden, ja, nicht ausstehen, und doch hätte er gerade diesen Nachbar nicht gern vermißt.

Aber Erwin zieht nicht weg.

## Verschiedenes

**(Die Briefkasten)** in unsern illustrirten Familienblättern sind für viele Leser eine besonders anziehende Kost. Und entgegenkommende Redaktionen sorgen dafür, daß diese Kost immer schmackhaft zubereitet ist. Sie fügen ein gut Teil pikanter Würze bei. Neuerdings hat „Schorers Familienblatt“ dem bekannten Bedürfnis nach einem „interessanten“ Briefkasten in der Weise Rechnung getragen, daß es unter der Rubrik „Gedankenaustausch für und durch unsre Leser“ dem Briefkasten eine Stelle im Hauptblatte eingeräumt hat. Da hat jeder eine Frage an das Familienblatt frei, auch zwei und mehr.

Und der Leserkreis antwortet. So hat er zum Beispiel auf die Sonntagsfrage Antworten erteilt. Und es war erfreulich, zu sehen, wie von verschiedensten Standpunkten aus die Notwendigkeit der Sonntagsruhe anerkannt und Rat erteilt wurde, zum Ziele zu gelangen. In Nr. 1 des neuen Jahrganges kommt etwas andres aufs Tapet: Antworten auf die Frage: „Kann ein Paar glücklich werden, wenn der Mann jünger ist als die Frau?“ Vier Leser antworten. Alle bejahend, wie man von jedem halbwegs vernünftigen Leser erwarten konnte. Nun werden neue Fragen gestellt. Frage 9 lautet: „Wie kann eine junge Dame einem Herrn, welcher sich anscheinend für sie interessirt, zeigen, daß sie ihn liebt, ohne sich dabei zu kompromittiren?“ „Ein Mädchen in Westfalenland“ möchte diese Frage beantwortet haben.

Und nun denke man sich das „Familienblatt“ auf dem Familientisch des Hauses liegen als Lektüre auch für die heranwachsenden Töchter. Sapienti sat. —he—

**(Der Volksstaat)** Unsern Lesern, die in ländlichen Gegenden leben, wo die Sozialdemokratie neuerdings Eingang zu finden versucht, empfehlen wir zur Verteilung unter die kleinen Leute eine in der Buchdruckerei von J. J. Reiff in Karlsruhe erschienene Flugschrift, die den Titel führt: Der Volksstaat oder Was wollen die Sozialdemokraten? Ein Kirchweihgespräch. — Sie ist in christlichem Sinn und populärem Ton geschrieben und nach unsrer Ueberzeugung sehr geeignet, einfache Landleute über die von den Agitatoren auf dem Lande gewöhnlich schlau verschwiegnen letzten Ziele der Sozialdemokratie aufzuklären und sie davor zu warnen. Am wirksamsten wird sie sein in Gegenden mit kleinem und zerteiltem Grundbesitz, da das Gespräch solche Verhältnisse voraussetzt. Da das Exemplar in der genannten Druckerei nur einen Pfennig kostet, ist die weiteste Verteilung fast ohne Kosten möglich. Gegenüber der von der Sozialdemokratie seit dem 1. Oktober in vielen ländlichen Gegenden mit Hochdruck betriebnen Agitation sollte jedes wirksame Mittel der Abwehr, so auch das hier genannte, beachtet und benutzt werden. F v O

**(Soziales Elend und moderne Wohlthätigkeit)** In Nr. 34 des Rheinischen Kuriers vom 3. Februar finden wir folgenden Aufruf:

„Subskriptionsball.

Durch die andauernde strenge Kälte sind Hunderte von Arbeitern brot- und obdachlos geworden. Um diesem Elende zu steuern, soweit es vereinten Kräften möglich ist, soll am Dienstag den 3. Februar, acht Uhr, ein Subskriptionsball in den Sälen des Zivil-Kasinos, Friedrichstraße, stattfinden (Damen in Balltoilette, Herren im Frack und mit weißer Kravatte), dessen Ertrag dazu verwendet werden soll, täglich einer möglichst großen Anzahl arbeits- und mittelloser Leute, ohne Unterschied der Konfession, Nachtquartier bezw. warmes Essen in der Herberge zur Heimat, Platterstraße, sowie in der Suppenanstalt des Frauen-Vereins zu erkaufen. Subskriptionslisten liegen auf bei den Herren Jurany und Hensel, Feller und Gecks und Moriz und Münzel; Eintrittskarten à 4 Mark sind daselbst wie bei den unterzeichneten Damen des Komitees zu haben.

Um zehn Uhr findet gemeinschaftliches Abendessen statt. Karten hierzu à 2,50 Mark sind bei dem Restaurateur des Kasinos bis Dienstag Mittag zwölf Uhr zu lösen.

Das Komitee wendet sich mit der innigen Bitte an alle mildthätigen Herzen, dem Unternehmen ihre Unterstützung zu gewähren, und ist des allgemeinen Anklanges gewiß, denn wer sollte nicht von Mitleid ergriffen werden und von dem Wunsche zu helfen, wenn man der großen Zahl derer gedenkt, die thatsächlich des Notwendigsten entbehrend, der rauhen Kälte ausgesetzt, ihre Nächte unter Gottes freiem Himmel verbringen müssen.

Somit ist den Einwohnern Wiesbadens, sowie den anwesenden Fremden Gelegenheit geboten, durch möglichst zahlreiche Teilnahme dem guten Werke zu helfen.

Das Komitee bittet, daß die Karten möglichst bald gelöst werden mögen, damit das Werk der Unterstützung schnell beginnen kann.“

Dieser Aufruf, der von Damen aus den höchsten Kreisen Wiesbadens unterzeichnet ist, wirft ein grelles Schlaglicht auf eine häßliche Abart unsrer modernen Wohlthätigkeit. Wie anstößig sie wirkt, zeigt am besten ein Gedicht, das wir der sozialdemokratischen Berliner Volkstribüne (Nr. 8) entnehmen. Es lautet:

Am Stammtisch!

Jüngst hört ich einen würdigen Herrn
Am Biertisch eine Rede halten.
Ich saß ihm zwar ein bischen fern;
Doch hab ich noch genug behalten.

Er meinte: Die Barmherzigkeit
In unsrer Zeit ist ohne gleichen;
Drum sollte auch kein Armer Neid,
Nein, Dank nur fühlen für die Reichen.

Des weitern führte er dann an,
Was die barmherzigen, reichen Seelen
Fürs Elend alles doch gethan;
Das will ich ihm jetzt nacherzählen.

Da war erst jüngst ein großer Schmaus.
Was kam nicht alles zu dem Feste!
Es faßte kaum das weite Haus
Die reichen und die hohen Gäste.

Es brachen schier bei dem Gelag
Die Tafeln von Delikatessen.
Tags drauf gabs von dem Reinertrag
Für arme Leut ein Bohnenessen. —

Gleich drauf war wieder großer Ball.
'ne Fürstin leitete das Ganze.
Und der Elite ganzer Schwall
Kam auch zuhauf mit Prunk und Glanze.

Doch das Brillantendiadem
Der Wirtin war zumeist beneidet.
Vom Ueberschuß hat man nach dem
Zwölf arme Kinder eingekleidet. —

Ein Eisfest schloß sich an sofort.
Da haben sich auch eingefunden
Die Jünger all vom „edlen Sport“
Und amüsirten sich zwei Stunden.

Dann zogen sie nach Hause stolz,
Beim Thee am Ofen zu erwarmen,
Und stolz mit Recht! — vier Fuhren Holz
Ergab das Eisfest für die Armen. —

Und dann ists heut das drittemal,
Daß zum Champagnerfest zusammen
Sich findet eine große Zahl
Von stolzen und berühmten Namen.

Ein Millionär hats arrangirt
Und übernahm auch selbst die Lenkung.
Und vom Ertrag wird ausgeführt
Für Arme eine Kaffeetränkung. —

Noch sprach der Herr manch ernstes Wort
Von edeln und barmherzigen Leuten.
Ich aber schlich mich stille fort,
Stolz auf die Höhe unsrer Zeiten.

**(Erklärung)** Von Herrn Pastor Funcke in Bremen erhielt ich folgenden Brief:

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Ueberall ist Frieden im Reich Gottes und also das Gegenteil der Rechthaberei. So würde auch ich jetzt viel lieber schweigen, wenn das Reden nicht, um der Klarstellung der Sache willen, nötig wäre.

Nach dem heftigen Angriff in Nr. 7 dieses Blattes, der sich auf eine ebenso abrupte als alberne Zeitungsnotiz gründete, haben Sie mich (richtiger: haben Sie sich selbst) in Nr. 8 schon einigermaßen gerechtfertigt. Aber um der Wahrheit willen muß ich doch noch einige Bemerkungen machen. — Nachdem Sie wußten, was ich in Lübeck geredet habe, mußten Sie, lieber Herr Redakteur, erklären, daß Ihr Artikel („Eine Unart frommer Christen“) auf mich absolut keine Anwendung finde, daß man mir Unrecht gethan habe und daß die Unart in diesem Falle wo anders zu suchen sei. — Unsere Stellung gegenüber den Jesuiten ist wohl so ziemlich dieselbe; und gegen Rom werden Sie und ich bis in den Tod kämpfen, so gut wie Luther es gethan hat, wenn uns auch Luthers Riesenkräfte fehlen. Ob es praktisch ist, die betreffende Petition gegen die Jesuiten zu unterschreiben, ist eine offne Frage, die ich übrigens in Lübeck nicht einmal gestreift habe. Ich habe absolut nichts gesagt, als daß die evangelischen Christen der Jesuiten wegen nicht in Angst leben sollen. Dasselbe ist ohne Zweifel Ihre Meinung.

Da ich nun ferner die Worte „Mein Herr Christus ist nicht von Stroh“ nicht als mein Wort anführte, sondern es Luther in den Mund legte, so fiel damit das eigentliche Fundament Ihrer Polemik hin. Und da Sie nicht zu den unglücklichen unfehlbaren Redakteuren gehören, so dürfen Sie das auch öffentlich zugeben und nicht nur wie in Nr. 7, daß jetzt meine Aeußerung „in viel milderem Lichte erscheint.“

Daß sich in meinem nur zu beweglichen Gehirn das Wort Luthers ein wenig verkürzt hat, gebe ich natürlich zu. Der Inhalt des Lutherwortes bleibt aber ganz derselbe, ob nun der Herr Christus „nicht aus Stroh“ oder „nicht aus Stroh geflochten“ ist. Aber das ist klar, daß meine Verkürzung es Ihnen schwerer machte, sofort das Lutherwort zu erkennen. So trage also auch ich etwas Schuld.

Doch nun genug der Worte! Hoffentlich kommt einmal die Zeit, wo ich, statt gegen die mir so sympathische Christliche Welt zu polemisiren, Worte der Liebe und des Friedens für sie schreiben kann.

Mir ist alles Streiten unter Christen in tiefster Seele verhaßt: und Ihnen zweifelsohne nicht minder. Indem ich Ihnen also über Nr. 7 und 8 der Christlichen Welt hinüber die Bruderhand reiche, bleibe ich mit treuem Gruß Ihr ergebener

Bremen, 22. Februar 1891 O. Funcke

Die Genugthuung, diesen Brief abzudrucken, war ich Herrn Funcke schuldig. Zwar, daß meine Bemerkungen in Nr. 7 auf ihn und seinen Vortrag „absolut keine Anwendung fänden," konnte ich aus seiner Berichtigung in der Kreuzzeitung, die mich zu meiner Berichtigung in Nr. 8 veranlaßte, nicht ersehen. Wohl aber habe ich es aus seinen mir seitdem zugegangenen brieflichen Mitteilungen durchaus ersehen, und ich erkläre daraufhin mit aufrichtigem Bedauern, daß ich ihm Unrecht gethan habe.

Vor allen Dingen aber muß ich nun doch erklären — so wenig das meine Uebereilung Herrn Pastor Funcke gegenüber entschuldigen kann, der sich ja durch meinen Artikel verletzt fühlen mußte — daß ich bei dessen Niederschrift ganz und gar nicht auf Herrn Funckes Person einen „Angriff" beabsichtigte. Ich bin dem verehrten Herrn so wenig übel gesinnt, daß ich ihn vielmehr um seine Mitarbeit an unserm Blatte gebeten habe. Jene Nachricht, deren durchgängige Unrichtigkeit ich nicht ahnte, war für mich nur der — beinahe möchte ich sagen willkommene — Anlaß, jene Bemerkung über „eine Unart frommer Christen" auszusprechen, die mir seit lange auf dem Herzen lag. (Sie findet sich wirklich bei aufrichtig frommen Christen; ich habe dies Wort ohne Ironie gemeint.) Wie unzählige Male sind die Freunde des Evangelischen Bundes von solchen, die keine Neigung hatten, sich anzuschließen, auf das Gottvertraun hingewiesen worden, das man gegenüber der römischen Gefahr haben müsse. Als ob das Gottvertraun über die Notwendigkeit und Berechtigung eines solchen Evangelischen Bundes irgend entscheiden könnte, als ob die Genossen des Bundes bei ihrer Arbeit es nicht ebenso brauchten wie die draußen. Das Laisser faire ist nicht das Siegel des Gottvertrauns. Man soll daher im gegebenen Falle seine Zurückhaltung mit Gründen und Einsichten erklären, nicht mit religiösen Motiven. Ebenso steht es um das Unterschreiben der Jesuitenpetition. Man unterschreibe oder unterschreibe nicht, überlasse aber das Urteil darüber, was aus dem Glauben kommt, dem allwissenden Gotte.

Herrn Pastor Funcke trifft dieser Appell nach dem, was er mir von seinem Vortrage geschrieben hat, nicht. Was seine Meinung über die Jesuitengefahr ist, haben wir in Nr. 8, Spalte 170 auch gesagt. Aber ich möchte nicht, daß das, was an meinen Worten in Nr. 7 ins allgemeine der Beherzigung wert war, in der Erörterung über mein Unrecht gegen Herrn Pastor Funcke und seinen Vortrag unterginge. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 10 der „Chronik der Christlichen Welt"**

## Flugblatt

**Was will die Invaliditäts- und Altersversicherung?** Dieses Flugblatt ist zunächst für die Bedürfnisse meiner Gemeinde geschrieben worden. 100 Stück Mark 1.50; 500 Stück 6 Mark; 1000 Stück 10 Mark portofrei. Zu haben bei Pfarrer **Rade**, Schönbach (Sachsen).

## Als tüchtigen Hauslehrer

empfiehlt zum 1. April d. J. einen älteren Philologen Pfarrer **Fenger** in Melkow bei Wust (Provinz Sachsen).

**Soeben erschienen!**

## Bittere Wahrheiten.

Eine unerwartete Beleuchtung der „Ernsten Gedanken" des Herrn Oberstleutnant v. Egidy.
Von
Prof. Lic. **W. Bornemann.**
6 Bogen Gr. 8.
Preis 1 Mk. 20 Pfge.
Inhalt: **Bittere Wahrheiten** für
1. Herrn v. Egidy,
2. Theologen, Pastoren, Religionslehrer und Alle, die es angeht.

**Von demselben Verfasser** ist Herbst vorigen Jahres erschienen und in Nr. 49 dieses Blattes **warm empfohlen:**

## Unterricht im Christentum.

318 S. Gr. 8. Gebunden 5 Mk.
Göttingen.
**Vandenhoeck & Ruprecht.**

**Cand. theol.,**
$1^1/_2$ Jahr Hauslehrer, Seminarkursus absolv., sucht **sofort** Stellung als Vikar. Offerten erb. Pastor **Block, Merseburg.**

**Vorzügliches Konfirmationsgeschenk.**

Soeben erschien im Verlage von Dörffling & Franke in Leipzig:

## Himmelsschlüssel.

Geistliche Lieder
von
**Guido Wächter,**
Diakonus in Annaberg.
Verfasser des epochemachenden Werkes: „Die soziale Bedeutung der evang. Kirche in der Gegenwart.
Preis 1 Mk. 50 Pf.; eleg. gebd. 2 Mk. 40 Pf.

Wir finden in dem Buche einige treffliche gelungene Gesänge, welche vielleicht Aufnahme in dem Kreise unsrer Kirchenlieder finden werden. Alle sind von einem warmen gläubigen Geiste durchweht und leicht ansprechend. Die Himmelsschlüssel werden sich in christlichen Kreisen Freunde erwerben.
Neue Preuß. (†) Zeitung.

30 Stück 1 M. 60 Stück 2 M. **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 M. 300 Stück 6 M.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
**Jährlicher Absatz 30—40 000 Stück! Probeschein gratis.**
**Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.



## Aufruf

Die Evangelische Allianz bereitet ihre neunte allgemeine Versammlung vor. In den Tagen vom 4. bis 12. April gedenkt sie in Florenz, das sich ihr gastlich aufthut, zu tagen. Rege Beteiligung von andern Erdteilen und Ländern ist zugesagt. Auch aus Deutschland haben sich gegen dreißig Teilnehmer angemeldet; weitere Anmeldungen nimmt der Unterzeichnete noch bis zum 15. März entgegen. Wir dürfen hoffen, daß auch diese Versammlung von Erfolg gekrönt sein wird in dem glücklichen Austausch evangelischer Bruderliebe und Glaubensgemeinschaft; ganz besonders mit den an Zahl geringen evangelischen Glaubensgenossen Italiens, die aus diesen Tagen reichen Segen und neue Kraft für die Sache des Evangeliums erhoffen.

Der Empfang in Florenz findet Sonnabend, den 4. April abends statt. Sonntag deutscher Gottesdienst. Verhandlungen von 6. bis 11. April. Aus dem vorläufigen Programm teile ich mit:

**Montag:** Renaissance und Wiedergeburt: Phil. Schaff, P. Baumann, Dr. Mariano, Prof. Geymonat.
Religiöses Denken und die Reformation in Italien: Prof. Comba, Rev. Stoughton, Dr. von Tardy.

**Dienstag:** Evangelisation: Rev. Park, P. Mouron, Senor Cabrera, Dr. Prochet, S. Borgia.

**Mittwoch:** Die Bibel: Prof. Godet, P. Recolin, Rev. Richardson, P. Baumann (Waldenserbibel und Cod. Teplensis).

**Donnerstag:** Sozialismus; P. Stöcker, Rev. Nicholas und Tiffany, P. Ehni.

**Freitag:** Mission: Propst Bahl, Rev. Boardman, Prof. Ruffet (Antisklaverei).

**Sonnabend:** Christliches Leben: Dr. Fabri, P. Baumann, (internationaler Schutz gegen Intoleranz) P. van Wyk, P. L. Monod, P. Prochet. Auch der bedrängten Glaubensgenossen in den baltischen Provinzen wird gedacht werden.

So bitten wir alle Freunde der evangelischen Kirche und des Reiches Gottes in jenen Tagen die Allianz-Versammlung auf betendem Herzen zu tragen. Gott wolle geben, daß alles glücklich gehe zur Ehre seines Namens und zum Heil der evangelischen Sache.

Berlin, den 1. März 1891.

Der Sekretär des deutschen Zweiges der Evang. Allianz.
**Baumann,** Pfarrer der Dankeskirche.

## Empfehlenswerte Festgeschenke für Konfirmanden!
**Aus dem Verlage des Rauhen Hauses in Hamburg.**

## Täglich Brot.

**Ein Vergißmeinnicht in Bibelsprüchen und Liederversen.**
**Nebst einem Anhang für die Fasten- und Osterzeit.**

**Einfache Ausgabe** (in Ganzleinwandband) 160 Seiten. **50** ₰. 10 Exempl. 4 ℳ, 100 Exempl. 35 ℳ

**Feine Ausgabe** (mit Papier durchschossen) in sehr eleg. Einbande mit Goldschnitt 320 Seiten. **1** ℳ

## Gebetswort mit Gotteswort

**auf alle Tage des Jahres.**

Jungen Christen dargeboten von
**P. C. A. Kolde.**

4. Aufl. 403 S. Einfach in Pappd. geb. Mk. 1.20. Eleg. geb. in engl. Leinw. m. Goldschn. Mk. 2 20.

## Thomas a Kempis.

**Vier Bücher von der Nachfolge Christi.**
Neu übersetzt von **Bethmann-Hollweg.**
3. Auflage.
352 S. Geh. Mk. 1.—. In Pappb. Mk. 1.20. Mit Stahlstich in eleg. engl. Einb. mit Goldschnitt Mk. 2.40.

**Eine würdige Konfirmationsgabe.**

## Allzeit im Herrn.

**Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung.**

Herausgegeben von **B. Rogge,** Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von † **Karl Gerok.** Sehr reich mit künstlerischen Bildern geziert. 2. Auflage. In Kleinquart. Prachtband 12,50 M. Velin-Ausgabe 20 M.

„Allzeit im Herrn", in dem religiöse Bilder wechseln mit Darstellungen aus der Natur und dem Menschenleben, ist durch die prachtvolle Ausstattung und das handliche Format (Kleinquart) ein ebenso wertvolles als sinniges Geschenkwerk.

**Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.**

**Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (P. Siebeck) in Freiburg i. B.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Inneres Leben.

Vom Verfasser des Buches:
**Im Kampf um die Weltanschauung.**
**Dritte Auflage.**
12°. 1891. In Ganzleinen gebunden M. 2.50.

Ein gehaltvolles, zu **Konfirmationsgeschenken** trefflich geeignetes **Andachtsbuch!**

**Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (P. Siebeck) in Freiburg i. B.**

**Zur Konfirmation!**
Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**GEISTLICHE LIE-**

der. Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigen Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

**Opfer- u. Konfirmations-Geschenkwerke**
aus dem Verlage von
**M. Heinsius Nachfolger**
in Bremen.

**Spitta, Psalter und Harfe.** In 8 verschiedenen neuen Ausgaben. Sämtliche Ausgaben sind hoch elegant gebunden und mit verschiedenen Decken nach Originalzeichnungen von Professor Wanderer versehen. Preis der acht Ausgaben à Mk. 1.—, 1.35, 1.80, 3.—, 3.50, 3,60, 4.—, 15.—.

☞ **Auf die von den Professoren Plockhorst und Wanderer reich illustrirte Pracht-Ausgabe (Gr. 4°, elegant gebunden 15 Mk.) sei noch ganz besonders hingewiesen.**

Bei Bestellungen beliebe man ausdrücklich die **Bremer Originalausgaben** zu verlangen.

**Sturm, Palme und Krone.** Lieder zur Erbauung. 37 Bogen. Elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mk.

Diese neue reichhaltige Sammlung Sturmscher Lieder, welche die letzte christlicher Richtung des verehrten Dichters sein soll, eignet sich ganz besonders zu einem würdigen Konfirmationsgeschenk.

**Kirchner, Helden des Glaubens.** Die Kirchengeschichte im Spiegel der Poesie. Gedichte, gesammelt und mit Anmerkungen versehen. Gebunden 4 Mk.

**Dieffenbach, Wort und Sakrament.** Eine Unterweisung zum rechten Gebrauch der Gnadenmittel als Mitgabe fürs Leben. Elegant gebunden mit Goldschnitt Mk. 4.20 — ohne Goldschnitt Mk. 3.50.

**Holtzhey, Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden.** Ein Buch der Weisheit und Erfahrung als Brevier allen deutschen Jungfrauen gewidmet. Elegant gebunden mit Goldschnitt Mk. 4,20.

Dies Buch steht auf **rein poetischer** Grundlage und hat sich **sehr** in der Gunst des Publikums festgesetzt.

**Roland, Ein Veilchenstrauß.** Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 Mk. Innige und sinnige Gedichte zu Ehren der erlösenden Liebe des Herrn.

**Kommen und Gehen.** Ein Familiengedenkbuch, gegründet auf Kernworte der heiligen Schrift. Nach dem verwandten Werke von John Strathesk neu bearbeitet von A. Steen. Bevorwortet von Pastor J. Jacobi in Bremen. In äußerst ansprechendem Einbande, Preis 6 Mk.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Für Ostern und Konfirmation!**

**Baur, Wilhelm, Das Leben des Freiherrn von Stein.** **Dritte** durchges. Ausgabe. Mit dem Bildnis Steins. geb. M. 2.40.

**Briefwechsel** zwischen **H. Martensen J.** u. **A. Dorner** 1839—1881. Mit e. Namen- u. Sachreg. 2 Bde. geb. M. 14.50.

**Martensen, G. L., Aus meinem Leben.** Mitteilungen. **Zweite** verb. Aufl. Mit dem Bildn. des Verf. geb. M. 5.—.

**Martensen, Dr. H., Die christliche Ethik.** I. Allgem. Teil. **Fünfte** Aufl. M. 10.50. II. Spez. Teil. **Vierte** durchg. Aufl. M. 18.—.

**König, G., Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator.** In bildl. Darstell. 48 Stahlstiche mit erklärendem Text. Mit Vorwort v. Jul. Köstlin. Pracht-Ausg. m. Goldschn. M. 20.—. Kl. Ausg. m. Rothschn. M. 10.—.

**Kleinert, Paul, Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte.** Abhandlungen und Vorträge. geb. M. 6.—.

**Irenäus, Die christlichen Feste.** Gespräche aus der Gegenwart. **Zweiter** Abdruck. geb. M. 2.50.

**Marschall, A. von, Religiöse Weltanschauung.** Gedanken ü. Glauben, Religion u. Kirche. **Dritte** erweit. Aufl. geb. M. 2.—

**Köstlin, Dr. H. A., Geschichte der Musik** im Umriss. **Dritte** Aufl. Neue bericht. Ausgabe, eleg. geb. M. 8.50.

**Strack, W. L., Aus Süd und Ost.** Reisefrüchte aus 3 Weltteilen. Mit 4 illustr. Beig. Eleg. geb. à M. 5.—.

**Geburtstagsbuch für alle Tage des Jahres.** Herausg. v. **Frauenhand. Sechste** u. **Siebente** Aufl. Mit 5 ff. Kunstbeil. Eleg. geb. m. Goldschn. M. 3.—.

**H. Reuther's Verlagsbuchhandlung** (H. Reuther & O. Reichard)
in **Berlin** SW., Charlottenstr. 2.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien:

**Pax vobiscum**

von **Henry Drummond.**

Deutsche autorisirte Ausgabe.

1.—30. Tausend.

Preis 1 M., eleg. gebunden 2 M.

Ein Seitenstück zu des Verfassers „Das Beste in der Welt." Auch in diesem Werkchen bewährt sich die merkwürdige Begabung des Verfassers, alte, längst bekannte Wahrheiten in ein so neues Licht zu stellen und mit so tief eindringendem Schriftverständnis zu betrachten, daß sie wie neu entdeckte dem Leser entgegentreten und in ihrer schlagenden Anwendung auf das tägliche Leben mit verdoppelter Kraft auf ihn wirken.

Auch von diesem Werkchen möge gestattet sein anzuführen, daß davon in England in den ersten fünf Wochen (Dezember 1890 bis Mitte Januar 1891) 130 000 abgesetzt wurden, und daß von der vorliegenden deutschen Ausgabe infolge der Vorausbestellungen sogleich 30 000 gedruckt werden mußten.

**Zu haben in allen Buchhandlungen.**

**Neue Konfirmations-Zeugnisse.**

Bei Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Blätter zur Erinnerung an den Tag der Konfirmation.** Nach dem Entwurf des **Prof. Fr. Wanderer** an der Kgl. Kunstgewerbeschule zu Nürnberg in Farbendruck herausgegeben und mit Bibelsprüchen versehen vom Verein für christl. Kunst in der evangel. Kirche Bayerns. Gr.-Quart-Format. Blatt 1 u. 2. Preis jedes Blattes 30 Pf.

**Fünfzig Konfirmandenscheine.** Mit Zeichnungen von **Prof. Fr. Wanderer.** In Holzschnitt herausgegeben und mit Denksprüchen versehen vom Verein für christl. Kunst in der evangelisch. Kirche Bayerns. Klein-Oktav. Erste und zweite Sammlung. 100 Blatt mit hundert verschiedenen Bibel-Denksprüchen. Preis jeder Sammlung 1 M. 50 Pf.

Diese Konfirmationsscheine haben infolge des echt künstlerischen Schmuckes, den ihnen Friedrich Wanderer verliehen hat, in Bayern bereits große Verbreitung gefunden; namentlich sind es die beiden Blätter der größeren Ausgabe in Farbendruck, welche stets gern auch als würdige Zimmerzierde verwendet werden.

Nürnberg, im Februar 1891.

**Hermann Ballhorn Verlag**
(Buchhandlung des Vereins für christliche Kunst in der evangel. Kirche Bayerns).

**Aufruf!**

Immer mehr wird in unsern Tagen die Krankenpflege zum Lebensberufe. Die Scheu, die vielfach in den gebildetern Kreisen gegen den Eintritt in ein volles segensreiches Arbeitsleben herrschte, ist im Schwinden. Gerade die Töchter von Beamten, Pastoren, Aerzten, Kaufleuten werden für diesen Beruf gebraucht und gesucht, die außer einem festen Willen, Aufopferungsfähigkeit und rüstiger Arbeitskraft auch eine gute Bildung mitbringen, welche sie für die notleidenden Mitmenschen besser verwerten können, als wenn sie müßig zu Hause sitzen oder mit Beschäftigungen ihre Zeit verbringen, die weder ihnen selbst noch andern nützen.

Solche freudige Arbeiterinnen ruft das Königlich sächsische Pflegerhaus in Hubertusburg zum Dienste an den Unglücklichsten, die uns Gott anvertraut hat, an geisteskranken, blöden, epileptischen, blinden, verwahrlosten Mädchen und Frauen.

Am 1. April beginnt ein neuer Ausbildungskursus. Nähere Auskunft erteilt gern

Hubertusburg bei Wermsdorf, Februar 1891.

Pastor Naumann, Pflegerhausleiter.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig:

**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 11 — Leipzig, den 12. März — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Unter dem Kreuz des Herrn: 2 — Das Wesen des Christentums im Spiegel des evangelischen Kirchenliedes: 1. 2 — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 6. Religion und Theologie — Allerlei fürs Haus — Erlaubte Gottesdienststörung nach der Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts — Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen — Zur Gemeindereform: 2. Ein neuer Mitstreiter — Aus dem römischen Katechismus eines sogenannten Friedensbischofs — Predigten und Erbauliches: Sünde und Erlösung; Die Psalmen; Drummonds neueste Schrift — Sonstige Bücher und Schriften: Jesuitica; Schwarz-weiß-rot; Dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan — Anzeigen


## Unter dem Kreuz des Herrn

2

„Schau her, hier steh ich Armer, der Zorn verdienet hat; gieb mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad."

Was hülfe uns alle tiefste Beugung unter Christi Kreuz, wenn sie nicht zu der seligen Erhebung eines mit Gott versöhnten Gewissens führte? Und was wäre das für eine Versöhnung, die nicht zum Gericht über unsre Sünde führte? Darnach verlangt unser Innerstes: nach der Gewißheit, daß unsrer Sünde ewig nicht mehr soll gedacht werden, nach Vergebung, die uns von der Lust an der Sünde scheidet. Unvollkommen ist zumeist darin unsre menschliche Erziehung: wenn wir recht verzeihen wollen, vermeiden wir nur schwer die Gefahr, daß die Sünde gering geachtet wird; und wenn wir den Ernst der Sünde fühlen lassen, geraten wir leicht in friedlose Gesetztreiberei. In Christi Kreuz ist beides eins: es zeugt von nichts als von Erbarmung, Gnade, unergründlicher Liebe Gottes, und es zeugt so davon, daß wir gar nicht anders können, als unsre Armut und Schuld erkennen und bereuen, unsre Sünde hassen und lassen. Christi Liebe am Kreuz zeigt uns, was wir nicht sind und wie schuldig wir sind, und sie zeigt uns, wie Gott liebt; ja durch diese große einzige göttliche Liebe werden wir arm und schuldig. Erst mit dem Vertrauen, das wir zu Christi Liebe fassen und in ihr zu des Vaters Liebe, erwacht in uns die rechte evangelische Buße. Und dies Vertrauen ist die wahre große eine Frucht unsrer Passionsandacht, unsers Weilens unter Christi Kreuz.

„Gieb mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad." Wohl wissen wir es, unser Erbarmer ist Gott, er allein kann Gnade bieten. Aber Christen wissen, warum sie den Erbarmer nennen, nach dessen Namen sie heißen, ja sie heißen Christen, weil sie ihn Erbarmer nennen dürfen. Nehmen wir an, wir hätten nur die Predigt Jesu von dem barmherzigen Vater, der den verlorenen Sohn zu sich ruft. Wen müßte sie nicht anziehen, und oft würde sie uns erquicken. Aber was empfanden denn die Zöllner und Sünder so besondres, als sie diese holdseligen Worte aus Jesu Munde vernahmen? Stand nicht im Psalter: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte ... wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten"? Warum konnten sie diesen Worten nicht völlig glauben, nicht ihr ganzes Herz schenken, warum seinen Worten und jenen um seinetwillen? Oder warum war für unsern Luther das „Ich glaube eine Vergebung der Sünden" eins mit dem andern „Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr"? Und warum können alle Bekümmerten und Leidtragenden überall nicht leicht und mühelos sich die Botschaft aneignen: „Gott ist die Liebe"? Ja, zu Zeiten gelingt es wohl wie von selbst, aber nicht in der Not und Anfechtung, wenn uns alles zweifelhaft wird, wenn die ganze Welt ein Widerspiel zu sein scheint zu der Predigt vom Vater im Himmel, wenn unser Leben haltlos und wertlos uns vorkommt, wenn wie ein böser Traum der Gedanke uns ängstet, ewiges Leben, gewisses, erreichbares, unentreißbares, sei ein Wahn der Schwärmer, und dann wieder, unsre Sünde und Schuld sei kein Wahn, sondern furchtbare, rettungslose Wirklichkeit. In solchen Stunden haben Sünder und Zöllner, haben Paulus und Luther, haben die ungezählten alle, die arm waren und reich geworden sind, die ungerecht waren und selig wurden, sich an Jesus gehalten. Nicht die Herrlichkeit des Gedankens „Gott ist die Liebe" hat sie gerettet, sondern die Wirklichkeit dieser Liebe, die ihnen in Jesus entgegentrat, siegreich, unüberbietbar, unwidersprechlich: die Liebe des Gekreuzigten.

Nicht nur, daß er lebte, wie er lehrte, daß er den Verlorenen nachging und Hoffnung in ihnen erweckte. Könnte das nicht wiederum Täuschung sein, hohe Begeisterung nur für das Höchste, was sich denken läßt? Wie, wenn er zurückgewichen wäre, als nun dieser Liebesberuf ihn Haß ernten ließ, als alle ihn verließen? Da hat er Stand gehalten, da ist er für die Wahrheit seiner Liebe eingestanden mit seinem Leben. In der Nacht, da er verraten ward, knüpft er auf ewig aller armen Sünder ewiges Leben an seinen Tod, und so ist er gestorben, sein Werk vollendend, da es vernichtet schien, das Werk, der Liebe Gottes Glauben zu schaffen in dieser Welt durch seine Liebe. „Gieb mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad." Das thut uns not, wir müssen sie schauen, anblicken. Mehr brauchen wir nicht, aber dies Eine brauchen wir: Gott ist für uns. Er ist es in Christus, in ihm allein. Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst.

Aber bitten sollen wir um diesen Anblick für uns. Unser Innerstes wird ergriffen von ihm; das ist nicht unser Werk. Aber wollen wir uns ergreifen lassen? Die Passionszeit, die wir wieder durchleben, legt uns die Bitte doppelt aufs Herz: „Gieb mir" — endlich ganz und voll, wenn vielleicht bisher unser Leben wohl an einzelnen guten Regungen reich, aber noch nicht im tiefsten Grund sein eigen ist. „Gieb mir" — immer wieder, immer voller, wenn dies der Fall ist. Jeder wichtige Augenblick unsers Lebens kann geweiht werden durch den Blick zum Kreuz, den Anblick seiner Gnade; ohne alle Gefühlstäuschung, in größter Einfalt. Wir brauchen eine Kraft, auf die wir uns ganz verlassen können, einen Stern an unserm Himmel, der unwandelbar feststeht, an dem wir uns immer zurechtfinden können.

Auch dann, wenn unser ganzes Erdenleben die Probe des Abschieds bestehen muß. Unwillkürlich lenken die Festzeiten der Kirche den Blick zurück und vorwärts; wir bedenken, wie oft wir sie erlebt, und ob sie noch oft kommen werden. Leicht beschäftigt uns dann zu viel und doch fruchtlos der Gedanke

an diesen Wechsel der Jahre; an Weihnachten das entschwundene Kindheitsglück, am Karfreitag weichmütiges Leid über den Sonnenuntergang auch des Edelsten in der Welt. Aber was ist Freude und Leid, bis wir die eine Freude kennen, die uns nicht mehr kann genommen werden, das eine Leid, das diese Freude uns weckt und vertieft und überwindet — Sünde und Gnade unter dem Kreuz des Herrn. Th H

---

## Das Wesen des Christentums im Spiegel des evangelischen Kirchenliedes

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Das Wesen des Christentums; 3. Das Kirchenlied und das Christentum

### 1. Einleitung

Die Menschen unsrer Tage, auch die führenden darunter, haben herzlich wenig mehr für Theorie und Spekulationen übrig, sondern wollen sich nur vor Thatsachen — und seiens auch einmal eingebildete — verneigen. Was sich nicht als in der äußeren oder inneren „Erfahrung" gegeben und dadurch legitimirt erweisen kann, das hat in ihren Augen keine Geltung und auf ihr Denken und Vorstellen keinen Einfluß. Und eben weil nach der Ansicht vieler „Gebildeten" und „Aufgeklärten" der Gegenwart die christliche Lehre „oder" das Christentum durchaus dieser Grundlage, der Erfahrung, entbehrt, vielmehr mit dem Anspruch auf unmittelbare göttliche Autorität auftritt und unbedingten Glauben heischt, haben so viele unsrer wirklich denkenden Zeitgenossen die Anerkennung und Hochschätzung für das Christentum verloren.

Nun ist ja allerdings bei dem heutigen Stande der Dinge diese Ansicht, als ob die gegenwärtigen Vertreter der Theologie, d. i. der wissenschaftlichen Darstellung der christlichen Religion, den Ausgangspunkt der „Erfahrung" verschmähten, in solch allgemeiner Haltung eine ungerechte Uebertreibung, wenn sie auch noch in vielen einzelnen Fällen zutreffen mag. Zum Erweise des Gesagten sei nur darauf hingewiesen, wie zwei theologisch so verschieden gerichtete neuere Gottesgelehrten von umfassendem Herrschaftsgebiete wie Frank und Ritschl doch gleichmäßig von der christlichen Erfahrung, ihren Ausgangspunkt nehmen. Aber gerade die große und teilweise unausgleichbare Verschiedenheit der Resultate beider führenden Theologen ist der deutlichste Beleg dafür, daß es mit der Losung „Erfahrungs-Grundlage" allein noch lange nicht gethan ist, sondern daß auch alle lehrhaften Aussagen über das Christentum thatsächlich als Bestandteil oder wenigstens als unmittelbar sich aufdrängende Folgerung und Prämisse der gemeinsamen christlichen Erfahrung nachgewiesen werden müssen.

Lehrsätze des Dogmatikers Frank, die die ganze Ritschlsche Schule und die ganze liberale Theologie einmütig ablehnten, mögen Produkte spekulativen Bedürfnisses sein, Kinder der gemeinsamen christlichen, der evangelisch-christlichen „Erfahrung" sind sie nun und nimmer; denn „Erfahrung" ist die Wirkung einer sich dem Menschen aufdrängenden und von allen Gliedern eines bestimmten Kreises in allem wesentlichen gleichmäßig empfundenen (objektiven) Macht oder Wirklichkeit. Und umgekehrt, Aufstellungen des Systematikers Ritschl, die von der ganzen Orthodoxie und von der liberalen Theologie als unannehmbar zurückgewiesen werden, mögen immerhin unentbehrliche Glieder einer fest in sich geschlossenen bestimmten christlichen „Welt-Anschauung und Beurteilung" sein, aber dem Mutterschoße der gemeinsamen christlichen Erfahrung entstammen sie nicht; denn was aus einer zwingend sich aufdrängenden Macht erwachsen ist, das zwingt auch allen Genossen des Kreises die Zustimmung ab.

So scheint es denn mit dem von den modernen Menschen, insbesondere von den heutigen Vertretern der Wissenschaft geforderten und mit Recht geforderten Erfahrungsbeweis in der Theologie vorläufig noch nicht mißlich zu stehen, der wissenschaftliche Charakter der Theologie mithin verdächtig und „das Christentum" selbst in seinem unveräußerlichen Anspruch, als eine gegebene Thatsache anerkannt zu sein, hinfällig zu



werden. Denn „Erfahrungs"-Aussagen, die von der Hälfte der evangelischen Christenheit gar nicht als den Thatsachen entsprechend anerkannt werden, sind eben keine Sätze der „Erfahrung." Soll also das Christentum gegenüber den Zweifeln und dem Ansturm der weltlichen Wissenschaft als eine unbedingt anzuerkennende gegebene Größe behauptet und das wissenschaftliche Existenzrecht der Theologie als der Wissenschaft vom Christentum dargethan werden, so muß sich eine über die Differenzen der einzelnen theologischen Systeme übergreifende gemeinsame christliche Erfahrungsgrundlage mit unzweideutiger Klarheit nachweisen lassen.

Dies ist aber so lange unmöglich, als man das Wesen des Christentums als eine eigenartige Welt- und Lebensanschauung ansieht, von der kein Glied fehlen dürfe ohne jenes zu schädigen, oder so lange man in die christliche „Erfahrung" Sätze einschwärzt, welche kein Ausdruck des Heilsbedürfnisses sind, sondern einem Interesse religiöser Spekulation entstammen.

### 2. Das Wesen des Christentums

Wirkliche „Erfahrung" ist erst von dem Augenblick an gegeben und nachweisbar, wo das Christentum als eine durch die Person seines Stifters von Gott aus in die Welt eingetretene und fort und fort in ihr wirkende, also wirklich erfahrbare Kraftgröße aufgefaßt wird, die den Menschen unbeschadet seiner Selbständigkeit erfaßt, erneuert, umgestaltet und seinem ewigen Heilsziele zuführt.

Daß diese Auffassung vom Wesen des Christentums genau die des Paulus und im letzten Grunde die des Heilandes selbst sei, wurde von mir an andrer Stelle,*) wenn auch zunächst nur in einer „Skizze," so doch mit vorläufig genügendem Maße erwiesen. Ich konnte dort das Christentum im objektiven Sinne und nach Seiten des göttlichen Faktors an ihm umschreiben als den „Inbegriff der durch Christus in die Welt eingetretenen und in ihr wirksam gewordenen Gotteskräfte." Von solchen Gotteskräften kann die auf Gott hin angelegte Seele und kann eine unter die Wirkung jener Kräfte gestellte Gemeinde eine wirkliche Erfahrung haben und aussagen. Denn wie jede Religion, so ist vor allem das Christentum weder ausschließlich eine göttliche That im Menschen noch ausschließlich „des Menschen eigne Bildung," sondern ein gottmenschliches Verhältnis, und zwar bestimmter das Innewerden und dauernde Festhalten der durch Christus in das menschliche Geistesleben eintretenden Gotteskräfte und sich geltend machenden Gotteswirkungen. Nur soweit also wahrnehmbare und ausführbare — durch Christus vermittelte — Gotteswirkungen vorhanden sind, so weit ist auch Christentum vorhanden, und nur so weit können Aussagen über dieses gegeben werden. Persönlich erfahren werden diese Gotteskräfte aber in der Form des Glaubens als der subjektiven Erscheinungsform des Christentums oder der christlichen Religiosität. Denn der Glaube ist ja — bei richtiger Fassung seines Wesens — nichts andres als: die in das persönliche Leben übergegangene, zu persönlicher Lebenskraft und zum menschlich-geistigen Habitus gewordene Gotteskraft in Christo. Erst aus dieser zu innerem Lebensbesitze gewordenen erfahrenen Gotteskraft heraus oder erst vom Glauben aus sind theoretische Aussagen oder Glaubenssätze über das Christentum möglich, und diese hören genau da auf, wo die Erfahrung von Gotteswirkungen in Christo aufhört. Darum kann die richtig verstandene Glaubenswissenschaft oder Dogmatik gar nichts andres sein als: die theoretische Selbstorientirung über empfangene Gotteskräfte und erfahrene Gotteswirkungen oder, wie wir es früher ausgesprochen haben: „die aus dem Glauben der dogmatischen Darsteller geborene, in den Denkformen und mit den Erkenntnismitteln des jeweiligen Zeitalters wiedergegebene wissenschaftliche Darstellung des Glaubenszeugnisses der christlichen Gemeinde von den durch Christus ihr mitgeteilten „ewigen Gotteskräften" (a. a. O. S. 278).

Diese von der christlichen Gemeinde und ihren einzelnen lebendigen Gliedern erfahrenen Gotteskräfte, die die Glaubens-

*) Das Christentum als Gotteskraft. Deutsch-evangelische Blätter 1890, Heft IV, S. 272—280.

lehre, ja (nach den verschiedensten Beziehungen hin) die ganze Theologie sich zum Objekt der theoretischen Betrachtung setzt und in das Licht des vollen und klaren Bewußtseins rückt: sie und nichts andres bilden die — wie eingangs erwähnt — von der modernen Wissenschaft auch bezüglich des Christentums und seiner Wissenschaft verlangte Erfahrungsgrundlage. Und diese ist auch für jedes unbefangene Auge in reichlichem Maße gegeben. Wie ein mächtiger, ebenso tiefer als breiter Strom flutet seit den Tagen des Heilands in der christlichen, seit den Tagen Luthers in der evangelischen Kirche, als der legitimen Erbin, Fortsetzerin und Erneuerin una sancta catholica, die christliche Erfahrung von den in Christo empfangenen Gotteskräften und erfahrenen Gotteswirkungen des „Christentums" (Evangeliums). In Wort und Schrift, in Gebet, Predigt und Lied, in heiligen Gottesdiensten bekennt die Christenheit (bezw. die evangelische Kirche), daß ein unerschöpflich und unbeschreiblich reicher geistlicher Segen an ewigen Himmelsgütern durch Christus ihr geschenkt worden sei; Millionen von Zungen rühmen es, daß in Christo rettende, erlösende, heiligende und beseligende Gotteskräfte auf diese ohne ihn so arme Erde herniedergestiegen sind und der christlichen Menschheit aller Sünde, allem Jammer und Elend zum Trotze, zum erstenmal eine unzerstörbare Trosteskraft und einen Vorgeschmack der Seligkeit geschenkt haben. Und verstärkt wird der christliche Erfahrungsbeweis durch den Anblick der zahllosen Liebeswerke, die, geboren aus der Gotteskraft des Glaubens, Elend, Verwahrlosung, Sünde, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung sieghaft überwunden und das geistliche Antlitz der christlichen Menschheit erneuert, ja umgeschaffen haben, verstärkt durch den Hinblick auf die Schöpfungen christlicher Kunst und Wissenschaft, die doch nichts andres als laut redende Zeugnisse der im tiefsten Innern durch die Kräfte von oben ergriffenen und in heiliger Begeisterung oder mächtiger geistiger Erhebung und Bewegung aufflammenden Seele der Christenheit sind.

Und zum Erfahrungsbeweis der geschichtlichen Vergangenheit tritt derjenige der Gegenwart hinzu, in dem — wenn auch vielleicht in anderen Formen der Erkenntnis und Darstelluug — ebenfalls Millionen von Zungen auf Grund eigenster Erfahrung bekennen, daß sie das Beste, ja alles in ihrem Leben Christo verdanken, daß sie durch Christus zum wahren Frieden aus Gott und zum Heil gekommen sind, Sünde und Todesfurcht, Sinnenlust und Selbstsucht überwunden haben und täglich mehr überwinden, daß ihnen durch die Kraft Christi der Blick ins Leben hell, das Herz in Kraft der aus Gott stammenden Liebe zu Gott und den Brüdern warm und durch dies alles das Leben erst lebenswert geworden sei. Aber nicht nur die ganze, vom Geist Gottes erfüllte und durch seine Kraft Thaten des Glaubens und der Liebe ausrichtende Christenheit führt in eindringlichster Weise den geforderten Erfahrungsbeweis, sondern jede im Lichte Christi wandelnde Familie und jede durch die Gotteskraft des Evangeliums zu einem Gottesmenschen umgeschaffene Christenseele liefert einen neuen Beitrag zu diesem Beweis für die selbsterlebte, alles erneuernde Gotteskraft des Christentums.

Wir wollen aus diesem mächtigen und allumfassenden Erfahrungsbeweis der Christenheit und des einzelnen Christen für die durch Christus empfangene Gotteskraft und die in Christo erfahrene Gotteswirkung für diesmal nur Einen Punkt herausgreifen, indem wir an einem klassischen Beispiel nachzuweisen suchen, wie sich das Wesen des Christentums im Spiegel des evangelischen Kirchenliedes abspiegelt, und wir hoffen dadurch die vorgetragene Anschauung vom Christentum als dem Inbegriff der durch Christus in die Welt eingetretenen und in ihr (zunächst in der Christenheit) wirksam gewordenen Gotteskräfte vollauf bewährt zu sehen. W Wfb

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 6. Religion und Theologie

**A.** Ich hörte gestern Abend zwei sich über das Verhältnis der Theologie zur Religion streiten. Ich verstand kein Wort davon. Willst du mir nun mit ein paar Worten sagen, was du davon hältst?

**B.** Wovon? Von dem Streite? Oder von dem Verhältnis, in dem die Theologie zur Religion steht?

**A.** Nun, von diesem Verhältnis, und nur ein kurzes Wort.

**B.** Ein kurzes Wort? So kurz als möglich: die Theologie enthält das, was fromme Männer aussprachen, und die Religion das, was sie nicht aussprachen.

**A.** Wenn es aber fromme Männer waren, warum so viel Streit in der Theologie?

**B.** Nun siehst du, unausgesprochene Worte sind kinderlos!

**A.** Wie soll ich das verstehen?

**B.** Aber das ausgesprochene Wort hat immer Kinder, und seine Kinder heißen Gegenworte.

**A.** O, da hast du Recht! — Habe Dank!



## Allerlei fürs Haus

In der Buchhandlung der „Deutschen Lehrerzeitung" (Fr. Zillesen) ist, ein Büchlein von 106 Seiten, erschienen: Allerlei fürs Haus von Eugenie Tafel. Berlin, 1890. 2 Mark.

Wenn wir die zunächst für den Tisch des letzten Weihnachtsfestes bestimmte Schrift auch jetzt noch empfehlen, so ist die Verspätung als ein Lob gemeint. Die Gedanken, Ratschläge, Wünsche und auch Klagen der Verfasserin verdienen es, ein bleibendes Gut des deutschen Hauses zu werden.

Nicht umsonst hat der ehrwürdige Pastor Müllensiefen dem Buch und der Verfasserin in einem Vorwort ein freundliches und ehrendes Geleite gegeben. Die Schrift bietet Beherzigenswertes für jedes Haus, für die Frau wie für den Herrn des Hauses, für die Familie wie für den Einzelnen. Alles, auch das Praktische, wird unter ethische und religiöse Gesichtspunkte gestellt, das „Wirtschaftsbuch der Hausfrau," die „Sparsamkeit" und der „Nimbus des Hausputzes" nicht minder als „Sitte und Unsitte," „Geselligkeit," „Wahrheit und Lüge." Wir rechnen es der Verfasserin besonders hoch an, daß sie ihren Ratgeber für jedes deutsche Haus passend geschrieben hat, daß ihre christliche Gesinnung nur die Grundlage bildet für Gedanken, welche auch ohne sie Geltung haben, erst durch sie aber Sicherheit und Vollendung erhalten. Forderungen und Wünsche des Buches sind durchweg gesund, kaum irgendwo ängstlich oder zu hoch. Die hie und da zu einer kleinen Novelle ausgesponnenen Beispiele würden zuweilen, so die in der Grundlage beherzigenswerte Geschichte vom „Schmollen" und was dabei herauskommt, durch weniger Drastik und mehr Motivirung an Feinheit gewinnen.

Besonders geraten sind die Partien über Sitte und Takt. Die Verfasserin ist offenbar mit beiden vertraut und hat sich einen weiten Blick in diesen kleinen und doch oft wichtigen Dingen erworben durch Umschau in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft und zumeist in ihren wirklich besten Kreisen. Aus den Bemerkungen über „fremde Wörter" könnte auch mancher germanistisch Geschulte lernen. Wir unterschreiben diese Polemik gegen übertriebenen Purismus durchweg. Bei den „fremden Sitten" möchte ich doch, und zwar ganz unabhängig von den Engländern, für die Gabel ohne Messer beim Fischessen eine Lanze brechen. Zerschneiden des Fisches ist unästhetisch, wie wir aus dem gleichen Grunde das Tischbrot nicht schneiden.

Manche leise Bemerkung der Verfasserin wirft einen Blick in ein anscheinend vielbewegtes Leben, den außer dem etwa Kundigen nur zwischen den Zeilen der Leser wahrzunehmen glaubt. Neben den einfachen Ratschlägen scheint manche ernste Erinnerung wiederzuklingen. Ueber allem aber liegt als abschließendes ausgebreitet das sich wohlthuend mitteilende Gefühl versöhnenden Friedens.

Wir wissen, daß die Verfasserin der auch in diesen Blättern wohlbekannten jetzt heimgegangenen Charlotte Duncker befreundet war, der sie, wenn wir nicht irren, auch schriftstellerisch ein Gedächtniszeichen zu widmen gedachte. Sie würde sich wohl, wenn ein Verhältnis bestimmt werden sollte, dank-

bar als Schülerin der Verstorbenen bekennen und würde eine in der That nicht zutreffende Vergleichung mit der gelehrten und geistreichen Freundin bescheiden ablehnen. Der diese Zeilen Schreibende ist beiden durch vieles persönliche Gute zu währendem Danke verbunden, in der nicht vergänglichen Gemeinschaft auch noch jetzt der Vollendeten unter ihnen. Er spricht trotz jenes zu erwartenden Widerspruches beiden eine gewisse Verwandtschaft zu und nicht nur diejenige der gemeinsamen christlichen Ueberzeugung. Gemeinsam ist im besondern beiden das für den nur Lesenden anscheinend unnahbar Geschlossene und Sichere, der tiefe sittliche Ernst, in solcher Energie und namentlich mit solcher Konsequenz, die mitunter fast erschreckend wirkt, bei Frauen selten.

Je nach ihrer verschiedenen Individualität verwerten beide das gemeinsame Gut in sehr abweichender Art auf auseinanderliegendem Gebiete. Charlotte Duncker dachte und schrieb in größerem Stile, obgleich sie eine Anweisung für den weiblichen Handfertigkeitsunterricht drucken ließ, wie die Verfasserin des „Allerlei" ein Kochbuch. Aber der eigentliche Gegenstand jener war der Mensch; sie ging von dem Aeußerlichen in die Tiefe; ihre Stärke war auf dem ethischen Gebiete. Sie konnte das Menschliche darstellen, ob auch den Menschen, wissen wir nicht. Vor allem Novellistischen hütete sie sich, so viel uns bekannt, und in der Praxis beurteilte sie die Menschen vielfach unrichtig, soviel wir erfahren haben zumeist das Gute überschätzend. Freiheit und Ueberlegenheit bekundete sie, indem sie, ganz besonders für den, der sie selbst las und nicht nur ihr Geschriebenes, wie die Welt so auch ihre eignen Leistungen nicht ohne Humor betrachtete.

Die Verfasserin von „Allerlei fürs Haus" begnügt sich mit Kleinmalerei, darin treu und gewissenhaft bis ins Minutiöse, unerschütterlich ernsthaft auch gegenüber der Handhabung von Gabel und Messer und dem Geschmacke der Mode. Sie ist auf ihrem Gebiete den nicht schlechtesten unter den holländischen Malern von Stilleben an die Seite zu stellen. Zuweilen möchte sie übergreifen in das Genre etwa des Terborg mit seinen Menschen vornehmer Kleidung und Haltung in einer anmutigen Situation, die es nahe legt, einen kleinen Roman zur Deutung auszudenken. Das aber ist nicht das eigentliche Gebiet der Verfasserin. Ihre Figuren — wir denken zugleich an einzelne ihrer um der guten Tendenz willen für die weibliche Jugend nicht ungeeigneten Novellen — möchten als Typen angehen, obgleich sie etwas schematisch sind; aber wenn sie sich bewegen sollen, so fällt es leicht steif aus, und man begreift nicht immer, wie dabei herauskommen soll, was der Titel des Bildes anzeigt. Wohl aber ist in diesem „Allerlei" gelungen die Schilderung dessen, was sich um den Menschen und nicht minder, was sich an ihm findet, wir meinen nicht nur das Kostüm im weitesten Sinne des Wortes, sondern auch was von innen nach außen tritt, aber eben nur dieses, nicht das Innere für sich und nicht die Vereinigung des Einzelnen zum Gesamtbilde.

In diesem übertragenen und erweiterten Sinne die Bezeichnung als „Stilleben" verstanden, halten wir dieses für die der Verfasserin bestimmte Sphäre und wünschen, daß sie aus ihr noch manche Gabe uns biete. Bei dem Schriftsteller wie bei dem Maler kann sich hier nicht minder als in den Leistungen großen Stils bekunden Kunst, Geschmack und Gedanke.

W v B

---

## Erlaubte Gottesdienststörung nach der Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts

Im Sommer 1890 wurde der Bürgermeister Johann Jakob Vollmer von Neuenweg in Baden (580 Einw., 21½ Km. von Schönau) wegen Störung des Gottesdienstes angeklagt und von der Strafkammer in Freiburg verurteilt. Der Angeklagte legte Revision ein und erlangte, als das Reichsgericht die Sache an die Strafkammer in Waldshut zurückverwies, von diesem ein freisprechendes Urteil. Die Staatsanwaltschaft legte hiergegen Revision ein, da sie die Rechtsauffassung des Gerichtes für irrig



hielt; das Reichsgericht hat jedoch die letztere und somit das (zweite) erstinstanzliche Erkenntnis bestätigt (Dez. 1890).*)

Wir haben kurz dieses Falles schon gedacht (1890, Sp. 783). Wenn wir heute darauf zurückkommen, so geschieht es, um auch unserseits gegen eine Rechtsprechung Protest zu erheben, wie sie in dem Erkenntnis des Reichsgerichts, soweit es durch Veröffentlichungen bekannt geworden, hervortritt. Pfarrer Marquart hat in einer Bußpredigt Ausdrücke gebraucht, die dem Bürgermeister beleidigend erschienen — dieser rief dem Prediger darauf „Ruhe" zu und „verließ das Lokal." Nun hat das Reichsgericht in dieser Unterbrechung des Gottesdienstes keine Störung im Sinne des § 167 erblickt, sondern erklärt, der Angeklagte habe in „Notwehr" gehandelt und das auf sehr eingehende Weise zu begründen versucht. (Nebenbei bemerkt, ist dieser Gedanke der „Notwehr" erst ganz zufällig aufgetaucht, und der Angeklagte hatte noch in Freiburg erklärt, daß er die fragliche Aeußerung gar nicht auf sich bezogen habe!) Die Entscheidung des Reichsgerichts ist, wie dies schon in verschiedenen, auch nichtkirchlichen Blättern (z. B. Kons. Monatschrift S. 208) bemerkt worden ist, eine grobe Verletzung des Rechtsgefühls, und wir bedauern, offen gesagt, daß der höchste Gerichtshof des deutschen Reiches sich zu einer solchen Entscheidung verleiten lassen konnte. Denn daß diese eine „gesuchte," eine juristische Spitzfindigkeit ist, bezweifelt niemand. Es ist daher erklärlich, daß von verschiedenen Seiten (so in der Evang.-Luther. Kirchenzeitung Nr. 7) gesagt wird: wenn eine solche Entscheidung begründet wäre, so müßte eine Aenderung der Gesetzgebung erfolgen. Dieses scheint uns unnötig, da jenes unsers Erachtens nicht der Fall ist. Damit sich unsre Leser davon überzeugen, müssen wir ihnen die betreffenden Stellen des Strafgesetzbuches anführen.

Bestraft wird nach § 167, „wer in einer Kirche durch Erregung von Lärm oder Unordnung den Gottesdienst ꝛc. vorsätzlich stört." Durch diese Bestimmung ist, wie das Reichsgericht selbst (durch Entscheidung vom 17. 1. 84) anerkannt hat, die Gemeinde in ihrer Gesamtheit geschützt, und es kann einem Zweifel nicht unterworfen sein, daß alle Erfordernisse des Thatbestandes dieses Vergehens von dem Bürgermeister erfüllt sind. Eine Freisprechung konnte also nur darauf begründet werden, daß ein besondrer Strafausschließungsgrund vorläge, und als solcher ist der der „Notwehr" herbeigezogen. Nach § 53 ist nämlich „eine strafbare Handlung nicht vorhanden, wenn die Handlung durch Notwehr geboten war. Notwehr aber ist [nach dem Gesetze] diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem andern abzuwenden."

Diese Begriffsbestimmung, die schon zu manchen recht anfechtbaren Entscheidungen des Reichsgerichts Veranlassung gegeben hat, wollen wir zunächst durchaus in dessen Sinne betrachten. Danach liegt der Hauptnachdruck auf den Worten „rechtswidriger Angriff," und als ein solcher wird die Rede des Pfarrers bezeichnet. Schon das ist höchst zweifelhaft. Denn der Pfarrer handelt in Ausübung seines Berufes, und es ist doch ein bedenklicher Rechtszustand, wenn jeder Hörer das Recht haben soll, ein Störer zu sein, sobald er sich getroffen fühlt. Ueberdies muß man die Zustände jener Gemeinde in Erwägung ziehen; diese sind freilich derart, daß der Bürgermeister wohl auch sonst oft auf Freisprechung bei unsern Gerichten rechnen kann — er ist nämlich häufig betrunken. Man erwäge, daß an den Pfarrer das Ansinnen gestellt wurde, er solle gestatten, daß Brautleute ihr Kind vor dem Hochzeitszuge hertragen lassen dürften und daß er gleichzeitig taufen und die Ehe einsegnen solle; man erwäge, daß ein Freund des Bürgermeisters als Zeuge aussagte, „er habe die Predigten immer sehr scharf gefunden", daß dieser Zeuge aber wenige Tage darauf wegen Ver-

*) Dies kurz und zuverlässig der Thatbestand, wie gegenüber den auffällig unsichern und abweichenden Darstellungen des Falls in den Blättern nicht überflüssig ist zu bemerken. Dem badischen Oberkirchenrat sind die umfangreichen Gerichtsakten erst jüngst zugegangen; die Veröffentlichung des gesamten Materials wird in einer badischen juristischen Zeitschrift erfolgen. Wir werden, wenn es vorliegt, auf die Sache noch einmal zurückkommen.

D H

führung einer Schülerin verfolgt wurde, Frau und Kinder im Stich ließ und nach Amerika floh u. s. w. u. s. w. Was ist wohl schädlicher, daß alles dies die Schulkinder mit ansehen und auf den Gassen erzählen, oder daß gegen solche Verderbnis ein ernstes, kräftiges Wort gesprochen werde. Jedenfalls meinen wir, daß nicht der Einzelne zu entscheiden hat, ob der Pfarrer „rechtswidrig" gehandelt hat; — glaubte sich jemand getroffen, nun, so hatte er zwei Wege, den der Beschwerde an die Kirchenbehörde und die Beleidigungsklage vor Gericht.*)

Auch hätte ein einfaches Verlassen der Kirche ihm nimmermehr eine Anklage nach § 167 zuziehen können. Alles Weitere aber war Selbsthilfe, die unser geordnetes Rechtsleben nicht zuläßt. Das hätte doch das Reichsgericht wahrlich wissen müssen. Wie seltsam muß unsre Justiz dem unbefangenen Manne erscheinen, wenn er diesen Fall vergleicht mit einem andern, da ein Bürgermeister in einer offenbaren Rechtswidrigkeit (sie ist vom preußischen Oberverwaltungsgericht als solche anerkannt) einem Pfarrer das Wort entzog und eine Versammlung in der Kirche auflöste! Notwehr hätte z. B. vorgelegen, wenn damals der Pfarrer den betreffenden Bürgermeister zurückgestoßen und dieser etwa auf den Stufen des Altars das Genick gebrochen hätte. Wir möchten wohl wissen, ob das Reichsgericht dann gerechter erkannt hätte. Im vorliegenden Falle aber kann von Notwehr darum nicht die Rede sein, weil es eben Wehr ohne Not war. Und darum möchten wir die Aufmerksamkeit auf zwei Worte des § 53 lenken, die bei der Auslegung und Entscheidung nie genügend beachtet werden: geboten und erforderlich! Die Handlung muß durch Notwehr „geboten," die Verteidigung „erforderlich" sein — daß hier beides nicht zutrifft, liegt auf der Hand, darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Allgemeine Regeln lassen sich darüber nicht aufstellen. Nur so viel ist in der Praxis anerkannt, daß zwar niemand zur Flucht genötigt ist, aber doch nicht gleich, wenn er anders jenen vermeintlichen Beleidigungen entgehen konnte, ein so schweres Vergehen, wie Gottesdienststörung, zu verüben brauchte: bei allen Notwehrprozessen handelt es sich praktisch um die Beantwortung der Frage: Was konnte der Angegriffene anders thun? handelt es sich um das Maß der rechten Selbstverteidigung! (Moderamen inculpatae tutelae nannte man früher die Notwehr.) Uebrigens müssen wir, wenn man einmal von Notwehr spricht, dem Kritiker Recht geben, welcher sagte, der Bürgermeister hätte, um wirklich sich gegen weitere „Beleidigungen" zu wehren, auf die Kanzel springen und den Pastor würgen sollen — was würde das Reichsgericht zu dieser „Notwehr" sagen?

Summa: aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Auslegung des Reichsgerichts sich auch „juristisch" nicht rechtfertigen läßt. Sie ist gekünstelt, geschraubt, gedrechselt, und weite Kreise werden wiederum berechtigten Grund haben, gegen die Juristen zu eifern, und sich beklagen, daß der evangelische Geistliche nicht genügenden Schutz finde. Warum hat man sich damals, als der Anfangspunkt von Prozessen der war, daß einem evangelischen Geistlichen von römischen Katholiken das Haus zur Fronleichnamsprozession geschmückt wurde, nicht auch so herausgewunden, wie hier? Wir bedauern als Juristen eine solche Rechtsprechung aufrichtig, da sie eben zunächst dahin führt, daß — wie Bähr neulich bei andrer Gelegenheit sagte — die Rechtswissenschaft aus einer Wissenschaft zweiten zu einer dritten Ranges wird; wir wünschen statt solcher Spitzfindigkeiten lieber eine die realen Verhältnisse richtig würdigende jurisprudentia, d. h. nicht nur humanarum, sondern auch divinarum rerum scientia!

Dem Geistlichen aber werden unwillkürlich die nicht gerade liebenswürdigen Aussprüche Luthers über die Juristen (z. B. in „Von der weltlichen Obrigkeit" u. a. a. O.) in den Sinn kommen.

In nichtkirchlichen Kreisen jedoch kann eine solche Rechtsprechung höchst verderblich wirken. Denn was einem Bürgermeister-Trunkenbold recht ist, ist einem Staatsbürger-Landstreicher billig, da vor Gott und Gericht alle Menschen gleich sind, und erstaunlich wäre es nicht, wenn irgendwo bedenkliche Konsequenzen aus dem Erkenntnisse des Reichsgerichts gezogen würden. Die Gerechtigkeit hätte erfordert, nicht nur an den beleidigten Bürgermeister, sondern auch an den gestörten Gottesdienst, an den Kirchenfrieden zu denken, um so mehr, als das positive Recht nur die oben erwähnten Mittel (Klage, Beschwerde) gestattete, nicht aber das, was das Reichsgericht in diesem Erkenntnisse „Notwehr" nennt, gebot! Für die Gemeinde Neuenweg aber ist solch Erkenntnis natürlich ein Triumph: das Ziel ist erreicht, daß der Pfarrer, in dem man das schlagende Gewissen des Dörfleins fühlte, entfernt ist. Denn seinem Wunsche, versetzt zu werden, hat die oberste Kirchenbehörde, die keinen Grund zur Mißbilligung hatte, gern entsprochen, und der Herr Bürgermeister hat obendrein Recht bekommen! — Das Reichsgericht, und das muß jeder deutsche Jurist bedauern, hat den Beifall eines anmaßenden, oft betrunkenen Bürgermeisters und seiner ihm eng verbundenen Genossen gefunden und, anstatt die berechtigte Entrüstung eines in schwieriger Stellung befindlichen Pfarrers — in Kreisen badischer Geistlichen weiß man das genauer! — anzuerkennen, einer verkommenen Bevölkerung, deren Laster wahrlich ernsteste Rüge verdienten, gewissermaßen noch einen Freibrief für Gottesdienststörungen ausgestellt, damit ja kein Pfarrer wieder wage, das Laster beim rechten Namen zu nennen, wenn der Herr Bürgermeister dabei in Betracht kommt. Respekt vor diesem, ihr Pfarrer! Man vergegenwärtige sich nun überall und ernstlich, welche Rechte danach dem Pfarrer, dem gebildeten Manne, und welche dem Ortsschultheißen in Dörfern von noch nicht 600 Einwohnern zustehen! v K

*) Dieser könnte allerdings trotz der Note 1 v. Hinschius, Bd. IV, S. 477 nach Ansicht der hervorragendsten Kriminalisten der Einwand des § 193 des R.-Str.-G. entgegengestellt werden, da auch kirchenrechtlich das Strafamt des Geistlichen anerkannt ist. Vgl. z. B. Jes. 56, 10; 58; Hes. 22, 1; 1. Tim. 5, 20; 2. Tim. 2, 25; Tit. 1, 9; 2, 15. Carpzow, Jurispr. eccl. I, 65.



## Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen*)

Es ist gewiß ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit, wenn selbst die Juristen, diese geborenen Verfechter des Individualismus, unter die Sozialisten gehen, wenn ein Professor der Rechte an der Universität Wien eine Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs vom Standpunkte der besitzlosen Klassen aus schreibt.

Wir begrüßen diese neue Erscheinung insofern mit Freuden, als der soziale Gesichtspunkt, die Anerkennung der Pflicht der staatlichen Fürsorge für die untern Klassen, bisher, wie in unserm Privatrecht überhaupt, so namentlich in dem hier kritisirten Entwurf noch in keiner Weise zur Geltung gekommen ist. Freilich ist der Sozialismus des Verfassers nicht der, den die Freunde dieses Blattes bekennen, nicht der Sozialismus des praktischen Christentums, der in menschlicher und christlicher Liebe zu den Armen die Pflicht anerkennt, für deren Rechte und Interessen einzutreten, — es ist vielmehr ein bedenklich sozialdemokratisch angehauchter Sozialismus, dem Rechtsfragen nur Machtfragen sind, und der daher vorzugsweise in der heutigen Macht der besitzlosen Klassen den bestimmenden Grund sieht, um ihren Beschwerden abzuhelfen.

In echt sozialdemokratischer Weise konstruirt sich der Verfasser zwei schroff getrennte Klassen des Volkes — die Besitzenden, eine egoistische und ungerechte kleine Minorität, und die Besitzlosen, die die ungeheure Mehrheit bilden, aber trotzdem bis heute schmählich unterdrückt sind —, während doch in Wirklichkeit im größeren Teile von Deutschland die Massen auf dem Lande und in den kleinern Städten zwar in dürftiger Lage, aber keineswegs besitzlos sind und eine sehr große Zahl zwischen arm und reich in der Mitte steht. Die unbestreitbare Thatsache, daß unser geltendes bürgerliches Recht, und mit ihm der neue Entwurf, vorzugsweise die Interessen der Besitzenden im Auge hat, wird von ihm so gedeutet, als sei

*) Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Eine Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich von Dr. Anton Menger, Professor der Rechte an der Universität Wien. Tübingen 1890, H. Laupp. 2 Mark.

es mit Absicht und Bewußtsein auf die Ausbeutung und Unterdrückung der untern Stände bedacht, während in Wahrheit eine derartige Absicht unsern gesetzgebenden Faktoren regelmäßig völlig fern gelegen und nur das Fehlen eines Pflichtgefühls der Gesamtheit gegenüber den wirtschaftlich Schwachen vielfach zu unbewußter Ungerechtigkeit verleitet hat. Auch läßt der Verfasser mehrfach durchblicken, daß die allmähliche Abschwächung und schließliche Abschaffung des Privateigentums das endliche Ziel der Rechtsentwicklung sein müsse. Dieser durchaus abzuweisende Ausgangspunkt des Verfassers hindert aber nicht, daß in seiner Kritik sowohl wie in seinen positiven Vorschlägen sich viel Beachtenswertes findet; die Lektüre des — nicht zu weitläufig und auch für Nichtjuristen verständlich geschriebenen — Schriftchens ist daher allen zu empfehlen, die über die wichtigsten Gebiete der sozialen Reformbestrebungen sich zu unterrichten wünschen.

Unzweifelhaft richtig ist namentlich der oft wiederkehrende Gedanke des Verfassers, daß, während das heutige Privatrecht sich vorzugsweise nur mit dem Vermögen der Einzelnen beschäftigt, künftig Leben, Gesundheit, Arbeitsfähigkeit, Ehre und Sittlichkeit — also die höchsten Güter, die auch der Vermögenslose besitzt — in ganz anderm Maße als bisher rechtlich geschützt werden müssen. Die wichtigste Anwendung findet diese Forderung auf den Dienstvertrag. Der Entwurf verpflichtet — im Einklang mit dem bestehenden Recht — den Dienstherrn ausschließlich, dem Dienstverpflichteten die vereinbarte Vergütung zu entrichten; der Verfasser verlangt dagegen, derselbe solle außerdem für verpflichtet erklärt werden, so weit es von ihm abhängt, Sorge zu tragen, daß im Dienstverhältnis das Leben, der Körper, die Gesundheit, die Arbeitskraft, die Ehre und die Sittlichkeit des Arbeiters nicht verletzt werde; die Verletzung dieser Verpflichtung soll den Dienstherrn schadensersatzpflichtig machen, und ihr Ausschluß durch Vertrag soll rechtsunwirksam sein. Es würde durch eine solche Bestimmung das Prinzip, auf dem die Arbeiterschutzbestimmungen der Gewerbeordnung beruhen, die im wesentlichen nur den Fabrikarbeitern zu gute kommen, auf alle im Dienst andrer Arbeitenden ausgedehnt werden; damit wären zahlreiche Kategorien von Arbeitern und Arbeiterinnen (Hausgesinde, ländliche Arbeiter, Handwerksgesellen, Handelsgehilfen), die bisher keinen andern Schutz hatten als die für den Armen so oft illusorische Kündigungsbefugnis, in ihren wesentlichsten Interessen durch den Staat gegen Unterdrückung geschützt, und es ist nicht zu leugnen, daß dies eine ganz unabweisbare Forderung des Rechts und der Billigkeit ist.

Dieser gut begründete und durchgeführte Vorschlag allein würde der Schrift Mengers praktischen Wert verleihen; sie enthält aber außerdem namentlich auf dem Gebiete des Familienrechts noch eine Reihe guter Gedanken. So namentlich die Forderung, daß die staatliche Obervormundschaft sich nicht wie bisher vorzugsweise auf die Fürsorge für das Vermögen des Mündels beschränken, sondern auch bezüglich der regelmäßig — namentlich für die untern Klassen — wichtigern höchstpersönlichen Rechte des Mündels, namentlich ihrer Dienstverhältnisse, den Vormund beaufsichtigen solle; ferner eine bittere aber gerechte Kritik des durch den Entwurf — wieder im Einklang mit den verschiedenen in Deutschland jetzt herrschenden Rechtssystemen — den Opfern der Verführung und den unehelichen Kindern angethanen Unrechts, und Vorschläge zur Abhilfe. Auch das Verlangen einer unentgeltlichen Beratung und Belehrung des kleinen Mannes über seine Rechtsverhältnisse durch vom Staate dafür angestellte Organe ist sicherlich gerechtfertigt, wenn auch nicht leicht durchführbar. Die Forderung, daß die Wohnungsvermieter für den durch ungesunde Wohnungen ihren Mietern an Leben und Gesundheit zugefügten Schaden haftbar erklärt werden sollen, unter Ausschluß gegenteiliger Vereinbarungen, ist im Prinzip gewiß gleichfalls gerechtfertigt; praktisch würde sich allerdings eine solche Bestimmung nur da durchführen lassen, wo eine hinreichende Zahl gesunder Wohnungen vorhanden wäre, da andernfalls die durch die Bestimmung mittelbar herbeigeführte Schließung vieler bestehenden Wohnungen die schlimmste Wohnungsnot herbeiführen könnte; es würde also



hier ein längerer Uebergangszustand vor Einführung der verlangten Haftung eintreten müssen.

Entschieden widersprechen müssen wir dem Verfasser nur in seinen Ausführungen über das Erbrecht. Wenn er nicht nur die Fideikommisse des Adels, sondern auch das Stammgut und Anerbenrecht im Bauernstande grundsätzlich verwirft, so führt ihn hier sein demokratischer Standpunkt dazu, die Forderungen der Gerechtigkeit und der allgemeinen Gleichheit zu verwechseln. Thatsächlich ist im größern Teile Deutschlands das wirtschaftliche und soziale Gedeihen des Landmannes davon abhängig, daß die Bauerngüter eine bestimmte Minimalgröße und Abrundung behalten, und Gott lob! wird eine zur Erreichung dieses Zweckes eintretende Ungleichheit bei der Erbteilung noch in weiten Kreisen unsers Volkes nicht als Ungerechtigkeit empfunden, sondern als ein ganz natürliches Opfer, das der Einzelne der Familie, dem Hofe und der Gesamtheit zu bringen hat.

Der scharfe und bittere Ton, in dem die ganze Schrift gehalten ist, berührt nicht angenehm, ist aber deshalb milder zu beurteilen, weil die Thatsache, daß ein im Jahre 1888 beendigter Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland den sozialen Gedanken völlig ignorirt, in der That ein so betrübender und beschämender ist, daß einige Bitterkeit darüber begreiflich erscheint. Und in sachlicher Beziehung bringt der Verfasser, wie schon gesagt, viel Gutes und Brauchbares; wir hoffen daher, daß zu seinen Lesern vor allem die Mitglieder der zur Umarbeitung des Entwurfs demnächst zusammentretenden Kommission gehören mögen, damit das künftige bürgerliche Gesetzbuch, anstatt zur weitern Entfremdung der verschiedenen Volksklassen von einander beizutragen, ein wichtiger Baustein im Gebäude der sozialen Reform werde.

F v O

---

## Zur Gemeindereform

### 2. Ein neuer Mitstreiter

Es ist verwunderlich, daß bei dem vorhandenen Interesse an der Gemeindereform die Schrift des Pastors Hildebrandt bisher nicht mehr Aufsehen gemacht hat.*) Wenn sie ganz ausdrücklich von und für Magdeburg reden will, so gereicht ihr das nicht zum Nachteil, sondern macht recht eigentlich ihren Wert aus. Denn Allgemeines ist schon genug zur Sache gesagt worden, jetzt wollen wir lernen, wie unter besondern Verhältnissen die besondre Arbeit gethan worden ist und gethan werden soll.

Wir haben es seiner Zeit lebhaft begrüßt, als von Soden die Forderung der Gemeindereform auf Berlin anwandte. Die kirchlichen Zustände Magdeburgs fordern nicht weniger dazu heraus. Es ist bekannt, daß die durch das Zivilstandsgesetz hereinbrechende Offenbarung vorhandner Schäden gerade in Magdeburg ein erschreckendes Bild zeigte. Noch heute bleibt dort in einzelnen Gemeinden die Hälfte der eheschließenden Paare ungetraut, sterben 139 von 332 begrabenen Kindern ungetauft.**) Das war vor 1876 nicht möglich; dagegen ist es auch vor 1876 möglich gewesen, daß von 450 Gemeindegliedern nur etwa 80 kirchlich beerdigt worden sind! Die Seelenzahl der Magdeburger Kirchgemeinden reicht zwar an Berliner Größenverhältnisse nicht heran, aber zweimal 20000, einmal 27000, 28000, 35000 Seelen — das sind böse Ziffern. Die Gemeinde des Verfassers, St. Jakobi, zählt 12300.

Bei diesen äußeren Thatsachen hält sich der Verfasser nicht lange auf; tiefer führen seine Klagen über den Mangel an kirchlichem Verständnis, wie er bei den kirchlichen Wahlen, in der Vermischung der kirchlichen Interessen mit denen der Bürgerschaft, in der Verwechslung von Humanität und Christlich, in der Stellung zur Sonntagsfrage, zum Katholizismus, zur Kirchen-

*) Was thut den evangelischen Gemeinden Magdeburgs not? Ein offenes Wort an die berufenen Vertreter und an die Mitglieder der Gemeinden Magdeburgs von Hildebrandt, Pastor an St. Jakobi. Halle, Strien. 74 S. 1 Mk.

**) Zu einem günstigern Ergebnis kommt Pastor Riemann in seiner unten anzuführenden Schrift S. 13, indem er einige beachtenswerte Erwägungen anstellt; aber was soll es zur Sache, wenn er angesichts der 61 ungetauft verstorbenen Kinder in seiner Gemeinde fragt: „Gehen ungetauft sterbende Kinder etwa ewig verloren?“

steuer, zur Armenpflege u. s. w. zu Tage tritt. Aus alle dem ergiebt sich die Forderung:

Die christliche Gemeinde muß sich gegenüber der Verschwommenheit, der alles Humane, Volkstümliche, Bürgerliche u. s. w. ohne weiteres als das Christliche gilt, nach dem Urbild, welches ihr im Neuen Testament und in der ersten christlichen Gemeinde vor Augen gestellt ist, auf ihre spezifische christliche Eigenart und Besonderheit besinnen, darin erfassen und thatkräftig leben — nur so wird sie am besten und segensreichsten der Bürgerschaft, der Stadt, dem Volke und dem Reiche Gottes auf Erden dienen. (S. 22)

Dazu ist aber nötig, daß gebrochen werde mit der landläufigen Ansicht von der Kirche. Diese kennzeichnet der Verfasser — und wer fühlte nicht die Lebenswahrheit seines Schattenrisses — wie folgt:

In der Kirche ist Gottes Wort zu verkündigen. Die dreizehnjährige Jugend wird insgesamt, ohne gefragt zu werden, vor der Konfirmation unterrichtet, so weit das bei der Altersstufe und in einem Jahre möglich ist; später kommt noch in die Kirche wer will, um die Predigt zu hören. Mit denen, welche das dann nicht mehr wollen, ist eben nichts anzufangen; es giebt keinen Zwang. Kirchliche Trauung und Begleitung beim Begräbnis und sonstige geistliche Amtshandlungen begehrt wer will — nota bene: auch der kann das thun oder lassen, der doch der christlichen Gemeinde angehört.

Das ist im wesentlichen die alte Pastorenkirche, ob ihr auch durch die neue Verfassung ein Gemeindemantel umgehängt ist. Die Kirche besteht darnach aus dem Pastor, einigen Kirchenbeamten, dem kirchlichen Gebäude und den gelegentlichen Zuhörern, deren Zahl hier zwischen 10 und 300 zur gewöhnlichen Zeit schwanken mag. (S. 23.) U. s. w.

Die Einzelgemeinde und ihr Leben ist bei dieser Anschauung nicht nötig noch möglich. (S. 23)

Es ist ganz klar, von einer Kirche, welche nur zu reden versteht, kein rechtes Leben, keine That, keine Liebe, keine Gemeinschaft aufweist, wendet man sich gelangweilt und verächtlich ab: sie hat sich selbst das Urteil gesprochen. Vereintes Thun ist nötig; also muß man sich überhaupt erst einmal wieder vereinigen zu einer wirklichen Gemeinschaft. (S. 25)

So giebt auch Hildebrandt die Losung aus: Seelsorge der Gemeindeglieder aneinander! Gewiß, sagt er, ist der Prediger der berufne Seelsorger in der Gemeinde; auch bleibt das richtig, daß jeder sein eigner Seelsorger ist. Aber „die Gemeinde," die organisirte Gemeinde, „ist der dritte Faktor in der Seelsorge der Christenheit."

Es ist unmöglich, von der Fülle der bis ins Kleine gehenden und doch immer auf der Höhe großer Gesichtspunkte sich haltenden Beobachtungen und Forderungen Hildebrandts in diesen Spalten einen erschöpfenden Bericht zu geben. Wir wollen ja nur Leser für seine Schrift gewinnen, andern die Anregung vermitteln, die wir daraus genommen haben. Hildebrandt läßt für die Durchführung seiner Forderungen viel Freiheit, ich habe den Eindruck, mehr Freiheit als Sulze. Sehr interessant sind seine Ansichten über innere Mission (Stadtmission), über Diakonen als Berufsarbeiter (S. 56), über das Einpfarrersystem. Es versteht sich, daß er für Magdeburg kleinere und übersehbare Gemeinden fordert (Kap. 4); diese Forderung erhält aber ihr gesundes Gegengewicht in dem andern Satz: „Die Einzelgemeinden müssen unter einander mehr Zusammenhang haben. Magdeburg muß sich als ein kirchliches Ganze fühlen" (Kap. 5).

In den Anhang hat Hildebrandt die unerläßliche Auskunft auf die Frage verwiesen, was denn nun in seiner Jakobigemeinde für deren innere Belebung geschehen sei. Wir sehen da die Anfänge eines wirklichen Gemeindelebens hoffnungsvoll emporblühen. Im Rahmen der Gemeinde, als deren eigene, lebendige Glieder, einige der Konzentration ebenso wie der Ausdehnung und Gliederung fähige Vereine: vor allem ein Männergemeindeverein, aus einem Collegium biblicum, dem Kirchenrat und der Gemeindevertretung herausgewachsen, mit Kommissionen, die die Tauf- und Traufäumigen besuchen, das Interesse für die Heidenmission stärken, die Jugendvereine pflegen, Kolportage treiben. Daneben ein Frauenverein für Kranken- und Armenpflege, die Arbeit der Diakonissin unterstützend und ergänzend. Ferner ein Gemeindegesangverein. Der Jugend wird in Kindergottesdiensten, in zwei stufenweise sich folgenden Vereinen für konfirmirte Knaben, zwei gleichen für die konfirmirten Mädchen gewartet. Das alles „aus den Notständen einer großstädtischen Gemeinde nach und nach entstanden wie von selbst," nicht ein Stück „innere Mission" neben der Gemeinde, sondern Glied am Organismus. Der Beschluß, für alle diese Thätigkeiten ein Gemeindeheim zu schaffen, ist bereits gefaßt, aber leider vom Konsistorium, das zunächst die Anstellung eines dritten



Geistlichen verlangt, nicht genehmigt worden. Die Notwendigkeit eines solchen Gemeindehauses für jede geordnete Gemeinde hat sich auch mir, von anderen Erfahrungen her, immer lebhafter aufgedrängt.

Noch sei der monatlichen „St. Jakobi-Gemeindeberichte" gedacht, eines Blättchens von geringem Umfang, das mir aber fast noch mehr gefallen hat trotz und in seiner Einfachheit, als die ganze Broschüre. Bei der Leichtigkeit, mit der ein solches Blatt heutzutage zu machen ist, und bei der leider noch immer zunehmenden Bedeutung der Zeitungs- und Flugschriftenlitteratur in unserm Volk bietet sich dieser Weg zur Gewinnung, Bewahrung und Belebung der Einzelgemeinde als ein durchaus gewiesener dar. Freilich wird, wer Gemeindeeinrichtungen wie Pastor Hildebrandt etwa noch gar nicht hat, diesen Mangel beim Schreiben seines Blättchens am meisten fühlen. Aber das wäre auch heilsam.

Hildebrandts Schrift ist überaus frisch und aus dem Vollen geschrieben. Daß sie in Magdeburg nicht allen gefallen hat, ist begreiflich; aber der Lokalpatriotismus verliert sein Recht, wenn er solche Schriften unmöglich machen will. Daß die Magdeburgische Zeitung das Büchlein, immerhin bei seinem Erscheinen in weiten Kreisen der Stadt Tagesereignis, totgeschwiegen hat, ist nicht schön, aber recht bezeichnend. Daß unmittelbar nach ihrem Erscheinen ein andrer Magdeburger Pastor sich hinsetzte und „in drei Tagen, die auch sonst pflichtenreich genug waren" eine Gegenschrift*) ausarbeitete, „um den Angriffen schnell die Verteidigung folgen zu lassen," ist das Allerbetrübendste. Mußte das sein? Hatte das solche Eile? Konnte er nicht, was auch an weiteren Erörterungen nötig sein mochte, die Hildebrandtsche Schrift zunächst einmal ihre heilsame Wirkung thun lassen? Zu lernen ist aus der Gegenschrift für den Fernstehenden kaum etwas. Ihr wesentlicher Sinn ist, daß in Magdeburg Bürgerschaft, Pastoren, städtische und kirchliche Körperschaften, ihre Pflicht thun; trotzdem gesteht sie stillschweigend eine ganze Reihe der von Hildebrandt gekennzeichneten Schäden zu.

Immerhin, wenn Hildebrandt wenige Seiten seiner Schrift dazu verwendet hätte, kurz und ausdrücklich darzulegen, was in Magdeburg unter den bisherigen Umständen für das kirchliche und christliche Leben allenthalben geschieht, so würde auch der Schein der Ungerechtigkeit und Schwarzseherei vermieden und die Wirkung seines „offenen Wortes" nicht beeinträchtigt worden sein. Aber wir sind ihm auch so für dieses Wort dankbar. Denn soll etwas werden aus der religiösen Gemeindereform — und es ist die letzte Stunde — so müssen die vorhandnen Schäden fest ins Auge gefaßt, ernste Worte geredet und einschneidende Thaten gethan werden. Es ist nur verdienstlich, wenn so besonnene und herzhafte, glaubens- und schaffensfrohe Geistliche wie Hildebrandt von ihren Erfahrungen und Ueberzeugungen frei herausreden. R

---

## Aus dem römischen Katechismus eines sogenannten Friedensbischofs

Es wird bei allen mit der Zeitgeschichte bekannten Evangelischen unvergessen bleiben, wie die „Hochwürdigsten Herren Erzbischöfe und Bischöfe, welche am 20. August 1889 in Fulda versammelt waren," mit der Miene gekränkter Unschuld in ihrem gemeinschaftlichen Hirtenbriefe darüber Klage führten, daß, „während unsre andersgläubigen Mitbürger im großen und ganzen zu dem [konfessionellen] Frieden mitwirkten und sich mit uns desselben freuten, in unerfreulichem Gegensatze dazu in gewissen Kreisen gegen die katholische Kirche eine organisirte und planmäßige Polemik, welche nur zu sehr geeignet ist, die Katholiken zu kränken, die Andersgläubigen aufzuregen,

*) Replik auf die Hildebrandtsche Broschüre. Was thut den evangelischen Gemeinden Magdeburgs „not?" Ein ebenso offenes Wort an die Mitglieder der Gemeinden Magdeburgs von Lic. Dr. Riemann, Prediger an St. Ulrich. Magdeburg, Heinrichshofen, 1890. 33 S.; 60 Pfge.

den religiösen Frieden aufs neue zu gefährden," begonnen habe.

Man wird nicht allzusehr fehlgreifen, wenn man als geistigen Urheber des so außerordentlich geschickt abgefaßten Hirtenbriefes von 1889, der wohl kaum ausschließlich katholische Leser im Auge hat, den Fürstbischof Georg Kopp von Breslau annimmt. Er beherrscht ja nicht nur den größten römischen Sprengel in Deutschland, der mit dem sogenannten Delegaturbezirk die drei Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern umfaßt; er ist auch zweifelsohne wie der einflußreichste so der geistig und politisch bedeutendste unter seinen Fuldaer Amtsgenossen. Keiner versteht auch, wie er, schöne und bei vielen Evangelischen überzeugend wirkende konfessionelle Friedensworte zu sprechen.

Aber was sollen wir über die Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit solcher Versicherungen des „Friedensbischofs" denken, wenn wir erfahren, daß er in demselben Jahre, da er seine Unterschrift unter den Fuldaer Hirtenbrief setzte, in seinem Sprengel einen neuen Katechismus zur Einführung brachte, der in seinem „kurzen Abriß der Religionsgeschichte" das Gehässigste zusammenträgt, was im Unterricht der staatlichen Volksschulen urteilsunfähigen Kindern über Luther und die Reformation beigebracht werden kann?*) Wir können uns nicht enthalten, die Hauptstellen hier wörtlich mitzuteilen. Neues ist zwar nichts darin, seit Janssens Geschichtsfälschung Gemeingut aller römischen Darstellung geworden ist. Aber neu und unglaublich mag es doch vielleicht manchem erscheinen, daß man es wagen darf, mit Genehmigung der paritätischen Regierung des größten protestantischen Staatswesens derartige Schmähungen Luthers und der evangelischen Kirche durch die Kinder der Volksschule weiter verbreiten zu lassen, während man in Fulda versichert, „daß die Katholiken sich niemals in religiöse Angelegenheiten [einer anderen Konfession] einmischen," und daß es darauf ankomme,

jene Gegensätze, die uns trennen, nicht durch Bitterkeiten oder gar durch Unwahrheiten zu verschärfen, sondern durch Verständigung und Wohlwollen zu mildern.

Der vorurteilslose Leser möge selbst entscheiden, inwieweit dies schöne Ziel durch folgende Darstellung der Entstehung der evangelischen Kirche auch nur erstrebt wird:**)

43. Martin Luther, Professor zu Wittenberg, ein Mann von heftiger Gemütsart, erklärte sich anfangs gegen den Mißbrauch, welchen Unbesonnene mit dem Ablaß trieben. (J. 1517.) Bald aber warf er sich eigenmächtig zu einem Reformator oder Kirchenverbesserer auf, zog gegen die geistlichen Obern, besonders gegen den Papst los, dessen oberhirtliche Macht er für Anmaßung und Tyrannei ausgab, die durch ihn ihr Ende finden sollte. Seinen verkehrten Ansichten gemäß verwarf er viele Glaubenslehren, welche die Kirche von Christus und den Aposteln empfangen hat. Er schaffte das heilige Meßopfer, das Fasten, Beichten, das Beten für die Verstorbenen und manche gottgefällige Uebungen ab, erklärte die guten Werke für unnütz und lehrte, daß der Glaube allein gerecht und selig mache. Außerdem öffnete er die Klöster, erlaubte Mönchen und Nonnen, sich zu verheiraten, sprach den Fürsten und Herren das Recht zu, die Stifts- und Klostergüter einzuziehen und nach Belieben zu verwenden. Endlich brach er das Gelübde der Keuschheit, welches er als Mönch und Priester feierlich abgelegt hatte, und nahm eine Nonne zum Weibe. Luther rühmte sich, daß er seine Lehre einzig aus der Bibel schöpfe; aber, durch falsche Auslegung derselben irre geleitet, verfiel er bald in die offenbarsten Widersprüche und Irrtümer. So behauptete er, der Mensch habe keinen freien Willen, folglich könne er weder die Gebote halten, noch das Böse meiden; die Sünde verdamme den Menschen nicht, wenn er nur fest glaube, u. s. w. Dessen ungeachtet gewann er in kurzer Zeit einen großen Anhang; denn der leichtsinnigen Volksklasse gefiel die bequeme, dem sinnlichen Menschen zusagende Lehre, und den habsüchtigen Großen kam die Aufhebung der Stifte und Klöster sehr gelegen. Dem Landgrafen von Hessen erlaubte er sogar, zu seiner noch lebenden Frau eine zweite zu nehmen.

*) Katholischer Katechismus für die Diözese Breslau und den Delegaturbezirk. Amtlich herausgegeben von dem fürstbischöflichen Ordinariate zu Breslau und im Selbstverlage desselben. Breslau, Druck von Robert Nischkowsky (ohne Jahrzahl). 125 und 34 Seiten.

**) A. a. O. S. 22/23 des „kurzen Abrisses der Religionsgeschichte." Daß derselbe ein wesentlicher Bestandteil des Katechismus ist, erhellt daraus, daß im Katechismus S. 30 bei Frage 180 ausdrücklich darauf verwiesen und, um jeden Zweifel zu beseitigen, am Schluß des Abrisses die „oberhirtliche Genehmigung" wiederholt wird. Der Sperrdruck rührt von uns her.



Auf dem eingeschlagenen Wege folgten Luther bald mehrere nach; ja diese gingen sogar noch weiter als er. Zwingli in der Schweiz leugnete die Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Altarsakramente. Calvin in Genf lehrte, Gott habe einen Teil der Menschen ohne ihre Schuld zur ewigen Verdammnis vorausbestimmt; deshalb verblende und verhärte er das Herz der Sünder. Die Wiedertäufer träumten von einem Reiche Christi auf Erden, in welchem kein Eigentum, kein Gesetz, keine Obrigkeit mehr sein solle. Was Luther noch in den Kirchen verschont hatte, wurde von Zwingli, Calvin und andern Sektirern vollends zerstört. Die Bildnisse des Gekreuzigten und der Heiligen, sowohl Gemälde als Statuen, Meisterwerke der Kunst, wurden zerhauen, Orgeln und Altäre zertrümmert, sogar Gräber wurden durchwühlt und die Gebeine der Heiligen mit Füßen getreten und verbrannt. Obgleich diese Kirchenverbesserer einander bekämpften und sich gegenseitig mit dem Fluche belegten, so griff doch die Lehre eines jeden gewaltig um sich. Um ihr vollends den Sieg zu verschaffen, wurden alle erdenklichen Mittel aufgeboten. Tausend und tausend Flugschriften verbreiteten die irrigen Grundsätze und zugleich die heftigsten Ausfälle und Verleumdungen gegen den Papst und die katholische Geistlichkeit. An manchen Orten fügte man zu all dem noch schreiende Gewaltthat und zwang durch Druck und Verfolgung zum Abfall vom heiligen katholischen Glauben.

Damit der Lehrer sich aber ja nicht etwa beikommen lasse, diese Darstellung etwa aus pädagogischen Gründen zu mildern, werden ihm hierzu unter dem Strich folgende Wiederholungsfragen vorgeschrieben:

43. Wer war der Urheber des Abfalls von der Kirche im sechzehnten Jahrhunderte? Womit hat er seinen Kampf gegen die Kirche angefangen? Blieb er hierbei stehen? Wie betrug er sich nun gegen den Papst? Welche Neuerungen führte er ein? Was gestattete er den Mönchen und Nonnen? Was den Fürsten und Herren? War sein Wandel auferbaulich? Lehrte er das reine Wort Gottes? Nenne mir einige Irrtümer. Welche Aufnahme fand seine Lehre bei dem Volke und bei den Großen? Wie erwies Luther sich willfährig gegen den Landgrafen von Hessen? Fand Luther auch Nachahmer? Wo und was lehrte Zwingli? Wo und was lehrte Calvin? Was wollten die Wiedertäufer? Wie hausten die Zwinglianer und die Calviner? Waren die verschiedenen Sekten damals unter sich einig? Welche Mittel wendeten sie an, um sich zu vergrößern?

Kann man es als friedenstiftend, kann man es als „auferbaulich," ja kann man es auch nur als pädagogisch anständig bezeichnen, wenn Schulkinder geflissentlich in Skandalgeschichten, die von Luther und seiner Zeit bei den Ultramontanen umgehen, hineingestoßen werden? Die Doppelehe des Landgrafen von Hessen wird ihnen bald ebenso als Angelpunkt der deutschen Reformation erscheinen müssen, wie sie in § 44 auf die Frage: „Warum ist England von der Kirche abgefallen?" antworten lernen: „Weil der Papst [dem König Heinrich VIII.] nicht erlaubte, seine rechtmäßige Gemahlin zu verstoßen und eine andere zu nehmen." Was würde wohl ein evangelischer Lehrer, der pädagogisch taktlos genug wäre, bei Schilderung der Entstehungsursachen der Reformation die Konkubinatsverhältnisse der damaligen Geistlichkeit oder die Schanden des päpstlichen Hofes zu berühren, von seinem Schulrat zu hören bekommen? — Hier aber wird der Vortrag unsauberer Dinge geradezu herbeigezogen.

Daß die Reformation die Mutter aller falschen Freiheit ist, geht aus der Darstellung des Bauernkrieges in § 44 hervor. Auf die Fragen: „Welche Früchte brachten Luthers Predigten von der Freiheit? Wie ging es im Bauernkriege zu?" lautet die Antwort, als ob es keinen Aufstand des „Bundschuhs" 1493 oder des „armen Konrad" 1514 gegeben hätte:

Luther hatte die Freiheit gepredigt, über Kaiser, Reichsfürsten und Bischöfe geschmäht. Es säumten die Bauern nicht, sich von ihren Herren frei zu machen. In zügellosen Rotten durchzogen sie das Land ..... Andere Religionskriege folgten, bis endlich der dreißigjährige Krieg unser blühendes Vaterland aufs gräßlichste verwüstete und zum Schauplatze der entsetzlichsten Greuel machte.

Ein Muster ultramontaner Geschichtsfälschung im kleinen ist endlich der Abschnitt (5) mit der Ueberschrift „Ausbreitung des Unglaubens. Französische Revolution." Hier erreicht jene Art von Darstellung ihren Höhepunkt, die zwar unanfechtbare Thatsachen hinstellt, diese aber durch Verschweigung andrer und durch geschickte Gruppirung in eine dermaßen falsche Beleuchtung zu rücken versteht, daß ein völlig verzerrtes Bild herauskommt. Auf die Fragen: „Wie ging es weiter mit Luthers Lehre? Wohin kam es endlich?" erhalten wir

die bekannte ultramontane Lehre vom Zusammenhang von Revolution und Reformation:

47. Schreckliche Ereignisse, vor denen das menschliche Herz erbebt, bleiben uns noch zu erzählen übrig. Gern möchten wir dieselben mit Stillschweigen übergehen, wenn sie nicht höchst belehrend für uns wären. Wie allen menschlichen Dingen, so erging es auch Luthers Lehre; sie alterte, änderte und verwandelte sich; Sekten entstanden über Sekten: Wiedertäufer, Presbyterianer, Episkopale, Quäker, Methodisten, Herrenhuter ꝛc. Jede maßte sich an, nach Luthers Vorgang den Glauben zu verbessern. Endlich schritten freche, gottlose Freigeister zuerst in England, hierauf in Frankreich zum äußersten und entwarfen den höllischen Plan, die Religion ganz abzuschaffen.

Hierauf folgt die Schilderung der französischen Revolution. An dem Urteil über sie ist wieder nichts auszusetzen, wenn es (in § 48) heißt:

Durch die greuelvolle französische Revolution wollte die göttliche Vorsehung der Welt zeigen, zu welchem Elende der Abfall von Gott und vom christlichen Glauben führt.

Nur ist ja eben an dem ganzen Elende die Reformation schuld, von deren Frucht, der evangelischen Kirche, es im Schlußwort heißt:

Unmöglich kann irgend eine Sekte, sie heiße, wie sie wolle, die von Christus gestiftete Kirche sein; denn von jeder ist es erwiesen, daß sie erst nach Christus und nur durch Abfall und Lostrennung von der Kirche Christi entstanden ist (§ 36, 42, 43). An allen den Sekten sehen wir daher die Worte früher oder später in Erfüllung gehen: „Jegliche Pflanzung, die nicht mein himmlischer Vater gepflanzt hat, wird ausgerissen werden.“*) (Matth. 15, 13.) Ihr Dasein ist nicht von Dauer. Sie entstehen, machen Geräusch und verschwinden (§ 36 am Ende, 47 am Anfange).

Natürlich können wir in einem römisch-ultramontanen Katechismus keine wahrhafte Duldung Andersgläubiger erwarten. Aber wir dürfen wohl von einem „Friedensbischof,“ der dem Evangelischen Bunde Bitterkeit und Unwahrheiten vorwirft, erwarten, daß er durch den Volksschulunterricht in seinem Sprengel nicht den konfessionellen Hader schüren läßt, während er in Fulda erklärt:

jetzt sei wahrlich am wenigsten die Zeit zu gehässigen Glaubensstreitigkeiten, vielmehr zur gemeinsamen Verteidigung der Grundlagen des christlichen Glaubens und der christlichen Gesittung, welche allein die Flut des Anarchismus ... einzudämmen ... vermögen.

Wir gehen für heut auf den weiteren Inhalt des neuen Breslauer Katechismus nicht ein. Es kam uns vorerst nur darauf an, wieder einen thatsächlichen Beitrag zur Beleuchtung der Fabel vom Wolf und Lamm zu bieten, welche die römischen Bischöfe in Fulda aufgeführt haben. Auch wird man uns Evangelischen nach den gegebenen Proben nicht verargen, wenn wir die Hände der Bischöfe, denen man die gesperrten sechzehn Millionen Mark vertrauensvoll übergeben will, nicht für so völlig friedfertig der evangelischen Kirche gegenüber halten können, da der Mund des einflußreichsten Friedensbischofs im Hirtenbrief ganz anders spricht als in seinem neuen Katechismus.

Zu Ehren des Fürstbischofs Kopp möchten wir annehmen, daß er nicht der Verfasser des oben gekennzeichneten ultramontanen Machwerks ist. War es ihm aber Ernst mit den konfessionellen Friedensversicherungen, mit denen er den Stuhl des einstmaligen wirklichen Friedensbischofs Sedlnitzky bestieg und die er in Fulda wiederholte, so durfte er nicht einen derartigen Katechismus einführen.

Und was sagte die paritätische Staatsregierung der einstigen protestantischen Vormacht dazu? Unter dem 13. Mai 1889 erging seitens des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten an die Provinzial-Schulkollegien zu Breslau, Berlin und Stettin folgender Erlaß:

Im Verfolg des Erlasses vom 13. Dezember 1888 betreffend die Einführung des neuen Diözesan-Katechismus bei dem katholischen Religionsunterrichte der innerhalb des Bistums Breslau und des fürstbischöflichen Delegaturbezirkes liegenden hier in Betracht kommenden Schulen will ich auf den weiteren Wunsch des Herrn Fürstbischofs von Breslau**) hierdurch ferner genehmigen, daß lediglich die in dem Verlag der fürstbischöflichen Behörde erschienene Ausgabe des Breslauer Diözesan-Katechismus, welcher, von kleinen Abweichungen in den Gebetsformularen abgesehen, mit dem Katechismus der Diözesen Köln und Münster wörtlich übereinstimmt, zu der bezeichneten Einführung zu gelangen hat. R K

*) Vgl. damit Frage 217 auf Seite 36, deren scheinbare Duldsamkeit durch dies Endurteil in das rechte Licht tritt.

**) Von uns gesperrt.



# Predigten und Erbauliches

**(Sünde und Erlösung)** Zwölf Predigten von D. H. Hoffmann. Halle, Mühlmann. Zweite Auflage. 98 S.; 1,60 Mk. — Einzelne oder in kleinen Sammlungen vereinigte Predigten des stillen Pastors zu St. Laurentii in Halle a. S. sind gewiß manchem unsrer Leser bekannt geworden; ein Jahrgang Predigten, meistens über freie Texte, „Unterm Kreuz“ hat in wenig Jahren eine zweite Auflage erlebt; daß bei der heut uns vorliegenden Sammlung die erste Auflage siebzehn Jahre hindurch ausreichte, ist nur daraus zu begreifen, daß sie zu wenig bekannt geworden ist.

Es handelt sich um einen Kranz von Schriftbetrachtungen, anhebend beim Wesen der Sünde, endend beim ewigen Leben, anhebend mit einem Text aus 1. Moses 3, endend mit einem aus Offenbarung 21. Ein strenger Fortschritt der Gedanken ist innegehalten, vom Wesen der Sünde — Selbstsucht und Weltlust — oder ihrem Ursprung geht der Prediger über zu ihrem Forterben, von da zur Mitschuld an fremder Sünde, wie sie verhängt werden kann aus Gerechtigkeit, aber auch aus freiwilliger Liebe, bis diese Seite der Betrachtung den Höhepunkt erreicht in der Schilderung des Zornes Gottes. Nun wendet sich der Blick, worauf wir freilich fort und fort vorbereitet worden waren, zu dem Werke Christi, des gekreuzigten; Christus wird gefeiert als der Erlöser von der Schuld, von der Kraft und von der Strafe der Sünde, worauf am Ostermorgen das hehre: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“ einsetzt, am nächsten Tag die Wichtigkeit der Ostergeschichte eingeschärft wird (1. Wäre sie nicht wahr: was verlören wir? 2. Da sie wahr ist: was besitzen wir?) und an den drei folgenden Sonntagen die Vernichtung des Todes, die Auferstehung des Fleisches — beides nach 1. Kor. 15 — und das ewige Leben zur Darstellung gelangen.

Die Form dieser Predigten ist meisterhaft. Die Sprache ist edel, knapp — kein Wort zu viel — lebendig; Gleichnisse, Analogien aus dem Leben und der Geschichte, Bildhaftes, auch Wortspiele nicht selten, doch nie um ihrer selbst willen, immer nur im Dienst zur Versinnlichung, zur Einprägung des Gedankens. Trotz aller Erregtheit bewahrt die Rede durchweg einen wohlthuenden Rhythmus; keine Uebertreibungen, nichts Erkünsteltes, nichts Nachgemachtes. Wie Hoffmann es versteht, selbst die geläufigsten Bilder eigenartig und erfreulich zu verwerten, möge man aus einem Beispiele (S. 73) ersehen: „Seit die Osterbotschaft durch die Welt geht, ist Frühling für die Gemeinde; Auferstehungsluft weht schon über die Leichenfelder der Erde; wir Christen atmen sie, wir sehen schon, wie das ewige Leben anbricht, der Sommer, dem kein Winter folgt. Jetzt stehen die Bäume im Eichwald noch wie Leichen; sie sind behangen mit dem Sterbekleid vom Herbst her. Aber unter den welken Blättern drängen sich schon die freien, frischen Knospen hervor. Und im Garten Gottes, der Christenheit? So viel Lebende im Triebe des heiligen Geistes stehen, so viel Sterbende durch den Glauben weit überwinden, so viel Beweise haben wir vor Augen, daß Christus Leben und unsterbliches Wesen schon an das Licht gebracht hat.“

Und was von der Form, gilt auch vom Inhalt: nichts liegt ferner als Trivialitäten, als Phrasen. Es sind die Früchte tiefen, energischen Denkens und scharfer, wahrhaftiger Beobachtung der Welt und des eignen Herzens, die uns hier geboten werden: das muß das Studium dieser Predigten anziehend machen auch für solche, die auf einem andern Boden stehen. Hoffmann ist ein Verfechter des alten Glaubens nicht nur, sondern des alten Dogmas. Er hat schroffe Worte für die Prediger, die es wagen, ihren abgelegten Eid auf die leichte Achsel zu nehmen und denselben teuern Glauben zu untergraben, den sie predigen sollten, worin sich doch wohl auch zeigt, daß er von einer Unterscheidung zwischen dem seligmachenden Heilsglauben und der Theologie kirchlicher Bekenntnisse nichts wissen will, so wenig wie von einer Unterscheidung von wesentlichem Kern und unwesentlicher Schale beim Schriftwort.

Allein er verhüllt sich die Schwierigkeiten nicht, die seinen „Glauben“ bedrohen, er kennt die Einwendungen, die erhoben werden, er weiß, wie man in den verschiedenen Schichten und Kreisen der modernen Christenheit über diese Dinge denkt, und obwohl er nicht gewillt ist, einen Fußbreit dem Gegner einzuräumen, vielmehr alle Kraft daran setzt, strikten Zusammenhang zwischen den kirchlichen Lehren herzustellen und die letzten Konsequenzen daraus zu ziehen, setzt er sich doch ernsthaft mit den Gründen oder Vorwänden der Gegner auseinander und versucht es weder mit dem Ignoriren noch mit dem Schmähen. Für Leser, die nur unterhalten, in hergebrachter Weise gerührt und erbaut sein wollen, sind diese Predigten nicht geschrieben, sind sie zu schade; wer um eine klare, feste Position in den wichtigsten Lebensfragen kämpft, wer sich eine Weltanschauung gewinnen will, nicht wie sie das Herz vielleicht sich wünscht, sondern wie die Wahrheit sie fordert, der vertiefe sich in diese wirklich geist- und kraftvollen Betrachtungen über Sünde und Erlösung, der prüfe Rede und Gegenrede, wie er dort beide findet, und auch wenn das Ergebnis bei ihm ein andres sein müßte als bei dem Prediger, wird er für treue Führung ihm dankbar sein. Am interessantesten wohl und eigenartigsten sind die drei letzten Stücke der Sammlung, wo eine merkwürdige Mischung von phantastischem Mystizismus, der die Geheimnisse der Zukunft ergründen will, und von besonnener Zurückhaltung uns fesselt. Daß hier der Verfasser dem Bibelwort ganz gerecht wird und dem kirchlichen Bekenntnis, möchte ich zwar bezweifeln, z. B. mit seiner Deutung von Auferstehung des Fleisches als Auferstehung der ganzen Menschheit, oder mit seiner Vergeistigung des Chiliasmus der Apokalypse, deren tausend Jahre doch nicht beiseitegeschoben werden dürfen, vollends mit seiner Lehre, daß nicht der im Grabe verwesende Leib wiederauferstehe, sondern bei der Trennung vom

Körper die Seele sogleich den verborgenen Keim des neuen geistigen Leibes mit sich nehme, der dann stufenweise sich entwickle und ausgestalte; aber zum Teil liegt die Schuld nicht an ihm, zwischen 1. Kor. 15 und der Apokalypse, zwischen 1. Kor. 15, 28 und der kirchlichen Trinitätslehre ist eine völlige Versöhnung unmöglich, und jeder Versuch, das Bild der letzten Dinge im einzelnen zu zeichnen, muß mißlingen. Daß doch auch Hoffmann von dem modernen Unglauben nicht ganz frei geblieben ist, scheint er mir Seite 81 zu offenbaren, wo er — sehr richtig wegen 1. Kor. 15, 28, aber entgegen vielen deutlichen Schriftstellen, die vom ewigen Feuer reden — geneigt ist, das herrlichste Ende der Wege Gottes anzunehmen, „wenn endlich in der ganzen weiten Schöpfung Gottes kein Winkel mehr ist, wo ein Rest von Sünde und irgend eine Todesmacht übrig geblieben wäre." Ich sage das nicht, um den Wert dieser Predigten etwa herabzusetzen, im Gegenteil zähle ich gerade diese eschatologischen zu den reizvollsten, anregendsten, originalsten, die wir besitzen; es ist einem zu Mute, als ob einer der alten, großen Kirchenväter auferstanden wäre, als ob Augustinus in neuen Zungen die ganze Süßigkeit des Gottschauens, des Gottgenießens feierte — nur zu evangelisch, zu maßvoll dazu ist unser Prediger.

Bloß betreffs eines einzigen Satzes auf Seite 70, freilich eines sehr bedeutsamen, möchte ich in Frage stellen, ob das evangelisch gedacht ist: ohne zukünftige Welt, ohne einen Sammelplatz der hinfahrenden Seelen „sind glücklich die, welche ihrer Lust nach leben, so lange sie leben. Elend sind schon die, welche um heiliger Pflichten willen mit Müh und Arbeit ihre Tage hinbringen; elender noch alle, welche um des Heiles ihrer Seele willen durch den Glauben an Christum ihre Lust zähmen, ihren Willen brechen lassen, ihr Fleisch kreuzigen." Ich brauche mir nur die ehrwürdige Gestalt des Mannes vorzustellen, der uns so ergreifend den Segen des Gehens unterm Kreuz geschildert hat, der mit solcher Freudigkeit arbeitet und kämpft, um zu wissen, daß es ihm mit diesem Ausruf nicht ernst ist, daß er die in Laster und Sünden Lebenden niemals und unter keiner Voraussetzung glücklich schätzen würde, daß er nicht **bloß** um zukünftigen Lohnes willen pflichtmäßiges Arbeiten und gottvertrauendes Ringen mit der Sünde schön und köstlich fände, nein — findet. J

**(Die Psalmen)** In Bibelstunden von **Karl Gerok**. 24 Lieferungen zum Preise von je 50 Pfg., oder in drei Bänden broschirt je 4 Mk., gebunden je 5 Mk. innerhalb Jahresfrist. Zwei Bände liegen vor. Der Prospekt belehrt uns, daß Gerok während acht Jahren, 1850—58, in Wochenstunden der Gemeinde diese Erklärungen vorgetragen, auch dringenden Wünschen entsprechend, selbige gleich denen der Apostelgeschichte, habe zum Druck fertig stellen wollen, durch den Krieg 1870 aber daran verhindert worden sei.

Mit Recht sagt der Prospekt, man werde es dem Sänger der Palmblätter zutrauen, daß er für Davids Harfenklänge das rechte Verständnis gehabt und für deren Uebertragung ins deutsche Haus, auf unsre Zeit der rechte Mann war. Fehlt es auch z. B. an einer Vermittlung des Verständnisses für die Entstehung etwa des zweiten Psalms, so kann man das namentlich mit Rücksicht auf die ziemlich weit zurückliegende Entstehung dieser Betrachtungen nicht weiter auffällig finden; dennoch können wir mit Recht sagen: wir wüßten keine andre Hand, aus der wir lieber eine erbauliche Behandlung der Psalmen nähmen, als eben die Geroks, und ist sie nun im Tode erkaltet, so sind uns diese Psalmen ein um so teureres Vermächtnis.

Daß Pfarrer, die in Bibelstunden den Psalter auslegen oder über Psalmen predigen wollen, vorzüglich gern nach diesem Buche greifen werden, ist gewiß, und um so weniger ein Unglück oder eine Schande, als es ein Buch Geroks ist. Aber nicht bloß Pfarrern sei es empfohlen, sondern ebenso sehr zu stiller häuslicher Erbauung. Auch der Psalter ist den Gemeindegliedern nicht mehr bekannt, wie er einstmals war, und alles, was ihn uns wieder näher bringen kann, muß hoch willkommen sein. Jedes weitere Wort erscheint uns überflüssig. H

**(Drummonds neueste Schrift)** Wenn der Verfasser des „Besten in der Welt" uns mit einer neuen Gabe erfreut, so bedarf es eines empfehlenden Wortes nachgerade nicht mehr. Nur die Thatsache sei unsern Lesern kundgethan, daß bei Velhagen und Klasing in Leipzig unter dem Titel Pax vobiscum! (63 S.; 1 Mk.) ein neues Schriftchen Drummonds erschienen ist in derselben Ausstattung und, was wichtiger ist, in demselben **Geist**, der in einer für Deutschland geradezu unerhörten Weise der ersten Schrift die Herzen eroberte.

Der Verfasser handelt in der neuen Schrift von der „Kunst zu leben." Er geht aus von der Thatsache, daß so wenige die Brücke zu schlagen verstehen, welche „die **großen Worte** unsrer Religion," als da sind Friede, Freude, Glück, Ruhe, mit dem **Leben** verbindet. Bei herrlichen Worten ein armselig, kraftloses Leben! Und woher diese Dissonanz? Weil die Bedingungen für die Güter des Christentums vielfach nicht vorhanden sind, weil der Boden fehlt, aus dem allein diese Früchte hervorwachsen können, und weil im innern Leben so wenige Ernst machen mit dem in allen übrigen Lebensbeziehungen von uns anerkannten Gesetz: Keine Wirkungen ohne Ursachen.

Auch Christus stellt nicht in unbestimmter Weise Güter in Aussicht, die besonders Bevorzugte durch wunderbare Fügungen erlangen, sondern er zeigt ganz bestimmt, wie jeder in den Besitz der höchsten Güter kommen kann, wie man sein Leben gestalten muß, um **notwendig** als seinen Ertrag diese Güter zu gewinnen. Der Verfasser greift einen Punkt aus der Verkündigung Christi heraus: die Anweisung über die Erlangung der Ruhe der Seele. Seine Schrift gestaltet sich daher im weiteren Verlauf zu einer schönen und tiefdringenden Auslegung von Matth. 11, 29. 30.



Man kann gegen diese Schrift vielleicht mit noch mehr Recht als gegen die erste den Vorwurf erheben, sie enthalte nichts **Neues**, nichts, was nicht eine gute Predigt über den gleichen Text auch bei uns zu Lande sage. Und wem die Neuheit der Gedanken den Maßstab bildet, an dem er den Wert einer religiösen Rede ermißt, der lasse Drummonds Schrift getrost ungelesen. Wem aber in der ersten Schrift nicht sowohl das Ueberraschende der Gedanken als ihr Ernst und ihre Wahrheit das Herz getroffen hat, und wem der warme Hauch, der das Ganze durchging, aufrichtig wohlgethan hat, der wird mit Freuden den gleichen Vorzügen auch in dieser zweiten Schrift begegnen. Es wäre schlimm, wenn uns unsre Prediger die Wahrheiten, die Drummond ausspricht, nicht auch verkündigten. Aber es gewährt einen ganz besondern Reiz, diese Schriftauslegungen eines Mannes, der nicht Fachtheolog ist, zu lesen, einen Reiz, den die Theologen, gerade auch die im praktischen Amt stehenden, vielleicht am unmittelbarsten und stärksten empfinden.

Freilich man kann fragen, ob der Vorzug, den das Fehlen jeglicher theologischer Voreingenommenheit bedeutet, nicht dadurch zu nichte gemacht wird, daß die Voreingenommenheit des Naturforschers die Ausführungen stark beeinflußt. In der That kommt es dem Leser bei Drummonds neuester Schrift noch lebendiger zum Bewußtsein, daß der Verfasser des „Naturgesetzes in der geistigen Welt" hier das Wort führt. Aber sollte nicht gerade hierin eine berechtigte und heilsame Ergänzung unsrer vorherrschenden Predigtweise liegen? Beruht nicht darauf zum große Teil die Stärke der großen englischen Prediger (Kingsley, Robertson u. a.), daß sie dank ihrer sorgsamen naturwissenschaftlichen Ausbildung ein offnes Auge haben für die Gesetzmäßigkeit auch des innern Lebens? Krankt nicht die Predigt bei uns vielfach an einer verkehrten Isolirung des geistlichen Lebens? Wird nicht dieses in unsrer üblichen Predigtweise viel zu sehr als eine gesonderte Provinz unsers Lebens betrachtet, in der eine besondre Gesetzgebung gilt, die dabei doch in Ausnahmefällen einen zu weitgehenden Spielraum verstattet?

Wir würden aus dem Rahmen einer Anzeige der Drummondschen Schrift heraustreten, wollten wir dieser Frage hier noch weiter nachgehen. Nur angedeutet mußte dieser Punkt werden, denn eben in dieser unsrer deutschen Predigtweise im allgemeinen so fremden Betonung des gesetzmäßigen Zusammenhanges des religiösen und des menschlichen Lebens überhaupt erblicken wir die Stärke dieses Drummondschen Schriftchens. Und darum werden wir nicht meinen, vor einem Rätsel zu stehen, wenn auch diese neue Schrift jeden Monat ein paar neue Auflagen erlebt. Die Schrift hat ein gutes Recht, auch neben unsrer heimischen Erbauungslitteratur um Beachtung und Aufnahme zu bitten. Wir danken dem Verfasser dafür, aber wir können nicht leugnen, daß wir gleichzeitig mit einer Regung des Neides hinüberblicken nach einem Lande, wo die Schriftauslegung nicht Monopol der Theologen ist, und wo anderseits das Gebiet der Naturwissenschaft nicht für den Theologen ein Buch mit sieben Siegeln bedeutet. E R

## Sonstige Bücher und Schriften

**(Jesuitica)** „Wasser auf die Mühle des Evangelischen Bundes" mußte allerdings, wie ein Blättchen von drüben richtig vermutete, die unverfrorne Aufforderung zum Selbstmord auf religiösem, sittlichem und politischem Gebiete sein, die durch den Antrag auf Rückberufung der Jesuiten an das evangelische Deutschland gerichtet worden ist. Ueber die Bedenklichkeit, nein Unmöglichkeit der Zulassung der Gesellschaft Jesu sind in den letzten Monaten zahlreiche Broschüren erschienen. Wir erwähnen — die Erwähnung selbst bedeute schon eine Empfehlung — zuerst das treffliche, mit vollster Sachkenntnis und populär geschriebne Büchelchen „**Der Jesuitenorden**" von Pastor H. J. **Gräber** (Barmen, Klein; 3. Aufl.). Dann sei eines auch beim Lesen recht ansprechenden „Vortrags zur Begründung einer Petition an den Reichstag" „**Was lehren und was wollen die Jesuiten?**" von Professor **Pötzschke** (Plauen, Lange) gedacht, und besonders ein Zeugenverhör mit den ehrwürdigen Vätern und Doktoren der Gesellschaft Jesu — als Materialiensammlung für Vorträge u. s. w. — angelegentlich empfohlen, das D. B. **Wiemann** (Barmen; 100 Exemplare 4 Mark, 1000 30 Mark) über die „**Staatsgefährliche Lehre der Jesuiten**" anstellt auf Grund der von einem Katholiken edirten Doctrina moralis Jesuitarum. Mit genauem Quellennachweise werden hier 21 Zitate angegeben, in denen „Majestätsbeleidigung" gut geheißen wird, 23 für „Königsmord," 26 für des Papstes „Macht über Fürsten und Könige." Der gegenwärtigen Jesuitennot entstammen auch die beiden Flugschriften Nr. 5 und 6 des in bestem Gedeihen stehenden sächsischen Landesvereins. Diese enthält einen sehr sorgfältigen Vortrag „**Die Jesuiten und das deutsche Reich**" von Dr. **Max Schilling**, Zwickau, jene eine originelle, aus lauter Zitaten (mit Quellenangabe) gegebne Antwort auf die Titelfrage: „**Sollen sie wiederkommen? Eine Frage an das deutsche Volk.**" Haben beide Schriftchen schon ihre Wirkung gethan — die nur kurze Zeit aufgelegte Reichstagspetition von Zwickau und Umgebung erhielt fast 8000 Unterschriften! — so verdienen sie doch und zwar gerade deshalb weiteste Verbreitung. Besonders gilt dies von Flugschrift 5, die „klassische" Aussprüche über „das Ziel des Jesuitenordens gegenüber dem Protestantismus" bringt, über seine Sittenlehre, Schule, Verhältnis zum Staat, Beeinflussung der Fürsten, Stellung zum einigen Deutschland, Ausweisungen, die Reichstagsverhandlungen von 1872, Ordensstatistik, den Leumund der Jesuiten.

Eine überaus schätzenswerte Ergänzung erhält die polemische Litteratur des Ev. Bundes durch **Brechts** „**Kirchliche Aktenstücke**," deren drei erste Nummern (je 10 Pfge.) das Breve Papst Clemens XIV.

vom 21. Juli 1773, die Aufhebung des Jesuitenordens betreffend, die die Wiederherstellung bestimmende Bulle Pius VII. vom 7. August 1814 und „Urteile von Päpsten (Alex. VI., Innoc. IX.) und des Alphons Liguori“ über die — Jesuitenmoral enthalten. — Ganz in der Art der oben skizzirten Wiemannschen Sammlung jesuitischer „Offenheiten“ bewegt sich ein Flugblatt „Die Jesuiten als Vertreter einer wahrhaft christlichen Volksbildung“ (100 Expl. ohne Porto 1,50 Mk. bei Sekretär Görke, M.-Gladbach), das der rühmlichst bekannte „Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen“ herausgegeben hat. — Noch dürfen wir nicht vergessen den „Jesuitensensationsprozeß des Pfarrers Hartmann von Kronungen, verhandelt vor dem Schwurgericht in Straubing“ (Barmen, Klein; 20 Pfge.) festzunageln. Die auf Grund stenographischer Niederschriften gegebne Darstellung dieser Gerichtsverhandlung ist von höchstem Interesse: wie dieser ultramontane Pfarrer wegen Anstiftung von Meineid, um dadurch ein Vermögen zu Gunsten der Jesuiten beiseite zu schaffen, von lauter katholischen Richtern zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wird, wie er seinem geängstigten Beichtkind kategorisch schreibt: „Wenn man den Zweck will, muß man auch die Mittel wollen“ (!) und „Sperren Sie ... Ihren Zweifelkopf ein: einfach glauben und gehorchen, alles andre lassen: das eine bringt Heil und Friede — das andre Unruhe und Unheil!...“

Mehr nur die verjesuitisirte römische Kirche als die Jünger Loyolas an sich treffen folgende neuere und neueste Schriften von Freunden des Bundes: „Stille Gedanken eines der vierzehn Nothelfer oder „Friedensbischöfe“ Deutschlands“ verraten von Aleth Christian (Halle, Strien; 63 Seiten 0,80 Mk.) nennt sich ein bei seinem überaus geistvollen, satirischen Inhalte noch nicht zu spät gekommener Beitrag eines Katholiken — oder vermutlich Altkatholiken — zu dem denkwürdigen vorjährigen Fuldaer Hirtenbriefe, eine durchweg den Stoff beherrschende Popularisation von Professor Reuschs verdienstlichem Buche „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube.“ — Wie eben dies Schriftchen eine Kost selbst für unsre „Höchstgebildeten“ ist, so für den „Mann aus dem Volke“ ein bei Julius Jost in Langenberg erschienenes Traktätchen: „Kurzer Unterricht von der römisch-katholischen Kirche.“ Vorzüge: Biblisch, frisch und originell geschrieben, mahnend zu rechter Toleranz, warnend vor Mischehen.

Solche endlich, sei es von oben, sei es von unten, die vom Bunde noch nichts wissen oder aus seichten Gründen noch bislang nichts wissen wollten, haben die drei ersten Flugschriften des sächsischen Landesvereins im Auge. Das in Massen verbreitete Flugblatt Nr. 2 „Zum 10. November 1890“ hat sichtbaren Segen erfahren dürfen, nicht minder des derzeitigen Vorsitzenden des Landesvereins, Stadtpfarrer und Superintendentes Meyer in Zwickau am 21. November in der Frauenkirche zu Dresden über Kolosser 3, 14—17 gehaltene ansassende Predigt (Nr. 3). Ihr Thema sei wenigstens genannt:

Das Recht des Evangelischen Bundes ruht darin,

1. daß er aus Bruderliebe geboren ist,
2. daß er an der Einigkeit des Geistes im Frieden Christi sein Ziel hat,
3. daß er als Mittel und Maßstab für seine Arbeit nur das Wort Gottes nimmt.

Demselben begeisterten und schriftlich wie mündlich begeisternden Vorkämpfer des Bundes im Königreich Sachsen verdanken wir Flugschrift Nr. 1: „Glaube und Kultur. Ein Wort für unsre evangelische Kirche an die Evangelischen Sachsens“ — eine überaus feine Auslegung und Apologie des „Gerecht durch den Glauben.“ Die Flugschriften für Sachsen (10 oder 20 Pfge.) erscheinen in der Buchhandlung des Evangelischen Bundes in Leipzig. E Sch

**(Schwarz-weiß-rot)**, eine Ethik des Patriotismus von Th. Brecht. Halle, Strien. Sechs Hefte, je 1 Mk. Es giebt nur eine in sich vollkommene Ethik, die christliche, und diese kann durch keine andre ersetzt werden. Existirte eine Sittlichkeit, ein der Bestimmung des Menschen entsprechender Zustand, der denkbar wäre ohne das Christentum, so würde das Evangelium überflüssig sein. Jede Ethik, die von außerchristlichen Prinzipien ausgehend die Heiligung allein aus dem Glauben in den Hintergrund drängen wollte, müßte von dem Christen als verderblich bekämpft werden. Der Glaube kennt keine Surrogate des Evangeliums.

Es könnte darum höchst bedenklich erscheinen, wenn ein evangelischer Pfarrer eine „Ethik des Patriotismus“ schreibt und das gesamte Leben unsers Volkes auf dem Prinzip der Vaterlandsliebe aufbauen will. Sehen wir jedoch genauer zu, so finden wir, daß das obengenannte Werk von Theodor Brecht durchaus nicht eine Ethik liefern will, die sich der christlichen ebenbürtig zur Seite stellen möchte. Die „Ethik des Patriotismus soll vielmehr ein Arbeitsprogramm sein für den inneren Aufbau, für die Selbsterneuerung unsers Volkes, ein Arbeitsprogramm, welches jedem Stande, Geschlecht und Lebensalter seine Pflichten zum Bewußtsein bringen, alle zur Mitarbeit aufrufen soll, um das Vaterland dauernder Blüte und Größe entgegenzuführen.“ Sie soll eine Unterlage des organischen Handelns auch für die bilden, die sich der christlichen Ethik gegenüber ablehnend verhalten. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser seine Stellung zur christlichen Ethik noch schärfer abgegrenzt hätte, um von vornherein Mißverständnisse auszuschließen. Daß er die christliche Ethik als die höhere achtet, geht ja aus zahlreichen gelegentlichen Aeußerungen hervor; aber es wäre vorteilhaft gewesen, wenn er klar ausgesprochen hätte, was vom Patriotismus aus nicht erreicht werden kann, die Erneuerung und Vollendung der Einzelpersönlichkeit.



Als Arbeitsprogramm aber ist die „Ethik des Patriotismus“ vortrefflich. Sie ist durchweg Sozialethik, indem sie von jedem fordert, daß er sich als Glied eines großen Organismus betrachte. Es liegt in ihrer Konsequenz, daß sie eine reine Individualethik ausschließt. Der schwächste Teil dieser Sozialethik ist leider gerade ihre Grundlage. Denn ihr Freiheitsbegriff läuft hinaus auf eine Bestimmtheit durch patriotische Ideen. Das Handeln ist dann aber nicht Folge eines ethischen, sondern eines psychologischen Prozesses, dessen Thatsächlichkeit noch dazu durch das unglückliche Beispiel von den beiden verschieden dressirten Hunden des Lykurg nicht bewiesen wird. Indessen die individuelle Freiheit, die schiedsrichterliche Stellung der freien Persönlichkeit in dem Kampfe der ethischen Mächte, kann der Natur der Sache nach von dem Patriotismus aus nicht gewonnen werden. — Weiter ist es zu optimistisch, wenn erwartet wird, der Nichtchrist könne die hier gegebenen Antriebe zur Willenshingabe nicht zurückweisen, weil es sich um die Erreichung derjenigen Güter handle, welche von der größten Mehrzahl aller sittlichen Individuen als sittlich wertvolle Güter anerkannt werden. Ueber sittliche Prinzipien und Wertschätzungen entscheidet nicht die Majorität.

Doch es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, an dem kernigen Werke herumzumäkeln. Wird der oder jener auch manches daran auszusetzen haben, wird z. B. die Stellung des Verfassers zur Sozialreform schwerlich von allen patriotisch gesinnten Lesern geteilt werden, so wird doch jedem Vaterlandsfreunde die Lesung des Buches ein Genuß sein. Es enthält eine Fülle beherzigenswerter und weitblickender Ausführungen. Die Gedanken, die darin ausgesprochen werden, führen zum Teil auf ganz neue Pfade. Von der Grundidee des Organismus aus wird ein Bild von dem einheitlichen Aufbau entworfen, zu dem bisher Einzelbestrebungen schon Steine herzutrugen. Ueberraschend, aber reich an praktischen Fingerzeigen ist der Plan der Erziehung. Ob es gelingen wird, die Turnvereine in dem hohen Maße, wie es der Verfasser beabsichtigt, zu Trägern eines neugestalteten Patriotismus zu machen, wird die Zeit lehren. Es ist nur zu hoffen und zu wünschen, daß zahlreiche Versuche angestellt werden, die Grundgedanken der „Ethik des Patriotismus“ in Fleisch und Blut zu verwandeln. Schließlich sei noch bemerkt, daß die Wärme, die das Werk von Anfang bis zu Ende belebt, sowie die gefällige und bilderreiche Darstellung auch in den Teilen fesseln, die sonst nicht zu den interessantesten einer Ethik gehören. Möge das Buch dazu beitragen, thatkräftigen Patriotismus zu wecken, und möge auch die „Ethik des Patriotismus“ vielen redlich Strebenden, indem sie ihnen die Unzulänglichkeit ihres natürlichen Wollens zum Bewußtsein bringt, ein „Zuchtmeister auf Christum“ werden! E—dt

**(Dreißig Jahre protestantischer Mission)** in Japan. Von H. Ritter. Mit zwei Lichtdruckbildern und einer Missionskarte. Berlin, A. Haack, 1890. 2 M. — Japan ist unstreitig eins der interessantesten Missionsgebiete in der Gegenwart. Es bereitet den dort beschäftigten Missionsgesellschaften allerdings Sorgen, aber Sorgen ganz ungewöhnlicher Art: das Volk möchte zu schnell christlich werden. Die vereinzelten Nachrichten, die bisher davon zu uns herüberdrangen, legten bei vielen den Wunsch nahe, ein zusammenhängendes Bild von den christlichen Bestrebungen in Japan zu haben.

Prediger Ritter in Potsdam, der mehrere in Deutschland lebende Japaner getauft hat, war durch seine nahen Beziehungen zu den christlichen Kreisen Japans besonders berufen, die erste Missionsgeschichte dieses Landes zu schreiben. Er hat sich dieser Aufgabe in dem vorliegenden Buche unterzogen und einen außerordentlich interessanten, von vielen bemerkenswerten einzelnen Thatsachen beleuchteten Ueberblick über die Missionserfolge in Japan seit der Eröffnung des Landes im Jahre 1859 gegeben. Daß er der Geschichte des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins hierbei einen verhältnismäßig breiten Platz eingeräumt hat, kann uns nur willkommen sein, da dies die einzige deutsche unter den in Japan beschäftigten achtundzwanzig evangelischen Missionsgesellschaften ist. Die beigegebene Missionskarte dürfte für die Missionsfreunde unter unsern Lesern besonders wertvoll sein; sie übertrifft an Vollständigkeit alle bisher bei uns in Gebrauch befindlichen. P

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 11 der „Chronik der Christlichen Welt“**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

## Flugblatt

Was will die Invaliditäts- und Altersversicherung? Dieses Flugblatt ist zunächst für die Bedürfnisse meiner Gemeinde geschrieben worden. 100 Stück 1.50, 500 Stück 6.50, 1000 Stück 10.50 Mark portofrei.
Pfarrer **Rade**, Schönbach (Sachsen)

## Ev. Abendmahls-Hostien

Fabrikat und Prägung unübertroffen schön, versendet 5000 Stück verpackt in 10 sauberen Holzschachteln für 6 Mark franko
**Julius Hunger**, Königsee, Thür.

## Konfirmations-Gedenkblätter

in Farbendruck nach Maler Th. Schüz.

Von angesehenen Geistlichen als **schönstes Blatt** der Art bezeichnet. Edel angelegt, harmonisch in Farben, sinnig in jeder Einzelheit, hat es auch die **Anerkennung Ihrer Majestät der Kaiserin** gefunden.

Preis für 10 Blatt Mk. 2.—, 25 Blatt Mk. 4.50, 50 Blatt Mk. 8.—, 100 Blatt Mk. 15.—, 200 Blatt und mehr Mk. 14.— fürs Hundert.

100 Sprüche stehen zur Auswahl, auch sind Blätter ohne vorgedruckte Sprüche zu haben.

**Proben und Prospekt mit Spruchverzeichnis kostenfrei.**

**Morstatt, Schrodt & Co., Frankfurt a. M.**

---

**Empfehlenswerte Konfirmationsgeschenke**

aus dem Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig:

## Beiträge zur christlichen Erkenntnis für die gebildete Gemeinde.

Aus Aufzeichnungen und Briefen von Prof. **J. Hülsmann,**
weiland Religionslehrer am Gymnasium zu Duisburg.
**Neue vermehrte Ausgabe.**
Mit biographischer Charakteristik und dem Bildnis des Verfassers.
32 Bog. 8°. Preis 4 Mark, geb. Mk. 5,20.

## Das Gleichnis vom verlorenen Sohne.

Dem Christenvolke ans Herz gelegt
und mit einer Zugabe in Liedern dargereicht
von
**Georg Wilhelm Schulze.**
Mit einem Titelbilde von Carl Andreä.
Zehnte sehr vermehrte Auflage.
Preis geheftet 2 Mk., gebunden 3 Mk., mit Goldschnitt 3,30 Mk.

## Aus Geschichte und Kunst des Christentums.

Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder.
Preis 2 Mk., geb. 3 M. — Liebhaber-Ausgabe fein gebunden 5 M.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung.**

---

Anerkannt vorzügliche Cigarre:

## „Jose Caballeros, Princesas“

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

---

## Empfehlenswerte Festgeschenke für Konfirmanden!

Aus dem Verlage des Rauhen Hauses in Hamburg.

## Täglich Brot.

Ein Vergißmeinnicht in Bibelsprüchen und Liederversen.
**Nebst einem Anhang für die Fasten- und Osterzeit.**

Einfache Ausgabe (in Ganzleinwandband) 160 Seiten. **50** ₰. 10 Exempl. 4 ℳ, 100 Exempl. 35 ℳ

Feine Ausgabe (mit Papier durchschossen) in sehr eleg. Einbande mit Goldschnitt 320 Seiten. **1** ℳ

## Gebetswort mit Gotteswort

auf alle Tage des Jahres.

Jungen Christen dargeboten von

P. **C. A. Kolde.**

4. Aufl. 403 S. Einfach in Pappb. geb. Mk. 1.20. Eleg. geb. in engl. Leinw. m. Goldschn. Mk. 2.20.

## Thomas a Kempis.

Vier Bücher von der Nachfolge Christi.
Neu übersetzt von Bethmann-Hollweg.
3. Auflage.
352 S. Geh. Mk. 1.—. In Pappb. Mk. 1.20. Mit Stahlstich in eleg. engl. Einb. mit Goldschnitt Mk. 2.40.

---

Verlag von Wiegandt & Schotte, Berlin, W. 57.

## Von dem Glauben der selig macht.

Von **W. C. Gannet** u. **Jl. Jones.** Preis eleg. kart. m. Goldschn. 1 Mk.

„Prot. Familienbl.“ von **Dr. Weitbrecht** schreibt:

Das Büchlein scheint aus Amerika zu kommen und eine Frau und einen Mann, der ein Prediger ist, zu Verfassern zu haben. Von der ersteren scheint der erste Teil des Büchleins: „Ein Becher kalten Wassers“ (über Matth. 10, 42) herzurühren, von dem Mann der zweite Teil: „Das Gesetz der Einheit in Religion und Moral.“ Ist das Büchlein Drummonds wärmer, eindringlicher, populärer, so ist dieses geistreicher, namentlich in seinem zweiten Teil, ebenso beherzigenswert aber wie Drummonds Schrift in seinem ersten. Wir werden unseren Lesern aus beiden eine kleine Probe dieser uns Deutsche zuerst etwas fremd anmutenden Art der Anregung und Erbauung geben. Vielleicht ist es eben die Neuheit und Ungewohntheit dieser Art, die dem Büchlein Drummonds so viele Leser verschafft hat und dem anderen sicherlich verschaffen wird.

---

## Für Ostern und Konfirmation!

**Baur, Wilhelm, Das Leben des Freiherrn von Stein.** Dritte durchges. Ausgabe. Mit dem Bildnis Steins. geb. M. 2.40.

**Briefwechsel** zwischen **H. Martensen J.** u. **A. Dorner** 1839—1881. Mit e. Namen- u. Sachreg. 2 Bde. geb. M. 14.50.

**Martensen, G. L., Aus meinem Leben.** Mitteilungen. **Zweite** verb. Aufl. Mit dem Bildn. des Verf. geb. M. 5.—.

**Martensen, Dr. H., Die christliche Ethik.** I. Allgem. Teil. **Fünfte** Aufl. M. 10.50. II. Spez. Teil. **Vierte** durchg. Aufl. M. 18.—.

**König, G., Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator.** In bildl. Darstell. 48 Stahlstiche mit erklärendem Text. Mit Vorwort v. Jul. Köstlin. Pracht-Ausg. m. Goldschn. M. 20.—. Kl. Ausg. m. Rothschn. M. 10.—.

**Kleinert, Paul, Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte.** Abhandlungen und Vorträge. geb. M. 6.—.

**Irenäus, Die christlichen Feste.** Gespräche aus der Gegenwart. **Zweiter** Abdruck. geb. M. 2.50.

**Marschall, A. von, Religiöse Weltanschauung.** Gedanken ü. Glauben, Religion u. Kirche. **Dritte** erweit. Aufl. geb. M. 2.—

**Köstlin, Dr. H. A., Geschichte der Musik** im Umriss. **Dritte** Aufl. Neue bericht. Ausgabe, eleg. geb. M. 8.50.

**Strack, W. L., Aus Süd und Ost.** Reisefrüchte aus 3 Weltteilen. Mit 4 illustr. Beig. Eleg. geb. à M. 5.—.

**Geburtstagsbuch für alle Tage des Jahres.** Herausg. v. **Frauenhand. Sechste** u. **Siebente** Aufl. Mit 5 ff. Kunstbeil. Eleg. geb. m. Goldschn. M. 3.—.

**H. Reuther's Verlagsbuchhandlung** (H. Reuther & O. Reichard)
in **Berlin** SW., Charlottenstr. 2.

---

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

## GEISTLICHE LIE-

der. Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigen Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

## SCHILLERS WERKE

Herausgegeben von F. A. Krais. Auswahl in 5 Leinenbänden M. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—.

**Die schönste Ausgabe.**

## ALS DER GROSS-

vater die Grossmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder 11.50 M.

## SANG UND KLANG

Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband 12 M.

## BALLADENBUCH

Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

## VATERLANDSLIE-

der. Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Carl Krabbe in Stuttgart

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 12** **Leipzig, den 19. März** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Palmsonntag — Gründonnerstag — Unter dem Kreuz des Herrn 3 — Das Wesen des Christentums im Spiegel des evangelischen Kirchenliedes: 3. Das Kirchenlied und das „Christentum" — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 7. Zwei Laien — Kardinal Newman 1 — Das soziale Programm der evangelischen Kirche — Die religiöse Gemeindeorganisation und die Landgemeinden: 1. Die besondern Schwierigkeiten — Der neue Herr — Die „Chronik der christlichen Welt" — Bücher und Schriften: Aus meinem Leben; Papst Leo XIII; Der Papsteſel — Verschiedenes: Der Rücktritt von Goßlers; Das kirchliche Ereignis der letzten Tage; Die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf; Merkwürdige Wirkungen der Sperrgeldervorlage; Auch ein Weg nach Rom; Die Branntweintantieme am Nordostseekanal; Ein Anti-Egidy in Versen — Quittung — Anfrage — Anzeigen


## Palmsonntag

Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer!

Dein König naht
Gerecht und hilfreich, doch in niedern Hüllen,
Der Elenden und Armen Trost und Rat.

Dein König naht —
Er tritt ihn an, den dunklen Gang des Leidens,
Am Kreuz vollziehend die Versöhnungsthat.

Dein König naht —
Es jauchzt die heilge Stadt, — doch schon im Finstern
Schleicht tückisch lauernd boshafter Verrat

Dein König naht —
Er kommt, o Seele, auch zu dir, drum streue
Der Demut Palmen ihm auf seinen Pfad.

Dein König naht —
Dich ärgert nimmer seine Schmach und Armut,
O halte still dem Reichtum seiner Gnad!

## Gründonnerstag

Mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der rechte Trank.

O Lebensmahl
Der Liebe, die ein Freundeskuß verraten, —
Schwarz war die Nacht und grimm der Feinde Zahl.

O Lebensmahl,
Wen du gespeist mit heilgem Brot und Tranke,
Dem wird hinfort die Lust der Erde schal.

O Lebensmahl,
Gerichtet ist, wer dir in Glaubensarmut,
In Hochmut naht, — blind für der Liebe Strahl.

O Lebensmahl,
Die geistlich Armen füllst du mit den Kräften
Zukünftger Welt im dunklen Erdenthal.

O Lebensmahl,
An deinen Tafeln wird der Priesterkönig
Die Seinen speisen dort in Salems Saal.

Karl Hunnius

## Unter dem Kreuz des Herrn

3

Passionsbetrachtungen fordern Stille des Gemüts. Von dieser Ueberzeugung gingen wir aus, als wir uns unter das Kreuz des Herrn stellten. Schon in den Dingen dieses Lebens müssen wir oft genug leiden unter unsrer Zerstreutheit und Hast; wir betrügen uns dadurch um die klaren sichern Eindrücke des Wirklichen. Unvergleichlich gilt dies von dem Kreuz auf Golgatha. Wer daran in dieser Festzeit wieder nur vorübergeht, gewinnt nur vorübergehende Eindrücke. Man muß bei ihm stehen bleiben wollen. Dann wird bald der Gedanke sich geltend machen: „Verachte mich nur nicht!" Auch in dem, der noch nicht mit vollem Bewußtsein an Christus glaubt. Denn er müßte seltsame Begriffe von Achtung haben, wenn er Ihn verachten könnte, wenn ihm nicht vielmehr eigentümliche Gedanken kämen über die eigne Achtungswürdigkeit und die der übrigen Welt. Sie sind unmittelbare Wirkung des Kreuzes Christi. Und wenn sie sich vertiefen, so wird der Sinn immer stiller, und nur noch eine Bitte hat Raum: „Schau her, hier steh' ich Armer, der Zorn verdienet hat. Gieb mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad."

Die Worte aber, mit denen Christenherzen diesen Eindrücken Ausdruck leihen, sind gar mannigfaltig. In jenen Eindrücken stimmen zuletzt alle überein, die von Herzen sprechen lernen: „Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr"; in diesem Ausdruck sprechen sie verschiedne Sprachen und verstehen sich doch, weil sie Einen Glauben haben.

Schon ihr Herr selbst hat nicht mit denselben Worten von seinem Kreuz geredet. Er fordert auf, daß seine Jünger es auf sich nehmen, und er weiß, daß er sein Leben zu einer Erlösung für viele giebt. In jenen Abschiedsreden und im hohenpriesterlichen Gebet finden wir keines der Worte, die wir längst gewohnt sind zu vernehmen, wenn von Christi Kreuz die Rede ist, und doch sind sie nichts als lauter Verherrlichung seines Kreuzes. Sodann bei Paulus, im Hebräer-, in den Petrusbriefen, welche Vielstimmigkeit des Zeugnisses von diesem Kreuz. Er ist gestorben um unsrer Sünde willen; Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst; wir haben die Erlösung durch sein Blut; wir sind mit Christus gekreuzigt, der Sünde gestorben. Oder: Er hat Gehorsam gelernt an dem, das er litt; er ist einmal ins Heilige eingegangen, er hat mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden. Vollends wenn wir aus der Schrift heraustreten, wie ist im Laufe der Geschichte aus dem Munde aller, die unter dem Kreuze sich sammelten aus allen Völkern und Zungen, in mannigfaltiger Weise dies Kreuz gepriesen worden — von dem Vertreter der römischen Welt Augustin, von dem des germanischen Mittelalters Anselm, von Luther, von Zinzendorf, von Schleiermacher. Bald wird dieses, bald jenes Wort der Schrift vorangestellt und nach den Anschauungen der Zeit gedeutet. Daß Christus das ganze Gesetz erfüllt und die Strafe der Sünde an unsrer Statt erduldet, daß Gott uns wegen seines Gehorsams im Thun und Leiden rechtfertigt, dies sein Verdienst uns zurechnet, wie oft haben wir es alle vernommen im ersten Unterricht, in geweihten Stunden des Gottesdienstes, in den ehrwürdigen Sätzen der Abendmahlsfeier. Viele ernste Gedanken, viele fromme Bedenken haben gerade an diese Predigt vom Kreuz sich angeknüpft!

Doch nicht davon sei heute die Rede, es sollte nur hingewiesen werden auf die Thatsache, wie unendlich reich und vielfältig der Ausdruck ist für den Eindruck unter Christi Kreuz. Und es kann gar nicht anders sein, wenn wirklich dieses Kreuz bis an das Ende der Tage jedem neuen Geschlecht alles sein soll; wenn es dabei bleiben soll, daß die Verkündiger des Evangeliums, wie sein gewaltigster, nichts wissen als Christus, und diesen als den Gekreuzigten. In dieser Mannigfaltigkeit ist aber dennoch Einheit: so wenig in den einzelnen Ausführungen der Lehre, so viel in dem, was an ihr wirksam ist, Glauben zu wecken, weil es aus dem Glauben stammt.

Und was ist dieses Gemeinsame, ganz einfach ausgedrückt, sodaß jeder seinen Glauben darin finden kann, der wirklich unter Jesu Kreuz als unter dem Kreuze seines Herrn steht? Doch wohl ein dreifaches Einheitliches. Was finden wir? Wo finden wirs? Wie finden wirs? darf man in Anklang an ein Lutherwort fragen.

Was finden wir? Vergebung, ganze, freie Vergebung. Freie, aus lauter Gnade. Eben deswegen volle, allumfassende, die uns demütigt, indem sie uns erhebt, und die uns erneut, indem sie verzeiht. Im einzelnen erschließt sich dieser Reichtum der Gabe des Kreuzes jedem anders, nach seinem Bedürfnis, seiner Führung, seiner gottgesteckten Aufgabe im Reich Gottes. Aber irgendwie erschließt sie sich jedem, der sie empfängt, ganz und im tiefsten Grunde gleich; denn diese Verzeihung und Erneuung, diese zudeckende und aufdeckende und befreiende Wirkung des Kreuzes ist eine und dieselbe, weil unser Gott, der in Christus uns nahekommt, die Liebe, die heilige Liebe ist.

Damit sind wir schon beim Zweiten. Wo finden wirs? Bei Christus, bei dem Gekreuzigten allein. In Ihm ist diese Liebe Gottes, von der wir sonst nicht einmal reden könnten, wirklich, wirklich mitten in dieser Welt, anschaulich in seinem am Kreuze vollendeten Liebesleben; dies Kreuz ist ihr reinster Spiegel, ihr höchstes Siegel. Und dann drängt sich von selbst ein andrer Gedanke auf, wie ein andrer Strahl derselben Wahrheit: weil diese Liebesoffenbarung sein Werk ist, seine Liebesthat, weil er alles vollbracht hat, was der Vater ihm aufgetragen, so vertritt er uns vor Gott und ist unser Bürge vor Gott. Wir ahnen, daß der Vater uns liebt um seinetwillen, weil er alles gethan hat, damit wir ein herzliches Vertrauen fassen könnten zu des Vaters Liebe. So ruht denn des Vaters Liebe auf uns, nicht um dieses unsers Vertrauens willen als um unsertwillen, sondern um seinetwillen, der also sich dem Vater hingegeben hat. Und wir sind dankbar, daß wir uns einschließen dürfen in seine Hingabe, wenn unser Vertrauen so schwach und unsre Liebe so arm ist, und eben, wenn wir uns hinter ihm verbergen, haben wir gerade die einzige Kraft zum Glauben und zum Lieben.

Endlich: wie finden wirs? Durch die Rechtfertigung, durch seines Verdienstes Zurechnung, durch den Glauben, durch Wort und Sakrament — vielerlei Antworten, und doch eigentlich eine einzige. Die Hauptsache ist doch dies Eine, Einzige, daß er selbst, der Gekreuzigte, uns ergreift mit seiner Liebe bis in den Tod, in der er des Vaters Liebe zu uns bringt und uns zum Vater führt, daß er Vertrauen zu dieser Liebe in uns schafft.

Damit aber sind wir von selbst, wenn wir die Gedanken erwägen, die uns unter Christi Kreuze bewegen, zu dem Eindruck zurückgekehrt, von dem wir ausgingen, zu dem schlichten „Schau her, hier steh ich Armer.“ Wir verstehen, warum ein andrer unter diesem Kreuze bekannt hat: „Ich bin durch manche Zeiten, wohl gar durch Ewigkeiten in meinem Geist gereist. Nichts hat mirs Herz genommen, als bis ich angekommen auf Golgatha. Gott sei gepreist.“ Th H

## Das Wesen des Christentums im Spiegel des evangelischen Kirchenliedes

### 3. Das Kirchenlied und das „Christentum“

Wir beginnen diesen zweiten Abschnitt mit der schwerlich widersprochnen Behauptung, daß der Eindruck davon, was es eigentlich um das „Christentum“ sei, sich am tiefsten und reinsten in den geistlichen Gesängen, die aus dem innersten Gefühlsleben eines im Glauben seiner Kirche stehenden frommen Liederdichters herausgeboren sind, wiederspiegle. Denn einen unmittelbareren, weniger reflektirten und weniger durch dogmatische und andre Erwägungen beeinflußten und getrübten Eindruck der genannten Sache kann es nicht geben, als wenn die von Gottes Hand selbst gestimmten Saiten eines ebenso kindlich lauteren als tiefergriffenen Dichtergemütes in mächtigen, christlichen Akkorden erklingen.

Man mag in der vielumstrittenen Frage nach dem „Sitze“ der Religion in der menschlichen Seele es mehr mit Schleiermacher halten, wonach die Frömmigkeit wesentlich eine Bestimmtheit des Gefühls ist, oder mehr zu Ritschl neigen, nach dem die von der Religion festgestellten Wirkungen Gottes in den drei Funktionen des Fühlens, Erkennens und Wollens als dem „Umkreis der Wirklichkeit des geistigen Lebens“ zur Wahrnehmung kommen: das wird der unbefangenen Beobachtung des religiösen Lebens sich immer wieder als Thatsache aufdrängen, daß das Gefühl fundamentaler ist für die subjektive Religiosität als die beiden andern Funktionen, daß das Gottesgefühl die „unmittelbarste Erscheinung wirklicher Frömmigkeit im Subjekt“ ist, und daß alle Glaubenssätze in letzter Linie aus einem Gefühls-(Wert-)urteil entspringen und in einem „persönlichen gefühlsmäßigen Beteiligtsein“ des frommen Subjekts beruhen.*)

Ist das aber richtig, so werden eben (neben den Gebeten und noch mehr als sie) die unreflektirten Aeußerungen eines im Zentrum der Seele aufs tiefste ergriffenen frommen Dichtergemüts am unmittelbarsten und reinsten den Eindruck zurückstrahlen, den das Gefühl des Dichters vom „Christentum“ empfangen hat.

Daß unter diesen gottbegnadigten klassischen Zeugen für das eigentliche Wesen des „Christentums“ die Liederdichter der evangelischen Kirche obenan zu stehen haben, bedarf für unsre Leser wohl keiner näheren Begründung. Auch das wird sofort zugestanden werden, daß unter den durch ebenso tiefe als lautere evangelische Frömmigkeit ausgezeichneten und in innerster Seele vom Geiste Christi und seines Evangeliums erfaßten evangelischen Liederdichtern der auch poetisch so hochbegabte Paul Gerhardt eine königliche Stellung einnimmt und nur neben Luther genannt werden kann. Ihm sei daher für unsre Frage das Wort gegeben; mit andern Worten: einige seiner vortrefflichsten geistlichen Lieder sollen uns das Material bieten, an dem wir die Richtigkeit unsrer Auffassung vom Wesen des Christentums (Evangeliums) als der dem Menschen vermöge selbständiger Aneignung innegewordenen Gotteskraft zur Seligkeit zu bewähren gedenken.

Vorausgestellt seien einige seiner geistlichen Lieder, die, weil ihnen die besondre Bezugnahme auf die christlichen Heilsthatsachen und auf bestimmte kirchliche Feste abgeht, unter die allgemeine Rubrik der „christlichen Lob- und Danklieder“ zu bringen sind.**)

In dem Liede „Nun danket all“ spricht Vers 5 die Bitte aus:

Er (Gott) gebe uns ein fröhlich Herz,
Erfrische Geist und Sinn.

Das kann aber der ewig reiche Gott, weil nach dem Liede „Ich singe dir“ (Vers 2):

Ich weiß, daß du der Brunn der Gnad
Und ewge Quelle seist,
Daraus uns allen früh und spat
Viel Heil und Gutes fleußt,

und weil der Herr für die Christenseele „Schatz, Erb und Teil, Glanz und Freudenlicht“ ist (ebendaselbst Vers 14).

*) Vgl. hierzu die vortreffliche Ausführung Friedrich Nitzschs in seinem Lehrbuch der evangelischen Dogmatik, Bd. I, S. 108 bis 115. — Wir wollen diese Gelegenheit nicht versäumen, alle nach Klarheit in religiösen Dingen verlangenden gebildeten „Laien“ auf dieses den gemachten Einwänden zum Trotz viel Vortreffliches enthaltende Buch nachdrücklich aufmerksam zu machen.

**) Wir folgen dabei der Redaktion, die der als Hymnologe rühmlich bekannte selige Dr. Franz Schwabe in seinem „Evangelischen Brevier in Lied und Gebet. Zweite Auflage. Friedberg i. H. (bei Scriba) 1873“ den von uns anzuführenden Paul Gerhardtschen Liedern gegeben hat.

Es folgen nunmehr einige Gesänge „für besondre Zeiten, Stände und Verhältnisse.“ In seinem herrlichen Sommerliede „Geh aus, mein Herz“ tragen die beiden Schlußverse die weihevolle Bitte vor:

Hilf nur und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe.
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad
In meiner Seele früh und spat
Viel Glaubensfrucht erziehe.
Mach in mir deinem Geiste Raum
Laß mich als einen guten Baum
Am Lebenswasser grünen.
— — — — — — — — —

Aehnliche Klänge ertönen in dem köstlich-frischen Morgenliede „Die güldne Sonne,“ worin von Gott, der nach Vers 10 „das Größte, das Schönste, das Beste, das Süßste und Allergewißste“ ist, in Vers 8 als christlicher Erfahrungssatz ausgesprochen wird:

Sein Heil und Gnaden,
Die nehmen nicht Schaden,
Heilen im Herzen
Die tötlichen Schmerzen,
Halten uns zeitlich und ewig gesund.

Und einen verwandten Gedanken spricht endlich — wenn auch nicht in so erhabenen Worten — auch das Sterbelied „Ich bin ein Gast auf Erden“ (in den Versen 8 und 10) von Gott aus.

Den bisherigen Paul Gerhardtschen Gesängen schließen wir noch einige seiner Festtagslieder an, in denen der von uns bezüglich der Auffassung vom Wesen des Christentums durchgeführte Gesichtspunkt durchaus nicht zurücktritt, wie man es doch bei der hier naturgemäßen Bezugnahme auf (heils-)geschichtliche Thatsachen eigentlich erwarten sollte.

Gleich das erhabene Adventslied „Wie soll ich dich empfangen?“ ist ganz von diesem Gedanken durchtränkt. Es heißt in Vers 3:

Als Leib und Seele saßen
In ihrem größten Leid,
— — — — — — — —
Bist du, mein Heil, gekommen
Und hast mich froh gemacht.

Dieser Heiland schenkte dem „von schweren Banden losgemachten“ Menschen „großes Gut,“

Das sich nicht läßt verzehren,
Wie irdscher Reichtum thut.

Er „labt“ und „tröstet“ die Herzen, er

Ist voller Lieb und Lust,
All Angst und Not zu stillen,
Die ihm an euch bewußt.

Er, der in seinem „getreuen Lieben“ aller Welt „große Jammerslast fest umfangen hat,“ kommt den Sündern

Zum Trost und wahren Heil,

und er erscheint:

Mit Gnad und süßem Lichte
Dem, der ihn liebt und sucht.

Und dieser nämliche Heiland verleiht — nach dem andern Adventsliede „Warum willst du draußen stehen?“ — dem Gemüte, das sich „ihm öffnet“ und „sich ganz zu seiner Ruh giebt,“ der Seele, die „ihm klagt, was sie drückt und quält,“ Frieden und rechte Ruhe, er heilt als „Helfer in der rechten Zeit“ die Herzen „von den Wunden, die mich schmerzen,“ und kann daher vom Dichter (in Vers 5) gepriesen werden:

Aller Trost und alle Freude
Ruht in dir, Herr Jesu Christ,
Dein Erfreuen ist die Weide,
Da man erst recht fröhlich ist.
Leuchte mir, o Freudenlicht,
Ehe mir mein Herze bricht.
Laß mich, Herr, an dir erquicken,
Jesu, komm, laß dich erblicken!

Ganz der nämliche Geist leuchtet uns entgegen aus den beiden Weihnachtsliedern „Ich steh an deiner Krippe hier“ und „Fröhlich soll mein Herze springen.“ In jenem hat der Gedanke des „Christentums“ als innegewordener Gotteskraft einen geradezu klassischen Ausdruck gefunden, indem vom Heiland, der

Sucht meiner Seele Trost und Freud
Durch sein selbsteignes Herzeleid,

in unübertrefflich herrlicher Weise gesagt wird (Vers 3 — 4):



Ich lag in tiefer Todesnacht,
Du wurdest meine Sonne,
Die Sonne, die mir zugebracht
Licht, Leben, Freud und Wonne.
O Sonne, die dies werte Licht
Des Glaubens in mir zugericht,*)
Wie schön sind deine Strahlen!
— — — — — — — —
O daß mein Sinn ein Abgrund wär,
Und meine Seel ein weites Meer,
Daß ich dich möchte fassen!

In ganz gleicher Linie, wenn auch nicht in der nämlichen Höhe, liegt die Aufforderung des zweitgenannten Weihnachtsliedes (Vers 5):

Liebt den, der vor Liebe brennet,
Schaut den Stern,
Der uns gern
Licht und Labsal gönnet,

und die Einladung, zu dem, der „in Eil machet heil auch die tiefsten Wunden,“ gläubig herzuzukommen (Vers 8):

Die ihr arm seid und elende,
Kommt herbei, füllet frei
Eures Glaubens Hände.
Hier sind alle guten Gaben
Und das Gold, dran ihr sollt
Eure Herzen laben.

Auch in einem dritten seiner Weihnachtslieder „Wir singen dir, Immanuel“ schlägt der gleiche Hauptton kräftig durch, so gleich am Anfang, wo Christus als „Lebensfürst und Gnadenquell,“ als „Himmelsblum und Morgenstern,“ durch den also die Gotteskräfte des Evangeliums sieghaft in die Menschheit eingetreten sind, gepriesen, und von dem „größten Menschenfreund“ gesagt wird (Vers 7):

Du bist der Ursprung aller Freud
Und duldest so viel Herzeleid;

und dann in Vers 12:

Du machst mich alles Jammers frei,
Du trägst den Zorn,
Du würgst den Tod,
Verkehrst in Freud all Angst und Not.

Selbst in dem Neujahrsliede „Nun laßt uns gehn und wandern,“ wo man es doch weniger erwarten sollte, tritt der uns leitende Gesichtspunkt mit wunderbarer Schärfe und Klarheit zu Tage. Dort wird von dem „Hüter unsers Lebens,“ dessen „Gnadensonne allen scheint,“ und der als „der Brunnen unsrer Freuden den hochbetrübten Seelen fröhliche Gedanken giebt,“ mit herzerquickender Innigkeit gesungen (Vers 3 — 4):

Denn wie von treuen Müttern
In schweren Ungewittern
Die Kindlein hier auf Erden
Mit Fleiß bewahret werden:
Also auch, und nicht minder,
Läßt Gott ihm seine Kinder,
Wenn Not und Trübsal blitzen,
In seinem Schoße sitzen,

und es wird auf Grund der erfahrenen seligen Kindesgemeinschaft an „unsers Lebens Leben“ die Bitte gerichtet (Vers 12):

Und endlich, was das Meiste,
Füll uns mit deinem Geiste,
Der uns hier herrlich ziere
Und dort zum Himmel führe.

Es schließen sich zwei ergreifende Passionslieder Gerhardts an. In dem bekannten „O Haupt voll Blut und Wunden“ schlägt der Dichter Töne an, in denen alles unter den Gesichtspunkt einer von Christus, als dem persönlichen Inbegriff aller erlösenden, sündenvergebenden und versöhnenden göttlichen Wirkungen, ausgehenden Gotteskraft gestellt erscheint. Es heißt in Vers 4:

Von dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel Guts gethan:
Dein Wort hat mich gelabet
Mit süßer Gnadenkost,
Dein Geist hat mich begabet
Mit reichem Himmelstrost.

Und den Dank an den Spender solcher reichen „Gnadenkost“ spricht in Form eines Gelübdes der vierte Vers des andern Passionslieds „Ein Lämmlein geht“ in ebenso ergreifenden als erhabenen Ausdrücken aus:

*) Also auch bei Paul Gerhardt der „Glaube“ als vom Lichte Christus aus- und in den Menschen eingestrahltes Licht oder als übertragene Gotteskraft!

Mein Lebelage will ich dich
Aus meinem Sinn nicht lassen;
Dich will ich stets, gleich wie du mich,
Mit Liebesarmen fassen.
Du sollst sein meines Herzens Licht,
Und wenn mir auch mein Herz zerbricht,
Sollst du mein Herze bleiben!

Die volle Bestätigung des bisher über Gerhardts Auffassung vom Wesen des „Christentums" Gesagten geben schließlich noch zwei seiner Pfingstlieder. In dem Gesang „Zeuch ein zu deinen Thoren" wird der heilige Geist unvergleichlich schön und wahr bezeichnet als „ein Geist der Freuden, der mit Trauern es nicht hält," vielmehr „im Leiden mit seines Trostes Licht uns erleuchtet," als ein Geist der Liebe, ein „Freund der Freundlichkeit" und als „Feind der Feindschaft," der „den bösen Geist vertreibt" und statt dessen neue „Liebesflammen" weckt und, die „Menschenherzen wendend, giebt seine Gnad zu Fried und Liebesbanden." Und dieser die „Gemüter mit reiner Glaubenszier erfüllende" heilige Geist wird kindlich-innig gebeten (Vers 2):

Zeuch ein, laß mich empfinden
Und schmecken deine Kraft,
Die Kraft, die uns von Sünden
Hilf und Errettung schafft;
Entsündge meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiste
Dir Ehr und Dienste leiste,
Die ich dir schuldig bin.

In dem noch herrlicheren andern Pfingstliede aber „O du allersüßste Freude" heißt es vom heiligen Geiste, diesem „allerschönsten Licht," das „uns in Lieb und Leide unbesuchet lässet nicht," in unübertrefflicher Charakteristik (Vers 3):

Du wirst als ein milder Regen
Ausgegossen von dem Thron,
Bringst uns nichts als lauter Segen
Von dem Vater und dem Sohn.

Und es wird auf Grund dessen die Bitte an ihn gerichtet:

Laß doch, o du werter Gast,
Gottes Segen, den du hast
Und verwaltst nach deinem Willen,
Mich an Leib und Seel erfüllen,

und dann weiter in Vers 5 gebeten:

Mache du, o Gnadenquell,
Meine Seele rein und hell!

Aber immer höher hinauf dringt das tieferregte innere Leben des heiligen Sängers, bis seine betende Seele in Worte sich ausströmt (Vers 8 und 9), wie sie selten ergreifender aus heiligem Dichtermunde erklungen sind, und die daher auch diese Uebersicht abschließen sollen:

Brich des bösen Fleisches Sinn,
Nimm den alten Willen hin,
Daß er sich in dir erneue,
Und mein Gott sich meiner freue.
Sei mein Retter, führ mich eben;
Wenn ich sinke, sei mein Stab;
Wenn ich sterbe, sei mein Leben;
Wenn ich liege, sei mein Grab;
Wenn ich wieder auferstehe,
O so hilf mir, daß ich geh
Hin, wo du in ewgen Freuden
Wirst die Auserwählten weiden!

Was uns aus dem Munde des neutestamentlichen Hauptapostels als das Wesen des „Christentums" (Evangeliums) bezeichnet wurde, und was uns als geschlossenes Gesamtbild aus den echtesten Worten des Herrn selbst in dieser Hinsicht entgegentritt: das wird uns nun durch den königlichen Sänger der evangelischen Kirche in reichster Fülle bestätigt. Das „Christentum" ist seinem tiefsten Wesen nach kein System von Lehren und Wahrheiten, keine mit dem Begriffe Gottes als des moralischen Welturhebers verbundene Morallehre, keine eigentümliche Deutung des Verhältnisses der Menschen zu Gott und der Welt, überhaupt keine Gottesanschauung und Weltbeurteilung, sondern nicht mehr und nicht weniger als: dem Menschen durch frei-selbständige Aneignung innegewordene Gotteskraft, die in der Person Christi geschichtlich in die Welt eingetreten ist, und die in einer unerschöpflichen Fülle von Wirkungen im individuellen wie im Gemeinschaftsleben sich auswirkt.

Vor einem solchen „Christentum" nach seinem ursprünglichen Sinn und Begriff können und werden auch die „Gebildeten" sich anerkennend beugen; denn ein solches können sie, wenn sie nur den überwältigenden Wirkungen jener Gotteskraft sich unterstellen, an sich erfahren. Vor einer ihnen als die denkbar höchste und beste vordemonstrirten „christlichen Weltanschauung" dagegen mit so und so vielen angeblich „notwendigen" Gliedern werden sie sich niemals verneigen, zumal wenn sie sehen, wie die Theologen selbst über die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit dieses oder jenes „notwendigen Gliedes" der christlichen Weltanschauung sich bitter streiten.

Der Weg zu Christo führt nun einmal nicht durch den Kopf zum Herzen und dann zum Gottessohne, sondern unmittelbar aus dem von der überwältigenden Gotteskraft des Evangeliums ergriffenen Herzen heraus zum Heiland und durch ihn zu Gott.*)

Ist erst einer einmal „in Christo," d. h. ein Christ, so wird er, schauend mit den Augen Christi, sich seine „Weltanschauung" — einfacher oder kunstvoller, je nach Vermögen und Bedürfnis — schon von selber aufbauen. W Wfb

*) Man vgl. doch nur Stellen wie Luk. 11, 36; Mark. 4, 21 ff.; Matth. 5, 15 f.; Luk. 12, 54 ff.; Matth. 11, 25—27; Luk. 10, 23—24.



## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 7. Zwei Laien

A. Hilf mir, mein Freund, ich bin in so großen Zweifeln! Ich verstehe so vieles nicht! Da ist die Abendmahlslehre — Der Herr Pfarrer B. faßt sie so auf, der Herr Professor Z. wendet sie ganz anders. Die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit ist dem gar nichts, jenem alles. Ich lese nun auch katholische Schriften, ich meine, da sei alles viel einheitlicher und viel bestimmter gesagt.

B. Lieset du denn auch in dem Neuen Testament?

A. Du fragst? Ich suche und forsche ja täglich darin, weil mich die innere Unruhe und der Zweifel peinigt und schüttelt.

B. Da du im Neuen Testament lieset, wie du sagst, so hast du ja wohl auch bemerkt, was der Herr Christus nicht sagt?

A. Was er nicht sagt, das sollte mich aufklären und trösten?

B. Ja, trösten, frohmachen und aufklären! Der Herr sagt nicht: Wenn du selig werden willst, so zerbrich dir den Kopf über meine Einsetzungsworte; wenn du selig werden willst, so mußt du zur Frage, ob ihr im Fleische auferstehen werdet, Stellung nehmen; wenn du selig werden willst, so vergleiche zwanzig Meinungen und dreißig Bücher!

A. Ja, das sagt er nicht!

B. Nun sieh, wie leicht es ein Christ hat! Wie vieles er nicht thun und nicht wissen muß! Der Herr sagt dir aber, wie du leben sollst, damit du selig werdest.

A. Wie ich leben soll!

B. Und darum ist mein Rat: Lebe du, was du von des Herrn Worten und Lehren leben kannst, und was du nicht leben kannst, das überlasse in Demut und hoffend der Einsicht, die dir dereinst in dem Lande, in dem es keine Rätsel giebt, aufgehen wird.

A. Und die Dogmen? Die Dogmen!

B. Auch da lebe daraus, was sich leben läßt; den Rest überlasse denen, die sie verstehen.

A. Habe Dank, mein Freund; ich will das zu thun versuchen, was dir dein Gemüt so zuversichtlich gemacht hat!

## Kardinal Newman

### 1

Der im August in Birmingham gestorbene Kardinal Newman ist eine merkwürdige, ich möchte sagen rätselhafte Erscheinung auf dem Gebiete des religiösen Lebens, die wohl eine eingehende Betrachtung verdient. Fünfundzwanzig Jahre war er ein eifriges

Mitglied seiner anglikanischen Kirche und hat unzweifelhaft viel beigetragen zur Verinnerlichung des religiösen Lebens, zur idealeren Auffassung des geistlichen Berufes, zur Klärung der Begriffe; und fünfundzwanzig Jahre hat er dann noch der katholischen Kirche gedient. Seltsamerweise auch haben beide Kirchen ihn hoch verehrt, die anglikanische, in welcher der Groll gegen ihn sich bald legte, fast mehr als die Kirche seiner Wahl. Den Eindruck wenigstens gewinnt man, wenn man auf die reiche Litteratur hinblickt die in den kurzen Monaten nach seinem Scheiden über ihn entstanden ist. Sie wirft lehrreiche Lichter nicht minder auf die Beurteiler als den Beurteilten. Die englische Kirche umschließt eben ungeheure Gegensätze und erträgt den romwärts gerichteten Ritualisten so gut wie den Niederkirchlichen, der in jeglichem Kirchenwesen nur Notbehelf sieht. Alle jedoch, die über Newman schreiben, haben auf seine religiöse Selbstbiographie: Apologia pro vita sua als das unentbehrliche Handbuch zurückzugreifen.

Er war der Sohn eines Londoner Bankiers und genoß die sorgfältigste Erziehung in religiöser wie andrer Beziehung. Seine Umgebung war durchaus evangelisch. Er hat überhaupt nie mit oder unter Katholiken gelebt. Daß er früh tiefe religiöse Eindrücke erhalten, erwähnt er selbst; außerdem aber drei kindliche Eigentümlichkeiten, die zweifellos für die spätere Entwicklung des Mannes bedeutsam sind. Er sagt, er habe lange Zeit den dringenden Wunsch gehabt, die Märchen der Tausend und einen Nacht möchten wahr sein, denn:

Meine Phantasie beschäftigte sich am liebsten mit übernatürlichen Einwirkungen und unbekannten Kräften .... Umgekehrt aber kam es mir oft vor, als sei das Leben nur ein Traum und diese ganze Welt nur eine Täuschung; als verhüllten meine Engelgespielen im Scherz ihr Angesicht vor mir und neckten mich mit dem Wahn einer materiellen Welt. Auch war ich sehr abergläubisch und schlug im Dunkeln eifrig das Kreuz....

Also die Freude am Phantastischen, Unwirklichen, und wiederum das Verlangen, die Wirklichkeit in Hirngespinste aufzulösen, die dann natürlich leicht ins Abenteuerliche und Unheimliche hinüberspielten, waren ihm eigen. Bei seiner großen dichterischen Beanlagung sieht man sofort, wie ohne strenge Selbstzucht den Einflüssen, denen er später erlag, der Zugang eröffnet war.

Fünfzehnjährig beschäftigte ihn die Kalvinische Lehre von der Gnadenwahl, und seine Geschichtslektüre brachte ihm die ersten Eindrücke des Papsttumes, das ihm gerade um ihrer Stärke willen als der Antichrist erschien. Eben damals auch regte sich in ihm der Gedanke, sein Leben ehelos zu verbringen, weil ein höherer Beruf, etwa in der Heidenmission, ihn an der Schließung einer Ehe hindern würde. Ohne Kampf scheint sich ihm dieser Gedanke zum Entschluß entwickelt zu haben; denn in den zwanziger Jahren nennt er ihn unerschütterlich, und man empfindet später in seiner Darstellung nicht die leiseste innere Schwankung. Es ist, als schliefe diese Seite des menschlichen Empfindens bei ihm gänzlich, und dies hat gewiß auch seine prinzipielle Stellung zum Cölibat stark beeinflußt.

Wenn man später den Priester des Oratoriums zu seinen Schülern sagen hört: „Ich habe die Frauen nie leiden können, es sind samt und sonders in meinen Augen arge Lügnerinnen," so kann man darauf eigentlich nichts erwiedern. So würde jeder Heilige der Thebais geredet haben. Seltsam nur, daß das Neue Testament anders spricht. Eine volle, echte Liebe, wie sie das christliche Germanentum auffaßt, ist ihm demnach eine unverständliche Sache, und die Ehe sinkt ihm herab in dem Maße, als ihm die Ehelosigkeit der höhere und reinere Stand erscheint.

Während seiner Studienzeit in Oxford kam er mit allen bedeutenden Männern seiner Umgebung in Berührung. Er sucht sich aber mit sicherem Instinkt nur was ihm paßt heraus, ohne die andern Strömungen an sich herankommen zu lassen. So klingt es wenigstens in der Apologie. Als ersten Erwerb nennt er die Baptismal Regeneration, die magische Wirkung des Taufaktes, welche er gegen die Gnadenwahl eintauscht. Als zweiten — und das ist wohl der Grundpfeiler des zu errichtenden Baues — das Verständnis für die Tradition:

Die heilige Schrift ist keineswegs dazu gemacht, das Dogma zu



lehren, sondern nur es zu beweisen. Wollen wir ihren Lehrgehalt erfassen, so gilt es ihn da zu schöpfen, wo die Kirche ihn niedergelegt hat, z. B. im Katechismus, den verschiedenen Glaubensbekenntnissen u. s. w. Damit ausgerüstet dürfen wir dann deren Wahrheit an der Schrift prüfen. . . .

Ein anderer Theologe lehrte ihn die Bedeutung der apostolischen Succession, diesen ganz besonderen Artikel der anglokatholischen Partei, die Lehre von der magischen Kraft, die in ununterbrochener Folge seit der Apostelzeit durch den Ordinationsakt auf die Priesterkaste, und nur auf sie, niederströmt.

Einer der bedeutendsten Geister der Universität war der fromme Keble, der Dichter des Christian Year, des noch heute beliebtesten erbaulichen Gesangbuches.

Er lehrte mich das sakramentale System, d. h. daß die materiellen Dinge zugleich Typen und Werkzeuge der unsichtbaren Wirklichkeit seien; eine Lehre, die im vollsten Sinn verstanden nicht nur umfaßt, was Anglikaner und Katholiken in Betreff der eigentlichen Sakramente glauben, sondern ebensogut in Betreff der Gemeinschaft der Heiligen und aller Geheimnisse des Glaubens. Aus Bischof Butlers Analogy aber nahm er die Lehre von der sichtbaren Kirche, die das Orakel der Wahrheit und das Muster der Heiligkeit zugleich ist.

Wie es bei einem so ungewöhnlich reich beanlagten Jüngling wie Newman natürlich war, sammelte sich ein zahlreicher Kreis jüngerer Freunde um ihn. Er sagt mehrmals, daß nicht er sie, sondern sie ihn gesucht haben. Einer der Hervorragendsten war Hurrell Froude, den er uns als einen genialen, Geist sprudelnden Mann schildert, dessen zartes körperliches Leben vom Feuer der inneren Arbeit vor der Zeit verzehrt wurde. Ihm galt nicht die primitive, sondern die mittelalterliche Kirche als Ideal. Er haßte die Reformation ebenso sehr wie er die römische Kirche bewunderte. Bei der innigen Freundschaft, die sie verband, übertrug er naturgemäß sein Denken auf Newman und legte Keime, die erst langsam nach seinem Tode aufgingen.

Er lehrte mich mit Bewunderung auf die römische Kirche schauen und in demselben Maße den Reformatoren meine Abneigung zuwenden. Er gründete tief in meiner Seele die Verehrung für die allerseligste Jungfrau und führte mich allmählich zum Glauben an die wirkliche Gegenwart des Herrn im Meßopfer.

Ueber die Engel bildet er sich selbst eine eigene phantastische Lehre, die er auf die alexandrinische Schule zurückführt, die aber offenbar in seiner Dichternatur wurzelt und in dem Verlangen, dem Abstrakten zu entfliehen und das Persönliche im Universum recht lebendig zu erfassen, wie er es selbst erklärt.

Der ausgesprochen konservative Zug seines Wesens fand in den damaligen Kämpfen in Staat und Universität reiche Nahrung und entwickelte sich dabei zum entschiedenen Haß gegen den Liberalismus. Einmal sagt er:

Diesen als das anti-dogmatische Prinzip zu bezeichnen ist viel zu wenig.

Er war ihm offenbar die Negation der heiligsten Güter der Menschheit.

Im Jahre 1832 machte er mit dem kranken Freunde Froude und dessen Vater eine Reise nach Italien. Seltsamerweise suchte er keine Fühlung mit den päpstlichen Kreisen.

Ich sah nur die äußere Seite; vom verborgenen Leben katholischer Christen wußte ich nichts. Im ganzen beherrschte mich das Gefühl: alles ist göttlich, nur nicht die menschliche Zuthat. Ich fühlte mich ungemein vereinsamt. Was ich von England — unvollkommen und unregelmäßig genug — erfuhr, reizte und verdroß mich. Ueber den Sieg der liberalen Sache ärgerte ich mich sehr. Mein Zorn gegen die Liberalen war groß. In Algier lag ein französisches Schiff, ich wollte aber seine dreifarbige Fahne nicht einmal ansehen. Auf der Rückreise blieb ich in Paris vierundzwanzig Stunden liegen, schloß mich aber beharrlich in der Stube ein, sodaß ich die schöne Stadt nur aus dem Postwagen sah.

Es scheint, daß er sich schon in Rom von seinen Begleitern getrennt hatte. Jedenfalls ging er allein nach Sizilien, wo er schwer erkrankte. An einen tötlichen Ausgang glaubte er jedoch selbst keinen Augenblick; das Gefühl, in England erwarte ihn eine große Aufgabe, hielt ihn aufrecht. Auf der Heimreise dichtete er das folgende sehr beliebte Lied, das noch immer in den anglikanischen Kirchen gesungen wird:

O leit mich, göttlich Licht, durchs Dunkel rings umher,
Leit du mich an der Hand!
Die Nacht ist schwarz, ich find mich heim nicht mehr,
Leit du mich an der Hand!
Seh ich vor mir auch nichts, als nur den nächsten Schritt,
Führst du den zagen Fuß, geh ich vertrauend mit!

Wie anders war doch einst mein Sinn; nie suchte ich
Die väterliche Hand!
Ich ging auf selbstgewähltem Pfad, jetzt bitt ich dich,
Leit du mich an der Hand!
Ich liebt die Welt, den Glanz -- trotz innerm Widerstreit
Mit meinem bessern Selbst! Denk, Herr, nicht jener Zeit!

Bis hierher brachtst du mich durch deiner Gnade Schein,
So führ mich jetzt aufs neu,
Seis auch auf dorngem Weg durch rauhes Felsgestein,
Bis daß die Nacht vorbei!
Bis aus dem Dunkel schwebt der Englein süßer Chor,
Die ich dereinst geliebt und lange schon verlor!*)

Bei seiner Rückkehr im Jahre 1833 fand er die Oxforder Bewegung schon im Gange. Man machte ihn zum Herausgeber der berühmten Tracts for the Times, deren viele er auch selbst schrieb.

Ich hatte ein sieghaftes Vertrauen zu unsrer Sache. Wir traten für das primitive Christentum ein, das durch die Zeugnisse der ältesten Kirchenlehrer für alle Zeiten feststand und in den anglikanischen Glaubensdokumenten niedergelegt war. Freilich hatten die politischen Wandelungen der letzten hundertfunfzig Jahre diese alte Religion dem Erlöschen nahegebracht. Um so dringender galt es, sie wiederzubeleben. Die unsrige sollte eine zweite Reformation sein, eine bessere sogar, da wir nicht zum sechzehnten, sondern zum siebzehnten Jahrhundert zurückkehren wollten. Keine Zeit war zu verlieren, denn die Whigs thaten ihr Aergstes und die Rettung mochte zu spät kommen. . . .

Die bestehenden Kirchenparteien verachtete er gründlich.

Mein Verhalten war deshalb eine Mischung von grimmiger Schärfe und Ironie. . . . Es erheiterte mich höchlich, von einem Bischof zu hören, der einen der früheren Trakts über die apostolische Succession gelesen hatte und nicht mit sich einig werden konnte, ob er die Ansicht teile oder nicht. . . Als einer ohne jedes Arg an eine Zeitung die Bemerkung einsandte, das Sacrificium der heiligen Eucharistie in meinem Trakt müsse ein Druckfehler sein, es solle wohl heißen das Sacrament, erschien mir dieser Irrtum zu anmutig, um ihn unaufgefordert zu verbessern.

Das war um 1834. Seltsam, daß noch elf Jahre vergehen sollten, ehe er in die alleinseligmachende Kirche einging. Er selbst sagt zur Erklärung, daß er sich an bestimmte Gebräuche der katholischen Kirche, z. B. an ihren Mariendienst gestoßen, aber dennoch um ihres ehrwürdigen Alters, um ihrer majestätischen Einheit und Unwandelbarkeit willen „eine sehnsüchtig verlangende Liebe zu ihr als der Mutter der anglikanischen Kirche empfunden habe."

In dieser inneren Bedrängnis versuchte er einen Mittelweg im Anschluß an die von ihm verehrten katholisirenden Theologen des siebzehnten Jahrhunderts. Den klassischen Ausdruck dafür fand er in seinem berühmten Trakt 90 über die Reservatio mentalis beim Unterzeichnen der 39 Artikel.

Diese Glaubensartikel enthalten das Bekenntnis der englischen Staatskirche und sind aus der Augsburger Konfession des Jahres 1530 entstanden. Die ursprünglichen 13 Artikel des Jahres 1538 hatten sogar deren Wortlaut beibehalten. Die weitere Ausarbeitung geschah später mit Hilfe der Württemberger Konfession, jenes Kompendiums, Repetitio Confessionis Augustanae genannt, das 1552 vom württembergischen Gesandten dem Konzil von Trient vorgelegt ward. Von jener Zeit an ist es üblich, daß jeder Student der beiden mittelalterliche Formen sorgfältig wahrenden Universitäten und natürlich jeder Dozent sie zu unterschreiben hat. Wenn nun Newman in seinem Trakt vorschlägt, sie nicht im Sinn der Verfasser, sondern in einem verborgenen Sinn des Unterzeichners, je nachdem er meint, die alte Kirche würde sie verstanden haben, zu unterschreiben, so erscheint dies auf den ersten Blick als ein Meisterstück des Jesuitismus, als eine ungeheuerliche Lüge. Denn wenn man den Gedanken auf die Spitze treibt, lautet er, daß man unterschreiben möge, die Messe sei ein Greuel vor Gott, während man innerlich an das Missale und Breviarium Romanum glaubt. Bei längerem Studium des Mannes aber, bei dem Freund und Feind die geistige Schärfe und Aalglätte des Gedankens anerkennen, kommt man zu der Ansicht, daß es der letzte, verzweifelte Versuch war, sich in der anglikanischen Kirche zu erhalten, einen modus vivendi mit ihr zu finden. — Wie ein Mann erhoben sich alle evangelisch gerichteten Kreise gegen diese Zumutung. Der Bischof von Oxford verbot die Fortsetzung der

*) Die metrische Uebersetzung verdanke ich Fräulein C. Heintzerling in Darmstadt.



Trakts, und Newman zog sich in abwartender Stellung auf sich selbst zurück. Schon längere Zeit beschäftigte ihn das Studium der Arianer im vierten Jahrhundert, deren von ihm geschriebene Geschichte in England als Meisterwerk gilt. Während des Studiums identifizirte er die Parteien jener Zeit immer mehr mit denen der seinen, und als Reinerwerb blieb ihm zuletzt nur eine bewundernde Verehrung für die weltüberwindende, allen Stürmen trotzende katholische Kirche.

Es ist schwer für eine protestantische Natur sich in diese Irrgänge des Denkens hineinzufinden, zumal es eben lauter Denkprozesse sind, die nie vom Leben berichtigt wurden. Alles dies hat ein feiner Kopf auf der Studirstube ersonnen, ohne sich nur einen Tag in den Verkehr mit katholischen Kreisen zu begeben, ja ohne den Katholizismus je an Ort und Stelle beobachtet zu haben. Einer der unzähligen Nekrologe sagt:

Er wendete sich einer römischen Kirche zu, die nur in seiner Phantasie bestand.

Jedenfalls ist seine Vorstellung ihres Priesterstandes, ihres Cölibats, wie wir schon andeuteten, aus seiner unvollkommenen nordischen Natur entstanden. Wenn er später jegliche Interpellation über die aus dem Cölibat erwachsenden Mißstände einfach mit der Entgegnung niederschlägt, das sei der Welt, des Fleisches und des Teufels Schuld, nicht des Cölibats, so zeigt dies eben nur den virtuosen Dialektiker, dem Kingsley in der Form erlag, während er in der Sache recht behielt. Wie recht, hat Newman in einem bei des Gegners Tode geschriebenen Briefe selbst zugegeben, wenn er sagt, er habe sich nur in einen künstlichen Zorn hineingearbeitet:

Zahmheit war nicht am Platz. Ich wollte das Ohr des Publikums gewinnen und wußte keinen andern Weg. . . .

M S

## Das soziale Programm der evangelischen Kirche

Unter diesem Titel hat Pastor Naumann in Frankfurt im Herbst des letzten Jahres seine jüngste und reifste schriftstellerische Arbeit in die Welt gesandt.*) Der Inhalt dieses Buches kann als eine Antwort auf die Frage gelten, die als der leitende Gedanke das ganze starke jüngst besprochene Buch von Kunowskis durchzieht: In den sozialen Wirren der Zeit kann allein die Kirche mit ihrem Evangelium wahre Hilfe bringen; wird sie es thun? und wie, wann wird sie es thun?

Naumanns Buch ist wie gesagt eine Antwort auf diese suchenden Fragen, die immer lauter, immer vielstimmiger erklingen, oft von Lippen, die noch vor kurzem ganz andre Worte sprachen. Aber es ist nicht die einzige, kann es auf evangelischem Boden gar nicht sein. Der Grundzug des Charakters unsrer Kirche ist ein demokratischer. Jeder Bekenner hat Sitz und Stimme in der Versammlung der Gemeinde, im Verbande der Kirche. Jeder, Geistlicher und Laie, Mann und Weib, ist geladen, ist berufen mit zu raten, mit zu thaten, mit zu suchen nach dem Weg aus den Wirren der Zeit. Hier giebt nicht eine Stimme eines Heiligen den Ton an und den Ausschlag, hier klingen hundert verschiedene Stimmen neben und oft durch einander. Aus dem Gewirr der verschiedensten Meinungen heraus gestaltet sich so allmählich das sichere, allgemeingiltige Urteil, klärt sich das freudig erkannte und erstrebte gemeinsame Ziel ab. Es wird auch die Aufgabe unsrer kurzen Aufsätze**) sein, noch verschiedene solcher Meinungen, Ratschläge, Wegweiser zu hören und zu prüfen: sie werden nicht alle als gleich richtig, gleich wertvoll erkannt werden. Unter ihnen allen aber muß diese Naumannsche Arbeit als einer der gedankenvollsten, umfangreichsten Vorschläge an die Spitze gestellt und aufs dringendste dem Nachdenken und der Durcharbeitung vieler empfohlen werden.

Es ist eine Lust, das Buch zu lesen, mit seiner glänzenden Beredsamkeit, seiner prägnanten Darstellung, seinen packenden

*) Das soziale Programm der evangelischen Kirche. Erlangen und Leipzig. Deicherts Nachfolger. 172 S. 2 Mk.

**) Der Verfasser gedenkt in einer Reihe von Artikeln die hauptsächlichen neueren Schriften zur sozialen Frage zu besprechen. Vgl. in Nr. 4 den Artikel über Kunowski, Wird die Sozialdemokratie siegen?

Bildern, seinen aufblitzenden neuen Gedanken. Der Verfasser ist ein moderner Pastor vom Scheitel bis zur Sohle. Man verstehe dies recht. Seine Studienjahre fielen in die Zeit der Attentate, des Erlasses des Sozialistengesetzes, der großen kaiserlichen Botschaft; seine praktische theologische Lehrzeit hat er an der Geburtsstätte der Innern Mission, im Rauhen Hause, durchlebt; das Dorf seiner ersten Amtsjahre war von den Schloten der Fabriken auf der einen, der Kohlenbergwerke auf der andern Seite umgrenzt: das alles hat ihm einen besonders scharfen Blick für die Probleme des Tages, ein scharfes Ohr für die Wünsche und Forderungen des „vierten Standes," ein feines Gefühl für die neuen gewaltigen Strömungen gegeben, die, bisher meist unter der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens, vielen noch nicht erkennbar waren, aber gerade in den letzten Jahren deutlicher und stärker an das Tageslicht emporsteigen. Diese jüngste Schrift Naumanns zeigt das auf fast jeder ihrer Seiten. Er hat seine Freude an dem rasselnden Getriebe einer Fabrik, an dem bewegten Durcheinander der großen Bahnhöfe, dieser Frucht des Weltverkehrs, unter dessen Zeichen wir heute stehn. Auch diese moderne Entwicklung ist ihm ein Fortschritt, eine Notwendigkeit, ein Werk und Segen Gottes — ists Gottes Schuld, wenn sie heute noch durch menschliche Sünde für Hunderttausende zum Unsegen wird? Aber auch diesen Unsegen, die durch sie gezeitigten schreienden Gegensätze und Mißstände sieht Naumann, nennt sie beim Namen, deckt ihre Quellen auf, nicht um rückwärts zu schauen und das Vergangene, scheinbar Bessere erfolglos zurückzuwünschen, sondern um vorwärts zu sehen dem werdenden Neuen entgegen. Und von seiner festen, freien, im Evangelium gegründeten Position aus sagt er Reich und Arm furchtlos und freundlich gute und strenge Worte. Er scheut die Härte nicht, wenn es die Wahrheit gilt; er redet von Raub, wo Besitz und Bildung selbstsüchtig ausgenutzt werden; er tritt für den gerechten Anspruch der Niederen auf mehr Achtung, mehr Liebe, mehr Bildung und höhere Lebenshaltung ein, aber auch ihren ungerechten, dünkelhaften Forderungen entgegen, und fordert ein Gleiches von der evangelischen Kirche.

Das ganze Buch Naumanns ist ursprünglich als eine Reihe von Aufsätzen in Stöckers Deutscher Evangelischer Kirchenzeitung erschienen. Es lehnt sich in seinem Gedankengang an die 1885 geschriebene, in ihrer Art ausgezeichnete Denkschrift des Zentralausschusses für Innere Mission: „Die Aufgabe der Kirche und ihrer Innern Mission gegenüber den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart" an und kann als eine Paraphrase dieser bezeichnet werden. Aber in der Ausführlichkeit und Geschlossenheit, in der es sich präsentirt, ist das Buch dabei doch ein selbständiges Werk, dem man wohl überall das Streben anmerkt, die durch jene Anlehnung selbstgesteckten Grenzen treulich innezuhalten, das sich aber in seiner Auslegung und seinem Gesamtinhalte wohl kaum vollständig mit den Intentionen des Verfassers jener Denkschrift deckt und in den Konsequenzen weiter als diese geht.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle solche deutlich hervortretenden Unterschiede anzuführen, auch nur eine befriedigende Uebersicht über den Gehalt des 170 Seiten starken Büchleins zu geben. Dafür mag, um zu zeigen, welch eine — im guten Sinne — moderne Gedankenwelt und Weltoffenheit sich in ihm neben ernster evangelischer Frömmigkeit findet, welche klare, nüchterne, vorurteilslose Beurteilung und Schätzung der wirtschaftlichen Faktoren sich mit der bewußten Betonung und Geltendmachung sittlicher Grundsätze verbindet, einiges aus dem ausgezeichneten Kapitel über die Familie hier folgen.

Der Verfasser findet, aus den von ihm in der Denkschrift zusammengesuchten Sätzen über die Familie, in ihr folgendes Familienideal aufgestellt:

1. Die Familie beruht auf der gottgegebenen Naturordnung der (monogamischen) Ehe, in der die Frau ihren natürlichen Beruf findet.

2. Die Familie ist ein sittlicher Organismus.

3. Die Familie ist die kleinste wirtschaftliche Einheit.

4. Darnach ist jedes menschliche Zusammenwirken zur erweiterten Familie auszugestalten.



Es ist nun — schreibt er — sehr anmutig und leicht, dies vielfältige Ideal in seiner herzerquickenden, bewahrenden, fördernden Kraft zu preisen. Aber geholfen ist damit gegenüber dem Ideal der stets wachsenden sozialdemokratischen Partei nur wenig. Um dieses zu verstehen, ist ein kurzer geschichtlicher Rückblick notwendig. . . . Im Anfang der abendländischen Geschichte steht das altgriechische und altrömische Hauswesen, dessen Grundbedingung der Ackerbesitz war, zu dem die Hausklaven als Inventar gehörten, welches fast allen Bedarf selbst herstellte und damit im vollsten Sinne eine wirtschaftliche Einheit war. Aus diesem Hause erwuchs ganz allmählich die Industrie und der Handel, indem einzelne Thätigkeiten, welche vorher das Haus selbst besorgte, zu besonderen Berufen wurden. Daß es besondere Schmiede, Schuhmacher u. s. w. zu geben anfing, war eine Zersetzung der alten Familie. Diese Zersetzung war aber eine notwendige, denn sie war nur eine Folgeerscheinung erhöhter Lebensbedürfnisse: man wollte besseres Schuhwerk haben und mußte deshalb zum Fachmann gehen. Je höher nun die Kultur stieg, desto mehr wuchs die Arbeitsteilung, desto mehr erlag die alte Familie der Zersetzung. Die Entstehung des mittelalterlichen Handwerks war ein wesentlicher Fortschritt auf dieser Bahn. Durch diesen Fortschritt verwandelte sich der Sklave in den Handwerker, den hörigen Bauern, den häuslichen Dienstboten. Alle diese waren aber noch irgendwie mit der „Familie" verbunden, d. h. es bestanden Beziehungen, welche als Erbteil der alten Familie angesehen werden können. Je mehr nun aber Kultur und Arbeitsteilung fortschreiten, desto mehr schwinden derartige Beziehungen. Die Theorie des ökonomischen Liberalismus über den freien Arbeitsvertrag ist das bewußt gewordene Aufhören derselben.

Mit andern Worten: die Familienwirtschaft wird immer mehr Volkswirtschaft. Die Sozialdemokratie zieht daraus die letzte Konsequenz und läßt die Familie endlich sich als wirtschaftliche Einheit überhaupt verflüchtigen.

Und diese Theorie wird durch die Erscheinungen des heutigen Arbeiterlebens auf das nachdrücklichste bestätigt. Je höher unsre Industrie steigt, desto mehr wirkt sie familienzersetzend, indem sie Männer, Frauen und Kinder auseinander reißt. Man soll sich ja keinen Illusionen in Betreff des Familienlebens der Arbeiterbevölkerung hingeben. Gemeinsamer Mittagstisch ist an vielen Orten Seltenheit. Das Haus ist oft nicht viel mehr als Schlafstätte. Die Industriearbeit der Frauen und Kinder nimmt immer zu. Man läßt die Männer betteln und stellt die Frauen an die Arbeit. Man schiebt Frauen beiseite, wo man Kinder einstellen kann. . . . . Die heutige Gesellschaft schwärmt für Familie und dabei zertritt sie die Familie. . . . . So sehen wir: Zersetzung der Familie an allen Enden. . . . . [Doch] wir hoffen, sie wird die Krisis überwinden — . . . . wenn besonnenere richtige Grundsätze zur Geltung kommen.

Diese sind:

1. Die Ehe ist Naturordnung und Gottes Stiftung.

Wir geben zu, daß in Vorzeiten der Völker die monogamische Ehe nicht bestanden hat. . . . Aber wir halten es für ganz undenkbar, daß die allmählich fest gewordene Anschauung von der monogamischen Ehe an sich wieder verloren gehen könne und dürfe. . . . . An ihr muß die bewußte Christenheit gerade in der jetzigen Familienzersetzung unbedingt festhalten. Jedes Weichen davon ist Glaubensverleugnung. . . . Sie muß ein Programmpunkt christlicher Volksarbeit sein. Mit andern Worten: es müssen die Hindernisse der monogamischen Ehe möglichst aus dem Wege geräumt werden. Zu diesen Hindernissen sind zu zählen: ungenügendes Einkommen und unsichere Lebensstellung.

Dann redet Naumann von Luthers wohlüberlegter Mahnung zu zeitiger Ehe und fährt fort:

Die evangelische Kirche scheint jetzt fast überall das Umgekehrte zu sagen: Heiratet ja nicht zu früh! . . . . Wir fürchten, daß sie damit die vorhandene Familienzersetzung um vieles gefährlicher macht, als sie schon ist. Wenn eher geheiratet würde [und werden könnte], gäbe es weniger „freie Liebe." Es ist ein gewagtes Verfahren, eine „gottgegebne Naturordnung" für gewisse Lebensjahre außer Kraft zu setzen, um zeitgeschichtlicher Wirtschaftsordnungen willen.

2. Die Familie ist ein sittlicher Organismus.

Das Hauptsächlichste hieran ist, daß die Familie erziehen soll. Nun ist es ja wahr, daß die Erziehung je länger desto mehr nicht Angelegenheit der Familie allein geblieben ist. Der Staat hat durch den Schulzwang sich einen sehr bedeutenden Anteil gesichert. Das können und wollen wir nicht rückgängig machen. Aber wir wollen den Eltern das Vorrecht wahren, den Hauptteil der Erziehung so lange als möglich zu behalten. Darum sind wir Gegner aller industriellen Kinderarbeit und wünschen, die industrielle Arbeit der Jugendlichen zu beschränken . . ., vor allem aber . . ., daß keine Mutter eines unerwachsenen Kindes genötigt sei, sich der Arbeit außer dem Hause zu widmen. Von bloßen Ermahnungen an Eltern und Kinder erwarten wir wenig Nutzen, ehe diese wirtschaftlichen Grundlagen der Familie als eines sittlichen Organismus gesichert sind.

3. Die Familie ist wirtschaftliche Einheit. Hier führt Naumann aus, was er in seinem geschichtlichen Rückblick skizzirt hat:

Wer spinnt noch daheim, . . . . wer schlachtet . . . . und bäckt noch selbst? . . . . [Und] wer will sagen, ob nicht noch mehr wegfallen

wird? Wir sehen diesem Prozeß zu und können und wollen ihn nicht hindern. Als eine natürliche Folge dieses Prozesses erscheint es dann, wenn die Familie im allgemeinen wirtschaftlich weniger ergänzungsbedürftig wird, d. h. wenn sie sich weniger Dienstboten angliedert als früher, eine Folge, welche anderseits durch die Vermehrung häuslicher Maschinen befördert wird. Der Dienstbote tritt langsam in die Industrie über. Wohl nie aber wird das Bedürfnis solcher Angliederung ganz verschwinden. Die Angliederung selbst aber wird bei erhöhter Lebenslage der niederen Stände von selber mehr eine Angliederung und Einfügung in das wirkliche Familienleben werden müssen, als es jetzt meist der Fall ist. Die Dienstboten müssen als Genossen des gleichen Lebens angesehn werden. Wie sehr dies den Vorschriften des Evangeliums entspricht, leuchtet ein.

4. Jede menschliche Arbeitsgemeinschaft ist eine erweiterte Familie. Hier stimmt Naumann mit Recht mit der Denkschrift nicht überein. Er erklärt die Verwirklichung dieser Forderung für unmöglich:

Der Kleinbetrieb hat im allgemeinen keine Behaglichkeit mehr, er kämpft einen langen schweren Todeskampf. Er kann seinen Hilfsarbeitern in den allermeisten Fällen ... Familiengemeinschaft ... nicht [mehr] gewähren.

Der mittlere und große Betrieb aber hat einen durchaus andern Charakter. Er gliedert sich in berufliche Genossenschaften. Diese aber —

sind gegen alles speziell Familienhafte (Ehe, Kindererziehung) im großen und ganzen gleichgiltig. Ihre Naturgrundlage ist nicht Ehe oder Verwandtschaft, sondern Arbeit. Sie sind Keime einer Organisation auf Grund der Berufsarbeit. [Sie] .... sollen ebenso eine sittliche Gemeinschaft sein, .... aber die Familie nicht verschlingen wollen. Jedes ist eine Gemeinschaft für sich, weil jedes von einem verschiedenen Prinzip regiert wird.

Mit all diesen Ausführungen, deren Richtigkeit jeder unbefangen Urteilende im allgemeinen wird zustimmen müssen, steht Naumann auf dem Boden der Wirklichkeit. Er nimmt die Thatsachen, wie sie sind, er rechnet mit ihnen, wie sie sich in Zukunft gestalten werden. Aber er beugt sich nicht in Gedanken- und Hilflosigkeit ihren schlimmen Begleiterscheinungen als unabänderlichen Gesetzen. Er sucht, ein freier Christenmensch, sie zu beherrschen, zu bessern, zu adeln, zu benutzen, um gut zu machen, wo es böse mit ihnen fahren könnte. Er fürchtet sich vor der Zukunft nicht, mag sie sich darstellen, wie sie will, weil er den Glauben hat, daß auch sie mit der sittlichen Kraft des Evangeliums erfüllt werden kann. Und er will den Weg weisen, wie man es anfangen soll. Das aber kann man von ihm, wie von wenigen, lernen. P G

---

## Die religiöse Gemeindeorganisation und die Landgemeinden

Uebersicht: 1. Die besondern Schwierigkeiten. 2. Der Weg zur Durchführung.

### 1. Die besondern Schwierigkeiten

Lebendige Einzelgemeinden das, was uns not thut. ... Jede Gemeinde ein lebendiger Leib, dessen Glieder sich gegenseitig tragen, einander im Leiblichen und Geistlichen unterstützen, aneinander Seelsorge treiben, sich zurechthelfen mit sanftmütigem Geiste ... Diese Gemeindeseelsorge fest geordnet und organisirt, damit auch wirklich jedes Gemeindeglied von ihr erreicht und so für jedes Glied die Gesamtgemeinde eine konkrete Größe wird, vor deren sittlicher und religiöser Autorität er sich zu seinem Heile beugt. ... Zur Erreichung dieses Zieles aber jedem Pastor seine bestimmte Gemeinde zugewiesen, und zwar jede Gemeinde nicht größer, als daß sie von ihrem Pastor unter Mithilfe der kirchlichen Gemeindeorgane übersehen und überwacht werden kann, ja daß alle Gemeindeglieder einander zu kennen, auf einander acht zu haben vermögen.

Diese von D. Sulze vor andern ausgesprochenen, zur Diskussion gestellten Gedanken sind so selbstverständlich, so einleuchtend, so der biblischen Idee der Gemeinde entsprechend, daß man sich an den Kopf fassen und fragen möchte: Wie ist es denn begreiflich, daß man nicht schon längst auf sie gekommen ist und alle Kräfte an ihre Verwirklichung gesetzt hat?

Die kirchliche Not der großen Städte hat den Anlaß gegeben, sie jetzt auszusprechen und zu verhandeln. Dort am meisten fehlen die Grundlagen und Vorbedingungen, daß die evangelischen Kirchengemeinden auch nur sein könnten, was sie ihrer Idee nach sein sollen.

Aber viel zahlreicher als die Stadtgemeinden mit ihren



von Sulze, v. Soden, Hildebrandt u. a. in so klare Beleuchtung gestellten Mißständen sind doch die Landgemeinden, bei denen viele Vorbedingungen zur Verwirklichung der evangelischen Idee der Einzelgemeinde als eines lebendigen Leibes vorhanden sind. Auf dem Lande hat mit wenigen Ausnahmen jede Gemeinde (Parochie) ihren eignen alleinstehenden Pastor, und in nicht wenigen Orten ist dieser auch noch die Vertrauensperson der ganzen Gemeinde, an die man sich auch in allerlei nicht dem religiösen und sittlichen Gebiete angehörigen Angelegenheiten wendet. Auch sind die meisten Parochien auf dem Lande vollständig übersichtlich. Die Glieder jeder Einzelgemeinde kennen sich alle untereinander, beachten einander, nehmen in vielen Gemeinden noch herzlichen persönlichen Anteil aneinander, sind meist auch willig, für Notleidende in ihrer Mitte Opfer zu bringen, ja thun dies viel lieber, als sie für außerhalb der Ortsgemeinde liegende allgemein kirchliche oder humanitäre Zwecke beisteuern. In vielen Landgemeinden ist auch noch kirchlicher Sinn und kirchliche Sitte vorhanden, wenn auch mehr und mehr im Schwinden begriffen. Ausgesprochene Unkirchlichkeit oder gar bewußte Kirchenfeindschaft ist in der eigentlichen Landbevölkerung noch selten.

Doch auch diese Gemeinden sind weit davon entfernt, wirklich lebendig zu sein. Auch ihren Gliedern fehlt fast immer das Bewußtsein von dem hohen Wert christlicher Gemeinschaft, das Gefühl der Verantwortlichkeit aller für das Seelenheil, für den sittlich-religiösen Wandel jedes Einzelnen, und umgekehrt sind die Einzelnen, auch persönlich ernste, treue Christen, weit davon entfernt, sich dafür mit verantwortlich zu fühlen, daß in der Gesamtheit der Gemeindeglieder das religiös-sittliche Leben erhalten, erweckt, gestärkt, zur Blüte gebracht werde. Der noch vorhandene Gemeinsinn beruht viel mehr auf der Gemeinsamkeit der Lebensgewohnheiten, der irdischen Interessen, als auf Gemeinschaft des Glaubens und des christlichen Geistes. Man fühlt sich wohl als Gemeinde, aber nicht als Christengemeinde, geschweige denn als eine Gemeinschaft solcher, die miteinander zur Heiligung berufen sind.

Es zeigt sich hier also, daß mit dem Wegfall der durch Sulze u. a. aufgezeigten und gerügten großstädtischen Mißstände: Unübersichtlichkeit und unzureichende geistliche Versorgung der Gemeinden, Vielköpfigkeit der geistlichen Kräfte an einer Gemeinde, Personalgemeindeunwesen und dergl., nur erst das Allergeringste, Alleräußerlichste, Allernotwendigste zur Verwirklichung des Zieles: lebendige Einzelgemeinden gethan ist.

Dabei wird freilich die Hinwegräumung dieser äußeren Hindernisse für die Durchführung der religiösen Gemeindeorganisation in den Städten von größerer Bedeutung sein, als das Fehlen dieser äußeren Mißverhältnisse für die Erreichung des Zieles in den Landgemeinden. Denn während die Hoffnung wohl nicht unbegründet ist, daß in den Städten eine ansehnliche Menge guten Willens und geistiger Kraft zur Durchführung der jetzt in immer weiteren Kreisen als notwendig erkannten Neubelebung und Organisation der Einzelgemeinden sich finden und zur Verfügung stellen wird, sobald nur zu ihrer Bethätigung Raum geschafft und Weg gewiesen ist, liegt auf dem Lande die Schwierigkeit der Organisirung der Gemeinden und Belebung des evangelischen Gemeindebewußtseins darin, daß es hier nicht bloß an geistlichem Verständnis und Leben fehlt, sondern auch an geistiger Lebendigkeit, den Schaden, der Abhilfe verlangt, auch nur zu erkennen und die Notwendigkeit der Abhilfe einzusehen. Denn unsre Landbevölkerung, auch die intelligentere, ist im Durchschnitt von ganz unglaublicher Schwerfälligkeit, neue, ihr bisher fremde Gedanken und Ideen auch nur aufzufassen, geschweige denn auf sie einzugehen. Im Schlendrian fühlt sie sich gerade wohl. Nur mit großem Widerwillen läßt sie sich aus dem von den Vätern her gewohnten Geleise herausziehen. Von jeder neuen Einrichtung befürchtet sie Unbequemlichkeiten, wohl auch materiellen Schaden; es bedarf sehr starker Antriebe, sie für etwas so zu interessiren, daß die natürliche Trägheit und Schwerfälligkeit des bäuerischen Naturells und das Mißtrauen gegen alles Neue, Ungewohnte überwunden wird. Schon auf wirtschaftlichem, politischem, administrativem Gebiete tritt diese Charaktereigentümlichkeit

unsrer Landbevölkerung immer wieder hervor, viel mehr noch wird mit ihr auf kirchlichem Gebiete gerechnet werden müssen.

Dazu kommt noch ein andres. Der Landmann hat auch bei besserer Erkenntnis eine fast unüberwindliche Scheu, mit einer eignen Ueberzeugung herauszugehen und damit die Beachtung der andern auf sich zu ziehen. Er fürchtet, als einer beurteilt zu werden, der etwas Besondres sein wolle, und es fehlt ihm meistens der Mannesmut, solche thörichte Beurteilung um der guten Sache willen zu tragen, gegen die Majorität seine abweichende Meinung geltend zu machen und sich damit von seinen Standesgenossen und Gemeindenachbarn zu trennen, sich zu isoliren. Daher wird es auf dem Lande schwer halten, aus der Gemeinde und der Zahl der zunächst berufenen Kirchenältesten und kirchlichen Gemeindevertreter freudige und thätige Mitarbeiter an dem Werke der Belebung des religiös-sittlichen Lebens in der Gemeinde und der Erweckung christlichen Gemeindebewußtseins zu gewinnen. Ueberdies sind ja infolge der geschichtlichen Entwicklung der lutherischen Kirche in Deutschland die Laien aller thätigen Anteilnahme am kirchlichen Leben entwöhnt, und diese altgewohnte kirchliche Passivität ist der Landbevölkerung zur andern Natur geworden, in der man sich ganz wohl fühlt. So verhalten sich auch die kirchlichen Gemeindeorgane auf dem Lande, und zwar gerade da, wo sich noch eine gewisse Kirchlichkeit erhalten hat und ein gutes Verhältnis zwischen Gemeinde und Pastor besteht, lediglich passiv, lassen den Pastor machen, was und wie ers für gut hält, werden aber sich förmlich entsetzen, wenn von ihnen ein aktives Eingreifen und Mitwirken zum religiös-sittlichen Aufbau der Gemeinde verlangt wird, z. B. seelsorgerische Hausbesuche bei wirtschaftlich oder sittlich Gefährdeten, oder sonst allerlei Gänge und Geschäfte etwa im Dienste einer kirchlichen Armenpflege.

So werden sich der Durchführung der religiösen Gemeindeorganisation auf dem Lande wohl andre, aber gewiß nicht leichter zu überwindende Hindernisse als in den großen Städten entgegenstellen. Th-Z

## Der neue Herr

Es ist noch nicht so lange her, daß Wildenbruch bloß einem kleinen Kreise zartsinniger Verehrer bekannt war. Man berauschte sich da an dem melodischen Klang seiner Verse, an der farbigen Pracht seiner Bilder; man erwarmte an der glühenden Leidenschaft seiner Helden und bewunderte die madonnenhafte Ergebenheit seiner Frauencharaktere. Und wenn Fernerstehende die Werke des Meisters fade und unwahrscheinlich schalten, die Getreuen wurden nicht müde, sich von ihrem Liebling in das lichte Reich des Schönen emporheben zu lassen.

Als die „Quitzows" auf die Bretter kamen, wurde es anders. Die große Menge drängte sich herzu. Was sie lockte, ist bekannt: die derbe, volkstümliche Sprache; der heimische Schauplatz; Kriegsgetümmel, das einem Abbild ihrer eignen Kämpfe glich; mit Siegern und Besiegten fühlte sie sich verwandt; der Notschrei am Anfang und der Jubelruf am Schluß war der ihre. Und mit rauschendem Beifall lohnte sie dem Mann, der einem Teil ihrer Empfindungen so beredten Ausdruck verliehen.

Es folgte der „Generalfeldoberst," und mit Recht sprach man von einem blinden Schuß; denn, abgesehen von dem Verbot, welches das Schauspiel traf, vermochte es nicht in den Herzen zu zünden. Und nun wird der tastende Dichter an sich selber irre: er schreibt die „Haubenlerche," deren größtes Verdienst es vielleicht ist, anschaulich gemacht zu haben, wie lächerlich billig die naturalistische Technik ist. Aber schon mit dem „Neuen Herrn" kehrt Wildenbruch zum historischen Drama zurück.

Welches Horoskop darf man dem Stücke stellen?

Jedem Zuschauer, der nicht heute schon das Gestern vergessen hat, muß die überraschende Aehnlichkeit mit den „Quitzows" auffallen. Hier wie dort wird ein Volk geschildert, das von Leid und Elend überwältigt ist. Hier wie dort sind die Bedränger stolze Herren, die den eignen Vorteil höher stellen als das Wohl des Vaterlandes. Brachte früher Friedrich I. Rettung und Heil, so thut es jetzt der Kurprinz Friedrich Wilhelm. Köhne Finke ist zu Nickel Wollkopp geworden.



Daß die Parallele sich so sauber durchführen läßt, ist kein günstiges Zeichen. Wie verführerisch es sein mag, es bleibt stets gefährlich, aus derselben Frucht zweimal den gleichen Saft pressen zu wollen. Kein Wunder, wenn die eingetretenen Veränderungen keine Verbesserung sind.

Das zeigt sich schon an der Form. Die sogenannten altdeutschen Reimpaare bedeuten schwerlich einen Gewinn. Zwar wird dem Autor ihre Anwendung von manchem zu gute gehalten als eine patriotische That. Heißblütige Verteidiger haben gar auf den Faust hingewiesen, der ein echt germanisches Kunstwerk sei. Aber sie vergessen, daß Goethe seiner Dichtung ein ganzes Leben gewidmet, daß er unverdrossen daran immer von neuem gefeilt und geglättet hat. Die Gefahr ist eben zu groß, daß im grauen Sackgewand des Knittelverses sich die trivialsten Gedanken unbemerkt mit durchstehlen. Ein klappender Reim ist so leicht gefunden; doch unter den vielen Paukenschlägen stirbt bisweilen die Musik.

Schlimmer noch ist es um den Inhalt bestellt. Mit ergreifenden Zügen war in den „Quitzows" der Jammer des geknechteten und getretenen Volkes geschildert: unvergeßlich ist ja die Szene, welche die Hungersnot der vertriebenen Straußberger veranschaulicht. Der „Neue Herr" bietet dafür nur einen häßlichen Auftritt in einem Wirtshaus, wo verkommene Soldaten mit Dirnen sich betrinken. Der mangelhaften Darstellung des nationalen Elends entspricht die kümmerliche Zeichnung der übermütigen Peiniger. Dietrich von Quitzow war ein Mann und ein furchtbarer Feind; gegen ihn sind Schwarzenberg und Rochow bloß knabenhafte Träumer. Und von den tieferen Schatten hebt sich denn auch die Gestalt Friedrichs I. heller, glänzender ab als die Friedrich Wilhelms von einem matteren Hintergrunde. Das Publikum hegt lebendigere Teilnahme für den Fürsten, dessen schwierige Aufgabe es zu ermessen in den Stand gesetzt wird, dessen Unentbehrlichkeit es erkennt, und den es in ernstem Gebet sich für seinen gottgeordneten Beruf vorbereiten sieht, als mit dem Gebieter, der durch eine majestätische Gebärde, ein herrisches Wort spielend gereifte Männer entwaffnet.

Ueberhaupt bringt es der Dichter nicht zu einer gewaltigen Erregung im Gemüt des Zuschauers. Es wird ihm nachgerühmt, daß er sich freigemacht habe von der Theorie des Aristoteles, die vom Drama fordert, daß es Furcht und Mitleid erwecke. In der That ist die einzige Empfindung, auf die der „Neue Herr" abzielt, Bewunderung — für den Helden, versteht sich. Ob diese bis zu der Höhe gesteigert worden ist, die sie wohl erreichen kann, mag dahingestellt bleiben: der bislang geerntete Beifall spricht dafür; sicher aber ist, daß sie allein als Wirkung des Schauspiels nicht genügt. Wodurch sie zu ergänzen ist? Videant consules! Das zu finden ist Sache der Poeten! Es giebt Leute, welche vorschlagen, es möge durch die heilige Rührung geschehen, die der schwer errungene Sieg des Idealen über Not und Tod hervorzurufen pflegt. Auf jeden Fall besser Furcht und Mitleid wie einst, als die bloße, in der Oberfläche wurzelnde Bewunderung! Solche zu entfachen vermag auch das Epos. Das Drama aber will und soll mit starker Hand in des Herzens tiefste Tiefen greifen!

Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß Wildenbruch in Norddeutschland Hoffnungen hat aufleben lassen, wie kaum ein andrer Theaterschriftsteller der Gegenwart. Zu einer Zeit, da die Besten in ernster politischer Arbeit aufgingen und sich des Dichtens als eines Primanerspieles schämten, hat er zuerst wieder den Mut gehabt, auf Verse stolz zu sein. Und wenn heute der Bühne eine Bedeutung zuerkannt wird, wie seit lange nicht, so ist das mit sein Verdienst, wie es mit seine Schuld ist, wenn in zahlreichen jungen Köpfen Lieder klingen und Entwürfe zu Dramen keimen. Auch hat er unter den Genossen, die das Kunstwerk bloß aus Erde gebildet sehen wollen, es nie ganz vergessen, daß ein Zusatz aus der Welt der Ideale unentbehrlich sei. Deshalb muß er in dem Kampf zwischen Altem und Neuem als ein Vermittler gelten, der nicht nur das Ueberlieferte zerbricht, sondern in unermüdlicher, leider oft zu rascher, Arbeit nach frischen, angemessenen Formen sucht

und greift. Deshalb hat er, selbst wo er irrt, doch noch Anspruch auf unsre Sympathie. Mag immerhin sein jüngstes Werk hinter früheren zurückstehen, bei dem Werdenden und Lernenden kann sogar der Fehltritt ein Fortschritt sein.

E W M

---

## Die „Chronik der christlichen Welt"

Wer je die vom Reichspostamt geführte und veröffentlichte Zeitungsliste eingesehen hat, wird erschrocken sein vor der Menge bedruckten Papiers, womit täglich, wöchentlich oder monatlich das deutsche Volk überschwemmt wird. Und wenn er etwa selbst eine Zeitung herausgiebt oder mit dem Gedanken umgeht, eine zu gründen, wird er darüber notwendig in heilsame Gewissensbedenken geraten sein. Diese sind uns jedenfalls nicht fremd gewesen, als wir nach der „Christlichen Welt" auch noch die „Chronik der christlichen Welt" ins Leben riefen. Aber wir haben sie überwunden, und so ist seit dem Beginn dieses Jahres die „Chronik" vorhanden mit dem Anspruch auf Daseinsberechtigung und mithin auf Leser.

Hat der Erfolg das Bedürfnis erwiesen? Man könnte sagen: Nein. Denn was sind 825 Besteller? Sie bezeichnen nicht einmal das Viertel des Abonnentenkreises der Christlichen Welt (z. Z. 3540). Aber wir sind von der Christlichen Welt her gewohnt, mit bescheidnen Anfängen zu rechnen und geduldig den Kampf ums Dasein zu kämpfen. Nicht der schnelle Erfolg kann — gerade auf kirchlichem Gebiete am wenigsten — das Bedürfnis beweisen; es gilt da nur zu oft Bedürfnisse erst zum Bewußtsein zu bringen, indem man die Mittel zu ihrer Befriedigung darbietet. Um mit dem Kleinen das Größte zu vergleichen: es ist doch schließlich mit der Darbietung des Evangeliums überhaupt so.

Indem wir die „Chronik" ins Leben riefen, meinten wir unsrer Kirche einen Dienst zu thun. Es giebt ja kirchliche Blätter in Menge, die kirchliche Nachrichten unter die Leute bringen, auch etliche politische Zeitungen helfen mit: der wünschenswerte Zustand, daß alle Tagesblätter ein lebendiges gleichmäßiges Interesse für die Vorgänge auf kirchlichem Gebiete verrieten, wie das im Bereiche des deutschen Katholizismus der Fall ist, besteht leider nicht. In voller Anerkennung dessennun, was Blätter wie die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, Kreuzzeitung und Reichsbote in der kirchlichen Berichterstattung leisten, wird man doch sagen dürfen und müssen, daß solche Berichterstattung durch die enge Verbindung, in der sie mit den von politischen wie Kirchenblättern fast ausnahmsweise grundsätzlich vertretnen Parteitendenzen steht, in ihrem Werte getrübt wird. Und so gab es für den Pastor, Kirchenbeamten oder sonst kirchlich interessirten Laien, der der Parteischriftstellerei abhold ist, bis dahin keine Möglichkeit, sich anderswo über das Neueste in der Kirche auf dem Laufenden zu erhalten: er mußte, wie sehr er sich über die Verkürzungen und Verschiebungen, Färbungen und Einkleidungen, in denen die Ereignisse da vorgeführt zu werden pflegen, doch immer wieder zu diesen Hilfsmitteln greifen.

So bewog uns zur Gründung der „Chronik" in erster Linie die Absicht, den kirchlich Interessirten ein Nachrichtenblatt zu bieten, das sich unparteiischen Bericht der Thatsachen zur obersten Pflicht macht. Wer die Thatsachen nicht anders als in der schnell fertigen Beleuchtung einer Parteizeitung kennen lernen will, dem ist nicht zu helfen; aber auf unsern Versuch hatte die Kirche, hatten alle für das Parteitreiben hüben und drüben minder Eingenommenen ein Recht.

Dabei wußten und wissen wir wohl, daß absolute Unparteilichkeit für den Lebenden der Gegenwart gegenüber unmöglich ist. Aber Unparteilichkeit ist ein Prinzip, ein Programm, dem nachzuleben man sich zur Pflicht machen kann oder nicht, und wir haben es uns zur Pflicht gemacht. Wir haben nirgends unsre Korrespondenten gefragt: Welches ist dein Standpunkt? Welcher Partei gehörst du an? Wir setzen von jedem voraus, daß er nach seiner Gesinnung ein evangelischer Christ ist oder, wenn er einer andern Kirchengemeinschaft angehört, unser evangelisches Christentum achtet, und daß er sich bemüht, die schlichte Wahrheit zu melden.



So fest uns das eben gezeichnete Prinzip stand, so sehr ist im übrigen dieses erste Vierteljahr für uns eine Zeit des Tastens und Suchens gewesen. In erfreulichem Maße ist es uns gelungen, im Auslande Korrespondenten zu gewinnen, wie uns denn überhaupt Originalkorrespondenzen — in Anbetracht dessen, daß wir es noch mit Anfängen zu thun haben — über Erwarten reichlich zugeflossen sind. Am wenigsten befriedigt uns unsre Berichterstattung über die heimischen Kirchen. Für die Leser, die wir vornehmlich ins Auge fassen, für die am öffentlichen kirchlichen Leben, seis in den Kirchenvorständen, Behörden, Parlamenten, in Presse oder Vereinen thätigen Männer, scheint eine richtige Pflege gerade dieser Abteilung vor allem notwendig. Was auf dem Gebiete der Landeskirchen irgend über die engen Grenzen der einzelnen hinaus Merkwürdiges vorgeht, muß vollständig gesammelt werden; den Regungen zur Besserung des kirchlichen Wesens überall muß eine aufmerksame Beobachtung weithin zur Kenntnis und zum Verständnis helfen; die großen Unternehmungen der äußern und innern Mission, des Evangelischen Bundes, des Gustav-Adolf-Vereins, der Diasporakonferenz u. s. w. müssen als Lebensäußerungen der evangelischen Gesamtgemeinde begriffen und in ihrer Bedeutung für jedes einzelne Glied unaufhörlich rein durch das einfache Mittel des Thatsachenberichts dargestellt werden; desgleichen gehört die theologische Wissenschaft als auch ein Teil des innerkirchlichen Lebens, sofern sie nicht Fachgelehrsamkeit ist, durchaus in den Rahmen der Mitteilung. Ungemein wichtig ist die stete Beobachtung der Presse, der sogenannten profanen wie der von Beruf kirchlichen, die Verfolgung der Parlamente und der Beziehungen von Staat und Kirche, Schule und Kirche, humaner und christlicher Liebesthätigkeit. Da überall das Wichtige vor dem Unwichtigen zu bevorzugen, die spröde Mannigfaltigkeit durch rechte Gruppirung zusammenzufassen, das bedarf einer Kunst, die vielleicht wenige recht zu schätzen wissen, die jedenfalls erst durch Uebung und unter mancherlei Mißgriffen erlernt werden kann.

Wir sind entschlossen, so wenig uns bisher das Publikum durch sonderliche Teilnahme ermutigt hat, unser Unternehmen, ohne rückwärts zu schauen, weiterzuführen. Der Beifall, den wir bei aller Schwachheit unsrer ersten Schritte bis dahin doch in kleinem Kreise gefunden haben, und der dankenswerte Eifer unsrer Herren Mitarbeiter verpflichtet uns dazu. Daß die Leser der „Christlichen Welt" nicht alle Abonnenten der „Chronik" geworden sind, macht uns nicht irre; wir betonen, daß der Leserkreis der Christlichen Welt und der Chronik schlechterdings nicht zusammenfallen kann: jene möchte das Blatt unsrer nach christlicher Erkenntnis strebenden, der Kirche zugewandten gebildeten Laienwelt sein; die Chronik will den im vollen kirchlichen Leben Drinstehenden, Pastoren und Kirchenbeamten jeder Art in erster Linie, dienen. Aber eine große Anzahl unsrer Freunde von der Christlichen Welt sollte wohl, wenn sie die Absicht der Chronik richtig versteht, auch dieses Unternehmen kräftiger unterstützen.

Von den Kirchenregierungen haben etliche das Unternehmen der Chronik sehr freundlich anerkannt, wofür wir aufrichtig danken; andre haben sich vollkommen kühl und schweigend verhalten. Wir hoffen, daß gerade die Kirchenregierungen den Nutzen, den ein wirklich wohl geleitetes und auch von ihnen gefördertes Unternehmen, wie wir es wollen, den Kirchen bringen könnte, je länger je mehr würdigen werden. Desgleichen haben uns die Vorstände der großen Vereine bisher kaum unterstützt; wir werden uns das durch um so sorgfältigere Berücksichtigung ihrer Interessen mit der Zeit zu verdienen suchen. Die Bitte aber darf ich nach allen Seiten hin hier wiederholen, daß man durch rechtzeitige Zusendung von Programmen, Prospekten, Protokollen, Jahresberichten, Einladungen u. s. w. uns in die Lage setze, jeder kirchlichen Unternehmung, gleichviel welchen Zwecks und welcher Parteistellung, öffentlichen Interesses zu dienen.

Besserung unsrer Leistungen wird die beste Bürgschaft dafür sein, daß unser Unternehmen sich durchsetzt. In dieser

Erwägung haben wir beschlossen, den Schwerpunkt der Redaktion nach Berlin zu verlegen. Es scheint aus vielen Gründen leichter, am Sitze der Reichsbehörden, in der Hauptstadt des Reichs und des führenden Staates Preußen, im Mittelpunkte der größten deutschen evangelischen Landeskirche gewisse berechtigte Ansprüche durch Erweckung des zu erfüllen.

Auf der andern Seite aber wird unsre Leistungsfähigkeit natürlich auch mit von dem Wachstum der Abonnentenzahl abhängen. Es ist zu Zeiten unmöglich, das Notwendige auf einem halben Bogen zu leisten; sollen wir die erforderlichen Extrabeilagen, Doppelnummern u. s. w. stellen, so muß uns die Gunst des Publikums durch seine Beteiligung die Mittel dazu bieten.

R

## Bücher und Schriften

**(Aus meinem Leben)** Mitteilungen von Dr. H. L. Martensen, Bischof von Seeland. Drei Abteilungen in einem Bande. 2., verbesserte Aufl. Berlin, H. Reuther. (4 Mk., dauerhaft gebunden 5 Mk.). Als Martensen auf einer Studienreise im Jahre 1836 mehrere Wochen in Wien mit Lenau vertrauten Verkehr pflegte, verglich dieser die Gespräche mit dem jungen nordischen Theologen und Philosophen „mit einem Vernunftbade, welches ihn festhalte." Auch die Lebenserinnerungen des in Deutschland nicht minder wie in Dänemark bekannten und verehrten Verfassers bringen jene erfrischende und anregende Wirkung hervor, die seiner Unterhaltung eigentümlich war. Durch das ganze Buch hindurch stehen wir beim Lesen im lebendigen Gedankenaustausch mit dem greisen Ethiker, der den abschließenden Ertrag eines reichen Lebens zieht. Man könnte das Werk ein Bilderbuch zu Martensens Ethik nennen: die liebevoll gezeichneten Charakterbilder der vielen bedeutenden Männer und edlen Frauen, die ihm begegneten, treten uns mit lebendiger Wirklichkeit entgegen und helfen unser Urteil bilden und klären.

Nichts Menschliches bleibt dem prüfenden und aneignenden Blick des Verfassers fremd, dem überall die Vereinigung des Christlichen und Humanen als Ziel vorschwebt. Nie aber darf ihm, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, das Christliche vom Humanen überwältigt werden: er fühlt sich bei aller tiefgehenden Hinneigung zur Litteratur und Philosophie doch wesentlich als Theologe. Da gewährt es nun einen eigenartigen Reiz, an der Hand seiner Aufzeichnungen mit seinem Werdegang zugleich den der theologischen Wissenschaft vor sechs Jahrzehnten mitzuerleben. Mit Schleiermacher hat er 1833 in Kopenhagen als Student so nachdrücklich disputirt, daß der große Mann von ihm äußerte: „Hier steht einer, der den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß. Er hat gestern den schwierigsten Punkt meiner Dogmatik angegriffen." In den Jahren 1834—1836 besuchte er die Pflegeanstalten deutscher Wissenschaft und Kunst: in Berlin, Heidelberg, Tübingen, München, Wien fühlte er dem reichen Geistesleben den Puls. Die führenden Männer, meist Hegelschen Geistes, wurden gehört und aufgesucht, aber daneben auch selbständige Arbeiten entworfen und durchgeführt. Mehr als die „herostratische Berühmtheit" von Strauß zogen ihn die Münchener Philosophen Baader und Schelling an; später stand ihm unter den deutschen Theologen Dorner am nächsten.

Eine einflußreiche Thätigkeit als Professor, Hofprediger und Bischof von Seeland hat Martensen in seiner Heimat bis in sein hohes Alter geübt. Auch aus dieser Zeit sind seine Erinnerungen von hoher Bedeutung und Anziehungskraft. Sind die Männer und Verhältnisse des norwegischen Kirchenlebens andre, als bei uns: die Wurzeln der Erscheinungen sind doch dieselben, und auf diese führt uns der prüfende Blick des Verfassers zur Befestigung unsers kirchlichen Urteils. — Mit wehmütiger Teilnahme hören wir auch seine Worte in der schleswigholsteinischen Streitfrage, da er, einer nordschleswigschen Familie entstammend, die Doppelnatur des Landes verkörpert, „wo der dänische Pflüger den Deutschen, dieser den Dänen versteht." Hier wie überall in seinen Aufzeichnungen ist er bemüht, „der Wahrheit in Liebe getreu zu bleiben"; und es ist darum mit Freuden zu begrüßen, daß der edle und anregende Lesestoff nun bereits in zweiter Auflage dargeboten wird.

R K

**(Papst Leo XIII und der Protestantismus)** Von Theodor Brecht. 2. Aufl. Barmen, Klein, 1891; 1 Mk. Die in diesem Blatte*) angezeigte Schrift von Brecht über den „Friedenspapst" Leo ist in zweiter Auflage erschienen. Wir freuen uns dessen von Herzen und wünschen, daß das Büchlein ferner seine wichtige Mission erfülle, die Protestanten über die letzten Ziele dieses Papstes aufzuklären. Sind doch die Zeichen der Zeit noch dieselben, wie vor vier Jahren, und des Papstes und seiner Kirche Verhältnis zum Protestantismus ist auch dasselbe geblieben.

P B

**(Der Papstesel)** Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des Reformationszeitalters von K. Lange. Mit 4 Lichtdrucktafeln. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1891. 118 S. 4 Mk. Die merkwürdige Darstellung des Papstesels, von der Luther mehrfach auch in Gemeinschaft mit Melanchthon, in seinen polemischen Schriften Gebrauch gemacht hat, ist in der kunstgeschichtlichen Forschung noch bis vor kurzem eine crux interpretum gewesen.

Nachdem der für den Wittenberger Holzschnitt von 1523 vorbildliche Typus des eselsköpfigen Ungeheuers in dem Werk eines mälyrischen

*) Jahrgang 1887, Nr. 48.



Kupferstechers und weiterhin in einer dekorativen Skulptur am Dom von Como nachgewiesen war, ist es nunmehr Lange gelungen, den ursprünglichen Ort und Anlaß seiner Entstehung an der Hand litterarischer Belege festzustellen. Danach erweist sich die mutmaßlich älteste Redaktion des fraglichen Spottbildes als eine in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts unter dem Einfluß bestimmter Zeitereignisse in Rom entstandene persönliche Satire gegen Alexander VI. Der Hergang seiner Uebertragung nach dem Norden durch reisende böhmische Brüder ist zum mindesten wahrscheinlich gemacht; jedenfalls dürfte aus eben diesen Kreisen fünfundzwanzig Jahre später die inzwischen zu einer Verhöhnung des Papsttums im allgemeinen erweiterte Darstellung in der Form des gestochenen Flugblattes nach Wittenberg gelangt sein. Die als ikonographische Studie wertvolle Schrift wird mit Rücksicht auf ihren Gegenstand auch das Interesse aller Leser von Luthers Schriften verdienen.

Hf Wz

## Verschiedenes

**(Der Rücktritt von Goßlers)** Den Rücktritt des preußischen Kultusministers von Goßler in seiner ganzen Wichtigkeit zu beurteilen, sind zur Zeit wohl nur sehr wenige Kundige imstande. Ob er Gutes oder Schlimmes bedeutet, hängt wesentlich von der Person und Politik seines Nachfolgers ab, den wir nicht kennen. Aber auszusprechen drängt es uns, daß wir mit herzlicher Dankbarkeit des Mannes gedenken, der jetzt von seinem Posten scheidet. Unsre Dankbarkeit würde freudiger gewesen sein, wenn er gegangen wäre, um die jüngste Sperrgeldervorlage nicht einzubringen. Gewiß hat er damals höhern sachlichen Rücksichten sich opfern zu müssen geglaubt, indem er blieb. Sein Abschied jetzt entbehrt — scheinbar wenigstens — der Größe, die er damals gehabt hätte. Aber um so mehr ist es uns Bedürfnis, ausdrücklich zu bezeugen, daß Herr von Goßler für die Einsicht und Sorgsamkeit, mit der er in schwierigen Zeiten das preußische Kultusministerium verwaltet hat, der bleibenden Anerkennung aller billig denkenden Protestanten gewiß ist. Berechtigte Ansprüche der evangelischen Kirche sind von ihm nicht erfüllt worden; aber am warmen Interesse, am persönlichen Verständnis für die Lebensbedingungen unsrer Kirche hat es ihm nicht gefehlt; wir zweifeln nicht, daß er eben jetzt den besten Willen besaß, auch lange Versäumtes endlich nachzuholen. Den Schutz, den unter den heutigen Verhältnissen wunderlicherweise zuweilen der Staat der Kirche des Evangeliums wider einen falschen Eifer ihrer eignen Freunde gewähren muß, hat Herr von Goßler ihr angedeihen lassen. Alles in allem war er ein Kultusminister, wie wir in der gegenwärtigen Aera preußischer Politik als Protestanten ihn nicht besser begehren konnten.

R

**(Das kirchliche Ereignis der letzten Tage)** ist der völlig überraschend an das Herrenhaus gelangte Gesetzentwurf über das Anleiherecht der Berliner Kreissynoden. Es ist unmöglich, das für die Fortentwicklung der Berliner kirchlichen Verhältnisse Epochemachende dieses Entwurfes sogleich voll zu würdigen. Nur das sei heute schon ausgesprochen, daß alle Evangelischen im deutschen Reiche, die für die traurige kirchliche Lage der Reichshauptstadt ein Herz haben, sich für diesen energischen Schritt zur Anbahnung einer gesunden Entwicklung der preußischen Regierung zu Dank und Anerkennung verpflichtet fühlen werden. Ist der Entwurf ein Vermächtnis des scheidenden preußischen Kultusministers, so ist dadurch sein Wort verständlich geworden, das er bei seiner Verteidigung der Sperrgeldervorlage sprach: er hoffe, daß in der Geschichte der preußischen Landeskirche eine neue Epoche beginnen werde. Ist es die erste That des neuen preußischen Oberkirchenratspräsidenten, so begrüßen wir sie doppelt freudig als ein Anzeichen dafür, daß in der Leitung der Landeskirche von nun an ein kräftigerer Wille und ein weiterausschauender Blick herrschen wird, als bisher. Und auch das wollen wir nicht vergessen, daß die Forderung, deren Erfüllung die Regierung in dem vorgelegten Entwurfe anstrebt, zuerst von der liberalen Seite der Kreissynoden erhoben ist und somit das stillschweigende Zugeständnis eines bisher oft verkannten Verdienstes dieser bedeutet.

E F

**(Die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf)** In der Reichstagssitzung vom 11. März ist diese ernste und wichtige Frage in einer Weise verhandelt worden, die wir lebhaft bedauern. Wenn es den Deutschfreisinnigen und den Sozialdemokraten vorbehalten blieb, die vorliegenden Petitionen dafür der Regierung zur Erwägung und Berücksichtigung zu empfehlen, so wissen wir uns nebst vielen, die sich nicht zu jenen Parteien bekennen, mit diesen Anträgen eins. Der Anspruch der Frauen auf den ärztlichen Beruf steht für uns außer Frage. Dabei verkennen wir nicht die Bedenken, die gegen ihre Zulassung zum Universitätsstudium sprechen; aber das ist doch wahrlich nicht der einzig mögliche Weg zum Ziel. Wir kommen auf die Sache zurück.

R

**(Merkwürdige Wirkungen der Sperrgeldervorlage)** Eine evangelische Frau in der Diaspora wollte zur römischen Kirche übertreten, und ich suchte sie auf, um seelsorgerlich mit ihr zu verhandeln. Leider traf ich sie nicht zu Hause. Dafür aber setzte mir ihr katholischer Ehemann, ein Arbeiter von achtzig Jahren, bereitwilligst Grund und Verlauf der Sache auseinander. Dabei kam er auch auf den Wert der verschiednen Glaubensformen zu sprechen, und es versteht sich von selbst, daß nach seiner Ueberzeugung der katholische Glaube der beste war. Dagegen war die Begründung dieser Ansicht etwas überraschend: „Der Minister sagt ja selbst, daß die katholische Kirche im Rechte sei."

H-Zw

**(Auch ein Weg nach Rom)** In einem eichsfeldischen Dorfe war von Franziskanern eine Mission abgehalten worden. Die Katholiken, vorher nicht sehr erfreut von der in Aussicht stehenden Strenge, hatten ihr doch bald ihre volle Teilnahme zugewandt. Der rücksichtslose Ernst der sittlichen

Forderung und die volkstümlich derbe Predigt der Mönche hatten die Gemeinde gepackt und bezwungen. Auch der romantische Zauber hatte nicht gefehlt: von dem einen Pater war das Gerücht gegangen, daß er ein Grafensohn und gewesener Offizier sei, der nach einem zügellosen Jugendleben sich plötzlich bekehrt habe. Sechsundzwanzig Predigten waren in acht Tagen gehalten worden, und es hatte keiner gefehlt, der nicht dringend verhindert gewesen war.

Auch die dortigen Evangelischen hatten zumeist dem Zuge der Neugierde nicht widerstehen können und mehrfach den Predigten beigewohnt. Eine evangelische Frau allerdings hatte die Zumutung, mitzugehen, von sich abgewehrt: sie brauche nicht zu einem katholischen Pater zu gehen, um eine Predigt zu hören; eine Predigt habe sie in ihrer Kirche jeden Sonntag. Besonders waren die evangelischen Glieder katholischer Familien stark zur Teilnahme gedrängt worden, und einer solchen Frau wurde von den Katholiken nachgerühmt, daß sie sechzehn Predigten angehört habe. Die Wirkungen ließen nicht lange auf sich warten. Sehr bald hieß es, daß mehrere katholisch werden wollten, und nach sechs Wochen waren drei Frauen reumütig in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt.

Die eine war anfangs noch schwankend gewesen. Aber am Neujahrstage hatte ihr der katholische Schwiegersohn ein glückseliges neues Jahr und seliges, d. h. katholisches Sterben gewünscht, denn „evangelisch ist gut leben und katholisch ist gut sterben." Da sie nun schon hoch in die Jahre gekommen war, hatte dieser Wunsch einen nachhaltigen Eindruck bei ihr hinterlassen. Aber sie hatte sich doch noch nicht zum Uebertritt entschließen können und noch Mitte Januar ihrem Pfarrer erklärt, sie bliebe evangelisch. Da war sie eines Morgens dabei, zum Kaffee die Bohnen abzuzählen, sechzig wie gewöhnlich, und als sie gerade bei dreißig war, fielen ihr drei Blutstropfen aus der Nase, da sie doch sonst niemals Nasenbluten gehabt hatte. Das war ihr ein Zeichen vom Himmel, daß Gott ihren Uebertritt wolle — und am Aschermittwoch hat sie zum erstenmale dem katholischen Priester über ihr ganzes bisheriges Leben gebeichtet. H-Zw

**(Die Branntweintantieme am Nordostseekanal)** ist teilweise abgeschafft. Nach einer besonderen Abmachung beziehen die als Barackenhausväter angestellten Brüder des Rauhen Hauses seit Ende des Jahres 1890 nicht mehr, wie die übrigen Barackenverwalter, die berufene Tantieme. Mit Freuden begrüßen wir diesen ersten erfolgreichen Schritt zur Wiederbeseitigung der gleich bei ihrer Einführung von uns beanstandeten unglücklichen Maßregel. (Vgl. Nr. 52, Sp. 1212 des vorigen Jahrgangs.) Bki

**(Ein Anti-Egidy in Versen)** Es geht uns ein Schriftchen zu: „Laiengedanken über die Ernsten Gedanken des Herrn von Egidy aus Großenhayn (so!) von Gabriel von Lenz aus Wolkenguckguckshayn." Der einzige Grund, weshalb wir ihm Beachtung schenken, ist, daß es aus dem Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha kommt. Dadurch möchte sich der eine oder andre Leser verleiten lassen, nach dem Büchlein zu greifen. Es ist ein geschmack- und witzloses, dem Ernst der Sache völlig unangemessenes Machwerk, das hoffentlich niemandem gefallen wird. Bis Seite 10 soll der Humor herrschen. Probe:

Und ist beendet unser Erdenlauf,
So hört das Reden doch noch lang nicht auf;
Denn oben, bei dem Gott der Liebe,*) im Verhör
Da reden geistreicher wir immermehr,
Erklären dort dem großen Gott der Liebe:
„Wir lebten gut, denn gut sind unsre Triebe ....
Egidy hat uns das gesagt,
Wir folgen ihm — er hat gewagt."

Seite 11—15 soll zum Humor den Ernst bringen. Auch hiervon eine Probe (diese Stelle ist mit das Verletzendste in der ganzen Schrift):

Gestattet sei, beim Schluß der Sachen
Auf etwas aufmerksam zu machen:
Es sollten alle die, die richtig sehn,
Um Glauben für Egidy flehn ....
Ja, bittet oft und treu im stillen,
Auch für die Frau — um seiner Kinder willen ....

Und das bei Friedrich Andreas Perthes!
Trefflicher Veracius Rusticus, ist das deine Schule? R

## Quittung

Für die Zwecke des Evangelisch-sozialen Kongresses, besonders das Sekretariat: 15 Mk. von J B, Quedlinburg. Ausgefüllte Verpflichtungsscheine je 1 aus Halle und Hamburg.

Für die Lutherkirche in Rom: 20 Mk. von K und v Z, Gießen; 9 durch Pf. Sch, Vaihingen.

Für die deutsche evangelische Mission in Ostafrika: 3 Mk. von A R, Eisenberg.

Herzlichen Dank! D H

## Anfrage

Kann jemand eine Anstalt christlichen Gepräges namhaft machen, in der ungefährliche Geisteskranke gegen einmalige Zahlung von etwa 3000 Mark lebenslängliche Aufnahme und freundliche Pflege finden?

*) Der Sperrdruck rührt vom Verfasser her.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 12 der „Chronik der Christlichen Welt"



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Flugblatt**

Was will die Invaliditäts- und Altersversicherung? Dieses Flugblatt ist zunächst für die Bedürfnisse meiner Gemeinde geschrieben worden. 100 Stück 1.50, 500 Stück 6.50, 1000 Stück 10.50 Mark portofrei.
Pfarrer **Rade**, Schönbach (Sachsen)

**Zu Ostergeschenken empfohlen:**

**Aus Carmen Sylva's Leben.** Von Natalie Freiin von Stackelberg. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 5 Bildern und Facsimile. Gr. 8°. fein Lwd. mit Goldschnitt Mk. 10.—.
„. . . Das Werk eignet sich für Jung und Alt ganz ausnehmend zu einem nutzbringenden Festgeschenk." (Dresd. Journal.)

**Italienisches.** Sechs Novellen. Von **H. von Schreibershofen.** 8°. br. Mk. 4.50, elegant Lwd. Mk. 5.50. Inhalt: Der Kommandant von Montelupo. Das Mädchen von Ruta. Die alte Malerin. Die Waisen von Portofino. Der Pater von Mont' Allegro. Die Tochter des Vagabunden.
„. . . Es ist ein Kabinetsstück mit so feinen Farben ausgeführt, wie es nur die Hand einer Frau vermag. Wir wünschen dem Buch recht viele Freunde, da es sich auch zum Vorlesen im Familienkreise und zum Geschenk für junge Mädchen vortrefflich eignet." (Neue Preuß. † Zeitung.)

**Chronika eines fahrenden Schülers.** Von **Clemens Brentano.** Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. 5. Aufl. Mit Titelbild „Die Laurenburger Els" von Ludwig Richter. Oktav-Ausg. elegant geb Mk. 4.50. — 6. Aufl. Miniatur-Ausg. in eleg. Originaleinband mit Goldschnitt Mk. 5.—.
„. . . Das Buch dürfte leicht ein Liebling mancher sinnigen Leser werden, und durch die echt religiöse und sittliche Anschauung, sowie durch die Lieblichkeit der Form, . . . besonders der weiblichen erwachsenen Jugend eine angenehme Gabe sein." (Die Hausfrau.)

**Bilder ohne Rahmen.** Aus den Papieren einer Ungenannten. 8. Aufl. 12°. Elegant Lwd. mit Goldschnitt Mk. 5.—.
„Kaum dürfte ein Gegenstand, der das Nachdenken gebildeter Frauen beschäftigt, gefunden werden, der nicht in diesem Buche eine geistvolle Beleuchtung fände. (Hallesche Zeitung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von
**Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.**

**Konfirmations-Gedenkblätter**
in Farbendruck nach Maler Th. Schüz.

Von angesehenen Geistlichen als **schönstes Blatt** der Art bezeichnet. Edel angelegt, harmonisch in Farben, sinnig in jeder Einzelheit, hat es auch die **Anerkennung Ihrer Majestät der Kaiserin** gefunden.

Preis für 10 Blatt Mk. 2.—, 25 Blatt Mk. 4.50, 50 Blatt Mk. 8.—, 100 Blatt Mk. 15.—, 200 Blatt und mehr Mk. 14.— fürs Hundert.

100 Sprüche stehen zur Auswahl, auch sind Blätter ohne vorgedruckte Sprüche zu haben.

**Proben und Prospekt mit Spruchverzeichnis kostenfrei.**

**Morstatt, Schrodt & Co., Frankfurt a. M.**

Soeben erscheint:
**König**, Prof. D. Ed.,
**Der Glaubensakt des Christen**
nach Begriff und Fundament untersucht. 11½ Bogen. Gr.-8°. 3 M.
Eine Beleuchtung der Ansichten Herrmann's, E. H's. und Gottschick's über den evangel. Glauben; positive Grundlegung des christl. Glaubensaktes; Grenzregulirung zwischen Glauben und Vernunft, Erkennen u. Wissen ꝛc.
**A. Deichert**'sche Verlagsb. Nachf. (G. Böhme) **Leipzig.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
**GEISTLICHE LIE-**
der. Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigen Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Soeben erschien bei **K. J. Wyß** in **Bern:**
**Die soziale Frage und die preußische evangelische Landeskirche**
Zur Steuer der Wahrheit
1. Heft
Inhalt: Prinzipielle Stellung der evangelischen Kirche zur sozialen Frage.
**Preis 40 Pfge.**
Durch jede Buchhandlung zu beziehen, ebenso, gegen Einsendung von **45 Pfge.** in deutschen Briefmarken, vom Verleger
**K. J. Wyß in Bern.**

**Hohe Provision**
gewähre ich für den Vertrieb einiger gediegener Werke religiöser Richtung, **die zu sehr billigen Preisen zum Verkauf gestellt werden.** Näheres auf Anfrage brieflich.
**Gustav Fock** in **Leipzig**
Neumarkt 40.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin, von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig und von Vande[illegible] & [illegible]echts V[illegible]

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 13 — Leipzig, den 26. März — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Am Kreuz — Oster-Ode — Unter dem Kreuz des Herrn 4 — Deutsche Osterspiele im Mittelalter — Ein italienisches Osterspiel — Kardinal Newman 2 — Die religiöse Gemeindeorganisation und die Landgemeinden: 2. Der Weg zur Durchführung — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 8. Imponderabilien — Verschiedenes: Zeitschrift für Theologie und Kirche; Nachfeier einer Berliner Einsegnung — Zur Beachtung — Anzeigen


## Am Kreuz

Das sind die gramerfüllten Züge,
Das bleiche Dulderangesicht,
Die Stirn, um welche Haß und Lüge
Den bittern Kranz der Dornen flicht.

Das ist der Blick, für uns gebrochen,
Aus dem die höchste Liebe sprach,
Der Leib, in welchen wir gestochen
Zum Zeugnis unsrer tiefen Schmach.

So lohnt das böse Herz, das Reue
Und Gram nie in den Staub gedrückt,
Dem, der in wunderbarer Treue
Verlorne an Sein Herz gedrückt.

O Er ist sanft, Er wird dich finden,
Er wird dein armes, stolzes Herz
Mit seiner Demut überwinden,
Er zieht hinauf dich himmelwärts.

Er ist die Liebe, die erst endet
Mit ihrer wundersamen Glut,
Bis sie ihr tiefstes Herz verschwendet,
Im Tod erschöpft am Kreuze ruht.

So endet Er — und Scharen Blinder
Umstehn Ihn kalt und ungebeugt,
Weil Seine Herrlichkeit nur Sünder
Von ihrer Gottheit überzeugt.

Ja, dieser Sterbende muß siegen,
So lange es noch Herzen giebt,
Die Seiner Allgewalt erliegen,
Der Demut, welche schweigt und — liebt.

## Oster-Ode

Der Tod ist verschlungen in den Sieg.

Horch! — es wälzt der Jubel des Ostermorgens
Auf des Frührots blitzenden Strahlenschwingen
Jauchzend sich in himmlischer Scharen goldner
Wolke zur Erde.

Sie erbebt in seliger Mutterwonne:
Tief in heilig dämmernder Osterfrühe
Rang aus ihrem Schoß sich des ewgen Lebens
Holdes Geheimnis.

Triumphirend sendet die Ostersonne
Bogenschützen gleich ihre Feuerpfeile,
Daß die finstre Nacht in des Todes Abgrund
Zürnend zurücksinkt.

Ewig siegt der leuchtende Strahl von oben
Ueber heimlich schleichende Nebeldünste,
Und ein Blitz der Wahrheit verzehrt die Burgen
Menschlicher Thorheit.

Ueberirdisch leuchtet des Glaubens Auge,
Tief entflammt von himmlischer Lebenshoffnung,
Denn am Ziel erblickt es die ungestillte
Sehnsucht der Zeiten.

Osterglanz verkläret die tiefsten Grüfte,
Seit aus jenem Grabe in Josephs Garten
Er, der Fürst des ewigen Lebens, herrlich
Siegend hervorbrach.

Osterglanz erhellet die dunklen Herzen,
Denn nun ist er ewig den Seinen nahe,
Seine heilige Nähe versüßt des Lebens
Bitterste Stunden.

Karl Hunnius

## Unter dem Kreuz des Herrn

4

Das soll die Ueberschrift auch für unsre Osterbetrachtung sein. Wer im Glauben unter dem Kreuze steht, glaubt an den Auferstandnen. Heimlich gedrückt von alten, immer neuen Zweifeln feiern manche Karfreitag lieber als Ostern. Karfreitag und Ostern lassen sich nicht trennen. Der Gekreuzigte erweist sich seiner Gemeinde, die nach ihm verlangt, als den Lebendigen. Eine Geschichte aus der Morgenzeit der Kirche sagt uns das besonders ergreifend, die wir uns oft vorkommen, als lebten wir im abnehmenden Licht, als wolle es Abend werden. Es ist die Geschichte von den Jüngern, die nach Emmaus wandern.

Was heißt es, daß die Gemeinde nach dem Herrn, dem Auferstandnen verlange? Der erste Zug, der uns in jenem Bild entgegentritt, ist ihre herzliche Gemeinschaft. Thomas ging allein, und wer sich der Einsamkeit ergiebt, ist bald allein. Gewiß gelten die Verheißungen jedem Einzelnen, aber jedem, der ein Glied der Gemeinde Christi sein will. Das „Ich" und „Mir" wechselt im ganzen Neuen Testament bedeutungsvoll mit dem „Wir" und „Uns." Wer den Herrn für sich allein haben will, will nicht den Herrn, der für alle gestorben und auferstanden ist. Warum fehlt es uns oft an der herzlichen Gemeinschaft? Wir verlangen zu viel von den andern, ärgern uns an ihren Mängeln und thun selbst zu wenig für sie. Gewiß, ohne Wahrheit keine Liebe; auch hat der eine mehr Bedürfnis nach Gemeinschaft als der andre. Aber jeder soll ein Bedürfnis danach haben, soll verstehen lernen: „Ich glaube Eine, heilige allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen."

Ein zweiter Zug des echten Verlangens nach dem Herrn ist die hohe Beschäftigung der Gedanken. Der Fremde auf dem Wege nach Emmaus darf die Wandrer fragen: Was

redet ihr miteinander? Bei uns müßte manche Unterhaltung verstummen, wenn ein ernstgesinnter Dritter dazwischen käme. Auch in den Festtagen, wie viel kleinliche Gedanken oder gar lieblos richterisches Gerede! Ist es recht, daß so gar selten das Wort auf Ihn kommt, dem wir alles verdanken? Vielmehr, sollte man uns auch nicht ohne Worte abfühlen, daß unser Herz einen ewigen Schatz hat und ihn andern gönnt, daß unsre stillen Augenblicke nicht der Langeweile oder eitler Träumerei gehören, sondern dem Kleinod? „Große Gedanken und ein reines Herz sollten wir uns von Gott erbitten."

Dann fehlt auch nicht ein Drittes im Bilde der nach ihrem Herrn verlangenden Gemeinde, die edle Traurigkeit. Ein Angesicht voll Lust und Freude ist schön, aber auf die Dauer doch nur, wenn es ein Geheimnis ahnen läßt. Das tiefste Geheimnis des Christenlebens, das Verlangen nach dem Herrn, kann nicht ganz ohne Traurigkeit sein. Christen sind frohe Leute, die einzig fröhlichen, weil ihre Freude nicht von ihnen genommen werden kann. Aber diese Freude ist und wird immer wieder aus einer eignen Traurigkeit heraus geboren. Dort heißt es: „Wir hofften, er sollte Israel erlösen . . . überdies ist heute der dritte Tag. . ." Es ist auch etwas geschehen, aber etwas Undeutliches, Unbestimmtes: Frauen waren am Grabe, aber „Ihn fanden sie nicht." Auch uns kann der Kampf mit dem Gedanken nicht erspart bleiben: Wenn alles ein Traum wäre! O dann wäre sein Grab das Grab unsrer besten Ahnungen und heiligsten Entschlüsse. Wir wären auf uns selbst gewiesen, auf unser trotziges und verzagtes Herz, heute begeistert für alles Hohe, morgen hingegeben in der Sorge Nacht, in des Gemeinen Bann. Ist Christus nicht auferstanden, so sind wir in unsern Sünden verloren, auch wenn es keinen Gott und keine Ewigkeit gäbe, in dem Zwiespalt unsers suchenden und verzweifelnden Herzens. Aber ist Christus auferstanden, sollte er nicht unzweideutiger sein Leben beweisen? siegreicher sich zeigen im Kampf mit meiner Sünde, in der Kirche Nöten, im ganzen großen Jammer der Menschheit? Sind wir darüber traurig, wohl uns! Wohl uns, wenn der Herr nicht sagen muß: Warum so fröhlich ohne mich — so weltselig ohne Seligkeit — so traurig um irdischen Verlust? In jener rechten edlen Traurigkeit zeigt sich starke treue Anhänglichkeit, Liebe, der das Leben Tod ist ohne den Lebendigen. Solche Anhänglichkeit ist die Schule, worin er erzieht zu lebendigem Glauben, zu dem Vertrauen, das sprechen kann: „Bleibe bei uns, wir lassen dich nicht, du segnest uns denn."

Im Grunde ist schon jenes Verlangen sein Werk. Solch herzliche Gemeinschaft, so hohe Beschäftigung der Gedanken, so edle Traurigkeit, so tiefe Anhänglichkeit kennt die Welt erst, seit er, weil er da ist, und kein andrer wird es ihm gleich thun in der Macht über die Herzen. Aber wie er der nach ihm verlangenden Gemeinde sich als den Lebendigen erweist, zeigt uns jene Geschichte gleichfalls in ergreifender Einfalt.

Zum ersten gewinnt er uns völlige Offenheit ab. Das ist noch immer ein Kennzeichen seiner Offenbarung. Es ist eine Verleumdung, Christus verlange blinden Gehorsam. Als ein Erzieher ohne gleichen weiß er unser Vertrauen zu gewinnen. Er scheut sich nicht vor unsern Bedenken, er entlockt sie uns. Er hüllt sich nicht in vornehme Zurückhaltung, wie so manche Menschen, weise und große, die uns anziehen, aber plötzlich jede weitere Auskunft verweigern. Er ist groß genug, unsre kleinen Gedanken tragen zu können, ja er will, daß wir sie ihm ganz offen gestehen. Aber weil er uns offen macht, darf er auch offen gegen uns sein.

Und der Lebendige erweist sich darin, daß er uns thörichte Jünger schilt. Wir klagen ihm: Dein Reich ist arm; dort schmachten Sklaven in Ketten, dort harren Glaubensgenossen vergeblich auf Befreiung, hier seufzen umnachtete Seelen umsonst nach Licht. Und du heißest Todesüberwinder, Lebensfürst! Daß wenigstens dein Bild uns deutlicher gezeichnet wäre, daß deine Osterbotschaft bis ins kleinste zusammenstimmend, lückenlos uns gegeben wäre! Da schilt der Herr auch unsre Thorheit. Würde das Glauben sein, wenn wir schauen könnten? Wenn seine Geschichte nicht eben nur so viel, aber auch wirklich so viel Ueberzeugungskraft hätte, daß das sehnende Verlangen nach



Gottes Gnade dadurch geweckt und zum ewigen Frieden geführt würde? Es ist köstlich, von dem lebendigen Herrn sich tadeln zu lassen, von diesem Freunde, der uns ganz versteht; es ist köstlich, der Wahrheit die Ehre zu geben, die desto süßer ist, je bitterer sie scheint, und die zur sichern Klarheit führt.

Denn der Herr öffnet die Schrift. Uns in noch tieferm Sinne als jenen ersten Jüngern. Nicht auf neue Offenbarungen sind wir angewiesen, sie sind trügerisch, nicht auf besondre Gefühlserfahrungen, sie verrauschen. Laßt uns Bibelchristen werden! In seinem Worte ist der lebendige Herr uns nahe. Im Verständnis seiner Geschichte erkennen wir ihn als den, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung.

Indem er so uns die Schrift öffnet, macht er uns das Herz brennen und beruft uns in seinen Dienst. Die ersten Jünger brauchten eine sichtbare Offenbarung seines Lebens; aber im Augenblicke solcher Offenbarung verschwindet er vor ihnen. Dann sagten sie: „Brannte nicht unser Herz?" Für uns ist dies der rechte Erweis seines Lebens, „bis daß er kommt." Dies Brennen des Herzens erlöscht nie in seiner Gemeinde. „Er segnet mit der stillen Kraft der Ueberzeugung." Dann fragt man nicht mehr nach einem Beweis. Ohne Ihn ist unser Leben nichts, mit Ihm ist es ewig geborgen. Das aber ist nicht unser Werk oder gar nur unser Wunsch, sondern sein Werk, still und groß wie Gottes Werk, so überzeugend, wie das Leben, das man erlebt, ohne es beweisen zu können. Die Probe für die Echtheit solches Erlebens aber ist, daß wir willig werden für seinen Dienst. Jeder sagt es dem andern, daß Er lebt. Oft kommt dann, wo wir am wenigsten es erwarten, die Botschaft zurück: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!

Dieser Osterglaube erwächst für uns unter dem Kreuze des Herrn. Hier ist der rechte Standort für das Verständnis der Osterbotschaft. Den ersten Jüngern gab das Erlebnis, daß sie den Herrn sahen, Licht für sein Kreuz. Uns führen die Eindrücke des Kreuzes zum Glauben an die Osterbotschaft. Aber im Grunde ist beides untrennbar. Der Gekreuzigte ist nur als der Lebendige, was er ist, der für uns Gekreuzigte, und der Lebendige ist kein andrer, als der, welcher selbst sein Kreuz verklärt.

Karfreitag und Ostern bedeuten mit jedem neuen Jahr einen Abschnitt in unserm Leben; nicht allzuoft erleben wir mit Bewußtsein diesen Einschnitt. Sie bedeuten eine Frage, ob unser Leben schon wirklich Leben heißen kann, dem kein Tod droht, weil er schon erlebt und überwunden ist.

Man erzählt von drei Wandrern, die am Abend auf hoher Bergeswarte zusammentrafen. Jeder soll dem andern seine Geschichte erzählen. Zwei haben es gethan. Als die Reihe an den dritten kommt, sagt er mit Thränen: Ich kann die meine nicht erzählen, denn ich habe keine Geschichte. Wir haben eine, wenn wir zu der Gemeinde gehören, deren Verlangen ihr Herr sich als den Lebendigen erweist. Und wir werden ihn dann einmal ganz erkennen „am Brotbrechen" in des Vaters Reich.

Th H

## Deutsche Osterspiele im Mittelalter

Als „Fest der Feste, welches allen vorangeht, wie die Sonne den Sternen," preisen die Väter das Fest, das wir in diesen Tagen begehen. In dem Namen „Ostern," den wir ihm gegeben haben, erinnert es an die altdeutsche Frühlingsgöttin Ostara, welche die erstarrte Natur zu neuem Leben erweckt und das Menschenherz mit Lust erfüllt; seiner christlichen Bedeutung nach vergegenwärtigt es uns die wichtigste Heilsthatsache, die Auferweckung Christi. Beide Beziehungen faßt der Dichter zusammen in den Worten:

Ostern, Ostern, Frühlingswehen,
Ostern, Ostern, Auferstehen
Aus der dunkeln Grabesnacht!
Blumen sollen fröhlich blühen,
Herzen sollen himmlisch glühen,
Denn der Heiland ist erwacht!

Zur Feier des Osterfestes als Frühlingsfestes flammten in frühern Zeiten in deutschen Landen vielfach Osterfeuer; die

gottesdienstliche Feier wurde überall ausgezeichnet durch Anzünden der großen Osterkerze. Beim Eintritt in die mit Blumen und Fahnen ausgeschmückte Kirche grüßten die Gläubigen sich mit dem Friedenskuß und den Worten des Evangeliums: „Der Herr ist auferstanden." Der Sängerchor war an diesem Tage zum Zwecke des Wechselgesanges eingeteilt in Solo und Chor, später wurden Duette und Terzette zugefügt, der Text war aus Bibelversen zusammengesetzt. Wenn man diesem dramatisch gestalteten Gesange Handlungen beifügte, so konnte man auf den ganzen Vorgang noch mehr den Begriff des Dramas anwenden. Dieser Schritt wurde schon frühe gethan: die notdürftigsten Handlungen, Gehen und Kommen, Räuchern und Uebergabe der Grabtücher an die Apostel Petrus und Johannes begleiteten den Gesang und stellten der Gemeinde das auch vor Augen, was ihr Ohr im Gesange vernahm.

Eine schwäbische Gottesdienstordnung aus dem frühern Mittelalter berichtet uns über die Osterfeier in Klöstern so: Zwei Priester, wie Frauen gekleidet, das Rauchfaß in der Hand, gehen in den Chorraum der Kirche; allmählich wenden sie sich gegen das (fingirte) Grab und singen mit gedämpfter Stimme: Quis revolvet nobis lapidem? (wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?) Der Geistliche, der hinter dem Grabe steht, richtet die (gesungene) Frage an sie: Quem quaeritis? (wen suchet ihr?) Die Frauen sprechen: Jesum Nazarenum. Der Priester antwortet: Non est hic (er ist nicht hier). Dann besichtigen sie das Grab, und auf die Worte des Geistlichen: Ite, nuntiate, (gehet und saget es seinen Jüngern), wenden sie sich nach dem Chor und singen: Surrexit dominus de sepulcro (auferstanden ist der Herr aus dem Grabe). Den Schluß bildet der Gesang des Abtes: Te Deum laudamus (Herr Gott, dich loben wir); dann beginnen die Glocken zu läuten. Aehnliche Beschreibungen der Osterfeier haben wir für das dreizehnte Jahrhundert aus der Schweiz und aus Frankreich. Hier wird neben dem Evangelisten Markus, dem die eben angegebene Liturgie folgte, noch Johannes berücksichtigt, aus dessen Bericht der Gang des Petrus und Johannes zum Grabe entnommen ist; die beiden Jünger finden die Grabtücher und zeigen sie mit den Worten: Cernitis, o socii (ihr seht, o Freunde u. s. w.). Eine bildliche Darstellung der Auferstehungsgeschichte aus dem zwölften Jahrhundert schließt sich an die zuerst beschriebene Osterfeier an.

Im Laufe der Zeit wurde die Darstellung der Ostergeschichte mehr und mehr erweitert; die Zahl der auftretenden Personen nahm zu, indem zunächst Maria Magdalena und der Auferstandene selbst vorgeführt wurden. Doch auch so blieben die Darstellungen in der engsten Beziehung zur Kirche; die Geistlichen allein spielten die Rollen und sprachen und sangen in lateinischer Sprache, denn anders als in den Worten der anerkannten Bibelübersetzung, der Vulgata, glaubte man die ehrwürdige Geschichte nicht vortragen zu dürfen; die weiblichen Rollen wurden von Chorknaben gespielt.

Allmählich wurde der einfache, nur aus Bibelworten zusammengesetzte Text der Handlung ausgeschmückt durch strophisch abgefaßte lateinische Gesänge. Diese blieben aber den Laien unverständlich, und so wurden sie der Anlaß, daß die deutsche Sprache sich den ihr gebührenden Platz neben der lateinischen eroberte. So finden wir seit dem dreizehnten Jahrhundert neben dem bisherigen bloß lateinischen Bibeltexte der Vulgata die strophischen Lieder lateinisch und deutsch. Es dauerte nicht lange, so machte man sich daran, auch die Bibelworte zu übersetzen; noch aus demselben dreizehnten Jahrhundert besitzen wir eine deutsche Uebersetzung der zur Darstellung gelangenden Ostergeschichte.

War man einmal von der lateinischen, althergebrachten Sprache abgegangen, so war die natürliche Folge, daß man auch in der Gestaltung der zur Darstellung gelangenden Handlung freier verfuhr. Von nun an können wir von einem deutschen Osterspiele sprechen, bei dem man sich nicht mehr ängstlich an eine vorgeschriebene gottesdienstliche Ordnung anschloß, sondern durch Heranziehung mehrerer Personen aus der heiligen Geschichte, durch Vor- und Nachspiele ein Werk schuf, bei dem von wirklicher Entwicklung der Handlung die Rede sein kann. Den bedeutendsten Fortschritt in der Entwicklung der Osterspiele haben wir jedenfalls im vierzehnten Jahrhundert zu verzeichnen.



Was die Vorspiele angeht, so ergab sich als deren naturgemäßer Inhalt leicht die Grablegung Christi, und dieser vorausgehend die Klage der Maria über den Tod ihres Sohnes. Diese Marienklagen, ergreifend schön, stehen im Zusammenhange mit den Liedern zu Ehren der Maria, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Menge gedichtet wurden. Ein wichtiger Fortschritt in der dramatischen Komposition war aber die Einführung der Mutter des Heilandes deshalb, weil anfangs nur Maria Magdalena in den Spielen vorkam; diese wird darum in den Spielordnungen als die erste Maria bezeichnet, die Mutter Jesu als die dritte.

Als Nachspiel zu der Auferstehungsgeschichte bot sich von selbst die Darstellung des Sieges dar, den Christus über die Hölle davonträgt.

Ein treffliches in dieser Art verfaßtes Spiel ist das Redentyner, 1464 in Redentyn bei Wismar gedichtet. Der Titel lautet: De resurrectione; der erste Teil ist in vier Handlungen zerlegt: die Grabwache, die Nacht am Grabe, die Vorhölle, der Tag der Auferstehung; der zweite Teil, die fünfte Handlung des ganzen Stückes, ist ein Teufelspiel. Der uns zugemessene Raum verbietet es, den Inhalt genauer anzugeben; nur auf einzelnes machen wir aufmerksam.

Unter den aus der Hölle Befreiten befindet sich auch Eva, die dem Heiland ihre Sünden bekennt. Dieser wird in andern Stücken eine Sünderin gegenübergestellt, die sich zu Jesu während seines Erdenlebens bekehrt hat: Maria Magdalena. In einem St. Gallener Spiel, überschrieben „Leben Jesu," aus dem vierzehnten Jahrhundert, tritt diese in der ersten Handlung auf mit einer Jungfrau und zwei Jünglingen; sie tanzt und singt: Ich bin ein ledig junges Weib, ich will mit Freuden fröhlich sein, aufs Tanzen ist mein Sinn gericht. Die Ermahnungen ihrer Schwester Martha, ihren „wilden Mut" zu zähmen, schlägt sie in den Wind. Springen und Tanzen ist ihr einziger Gedanke; bald komme, sagt sie, die süße Maienzeit, die manchem Herzen Freude gebe. Da erinnert sie Martha an „des Todes Ziel;" das macht Eindruck auf sie und bewegt sie zu der Frage, wie sie ihre Missethat büßen könne. Inzwischen ist Jesus von Simon dem Aussätzigen zu Gast gebeten worden; das erfährt Martha und weist ihre Schwester zu dem Heiland. Maria geht zu ihm und bekennt ihm alle Sünden; mit der Mahnung, ihr Leben zu bessern, verkündet ihr Jesus Vergebung. Zum Dank für ihre Rettung gießt Maria köstliche Salbe über das Haupt Jesu; die darauf ausgesprochene Klage des Judas über solche Verschwendung weist Christus in der bekannten Weise zurück. In einem Donaueschinger Spiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist das Erzählte noch weiter ausgeführt; daneben ist geschildert der Gang Marias zu dem Salbenkrämer, dem „appenteker," bei dem sie aromata kaufen will. Am breitesten angelegt sind die Szenen, die das Leben der Maria vor ihrer Bekehrung behandeln, in dem Alsfelder Spiel aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Grund kann nur sein, daß Jesus der großen Sünderin gegenüber als Sünderheiland in ein umso helleres Licht gestellt werden soll. Daher rührt auch die Identifizirung der Maria Magdalena mit der großen Sünderin, von der Lukas 7 die Rede ist. Auffällig ist ferner, daß die genannte Maria als Schwester der Martha und somit des Lazarus dargestellt wird. So soll gleich im Anfang der Stücke die Thatsache aus dem spätern Verlaufe der Handlung erklärlich gemacht werden, daß Jesus mit den drei Geschwistern in Bethanien so eng befreundet ist, daß er in besonderm Sinne ein liebender Freund des Lazarus genannt wird, als er diesen aufweckt. Weiter ist dadurch erklärt, warum nach der Auferstehung Jesu Maria Magdalena mehr hervortritt, als Maria, die Mutter Jesu.

Wie in den Weihnachtsspielen, so sehen wir auch in den Osterspielen, daß die Erweiterung der Handlung in einem Stücke eine solche in andern nach sich zog. In dem Redentyner Spiel lesen wir, wie Christus als der Auferstandene die

Teufel überwindet. Was lag da näher, als diesem Sieg über den Fürsten der Finsternis den entgegenzustellen, der vor sein öffentliches Auftreten fällt, wie uns Matth. 4 erzählt wird? Hier überwindet er den Teufel als Prophet und Lehrer, dort als König und Siegesfürst.

Ferner bot Stoff zu Erweiterungen die Leidensgeschichte, wie sie die Evangelien berichten; den dort geschilderten Vorgängen konnte man ähnliche aus dem frühern Leben Jesu oder vorbildlich geweissagte aus dem Alten Testament gegenüberstellen.

Es müßte geradezu auffällig erscheinen, wenn nicht Geschichten aus apokryphischen Schriften oder Legenden bei unsern Spielen verwertet worden wären. Von den erstern nenne ich besonders das apokryphische Evangelium des Nikodemus, der oft erwähnt wird unter den Jüngern Jesu; aus der Legende greife ich zwei Persönlichkeiten heraus, zunächst die heilige Veronika. In dem bereits genannten Donaueschinger Osterspiel tritt diese uns zum erstenmal entgegen bei dem letzten Einzuge Jesu in Jerusalem. Da steht sie an einer Seite des Weges, den Jesus zieht, mit Jüngern und Jüngerinnen des Herrn, Palmzweige in der Hand. Das zweitemal sehen wir sie, als Jesus auf dem Wege nach Golgatha sich an die Töchter Zions wendet mit den Worten: „O ihr Töchter von Zion, lasset euer Weinen und Trauern über mich, sicherlich kommt die Zeit noch, daß Gott solches allhier rächen wird; weinet über eure Kinder, die an meinem Tode schuldig sind.“ Da geht Veronika zu Christus mit einem weißen Tuch, „ihm das zu bieten,“ und spricht:

O Jesus, liebster Herre mein,
Muß ich von dir geschieden sein,
So bitt ich dich doch um eine Gab,
Damit ich dein Gedächtnis hab,
Die Bildung von deinem Angesicht,
Daß ich dein, Herr, vergesse nicht.

Da nimmt Jesus das weiße Tuch der Veronika — so lautet die szenische Bemerkung — und drückt es in das Angesicht und bietet ihr es wieder. An diesem Tuch soll eine Veronika (ein wahres Bild Jesu: vera εἰκών) gemalt sein, die Veronika den Zuschauern zeigt.

Eine andre in den Osterspielen verwertete legendarische Persönlichkeit ist die des blinden Longinus, der Jesus, als er am Kreuze hing, in die Seite stach. Als das Blut von der Lanze herab über seine Hand lief, forderte ihn der vorher bei dem Erdbeben gläubig gewordene Hauptmann auf, damit seine Augen zu bestreichen. Longinus thut dies und wird sehend.

Neben den legendarischen Personen finden wir in der religiösen Litteratur des Mittelalters oft allegorische. Auch diese sind im Osterspiel vertreten; mehrfach unterreden sich, ähnlich wie in den Fastnachtspielen, die Synagoge und die christliche Kirche, „Judea und Christiana.“

Wir schließen unsre Betrachtungen über den Inhalt der Osterspiele mit dem Hinweis auf die komischen Szenen. In dem Redentyner Spiel ist komisch angelegt die Wächterszene; anfangs prahlen die zur Bewachung des Grabes geschickten „Ritter“ gewaltig; nachher verschlafen sie doch die richtige Zeit, und der Auferstandne entgeht ihnen. Unter den Vorgängen in der Hölle wirkt höchst komisch das Klagen und Stöhnen Luzifers, dessen Angst in keinem Verhältnis steht zu seiner vorher gerühmten Macht. Aus andern Spielen verdient Beachtung die Krämerszene. Die Worte Markus 16, 1 (Maria Magdalena u. a. kauften Spezereien) wurden zu einer breiten, teilweise recht derben Szene verarbeitet, worin der Krämer in marktschreierischer Weise seine Salbe anpreist und mit seinem trägen Knecht in Streit gerät. Komisch gestaltet sich auch die Gärtnerszene. Maria hält den auferstandnen Jesus für den Gärtner; dieser macht den Frauen Vorwürfe, daß sie sich so früh am Tage in einen fremden Garten gewagt haben. Endlich erwähnen wir als komisch behandelt den Wettlauf des Petrus und Johannes zum Grabe, wo der letztere dem erstern zuvorkommt. Als Erklärungsgrund für die Einfügung der Komik in das ernste Osterspiel kann dienen, daß mit den großen Kirchenfesten, besonders dem Osterfeste, große Jahrmärkte, Messen verbunden waren; die Verfasser der Spiele wollten der Lachlust des bei dieser Gelegenheit zusammengeströmten Volkes durch ihre Späße ein Genüge thun. Ferner bedurfte der Zuschauer, um von der Macht der gewaltigen ernsten Ereignisse nicht erdrückt zu werden, wohl auch scherzhafter Vorführungen. Endlich ist zu bedenken, daß auf den ernsten Karfreitag das frohe Osterfest folgte; wie in der Wirklichkeit, so wollte man denn auch in dem Scheine des Spiels Ernst und Scherz verbinden; wissen wir doch, daß selbst auf der Kanzel zu Ostern allerlei Märlein erzählt wurden, die Zuhörer zum Lachen zu reizen.



Aufgeführt wurden die zuerst genannten Osterfeiern natürlich in der Kirche; die ausgedehnten Osterspiele, deren Aufführung viele Personen, auch Laien, erforderte, manchmal auch mehrere Tage in Anspruch nahm, bis zu sieben hin, konnten da gar nicht gespielt werden. Anfangs wählte man, um in der Nähe der Kirche zu bleiben, den Kirchhof, später irgend einen freien Platz, meistens wohl den großen Marktplatz; dem Zusammenhang des Osterspiels mit der Kirche wurde dadurch kein Abtrag gethan, waren doch Geistliche stets deren Verfasser. Daß von einer Bühne in unserm Sinne keine Rede sein kann, versteht sich von selbst; ein für den bestimmten Zweck aufgeschlagnes Brettergerüst, das leicht wieder entfernt werden konnte, stellte den Spielraum vor. Ebensowenig wie ein festes Spielhaus, hatte man eine Theatermaschinerie, um die Dekoration zu ändern; man mußte also an demselben Orte verschiedene Handlungen sich abspielen lassen. So heißt es im Eingang zu dem Donaueschinger Spiel, die Geißelung, die Krönung, die Feier des heiligen Abendmahls u. a. seien an demselben Orte der Bühne vorgenommen worden. Beachtung verdienen die Veranschaulichungen der Vorgänge, welche die Entwicklung der Handlung bedingten. Daß in Judas der Teufel fuhr, wurde den Zuschauern dadurch versinnlicht, daß der Verräter einen schwarzen Vogel ergriff und ihn vor seinen Mund hielt, „daß er flatterte,“ d. h. ihm in den Mund zu fliegen schien. Als Judas nach dem Verrat in Verzweiflung geraten ist, legt ihm Beelzebub einen Strick an, und so fahren beide zur Hölle. Den Schächern hängen gemalte Bilder, ihre Seelen, aus dem Munde: ein Engel nahm die Seele des Guten mit in den Himmel, der Teufel ergriff die des Bösen und fuhr damit in die Hölle. Donner wurde nachgeahmt durch einen Büchsenschuß; das Gastmahl bei Simon wurde angedeutet durch das Herumreichen von Brot und Fisch.

Die Schauspieler stellten recht lange die Geistlichen; Schüler aus den Kloster- oder Domschulen standen ihnen zur Seite. Deutlich geht dies hervor aus einem Stück zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, „Auferstehung Christi“ betitelt. In dem Schlußwort, das der Apostel Johannes spricht, werden die Zuschauer gebeten, den armen Schülern herbeizutragen Braten und auch Osterfladen (Kuchen). Als sehr viele Personen zur Aufführung eines Spiels nötig wurden — aus Frankfurt a. M. wird uns von 265 Spielern berichtet —, mußten selbstverständlich Laien mit herangezogen werden. In deutschen Städten führten meistens die Zünfte die Spiele auf; zu Freiburg im Breisgau spielte im sechzehnten Jahrhundert die Metzgerzunft alle sieben Jahre die Passion; der lange Zwischenraum zwischen den Aufführungen wurde durch die Vorbereitungen dazu notwendig.

Auf die Trachten der Spieler wurde große Sorgfalt verwandt; aus vorhandnen Zeichnungen ersieht man, daß sie edel und vornehm gehalten waren; in späterer Zeit darf man eine ziemlich große Prachtentfaltung annehmen.

Die Plätze an der einen Seite der Bühne, wo sich die mitspielenden Personen aufstellten, hießen Höfe oder Stände. Diese nahmen die Schauspieler in feierlicher Prozession ein, wenn die Reihe an sie kam, gingen sie auf den ihnen bestimmten Platz unter Gesang, der gleichsam als Marschlied diente. Auch bei der Verrichtung bestimmter Handlungen, z. B. bei der Grablegung Jesu, erscholl Gesang; dadurch sollte alles gemessener und feierlicher werden. Die Abschnitte in einem Stücke wurden für Spieler und Zuschauer dadurch kenntlich gemacht, daß Engel oder auch Kirchenväter — gern wählte man dazu Augustinus — Ansprachen hielten oder durch ein Silete zum Schweigen aufforderten. Ein „Proklamator“ hob zu Anfang des Stückes

dessen Bedeutung hervor; am Schluß richtete er ernste Mahnungen an die Zuschauer, die vielfach endeten mit der Absingung des herrlichen alten Liedes „Christ ist erstanden."

Für ihre Zeit hatten die Osterspiele die hohe Bedeutung, daß sie, wie die bildlichen Darstellungen der heiligen Geschichte, dem Volke die Kenntnis der Bibel vermittelten und so in Verbindung mit den Weihnachts-, Himmelfahrts- und Pfingstspielen ein deutsches Buch der Bücher ersetzten. Auch die Folgezeit ist beeinflußt von dem Osterspiel. Die erste Oper, die 1678 in Hamburg aufgeführt wurde, lehnt sich inhaltlich an unsre Spiele an; sie führt den Titel: „Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch."

Das erhabenste Drama der Neuzeit, Goethes Faust, ist nachgebildet „jener alten volkstümlichen Darstellungsform, in der die christliche Passion in Szene gesetzt zu werden pflegte; wir haben da biblische und allegorische Beziehungen, wir haben holzschnittartige Figuren in altdeutschem Stile."

Ein berufener Meister mag den Epilog sprechen. Devrient sagt in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst:

Aus dieser Zusammenstellung (der szenischen Wirkung der alten Osterspiele) geht deutlich hervor, wie entschieden sie, trotz aller burlesken Einmischungen, den kirchlichen Charakter bewahrten, wie sie nur theatralisch weitere Ausführungen des großen Inhalts waren; zugleich aber auch, daß es keinen gewaltigeren und tiefsinnigeren Stoff giebt als diese symbolisch-geschichtlichen Darstellungen des göttlichen Willens an die Menschheit in seinem ganzen Umfang. Alle andern Stoffe werden immer nur Abschattungen dieses Einen, kleine Münze aus dem unermeßlichen Schatze sein, aber die Erhabenheit desselben wird vielleicht auch immer der theatralischen Behandlung spotten, und die unbefangene kindliche Art des Mittelalters die einzig zulässige bleiben; der Stoff wirkt dabei nur durch sich selbst. R—n

## Ein italienisches Osterspiel

Wir befinden uns in Lanciano, einem Städtchen der Abruzzen. Die Ostersonne ist aufgegangen, sie gießt ihre Strahlen über die schneegekrönten Berge, die Schneegipfel glänzen im Osterlicht und nur das Haupt des Gransasso birgt sich im Morgennebel, bis auch dieser den Strahlen der Ostersonne weicht. Alle Vorbereitungen zur Festfeier sind getroffen, zum Teil schon am Tage vorher. Uralter Brauch verlangt, Feuer und Wasser alsdann in jeder Wohnung zu erneuern und dies geschieht in der Weise, daß man ein Stückchen Holz in dem in der Kirche entzündeten heiligen, gesegneten Feuer in Kohle verwandelt, heimträgt und dort in eine Maueröffnung steckt, damit das Haus gegen Sturm und Blitz gesichert sei. Das sogenannte neue Wasser (aqua nuova) holt man am Tage vor Ostern gleichfalls aus der Kirche, taucht einen am Palmsonntag gesegneten Palm- oder Oelzweig hinein und besprengt den Herd des Hauses mit den heiligen Tropfen. Diese Palmenzweige steckt man dann in den Saatacker, wo sie Schaden abwehren. Um zwölf Uhr mittags haben am Sonnabend alle Glocken das Gloria geläutet, man hat dabei einander: „Gut Ostern" zugerufen, und am Nachmittag hat der Priester das ganze Haus, sowie alle Teile des kommenden Ostermahles gesegnet, bei dem das Osterlamm die Hauptsache ist. Diese erwähnten Bräuche finden sich überall in den Abruzzen, auch ist es überall Sitte, einander am Ostermorgen mit Nahrungsmitteln zu beschenken, und kein Armer geht bei diesem Anlaß leer aus. Unter den Gaben gehören die Ostereier zu den am meisten sich wiederholenden Dingen.

In Lanciano finden wir eine Vorbereitung besondrer Art, denn am Ostertage findet dort ein Osterspiel statt, das von fern und nah Tausende von Zuschauern herbeilockt. Auf dem weiten Marktplatz, unweit der Kathedrale, wird ein Triumphbogen erbaut, an dem Hunderte von Händen mitarbeiten, wenn auch viele nur die grünen Zweige von Myrthen oder Oliven nebst mancherlei Blumen herzutragen. Bunte Bänder, farbige Fähnlein vollenden den Schmuck, und wenn am Ostermorgen Scharen der Festgenossen zur Kirche pilgern, steht jener Bogen in seiner Vollendung da. Jedermann weiß, für welchen Zweck der hohe, breite Prachtbau bestimmt ist.

Die Pontifikalmesse ist vorüber, das Volk entströmt der Kirche, der Platz füllt sich mit Festgenossen, und alle harren der



kommenden Dinge. Sie erwarten ein „stummes" Schauspiel, das sich jedes Jahr am Ostertage wiederholt und schon seit Jahrhunderten wiederholt hat und dabei doch dem Volk neu und anziehend geblieben ist. Man nennt dies Schauspiel la Giunta, die Begegnung, und um es zu sehen, wandern Große und Kleine oft viele Meilen weit. In dieser Hinsicht ist Lanciano das Mekka der Abruzzen. — Vom Turme der Kirche schlägt es zwölf Uhr, das Gebrause auf der Piazza legt sich, tiefes Schweigen herrscht rings umher, denn aus der Ferne vernimmt man dumpfen Trommelwirbel, darauf die Töne eines Trauermarsches. Es naht eine Prozession, sie hat den Marktplatz erreicht und wir erblicken die auf vergoldetem Gestell von rüstigen Männern getragene lebensgroße Statue der Madonna. Psalmodirende Priester gehen voran, etwa hundert in lange weiße Gewänder gehüllte Mitglieder einer Konfraternität folgen. Unter dem erwähnten Triumphbogen hält die Madonna an, dort stellt man ihre Statue hin. Dorthin auf die Addolorata (Schmerzensmutter) richten sich voll Teilnahme die Blicke des Publikums. Sie ist in einen schwarzen Mantel gehüllt, ein schwarzer Schleier verhüllt ihr Haupt, sie trauert noch immer, denn niemand hat ihr bisher die Osterbotschaft gebracht. Povera Madre! so flüstern einige Weiber. Ist niemand da, der dieser Schmerzensreichen die Freudenbotschaft bringt? — Wer kommt von dort quer über die Piazza? Die Menge ruft: San Giovanni! — Er ist es. Rüstige Männer tragen seine Statue, man macht ehrerbietig Platz, denn alle wissen ja, daß Johannes von Christus abgeschickt ist, um der Mutter die Osterbotschaft zu bringen. Johannes eilt auf Maria zu und hält vor ihr an. Wir wissen, was er sagt, bemerken aber, daß Maria seinen Worten keinen Glauben schenkt. In Trauer versunken bleibt sie unbeweglich stehen. Johannes kehrt um und ist bald in einer Nebenstraße verschwunden. Wir wissen natürlich, daß er zum Auferstandenen zurückeilt, um neue Befehle zu empfangen. Wo aber weilt dieser selbst? Er sucht seine Mutter, eine Prozession mit seiner Statue durchzieht verschiedene Straßen. Horch! Hörnerklang aus der Ferne. Er kann nicht weit mehr sein. Johannes kehrt zurück, steht wieder vor Maria, dieser scheint seinen Worten zu glauben, sie dreht sich nach der Seite, von der man die gellende Hörnermusik vernimmt und jetzt! — — der Auferstandne erscheint auf der Piazza. — Evviva! Evviva! so schallt es ihm entgegen. Wie schmettern die Trompeten, wie flattern die Fahnen. Die Mutter sieht ihn, sie geht ihm entgegen. Mutter und Kind sind einander nah, stehen vor einander, sehen einander ins Auge. In diesem Moment fällt der schwarze Mantel der Mutter nieder, sie steht da als triumphirende Königin im goldgestickten Prachtgewand, auf ihrem Haupte strahlt das goldene Diadem. Böllerschüsse krachen, alle Glocken läuten, der Jubel des Volkes nimmt eine maßlose Gestalt an, und hat er sich ausgetobt, so wandern Maria, Christus und Johannes miteinander, die Musik voran, in die Kathedrale hinein, wo das Halleluja der Orgel und Sänger sie empfängt.

Aehnliche stumme Schauspiele finden sich nicht nur in den Abruzzen, sondern auch an zahlreichen Orten des süditalischen Festlandes, am meisten aber in Sizilien, und wo sie stattfinden, bilden sie den Abschluß und Höhepunkt jener großen Zahl von Schauspielen, die dem Volk die stille Woche zu einer der genußreichsten des ganzen Jahres machen. Sie alle sind echt volkstümlich, d. h. nicht nur von der Liebe des Volkes getragen und erhalten, sondern auch Produkte des Volksgeistes, und werden von Volksgenossen dargestellt, sei es nun, daß man Statuen, Statuengruppen, oder lebende Personen dabei verwendet. Die meisten sind „stumme", werden ohne weitere Vorbereitung unter freiem Himmel oder in den Kirchen aufgeführt; bei vielen aber findet auch ein Dialog statt. Die wenigsten verlangen szenische Vorrichtung, und durchweg gehören sie zum Kultus, schließen sich an ihn an und werden in seinen Gang verflochten. Das Bedürfnis des Volkes, das die heiligen Personen und Handlungen sehen will, hat sie geschaffen, und es wird lange dauern, ehe sie verschwinden. In den großen Städten, den Hauptverkehrsorten, sind sie nur in dürftigen Resten vorhanden, aber abseits von der Heerstraße blühen sie, wie vor Jahrhunderten

in Deutschland, und erregen vielfach Andacht, oft aber auch das Gegenteil: bei rührenden Szenen wird geweint, es fehlen aber auch solche nicht, bei denen man lacht. Viele dienen dem Volk als Gelegenheit, biblische Personen und biblische Geschichten kennen zu lernen, ist es doch leider so, daß viele kaum mehr von der heiligen Geschichte wissen, als was sie bei dieser Gelegenheit sehen. Die meisten können ja nicht lesen, und was den kirchlichen Religionsunterricht anbetrifft —.— doch, wir wollten von den Schauspielen berichten.

In Sizilien beginnen sie schon am Palmsonntag. Da wird an vielen Stellen der Einzug Christi unter freien Himmel dargestellt, wie er, dem Evangelium gemäß, ins Thor der betreffenden Stadt hineinreitet. Dann folgen am Donnerstag und Freitag die allerverschiedensten Darstellungen von Szenen der heiligen Passion. Nur bei diesem Anlaß lernt das Volk die historische Gestalt Christi kennen. Es kennt nur „Cristo Bambino“ der ihm in der Weihnachtsnacht um zwölf Uhr als der Neugeborene gezeigt wird — und „Cristo Crocifisso“, den man in der stillen Woche vor Augen stellt. Beide werden im Bewußtsein des Volkes von einander getrennt, der „Bambino“ ist nach seiner Auffassung ein Wesen für sich, der „Crocifisso“ auch, jedes dieser Wesen hat seine Darstellung in den Kirchen und zu jedem von beiden wendet sich die betende Seele und der betende Mund bei verschiedener Veranlassung. Am Donnerstag Abend oder Freitag Nachmittag findet fast ausnahmslos in allen Städten des Südens die Prozession mit dem „Cristo morto“ statt, wobei aber als stumme Hauptfigur die Schmerzensmutter fungirt. Dieses „stumme“ Schauspiel gelangt stets mit Würde und unter allgemeiner Andacht zur Darstellung. In Sizilien finden sich am Osterfeiertag ambulante Schauspiele, lange Prozessionen von Gruppen lebender Personen, die unterwegs verschiedene Passionsszenen mit und ohne Dialog darstellen. Dazu kommt an zahlreichen Orten die Abnahme vom Kreuz, oder auch in den Kirchen die Sterbeszene, bei der die Figur des Gekreuzigten das Haupt neigt. In Bari am Adriatischen Meer trägt man in langem Zuge Figurengruppen zur Darstellung der heiligen Passionsgeschichte, ebenso an vielen Stellen Siziliens. Puppentheater bilden in allen Städten des Südens die Freude des Volkes und Tag für Tag treten die Helden Karls des Großen dort auf, aber in der stillen Woche gelangt die heilige Passionsgeschichte mit manchen kleinen Zusätzen zur Darstellung. Eine der dargestellten Szenen, die Fußwaschung hat den Verlauf, daß von allen Jüngern als der letzte Judas herzutritt, aber nicht wagt, den Fuß zum Waschen hinzuhalten, sondern erschrocken und gedemütigt von dannen eilt.

Einen Abschluß finden alle solche Darstellungen im Osterspiele der erwähnten „Giunta“ (Begegnung). Der Verfasser dieses hat sich bemüht, die Geschichte dieses Pantomims zu verfolgen, und gefunden, daß seine Entstehung ins sechszehnte Jahrhundert fällt und daß es sich höchst wahrscheinlich von Sizilien aus verbreitet hat. Dabei ist nicht zu vergessen, daß das Volk des Südens eine besondere Vorliebe für pantomimische Darstellungen hat, ein Erbe aus dem antiken Leben.

Am Ostermorgen jeden Jahres wird das erwähnte Osterspiel auch in Antignano bei Neapel dargestellt, wo sich regelmäßig viele Tausende von Zuschauern in oft lebensgefährlichem Gedränge zusammenfinden. Vier Statuen kommen zur Verwendung, Christus, Maria, Johannes und Maria Magdalena. Der Auferstandene sucht seine Mutter, und wenn beim schließlichen Finden diese den Trauermantel fallen läßt, so fliegen von ihr zahlreiche kleine Vögel auf und dabei braust der Volksjubel unter Böllerschüßen und Glockengeläut. In Sizilien hat man jenes Pantomim an mehreren Stellen dadurch vervollkommt, daß man dem Haupte und den Armen der Statuen Christi und der Madonna Beweglichkeit verlieh. Bei der Begegnung verneigen sie sich voreinander und legen einander die Arme gegenseitig um den Hals. Noch reicher wird dies Schauspiel dann, wenn man hinter der Statue Christi gar die Statue des St. Michael erblickt, oder wenn die Rollen des Satans und des Todes hinter der Figur des Auferstandnen durch lebende Personen dargestellt werden. Daß durch solche Beigaben die Würde der Handlung verliert, dagegen die Heiterkeit des Publikums einen Zuwachs erhält, kann der Leser sich denken, und wir verzichten gern auf die Schilderung solcher Szenen.

Hat man dem Osterspiel beigewohnt, so folgen die Genüsse des Ostermahles, bei dem man sich über das Geschaute unterhält. Für die Bauern hat es eine besondre Bedeutung: es gilt ihnen als Orakelquelle. Die stille Woche ist für sie in dieser Hinsicht reich, aber von besondrer Wichtigkeit ist die Frage, ob bei der Giunta alles ohne Hindernis und mit Präzision verlief. Wenn das, so hat man eine gute Ernte zu erwarten. T



## Kardinal Newman

2

Mehr und mehr wurde Newman unter dem einmal schief gewählten Gesichtswinkel die englische Kirche zuwider. Sie erschien ihm gänzlich abgefallen von der Lehre der Väter; er warf ihr vor, sie habe die Zivilisation an die Stelle des Heils gesetzt. Ihre behäbigen Geistlichen, deren Frauen und Töchter in eleganten Karossen umherfuhren, wurden ihm immer ärgerlicher. Was ihm als Grundzug des neutestamentlichen Lebens erschien, tiefinnerliche Frömmigkeit und begeisterte Selbsthingabe wollte er nirgends entdecken, als in der trotz seltsamen Verirrungen so majestätisch schönen katholischen Kirche. In einem ihrer liebenswürdigsten Heiligen San Filippo Neri schien sich ihm die Entwicklung der neueren Zeit mit diesen Merkmalen apostolischer Gesinnung zu verschmelzen. Um sich auseinanderzusetzen mit ihren auch ihm unleugbaren Abweichungen von dem ursprünglichen Ideal, vertiefte er sich in die Theorie von der Vervollkommnungsfähigkeit der Dogmen, dem Recht der Kirche, neue Credenda zu proklamiren; eine Theorie, die ja nur dann haltbar ist, wenn man von vorn herein auf den Gedanken des Reiches Gottes verzichtet und nicht von der heiligen Schrift ausgeht, sondern von der sichtbaren Kirche als der göttlich gesetzten höchsten Norm alles christlichen Lebens, kraft ihres Vollbesitzes der Verheißung des heiligen Geistes. Darin bestärkte ihn, wie er meinte, in geradezu übernatürlicher Weise das Wort des heiligen Augustin an die Donatisten inbetreff einer zentralen Gewalt und Autorität: Securus judicat orbis terrarum [sicher urteilt der Erdkreis]. Alles andere ergiebt sich dann eigentlich von selbst: die göttlich geordnete Weihe der Priester, ihre vollendete Erhöhung über die Laienwelt durch das Cölibat, ihre in der Wiederholung des Meßopfers beschlossene Thätigkeit, die magische Wirkung der von ihnen verwalteten Sakramente. Rätselhaft ist nur, wie Newman die Selbsttäuschung so weit treiben kann zu sagen: nur in der katholischen Kirche stehe die Seele ohne Vermittler vor Gott, solus solo. Er muß in dem Augenblick das Heer der heiligen Vermittler und die von Beichtvätern erdrückte Laienwelt ganz vergessen und nur an sich als Priester gedacht haben.

Daß in einer solchen Gemütsverfassung die Errichtung des Bistums Jerusalem im Einvernehmen mit Preußen wie ein Funken ins Pulverfaß wirken mußte, ist erklärlich. Er nennt sie nach Matth. 24, 15 den Greuel an heiliger Stätte und sendet einen leidenschaftlichen Protest an den Erzbischof von Canterbury, worin er Luthertum und Kalvinismus rundweg für Ketzereien und ein Zusammengehen mit ihnen für eine schwere Sünde der englischen Kirche erklärt.

Das war 1841. Alle seine Freunde erwarteten, er werde nun übertreten. Viele bereiteten sich ihm zu folgen; einzelne eilten ihm voraus. Die Stellung zu den Behörden wurde schwierig. Er legte sein Amt in Oxford nieder und zog sich auf ein kleines Pfarrdorf in der Nähe zurück, wo er ein klösterliches Zusammenleben mit jüngeren Freunden anbahnte. Das daraus entstehende, durch die hochgehende Erregung ins Ungeheure übertriebene Gerede schien Recht zu behalten, als einer der Jünglinge plötzlich übertrat. Newman fühlte, in eine wie falsche, ja unhaltbare Stellung ihn dies zu seinem Bischof brachte, und löste jegliches amtliche Band. Das unerklärliche Zögern vor dem letzten Schritt hat ihm damals vielen Tadel, Vorwürfe der Unredlichkeit eingetragen, denen er in der Apologie so begegnet:

Trotz meiner eingeborenen Furcht vor Rom und der Ueberzeugung meines Verstandes und Gewissens, daß manche ihrer Gebräuche verwerflich seien, trotz meiner Anhänglichkeit an meine Universität hatte ich eine verborgene sehnsüchtige Liebe für die römische Kirche, eine wahre Anbetung der allerseligsten Jungfrau, die meines College Schutzheilige war, deren Altar ich bediente und von deren unbefleckter Reinheit ich schon in meinen ersten Predigten Zeugnis abgelegt hatte. Ich war in großer innerer Bedrängnis. Während ich mich nach Frieden und Stille sehnte, mußte ich reden; und der Lohn dafür war der Tadel der Schwäche von den einen, der Vorwurf der Heimlichthuerei, Unlauterkeit und Falschheit von den andern. Ich ergreife diese Gelegenheit, um offen zu bekennen, daß ich diesem letzteren Vorwurf nicht recht zu begegnen weiß, weil ich ihn nicht recht verstehe. Ich habe meine eigene Redlichkeit nie bezweifelt . . .

Wie dem auch sei, für ihn war dies ein Uebergangsstadium, und er mag sich innerlich damit beruhigt haben, daß er später alles erklären könne. Seltsamerweise wurde es für viele seiner Gesinnungsgenossen ein bleibender Zustand, wie denn bekannt ist, daß Dr. Pusey nie übergetreten ist. Newman sagt:

Ich meinte damals noch, die anglikanische Kirche solle ein prächtiges Zeremoniell und Rituale einrichten, sich in dem bisher so mangelhaften Lehrgehalt und wärmerer Andacht erweitern und vertiefen, damit sie sich erfolgreich gegen die katholische Kirche behaupten könne. Solche Einrichtungen würden sie nicht von ihrer wahren Basis entfernen, sondern nur kräftigen und verschönen. Dabei hatte ich häufige Andachtsübungen, die besondern Einrichtungen zur Verehrung der heiligen Jungfrau, Gebete für die Toten, prächtige Kirchen mit glänzenden Weihegaben, klösterliche Anstalten und andre Gewohnheiten mehr im Sinn, von denen ich damals noch meinte, daß sie uns so gut gehörten als Rom, nur daß wir sie uns aus den Händen gleiten ließen, und Rom hielt sie hoch und schmückte sich damit.

Später hat er anders geurteilt und nur ein mitleidiges Lächeln für die Ritualisten gehabt, die sich mit der Schale begnügten und nicht bis zum Kern durchdrangen, den Mut nicht hatten, die einzig logische Konsequenz der Oxforder Bewegung, d. h. den Uebertritt in die katholische Kirche zu vollziehen.

Als im letzten Sommer 1890 die Church-Konferenz über die Bruderschaften beriet, von denen viele, sogar der erleuchtete Canon Farrar, eine wunderbare Hilfe in der Seelsorge der großen Pfarreien erwarten, ward die Erinnerung an den eben Heimgegangenen, längst Verlorenen in der wehmutsvollen Klage lebendig:

Er war ein Enthusiast, und für ihn hatte die steife, an Ehrbarkeit schier erstickende Kirche keinen Raum. Er forderte den idealen Schwung der Selbsthingabe, der apostolischen Selbstverleugnung, er wollte das Ordenswesen. Hätten wir es ihm geboten, er wäre geblieben!

Zum Glück haben echt evangelische Bischöfe und Laien geantwortet, daß die Selbsthingabe sich nicht an Gelübde binde, daß es der Bruderschaften zum Dienst der inneren Mission nicht bedürfe.

Der aber, der alles dies für die Vollendung des christlichen Lebens hielt, ohne ein einziges mal in Italien angesehen zu haben, wohin die Mönchsklöster, wohin die römische Kirche dort gekommen ist, trieb unaufhaltsam der Entscheidung zu:

Soweit ich mich ergründen kann, war mein einer, jedenfalls der weitaus stärkste Grund zu einem Religionswechsel meine tiefe, unwandelbare Ueberzeugung, daß unsere Kirche im Schisma lebe und meine Seligkeit davon abhänge mich der katholischen Kirche anzuschließen.

Die Gestalt aber in ihr, die es ihm angethan hatte, war der vorerwähnte heitere Schutzheilige von Rom, San Filippo Neri, mit seinen ihm ohne Gelübde gehorchenden Priestern des Oratoriums, und ihm gebührt wohl eigentlich die Ehre des Sieges.

In der Nacht des 8. Oktober 1845 nahm ihn der Passionistenpater Dominicus in die alleinseligmachende Kirche auf. Bald darauf reiste er nach Rom, wo er die Weihen erhielt. Kurze Zeit war er in Dublin thätig, kam aber dann nach Birmingham, wo er bis ans Ende im Kreise der „Väter des Oratoriums“ die erste Stelle einnahm. Eine Knabenschule in der Nähe der Stadt, in der er die katholische Zucht mit englischen Freiheitsprinzipien zu verschmelzen versuchte, hat bedeutende Ergebnisse geliefert, obgleich es ihm die Eifersucht der Jesuiten erschwerte, die für ihre große Anstalt in Oscott fürchteten. Eine eigentliche Pfarrthätigkeit hat weder er noch seine Priester je gehabt, noch angestrebt. In der Cholerazeit ist er wohl mit einem Genossen in dem übervölkerten Fabrikdistrikt the black Country thätig gewesen, aber später hat er ein



rein kontemplatives Leben geführt. Von Askese im buchstäblichen Sinn war dabei nicht die Rede. Kein scharfes Fasten, keine Klausur, kein Gelübde der Armut. Allerdings eine andre Entsagung, die uns härter erscheint:

San Filippo — sagt ein gewesener Oratorianer in seinen „Persönlichen Erinnerungen“ — lehrte: „Des Menschen Vollkommenheit liegt in drei Linien“, und dabei legte er zwei Fingerspitzen auf die Stirn. Diese geistige Askese, die der Italiener derb il sagrifizio dell' intelletto nennt, wurde von dem Oratorianer Newman gefordert und freudigen, ungeteilten Sinnes geleistet.

Er hat selbst diesem Schüler gesagt, daß er den Papst so unbedingt für unfehlbar halte, daß er es ihm selbst bei den Heiligsprechungen sei — was über das Geforderte hinausgeht. Daß er trotzdem den kirchlichen Behörden in jener Zeit verdächtig war, muß andre Gründe gehabt haben. Vielleicht war es sein unverhohlen ausgesprochenes Mißtrauen gegen die nächste Umgebung Pius des Neunten, das er sogar schriftlich nicht unterdrücken konnte, vielleicht das Mißtrauen seines Landsmannes und Kollegen Kardinal Manning gegen ihn persönlich.

Daß er mit diesem kein herzliches Verhältnis hatte, war in England offenes Geheimnis. Hutton, der Verfasser der Erinnerungen, erklärt es aus der großen Naturverschiedenheit der beiden. Manning nennt er Administrator, Mann der großen Welt, Diplomaten, Philanthropen von Natur. Newman war ihm unverständlich wie einem Hunde die Schildkröte, sagte Hutton, und schien ihm deshalb nicht des vollen Vertrauens wert. Als die Gründung eines Priesterseminars unter Newmans Leitung in Oxford geplant wurde, wußte er sie zu hintertreiben, und von ihm soll das erste Gerücht ausgegangen sein, Newman habe den Kardinalshut abgelehnt, in der Hoffnung, die Erhöhung zu vereiteln. Als die Ehre dem greisen Priester dennoch wurde, eilte dieser in seiner Freude trotz Alter und Gebrechlichkeit nach Rom, wo Leo XIII. ihn mit offnen Armen aufnahm.

Daß Pio Nono ihn nie dazu gemacht hätte, steht fest. Huttons Aeußerungen darüber sind sehr interessant. Auch Pius verstand ihn nicht und mißtraute ihm, obgleich Newman es war, der einen italienischen Marienkultus in England einführte und den Monat Mai so heilig hielt, wie der fanatischste Neapolitaner. Eine Gunst hatte Pio Nono ihm in der That in den sechziger Jahren angeboten, den Titel Monsignore, und Newman hatte ihn abgelehnt; weitere Gnadenbeweise wurden ihm nicht. Daß Newman trotz seiner prinzipiell korrekten Stellung das Infallibilitätsdogma mit Mißstimmung begrüßte, bleibt rätselhaft für alle; Pius aber verzieh es ihm nie. Als Hutton 1876 dem Papste huldigte und erwähnte, Newman habe ihn in die Kirche aufgenommen, sagte Pius wegwerfend: Padre Newman! Bah! und ließ ihn stehen.

Seltsam muß Newmans Begegnung mit Döllinger gewesen sein. Hutton sagt:

Wenn es häufig geheißen hat, die beiden hätten viel mit einander gemein, so kann das nur bedeuten, daß sie beide der Politik Pio Nonos mißtrauten. Newman hat später gesagt, „es war als wenn ein Hund und ein Fisch versuchten, Freundschaft zu schließen.“ Newmans dogmatische Theologie war schließlich auf der Basis des Gefühls aufgerichtet, die Döllingers dagegen hatte ein breites historisches Fundament. Sie berührten sich einen Augenblick, wie zwei Reisende, deren einer den Berg hinauf, der andre den Berg hinabsteigt. Döllingers Exkommunikation that Newman leid, . . . . daß sie aber berechtigt war, bezweifelte er nicht im geringsten.

Litterarisch war Newman vielfach thätig: unter anderm hat er eine Sammlung erbaulicher Gesänge gedichtet und durch den „Traum des Gerontius“ 1868 noch einmal mächtig in die Gemüter seiner Nation eingegriffen. Von dichterischem Standpunkt gilt das Buch für vollendet. Der sich zum Hinübergang in die Ewigkeit bereitenden Seele, die das Marterbett des Fegfeuers willig annimmt, hat er hehre und liebliche Laute verliehen und viele, echt menschliche Empfindungen in Wohllaut gekleidet — wie immer sonst man über das Dogma denken mag.

Den Schilderungen seines Schülers gemäß war er zur Leitung eines großen Gemeinwesens sehr ungeeignet, weder Volksredner, noch Administrator und Organisator, noch Erzieher, noch Menschenkenner, kleinlich, einzelne bevorzugend, andre hindernd. So erscheint einem unbefangenen Auge diese zweite Hälfte seines Lebens seltsam verkümmert. Er selbst hat gesagt, daß er als Katholik mehr Widriges erfahren habe denn als Angli-

kaner, und wenn er nach der allerhöchsten Auszeichnung des Kardinalhutes im Jahre 1882 große Mengen von Briefen zerstörte, so wurde das von seiner Umgebung so gedeutet, er breche mit der Unzufriedenheit und der Enttäuschung der Vergangenheit. Sein Bildnis zeigt einen geistigen, von der Materie unangefochtenen Greis, dessen Leben ihn nur die ebenen Bahnen hoher Gesellschaftskreise geführt hat. In Rom aber ist seine Erscheinung als huldigender Kardinal noch erinnerlich. Er wird beschrieben als so gramvoll und freudlos in der Erscheinung, daß es schwer wird, an das in der römischen Kirche gefundene Glück zu glauben. Unzweifelhaft fest steht jedoch, daß diese Würde ihm eine hohe Freude bereitete, die Leo XIII. ihm erst zaghaft und dann selbst hochbeglückt durch seine Güte noch erhöht hat.

Die unzähligen Besprechungen der Reviewen überschätzen einesteils Newmans Bedeutung sehr, andernteils unterschätzen sie seine Wirksamkeit. Sprichwörtlich zwar — erfahren wir — war die Unthätigkeit und Unwirksamkeit des Oratorianerkonventes; aber der Einfluß Newmans auf die vornehme Schuljugend durch das College und auf die fromme Frauenwelt durch den Marienmonat Mai muß sehr groß gewesen sein. Ich habe solche reden hören, die behaupten, daß er den Katholizismus in England erst auf eine feste Basis gestellt hat. Wenn er demungeachtet daran festhielt, daß auch Protestanten selig werden können, so war das eine liebenswürdige Inkonsequenz. Ueberhaupt ist er wohl im Alter milder geworden, was ich aus einem vielbesprochnen Briefe schließe, den er an einen jungen katholischen Schriftsteller schrieb:

Oratorium, 25. Juli 1876

Lieber Herr Lilly! Ich habe mit großem Interesse Ihre Betrachtungen über die Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts gelesen und sie, wie ich erwartet, sehr bedeutend und anregend gefunden. Aber Sie müssen nicht meinen, ich sei undankbar in Betreff der darin enthaltenen Belehrung, wenn ich sie einseitig nenne. Ja ich gehe weiter und bitte Sie, meine Motivirung dieses Urteils zu lesen, denn wir werden die ernsten und tieferen Gemüter nie gewinnen, wenn wir nicht vollkommen gerecht sind, und es ist ein zu Geringes, nur das Lob derer zu erlangen, die ohnehin mit uns einverstanden sind. Gönnen Sie mir darum Gehör, damit ich ein wenig auf meine Weise dogmatisire, oder vielmehr in Kürze meinen Standpunkt andeute, ohne ihn weitläufig zu begründen.

Ich setze als Erstes, daß die Kirche in der Welt ist und die Welt in der Kirche, und daß die Welt in oder außerhalb der Kirche totus in maligno positus est [ganz im Argen liegt]. . . . Ja obgleich sie die christliche Religion angenommen hat, obgleich die Millionen ihrer Angehörigen getauft sind, obgleich in jedem Beruf, in jeder Behörde, in Wissenschaft und Recht. im Heer und bei den leitenden Staatsmännern das Evangelium als die eine Richtschnur des Glaubens und Lebens gilt — dennoch mundus totus in maligno positus est. Noch mehr, ich sage, daß dies für alle Zeiten und Orte zutrifft — sodaß zu allen, auch den mittelalterlichen Zeiten gilt: Multi sunt vocati, pauci electi [viele sind berufen, wenige auserwählt], und folglich ein apostolischer Arbeiter wie Paulus omnia sustinet propter electos [alles duldet um der Auserwählten willen — 2. Tim. 2, 10].

Wenn ich aber ein so umfassendes Prinzip zu Grunde lege, muß ich unfehlbar einen Trugschluß da erwarten, wo die moralische Vortrefflichkeit und Tüchtigkeit des einen Zeitalters auf Kosten eines andern gepriesen wird. Und thatsächlich glaube ich nicht, daß wir irgend welche Beweise dafür erbringen können, daß ein wesentlicher Unterschied dieser Art zwischen der Zeit St. Bernhards und St. Franziskus und der unsern vorliegt, wie Sie annehmen möchten. Wiederum aber sind die heutigen Denker und Staatsmänner durch Luther geworden (das ist unbestreitbar und offenbar, wenn man billig sein will), und ebenso trägt Alexander VI. und alles was sein Name bezeichnet, das Gepräge Innozenz III. Alles, was die Wissenschaft auf dem Naturgebiet an physikalischen, moralischen, sozialen, politischen, materiellen Wahrheiten zu Tage fördert, ist aus Gott, ebenso gut wie die Wahrheiten der übernatürlichen Ordnung. Diese letzteren aber hat der Mensch im Mittelalter ebenso sehr mißbraucht als gebraucht, und heute gebraucht der Mensch die natürlichen Wahrheiten und mißbraucht sie gleichfalls. Fern sei es von mir hier abwägen zu wollen, welches von beiden die größere Profanation ist; ich behaupte nur, daß eine Epoche nicht nur Lichtseiten, die andre nur Schattenseiten hat; mehr noch, ich halte dafür, daß für unsre Zeit thatsächlich der ersteren mehr genannt werden können, als Sie zugeben. Der Gegenstand ist zu gewaltig, um ihm gerecht zu werden — dies soll nur als Memorandum dienen.

Ihr ergebener John H. Newmann.

Das Ende des Neunzigjährigen war sanft. Er hatte lange zu leben gewünscht und dürfte die Grenze des gewöhnlichen Menschenalters überschreiten. Seine Genossen leisteten ihm liebevolle Handreichung; wenn auch die Liebsten vor ihm hinübergegangen waren, so fehlte es ihm doch nicht an Freundschaft und kirchlicher Verehrung. Ueber das Dunkle und Rätselhafte seines Weges aber erhebt uns, was er mit erlahmender Hand als Vermächtnis gleichsam einem Freunde geschrieben:

Christi Geist sei die Heiligung mein,
Christi Leib mir Erlösung allein,
Christi Blut durchströme mein Sein,
Wasser aus Christi Seite wasch mich von Sünden rein.
Christi Leiden mein Trost allhier,
Mein Heiland, o neige Dein Ohr zu mir!
Ich ruhe allein, Herr, in Deinen Wunden
Und laß Dich nicht, nun ich Dich endlich gefunden!
Vor Sünde schütz mich, der feindlichen Macht,
Ruf Du mich, wenn drohet des Todes Nacht,
Dann laß zu Dir mich als Seliger kommen,
Damit ich lobsinge mit allen Frommen
Von Deiner Liebe in Ewigkeit. Amen!

M S



## Die religiöse Gemeindeorganisation und die Landgemeinden

### 2. Der Weg zur Durchführung

Was muß und kann geschehen? Welche neuen Wege sind einzuschlagen, um auch in den Landgemeinden wirklich christliches Gemeindeleben zu wecken, sie dem Ideale geistlich lebendiger Brudergemeinden näher zu bringen?

Daß neue Wege dazu nötig sind, ist doch wohl einleuchtend. Denn die alten Mittel: Predigt, Konfirmandenunterricht, spezielle Seelsorge u. s. w. haben bisher selbst da nicht in ausreichendem Maße gewirkt, wo sie mit aller Treue in Anwendung gebracht worden sind. Sie werden aber um so mehr sich als unzulänglich erweisen, je mehr die Landbevölkerung ihre alte Seßhaftigkeit verliert, je mehr die noch vorhandene gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit schwindet, das Gift einer materialistischen ungläubigen Weltanschauung samt den Gedanken und Bestrebungen der Sozialdemokratie von den Städten aus auch in die ländliche Arbeiterbevölkerung hineingetragen und auch hier immer mehr das noch vorhandene Vertrauen zum geistlichen Stande in Mißtrauen und selbst Feindschaft umgesetzt wird. Die letzte Reichstagswahl bedeutet in dieser Beziehung einen gewaltigen Schritt vorwärts. Eine wahre Flut sozialdemokratischer Flugblätter hat sich während der Wahlbewegung auch über die Landbevölkerung ergossen, der sozialdemokratische Agitator ist seitdem auch in Tausenden von Dörfern keine unbekannte Figur mehr; seit dem ersten Oktober werden eine Menge sozialdemokratischer Zeitungen auch auf dem Lande gehalten. Dem gegenüber hat auch jeder Landpastor, mag er bisher ein noch so friedliches Verhältnis zu seiner Gemeinde gehabt und sich an dem christlichen Sinn und der festen kirchlichen Sitte seiner Gemeindeglieder erfreut haben, allen Grund, sich aufs ernstlichste die Frage vorzulegen: Und was thut die evangelische Kirche?

Da ist denn zunächst das einleuchtend, daß auch auf dem Lande ein für allemal die Zeit vorüber ist, wo ein treuer Pfarrer meinen konnte, am besten für das Wohl seiner Gemeinde, für ihre kirchliche Versorgung und geistliche Leitung, wie für das christliche Leben ihrer Glieder zu sorgen, wenn er nach dem Grundsatze handelte: Selbst ist der Mann. Auch auf dem Lande darf es nicht länger so bleiben, daß, wenn auch nicht nominell, so doch faktisch die Pastoren die alleinigen Vertreter der kirchlichen Interessen, der kirchlichen und christlichen Gesichtspunkte für die Ordnung und Einrichtung des persönlichen und des gemeindlichen Lebens sind. Und wir wollen das nicht beklagen, wenn auch manche Pfarrer sich noch nicht darein finden können und wenig Lust und Geschick zeigen, sich Laienhelfer für ihr Hirtenamt heranzuziehen und heranzubilden. Vielmehr ists sicher eine Gnadenführung Gottes, daß die Not der Zeit dazu drängt, aus Laienkreisen Mitarbeiter zum Auf- und Ausbau, zur Leitung und Beaufsichtigung des christlichen Gemeindelebens zu werben und zu bestellen.

Haben nun die Gemeinde- und Synodalordnungen, die in den letzten beiden Jahrzehnten fast überall eingeführt sind, die Beteiligung des Laienelements bei der kirchlichen Gemeindeverwaltung gesetzlich geordnet, so wird es, soll anders das christliche Gemeindeleben erweckt und gekräftigt werden, vor allem darauf ankommen, den Buchstaben der kirchlichen Gemeindeverfassungen auch in den Landgemeinden in Leben umzusetzen.

Die Kirchenältesten und kirchlichen Gemeindevertreter dürfen von dem Pfarrer, wie es wohl noch manchmal geschieht, nicht bloß als Jasager und als solche, die zu allerlei Angelegenheiten der kirchlichen Gemeindeverwaltung die erforderlichen Unterschriften leisten müssen, angesehen und behandelt werden, sondern wirklich als „Gehilfen zum religiösen und sittlichen Aufbau der Gemeinde“ (preußische Gemeinde- und Synodalordnung § 13). Sind sie dazu von vornherein noch nicht willig und geschickt, so muß sie der Pfarrer mit Geduld und Sanftmut und Demut dazu erziehen. Die Sitzungen der Gemeindeorgane geben Anlaß genug, sie in das Verständnis des Wesens und der Aufgabe einer christlichen Gemeinde einzuführen, ihre Teilnahme für die Erweckung und Gestaltung eines wirklich christlichen Gemeindelebens zu gewinnen, sobald nur die Beratungen nicht auf Kassen- und Bausachen, wie es leider so oft geschieht, beschränkt werden. Welch eine Fülle von Beratungsgegenständen und Aufgaben für den Gemeindekirchenrat enthalten z. B. die Paragraphen 14—17 der preußischen Gemeinde- und Synodalordnung? Sollte sich nicht in jeder Gemeinde bei einigermaßen gutem Willen auch noch andres für die Gemeindeorgane zu thun finden, als Abnahme der Kirchenrechnung und Beratung über Reparaturen am Kirchdache und dergleichen, mit welchen rein äußerlichen Dingen, so notwendig an sich auch ihre geordnete Besorgung sein mag, doch wahrlich zum „religiösen und sittlichen Aufbau der Gemeinde“ so gut wie nichts gewirkt wird?

Es gilt vielmehr die Kirchenältesten über diese äußerlichen Dinge hinaus für das innere Leben und Gedeihen der Gemeinde zu interessiren, ihnen das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für den religiös-sittlichen Zustand des Gemeindelebens einzuflößen, es gilt, sie durch Mitteilungen über allgemein kirchliche Dinge und Fragen, über die Werke der innern und äußern Mission, des Gustav-Adolf-Vereins, des Evangelischen Bundes u. s. w. in kirchliche Interessen hineinzuziehen, wozu vielleicht die so oft nur mit Seufzen begrüßten Verordnungen über einzusammelnde Kirchen- und Hauskollekten Gelegenheit geben könnten. Auch mag es diesem Zwecke wohl dienlich sein, wenn der Pastor kirchliche Blätter (Missionsberichte, Gustav-Adolf-Blätter, die Kirchliche Korrespondenz) und Flugschriften, die brennende Fragen des kirchlichen Lebens behandeln, unter den Mitgliedern des Gemeindekirchenrates und wohl auch der weitern kirchlichen Gemeindevertretung umgehen läßt, ihnen das Wichtigste und Interessanteste aus den Protokollen der Kreis- und Provinzialsynoden mitteilt oder sonstwie zugänglich macht, überhaupt auf alle Weise versucht, ihren geistigen Horizont in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten zu erweitern. Denn je mehr die Kirchenältesten erst überhaupt für kirchliches Leben sich interessiren lernen, desto mehr werden sich ihnen auch die Augen und die Herzen öffnen für das, was zur Belebung kirchlichen Sinnes und zur Förderung christlichen Gemeindelebens in der eigenen Gemeinde not und nütze ist.

Ist dies, wenn auch vielleicht nur erst in geringem Maße, erreicht, dann gilts, die Mitglieder der kirchlichen Gemeindeorgane zu praktischer Arbeit im Dienste des Gemeinlebens anzuregen und anzuleiten. Der Pastor bitte das eine oder andre Gemeindekirchenratsmitglied, einer Familie, die in besondrer Weise des Rates, Zuspruchs und der Hilfe in wirtschaftlichen oder sittlichen Nöten bedarf, seine fürsorgende Aufsicht zuzuwenden, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen. Sind Fonds für kirchliche Armenpflege vorhanden, so lasse er etwa zu zahlende Unterstützungen durch die Hände eines Kirchenältesten gehen und veranlasse diesen, über die rechte Verwendung der Gelder seitens der Unterstützten zu wachen. Vielleicht läßt es sich auch erreichen, daß die Gemeinde in so viel Bezirke geteilt wird, als Kirchenälteste da sind (in größern Gemeinden können hierzu auch kirchliche Gemeindevertreter mit herangezogen werden), und daß jeder Kirchenälteste einen solchen Bezirk übernimmt, um von ernstern Krankheitsfällen und andern wirtschaftlichen oder sittlichen Notständen, die in seinem Bezirke vorkommen, dem Pastor Mitteilung und auch wohl den Versuch zu machen, selbst Abhilfe zu schaffen, auf die in seinem Bezirke wohnenden Konfirmanden und in den letzten Jahren Konfirmirten, wie überhaupt auf die erwachsene Jugend ein wachsames Auge zu haben



und in jeder Beziehung das sittlich-religiöse und kirchliche Leben in dem Teile der Gemeinde, der seiner besondern Pflege anvertraut ist, zu fördern. Wenn so die Aufgabe des Gemeindekirchenrats, „christliche Gesinnung und Sitte in der Gemeinde zu fördern,“ für die einzelnen Mitglieder spezialisirt und jedem sein besondres Feld der Thätigkeit anvertraut wird, über das er von Zeit zu Zeit der Gesamtheit des Gemeindekirchenrates Mitteilung zu machen hätte, so würde bald überreicher Arbeitsstoff auch für diesen vorhanden sein; seine Beratungen würden dann weder bloß in den alleräußerlichsten Dingen der Gemeindeverwaltung, noch in allgemeinem Hin- und Herreden über die sittlich-religiösen Zustände der Gemeinde sich bewegen, sondern die konkreten Verhältnisse des Gemeindelebens berücksichtigen und praktische Folgen haben. Es würde sich zeigen, daß auch in kleinern Landgemeinden gar manches auf dem Gebiete der Armen- und Krankenpflege, wie zur Beaufsichtigung und Bewahrung der erwachsenen und unerwachsenen Jugend, zur Erhaltung des sozialen Friedens zwischen den verschiednen Volksklassen, wie überhaupt zur Förderung eines christlichen Gemeindelebens zu thun ist und innerhalb der Gemeinde selbst durch ihre berufenen Vertreter und Organe geschehen kann.

Freilich müßte dem Gemeindekirchenrate, um seine Freudigkeit zu solchem Wirken und auch zum Schaffen dieser oder jener gemeindlichen Einrichtung, einer Kleinkinderbewahranstalt, eines Siechenhäuschens und dergleichen, nicht zu unterbinden, sondern zu beleben, auch etwas mehr Freiheit von büreaukratischer Bevormundung, insbesondre in Betreff der Verwendung vorhandener kirchlicher Geldmittel oder der Sammlung neuer kirchlicher Fonds gegeben werden. Unbeschadet ihres Oberaufsichtsrechtes könnten die höhern kirchlichen Verwaltungsbehörden immerhin die Zügel in dieser Beziehung etwas lockrer lassen, als es bisher z. B. die Praxis der preußischen Konsistorien ist. Es giebt auf dem Lande so manche recht wohlhabende Kirchenkassen, deren Ueberschüsse wahrlich mehr in kirchlichem Interesse verwendet würden, wenn mit ihrer Hilfe, statt sie immer wieder zum Kapital zu schlagen und zinsbar anzulegen, solche kirchliche Gemeindeveranstaltungen zur Uebung christlicher Liebesthätigkeit innerhalb der Einzelgemeinden ins Leben gerufen würden. Oder sollte dies wirklich rechtlichen Bedenken begegnen, da doch, wenigstens in Preußen, die Kirchkassen fortwährend für allgemeinkirchliche Zwecke, für Aufbringung der Synodalkosten, für den kirchlichen Pensions- und Witwen- und Waisenfonds in Anspruch genommen werden?

Wie würde sich die Wirkens- und Schaffensfreudigkeit des Gemeindekirchenrats heben, wenn es ihm ermöglicht und erleichtert würde, solche für die ganze Gemeinde segensreiche Einrichtungen zu schaffen, und wie würden diese hinwieder, weil die ganze Gemeinde an ihnen Interesse hätte und sie allen Gemeindegliedern zu gute kämen, ebensoviele Einigungsbänder unter diesen bilden und so auch zur Förderung eines lebendigen christlichen Gemeindelebens dienen! Auch möchten sie wohl als sichtbare Zeugen dafür, daß die Kirche in ihrer Grundform als einzelne Christengemeinde ein Herz für die Nöte dieses Lebens hat, zur Wertschätzung kirchlicher Gemeinschaft bei manchem beitragen, der sich jetzt mit einem des Gemeinsinns entbehrenden Privatchristentum begnügt. Bisher ist die Gemeinde für ihre eignen Glieder viel zu sehr ein toter Begriff gewesen, viel zu wenig als aktive Lebensmacht in die Erscheinung getreten. Gelingt es mit Hilfe der in Leben umgesetzten Kirchengemeindeordnung und der auf Grund ihrer berufenen kirchlichen Gemeindeorgane den einzelnen Gemeindegliedern zu Gemüte zu führen und durch allerlei Gemeindeveranstaltungen den Beweis zu erbringen, daß sie eine mobile, thätige, für alle Nützliches schaffende Macht ist oder wenigstens sein könnte und werden kann, so steht zu hoffen, daß in den Einzelnen das Gemeindebewußtsein und die Liebe zu ihrer Gemeinde erwacht. Davon aber muß dann auch wieder die segensreichste Rückwirkung auf die Gemeinde als Ganzes ausgehen und diese immer mehr zu einem lebendigen, seine Glieder tragenden Organismus werden.

Als Vorbedingung für dieses alles aber ergiebt sich uns immer wieder, daß es zuerst und vor allem darauf ankommt, den Buchstaben der Gemeindeordnung lebendig werden zu lassen,

die Mitglieder der Kirchengemeindeorgane zu williger Mitarbeit an der Belebung des christlichen Gemeindebewußtseins und an der Förderung christlichen Gemeindelebens zu gewinnen. In den Städten ist dies bisher in viel größerm Maße erreicht, als auf dem Lande. Dort wird es fast überall angehen und meist auch freudiger Wille vorhanden sein, sofort irgendwie die von D. Sulze und andern gewiesenen Wege zur religiösen Organisation der Gemeinden zu betreten; hier wird es nötig sein, erst die oben aufgezeigte Vorbedingung zu erfüllen. Das wird viel treue Arbeit seitens der Pastoren kosten; ohne unermüdliche Geduld, Demut und Selbstverleugnung wirds nicht gelingen. Aber das Werk muß in Angriff genommen werden, denn gewiß hat Professor D. Sohm recht, wenn er in seinem auf der Leipziger Pastoralkonferenz gehaltenen Vortrage über „das Wesen des landesherrlichen Kirchenregiments“ sagt:

In der Ortsgemeinde, der sich um Wort und Sakrament versammelnden, wirklich sich versammelnden Gemeinde lebt die Kirche, die wahre Kirche Christi, und nur in ihr.

Und bei gutem Willen und freudigem Vertrauen, daß der Herr seiner Kirche zu dem, was ihr notthut, seinen Beistand nicht versagen wird, wird sicherlich der Erfolg nicht ausbleiben und auch auf dem Lande trotz aller Schwerfälligkeit und geistigen Unlebendigkeit seiner Bevölkerung doch zuletzt das Ziel erreicht werden: lebendige Einzelgemeinden.*) Th-8

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 8. Imponderabilien

Der Herr Oberlehrer lächelte neulich sarkastisch, als wir von Imponderabilien sprachen, und sagte kühl ablehnend: Imponderabilien? — ein ausrangirter Ausdruck!

Ich aber sage: Im Geistesleben giebt es Imponderabilien! Es bleibt dabei, auch wenn die Physik diesen Begriff beseitigt hat. Im Leben des Geistes treten Wirkungen durch Kräfte ein, denen kein Wägen, kein Messen auf die Spur kommt; kleine, kleinste Dinge, unfaßbare, dem Auge und der Forschung wie ein Verfolgter ausweichend, aber wirksam, rührig, plötzlich thätig, an Stellen, auf die sich keine Absicht richtete, und still wie eine Maus, der man mit dem Lichte in ihre Schlupfwinkel nachleuchtet, wenn Wirkungen gewollt und herbeigenötigt werden sollen. Wer aus eigenem Antriebe oder von Amts- und Staatswegen in andern das Gute zu wecken und zu fördern sucht, regelt mit strenger Gewissenhaftigkeit sein Thun, feilt seine Reden und kann, wenn er sich still auf sich besinnt, sich oder andern über seine Absichten und sein Thun Rechenschaft ablegen, wenn er aber sähe, was unter seinen Worten und Thaten gewirkt hat, so wäre er gewiß sehr erstaunt, daß die Worte gewirkt haben, die er zufällig sprach, von denen er gar nichts mehr weiß, daß dagegen der ganze Aufwand klug gegliederter Maßnahmen und Reden wie ein Glockengeläute in der unendlichen Steppe war, dünn verklungen und rasch erstorben in der echolosen Weite.

Hier schwieg Martin, weil es ihm schien, als wolle der Oberlehrer sprechen. Dieser aber sagte halbironisch — die

*) Zu der hier behandelten Sache hätte ich sehr viel auf dem Herzen, da ich ihre Bearbeitung für die „Evangelisch-sozialen Zeitfragen“ übernommen habe. Ich verzichte aber aus eben diesem Grunde auf jede Randbemerkung, möchte nur die öffentliche Bitte anfügen, mir etwaiges einschlägiges Material binnen kurzem zur Verfügung zu stellen. Gewiß haben viele unsrer Leser auf dem Lande, insbesondre Pastoren, über die Frage nachgedacht: Wie verhalten sich die Landgemeinden zum Gemeindeideal? Es wäre für mich von größtem Werte, aus den verschiedensten Verhältnissen heraus (denn Landgemeinde und Landgemeinde ist nicht Ein Ding) konkrete Einzelbilder zu haben, wie es da und dort steht, was man gethan hat, was man versuchen will, welches die wesentlichen Hindernisse sind. Sehr dankbar würde ich auch sein, wenn Freunde, die die kirchliche Statistik ihrer Provinz und ihres Landes beherrschen, mir möglichst bald mitteilen wollten, wie hoch in ihrer Provinz die niedrigste und die höchste Seelenzahl der vorhandnen Landgemeinden (in die ich die kleinstädtischen Gemeinden mit einschließe) sich beläuft, noch dankbarer, wenn mir aus dieser oder jener Landeskirche eine vollständige Uebersicht der Größenverhältnisse der Kirchgemeinden zugänglich gemacht würde. Vielleicht sind Zusammenstellungen darüber vorhanden, die ich nicht kenne. Bis dat, qui cito dat. R



Ironie war eine gesellschaftliche Tändelei von ihm, er war im letzten Grunde ein ganz ernster Mensch —: Nach Ihnen!

Und Martin fuhr fort: Als ich elf Jahre alt war, streifte mich einmal ein sanfter, vorwurfsvoller Blick, ohne daß ich ihn innerlich merkte; vier und zwanzig Jahre später fing ich ihn erst auf, verstand ihn sofort und ward von Kummer geschlagen. Ich war damals in Montreux, eine Tischnachbarin erzählte, ich weiß wirklich nicht in welchem Zusammenhange, der Same des Fingerhutes gehe im hohen Walde nicht auf, sobald aber die Bäume gefällt würden, so sproßten die Körner und hätten sie hundert Jahre im Boden gelegen, zu den hohen Stauden empor. In dem Augenblick, als das neben mir gesagt wurde, errötete ich, ich sah jenen Blick, den meine Mutter auf ihren Knaben warf. Sie war zu einer Gesellschaft geladen, sie trug ein altes seidenes Kleid, ihr einziges besseres Kleid, das sie aus freundlicheren Zeiten gerettet hatte: wir waren damals sehr arm. Ich begleitete meine Mutter und trat auf der Straße, ohne es zu wollen, auf das Kleid; ein großer Riß zeigte, was ich gethan hatte. Sie drehte sich rasch um, und ich sah ein erschrockenes, ein erzürntes Gesicht; ich aber sagte gleichgiltig, nach Knabenart, nicht affektirt gleichgiltig: Das macht nichts, das näht man wieder zu! Da sah mich meine Mutter sanft und mit stillem Vorwurfe an, ich aber ging pfeifend weiter. Dieser Blick hat mich, allerdings sehr spät, aber nicht zu spät, vieles gelehrt; vielleicht war er das Beste, das mir die Heimgegangene gegeben hat.

Die Freunde schwiegen, als Martin geendet hatte. Jeder mochte an Vater und Mutter denken.

Dem Oberlehrer aber mochte es scheinen, als wäre es gut, wenn nun ein heiteres Wort gesprochen würde, und er sagte: Im geistigen Sinne gestehe ich das Vorhandensein von Imponderabilien gerne zu. Ich selbst habe ein Wort von Goethe einmal in meinen Studentenjahren als ein solches wirkungsvolles Imponderabile empfunden. Ich hatte einen Spazierstock, den ich sehr liebte, den ich überall hin mit nahm, den ich durch die Finger wie ein Rad laufen ließ und dem ich nicht gram wurde, als er mir den Namen: der Balancirfritz eingetragen hatte. Er war ein sehr unruhiger und phantastischer Stock und verleitete mich nur zu oft zu gleicher Unruhe. Er versuchte, ob der Mörtel an den Weinbergsmauern haltbar sei, er sah darauf, daß Steinchen, die im Wege lagen, vor ihm das Weite suchten, er stieß nach Blättern, die auf dem Boden lagen, mit dem Ehrgeize, eine bestimmte Stelle zu treffen, und ich machte alle diese Unziemlichkeiten mit. Einmal aber ersahen wir beide uns eine kleine schwarze Spinne, die sich am sonnigen Boden wärmte, zum Gegenstande unserer Treffsicherheit. Der Versuch gelang, das Tier war blitzschnell getroffen und tot, da aber fiel mir in demselben Augenblick Goethes teilnahmsvolles Wort ein:

Als ich einstmal eine Spinne erschlagen,
Dacht ich, ob ich das wohl gesollt.
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Anteil an diesen Tagen!

Seitdem ruht diese Erinnerung wie ein Wächter vor der Lust zum gedankenlosen Zerstören und bewahrt mich in der That treu davor.

Mein Vater — so nahm nun Eugen das Wort, von dem ihr alle wißt, daß er ist, was man einen Strenggläubigen nennt, war in seinen jüngeren Jahren man kann sagen religionslos, sein Elternhaus und ein dürftiger Religionsunterricht waren zu gleichen Teilen daran schuld. Als er nun einmal als junger Beamter bei einem schwer erkrankten Freunde wachte, da steigerte sich in jener Nacht die Krankheit so, daß mein Vater den Eintritt des Todes fast von Augenblick zu Augenblick erwartete. In der Angst um das Leben seines Freundes suchte er nach Gott, aber er hatte verlernt ihn anzurufen, das Vaterunser war ihm so gut wie unbekannt geworden, kein Gebet der Kinderjahre wurde wach, nur allein das Wort: Hüter, ist der Tag noch fern? fiel ihm ein, und nun saß er lange, qualvolle Stunden der Nacht, und so oft er keine Handreichung zu leisten hatte, hielt er die Hände gefaltet und rief zu Gott: Hüter, ist der Tag noch fern? Dem Freunde aber und ihm brach ein neuer und freudiger Lebenstag herein.

Wenn Erinnerungen einmal wach werden, so ruft eine die andre. Eugen fuhr fort: Laßt mich euch noch erzählen, wie ich selbst aus religiöser Gleichgiltigkeit, wie sie so oft gerade über die Söhne frommer Eltern im Einatmen der akademischen Freiheit kommt, die erste Aufrüttelung erfuhr. Als ich mit unserm Freunde Paulsen, dem Geographen, eine Wanderung durch den Schwarzwald unternahm, bei dem es ihm im wesentlichen um den Besuch der Donauquellflüßchen zu thun war, marschierten wir an einem heißen Julitage von Triberg her durch das obere Bregthal, den sogenannten Katzensteig; wir hatten vor, erst in Furtwangen zu rasten, aber die grelle Hitze und die schattenlose Straße nötigten uns, früher Halt zu machen. Wir kehrten im Gasthaus zum Hirschen ein und rasteten hier in einer Wirtsstube, deren Tapete mich gleich nach dem ersten Eintreten lebhaft beschäftigte. Sie trug nämlich in vielfacher Wiederholung das Bild des guten Hirten, der das verirrte Lamm auf seinen Schultern gerettet nach Hause bringt; keine Christusgestalt, sondern ein Hirte in schottischer Tracht, der bunte Hochlandsplaid fehlte nicht, einer der beiden begleitenden Hunde trug die Schottenmütze fest zwischen den Zähnen gefaßt. Auch Paulsen sah die Tapete nachdenklich an und sagte: Man muß der Welt nur hinstellen, was zum Sinnen und zur Einkehr auffordert; die rechte Stunde bringt den rechten Beschauer. Wer wegen der Stumpfheit der Menge jene Aufrufe zu Höherem nicht ausstreut, betrügt den Einen, der zu bewegen gewesen wäre. Ich billige es, daß man überall, wo es schicklich ist, die Wegweiser nach oben aufrichte. — Abends, als ich zur Ruhe ging, fuhr mir der letzte Satz plötzlich durch den Sinn, ich sagte leise, wie ein Schulpensum, vor mich her: Ich billige es, daß man überall, wo es schicklich ist, die Wegweiser nach oben aufrichte. Darüber faltete ich unwillkürlich die Hände und befahl mich zum ersten male, seitdem ich Student war, wieder dem guten Hirten.

Man hatte schon lange dem Staatsanwalt angesehen, daß auch er etwas zu sagen hatte, und als Eugen geendet hatte, richteten sich wie nach Verabredung alle Blicke auf ihn. Er lächelte, ergriff dann aber ohne Vorrede das Wort, wie er es beabsichtigt hatte: Lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie ein einziges Wort mir den Mut zum Einschlagen meiner jetzigen Laufbahn machte. Ich war Primaner, aber es wollte nicht vorwärts gehen; zwei neue junge Lehrer kamen, der eine wußte entsetzlich viel Griechisch, der andre hielt uns für analytische Geometrie für überreif, aber in beiden Fächern fehlte es uns gar sehr an den Grundlagen; als ich einmal einige dreißig Fehler im griechischen Skriptum hatte und eine stattliche Anzahl „Fünfer“ in der analytischen Geometrie besaß, überkam mich eine große Mutlosigkeit; ein Zeugnis, das dann auch in andern Fächern schlechte Aussichten erweckte, schlug dem Faß den Boden aus, ich hielt mich für völlig unbegabt; meine Freude an der deutschen Litteratur kam mir wie ein Unrecht vor, ich selbst konnte nicht erkennen, was andere vielleicht sahen, aber mir nicht sagten, daß ich doch ein reges Interesse, einen gesammelten, frischen Sinn für manches Schöne und Bedeutende hatte; ich trat aus dem griechischen Unterrichte aus und bereitete mich mit leidenschaftlichem, aber unfrohem Eifer auf die Postelevenprüfung vor. Nun wurde eben damals eine Verwandte von mir konfirmirt, und zu Ehren dieses Tages kam ein Onkel aus der Ferne, der wegen seines Reichtums und seiner hohen geistigen Bedeutung immer in der Familie mit besondrer Auszeichnung genannt worden war. Ich sah ihn damals zum ersten und zum letzten male. Es war ein alter, schneeweißer, durchaus imponirender Aristokrat. Er nahm keine Notiz von mir, und ich war in meinem Primanergemüt tief dadurch verletzt. Plötzlich aber bei Tisch sagte er ohne jede äußere Veranlassung über die Tafel hinüber zu mir: Junger Mann, Sie denken! Diese vier Worte waren in der That die einzigen, die er an mich richtete, aber sie beseligten mich, ich liebte ihn dafür unaussprechlich, ich hörte begeistert auf alles, was er an jenem Tage noch sprach, ich ging am nächsten Morgen zu unserm Direktor und bat ihn, mich wieder zum griechischen Unterrichte zuzulassen; ich erhielt die nötige Schelte und die noch nötigere Erlaubnis, machte ein erträgliches Examen und wurde durch vier Worte königlicher Staatsanwalt!

Die Freunde lachten. Jetzt ergriff Franz das Wort und



sagte: Ich stelle nunmehr den Schlußantrag, erteile mir selbst aber zuvor noch das Wort zur letzten Erzählung.

Man sah ihn erwartungsvoll an, und er begann, wie folgt: Es war einmal einer ein Pfarrer dreißig Jahre in seinem Dorfe und hatte sechzig mal dreißig Predigten an den Sonntagen gehalten, sonst aber hatte er die Leute gewähren lassen. Da hatte er umsonst gearbeitet. Aber am ersten Tage seines einunddreißigsten Amtsjahres begegnete ihm draußen vor dem Dorfe ein Bauer, der seit dreißig Jahren alle Predigten seines Pfarrers gehört hatte, ohne daß sie zu seinem Herzen gedrungen waren. Zu dem sagte der Pfarrherr: Hannfrieder, ich sehs euch an, ihr seid gedrückt in euerm Gemüte, denkt an das bittere Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi und richtet euch vertrauend daran auf! Da erzählt der Hannfrieder dem Herrn Pfarrer, was ihn traurig gemacht hat, geht heim, segnet seinen Pfarrer und sagt: Ja, wenn wir den Herrn Pfarrer nicht hätten! Der kanns, der hilft einem in seiner Verlassenheit.

Nun, Hans, was hast du aus alle dem gelernt, fragte jetzt, nachdem Franz geschlossen hatte, der Oberlehrer das jüngste Mitglied des Freundeskreises. Er hieß scherzweise „der Jüngste,“ war ein gescheiter, ruhiger und harmloser Mensch und litt, nach dem einstimmigen Urteil aller, an chronischer Unverständigkeit.

Hans sagte vergnügt: Ich habe daraus gelernt, daß man getrost reden soll, was einem auch durch den Sinn fährt: es kann alles wirken; ich komme mir seit einer halben Stunde recht — — — „bedeutend“ vor.

Unverständiger Hans!

## Verschiedenes

**(Zeitschrift für Theologie und Kirche)** betitelt sich eine neue Zeitschrift, die mit dem Beginn des Jahres 1891 den Schauplatz wissenschaftlich-theologischer Arbeit betreten hat. (Freiburg, Mohr. Jährlich sechs Hefte 6 Mk.) Ihr Herausgeber ist D. Gottschick in Gießen in Verbindung mit D. Harnack in Berlin, D. Herrmann in Marburg, D. Kaftan in Berlin, Lic. Reischle in Stuttgart und D. Sell in Darmstadt. Die Gegenwart ist nicht arm an theologischen Zeitschriften. Ein Jahr gerade ist jetzt erst vergangen seit dem Erscheinen der Erlanger „Neuen kirchlichen Zeitschrift.“ Was giebt da wiederum Veranlassung zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift? Worin ruht ihre Berechtigung? Sie ergiebt sich aus der Eigentümlichkeit des Zieles, das sich die neue Zeitschrift gesteckt hat. Eine Darlegung jenes Zieles zu geben, ist im wesentlichen die Absicht des ersten Artikels, mit dem sich die neue Zeitschrift einführt. Er ist verfaßt von einem der Christlichen Welt besonders nahestehenden Theologen, Professor Kaftan in Berlin, und trägt die Ueberschrift: Theologie und Kirche.

Dieser Aufsatz, der für die neue Zeitschrift programmatische Bedeutung besitzt, giebt eine treffende und scharfsinnige Charakteristik der gegenwärtigen kirchlichen Lage, insbesondre aber der Spannung, die vielerorts zwischen Kirche und Theologie eingetreten ist. Sein Inhalt ist in kurzem folgender:

Theologie und Kirche bedingen und beeinflussen sich gegenseitig. Die Aufgabe der Theologie ist der Dienst an der Kirche. Dieser Dienst ist ein doppelter. Einmal bezieht er sich auf das innere Leben der Kirche selbst. Die Wahrheit des christlichen Glaubens muß auf Grund seiner Urkunden und Geschichte dargelegt werden. Zum andern aber soll der Dienst der Theologie die Selbsterhaltung des Christentums im geistigen Leben der christlichen Völker vermitteln. Diese Aufgabe löst die Theologie dadurch, daß sie die ewigen Wahrheiten des Christentums in den Formen des jeweiligen geistigen Lebens ausprägt. Jene erstere Arbeit der Theologie ist nur eine formale. Die Theologie verschwindet hinter der Sache. Durch diese andre Arbeit aber übt die Theologie wesentlich bestimmenden Einfluß auf die Kirche aus. Die Geschichte der Kirche ist des Zeuge. Gleich im Anfang erfuhr der Heilsgedanke durch die Theologie eine wesentliche Veränderung. An die Stelle der Erwartung des Reiches der Vollendung, das die Wiederkunft des Herrn bringt, trat die Hoffnung der künftigen Vergottung, die in der Menschwerdung des Gottessohnes ursächlich begründet ist. Diese Veränderung aber war eine geschichtliche Notwendigkeit. Das Christentum hatte auf dem Boden der Antike festen Fuß zu fassen begonnen. Wollte es ihn behaupten, mußte der Gedanke des in Christo begründeten Heiles in den Formen hellenischer Anschauung zum Ausdruck gebracht werden. Umgekehrt aber hat auch die Kirche die theologische Arbeit in bestimmter Weise beeinflußt. Die kirchlichen Ordnungen, in denen das Christentum sich ausgeprägt hat, haben eine Rückwirkung auf die Theologie ausgeübt, oder die Kirche hat sogar beschränkend in die Entwicklung der Theologie eingegriffen.

Theologie und Kirche sind auf einander angewiesen. Einklang zwischen beiden wäre demnach das Ideal ihres gegenseitigen Verhältnisses. Statt dessen ist vielfach in der Geschichte ein Gegensatz zwischen beiden zu beobachten. So auch heute. Worin hat dieser seinen Grund? Was wir jetzt gemeiniglich Kirche nennen, ist die zu Ehren und Würden

gekommene Theologie des Anfangs unsers Jahrhunderts. Diese Theologie, entstanden im Kampfe gegen den Rationalismus und getragen von der geistigen Gesamtbewegung, die wir Romantik nennen, war wesentlich eine Erneuerung der alten Dogmatik, war Restaurationstheologie. Doch der Geist unsrer Tage ist ein andrer geworden als im Beginn unsers Jahrhunderts. Der philosophische Idealismus der Romantik, der seine vollkommensten Blüten in den Philosophemen Schellings und Hegels getrieben hat, ist verraucht. Die dogmatische Formel entbehrt in unsrer Zeit des Zusammenhangs mit dem geistigen Gesamtleben des Geschlechtes. Was bleibt dann der Kirche übrig, wenn sie schlechterdings die Geltung des Dogmas behaupten will, als die verpflichtende Autorität der dogmatischen Formel in um so stärkerem Maße zu betonen? Dahin steht jetzt der Sinn der Kirche; und das zur schweren Belastung und Schädigung des Glaubenslebens der Gemeinde. Jedoch die Theologie ist inzwischen ihre eignen Wege gegangen. Ihre Losung ist: geschichtliche Erkenntnis der heiligen Schrift und des Dogmas. Darum muß die Bahn der Theologie getrennt sein von der der Kirche in unsern Tagen. Es muß heute Spannung zwischen beiden herrschen.

Theologie und Kirche gehören aber doch zusammen. Darum muß die Spannung, die heute zwischen ihnen obwaltet, beseitigt werden. Dies kann nur geschehen, indem die Theologie oder die Kirche von der Bahn, die sie jetzt verfolgt, umkehrt. Eine Umkehr ist der Theologie ihrerseits unmöglich. Allerdings ist auch sie geboren aus einer Verbindung mit modernem Geistesleben. Aber nicht philosophische Doktrinen sind es, die die Theologie aus dem Strome des verjüngten Geisteslebens der Völker geschöpft hat, nein, es ist allein die strengere geschichtliche Forschung, die sie sich aus jener Quelle angeeignet hat. Diese geschichtliche Forschung aber auf Schrift und Dogma anzuwenden: das ist heute die eigentümliche Arbeit der Theologie. Die Frucht dieser Forschung ist die wahre und vollkommene Erkenntnis dessen, was evangelischer Glaube ist und bedeutet, des Glaubens, den die heilige Schrift als geschichtliche Urkunde bezeugt, des Glaubens, der nicht identisch ist mit dem Scheinbilde dogmatischer Formel, des Glaubens, den die Reformation wiederum auf den Leuchter gestellt hat, sodaß mit ihr eine neue Periode der Verwirklichung des Christentums in der Welt angebrochen ist. Indem die Theologie die Frucht solcher Erkenntnis zeitigt, dient sie im höchsten Sinne der wahren Kirche. Das nun will auch die uns vorliegende neue Zeitschrift: Förderung der Kirche. Nicht gelehrte Detailforschung will sie vermitteln. Die Früchte der Theologie der Kirche darzureichen ist ihre Absicht. Die geschichtliche Erkenntnis der heiligen Schrift und ihre Bedeutung für den Kirchenglauben zu zeigen, die kirchliche Vergangenheit in der Weise darzustellen, wie es das Verständnis der Gegenwart erfordert, die einzelnen dogmatischen Lehren in ihrem lebensvollen Zusammenhange mit dem evangelischen Glauben in der Art zu erörtern, daß unmittelbar eine Frucht für die Predigt und den praktischen Dienst an der Kirche erspießt: das ist ihr eigentümliches Programm. Die Grundüberzeugung, die den Charakter der neuen Zeitschrift bestimmen soll, spricht der Schluß des Kastanschen Artikels aus, daß nämlich wahrhaft geschichtliche Erkenntnis wie jede andre Wahrheit nur zum Heile der Kirche dienen kann, und daß der Glaube nach Gottes Wort, wie ihn Luther uns gelehrt hat, mächtig ist, die Welt zu überwinden, auch die Welt in der Kirche.

Aus diesen kurzen Darlegungen leuchtet ein, daß sich die Christliche Welt bei der Verschiedenheit des Arbeitsgebietes doch im Geiste eins weiß mit den Bestrebungen und Zielen der neuen Zeitschrift und ihr fröhliches Gedeihen wünscht. Was wir unsrer gebildeten Laienwelt, will sie den Theologen von Fach leisten.

Im ersten Hefte ist mit dem Kastanschen Artikel ein Aufsatz von D. Herrmann über „Die Buße des evangelischen Christen“ verbunden, ein glänzendes Beispiel der Tendenz der Zeitschrift, wissenschaftliche Forschung und Arbeit der praktischen Förderung evangelischen Glaubenslebens zu widmen. F G

**(Nachfeier einer Berliner Einsegnung)** In einem guten Restaurant zu Berlin fand in diesen Tagen ein Diner statt von dreißig Gedecken, das Couvert zu sechs Mark. Teilnehmer waren die Verwandten eines Berliner Handwerksmeisters, Obermeisters einer Innung. Man feierte — den Einsegnungstag seines Sohnes! P G

## Zur Beachtung

Mit Nr. 14 beginnt ein neues Quartal. Wir bitten um rechtzeitige Bestellung. Auch die „Chronik der christlichen Welt“, die mit Nr. 14 in ihr zweites Quartal eintritt, sei hiermit wiederholt den Freunden der „Christlichen Welt“ empfohlen.

Von beiden Zeitschriften wird Nr. 14 als Probenummer in größerer Auflage gedruckt; man wolle davon zur Werbung neuer Freunde Gebrauch machen. Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede beliebige Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Feine ganzleinene Einbanddecken zu den vier erschienenen Jahrgängen der „Christlichen Welt“ sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Die Jahrgänge 1888 und 1890 sind broschirt oder gebunden zu haben, 1888 broschirt 6, gebunden 9 Mk., 1890 broschirt 8, gebunden 11 Mk. Vom Jahrgang 1887 sind einige Nummern, vom Jahrgang 1889 die beiden ersten Quartale vergriffen. Die Verlagshandlung kauft gut erhaltene vollständige Exemplare zurück. Das erste Quartal dieses Jahrgangs kann nachbezogen werden. Durch den Nachdruck einiger Nummern ist es wieder vollständig zu haben.

Ein Bestellzettel ist zu freundlicher Benutzung dieser Nummer beigefügt.

D. V. D. H.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 13 der „Chronik der Christlichen Welt“**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Konfirmations-Gedenkblätter**
in **Farbendruck** nach Maler Th. Schüz.

Von angesehenen Geistlichen als **schönstes Blatt** der Art bezeichnet. Edel angelegt, harmonisch in Farben, sinnig in jeder Einzelheit, hat es auch die **Anerkennung Ihrer Majestät der Kaiserin** gefunden.

Preis für 10 Blatt Mk. 2.—, 25 Blatt Mk. 4.50, 50 Blatt Mk. 8.—, 100 Blatt Mk. 15.—, 200 Blatt und mehr Mk. 14.— fürs Hundert.

100 Sprüche stehen zur Auswahl, auch sind Blätter ohne vorgedruckte Sprüche zu haben.

**Proben und Prospekt mit Spruchverzeichnis kostenfrei.**

**Morstatt, Schrodt & Co., Frankfurt a. M.**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas“**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Soeben erschien bei **K. J. Wyß** in **Bern:**

**Die soziale Frage und die preußische evangelische Landeskirche**

Zur Steuer der Wahrheit

1. Heft

Inhalt: Prinzipielle Stellung der evangelischen Kirche zur sozialen Frage.

**Preis 40 Pfge.**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, ebenso, gegen Einsendung von **45 Pfge.** in deutschen Briefmarken, vom Verleger

**K. J. Wyß in Bern.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

**„Mit Gunst!“** Aus Vergangenheit und Gegenwart d. Handwerks. Von Bruno Bucher. Preis broschirt 6 ℳ, in Leinwand ℳ 7.25, in eleg. Halbfranz ℳ 8.50.

**Gespräche Friedrichs des** Grossen mit Henri de Catt. Nach den Publikationen des königl. preussischen Staatsarchivs. Billige Ausg. 1 Band. Brosch. ℳ 2.50, in Leinwand geb. ℳ 3.75, in Halbfranz geb. ℳ 5.—.

**Eine deutsche Stadt vor** 60 Jahren. Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Otto Bähr. Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav. Preis ℳ 3.—, in Leinwand ℳ 4.50, in Halbfranz ℳ 5.50.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**Geschichte der modernen Kunst**

Von **Adolf Rosenberg**

3 Bde.

Preis für den Band **10 Mk.** broschirt, in Lederhalbfranz gebunden **Mk. 13.50.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

**BALLADENBUCH**

Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

**VATERLANDSLIEDER.** Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 14 — Leipzig, den 2. April — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vom Aergernis — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse 9 — Ich will dem Kaiser Rede stehen: 1. Die wurzelhaften Gebrechen und Schwächen des Protestantismus — Rom und die Romantik: 1. Amadis; 2. Die romantische Schule — Evangelische Gedanken zur Judenfrage: 1. Der Antisemitismus — Evangelisch-soziale Zeitfragen — Ein Tagebuch aus dem siebenjährigen Kriege — Verschiedenes: Das Ohrdruser Schöffengericht; Wirtschaftlicher Individualismus; Psalm 90, 10 — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen


## Vom Aergernis

Wehe der Welt der Aergernis halben! Es muß ja Aergernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt! Matth. 18, 7.

Die Naturwissenschaft sagt uns, daß die Luft, die wir atmen, überall von Wesen erfüllt ist, die unser Auge nicht sieht, und die ihr geheimnisvolles, uns verborgenes Leben in unser innerstes Leben hineintragen. Und unter ihnen sind zahllose Keime, deren Eindringen Verderben und Tod für unsern Leib bedeutet. Wo sie eingeatmet werden und günstigen Boden für ihre Entwicklung finden, da vergiften sie die innersten Gewebe des Lebens, durchdringen seine empfindlichsten Organe in unbegreiflicher Vermehrungsfülle und lassen nicht ab, bis die Selbsterhaltungskraft des Leibes sie ausgestoßen hat, oder bis sie das Leben zu Grunde gerichtet haben, das sie aufnahm.

So ists auch mit dem geistigen Leben der Christen. Wir alle atmen täglich und stündlich eine geistige Atmosphäre ein, deren Art und Bestandteile wir nicht prüfen können und zumeist nicht einmal beachten. Sie hat sich gebildet aus den großen Zersetzungsprozessen der Geschichte, aus der Eigenart unsers Volkes, aus den wunderlich zusammenfließenden Ergebnissen der Zeitbildung, aus den unbewußten Einflüssen aller der Persönlichkeiten, unter deren Eindruck wir gestanden haben und noch stehen. Auch diese geistige Luft, die wir atmen, ist voll von Wesen geistiger Art — nicht, wie die Oberflächlichen meinen, von toten unwirksamen Stoffen, von abgestorbenen Resten einstigen Lebens, nein von unzähligen keimfähigen, lebenskräftigen Organismen, von gesunden und lebenmehrenden, von gleichgiltigen, unschädlichen und von giftigen und tötenden. Und unsre geistige Gesundheit, die Gesundheit des christlichen Volkes, hängt in unendlich viel höherm Grade, als wir es denken und uns dessen bewußt werden, davon ab, welche Atmosphäre wir atmen, ob sie reiner oder vergifteter, ob sie gesunder oder schädlicher ist.

Es muß ja Aergernis kommen. In dieser Menschheit der Sünde ist die geistige Luft niemals ohne giftige Keime. Nur ein Thor könnte meinen, ihnen zu entgehen. Er müßte aus der Welt, aus der Gesellschaft der Menschen fliehen. Und er trüge doch in sich selbst, in seinem Gedächtnis, in seiner vergifteten Einbildungskraft auch dann eine Luft mit sich voll Giftstoffe. Wer geistig leben will, wer sich nicht zu dem geistigen Tode der innern Gleichgiltigkeit verdammen mag, der weiß es, daß er nicht leben kann, ohne auch Giftstoffe mit einzuatmen. Es muß ja Aergernis kommen. Und der wahre Christ erschrickt nicht davor. Ein rechter christlicher Geist kann solche Keime ohne Schaden aufnehmen und wieder ausscheiden durch die gesunde Kraft seines Lebensodems, des Geistes Gottes, und seiner Lebensentfaltung, in der Christus Gestalt gewinnt. Ja sie können ihm förderlich werden im Lebenskampfe, wie dem Leibe eine Krisis in seiner Entwicklung. Er weiß es, Gott giebt auch dies ihm zum Guten. Gott kann zum Heile wenden, was die Welt böse zu machen gedenkt. Er kann aus der Versuchung Bewährung machen und Geduld und Hoffnung. In des Arztes Hand wird Gift zur Heilung. Und der Christ weiß es, daß wer in Christus lebt und in dem Geiste der Liebe, der vom Kreuze stammt, wer in dem neuen Leben atmet, das am Ostertage geboren ist, — mit jedem geistigen Atemzuge Kräfte des Lebens, der Gesundheit, der Seligkeit in sich aufnimmt, vor denen die Giftstoffe der Welt unwirksam werden.

Und doch, wehe der Welt der Aergernis halben! Jeder Giftkeim, den ein Mensch geistig einatmet, ist aus Sünde und Schuld der Menschen geboren. Alter Fluch, von Geschlecht zu Geschlecht gemehrt, tritt in diesen Keimen als ein furchtbares Verhängnis den Nachgebornen entgegen. Die ganze erschreckende Summe von unreinem, lüsternen Wesen, von Zweifel und Spott, von lähmender selbstsüchtiger Feigheit, die aus Büchern und Bildern, aus Worten und Sitten, aus Beispiel und stummer Andeutung in die Seelen der Unerfahrnen eindringen will, die uns aus den Gestalten der Schaubühne entgegentritt, aus den Klängen einer seelentnervenden Musik in unser Ohr tönt, sie ist das furchtbare Ergebnis der Sünde und ihr schreckliches Gericht zugleich. Wir zittern, wenn wir dabei an die Kleinen und Armen am Geiste gedenken, für die das Heilandsherz Jesu in so treuer Sorge gebangt, in so heißer Entrüstung geschlagen hat. Wir denken demütig an unsre eigne Schwachheit und Versäumnis, an die vielen Stunden, wo wir nicht dafür gesorgt haben, reine Luft von Golgatha und Ostern einzuatmen, wo auch uns das Gift der Welt tief in die Seele gedrungen ist. Wir beten: Führe uns nicht in Versuchung! Und wir sagen uns, daß es unsre heilige Pflicht ist, so viel an uns liegt, in reiner geistiger Luft zu leben. Jeder flieht die Stätten, deren Luft von Pestodem erfüllt ist. Wie viel mehr sollte der Christ die geistige Giftluft fliehen, wo er ihren krankmachenden Hauch spürt! Wie sollte er sich ohne Rücksicht und Schwanken losreißen, wo ihm der Odem geistigen Todes entgegenweht, wo Zuchtlosigkeit, Spott und Sinnenkitzel, wo christusfeindlicher ansteckender Spott und Weltsinn in Reden und Sitten, in Kunst und Schrift ihn bedrohen! Die erste Gesundheitsregel auch im Leben der Seele ist, reine Luft zu atmen. Wehe der Welt der Aergernis halben!

Und wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt! Kein heiligeres und wichtigeres Werk giebt es, als die geistige Lebensluft um sich her gesunder, heilsamer, reiner zu machen — als zu sorgen, daß der Odem der ewigen Liebe, daß das Licht der Wahrheit aus Gott die Luft besser und mächtiger durchdringe, welche die uns Befohlenen zu atmen haben. Kein seligeres Bewußtsein kann ein Christ mit sich nehmen, als seines Volkes Lebensluft reiner und heiliger gemacht, den Giftstoffen gewehrt, die heilenden Kräfte gemehrt, den Armen und Geringen bessere Bedingungen ihres Seelenlebens geschaffen zu haben! Das ist echtes Priesterwerk, das ist Nachfolge Jesu. Aber wehe denen, die ihres Hauses, ihres Volkes Lebensluft vergiften — tausendfach schlimmere Gift-

mischer, als jene, die das Gesetz straft —; die durch Schrift und Rede, durch Umgang und Beispiel dahin wirken, daß in ihrem Kreise Zucht und Frömmigkeit, Treue und Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und Ehrfurcht, Keuschheit und fromme Scheu schwächer werden oder erkranken! Es wäre ihnen besser, Räuber und Mörder zu sein und von dem Gesetze der Menschen ihren Lohn zu empfangen, als die Lebensluft um sich her zu vergiften und Tausenden von den Kleinen, den Schwachen, den Arglosen Krankheitsstoff für ihr ewiges Leben zuzuführen. Ja einem jeden, dem Einfluß auf die Lebenden und die Kommenden anvertraut ist, jedem, der in Wort und Schrift Keime ausstreut, deren Ernte niemand kennt, jedem, auf dessen unbedachtes Lächeln oder halbernstes Verneinen, auf dessen Ernst und Scherz die Kleinen bewundernd hinsehen, jedem von ihnen sollte dieses Wort in der Seele geschrieben sein: Wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt! Es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er im Meere ersäuft würde, wo es am tiefsten ist. H Sch

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 9. Ein Gentleman ist sündlos, denn die einzige Sünde, die es giebt, begeht er nicht

Nimm einmal an, ein Schlehenbusch nähme sich vor, Eierpflaumen, recht schöne und große, zu tragen; du siehst, es gelingt ihm nicht. Das, was seine Wurzeln aus dem Boden entnehmen, und was nun als sein Lebenssaft durch seine Zweige und Zweiglein kreist, erlaubt ihm nichts andres hervorzubringen, als die freundlichen kleinen weißen Blüten und die unfreundlichen kleinen blauen Früchte.

So geht es auch einem Zeitalter. Was es aus seinem mütterlichen Boden an Nahrung zieht und als seinen Lebenssaft in sich verarbeitet und durch Tausende von Adern strömen läßt, das zwingt es zu bestimmten Anschauungen, und wenn es sich Mühe geben wollte, diese Anschauungen zu ändern — es will sich aber diese Mühe nicht geben —, so wäre das ganz umsonst.

So bringt unser Zeitalter, — das, was sich „das Zeitalter" nennt: Erkenntnis ohne Glaubensfähigkeit, zu deutsch Gelehrtendünkel, die geschichtslosen Idealisten der reinen Moral, die besitzende, wohlmanschettirte und wohlkravattirte Halbbildung und das ethische Manchestertum, — dies Zeitalter bringt nicht mehr das Bewußtsein der Sünde hervor und versteht eigentlich nicht einmal mehr den Begriff der Sünde.

Ein paar hundert Leute unterrichten ein paar Millionen Leute über den Begriff der Sünde. Die Wolke regnet auf den Schlehenbusch, und dieser benutzt die segenbringende Flut, um Schlehen hervorzubringen. Die paar Millionen hören die Predigt und teilen dann, als ob niemand je zu ihnen gesprochen hätte, das „Unrecht" in zwei Arten ein. Auf der einen Seite steht alles „Elegante," das was man zum Spaß, in einer drolligen Anspielung, mit heiterem Augenzwinkern „Sünde" nennt, indem man dabei den Dampf der feinen Zigarre in wirklich graziösen Ringen rasch hinter einander aufsteigen läßt, jenes „Elegante," das man nur so weit „bereut," als es Folgen hat, und mit dem sich die Gedanken nie wieder beschäftigen, wenn es keine Folgen gehabt hat. Auf der andern Seite steht die einzige Sünde, die das heutige Geschlecht allein als vorhanden anerkennt; es nennt sie nur „Schlechtigkeit," — „Sünde" ist ja das, worüber die Auguren des modernen Lebens nachsichtig sich zulächeln.

Wenn der Mann in tadellosen Manschetten und neuester Kravattenfaçon von Schlechtigkeit spricht, dann meint er nicht das „Elegante," worauf ein gebildeter Mann ja ein Recht hat, er meint etwas andres; einen Mord begeht ein gebildeter Mann nicht — außer im Wahnsinn —, der fällt also weg; Untreue gehört zum „Eleganten"; der Lüge zeiht man sich selbst nicht, es zeiht einen auch niemand andres der Lüge, also giebt es auch keine Lüge; aber eines giebt es, das heute auch bei einem „gebildeten" Manne möglich ist, das ist der Diebstahl: er ist die einzige Sünde, auf die sich bei angestrengtem und beharrlichem Nachdenken „das Zeitalter," die „führende Klasse" besinnen kann. Ein Gentleman stiehlt nicht, folglich hat er nie eine Sünde begangen. Und wenn du zwei Stunden vor fünftausend Männern über die Sünde predigst, jeder von den fünftausend hört in den hundertundzwanzig Minuten immer nur vom Stehlen sprechen und erkennt daraus, daß nicht von ihm die Rede ist.



Wissen Sie noch, Herr Pfarrer, wie wir Sie liebgewannen, und warum wir in der Sommerfrische Ihre Bekanntschaft und Ihre Freundschaft suchten? Es war ein Augustabend, zwischen neun und zehn Uhr, Sie gingen mit einem Berliner Herrn in dem Hotelgarten eine Stunde lang auf und ab und sprachen zu ihm von der Schwere der Arbeit an sündigen Herzen; wir hörten Ihre Stimme und hörten Einzelheiten, und wir gingen im Geiste an Ihrer Seite auf und ab. Und der Ihnen unmittelbar zur Seite ging, sagte, er sei kein Sünder, er habe nie eine Sünde begangen. Und Sie erschraken, wir hörten es an dem Tone, in dem Sie sprachen; Sie wußten ihn nicht zu fassen, weil Sie nicht wußten, daß Ihr Nachbar zur „führenden Klasse" gehörte. Sie sprachen auf ihn ein, Sie wollten ihn zwingen, seinen Anteil an der Sündhaftigkeit unsers Geschlechtes anzuerkennen, er aber ward ungeduldig in sich und dachte (wir wußten, was er dachte, denn wir sahen, daß er „Zeitalter" war): „Was will der Pfarrer? Ich habe ja doch nicht gestohlen!"

## Ich will dem Kaiser Rede stehen

Uebersicht: 1. Die wurzelhaften Gebrechen und Schwächen des Protestantismus; 2. Weitere Schäden des Protestantismus und das Heilmittel; 3. Was haben wir davon zu halten?

Wer ist eigentlich schuld an den zerfahrenen, auf die Dauer unhaltbaren Zuständen der Gegenwart?

Das in der Ueberschrift genannte Buch „Ich will dem Kaiser Rede stehen" (Berlin, Ad. Zoberbier. 1 Mark) versucht darauf die Antwort zu geben. Vorerst warnt der Anonymus die Vertreter des Protestantismus, die Schuld, welche die Kirche habe, oder auch nur einen Teil davon auf die Schultern des römischen Katholizismus zu legen, indem er sagt: „Der römische Katholizismus sollte überhaupt überwunden, tot, nicht mehr da sein." Daß er sich aber selber töte, kann man billigerweise von ihm nicht verlangen! Lebt er noch, ist er noch eine Macht, so liegt die Schuld daran auf einer andern Seite, wie überhaupt alle Schuld, die der Kirche beizumessen ist, nämlich auf seiten des Protestantismus:

Ich habe es in der vorliegenden Schrift mit den Verhältnissen und Geschicken des Vaterlandes zu thun, und für diese fordert die Geschichte die Verantwortung lediglich vom deutschen Protestantismus, denn ihm hat sie die Leitung der Geschicke übertragen. Warum hat der Protestantismus und in ihm das Christentum seine Macht verloren im Volksleben, warum hat er überhaupt nicht die Lebensmacht des Christentums in der Weise zur Entfaltung gebracht, daß er die bestimmende Autorität geworden wäre für die Ordnungen des gesellschaftlichen Lebens? Warum ist er so existenzlos geworden, daß Schillers Räuber zu einer Prophezeiung unsrer Tage wurden, indem das moderne Räubertum der Sozialdemokratie an Stelle der Berufenen die Forderungen der Sittlichkeit und Humanität dergestalt laut erhob, daß sie nicht mehr überhört werden konnten? Welches ist dem gegenüber die eine Pflicht des Protestantismus, die ihm im tiefsten Grunde not thut? (S. 7 f.)

Es ist ein mächtiger Bußruf, der hier von einem Ungenannten an die evangelische Kirche ergeht. Was will er uns sagen?

### 1. Die wurzelhaften Gebrechen und Schwächen des Protestantismus

Wir lesen auf S. 110:

Der heutige Staat .... wird in Trümmer gehen samt der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, sein gesetzlicher Kampf gegen das drohende Ungetüm der auflösenden Empörung wird dem Kampfe gegen die Hydra gleichen, der an Stelle eines abgeschlagenen Kopfes neun andre wachsen, wenn die Gesellschaft den Staat im Stiche läßt. Die Gesellschaft ist nicht mehr Gemeinde im kirchlichen Sinne, sie ist nicht mehr religiös; daher die wirtschaftlichen Spannungen und Gefahren der Zeit, daher ihr Widerstand gegen den Staat, den des alten und des jungen Kaisers religiöser Geist durchweht.

Daß aber die Gemeinde zur Gesellschaft geworden ist, das war die Schuld der Kirche; und daß dieser Umbildungsprozeß nicht eine rückläufige Bewegung angenommen hat, das war und ist die Schuld des Protestantismus. Inwiefern dies?

Infolge der Einseitigkeit, Halbheit und teilweisen Verkehrtheit oder Gefährlichkeit der beiden Grundprinzipien des Protestantismus! So lautet die Antwort des Anonymus. Und nun die Erklärung dazu:

Indem die Reformatoren gegenüber den Irrlehren und Satzungen der römischen Kirche und gegenüber der römischen Berufung auf Schrift und Kirche (Tradition) allein die Schrift als formales Prinzip auf den Schild erhoben, ist es im Zusammenhang mit der allerdings notwendigen Polemik gegenüber den Satzungen Roms innerhalb des Protestantismus zu einer ungebührlichen Verengung oder Vereinseitigung des Kirchenbegriffs gekommen, so zwar, daß „Kirche" nur da statuirt ward und nur da sein sollte, wo das Evangelium lauter und rein gepredigt und die Sakramente der heiligen Schrift gemäß verwaltet würden. Diese Einseitigkeit wiederum hat dazu geführt, daß „die wichtigsten Institutionen des Lebens, wie Ehe, Schule und Staat, für weltlich Ding erklärt und somit aus der Hut der Religion (Kirche) entlassen" wurden, wozu noch kam, daß die „notwendig in Aeußerlichkeiten sich erschöpfende weltliche Obrigkeit zur Hüterin der Kirche" gemacht ward.

Die Kirche wurde dadurch immer mehr für die Orthodoxen in römisch-katholischem Sinne eine Heilsanstalt, für die Rationalisten ein weltlich Institut neben Kunstakademien und Universitäten oder neben Familie und Staat.

Kurz: es kam nicht zu einer religiösen Durchdringung und geistigen oder geistlichen Beherrschung der als „weltlich" bezeichneten Lebensgebiete. Zwar die Urheberschaft des modernen Ausbeutungssystems in Handel und Gewerbe ist durchaus nicht dem Protestantismus zuzuschreiben:

Der Kapitalismus hat sich vielmehr aus rein wirtschaftlichen Bedingungen herausentwickelt, die mit dem Protestantismus ebensowenig etwas zu thun haben, wie mit der Kirche überhaupt. Aber das behaupte ich, daß die liberale Kapitalwirtschaft .... sich nimmermehr bis zu jenem Grade hätte entwickeln können, auf welchem der persönliche Mensch als Werkzeug, seine Existenz als Material und Kraft verwendet wird, wenn im Bekenntnis und damit auch im Leben Begriff und Aufgabe*) der Kirche nicht zu eng gefaßt wären..... Die Reformation löste die alten, vom Katholizismus protegirten Gesellschaftsformen auf, ohne neue zu schaffen; durch sie erhielt der Einzelne die unveräußerliche Anerkennung seiner natürlichen Individualrechte, d. h. die Freiheit des Egoismus.

Der Protestantismus hat also die Unmündigen für mündig erklärt, hat seines Einflusses auf Familie, Gesellschaft, Staat im wesentlichen sich begeben und hat die reine Lehre und die Rechtgläubigkeit zu seinem Panier gemacht, ohne erst christliche Persönlichkeiten, christliche Charaktere geschaffen zu haben:

Die protestantische Kirche ist ein Schriftauslegungsinstitut, und sie soll ein Institut des Lebens sein; dieser ihr einziger Zweck aber kommt im Bekenntnis nicht zum Ausdruck, und darum ihre eigentliche Aufgabe nicht zur Einsicht, nicht zur Lösung.

Selbst die heute im Schwange gehende Innere Mission (die der Anonymus noch für die energischste gegenwärtige Bethätigung des Christentums anzusehen scheint) „ist keine Geburt aus dem Schoße der Kirche, sondern ihr Adoptivkind, das ihr selbst Buße und Reue predigen sollte." Aber auch diese reicht nicht aus, sie ist „an und für sich eine Sisyphusarbeit, eine gewiß einseitige, vielleicht aber ganz und gar verkehrte Therapeutik."

Nun noch die Halbheit, und infolge davon die Gefährlichkeit des protestantischen Materialprinzips! Es bleibt zwar an dem: wir werden gerecht vor Gott allein durch den Glauben an Jesum Christum; und die guten Werke, d. i. die thätige Liebe, können niemals Mittel der Heilsgewinnung sein oder werden. Aber die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben hat in ihrer einseitigen Betonung der Glaubensgerechtigkeit vielfach zum Quietismus geführt, indem man sich mit bekenntnisgemäßer Rechtgläubigkeit begnügte.

Dieser Quietismus ist nicht viel verschieden vom religiösen Egoismus, und er geht folgerichtig nur in sein Gegenteil, nämlich in lauten Zank und Eifer über, wo es sich um die Bewahrung des Bekenntnisbuchstabens handelt, der der Masse ein Gefäß ihrer Seligkeit deucht.... So mancher wandelt unter uns wie ein lebendiger Beweis dafür umher, daß sich orthodoxes Kirchentum zu großer Selbstzufriedenheit mit dem Mangel allgemeiner Menschenliebe vereinen kann.

*) Die Aufgabe der Kirche geht aus ihrem Begriff hervor, oder vielmehr ist in ihm deutlich; sie besteht dem Bekenntnis und dem oben Gesagten zufolge, wie der Anonymus meint, in der Erziehung zur Rechtgläubigkeit, zur Zustimmung zu den Lehren der Schrift.



Diese selbe sittliche Gefahr liegt bereits in der dem Rechtfertigungsdogma zur „Voraussetzung" dienenden Lehre von dem stellvertretenden aktiven Gehorsam Christi. Hat Jesus stellvertretend dem Gesetze genug gethan, so „liegt für jeden hausbackenen Verstand der Gedanke nahe, daß der Gläubige damit vom Gesetz der selbst zu erfüllenden unbedingten Liebe [in der sich alle Forderungen des Gesetzes erfüllen] grundsätzlich emanzipirt sei."

Aber auch die Lehre vom passiven Gehorsam des Erlösers, von seiner stellvertretenden Straferduldung, birgt eine große Gefahr in sich, wenn auch mehr eine religiöse:

Welch eine Vorstellung inmitten der Religion der Liebe, daß nach Gottes unwandelbarem Ratschluß der unvergleichlich Gerechte sein Blut lassen mußte als Strafe für die in Sünde Verderbten!

Fassen wir dies alles nochmals kurz zusammen, so ergiebt sich als Meinung des Anonymus: die Grundschäden des Protestantismus liegen klar zu Tage; er hat nicht vermocht, Familie, Gesellschaft und Staat religiös zu durchdringen und sittlich neuzugestalten; dies aber hat seinen Grund darin, daß man meint, mit Rechtgläubigkeit oder Bekenntnisgemäßheit auch ein sittlich-schlaffes, liebeleeres Christentum übertünchen zu können. Und dies alles „nur zum allergeringsten Teil infolge einer Depravation der ursprünglichen reformatorischen Geisteskräfte, vielmehr infolge der Unfertigkeit der reformatorischen Grundlagen."

C Gr

## Rom und die Romantik

Uebersicht: 1. Amadis; 2. Die romantische Schule; 3. Romantik und Katholizismus; 4. Romantik und Protestantismus

### 1. Amadis

Amadis war der Sohn des Königs Perion von Gaula, der lange vor den Tagen des Königs Artus als fahrender Ritter durch Kleinbritannien gezogen war und da die Liebe der Elisena, der dortigen Königstochter, gewonnen hatte. Er wurde bald nach seiner Geburt von seiner Mutter, nachdem der Vater wieder hatte heimkehren müssen, durch ihre Zofe Darioleta in einem Kasten am Meere ausgesetzt, damit ihre heimliche Verbindung mit Perion nicht entdeckt werde. Ein vorüberfahrender Ritter Gandales aus Schottland fand den Ausgesetzten, nahm ihn mit sich, erzog ihn mit seinem Sohne und nannte ihn Doucel del Mar, Junker von der See. Dem Knaben gewährte eine Fee oder Zauberin, Urganda, die Unerkannte, ihren Schutz, da er vom Schicksal bestimmt war, ihr selber dereinst hilfreich zu sein.

Als König Languines von Schottland einmal den Ritter Gandales besuchte, sah er den Knaben, und von dessen Schönheit und Anstand mächtig ergriffen, nahm er ihn mit zu Hofe. Mittlerweile war Elisenas Vater Garinter gestorben; Perion, von ihr zum Schutze ihres Erbes angerufen, nahm sie nun zur Gattin. Bei dieser Gelegenheit lernte er den „Junker von der See" kennen, und auf Bitten Orianas, der Tochter des gerade am schottischen Hofe anwesenden Königs Lisuarte von Großbritannien, schlug er den Jüngling zum Ritter. Bald darauf fiel der König Abies von Irland mit einem gewaltigen Heere in Gaula ein; Amadis zog mit seinen Freunden dem Könige Perion zu Hilfe und besiegte und tötete den irischen König. Amadis wird als der Sohn Perions anerkannt und kehrt an den Hof Lisuartes zurück, dessen Tochter Oriana er mit innigster Treue liebte. Der junge Ritter zeichnet sich durch unvergleichliche Tapferkeit und Stärke aus und erweist sich stets und überall als bereitwilligen Schützer der Bedrängten. Er rettet den König Lisuarte vor der nimmer rastenden Feindschaft des Zauberers Arlalaus und zahlreicher Empörer; er besiegt die Verräter, die der wunderschönen Briolanja den Thron geraubt, und widersteht unerschüttert den Anerbietungen, die ihm durch Briolanjas Liebe werden.

Hierauf gelangt er nach der volkreichen Insola Firme, der Festlandsinsel, so genannt, weil sie durch eine schmale Erdzunge mit dem Festlande zusammenhing. Hier hatte einst der zauberkundige Apolidon geherrscht und die Insel mit bedeutsamen Wundern ausgestattet. Er hatte nämlich in einem Parke vier reiche Wohnungen erbaut und den Park so abgeschlossen, daß nur ein einziger Thorbogen den Zugang in sein Inneres

gestattete. Niemand aber, Mann oder Weib, konnte unter dem Thorbogen hindurchgehen, der nicht dem Gegenstande seiner ersten Liebe unverbrüchlich treu geblieben war. Kam jemand, bei dem diese Bedingung nicht zutraf, dann blies eine auf dem Bogen stehende Bildsäule mit furchtbarem Schalle in die Trompete, und der Eindringling ward weit hinweggeschleudert. Wenn aber getreue Liebende hindurch schreiten, so giebt die Trompete den süßesten Ton. Sie gelangen alsdann an eins der Gemächer, wo auf Fußgestellen von Jaspis die Bildsäule Apolidons und seiner Gemahlin Grimanesa stehen, und eine unsichtbare Hand schreibt die Namen der Getreuen auf den Jaspis. Zehn Schritte vor dem innersten Gemache steht eine Säule von Kupfer. Weiter, als bis zu dieser, konnten nur die besten unter den besten Rittern gelangen. Fünf Schritte weiter stand wieder eine andre Säule, aus Stein gehauen. Ueber sie hinaus konnte nur ein Ritter gehen, der tapferer als Apolidon, und eine Dame, die schöner als Grimanese wäre, und diese beiden, wenn sie sich dereinst fanden, sollten Herren der Festlandsinsel und ihrer Schätze werden. All diese Proben bestand Amadis siegreich, wie später auch seine Oriana.

Inzwischen hat sich aber Oriana, durch falsche Gerüchte getäuscht, eingeredet, ihr Geliebter sei ihr untreu geworden, und sie sendet ihm einen leidenschaftlich zürnenden Brief mit dem Verbote sie wiederzusehen. Verzweifelnd trennt er sich von den Seinen und begiebt sich unter dem Namen Beltenebros (dunkelschön) nach der Pena pobre (dem armseligen Felsen), um da ein einsames, elendes Büßerleben zu führen, bis endlich Oriana ihren Irrtum erkennt und ihre Freundin, das „Fräulein aus Dänemark," den lange vergeblich gesuchten Amadis auffindet und ihm einen versöhnenden Brief der Geliebten übergiebt. Zurückgekehrt und noch immer unerkannt unter dem Namen Beltenebros auftretend, kommt er gerade zur rechten Zeit an, um dem König Lisuarte gegen den übermächtigen Angriff des Königs Cildadan von Irland beizustehen.

Jetzt, wo er beinahe am Ziele angelangt ist, dreht sich plötzlich das Rad des Glücks; er wird bei Lisuarte verleumdet, dieser behandelt ihn mit größtem Undanke, und Amadis muß den Hof des Königs verlassen. Nun zieht Amadis, meist unter dem Namen des Ritters „vom grünen Schwert," auf Abenteuer weit und breit umher; er erlebt deren viele und wundersame. Unterdes hat Lisuarte die Hand seiner Tochter Oriana dem Bruder des römischen Kaisers, wenn auch ungern, zusagen müssen. Amadis kehrt aber zurück und besiegt die Römer und ihre Flotte. Daraus entspringt ein Krieg zwischen Amadis und Lisuarte. Der letztere wird geschlagen, und da er gleichzeitig auch von andern Feinden angegriffen wird, so wäre er verloren, wenn nicht Amadis in seinem Edelmut ihm zu Hilfe käme. Die Feinde werden besiegt, Lisuarte gewährt Amadis die Hand Orianas, der Römer entschädigt sich durch Lisuartes jüngere Tochter Leonoreta, und Don Galaor wird Briolanjas Gemahl.*)

## 2. Die romantische Schule

Diese Erzählung, wahrscheinlich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben, stammt aus dem gälischen Britannien, kam über Frankreich nach Spanien und Deutschland und ist der Urvater aller „Romane."

Unter Romanen ist zunächst nichts andres zu verstehen, als Geschichten in der Sprache der romanischen Mischvölker (Italiener, Franzosen, Spanier). So sagt Wilhelm Schlegel:

Romanisch, romance, nennt man die neuen, aus der Vermischung des Lateinischen mit der Sprache der europäischen Eroberer entstandenen Dialekte; daher Romane die darin geschriebenen Dichtungen, woher dann romantisch abgeleitet ist.**)

Neben dieser historischen Auffassung gewann das Wort „romantisch" durch die sogenannte romantische Schule unsrer deutschen Litteratur auch die Bedeutung des Phantastischen und

*) Vergleiche Braunfels, Kritischer Versuch über den Roman „Amadis von Gallien." Leipzig, 1876.

**) Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870, S. 805. Auf dieser ausführlichen Schrift hauptsächlich und auf Hettner, Die romantische Schule in ihrem Zusammenhang mit Goethe und Schiller, Braunschweig 1850, beruht die folgende Darstellung.



Wunderbaren. Friedrich Schlegel charakterisirt das Romantische als das, „was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen Form darstellt."

Hardenberg erklärt:

Romantisiren heißt, dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben.

Nach ihm ist „das Märchen der Kanon der Poesie; alles Poetische muß märchenhaft sein."

Die Romantiker lieben also das Mystische und Außergewöhnliche. Ihre poetische Richtung jedoch ist nichts willkürlich Gemachtes. Vielmehr entstand sie als naturgemäße Opposition gegen das Philistertum und die Plattheiten der Aufklärungszeit und die damals herrschende Unpoesie. Wie Goethe und Schiller von der Poesie und Nüchternheit ihrer Zeit sich zum klassischen Altertume wandten, so suchten die Schlegel, Tieck, Novalis das Mittelalter als Ersatz für die Mängel der Gegenwart.

Das ist ihr Irrtum und ihr Verdienst zugleich. Indem sie den alten, fast vergessenen heimischen Volkssagen ihre Aufmerksamkeit schenkten, halfen sie zur Belebung des vaterländischen Sinnes und zur Förderung der altdeutschen Sprache und Mythenforschung und des Naiven und Volkstümlichen in der Litteratur. Indem sie der wirklichen Welt zu entfliehen trachten, verlieren sie sich in das Reich der Träume und des Zauberhaften. Hinweggescheucht aus dem sie umgebenden Treiben und den nichtigen politischen Verhältnissen, klagen sie über ihre Zeit und reden wie Hölderlin von den „Barbaren um uns her." Nur in dem Lande der Phantasie wollen sie sich ansiedeln und an ihrem freien formalen Spiele sich ergötzen.

Es ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versenken, für das es kein schöneres Symbol giebt, als das Gewimmel der alten Götter.

So heißt es in Friedrich Schlegels Gespräch über Poesie. Sein Bruder Wilhelm aber meint, die Phantasie, die störende Wirklichkeit wegräumend, versenke uns in das Universum:

indem sie es als ein Zauberreich ewiger Verwandlungen, worin nichts isoliert besteht, sondern alles aus allem durch die wunderbarste Schöpfung ward, in uns sich bewegen läßt.

Ein Durcheinander von Stimmungen, unbestimmten Empfindungen, Zuständen, Bildern und Träumereien bewegt das Geistesleben dieser Dichter; die „mondbeglänzte Zaubernacht," die wundervolle, der Einbildungskraft den freiesten Spielraum gewährende Märchenwelt ist ihre Freude.

Eine hyperidealistische Poetisirung der ganzen Welt, ein Ineinanderfließen der Gedanken und Gefühle ist das Wesen der Romantik. Die Seelen ihrer Anhänger sind „Aeolsharfen gleich, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht und wechselnde Lüfte nach Gefallen herum wühlen." Desto vollkommener ist ihnen die innere Selbstsprache, je mehr sie sich dem Gesange nähert. Die Musik ist für sie die Kunst der Künste,

welche es am wunderbarsten versteht, die Empfindungen des menschlichen Herzens von dem Wuchs und Geflecht des irdischen Wesens abzulösen, sie selbständig zu verdichten und aufzubewahren, diejenige Kunst, die uns den Strom in den Tiefen des Gemüts selber vorströmt, diejenige, die uns das Gefühl fühlen lehrt.

Nichts soll die Poesie hervorbringen, als eine bloß indirekte musikalische Wirkung. Wilhelm Schlegel redet sogar von einer Musik des Romans.

Diese Tendenz auf „das Anonyme im Seelenleben," das Verschwimmen in das große Allgemeine macht die Romantiker zugleich zu Mystikern.

Mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist aus allen dreien zusammengesetzt, mehr als alles Dreies, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllung.

Das Geistige zu realisiren und das Reale zu vergeistigen nennt Novalis „magischen Idealismus." Alle Ueberzeugung beruht ihm auf magischer oder Wunderwahrheit, alle Erfahrung ist Magie und nur magisch erklärbar. Ueberall Universalität der Form und des Inhalts, lauter innerliche Unendlichkeit, nirgends eine feste Grenze, das ist die Art dieser weichen, dahinschmelzenden Gemütsmenschen.

Ohne positiven, festen Standpunkt huldigen sie dem vollendetsten Subjektivismus, der nur gedacht werden kann, und den Fichte in ein philosophisches System gebracht hat. Das erste Gesetz der romantischen Poesie ist dies, „daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide." Nur der Einzelne hat recht. „Die ihm gegenüberstehende Welt, das Objekt, ist ihm schlechthin unterthan und sein willfähriges Spielwerk." Die Poesie soll sich zur „freien Ideenkunst erheben," die alles nach Willkür gestaltet. Subjektivismus und Idealismus machen das Wesen der romantischen Bildungsform aus.

Mit diesem Stellen auf sich selbst allein und mit dem träumerischen Sichzurückziehn aus der realen Welt verband sich folgerichtig weiter ein gewisser aristokratischer Zug: der ästhetischen Feinschmeckerei jener Geister mußte die große Masse des Volkes mit ihrer rohen Wirklichkeit ein Ekel sein. Man suchte nur „die lauteren Geister," die ebenbürtig waren in Vornehmheit der Gesinnung, und „unterschied in aristokratischer Exklusivität nur zwischen Plattem und Genialem."

Es leuchtet von selbst ein, daß eine solche Geistesrichtung den passenden Stoff zum Dichten und Phantasiren nur im Mittelalter und im Orient finden konnte. So ruft Friedrich Schlegel aus in seinem schon erwähnten Gespräche über Poesie:

Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich, wie die des Altertums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinnes, mit dem Genie der Uebersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besäßen, welche eine Nation, die immer stumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen versteht. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen; und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so reizend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen.

Das Morgenland ist das Land des Zauberhaften und Phantastischen. Nach diesen wundersamen Gegenden und nach der Zeit, da man in den Orient zog, nach dem Mittelalter steht die Sehnsucht der Romantiker. Die leider längst entschwundenen Tage der Rittergeschichten, der Kreuzzüge und Abenteuer im Morgenlande, der Waffenfeste und der Feudalverfassung entsprach ihrem Ideale. K

---

## Evangelische Gedanken zur Judenfrage

Uebersicht: 1. Der Antisemitismus; 2. Das Volk Israel und das moderne Judentum; 3. Unser Urteil.

In einem zur Vorbereitung auf den Evangelisch-sozialen Kongreß geschriebenen Artikel der Preußischen Jahrbücher (1890, Heft 5) hat Professor Harnack die Judenfrage als eine solche beurteilt, die den evangelischen Christen nichts angehe. Er sagt:

Es mag eine Judenfrage im nationalen und im wirtschaftlichen Sinne geben — ich weiß das nicht und bin darüber nicht kompetent —, das aber weiß ich, daß den Antisemitismus auf die Fahnen des evangelischen Christentums zu schreiben ein trauriger Skandal ist.

Aber wie, wenn die in der Parenthese offen gelassene Vermutung richtig und das moderne Judentum auf nationalem und wirtschaftlichem Gebiete thatsächlich eine ernste Gefahr wäre? Wie, wenn wir zugeben müßten, daß auch die Sittlichkeit des Volkes durch jüdischen Einfluß ins Wanken geriete? Sollen wir als Glieder unsers Volkes, als Bürger unsers Staates zum Antisemitismus berechtigt, ja verpflichtet sein, — als Christen aber, wie Harnack es auf dem Kongreß ausgedrückt hat — zum „Philosemitismus"? Dieser Widerspruch wäre unerträglich. Denn „der evangelische Christ als solcher" ist nur eine zur wissenschaftlichen Arbeit der Dogmatik und Ethik notwendige Konstruktion. Im Leben ist der evangelische Christ zugleich Bürger, Glied eines bestimmten Volkes und für dessen äußere und innere Lage mit verantwortlich. Wenn das Christentum nicht bloß eine Privatangelegenheit sein soll, sondern eine Kraft, die auch das Volksleben durchdringt, so ist jede Aufgabe, die uns als Bürgern gestellt ist, auch eine Aufgabe für den Christen. Und wie das evangelische Christentum in der Gegenwart vor dem Problem steht, wie die sozialdemokratische Bewegung zu beurteilen ist, und niemand zu behaupten wagen wird, diese Bewegung gehe den evangelischen Christen nichts an, so ist es auch mit der Judenfrage.



Aber auch wenn auf wirtschaftlichem, politischem und ethischem Gebiete wirklich gar keine Gefahr seitens des Judentums drohte, so wäre die „Judenfrage" damit doch für den evangelischen Christen nicht aus der Welt geschafft. Bloß, daß es sich dann nicht mehr darum handelte, die Maßstäbe unsers Urteilens und Handelns gegenüber dem Judentum, sondern gegenüber dem Antisemitismus zu finden. Es kann keinem evangelischen Christen gleichgiltig sein, daß sich im Schoße der eignen Glaubensgenossen eine so starke Bewegung gebildet hat, wie sie der Antisemitismus, wenn man nicht nur die politische Partei, sondern die allgemein herrschende Abneigung gegen das Judentum darunter versteht, thatsächlich ist, — noch dazu, da von den Trägern der Bewegung vielfach behauptet wird, daß sie aus christlichen Motiven heraus handeln. Bietet das moderne Judentum auf politischem, wirtschaftlichem und ethischem Gebiete keinen Anlaß zu seiner Bekämpfung, so folgt daraus von selbst, daß wir verpflichtet sind, uns gegen diesen Kampf zu wenden. Diese Folgerung hat der neugegründete „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" gezogen. Im Programm dieses Vereins wird der Antisemitismus als ein „gehässiger Kampf" gekennzeichnet, „welcher der Natur unsers Volkes, seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner Stellung unter den zivilisirten Nationen zuwider ist." Das „Treiben der Antisemiten" wird mit Berufung auf deutsche Fürsten und Staatsmänner als ein „verderbliches und unchristliches" verurteilt und geplant, „der antisemitischen Agitation mit Wort und Schrift entgegenzutreten." Gegen die antisemitische Agitation soll also eine neue Agitation auf Grund der Voraussetzung, daß der Antisemitismus aus nationalen und kulturellen Gründen verwerflich sei, ins Leben treten. Evangelische Theologen sind unter den Gründern dieses Vereins, wie unter den Vorkämpfern des Antisemitismus. Wie stellen wir uns dazu?

Jedenfalls ergiebt sich, daß die bisher vielfach beliebte Praxis, die Existenz der Judenfrage einfach wegzuleugnen und zu thun, als ob der Antisemitismus nur in den Köpfen einiger weniger hirnverbrannter, kaum ernst zu nehmender Leute spuke und unter anständigen Menschen nicht diskutabel sei, verfehlt ist. Wir anerkennen vielmehr, daß hier eine ernste Frage vorliegt, die dringend eine befriedigende Antwort erheischt. Wenn wir im Folgendem einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe zu liefern suchen, so können wir freilich nicht hoffen, es allen unsern Lesern zu Dank zu machen. Die Verschiedenheit des Urteils in dieser Frage ist zu groß. Und mehr noch: Die Frage selbst ist nicht einmal klar gestellt und sachlich erörtert, vielmehr, sowie sie aufgetaucht ist, im Lärm der Volksversammlungen verdreht und mißbraucht worden. Daher kommt es, daß die Litteratur darüber fast durchweg einen streitbaren, leidenschaftlichen Charakter trägt, — und daß dabei die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Liebe nur selten zu ihrem Rechte kommen, ist fast selbstverständlich.

Wir versuchen, der Judenfrage diesen leidenschaftlichen Charakter nach Möglichkeit abzustreifen und sie mit der Nüchternheit zu behandeln, die vor allem auch das Evangelium fordert. Zunächst wollen wir daher die Meinungen und Ziele des Antisemitismus kennen lernen, ehe wir darüber urteilen.

### 1. Der Antisemitismus

Der Antisemitismus ist keine einheitliche Größe, weder in seinen Zielen, noch in den Mitteln. Sieht man von untergeordneten Differenzen ab, die wieder innerhalb der einzelnen Gruppen aufgetaucht sind, so lassen sich wohl drei Richtungen unterscheiden: erstens die „Deutsch-soziale Partei" mit den fünf antisemitischen Reichstagsabgeordneten, sodann die „Christlich-soziale," durch Stöcker vertreten, und endlich der auch ohne öffentlichen Ausdruck am weitesten verbreitete vulgäre Antisemitismus. Die eben angegebne Reihenfolge ordnet die drei Richtungen nach den Gesichtspunkten der Klarheit und Entschiedenheit ihrer Prinzipien, sodaß die radikalste und klarste voransteht.

Die „Deutsch-Sozialen,"*) die sich am 10. und 11. Juli

*) Der Abgeordnete Böckel hat sich dieser Partei nicht angeschlossen, weil er es für eine Leisetreterei hielt, nicht offen und ehrlich den Namen „Antisemiten" anzunehmen. Seine Ansichten decken sich indessen im ganzen mit denen der Partei.

1889 zu Bochum unter diesem Namen zusammengeschlossen und bei dieser Gelegenheit ein ausführliches, über alle Gebiete des bürgerlichen Lebens sich erstreckendes Programm aufgestellt haben, äußern sich folgendermaßen über die Judenfrage (Deutsch-soziale Flugblätter. Nr. 20. Verlag von Th. Fritsch, Leipzig):

Die deutsch-soziale Partei stellt in den Vordergrund ihrer Bestrebungen die Lösung der Judenfrage. Sie sieht in der Judenfrage nicht nur eine Rassen- oder Religionsfrage, sondern eine Frage internationalen, nationalen, sozial-politischen und sittlich-religiösen Charakters. — Auch in einem deutsch-sozialistisch eingerichteten Staate würde das Judentum, dessen Jahrtausende alte Geschichte die Unmöglichkeit seines Aufgehens in den Völkern beweist, der Pfahl in unserm Fleische sein und durch seine bösen Triebe und Einflüsse unser Volk zerfressen und verschlechtern, unsre Gesetze und Ordnungen durchlöchern. . . . .

Als ihr Ziel faßt die deutsch-soziale Partei die Aufhebung der Gleichberechtigung und die Stellung der Juden unter Fremdenrecht in Deutschland ins Auge. Die Ausführung dieser Maßregel würde in letzter Linie folgende Wirkung für die Juden haben:

Die in Deutschland lebenden Juden dürfen nicht Richter, Lehrer, staatliche oder kommunale Verwaltungs- oder technische Beamte, Advokaten oder Aerzte mit Beamteneigenschaft sein.

Juden haben weder aktives noch passives Wahlrecht bei staatlichen oder Gemeindewahlen.

Juden, als gerichtliche Zeugen, dürfen nur auf den streng rituellen jüdischen Eid vor einem Rabbiner vereidigt werden. Juden können nicht als Geschworene oder Schöffen sitzen oder sonstige deutsche Ehrenämter bekleiden.

Die Juden sind vom Dienst im deutschen Heere auszuschließen; dafür entrichten sie eine von der betreffenden jüdischen Gemeinde beizutreibende Kopfsteuer.

Die Juden werden vom Staate in Ausübung ihrer Religion und religiösen Gebräuche geschützt, soweit dieselben nicht öffentliches Aergernis erregen oder gegen die Gesetze des Landes verstoßen, wie z. B. die Tierquälerei des Schächtens.

Die Ausübung aller gewerblichen Berufsarten, Handwerk, Fabrikarbeit, selbstthätige Ausübung der Landwirtschaft, des Handels, abgesehen vom Hausirgewerbe, bleibt den Juden gestattet.

Wenn nun auch diese durchgreifenden Maßnahmen stets im Auge zu behalten sind, so müssen doch auch folgende vorläufig notwendige Maßregeln dankbar angenommen werden: Ausweisung der nicht naturalisirten Juden, Verbot der Judeneinwanderung von Osten, Beschränkung der Juden in der Zulassung zu obrigkeitlichen Stellen u. s. w.

Die Ziele dieser Antisemiten gehen also darauf hinaus, das Judentum vollständig auf sich selbst zu beschränken. Um aber zu verhindern, daß dadurch etwa auch das gewaltige Kapital, das der Jude in Händen hat, dem Staate verloren geht, wird an andrer Stelle rundweg vorgeschlagen: Der Staat belegt einfach das Vermögen der Juden mit Beschlag (Flugblatt 19):

Staat, konfiszire das Vermögen der Juden, mediatisire sie zu deinem eignen, zu unser aller, zu des Vaterlandes Heil und gieb dem herrschenden Widerwillen gegen das jüdische Gebaren im Volke in dieser Weise eine gründliche Genugthuung, soll das Volk dieselbe nicht selbst nehmen müssen.

Einstweilen freilich, so lange die jetzige Ordnung der Dinge noch besteht, sind diese Ziele noch unerreicht. Da muß man sich begnügen, auf private Weise die Juden von sich fern zu halten. Dies geschieht, indem man bei keinem Kaufmann kauft, mit niemand verkehrt, der jüdischen Namen oder sonst Spuren jüdischer Abstammung an sich trägt. Um es dem Einzelnen zu erleichtern, dies zu erkennen, werden Listen geführt, aus denen man sich leicht überzeugen kann, mit wem man sich nicht einlassen darf. Wehe dem, der einen jüdischen Namen trägt! Er steht sicher in kürzester Zeit auf der schwarzen Liste zum Boykott empfohlen!

Und was sind nun die Ursachen, die ein solches Verfahren gegen die Juden zur Pflicht machen sollen? Ihre Religion ist es nicht, sondern der Umstand, daß —

die Juden unter dem Deckmantel der „Religion" in Wahrheit eine politische, soziale und geschäftliche Genossenschaft bilden, die in heimlichem Einverständnis unter sich auf die Ausbeutung und Unterjochung der nichtjüdischen Völker hinarbeitet. . . . [Der Jude ist] immer nur ein Mitglied der auserwählten Nation Juda, und wenn er den Deutschen, Franzosen oder Engländer zu spielen sucht, so ist das meist nur wohlberechnete Heuchelei. . . . In seiner Sonderstellung sieht das Judentum alle Nichtjuden als seine Feinde an, die es mit List und Verrat zu bekämpfen hat. (Brennende Fragen. Nr. 33. Herausgegeben von Th. Frey. S. 1)

Das geht hervor aus der jüdischen Moral, wie sie der Talmud und der Schulchan aruch enthalten, und aus den „abergläubischen Verheißungen der alten jüdischen Schriften: Alle Völker sollen dir dienen, und du sollst ein Herr sein über alle deine Brüder." (Ebenda S. 5)

Auf dem Boden dieser gewissenlosen Grundsätze sind alle die Scheußlichkeiten erwachsen, die die Juden verübt haben:

Sie sind schuld an dem Ruin vieler Bauern, Gewerbtreibenden, Beamten, Offiziere durch den Wucher, an dem Untergang des soliden Handels- und Gewerbestandes, sowie des Gewerbes durch unehrliches Gebaren und heimliches Zusammenwirken, sie haben die Arbeitslöhne und die Preise aller Produkte gedrückt. Sie haben sich der öffentlichen Presse bemächtigt, schüren in ihr die soziale Revolution durch Untergrabung aller Autorität und fördern die sittliche Verwilderung durch pikante Skandalgeschichten und Begünstigung niedrer Richtungen in Kunst, Litteratur und Theater. Am Börsenschwindel der siebziger Jahre waren zu neun Zehnteln die Juden schuld. Jüdische Parlamentarier, sowie „nichtjüdische bezahlte Personen in der Volksvertretung" haben eine Gesetzgebung schaffen helfen, die den jüdischen Gelüsten möglichst viel Spielraum läßt. Endlich haben die Juden Personen in hervorragenden Stellungen in ihre Netze gelockt, ja selbst die Regierungen durch schlaue Finanzoperationen in ihre Fesseln geschlagen! (Ebenda S. 6 f.)

Wahrhaftig, — ein furchtbares Sündenregister!

Um aber richtig zu erkennen, wie unerträglich die Juden mitten im christlich-deutschen Volke sind, und wie thöricht es von dem deutschen Michel ist, sie in seiner Nähe zu dulden, braucht man nur einen Blick in die Geschichte des Judentums zu werfen, wie sie von diesen Antisemiten dargestellt wird.*)

Die Geschichte des Judentums ist nichts andres als ihr Gang zur Weltherrschaft.

Während sonst die Folge der Unterjochung eines Volkes durch das andre zu sein pflegt, entweder daß der Erobrer in die Kultur des Eroberten aufgeht, oder daß es dem Erobrer gelingt, den Eroberten seine Eigenart aufzuzwingen, tritt in der Kulturgeschichte des Judentums „ein Moment völlig neuer Art auf." Dies besteht darin, „daß ein ganzer semitischer Volksstamm von seiner Heimat Palästina gewaltsam losgerissen, in die Gefangenschaft geführt und schließlich zerstreut wird" — und dennoch seine Eigenart nicht aufgiebt, sondern immer mehr zur Herrschaft bringt.

Das Wesen dieses Volkes ist Realismus. Von Natur ist ihnen eigen die Scheu vor wirklicher Arbeit und ihre gesetzlich vorgeschriebene Feindschaft gegen alle Nichtjuden. Daneben Schacher- und Wuchergeist. Dadurch sind sie von Anfang an allen Völkern verhaßt gewesen, nicht durch ihre Religion, die nur ein Produkt der realistischen Grundstimmung war und an der sie nur so lange festhielten, als es ihnen nützlich schien.

Titus hat Anno 70 den „weltgeschichtlich dümmsten Streich" begangen, die Juden teils in römische Gefangenschaft zu führen, teils künstlich zu zerstreuen. Da die römische Welt damals in der Zersetzung begriffen war, so fanden die Juden hier einen günstigen Boden für ihren „arbeitsscheuen und spekulativen Realismus." Zeit und Verhältnisse waren der Entwicklung günstig. Der Handel galt bei den Völkern des Altertums als „unschön." Man überließ ihn den Juden; so wurden sie die „Geldnegozianten des Mittelalters." Nur natürlich, daß hierdurch der Neid der abendländischen Bevölkerung erregt wurde und die Judenverfolgungen entstanden. Aber die Religion war nur Deckmantel (So auch Brennende Fragen. Nr. 33. S. 1), — der wahre Grund war der Wucher, durch den die Juden das Volk drückten. Unter diesen Verfolgungen wiederum wuchs natürlich der Haß gegen die Bedrücker, die Feindschaft gegen alle Nichtjuden und der Wunsch nach Herrschaft.

Besonders furchtbar aber hat das Judentum sich auf germanischem Boden entwickelt. Denn nächst dem Slawentum besaß das Germanentum am wenigsten Widerstandsfähigkeit. Die Juden überragten es an List und Schlauheit, sie impften ihm ihre Grundsätze ein, und so ist Deutschland „nach und nach das eigentliche Zentrum, das neue ‚gelobte Land' für den Semitismus

*) W. Marr, Der Sieg des Judentums über das Germanentum. 6. Aufl. Bern, Costenoble.

geworden!" Ja der vollbewußte Realismus dieses Volkes ist so sehr in das deutsche Wesen eingedrungen, daß wir Germanen uns kaum noch von den Juden unterscheiden!

Durch Lessing vorbereitet, erfolgte die Judenemanzipation. Man log sich frischweg vor, daß es sich um eine Frage der Glaubens- und Gewissensfreiheit handle, während in Wahrheit der sozialpolitische Einbruch des Judentums in die germanische Gesellschaft durch die Emanzipation seine gesetzliche Weihe erhielt. Im bürgerlichen Leben hatte faktisch das Judentum längst eine dominirende Stellung errungen, nun erhielt es sie auch im politischen. Ein verhängnisvoller Schritt. Denn dadurch wurde dem Judentum der Weg gebahnt, die Herrschaft des Realismus auf Kosten alles Ideellen ins Unendliche auszubreiten.

Nun flutete das Judentum in die Presse und das Vereinswesen hinein, — beide sind heute völlig in seinen Händen. Es zog in die Universitäten ein, machte sich Regierung und Parlamente dienstbar, errang die Vorherrschaft in Presse, Kunst und Wissenschaft. Es wirkte bestimmend ein auf den Lauf der Geschichte. Der Kulturkampf ist ebenso sein Werk, wie die Sozialdemokratie. Der deutsch-französische wie russisch-türkische Krieg sind durch die Macht und nach dem Wunsche der Juden entschieden worden.

Das ist der Siegeszug des Judentums durch achtzehn Jahrhunderte. Vae victis!

Es ist nur konsequent, wenn dieser Antisemitismus, der die Juden nicht als eine Religionsgemeinschaft, sondern als eine Rasse, als Volk angesehen wissen will, auch gegen die Judentaufe Front macht. — Ob getauft oder nicht, Jude bleibt Jude und eine Gefahr für das Germanentum. Deshalb nennt man auch Männer, von denen bekannt ist, daß sie sich zur christlichen Kirche halten, die aber ihre jüdische Herkunft durch ihren Namen zu verraten scheinen, fortgesetzt „Juden," so den ehemaligen Minister Friedberg, den Reichsgerichtspräsidenten Simson, die Prediger Paulus Kassel und Schwalb u. a. — Ganz entsprechend wird die Judenmission mit größter Ungunst behandelt. Im Deutschen Protestantenblatt wurde neulich (Nr. 33 d. v. J.) ein Satz aus den Deutsch-sozialen Blättern (Nr. 96) mitgeteilt, der folgendermaßen lautete:

Wie verblendete Geistliche durch die Judentaufe auf den Ruin des Christentums hinarbeiten, so untergräbt man durch Judenadlungen systematisch den letzten Kredit des Königtums von Gottes Gnaden.

Daß ein Jude aus Ueberzeugung übertreten kann, gilt für ebenso unglaublich, wie daß ein Judenmissionar aus Liebe zum Volke Israel sein Werk thut. Ganz besonders wird der ehrwürdige Professor Delitzsch und „Saulus Kassel" angefeindet. Einmal wird „dem getauften Juden Delitzsch" (einfach eine Unwahrheit) der Rat erteilt:

Möchte Delitzsch doch die letzte Folgerung ziehen und auch im Glauben wieder zu seinem Stamme zurückkehren, dabei aber nicht vergessen, die Herren Pastoren Schwalb-Bremen und Saulus Kassel-Berlin mitzunehmen!

Auch dafür haben diese Antisemiten kein Verständnis, daß ein evangelischer Christ sich durch sein Gewissen getrieben fühlen kann, dem Antisemitismus entgegenzutreten: „jüdisch-protestantenvereinlich" ist ein vielgebrauchtes Wort. Auch folgende Bemerkung ist wert, der Nachwelt überliefert zu werden:

Eine kirchliche Gemeinde Berlins ist auf der Synode durch Laien vertreten, die fast alle jüdischer Abstammung sind. Diese Herren gehören der liberalen Seite an, der sicherste Beweis, daß sie einen vollen und ganzen Anschluß an das christliche Glaubensbekenntnis nicht vollzogen haben. Gerade diese Erscheinung zeigt, wie notwendig ein größeres Maß von Vorsicht bei Aufnahme von Juden in die evangelische Kirche [durch die Taufe] geboten ist.

Das ist im wesentlichen ein Bild der Tendenzen der „deutsch-sozialen" Partei. Was den evangelischen Christen hier von vornherein abstoßen wird, ist die gänzliche Außerachtlassung der christlichen Religion. Daß der Glaube des Christen hier irgend etwas mitzusprechen habe, wird fast geflissentlich geleugnet, die Frage, ob die hier empfohlene Stellung zum Judentum dem Gebot christlicher Nächstenliebe entspreche, gar nicht aufgeworfen, und den Kräften des Glaubens für die Lösung der ganzen Frage nichts zugetraut. —

Dies ist ganz anders bei der zweiten Art des Antisemitismus, die der Berliner Hofprediger Stöcker vertritt.*) Niemand wird ihm absprechen können, daß es ihm voller Ernst ist, christliche Grundsätze zur Geltung zu bringen. Er hat es wiederholt feierlich ausgesprochen und Gott den Allwissenden zum Zeugen angerufen, daß er zu dem Kampfe gegen das Judentum durch sein Gewissen getrieben worden sei, und daß es sich für ihn neben dem Eintreten für die Güter und das Wohl seines Volkes, neben der Behütung der deutschen Brüder vor Wucher und Ausbeutung vor allem auch darum handle, „unsre allerheiligste Religion vor nichtswürdigem Spott und Hohn zu schützen." (S. 401 f.) Und ein andermal sagt er:

Ich gebe auf eine bloße antijüdische Bewegung gar nichts, wenn sie nicht durchdrungen ist von einer herzlichen Liebe zum Evangelium in unserm Volke. (S. 406)

Auch das muß gegenüber schlechten Zeitungsberichten anerkannt werden, daß Stöcker wiederholentlich vor „einem Haß gegen die Juden" gewarnt hat, „der dem Evangelium widerstrebt" (S. 368). Aber um so sorgfältiger müssen wir zusehen, daß der Name des evangelischen Christentums nicht gemißbraucht werde, und ob eine Bewegung, die das „Um Christi willen" auf ihre Fahnen geschrieben hat, auch wirklich von Christi Geist geleitet wird.

Ein Urteil hierüber zu gewinnen wird uns freilich dadurch erschwert, daß Stöcker, wie er in seinem ganzen öffentlichen Auftreten mehr durch augenblickliche Impulse eines warmen Herzens als durch feste und klar durchdachte Ueberzeugungen bestimmt wird, so auch in der Judenfrage keineswegs klare und untereinander übereinstimmende Anschauungen vertritt.

Das tritt schon hervor, wenn man nach Stöckers Zielen fragt. Ausdrücklich versichert er uns mehrmals (S. 408. 441. 495), daß er kein Freund von Ausnahmegesetzen sei, daß er den Juden weder ihr Menschenrecht noch ihr Bürgerrecht bestreiten wolle. Wollte man aber daraus schließen, daß er die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden anerkenne, so würde man sich doch im Irrtum befinden. Vielmehr fordert Stöcker (S. 496. 369. 418. 469):

Wiedereinführung der konfessionellen Statistik, Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter und Advokaten auf die Verhältniszahl der Bevölkerung, Entfernung der jüdischen Lehrer aus den Volksschulen [und, soweit möglich, auch aus den höhern Schulen].

Dazu bedürfe es keiner Gesetze; werde es aber von den Gegnern verlangt, so habe er auch nichts gegen eine gesetzliche Regelung (S. 496. 418. 470), — jedoch würden dadurch keine Ausnahmegesetze geschaffen, sondern „Normativgesetze gegen Ausnahmezustände." Wir können beim besten Willen darin keinen Unterschied finden. Ja, wo bleibt die staatsbürgerliche Gleichberechtigung, wenn dem Juden „möglichst" oder „nach Verhältniszahlen," — prinzipiell aber doch völlig (S. 408), — wie er bisher aus der Regierung, der Staatsanwaltschaft und der Armee ferngehalten ist — nun auch noch die Justizkarriere und die Schule gesperrt wird? Das heißt doch nichts andres, als den Juden vom Staatsdienste ausschließen. Nimmt man hinzu, daß Stöcker auch in dem Eindringen der Juden in die hohen akademischen Berufsarten eine Gefahr erblickt und ihnen auch die Erwerbung und Bewirtschaftung von Grundbesitz möglichst erschweren will (S. 473. 409. 482), so sieht man bald, daß es mit der „staatsbürgerlichen Gleichberechtigung," die Stöcker den Juden zugestehen will, nicht weit her ist. Ob der Zustand, den Stöcker für erstrebenswert hält, durch Gesetze oder auf dem Verwaltungswege herbeigeführt wird, ist lediglich eine Frage der Taktik und Opportunität.

Die heutige staatsbürgerliche Stellung der Juden beruht auf der Emanzipation. Auch darüber hat Stöcker kein einheitliches und bestimmtes Urteil. Bekennt er sich einmal zu den Worten Paulus Cassels:

Die Judenemanzipation ist ein Ruf an die christliche Liebe der Jünger Christi, daß sie zu dem alten Volke, das seinen Namen verleugnet . . ., gehe mit den Worten des Apostels u. s. w. (S. 408) —

so fügt er doch fast noch im selben Atem dazu:

Es ist mir klar, daß die Emanzipation der Juden sowohl unter dem religiösen, wie unter dem politischen, wie unter dem sozialen Gesichtspunkt ein Fehler ist. (S. 409. Ebenso 411. 468. 482)

*) Die Charakteristik des Stöckerschen Antisemitismus entnehmen wir seinem Buche „Christlich-Sozial." Berlin, Stadtmission. 4 Mk.

Aber es kann doch nie ein Fehler sein, wenn der christlichen Liebe Gelegenheit zur Bethätigung gegeben wird! Und wie verträgt es sich damit, wenn Stöcker doch wieder behauptet, auch unter dem religiösen Gesichtspunkte sei eine Emanzipation der Juden nicht richtig:

Denn entweder zerstreue sich Israel für immer unter die Völker, und dann dürfen diese einzelnen Elemente keinen Einfluß auf die Kirche gewinnen, oder es soll aufgehoben [aufbewahrt] werden als Ganzes, dann darf man es nicht hineinziehen in den Völkerstrom (S. 410) —

wobei doch zu bemerken ist, daß der erste Fall die Richtigkeit der Emanzipation nicht ausschließt.

Aber auch darüber erhält man keinen rechten Aufschluß, ob Stöcker es für angebracht hält, jenem „Ruf an die christliche Liebe" zu antworten, oder ihn ungehört verschallen zu lassen. Denn wenn er die Emanzipation bestehen lassen will und darauf verzichtet, eine dagegen gerichtete Bewegung ins Leben zu rufen, so geschieht das doch nicht aus „christlicher Liebe," sondern nur deshalb, weil er für eine solche Bewegung keine Aussicht auf Erfolg sieht, — kein Parlament, keine Regierung würde sich dazu finden (S. 411. 425/26. 468. 496); so mag denn die Thatsache der Emanzipation „vor der Hand" (S. 411) bleiben.

Freilich scheint Stöcker auch über die Möglichkeit einer Aufhebung der Emanzipation doch allmählich zuversichtlicher denken gelernt zu haben. In einem zur Zeit Kaiser Friedrichs geschriebnen Artikel der Kreuzzeitung spricht er sich so aus:

Es ist kindisch, daß um einer halben Million Juden willen Deutschlands 45 Millionen beständig soziale, politische, moralische, religiöse Schmerzen leiden sollen. Man hat unter jüdischem Beifall die Paragraphen der kirchlichen Freiheit gestrichen, warum soll man die Emanzipation nicht aufheben, deren sich die Juden so unwürdig gezeigt haben? Man hat die Kirchengüter, die Güter der toten Hand, eingezogen, warum soll man den Judenerwerb, diese Güter der allzulebendigen Hand, nicht beschränken? (S. 484)

Doch nicht nur die Ziele, die Stöcker als erstrebenswert hinstellt, tragen diesen schillernden, Charakter, sondern auch die Begründung der Judenfrage ist eine unsichere und nicht recht greifbare. — Auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß hat Stöcker wörtlich gesagt:

Ich freue mich, daß der Herr Professor Harnack die Juden „ein Volk" genannt hat. So kühn bin ich bisher nie gewesen. (Bericht S. 150)

Wer diese Worte gehört hat, wird erstaunt sein, in Stöckers Reden Stellen zu finden, wie:

Das Judentum will als völlig deutsch gelten und weist von allen Gedanken meiner ersten Rede am meisten den zurück, daß es ein Volk im Volke, ein Staat im Staate, ein Stamm in einer fremden Rasse sei. Und doch ist dies der Ausdruck thatsächlicher Verhältnisse. (S. 381)

Israel ist ein fremdes Volk unter uns. (S. 408)

Die Juden sind noch heute eine Nation für sich. (S. 410)

Wir wären Thoren, wenn wir uns von einem Haufen fremden Volks unser nationales Leben verkümmern ließen. (S. 421)

Das ist wirklich ein unbegreiflicher Widerspruch! Wir glauben, trotz der oben angeführten Aeußerung Stöckers auf dem Kongreß es doch als seine Meinung hinstellen zu dürfen, daß er die Wurzel der Judenfrage darin erblickt, daß es ein Volk ist. Er will diesem Volk gestatten, „unter uns zu leben, auf ehrliche Weise sein Brot zu verdienen, wohlhabend und selbst reich zu werden (S. 421);" was er bekämpft, ist der Anspruch der Juden auf „Herrschaft."

Das Judentum will nicht bloß ruhig seines Lebens genießen, es will nicht bloß erwerben, nein, es will herrschen, es will, wie es so oft ausgesprochen hat, den christlichen Geist verdrängen und seine widerchristliche Anschauung, seine bis in den Himmel gehobne jüdische Kultur an Stelle unsers christlich-deutschen Lebens setzen. (S. 463)

Aus diesem Streben nach Herrschaft sind die Gefahren erwachsen, die abzuwehren Pflicht des germanisch-christlichen Geistes ist. Auf sittlichem Gebiete haben die Juden den Mammonsgeist zur Herrschaft gebracht, dessen Ideal ist „haben, erwerben, reich werden und im Triumph genießen." Auf politischem Gebiete wirkt das Judentum deformirend, hemmt die nationale Kulturentwicklung, häuft das Kapital und die höhere geistige Ausbildung in den Händen Einzelner. Im Privatleben hindern die Juden das christlich-kirchliche Leben ihrer christlichen Untergebnen (S 424 f). Dazu kommt, daß die Presse, größtenteils in jüdischen Händen, einen ununterbrochnen Feldzug gegen jede göttliche und staatliche Autorität, ja gegen jedes sittliche Gefühl unternimmt, und daß der jüdische Wuchergeist



in manchen Landstrichen den ansässigen Bauernstand fast vernichtet hat. Diese beiden Anklagen gegen das Judentum hat Stöcker mit einer Fülle empörender Beispiele belegt (S. 372. 374. 412. 413. 459. 474. 478).

Auf die Frage, ob das Christentum nicht eine Mitschuld an diesen beklagenswerten Verhältnissen trage, giebt uns Stöcker immer wieder die Antwort, daß allerdings ohne einen großen Abfall von den Eigentümlichkeiten des nationalen Genius, deutschem Gemüt, Redlichkeit, Arbeitsamkeit, Frömmigkeit der jetzige Zustand nicht hätte eintreten können (S. 378). Indessen auch dieser an sich gewiß richtige Satz bedarf einer Vertiefung, wenn er fruchtbar wirken soll. Verstehe ich Stöcker recht, so will er die Schuld doch nur dem Liberalismus, dem fortschrittlichen Bürgertum in die Schuhe schieben (S. 422). Daß auch die Christenheit eine jahrtausendalte Schuld an diesem Volke zu sühnen hat, davon sagt er nichts; ja er bestreitet es ausdrücklich, er sieht in der Geschichte „die Juden beständig als Verfolger, selten als Verfolgte" (Bericht über die Verh. des Ersten Ev. Soz. Kongresses S. 150). Und schon im Alten Testament findet er, abgesehen von einzelnen großen Propheten und Königen, denselben „semitischen Geist," den er in der Gegenwart bekämpft (S. 383 f.).

Schließlich müssen wir zur Vervollständigung des Bildes noch einige Züge eintragen, die zwar wieder nicht konsequent gedacht sind, aber doch dem Herzen Stöckers gewiß Ehre machen.

So lebhaft er sich bemüht, der Judenfrage den religiösen Charakter abzustreifen, teils indem er den altgläubigen Juden seine Achtung versichert, teils indem er behauptet, daß das heutige Judentum überhaupt keine Religion mehr sei (S. 360. 362. 364. 378/79), so ist er doch ein warmer Freund und Fürsprecher der Judenmission (S. 382. 384). Ist freilich, wie doch anderwärts hervorgehoben ist, das Judentum eine Rasse oder ein Volk, so ist die Taufe keine Lösung. Denn die Rasse, die Nationalität wird dadurch nicht geändert. Durch die Taufe wird den Juden auch nicht etwa die christlich-germanische Kultur vermittelt, sondern lediglich die Güter der Sündenvergebung, des Lebens und der Seligkeit. So ist von diesem Standpunkt aus „ein christlicher Jude" durchaus kein Unding.

Ebenso ist es Pflicht der Gerechtigkeit, hervorzuheben, daß der so oft in der Tagespresse erhobne Vorwurf des Hetzens Stöcker nicht trifft. Er verurteilt mit Entschiedenheit jegliche Art der Judenverfolgung (S. 386), betont immer wieder, daß es unter den Juden auch nach seiner Ansicht viele ehrenwerte und anständige Menschen gäbe (S. 431. 456), und sammelt mit Eifer alle Zeugnisse einer Selbstprüfung und Selbsteinkehr des Judentums (S. 363. 370. 402. 468).

Damit glauben wir das Bild des Stöckerschen Antisemitismus getreu nachgezeichnet zu haben. Wir sind dabei so ausführlich verfahren, weil es uns nötig schien, eine Bewegung, die so verschieden beurteilt worden ist, möglichst genau zu zeichnen. Jetzt erst, nachdem wir sie kennen gelernt haben, wie sie ist und wirklich sein will, nicht wie sie die Leidenschaft der Tagespresse verzerrt hat, haben wir das Recht, unsern Gegensatz und unsre Zustimmung dazu zum Ausdruck zu bringen. —

Auf den vulgären Antisemitismus genügt es, einen kurzen Blick zu werfen; jeder kennt ihn und wird sich leicht ein Bild davon machen können. Er ist nicht auf eine Partei beschränkt, er findet sich auch in den Reihen derer, die den Antisemitismus mit Emphase als eine Schmach des Jahrhunderts zu bezeichnen pflegen. Schon auf der Schule ist es eine große Zahl, vielleicht die Mehrzahl der christlichen Schüler, die sich von den jüdischen Genossen ängstlich fernhalten. Eifrig suchen die meisten studentischen Verbindungen und die Offizierkorps sich des Eindringens jüdischer Elemente zu erwehren. In der Geselligkeit und im täglichen Verkehr scheiden sich christliche und jüdische Kreise. Werden sie durch den Beruf zusammengeführt, so sucht man doch ein möglichst kühles, geschäftsmäßiges Verhältnis festzuhalten. Wohl giebt es Ausnahmen, z. B. in ganz kleinen Städten, wo das Bedürfnis nach gebildetem Verkehr, oder in ganz großen, wo der Reichtum diese Schranken niederreißt. Aber im ganzen sind sie zwar unsichtbar, doch unübersteiglich.

Das allgemeine Empfinden sträubt sich in Spott und Tadel gegen Heiraten christlicher Männer mit jüdischen Mädchen, und auch dem getauften Juden, der Christ und Deutscher sein will, treten überall Vorurteile entgegen.

Erst wenn man diesen vulgären Antisemitismus betrachtet, den niemand programmatisch feststellen, aber jedermann an sich und andern beobachten kann, wird man inne, wie ernst und weitgreifend die Judenfrage ist. E F

## Evangelisch-soziale Zeitfragen

Mit den ersten, gleichzeitig ausgegebenen sechs Heften ist das angekündigte neue Unternehmen der Evangelisch-sozialen Zeitfragen*) an die Oeffentlichkeit getreten. Verfasser und Ueberschriften dieser ersten Beiträge sind folgende:

1. Lic. Paul Drews (Diakonus in Dresden), Mehr Herz fürs Volk. 56 S.

2. G. Evert (Regierungsrat), Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie. 40 S.

3. Lic. Otto Baumgarten (der Herausgeber), Der Seelsorger unsrer Tage. 52 S.

4. Dr. Walther Lotz (soeben als Professor der Staatswissenschaften von Leipzig nach München berufen), Christentum und Arbeiterbewegung, ein Zwiegespräch. 44 S.

5. Adolf Stöcker, Sozialdemokratie und Sozialmonarchie. 32 S.

6. D. Hermann Freiherr von Soden (Prediger in Berlin), Reformation und soziale Frage. 40 S.

Neu und ungewohnt werden manchem Sprache und Inhalt oder richtiger: Ton und Haltung zumal etlicher unter diesen Heften erscheinen. Zwar, daß sie aus einer „arbeiterfreundlichen" Stimmung hervorgegangen sind, daß sie von allen berechtigten Waffen der Kritik freien und rücksichtslosen Gebrauch machen, daß sie über die Notwendigkeit umfassender und tiefgreifender Maßregeln sich klar und deutlich aussprechen — alles das will ich gern als rühmenswert an ihnen hervorheben, aber neu wird das heute eben niemand nennen. Was mir aber an diesen Zeitfragen den Eindruck wirklich erfrischender Neuheit macht, kann ich nur durch einen geschichtlichen Rückblick zu veranschaulichen suchen.

Will man für die evangelisch-soziale Thätigkeit, in deren Anfängen wir zu stehen hoffen, in unsrer kirchlichen Vergangenheit eine vorbereitende Grundlage aufsuchen, so bietet sich uns als nächstverwandte die Arbeit der Innern Mission dar. Eine Erinnerung an die Zeit, in der Wicherns Wirksamkeit weitere Kreise zur Mitarbeit aufrief: als die ersten heftigen Windstöße den nahenden Sturm zu verkünden schienen; eine Vergegenwärtigung der treibenden Beweggründe seiner Thätigkeit: wie die Flammenzeichen von 1848 in die Not des Volkes, in die kirchliche und sittliche Verwahrlosung der Massen hineinleuchteten; eine Vorstellung endlich von dem Ziele, das ihm vorschwebte: das Volksleben, das ihm so schwer geschädigt schien, auf dem Grunde des Glaubens in christlichem Geiste zu erneuern — alles drängt zum Vergleich zwischen damals und jetzt, zwischen dem Beginn von Wicherns Arbeit und den schüchternen Anfängen unsrer evangelisch-sozialen Wirksamkeit. Dazu, auch äußerlich ist das Band zwischen beiden längst geknüpft. Die heutigen Leiter der Innern Mission stehen der neuen Arbeit nicht fern. In einer musterhaften Denkschrift, die der Herausgeber unsrer Zeitfragen (Heft 3, S. 26) auf dem Arbeitstisch eines jeden Seelsorgers zu finden wünscht, hat der Zentralausschuß für die Innere Mission schon 1885 zu den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart Stellung genommen und ist seitdem rüstig auf dem so bezeichneten Wege vorangeschritten.

Allein wie nahverwandt uns die Arbeit der Innern Mission und diese neue evangelisch-soziale Thätigkeit erscheinen mögen,

*) Herausgegeben mit Unterstützung des evangelisch-sozialen Kongresses (aber unter voller Selbständigkeit des Herausgebers und der Verfasser) von Professor Lic. Otto Baumgarten in Jena. Leipzig, Verlag von Friedr. Wilh. Grunow. Die Zeitfragen werden in zwangloser Folge in Serien von 10 Heften erscheinen, das Heft von 2 bis 3½ Bogen zu 50 Pfennig.



wir dürfen uns die Grenzscheide nicht verrücken lassen, die zwischen beiden hinläuft, es kommt vielmehr recht viel darauf an, sie mit möglichster Deutlichkeit zu vergegenwärtigen. Wicherns Augen waren freilich auf das Volksganze gerichtet, aber dieses Ganze suchte er doch vorwiegend da auf, wo jeder Einfluß des christlichen Geistes zu fehlen schien. Sein Erbarmen galt in erster Linie den sittlich und religiös Verwahrlosten. Es ist ja nur zu natürlich: wo es sich um Not handelt, da will man der schreiendsten zuerst abhelfen. Aber unwillkürlich überträgt man die Farben, die man an diesen überwiegend beachteten Teilen wahrgenommen hat, auf das Ganze. Uhlhorn sagt einmal:

> Mit Recht nennt Petri schon Wicherns Schilderungen von dem Verderben des Volkslebens übertrieben. Wäre unser Volk schon so verdorben gewesen, wie es Wichern hie und da unter dem Eindrucke einzelner Greuelthaten des Sturmjahres 1848 schildert, dann hätte es längst untergehen müssen. Was sind aber Wicherns immer noch maßvolle Schilderungen gegen so manche, die uns in den damaligen Zeitschriften begegnen. Man behandelte das deutsche Volk geradezu als ein vom Christentum abgefallenes. Das „Volksblatt für Stadt und Land" redete von „vollendetem Antichristentum" und „zähnefletschendem Satanismus" (Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit 3, S. 362).

Ich brauche keine Belege zu sammeln, um den reichlichen Gebrauch gleich starker Ausdrücke in christlichen Kreisen unsrer Tage nachzuweisen. In unbewußten Augenblicken entschlüpft ja wohl dergleichen einem jeden unter uns. Welche Gefahren aber in einer solchen Ausdrucks- und Betrachtungsweise lauern, wird kaum einer Auseinandersetzung bedürfen. Ich rechne es den Zeitfragen hoch an, daß sie sich gegen eine solche Behandlung unsers Volkes aufs entschiedenste erklären:

> Trotz all seinen Verirrungen ist unser Volk der Achtung noch wert. . . . Es liegen in unserm Volk noch sittliche Kräfte, zwar gebunden wie die Edelmetalle im toten Stein, aber sie sind vorhanden. . . . Vergleichen wir nur einmal das Leben einer Arbeitsfrau mit dem einer gebildeten Frau der bessern Stände. Gerade ihr Leben ist eine endlose Kette von Entbehrungen, Bitterkeiten, steter Arbeit und Selbstverleugnung. Ich habe bewundernd vor der Größe solcher Selbstverleugnung gestanden. . . . Als Christ muß ich achten, und ich überlasse es Gott, wenn etliche aus der Gottesblume Achtung Gift saugen — blühen soll sie trotzdem und wohl auch mit Gottes Hilfe Frucht tragen. (H. 1, S. 31. 33. 42)

Das muß der Ausgangspunkt unsrer evangelisch-sozialen Thätigkeit sein, und von diesem Ausgangspunkte her muß sie sich trotz aller dankbarsten Anerkennung und aller freudigen gegenseitigen Hilfeleistung aufs genaueste von der Innern Mission unterscheiden. Hat diese in erster Linie alles Verlorene zu suchen, und mag sie von da aus auf den verschiedensten Wegen auch zu den gesunden und kräftigen Gliedern des Volksganzen hingelangen, so muß jene sich bewußt sein, daß sie vielmehr auf die sittlich im ganzen unverdorbenen Teile der Bevölkerung hingewiesen ist. Eine soziale Wirksamkeit läßt sich nur entfalten — nicht „an" sondern — „mit" sittlich lebendigen strebsamen Kräften. Die Anerkennung ihres Vorhandenseins ist die unentbehrliche Voraussetzung unsrer Arbeit.

Aber diese Anerkennung führt alsbald noch einen Schritt weiter: zu dem ernsten Bemühen, nach dem sittlichen oder idealen Kern der sozialdemokratischen Bewegung selbst zu suchen. Von einem solchen Bemühen sind wir meines Erachtens noch sehr weit entfernt. In Stöckers Kritik der Sozialdemokratie im fünften Hefte der Zeitfragen sucht man nach einer solchen Anerkennung ebenso vergebens, wie ihre maßlos heftige Verurteilung, welche die Protestantische Kirchenzeitung in der ersten Nummer dieses Jahres aus Sulzes Feder brachte, hoffentlich auch manchen unter dessen Freunden und Anhängern schmerzlich berührt haben wird. Die Thatsachen wird niemand aus der Welt schaffen, daß dort eine Fülle von kraftvollem Selbstbewußtsein, von Opferwilligkeit und Gemeinsinn vorhanden ist. Statt aber zur Erklärung dieser Erscheinungen immer nach den verwerflichsten Beweggründen zu fahnden und aus diesen Fündlein sittlicher Entrüstung eine weltgeschichtliche Bewegung herleiten oder doch in ihrem Bestande begreifen zu wollen, wird es zweckmäßig sein, sich vielmehr des Weges zu entsinnen, den schon Wichern für „eine künftige Epoche der christlich rettenden Liebesarbeit" vorgezeichnet hatte. Von dieser künftigen Epoche heißt es in seiner Denkschrift von 1849:

> Eine Aussöhnung der Klassen der Gesellschaft wird nur möglich ein durch das von Liebe und Weisheit erfüllte Eingehen der Christen-

leute auf das Wahre, das in dieser von Gottes Liebe entkleideten Bewegung sich dennoch findet; das Wahre ist aber die innere Berechtigung der Sehnsucht nach sozialer Wiedergeburt.

Diesen Weg sehe ich unsre Zeitfragen einschlagen:

Dieser Drang nach voller Selbständigkeit, das ist der sittliche Kern der sozialdemokratischen Bewegung. Dieses gesteigerte Selbstbewußtsein erklärt auch die kalte Ablehnung, die alle Wohlthaten von seiten der Arbeiter finden, die man ihnen aufoktroyiren will. Man schätze die Begehrlichkeit noch so groß, größer ist das Verlangen des Volkes nach Achtung und nach Gleichberechtigung mit den andern Ständen. Aus dieser Thatsache erklärt sich auch das Anwachsen und die Zähigkeit der sozialdemokratischen Bewegung. Ich meine, weil die Sozialdemokratie selbst, nämlich in ihrer Organisation, diesen Selbständigkeitstrieb auch befriedigt. Hier gilt der Einzelne, hier findet jeder um seiner Arbeit willen Achtung. „Arbeiter" ist ein Ehrentitel. Dieser sittliche Kern in der sozialdemokratischen Bewegung verdient unsre vollste Beachtung und Pflege. Alles Ungöttliche, Gemeine laßt uns mit aller Entschiedenheit bekämpfen, aber sie soll noch übertroffen werden durch die Entschiedenheit, mit der wir das Emanzipationsstreben des vierten Standes nicht nur anerkennen, sondern befördern und zu unsrer eignen Sache machen. Wir dürfen das Streben nicht als Dreistigkeit verurteilen, wir dürfen dieses Gefühl nicht töten oder eindämmen — es wäre Sünde. (H. 1, S. 45 bis 48, vgl. S. 3. 12. H. 3, S. 22 ff. 44 f.)

Ich hoffe die Verfasser richtig verstanden zu haben, wenn ich in diesen und ähnlichen Sätzen ihre treibenden Grundgedanken finde. Auf die einzelnen Forderungen, die sich aus dieser Grundanschauung in Heft 1 für die „Gebildeten," in Heft 3 für die Wirksamkeit der Kirche in ihren verschiedensten Organen ergeben, kann ich hier in Kürze nicht eingehen. Es steht zu erwarten, daß eine so freie und kühne Stellungnahme auf heftigen Widerspruch stoßen wird. Aber das Herz will sich einem fröhlich weiten, wenn man das Auge hoffend diesen Weg verfolgen läßt. An seinem Ende steigt aus den Nebeln ein wunderbares Bild empor:

Der Abgrund, der ehemals die unteren und die höheren Klassen trennte, ist überbrückt. An Stelle der früheren beiderseitigen Entfremdung herrscht bei den höheren Klassen ein sympathisches Verständnis für das Bedürfen und Streben der unteren, bei den unteren das Verständnis für die Notwendigkeit einer höheren Klasse. (H. 1, S. 5)

Dies Ziel, wendet man ein, ist unerreichbar. Die Zeitfragen aber verweisen uns mit unsern Zweifeln auf ihr viertes Heft, in dem Dr. Walther Lotz in Form eines Zwiegesprächs zwischen John Andrews, einem englischen Arbeiterführer, und Gotthold Werner, Pastor aus Berlin, die Ergebnisse einiger volkswirtschaftlichen Schriften über die englische Arbeiterbewegung mitteilt. Dort ist, wie uns von kundiger Seite versichert wird, erfüllt, was für uns nur wie ein frommer Wunsch erscheint. „England ist einer friedlichen Lösung der sozialen Schwierigkeiten und Gegensätze sicher." Wie ist es zu diesem ersehnten Erfolge gekommen? John Andrews antwortet:

Jene Männer, die sich Englands christliche Sozialisten nannten, gebärdeten sich nicht als irgendwie überlegen oder mehr von Gott erleuchtet. Sie fragten: Woran krankt ihr? wie glaubt ihr, daß eine Rettung sich erreichen läßt? 1851 bei einem Ausstand der Maschinenbauer suchten sie Frieden zu stiften. Ein Streik war all jenen Männern innerlich unsympathisch. Aber als sie Kenntnis von der Sachlage und der Unmöglichkeit einer friedlichen Lösung genommen, vertraten sie mutig gegen die Strömung der einflußreichsten Blätter das Berechtigte des Arbeitervorgehens. Vielleicht waren sie manchmal zu sehr Partei für die Arbeiter. Aber sie erlangten Vertrauen.... (H. 4, S. 25)

Und der deutsche Pastor — er hat zuvor wiederholt mit feinster Ironie seine heimatlichen Genossen gekennzeichnet — schließt das Gespräch mit den Worten:

Nur wenn wir von noch höherem Idealismus als die deutsche Arbeiterbewegung erfüllt sind und dabei sachgemäß handeln: dann, nur dann erobern wir den verlornen Posten zurück. Wir müssen lernen die Notwendigkeit einer Arbeiterbewegung begreifen, wenn uns auch mancher Zug derselben unsympathisch ist, und wir müssen den Mut haben, zu glauben, daß keine Arbeiterbewegung der Welt über das Christentum hinweggehen kann. (S. 44)

Länger, als einer einfachen Anzeige gestattet ist, habe ich unsre Leser bei diesen drei Heften festgehalten. Nur kurz kann ich noch auf den Inhalt der andern eingehen.

Das zweite bespricht eine Einzelfrage, die doch alle Schwierigkeiten unsrer Verhältnisse mit berührt. In musterhaft ruhiger und besonnener Weise wird von der physischen und moralischen Verwahrlosung unsrer gewerblichen Jugend gehandelt. Es ist unzweifelhaft, daß mit Recht von einer solchen geredet wird. Der Verfasser geht den Gründen einer solchen nach und bespricht in hoffnungsvoller Weise Mittel und Wege, die zur Besserung führen könnten.

Im fünften Heft werden Stöckers sozialmonarchische Zukunftspläne bei manchem Leser auf Zweifel und Widerspruch stoßen. Gegen die Betonung eines solchen politischen Prinzips in den evangelischen Arbeitervereinen war schon auf dem vorjährigen Evangelisch-sozialen Kongreß ein sehr entschiedener Protest aus Süddeutschland laut geworden (siehe Bericht über die Verhandlungen u. s. w. S. 99). Unterdessen hat sich allerdings die „sozialmonarchische Vereinigung" gebildet, deren Satzungen im Anhang des Heftes mitgeteilt sind. Aber ich fürchte, das verflossene Jahr dürfte die Begeisterung für eine solche Parteivereinigung nicht eben sehr erhöht haben. Doch das wäre gleichgiltig. Entscheidend ist hier die Frage, ob „für uns wenigstens in Deutschland" ein Wort — Sozialmonarchie — als „das befreiende" gelten kann, das diese befreiende Wirkung doch nur so zu üben vermöchte, daß es uns gleichzeitig von den uns nächstverbundenen kirchlichen Gemeinschaften in England und in der Schweiz trennt. Mag sein, daß der monarchischen Idee durch das Jahr 1870 eine dauerhafte Erneuerung bereitet worden ist. Aber für uns als evangelische Christen kann sie, wie jede Form christlicher Obrigkeit, immer lediglich als Hilfsgedanke und Hilfsmacht in Betracht kommen. Unsre leitenden Prinzipien müssen so gefaßt sein, daß sie über alle denkbaren politischen Trennungsgründe hinweg ein, mindestens in der Idee, einheitliches Handeln aller evangelischen Christen gegenüber der sozialen Krisis möglich machen.

Im letzten Hefte endlich führt von Soden in geistvoll historischer Betrachtung in den Zusammenhang zwischen der sozialen und religiösen oder konfessionellen Frage ein. Auf dem vorjährigen Kongreß war man in dieser Hinsicht fast zu schweigsam oder friedfertig gewesen. Mit Freuden darf es darum begrüßt werden, wenn die Zeitfragen von vornherein die scharf protestantischen Züge in ihrem Angesicht nicht verhüllen. Des Verfassers Ausführungen gipfeln in folgenden Sätzen:

Die soziale Frage der Reformationsepoche ist die ganz natürliche und unmittelbare Folge der mittelalterlichen, vom Katholizismus bestimmten Entwicklung der Dinge. Aber auch der Ausweg, zu welchem die soziale Frage am Ausgang des Mittelalters drängte, die soziale Revolution ist das von den katholischen Prämissen aus mit Notwendigkeit sich ergebende Resultat. . . . Es liegt am Tage, wie die ganze Kulturentwicklung der letzten Jahrhunderte auf diesen Errungenschaften der Reformation für das soziale Leben sich aufbaut. Alle Kulturvölker haben sich jene Impulse der deutschen Reformation freudig angeeignet. Die darauf beruhende Entwicklung ist es, welche uns aufs neue vor eine soziale Frage stellt. . . . Auch über der Zukunft steht es als Programm, als einzig mögliches Programm für die Lösung dieser Aufgaben: Reformation und soziale Frage. (H. 6, S. 14. 31. 40)

So freudig ich diesem letzten Satze zustimme, und soviel Wahrheitsmomente ich auch in dem Vorausgehenden anerkenne, ganz kann ich mich dieser Betrachtung der Dinge doch nicht anschließen. Sie scheint mir die selbständige Bedeutung des Kulturlebens zu gering zu veranschlagen. Indem sie diesen Faden als einen solchen, der gelegentlich auch in abgesondertem Eigensinn verläuft, aus dem Gewebe der geschichtlichen Entwicklung fast ganz entfernt, gelangt sie allerdings zu einem ungemein durchsichtigen, vielleicht aber nicht ganz entsprechenden Bilde derselben.

Möchte es mir gelungen sein, unsern Lesern einen Eindruck zu geben von dem Reichtum und der Vielseitigkeit, der Frische und Freudigkeit, mit der die Zeitfragen ihre große und schwierige Arbeit begonnen haben. Irgend erschöpfend konnte und wollte die vorstehende Besprechung nicht sein; sie möchte nur als bescheidner Bote um Gunst für das Unternehmen werben.

S E

---

## Ein Tagebuch aus dem siebenjährigen Kriege

Die Litteratur der Kriegsmemoiren hat uns in diesen Blättern schon wiederholt beschäftigt, und nicht mit Unrecht. Je nachdrücklicher der Ernst der Ereignisse, die sich in solchen Aufzeichnungen widerspiegeln, seine besondern idealen Momente geltend macht, um so leichter erweitert und verallgemeinert diese Schriftgattung ihre Bedeutung über die Schranken des nächst-

liegenden sachlichen Interesses hinaus. Ein Erzeugnis von besondrer Art ist in diesem Betracht das Tagebuch des preußischen Musketiers Dominikus, das während des siebenjährigen Krieges entstanden und nach einer Handschrift der Würzburger Bibliothek unlängst in mustergiltiger Ausgabe im Druck erschienen ist.*)

Die für uns ungewohnte Vorstellung von einem Musketier als Verfasser eines Tagebuchs ist im vorliegenden Falle weniger befremdlich, als sie zunächst scheinen könnte. Unser Autor gehört nicht zu dem gewöhnlichen Schlage der oft aus zweifelhaften Elementen angeworbenen Truppen seiner Zeit. Er war von Haus aus guter Leute Kind und hatte es eigentlich mehr seiner „propern Statur und Größe“ als sonst einem Umstande zu verdanken, daß er dienen mußte und später, 1756, zur Fahne einberufen wurde, als König Friedrich gegen Oesterreich marschieren ließ. So nahm er an den vier ersten Feldzugsjahren teil bis zur Affaire von Maxen. Dort kam er in Kriegsgefangenschaft, in der er blieb bis zum Friedensschluß. Unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse — und er konnte wohl davon sagen als Mitkämpfer von Prag, Roßbach und Kunersdorf — hat er auf einigen seinem Psalmbuch eingehefteten weißen Blättern fortlaufende Notizen eingetragen, aus denen bis zur Rückkehr in die Heimat ein vollständiges Tagebuch entstanden ist

Was er niederschreibt, sind im Grunde ganz anspruchslose Berichte, das Eintönige der Marschrouten, die alle sorgfältig aufgezeichnet sind, wirkt sogar manchmal mehr naturwahr als unterhaltend, und doch fesselt der Schreiber, je mehr man sich hineinliest, in eigner Weise durch die unbewußte Objektivität und die Absichtslosigkeit seiner Darstellung: denn seine Erlebnisse hat er natürlich nur für sich aufgezeichnet und nicht geahnt, daß man nach Verlauf von hundert und einigen Jahren sein Tagebuch als ein wertvolles geschichtliches Dokument betrachten und lesen würde. Wie die naive Charakteristik in Chodowieckis Kupferstichen uns die Zeit des alten Fritz oft so lebendig vor Augen führt, daß wir für Augenblicke nicht mehr in unsrer, sondern in jener Umgebung zu leben glauben, so empfängt auch hier unsre innere Anschauung Eindrücke von unmittelbarster Frische und Wahrheit. Und wie empfinden wir dann in diesen kleinen episodisch aneinander gereihten Kriegsbildern den Pulsschlag der geschichtlichen Vorgänge, die Spannung oder den martialischen Humor des Augenblicks. So am Morgen der Schlacht von Kunersdorf. Mit Tagesgrauen sind die Biwaks geräumt worden, lautlos ziehen die Kolonnen durch waldiges Gelände dem ungewissen Tag entgegen. Am Wege hält der König, er läßt das Regiment vorbeimarschieren, sein grüßender Zuruf hat einen kameradschaftlichen Ton:

Gutten Morgen, Kinder!
Hernacher auf platteutsch: Wollt ihr balt grotte Bohnen wieder essen?
Wir sagten: Ja.
Er sagte: Habt noch ein wenig Gedult, so solt ihrs wieder gutt haben.

Die frohe Zuversicht muß freilich bald darauf dem Andringen eines an Kräften weit überlegenen Gegners weichen; wir werden Zeuge der verzweifelten Anstrengungen des preußischen Heeres:

Der König ist allzeit vornn gewesen, und gesagt: Kinder, verlast mich nicht! Dem Könige sind zwey Pferde unterm Leibe erschossen, und hat noch zuletzt eine Fahne von Printz Henrichs Regiment genommen und gesagt: Wer ein braver Soldat ist, der folge mir! Wer nur noch Patronen hatte, ging getrost. Zuletzt soll er selber Rechts um commandirt haben und gesagt: Ziehet euch zurück, Kinder! u. s. w.

Wer zur Kritik neigt, mag in diesen letzten Sätzen weniger den Verlauf der Dinge selbst erkennen, als vielmehr die Summe dessen, was der erregten Stimmung jener Stunden möglich schien; um so authentischer klingt die darauf folgende Schilderung der Deroute: „Habe ich mein Lebtage gelauffen,“ schreibt unser ehrlicher Freund zwei Wochen später nach Hause, „so thät ich da mein Beste.“

Der Wert dieser Aufzeichnungen ist aber damit nicht erschöpft, sie erhalten vielmehr eine ganz besondre Bedeutung durch die Persönlichkeit des Schreibers selbst. Seine echte und

*) Aus dem siebenjährigen Krieg. Tagebuch des preußischen Musketiers Dominikus. Herausgegeben von Dr. D. Kerler, Oberbibliothekar der Universität Würzburg. München, Beck, 1891. 125 S.



rechtschaffene Soldatenart, die an so mancher Stelle durchblickt, wird der kundige Leser mit Vergnügen wahrnehmen, man wird sie vom Standpunkte der historischen Betrachtung aus als den traditionellen Typus des preußischen Soldaten bezeichnen dürfen. Zum wenigsten wird man die idealen Züge, welche die moderne patriotische Geschichtschreibung diesem Typus verliehen hat, das Pflichtbewußtsein und die Königstreue gerne sich in Aeußerungen vergegenwärtigen, wie der folgenden, die unser Musketier unter dem Eindruck jener vorhin schon erwähnten Katastrophe des Jahres 1759 niederschrieb:

Viele von uns werden abtrünnig, ich will aber, so mir Gott Gesundheit und Leben fristet, den Eydt nicht brechen, sondern will Gott und dem Konige getreu bleiben, und will die Last tragen solange als Gott will.

Deutlich tritt hier zugleich die religiöse Grundlage hervor, auf der diese Gesinnung beruht. Allerdings, was diese Seite in dem Wesen unsers Autors anlangt, so muß man sie in der Regel eher zwischen den Zeilen suchen, als daß er sie selbst zu Worte kommen ließe. Um so mehr darf aber in dieser Richtung die Schweigsamkeit des nüchternen Mannes zum Maßstabe seines inwendigen Menschen dienen, und um so reiner behauptet sich auch in seinem Thun und Denken über den Dissonanzen des stürmischen äußern Erlebens die Harmonie eines in Ergebung und Geduld gereiften Charakters. Nicht als ob er in der Resignation seine Zuflucht suchte. Er hat sein Vertrauen niemals weggeworfen. Er hat aber auch nie, wenn ich so sagen darf, den Schulsack der religiösen Bildung gering geachtet; das zeigen die vielen Striche unter den Versen seines Gesangbuchs und seines Taschenpsalters. Und hört man dann den bibelfesten Musketier erzählen, etwa wie ihm bei Kunersdorf unter dem Regen der russischen „großen Bohnen“ inmitten der Todesgefahr zu Mute gewesen ist, wer möchte sich wohl dem Eindruck dieses im besten Sinne des Wortes „einfältigen“ Christentums verschließen:

Zur Rechten wurde mein Nebenmann blesirt, der zweite hinneben todt. Ich dachte nunmehro auch wie der König Hiskia: Der Herr reißet mein Leben ab wie ein Weber und machts auch mit mir aus den Tag vor Abend. Ich sehe aber, das meine Zeit noch nicht dagewesen, und konnte vor Wehmuth mein Gebet und Danklied vor Gott nicht abstatten.

Auf das entschiedene evangelische Bewußtsein unsers Autors sei hier nur in Kürze hingewiesen; seine gute Beobachtungsgabe hat ihn in Verbindung damit namentlich während der Kriegsgefangenschaft in Feindesland zu verschiedenen bemerkenswerten Notizen veranlaßt. In den Kantonnementsquartieren, die sein Regiment in Kärnten erhielt, registrirt er gewissenhaft eine Reihe von Fällen, in denen lutherische Kameraden zum Katholizismus übertreten, um alsdann, und jedenfalls nicht zu ihrem äußern Nachteil, mit oder ohne Heirat in österreichische Dienste genommen zu werden. Auch die Schilderungen der evangelischen Gemeinden in Ungarn, die er auf der Heimreise berührt, sind nicht ohne Interesse. Die Verhältnisse, unter denen sie leben, erscheinen keineswegs rosig. In Preßburg kommt der Erzähler zu einem evangelischen Wirt, von dem er auch erfährt, daß eine Kirche am Orte ist.

Wir gleich hinein, war aber eine schlechte Kirche, welche sie nicht besser bauen dörfen, dörfen auch keine Glocken haben. Ich fragte auf der Straße, wo die evangelische Kirche wehre; sagte ein Catolischer, da wehre der Lutherische Seustal. Ich bin aber recht mit Wemuth in die Kirche komen, und war die erste evangelische Kirche in 4 Jahr. Wir sungen: Wo sol ich fliehen hin? und wurde das Cap. Joh. 1 gelesen....

Ueber die weitern Schicksale des Verfassers nach dem Friedensschluß geben einige von späterer Hand dem Manuskript hinzugefügte Notizen kurze Nachricht. In die Garnison zurückgekehrt trat er, eigentlich gegen seinen Willen, völlig in die militärische Laufbahn über: das Regiment wollte auf die Dienste des tüchtigen Mannes nicht verzichten. Sein Leben endete verhältnismäßig früh; zwölf Jahre waren seit dem Hubertusburger Frieden vergangen, als ihn Krankheit hinwegnahm. Der Nachruf, den ihm einer seiner Vorgesetzten in einigen Zeilen am Schlusse des Tagebuches widmet, kennzeichnet die Achtung, die man im Regimente dem Braven zollte:

Ruhe sanft, edler Dominicus, bis zum letzten großen Appell: alsdann empfange, was deine tapferen und christlichen Thaten verdienet haben! Heil dem Könige, Heil dem Lande, das lauter solche tapfere

und christliche Soldaten hat, als Dominicus war; sein Andenken sey ein Vorbild und Nachfolge unsern Kindern.

Das klingt ein wenig im Stil der Zopfzeit, vielleicht würden wir heute demselben Gedanken eine andre Form geben; aber gegen den Sinn der Worte werden auch wir nichts einzuwenden haben. H Wzf

## Verschiedenes

**(Das Ohrdrufer Schöffengericht),** das einen Pfarrer, der auf seinem Amtszimmer einem Gliede seiner Gemeinde unter vier Augen seelsorgerliche Vorstellungen über dessen unfriedliches Eheleben machte, wegen Beleidigung verurteilt hat, findet charakteristische Anerkennung in der sozialdemokratischen Presse. Die in Stuttgart erscheinende sozialdemokratische „Deutsche Tagwacht" druckt unter der Ueberschrift „Durch den Pfarrer beleidigt" die Mitteilung der „Gothaischen Zeitung" über das Urteil des Schöffengerichts zu Ohrdruf wörtlich ab und knüpft daran die Betrachtung: „Und so bröckelt Stein auf Stein von dem Bau, der ewig schien. Nicht infolge der umstürzlerischen Bestrebungen der Sozialdemokratie, nicht infolge des Ansturms von Zwietracht und Unduldsamkeit — sondern einzig und allein infolge des immer weiteren Umsichgreifens von Bildung und Aufklärung — diese beiden können sich eben mit Orthodoxie ebensowenig wie mit Aberglauben vertragen."

Von juristischer Seite wird uns zu dem Falle geschrieben:

Die Entscheidung bietet ein Seitenstück zu der in Nr. 11 d. Bl. besprochenen des Reichsgerichts. In der Begründung soll betont sein, Seelsorge dürfe der Geistliche nur da üben, „wo es gewünscht werde." Daß ein deutscher Richter sich einer so groben Unkenntnis der Gesetze schuldig macht, verdient öffentliche Rüge. Es ist 1. durchaus irrig, daß die Seelsorge „nur auf Bestellung" erfolgt; glaubt man wirklich, unsittliche Gemeindeglieder würden den Pfarrer auffordern, ihnen Vorwürfe zu machen? Das ist doch eine Ansicht, die ein Jurist nicht haben sollte. Wenn er sie aber hatte, so hätte ein Blick in ein kirchenrechtliches Werk über die Verpflichtungen der Geistlichen ihn belehren können, ganz abgesehen davon, daß das partikulare gothaische Kirchenrecht (V. v. 20. Januar und 5. Februar 1881) jene Ansicht unmittelbar widerlegt. Aber selbst wenn der Richter diesen Gedankengang nun doch verfolgte, so mußte er zur Freisprechung gelangen, da 2. dem Geistlichen jedenfalls der dolus fehlte. Einen animus injuriandi wird doch der Richter unmöglich herauskonstruiren können und der Einwand des § 193 des Reichsstrafgesetzbuches stand also dem Geistlichen stets zur Seite; selbst wenn die Form des Vorwurfs eine starke war, wird in einem solchen Falle nicht so leicht eine strafbare Beleidigung vorliegen. Somit kann die Entscheidung nicht als ein gerechter Richterspruch aufgefaßt werden: mag die Abneigung eines Richters gegen den geistlichen Stand noch so groß sein, so darf sie doch nicht zu Urteilen führen, die so grundstürzender Tendenz sind! Wir bezweifeln übrigens, daß einem römisch-katholischen Beichtvater gegenüber ein Amtsrichter ebensolches oder ähnliches wagen würde! v K

Denen, die sich näher für den peinlichen Fall interessiren, ist vielleicht mit dem Hinweise auf einen eingehenden Artikel im Thüringer Tageblatt (Nummer vom 12. März) gedient, worin auch die einschlägigen gothaischen Gesetzesbestimmungen mitgeteilt sind.

**(Wirtschaftlicher Individualismus)** Ein Zeichen dafür, wie tief der einseitige Individualismus, der unserm heutigen Wirtschaftsleben den bestimmenden Charakter aufprägt, der Gedanke geschäftlichen Vorteils in Verbindung mit persönlicher Rücksichtslosigkeit, oft unbewußt in alle Lebensgebiete, selbst in den Bereich der Stätten christlicher Barmherzigkeit eingedrungen ist, ist folgender kleine Vorfall. Eine Dame hatte ein altes gebrechliches Weiblein mit vieler Mühe in einer Diakonissenanstalt als Kartoffelschälerin untergebracht. Seit etwa $3^1/_2$ Jahren versah das Mütterchen hier ihr Amt und erhielt dafür Essen und Schlafgeld. Für ihre Kleidung sorgten andre. Jetzt ist nun der Armen mitgeteilt worden, daß die Frau Oberin eine Kartoffelschälmaschine anschaffen werde, ihre Arbeit also überflüssig werde und sie nun sich anderweitig Arbeit suchen müsse, wozu sie, nebenbei bemerkt, absolut unfähig ist. Das Anstoß erregende hiervon ist nicht die Anschaffung der Maschine, sondern die rücksichtslose Abstoßung einer überflüssig gewordenen Arbeitskraft. Es ist genau dasselbe, wie wenn ein Fabrikant, dem durch Anschaffung neuer vollkommener Maschinen Arbeiter entbehrlich werden, kaltblütig gerade die ältesten, weil leistungsunfähigeren Leute auf die Straße setzt. P G

**(Psalm 90, 10)** Als der Präsident des Reichstages am Sonnabend den 14. März des dahingeschiedenen Windthorst gedachte, zitirte er Psalm 90, 10 mit den Worten: „Sein Leben ist köstlich gewesen, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen" — eine Auslegung unsers Verses, der man gar oft, ich möchte beinahe sagen durchweg in der Gemeinde begegnet. Es dürfte vielleicht am Platze sein, hier kurz auf den richtigen Sinn jener Worte des Psalms aufmerksam zu machen.

Wörtlich übersetzt heißt die Stelle: ihr (der Menschen) Stolz ist Mühsal und Beschwerde; d. h. dasjenige, dessen sich die Menschen rühmen, worauf sie stolz sind, das Beste, was sie aufzuweisen haben — es ist Mühe, Not, Beschwerde, Nichtigkeit. Der Sinn dieser Worte kann doch nicht der sein: das, was des Menschen Leben köstlich macht, ist Mühe und Arbeit, sondern sozusagen das Gegenteil: Auch das köstlichste Leben, auch ein Leben, von dem man urteilen muß, es ist herrlich und köstlich gewesen — was war es anders als Mühe und Arbeit!



Zweifellos wird die Richtigkeit dieser Auffassung, wenn wir auf den Zusammenhang blicken. Der Psalm schildert in ergreifender Weise des Menschen Elend und Hinfälligkeit. Wie des Grases Blume fährt er dahin, unaufhaltsam eilt er dem Ende, dem Untergange zu. Das größte Leid ist jedoch dies, daß der Sünder sich sagen muß: Gottes Strafgericht ist es, daß ich so vergehe. Meine Sünde ist der Grund meiner Not. Es kann nicht anders sein: die Flüchtigkeit und die Mühsale unsers Lebens reden zu laut! Wenn es nun heißt: Unser Stolz ist Mühe und Beschwerde, so kann doch der Sinn davon kein andrer sein, als eben der: Wenn auch ein Leben herrlich erscheint, daß man stolz darauf sein könnte — auch von einem solchen gilt: Mühe und Beschwerde ist es! — Luther übersetzt die Stelle in wahrhaft klassischer Weise und giebt jene falsche Auffassung keineswegs an die Hand: und wenn unser Leben köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. —i—

## Quittung

Für die Lutherkirche in Rom: 6 Mk. von der dritten Knabenklasse der zweiten Bürgerschule in Zittau; 10 Kollekte bei der Konfirmation der Kadetten in Oranienstein.

Für die evangelische Gemeinde Prüm im Rheinland: 10 Mk. desgl.

Für die evangelische Gemeinde Elversberg im Rheinland: 10 Mk. desgl.

Für die evangelische Gemeinde Reichenstein in Schlesien: 10 Mk. desgl.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde in Westpreußen: 10 Mk. desgl.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim im Rheinland: 10 Mk. desgl.

Für die deutsche evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 10 Mk. desgl.; 60 Mk. von T G in N.

Herzlichen Dank! D H

## Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in größerer Auflage gedruckt; man wolle davon zur Werbung neuer Freunde Gebrauch machen. Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede beliebige Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Ein Mitarbeiterverzeichnis ist der heutigen Nummer beigegeben.

Feine ganzleinene Einbanddecken zu den vier erschienenen Jahrgängen der „Christlichen Welt" sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Die Jahrgänge 1888 und 1890 sind broschirt oder gebunden zu haben, 1888 broschirt 6, gebunden 9 Mk., 1890 broschirt 8, gebunden 11 Mk. Vom Jahrgang 1887 sind einige Nummern, vom Jahrgang 1889 die beiden ersten Quartale vergriffen. Die Verlagshandlung kauft gut erhaltene vollständige Exemplare zurück. Das erste Quartal dieses Jahrgangs kann nachbezogen werden. Durch den Nachdruck einiger Nummern ist es wieder vollständig zu haben.

Gleichzeitig tritt die „Chronik der christlichen Welt" in ihr zweites Quartal ein. Postnummer ist 1339a. Haltegebühr vierteljährl. 1 Mk. Nr. 14 steht als Probenummer zu Diensten.

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 14 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Schmidt**, Pfarrer, Dr.,
**Der Kampf ums Dogma.**
1 Mark.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

**Geschichte der modernen Kunst.** Von Adolf Rosenberg. 3 Bde. Preis für den Band 10 ℳ broschirt, in Lederhalbfranz gebunden ℳ 13.50.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

**SCHILLERS WERKE**
Herausgegeben von F. A. Krais. Auswahl in 5 Leinenbänden M. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—.

Die schönste Ausgabe.

**GOETHES WERKE**
Herausgegeben von Adolf Stern. Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

**BALLADENBUCH**
Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

**VATERLANDSLIEDER.** Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 15 — Leipzig, den 9. April — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Demut Jesu Christi — Ich will dem Kaiser Rede stehen: 2. Weitere Schäden des Protestantismus und das Heilmittel; 3. Was haben wir davon zu halten? — System und Persönlichkeit — Rom und die Romantik: 3. Romantik und Katholizismus — Die Jesuiten in Sachsen — Nach den Reichsratswahlen in Oesterreich — Bücher und Schriften: Bessers Bibelstunden; Achelis, Christusreden; Am Kreuz — Verschiedenes: Ein Sittenbild; Evangelische Prinzessinnen in Rußland; Das Wolfer Waisenheim für evangelische Diasporapflege — Anzeigen


## Die Demut Jesu Christi

Das erste Ereignis, wovon Jesu öffentliches Wirken seinen Ausgang nimmt, ist seine Taufe durch Johannes. Das ist der Wendepunkt seines Lebens. Da bricht in dem stillen Zimmermann von Nazareth, in dem gottinnigen, thatenfrohen Manne das Bewußtsein seines messianischen Bewußtseins durch, da erfaßt er sich selbst mit aller Klarheit und Bestimmtheit, da erschließt sich ihm selbst der Kern seiner Bestimmung. Aber auch uns erschließt sich schon durch dies Ereignis der Kern seines Charakters. Seine Taufe ist das lauterste Bekenntnis einer reinen, zarten Demut. Wie man auch immer die Thatsache erklären mag, daß der Sündlose unter den Sündern zur Bußtaufe kommt — uns scheint die einfachste Erklärung die zu sein, daß sich Jesus, obwohl keiner persönlichen Schuld bewußt, doch in dieser ernsten Bewegung nicht von seinem Volke trennen wollte, daß er ganz mit dem Volke fühlte, sich beugte und hoffte — wie man auch denken mag über den Beweggrund, der Jesum zum Jordan trieb, eine ungeheuchelte Demut muß jeder in diesem Schritte finden. Und eine Betrachtung über die Demut Jesu Christi kann sich kaum auf ein andres Ereignis aus dem Leben Jesu besser gründen, als auf dieses, weil es fast alle Momente, die hierbei in Betracht zu ziehen sind, in sich schließt.

Von Jesu Demut kann man nicht reden, wenn man nicht als den Hintergrund, von dem sie sich abhebt, seine einzigartige Würde, seine sittliche Vollkommenheit, seinen Erlöserberuf, seine Einheit mit dem Vater in Betracht zieht. Erst dadurch erhält seine Demut ihren Maßstab und ihr Gewicht. Der, dem Johannes bekennen muß: „Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir?," dem Gott das Zeugnis giebt: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe," der unterwirft sich ohne Bedenken und eignem Herzensdrange folgend dem demütigendsten Brauche, der Bußtaufe.

Klares Bewußtsein seiner hohen Würde, seiner Kraft, seiner Gottesgemeinschaft, seines unendlichen Abstandes von der Menschheit und die ungeheucheltste Hingabe, die natürlichste, fast möchte ich sagen, naivste Gleichordnung unter die Menschheit mußte Jesus in sich vereinigen, um der Welterlöser zu sein. Ohne Demut würde seine Würde die sündige Menschheit verletzt, schüchtern gemacht, niedergebeugt, nicht emporgezogen und gestärkt haben. Eine Demut und Herablassung ohne stetes Bewußtsein: ich bins, der allein helfen kann, auf mich kommt alles an, mein Licht muß ich scheinen lassen, würde der Menschheit ebensowenig gedient haben. Beides mußte sich in Jesu vereinigen zu einer natürlichen Einheit, beides mußte unlöslich in einander liegen: sein Würdegefühl und seine Demut. Und das ist das großartige Wunder im Charakter Jesu, daß diese Verschmelzung Wahrheit ist, nichts Gemachtes, nicht ein Nebeneinander in seiner Stimmung, sodaß bald das Gefühl der Hoheit von dem der Selbsterniedrigung abgelöst würde, sondern daß zu seiner Hoheit seine Demut, zu seiner Demut seine Hoheit gehört.

Diese Verschmelzung scheinbar gegensätzlicher Gesinnungen zu einem Wahren, Kunstlosen, zur Natur, das ist das Geheimnis seines Charakters und seines Wirkens. Um das Großartige dieser Verschmelzung, dieses durch und durch wahren Charakters annähernd zu begreifen: vergegenwärtigen wir uns doch, wie schwer in uns Menschen sonst diese gesunde Harmonie sich herstellt! Ich will nicht reden von Charakteren, in denen der Hochmut jede demütige Regung erdrückt hat, ich will nur daran erinnern, wie schwer es ist, in der Demut wahr zu bleiben, also nicht in eine unwahrhaftige Selbstverurteilung zu verfallen oder in eine phrasenhafte Ablehnung der uns gespendeten Anerkennung. Aus Angst, in Hochmut zu geraten, wollen wir uns künstlich in Demut erhalten und werden dabei unwahr und erst recht hochmütig. Es ist nicht allein ein Prüfstein des Charakters, wie man Tadel, sondern auch, wie man Lob erträgt. Wie durch und durch wahrhaftig bleibt doch Jesus, als Johannes zu ihm das Wort spricht, was er, der ernste Bußprediger, zu keinem sonst gesprochen hätte: „Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir." Jesus lehnt diese Anerkennung nicht ab, sondern läßt sie gelten — welches Selbstgefühl! — fährt aber in Demut fort: „Laß es also sein; also gebühret es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen."

Diese Wahrhaftigkeit findet aber ihre stete Probe in der schlichten Natürlichkeit, mit der Jesus sich unter den Menschen bewegt. Jede Sucht, durch irgend etwas Aeußeres seinem Auftreten eine besondre Bedeutung zu verleihen, ist ihm fremd. Er will nichts sein durch irgend etwas anderes, als durch sich selbst. Er mag den Enthusiasmus des Volkes nicht, der sich nur an seinen Wundern entzündet hat, und er vermeidet es ängstlich, dieses unheilige Feuer zu nähren. Weit entfernt, durch irgend etwas andres, als durch die innre Wahrheit seiner Worte, die sich am Gewissen bezeugt, wirken zu wollen, heiligt er durch die Weihe seiner Persönlichkeit, durch den jederzeit mit voller Kraft im Heiligsten sich bewegenden Sinn jeden Ort und jede Zeit und jede Lebenslage. Weil er jederzeit auf der Höhe steht, bedarf er keiner Mittel, sich selbst oder andre in Stimmung zu bringen. Darin überragt Jesus selbst den demütigen Täufer. Johannes verschmäht es nicht, durch sein härenes Gewand und durch die asketische Haltung seines Lebens seine Bußpredigt zu unterstützen; er sucht die Wüste auf zu seiner Taufe, damit sie mit ihrem stillen Ernst und ihrer schwermütigen Oede ihm predigen helfe. Johannes verschmäht das Außerordentliche, Aufsehenerregende nicht; es hat sein Auftreten, stark ausgedrückt, etwas Theatralisches in ganz berechtigtem Maße. Aber es ist doch nicht zu übersehen, daß Jesus auf jedes Mittel dieser Art verzichtet hat. Er trägt einen Rock wie andre, und jeder Ort ist ihm heilig. Am Brunnenrande, im schwankenden Fischerkahn, auf offner Straße, in der Herberge bei Freunden, an der Mittagstafel, unter dem Schatten eines Baumes, in der Synagoge, überall schlägt er seine Kanzel auf: jede Stunde ist ihm heilig, wie jeder Ort.

So die Schlichtheit, die ungezwungene Natürlichkeit seines

Auftretens. Und ebenso seine Rede. Er spricht die größten Wahrheiten, die noch über keines Sterblichen Lippen gekommen waren, von denen er selbst wußte, Himmel und Erde werden vergehen, aber sie nicht, mit einer Unmittelbarkeit, Natürlichkeit und Schlichtheit aus, die fühlen läßt, daß das alles ihm das Vertrauteste, Selbstverständlichste ist. Das Ungeheuerste wirkt in seinem Munde um so gewaltiger, als es in der schlichtesten Form erscheint, schlicht und doch groß, voll Poesie, voll Empfindung, schlagend und knapp in der Form. Da ist nichts Gesuchtes, Prahlerisches, Schwülstiges, Pomphaftes. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch" das ist fast die einzige Rhetorik, deren er sich bedient; aber das ist auch wieder keine Rhetorik, sondern nackte andringende Wahrheit, denn es liegt darin das lebendigste Bewußtsein seiner eignen Würde und der hohen Bedeutung seines Wortes für das Seelenheil.

Diese in Schlichtheit sich offenbarende Demut ist der Stempel der echten Größe. Sie mußte dem Volke dort um so mehr auffallen, als das Morgenland das Theatralische, Glänzende, Augenfällige noch weit mehr liebt, als das Abendland.

So schlicht, wie er zur Taufe kam, so schlicht blieb er bis zum Ende.

Und doch! Wie oft zeigt er ein so ganz andres Bild! Da erscheint er nicht als der Demütige, sondern als der kühne, rücksichtslose Neuerer, als der Stürmer und Dränger. Das kam daher, daß seine Demut sich nie verirrte zur Feigheit und zum Knechtssinn vor Menschen und ihren Einrichtungen. Er war zu demütig vor dem rein Menschlichen, vor der schlichten Menschenseele, als daß er sich gedemütigt hätte vor dem Gemachten, Unwahren, dem Zopfigen, Ueberlieferten, aber innerlich Erstorbenen. Deshalb hat er rücksichtslos die Anstandsregeln seiner Zeitgenossen, der Gesellschaftsklasse durchbrochen, der er selbst nicht durch den herkömmlichen Bildungsgang, sondern nur durch die allgemeine Anerkennung angehörte. Als Rabbi, als Gelehrter nahm er keinen Anstand, mit den Verworfensten und Verachtetsten des Volkes Gemeinschaft und Verkehr zu pflegen, als gehöre er doch diesen Volkskreisen an. Er ging zum Pharisäer zum Mahle, ebenso gut wie zum Zöllner. Scheinbar welche Charakterlosigkeit! War das nicht ein dreistes Sichhinwegsetzen über die gute Sitte, die ihr Recht hatte? Warum nahm er dann doch noch so viel Würde und Achtung in Anspruch? Für einen Pharisäer ein psychologisches Rätsel, das nur in der grenzenlosen Anmaßung Jesu seine Lösung fand. Für uns eine herrliche Offenbarung der unbegrenzten Demut Christi, die vor jeder Menschenseele, in welchen Rock und welchen Stand sie sich auch kleidete, die vollkommenste Achtung und Ehrfurcht hatte. Seine Demut vor der Menschenseele wurde zum unerschütterlichen Mute gegen tote Menschensatzung, selbst wenn sie in das Gewand des Heiligen sich kleidete. Jesus warf nicht allein die Sitten der Gesetzesgerechten, sondern ihre ganze Sittenlehre um. Er hatte nicht die geringste Ehrfurcht vor einer Autorität, die nichts für sich hatte, als das Alter. So willig er war, sich in den frommen Brauch und in die äußere Ordnung zu fügen — wie er sich der Taufbewegung nach dem Jordan" anschloß, so hat er das Ostern mit seinen Volksgenossen gefeiert, hat er die Tempelsteuer entrichtet, hat er dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist —: wenn die äußere Ordnung als solche als Autorität ihm entgegentreten wollte, wenn er das Gewissen dadurch bedrückt sah, so warf er mit der kühnsten Rücksichtslosigkeit die Ordnung für sich und seine Jünger über den Haufen. Die Sabbathgebote bestanden für ihn nicht. Er heilte am Sabbath, und seine Jünger ließ er Aehren ausraufen. Das Fastengebot fand keinen Raum in seiner Gerechtigkeitslehre. Das Beten und Almosengeben der Pharisäer unterwarf er einer schonungslosen öffentlichen Kritik, und nicht diese frommen Gebräuche allein, sondern ihre ganze Gerechtigkeit und Frömmigkeit.

So kennt die Demut Jesu Christi nichts von Zugeständnissen, Milderungen, falschen Ausgleichen. Wo immer das Gewissen belastet, also ein Frevel an der Würde einer Menschenseele begangen wurde, trat er als der flammendste Streiter auf den Kampfplatz. Nie hat jemand unerbittlicher auf seinen Grundsätzen bestanden, sie zäher verteidigt, sie rücksichtsloser durchgesetzt, als er. Dabei ist er sich bewußt, welche Gärung, welchen Anstoß



und welches Aergernis er bringen wird: „Es muß Aergernis kommen." Er weiß, daß ohne schwere Opfer kein Fortschritt zu erkaufen ist. Er weiß, daß er das Schwert bringt; er weiß, daß sich um seinetwillen die Kinder wider den Vater empören werden. Vor all dem schreckt seine Demut nicht zurück; er ist nicht demütig um den Preis seiner Pflicht, sondern aus seinem mächtigen Pflichtgefühl entspringt alle Demut. Seine Demut vor den Menschen ist nur der Wiederschein seiner Demut vor Gott. Erst von hier aus verstehen wir seine Stellung zu der Welt.

Jesus hat sich jederzeit demütig Gott unterworfen gefühlt. So triumphirend er es ausruft: „Mein Vater hat mich lieb!" „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater!", so vertraut er mit Gott ist: „Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn," eben so unbedingt fühlt er sich dem Vater gegenüber als der Empfangende, als der Abhängige, als der Verpflichtete: „Der Vater ist größer denn ich!" Und nie tritt sein Bewußtsein, wie niemand sonst mit dem Vater vertraut und in des Vaters Gunst zu sein, mit dem Anflug stolzer Ueberlegenheit auf. Vielmehr folgt für Jesus aus seiner hohen Stellung zu Gott nur um so bestimmter das Gefühl seiner hohen Aufgabe. Die Demut Jesu vor Gott ist sein heiliges Pflichtgefühl.

Darin liegt ein großer Unterschied zwischen seiner und unsrer Demut. Wenn wir Christen uns vor Gott demütigen, so thun wirs im Gefühl, daß wir aus Gnaden sind, was wir sind; es liegt jeder, auch der reinsten und verklärtesten Demut, ja dieser ganz besonders, das Bewußtsein zu Grunde, daß wir Sünder sind. Dieses Moment fehlt der Demut Jesu. Nicht daß er gesündigt hat, macht ihn demütig, sondern daß er sündigen kann; nicht steht vor seiner Seele anklagend die Vergangenheit, wohl aber fordernd und warnend die Gegenwart und die Zukunft. Mit klarem Blick übersah er die furchtbaren Gefahren, in denen er fortgesetzt stand; mit feinstem Gefühl erkannte er das Versucherische jeder Lage, so scheinbar unschuldig sie auch an ihn herantrat; mit dem heiligsten Ernst faßte er seine hohe Aufgabe ins Auge. In dieser Seelenstimmung erzeugt sich von selbst die Demut. Jedes Gefühl von Sicherheit und Mangel an Wachsamkeit wäre der erste Schritt vom rechten Wege ab gewesen. So lehnt er die Anrede eines überschwänglichen Jünglings „Guter Meister" mit der Begründung ab: „Niemand ist gut, denn der einige Gott," nicht um sich vor Gott der Sünde, wohl aber der höchsten Pflicht schuldig zu bekennen, um dem sich fast fertig dünkenden Jüngling die Demut eines ernsten Gewissens entgegenzustellen, das sich zwar frei von Schuld, aber nicht frei vom Gefühl der steten Verantwortlichkeit weiß. Auch Christus mußte Gehorsam lernen, er mußte sich in seinem sittlichen Charakter entwickeln, entfalten und bewähren. Seine „Güte" oder Vollkommenheit ist nicht die sich gleichbleibende, in sich ruhende Gottes, sondern eine werdende. Während unsre sittliche Entwicklung ein Ablegen des Bösen durch das Gute ist, ist sie bei Jesu ein Ablehnen des Bösen durch das Gute. Damit ist nicht gesagt, daß diese Vollkommenheit als nur relativ keine gewesen sei. Vielmehr hat sich Jesus auf jedem Punkte seiner Entwicklung als vollkommen gezeigt; er hat in jeder Lage sich bewährt, er hat in jedem Augenblick das vollkommen geleistet, was er leisten sollte. Und gerade in dem Achten auf das Kleine, auf das Thatsächliche zeigt sich der Ernst seiner Demut. Er strebt nicht mit einem überschwänglichen Gefühl ins leere Nichts, ins unermeßlich Große, sondern er schmiegt sich vollständig jeder konkreten Lage an und will in ihr sich bewähren. Im Geringsten treu zu sein, ließ er seine demütige Aufgabe sein. Und das ist ein hoher Zug seiner Größe. Er sorgt nicht zuerst, was er vom Augenblick fordern könne, sondern was der Augenblick von ihm fordere. Ihm war keine Gesellschaft, so auch kein menschliches Verhältnis zu gering, um nicht darin Gutes wirkend sich selbst im Guten zu bewähren. Was Jesus bei der Taufe spricht, ist die Losung seines ganzen Lebens: „Es gebühret uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen."

Diese Demut vor Gott äußerte sich nun bald im lautesten Dank gegen ihn, bald in der Bereitschaft zu leiden. Jubelnd

steht Jesus vor dem Grabe des Lazarus: „Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast!“ Als die hochmütigen Pharisäer sich von ihm abwenden und sein Auge einen tiefen Blick in die heilige Ordnung seines Vaters thut, die sich damit erfüllt, bricht er in den Dank aus, daß es so wohlgefällig vor dem Vater sei, den Weisen und Klugen sein Geheimnis zu verbergen, es aber den Unmündigen zu offenbaren. Unter den Mühseligen und Beladenen erntet er seinen Erfolg. Und das innere dankbare Glück, des Vaters Willen hinausführen zu dürfen, klingt aus Worten heraus wie diesem: „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.“

Freilich, als dieser Wille Jesu den Leidenskelch reichte, wo es galt, selbst auf die Freude des Erfolgs zu verzichten, wo nichts den Willen Gottes erleichterte oder versüßte, wo nichts blieb als der bittre Kelch, und das einzig Stärkende daran nur das war: Gott reicht ihn, da ist seine Demut auf die denkbar schwerste Probe gestellt worden. Aber „er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.“

So hat sich Christus in der Demut bewährt in Glück und Erfolg, wie unter Mißerfolg und Kreuz. Er blieb sich immer gleich. Seine Demut ist rein und vollendet, frei von aller Unwahrhaftigkeit, frei von aller Feigheit und Menschenfurcht, frei von Autoritätsglaube und ängstlicher Rücksichtnahme. Nur die Demut ist echt, deren Kehrseite der Mut ist, der Mut, zu zerbrechen, was widergöttlich ist, der Mut, zu leiden und dem zu entsagen, was menschlich ist. Jesus war „von Herzen demütig.“ P D

---

## Ich will dem Kaiser Rede stehen

### 2. Weitere Schäden des Protestantismus und das Heilmittel

Der Protestantismus von heute — das geht aus dem Vorhergehenden hervor — ist also keine Gemeindemacht; „er hat kein Massenideal.“ In der evangelischen Kirche ist vielmehr

das Christentum rein eigne Einzelangelegenheit. Und darum haben wir jetzt die Konsequenz in der sozialdemokratischen Programmerklärung bekommen: Religion ist Privatsache. — Was keine gemeinschaftbildende Macht besitzt, hat bei der heutigen sozialen Entwicklung der menschlichen Verhältnisse nicht mitzureden. Dieser gemeinschaftweckende und -pflegende Faktor fehlt der protestantischen Kirche, er fehlt ihr von Geburt an.

Wir brauchen

ein neues Ideal, das sich an die Gemeinschaft (Gesellschaft) wendet, das die Massen anpackt; und da kann das eine und sieghafte nur das sein von der unbedingten Liebe. Die Macht des alten Ideals, zu leiten über und trotz diesem Leben, hat das Christentum in der Form der beiden abendländischen Kirchen verloren; nur im Protestantismus kann es eine derartige Macht wieder gewinnen.

Aber der Protestantismus muß über sich hinwegschreiten und sich vollenden „in der Schaffung der neuen sozialen Form, deren Wesen die Liebe ist.“

Schon die Apologie der Augustana nennt den rechtfertigenden Glauben „ein neu Licht, Leben und Kraft im Herzen, welche Herz, Sinn und Mut verneuern, einen neuen Menschen und neue Kreatur aus uns machen“ u. s. w. Diese Aeußerungen der Apologie lassen schon, wie der Anonymus sagt, das Bedürfnis erkennen, daß „der Lehre vom Glauben .... die Lehre von der Liebe hinzugefügt“ werde.

Dies darf aber nicht geschehen in der negativen Weise der Bekenntnisschriften, daß die Liebe nicht gerecht mache vor Gott, sondern in der positiven Weise, daß die Liebe als des Gesetzes freie Erfüllung jedes Christen unbedingte Pflicht ist, und ein Glaube ohne Liebe Gottes Geist nicht atmet und also nicht wahrhaftig ist.

Von den Reformatoren

wurde vollständig versäumt, dem über die Maßen selbständig gewordnen und dabei ethisch völlig verwerflichen Begriff der Liebe in der römischen Praxis in ebenso gewichtiger Selbständigkeit den ethisch richtigen Begriff der Liebe entgegenzustellen ...,

d. h. im Gegensatz zur römischen Werkgerechtigkeit ein Liebesleben zu fordern, wodurch zwar nicht die Seligkeit erworben werden könne, das aber aus dem rechtfertigenden Glauben unbedingt und mit innerer Notwendigkeit hervorgehen müsse. Um dieser Versäumnis willen hat alle Wirksamkeit der evangelischen Kirche „den Charakter des Unklaren, Geschäftigen, Planlosen“ empfangen. Der Anonymus erinnert hierbei an das kirchliche Vereinswesen, das Vereine auf Vereine häuft, an das „Flickwerk“ der Innern Mission, nennt die Kirche

innerhalb ihrer selbst ein Rechtsinstitut, selbst paganisirt in ihrem Büreaukratismus und erst recht unfähig, die Entchristlichung in Gesellschaft, Staat und Familie aufzuhalten. ...

Sollen die von der Innern Mission gelinderten oder zu lindernden Schäden wirklich geheilt, soll die Gesinnung der christlichen Welt eine dem christlichen Ideale entsprechendere werden, so muß die Kirche kunditus ihre Aufgabe weiter fassen. Und das muß in ihrem Leben und darnach in ihrem Nerv, in ihrer Lehre über sich selbst, dem Bekenntnis, zum Ausdrucke kommen, ebenso wie in ihrer Verfassung .... Hier heißt der absolut wahre, allein lösende Satz: nicht Evangelienlehre und Sakramentsverwaltung an den Gläubigen allein, sondern die Liebe erst konstituirt die Gemeinde. Der Glaube ist das persönliche, die Liebe das Gemeindeprinzip. Eine Gemeinde der Gläubigen giebt es nur in der Liebe. .... Der Glaube befreit, wenn er lebendig ist, den innern Menschen von der Sündenschuld;*) aber erst die Liebe bricht die Sündenmacht*) der Gemeinschaft.*)

Die neue soziale Form, die geschaffen werden muß und nur vom Protestantismus geschaffen werden kann, oder das Massenideal, das in unser Volksleben eingeführt werden muß, um dieses von seiner atheistisch-materialistischen Durchseuchung zu befreien, hat also zum Wesen die Liebe, die unbedingte Liebe. Aber worauf muß diese gegründet werden, wenn sie lebensfähig und wirkungskräftig, wenn sie mächtig genug sein soll, unser gesamtes Volksleben von Grund aus umzugestalten, zu einem christlichen zu machen, die „Gesellschaft“ wieder rückwärts in eine Gemeinde zu verwandeln, durchweht und durchleuchtet vom Geiste des Herrn?

Alle Sittlichkeit beruht auf Religion, und jene wird um so vollkommener und reiner sein, je vollkommener diese ist; ihre Vollendung aber wird jene erlangen überall und nur da, wo diese den Besitz des ganzen und vollen Heiles darbietet, gewährt, nicht als einen zukünftigen, sondern als einen gegenwärtigen. Zur Stunde ist dies aber innerhalb des Protestantismus, obwohl dieser eine viel höhere Stufe des Christentums darstellt, als die beiden andern Hauptkonfessionen, noch nicht der Fall. Die Entwicklung des Christentums verläuft subjektiv in vier Stadien, in der apostolischen Zeit dargestellt durch Johannes den Apokalyptiker, Petrus, Paulus und Johannes den Evangelisten als typische Vertreter.**) Die griechisch-katholische Kirche steht noch immer im ersten Stadium der Entwicklung, die römisch-katholische auf der Stufe des Petrus, die protestantische auf der des Paulus — „denn die Reformation war ein Wiederaufleben des Pauliniſchen Geistes,“ besonders in Luther —; aber wo bleibt Johannes der Evangelist? Diese oberste Stufe muß der Protestantismus noch erklimmen, um sich zu vollenden; und nur dieser kann es. Aber wie unterscheiden sich Paulus und Johannes? oder welchen Schritt vorwärts hat der Protestantismus zu thun? Wird er nach Zurücklegung desselben die religiöse Wurzel haben, woraus die alles überwindende Liebe hervorschießen muß, die das Massenideal der Zukunft bilden soll? Der Anonymus antwortet: Ja! — Vergegenwärtigen wir uns also kurz seine Meinung über Paulus und Johannes!

Bei Paulus ist das Heil im wesentlichen noch ein zukünftiges, erst mit der Wiederkunft Christi völlig eintretendes, den Gläubigen zu teil werdendes. Die Wiederkunft Christi, die anfangs mit brennender Sehnsucht und als nahe bevorstehend erwartet wurde, bildet daher zugleich mit dem Tode Jesu, durch den das Gesetz erfüllt und prinzipiell das Heil beschafft worden, und mit der Auferstehung Jesu, an der***) alle die teilnehmen, die in Taufe (Abendmahl) und Glauben mit ihm sich einigen, den Kern aller Verkündigung des Paulus.

*) Vom Berichterstatter gesperrt.

**) Auf eine Wiedergabe der biblisch-theologischen Begründung dieser Ansicht, wie sie von dem Anonymus dargeboten wird, können wir verzichten, und zwar um so mehr, als unser teilweiser Widerspruch ohne Belang ist für das schließliche Ziel, das der Verfasser verfolgt.

***) Und zwar in ihrer doppelten Art: sittliche Wiedergeburt und Wiederauferweckung von den Toten zum ewigen Leben des auferstandenen Heilandes.

Wenn nun aber diese Wiederkunft nicht stattfand? Dann fiel mit ihr auch der Schwerpunkt des Heiles fort; dann trat in Pauli Heilsverkündigung ein Riß, und was, nach der einseitigen Abbröckelung der überschwänglichen Gnade Gottes, für die unabsehbare Dauer dieses Erdenlebens noch übrig blieb, mußte dürftig erscheinen. Es lag sogar die Gefahr nahe, daß das Heiligungsmittel, das angesichts des nahenden letzten Tages mit Inbrunst ergriffen und festgehalten wurde, daß Jesu Sühntod nun vielmehr zu einer äußerlichen Gerechtigkeitspraxis und zu einer Einschläferung der Gewissen führen konnte.*)

Pauli Evangelium „ließ also schließlich dieses Leben zu leer"; und so machte sich mehr und mehr die Notwendigkeit geltend, „den Herrn auf Erden zu haben, mit ihm schon hier zu wandeln, in ihm schon hier zu handeln." Dies konnte aber nicht der verklärte Christus sein, sondern der, welcher selber hier gewandelt war. Und „das volle, unerschöpfliche, ewige Heil und seine Herrlichkeit in diesem erkennen und aus ihm schöpfen zu lebendigem Besitz," das konnte nur einer der Jünger, die ihn auf Erden gekannt, „und zwar der hingebendste und empfänglichste, der für das Heil der Welt am tiefsten erglühende, Johannes."

An dem von diesem verkündeten Heile „ist nichts mehr zukünftig"; es hat sich nur im Menschen selber noch zu vollenden, auszugestalten.

Es besteht in der Hineinbildung des Lebens Christi in unsre eigne Persönlichkeit. Es ist seiner Natur nach ein rein geistiges .... und gewährt dabei doch volles Leben und Genügen, denn es wird ein seelisch wirksames in der Liebe. ... Es ist Ueberwindung der Welt, aller ihrer finsteren Mächte ... durch die Liebe, welche die Bestimmtheit des ewigen Lebens in sich trägt. ... Dieses volle, vollkommen gegenwärtige und persönliche Heil ist gegründet in Jesu vollkommen gegenwärtiger, jedermann zugänglicher, lebendiger Persönlichkeit. Jesus ist das ewige Leben, das beim Vater war von Anfang und erschienen ist in der Welt, gesehen von den Augen, betastet von den Händen... Er, der auf Erden Wandelnde, ist der Born des Lebens.... So macht der auf Erden Wandelnde schon hier lebendig, welche er will, gleich dem Vater.... Wer ihm, dem Licht der Welt, hier nachfolgt, der wandelt nicht mehr in der Finsternis der Sünden und des Todes, sondern der wird das Licht des Lebens haben.... Was aber dann im Menschen selber Licht ist und Heiligkeit, das ist in seinem Verhältnis zu den Mitmenschen die Liebe.... Und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, der hat das ewige Leben.

Das Johanneische Evangelium verkündet also kein andres Heil, „als die Geburt der Persönlichkeit, nämlich die Wiedergeburt aus der Nichtigkeit und Bosheit der Welt durch den Geist im Glauben zur Liebe; dieses Heil aber ist kein zeitliches und zeitlich vergängliches, sondern in ihm ist das ewige Leben." Und dies alles und damit zugleich „der Sieg, der die Welt überwunden hat," wird uns zu teil, indem wir im Glauben Christum so, wie er uns offenbar und zugänglich ist in seinem irdischen Leben, mehr und mehr in uns hineinnehmen. Tod, Auferstehung und Wiederkunft Christi

bilden also keine besonderen Heilsmomente im Leben Jesu mehr... Jesu Tod ist nur die Vollendung seines Lebens und Lebenswerkes, der Liebe und der Liebesverbreitung.... Die Wiedererscheinung des Herrn in der Welt und für die Welt, sowohl zu ihrem Gericht als zur Vollendung seines Reiches, schiebt sich hinaus bis zum letzten Auferstehen.

Der Protestantismus muß also „Johanneisch den ganzen Christus" so, wie er offenbar ist in seinem irdischen Dasein, in seine Mitte stellen. „In Christo allein haben wir die weltüberwindende religiöse und sittliche Freiheit." Wenn Christus

in uns ist und wir in ihm eine neue Kreatur sind, nur dann ist die Liebe unmittelbar und unfehlbar Erscheinung des Glaubens, nur dann ist Vergebung der Sünden und Seligkeit auch organisches, untrennbares Leben.

Das braucht der Protestantismus zu seiner Vollendung, um alles durchdringen zu können und das Leben der Gesellschaft umzugestalten, diese zu einer in Liebe verbundenen und durch Liebe, die aus Gott ist, beherrschten Gemeinde zu machen.

### 3. Was haben wir davon zu halten?

Wir fassen uns ganz kurz. Auf die biblisch-theologischen Ansichten des Verfassers näher einzugehen, liegt außerhalb des Zweckes dieser Abhandlung: wir stellen hier nur fest, daß — und das ist auch in den weitesten theologischen Kreisen anerkannt — schon innerhalb des Neuen Testaments eine Entwicklung in der subjektiven Erfassung des Heiles in Christus allerdings stattgefunden hat und deshalb verschiedene „Lehrtropen" im Neuen Testament anzunehmen sind.

*) Vom Berichterstatter gesperrt.



Aber hinsichtlich dessen, was der Anonymus von der Unfertigkeit der reformatorischen Grundlagen sagt, müssen wir erklären, daß unsre Ansicht nicht völlig mit der von ihm vorgetragenen übereinstimmt. Es ist zwar richtig, daß das protestantische Schriftprinzip, sobald der Buchstabe zum Meister des Glaubens und des christlichen Lebens wird, zu allerlei Ausschreitungen führen muß (Verfasser erinnert ganz richtig an die aus der Schrift — dem Alten Testamente — begründete Polygamie und den ebendaher genommenen Kommunismus der Wiedertäufer, wie auch an das Pochen auf den Buchstaben bei den alten Streittheologen und auch noch bei manchen neueren mit ihrem schnellbereiten Anathema sit!); aber hat denn Luther, abgesehen vom Abendmahlsstreit, sich wirklich so sklavisch unter das Joch des Schriftbuchstabens gebeugt, wie es nach dem Anonymus den Anschein hat? Schon indem Luther mit jenen furchtbaren Verirrungen der Wiedertäufer nichts gemein haben wollte, hat er bewiesen, daß ihm die Schrift nicht zu einem neuen Gesetz geworden ist. Und wie frei, wie kühn hat er sich sogar manchen neutestamentlichen Schriften gegenübergestellt, wie dem Jakobus- und Hebräerbrief und der Offenbarung Johannis! Nur die Schriften, die Christum treiben (und darüber konnte nichts andres entscheiden als seine eigne aus dem Ganzen der Schrift geschöpfte Erkenntnis des Heilands und seine Glaubenserfahrung), sind apostolisch, autoritativ, gleichviel ob sie von Aposteln oder Nichtaposteln stammen! Das war sein Kanon, sein Maßstab selbst gegenüber kanonischen Schriften. Luther besaß zwar noch kein wahrhaft historisches Verständnis für die einzelnen Bestandteile der heiligen Schrift (und wer könnte das auch von ihm verlangen!), aber gemäß jenem Kanon fühlte er sich doch frei gegenüber dem Buchstaben.

Und gehörte denn etwa Luther zu denen, die sich auf Grund eines einseitig angewandten Schriftprinzips mit sogenannter Rechtgläubigkeit begnügten?! Wie oft und wie nachdrücklich weist er hin — und das sei zugleich zum Schutze des sogenannten reformatorischen Materialprinzips gesagt! — auf das neue Leben, das der rechte Glaube schafft und schaffen muß, gleichwie ein guter Baum nur gute Früchte bringen kann! Daß die dem Materialprinzip als „Voraussetzung" untergelegte Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi, wie sie besonders im siebzehnten Jahrhundert dogmatisch ausgebaut und formulirt worden ist, ähnlich wie einst Augustins Lehre von der absoluten Prädestination dies nach der einen Seite hin that, zu fleischlicher Sicherheit, zur Einschläferung der Gewissen führen konnte und auch geführt hat, ist zuzugeben; aber man mache nicht Luther dafür verantwortlich. Wie stark hat doch dieser, obwohl für ihn das „neue Leben" ganz untrennbar war von dem echten, rechtfertigenden Glauben, weil jenes die natürliche und notwendige Folge dieses ist, dennoch die praktische Notwendigkeit betont, der Christenheit nicht bloß die Gnade Gottes, sondern auch die Gebote Gottes immer und immer wieder zu predigen! Und hierbei denke man auch an Luthers Auslegung der zehn Gebote, die aus wahrhaft christlichem Geiste geflossen ist, und worin als die Wurzel alles christlichen Gehorsams die aus dem Glauben geborene Furcht Gottes und Liebe zu Gott gelehrt wird. Sollen wir aber vollends noch an Luthers köstliches Buch „von der Freiheit eines Christenmenschen" erinnern? Wie schön wird doch in diesem gesagt, was der Christ, der durch Christum ein König und Herr aller Dinge geworden ist im Glauben, zu thun schuldig sei, nämlich inkraft seiner christlichen Freiheit sich zum dienstbaren Knechte seiner Mitmenschen zu machen! Kann die unbedingte Pflicht der Liebe zum Nächsten, zur Gemeinschaft einen stärkeren und besseren Ausdruck finden als hier?

Aber auch was von Melanchthon in der Apologie der Augustana über die guten Früchte des Glaubens gesagt ist, ist herrlich. Wenn nur diese kräftigen, wahrhaft evangelischen Gedanken unsrer Reformatoren jederzeit hochgehalten worden wären; und wenn nur nicht die Epigonen des sechzehnten und die Dogmatiker des siebzehnten Jahrhunderts überall ihrer „Bekenntnistreue" und all ihrem Pochen auf Rechtgläubigkeit das Leben so sehr vernachlässigt hätten, wogegen der Pietismus dann kräftig reagirte! Nicht eine neue Reformation thut uns not, sondern,

wie auf Spalte 30 dieses Jahrgangs gesagt ist, „die endliche Durchführung der alten“ und ihre Weiterführung in Luthers Geist!

Nur so kann die soziale Frage allmählich ihrer Lösung entgegengeführt werden, nicht durch bloß äußerliche Maßnahmen. Denn sie ist eine in erster Linie religiös-sittliche Frage. Der „Staat“ allein kann sie darum nicht lösen. Er vermag wohl gewissen Ausschreitungen in unserm sozialen Leben zu steuern, vermag das materielle Wohl der „arbeitenden“ Klassen zu heben, vermag aufstrebenden Talenten aus dem „Volke“ den Weg zu einer ihrer Befähigung entsprechenden Berufs- und Lebensstellung zu erleichtern und vermag noch manches andre; aber er vermag in keinem Falle den einmal entfesselten Klassenhaß zu beschwichtigen und geheime Aufreizung zur Unzufriedenheit mit all ihren furchtbaren Folgen zu verhindern. Dazu reichen Gesetze nicht aus. Es ist also gewiß, daß erst die Menschen bessere werden müssen, ehe die sozialen Verhältnisse relativ vollkommene werden können. Jene Bedingung aber kann unsers Erachtens erfüllt werden nur, wenn die im Christentum beschlossenen sittlichen Kräfte mehr zur Entfaltung kommen, als es lange Zeit hindurch geschehen ist. Der biblische Christus, insonderheit der Christus der Evangelien, der Christus der Zöllner und Sünder, der Witwen und Waisen, der Mühseligen und Beladenen muß mehr gepredigt werden, als es noch teilweis geschieht. Seine beispiellos selbstverleugnende Liebe, seine Sanftmut und Demut, worin er seine wahre, göttliche Hoheit und Herrlichkeit offenbart, der Friede einer höhern Welt, den er in sich trug und allen denen gab, die ihn suchten, und der selbst in Gethsemane und am Kreuz die Herrschaft behält und Jesu einzigartige Einheit und Verbundenheit mit Gott bezeugt, dieses Siegen im scheinbaren Unterliegen — dies alles und vor allem muß den Mittelpunkt der Verkündigung bilden. Und verkündigt muß dies werden nicht bloß mit Worten, sondern auch durch die That, durch ein Leben einer solchen Liebe, die mit Jesu Liebe der Art nach verwandt ist. „Eine Gemeinde der Gläubigen“ — und lebendige Gemeinden zu schaffen, das ist in der Gegenwart die vornehmste Aufgabe des Protestantismus — „giebts nur in der Liebe.“ Dieser Satz des Anonymus verdient immer und immer wiederholt zu werden. Leider ists teilweise wahr, daß, wie der Anonymus sagt, so viele unter uns die rechte christliche Bruderliebe, die sich selbst zu opfern fähig ist, niemals erfahren, nie kennen gelernt haben: wie kann man dann von solchen Liebe fordern?

Und neben dem biblischen Christus, der mehr vor die Augen der Irregeleiteten und Unwissenden geführt werden muß, müssen die reformatorischen Gedanken nicht bloß von der Hoheit des häuslichen, sondern auch jedes ehrbaren bürgerlichen Berufes mehr in den Vordergrund aller Verkündigung gestellt werden, woran der Anonymus mit Recht erinnert. Man mache dem Arbeiter klar, daß, indem er die scheinbar mechanischste Arbeit mit Treue verrichtet, er nicht bloß für seine Familie sorge — was schon eine hohe sittliche That ist —, sondern auch beitrage zur Verbreitung von Zivilisation, zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes; man mache ihm deutlich, daß er durchaus nichts Geringes sein solle, worauf nicht viel ankomme, sondern daß er so gut, wie sein Arbeitsherr, berufen sei, an der Förderung allgemeiner Interessen mitzuarbeiten, daß seine Arbeit wertvoll sei, daß auf sie nicht verzichtet werden könne, daß er selber mit einem Worte ein notwendiges Glied der Gesellschaft sei, und daß er darum auch mitverantwortlich sei für deren Wohl und Wehe. Wie wird seine scheinbar mechanische Arbeit dann durchgeistigt werden, wie wird sie dann zu einer wirklichen sittlichen Leistung werden! Und welche Freude wird er dann an ihr haben! Die Erkenntnis der Hoheit seines Berufs, auch des schlichtesten, wird ihn mit einem erlaubten edeln Stolz erfüllen und ihn gerne verzichten lassen auf unberechtigte, unerfüllbare Wünsche, die er gegenwärtig hegt. Freilich: immerhin wird man auch unter solchen Umständen noch darauf bedacht sein müssen, das materielle Wohl des Arbeiters zu heben; und dies ist, soweit der Einfluß des Evangeliums dies noch nicht erreicht hat, die Aufgabe des Staates. Aber nur dieses allein thuts nicht. Der Arbeiter fordert auch Achtung: er will sich selber achten, — dazu lehre man ihn erkennen, wie oben gezeigt ward, daß er einen hohen Beruf zu erfüllen habe; er will von andern geachtet sein, — und diese Achtung, die dem braven Arbeiter gebührt, gewähre ihm die christliche Liebe!

C Gr

## System und Persönlichkeit

„Und was machen denn die guten Freunde von der Sozialdemokratie?“ fragte ich jüngst einen Drechsler, der mir als ihr eifriger Anhänger bekannt war. „Ja, Herr Pfarrer, ja“ — hieß es, ohne daß er mit der Antwort recht heraus wollte, „das erzähle ich Ihnen übermorgen bei der Taufe.“

„Er ischt halt andrer Meinung worden,“ fiel da seine aus einer anscheinend gut christlichen süddeutschen Familie stammende Frau ein, der jene Freundschaft ihres Mannes immer ein Dorn im Auge gewesen, und auf meine weiteren Fragen kam dann die Antwort heraus: „Sie wissen, daß er seit zehn Wochen keine Arbeit hat“ — er war nämlich, weil er sich von seinen Arbeitsgenossen als Sturmbock gegen den Arbeitsherrn hatte gebrauchen lassen, bei mangelnder Arbeit entlassen worden — „und nun kommt er zu einem seiner besten Freunde von den Sozialdemokraten, der mehrere Leute beschäftigt, um bei ihm Arbeit zu bekommen. Dieser war überhaupt schuld daran, daß mein Mann Sozialdemokrat worden ist, aber nun, wo wir in Not waren, giebt er ihm keine Arbeit, wie er sagt, weil er selber wenig zu thun hat, nimmt dagegen ein paar Tage später einen andern in Arbeit. Darüber hat sich nun mein Mann so arg erzürnt und hat gesagt, das sei die Einigkeit und Brüderlichkeit unter den Sozialdemokraten, und er wolle fortan nichts mehr mit ihnen zu thun haben.“ Daß ich dies Gespräch hatte, ist schon länger her, aber vorgestern hat mein Drechsler selber mir seine Ueberzeugung noch einmal bestätigt.

Eine ganz einfache und alltägliche Geschichte, und doch giebt sie zu manchen Gedanken Anlaß. Das Verhalten eines Sozialdemokraten wurde diesem Manne zu einer Widerlegung seines Systems, was es ja nur wäre, wenn dies unkollegialische Verhalten ganz allgemein und eine logische Folge des Systems wäre. Wie wenn nun unser Drechsler bei einem Anhänger des bestehenden Systems nicht nur Arbeit, sondern auch anständige Behandlung und Bezahlung fände? Würde er dann nicht für die Sozialdemokratie verloren sein? Und wenn wir die Frage weiter fassen, kommt der Durchschnittsarbeiter zur Sozialdemokratie durch einen großen weiten Ueberblick über die ganze Handhabung des gegenwärtigen Wirtschaftsbetriebes oder durch seine Erfahrungen in seiner nächsten Umgebung? Mit andern Worten: bestimmt ihn Gedanke oder Umgebung, System oder Persönlichkeit in seiner Ueberzeugung?

Man stelle sich doch die Zahl der überzeugten, klar denkenden, mit dem ganzen System vertrauten Sozialdemokraten nicht zu groß vor. In ihrem Lager verhält sich die Zahl derer, die aus Ueberzeugung mit klarem Wissen und vollkommener Beherrschung des Gedankenmaterials der Lehre huldigen, zu der Zahl derer, die es aus Sympathie, aus Gewohnheit, zur Gesellschaft oder aus ganz egoistischen Gründen thun, nicht viel anders, als es auch in unsrer Kirche leider vielfach der Fall ist. Im allgemeinen denkt der gemeine Mann nicht mit Systemen, sondern mit Personen, nicht abstrakt, sondern konkret; Lage und Umgebung ist manchem Keimpunkt seiner Ueberzeugungen in dieser Sache geworden. Daß es ihm schwer wird, Personen und Systeme auseinanderzuhalten, wissen die sozialdemokratischen Zeitungen nur zu gut, wenn sie jeden Verstoß, jede Härte, jede Schattenseite, die sie in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge bemerken, unermüdlich aufgreifen, um daraus die Schlechtigkeit dieser Ordnung oder bestehender Institute zu beweisen und um ihre Leser in ihre Netze zu fangen. Sie setzen eben eine ganz enge organische Verbindung zwischen System und Person voraus. Hervorragend begabte oder ewig unzufriedne Geister abgerechnet, mag ein guter Teil durch eigne Erfahrung oder durch Bericht einzelner Fälle unwürdiger oder vermeintlich ungerechter Behandlung zu Sozialdemokraten geworden sein. Wirft diese Beobachtung auf manchen Vertreter der gegenwärtigen Ordnung

einen Vorwurf der Schuld, sollte nicht eben um dieses Zusammenhanges willen (um den Preis, daß jene Schuld gut gemacht und die alte Sünde vermieden wird) jene Beobachtung uns einen Strahl der Hoffnung geben?

Sobald wie im obigen Falle durch all das hohle Phrasenwesen von Brüderlichkeit und Menschenrecht, das den lügnerisch-idealen Bestand der Sozialdemokratie ausmacht, der nackte Egoismus herausschaut, der durch Redensarten nie überwunden, nur bemäntelt werden kann, sobald alle Träume daran zergehen, daß die Sozialdemokratie wirklich nicht hilft, wird genau so, wie der häßliche Egoismus auf dieser Seite die Leute jenen Phrasen und Träumen hat zueilen lassen, eine bedeutende Ernüchterung und ein Abfall die Folge sein, der sie entweder, wie meinen Drechsler, zurück oder noch weiter vorwärts in das radikalste Extrem treibt. Und mich dünkt, daß man von jenem sozialdemokratischen Katzenjammer schon hie und da Spuren bemerken kann; so spannkräftig ist selbst der deutsche Idealismus nicht, daß er sich immer und immer vertrösten ließe. Hier aber müssen wir einsetzen, wenn wir in der langen schweren Zeit etwas gelernt haben; nicht daß wir jenen Prozeß beschleunigen, aber daß wir uns rüsten, die drüben betrogenen Abtrünnigen mit starker Liebe zu empfangen. Niemand, der mit geringern Leuten, zumal mit Arbeitern, in Berührung kommt, sei er nun Beamter — ich denke besonders an die Kassenbeamten —, sei er Offizier, sei er Geistlicher, sei er Fabrikant, kann wissen, wie sein Wesen und Auftreten auf seine Umgebung Ueberzeugung bildend einwirkt. Giebt es Menschen, von deren ganzem Auftreten wir begreifen, wie es so manchen Arbeiter zum Sozialdemokraten machen kann, so giebt es wieder andre, deren Sprache und Gruß schon versöhnend auf ein erbittertes Gemüt wirken können. Eine kleine Gabe gebracht, ist besser als eine große geschickt, freundliches Auftreten ist besser als Vorträge halten, jeden Geringsten freundlich grüßen besser als Broschüren verteilen, Wohlwollen besser, wenn auch schwerer, als Widerlegung: alles zusammen das schwierigere, aber sichere: Gewinnen durch den Wandel ohne Wort, das Petrus zwar nur den gläubigen Frauen ungläubiger Männer anempfiehlt (1. Petr. 3, 1), das wir aber heute dem großen Unglauben unsrer Brüder gegenüber den Brüdern unsers Glaubens nicht dringend genug ans Herz legen können.

So werde der vielberufene geistige Kampf zum geistlichen Kampfe, der denen, die in ihm die Rolle der Angreifer übernehmen, selber einen hohen Gewinn bringt, weil er sie mit dem Gut einer starken Liebe ihre Herzen füllen lehrt.

Eine starke Liebe sagen wir im Gegensatze zu aller Sentimentalität und zu jeder erzwungenen Wohlthuerei, denn Liebe kann man jene Art nicht nennen, die das Ihre sucht unter dem Vorwand, das des Andern zu suchen. Eine starke Liebe wird gelegentlich auch jede anmaßende und trotzige Frechheit und ebenso manche sentimentale Schwärmerei an den Zusammenhang von Verderben und Sünde erinnern, und daran, daß zur Besserung der Zustände Bekehrung und Wiedergeburt nicht nur den Bessergestellten notthut, sondern den Geringeren auch.

Ri.

---

## Rom und die Romantik

### 3. Romantik und Katholizismus

Der mystischen Stimmung der Romantiker und ihrer erregten Einbildungskraft konnte nur die religiöse Anschauung und Sitte des Mittelalters verwandt sein und des Preises wert erscheinen. Das Glaubensdunkel des Katholizismus, der Weihrauchduft, der an seinen Altären aufsteigt, die bunten Meßgewänder und die sanft durch die Dome dahin schwebende Musik mußte ihr Gemüt gefangen nehmen. Kühl und öde fanden sie den Protestantismus. In „Franz Stern Balds Wanderungen“ führt Tieck aus, „daß die Reformation statt der Fülle einer göttlichen Religion unvernünftige Leerheit erzeugt habe, die alle Herzen schmachtend zurücklasse.“ Sie hat nach der Meinung der Romantiker

die Aufklärung schon im Schoße getragen, hat den gleichmäßigen Fortschritt der europäischen Bildung mehr gehemmt als gefördert, die



Blüte der Künste zerstört, das einheitliche Europa gespalten und Deutschland zerrissen.

Das Fatalistisch-Magische der römischen Art stimmte leichter zusammen mit den romantischen Neigungen, als die klare, ethische Nüchternheit des evangelischen Glaubens. Was Wunder, daß diese Männer der Phantasie und des bloßen Gefühls, diese weiblichen, weichen Seelen mit der alleinseligmachenden Kirche sympathisirten?

Auf verschiedenen Wegen, und nicht immer auf den besten, werden viele von ihnen ihr zugeführt. Als der am wenigsten anstößige und relativ edelste mag der der Kunst gelten. Das Trachten nach sinnlich schönen Formen ist hier die treibende Ursache. Der Katholizismus ist, wie Zacharias Werner ausführt, poetisch angesehn, das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft. Enthusiastische Kunstjünger halten dafür, „daß nur ein Katholik ein großer Maler werden könne, wie ja die alten Meister sämtlich katholisch gewesen seien.“ Bedauernswert dagegen ist der Protestant.

Er lernt an die schönsten Wunder der heiligen Geschichte nicht glauben. Wie soll er sich also für sie begeistern? Armer Künstler! Ich sehe es, wie du in deiner brennenden Seele trostlos verzweifelst und in deiner Qual keine andre Rettung zu finden weißt, als daß du gläubig vor der Madonna niederkniest, damit sie dir in ihrer vollen Schönheit und Herrlichkeit erscheine und dich durch ihren göttlichen Beistand zum großen Künstler mache!

Nach dieser katholisirenden Richtung hin übte auf die deutsche Malerei vor allem Wilhelm Schadow (geb. 1789, gest. 1862) als langjähriger Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie bedeutenden Einfluß aus. Von rein künstlerischer Begeisterung ergriffen, trat Johann Friedrich Overbeck (geb. 1789, gest. 1869), das Haupt der sogenannten „Nazarener,“ zum Katholizismus über. In Bezug auf ihn heißt es bei Karl Hase:*)

Einige unsrer deutschen Maler haben dafür gehalten, die Heiligen besser malen zu können, wenn sie zu denselben auch beteten. Anerkannt der bedeutendste unter ihnen ist Overbeck, dem seine Kunst zur Davidsharfe geworden ist. Wer seine Bilder betrachtet, etwa das Rosenwunder in der Portiunkula-Kirche bei Assisi, oder vor seinen Kartons der sieben Sakramente mit ihren alttestamentlichen Typen und mit ihrer gemütlichen individualisirten Verwirklichung die Erklärung derselben Sonntags nach der Kirche aus seinem Munde hörte, wird nicht zweifeln, daß er in der katholischen Kirche den ihm natürlichen Ausdruck seiner Frömmigkeit gefunden hat.

Gleichfalls durch die Kunst entzündete sich August Wilhelm Schlegels (geb. 1767, gest. 1845) Vorliebe für den katholischen Glauben. Er erklärt selbst, daß seine katholischen Sympathien nur wie eine „prédilection d'artiste“ seien, bedauert die Zerstörung der christlichen Mythologie durch die Reformation und nennt diese die Quelle des Unglaubens und der Aufklärung.

Eine Mischung von Kunstschwärmerei und religiöser Mystik findet sich bei dem Münchener Pfarrer Ferdinand Herbst, dem Jugendfreunde Karl Hases, einem liebenswürdigen, aber schwachen Charakter. Er erzählt von sich selbst:

Die stille Teilnahme an der Messe weckte in mir allmählich Hunger und Durst nach den Sakramenten, und damit war in meiner Entwicklung zum katholischen Bekenntnisse jedenfalls ein bedeutender Fortschritt geschehen. Erst hatte ich zwischen Katholizismus und Protestantismus einen sogenannten höhern Standpunkt einnehmen wollen und darüber alles Interesse für die Sakramente verloren. Das änderte sich jetzt.**)

Nur der substantielle Gehalt und die geschichtliche Bedeutung des katholischen Kultus konnte ihn befriedigen. Eine neue Welt ging ihm auf in der Messe, von der er rühmt:

Hier weben symbolische Kräfte, hier regt sich der Geist des Herrn in lebensvollem Organismus. So wird die heilige Geschichte Gebet, Gebet Geschichte, und das eben ist der Charakter des wahren Kultus. Hier allein ist auch echte Kirchenmusik möglich und die Kunst der Malerei im rechten Dienste. In Handlung, Wort, Ton und Bild wird hier zugleich geredet; in dieser Allseitigkeit der Ausdrucksweisen wird die Kirche selbst zum Kunstwerk und in dieser Objektivität vollkommen sättigend für alle Bekenner.

Die Mysterien des katholischen Gottesdienstes entsprechen dem Mystizismus der Romantiker.

Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenständen, sich selbst empfindet, sich selbst zu einem idealischen Gegenstande

---

*) Karl Hase, Handbuch der protestantischen Polemik. 3. Aufl., S. 512.

**) Friedrich Nippold, Welche Wege führen nach Rom? S. 365. Diesem sehr schätzenswerten Buche sind zum großen Teile die nachfolgenden Schilderungen des Konvertitenwesens entnommen.

macht, entsteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen sich in eine, deren wunderbares Objekt ein höheres Wesen, eine Gottheit ist, daher echte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen faßt. Dieser Naturgott ißt uns, gebiert uns, spricht mit uns, erzieht uns, läßt sich von uns essen, von uns zeugen und gebären und ist der unendliche Stoff unsrer Thätigkeit und unsers Leidens. Machen wir die Geliebte zu einem solchen Gott, so ist dies angewandte Religion.

So Novalis. Zu den Mystikern dieser Art gehört auch der Darmstädter Oberhofprediger Johann August Stark (geb. 1741, gest. 1816), der die Schrift verfaßte: „Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen Religions-Sozietäten" und erst nach seinem Tode als Katholik entdeckt ward. Mystisch-abergläubisch vollzog sich ferner die Bekehrung des Geheimen Ober-Regierungsrat Beckedorff, Chefs des Departements des Volksschulwesens und Generalbevollmächtigten der Universität zu Berlin (geb. 1777, gest. 1858). Der katholische Rosenthal berichtet hierüber in seinen Konvertitenbildern aus dem neunzehnten Jahrhundert:

Sein ältester Sohn Karl, sein Liebling, erkrankte so schwer, daß die Aerzte eines Abends bereits alle Hoffnung aufgaben; der bekümmerte Vater wachte die Nacht hindurch. Früh um drei Uhr wollte er auf einem Sofa sich etwas Ruhe gönnen. Der Mond schien ihm dabei ins Angesicht, sodaß er nicht einschlafen konnte. Darüber kommt er ins Nachdenken. Plötzlich fährt es ihm durch die Seele: Bringe Gott eine Gabe, vielleicht erkaufst du dir das längere Leben deines Sohnes! Gedacht — gethan. Er gelobt, katholisch zu werden, wenn Gott ihm das Kind erhält, und schlummert daraufhin ein. Als früh die Aerzte kommen, wundern sie sich, daß Karl nicht nur noch lebt, sondern daß es scheine, als ob eine neue Krisis eingetreten sei. Und wirklich bessert sich der Kranke durch volle neun Tage. Der Vater freut sich, denkt aber in der Aufregung nicht mehr an sein Gelöbnis, das ihm wie ein Traum durch die Seele gegangen war. Am neunten Tage zeigt sich plötzlich eine Verschlimmerung mit seinem Sohne, die so rasche Folgen hat, daß noch in derselben Nacht der Tod eintrat. Nun trat die Erinnerung an das Gelöbnis vor die Seele des Vaters, aber mit solcher Gewalt, daß er den Schmerz über das eingetretene Unglück gar nicht beachtet, sondern sich hinsetzt und einen Brief an den König schreibt, worin er zugleich seinen Entschluß, katholisch zu werden, ausspricht.

Erklärlicherweise verbinden sich bei den Konversionen mit dem mystischen Zuge gewöhnlich noch Objektivitäts- und Autoritätssucht. Die weichen Seelen mußten nach festen Stützen ausspähen, an denen sie sich anlehnen konnten. Ein solches sanftes, liebebedürftiges Gemüt war der k. k. Hofrat Adam Müller (geb. 1779, gest. 1829). Er haßte den Protestantismus als eine Sekte und behauptete:

Gegen das abgeschmackte Pochen der Lutheraner auf ein vorgebliches unveräußerliches Recht des Menschen, selbst zu denken, dient zur Erwiderung, daß jede heilige Gemeinschaft besser denkt und gründlicher als der Einzelne ... Was sind eines Wurmes des neunzehnten Jahrhunderts Gedanken gegen die Gedanken der anderthalbtausendjährigen Kirche?

Den Antistes Friedrich Emanuel Hurter (geboren 1787, gestorben 1865) in Schaffhausen sprach in dem Heidelberger Katechismus besonders „das Feste, Unwandelbare und allgemein Giltige" an, das dieser aus der römisch-katholischen Kirche beibehalten hatte, und so hat ihn „der Durst nach einem recht gewaltigen Quell der Autorität in das Mittelalter zurückgeführt." Schon früher verfocht er energisch die Sache der thurgauischen Klöster und bat die oberste geistliche Behörde um Herstellung einer besondern geistlichen Amtskleidung. Auch der schon erwähnte Stark riet jedem, „nur dafür zu sorgen, daß er das erwähle, was das Sicherste ist," und Beckedorff huldigte in seiner Kontroversschrift „An gottesfürchtige protestantische Christen Worte des Friedens und der Wiederversöhnung" dem katholischen Grundprinzip der Unterwerfung unter die kirchliche Autorität.

Dergleichen Vorliebe für unwandelbare, durch das Alter-tum geheiligte Objektivität und Autorität stimmte vollkommen zusammen mit dem „aristokratischen Zuge" der Romantik. Beide vereinigt, wandelten sich bald in eine stark reaktionäre Strömung, die Staat und Kirche am liebsten für immer festgebannt hätte in die Formen und Anschauungen des Mittelalters. Adlige und Gelehrte wetteiferten in diesen Bestrebungen. Junkerliche Neigungen und religiöse Andacht, Hochmut und Weichmütigkeit, Mystizismus und Materialismus waren hierbei auf die wunderlichste Weise vermischt.

Solche dichterische Empfindsamkeit und Unklarheit, gepaart mit überspannten Vorstellungen von der Hoheit des Adels, und kluge Beeinflussungen durch die Jesuiten brachten den Grafen



Friedrich Leopold von Stolberg (geboren 1750, gestorben 1819) zum Uebertritt. Er sah, so schildert ihn Herbst (Daheim 1868), das Mittelalter im verklärenden Rosenlichte der Romantik; ein Phantasiebild verdrängte das Bild der Geschichte. Es ist, als läge vor seinen Augen ein fein gewobener Schleier auf den Erscheinungen. Er sieht ihnen nicht auf den Grund, er sieht sie nicht in ihrer nackten Wirklichkeit. Eine Fata Morgana neckt und berückt ihn. Er selbst schreibt in einem Aufsatze über den Zeitgeist:

O des dürftigen Gesetzgebers! O des dürftigen Vorstandes schon geordneter Staaten, — er bestehe aus einer oder mehr Personen —, wenn sie feige Rücksicht nehmen auf den anmaßenden Zeitgeist von gestern her, sei es, daß sie stillschweigend sich ihm fügen, sei es, daß sie gar öffentlich ihm huldigen! ... Wenn sie alles durch seinen Bestand selbst sich bewährende Alte thunlichst für veraltet erklären ... und uralte deutsche Eichen, die in grauer Vorzeit und im innersten Schoße des Vaterlandes tiefe Wurzel schlugen, gleich einem Unkraut, das nach dem Regen der letzten Nacht erwuchs, ausjäten wollen; ohne Rücksicht auf allgemein anerkannten, seit vielen Jahrhunderten unbestrittenen, in der Verfassung gegründeten, von der obersten Macht bekräftigten Besitz; wenn sie mit einem Federzuge das Werk von so vielen Jahrhunderten nach blinder Willkür vertilgen wollen, so geht, sie mögen es einsehn oder nicht, ihr Streben dahin, bis in ihre Grundfesten zu erschüttern die Ruhe, die Würde, ja den Bestand aller Stände, deren keiner ohne den andern bestehen kann, zu untergraben den Staat, der nur auf Ordnung, sowie Ordnung nur auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit nur auf Religion beruhen kann.

Luther und Zwingli gelten ihm als die Zerstörer des deutschen Reichs und der Kirche, „welche Deutschland gehemmt hätten, und deren endlos fortprotestirender Anhang stets anmaßender und unleidlicher werde ... Roms treuen Töchtern gebühre die alte Aussteuer, den Verwilderten strenge Zucht und liebkosendes Zurücklocken in den Mutterschoß."

Stolbergs Uebertritt erregte ungeheures Aufsehen und fand weitere Nachahmung unter der hohen und höchsten Aristokratie, die bald eine fast unübersehbare Zahl Apostaten lieferte. Nippold nennt in seinem Buche „Welche Wege führen nach Rom?" unter den regierenden Fürsten: Herzog Friedrich von Gotha und Herzog Ferdinand von Köthen, Prinzen und Prinzessinnen aus regierenden Häusern, sieben an der Zahl, und ein ansehnliches Kontingent von Grafen, Gräfinnen und Edelleuten, mehr als 70, unter den letztern in erster Reihe den Freiherrn Ferdinand von Eckstein (geb. 1800, gest. 1861). Dieser war, wie es bei Rosenthal (Konvertitenbilder) heißt, „Legitimist im strengsten Sinne des Wortes, in politischer wie religiöser Beziehung, eine eminent konservative Natur, ein begeisterter Sohn der heiligen Kirche, zu deren feurigsten, glänzendsten und beredtesten Verteidigern er gehört."

Ihn führten seine politischen Anschauungen zum Katholizismus, wie aus seinen eignen Aeußerungen in dem Buche De l'Espagne hervorgeht:

Ich bin in die katholische Kirche auf einem Wege eingedrungen, der sehr vielen Gemütern fremd ist: durch die Politik, durch die Ehrfurcht, die mir die Geister der Vergangenheit einflößten, — zurückgestoßen, wie ich es war, von dem Protestantismus durch den gänzlichen Mangel alles geschichtlichen Lebenshauches in seinem Schoß und jeglichen großen Lehrsystems.

Die Stimmung, aus der diese Anschauungen hervorgegangen sind, schildert er in seinen Selbstbekenntnissen, wo er seine Knabenzeit darstellt, in folgenden Worten:

Aus Volksbüchern und Romanen hatte ich mir eine Welt gebildet. Der Wald und das baltische Meer waren in meinen Augen mit übernatürlichen Wesen bevölkert, deren Annäherung ich gleichzeitig ersehnte und fürchtete. Wie oft bin ich in den Sommernächten auf den Kirchhof hinabgestiegen in der Hoffnung, irgend ein Grab sich öffnen zu sehen. Meine Einbildungskraft, erfüllt mit alten dänischen Balladen, wiederholte sie in improvisirten Refrains, während die Haare auf meinem Haupte sich sträubten und kalter Schweiß alle meine Glieder bedeckte.

So mischte sich Magisches und Mystisches mit der Vorliebe zu dem Vergangenen und Alten.

Aehnliche Anschauungen hatte Karl Ludwig von Haller (geboren 1768, gestorben 1854). Seine sechsbändige Schrift „Restauration der Staatswissenschaften" verteidigt das göttliche Recht der Fürsten und setzt das Heil der Welt in die absolute Gewalt der Regierungen und den unbedingten Gehorsam der Unterthanen. Die Reformation wird von ihm als die Revolution des sechszehnten Jahrhunderts bezeichnet, die „das voll-

kommene Bild und der Vorläufer der heutigen politischen Revolution sei" und von der er sich mit Abscheu und Widerwillen hinwegwendet. Schon vor seiner Konversion vertrat er in dem großen Rate zu Bern den Jesuitenorden. Ueber das Verhältnis der einzelnen Konfessionen zu einander aber urteilt er:

Ein Protestant, der katholisch wird, ändert im Grunde nicht seine Religion; er tritt nur in den Schoß der Kirche zurück; ein verlorenes Schaf sucht nur seinen rechtmäßigen Hirten und seine Heerde wieder; ein verlorener Sohn kehrt nur wieder in das väterliche Haus zurück; ein verlaufner Krieger, der für die nämliche Sache kämpft, reiht sich nur wieder an das Heer an und gehorsamt seinem Führer .... Sind es nicht Luther und Calvin, welche vom alten Glauben der Väter abgewichen sind und andere noch davon abgeführt haben, während ich nur zu dem Glauben unsrer Väter wieder zurückkehre? .... Sowie in den Kriegen dieser Welt kein Heil zu erwerben, kein Sieg zu erringen ist, wo jeder einzelne kämpft, wo alle befehlen und keiner gehorchen will, so ist es auch mit dem Kampfe mit der Hölle, das ist mit den unsichtbaren Mächten der Sünde und des Irrtums.

Dieselbe Objektivitätssucht und Feindschaft wider die Gegenwart ließen den Konstanzer Gerichtsrat Baumstark katholisch werden, und den Geschichtsforscher Gfrörer (geboren 1803, gestorben 1861) gewannen die glänzenden Zeremonien des römischen Gottesdienstes, das hohe Alter des Papsttums und dessen hierarchische Ordnung, die dem Ehrgeiz eine willkommene „Laufbahn vom Kapuziner zum Bischof, zum Fürsten der Kirche oder Kardinal, zu der Tiara selbst" eröffnet. Für ihn galt die christliche Religion mit ihrem Unsterblichkeitsglauben hauptsächlich nur als Mittel zur Erhaltung des öffentlichen Wohls, und er fürchtete, daß ohne diese keiner mehr Stand halten werde vor dem Schlunde der Kanonen, um das Vaterland zu schützen.

Gewiß nicht unbedenkliche und stark reaktionär angehauchte Ideen, die Männern von dieser Gesinnung eignen. Der bedenklichste Anlaß aber zur Apostasie ist unbestreitbar der sogenannte „Augustinismus," auch eine Blüte romantischen Geistes. Ueberreizte Gefühle, innere Zerfahrenheit, die vornehme Meinung, Sitte und Anstand im gewöhnlichen Sinne des Wortes seien nur für die untersten Klassen der Gesellschaft, weiter Zerrüttung des Nervensystems und der Vermögensverhältnisse waren für den oder jenen Romantiker Grund genug zum Eintritt in die rasch alles heilende und versöhnende römische Kirche. Auf solche Weise kam Friedrich Schlegel, der Verfasser der berüchtigten „Lucinde" (geboren 1772, gestorben 1829) zum Katholizismus. In Köln war er mit seiner Frau so sehr in Not geraten, daß sie eine alte Freundin um Unterstützung ansprechen mußten; durch katholische Freundschaften aber wurden sie zu großem Danke verpflichtet. Sie fühlten sich unter diesen bald viel zufriedener und glücklicher als unter den Protestanten. Darnach wird niemand ihren Uebertritt verwunderlich finden, wenn man dazu noch die sonstige aufgeregte und unstete Natur Friedrich Schlegels in Anschlag bringt.

Verwahrloste Phantasie, Adelsstolz und ziemlich libertinistische Lebensanschauungen brachten es dahin, daß die Romanschriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn (geboren 1805, gestorben 1880) zuletzt ihren Trost in einem Kloster zu Mainz suchte. Ihr Vater, der an den Feldzügen 1813 bis 1815 teilgenommen hatte, ist als Direktor wandernder Schauspielertruppen bekannt. Die Vermögensverhältnisse der Familie waren gänzlich zerrüttet, und so sah es die Gräfin als ein großes Glück an, daß ihr reicher Vetter Graf Adolf von Hahn-Hahn um ihre Hand warb. Doch schon nach drei Jahren wurde ihre Ehe wieder geschieden. Darauf lebte sie mit dem Baron Bystram zusammen; doch um ihr kränkliches Kind bekümmerte sie sich zweiundzwanzig Jahre hindurch nicht einen Augenblick. Neben dem ersten Liebhaber aber hatte sie bald einen zweiten, Heinrich Simon, der sie auch heiraten wollte. Aber ihr Adel stand ihr höher, als die Liebe zu diesem Manne. Mit Schmerz trennte sie sich von ihm und fand Ersatz in dem fortgesetzten Zusammenleben mit Bystram, bis dieser starb. Sein Tod war die Ursache zu ihrer Konversion. Ihre leidenschaftliche Seele, ihr ruheloses exzentrisches Wesen kam zur Ruhe allein „in dem festgegliederten Bau der katholischen Kirche." Sie machte in Berlin im Jahre 1849 die Bekanntschaft des Pfarrers Ketteler, wurde kurze Zeit nachher von ihm als Konvertitin eingesegnet und begab sich ins Kloster.



In beinahe gleichen Bahnen bewegte sich das Leben Heinrich Ludwig Zacharias Werners (geboren 1768, gestorben 1823). Dreimal war er verheiratet, zuerst mit einer Schönheit zweideutigen Rufs in Frankfurt. Von ihr geschieden nahm er ohne Neigung eine zweite Gattin, verließ diese jedoch bald wieder, um eine junge anmutige Polin zu ehelichen. Aber auch sie vernachlässigte er, im Umgange mit Schauspielern schwelgend, sodaß sie sich von ihm trennte. Im Jahre 1809 trat er zum Katholizismus über und wurde Priester und Prediger. Von Jugend auf hatte, wie er selbst bekennt, der Kultus der römischen Kirche auf seine poetische und für das Sinnliche außerordentlich empfängliche Natur tiefen Eindruck gemacht, und so konnte es mit ihm nicht anders kommen, als daß er übertrat. Romantische Geistesrichtung und romantische Sitten wirkten im Lebensgang derartiger Menschen gleichmäßig zusammen. K

## Die Jesuiten in Sachsen

Das in Dresden erscheinende Katholische Kirchenblatt für Sachsen schreibt:

Unser Bischof nahm am Schlusse seiner, Sonntag den 18. Januar, am Feste des heiligsten Namens Jesu in der Hofkirche gehaltenen Predigt Gelegenheit, des überaus segensreichen Wirkens der Väter der Gesellschaft Jesu ehrend zu gedenken, welches dieselben im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts in Sachsen entwickelt haben, und dessen Spuren noch vielfach, und nicht zum mindesten in der tiefwurzelnden Frömmigkeit unsers Königshauses, deutlich erkennbar seien, indem er bemerkte, daß wer, wie er, die von den in Sachsen thätig gewesenen Jesuiten während ihrer hierländischen Wirksamkeit sorgfältig geführten Tagebücher einzusehen Gelegenheit gehabt habe, es unbegreiflich finden müsse, wie gerade in Sachsen, wo die Jesuiten so lange gewirkt haben, ohne daß von ihnen je eine Störung des konfessionellen Friedens hervorgerufen worden sei, mit den gegen die Gesellschaft Jesu verbreiteten Verleumdungen und Vorurteilen ein so großes Wesen habe getrieben werden können.

Wir trauten unsern Augen kaum, als wir dies lasen. Also so darf ein Bischof öffentlich in dem protestantischen Sachsenlande über die Jesuiten reden, deren Thätigkeit gerade in diesem Lande eine ganz außerordentlich traurige gewesen ist! Da wir uns aus Anlaß der Jesuitenfrage ganz besonders mit der Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu in Sachsen beschäftigt haben, so seien den Lesern einige Beispiele „des überaus segensreichen Wirkens" der frommen Väter in Sachsen mitgeteilt, die nach der Ansicht des Dresdner Bischofs „niemals eine Störung des konfessionellen Friedens hervorgerufen haben."

Das Fürstenhaus Wettin war bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts gut protestantisch. Die Wettiner galten als Hüter des Evangeliums. Da trat im Jahre 1689 ein ziemlich mittelloser nachgeborner sächsischer Prinz, Christian August von Sachsen-Zeitz, auf Betrieb des eifrig-katholischen Ludwig Anton, Pfalzgrafen von Neuburg, zur römischen Kirche über und gelobte dabei dem Papste,

daß die Zurückführung seines erlauchten Hauses, namentlich der kurfürstlichen Linie, in den Schoß der katholischen Kirche und die Wiederherstellung der katholischen Religion in den sämtlichen sächsischen Landen die alleinige Aufgabe seines ganzen Lebens sein solle.*)

Rasch zu hohen Ehren gelangt und mit Pfründen aller Art überhäuft verbündete er sich mit den Jesuiten, dies sein Werk hinauszuführen, und er hat es, was das Fürstenhaus betrifft, mit eiserner Konsequenz hinausgeführt.

Der Uebertritt Augusts des Starken ist bekannt. Wir betonen, daß die Jesuiten hieran sowie an der Erwerbung der Krone Polens wesentlichen Anteil hatten.**) Christian August machte den in jeder Beziehung gewissenlosen Fürsten katholisch, um seine Wahl zu ermöglichen, und die Jesuiten lieferten das nötige Geld zur Bestechung der Gegenpartei. August versetzte bei den Wiener Jesuiten seine Juwelen, und die Väter zu Wien eröffneten ihm einen Kredit bei ihren Ordensbrüdern in Warschau. Wie groß dieser Kredit war, geht daraus hervor, daß August einmal in einer Nacht 1800000 Livres an die auf dem Wahlfelde versammelte Menge verteilen ließ. Auch die Jesuitenschulen mußten mit helfen, den Sachsenfürsten den Sieg zu erringen. Es tauchten in Warschau Zweifel auf, ob August

*) Theiner, Geschichte der Zurückkehr u. s. w. 1843. S. 95.
**) Soldan, Dreißig Jahre Proselytismus. 1845. S. 79 ff.

auch wirklich römisch sei. Da alle Druckereien besetzt waren, so mußten 200 Jesuitenschüler die ganze Nacht durch eine Bekanntmachung abschreiben, welche die Lüge enthielt: Der Kurfürst sei bereits seit zwei Jahren katholisch. Zum Dank dafür hörte der neuerwählte König die Messe bei den Jesuiten in Breslau, und von nun an schaltete der Jesuitenorden auf das freieste im Sachsenlande. Ein schlauer Jesuit, Pater Vota, wird Beichtvater des Fürsten und vermittelt die kirchlichen Maßnahmen. Die jesuitische Propaganda in Sachsen von 1697 an ist in ihren Einzelheiten noch nicht beschrieben; ihre völlige Erforschung wird einst Dinge an den Tag bringen, die Rom am liebsten mit Nacht bedecken möchte.

Zu diesen Erscheinungen gehört schon die Zwangsbekehrung des Kurprinzen Friedrich August, die erst neuerdings aufgedeckt worden ist,*) nachdem sie bisher nur nach einer römischen Tendenzdarstellung bekannt war. Jesuiten sind hier die treibenden Kräfte, jesuitischer Geist setzt alles in Bewegung, und August der Starke, der König von Jesuiten-Gnaden, macht dabei seinen Patronen und Meistern alle Ehre. Er ists, der seinen eignen gut protestantischen Sohn mundtot macht und mit gefesselten Armen an Rom ausliefert. Er muß es dem Lande wie seiner Mutter und Gattin versprechen, den Sohn lutherisch erziehen zu lassen — und er verkauft die Seele des Knaben hinter dem Rücken des Volkes an den Papst. Er entführt den ahnungslosen Sohn nach Italien unter dem Vorwande, ihn die Welt sehen zu lassen — und er löst ihn los von aller und jeder Berührung mit dem Evangelium, los von Bibel, Gottesdienst, lutherischer Umgebung, ja selbst von Mutter und Großmutter, um ihn endlich durch dies entsetzliche religiöse Isolir- und Aushungerungsverfahren zu Falle zu bringen. Standhaft hielt der Prinz aus, bis ihm die Kräfte brachen. Heimlich schreibt er inmitten seiner Ketzermeister an die Großmutter daheim:

Nie werde ich so niederträchtig sein, mir eine so unwürdige und ehrlose Sache zu schulden kommen zu lassen, wie meine Religion zu wechseln.

Da giebt der Vater zwei Jesuiten, Salerno und Khogler, Befehl, sich des widerspenstigen Prinzen zu bemächtigen — und siehe, es gelingt ihnen, den Fürstensohn, den Stolz und die Hoffnung des Landes, geistlich und leider auch geistig zum Kadaver zu machen, der endlich in seinem von den Jesuiten ihm vorgelegten Glaubensbekenntnis schwört:

Ich will auch, so viel an mir ist, allen Fleiß anwenden, damit dieser [der katholische] Glaube von meinen Unterthanen oder von denen, die meiner Obsorg befohlen sein, gehalten, gelehret und gepredigt werde.

In völliger Abhängigkeit von den Jesuiten, gegen deren frivoles Treiben mitunter selbst August der Starke einschreiten muß, unter der jesuitischen Dressur geistig gebrochen, wird nun Friedrich August zu jenem willenlosen Wesen, über das sein Premierminister Brühl, sein jesuitischer Beichtvater und sein streng katholisches Weib die Vormundschaft führen — zum Ruin des Landes.

In welcher Weise in Sachsen das Jesuitentum auch in der Folgezeit gehätschelt ward, bezeugt eine Notiz im Hof- und Staatskalender von 1787, wonach damals 25 Exjesuiten, lauter vornehme Tagediebe, auf Staatskosten ernährt wurden, von denen die meisten jährlich 1000, andre bis zu 3000 Thalern Einkünfte bezogen.**)

Das sind einige Proben jesuitischen Wirkens und Waltens in Sachsen. Und dabei haben wir nur berührt, was offen zu Tage liegt. Eine Geschichte der geheimen Einflüsse ist — wie gesagt — noch nicht geschrieben. Vielleicht stellt hierzu der Dresdner Bischof die Tagebücher der Jesuiten, die er erwähnt, einem unbefangenen, wahrheitsliebenden Forscher zur Verfügung.

Das „überaus segensreiche Wirken der Väter der Gesellschaft Jesu," die in Sachsen „den konfessionellen Frieden nie gestört haben," läßt sich in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Die Jesuiten haben bei dem Uebertritte Augusts des Starken und dessen Bemühungen um die polnische Königskrone ganz hervorragend mitgewirkt und den Ausschlag gegeben.

2. Die Jesuiten haben die Zwangsbekehrung des Kurprinzen im Plane entworfen und vollzogen und dadurch die katholische Erbfolge in Sachsen begründet.

3. Durch dies und ihre geheime Propaganda haben sie in Sachsen eine überaus beklagenswerte Wirksamkeit entfaltet, den Herzen der treu protestantischen und ihren Fürsten treu ergebenen Sachsen tiefe Wunden geschlagen, viele Mißerfolge der sächsischen Politik verschuldet, die Staatskasse des fast rein evangelischen Landes nicht unerheblich belastet und seit ihrem Einzug in Sachsen ein berechtigtes Mißbehagen erregt, das bis heute andauert und das durch Aeußerungen, wie sie der Bischof in seiner „Predigt" vom 18. Januar that, nur noch gemehrt wird.

Der geistliche Herr in Dresden — das konstatiren wir zum Schlusse — kennt die Geschichte Sachsens nicht oder will sie nicht kennen; er überschätzt die Gutmütigkeit des protestantischen Sachsenvolkes, das wohl in bekannter Toleranz seine Worte ruhig hinnehmen soll; er hat, sehr unbedacht, an eine Sache gerührt, in der Rom klüger thäte, zu schweigen; er hat das evangelische Volk, das mit seinen römischen Mitbürgern in Frieden leben möchte, zur Notwehr herausgefordert. F B

*) Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte von Dibelius und Brieger, Heft 6, S. 1 bis 84.

**) Schlözer, Staatsanzeigen XI, Heft 43, S. 328.



## Nach den Reichsratswahlen in Oesterreich

Die Wahlen in den österreichischen Reichsrat, die anfangs März vollzogen wurden, haben die Erwartungen des Ministerpräsidenten Grafen Taaffe nicht befriedigt. Wurde der alte Reichsrat infolge der sich innerhalb der Parteien vollziehenden Veränderungen und der hierdurch bedingten schwierigen und zweifelhaften Mehrheitsverhältnisse aufgelöst, so werden diese im neuen Reichsrate in verstärktem Maße wiederkehren. Freilich der eiserne Ring der slawisch-klerikalen Partei ist durch den Ausgang der Reichsratswahlen gesprengt, und es wird selbst der kunstgeübten Hand des Grafen Taaffe kaum gelingen, ihn wieder zusammenzuflicken.

Die klerikale Partei der Alttschechen ist von den liberalen Jungtschechen im Wahlkampfe in Böhmen gänzlich besiegt worden. Aufs Haupt geschlagen, ja vernichtet in einer Weise, wie sie in der Geschichte der parlamentarischen Parteien beispiellos dasteht, verzichten die Alttschechen freiwillig auf die wenigen Sitze, die sie in der engeren Wahl behaupten könnten, und überlassen in einem an die Nation gerichteten Schreiben vom 5. März die Führung des tschechischen Volkes ihren freisinnigen Gegnern „bis zu einer, so Gott will, nicht fernen Zeit," wo die Nation ihre Dienste wieder fordern wird. Dr. Rieger, der Schwiegersohn des evangelischen Geschichtsschreibers Böhmens, Palacky, der sich beinahe ein halbes Jahrhundert uneigennützig im Dienste seines Volkes abgemüht hat, ist nach Rom gereist, um in der heiligen Stadt die Osterfeiertage zu verbringen.*) Der Wille des eignen Volkes treibt ihn, gleich den großen Männern des alten Griechenlands, in die Verbannung, und der Unterschied besteht nur darin, daß das Urteil des Scherbengerichtes diese oft unverdient traf, während es bei Dr. Rieger kein ungerechtes Geschick ist, das ihn ereilt. Er hat als Führer der Alttschechen den Römlingen treue Gefolgschaft geleistet und um nationaler Zugeständnisse willen sein Volk an Rom verraten. Den Lohn dafür hat er empfangen.

Die panslawistisch gesinnten Jungtschechen können in eine staatserhaltende Mehrheit keine Aufnahme finden. Dazu kommt ihre hussitische Gesinnung, die sie zum unsäglichen Schmerze der Römlinge im Prager Stadtrate den Beschluß fassen ließ, auf dem Neustädter Ringe zu Prag ein Husdenkmal zu errichten. Eine slawisch-klerikale Mehrheit im neuen Reichsrate erscheint somit ausgeschlossen. Die deutschen Parteien kehren in alter Stärke in das Abgeordnetenhaus zurück, darunter als die stärkste die „vereinigte deutsche Linke" mit etwa 108 Ab-

*) In Rom, wohin Dr. Rieger sich zur Erholung von seiner Wahlniederlage zurückgezogen hat, wohnte er mit seiner Frau einer vom Papste selbst celebrirten Messe bei und empfing hernach aus der Hand Sr. Heiligkeit die Kommunion. In der darauf folgenden Audienz sagte Leo XIII. zu Rieger, er wisse sehr wohl, daß seine Frau eine Tochter des berühmten Geschichtsschreibers Palacky und daß sie vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetreten sei. Der Papst soll außerdem sein Bedauern über die neuhussitische Bewegung in Böhmen und über das beabsichtigte Husdenkmal ausgesprochen haben.

geordneten. Letztere würde vereinigt mit den gemäßigten Deutschen des Zentrums und den 57 Mitgliedern des Polenklubs die Mehrheit bilden, wozu mindestens 177 Stimmen erforderlich sind. Graf Taaffe hat sich zu einer bestimmten Mehrheitsbildung noch nicht entschlossen, sondern wird es vorläufig mit einer Mehrheit „von Fall zu Fall" versuchen.

Die Klerikalen machten gewaltige Anstrengungen, um den Alttschechen in Böhmen zum Siege zu verhelfen, und rührend sind die Klagelieder, die sie wegen des Verlustes ihrer getreuesten Bundesgenossen anstimmen. Der Wahl-Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe schlug zwar einen versöhnlichen Ton an, aber verfocht doch die Meinung, daß die Geistlichen in den Wahlkampf einzugreifen haben, da die Rechte der Kirche bedroht seien, und daß Religion und Politik nicht zu trennen seien. In Böhmen hielten die katholischen Geistlichen von der Kanzel herab Wahlpredigten, in denen sie vor den Jungtschechen, den Verrätern der Kirche, warnten und die Wahl der alttschechischen Kandidaten empfahlen. Feierliche Gebete zur Erzielung guter (d. h. klerikaler) Wahlen wurden ausgeschrieben, ja an einzelnen Orten stellte man sogar das „Allerheiligste" (die Monstranz mit der Hostie) zur öffentlichen Anbetung aus, damit das gläubige Volk davor um günstigen Ausgang der Wahlen bitte. Noch toller gestalteten sich die Wahlumtriebe der Klerikalen gegenüber den deutschen Parteien in den Alpenländern. In einer katholischen Kirche Wiens wurden Heiligenbilder verteilt, deren Rückseite die Aufforderung zur Wahl nur solcher Abgeordneten enthielt, die für die Einführung der katholisch-konfessionellen Volksschule stimmten. In Obersteiermark erklärte ein Kirchenpropst, Herrn X aus dem Grunde zu wählen, weil er sich alljährlich an der Wallfahrt nach dem Luschariberge beteilige und dabei das Amt eines Vorbeters versehe. Ein katholischer Geistlicher machte es in einer Fastenpredigt den Männern zur Pflicht, in der österlichen Beichte anzugeben, wen sie gewählt hätten. Der Pfarrer von St. Johann in Kärnten schmähte den politischen Gegner der Klerikalen derart, daß er wegen öffentlicher Beleidigung zu einer Geldstrafe von 150 Gulden verurteilt wurde. In Bruneck in Tirol hielt ein Kapuzinermönch eine Fasten-Wahlpredigt, in der er den liberalen Kandidaten mit Barrabas, den klerikalen mit Christus verglich; zwischen Christus und Barrabas hätten die Gläubigen demnächst zu wählen, die Entscheidung könne für sie nicht zweifelhaft sein. Der Linzer Tagespost wird über den Mißbrauch in der Kirche aus dem Hausruckwalde in Oberösterreich berichtet:

Die Schimpfereien bei den Predigten in der Kirche, welche vor den Wahlen den höchsten Grad erreicht haben, dauern auch nach den Wahlen ungeschwächt fort. Fortwährend regnet es von der Kanzel Hohn und Fluch auf alle, welche nicht durch Dick und Dünn mit den Klerikalen laufen; die Liberalen, so wird von der Kanzel gedonnert, stammen von Luzifer, sind Kinder des Teufels, kennen keine Nächstenliebe, sind wie die Raubtiere u. s. w. So wird in allen Kirchen von der Kanzel losgelegt, die Katholiken mit selbständiger Denkungsart werden förmlich aus den Kirchen hinausgetrieben, und alle, welche sich in der Kirche nicht ärgern und nicht von der Kanzel hauptsächlich nur Schimpfereien hören, sondern sich in einer Kirche wirklich erbauen wollen, müssen oft einen weiten Weg in die nächste evangelische Kirche oder in die altkatholische Kirche in Ried machen. . . . .

Zwei bemerkenswerte Thatsachen, die anläßlich der letzten Reichsratswahlen besonders hervortraten, wollen wir noch erwähnen. In Wien vollzogen sich die Wahlen unter dem Zeichen der Abkehr vom politischen und wirtschaftlichen Liberalismus, indem in den meisten Bezirken der Reichshauptstadt Antisemiten verschiedener Schattirung gewählt wurden, darunter auch Prinz Liechtenstein, der im neuen Abgeordnetenhause einen sogenannten „christlich-sozialen" Klub gründen will. Die breiten Schichten des Volkes in Wien wissen wohl, was sie nicht wollen, aber nicht, was sie wollen. „Denn sie waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben." Das Volk wirft sich jedem Manne, der ihm Rettung aus den drückenden sozialen Verhältnissen verspricht, in die Arme. Weiter müssen wir mit Besorgnis das starke Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen im Wiener, Reichenberg-Gablonzer, Warnsdorfer und Rumburger Bezirke feststellen, die sich alle auf Dr. Adler, den Führer der österreichischen Arbeiterpartei, vereinigten. Dr. Giskra hat vor zwanzig Jahren behauptet, nur im deutschen Reiche kenne man die Sozialdemokratie.



„Bei Bodenbach hört die soziale Frage auf." Diese Behauptung ist heute nicht mehr wahr, denn wäre in Oesterreich das allgemeine Wahlrecht eingeführt, so säßen bereits sozialdemokratische Abgeordnete im Reichsrate. Die Sozialdemokratie schließt für die Deutschen in Böhmen eine doppelte Gefahr in sich. Nicht nur daß die sozialdemokratischen Arbeiter deutschen Stammes die kirchlichen und staatlichen Einrichtungen umstürzen wollen, sie schwören auch der Internationale zu und werden so, während die tschechischen Arbeiter national bleiben, in gemischtsprachigen Bezirken Verräter an ihrem Volke.

Die Zeichen der Zeit haben die deutschen Parteien wohl erkannt, da sie in ihren Wahlaufrufen dem kräftigen Ausbau der Sozialreform auf der bereits gelegten Grundlage entschieden das Wort redeten. Freilich ist dieser Sozialismus nicht auf dem Boden des praktischen Christentums erwachsen, das die Sorge für die Armen als Pflicht christlicher Nächstenliebe lehrt, sondern vielmehr durch die drohende Machtstellung der besitzlosen Klassen hervorgerufen worden, die ihren gerechten Forderungen immer größeren Nachdruck verleiht. Dem deutschen Volke in Oesterreich thut eine kräftige und einige Nationalpartei not, die die Sozialreform in evangelisch-christlichem Geiste auf ihre Fahne geschrieben hat. Aufgabe dieser Partei wäre es, nach Beilegung des so unfruchtbaren Nationalitätenstreites selbst im Verein mit slawischen Parteien die dem Staate dringend notwendige Sozialreform durchzuführen. Freilich wird das wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben, denn bisher hat das Betonen des christlichen Moments noch bei jeder Partei zur Annäherung an die Ultramontanen geführt zum großen Schaden des deutschen Volkes, denn deutscher und römischer Geist schließen einander auch in Oesterreich aus. A Schm

## Bücher und Schriften

**(Bessers Bibelstunden)** Auslegung der heiligen Schrift fürs Volk. Neue Ausgabe zu ermäßigtem Preise, 40 Mark statt 66 Mark 20 Pfennig. Halle, Mühlmann.

Es ist ein alter Freund aus unsern Kindertagen, der liebe Vater Besser, der wieder einmal einen Rundgang angetreten hat, um die Häuser, in denen man ihn schon lange gern gesehn, aufs neue zu begrüßen und, wills Gott, auch neue Freunde zu den alten hinzuzugewinnen. Aber sind sie nicht doch vielleicht schon veraltet, diese Besserschen Bibelstunden, diese Leidens- und Herrlichkeitsgeschichte, dieses Evangelium St. Lucä und St. Johannis, seitdem sie vor einer Reihe von Jahrzehnten zum erstenmale ausgegangen sind? Nun, wir denken, es soll auch an ihnen das schöne Wort der Hoffnung sich bewähren, das der verewigte Verfasser in sinniger Weise den Namen der beiden ehrwürdigen Männer beigefügt hat, denen die Leidensgeschichte gewidmet ist: „Wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein" (Ps. 92, 15). Freilich ist seit dem ersten Erscheinen der Bibelstunden nicht umsonst ein so reiches Maß ernstester Arbeit auf die Erforschung der Schriftwahrheit verwandt, und viele auch von denen, die in der Hauptsache dem Verfasser der Bibelstunden sich innerlich verwandt fühlen, sind doch in so mancher Hinsicht zu andern Anschauungen gedrängt und sind gewiß, in ihnen ein tieferes, volleres Verständnis der heiligen Wahrheit Gottes und der Herrlichkeit des Herrn gefunden zu haben. Manches werden sie an den Besserschen Bibelstunden vermissen, manches wird ihnen befremdlich erscheinen.

Schon die Art, wie sie meist Satz für Satz, Wort für Wort dem gerade zur Betrachtung vorliegenden Schrifttexte nachgehn, schon diese glossirende Weise der Auslegung wird ihnen nicht mehr in vollem Maße genügen. Erschwert sie doch eben ein zusammenhängendes, einheitliches Erfassen des Wahrheitsinhalts eines Schriftabschnittes und ermöglicht dagegen nur allzu sehr seine Auslegung von fremdartigen, vorgefaßten dogmatischen Gesichtspunkten und Anschauungen aus. Immer allgemeiner hat man die Notwendigkeit erkannt, daß man solch einen Schriftabschnitt als Ganzes auf sich wirken, sich das „Thürlein" weisen lassen müsse, welches in die Herzkammer seines Lebens führt, um dann von hier aus allmählich zum Verständnis des ganzen Gedankenganges vorzudringen.

Vor allem aber wird man das Bedauern nicht unterdrücken können, daß die Ergebnisse der neuern Bibelforschung doch gar zu prinzipiell ignorirt worden sind, und wird es schmerzlich empfinden, daß die Aeußerungen über und wider den Unglauben oft auch gemeint sind gegen solche, die diesen Resultaten sich nicht haben verschließen können und die doch, wie oft! nur nach heißen Kämpfen, unter mühsamem Verzicht auf nur zu gern gehegte Ueberzeugungen allein um der Wahrheit und des Gewissens, ja um der Ehre Gottes und der Herrlichkeit ihres Heilands willen ihnen zugestimmt haben. Ganz gewiß ist nicht leicht etwas so dringend zu wünschen, als daß bald von berufener Hand es versucht werden möchte, im Geiste der neuern Theologie die Gemeinde in das Verständnis der wichtigern biblischen Schriften einzuführen. Nicht leicht würde etwas so sehr im stande sein, sowohl

einerseits den „Aufrichtigen“ unter denen, die an dem heiligen Werte der Schrift irre geworden sind, diese wieder lieb zu machen, wie anderseits auch vielen von denen, die in jeder Abweichung von der kirchlichen Tradition einen Angriff auf das Heiligtum ihrer Seele sehen, es zur Erkenntnis zu bringen, daß auf einem ernsten Wahrheitsstreben allewegc der Segen Gottes ruht.

Aber einmal sind jene Aeußerungen in den Besserschen Bibelstunden doch verhältnismäßig selten und von wohlthuender Milde, sind, wie es sein muß, mehr Klagen als Anklagen, und sodann bleibt sie zuletzt uns ja immer verehrungswürdig, diese Scheu, auch nur das Geringste aufzugeben, was man für ein unantastbares Kleinod Gottes hält, ob wir auch zuweilen ein Lächeln nicht zurückhalten können, mit welch fast kindlicher Harmlosigkeit der Verfasser der Bibelstunden über Schwierigkeiten hinwegkommt, in denen sich uns die ernstesten Probleme in den Weg stellen. Der Geist, der darin sich kundgiebt, ist doch derselbe Geist demütiger Beugung vor dem Heiligen, rückhaltloser Hingebung an das, was man als den ewigen Hort und Halt des Menschenlebens erkannt hat, derselbe Geist, in welchem auch wir das eigentliche Wesen, das A und O aller Frömmigkeit sehen und suchen. Und es ist ja doch auch uns so gut wie dem Verfasser der Bibelstunden und ihm so gut wie uns dieser Fels unsers Heils, dieser Hort unsrer Zuversicht nichts andres als die unter niedern Hüllen verborgne Herrlichkeit Jesu Christi, unsers Herrn, nichts andres als das Gnadenwunder des Kreuzes auf Golgatha.

Aber freilich, wer nun erwartet, daß auf Grund und in Kraft dieser Frömmigkeit von den Bibelstunden ein entschiednes, hoffnungsfrohes, siegesgewisses Eingreifen in die Fragen und Aufgaben, die unsre Zeit bewegen und in Anspruch nehmen, eine weitherzige, die ganze Persönlichkeit einsetzende Teilnahme an allen Seiten, allen Interessen und Bedürfnissen des Menschen-, Volks- und Weltlebens vertreten werde, daß aus dem Worte der Schrift, des Evangeliums die Antriebe und Fingerzeige gewonnen und durch dasselbe die Stimmung und Gesinnung gepflegt werde, wie ein jeder auf seinem bescheidnen Platze sein bischen Christentum bethätigen solle im Geiste jenes schönen Uhlandschen Wortes: „Wills einer merken lassen, daß er mit Gott es hält, so muß er keck erfassen die arge, böse Welt,“ der wird von den Bibelstunden nicht völlig sich befriedigt finden. Das Christentum, das in ihnen sich ausspricht, ist das Christentum jener stillen Kreise, die am liebsten von aller Berührung mit der Welt scheu sich zurückziehen, aber — das ist gewiß — um dann mit ganzer Innigkeit dem Dienste des Herrn, so wie sie ihn kennen und verstehen, sich hinzugeben.

Die Besserschen Bibelstunden sind aus der tiefen, andachtsvollen Versenkung eines frommen Herzens in das Wort der heiligen Schrift herausgeboren. Schlicht und einfach, warm und herzlich ist die Sprache; die Negation, der Streit mit dem „Unglauben,“ ja auch der Kampf wider die Sünde tritt zurück hinter der Fülle des positiven Zeugnisses von dem Reichtum der Gnade Gottes in Christo. Niemand wird in stillen Stunden ohne gesegneten Gewinn sie in die Hand nehmen, wenn er nichts andres in ihnen sucht, als sie bieten wollen. Vor allem den Geistlichen werden sie immer wieder zu Dank verpflichten, auch abgesehen von der heilsamen Beschämung, der mahnenden Anregung, welche die seltene Belesenheit in der heiligen Schrift wie in der reichen aktetischen Litteratur der Väter, von der die Besserschen Bibelstunden solch schönes Zeugnis geben, ihm bringen kann.

So ist denn die neue Ausgabe der Bibelstunden jedenfalls ein schönes Denkmal auf das Grab des verewigten, ehrwürdigen Verfassers, ein Denkmal, das dafür sorgen wird, daß sein Gedächtnis in Segen bleibt.

D-K

**(Christusreden)** Predigten von D. E. Chr. Achelis, Professor der Theologie an der Universität Marburg. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1890. VI, 239 S. 4 Mk. Christusreden — ein sonderbarer Titel! Ist er effekthascherisch? Sind denn nicht alle christlichen Predigten Christusreden? Sie sollten jedenfalls sein! Wer diese (27) Predigten liest, wird den Titel verstehen und — billigen. Da ist Christus wirklich das A und das O; da empfängt jede Frage des Glaubens, Lebens und Zweifelns von ihm ihr Licht und ihre Antwort; da ist eine Tiefe und Kraft von Gedanken, die Christus geboren hat. Wir wissen, was damit gesagt ist, aber es ist nicht zu viel damit gesagt. Daß es akademische Predigten sind (mit Ausnahme wohl nur der 14ten), wie die frühern Sammlungen von Achelis, verbirgt sich nicht in Anlage und Ton der Predigten; doch scheint uns trotzdem der Stil da und dort zu schwerfällig, insbesondre der Gebrauch von Substantiven (dieses gefährliche Charakteristikum moderner Prosa) zu reich. Und auch der Gedankengang, so fein und streng er ist, zeigt nicht durchweg die wünschenswerte Uebersicht. Strengste Einheitlichkeit und Begrenztheit des Themas — einigemale schier gar zu pointirt (z. B. Nr. 2: Der Christenglaube ist die Christenhoffnung) — sind Hauptvorzüge.

Die Haltung der „Reden“ ist oft apologetisch im höchsten Sinn, nicht im Sinn jenes Imponirenwollens damit, daß auf der Kanzel auch Weisheit weltlicher Art geboten wird, auch nicht in bezauberndcr Schönrednerei, nein, immer bleibt dem Prediger gegenwärtig, welch ein heiliges und zartes Ding es ist um das Evangelium (vgl. Nr. 22: Jede Predigt des Evangeliums ist eine Passionspredigt). Wie fein und klar kommt z. B. der Unterschied zwischen der Christenhoffnung und der natürlichen Vergeltungslehre, zwischen dem Christenglauben an ein ewiges Leben und der natürlichen Unsterblichkeitslehre (2, 15, 25), zwischen dem natürlichen und dem christlichen Glauben an Gottes Allwissenheit (3), zwischen natürlicher und christlicher Liebe und Barmherzigkeit (9), zwischen natürlicher Verehrung der heiligen Schrift, was auch die sogenannte orthodoxe sein kann, und christlicher Wertung derselben zur Erörterung! Und was die Hauptsache ist: hier spürt man, daß der Prediger einsieht für jedes Wort — eine so selbstverständliche, aber nicht immer erfüllte Erwartung von Hörer wie Leser! Wahrhaftig und keusch sind diese Predigten. In Nr. 2, 15, 25 wird die individuelle Seite der Lehre von der christlichen Hoffnung, in Nr. 4, 5, 16, 19 das Gebet in einer Weise behandelt — nicht lehrhaft im üblen Sinn, aber so, daß Theologen wie Laien mehr draus lernen als aus mancher Dogmatik.

Doch wir wollen keine einzelnen aus dem Kranze herausnehmen! Studenten, jungen Theologen und Geistlichen insbesondre mögen sie recht herzlich empfohlen sein: das Lesen und Studiren dieser Predigten wird nicht zu trägem und oberflächlichem Benutzen, sondern zu gründlicher und gewissenhafter Verarbeitung anleiten; und in dieser Hinsicht möchten wir sie, wenn sie auch an den überwältigenden Gehalt und Zauber der Karl Immanuel Nitzschschen Predigten nicht hinanreichen, doch in die Linie von Nitzsch und Richard Rothe stellen!

H-T

**(Am Kreuz)** Ein Passionsroman aus Oberammergau von Wilhelmine von Hillern. Stuttgart, Union (Deutsche Verlagsanstalt), 1890. Ich glaube, daß mit langen Artikeln über diesen zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Roman demselben zu viel Ehre angethan ist. Denn jeder Leser von gesundem ästhetisch-ethischem Gefühl muß diese Mißgeburt aus sinnlicher Brunst und übersinnlicher Religionsschwärmerei ablehnen.

Und gar das armselige Totenhemdchen dieser Mißgeburt: eine Art christlich-vernebelter, heidnisch-natursymbolischer, mythologischer, aber nichts weniger als logischer Religionsphilosophie, wobei — sehr bezeichnend — Danaë, Leda, Europa und ähnliche Halbweltdamen aus dem Zeusmythenkreise nicht bloß einmal Gevatter stehen. Schmerzlich wird man auf Schritt und Tritt an den so rasch verflossenen Auerbach mit seinen unwahren, philosophirenden Bauern erinnert. Nur daß Auerbachs Philosophie gegenüber der Hillernschen ein Muster von Klarheit ist, und Auerbachs unwahrscheinlichste Bauern noch Muster von Glaubwürdigkeit sind gegenüber den Hillernschen Oberammergauern. Da ist aber auch alles, jeder Satz, jeder Gedanke dieser Bauern unwahr, unmöglich. Und selbst wenn der Held, der Christus-Mayer, auf ammergauisch die Gräfin-Geliebte „Weibi“ und „Täuble“ anflötet, klingts lächerlich. Heiterkeitsausbrüche des Lesers über diese Dinge werden nur von dem Ekel an der ganzen durch und durch unwahren, nicht gefühlten, sondern auspintisirten Geschichte niedergehalten. Was den Vorwurf der Frivolität, der dem Roman so vielfach gemacht wurde, betrifft, so ist zu sagen: Frivolität ist einer der subjektivsten Begriffe, den es giebt. Was für Tausende nicht frivol ist, ists für einen, und umgekehrt. Daß es der Verfasserin offenbar bittrer Ernst ist mit ihrem religiösen Meßbudenkram, entwaffnet jeden Vorwurf subjektiv gewollter Frivolität, mag man die objektive Frivolität auch hergehoch angehäuft finden. Viel schwerer wiegt der Vorwurf der Sinnlichkeit, und zwar jener halb verschleierten, familienjournalfähigen Sinnlichkeit, die noch zehnmal empörender ist, als die vom Gericht zu Leipzig im vorigen Jahre, gelegentlich der Anklage gegen einige Realisten, verurteilte.

Wunderbar ist, wie sich die Verfasserin über die Wirklichkeit wegsetzt. Es heißt doch dem unbefangensten Romanleser Haarsträubendes zugemutet, wenn er weiß, daß die Vorstellungen in Oberammergau stets ohne Störung verliefen, daß der Christus-Mayer 1880 und 1890 seine Rolle zu Ende spielte, daß derselbe Mayer in Oberammergau heute noch als biederer Familienvater lebt, — und der Leser nun glauben soll, dieser selbe Mayer sei einmal mit der Gräfin Wildenau plötzlich mitten in der Spielzeit durchgegangen, sodaß die Spiele abgebrochen werden mußten; er sei darauf — doch wozu den Gang dieses Romans auch nur skizziren! Genug an dem Gesagten!

Nur zwei Dinge werden mich wundern: einmal wenn dieser Roman nicht nach der jetzt herrschenden Mode binnen kurzem eine Parodie hervorbringt; denn er fordert durch seine Unnatur förmlich dazu heraus. Einen Anlauf dazu hat bereits Wyl in seiner Schrift: „Der Christus-Mayer“ genommen. In diesem Buche findet sich auch eine der Verfasserin in den Mund gelegte verunglückte Verteidigung des Romans. Und fürs andre solls mich wundern, wenn die Verfasserin ihn nicht für die Bühne bearbeitet hat; denn ganze Romane mit ihrem Theaterpathos scheinen lediglich für die Bühne, und zwar für die Bühne des erborgten Scheins, der jede innere realistische Wahrheit fehlen darf, geschrieben zu sein.

Zu allem hin weist der Roman auch ganz bedeutende Mängel lediglich vom Standpunkt der schriftstellerischen Mache auf. Was vielleicht in einer kurzen Idylle, in einem Traum, in einer Phantasie zu ertragen gewesen wäre: als zweibändiger „Roman aus Oberammergau“ ist es unerträglich. Und auch als Roman ist die Geschichte viel zu lang geraten und stellenweise recht langweilig. Und wo die Verfasserin recht packen will, da arbeitet sie mit den allergewöhnlichsten Romanmitteln und hundertmal verbrauchten Roman- und Rührstückphrasen.

R W-M

## Verschiedenes

**(Ein Sittenbild)** Charakteristisch für die Gesinnung und den Ton, die in weiten Kreisen unsrer Sportsleute herrschen mögen, ist ein Feuilleton der Nummer 36 der „Sportswelt,“ der in Berlin erscheinenden „Tageszeitung für Sport und gesellschaftliche [es ist wohl die sogenannte gute Gesellschaft gemeint?] Interessen.“ Dort schildert ein Sportsmann, der früher auch einmal studirt zu haben bekennt, ein Armeerennen zu Zeiten Homers — gewiß auch für unsre gerade akademisch gebildeten Leser ein anziehender lustiger Gedanke.

Aber der Feuilletonist der „Sportswelt,“ ein Herr A. C. Strahl,

führt ihn nicht nur anziehend, sondern auch sehr anzüglich aus. Er erzählt: „Wenn in der Saison die sportlichen Ereignisse sich in so rascher Folge ablösen, daß man fast Mühe hat, sich immer auf dem Laufenden zu halten, so verläuft der Winter dafür um so ruhiger. Der Klub, die Diners, die Premiere haben ja auch ihren Reiz, aber die Rennplätze sind einsam, und die Neuigkeiten in den Fachblättern fließen nur spärlich. Da kommen denn Zeiten, zu welchen man kaum weiß, was man mit den Nachmittagen anfangen soll, die man sonst in Hoppegarten, Charlottenburg und Westend, oder in Hamburg, Hannover, Baden-Baden zu verleben pflegte.“

An einem solchen öden Nachmittage fällt ihm zufällig Homers Ilias in die Hand, und er entdeckt im dreiundzwanzigsten Gesang, Vers 257, den ersten Rennbericht der Weltgeschichte. Und den schildert er nun:

„Zuerst wird uns Achilleus als Proponent des Rennens vorgestellt. Er

»Hemmte das Volk und hieß es in weitem Ringe sich setzen.«

Dann ließ er feierlich die Rennpreise ausstellen. Es waren deren im ganzen fünf (Vers 262—70):

Dem Ersten: »Ein Weib, untadelig, kundig der Arbeit,« und eine Bowle für zweiundzwanzig Maß.

Dem Zweiten: Eine sechsjährige Stute, tragend.

Dem Dritten: Eine goldene Bowle für vier Maß.

Dem Vierten: Zwei Talente Gold (das sind 9000 Mark).

Dem Fünften: Ein Doppelgefäß.

— Alle Achtung! Lockende Preise! Es müssen dem Rennkomitee recht bedeutende Mittel zur Verfügung gewesen sein. Leider läßt uns Homer im Unklaren darüber, aus welchen Fonds die Gelder geflossen sind. Schade! Man hätte vielleicht von den alten Griechen lernen können. Sind doch heutzutage nur wenige Rennen, in denen für den Ersten 9000 Mark ausgesetzt sind, und dort erhält der Vierte noch diese Summe! Wenn man aber aus der Höhe dieses Preises einen Rückschluß auf die Beschaffenheit des ersten zieht, so wird man sich eine ungefähre Vorstellung machen können, wie — »untadelig« das Weib gewesen sein muß. Wir wollen zu seiner Ehre annehmen, daß Achilleus, dem doch gewiß die Auswahl zufiel, Geschmack besessen hat. Ein Jammer übrigens, daß man von derartigen Preisen abgekommen ist. Wie wäre es mit der Neueinführung solcher — »Ehrenpreisjungfrauen«? Ich glaube, auch unsre Herrenreiter würden keine Kostverächter sein.“

Zu der Roheit der Gesinnung, mit der hier Menschenwürde in den Schmutz gezogen wird, steht es in bezeichnendem Einklang, wie dieselbe Nummer von einem Pferde Anteo, „dem großen Sohne seines großen Vaters Elektioncer,“ ehrfurchtsvoll berichtet. Das Bedeutsamste und Traurigste ist, daß, wie die anderthalb enge Spalten füllenden Nachrichten vom Hofe und aus „der Gesellschaft“ zeigen, sich der Leserkreis dieses Blattes aus den Reihen der sogenannten „Gesellschaft“, den Edeln und Edelsten des Landes zusammensetzen und sehr zahlreich sein muß, da die Auflage des Blattes 20 000 Exemplare beträgt. Hoffen wir, daß der Wechsel in der Redaktion, den soeben die Zeitungen melden, künftig derlei Aergernis verhütet, wie wir es eben rügen mußten. P G

**(Evangelische Prinzessinnen in Rußland)** Die Kreuzzeitung macht in Nummer 154 dankenswerte Mitteilungen über das Schicksal deutscher Prinzessinnen, die russische Prinzen geheiratet haben. Ein trauriges Bild löst das andre ab. Um den Preis ihres Glaubenswechsels hat sich die eine oder die andre ein erträglicheres Los erkauft; in die Reihe dieser Konvertitinnen tritt demnächst, wie bekannt, die Gemahlin des Großfürsten Sergei, Prinzeß Elisabeth von Hessen ein. Die Schmach, daß der Großherzog von Hessen, oberster Bischof der hessischen Landeskirche, den feierlichen Glaubenswechsel seiner Tochter, wie gemeldet wurde, durch seine Gegenwart verherrlicht, wird uns hoffentlich erspart bleiben. Von der edlen Mecklenburgerin, die zuerst den Bann brach und bei ihrer Vermählung evangelisch blieb, heißt es a. a. O.: „Großfürstin Maria Pawlowna, Tochter des verstorbenen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, ist an Großfürst Wladimir, den ältesten Bruder Kaiser Alexanders III. vermählt. Die letzten Jahre haben die beiden Gatten näher zusammengeführt, doch leidet die schöne Großfürstin schwer unter den niederträchtigen Verleumdungen und Verfolgungen, welchen sie durch die vornehme russische Gesellschaft ausgesetzt ist, die es ihr nicht vergeben kann, daß sie als erste den Mut hatte, bei ihrer Vermählung dem evangelischen Glauben treu zu bleiben. Es ist gar nicht zu schildern, welche Lügen gemeinster Art gegen den in Wahrheit unantastbaren Ruf der Großfürstin ersonnen und verbreitet werden und wie man sie in jeder Beziehung angreift. Ging man doch vor einigen Jahren so weit, sie als Landesverräterin zu brandmarken, mit der Behauptung, sie verrate an Fürst Bismarck allerlei Geheimnisse.“ U. s. w.

Die Kreuzzeitung schließt mit folgender Betrachtung, der wir nichts mehr wünschen, als daß sie an unsern protestantischen Fürstenhöfen Verständnis finden möge: „Nach den neuesten Gesetzen muß jede Fürstin bei ihrer Vermählung mit einem Großfürsten den griechisch-orthodoxen Glauben annehmen. Werden sich wirklich noch deutsche Fürstentöchter hierzu bereit erklären, selbst wenn es sich um den Glanz der einstigen Zarenkrone handelte? Katholische Fürstinnen aus dem Hause der Habsburg und Bourbon würden jedenfalls niemals hierin willigen, wie sie es auch bisher niemals gethan.“

**(Das Wolfer Waisenheim für evangelische Diasporapflege)** Nachdem in Nr. 9 der Chronik der Christlichen Welt kurz über die Begründung der oben genannten Anstalt und ihren Zweck berichtet worden ist, wollen die nachfolgenden weiteren Notizen versuchen, die Leser der Christlichen Welt zu thatkräftiger Unterstützung des neuen Unternehmens anzuregen.

Von der Bedeutung dieses Heims im allgemeinen braucht vor protestantischen Lesern, die eine auch nur geringe Bekanntschaft mit der rücksichtslosen Bekehrungssucht der römischen Kirche besitzen, nicht gesprochen zu werden. Nur auf das dringende Bedürfnis und die hervorragend günstigen Bedingungen, die für die Einrichtung eines Waisenheims für evangelische Diasporapflege in Wolf an der Mosel bestehn, soll hier hingewiesen werden. Das neue Unternehmen tritt in die Welt gerade in dem Augenblicke, da die verwandte, gleichen Zwecken dienende Anstalt Godesheim in Godesberg den an sie gerichteten Wünschen um Aufnahme nicht mehr Genüge leisten kann, ohne kostspielige Neubauten, die eine erhebliche Schuldenlast mit sich führen würden, ins Werk zu setzen. Mit größter Bereitwilligkeit nahm daher Godesheim das Anerbieten des Wolfer Pastors Berenbruch an, in gewissem Sinne Godesheim zu entlasten und in Wolf eine Tochteranstalt zu demselben Zwecke zu begründen, wenn Godesheim dieser zunächst seine Hilfe leihen wollte.

Die Verhältnisse liegen in Wolf ganz besonders günstig. Vor allem scheint die neue Anstalt in ihrem Leiter, Pastor Berenbruch, eine hervorragend für diesen Zweck begabte Kraft zu besitzen. Bei der kleinen Gemeinde seines Ortes ist dem Herrn Pfarrer leicht möglich, einen großen Teil seiner jugendlichen frischen Arbeitskraft dieser hochwichtigen Sache zu widmen. Aber auch die äußern Verhältnisse liegen darum besonders günstig, weil in Wolf ein geräumiges Haus zu billigem Preise verfügbar war und sofort der richtige Mann als Hausvater gefunden werden konnte. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist auch der Umstand, daß Wolf selbst, im Unterschiede von der weitern, überwiegend, wenn auch nicht ausschließlich katholischen Umgebung, ebenso wie einige der nächsten Nachbarorte fast ganz evangelisch ist. Mit diesen wenigen Orten bildet Wolf eine evangelische Enklave in der sonst katholischen Mosel- und Eifelgegend.

Obwohl die neue Anstalt erst seit wenigen Wochen besteht, sind ihr schon fünf Knaben und ein Mädchen zugeführt worden. Die Aufnahme von weiteren drei Kindern steht unmittelbar bevor. Angesichts der zahlreichen Anmeldungen von Kindern in Godesberg, die dort unmöglich alle berücksichtigt werden können, kann in sichere Aussicht genommen werden, daß sich auch die neuen Heimatsräume in Wolf noch vor Abschluß dieses Jahres werden gefüllt haben. Hilfe — und vor allem jetzt im Anfang schnelle — thut dem jungen Unternehmen darum dringend not, wenn es seinen schönen, für unsre evangelische Kirche so bedeutsamen Zweck erfüllen soll. Es ist zu hoffen, daß auch die Leser der Christlichen Welt ihr warmes Interesse dieser Anstalt zuwenden und durch reichliche Gaben zu ihrem Blühen und Wachsen beitragen werden. (Die Redaktion wird Gaben gern vermitteln.) Gr

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 15 der „Chronik der Christlichen Welt“**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gott schenkte uns heute einen gesunden Sohn.

Clenze, 1. April 1891.

**Bornemann**, Pastor und Frau
Maria geb. Jantzen.

Soeben erschien in meinem Verlag:

**Kaiser**, P., Pfarrer an St. Matthaei in Leipzig. **Für Zeit und Ewigkeit.** Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Dritte Auflage. Gr.-8°. Geh. 6 Mk. Geb. 7,50, in Goldschn. 9 Mk.

— **Von Kind auf!** Christliche Reden an die liebe Jugend, den Kindern und ihren Freunden nach der Ordnung des Kirchenjahres gehalten. 1. Heft. Gr.-8°. Geh. 80 Pfg.

**Oehmke**, Fr., Seminarlehrer in Cammin. **Die fünf Hauptstücke des lutherischen Katechismus.** Dritte Auflage. Gr.-8°. Geh. 4,50 Mk. Geb. 5,50 Mk.

**Gotha.** Gustav Schloeßmann.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

SCHILLERS WERKE

Herausgegeben von F. A. Krais. Auswahl in 5 Leinenbänden M. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—.

Die schönste Ausgabe.

GOETHES WERKE

Herausgegeben von Adolf Stern. Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

BALLADENBUCH

Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

VATERLANDSLIEDER. Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas“**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 16** **Leipzig, den 16. April** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Luther über geistliches Regiment — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 10. Was man so Charakter nennt — Rom und die Romantik: 4. Romantik und Protestantismus — Der Evangelisch-soziale Kongreß — Ueber die Frauenfrage — Evangelische Gedanken zur Judenfrage: 2. Das Volk Israel und das moderne Judentum — Verschiedenes: Bittere Wahrheiten; Eine Enttäuschung — Zur Nachricht — Anzeigen


## Luther über geistliches Regiment

Regieret jemand, so sei er sorgfältig. Röm. 12, 8.

Dies Regieren oder Fürstehen ist auch noch alles von gemeinen Aemtern der Christenheit zu verstehen, nicht von den weltlichen Fürstehern, als da sind Hausherren und Fürsten, sondern von denen, die der Christenheit fürstehen; wie er sagt 1. Tim. 3: Wer seinem eigenen Hause nicht weiß fürzustehen, wie will derselbige der Gemeine Gottes fürstehen? Dies sind nu diejenigen, so über alle Aemter sehen sollen, daß die Lehrer ihres Amtes warten und nicht säumig seien, daß die Diener das Gut recht austeilen und auch nicht laß seien, die Sünder strafen und in Bann thun, und so fortan zusehen, daß alle Aemter recht gehen. Das sollt der Bischöfe Amt sein. . . .

Diesen gebührt sonderlich, daß sie sorgfältig seien, nicht für sich selbst (welches Christus Matthäi am Sechsten verbeut), sondern für die andern, daß es eine Sorge der Liebe und nicht des Eigennutzes sei. Denn weil einem solchen gebührt auf alles Amt zu sehen, und soll alles handhaben und treiben, und alles an ihm liegt, wie es am Fuhrmann liegt, daß Pferd und Wagen gehen, so muß er nicht säumig, schläferig, noch laß, sondern wacker und sorgfältig sein, obgleich alle andre säumig und nicht sorgfältig wären: denn wo er laß und säumig sein will, so wird der andern Aemter gar keins nicht frisch sein, und wird zugehen, als wenn der Fuhrmann auf dem Wagen schläft und läßt Pferd und Wagen gehen, wie es von ihm selbs gehet; da ist kein Guts zu warten noch zu hoffen, sonderlich in solchen fährlichen Straßen und Wegen, als die Christenheit zu fahren hat, unter den Teufeln, die sie alle Augenblick gerne stürzen und umbringen wollten.

Wie verkehret aber St. Paulus also die Ordnung, daß er das Regieren nicht oben und vornan setzt, sondern läßt die Weissagung vorgehen, darnach Dienen, Lehren, Ermahnen, Geben, und setzt das Regieren am allerletzten unter den gemeinen Aemtern, nämlich am sechsten Ort?*) Es hat der Geist ohne Zweifel gethan um des zukünftigen Greuels willen, daß der Teufel in der Christenheit würde eine lautere Tyrannei und weltliche Gewalt anrichten; wie es denn jetzt gehet, daß Regieren das öberst ist, und muß sich alles, was in der Christenheit ist, nach der Tyrannei und ihrem Mutwillen lenken. . . .

Wir aber sollen wissen, daß nichts höher ist, denn Gottes Wort, welches Amt über alle Aemter ist; darum ist das Regieramt sein Knecht, der es anregen und wecken soll, gleichwie ein Knecht seinen Herrn aufwecket im Schlaf oder sonst ermahnet seines Amtes. . . . Wiederum sollen die Lehrer und Weissager dem Regierer gehorsam sein und folgen und sich auch herunter lassen, auf daß also alle christliche Werk und Aemter eines [des] andern Diener seien, damit auch bleibe, das Paulus lehret: daß niemand sich der beste dünke und für den andern sich erhebe und mehr von ihm halte, denn zu halten sei; sondern lassen ein Amt und Gabe wohl edler sein, denn die andre, aber doch ein jeglicher dem andern damit diene und unterthänig sei. Also ist das Regieramt das geringste, und ihm sind doch die andern alle unterthan, und [es] dienet wiederum allen andern mit seinem Sorgen und Aufsehen.

Kirchenpostille, Erl. Ausg. Band 8, S. 27 f.

*) Vgl. die ganze Stelle Röm. 12, 6 ff., den Predigttext Luthers.

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 10. Was man so Charakter nennt

Ihr wollt, daß ich heute über Pharisäismus spreche?

Ich will es thun, aber sagt mir dann nicht nachträglich, ich sei lieblos gewesen, ich sei ein Pessimist, es sei nicht so schlimm, ich sollte doch nur an diesen oder jenen wackern Mann denken!

Aber ich traue euch nicht. Ihr könnt nicht anhören und prüfen. Ihr müßt euch für euern Traum vom Menschen wehren.

Laßt mich darum über etwas andres reden, was mir doch zur Zeit die Seele bewegt, etwas, das ihr unwidersprochen annehmen könnt.

Nicht wahr, wenn einer, der nicht in Florida, sondern in der reinen Luft eines Alpenlandes wohnt, niemals das Fieber kennen gelernt hat und nun seine Gesundheit rühmt, als habe sie den verborgnen Gegnern der körperlichen Kräfte Widerstand zu leisten gehabt, so kommt euch das lächerlich vor, und ihr erkennt sofort, daß er das Lob, das der großen Gunst der Verhältnisse gilt, eitel und kurzsichtig für sich in Anspruch nimmt. Nun, wie es euch da ergeht, so ergeht es mir, wenn ich jemand rühmen höre, daß er sich kein fremdes Gut angeeignet habe, daß er den Nachbar nicht um die hohe Erbschaft, die diesem zugefallen war, beneidet habe, daß er einen gewissen Stolz, eine ablehnende Fremdheit den Reichen gegenüber habe. Ich erfahre aus alledem nur eines: er hat nie die Not kennen gelernt. Wenn ihr einen andern rühmen hört, daß er die Ordnung selbst sei, die Gewissenhaftigkeit in Person, daß sein Wesen wie eine Uhr gestellt sei, daß er nie zu spät komme, daß sein Anzug wie sein Wesen wohl geordnet, wohl gehalten und ohne ein Stäubchen sei, so höre ich aus allem nur heraus: ein Mann ohne Phantasie, einer, den das lockende Spiel heiterer und in ihren Wirkungstrieben rasch zum Ausleben drängender Geisteskräfte niemals innerlich in Versuchung führen konnte.

Seht, meine Freunde, dahin bin ich gelangt: wenn die Welt mir einen Mann dringend wegen seiner Prinzipientreue empfiehlt, dann ist mein erster Gedanke, es fehle ihm am Gemüte, an jenem Gemüte, das wie eine liebende Frau schüchterne oder mutige Einwürfe und Warnungen wagt.

Ich ginge zu weit? Das sei übertrieben?

Ich spreche ja nicht von den durchgebildetern Charakteren, deren Bildungskämpfe der freundliche Gott gesehen hat, ich spreche von der falschen Beurteilung der Welt. Warum hat sie gleich das hochtönende Wort „Charakter" zur Hand, wenn sie Erscheinungen sieht, die auf vieles schließen lassen können, und unter hundert Fällen vielleicht auch einmal auf Charakter. Ist denn alles Gold, was goldnen Glanz hat?

Erzieht in euch den Mut, bei jedem Menschen, den euch die Welt als Charakter rühmt, sofort und ausnahmslos zu fragen: „Wo fehlt es ihm also? Welchen Mangel verwandelt ihm der blinde Riese mit dem Kinderverstand, das Publikum, zu einem Kompliment?"

Wie nun aber einer selbst dazu gelangt, in sich den „großen Charakter" fertig zu entdecken, das sah ich jüngst. Schon lange hatte ich erkannt, daß eine laute, eine mächtige, eine nicht zu ermüdende oder sehr wohlklingende Stimme sich, indem sie gebraucht wird, eine mächtige, moralische Schallverstärkung erzeugt. Nun konnte ich neulich ein sonderbares und höchst anziehendes Hinüber- und Herüberwerfen wachsender Ton- und Ueberzeugungsstärken wahrnehmen. Ich wohnte einem heftigen Wortstreite in einer größern Versammlung bei, und dabei fiel mir einer der Anwesenden durch viererlei auf: er war wohlgewachsen, hatte einen wohlgepflegten glänzenden schwarzen Bart, schwieg beharrlich und saß am Tische des Ausschusses — vier Dinge, die jedes für sich schon genügen, eine sehr günstige Vorstellung im Beobachter zu erwecken, wie ihr anerkennen müßt. Ich nahm an, er kenne den Gegenstand des Streites nicht genug, um mitreden zu dürfen, und fühlte mich um des Grundes willen, den ich seinem Schweigen lieh, zu ihm hingezogen. Er hatte übrigens, wie ich von einem Nachbar hörte, noch nie gesprochen, sei aber, wie jener hinzusetzte, kein unebner Mann. Aber nach einer Weile ergriff er, von andern Ausschußmitgliedern getrieben, doch das Wort; er sprach anfänglich absetzend, befangen, in mangelhaften Sätzen und unbedeutend, aber mit einer kräftigen, den Saal ausfüllenden Stimme; nun aber überraschte der Klang seiner Worte den Redner, er nahm an, daß sie Inhalt haben müßten, da man nach ihm hin horchte, er sah, daß er sich nicht blamire, die entstehende Freudigkeit verstärkte seine Stimme, die Sicherheit der Rede verstärkte abermals die Ueberzeugung, die wachsende Zuversicht, daß er den Nagel auf den Kopf treffe, gab dem Organ und dem Ausdrucke rasch etwas Diktatorisches, und als der Redner sich nicht mehr steigern konnte und schloß, setzte sich die megaphonische Steigerung in dem stürmischen Bravoruf und Händeklatschen der Zuhörer fort. Der Redner, der vor einer halben Stunde noch keine eigne Meinung, ja nicht einmal eine ausgesprochene Teilnahme an den Meinungen seiner Partei gehabt hatte, besaß nun Prinzipien und ein festes Vertrauen auf die unbeugsame Festigkeit seines Charakters.

Ihr saht eben mit mir, daß es eine moralische Schallverstärkung giebt, die sich innerhalb des Menschen vollzieht und ihn zum Charakter macht. Es bieten sich aber dem sorgfältigen Beobachter auch genügende Zeugnisse für das Vorhandensein der äußern Reflexion charakterbildender Schälle. So bilden die schallbrechende und zurückwerfende Wand namentlich die ängstlichen oder harmlosen oder beschränkten Gegenüber des „Charakters." Das Gras kann man nicht wachsen sehen, aber wie zollweise ein Charakter wächst in wenigen Minuten, wenn er auf ein ängstliches Gemüt trifft, das läßt sich jeden Tag beobachten.

Wie schade, wie sehr, sehr schade ist es, daß nicht der Selbstzufriedene und Stolze in dem Augenblicke, wo er anerkennungsbedürftig um sich blickt im Gefühle seiner Vortrefflichkeit, in den Zauberspiegel zu blicken genötigt werden kann, in dem er sich als Falstaff erkenne, der den toten Percy noch einmal ersticht.

Ich hätte doch von den Pharisäern gehandelt? Und wenn ich kein Pessimist sei, so wisse man nicht, was denn ein Pessimist sei?

Meint ihr? Nun, wir wollen nicht streiten.



## Rom und die Romantik

### 4. Romantik und Protestantismus

Nicht alle romantisch angelegten Naturen aber haben, die letzten Konsequenzen ziehend, die allein seligmachende Kirche sich zum Trost und Rat erwählt. Etliche begnügten sich und begnügen sich noch damit, romantisirend und romanisirend einzuwirken auf den Protestantismus. Zu diesen gehörten Männer wie Stahl, Münchmeyer, Leo, Vilmar.

Der zuerst genannte Friedrich Julius Stahl (geboren 1802, gestorben 1861), seit 1840 Professor der juristischen Fakultät zu Berlin, wiederholt Vizepräsident des Kirchentags, Präsident der Berliner Pastoralkonferenz und auch Mitglied des Oberkirchenrats, 1819 vom Judentum zum Christentum übergetreten,

will alle Parteiunterschiede auf den einen Gegensatz der Revolution und Legitimität zurückführen ..... Er verweist alle Träger der staatlichen und kirchlichen Autorität, alle Vertreter der geschichtlichen Vorzugsstellung und alle Elemente der militärischen Macht auf die eine Seite, die Partei der Legitimität, und erklärt das ganze Bürgertum und die großen Volksklassen als Partei der Revolution ..... Die Regierenden sind die Streiter Gottes, die Regierten aber sind samt und sonders verdächtig, Gottes Ordnung anzufeinden, von Natur der Revolution zugeneigt, die Kinder der Sünde und die Pflanzschule des Satans. (Bluntschli, Charakter und Geist der politischen Parteien.)

Die „göttlichen Ordnungen" im Staate wie in der Kirche sollen sich nach seinem Wunsche die Hand reichen, um eine unantastbare Autorität für die gehorchende und glaubende Menge aufzurichten. Tapfer kämpft er für das Junkertum und die „Privilegien der kleinen Herren" und verlangt „erbliches Königtum in seiner absoluten Gestalt" und Erneuerung des Episkopats in der evangelischen Kirche. Die „Magie der Sakramente" und die „Bedeutung der Schlüsselgewalt" waren ihm das Höchste. Dem schloß das sogenannte „Neuluthertum" mit ungeteiltem Beifalle sich an. Das Kennzeichen desselben ist der Gegenwart sich entfremdendes romantisches Objektivitätsverlangen, überspannte Vorstellungen von der Hoheit des geistlichen Amts, Betonung des sakramentalen Kirchenbegriffs, d. i. Auffassung der Kirche als Heilsanstalt, die wie durch Zaubermittel nur von oben wirkt, und das Reden von dem „Mysterium des Altars."

Der Geschichtsschreiber Heinrich Leo (geboren 1799, gestorben 1878) schwärmt für „Zucht, Gehorsam, Autoritätsdienst und Unterwerfung unter die objektiven Mächte." An Luther hatte er auszusetzen, daß er in seinem Buche an den christlichen Adel deutscher Nation

schwere Verantwortung auf sich geladen habe, indem er mit gewaltig kämpfender Faust in ein Kunstwerk des menschlichen Geistes schlug, an welchem derselbe, oft unter Gottes sichtbarer Leitung, ein Jahrtausend gebaut und dessen Herrlichkeit und innere Tiefe zu durchschauen Luther selbst viel zu beengt in Bildung und Wesen war.

In dem „Hallischen Volksblatt" aber, an dessen Spitze Leo stand, war zu lesen:

Die katholische Kirche ist mehr als unser Freund, sie ist unser von uns getrenntes Fleisch und Blut, die Hälfte unsers eignen Selbst, und daher ist ihre Schmach unsre Schmach und ihr Aufschwung unser Aufschwung.

A. J. D. Münchmeyer, Superintendent in Oetlenburg behauptet in seiner 1854 erschienenen Schrift „Das Dogma von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche": In dem Sinne, wenn darunter verstanden wird, daß die Sakramente, wo sie einsetzungsgemäß verwaltet werden, immer die Gabe Gottes bringen, wirken dieselben allerdings ex opere operato, schon durch die Feier selbst.

Für August Friedrich Christian Vilmar aber (geboren 1800, gestorben 1868), früher Direktor des Marburger Gymnasiums, 1850 Konsistorialrat und vortragenden Rat im kurhessischen Ministerium des Innern, stehen Wort und Lehre hinter dem Sakramente zurück. Er vertraut vor allem der „Magie" der letzteren und erklärt in einer Konferenz 1851:

daß jeder einzelne Gottesdienst mit der Feier des heiligen Abendmahls schließen und daß, wenn kein Kommunikant vorhanden sei, der Geistliche allein kommuniziren müsse. (Heppe, Denkschrift über die konfessionellen Wirren in der evangelischen Kirche Kurhessens.)

Er ist damit nahe bei der katholischen Messe angekommen. Dem geistlichen Amte, dem die Verwaltung dieser Sakramente aufgetragen ist, mißt er demgemäß ganz besondre Gaben und Würden zu. Es ist, wie er in seiner „Theologie der Thatsachen

wider die Theologie der Rhetorik" erklärt, ohne allen Mittelsmann auf Christus selbst zurückzuführen:

Nur aus dieser Gewißheit fließt ihm die Kraft, die Gemeinde nicht allein durch Wort und Sakrament zu sammeln aus dem neuen Heidentume und aus dem Abfall, sondern auch durch Wort und Sakrament und Schlüsselamt zusammenzuhalten, die Kraft, der Sünde mit einem einzigen Worte das Haupt zu spalten', die Kraft, auch in eine Seele, in welche der böse Feind die Nacht des Wahnsinns gesenkt hat, hineinzusteigen und durch die tiefe Finsternis den Lichtstrahl: Christus kommt! zu werfen, . . . . die Kraft, in eine Seele hineinzusteigen, in welcher der Altfeind selbst seine Wohnstätte aufgeschlagen hat, und dort mit dem hohnsprechenden Riesen des Abgrundes Stirn gegen Stirn und Auge gegen Auge zu kämpfen . . . . Das alles kann die Gemeinde nicht . . . . zumal vermag sie nicht in des Teufel zornige Augen zu sehen . . . . vor seiner Erscheinung stiebt sie auseinander.

Nur der Geistliche erschrickt nicht und fürchtet sich nicht:

Denn der, welcher den Fürsten dieser Welt ausgestoßen hat, hat ihn vor des Teufels ödes Schlangenauge, vor seinen lästernden und hohnsprechenden Mund und vor sein im Höllenzorn zuckendes Angesicht gestellt.

Ueberhaupt hat Vilmar ganz besondres Interesse für die Lehre vom Satan und meint, hier komme es,

wenn man recht lehren und die Seele recht behüten wolle, darauf an, des Teufels Zähnefletschen aus der Tiefe *gesehen* (mit leiblichen Augen, nicht unfigürlich zu verstehen) und seine Kraft in einer reinen Seele empfunden, sein Lästern, insbesondre sein Hohnlachen aus dem Abgrunde *gehört* zu haben.

Mehr kann man nicht verlangen. Mehr kann man nicht auf das Sinnliche und Phantastische dringen in der Religion. Das ist Romantik im dunkelsten Gewande.

Vielleicht wären Leute dieser Art als einzelne noch zu ertragen, wenn sonst alles gut stünde in der protestantischen Kirche. Nur zu viel romantisches Wesen aber findet sich noch in ihr und scheint neuerdings wieder sich weiter ausbreiten zu wollen. Die große Mehrzahl der evangelischen Christen bleibt ja der Bewegung fern. Alles, so denken sie, ist wohlbestellt. Sie beobachten, von dumpfer Gewohnheit geführt, ohne tiefer nachzudenken und ergriffen zu werden, die äußerlichen religiösen Gebräuche. Das Sinnliche am Kultus ist ihnen das Wertvollste. Das halten sie, ganz noch in römisch-katholischer Denkweise sich bewegend, für den wesentlichen Bestandteil der Religion. Möglichst viele Zeremonien bei kirchlichen Handlungen, besonders bei Begräbnissen, langdauernder Gottesdienst, allerhand christliche Feste mit sinnenerregendem Gepränge, das allein thut ihrer Frömmigkeit Genüge. Ganz wie bei den Römischen. Wer hier Widerstand leistet und Zeremonien und Gepränge auch nur auf ein halbwegs vernünftiges Maß zurückzuführen strebt, dem wirft man Mangel an Pietät vor oder bezichtet ihn gar des Unglaubens und der rationalistischen Gottlosigkeit. Denken und Religion gelten fast den meisten als unversöhnbare Gegensätze, wenigstens als zwei so verschiedne Dinge, daß sie niemals zugleich sein können.

Wer aber so bei dem Sichtbaren und Materiellen stehen bleibt, vermag niemals den Geist des Christentums zu ergreifen, wie der Protestantismus es verlangt. Nur magische Wirkungen erwartet solche Frömmigkeit von ihren Gebeten und religiösen Uebungen. Hierin ist die Ursache davon zu suchen, daß auch in der protestantischen Kirche die Feier des Abendmahls noch immer mit dem wunderlichsten Aberglauben verknüpft ist. Eine große Anzahl sieht die Sakramente nur wie Zaubermittel an, ist dabei versunken in die verworrensten mysteriösen Vorstellungen und Gefühle und gelangt überhaupt zu keiner andern Art des Glaubens, als zu der des bloßen Fürwahrhaltens, ganz wie es Rom verlangt und wie es mit der phantastischen, am Wunderbaren hängenden Romantik übereinstimmt.

Dabei würde man sehr irren, wenn man nur unter den weniger gut Erzogenen, und in den untern Schichten der Gesellschaft solche religiöse Anschauungen vermutete. Die sogenannten „Gebildeten" geben dem Volke an Aberglauben, Unklarheit und Verworrenheit in religiösen Dingen nichts nach. Tagewählerei, Wahrsagerei, ganz mechanische Handhabung des Gebets und oberflächliche, am sichtbaren Effekt haftende Ansichten von Gebetserhörung, die flachste Wundersucht, Spiritismus und andre gewöhnliche Geisterseherei und Gespensterglaube, die in Palast wie Hütte umgehen, sind hinreichende Beweise hierfür. Nur so ist es erklärlich, daß eine so mystisch-phantastisch-romantisirende Philosophie, wie die „Philosophie des Unbewußten," in unsrer sonst so nüchternen Zeit so willige und weithin reichende Aufnahme finden konnte.

Magisch und mystisch ist wohl auch die Auffassung, die ein guter Teil des gegenwärtigen Geschlechts hegt von den Wohlthaten und guten Werken, als übte schon die Handlung ohne die Gesinnung einen lohnspendenden Einfluß auf den, der sie vollbringt. Manches, vielleicht sogar nicht weniges, mag gethan und gespendet werden von der vornehmen Aristokratie, um die Sünden eines romantischen Lebens zu sühnen, und bei dem und jenem nicht ohne Anwandlung des „aristokratischen Zugs" der Romantiker. Das Volk aber giebt, um desto größern Segen an Hab und Gut zu erlangen. Viel von der Barmherzigkeit, auf welche die Gegenwart so stolz ist, hängt zusammen mit dem romantischen Irrtum, als hätte der Mensch Zaubermittel in der Hand, die Gunst Gottes sich zuzuwenden. Das dunkle Reich des Mystischen und der religiösen Phantastik ist noch immer nicht, auch in der protestantischen Kirche nicht, gelichtet.

Die selbst sind von ihrem Zauber angesteckt, die da meinen von der hohen Warte moderner Kultur auf jede Regung von Frömmigkeit niederschauen zu dürfen. Ihnen ist in ihrem falschen Liberalismus das Verschwimmenlassen aller bestimmten Grenzen und jedes Individuellen, die Unendlichkeit unklarer Empfindungen, die Religion als bloße subjektive Privatsache allerwegen sympathisch. Sogar der scharfe, kühle Kritiker David Strauß endet in dieser Beziehung mit allem Ansturm wider das Christentum in der mystischen Anbetung des Universums, in ästhetischen Schwärmereien. Das alles ist Romantik so gut wie die, namentlich bei protestantischen Frauen nicht selten sich zeigende, allgemeine, nervöse Friedensliebe, die jeden Streit, jede Aufregung, jeden Kampf der Konfessionen vermieden sehen möchte, nur um die Ruhe der Andacht sich nicht verkümmern zu lassen. Wie Schleiermacher in seiner romantischen Periode die Religion aufgefaßt sehen wollte als den Inbegriff aller hohen Gefühle, uneingeengt in irgend einem bestimmten Glaubenssystem, so begnügen sich solche mit den frommen, ungewissen Empfindungen ihres leichterregbaren Herzens und wollen ängstlich jede Schroffheit und Entschiedenheit aus dem Zusammenleben der Konfessionen verbannt wissen. Das ist eine in allgemeiner Subjektivität verschwimmende, romantisirende, gefährliche Toleranz. Frauenhafte Theologen hängen dann und wann dieser pietistisch angehauchten, schwächlichen Friedensliebe an und reden nicht ungern von der „römischen Schwesterkirche," wenn sie auch sonst bereit sind nach andrer Seite hin schneidige Worte zu führen. Sie verstehen das wunderbar schöne Wort von dem „Einen Hirten und der Einen Heerde" im Sinne der Uniformität statt der Harmonie in der Mannigfaltigkeit und huldigen bei aller vermeintlichen Unbefangenheit für ihren Standpunkt ziemlich engherzigen religiösen Begriffen. Mühsam deucht sie der steile Weg des Wissens, dem sie das bloße Fühlen vorziehen möchten. Einige unter ihnen warnen auch voll Besorgnis vor der gefahrbringenden Philosophie wegen gänzlicher Unbekanntschaft mit ihr. Klares Scheiden und überzeugungsfestes Forschen halten sie für eine der Religion leicht tötlich werdende Beschäftigung und stimmen so mit der großen Masse der Gedankenlosen überein. Nicht in dem mutigen Vorwärtsdrängen, nicht in dem nach Wahrheit suchenden Ringen theologischer Wissenschaft, nicht in dem Eingehen auf ihre Zeit und dem geistdurchdrungenen Wirken auf diese vermögen sie das Recht zu erkennen, sondern schauen lieber nach dem Vergangnen. Alte Kirchengebräuche, alte Liturgieen und alte Kirchenlieder sollen das Heil ausmachen. Man lese den Vers in einem neuen evangelisch-lutherischen Gesangbuche:

Unser Kerker, da wir saßen
Und mit Sorgen ohne Maßen
Uns das Herze selbst abfraßen,
Ist entzwei,
Und wir sind frei.

In der That, sehr romantisch! wenigstens, was den Geschmack anlangt. — Ach, ja romantisch! — und doch auch wieder tief betrübend! — Man phantasirt sich mit höchst zweifelhafter Energie hinein in Anschauungsweisen, die etwa vor Jahrhunderten

existirt haben mögen, in Seelenstimmungen, die nie gewesen sind und nie sein können, sofern ein gesundes Seelenleben in Betracht gezogen wird. Das ist aber nur möglich bei vollkommen gleichgiltigen und in träumendem Halbschlummer liegenden Gemeinden. Ihnen gegenüber mag man es noch immer wagen, den „Römischen“ gleich Klerus und Laien von einander zu scheiden und einen übertriebenen Amtsbegriff aufrecht zu erhalten, der dem character indelebilis des katholischen Priesters nicht allzufern steht. Festhalten an Standesvorrechten und die neuerdings so vielfach beliebte „Erneuerung des hirtenamtlichen Ansehens,“ noch lieber des „oberhirtenamtlichen,“ sind ganz und gar herausgeboren aus dem romantischen Geiste. Sogar die gegenwärtige, fast bis zum Fanatismus betriebene Teilung der Gemeinden ist von diesem Geiste nicht unberührt. Als ob der eine, der das Amt eines Geistlichen überkommen hat, imstande wäre, die andern alle durch seine Kraft zum Himmel emporzutragen! Ganz gewiß, die erneuernde Kraft des Protestantismus liegt nicht in der Verkleinerung, sondern in der lebendigen Organisation der Gemeinden, nicht in dem Zeit und Gaben zersplitternden und doch immer menschlich sehr beschränkten Thun des Einzelnen, sondern in dem gebenden und empfangenden Zusammenleben und Zusammenwirken aller. Da ist noch viel Romantik auszurotten. Die protestantische Kirche gleicht noch allzusehr der mittelalterlichen in Bezug auf das Verhältnis zwischen Geistlichen und Nichtgeistlichen. Noch immer zu viel träges Laientum und zu viel allzugeschäftiges Pastorentum, dem halb und halb noch das Ansehen persönlicher Mittlerschaft anhaftet. Zu viel „machende“ Einmischung von „oben her“ und zu wenig „werdende“ ungestörte Lebensentwicklung von „unten her,“ aus den breiten Schichten des Volkes. Noch immer die echt romantische konservativistische Meinung, daß die Kirche Mittel sei zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutze der privilegirten Stände.

David Strauß sagt:

Die geschichtlichen Stellen, wo Romantik und Romantiker aufkommen können, sind solche Epochen, wo einer altgewordenen Bildung eine neue gegenüber steht, welche noch unfertig und unausgebildet, in Vergleichung mit den entwickelten Positionen von jener als negativ erscheint. Auf solchen Markscheiden der Weltgeschichte werden Menschen, in denen Gefühl und Einbildungskraft das klare Denken überragt, Seelen von mehr Wärme als Helle sich immer rückwärts zum Alten kehren; aus dem Unglauben und der Prosa, die sie um sich her überhand nehmen sehen, werden sie nach der gestaltenreichen und gemütlichen Welt des alten Glaubens, der urväterlichen Sitte sich sehnen und diese für sich und womöglich auch außer sich wiederherzustellen suchen.“ (Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren. S. 187.)

Dieses Wort paßt genau auf die gegenwärtige Zeitlage. Eine große, den andern der Zahl nach weit überlegene Partei, deren Mitglieder sich mit Vorliebe Arbeiter nennen oder auch Proletarier, Stiefkinder der Gesellschaft, rüttelt an den bestehenden Ordnungen. Eine neue Weltanschauung scheint sich vorzubereiten. Das Alte wankt. Viele fürchten, daß tiefgreifende Umwälzungen im Anzuge sind, eine Revolution, die eine ganz neue Gestaltung des Staates wie der Kirche herbeiführen könne. Daher will den Hohen und Mächtigen, den durch Geschick und Besitz Bevorzugten eine Religion mit unwandelbaren Formen und starker Autorität, eine Kirche mit festgegliederter Hierarchie und klugem Einfluß auf Volk und Fürsten als das passendste Bollwerk gelten, den drohenden Ansturm abzuhalten. „Das Volk muß glauben, glauben, oder doch so thun“ und „standhalten vor den Kanonen.“

Das ist auch einem nicht geringen Teile der protestantischen Aristokratie besonders imposant und fast ein Gegenstand stillen Neides, daß der „gemeine Mann“ sich willig vor dem römischen Priester beugt, während er des evangelischen Pastors spottet, und das Heer der katholischen Kaplane und Ordensleute wie eine festgeschlossene Armee steht, die unbedingten Gehorsam leistet. Von da könnte Schutz gegen den wühlerischen Sozialismus auch auf die Vornehmen der Gesellschaft sich ausbreiten. Der Materialismus und die geistlose Genußsucht, die in den höhern Regionen sich zeigen, das unstete Hasten nach Gewinn und die dadurch erzeugte Nervosität des Zeitalters haben es eben dahin gebracht, daß man in den Wirren, die hervorzubrechen drohen und in der Verworrenheit und Beängstigung des Gemüts irgendwo



um jeden Preis einen sichern Rückhalt sucht und keinen bessern zu finden weiß, als den, welchen Rom bietet. Der „praktische Augustinismus“ ist häufig genug gerade unter den „Gebildeten“ und dem junkerhaften Adel zu finden. Erst ein flottes Leben, frivoler Spott über alles, was heilig ist;*) dann, wenn die wüsten Stunden verflogen, Mitglied, womöglich Vorsitzender „wohlthätiger Vereine“ und religiös angehauchter Cliquen. Wahrlich, Romantik genug innerhalb des Protestantismus! —

Gewiß, niemals wird dieselbe ganz aussterben. Wohl immer werden weiche Menschen und schwankende, gefühlsselige Herzen sein. Doch die romantischen Neigungen und Regungen müssen beschränkt werden auf die Einzelnen und aufhören, das Ganze zu beeinflussen in der evangelischen Kirche. Christus spricht: „Wer die Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Die von ihm gebrachte Religion ist nicht nur Poesie, nicht ein bloßes Reden und Schwärmen vom Himmelreich, sondern eine Religion der Arbeit, des ernsthaftesten Ringens und Strebens. Durch den Dienst am Gottesreiche sollen die Jünger Jesu die moralische Weltordnung verwirklichen. Wahrhafte Aristokratie des Geistes ist jene, die zu den „Zöllnern und Sündern“ geht und ihnen als Brüdern begegnet, damit alle aus dem Staube der Erde zu edler Gesinnung emporgehoben werden. Weder Indifferentismus noch religiöse Überspanntheit, weder sich selbst rühmende, eigensüchtige Andacht noch genial scheinende Ungebundenheit des Lebens dürfen Christen unter sich dulden. Kampf ist ihr Teil. Jedes Volk wie jeder Einzelne hat in diesem Kampfe seine besondre Aufgabe. Der germanische Geist wird den romanischen besiegen. Das charakterfeste Einsetzen der ganzen Person für die von Christus gezeigten heiligen Ziele muß die romantische „Phantasieseligkeit“ verdrängen und überwinden. Jesus hat den Seinen den Geist der Wahrheit verheißen, der sie fort und fort in alle Wahrheit leiten werde. Nicht Rückwärts! lautet darum die Losung, sondern: Vorwärts mit klarem Geiste und glaubensvollem Herzen! K

## Der Evangelisch-soziale Kongreß

Donnerstag den 28. und Freitag den 29. Mai wird zum zweitenmale der Evangelisch-soziale Kongreß und zwar abermals, wie im Vorjahre, in Berlin zusammentreten. Diesesmal werden folgende Themata Gegenstand der Vorträge und Diskussionen sein: „Die soziale Bedeutung der Stolgebühren“ (Pastor D. Sulze-Dresden); „Individualismus und Sozialismus“ (Hofprediger a. D. Stöcker); „Zur ländlichen Arbeiterfrage“ (Landesökonomierat Nobbe-Berlin); „Die Erziehung unsrer gewerblichen Jugend“ und „Der Atheismus in der sozialdemokratischen Presse“.

Die Geschichte der Bildung des Evangelisch-sozialen Kongresses, sowie der Gang der Verhandlungen auf den Versammlungen des Vorjahres ist dem größten Teile unsrer Leser bekannt. Die Entwicklung ging ebenso rasch als prompt von statten. Es ist Stöckers Verdienst gewesen, daß er den Gedanken dieses Kongresses zunächst in einen engern Kreis interessirter Herren hineinwarf, und es war das Werk weniger Wochen, daß der Plan des neuen Unternehmens und das Programm für die damaligen Versammlungen feststand.

Die Bedeutung jener Verhandlungen in der Pfingstwoche lag nun freilich nicht auf sozialem Boden. Zwar alle Themata, die zum Vortrage kamen, drehten sich um soziale Probleme. Aber in den Diskussionen, die sich an die Vorträge schlossen, drängten immer wieder theologische, kirchenpolitische, persönliche Auseinandersetzungen die sozialen Gedanken beiseite. Das war ebenso natürlich als notwendig und wünschenswert. Zum erstenmale hatten sich Männer auf diesem Kongresse zu gemeinsamem Handeln zusammengefunden, die sich bisher sichtlich gemieden oder befehdet hatten. Die soziale Not der Zeit hatte ihre Hände ineinander gelegt, ihre Herzen nahe gebracht, ihre Gedanken auf ein gemeinsames Ziel gerichtet. Und alle waren

*) Einen solchen traf einmal wer in einer Herrnhuter Brüdergemeinde. Auf die erstaunte Frage, was er da wolle, war die Antwort: „Ich poussire hier meine religiösen Sentiments.“ D H

mit dem festen Vorsatze gekommen, die einstige Streitaxt zu begraben, ehrlich und treu in dem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, das soziale Gespenst, zusammenzustehn. So trafen sich hier Männer der äußersten kirchlichen Rechten und der äußersten Linken, Anhänger der Ritschlschen Schule und der Mittelpartei, Männer wie Harnack, Kaftan, Gottschick, von Soden mit Stöcker, Adolf Wagner, Kropatscheck, Weber, Männer der innern Mission und des Evangelischen Bundes, Christlich-soziale und Protestantenvereinler. Was Wunder, daß es erstes Bedürfnis war, Fühlung mit einander zu gewinnen, sich auszusprechen, die Differenzpunkte, die bestanden, festzustellen? Nur so war Hoffnung für eine zukünftige thatkräftige gemeinsame Aktion. Erst reine Luft, und dann die soziale That! So wurde der Evangelisch-soziale Kongreß der Pfingstwoche 1890 zu einem kirchenpolitischen Ereignis. Er bedeutete nicht sowohl eine Förderung der sozialen Probleme, als einen innerkirchlichen Fortschritt, der aber gleichwohl die erste Voraussetzung für eine künftige erfolgreiche organisirte soziale Thätigkeit der deutschen evangelischen Kirchen war.

Der Verlauf des Vorjahres hat in diesem Sinne gehalten, was jener Kongreß versprach. Die damalige gegenseitige Annäherung ist eine dauernde geworden. Als die Kongreßteilnehmer wieder auseinandergingen, blieb in Berlin das bekannte ständige Aktionskomitee zurück, dem Stöcker und Harnack, Wagner und Delbrück, Kropatscheck und Kaftan angehören. Ihr Vorsitzender ist der bisherige Reichstagsabgeordnete Landesökonomierat Nobbe, ihr Schatzmeister Kommerzienrat Metzenthin in Brandenburg a. H. Das Komitee hat dem Auftrage, den es am Ende jenes ersten Kongresses erhielt, die dort gegebnen Anregungen selbständig weiter zu verfolgen, ernstlich nachzukommen gesucht. In regelmäßigen Sitzungen sind im einzelnen die vielen einigenden Momente klargestellt worden, die die Basis der ganzen künftigen gemeinsamen praktischen Arbeit bilden werden. Ein weitrer Ausschuß ist aus fünfzig bis sechzig einflußreichen Männern aller Interessen- und Bildungskreise, im ganzen Reiche wohnend, gebildet worden, die das Mittelglied zwischen Aktionskomitee und den Kongressen selbst sein sollen und ebenfalls ihre periodischen Sitzungen halten. Ein besoldeter Generalsekretär, das ausführende Organ des Kongresses, ist seit dem 1. Januar angestellt,*) und die „Evangelisch-sozialen Zeitfragen," das jugendfrische gediegne Unternehmen des Professors Baumgarten in Jena, jüngst in diesen Blättern mit Recht ausführlich und anerkennend besprochen, sind ebenfalls mit Unterstützung des Aktionskomitees an die Oeffentlichkeit getreten. Endlich aber hat das Aktionskomitee in einer Reihe von arbeitsreichen Sitzungen das künftige Arbeitsprogramm formulirt, auf dessen Grundlage die ganze weitre Thätigkeit sich vollziehen wird. Noch bedarf es der Genehmigung und Zustimmung des Ausschusses und des Kongresses selbst, ehe gestattet ist, es im einzelnen mitzuteilen.

Dagegen hat man im Aktionskomitee mit Recht darauf verzichtet, ein bindendes prinzipielles Programm für den Kongreß zu machen. Das wäre gleichbedeutend gewesen mit einer Knebelung mancher wertvollen Kräfte, ja vielleicht mit dem Auseinanderfallen des ganzen großen hoffnungsvollen Unternehmens. Stöcker hat mit Recht in einer Sitzung des Aktionskomitees gesagt, daß die Zusammenarbeit der Männer, die oben genannt sind, für sich selbst schon ein volles klares, geschlossenes Programm bedeutet. Nur politische und wirtschaftliche Parteigruppen müssen formulirte Programme haben. Der Evangelisch-soziale Kongreß aber ist keine Partei; er hat keine einseitigen Parteiinteressen und braucht darum auch kein Programm, auf das er seine Anhänger einzuschwören verpflichtet ist. Der Evangelisch-soziale Kongreß ist, wills Gott, die evangelisch-kirchliche Bewegung zur Erfüllung der der evangelischen Kirche gestellten sozialen Aufgaben der Gegenwart, die Verkörperung, der Mittelpunkt ihrer gesamten sozialen Thätigkeit, zu der sie um Gottes und der Menschen willen berufen ist.

*) Seine nunmehrige Adresse: W. Köthenerstraße 46. Alle Anträge für den nächsten Kongreß sind so bald als möglich ihm zuzuschicken.
D H



Und worin besteht dieser soziale Beruf der evangelischen Kirchen? Die Reformatoren finden das Wesen der Kirche in der Auslegung der Schrift und der Verwaltung der Sakramente. Alle übrigen sittlichen Funktionen weisen sie dem Staate zu. Der Staat hat die Pflicht, die sittlichen Lebensbeziehungen seiner Unterthanen zu ordnen, über die Aufrechterhaltung und Anerkennung dieser sittlichen Faktoren im Volksleben zu wachen und selbst sie allenthalben zur Geltung zu bringen. In dieser Auffassung lag so lange keine Gefahr, als der Staat absolutistisch regiert, das Regiment in der Person des Monarchen verkörpert, dazu jedes Staats- und Volksgefüge nach dem Bekenntnis des Herrschers bis ins einzelnste konfessionell bestimmt und jeder vollberechtigte Staatsbürger auch Angehöriger der Landeskirche war. Aber der absolute Staat brach zusammen und machte dem konstitutionellen Platz; das persönliche Regiment des Herrschers wurde durch die parlamentarische Mitregierung des Volkes stark beschränkt. Der alte barbarische Satz: Cujus regio, ejus religio verlor seine Kraft und Giltigkeit, der Gedanke der Parität und der Religionsfreiheit wurde lebendig und gelangte endlich zum Siege. Der Staat war von nun an nicht mehr religiös, konfessionell bestimmt, nicht mehr mit der Landeskirche liirt; er stand konfessions-, ja religionslos über den kirchlichen Parteien. Er hatte demnach auch keine Zeit und Fähigkeit mehr, die ihm von den Reformatoren zugewiesene Aufgabe, die Ordnung der sittlichen Lebensbeziehungen seiner Glieder im konfessionellen Sinne weiterzuführen. Er hatte mit allen Volks- und Interessengruppen, die nun andre als früher waren, zu rechnen, zu sehn, wie er am besten fuhr: er wurde der Staat der Kompromisse par excellence. Aber während so der moderne Staat ein total andrer wurde, blieb die Landeskirche, was sie früher war, ein Institut der korrekten Schriftauslegung und Sakramentsverwaltung, sie wurde — in ihrer überlieferten Verfassung — zu einem Anachronismus. Und weil sie blieb, was sie war, war sie nicht imstande, die Arbeit selbst zu übernehmen, die früher der Staat gethan. So zog ein Wirtschaftsleben der protestantischen Völker herauf, das fast ausschließlich von materiellen Interessen erfüllt und bestimmt war, das keine Schätzung von der Bedeutung sittlicher Werte für sich selbst und sittlicher Bedürfnisse der in ihm stehenden und arbeitenden Menschen hatte. Das ist die heutige vom Egoismus geleitete Wirtschaftsordnung des Manchestertums.

Darnach ist die künftige Hauptaufgabe des Evangelisch-sozialen Kongresses klar gegeben. Es handelt sich für ihn in allererster Linie darum, diese zurückgesetzten, vergessenen oder absichtlich übersehenen sittlichen Faktoren, wie sie aus der Ethik des reinen Evangeliums sich ergeben, in dem gewaltigen internationalen Produktions- und Verkehrsgetriebe der Gegenwart zur achtunggebietenden Anerkennung zu bringen und zu einer alles durchdringenden, wirksamen Macht zu machen. Nicht um dieser wirtschaftlichen Verhältnisse oder gar um einseitiger ökonomischer Interessen einer bestimmten Gesellschaftsklasse, sondern immer nur um der Menschen und ihrer sittlichen, geistigen und religiösen Interessen willen, die von diesen wirtschaftlichen Verhältnissen materiell abhängig und durch ihre Berufsarbeit gezwungen sind, ihre sittliche Persönlichkeit innerhalb dieser neuen, großen, rücksichtslosen Zustände zu entwickeln und auszugestalten. Genauer also dürfte es wohl die Aufgabe des Kongresses sein, die thatsächliche wirtschaftliche Lage der Dinge offen und vorurteilslos zu untersuchen, sie am Maßstabe der Ethik des Evangeliums zu messen, die sich ergebenden Mißstände zwar maßvoll, doch ohne Rücksicht auf Personen und Parteien darzustellen und ihre Abhilfe nachdrücklich zu fordern. Er hat alle zur Beseitigung solcher Notstände vorgeschlagenen oder in Angriff genommenen Maßnahmen zu prüfen, ob sie imstande sind, diese sittlichen Lebensbeziehungen der Menschen zu größerer Geltung und Wirksamkeit zu bringen; er hat auch die verschiedenen volkswirtschaftlichen Richtungen und Systeme auf eben diese Fähigkeit hin anzusehen und schließlich selbst, immer vom Standpunkte der Ethik des Evangeliums aus, Vorschläge zu machen, die die gleiche Tendenz verfolgen. Und von denselben ethisch-religiösen, erst in zweiter und dritter Linie von ökonomischen und politischen Gesichtspunkten aus hat der Kongreß auch mit der Sozialdemokratie in die ehrliche und gründliche

Auseinandersetzung zu treten, zu der er vor allem berufen ist. Aber er hat auch mit ihr nur einen „geistigen Kampf" zu führen, der zu allererst ihren philosophischen Grundlagen, ihrem alleinseligmachenden materialistischen Prinzipe gelten muß. Gerade dabei muß als das besondre Ziel aller Kongreßarbeit festgehalten werden, auch dieser neuen großen Geisterbewegung gegenüber eine sachliche, vorurteilsfreie, gerechte, echt Lutherische Stellung zu gewinnen. Wie aber so der Kongreß selbst mit thätig in die Reformbewegung eingreifen wird, so will er damit auch allen evangelischen Christen, den Geistlichen vor allen, aber auch den gläubigen Laien den rechten Weg weisen, den jeder Einzelne in seinem Kreise und seinem Berufe trotz der entgegengesetztesten wirtschaftlichen Interessen um des Gewissens willen zu gehn hat.

Noch eine große Aufgabe war dem Kongresse schließlich auf den vorjährigen Verhandlungen zugedacht. Dort gab es eine Partei, welche die ganze evangelisch-soziale Arbeit des Kongresses in der Schaffung kleiner, übersichtlicher, lebendiger Einzelgemeinden gethan sehen wollte. Nun steht es fest, daß die lebendige Einzelgemeinde das Fundament aller praktisch kirchlichen Arbeit und der Boden ist, auf dem die Persönlichkeiten erst wachsen, mit denen und für die der Kongreß arbeitet. Und darum wird dieser der Verwirklichung des Gemeindegedankens immer die größte Förderung angedeihen lassen müssen, so weit die Einzelgemeinde eben ein sozialkirchliches Institut ist. Aber damit steht zugleich auch fest, daß einerseits diese Unterstützung nicht die gesamte Arbeit des Kongresses erschöpfen kann, andrerseits zur Schaffung solcher Einzelgemeinden noch ganz andre Faktoren in erster Linie mit berufen sind.

Wie erfolgreich die soziale Thätigkeit des Kongresses sich in Zukunft gestalten wird, hängt sehr von der Teilnahme ab, die der nächste Kongreß finden wird. Es kommt viel darauf an, daß er zu einer imponirenden Kundgebung der ihrer großen sozialen Aufgaben bewußt gewordenen evangelischen Kirche werde. Möchten die besten evangelischen Männer aus allen Teilen des Reiches in jenen letzten Tagen des Mai zahlreich zusammenkommen und freudig zu einander stehen, ein jeder in echtem christlichem Solidaritätsgefühl bereit, seine persönlichen Wünsche und Anschauungen denen der Allgemeinheit unterzuordnen, voll Vertrauen zu den Männern im Komitee und ihren Vorlagen, ernst entschlossen, mit Rat und That dazu zu helfen, daß etwas Ganzes und für Kirche wie Vaterland Ersprießliches zustande komme. P G

---

## Ueber die Frauenfrage

1

Die Behandlung, welche die Petition des Frauenvereins „Reform" im Reichstage und im weimarischen Landtage erfuhr, hat in manchen Kreisen gerechten Zorn hervorgerufen. Die Verfechterinnen der sogenannten Frauenemanzipation haben ihr Werk begonnen, angeregt durch das innigste Mitleid für die Tausende unbemittelter, unverheirateter Mädchen aus gebildeten Ständen, denen aus Mangel an der Möglichkeit, einen geeigneten Beruf zu ergreifen, das Leben zu einer öden Wüste wird, ebenso durch wirkliche Armut als durch die peinliche, ertötende Langeweile eines Altjungfernlebens. Angesichts dieser Thatsache erscheint es als eine grobe Nachlässigkeit, daß die Abgeordneten beider genannten Parlamente mit so — man möchte sagen: läppischen Gründen über die Petition für Errichtung von Mädchengymnasien und Zulassung des weiblichen Geschlechts zum medizinischen Studium hinweggeglitten sind.

Wenn die Herren den Vorschlägen des Vereins „Reform" nicht beistimmen konnten und wollten, so hätten sie doch dem Notstande, der sie hervorgerufen hat, ihre Beachtung schenken sollen. Denn ganz und voll beistimmen kann jenen Vorschlägen wohl niemand außer den von edelm Enthusiasmus erfüllten Vertreterinnen des Vereins. Jeder Arzt, ja schon eine genauere Beobachtung der Mädchen im Alter von zehn bis zwanzig Jahren, in das die Gymnasialzeit ja wohl fallen würde, kann uns sagen, daß das Lebenselement des weiblichen Körpers in diesen Jahren eine stete, leichte Bewegung, eine fortwährend veränderte



Körperhaltung ist. Wieviel die Erziehung der Mädchen schon jetzt an ihnen sündigt, zeigen die unzähligen Fälle von Bleichsucht u. s. w., die wohl alle ihren Grund in dem unnatürlichen Gefesseltsein an die Schulbank während der den weiblichen Körper ausbildenden Jahre haben. Ein weiterer Beleg dafür sind die geschwächten, leidenden Mädchen, die aus den Lehrerinnenseminaren hervorgehen. Schon vom Gesichtspunkte der Hygiene also, auf den tiefer einzugehen hier nicht der Ort ist, wird das Mädchengymnasium hoffentlich eine Phantasie bleiben. Aber es läßt sich noch ein andrer Grund geltend machen. Ein zehnjähriges Mädchen kann noch keine Anlagen für einen gewissen Beruf zeigen; es würde also Sache der Eltern sein, über ihr Kind zu entscheiden. Ein Knabe braucht die Gymnasialbildung für jeden Beruf, oder sie kann ihm wenigstens bei jedem nur nützen, nicht schaden. Daß ein Mädchen allein aus tiefinnerstem Antriebe, aus unüberwindlicher Neigung einen Beruf ergreifen darf, der von einer Frau unendlich große Anstrengungen erfordert, liegt auf der Hand. Durch die Mädchengymnasien aber würden aus falscher Fürsorge oder Ehrgeiz der Eltern viele in eine Bahn gedrängt, in der sich, wie es ja auch leider beim Lehrerinnenberufe der Fall ist, nur wenige wohl fühlen können. Vom Gymnasium abzusehen, ist aber deshalb dem Vorstande des Vereins „Reform" nicht möglich, weil er als höheres, noch unausgesprochenes Ziel die Zulassung der Frauen zum wissenschaftlichen Studium überhaupt anstrebt. Jetzt finden die, welche unüberwindliche Sehnsucht zum Studium treibt, nur im Auslande Gelegenheit, ihren Wunsch zu befriedigen. Daß dies allein Vermögenden möglich ist, scheint mir aus gesundheitlichen Gründen ein Vorzug zu sein. Wenn ein armer Student schon beklagenswert ist, wieviel mehr eine arme Studentin, die der geistigen Anstrengung nicht durch körperliche Pflege das Gegengewicht halten kann!

Vorderhand aber ist es nur das Studium der Medizin, worum der Frauenverein „Reform" petitionirt hat. Und es ist sicher, daß der Frau dazu eine natürliche Befähigung innewohnt. Schon die häuslichen Pflichten der Frau erfordern und üben medizinischen Scharfblick, und der Kochtopf ist einer Frau weder gleichgiltig noch langweilig, die es versteht, mit dem Hinblick auf die Gesundheit ihrer Familie ihre Küchenthätigkeit immer mehr zu vervollkommnen. Die Hausmittel, mit Unrecht von vielen Aerzten völlig verworfen, gewähren von alters her den Frauen Gelegenheit, ihr Geschick auf ärztlichem Gebiete zu bewähren. Das medizinische Fach ist ein wesentlich praktisches, bei dem auf Handfertigkeit, raschen Blick, sichere Bewegung unendlich viel ankommt. Das alles würde die Frauen in hervorragendem Maße zu diesem Studium befähigen, und wir zweifeln durchaus nicht daran, daß weibliche Aerzte völlig neben männlichen bestehen könnten.

Aber — und dies gilt auch von jedem andern Studium — warum ein bis jetzt allein den Männern angehöriges Feld erobern wollen, wenn es noch Mittel und Wege giebt, um ohne das gesundheituntergrabende, dem weiblichen Körper so völlig unnatürliche Studiren zu ähnlichem Ziele zu gelangen? Um eine höhere, logischere Ausbildung, eine strenge Schulung des Geistes zu erlangen, ist Privatstudium der weit schneller und ebenso sicher zum Ziele führende Weg. Die von den Frauen so hoch geschätzte und begehrte Kenntnis der lateinischen Sprache wird von den meisten Engländerinnen privatim erlangt. Was einem Sextaner und Quintaner Schwierigkeiten macht, erlernt ein reiferer weiblicher Geist mit dem ihm angebornen Sprachtalente leicht. Wie viele Mütter giebt es, die durch Beaufsichtigung ihrer kleinen Söhne bei deren Schularbeiten bald soviel Latein verstanden, daß sie ihnen bis zum selbständigeren Arbeiten genügend beistehen konnten! Den hohen Wert, wie früher, hat aber die Kenntnis des Lateinischen überhaupt nicht mehr, seit die meisten wissenschaftlichen Bücher in den modernen Sprachen und die ältern in wortgetreuer Uebersetzung erscheinen. Die auf Grund der Herbart-Zillerschen Ideen neubelebte Elementarschule (nicht die jetzige höhere Töchterschule) ist auch für einen begabten Geist, der hier hauptsächlich in Frage kommt, eine vollkommen genügende Vorbildung fürs Leben, die jedes Mädchen befähigt, sich nach Belieben weiter zu bilden.

Kommen dann Wissensdurst, Mitleiden, der Wunsch des Verdienens nicht zur Befriedigung, so sollten die Frauen hauptsächlich Wege einschlagen, die von Männern nicht oder nicht mit gleichem Erfolge gewählt werden. In erster Linie ist es der Beruf der Krankenpflegerinnen, den wir im Auge haben. Es giebt deren noch lange nicht genug, und überfüllt wird dieser Beruf wohl schwerlich werden. Er entspricht in jeder Beziehung der weiblichen Begabung und giebt eine genügende Anleitung, um den Drang nach mehr Wissen auf ärztlichem Gebiete befriedigen zu können. Freilich schwer ist dieser Beruf — aber wem er zu schwer ist, würde dem nicht „der praktische Arzt" erst recht zu schwer sein? Er verlangt Selbstüberwindung, unermüdliche Liebe, vor nichts zurückbebende Energie in höherm Grade als der des Arztes. Freilich — einen öffentlichen Namen, eine wenn auch noch so geringe Berühmtheit bringt er nicht. Aber eben darum sollten ihn begeisterte Frauen wählen. Und zwar gebildete Frauen, die den Kranken innerlich wie äußerlich viel mehr geben könnten, als ungebildete, die wahrhaft wohlthuend am Krankenbette wirken, nicht durch Kälte und Härte abstoßend, wie es jetzt so oft geschieht. Mehrmals schon brachte die Christliche Welt einen Aufruf zum Eintritt in die Vorbereitungskurse zur Geisteskrankenpflege. Wie, wenn sich von Begeisterung durchglühte Frauen mit psychologischem Interesse mehr als jetzt diesem erhabenen Berufe widmen wollten? Auch er gewährt ernstliche, nützliche Arbeit, gründliche Weiterbildung und höchste Gelegenheit zur Selbstaufopferung, wie sie dem weiblichen Charakter seine schönste Vollendung gewährt.

Ein andrer, von gebildeten Frauen wohl selten erwählter Beruf, obgleich er dem ärztlichen Berufe am nächsten steht, ist der der Hebamme. Viel Unglück würde verhütet, manches Wochenbett leichter und schöner gestaltet, wenn sich Gebildete diesem schweren, dankbaren Berufe widmen wollten. Wären die Hebammen geistig höherstehende, sich auf Grund der empfangenen Anleitung eifrig weiterbildende Frauen, so würden sie in den Fällen genügen, wo Kranke sich nicht dem Auge eines männlichen Arztes aussetzen wollen. Wenigstens könnten sie durch ihre Beobachtungen die Mittlerin zwischen Arzt und Kranken sein. Vielleicht würde dann, nebenbei erwähnt, die jetzt so überhandnehmende Operationssucht verringert. Schon jetzt könnten viele Hebammen diesen Posten ausfüllen, wenn die in Rede stehenden Kranken sich dies Auskunftsmittel klar machen wollten. Ebenso ist es mit dem so äußerst selten zur vollen Zufriedenheit erfüllten Berufe der Wochenbettpflegerinnen, zu dem ein feiner Takt und zartes Mitgefühl vor allem erforderlich sind.

Doch nicht nur für die Befriedigung des medizinischen Interesses giebt es genug offene Wege. Auf dem Gebiete der äußern und innern Mission wäre für gebildete Frauen unendlich viel zu leisten! In Bezug auf äußere Mission erinnere ich z. B. an die Wirksamkeit der Lehrerin Fräulein Dircks in Japan. Es bietet sich hier sowohl dem Thätigkeits- als auch dem Forschungstriebe der Frauen ein weites Feld. Auf dem Gebiete der innern Mission wäre allerdings noch manche Vorbereitung nötig, ehe Frauen ein umfassendes Wirken da beginnen können. Aber schon ein Teil der Energie und der Mittel, die jetzt für die sogenannte „Frauenemanzipation" aufgewendet werden, könnte hier den nach Arbeit dürstenden Frauen einen Beruf schaffen, der vielen zum Segen werden würde. Eine den deutschen Bedürfnissen angepaßte Abänderung der Slumsisters des General Booth wäre so nötig in mancher großen oder Fabrikstadt! Wenn die Gemeindeorganisation Sulzes, die man ja jetzt an so vielen Orten in Angriff nimmt, erst sich weiter ausbauen wird, dann können zahlreiche Frauen in ihr die reichste seelsorgerische Wirksamkeit entfalten.

Das Ideal der Urchristengemeinde, auf das in der Gegenwart so vielfach zurückgegriffen wird, hat uns bei diesen kurzen Bemerkungen geleitet. Dort bestand ja schon das freudige, gleichwertige Zusammenwirken beider Geschlechter, doch aber hielt ein jedes seine ihm besonders angemessene Sphäre inne. Und daß das stille, selbstverleugnende Thun der ersten Christinnen manche strebende Christin unsrer Zeit zur Nachfolge begeistern möge, ist unser herzlicher Wunsch. A Gr



2

Die Reichstagsverhandlung vom 11. März d. J. befaßte sich mit den Petitionen des Allgemeinen deutschen Frauenvereins*) (Leipzig) und des Frauenvereins „Reform" (Weimar) betreffend die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Studium. In dieser Debatte hat das Verhalten der Abgeordneten des Zentrums und der Rechten in den Gesellschaftskreisen, die zumeist durch jene Abgeordnete vertreten werden, vielfach Befremden und Widerspruch erregt. Wie bekannt, wurde nach dem Antrag der Petitionskommission gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Volkspartei, Freisinnigen und der Hälfte der Nationalliberalen über die Sache zur Tagesordnung übergegangen.

Ein Gegner der Petitionen sprach u. a. die uralte Wahrheit aus, die Frau habe als Gattin und Mutter im Hause ihren Beruf zu erfüllen. So lange aber die Herren Abgeordneten nicht dafür sorgen können, daß die zahllosen unverheirateten Mädchen der Gegenwart nun auch wirklich, „wie es ja ihr Beruf ist," als Gattinnen und Mütter an ihren eignen Herd kommen, so lange klingen derartige Aeußerungen recht eigentümlich. Allen Diakonissinnen, Krankenpflegerinnen, Lehrerinnen, Künstlerinnen u. s. w. könnte man dann ja mit gleichem Rechte sagen: Das ist nichts für euch, die Frau gehört als Gattin und Mutter ins Haus!

Natürlich gehört die Frau vor allem ins Haus; auch mit dem größten Verstande begabt, hat sie in der Ehe niemals ihren Beruf verfehlt, denn eine der schwersten geistigen Arbeiten ist die rechtverstandene Kindererziehung.

In der Regel ist der gebildete Mann für die geistige, die Frau, ob gebildet oder ungebildet, neben der Kindererziehung für die häusliche Arbeit berufen. Aber wie es unter den Gebildeten ausnahmsweise gering veranlagte Männer giebt, die sich dem Kunstgewerbe oder Handwerk widmen müssen, so giebt es auch Frauen, deren Verstand den eines Durchschnittsmannes bei weitem überragt. Es ist eine häßliche Ungerechtigkeit, daß ein unverheiratet bleibendes, erwerbsuchendes, ungewöhnlich begabtes Mädchen heutzutage, um „weiblich" zu bleiben, Haushälterin, Putzmacherin oder Aehnliches werden muß, oder höchstens fürs Lehrerinnenexamen ihr Gehirn mit einer Menge unnützen Wissens überladen darf und sich schließlich freuen kann, wenn sie im Kampfe mit unzähligen Bewerberinnen eine Stelle von trauriger Abhängigkeit findet; andre Wege, auf die ihre Begabung sie hinweist, ihr willkürlich abgeschnitten werden.

Aber nicht dies, sondern das Bedürfnis des leidenden Frauengeschlechts nach weiblichen Aerzten ist die wichtigste Seite der Sache. Selbstverständlich dürfte das weibliche Studium sich Frauen- und Kinderkrankheiten zur Spezialität machen.

Die Gegner sprachen in sittlicher Hinsicht scheinbar gegründete Bedenken gegen die Petition aus. Es fragt sich, ob hier einem wirklichen Notstande abgeholfen werden muß. Niemand wird eine schwimmkundige Frau tadeln, wenn sie, um ein ertrinkendes Kind zu retten, sich ihrer Kleider entledigt. Sobald die Notwendigkeit einer Hilfe erkannt ist, darf die Sitte kein Hindernis sein; wo bleibt der sittliche Gehalt einer Sitte, die Hilfe in der Not verweigert? Einem weiblichen Arzte wird es vergönnt sein, manches Frauenleben zu retten; denn weibliches Schamgefühl verhindert nur zu oft die rechtzeitige Anrufung männlicher Hilfe. Mögen das noch so viele thöricht finden, es ist und bleibt Thatsache.

Mit der Berufung auf die Sittlichkeit kann die Praxis des weiblichen Arztes wohl nicht getroffen werden. Die Aerztin kommt in ihrer Thätigkeit mit keinen andern Dingen und Verhältnissen in Berührung, wie die Hebamme, die Kranken- und Gemeindeschwester. Anders verhält es sich mit dem Studium. Durch das gemeinsame Studiren mit Männern würden die Hörerinnen nicht selten in noch peinlichere Lagen geraten, wie

*) Der Allgemeine deutsche Frauenverein sammelt seit Anfang dieses Jahres Unterschriften für eine Massenpetition an den Reichstag, die, unabhängig von den am 11. März d. J. dort behandelten Petitionen, ebenfalls um „die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin und zu den Universitätsprüfungen zum Zwecke der Gewinnung von Aerztinnen für Frauenkrankheiten" einkommen will. — Wie verlautet, sollen bis jetzt über 100000 Unterschriften von Männern und Frauen aller Stände gesammelt sein.

solche die Vorbereitung zur Krankenpflege für das weibliche Geschlecht schon mit sich bringt. Vor etwa zwei Jahrzehnten hatten auf den Universitäten Leipzig und Heidelberg Frauen von der vorübergehenden Erlaubnis Gebrauch gemacht, die medizinischen Vorlesungen zu besuchen. Bald hörte dieser Besuch auf; aus Rücksichten der Peinlichkeit, wie man sagte. Vielleicht war auch die Begegnung, die weiblichen von männlichen Studenten zu teil wurde, kein unwesentlicher Grund.

Nun fragt sich, ob die Frau sich nicht, wie auch bei andern Dingen, an die rein sachliche Auffassung dessen, was sie bei ihrem Studium hört und sieht, gewöhnen kann, ob sie hier zur Empfindlichkeit berechtigt oder gar verpflichtet ist, — oder ob sie diese Empfindungen durch Willenskraft und Mut überwinden muß — oder kann — oder doch darf? Dafür giebt es leider keine allgemeingiltige Antwort; jeder Einzelne antwortet nach seinem Empfinden. Wir wissen, daß gerade über das „Schickliche" in verschiednen Zeiten die verschiedensten Ansichten herrschten. Wo hört weiblicher Zartsinn auf — wo fängt Prüderie an?

Von jeher galt die Krankenpflege als echt weiblicher Beruf; um so unverständlicher ist es, daß man den ihr so nahe verwandten ärztlichen Beruf der Frau heute noch — weil unweiblich — nicht gewähren will. Freilich, wenn diesem Beruf erst wie der Krankenpflege die freundliche Gesinnung der Kirche allgemein und offen zu teil würde, dann könnte sich die Sache schon bald ganz anders gestalten!

Krankenpflegerinnen aus bessern Ständen — völlig unparteiisch und von dem Kampfe für das Frauenstudium kaum wissend — haben mir die Frage, ob sie sich zu ihrem Beruf entschlossen hätten, wenn dazu eine Vorbereitung im Verein mit männlichen Studenten erforderlich gewesen wäre, ausnahmslos bejaht. Sie meinen, auch hier würde ihnen die Begeisterung für ihren Beruf geholfen haben. Könnte nicht diese Begeisterung auch den studirenden Frauen zur Seite stehen?

Der Einwand, daß in den schwersten Krankheitsfällen die Frau dennoch den männlichen Arzt zuzuziehen pflegt, ist richtig; nicht richtig aber die daraus gezogene Folgerung des mangelnden Bedürfnisses weiblicher Aerzte. Denn gerade diese schweren Fälle entwickeln sich zu allermeist aus vermeintlich unerheblichen kleinen Leiden, um derenwillen die Frau einen männlichen Rat nicht erfragen mochte und einen weiblichen Rat nicht erfragen konnte. Daher ist der Widerstand höchst seltsam, mit dem in Deutschland gerade die Sittsamkeit sich der Einführung weiblicher Aerzte widersetzen will, dieselbe Sittsamkeit, die mit Freuden den weiblichen Arzt im Krankheitsfall begrüßen würde.

Das zu erstrebende Ziel — eine weibliche Hochschule — wäre freilich vorläufig noch unerreichbar, aber keineswegs undenkbar. Für die allerpeinlichsten Vorkommnisse wäre Trennung der weiblichen von den männlichen Elementen — etwa in Verbindung mit den bestehenden Hebammenschulen — doch vielleicht auch heute nicht ganz undurchführbar? Vor einigen Monaten wurde in einer unsrer Hausfrauenzeitungen den Frauen beßrer Stände die Ausbildung als Hebammen warm empfohlen, damit nicht dieser höchst wichtige Beruf nur ungebildeten, oft gewissenlosen Personen anvertraut bliebe. Eine Ausbildung dieser Art — der Verantwortlichkeit des künftigen Berufes entsprechend — wäre ja schon ein halbes ärztliches Studium.

Leichter wie eine weibliche Hochschule könnte schon eine weibliche Vorbildungsschule geschaffen werden.

Und der gefürchtete Wettbewerb, der den Aerzten durch die weibliche Praxis erwachsen würde? — Wenn in der Gegenwart Männerarbeit überall nahezu doppelt so hoch wie die entsprechende Frauenarbeit bezahlt wird, so darf der Frau in bescheidenem Umfange ein Wettbewerb auf jenem Gebiet, ein Versuch, den eignen materiellen und sittlichen Notstand zu bessern, wohl gestattet werden?

Man hat über emanzipirtes Betragen, über Wirtshausbesuch und ähnliche Ausschreitungen der weiblichen Studenten auf ausländischen Universitäten geklagt. Von solchen Erscheinungen gilt nur die bekannte Wahrheit, daß einer guten Sache nicht die Fehler ihrer Diener zum Nachteil gereichen dürfen. Auch wird sicherlich die studirende deutsche Frau, sobald nur erst besagter Beruf in ihrem Vaterlande Bürgerrecht



erworben haben wird, von jenen Abwegen wieder in die natürlichen Bahnen deutscher Weiblichkeit zurückkehren. Ihr weiblicher Reiz leidet nicht unter den Dingen, die sie lernt, sondern nur unter der Art und Weise, wie sie lernt. Auch unter den Männern giebt es Blaustrümpfe, d. h. vor geistigem Dünkel ungenießbare Wesen. Sie gehören zu den Käuzen, die es unter Männern wie Frauen geben muß. Aber die Abneigung gegen solche Erscheinungen, die keinem ernstlich schaden, darf doch wohl nicht die Einführung einer wohlthätigen Einrichtung hindern.

Was ist eigentlich das Schreckgespenst: „Frauenemanzipation"? Etwas Unleidliches oder etwas Wünschenswertes je nach der Auslegung des Wortes. Mich dünkt, wahre Emanzipation bedeutet ebenso sehr die Erweiterung der weiblichen Pflichten, als die der weiblichen Rechte. Recht auf Arbeit — Pflicht zur Arbeit — bei einem Menschen von richtigem Verständnis für seine Lebensaufgabe verwischt sich die Grenze zwischen den Begriffen Pflicht und Recht. Was der gebildeten Frau fehlt, ist die Gewährung des Rechtes auf Arbeit in seinem vollen Umfange; deshalb vielleicht kennt sie weniger wie der Mann die Pflicht zur Arbeit, zu einer Arbeit, die des Schweißes wert ist.

Aber die Frauen sind den alten Schlendrian so gewohnt, daß sie nicht einmal wissen, was ihnen fehlt. Auch die Männer sind für diesen Mangel merkwürdig blind; der künftige Beruf des Sohnes beschäftigt den Vater jahrelang, die Töchterfrage wird mit erstaunlicher Gleichgiltigkeit behandelt: „Es wird sich wohl ein Mann für sie finden." Aber er findet sich nicht immer, und um so weniger, je ruhiger ihr Väter ertragt, wie unter euern Augen ein oberflächliches, wenig leistendes und viel beanspruchendes Frauengeschlecht heranwächst. Deshalb erzieht nicht nur eure Söhne, sondern auch eure Töchter zu ganzen Menschen; ihr, die ihr über Lösung der sozialen Frage grübelt, bedenkt eure Verantwortlichkeit, wenn ihr eure Töchter Jahr für Jahr vertändeln, nichts thun laßt, was irgendwie einen sittlichen, ja nicht einmal einen praktischen Wert hat! Sie musiziren, sie malen, sie lesen — für den Salonbedarf; hie und da helfen sie auch etwas im Hause; sie besticken und behäkeln ihre Verwandtschaft und Freundschaft, oder sie verbringen über die Hälfte ihrer Zeit mit all jenem Papp-, Farben-, Leder- und Papierblumen-Firlefanz, der dazu erfunden ist, beschäftigungslosen Frauen Zeitvertreib zu schaffen. Laßt eure Töchter arbeiten und nach der Arbeit ruhen, einheitlich und stetig, wie ihr Väter es thut, und nicht den halben Tag in Kaffeekränzchen und ähnlichen geselligen Zusammenkünften sich vom Halbthun „erholen"! Und wenn sich im eignen Hause nicht genug nutzbringende Frauenarbeit findet, so denkt an das große Feld für echt weibliche Thätigkeit, wo Arbeitskräfte so sehr noch fehlen; lehrt die Mädchen, wie unendlich viel Not und wie unendlich wenig Hilfe für diese Not es in der Welt noch giebt! Erzieht sie mit Ernst für ihre ernste Lebensaufgabe, damit sie später als Mütter nicht nur für ihre Kinder leidlich kochen und allenfalls für sie Kleider machen, sondern damit sie die Kinder auch im wahren Sinne des Wortes erziehen können! — Dann wird die männliche Jugend vielleicht wieder heiratslustiger werden, und wenn die Freier dennoch nicht kommen, so habt ihr doch das freudige Bewußtsein, eure Töchter zu nützlichen Arbeitern in dem großen Weinberge erzogen zu haben, an dessen gewissenhafter Bebauung ein jeder sein Teil Verantwortung trägt. A B-M

---

## Evangelische Gedanken zur Judenfrage

### 2. Das Volk Israel und das moderne Judentum

Stöcker hat einmal (S. 383 f.) ausgeführt, wie die Geschichte des Volkes Israel zu beurteilen sei. Er weist es aufs entschiedenste ab, daß das Christentum ein Erzeugnis des Semitentums genannt werde, und daß es dem Volke Israel als eine Großthat oder ein Verdienst angerechnet werde, Träger der Offenbarung Gottes gewesen zu sein. Vielmehr nicht durch den Semitismus, sondern trotz dem Semitismus habe sich Gott an Israel offenbart. Zwar leuchten aus der Geschichte Israels wie hohe Bergesgipfel aus den Alpen wunderbar große Persön-

lichkeiten hervor, aber was dazwischen liegt, sei eine Geschichte von Ungehorsam und Hartnäckigkeit, Trotz gegen Gottes Willen und Unglauben gegen Gottes Verheißungen. Wir können die Bibel aufschlagen, wo wir wollen, überall finden wir den „hartnäckigen, götzendienerischen, semitischen Geist."

Ich gestehe, daß mir diese Beurteilung der israelitischen Geschichte als eine Ungerechtigkeit erscheint. Denn die hier gemachte Teilung zwischen den hervorragenden Geistern und der Masse des Volkes ließe sich ebenso bei jedem andern Volke machen. Immer nur einzelne Genien haben der Menschheit neue Pfade gewiesen, die Masse ist stets träge, stumpf, passiv gewesen. Aber dennoch pflegen wir es einem ganzen Volke anzurechnen, wenn es solche Genien hervorbringt. Und mit Recht. Denn diese entstehen nicht von ungefähr, sondern sie ziehen ihre Kraft aus dem Boden, auf dem sie stehen, und bilden sich in der Fülle der Tradition, die sie in der Volksgemeinschaft überkommen. Die Hellenen sind uns das Volk der Kunst und der Philosophie, obgleich die Masse einem Sokrates den Giftbecher in die Hand gezwungen hat und nur ein verschwindend kleiner Teil dem Schwung des Phidias zu folgen verstand. Den Römern verdanken wir das Recht und die Monarchie, obwohl der zuchtlose Haufen die größten Staatsmänner getötet hat und das Kaiserreich nur mit furchtbarer Gewalt aufrecht zu erhalten war. Und so verdanken wir auch dem Volke Israel ein religiöses Erbe von unermeßlichem Werte, nicht bloß einzelnen Patriarchen, Königen und Propheten, — denn es gilt ebenso, daß diese nicht ohne jenes wären, wie daß jenes ohne die Führung gotterleuchteter Männer niemals zu seiner Höhe gelangt wäre. — Will man aber das nicht gelten lassen, sondern setzt dagegen, daß jene religiösen Erkenntnisse allein von Gott und seiner Offenbarung herrühren, so vergißt man, daß sich dies nicht ausschließt, sondern lediglich eine andre Betrachtungsweise ist. Oder ist es etwa so, daß das große Erbe der Antike in Litteratur, Wissenschaft, Kunst, Recht ohne Gottes Willen zustande und auf uns gekommen wäre, und allein die mosaische Religion durch ihn? Vielmehr führen wir alle guten und vollkommnen Gaben auf Gott selbst zurück, ohne dabei die Mitthätigkeit der Menschen und Völker auszuschließen.

Es bleibt also dabei: Israel ist das Volk, dessen Beruf es war, die reine, wahre Gotteserkenntnis auszubilden und als Knecht Jehovas unter den Völkern von ihm zu zeugen. Und ebenso gilt, daß das Christentum aus semitischem Geiste hervorgegangen ist. Gottes vollkommne Offenbarung ist geschichtlich vermittelt. Denn Jesus hat nicht etwas schlechthin Neues gebracht, sondern hat das Ueberkommne und Vorhandne gereinigt, zusammengefaßt, gesichert, vertieft und erweitert. Er hat an das Gesetz und die Verheißungen angeknüpft und ist sich bewußt gewesen, deren rechte Erfüllung zu bringen. Und so darf man das Christentum getrost als ein geläutertes Judentum bezeichnen. Freilich darf nicht übersehen werden, daß diese Läuterung zugleich eine Ueberwindung war und daß das Christentum daher auch einen Gegensatz zur jüdischen Religion darstellt. Die Juden haben in Haß und Feindschaft den Herrn ans Kreuz geschlagen und seine Jünger verfolgt, und Paulus hat den vollkommnen Gegensatz zur Religion des Evangeliums in der jüdischen Gesetzesreligion gesehen. Aber daneben steht doch fest, daß Gott gerade dieses Volk sich zum Schauplatz seiner vollkommnen Offenbarung erwählt hat, daß die erste Gemeinde der Gläubigen sich aus Juden gebildet hat, und daß auch nach Paulus Anschauung das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christus gewesen ist.

Diese doppelte Bedeutung der israelitischen Religion stammt daher, daß einerseits die Propheten ein religiöses Ideal geschaut und verkündigt haben, so erhaben und groß, daß es nur noch im Christentum überboten wird, daß aber anderseits dies Ideal in ihrer Predigt, entschiedner aber noch in der Volksanschauung und der Lehre der Schulen mit einem national-politischen Ideal verbunden war. Dies nationale Ideal, ursprünglich die Stütze des religiösen, ist in der Geschichte ein Hemmnis für dieses geworden; Jesus hat es zertrümmert, um das religiöse Ideal des Judentums zur Erfüllung und Vollendung zu bringen. Indem aber die herrschenden Klassen seiner Zeit und der große Haufen gerade davon nicht ablassen wollten, haben sie sich in



einen bewußten Gegensatz zu ihm stellen müssen. So ist beides wahr: die jüdische Religion ist die Vorstufe und das Widerspiel der christlichen.

Und es ist noch heute so. Wäre nicht das sittlich-religiöse Ideal des Judentums dem christlichen so nahe verwandt, so wäre es gar nicht möglich, daß die Juden in unsrer Mitte leben und an unsrer Kultur, deren wesentliche Bestandteile aus dem Christentum und Protestantismus stammen, teilnehmen könnten. Wäre nicht anderseits das nationale Ideal noch immer, wenn auch teilweise unbewußt, bei ihnen lebendig, so bliebe es unerklärlich, daß sie nicht längst in die Christenheit aufgegangen wären. Das ist der Hauptpunkt, an dem das Judentum in Gegensatz zur Christenheit tritt, daß dies nationale Ideal ihm noch nicht verloren gegangen ist. Gewiß nicht bei den Altgläubigen, die mit glühender Sehnsucht ausschauen nach dem Messias, der sein Volk sammeln und mächtig machen soll vor allen Völkern der Erde. Aber auch nicht bei den modernen Juden, die von einer Herrschaft Israels über die Völker durch Einfluß und Reichtum träumen.

Von hier aus fällt auch Licht auf die viel erörterte Frage, ob die Juden heute noch ein Volk sind. Sie sind es unzweifelhaft in vielen Stücken nicht mehr, denn sie haben keine sie verbindende lebendige Sprache, keine ununterbrochene gemeinsame Geschichte, keine nur ihnen gehörige Kultur. So sind sie in Wahrheit kein Volk mehr. Aber sie könnens nicht vergessen, daß sie ein Volk gewesen sind, und sie können die Hoffnung nicht aufgeben, so oder so wieder eins zu werden, weil diese Hoffnung untrennbar mit ihrem religiösen Ideal verbunden ist und dieses ohne jene hinsinkt. Und so sind sie in Erinnerung, Sehnsucht, Hoffnung doch noch ein Volk. Daraus folgt aber auch, daß das Aufgeben des religiösen Ideals, die Annahme des Glaubens an das schon bestehende überweltliche Gottesreich von selbst auch das nationale Ideal beseitigt und zu der dem thatsächlichen Bestande entsprechenden Einsicht führt, daß Israel als Volk nicht mehr besteht. Und auch das ergiebt sich, daß alle modernen Reformversuche aus der Mitte des Judentums heraus, die das volle Aufgehen Israels in die abendländischen Völker fördern wollen, scheitern müssen, wenn sie nicht die eigentliche Quelle des Uebels erfassen, wenn sie nicht das religiös-nationale Ideal des Judentums in das religiös-universale und überweltliche des Christentums verwandeln.

Daß wirklich dies das eigentlich Trennende zwischen Juden und Christen ist, wird klar werden, wenn wir weiter die Frage aufwerfen, ob wirklich neben der religiösen Entwicklung, die zum Christentum führte, eine andre Strömung in der Geschichte Israels nachweisbar ist, ob man das Recht hat, von einem eigenartigen semitischen Geiste zu reden, durch den dies Volk ganz besonders von andern unterschieden wäre? Will man dies feststellen, so hat man sich zu allererst vor Gemeinplätzen zu hüten. Deshalb muß die Frage lauten: Lassen sich im Volke Israel Charakterzüge aufweisen neben jener religiösen Festigkeit, durch die es sich von andern Völkern unterscheidet?

Diese Frage ist zu verneinen. Israel tritt uns an der Schwelle der Geschichte*) als ein Nomadenvolk entgegen, zäh, tapfer und ausdauernd, wie andre Nomadenvölker auch. In harten Kämpfen erringt es sich den Besitz des Westjordanlandes. Diese Kämpfe machen einen festern Zusammenschluß der Stämme unter einem Könige notwendig, das Königtum aber schafft den Staat. Zur Zeit der Könige, d. h. bei Beginn unsrer geschichtlich sichern Kenntnis, ist Israel ein Volk von Ackerbauern. Aber fortwährende Kämpfe um seine Existenz lassen seine Tapferkeit nicht einrosten. Diese Thatsache ist von großer Wichtigkeit, denn sie zeigt uns, daß die Behauptung, Israel sei von jeher zum Handel, Wucher u. s. w. angelegt gewesen, ein Märchen ist. Israel hat sich genau wie andre Naturvölker aus einem Nomadenvolk in ein Ackerbauvolk umgewandelt, und es zeigt genau dieselben Charakterzüge, die auch andern Völkern eigen sind: Mut und Tapferkeit, Grausamkeit und Rachsucht, Ausdauer und Zähigkeit. Noch während des babylonischen Exils scheint

*) Vgl. zum Folgenden Stade-Holtzmann, Geschichte Israels, Wellhausens kurze Geschichte Israels und Realencyklopädie, Art. Israel.

die Masse des Volkes dem Ackerbau treu geblieben zu sein, Ezechiel nennt im Gegensatz zu den heimischen Sitten Babylonien ein Krämerland und Babel eine Handelsstadt, und auch die zurückgekehrten Juden haben hauptsächlich Ackerbau getrieben.

Indessen beginnt von da ab, seit dem Zerfalle des Staates, die Zerstreuung unter die Völker und zugleich die Bemächtigung des Handels. Ungemein schnell haben sich die Juden ausgebreitet. Schon der Geograph Strabo (66 vor Christus) sagt:

Dieses Volk ist in jegliche Stadt gekommen, und man kann nicht leicht einen Ort der bewohnten Erde finden, der nicht diese Nation aufgenommen hätte und nicht von ihr beherrscht würde.

Diese Bemerkung zeigt uns, daß die Juden schon zu Strabos Zeit durch ihren Geldbesitz eine große Macht ausgeübt haben. Und da erhebt sich die Frage: Wie ist es gekommen, daß dies Volk, das wir als ein Ackerbauvolk kennen gelernt haben, sich nun plötzlich so ausschließlich dem Handel ergeben hat? Von einer besondern Anlage dazu kann nach dem oben Gesagten keine Rede sein. Vielmehr wird man zwei Gründe vor andern dafür angeben dürfen.

Erstens einen religiös-nationalen. Der Jude mußte sich in der Zerstreuung als ein Fremdling fühlen, Heimat und Bürgertum hatte er eigentlich nur auf dem heiligen Boden. Daraus ist es erklärlich, daß wenig Neigung entstand, Landbesitz zu erwerben oder durch ein Handwerk sich seßhaft zu machen. Beides gefährdete die Bewahrung des väterlichen Gottesglaubens, denn es war unvermeidlich, daß der Bauer und der Bürger mit den Umwohnenden allmählich verschmolz und ihre Sitten und Ansichten sich aneignete. Der Kaufmann dagegen schlägt nie so fest Wurzel, er kann sich leichter abschließen, leichter sein Zelt abbrechen, seinen Besitz zusammenraffen und an einen andern Ort ziehen. Wir sehen also, diese Hinwendung der Juden zum Handel war bedingt durch die Stärke ihres Glaubens an Gott, der Jerusalem wieder aufrichten und sein Volk sammeln solle, und durch den Gehorsam, mit dem sie am Gesetze festhielten. Der zweite Grund ist der, daß es den fremden Eindringlingen wahrscheinlich nicht leicht gewesen wäre, Grundbesitz zu erwerben. In der Schätzung des Altertums stand der Handel am niedrigsten, als etwas den Freien, Edelgebornen nicht Würdiges. So blieb den Juden vielfach gar nichts andres übrig, als Handel zu treiben. Daß sie aber nicht kraft eines Naturtriebes zum Handel übergegangen sind, das zeigt sich auch darin, daß sie überall, wo sie fest angesiedelt wurden oder unter besonders günstigen Verhältnissen heimisch wurden, wie in Frankreich, Spanien, Italien bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts sich am Ackerbau zahlreich beteiligten.

Auf solche Weise sind die Juden ein Handelsvolk geworden, genauer gesagt: die Juden in der Zerstreuung. Und ihre fernere Geschichte zeigt uns, daß die Motive, durch die die Juden zum Handel getrieben sind, sie auch nicht wieder haben davon los gelassen. Man sollte denken, daß die Zerstörung Jerusalems durch Titus, die Zertrümmerung des geistigen Mittelpunktes der Juden, des Tempels, und die Vernichtung der jüdischen Nationalität allmählich die Sehnsucht nach der eigentlichen Heimat ertötet und dadurch die Verschmelzung mit andern Völkern erleichtert hätten. Gerade das Gegenteil ist der Fall gewesen:

Alles, was dazu dienen konnte, sie von der Vermischung mit fremden Völkern rein zu erhalten, wurde erst jetzt recht gepflegt. Jetzt wurden die heiligen Schriften genau bestimmt und gesammelt, ihr Wert gegen einander abgeschätzt, ihr Wortlaut genau bestimmt; jetzt beginnt das Zeitalter der Gesetzeswiederholung (Mischna). Das Werk der Schriftgelehrten wird in peinlicher Genauigkeit fortgesetzt, sowohl in Bezug auf solche Gesetze, die noch erfüllbar waren, als auch namentlich auf solche, die gar nicht mehr nach Zerstörung des Tempels erfüllt werden konnten. Man hat dies Zeitalter das Zeitalter der Verknöcherung des Judentums genannt. Die Richtigkeit dieser Benennung kann man zugeben, muß sich aber daran erinnern, daß diese Verknöcherung dem Judentum den Halt gab, ohne den es schwerlich noch bis heute als lebenskräftige Gemeinschaft fortbestünde. (Stade Band 2, Seite 674)

Man wird doch sagen müssen, daß sich in diesem starren Festhalten an der Idee des Bundesgottes, der sein Volk auch aus der Zerstreuung sammeln kann, und dessen Gesetz es zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, eine gewaltige religiöse Kraft äußert, vor der wir nur Bewunderung haben können. Zu diesem Kitt, der das Judentum fest zusammenfügte, kamen äußere Bindeglieder hinzu. Dahin gehört namentlich die Judensteuer an den kaiserlichen Fiskus in Rom, ferner, daß ihnen in den Städten besondre Straßenviertel zur Wohnung angewiesen wurden, schließlich allerlei Ausnahmegesetze, unter denen sie standen. Dies alles schloß die innerlich schon durch ihre religiös-nationale Hoffnung so fest verbundnen Juden auch noch von außen zusammen.



Es ist gut, sich dies klar zu machen, daß zwischen dem Zusammenhalt der Juden und ihrer Neigung zum Handel ein unlösbarer Zusammenhang besteht. Sie sind Kaufleute geworden, weil sie sich in der weiten Welt als Fremdlinge fühlten, und weil sie als Fremdlinge angesehen und behandelt wurden. Und man darf hinzufügen, sie werden Kaufleute bleiben und den Handel sich nutzbar machen, solange sie dies Gefühl innerer Zusammengehörigkeit und der Abgesondertheit von andern Völkern nicht los werden können.

Es hat im Mittelalter nicht an Ansätzen gefehlt, diesen Bann zu brechen. Große Männer haben je zuweilen erkannt, daß man nur auf die Weise der Juden Herr werden könne, daß man sie „mit Vernunft und Sanftmut“ gewinne. So Gregor der Große, Karl der Große, Isabella von Spanien. — Und das jüdische Volk ist auch jeweilen heimisch geworden und hat sich der Lebens- und Beschäftigungsweise des Landes angeschlossen, in dem es wohnte. So bis ins sechste Jahrhundert in Frankreich, so bis ins zwölfte in Spanien, wo dann freilich die Verfolgung um so furchtbarer hereinbrach.

Aber im Großen und Ganzen hat gerade das Mittelalter alles gethan, in den Juden das Bewußtsein der Fremdheit zu nähren und sie auf den Handel zu beschränken. Je heftiger die Kirche Glaubenshaß gegen die Juden predigte und dem auch im kanonischen Rechte Ausdruck gab, desto fester klammerten sich diese an das väterliche Gesetz. In Frankreich, England, Spanien und Portugal waren sie als jeweiliger Besitz des Königs dessen persönlicher Laune unterworfen. Im römisch-deutschen Reich waren sie zwar Eigentum des Reiches und erfreuten sich deshalb größerer Sicherheit; aber doch haben namentlich zur Zeit der Kreuzzüge die Erpressungen und Verfolgungen, unter denen sie zu leiden hatten, sich furchtbar gehäuft. Es war den Juden im spätern Mittelalter vielfach unmöglich, etwas andres zu treiben, als Handel. Das Eigentum an Grundbesitz hätte man ihnen schwerlich zugestanden, in die Innungen ließ man sie nicht hinein, so blieb ihnen der nach der Beurteilung des Mittelalters niedrigste und geradezu sündhafte Erwerbszweig allein übrig: der Handel, und zwar besonders der Handel mit Geld. War doch nach der antiken, z. B. von Aristoteles vertretenen Anschauung, die das kirchliche Mittelalter sich angeeignet hatte, alles Zinsennehmen Wucher, also unrecht. Von dieser Anschauung aus hat man den Juden, denen das Zinsennehmen nicht verboten war, das eigentliche Geldgeschäft, ohne das man in größeren Kulturverhältnissen nun doch nicht auskommen konnte, nicht bloß überlassen, sondern geradezu aufgedrängt, — freilich nicht ohne daß die Großen sie hin und wieder wie einen vollgesogenen Schwamm in ihre Taschen auspreßten.

Vergegenwärtigen wir uns, welchen Einfluß eine solche jahrhundertlange Absperrung und Beschränkung auf einen Erwerbszweig üben mußte, so verstehen wirs nur zu gut, daß die Folgen davon noch heute nachwirken:

Die Juden Deutschlands standen mit wenigen Ausnahmen bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Bildung. Sie waren von Jugend auf gewöhnt, sich als ein besondres Wesen im Staate zu betrachten, ihr Inneres zu verstecken, ihr Vermögen zu verhehlen, vor Gewalt sich zurückzuziehen. (Herzogs Realencyklopädie, S. 241.)

Man kann noch mehr hinzufügen: aus der Geschichte der Juden erklärt sich die Feindschaft, die vielfach wirklich gegen das Christentum unter ihnen herrscht; sie haben es nicht als eine Macht der Liebe kennen gelernt, sondern als einen Haß, der im Bunde mit allen häßlichen Leidenschaften der Menschenbrust, mit Neid, Beutegier, wollüstiger Grausamkeit, gesteigert zu schrankenlosem Fanatismus sie mit Hohn und Spott, aber auch mit Feuer und Schwert bis aufs Blut gepeinigt und immer wieder versucht hat, ihnen ihr Heiligstes zu rauben. Wer wollte leugnen, daß die Christenheit hierin eine furchtbare Schuld auf

sich geladen hat, und wer hat das Recht, sich dieser Schuld einfach zu entziehen?

Aus dem Protestantismus ist die Anerkennung der Gewissensfreiheit geboren. Deshalb hat ein Hassen Andersgläubiger, also ein religiöser Haß gegen die Juden, wie ihn die Kirche des Mittelalters gepredigt hat, innerhalb seiner Grenzen keinen Raum. Dazu kommt, daß er, indem er die Kirche auf ihr eigentliches Gebiet, die Pflege des Religiösen beschränkte, die andern Lebensgebiete freigab, auf denen zwar die sittlichen Grundsätze des Christentums geltend bleiben, aber alle Menschen sich ohne Rücksicht auf ihren Glauben und ihr Bekenntnis bethätigen können. Indem der Protestantismus dies zum Bewußtsein der Menschen brachte, hat er die Emanzipation vorbereitet. Durchgesetzt haben sie freilich noch andre Mächte. Die weltbürgerliche Stimmung der Aufklärungszeit, der alles über einen Kamm scherende Radikalismus der französischen Revolution, das Bedürfnis, die dem Lande ungenützt liegenden Kräfte der Juden voll heranzuziehen.

Aber leider fiel die Emanzipation in eine Zeit, in der der evangelische Glaube tief darniederlag. Die alte lutherische Orthodoxie war gefallen, und alle Versuche sie wieder aufzurichten, fanden keinen Wiederhall im Volksganzen, ja die erstarkte historische Wissenschaft traf sie bis ins Herz hinein. An ihre Stelle war der Pietismus getreten, eine Art des Christentums, die das öffentliche Leben scheute und seine Jünger von der freudigen Teilnahme an der Kulturarbeit ängstlich zurückhielt. So war das Christentum gewissermaßen in die Kirche und das Kämmerchen verbannt, und der breite Strom des Lebens flutete daran vorüber, als etwas, das mit jenem Christentum gar nichts zu thun hätte. In diesen Strom stürzte sich das Judentum mit voller Kraft, um sich die herrschenden Ideen anzueignen. Damals aber war die ganze Welt noch bewegt von den Nachwirkungen der französischen Revolution, und ganz besonders in Deutschland konzentrirte sich das allgemeine Interesse auf die Neugestaltung des politischen Lebens und den Erwerb politischer Rechte. Daneben entstand dann eine Naturphilosophie, die in einseitiger Ueberschätzung der Naturwissenschaft die Selbständigkeit des geistigen Lebens negirte, die Sittlichkeit aus den tierischen Trieben ableitete und die Materie zur bestimmenden Macht der Menschheit machte. Endlich wurde durch die Maschine ein gewaltiger Aufschwung der Industrie und durch die Erleichterung des Weltverkehrs eine großartige Ausdehnung des Handels hervorgerufen und dadurch alle freie Volkskraft auf das wirtschaftliche Gebiet gelenkt.

Auf diese Richtungen des modernen Lebens hat sich das durch die Emanzipation freigewordene Judentum mit seinem Kapital, mit seinem Wissensdrang und seinem durch jahrhundertelange Uebung ausgebildeten Handelstrieb geworfen und in allen dreien eine wenn nicht führende, so doch einflußreiche Stellung errungen. Es war klar, daß es im politischen Leben auf die Seite der Radikalen treten mußte. Den Ideen von der französischen Revolution verdankte es seine Befreiung, — was noch hinüberragte in die moderne Welt von Feudalismus, Patriarchentum, Absolutismus, mußte ihm als Rest einer Zeit erscheinen, in der es noch keine Freiheit gehabt hatte. Deshalb stürmte es dagegen an und verband sich mit der Demokratie und noch radikalern Strömungen. Auf dem Gebiete des geistigen Lebens traten Juden bald in die vordersten Reihen der Verkündiger des Materialismus. Hier eröffnete sich ihnen eine Weltanschauung, in der zwischen Jude und Christ kein Unterschied mehr war, und eine „Religion," die nicht die Annahme bestimmter Glaubenssätze, nicht die Taufe forderte und doch geeignet schien, das ästhetische Bedürfnis des Menschenherzens zu befriedigen. Diese praktisch-materialistische Weltanschauung stieg allmählich vom Thron der Wissenschaft herab, ergriff nach und nach Kunst, Dichtung, Theater und drang in die Volksmassen ein. Und auf allen diesen Gebieten waren Juden ihre Verkündiger und Träger. Soll man sich darüber wundern? Wie viele Christen, die aufgewachsen und erzogen waren innerhalb der christlichen Gemeinde, haben doch das kostbare Erbe ihres Glaubens weggeworfen und dem Götzen des Materialismus gehuldigt! Und die Juden, die keine christliche Sittlichkeit hatten, die dank der Erfahrungen früherer



Jahrhunderte nichts wußten von dem höchsten Gute, das das Evangelium bietet, ja in ihm eine feindliche Macht sehen mußten, die sollten der Lockung widerstehen?! — Noch eine Bemerkung sei hier angefügt: Gerade diese Hingabe an den Materialismus beweist, daß eins der größten Hindernisse für ihre Emanzipation allmählich an Kraft verloren hat, nämlich das Bewußtsein der Gebundenheit an das ererbte Gesetz. Die Juden wollten wirklich völlig aufgehen im modernen Leben, deshalb schlossen sie sich zunächst im „großen Abfall" der junghegelschen Philosophie, dann der Bewegung des Materialismus an. — Endlich ist es auch erklärlich, welche Rolle die Juden im wirtschaftlichen Leben an sich reißen mußten. Sie traten in die neu erblühende Epoche ein mit einem Besitz von Kapital und handelspolitischer Erfahrung, der ihnen von vornherein ein Uebergewicht verlieh. Ja auch das ist zuzugestehen, daß sie unter dem Druck vergangner Zeiten eine Kunst des Handels gelernt hatten, die sich mit der strengen Sittlichkeit nicht vertrug. Das zeigt sich vielleicht noch mehr als in der rücksichtslosen Spekulation des Kapitals in den Güterschlächtereien und dem Auffaugungssystem auf dem Lande. So wurden sie bald die Führenden im wirtschaftlichen Leben der Völker; in dem immermehr aus einander klaffenden Gegensatz von Reich und Arm kamen sie von selbst auf die Seite der ersteren und sammelten unverhältnismäßig großen Besitz in ihren Händen.

Nun ist es heute jedermann einleuchtend, daß die drei Bewegungen, die in der Mitte des Jahrhunderts die Juden mit fortrissen, zu furchtbaren Gefahren ausgewachsen sind. Der ungezügelte Radikalismus, der keine Autorität mehr anerkennt, der Materialismus, der gegen ewig giltige Normen des menschlichen Zusammenlebens anstürmt und den Kampf ums Dasein als einzig giltiges Gesetz proklamirt, der Mammonismus, der Kraft und Leben Tausender zügellos ausbeutet und die Fülle des irdischen Besitzes als einziges Ziel aller menschlichen Arbeit verkündigt, — das sind Bewegungen, die die Fundamente unsers Volkslebens zu untergraben drohen. Sie treten nicht einzeln auf, sondern in unheimlicher Verschlingung und Verquickung; ihr Kind ist die Sozialdemokratie. Ihnen gegenüber ist nun Gott sei Dank! das Bedürfnis der Abwehr erwacht: das nationale Bewußtsein, durch die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte neu gestärkt, schaart sich um die ererbten Güter des Vaterlandes und der Krone; durch die Not der Zeit neubelebt will der christliche Glaube den ewig giltigen Wahrheiten wieder zum Siege verhelfen, und die Furcht vor dem drohenden Ruin treibt, den wirtschaftlich Schwachen zu unterstützen und dem Uebermächtigen Zügel anzulegen.

Diese Bestrebungen sehen nun überall in den vordersten Reihen der Gegner das Judentum, — was ist natürlicher, als daß sie in ihm den eigentlichen Urheber alles Uebels erblicken und den Antisemitismus auf ihre Fahne schreiben! Und doch verkennt man damit die Tiefe des Schadens, verwechselt Symptom und Ursache und lädt verkehrterweise die Schuld auf einen Sündenbock ab: daß das Judentum sich dem politischen Radikalismus, dem geistigen Materialismus und dem wirtschaftlichen Mammonismus in die Arme geworfen und diese Bewegungen so furchtbar gefördert hat, das ist durch zeitgeschichtliche Umstände bedingt gewesen. Die eigentliche Schuld an diesen Tendenzen trägt es nicht, sondern das Versäumnis der christlichen Gemeinde, die die Herrschaft über jene drei Lebensgebiete ohne Kampf aus der Hand gegeben hat.

Indessen, wenn auch die Schuld an der feindlichen Stellung, die das moderne Judentum gegen national-christliche Interessen einnimmt, somit wesentlich die Christenheit trifft, so ist damit die Gefahr selbst, die darin liegt, nicht geleugnet. Im Gegenteil, sie muß voll und ganz anerkannt werden. Und es ist nützlich, sich noch im besondern klar zu werden, worin sie sich heute äußert. Sie liegt hauptsächlich in zwei Punkten: in der Herrschaft, die das Judentum im öffentlichen Leben durch eine gewaltige Presse ausübt, und im wirtschaftlichen Uebergewicht. Beides sind Thatsachen, die niemand bestreiten kann. Die allermeisten, jedenfalls die einflußreichsten freisinnigen und viele sozialdemokratische Blätter stehen unter jüdischem Besitze oder jüdischer Leitung. Aber auch auf viele andre Zeitungen

haben Juden maßgebenden Einfluß. Und in der ihnen untergebenen Presse machen sich nun, natürlich mit Ausnahmen, jene grundstürzenden Tendenzen breit, die oben charakterisirt sind. Wer das nicht glauben will, der sei hiermit gebeten, einmal die Auszüge aus derartigen Blättern, die Stöcker in seinem „Christlich-Sozial“ (S. 372, 374, 412/13, 459, 474, 478) gesammelt hat, zu lesen. Da schlägt uns eine Glutwelle des Hasses gegen alles, was Christentum und Kirche heißt, entgegen, eine Feindschaft gegen die elementarsten sittlichen Wahrheiten, eine Gleichgiltigkeit selbst gegen die allgemein anerkannten Normen des Anstandes, die in der That schrecklich ist. Ich frage jeden Christen, der das Feuilleton und das Lokale des Berliner Börsenkourier kennt, ob er nicht zugiebt, daß das Gift ist, vor dem die Leser zu hüten einfach sittliche Pflicht ist. Und in weiterm Sinne rechne ich zu dieser gefährlichen Presse auch einen Zweig der modernen Litteratur, der in all seinen Erzeugnissen nur durch das Streben nach dem Effekt bestimmt ist und ihn durch den Reiz der Sinnlichkeit und der niedrigsten Lüste zu erreichen sucht. Das sind doch Thatsachen, die zu Tage liegen! Wer die Macht der Presse kennt, wer es weiß, daß Millionen des Volkes keine andre geistige Nahrung zu sich nehmen, als die Morgen- und Abendzeitung, der darf das nicht leicht nehmen. Es muß immer von neuem allen ernsten Menschen ins Gewissen geschoben werden, daß hier ein Schade vorliegt, der am Marke unsers Volkes zehrt!

Ebenso ist nicht zu leugnen, daß das Judentum an der gefährlichen Zerklüftung unsers wirtschaftlichen Lebens hervorragenden Anteil hat. Aus einem Hefte der vom königlich preußischen statistischen Büreau herausgegebenen Stastistik entnehme ich, daß im Handel verhältnismäßig ungefähr dreizehn mal mehr Juden arbeiten als Christen, Land- und Forstwirtschaft treiben dreiunddreißig mal mehr Christen als Juden. Das bescheidne Los, persönliche Dienste leisten zu müssen, ist bei den Juden dreimal seltener als bei den Christen. Unter den Bankiers aller Länder finden wir einen kolossalen Prozentsatz Juden, so in Preußen bereits anno 1861 (neuere Ziffern sind mir eben nicht zur Hand) unter 642 550! So beruht auf unanfechtbaren statistischen Nachweisen die Thatsache, daß das moderne Judentum an der Produktion von Gütern nur sehr wenig, dagegen an der Spekulation sehr stark beteiligt ist und also in den wirtschaftlichen Notständen der Gegenwart eine unheilvolle Rolle spielt.

Darin also fühlen wir uns mit dem Antisemitismus einig, daß das moderne Judentum eine gefährliche Rolle in unserm Volksleben spielt. Die angestellte geschichtliche Betrachtung zeigt uns, daß der Antisemitismus Symptom und Ursache verwechselt: die Juden sind nicht die Urheber der Nöte der Gegenwart, sondern ihre heutige gefährliche Stellung im Volksleben ist erst eine Folge davon, daß innerhalb des christlich-deutschen Volkes eine verkehrte Weltanschauung ihre Herrschaft aufgerichtet hat. E F

## Verschiedenes

**(Bittere Wahrheiten)** Unter diesem Titel hat der Mitbegründer unsrer Zeitschrift, Professor Lic. Bornemann in Magdeburg, eine Beleuchtung der Ernsten Gedanken v. Egidys ausgehen lassen, die umfangreichste und gründlichste Besprechung, die jene Schrift des sächsischen Oberstleutnants bis dahin erfahren hat. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht; 96 S.; 1,20 Mk.) Der Verfasser sagt im Vorwort, daß ihn das Zureden der Freunde zur Abfassung bestimmt habe. Ich bekenne, daß ich auch einer von diesen Freunden gewesen bin. Denn die Sorglosigkeit, mit der man in kirchlichen Kreisen vielfach die Schrift von Egidys für längst widerlegt und überwunden erklärt, teile ich nicht. Zwar ist ihr innerer Gehalt gering, aber sie besitzt nun einmal thatsächlich für eine große Schar unsrer Gemeindeglieder, deren Stand zu Christentum und Kirche uns nicht gleichgiltig sein kann, eine große Anziehungskraft. Und leider wird, was verneinend an ihr ist, nachhaltiger wirken, als was gut und fromm an ihr ist. Uebrigens liegt die Bedeutung der Bornemannschen Schrift weniger in ihrer ersten Hälfte, als in ihrer zweiten: Bittere Wahrheiten für Theologen, Pastoren, Religionslehrer und alle, die es angeht. Hier ist erstrebt, was uns bei der durch Egidy verursachten Aussprache die Hauptsache scheint: eine bußfertige Selbstbeleuchtung unsrer kirchlichen Einrichtungen und Leistungen. Nur wenn wir mit den heute so gemein gewordenen Bekenntnissen unsrer „Gesamtschuld“ Punkt für Punkt Ernst machen, können wir Angreifer wie v. Egidy ins Unrecht setzen.

Unsre Absicht war und ist, auf einzelne Stücke dieses zweiten Teils der Bornemannschen Schrift in größerm Zusammenhange näher einzugehn. Eine eigentliche Anzeige und Empfehlung der Schrift wollten wir unterlassen, da sie inmitten all der geübten Kritik eine sehr entschiedne Empfehlung der „Christlichen Welt“ enthält und es uns geboten schien, auch den bösen Schein zu meiden. Inzwischen hat die Kreuzzeitung das Verdikt gefällt: „Diese neueste Schrift Bornemanns ist nichts weiter als eine im großen Stil angelegte Reklame für sein Werk »Unterricht im Christentum« und für die »Christliche Welt«.“ Dieser schier unglaubliche Ausspruch bestimmt uns, die Schrift nun doch unsern Lesern warm zu empfehlen und sie zu bitten, dieselbe auf eine so schwere Beschuldigung hin zu prüfen. Unserseits sei nur dies bemerkt: wenn der Verfasser die „Christliche Welt“ selber dazu mitbegründet hat, daß sie der religiösen Fortbildung unsrer gebildeten Nichttheologen diene, warum soll er sie nicht empfehlen, wo es sich um eben diesen Zweck ausdrücklich handelt? Und wenn er ein so umfassendes Buch wie seinen „Unterricht im Christentum“ (der übrigens, nebenbei gesagt, der Reklame nicht bedarf) geschrieben hat, ist er da nicht in einer beneidenswerten Lage, daß er in seiner Streitschrift auf die positiven, zu stillem Studium einladenden Ausführungen des Buches verweisen kann? R

**(Eine Enttäuschung)** hat es mir bereitet und wird es unsern Lesern bereiten, zu erfahren, daß die Schrift „Ich will dem Kaiser Rede stehen“ nicht von einem Laien, sondern von einem Theologen geschrieben ist. Sie verliert dadurch ungemein an Wert. R

## Zur Nachricht

Von heute ab tritt der bisherige Hilfsarbeiter bei der Redaktion der „Christlichen Welt,“ Herr cand. theol. Erich Förster, als Mitredakteur in die Redaktion der „Chronik der christlichen Welt“ ein. Alle Zuschriften für die „Chronik,“ Briefe und Berichte sind von jetzt ab an ihn zu senden. Adresse: Berlin W., Karlsbad 6.

Leipzig und Schönbach, den 16. April 1891

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 16 der „Chronik der Christlichen Welt“**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas“**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Innerhalb 3 Monaten 15 Auflagen!**

**Wir und Das Beste in der Welt.**

„Eine wertvolle Ergänzung des in Deutschland bereits in über 80000 Exemplaren verbreiteten Drummondschen Schriftchens. Scharfe Beobachtungsgabe und feine Menschenkenntnis sprechen aus jeder Zeile des köstlichen, apart ausgestatteten Buches. Was Drummond theoretisch auseinandersetzt, das belegt unser Büchlein mit praktischen Beispielen aus dem Leben. Beide Werkchen gehören unserer Ansicht nach zusammen wie Maria und Martha.“

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Gegen Einsendung des Betrages sendet portofrei die Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter** in **Leipzig.**

Preis eleg. kart. **1 Mark.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

**Geschichte der modernen Kunst.** Von Adolf Rosenberg. 3 Bde. Preis für den Band 10 ℳ broschirt, in Lederhalbfranz gebunden ℳ 13.50.

**Aus unsern vier Wänden.** Eine neue Gesamtausgabe von Rudolf Reichenau. 44 Bogen klein 8°, hübsch ausgestattet. Broschirt für 4½ Mk., schön in Leinwand gebunden für 5½ Mk. Seiden für 10 Mark.

**Volksschule und Kirche.** Auch eine soziale Frage. Ein Beitrag zur Diesterweg-Feier. Von Professor Lic. Otto Baumgarten. ℳ 1.20.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 17 — Leipzig, den 23. April — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Das Ziehen des Vaters zum Sohne — Gutachten der theologischen Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg i. E. über die Schrift des Herrn Pastors Ziegler: „Der geschichtliche Christus" — Ist die Störung des Gottesdienstes durch einen Zuhörer erlaubt?: 1. Thatsächliches und gerichtliche Urteile — Evangelische Gedanken zur Judenfrage: 3. Unser Urteil — Die Frauenfrage in Deutschland: 1. Rückblick — Einsame Menschen — Verschiedenes: Zur Dienstbotenfrage; Sozial vergiftende Mildthätigkeit; Wir und das Beste in der Welt — Briefkasten — Quittung — Anzeigen


## Das Ziehen des Vaters zum Sohne

Es kann niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat. Joh. 6, 44

Zweimal kurz hintereinander spricht Jesus fast mit denselben Worten diesen Gedanken aus. Und ergänzend tritt dem zur Seite, was er ein andermal sagt: Alles, was mir mein Vater giebt, kommt zu mir! Sicherlich, dem arbeitenden Erlöser mußte diese Gewißheit, daß alles, das Kommen und das Nichtkommen, in seines Vaters Händen lag, eine wunderbare Ruhe geben, eine Ruhe, die gerade denen, die am eifrigsten und hingebendsten arbeiten, leider so oft abgeht, weil es ihnen unmöglich ist, von dem Enderfolg abzusehen und sich den Forderungen des Augenblicks ganz zu widmen, weil sich stets wieder die Frage vordrängt: Wird das, was du jetzt thust, auch das Ganze fördern, wird es nicht vielleicht in seinen unberechenbaren Folgen gerade vom Ziele abführen? Jene Gewißheit: Es geht alles nach des Vaters Willen, nichts wider den, bewahrte den Heiland auch vor der Entmutigung, die der Mißerfolg dem bringt, der mit ganzer Seele an seinem Werke arbeitet. Jesus steht am Vorabend seines Todestages voll Mut und Zuversicht, obwohl kein Werk in der Welt von größerem Mißerfolg begleitet war als das seine.

Ja, für ihn mußten diese Gedanken den höchsten Trost in sich schließen. Aber für uns?! Thut sich uns nicht eine schreckliche Aussicht auf, wenn wir das Wort vom Ziehen des Vaters bedenken? Dieser Jesus ist demnach doch nicht für alle gekommen, und es steht scheinbar gar nicht in unsrer Gewalt, ob wir an ihn glauben wollen oder nicht. Es scheint doch auch nach Jesu Worten, als habe die sogenannte Prädestinationslehre recht, laut welcher nach unabänderlichem Ratschluß Gottes die einen zur Seligkeit, die andern zur Verdammnis geboren sind. Wehe uns, wenn dem so ist! Wie sollen wir zur Gewißheit kommen, daß gerade uns der Vater dem Sohne gegeben hat? Auf die Zusage eines Priesters hin? Ist er nicht auch ein sündiger, irrtumsfähiger Mensch? Wer hat ihn seines Heils gewiß gemacht? Auf unsre Werke hin? Andre, die uns nicht kennen, wie wir sind, mögen uns vielleicht an unsern Werken für Reben an dem Weinstock Christus erkennen wollen. Aber uns selbst können diese Werke nicht täuschen über uns. Wehe uns, wenn Jesus jene Lehre mit seinem Worte wirklich bestätigt! Zu einer Gewißheit gerade unsrer Seligkeit können wir dann nicht kommen. Sehen wir darum doch genau zu, was der Heiland unter diesem Ziehen des Vaters versteht!

Ist das vielleicht das Ziehen des Vaters, daß er uns Jesum entgegenbringen läßt in Wort und Sakrament, in dem Leben seiner Christenheit? Wenn es das wäre, dann hätte Jesus zu den Leuten von Kapernaum füglich nicht so reden können, vor denen er ja doch leibhaftig stand, unter denen aber gerade solche waren, die der Vater nicht zog; dann hätte der Evangelist das Wort nicht auf Judas Ischarioth beziehen können, der ja zum engsten Jüngerkreise gehörte. Darin, daß uns Gott Jesum nahebringt, daß er uns ihn irgendwo oder irgendwann im Leben entgegentreten läßt, kann das Ziehen des Vaters nicht bestehen.

Es kann niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn der Vater ziehe! Das Zuihmkommen hängt also von diesem Ziehen ab. Wer aber zu ihm kommt, wer nicht zu ihm kommt, das ist gar manchmal gesagt (Joh. 3, 20. 21; 5, 40; 7, 37). Wer das Leben haben möchte, der kommt zu ihm; wer da dürstet, der soll zu ihm kommen. Und darin liegt eben auch der Zug des Vaters, daß einer Verlangen hat nach der Lebenskraft, die uns Jesus geben will, daß einer dürstet und hungert nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Der wird vom Vater gezogen, der in dem unseligen Zwiespalt zwischen Wollen und Nichtkönnen, zwischen Gesetz und Sünde sich fühlt, der mit Paulus schreit: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

In dieser Weise aber zieht der Vater jeden, diesen Hunger und Durst hat er in unser aller Herz gelegt, da er uns zu Menschen machte, da er uns heraushob aus dem Zusammenhang mit allem Uebrigen in der Welt, da er uns so anlegte, daß wir böse und gut unterscheiden können und fühlen, daß das Böse uns unglücklich macht, wenn wir darein willigen. Dieses Bewußtsein über die sittliche Beschaffenheit unsrer Handlungen nennen wir aber Gewissen. Wo das Gewissen in einem Menschen rege ist, da wird Jesu recht gegeben in seinen Forderungen; da erwacht aber auch die Sehnsucht, mit diesem Manne in Uebereinstimmung zu kommen. Durch das Gewissen zieht der Vater. Der Vater ists, der zieht, weil er diese Kraft in uns gelegt hat, und weil wir in dieser Kraft den wenn auch durch die Sünde getrübten Rest vom Bilde dessen haben, der das Gute in Person ist.

Besteht aber darin das Ziehen des Vaters, dann ist gewiß, daß seine Gnade allen Menschen blüht, denn es ist noch kein Volk gefunden worden, auch in der verkommensten Heidenwelt nicht, wo man nicht wenigstens das formale Bewußtsein von böse und gut hätte, wenn diese Form auch zumeist mit dem greulichsten Inhalt gefüllt ist.

Aber doch ist es und bleibt ein ernstes Wort, daß niemand zum Sohn und durch den Sohn zur Seligkeit kommen kann, den der Vater nicht zieht, ein Wort, das uns aufschrecken muß aus Leichtsinn und Trägheit. Denn es zeigt uns, daß der Vater auch einmal aufhört mit seinem Ziehen. Wie leicht ist das Band, mit dem uns der Vater an sich geknüpft hat, zerrissen. Nichts ist zarter als das Gewissen; und wer seine Forderungen oft überhört, wird es gar bald, wenn auch vorläufig nur auf einzelnen Gebieten des sittlichen Lebens zum Schweigen bringen. Wo aber das Gewissen schweigt, da zieht der Vater nicht mehr. Wo aber der Vater nicht mehr zieht, da kann man nicht mehr zu Jesu kommen, wenn er auch mit Engelzungen gepredigt würde, ja wenn er leibhaftig vor uns stünde. Denn da findet Jesu Wesen keinen Anknüpfungspunkt in uns, noch unser Wesen einen solchen in Jesu. Da hat man

einmal gar kein Bedürfnis nach dem, was er bietet. Da hat man zum andern auch gar kein Verständnis für das, was er will. Ist der Sinn für das Gute und Wahre in einem Menschen erstorben, dann ist ihm auch die in Jesus fleischgewordne Wahrheit etwas Unverständliches, das ihm günstigenfalls ein Kopfschütteln abnötigt. Darum gilt es für uns, sorgsam auf das Ziehen Gottes zu achten und dem ja nicht zu widerstreben.

Man findet heutzutage bei vielen, gerade Gebildeten eine hohe Achtung vor der sittlichen Persönlichkeit Jesu, aber viele von ihnen halten die Probe nicht aus. Ihr Gewissen giebt zwar Jesu recht, aber mit ihrem Leben wollen sie ihm nicht recht geben; der Vater zieht zwar, aber sie kommen nicht. Wo es so steht, mahnt das Wort Jesu vom Ziehen des Vaters aufs ernstlichste. Wenn uns unser Gewissen sagt: Bei Jesu ist die Wahrheit, in seiner Nachfolge bist du auf dem rechten Wege, dann gilt es diesem Zuge stattzugeben, ohne sich durch die mancherlei Entschuldigungen des Fleisches irre machen zu lassen. Denn es könnte eine Zeit kommen, wo der Vater nicht mehr zieht und der Zugang zum Sohn und damit zur Seligkeit verschüttet ist. A M

---

## Gutachten der theologischen Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg i. E. über die Schrift des Herrn Pastors Ziegler: „Der geschichtliche Christus"*)

Straßburg i. E., den 9. April 1891

Herr Pastor primarius Ziegler in Liegnitz hat unter dem 22. März d. J. sich an die theologische Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg mit der Bitte gewandt, die von ihm herausgegebenen fünf Vorträge „Der geschichtliche Christus" sowohl auf ihren wissenschaftlichen Gehalt als auch nach ihrer Bedeutung für die Förderung der urteilsfähigen und nach Weiterbildung ihrer religiösen Erkenntnis strebenden Glieder der evangelischen Gemeinde zu prüfen, da Herr Pastor Ziegler, wie er uns mitteilt, auf Grund dieser Vorträge von seiner vorgesetzten Behörde zur Verantwortung gezogen ist. Obgleich die theologische Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zur preußischen Landeskirche in keinen Beziehungen steht, auch Herr Pastor Ziegler fast allen Mitgliedern der Fakultät unbekannt ist, glaubte dieselbe doch, aufgefordert, mit ihrem Urteil nicht zurückhalten zu sollen, da es sich hier nicht um eine persönliche, sondern den deutschen Protestantismus überhaupt angehende Angelegenheit handelt, und da zudem auch die Kommission der preußischen außerordentlichen Generalsynode vom Jahre 1846 ausdrücklich den von Herrn Pastor Ziegler eingeschlagenen Weg, in einem Fall wie dem vorliegenden das Gutachten einer theologischen Fakultät einzuholen, vorgesehen hat (vergl. den amtlichen Bericht, Beilage S. 81).

Die Absicht des Herrn Pastors Ziegler war, wie aus der Vorrede und aus dem Inhalt der Vorträge zu schließen ist, nicht die, vorhandene Probleme weiterzuführen oder neue Probleme der wissenschaftlichen Arbeit zu stellen — eine Aufgabe, welcher Herr Pastor Ziegler in seiner gründlichen Arbeit über Irenäus nachgekommen ist —, sondern vielmehr die, das geschichtliche Verständnis des Mittelpunktes unsers Christenglaubens durch Einführung in die Ergebnisse der Forschung vorzubereiten. Es kann sich bei der Beurteilung dieser Vorträge demnach nur um die Frage handeln, ob der Verfasser methodisch so geschult ist, die Probleme in ihrer Tragweite zu erkennen, und wissenschaftlich so durchgebildet, um nicht Phantasiegebilde Einzelner als Ergebnisse der Forschung darzubieten. Diese Fragen müssen unbedingt bejaht werden: jeder dieser Vorträge zeigt eine so gründliche Bekanntschaft mit der theologischen Forschung, eine solche Klarheit und Besonnenheit des Urteils, daß ein Zweifel über die Kompetenz des Herrn Pastors Ziegler, über die von ihm behandelten Fragen sich zu äußern, nicht bestehen kann. Es bedarf eigentlich nicht der ausdrücklichen Hervorhebung, daß

*) Vergl. unsern Artikel in Nr. 9: Heinrich Zieglers geschichtlicher Christus. D H



die Mitglieder der Fakultät in dieser oder jener Frage anders urteilen als der Vortragende; jeder unter uns giebt aber zu, daß die von Herrn Pastor Ziegler geltend gemachten Anschauungen sehr namhafte Vertreter, welche dogmatisch wie kirchenpolitisch sehr verschiedene Standpunkte einnehmen, aufzuweisen haben und daher der Verfasser mit einem gewissen Recht von Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung reden konnte.

Innerhalb der ersten vier Vorträge ist für die Beurteilung des Verfassers Stellung zur Schöpfungsgeschichte und zu der neuesten Phase der Pentateuchkritik von Bedeutung. Er verwirft mit Recht die mit der alten Inspirationstheorie gegebene Meinung, daß uns Gen. 1 naturwissenschaftliche Aufschlüsse über den Prozeß der Weltbildung gegeben werden sollen — darüber findet sich im Alten Testament bekanntlich keine einhellige Ansicht —, vielmehr weist Herr Pastor Ziegler auf die einzigartige religiöse Bedeutung der Schöpfungserzählung in ganz ähnlicher Weise hin, wie dies Delitzsch (Neuer Kommentar zur Genesis 1887, S. 40) gethan hat. Jeder Kenner der alttestamentlichen Wissenschaft weiß ja auch, daß Männer wie der verstorbene Riehm (Der biblische Schöpfungsbericht, 1881), Dillmann (Kommentar zur Genesis, 1886), Kautzsch, Hermann Schultz u. a. seit Jahrzehnten im wesentlichen dieselbe Stellung eingenommen haben. Es ist überflüssig, daran zu erinnern, daß wohl sämtliche Dogmatiken der Gegenwart über diesen Punkt nicht anders denken; vielleicht aber ist es nicht ohne Bedeutung, darauf hinzuweisen, daß Herr Pastor Ziegler keinen geringern Vorgänger als Karl Immanuel Nitzsch, das einstige Mitglied des evangelischen Oberkirchenrates in Berlin, hat (vergl. Beyschlag: K. J. Nitzsch, eine Lichtgestalt, S. 168).

Die von Herrn Pastor Ziegler gegebene Auffassung des Ganges der historischen Entwicklung Israels hat zwar noch einzelne namhafte Gegner; aber auch bei ihnen handelt es sich nicht um einen prinzipiellen Widerspruch gegen die hier vorliegenden Grundanschauungen. Auf der Seite des Vortragenden stehen nicht nur viele Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft der Gegenwart, unter ihnen auch Professor Eduard König an der am schärfsten konfessionell ausgeprägten theologischen Fakultät in Rostock, sondern auch hervorragende praktische Geistliche, wie Prälat v. Schmid, als Oberhofprediger in Stuttgart der Nachfolger Geroks, welcher die von Ziegler vertretenen Anschauungen über die historische Entwicklung Israels seinen Schülern auf dem Seminar in Schönthal vorgetragen hat (vergl. Schmid Der alttestamentliche Religionsunterricht im Seminar und Obergymnasium, 1889).

Im fünften Vortrag zeichnet Herr Pastor Ziegler auf Grund der Synoptiker das Bild des Entwicklungsganges Jesu, gegen das sich gegründete Bedenken nicht werden geltend machen lassen. Seine Voraussetzungen sind, 1) daß in den Synoptikern sich viele geschichtlich unhaltbare Teile befinden, 2) daß das vierte Evangelium keine unmittelbare Geschichtsquelle ist: wenn überhaupt, so sei es zu diesem Zweck, ein historisch treues Bild Jesu zu gewinnen, nur mit größester Vorsicht zu gebrauchen. Diese beiden Punkte haben besonders Anstoß bei der kirchlichen Behörde erregt.

Was die Synoptiker angeht, so hat nicht nur K. J. Nitzsch den sagenhaften Charakter ihrer Kindheitgeschichte Jesu offen zugegeben (vergl. a. a. O. S. 170), auch der in seinem Urteil so vorsichtige verstorbene Oberkonsistorialrat Meyer, welcher Jahrzehnte lang der hervorragendste Exeget der „positiven" Richtung war, hat darüber nicht anders gedacht (vergl. seinen Kommentar zu Matthäus und Lukas); ja die erste Kommission der schon erwähnten außerordentlichen Generalsynode, in welcher neben K. J. Nitzsch Männer wie der Bischof Ritschl und Julius Müller saßen, hatte auf die Notwendigkeit, zwischen Fundamentalem und Nichtfundamentalem im Christentum zu unterscheiden, hingewiesen und, wie aus ihrem Entwurf der Verpflichtungsformel bei der Ordination hervorgeht, zu dem Nichtfundamentalen zweifellos Züge der Kindheitsgeschichte gerechnet, was damals auch in den Verhandlungen offen ausgesprochen ist (vergl. a. a. O. S. 79).

Daß über das vierte Evangelium viele namhafte Theologen

auch der sogenannten „positiven" Seite nicht anders denken, zeigt ein Blick in die wissenschaftliche Litteratur der Gegenwart. Nicht nur Hagenbach (vergl. Lehrbuch der Dogmengeschichte, 5. Aufl. 1876, S. 29) bezeichnet die johanneische Frage als „eine offene," auch Grau (Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schrifttums 1871, Bd. 2, S. 382) gesteht betreffs der synoptischen und johanneischen Christusreden unumwunden zu, daß Christus, vom rein geschichtlichen Standpunkt betrachtet, nicht gleichermaßen auf beide Weise geredet haben kann. Es hat im Geist der Apostel, insonderheit des Johannes eine Erinnerung der Worte Christi, eine Wiederbelebung seiner Reden stattgefunden, und zwar war diese Erinnerung „eine andre und eine höhere als eine bloß geschichtliche," und selbst Professor Luthardt in Leipzig (Der johanneische Ursprung des vierten Evangeliums 1874, S. 200) schreibt: „Nicht die äußere geschichtliche Wirklichkeit kopirt der Verfasser, sondern auf Grund des Eindrucks, welche die Person und die Geschichte Jesu auf ihn gemacht hat, giebt er das Bild wieder, wie er es innerlich empfangen und wie es im Laufe eines langen Lebens sich ihm innerlich gebildet und zu seinem innersten geistigen Eigentum geworden." Nach Herrn Professor Bernhard Weiß, Oberkonsistorialrat in Berlin, kommt es dem Verfasser des vierten Evangeliums nicht auf die rein geschichtliche Wiedergabe einzelner Reden an; die eigne Reflexion über das Gehörte vermischte sich mit seiner Erinnerung, und vielfach verwandte er frei geschichtliche Motive, um die Lücken seiner Erinnerung auszufüllen (vgl. Kommentar zum Johannes, 1880, S. 31); und an andrer Stelle sagt derselbe Exeget: „Es ist unbestreitbar, daß auch die lehrhafte Tendenz des Evangelisten und die Betonung der ihm besonders wichtigen Gesichtspunkte in seiner Erinnerung einzelne Züge verlöschen, andre in eigentümliche Beleuchtung rücken und so das Bild mancher Ereignisse umgestalten konnte." Es ist bekannt, daß auch Professor Beyschlag in Halle in seinen Aufsätzen zur Johanneischen Frage (1876) und Konsistorialrat Professor Haupt in seiner Rezension des Lebens Jesu von B. Weiß (Studien und Kritiken, 1884, S. 15) sich nicht anders über diesen Punkt äußern. Bei dieser Sachlage konnte der Verfasser über diesen Punkt nicht anders urteilen, als dies geschehen ist.

Wenn endlich getadelt ist, daß der Vortragende von einem Gegensatz „des geschichtlichen Christus" und des „Christus des Dogma" redete, so wollen wir nicht nur an die dogmenhistorischen Forschungen des letzten Jahrzehntes erinnern, die darüber keinen Zweifel lassen, daß das Christusbild der altkirchlichen Dogmatik nicht nur rein biblische Züge trägt, sondern unter Einflüssen zu stande gekommen ist, die auf außerchristlichem Boden erwachsen sind; wir verweisen auch auf den Vortrag Dieckhoffs, des Professors der Dogmatik in Rostock, in welchem er unumwunden zugestand, daß ein einfacher Rückgang auf die Christologie der alten Dogmatiker unthunlich sei, denn durch deren Unmöglichkeiten seien die gleichfalls unhaltbaren Versuche Dorners und der Kenotiker veranlaßt (vgl. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, 1882). Es sei auch gestattet, an dieser Stelle des manch treffenden Gedanken darbietenden Vortrages des jetzigen Mitgliedes des evangelischen Oberkirchenrates in Berlin, Probsts Freiherrn von der Goltz, zu gedenken, welchen er 1873 in Bonn über die Grenzen der Lehrfreiheit in Theologie und Kirche gehalten hat. Er betont mit aller Stärke, daß unterschieden werden muß zwischen den wesentlichen Grundwahrheiten des Christentums und den bisher giltigen dogmatischen Theorien über dieselben, wie sie zur kirchlichen Satzung geworden sind. Es sei ein Geburtsfehler unsrer protestantischen Kirchen, daß der Wert der dogmatischen Theorie überschätzt wurde, daß ausführliche dogmatische Lehrschriften als die wichtigste gemeinschaft-bildende Basis behandelt wurden. Die Gemeinde müsse eben den Schutz ihres christlichen Bekenntnisses verbinden lernen mit der Duldung der modernen theologischen Entwicklung (S. 18). Weder die Autorität der alten Symbole, noch die der Bibel lasse sich heut praktisch wirksam zur Basis und Norm kirchlicher Disziplin machen. Das sei zwar der für den Augenblick bequemste, aber auf die Dauer völlig unhaltbare Weg (S. 22). Es lasse sich eben in unsrer geistig erregten



Zeit das Zeugnis evangelischer Wahrheit nicht monopolisiren und uniformiren (S. 21). Von hier aus kommt Herr von der Goltz zu der obenerwähnten Forderung einer Scheidung von Fundamentalem und Nichtfundamentalem im Christentum.

Von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung des Herrn Pastors Ziegler ist die Thatsache, daß es sich in diesen Vorträgen nicht um Aeußerungen Zieglers des Predigers von der Kanzel her handelt. In diesem Falle würden auch wir mit unserm Bedenken nicht zurückhalten, weil der Prediger nicht wissenschaftliche Fragen auf der Kanzel zu verhandeln, sondern die Gemeinde nach dem Maße seiner Erkenntnis positiv zu erbauen hat. Hier handelt es sich vielmehr um wissenschaftliche Vorträge, welche für gebildete, nach Erkenntnis strebende Christen berechnet waren. Daß darnach ein Bedürfnis vorliegt, kann niemand leugnen: jemehr von unchristlicher Seite aus die Ergebnisse der Wissenschaft benutzt werden, um dem Christentum den Boden zu entziehen, umsomehr ist es Pflicht der Geistlichen, auf dem von Herrn Pastor Ziegler gewählten Wege dagegen zu wirken. Dazu gehört gründliche theologische Bildung, Wahrheitsmut und Taktgefühl, nicht minder ein kräftiger religiöser Sinn, durch den solche Arbeit getragen und geweiht sein muß. Wir haben vorher den Nachweis geführt, daß Herr Pastor Ziegler das erste Erfordernis in hohem Maße besitzt, wir stehen aber auch nicht an, öffentlich zu erklären, daß nach unserm Urteil die andern Eigenschaften in diesen Vorträgen sich stark geltend machen, und wir haben durchaus den Eindruck gehabt, daß diese Vorträge nicht von destruktiver, sondern von apologetischer Tendenz eingegeben sind. Seine Apologetik liebt es freilich nicht, den Schwierigkeiten die Spitzen abzubrechen oder ihnen aus dem Wege zu gehen, den Gegner mit Scheingründen zu bekämpfen, die vor tieferem Forschen nicht bestehen können — eine derartige Apologetik hat dem Christentum von jeher mehr Schaden als Nutzen gebracht —; sondern mit Wahrheitsmut erfaßt er die Probleme mit aller Schärfe, in der Gewißheit, daß echter Glaube und wahre Wissenschaft sich niemals feindlich gegenüberstehen.

Wir können unser Gutachten nicht besser schließen, als indem wir zwei Worte des verstorbenen Delitzsch, der jahrzehntelang der hervorragendste Exeget der konfessionellen Seite war, in Erinnerung bringen; sie sind nicht lange vor seinem Tode geschrieben: das eine: „Gott ist Gott der Wahrheit! Wahrheitsliebe, Beugung unter den Zwang der Wahrheit, Darangabe traditioneller Ansichten, welche die Wahrheitsprobe nicht bestehen, ist eine heilige Pflicht, ein Stück der Gottesfurcht. »Wollt ihr für Gott parteiisch sein?« ruft Hiob (13, 8) strafend seinen Freunden entgegen, welche die Advokaten Gottes gegen ihn machen, aber indem sie in majorem Dei gloriam den Thatbestand entstellen" (Neuer Kommentar zur Genesis S. 35) — und das andre: „Wir gehören nicht zu den Jüngeren, welche als Kinder ihrer Zeit von dem neuesten Studium der alttestamentlichen Wissenschaft dermaßen bezaubert sind, daß sie darin aller Rätsel Lösung erblicken und sich über die vielen neuen Rätsel, welche die Rätsellösung schafft, leichten Sinnes hinwegsetzen. Ebensowenig aber gehören wir zu jenen Alten, welche als Kinder einer überholten Zeit in dem neuen Studium ein Produkt reinen Mutwillens erblicken und zu hirnschwach und zu denkfaul sind, um mit Darangabe ihrer vergilbten Papiere zu den neuen Problemen selbständig Stellung zu nehmen."

Möge Gott die zur Leitung unsrer protestantischen Kirche berufenen Männer erleuchten bei dem bevorstehenden Entschluß, der von weittragendster Bedeutung sein kann. Denn darüber ist kein Zweifel: die Ertötung und Proskribirung wissenschaftlicher Arbeit unterbindet dem Protestantismus die Lebensadern und drängt ihn auf das Niveau der religio paganorum. Nicht die aus der Angst, sondern die aus dem Glauben Gebornen können erfolgreich dem Feinde von rechts und links entgegentreten.

Die theologische Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg i. E.

# Ist die Störung des Gottesdienstes durch einen Zuhörer erlaubt?

## 1. Thatsächliches und gerichtliche Urteile*)

Am 4. März 1890 erhob die Staatsanwaltschaft Freiburg, gestützt auf §§ 167, 339 und 73 des Strafgesetzbuchs**) öffentliche Klage gegen Bürgermeister Joh. Jak. V. von Neuenweg wegen Vergehens wider die Religion, weil er am Buß- und Bettage, also am 24. November 1889, in der evangelischen Kirche zu Neuenweg durch Erregung von Lärm und Unordnung den Gottesdienst vorsätzlich gestört habe. Und zwar dadurch, daß er während der Predigt des Pfarrers M. diesem wiederholt mit lauter Stimme: Ruhe, Ruhe! zugerufen und sodann nicht nur selbst in auffallender Weise aus der Kirche fortgegangen, sondern durch sein Verhalten auch Veranlassung geworden sei, daß in der Folge etwa sechzehn bis zwanzig Personen zum Teil in geräuschvoller Weise während der Predigt des Pfarrers die Kirche verlassen hätten, daß er aber durch den in seinem Verhalten liegenden Mißbrauch seiner ortspolizeilichen Amtsgewalt den Pfarrer M. an der Ausübung des Gottesdienstes gehindert habe. Die zweite Strafkammer des grhz. Landgerichts Freiburg verurteilte auch am 30. April 1890 den Bürgermeister V. wegen Störung des Gottesdienstes zu sechs Tagen Gefängnis und zur Tragung der Kosten.

Das Gericht nahm dabei folgendes Thatsächliche als erwiesen an: Im Jahre 1885 kam der Missionar Michael M. aus Nufringen (Württemberg) als Pfarrverweser nach Neuenweg, wurde ein Jahr später Pfarrer daselbst und geriet nach einiger Zeit mit dem dortigen Bürgermeister V. in Zwistigkeiten, weil der Bürgermeister die Versetzung eines Lehrers betrieb, der Pfarrer dem widerstrebte, und der Bürgermeister sein Ziel dann auch nicht erreichte. Das Verhältnis wurde feindseliger, als der Pfarrer drei Neuenweger Bürgerssöhne wegen eines am 5. April 1889 vorgenommenen Angriffes auf sein fünfzehnjähriges Dienstmädchen, da der Bürgermeister nichts that, selbst anzeigen mußte, infolge wovon diese durch das Schwurgericht zu Freiburg am 25. September 1889 je zu einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt wurden.

Eine Mitteilung des Pfarrers an den zuständigen Amtsrichter vom 16. September 1889, worin er den Bürgermeister V. bezichtigte, in einer Beleidigungssache falsches Zeugnis gegeben zu haben, von welcher Anzeige V. auch Kenntnis erhielt, erwies sich nach den gemachten Erhebungen als unbegründet.

Seiner Abneigung gegen den Pfarrer gab nun der Bürgermeister am 5. Oktober 1889 nach Erledigung der Tagesordnung in einer Bürgerversammlung dahin Ausdruck, daß er eine Eingabe an den Oberkirchenrat vorschlug, in der um die Versetzung des Pfarrers nachgesucht werden solle, denn — so äußerte sich V. — der Pfarrer zeige alles an, er habe auch die Anzeige gegen die drei Bursche gemacht, er habe auch einen Bürger wegen Meineids angezeigt. Dieses Vorgehen wurde von der vorgesetzten Verwaltungsbehörde mit Verfügung vom 22. November 1889 gerügt. Da sie am folgenden Tage zur Post kam, so konnte sie am 24. November morgens in den Händen des Bürgermeisters sein. Dieser bestreitet jedoch eine so frühzeitige Empfangnahme. Am 24. November 1889, dem Buß- und Bettage, war Bürgermeister V., der sich sonst im Laufe des Jahres zwei- bis dreimal im Gottesdienste eingefunden hatte, auch in der Kirche. Der vorgeschriebene Text der Predigt, 1. Könige, Kapitel 18, Vers 21, lautet:

> Da trat Elias zu allem Volk und sprach: Wie lange hinket ihr noch auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach, ist es aber Baal, so wandelt ihm nach. Und das Volk antwortete ihm nichts.

In der Predigt äußerte sich nun der Pfarrer u. a. dahin: „Vor fünf Jahren haben diese Knechte des Teufels ihre Gesinnung und ihre Liebeswerke einem Pfarrer angehängt und haben heuchlerisch vorgegeben, wie sie derlei Dinge verabscheuen. Nachher kam einer von ihnen zu mir in mein Studirzimmer und sagte mit erheuchelter Gemütsbewegung und mit feuchten Augen, wie er so erbaut sei von meinen Predigten und wie noch keine solchen auf dieser Kanzel gehalten worden seien, und sonstige ekelhafte Heucheleien." Hierauf stand Bürgermeister V. von seinem Sitze auf, rief laut „Ruhe, Ruhe!" ergriff seinen Hut und verließ die Kirche, ohne dabei besondres Geräusch zu machen und ohne die Kirchenthür zuzuschlagen. Der Pfarrer hatte unter den Knechten des Teufels Neuenweger Bürger, darunter den V., unter dem Pfarrer seinen Dienstvorgänger und unter dem einen, der nachher zu ihm kam, wieder den V. verstanden. Dieser erklärte indessen vor dem Freiburger Gerichte, er habe nicht gedacht, daß er darunter gemeint sei. Bis zu dem Rufe des Bürgermeisters war Ruhe in der Kirche gewesen. Das Landgericht Freiburg nimmt daher die vor ihm aufgestellte Behauptung des V., er habe in seiner Eigenschaft als Ortsvorstand die unruhigen Zuhörer zur Ruhe verweisen wollen, als unbegründet an. Der Pfarrer fuhr nach einer kurzen Pause in der Predigt fort. Ein Teil der Zuhörer, etwa zehn bis fünfzehn Personen, entfernte sich dann noch später, durch Stellen der Predigt (wie die Erwähnung des unsittlichen Angriffs auf des Pfarrers Dienstmädchen) veranlaßt, aus der Kirche; einige auch deshalb, weil Pfarrer M. der Filialgemeinde Bürchau auf Kosten von Neuenweg Lob spendete. Ein auffälliges (ruhestörendes) Verlassen der Kirche durch den Bürgermeister (abgesehen von dem Rufe) nimmt das Gericht nicht als erwiesen an. Ebensowenig ist ihm das spätere Fortgehen andrer zuzurechnen. Dagegen erachtete das Gericht als dargethan, daß Bürgermeister V. durch Erregung von Lärm den Gottesdienst vorsätzlich gestört habe, während es einen Mißbrauch der Amtsgewalt in seinem lediglich privaten Verhalten nicht erblickte und auch eine Annahme des Angeklagten, als ob er geglaubt haben könne, von einem ihm wirklich oder vermeintlich zustehenden Rechte Gebrauch zu machen, für ausgeschlossen erachtete. In letzterer Beziehung wies das Gericht darauf hin, daß Bürgermeister V. sich gar nicht damit verteidigt habe, als habe er deshalb Ruhe geboten, um sich gegen weiter zu befürchtende Anzüglichkeiten des Pfarrers zu verteidigen.

Am gleichen Tage, dem 30. April v. J., legte V. durch seinen Verteidiger, Dr. Daniel Meyer von Freiburg, Revision ein. In dieser wurde dem Pfarrer die Störung des Gottesdienstes zur Last gelegt und dann Notwehr vorgeschützt, auch betont, daß im Falle irrtümlicher Notwehr dem V. hätte nachgewiesen werden müssen, aber nicht nachgewiesen worden sei, daß ihm dabei das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit innegewohnt habe. Schließlich wird die Annahme des Gerichts bemängelt, daß V. vorsätzlich den Gottesdienst gestört habe. Die Staatsanwaltschaft wies gegenüber diesen auf thatsächlichem Gebiete sich bewegenden Bemängelungen auf die gegenteiligen Erklärungen des V. selbst hin und bekämpfte die Ausführungen als irrig.

Mit Urteil vom 26. Juni 1890 hob der Erste Strafsenat des Reichsgerichtes das Freiburger Urteil nebst den ihm zu Grunde liegenden thatsächlichen Feststellungen auf und verwies die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an das Landgericht Waldshut.

---

*) Nachdem in Nr. 12 d. J. bereits ein Rechtslehrer sich zur Sache geäußert hat, bringen wir hier das Gutachten eines Richters. Auch schien es geboten, den Thatbestand und die einschlägigen Gesetzesbestimmungen eingehender mitzuteilen. D H

**) § 167 Str.-Ges.-B.: Wer durch eine Thätlichkeit oder Drohung jemand hindert, den Gottesdienst einer im Staate bestehenden Religionsgesellschaft auszuüben, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem andern, zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte durch Erregung von Lärm oder Unordnung den Gottesdienst oder einzelne gottesdienstliche Verrichtungen einer im Staate bestehenden Religionsgesellschaft vorsätzlich verhindert oder stört, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

§ 339 Str.-Ges.-B.: Ein Beamter, welcher durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt oder durch Androhung eines bestimmten Mißbrauchs derselben jemand zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung widerrechtlich nötigt, wird mit Gefängnis bestraft.

Der Versuch ist strafbar.

In den Fällen der §§ 106, 107, 167 und 253 tritt die daselbst angedrohte Strafe ein, wenn die Handlung von einem Beamten, wenn auch ohne Gewalt oder Drohung, aber durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt oder Androhung eines bestimmten Mißbrauchs derselben begangen ist.

§ 73 Str.-Ges.-B.: Wenn eine und dieselbe Handlung mehrere Strafgesetze verletzt, so kommt nur dasjenige Gesetz, welches die schwerste Strafe, und bei ungleichen Strafarten dasjenige Gesetz, welches die schwerste Strafart androht, zur Anwendung.

Die Gründe enthalten insbesondre folgende Ausführung:

Das Instanzgericht unterläßt aber die weitere Frage zu prüfen, ob der Angeklagte nicht als Privatmann berechtigt war oder sich für berechtigt gehalten, der ihm zugefügten Beleidigung entgegenzutreten, um sich gegen zu befürchtende Fortsetzungen zu verteidigen; der Satz der Entscheidungsgründe: „Ist aber bei der rechtlichen Würdigung der That von dem Amte des Bürgermeisters ganz abzusehen, so kann auch nicht, wie die Verteidigung geltend zu machen sucht, davon die Rede sein, daß der Angeklagte geglaubt haben könne, daß er von einem wirklich oder doch vermeintlich ihm zustehenden Rechte Gebrauch mache," ist unzutreffend, wenn er sich auf dieses Privatrecht beziehen soll; es ist nicht einzusehen, warum dieses Privatrecht von jenen Amtsbefugnissen abhängig sein soll und ohne Rücksicht auf jene nicht soll bestehen können; ist er aber nur auf die Amtsbefugnisse des Bürgermeisters zu beziehen, so fehlt jede Erörterung über die Aufstellung der Verteidigung, daß der Angeklagte sich im Stande der Notwehr befunden oder doch sich zu befinden geglaubt habe. Daß die Verteidigung aber in diesem Sinne zu verstehen, kann nach der allgemeinen Fassung, wie sie die Urteilsgründe geben, nicht zweifelhaft sein und wird auch durch den Inhalt der Vernehmung des Angeklagten über die Anklage nicht widerlegt. Es war die Rechtswidrigkeit der Handlung des Angeklagten von der Verteidigung bestritten, eventuell wenigstens der gute Glaube an sein Recht für den Angeklagten in Anspruch genommen; das Urteil mußte sich auf die Untersuchung dieser Fragen in jeder Richtung einlassen und konnte nur nach Verneinung derselben zur Verurteilung gelangen. Da das Instanzgericht die Verurteilung ausgesprochen, ohne diesen Einwand der Verteidigung zu beseitigen, war der Revision stattzugeben, ohne daß es nötig war, auf die weiter von derselben angeregten Fragen einzugehen; auch erschien es angezeigt, die Sache an ein andres Gericht, das Landgericht Waldshut, zu verweisen.

Die Strafkammer des großherzogl. Landgerichts Waldshut sprach mit Urteil vom 29. Juli 1890 den V. von der Anklage frei. In den Gründen hob das Gericht u. a. hervor, daß die nächste Veranlassung zur Spannung zwischen Pfarrer und Gemeinderat die Einführung von abendlichen Bibelstunden war, sowie der Umstand, daß bei der Heimkehr der Kinder erst nach eingetretener Dunkelheit, insbesondre in die Filialen Heubrunn und Bürchau, Unordnungen entstanden, welche den Gemeinderat bewogen, den Kindern den Besuch dieser Stunden ohne elterliche Aufsicht zu untersagen; daß ferner diese Spannung durch den Gebrauch derber Ausdrücke und wiederholte Anspielungen auf das Verhalten des Gemeinderates (und des Bürgermeisters) in den Predigten immer neue Nahrung gewann. Aus der Predigt, die Pfarrer M. fast wörtlich dem Konzepte entsprechend am Buß- und Bettage hielt, stellt das Gericht die weitern, den oben erwähnten Sätzen vorhergehenden Ausführungen fest: „Meine Predigt ist nicht an die offenbaren Verächter und Gottlosen gerichtet. Diese Feinde Christi haben vor Jahren ihre Feindschaft gegen Gott noch einigermaßen verdecken können, da der Greuel der Verwüstung auch an heiliger Stätte saß." (Damit meinte der Pfarrer seine Dienstvorgänger.) „Jedoch können sie dies nicht mehr, da ihr erheuchelter Heiligenschein heruntergerissen ist." — „Die Predigt von Christo hat diese Menschen unter uns gezwungen, daß sie den Gestank ihrer Gottlosigkeit überaus stinkend machen mußten. Vor fünf Jahren u. s. w." — In der Fortsetzung sprach die Predigt von „Huren, Ehebrechern" und davon, daß in der Gemeinde selten sich eine Frauensperson vorgefunden habe, die keusch in den Stand der Ehe getreten sei. Darauf verließen noch etwa fünfzehn Personen die Kirche unter lautem Getrappe und Thürzuschlagen.

In dieser Verhandlung räumte sowohl Pfarrer M. ein, daß er unter dem „einen, der in das Studirzimmer zu ihm gekommen," den Bürgermeister gemeint habe, als dieser nun auch behauptete, daß er so die Worte des Predigers aufgefaßt habe. Gleiches erklärt der vernommene Lehrer. Der Bürgermeister wollte sich nun nach seinen jetzt gemachten Angaben durch den Ruf: Ruhe! lediglich gegen die wider ihn gerichteten Verunglimpfungen wehren und gegen weitere Angriffe schützen.

Das Gericht ging bei Beurteilung der Sache von der Auffassung aus, daß der Bürgermeister, als Privatmann handelnd, den Gottesdienst gestört habe, daß aber in dem Verhalten des Pfarrers ein Angriff auf die individuelle Ehre des V. — § 185 Str.-Ges.-B.*) — zu finden sei, zu dem jener nicht berechtigt

*) § 185 Str.-Ges.-B.: Die Beleidigung wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre, und wenn die Beleidigung mittelst einer Thätlichkeit begangen wird, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.



gewesen sei. Das Gericht verkannte dabei nicht, „daß dem Pfarrer an und für sich kraft seines Kirchenamtes das Recht zusteht, Verstöße der Gemeindemitglieder gegen die Glaubenslehre und die gute, insbesondre christliche Sitte ernstlich zu rügen und hierbei behufs des Einflusses auf die Gemüter sich drastisch wirkender Bilder zu bedienen." Beleidigen dürfe er aber dabei nicht, da stehe den Angegriffenen Notwehr*) zu, so lange der Angriff fortwähre. Das sei hier der Fall gewesen; auch sei die Führung der Verteidigung eine maßvolle gewesen. Auf alle Fälle habe V. dabei in gutem Glauben gehandelt, und auch eine, wenn wie hier, entschuldbare irrige Annahme des Rechtes der Verteidigung schließe die Zurechnung aus. Daß die Verteidigung früher in andrer Richtung sich bewegt habe, bleibe außer allem Einfluß, „da dem Angeklagten auch bei Unkenntnis des Vorhandenseins strafausschließender Umstände solche zuzurechnen sind."

Gegen das Urteil legte die großherzogliche Staatsanwaltschaft Waldshut rechtzeitig wegen Verletzung der Rechtsnormen über das Verfahren, das Strafrecht und das öffentliche Recht der freien und ungehinderten Kultusübung Revision ein, während V. eine Gegenerklärung durch Rechtsanwalt Sinauer in Freiburg einreichen ließ.

Der Erste Strafsenat des Reichsgerichts verwarf die Revision mit Urteil vom 24. November 1890.

Die Gründe sind folgende: „Wie das Reichsgericht bereits ausgesprochen (vergl. Entscheidungen Bd. 16, S. 15), ist die Strafbarkeit aus § 167 des Strafgesetzbuchs ausgeschlossen, wenn der Handelnde zu der Handlung, welche an sich eine Störung des Gottesdienstes darstellt, berechtigt war; die Widerrechtlichkeit des Thuns ist die aus dem Deliktsbegriffe sich unmittelbar ergebende und daher selbstverständliche Voraussetzung für die Anwendung des § 167 des Strafgesetzbuches; war der Thäter zu der Handlung aus irgend einem Grunde, z. B. durch seine Dienstpflicht als Beamter oder kraft seines Hausrechts, seiner Stellung als Familienhaupt u. s. w. befugt, so wohnt derselben der Charakter der Störung überhaupt nicht bei. Dieser Grundsatz führt notwendig zu der von dem Instanzgerichte getroffenen Entscheidung; die in einem Reichsgerichtsurteile (Entscheidungen Bd. 10, S. 43) offen gelassene Frage, welche Schutzmittel gegen Ausschreitungen des Geistlichen beim Gottesdienste bestehen, und unter welchen Voraussetzungen in der Kirche ein berechtigtes Einschreiten gegen Handlungen eines Geistlichen erfolgen könne, ist für den vorliegenden Fall, in welchem ein gegenwärtiger rechtswidriger Angriff des Geistlichen auf die Ehre des Angeklagten und die Notwendigkeit der Verteidigung zur Abwendung desselben vom Instanzgericht thatsächlich festgestellt ist, richtig dahin beantwortet, daß eine strafbare Handlung des Angeklagten, welcher dem Geistlichen während seiner beleidigenden Ausfälle gegen ihn in der Predigt Ruhe gebot, nicht vorhanden, da dieselbe durch Notwehr gerechtfertigt war; diese Anwendung des § 53 des Strafgesetzbuchs ist nicht rechtsirrig. Das Recht der Selbstverteidigung gilt überall, wo die Voraussetzungen des § 53 des Strafgesetzbuchs vorliegen; das Recht braucht dem Unrecht nirgends zu weichen; Notwehr ist gegen jedermann und überall zulässig, soweit die gesetzlichen Voraussetzungen zutreffen, d. h. soweit ein gegenwärtiger rechtswidriger Angriff, zu dessen Abwendung die Verteidigung erforderlich war, bestand. Der § 53 des Strafgesetzbuches hat nicht bloß einen gegen die Person eines andern geführten Angriff, sondern, wie die Allgemeinheit der Fassung zeigt und die Motive ausdrücklich hervorheben, jeden Angriff auf Leib, Leben, Ehre oder Vermögensgegenstände, jeden Eingriff in die Rechtssphäre einer andern Person im Auge; Notwehr ist also auch zur Abwehr von Beleidigungen

*) § 53 Str.-Ges.-B.: Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung durch Notwehr geboten war.

Notwehr ist diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem andern abzuwenden.

Die Ueberschreitung der Notwehr ist nicht strafbar, wenn der Thäter in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen ist.

statthaft. Der Umstand, daß der Angriff von einem Geistlichen ausging, schließt das Verteidigungsrecht nicht aus; bei Unterstellung eines Angriffs auf das Leben, auf die Keuschheit wird hieran niemand zweifeln; dasselbe gilt aber auch vom Angriff auf die Ehre. Auch der Ort steht der Zulässigkeit der Verteidigung nicht entgegen; die Heiligkeit des Ortes mußte den Angreifer abhalten; der Angegriffene tritt dem Unrecht da entgegen, wo es geübt wird, er kann den Ort der Verteidigung nicht wählen; der Ort ist durch den Angriff gegeben, dem Angegriffenen aufgedrängt. Das Weggehen aus der Kirche konnte den Angeklagten gegen die Fortsetzung der Beleidigungen nicht schützen; er hörte sie zwar dann nicht mehr; der Geistliche konnte aber erst recht vor der versammelten Gemeinde den Vorsteher derselben zu schmähen fortfahren, das Verlassen der Kirche war also kein Mittel der Abwehr. Die ausdrückliche Bezeichnung des Angeklagten, die Nennung des Namens des Bürgermeisters in der Predigt war nicht Bedingung für die Annahme eines beleidigenden Angriffs; es genügt, daß die Aeußerung, in welcher die Beleidigung gefunden wurde, erkennbar den Bürgermeister betraf; der Angriff des Predigers galt, wie festgestellt, der Ehre des Bürgermeisters. Der Angriff war nicht abgeschlossen, beendet, als dieser sich zur Abwehr erhob und „Ruhe“ rief; es waren, wie gleichfalls feststeht, weitere Beleidigungen zu erwarten, und diesen sollte Halt geboten werden. Die Angriffe des Geistlichen waren auch rechtswidrig; die Rechtswidrigkeit ist überall gegeben, wo nicht der Angegriffene verpflichtet ist, den Angriff über sich ergehen zu lassen; wenn nun auch der Geistliche den Beruf hat, durch Belehrung, Ermahnung und Tadel auf Besserung hinzuwirken, so hat er doch nicht das Recht zu Ehrenkränkungen, und der Betroffene nicht die Pflicht, persönliche Beleidigungen hinzunehmen; der Takt des gebildeten Mannes wird die Grenzlinie hier leicht zu finden wissen; der Angeklagte aber durfte die Aeußerung des Geistlichen als einen Angriff auf seine Ehre auffassen, da die Worte, wie das Instanzgericht feststellt, Beleidigungen enthielten. Daß durch den abwehrenden Zwischenruf des Angeklagten die Andacht der versammelten Gemeinde gestört wurde, die Handlung des Angeklagten also insofern auch gegen Dritte wirkte und diese belästigte, erscheint bei gegebener Sache unerheblich. Die thatsächlichen Feststellungen bezüglich der Notwehr des Angeklagten lassen hiernach in keiner Richtung einen rechtlichen Verstoß erkennen und tragen allein schon die Freisprechung, sodaß es auf den weitern Inhalt der Urteilsgründe nicht ankommt. War die That des Angeklagten aber Notwehr, so war sie kein grober Unfug; es ist daher auch die Prozeßrüge der Revision unbeachtlich; das Rechtsmittel war hiernach zu verwerfen.“ Rlr

## Evangelische Gedanken zur Judenfrage

### 3. Unser Urteil

Jesus selbst weist uns unser Urteil.

Am Palmsonntag zieht er hinauf gen Jerusalem. Um ihn wogt der jauchzende Haufe seiner Jünger, streut ihm Palmenzweige und preist ihn als den von Gott gesandten König des Volkes Israel. Da, mitten im Jubel der Seinen, „sahe er die Stadt an und weinete über sie“ und sprach jene furchtbar ernsten Worte, in denen er das Gericht ankündigte, das über die ungläubige Stadt und damit über das Volk Israel kommen sollte. Er wußte, daß sie ihn verwerfen würden, der mit einem Herzen voll Liebe zu ihnen kam, sein Reich zu errichten und die Hoffnungen der Väter, die Weissagungen der Propheten zu erfüllen. Er wußte, daß sein Lohn Undank und Verkennung sein würde, wußte, wie verstockt das Volk und seine Führer waren, wußte, daß sie ihm das bitterste Los bereiten würden, den Tod am Kreuze. Aber dennoch, — seine Liebe erlischt nicht, seine Dienstwilligkeit läßt sich nicht ersticken: er fährt fort, ihnen das Evangelium zu verkündigen und in brennender Heilandsliebe an ihnen zu arbeiten.

Jesu Liebe soll unsre Liebe sein. Treten uns die Juden mit Haß und Abneigung entgegen: wir sollen unsre Liebe gegen sie verdoppeln, — vergelten sie empfangenes Gutes mit Bösem: wir haben deshalb kein Recht, uns von ihnen abzuwenden, — verstocken sie sich gegen die frohe Botschaft, die wir ihnen zu bringen haben: nicht der Erfolg entscheidet über unser Thun, sondern der Wille unsers himmlischen Vaters, und der ist, daß allen Völkern das Evangelium verkündet werde.

Wie der Herr Jesus seinem Liebesdrange gegen sein Volk gefolgt ist bis zum Tode, so auch sein größter Apostel, Paulus. Das klingt auf den ersten Blick verwunderlich, denn gerade dieser Apostel ist es doch gewesen, der aus der Verwerfung des Herrn durch die Juden die Folgerung gezogen hat, daß sie von Gott verworfen seien, und gerade er hat mit glühendem Eifer gegen die verknöcherte Gesetzesreligion gekämpft; aber dennoch ist er von heißer Liebe zu seinen Stammes- und Volksgenossen erfüllt, er ist bereit, das schwerste Opfer zu bringen, verbannt zu sein von Christo, wenn sie nur das Evangelium annähmen (Römer 9, 3), es ist seines Herzens Wunsch, und er fleht zu Gott für Israel, daß sie selig werden (Röm. 10, 1). Er ist der gewissen Hoffnung, daß, wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist, doch noch das ganze Israel selig werden solle (Röm. 11, 25 f.), und daß das Endziel des göttlichen Ratschlusses sein werde, daß er sich aller erbarme (Röm. 11, 32). Ja er urteilt, daß der Unglaube Israels eine Fügung Gottes sei, auf daß das Heil auch zu den Heiden kommen könne, und warnt die Heiden, nun etwa zu meinen, daß sie besondern Anspruch auf Gottes Gnade hätten, vielmehr verdankten sie diese nur dem unendlichen Erbarmen Gottes (Röm. 11, 17—20).

Was wir aus dieser Stellung des Apostels zu den Juden lernen können, ist, daß, wenn wir auch mit Grauen das Gericht sehen, das Gott über das Volk Israel heraufgeführt hat, wir doch nicht zu Vollstreckern dieses Gerichts berufen sind. Denn wir sind ebenso sündig wie sie. Vielmehr soll unser Gebet und Thun sich darauf richten, die Juden zu bekehren, ihnen in Liebe zu begegnen und für sie wie für uns des Erbarmens Gottes zu warten. Denn das Endziel aller Wege Gottes ist das Heil aller Menschen, und es hieße Gottes Willen zuwiderhandeln, wenn wir durch unser Thun und Treiben sein Gericht aus einer Züchtigung, die der Gnade entsprungen ist, verwandeln wollten in eine Strafe und Rache aus Zorn und Haß.

Hieraus folgt für die Gegenwart ein doppeltes. Zunächst erwächst dadurch der Christenheit die Aufgabe der Judenmission. Wie sie den Heiden zu zeugen hat von den Kräften, die Gott ihr durch sein Evangelium anvertraut hat, so auch den Juden. Ist die Aufgabe hier auch schwerer, gerade weil die Juden dem Christentum innerlich näher stehen als die Fetischdiener und Buddhajünger, so hat die Christenheit doch kein Recht, sie abzulehnen. Es ist tief traurig, wie wenig gerade für diesen Zweig christlicher Liebesthätigkeit gethan wird. Fast alle die Gesellschaften, die es sich zur Pflicht gemacht haben, an den Juden das Gebot des Herrn zu erfüllen: in seinem Namen zu predigen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anzuheben in Jerusalem (Luk. 24, 47), leiden unter der Teilnahmlosigkeit und dem Mangel an Opferfreudigkeit, ja unter dem Spotte der Christenheit.

Es kann fraglich erscheinen, ob die Judenmission an den innerhalb der Christenheit wohnenden Juden überhaupt ein Recht hat. Gerade die Fachmänner der Judenmission haben dies in neuerer Zeit bestritten. So ganz besonders der gegenwärtige Sekretär des evangelisch-lutherischen Zentralvereins für Mission unter Israel, Dr. Johannes Müller, in seinem schönen und sehr lesenswerten Vortrage: „Die Aufgabe der evangelisch-lutherischen Christenheit gegenüber den Juden der Heimat“ (Leipzig, Faber). Er weist darauf hin, daß der Erfolg gezeigt hat, wie die meisten und zwar die ernstesten Juden nicht durch die berufsmäßigen Missionare, sondern durch das Amt gewonnen seien, und wie unnatürlich es sei, daß der gewinnende Einfluß, der von der gläubigen Gemeinde naturgemäß ausgehen müsse, auf einzelne Organe konzentrirt werde: „Dies auf Flaschen gezogene Christenzeugnis ist nicht lebendiges Quellwasser, sondern künstlich konservirtes und darum schal.“

Gewiß ist dies Urteil richtig. Judenmission innerhalb der christlichen Gemeinschaft ist und bleibt ein trauriger Notbehelf. Aber die christliche Gemeinschaft ist nur leider nicht so vollkommen, wie sie sein sollte. Ja, wenn wirklich die Christenheit

den Juden entgegenträte als ein großer Bruderbund, durchdrungen von einem Geiste, dem der Liebe, belebt von einer Kraft, der Gottes in Christo: dann bedürfte es keiner Juden-, aber sagen wirs auch gleich — überhaupt keiner innern Mission. Denn dann würde von der christlichen Gemeinde eine solche gewaltige Anziehungskraft ausgehen, daß ihr nur die widerstehen könnten, die sich mit Bewußtsein dagegen sträubten. Nun aber ist jene Voraussetzung, Gott seis geklagt! eine irrige. Wie soll ein Jude sich zum Anschluß an eine Christenheit getrieben fühlen, in deren Mitte so viel offenbare Sünde, soviel Streit und Hader, soviel Abfall und Gottlosigkeit ihre Stätte haben? Deshalb brauchen wir eine besondre Judenmission, die trotz dem Widerspruche zwischen Erscheinung und Wesen der Kirche erkennen lehrt, daß Kräfte der Ewigkeit in ihr wirken, wenn nicht durch berufsmäßige Missionare, die freilich den Juden leicht als Agenten, die ihre Handelsware anpreisen, erscheinen werden, so doch durch Rede und Presse.

Aber freilich, ihren eigentlichen Wirkungskreis hat die Judenmission hier, wo sie als Genossin der innern Mission auftritt, nicht, — ihre Triumphe feiert sie vielmehr dort, wo sie an der Seite der Heidenmission in national jüdischen Niederlassungen wirkt, wie in Südrußland und der Bukowina.

Gerade die Schwierigkeiten der berufsmäßigen Judenmission verpflichten alle Glieder unsrer Kirche zu einer andern Art Judenmission. Sie besteht nicht nur darin, daß wir jeder unser Möglichstes thun, die christliche Gemeinschaft auszugestalten — das ist selbstverständliche Pflicht jedes, der evangelischer Christ sein will —, sondern darin, daß wir den unter uns lebenden Juden als christliche Persönlichkeiten entgegentreten, im Geiste Christi mit ihnen reden und handeln, d. h. in Liebe. Unser einziges Ziel im Verkehr mit ihnen muß sein, sie zu gewinnen, nicht für unsre Kultur, sondern für unsern Herrn. Deshalb sollten wir ihnen nie mit Spott und Abneigung entgegentreten, sondern sanftmütig und freundlich, ihre Fehler nicht gehässig als uns angethan tadeln, sondern an der Norm des Evangeliums als Sünde aufzeigen, ihrem Spott und Zweifel männlichen Bekennermut entgegensetzen, ihre guten Eigenschaften nicht neidisch herabsetzen, sondern als dennoch unvollkommen gegenüber der Heiligkeit Christi und unzureichend zur Erlangung des ewigen Lebens aufdecken, vor allem, was wir ihnen zu bringen haben, unser Evangelium, unsre Gesittung, die Teilnahme an unsrer Geschichte nicht hochmütig als unser Werk ihnen gewissermaßen mit abgewandtem Gesichte darreichen, sondern als ein Geschenk aus der Hand Gottes mit Danksagung empfangen lehren.

Von hier aus ergiebt sich nun auch das einzig mögliche Urteil über jede Art von Antisemitismus. Sein Prinzip ist das der Abschließung der Juden von der christlichen Gesellschaft, nicht ihre Gewinnung dafür, und deshalb darf der evangelische Christ nicht daran teilhaben. Der Christ beurteilt auch das Judentum wie alles, was an ihn herantritt, nach dem Maßstabe: Was hat es von mir zu fordern? Was bin ich ihm schuldig? Der Antisemitismus dagegen fragt zuerst: Was ist das Judentum uns schuldig? Und selbst wenn das Judentum so verworfen wäre, wie der radikale Antisemitismus es darstellt, selbst wenn es durchweg von solcher Christusfeindlichkeit erfüllt wäre, wie man behauptet und wie manche Juden wirklich sind, so entnimmt der Christ daraus nur um so energischeren Antrieb zu Liebe und Entgegenkommen; darin zeigt sich die christliche Liebe am größten, daß sie auch um Feinde zu werben nicht müde wird. Es ist aber geradezu eine Glaubensgewißheit, daß die Christusfeindschaft des Judentums und seine Verstockung nicht eine unübersteigliche Schranke gegen das Christentum bilden kann. Sollte wirklich die Sauerteigskraft des Christentums hier nichts vermögen? Sollte hier die Missionspflicht ein Ende haben und der Gnadenwille Gottes vergeblich sein? Wer dies glaubt, hat nichts von dem Glauben, der die Welt überwindet, und dem die Starken zum Raube werden.

Es ist deshalb eine thörichte Angst, wenn wir ängstlich alle möglichen Gebiete unsers Volkslebens vor den Juden verschließen; wir sollten im Gegenteil uns bemühen, den jahrhundertelang auf Handel und Erwerb beschränkten Interessenkreis der Juden dadurch zu erweitern, daß wir sie sich im ganzen



Umfange des nationalen Lebens bethätigen ließen. Je mehr Juden Juristen, Beamte, Gelehrte, — ich scheue mich nicht zu sagen: Offiziere werden, desto geringer ist die Gefahr, daß sie in ihren Gewohnheiten befangen bleiben, desto größer die Möglichkeit, sie in christliche Zucht einzugliedern und ihnen christliche Maßstäbe in die Hand zu geben. Und ich behaupte, die Erfahrung zeigt uns, daß diese christliche Forderung den Erfolg für sich hat. Sehr oft ist der Eintritt in eine andre Lebenssphäre als die des Handels die Brücke zum Christentum geworden und hat die gewährte Anteilnahme an der Hütung und Verwaltung christlicher Kultur ihnen den christlichen Glauben vermittelt. Wir haben eine Reihe besonders tüchtiger und edler Gelehrten jüdischer Abkunft, wir haben noch mehr Söhne solcher jüdischen Eltern aus Richter- oder Beamtenkreisen, die heute mit beiden Füßen auf dem Boden des Christentums stehen.

Deshalb ist es auch nur wünschenswert, wenn unsre Bildungsanstalten so eifrig von den Juden benutzt werden. Was in unsern Gymnasien gelehrt wird, der Geist, der darin herrscht, er ist, Gott sei Dank! doch der Geist christlicher Weltanschauung. Unbewußt nehmen ihn die jungen Schüler in sich auf, und treten sie später auf die Wahlstatt des Lebens, so können sie gar nicht anders, als mit christlichen Maßstäben messen, wenn wir sie nicht geflissentlich wieder in die jüdischen Gewohnheiten und Anschauungen zurückstoßen. Es ist auch ganz gleichgiltig, ob im Lehrkörper ein Glied jüdisch ist; ist doch in solchem Falle immer schon eine gewisse Garantie dafür gegeben, daß er eine Bildung empfangen hat, die auf christlichem Boden gewachsen ist, und ist doch der Stoff, den er mitteilt, gleichfalls ein Gewächs dieses Bodens. Freilich sollte man nicht gestatten, daß auch auf den Gymnasien jüdische Eigentümlichkeiten gepflegt werden, und z. B. darauf dringen, daß die die Schule besuchenden Juden sich auch darin der christlichen Zucht unterwerfen, daß sie den Sonnabend als einen Arbeitstag annehmen. Denn wenn wir willens sind, sie an unsrer Kultur teilnehmen zu lassen, so ist es auch notwendig, daß sie nicht ihrerseits Schranken dagegen aufrichten.

Noch in zwei ganz besondern Fällen wird es Pflicht der Christen sein, vom Urteil der Antisemiten abzuweichen. Erstens können wir die Emanzipation nicht als einen Fehler bezeichnen. Sie ist thatsächlich ein Ruf an die Liebe der Jünger Christi, dem wir uns nicht entziehen dürfen. Durch sie ist die äußerliche Schranke niedergeworfen, die es manchem Juden als unehrenhaft, als Verrat erscheinen lassen mußte, sich zu Christus zu bekennen. Durch sie ist der Schein beseitigt, als stünden die Christen den Juden als Feinde gegenüber. Deshalb, ist die Emanzipation auch eine äußerliche Maßregel, die ihre rechte Bedeutung erst dadurch erhält, daß wir den Juden durch unsre Liebe nun auch dazu verhelfen, sich innerlich zu emanzipiren, so ist sie doch als ein Fortschritt anzuerkennen und festzuhalten. Ebenso ist dagegen Protest einzulegen, daß christliche Männer jüdischer Abstammung noch immer mißtrauisch angesehen und jüdischer Anschauungen verdächtigt werden. Wer getauft ist, gehört zu uns. Ist seine Glaubenserkenntnis schwach — und gewiß ist in sehr vielen Fällen der Beweggrund zum Uebertritt ein sehr äußerlicher —, so wollen wir uns bemühen, den Bruder immer tiefer mit christlichem Geiste zu durchdringen. Zeigt er Fehler und Mängel, so ist nicht sein ehemaliges Judentum schuld daran, sondern die Schwäche seines Glaubens, die wir ja auch bei denen, die aus altchristlichen Familien stammen, so oft finden. Aber nie und nimmer darf einem Menschen, der seinen Willen, Christ zu sein, durch die Taufe bekundet hat, zum Vorwurf gemacht werden, daß er noch kein vollkommener Christ ist: vielleicht ist ers nur darum nicht, weil wir es so wenig sind.

So ist also für das Verhalten des evangelischen Christen gegen das Judentum kein andres Gebot maßgebend, als jenes, das überhaupt grundlegendes Gesetz für seine Stellung zu den Mitmenschen ist: das Gebot der Liebe. Man darf sich davon auch nicht durch die Gefahren abdrängen lassen, die das moderne Judentum auf politischem, litterarischem und wirtschaftlichem Gebiete heraufbeschworen hat. So sehr wir anerkennen, daß Stöckers Mahnung zum Streit wider diese Gefahren wirk-

lich aus der Angst um das Wohl unsers Volkes heraus geboren ist, und so wenig wir gewillt sind, ihnen gegenüber die Hände in den Schoß zu legen, wir müssen doch darauf beharren: unser Verhalten darf nur durch die Liebe geleitet werden. Was aber thun wir dann gegen jene Gefahren?

Einen Fingerzeig dazu kann uns die Einsicht bieten, daß der Weg des Antisemitismus gar nicht zum Ziele führt; er verstockt und verhärtet die Juden und mehrt die Abneigung gegen Christus, die er bekämpfen will. Was sollte selbst die Aufhebung der Judenemanzipation nützen? Gerade aus dem Gebiete des Volkslebens, wo die Juden am gefährlichsten sind, dem wirtschaftlichen, würden sie dadurch nicht beseitigt, im Gegenteil darauf beschränkt werden. Und dadurch würde man auch, da man ihnen den Gelderwerb nicht unmöglich machen kann, ihre Macht nicht brechen, sondern diese völlig den Feinden der bestehenden Ordnung dienstbar machen. Nimmt man also den Juden etwa das aktive und passive Wahlrecht, so wäre damit ihr politischer Einfluß nicht gebrochen. Und wenn es gelänge, ihnen die Presse ganz aus den Händen zu winden oder sie unter ein Ausnahmegesetz zu stellen, so würden sie ganz gewiß Mittel und Wege finden — wie die Sozialdemokratie dies vermocht hat —, eine ebenso kräftige Propaganda auf andre heimliche und deshalb gefährlichere Weise fortzusetzen. Somit sind die Mittel des Antisemitismus nicht nur am christlichen Maßstab gemessen verwerflich, sondern sie werden auch ihr Ziel, die Beseitigung der vom Judentum drohenden Gefahr, nicht erreichen. Vom Standpunkte des Antisemitismus aus giebt es nur eine wirkliche Lösung der Judenfrage: man konfiszire das Vermögen der Juden und deportire sie nach Palästina, wie dies ein protestantischer Theolog (!) in Nummer 115 der Deutsch-sozialen Blätter, S. 383, wirklich empfohlen hat. Ich vermute aber, daß selbst der radikalste Antisemit sich hundertmal besinnen würde, ehe er an die Ausführung einer solchen Gewaltthat schritte.

Aber angenommen selbst, die Judenfrage wäre wirklich auf diese Weise gelöst, was würde dann erreicht sein? Höchstens eine vorübergehende Schwächung jener umstürzlerischen Bestrebungen, die wir oben skizzirt haben. Die einfache Thatsache, daß der politische Radikalismus, der litterarische Materialismus, der wirtschaftliche Mammonismus doch auch von Christen geübt werden, zeigt, wie verkehrt es ist, den Kampf dagegen lediglich in einen Kampf gegen die Juden zu verwandeln. Und darin offenbart sich nun erst die ganze Ziellosigkeit des Antisemitismus, daß er die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Feinde abzieht und die Schuld einem Sündenbock aufbürdet.

Wenn aber der Weg des Antisemitismus für uns nicht gangbar ist, — wie sollen wir dann der Gefahren Herr werden, welche die Gegenwart erschüttern? Im vorigen Artikel ist der Nachweis versucht worden, daß diese Gefahren nicht erst durch das Judentum hervorgerufen, sondern das Erzeugnis einer zeitgeschichtlichen Entwicklung sind, die ihre Wurzeln im achtzehnten Jahrhundert hat. Dann aber ist es verkehrt, bloß die augenblicklichen Träger dieser Gefahren zu bekämpfen; es gilt vielmehr, die Wurzeln auszurotten, von denen sie herrühren: eine Heilung der Krankheiten an unserm Volkskörper ist nur möglich, wenn man die ganze Lebenslage verbessert, in der er sich befindet, und: eine Lösung der Judenfrage ist nur möglich im Zusammenhange mit der Reform unsrer ganzen sittlichen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Diese Reform aber ist nichts andres, als die Geltendmachung der christlichen Weltbeurteilung auf dem gesamten Gebiete unsers privaten und öffentlichen Lebens.

Also es gilt, einer Weltanschauung gegenüber, die alles Geschichtliche abthun will und deren Ideal der reine Naturalismus, die Rückkehr zum Tierischen ist, die christlich-sittliche Weltanschauung zur Herrschaft zu bringen. Das scheint sehr wenig und klingt sehr nichtssagend, aber es ist das Größte und Schwerste, was wir leisten können, und das Notwendige.

Dem politischen Radikalismus mit seinem ungestümen Freiheitsdrange, d. h. mit seinem Streben nach völliger Unabhängigkeit von jeder Autorität und völliger Willkür des eignen Handelns muß der Christ das Bedürfnis des Menschen nach



irgend welcher festen Autorität entgegensetzen. Wir machen das Christentum dadurch nicht zur Hüterin der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, die jetzt bestehende Autorität kann ungenügend und falsch gehandhabt sein, aber irgend welche irdische Autorität bedarf der Mensch, sonst ertötet die Freiheit zum Schlechten die Freiheit zum Guten. Dem geistigen Materialismus, der litterarischen Frivolität stellen wir entgegen, daß der Geist höher ist als das Fleisch, und daß das Ziel aller menschlichen Entwicklung nicht das Zurücksinken in tierische Ungebundenheit, sondern die herrliche Freiheit der Kinder Gottes in seinem Reiche ist. Dem unersättlichen Durst nach Besitz und immer mehr Besitz, der unser wirtschaftliches Leben durchseucht hat, halten wir entgegen, daß es Schätze giebt, die Motten und Rost nicht fressen können, und daß unser irdischer Besitz uns nicht zu selbstsüchtigem Genuß, sondern zu treuem Haushalt anvertraut ist. Das ist klar, wenn diese Anschauungen weiter verbreitet wären, wenn unser öffentliches Leben davon durchzogen wäre, statt daß es heute gleichsam seitab liegt vom Urteilskreise christlichen Glaubens, dann wären wirklich alle jene Gefahren von Grund aus beseitigt.

Aber das ist eine Binsenwahrheit, wird man sagen. Damit kommen wir heute nicht aus, wir brauchen mehr: nicht Anschauungen und Predigt, sondern Gesetze und Organisationen! Denn die Weltanschauung, die zu bekämpfen ist, hat sich feste Formen und Organisationen geschaffen, gegen die der Einzelne nichts vermag; sie hat eine Presse und ein wirtschaftliches System, wodurch sie herrscht. Nun wohl, so wollen wir Organisationen schaffen!

Unsre Presse kann nicht länger — das wird heute wohl weithin empfunden — in der völligen Ungebundenheit bleiben, die es jedem elenden Skribenten erlaubt, mit seiner Feder das Gewissen unsers Volkes zu verwirren und zu betrügen. Aber eine polizeiliche Zensur wird sich auch nicht schaffen lassen. Wohl aber ist es durchführbar, daß die Vertreter der Presse selbst sich zusammenschließen und untereinander eine Kontrolle üben. Freilich, Kraft und Gewicht würde eine solche Organisation nur dann haben, wenn sie die Macht des Staates hinter sich hätte, wenn sie offiziell wäre. Man hat den freien Stand der Rechtsanwälte und Aerzte organisirt und ihnen gemeinsame Mittelpunkte in Ehrenräten und Standeskammern gegeben: warum sollte das nicht auch mit der Presse gehen? Könnte man nicht in jeder Provinz die Arbeiter an der periodischen, wissenschaftlichen, Unterhaltungspresse in Verbänden zusammenschließen und unter einen aus Wahlen hervorgegangnen Ehrenrat, diese Provinzialverbände aber wieder unter einen obersten Rat für das Reich stellen? Und wenn man die Zugehörigkeit zu diesem Verbande dann zu einer Bedingung aller und jeder litterarischen Thätigkeit machte und ihm eine disziplinarische Gewalt in die Hand gäbe, so wäre viel erreicht. Denn das ist uns doch gewiß, daß soviel ernst-sittlicher Sinn und soviel Anstandsgefühl doch noch auch in der litterarischen Welt verbreitet ist, daß wenigstens offenbare Ehrabschneiderei, Lügen, Sittenlosigkeit und Frivolität sich dann ins Dunkel zurückziehen müßten.

Neben der Presse kommt das wirtschaftliche Leben in Betracht. Aber während man dort noch alles gehen läßt und ruhig zusieht, wie unserm Volke die schlechteste geistige Nahrung zugeführt wird, hat man hier bereits begonnen, die besserndе Hand anzulegen. Eine energische Sozialreform geht den Uebelständen unsers Erwerbslebens zu Leibe, und je weiter sie ausgestaltet wird, desto mehr wird die Ausbeutung auf der einen und die Auflehnung auf der andern Seite abnehmen. Aber es bedarf auch hier neuer Organisationen. Die alten Innungen lassen sich schwerlich wieder ins Leben rufen, es ist wohl auch nicht schade drum; aber deshalb sollte man doch nicht völlig von einem Zusammenschluß absehen und den Einzelnen sich selbst überlassen. Freiwillige Vereine werden uns wenig helfen. Aber man schaffe Berufsgenossenschaften, in denen einer am andern seinen Halt hat, aber auch jeder unter der Zucht der Gesamtheit steht. Und das gilt nicht nur von den Arbeitern, sondern vielleicht noch mehr von den „Arbeitgebern.“ Heute bilden sich Ringe zum Schutze gegen Ausstände. Das ist ganz

charakteristisch. Das Gegenteil wäre erforderlich, nämlich Ringe, deren Hauptsorge es ist, zu sehen, ob das Verhältnis jedes Arbeitgebers zu seinen Arbeitern — ich will gar nicht sagen: dem christlich-sittlichen Ideal, sondern den Forderungen der Humanität entspricht. Und es müßte doch mit wunderlichen Dingen zugehen, wenn nicht soviel gesunder Sinn da wäre, daß Ausbeutung und unredliche Spekulation dadurch gemindert würden. Muß der einzelne Rechenschaft ablegen von seinem Thun, auch nur vor Standesgenossen, so unterläßt er wohl manches, was er allein vielleicht auf seine Schultern genommen hätte.

Das also sind die Mittel, mit denen wir den Gefahren der Gegenwart, auch der Judengefahr entgegentreten wollen: Verbreitung evangelisch-christlicher Weltanschauung im öffentlichen Leben und eine kraftvolle reformatorische Organisation. Dabei wollen wir aber nicht vergessen, daß das Erstere das Wichtigste ist und daß geistige Kämpfe nicht durch Gesetze ausgefochten werden.

Und schließlich muß ich noch von einer Organisation reden, ganz anders, wie die geschilderten, ohne äußere Machtmittel, ohne staatlichen Rückhalt und doch noch viel wirksamer, viel notwendiger als diese. Es ist die lebendige christliche Einzelgemeinde. Wunderbar, wie fruchtbar der neuerwachte Gemeindegedanke doch ist. Denn wenn das Gemeindeideal Wirklichkeit wäre, und die Gemeinde ein Leib, in dem ein Glied das andre trägt, eins an dem andern Halt, Rat, Beistand fände — was schadete es dann, wenn ein Wucherer oder Güterschlächter in der Gemeinde sein Wesen triebe, könnte er doch keine Geschäfte machen? Wie könnte ein Kaufmann Sonntags sein Geschäft öffnen und seinen Lehrlingen die Sonntagsruhe vorenthalten, wenn sich die Gemeinde mutig dagegen ins Mittel legte? Wie könnte dann noch jene elende, schlechte Schundlitteratur verbreitet werden, wenn die Wissenden es nicht verschmähten, den bildungsbedürftigen Bruder aufzuklären? Nur angedeutet sei der Gedanke, welche Bedeutung auch für unsre Frage der christlichen Gemeinde zukommt. Sie würde nicht nur ihre Glieder schützen können, in ihr würde die christliche Weltanschauung That und Kraft und dadurch für die Andersgläubigen unwiderstehlich werden. Auch ohne Missionare würde sie eine Mission treiben an Israel, beredter, wirksamer als alles Schreiben und Predigen.

E F

---

## Die Frauenfrage in Deutschland

Uebersicht: 1. Rückblick; 2. Ueberblick; 3. Ausblick.

### 1. Rückblick

Etwa vor fünfundzwanzig Jahren tauchte in Deutschland zuerst in weiteren Kreisen das Wort „Frauenfrage" auf. Die Sache war natürlich älter. In einer gewissen Gestalt ließ sie sich auf die Julirevolution, ja auf die erste französische Revolution zurückführen. In Frankreich, wo von den drei großen Stichwörtern der Menschenbeglücker besonders das Wort Egalité immer einen gewaltigen Zauberklang gehabt hat, und wo das abstrakte logische Denken, wenn es sich in schönklingende Phrasen hüllt, eine stärkere Macht ausübt als anderswo, kam man von der Forderung der allgemeinen Menschenrechte auch bald auf die Forderung gleicher Rechte für die Frauen. In einem örtlich und zeitlich begrenzten Gebiet müssen solche allgemeine und daher als solche weder zu verwirklichende noch ernstlich zu bekämpfende Forderungen immer eine konkrete Form annehmen. Die Wortführer der Bewegung in Frankreich, um 1830 die St. Simonisten und die hochbegabte George Sand zum Beispiel, sahen die Durchführung der gleichen Berechtigung zwischen beiden Geschlechtern besonders darin, daß die Ehe so wenig für die Frau wie thatsächlich in der französischen Gesellschaft für den Mann eine Fessel sein sollte; allenfalls, wenn auch mit weniger Nachdruck, in der Zuteilung politischer Rechte an das weibliche Geschlecht. Da nun die Frauen, die sich von dieser Lockspeise ködern ließen, gleich ihrer genialen Vorkämpferin Gewicht darauf legten, in Männerkleidern zu erscheinen, sich die Haare zu verschneiden, Zigarren zu rauchen, da sie, wie die Verfasserin von „Indiana" und „Lelia," der freien Liebe huldigten, so konnte es nicht fehlen, daß ihre Sache bei allen ernsthaften und sittlich gerichteten Leuten, insbesondere unter den Völkern germanischer Abstammung, in den allerschlimmsten und gewiß wohlverdienten Verruf kam. Sie hatten mit einem aus römischen Rechtsverhältnissen herstammenden Namen die von ihnen angestrebte Frei- und Mündigmachung der Frau „Emanzipation" genannt. Es giebt wohl nicht viele Benennungen abstrakter Begriffe, die in Deutschland in gleichem Maße mißliebig wären, wie seitdem dieses Wort. Viel Schlimmeres weiß man bei uns einer Frau kaum nachzusagen, als wenn man sie eine Emanzipirte nennt. Und das ist in einem gewissen Sinne zu bedauern. Nach einem englischen Sprichwort „giebt man einem Hunde einen schlechten Namen, und dann hängt man ihn." Etwas Aehnliches hat die Frauenfrage in Deutschland auch erlebt und erlebt es noch immer.

Denn was man in Deutschland „Frauenfrage" nennt, hat mit jenen französischen Umsturzideen ganz außerordentlich wenig zu thun. Wie hätte es denn auch bei der unmittelbaren Nachbarschaft beider Völker mindestens rund fünfunddreißig Jahre — ein ganzes Menschenalter! — dauern sollen, ehe dieselben Ideen diesseits des Rheines Wurzel schlugen, wenn ihnen der Boden überhaupt günstig gewesen wäre? Wer das Gesetz der Wellenbewegung in der Geschichte des menschlichen Fortschritts und zugleich die herrschende Auffassung romanischer Völker von der Ehe und vom Geschlechtsverkehr kennt, wird sich nicht wundern, wenn denkende Frauen aus jenen Völkern sich dagegen auflehnen, als weltunerfahrene Kinder an einen ihnen unbekannten Mann verheiratet oder verkauft zu werden und dann ihm die Treue halten zu sollen, während *ihn* Gesetz und Sitte aller Bande ledig halten. Der schauerliche, allgemeine Mißbrauch auf der einen Seite macht die Verirrung auf der andern erklärlich genug. Aber einstweilen sind wir, ohne uns deswegen pharisäisch gebärden zu wollen, und trotz aller vorhandenen beklagenswerten Unsittlichkeit, in Deutschland doch noch nicht zu einer so allgemeinen Mißachtung des ehelichen Bandes und der Keuschheit gekommen, daß die Priester und Priesterinnen der freien Liebe in irgend welchen breitern Schichten unsers Volkes auf Anklang und öffentliche Zustimmung hoffen dürften. *Vor* den Wahlen ziehen bis jetzt sogar noch die Sozialdemokraten vorsichtig einen Schleier über diesen Punkt ihres Programms, und die gebildete Gesellschaft mag in einzelnen Kreisen noch so sehr für Paul Heyse und Spielhagen, für Ibsen und Flaubert schwärmen: in die Praxis übersetzt findet sie doch, was von jenen Leuten als „höheres Gesetz der Natur" verherrlicht zu werden pflegt, anstößig und nicht zu dulden.

Aehnlich verhält es sich mit den politischen Rechten. Es ist viel zu kurze Zeit verflossen, seit die männliche Gesamtbevölkerung Deutschlands thätigen Anteil am politischen Leben nimmt und gesetzlich nehmen darf, als daß bei der allergrößten Mehrzahl der deutschen Frauen auch nur der Wunsch einer gleichen Bethätigung erwacht sein könnte. In Frankreich haben seit Jahrhunderten die Frauen der höheren Stände unmittelbar ins politische Leben eingegriffen. In der Fronde stehen ihrer viele eben so sehr im Vordergrunde wie die Männer. Nur wegen ihrer politischen Bedeutung wurde Frau von Staël durch Napoleon verfolgt und geächtet. Das französische Volk verehrt nicht nur Johanna d'Arc, sondern eben so sehr Charlotte Corday und Louise Michel.

*Unserer* Nationalheiligen, der Königin Luise, macht es ein jetzt lebender Geschichtsforscher zum Vorwurf, daß sie sich nicht eingehender an der staatlichen Arbeit beteiligt habe, ehe das Unglück von 1806 hereinbrach; aber, soviel ich weiß, steht er mit dieser Auffassung vereinzelt da. So weit und so oft in den letzten Jahrzehnten die Frauenfrage in Deutschland erörtert worden ist: kein einziger unter ihren namhaften Vertretern oder Vertreterinnen hat es unternommen, für das aktive oder passive Wahlrecht der Frauen zu agitiren. Noch weniger dürfte einem von ihnen ein Wort nachzuweisen sein, das auch nur in verhüllter Weise eine Verteidigung der freien Liebe enthielte. Aber mit dem Namen Emanzipationssüchtige sind sie deswegen doch nicht verschont geblieben.

Was hat denn dazu geführt, daß etwa seit dem Jahre

1865 Männer und Frauen in Deutschland zusammengetreten sind, um eine Verbesserung des Frauenloses anzustreben, wenn sie doch von dem Programm der romanischen Weltverbesserer die beiden Hauptpunkte nicht brauchen konnten?

Es war um jene Zeit ein halbes Menschenalter verflossen, seit man angefangen hatte, in immer dichtern Maschen jenes Netz eiserner Schienen über unser Land zu legen, das in viel durchgreifenderer Weise, als viele Leute ahnen, unser gesamtes Kulturleben umgestaltet hat. Hier ist nicht Raum, im einzelnen nachzuweisen, wie durch die Einführung der Eisenbahnen gerade das häusliche Leben, in dem die Frauen bis dahin völlig aufgingen, einen ganz andern Zuschnitt bekommen hat. Dreierlei muß insbesondere hervorgehoben werden.

Bis zu jener Zeit war es der Ehrgeiz der deutschen Hausfrau, soviel nur immer möglich, alle Bedürfnisse des Haushalts selber herzustellen, — wenn es einzurichten war, von Erzeugung der Rohstoffe an; und selbst in den Städten ging man darin sehr weit. Daher war es zweitens ihr Vorteil, alles, was vorhalten mußte: Kleidung, Wäsche, Hausgerät so dauerhaft wie möglich herzustellen. Und daher setzte drittens die Leitung eines Hauswesens eine ganze Summe von Kenntnissen praktischer Art, von Geschicklichkeiten, von Erfahrung voraus, deren Erwerbung den künftigen Hausfrauen, den Töchtern des Hauses, dadurch gesichert war, daß sie von klein auf und nach dem Verlassen der Schule ausschließlich den Beruf hatten, der Mutter bei all ihren vielgestaltigen Arbeiten zu helfen und sie allmählich dabei zu vertreten. Leser, die über das Jahr 1850 zurückzudenken vermögen, werden sich erinnern, wie damals das tägliche Brot, auch im städtischen Haushalt, im Hause gebacken oder wenigstens angemengt wurde, wie kein Kuchen, keine Obstspeise, keine süße Speise, überhaupt kein Gericht auf den Tisch kam, die nicht im Hause selbst bereitet waren; wie der Hase im Pelz, Gans und Huhn im Federkleid in die Küche geliefert wurden, wenn nicht etwa das Geflügel gar vom eigenen Hofe stammte; wie in größern Haushaltungen alljährlich ein Schwein geschlachtet wurde; wie die Hausfrau selbst Seife kochte und Lichter goß; wie alles, was eine Nadel in weiblicher Hand herzustellen vermochte, das Werk der Hausfrau und ihrer Töchter war, höchstens durch eine sachverständige Arbeiterin unterstützt, die tageweise ins Haus kam.

In unsern heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen hat sich das alles verschoben. Was nur immer von den genannten und von tausend andern Dingen außer dem Hause angefertigt werden kann, das ist in den Bereich der Gewerbthätigkeit gezogen. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie in der Mittelstadt, in der ich aufgewachsen bin, der erste Delikatessenhändler seinen Laden aufthat. Jetzt sitzt ungefähr in jeder Straße der großen Städte einer, und wie vielen Häusern hat er täglich etwas zu liefern: Häusern, wo es in all den vorhergegangenen Jahrhunderten niemandem eingefallen wäre, daß man kalten Aufschnitt, Eingemachtes, Biskuits und dergleichen fertig aus einem Laden holen könnte. Dem Bestreben der Gewerbtreibenden, immer mehr von den Gegenständen des täglichen Verbrauchs für den Verkauf herzustellen, kommt eine natürliche Bequemlichkeit von seiten der Frauen entgegen. Was man sich so im Laden holt, das kommt scheinbar nicht teurer, als wenn man es selbst anfertigt, und man versteht es auch nicht einmal so schön herzustellen, wie der Fabrikant, der eben nur diese eine Art von Gegenständen erzeugt.

Früher hing der Haushalt vorzugsweise an der Arbeitskraft der Frau und ihrer Gehilfinnen; jetzt hängt er fast ausschließlich an der Erwerbskraft oder Kaufkraft des Mannes. Bis zu jenem Umschwung, von dem wir reden, waren eine Menge Bedürfnisse, die heute selbstverständlich sind, unbekannt, und die meisten vorhandenen wurden von der Hand der im Hause waltenden Frauen hergestellt. Jetzt haben wir hundertmal mehr Bedürfnisse, aber soviel nur immer möglich überlassen wir ihre Herstellung bezahlten außerhäuslichen Arbeitern. Früher galt für die deutschen Hausfrauen des Mittelstandes, ja auch der höhern Stände und ihre Töchter das uralte Wort: Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschaffen. Jetzt ist die Regel, daß im günstigen Fall die Hausfrau sechs halbe Tage arbeitet, und daß die Töchter mit allem, was Arbeit zu heißen verdient, thunlichst verschont werden. Wenn jetzt der Mann nur ein recht hohes Einkommen hat, so kann die Frau ohne schaffende, produktive Arbeit wohl fertig werden. Sie muß Aufsicht führen, anordnen, kaufen — aber sie braucht, scheinbar wenigstens, nicht kochen, braten, backen, reinmachen, waschen, plätten, nähen, ausbessern zu können. Es würde ihr sogar verdacht werden, wenn sie alle diese Dinge zu ihrem regelmäßigen Tagewerk machte.

Ich bin nun nicht der Meinung, daß dieser gewaltige Umschwung zufällig oder mit bloßer Zulassung Gottes über uns gekommen sei. Er wird wohl seine Reichsabsichten dabei gehabt haben, daß er jetzt auf einmal Millionen von Frauen in der Arbeit hat ablösen lassen, die sie seit den ältesten Kulturzeiten unbestritten innegehabt haben. Aber mit seiner Zulassung hat diese Bewegung sich so vollzogen, daß zunächst in weiten Kreisen ein Notstand daraus hervorgegangen ist. In Deutschland ist die Frauenfrage laut geworden, weil es einer großen Menge von Frauen an Arbeit, an Brot, weil es ihnen an einem Lebensberuf fehlt. Der nächste Artikel soll nachzuweisen versuchen, welche Schäden des Volkslebens und der einzelnen Lebensführungen aus diesem Mangel erwachsen sind.

M L



## Einsame Menschen

Es wird von einem Richter erzählt, daß er bisweilen vor sein Tribunal geflissentlich Unschuldige schleppen ließ, bloß um der Freude willen, auch einmal freisprechen zu können. Wer in der Lage ist, über die neueste deutsche Litteratur urteilen zu müssen, wird den Mann verstehen. Mit wahrer Genugthuung begrüßt man ein Stück wie Gerhard Hauptmanns „Einsame Menschen“: ein durchaus modernes, aber annehmbares Drama.

Die Fabel ist aus den Zeitungen bekannt: ein junger Gelehrter, der Sohn frommer Leute, hat mit dem Glauben seiner Väter gebrochen. Auf einem kleinen Landsitz beim Müggelsee schreibt er jetzt ein philosophisches Werk, das seinen Ueberzeugungen Ausdruck verleihen soll. Aber er bringt es zu keinem Behagen bei seiner Arbeit. Seine empfindsame Seele fühlt sich allein und entbehrt schmerzlich jene Schicht warmer Atmosphäre, mit der sie in den Tagen der Kindheit wie umhüllt war. Weder die streng kirchlichen Eltern, noch eine gute, häuslichen Pflichten ergebne Frau sind imstande ihm zu folgen. Und die Freunde, die frei zu denken sich rühmen, erweisen sich als gemütsarme Phrasendrescher, deren erstes Gebot es ist, vielen Lärm zu machen. So erwächst in dem Mißverstandnen tiefe Verstimmung, eine unnatürliche Gereiztheit und Schwermut, darunter er und die Seinen bitter leiden. Da kommt zufällig in das stille Haus ein kluges, sehr gebildetes und skrupelloses Mädchen, eine Russin, die eben in Zürich studirt. In ihr findet der Held das Weib, das geistvoll und bereitwillig auf alle seine Gedanken eingeht, und es entspinnt sich eine innige, auf gleiche Anschauungen und Interessen gegründete Freundschaft. Als jedoch die Grenzen zwischen dieser und einer frevelhaften Liebe sich zu verwischen drohen, als ein Familienglück gefährdet erscheint, muß die Fremde weiterziehen — schweren Herzens. Und der haltlose, vom Gefühl der Vereinsamung überwältigte Mann nimmt sich das Leben.

Der Dichter, sagt man, ist von einem Vorfall ausgegangen, der sich thatsächlich ereignet hat. Die Ausführung der einzelnen Szenen verrät mehr als deutlich die Absicht, beim Nachzeichnen den Linien der Wirklichkeit getreu zu bleiben: selbstverständlich wird im Dialekt, nicht immer mit Anmut, gesprochen; eine Unterhaltung wird ganz unzweckmäßig durch die Grünfrau, ein Frühstück bei offnen Thüren durch eine schwärmende Wespe gestört; im gedruckten Text ist die Rede eines Rauchenden mit verschiednen „pf! pf!“ versetzt. Doch solche Kleinlichkeiten hervorkehren, ist nicht besser als spotten; und das wäre selbst kleinlich. Denn es bleibt nicht bei den billigen Kniffen. Auch das, worauf es ankommt, das Wesentliche, erscheint als möglich, als wahr, ist mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und beängstigend feinem Gehör der Natur abgelauscht. Davon zeugen die Auf-

tritte zwischen den bekümmerten Eltern und dem sich widerwillig entfremdenden Sohne; davon das Charakterbild der jungen Frau, die sich verzehrt in der Sehnsucht, den unfaßbaren Ansprüchen ihres Mannes gerecht zu werden, und ratlos zusammenbricht vor einer Aufgabe, die ihr zu schwer ist, auf einem Wege, den sie nicht einmal klar zu sehen, geschweige denn zu wandeln vermag. Am besten gelungen ist vielleicht doch die Figur des Helden trotz den mannigfachen Vorwürfen, die sie auf sich gezogen hat. Wie der schneidend kalte Lufthauch einer materialistischen Weltanschauung einwirkt auf ein empfindsames Gemüt; welche Qualen der Uebergang bereiten kann von einer alten, geweihten Position zu einem neuen, unsichern Standpunkt; die Gefühle der Verlassenheit und der Anlehnungsbedürftigkeit, die sich einstellen, wo ein suchender Mensch aus dem Zauberkreise der Jugendideale getreten ist ins weite Ungewisse: das alles ist mit tiefem Ernst, mit jenem großen Künstlersinn geschildert, der keine Parteilichkeit und kein Vorurteil kennt. Und mancher Leser oder Zuschauer mag geglaubt haben, den Schlag des eignen Herzens zu vernehmen. Darum blieben auch Beifall und Bewunderung nicht aus: findet doch stets das wahrhaft Menschliche einen dankbaren Wiederhall in der Menschen Brust!

Es ist begreiflich, daß man im naturalistischen Lager stolz ist auf das Hauptmannsche Stück, wie etwa in der Hütte auf den studirten Sohn. Unrecht aber ist es, wenn der Erfolg nun als Schild und Waffe ausgenutzt wird gegen jeglichen Tadel. Gerade die Anerkennung, die von Freund und Feind gezollt worden ist, zeigt, wie gerecht und unbefangen im Grunde die Gegner des jüngsten Deutschlands sind. Was sie ihm vorwerfen, ist weniger die Eigenart seiner Theorie als eine unerfreuliche Vorliebe für das moralisch Häßliche. Daß diese besteht, braucht leider nicht bewiesen zu werden, und daß sie den niederen Instinkten gefährlich werden kann, bekundet — auch leider — die Statistik. Es ist Thatsache, daß von Zolas Romanen der unsauberste „Nana“ in 155000, der sogenannte anständige „Le Rêve“ bloß in 77000 Exemplaren verkauft worden ist. Das rechtfertigt viele bittere Klagen!

Wenn ein Künstler es sich wirklich zur Aufgabe macht, die Wahrheit, und nur sie, zu schildern, so wird kaum der Sittenrichter etwas einwenden können. Plato würde vermutlich staunen, doch sich freuen. Die Wahrheit zu sagen ist immer gut, in der Presse, auf der Kanzel und dem Katheder, vielleicht auch auf der Bühne. Bloß muß es die ganze sein und nicht die halbe, die bisweilen der Lüge zum Verwechseln ähnlich sieht. Hauptmann hat mit den Grundsätzen des Realismus nicht allein gespielt und geprahlt; er hat danach gehandelt; und wie stets findet die Ehrlichkeit ihren Lohn.

Ob freilich nicht der Freund und Liebhaber der Poesie nach wie vor seinen bescheidenen Zweifel erheben wird? Schiller unterscheidet einmal drei Arten des Dramas. Auf die niedrigste Stufe stellt er jenes, das sich begnügt, den Hörer in eine fremde, märchenhafte Welt zu versetzen, wo Willkür und Zufall ihr Spiel treiben, um ihn so über sein eigen Kreuz und Leid hinwegzutäuschen. Wertvoller schon erscheint ihm ein Stück, das, um es kurz zu sagen, einen Ausschnitt des Lebens getreulich wiedergiebt: der Zuschauer empfindet eine freudige oder schmerzliche Genugthuung, anderswo wiederzufinden, was er täglich an sich selbst erfährt. Der höchste Preis wird jedoch dem Kunstwerk zugesprochen, welches, ohne daß es ängstlich bemüht wäre, den Eindruck eines wirklichen Vorgangs zu erwecken, gewisse ewige Gesetze plastisch und drastisch zur Anschauung bringt. Es ist wahr, die Schätzung des großen Dichters ohne weiteres anzunehmen, wäre gewagt: er hat sich oft genug durch seine schwäbische Treue für bestimmte philosophische Voraussetzungen beirren lassen. Aber seine Auffassung dient vielleicht zur Erklärung einer nicht zu übersehenden Erscheinung. Selbst von Kritikern, deren Bewunderung für unsre neueste Litteratur durch kein Bedenken beschwert wird, ist ausgesprochen worden, daß sie „Einsame Menschen,“ ein Schauspiel, das zweifelsohne zur zweiten Gattung gehört, nicht mehr als einmal zu sehen vermöchten. Ueber Goethes Iphigenie und Rafaels Verklärung ist ein ähnliches Urteil nie bekannt geworden. E W M



## Verschiedenes

**(Zur Dienstbotenfrage)** Es drängt mich, nachdem nun wieder einmal die Zeit der Dienstbotenkündigung und Neumietung vorüber ist, uns Hausfrauen ein ernstes Wort zuzurufen, eine Mahnung für uns, die wir doch für einen großen Teil der arbeitenden Bevölkerung mit verantwortlich sind. Es interessirt uns, und wir glauben auch großes Verständnis und ein lebhaftes Gefühl dafür zu haben, alles, was man jetzt „soziale Frage“ nennt. „Anerkennung des Individuums“ und Schutz und Wertachtung jedes Menschen im Gegensatz zur Ausbeutung der Arbeitskraft sind Grundsätze, die unser herzliches Wohlgefallen finden. Wir regen uns mit auf über das Schwinden des Vertrauens zwischen den verschiedenen Ständen und die Kontraktbrüchigkeit, freuen uns mit an so vielem Guten, was angestrebt wird, um all diesen schweren Schäden entgegen zu arbeiten, helfen auch gern an unserm Teile mit durch Armenpflege, thatkräftiges Interesse an allen Schutz- und Rettungsanstalten für Kinder und Verlorene. Und siehe da, wenn der Termin des Wechsels des Hausgesindes kommt, gehen wir gedankenlos hin und zerstören einen großen Teil alles dessen, was geschaffen wird, durch die Praxis der kurzen Kündigungstermine, wie sie jetzt in erschreckendem Maße überhand nehmen — ein recht trauriges Zeichen der Zeit.

Leider war ich durch zunehmende Kränklichkeit zweier Mädchen genötigt, mich nach Ersatz umzusehen, und somit in der Lage, einen Blick in die Mietsverhältnisse und Gewohnheiten zu thun: überall bei den Mädchen, die ich sprach, und in den Dienstbüchern und in den Zeitungsanzeigen eine Ueberhandnahme der Kündigungstermine auf jeden 1. oder gar den 15. Wo soll dabei ein gegenseitiges Verhältnis, ein sich ineinander und in fremde Verhältnisse schicken herkommen, wenn man schon gleich mit dem Gedanken den Vertrag eingeht, daß man alle vier Wochen, ja alle vierzehn Tage, wenns nicht gleich paßt, wieder auseinander gehen kann? Wir verlangen Pflichttreue, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit von den Mädchen, alles Dinge, die nur aus dem selbstlosen Interesse für einen andern, zu dem man innerlich in irgend einem Verhältnis steht, sich ergeben; wir verlangen ein genaues Eingehen und eine Arbeitsleistung, ganz wie wir es für das Richtige und Zweckmäßige erkannt haben: woher sollen die Mädchen die innere Geduld und Treue nehmen, wenn sie bei der geringsten Kleinigkeit gewärtig sein können und es ihnen auch freisteht, in ein paar Wochen und alle paar Wochen wechseln zu können? Woher sollen beide Teile die Geduld nehmen, sich ineinander einzugewöhnen, wie es für zwei fremde Naturen und besonders bei einem Verhältnis, das Opfer auf beiden Seiten verlangt, nötig ist! Geduld entspringt nur aus innerem Interesse, bei einer solchen Handhabung kann davon aber keine Rede sein, sondern man will eben wieder nur, was die Sozialdemokratie uns vorwirft und doch auch wieder predigt: den Menschen nur als Arbeitskraft, gleichviel, was er sonst sei oder aus ihm werde. Dabei schwindet alles gegenseitige Vertrauen und wird das Gefühl für Pflicht und für gegenseitiges Gebundensein an einen abgeschlossenen Kontrakt ganz in Verwirrung gebracht.

Mir ist zweimal Folgendes passirt. Die Schwester meines abgehenden Mädchens wollte gern zu mir, und da mir das stets das Liebste, sah ich mich erst gar nicht nach andern um. Sie kam auch bald nach dem 15. Februar, um sich vorzustellen; als ich ihr aber sagte, ich wolle den nächsten Tag bei ihrer Herrschaft Erkundigungen einholen, bat sie: doch nicht vor dem 1. März, denn ihre Dame möchte nicht, daß sie vor dem 1. kündige, da es so unangenehm wäre, so lange noch mit einem Mädchen, was gekündigt habe, zusammen zu sein. Bei einer andern, die, durch ihre Tante an mich empfohlen, zu mir am 22. kam, stellte es sich, als ich mich bei ihrer Herrschaft wollte ankündigen lassen, heraus, daß sie noch gar nicht gekündigt hatte, sondern es erst zum 1. wollte. Eine andre Dame mietete ein Mädchen ohne vorherige Erkundigung, nur weil sie sie oft im Hause und bei der Arbeit gesehen und sie ihr gefallen hatte, und veranlaßte sie dadurch, am 1. ohne weitern Grund zu kündigen. Wo bleibt außer allen andern Unzuträglichkeiten da das Verständnis für das Gebot „nicht abringen oder abwendig machen“? Ich meine, es darf nicht so gedankenlos weiter gehen, wollen wir wirklich unser Scherflein zur Besserung der Zustände, zur gegenseitigen Achtung beitragen und „die Dienstbotenfrage“ nicht noch immer trauriger machen helfen.*) Eine Leserin

**(Sozial vergiftende Mildthätigkeit)** Unter der Ueberschrift: Zur Nachahmung empfohlen meldet der „Generalanzeiger für Lübeck und Umgegend“ (Aufl. 13000) seinen Lesern Folgendes:

„Infolge eines Aufrufes in hiesigen Blättern, wonach der Arbeiter Peter Freimut aus Schlutup im Dassower See ertrunken ist, beabsichtigt eine Anzahl Herren, am Sonnabend den 18. April im Klubzimmer des Herrn Wendt, Mühlenstraße, einen Skatabend zum Besten der Hinterbliebenen anzusetzen. Hier gilt es, die erste Not zu lindern, Thränen zu trocken. — Wünschenswert wäre es, wenn auch noch andre edle Menschenfreunde des guten Zweckes halber sich an einem Abend in dieser Woche zusammenthäten, um so der völlig mittellosen Witwe es zu ermöglichen, irgend einen Erwerbszweig zu ergreifen, womit sie ihre zahlreiche Kinderschar in bescheidener Weise ernähren kann. — Etwaige Skatgewinne werden behufs Weiterbeförderung in der Expedition dieses Blattes mit Dank entgegengenommen.“

Hat die Redaktion so wenig Zartgefühl und Zutrauen zu der „edlen Menschenfreundlichkeit“ der Bürger Lübecks, daß sie diese sozial vergiftende Sorte moderner Barmherzigkeit, die zum Besten des leidenden

*) Gesetzlich besteht nur die sechswöchentliche Kündigung und das vierteljährige Ziel. Aber das wissen die Mädchen kaum mehr.

Nächsten — Skat spielt, auch noch zur Nachahmung empfiehlt! Wir nehmen zur Ehre Lübecks an, daß viele mit dem Einsender diese Mahnung ablehnen und andre Wege dem gewiesenen vorziehn werden, der Witwe an ihrem Teile mitzuhelfen. R

**(Wir und das Beste in der Welt)** Eine Glosse. Leipzig, Fr. Richter, 1890. 1 Mark. Soeben habe ich das Büchlein gelesen und soll es nun „besprechen." Soll das heißen „kritisiren," so bekenne ich, daß mich der ungenannte Verfasser viel zu sehr kritisirt hat, als daß ich viel Kritik üben möchte. Wenn viele auf Drummonds weit verbreitetes Büchlein: „Das Beste in der Welt" mit einer Geringschätzung herabblicken: „Das sagt jede leidlich gute Predigt auch"; „das Buch ist eben Mode geworden, — traurig, daß auch solche Sachen noch Modeartikel werden!" so werden diese die „Glossen" noch weniger gelten lassen. Wozu, könnte man sagen, das Selbstverständliche noch wieder weiter ausspinnen? wozu diese kleinliche Anwendung auf das tägliche Leben, auf unsre persönlichste Art, unser Temperament, unsre gesellschaftliche Sitte, unsre Gewohnheit? Es kann aber nicht oft genug uns ein Spiegel vorgehalten und das Gewissen geschärft werden. Wer sich davor fürchtet, lasse das Büchlein ungelesen; wer sich will bessern lassen, lese. Es steht gewiß für jeden ein treffendes, fruchtbares Wort darin. P D

## Briefkasten

Anfrage. Kann jemand eine Anstalt christlichen Gepräges namhaft machen, in der ungefährliche Geisteskranke gegen einmalige Zahlung von etwa 3000 Mk. lebenslängliche Aufnahme und freundliche Pflege finden?

## Quittung

Für den Evangelisch-sozialen Kongreß, insbesondre das Sekretariat: Verpflichtungsschein aus Bremen.

Für die Witwe Freimut in Schlutup (vgl. oben „Verschiedenes"): 20 Mk. von einem Lübecker.

Für die Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel: 5 Mk. Ev. Kirchenblatt, Görlitz.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesberg am Rhein: 30 Mk. als Dankopfer von Eltern Konfirmirter, Dresden.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Wolf an der Mosel: 5 Mk. von H W, Berlin.

Für die evangelische Kirche in Rom: 69 Mk. durch O F, Beirut in Syrien; 5 Mk. von H W, Berlin; 4 Mk. Ev. Kirchenblatt, Görlitz.

Für die evangelische Gemeinde Banjaluka in Bosnien: 3,50 Mk. Ev. Kirchenblatt, Görlitz.

Für die evangelische Mission in Deutschostafrika: 8 Mk. von A S, 7 Mk. von G D in Friedberg, Hessen.

Herzlichen Dank! Und dazu mit dem Hinweis auf den unter den heutigen Anzeigen befindlichen Dank die Bitte, der Gemeinde Sofia in Bulgarien, des ersten Pfleglings unsers Blattes, nicht zu vergessen!

Zu berichtigen ist: für Prüm sind aus Oranienstein 20 Mk. eingegangen, nicht 10, wie in Nr. 14 quittirt steht. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 17 der „Chronik der Christlichen Welt"

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig ist soeben erschienen:

**Christenglaube**
**im Bunde mit der Naturwissenschaft.**

Von einem Laien.

**Preis M. 1,— ord., M. —,75 netto.**

Der Verfasser gelangt von der Naturwissenschaft aus zu denselben Ergebnissen, zu welchen Dreyer in seinem „Undogmatischen Christentum" von Seiten der Religion aus gelangt. Der „Christenglaube" bildet daher gewissermaßen eine Ergänzung zu dem genannten Buche Dreyers und wird von den Abnehmern desselben gern gekauft werden.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas"**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**



# Dank und Bitte.

Für im ganzen 570 Mark, welche uns von Freunden und Lesern der „Christlichen Welt" durch die Redaktion bis heute zugegangen sind, dankt der unterzeichnete Gemeindevorstand herzlichst. Wir können unsern Freunden daheim mitteilen, daß die evangelische Sache hier festen Fuß gefaßt hat. Fort und fort wächst unsre kleine Gemeinde, die bald 200 Seelen zählen wird. Leider bleiben aber die Sorgen dieselben, wie früher. Der große Teil der Gemeinde besteht aus wenig bemittelten Handwerkern. Bei aller Opferwilligkeit können wir kaum mehr als die Hälfte der fast 12000 Franks betragenden jährlichen Ausgaben für Kirche und Schule aufbringen. Staatliche Beihilfen, welche sonst den Gemeinden im Orient gewährt werden, sind uns aus politischen Gründen versagt. So sind wir lediglich auf Privatunterstützungen angewiesen und bitten daher von neuem unsre Freunde, auch fernerhin unser gutes Werk kräftigst unterstützen zu wollen.

Sofia, April 1891.

**Der Vorstand der deutschen evangelischen Gemeinde in Sofia.**

O. Dörken, Vorsitzender. Pfarrer Sterzel.
O. Bielig, Schriftführer. P. Stöckel, Kassierer. E. Keil. Weigand.

## Antrag

In der Woche vor Palmarum d. J. wurde von Erfurt aus ein vertrauliches Schreiben an die Herren Superintendenten und Pastoren der Provinz Sachsen betr. Neuordnung des Konfirmationswesens gesendet. Darin war folgender Antrag an die Generalsynode angekündigt: „Die hochwürdige Generalsynode wolle beschließen, geeignete Schritte zur Herbeiführung eines landeskirchlichen Gesetzes zu thun, durch welches die Zulassung zur Konfirmationsfeier in folgender Weise geregelt wird:

§ 1. Die Zulassung zur Konfirmationsfeier ist vor Vollendung des 16. Lebensjahres nicht gestattet.

§ 2. Wenn die Zuzulassenden im Alter von 14 Jahren die Schule verlassen, müssen sie ein Jahr vor der Entlassung den üblichen Pfarrunterricht und hierauf bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres die alle vierzehn Tage abzuhaltenden biblisch-katechetisch-seelsorgerlichen Unterredungen besuchen.

§ 3. Wenn die Zuzulassenden über das 16. Lebensjahr hinaus im Verbande einer evangelischen Schule verbleiben, müssen sie mindestens während des 16. Lebensjahres am Pfarrunterricht teilnehmen.

§ 4. Alle Zuzulassenden müssen sich durch ihren Lebenswandel der Konfirmationsfeier würdig gezeigt haben."

Dieser Antrag hat bis jetzt (aus der Provinz Sachsen) 132 zustimmende Unterschriften gefunden und wird von den Urhebern desselben im nächsten Vierteljahre dem Vorstande der Generalsynode zugestellt werden. Die Urheber hoffen und wünschen, daß ihr Antrag in großen und kleinen Versammlungen, vielleicht auch auf Kreissynoden freundlicher Besprechung unterzogen wird, sowie daß auch aus andern Provinzen und aus Laienkreisen noch manche Zustimmung erfolgt. Der Vorschlag, die Zulassung zur Konfirmationsfeier nicht vor dem Ende des 16. Lebensjahres zu gestatten, stößt auf viele Bedenken. Auch bei § 2 und § 3 liegen andre und ähnliche Vorschläge hinsichtlich der Vorbereitung zur Konfirmationsfeier nahe. Die Urheber des vorstehenden Antrags glaubten aber die ganze Angelegenheit nicht in Anregung bringen zu dürfen, ohne ihrerseits einen bestimmten Vorschlag zu machen. Sie werden jedem bessern und wirkungskräftigern Vorschlage von Herzen beistimmen. Auf das Wesentliche des Antrags kommt es ihnen an. — Zustimmende Unterschriften zu dem Antrage sammelt

**Fahrenkamp,** Pastor Diakonus an der Augustinerkirche in Erfurt.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

**Das Beste in der Welt**
von **Henry Drummond.** Deutsche autorisierte Ausgabe. 25. Auflage. (81.—85. Tausend.) Preis 1 M., in elegantem Goldschnittband 2 M.

**Pax vobiscum** von **Henry Drummond.** Deutsche autorisierte Ausgabe. 7. Auflage. (36.—40. Tausend.) Preis 1 M., in elegantem Goldschnittband 2 M.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

**Samariterliebe.**

Von

**E. Wacker.**

2. Ausgabe. 1891. 1,80 M., geb. 2,75 M.

Dem Verf. liegt daran, die vielgeschäftige Liebesthätigkeit unserer Tage heiliger zu gestalten, indem er die Liebe in die wirkliche Nachfolge Christi ruft und an der Forderung festhält, daß sie ein Werk des Glaubens sein müsse. In dieser Beziehung verlohnt es sich, daß die Leser des viel angeschwärmten Buches **„Das Beste in der Welt"** obige Schrift lesen, um sich auf die tiefere Auffassung der Liebe und ihrer Werke zu besinnen, wie deutsch-evangelische Christen dieselbe haben sollten und könnten. (Mitt. f. Bibelgef. 1891 Nr. 3.)

**Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Gustav Schloeßmann in Gotha.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 18 — Leipzig, den 30. April — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen — Ein Katechismus der Moral und Politik — Die Evangelische Allianz in Florenz: 1. Das Ziel der Evangelischen Allianz; 2. Die Zusammensetzung der Allianzversammlung — Die Frauenfrage in Deutschland: 2. Ueberblick — Yeast von Charles Kingsley — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 11. Im Anti-Superlativ-Verein — Verschiedenes: Noch einige Kalender; Eine Braunschweiger Korrespondenz der Kölnischen Zeitung — Anzeigen


## Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen*)

Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen: vielleicht wird die erste Hälfte der Frage nicht wenige befremden. Sie werden sagen: Von der römischen Kirche haben wir nichts zu lernen. Allein bei näherem Nachdenken wird wohl jeder gestehen müssen, daß es mit der bloßen Abwehr nicht gethan ist. Sollen wir doch auch vom Feinde lernen, und die römische Kirche ist nicht in jeder Hinsicht unser Feind. Was ist die römische Kirche?

Allem zuvor — sie ist nicht nur religiöse Gemeinschaft, sondern ein Staat, und zwar die Fortsetzung des alten römischen Weltreiches, ja dieses Reich selbst mit demselben politisch-juristisch-religiösen Geiste. Ich spreche hier nicht im Sinne einer Vergleichung, sondern ich bitte, mich ganz wörtlich zu verstehen. Das weströmische Reich lebt in der Form der römischen Kirche wirklich unter uns fort mit seinem Despotismus, mit seinen Heiligtümern — voran die ewige Roma selbst —, mit seinen Rechtsgrundlagen und seiner vorwiegend juristischen Auffassung der irdischen und himmlischen Dinge. Man mag auf die Verfassung, die Disziplin, den Kultus bis auf die Priestergewänder blicken: überall sieht man sich an das alte Reich erinnert, an die vierte Danielische Weltmonarchie, und sehr vieles im Wesen und Leben dieser Kirche wird einem überhaupt nur klar, wenn man bei der geschichtlichen Beurteilung nicht von Jesus und den Aposteln ausgeht, sondern von den Cäsaren, nicht von Galiläa, sondern von Rom, nicht von der Bibel, sondern von dem kaiserlichen Recht. Einst hat Alphanus von Salerno den großen Hildebrand also angeredet:

> Nimm des ersten Apostels Schwert,
> Petri glühendes Schwert, zur Hand!
> Brich die Macht und den Ungestüm
> Der Barbaren: das alte Joch
> Laß sie tragen für immerdar!
>
> Sieh, wie groß die Gewalt des Banns:
> Was mit Stürmen von Kriegerblut
> Einstmals Marius Heldenmut
> Und des Julius Kraft erreicht,
> Wirfst du jetzt durch ein leises Wort.
>
> Rom, von neuem durch dich erhöht,
> Bringt dir schuldigen Dank; es bot
> Nicht den Siegen des Scipio,
> Keiner That der Quiriten je
> Wohlverdienteren Kranz als dir.

Ueberzeugter und kraftvoller kann man den Gedanken, die römische Kirche sei das alte Rom, der Papst der Cäsar, die Germanen noch immer die zu unterjochenden Barbaren, nicht ausdrücken, als es dieser italienische Erzbischof gethan hat! Nur die Sprache hat gewechselt, nicht der Geist.

Die römische Kirche ist zweitens eine Schule und eine Versicherungsanstalt — eine Schule für die ewig Unmündigen, weil sie es bequem finden, in religiösen Dingen unmündig zu bleiben, eine Versicherungsanstalt für die, welche die Güter des Evangeliums wünschen, ohne ergriffen zu sein von der innern Macht des Evangeliums. Keine Kirche vermag sich wider solche sicher zu stellen, aber nur die römische Kirche versichert sie.

Die römische Kirche hat aber endlich auch das Evangelium noch immer in ihrer Mitte. Es hat in ihr zu allen Zeiten gute und große Christen gegeben, und ich zweifle nicht, daß es noch heute in ihr solche giebt. Sie wissen sich zugleich als treue Söhne ihrer Kirche, und wir haben kein Recht, das in Frage zu stellen oder sie der Selbsttäuschung anzuklagen. Ein jeder wird ungerecht gegen die römische Kirche, der diese Thatsache nicht würdigt. Das Geheimnis dieser Kirche ist, daß sie Weltstaat, Schule, sakramentale Versicherungsanstalt und Gemeinschaft des Glaubens zugleich ist. Wer bezweifelt, daß dies möglich ist, soll sich aus der Geschichte belehren, daß es wirklich ist.

Was können wir von dieser Kirche für unsre eigne Kirche, für den Protestantismus, lernen?

Nun erstlich — Geduld. Was die vollkommene und einheitliche Ausgestaltung des Katholizismus betrifft, so hätte ein Kirchenhistoriker des fünfzehnten Jahrhunderts die Frage nach dem Wesen dieser Kirche nur mit großer Schwierigkeit oder vielmehr gar nicht beantworten können, so verschiedene Strömungen, Lehren und Ziele waren damals in ihr vorhanden. Wenn er sich mit seiner Beurteilung nach Gerson oder nach Hus oder nach Thomas von Kempen oder nach Papst Pius II. oder nach Savonarola oder nach Picus von Mirandola gerichtet hätte, so hätte er jedesmal ein andres Bild bekommen. So vielgestaltig wie die katholische Kirche im fünfzehnten Jahrhundert war, so vielgestaltig ist heute der Protestantismus, der erst dreiundeinhalb Jahrhunderte besteht. Wir können daraus lernen, daß Konfessionen sich sehr langsam entwickeln und erst allmählich ihr wahres Wesen zu eindeutigem, klarem Ausdruck bringen. Der römische Katholizismus hat mehr als 1500 Jahre gebraucht. An diesem Maßstabe gemessen, dürfen wir vielleicht sagen, daß der Protestantismus sich noch in der Zeit der Kinderkrankheiten befindet, und müssen Mut in Geduld fassen.

Zweitens können wir aus der Geschichte der katholischen Kirche lernen, daß selbst in dieser Kirche, die so ganz auf die Verfassung gestellt ist, niemals die Verfassungsreformen, sondern stets die lebendigen frommen Personen einen Aufschwung bewirkt und einen Fortschritt herbeigeführt haben. Die großen Mönche haben neue Stufen in der Entwicklung der Kirche herbeigeführt, nicht die großen Politiker, oder vielmehr die Politiker nur, weil sie auf den Schultern der Mönche standen. Hier können wir lernen, daß es mit Verfassungsveränderungen in der

*) Obigem Aufsatz liegt ein Vortrag zu Grunde, den ich im Januar d. J. im Bunde evangelischer Studierender zu Berlin gehalten habe, frei, auf Grund weniger Notizen. Den Wünschen, ihn niederzuschreiben, glaubte ich entsprechen zu sollen. Da ich aber erst nach mehr als zwei Monaten dazu Zeit gefunden habe, so war mir eine wörtliche Reproduktion nicht überall möglich.

Kirche nicht gethan ist, mag man nun stärker binden oder entschlossener lösen. Es kommt überall nur auf die Personen an, die sich von der Welt befreit und in Gott ihre Stärke gefunden haben. Ein Franziskus ist mächtiger gewesen als viele Kirchenfürsten. Der Ruf: Mehr Freiheit für die Kirche! ist letztlich ebenso gleichgiltig wie der andre: Man muß der Kirche einen Zaum anlegen. Wenn ein wirkliches Leben fehlt, wird die Freiheit nichts nützen, und wenn es vorhanden ist, wird der Zaum nicht schaden.

Ein Drittes, was wir von der römischen Kirche lernen können, ist der Gedanke der Katholizität, der Zug nach einer allgemeinen und wirksamen Verbrüderung der Menschen durch das Evangelium, das Streben nach Verwirklichung des Gedankens Jesu Christi: Ein Hirt und eine Herde. Ich glaube es aussprechen zu dürfen — der ernste Katholik empfindet den Segen einer großen christlichen Gemeinschaft lebendiger, die Spaltung der Christenheit schmerzlicher, die Aufgabe, die allen Gläubigen gesetzt ist, gewissenhafter als wir. Bei uns ist das Bewußtsein um diese Aufgabe, alle Menschen innerlich als Kinder Gottes und Brüder Jesu Christi zu verbinden, in der Regel nur schwach entwickelt. Es giebt bei uns viele, die nicht nur die Trennung zwischen Katholizismus und Protestantismus für normal halten, sondern auch die Spaltung des letztern in unzählige Landeskirchen und Freikirchen, die sich sogar häufig die Bruderhand verweigern. Aber der große Gedanke der allgemeinen durch das Christentum herbeizuführenden Einheit der Völker wird durch andre Ideale nicht ersetzt. Wir freuen uns, wenn in dieser Welt der materiellen Interessen ein edler Patriotismus gepflegt wird. Aber wie armselig ist doch der Mensch, der im Patriotismus sein höchstes Ideal erkennt oder im Staate die Zusammenfassung aller Güter verehrt! Welch ein Rückfall, nachdem wir in dieser Welt Jesus Christus erlebt haben! Wir sollen daher mit aller Kraft die christliche Einheit der Menschheit erstreben, in unsern kleinen Kreisen aufgeschlossen und weitherzig sein, um fähig zu werden, daran zu glauben, daß die brüderliche Einheit der Menschheit kein Traum der Träumer ist, sondern ein vom Evangelium unabtrennbares Ziel. Daß wir hier stumpfer geworden sind, ist eine Folge unsrer Trennung. Diese Trennung war notwendig; aber nur ein ganz kurzsichtiger Protestant kann verkennen, daß sie nicht nur unsern Gegnern Schaden gebracht hat, sondern auch uns.

Ich fürchte nicht, daß das bisher Gesagte auf Widerspruch stößt, auch nicht, daß das, was wir von der römischen Kirche hier lernen können, verkannt wird. Aber ich habe noch andres zu erwähnen, was nicht von vornherein auf Zustimmung rechnen kann. Ich werde mich bemühen, es so zu sagen, daß ich jede Mißdeutung ausschließe.

Richten wir unsre Aufmerksamkeit auf das innere Leben der katholischen Kirche. Es ist das Moment der Anbetung, das ich erstlich ins Auge fassen möchte. Unser evangelisches Christentum ist doktrinär geworden, und unser öffentlicher Gottesdienst nicht minder. Dieser Doktrinarismus ist der Schatten unsrer berechtigten Eigenart und unsrer besten Güter, aber er ist doch ein Schatten. Die Religion ist ein Leben, und als ein Leben soll sie sich überall darstellen, wo sie sich einen Ausdruck giebt — sie ist ein Leben in Gott. Leben in Gott ist Anbetung. Wohl ist forcirte Anbetung etwas höchst Abschreckendes, aber ein Sprechen über die Religion, die Formel anstatt der Sache, die Hülse anstatt des Kerns, ist nicht minder schrecklich. Und nun vollends, wenn diese Formeln abgebraucht und schal geworden sind, wenn sie auch den Verstand nicht mehr interessiren, der das Herz so lange getäuscht hat! Oder wenn die Theologie mit ihren historischen und kritischen Problemen sich einmischt in die Frömmigkeit und diese allmählich durchsetzt und zum buntscheckigsten Gewande macht! Eine Studentengeschichte will wissen, ein berühmter Theologe habe einst gebetet: Großer Jahveh, den der unwissende Gesenius noch immer Jehova nennt! Es ist eine schlimme Geschichte, die sicherlich erfunden ist, aber sie ist nicht übel erfunden. Es giebt einen Doktrinarismus in der Religion, der alle Religion profanirt, und es giebt einen andern Doktrinarismus, der sie allmählich lähmt. Ihm gegenüber gilt es, die Religion immer wieder auf sich selbst zurückzuführen und ihr auch in der öffentlichen Darstellung Gelegenheit zu geben, sie selbst zu sein. Wir können hier von der katholischen Kirche viel lernen. Sie fordert energischer und vielfältiger zur Anbetung auf als wir, innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes. Ich vermag keine Ratschläge zu geben, wie wir es machen sollen; aber ich sehe deutlich, was uns fehlt. An der ältesten Kirche können wir uns ein Muster nehmen. Ihre Gemeindezusammenkünfte dienten der gemeinsamen Anbetung und der Nächstenliebe. Wir wollen nicht verlieren, was wir haben; aber wir müssen unser gottesdienstliches Gemeindeleben neu gestalten, um nicht zu verlieren, was wir haben.



Zweitens, der Protestantismus richtete sich von Anfang an gegen die Messe und damit gegen das Schema vom Opfer überhaupt. Das war notwendig nach allen den schweren Mißbräuchen, die mit „Opfern“ getrieben worden waren. Aber wir haben die Idee des Opfers, die doch eine neutestamentliche ist, im Grunde vollständig verworfen. Ich finde, daß weder in der Predigt noch im Unterricht noch in der praktischen Anwendung der Religion vom Opfer bei uns mehr die Rede ist, es sei denn in der Anwendung des Begriffs auf das Werk Christi. Das ist ein ungeheurer Umschwung in der Religionsgeschichte; denn noch hat es keine Religion gegeben, in der nicht die Opferidee das Leben der Religion beherrschte. Aber wir fordern im Protestantismus doch das Höchste, die Hingabe der ganzen Persönlichkeit. Gewiß — nur fürchte ich, daß bei uns das Bessere oft der Feind des Guten ist, und daß wir uns durch eine gewisse abstrakte Strenge, das Höchste zu fordern oder nichts, oftmals die Seelen entgehen lassen. Der Mensch lebt im Leben des Tages nicht deutlich in den großen Kontrasten, sondern in dem Widerspiel abgestufter Stimmungen und Motive. Hier kann kein andres Schema das des Opfers ersetzen. Man muß Opfer bringen, wenn man Ideale hat und geistige Güter erwerben oder festhalten will. Der Mensch hat nur soviele Ideale, als er Opfer bringt. Es wird bei uns zu wenig Entsagung verlangt, und zu selten hört man die eindringliche Mahnung an unser Geschlecht, daß es opferscheu ist und deshalb lau, mutlos und charakterlos. Das Wort „Opfer“ hat fast einen so schlimmen Klang bei uns erhalten, wie das Wort „Tugend.“ In beiden Fällen haben große religionsgeschichtliche Umwälzungen die Quieszirung dieser Begriffe veranlaßt; aber um unser geistiges und inneres Leben gesund zu erhalten, welches mit den geringsten Mitteln gebaut ist, können wir diese Schemata nicht entbehren. Wir müssen den Mißbrauch vermeiden, und doch von Anfang an unsre Jugend wieder lehren, daß alles religiöse und sittliche Leben auf Opfer gestellt ist, und daß nur der das Größere gewinnt, der freudig das Geringere dahingiebt.

Drittens, die Reformation hat an die Stelle des Sakraments der Buße die aus dem Glauben entspringende bußfertige Gesinnung gesetzt. Es war ihre größte und einschneidendste That, daß sie Buße und Vergebung streng und sicher auf einander bezogen und demgemäß die Beichte und die Satisfaktionen zurückgestellt hat. Aber wir haben dabei doch eine Einbuße erlitten, indem die Beichte, weil dogmatisch gleichgiltig, verkümmert ist und schließlich in der Praxis so gut wie ganz aufgehört hat. Wohl erziehen wir unsre Kinder so, daß sie ihre Fehler und Sünden mündlich bekennen sollen, und auch die Verbrecher in den Gefängnissen suchen wir zu einem Schuldbekenntnis zu bewegen. Aber über Kinder und Gefangne hinaus haben wir die Einsicht des Segens der confessio verloren. Dafür haben wir uns an allgemeine Schuldbekenntnisse in Bausch und Bogen gewöhnt. Sie fallen uns außerordentlich leicht, so leicht, daß es bereits zum guten Kirchenton gehört, wo nur immer eine christliche Versammlung zur Besprechung einer wichtigen Tagesfrage abgehalten wird, ein allgemeines Schuldbekenntnis vorauszuschicken. Eine seltsame und traurige Verwechslung! Statt dem Einzelnen die Ueberlieferung und die Gelegenheit zu schaffen, sich zu bekennen und durch Aussprache innerlich zu befreien, tauscht man ein Formular ein. Jenes ist schwer, aber heilsam; dieses ist leicht, aber völlig gleichgiltig, ja abstumpfend. Ich bin wohl gegen das Mißverständnis gedeckt, als wünschte ich eine obligatorische Ohrenbeichte. Sie ist das Schlimmste von dem Schlimmen, denn sie führt, wie die Erfahrung gelehrt hat,

zur Lüge. Darum ist jeder andre Zustand ihr vorzuziehen. Aber zwischen der obligatorischen Ohrenbeichte und dem Nichts, das wir an ihre Stelle gesetzt haben, giebt es noch viele Stufen. Ich möchte auch gar nicht in erster Linie die Pfarrer und öffentliche kirchliche Einrichtungen herangezogen wissen, sondern ich möchte, daß man es auch den Erwachsenen eindringlich einprägt, welch ein Mittel für die Gesundheit der Seele und welch ein Mittel für eine geistige Gemeinschaft sie damit preisgeben, daß ein jeder seine eigne Last trägt und darauf verzichtet, sich auszusprechen. Gewiß giebt es Menschen, so stark und so zart, daß sie mit sich und ihrem Gott allein fertig werden können und müssen; aber sie sind nicht in der Mehrzahl. Für die meisten gilt es, daß sie sich von sich selbst und von böser Schuld nur in dem Maße zu befreien vermögen, als sie offen gegen andre sind und ihre Seele von der Liebe eines Bruders führen lassen. Jede Aussprache stärkt bereits den Charakter, und zu wissen, daß eine andre Seele die eigne Last, die man bekannt hat, mit trägt, ist einer der stärksten Hebel zum Guten. Dürfen wir sagen, daß in unsrer evangelischen Kirche in dieser Richtung etwas Nennenswertes geschieht? Haben wir eine Ueberlieferung hierfür? Können wir hier nicht von der katholischen Kirche lernen, und ist es nicht sträfliche Thorheit, der wurmstichigen Früchte wegen den ganzen Baum auszurotten?

Viertens, die Reformation hat das Mönchtum abgethan und jener vermessenen Frömmigkeit den Krieg erklärt, die da glaubte, fürs Leben über sich entscheiden zu können. Wer aus der Geschichte den Jammer des obligatorischen Cölibats und den Jammer des Mönchtums, der gebrochenen Seelen, der befleckten Gewissen und der gezwungenen „Religion“ kennt, wird nicht aufhören, die befreiende That der Reformation zu preisen. Aber lag nicht eine Wahrheit in dem Mönchtum? Niemand wird diese Frage verneinen, der die Institution unsrer Diakonissen schätzt. Er wird auch nicht in Abrede stellen, wenn er das Leben kennt, daß ohne Regel keine Gemeinschaft von Arbeitern bestehen kann, und daß die, welche sich zum Dienst am Nächsten im besondern Sinne verpflichten, den besondern irdischen Gütern freiwillig entsagen und Gehorsam üben müssen. Aber was uns erst in diesem Jahrhundert, nicht ohne Widerspruch, in Bezug auf die Diakonissen aufgegangen ist, ist uns in Bezug auf Diakonen, oder wie man sie nennen mag, noch nicht oder nur in bescheidenster Weise klar geworden. Und doch ist es mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß wir in den sozialen und kirchlichen Nöten der Gegenwart Gemeinschaften brauchen, erfüllt von dem Geiste, wie ihn die rechtschaffenen und lauteren Mönche besessen haben und noch besitzen. Wir brauchen Menschen im Dienste des Evangeliums, „die alles verlassen haben,“ um denen zu dienen, die niemand bedient. Die Parallele mit den katholischen Mönchen schreckt mich nicht. Die evangelischen Mönche werden von Verdiensten nichts wissen und werden deshalb jeden Augenblick zurücktreten können, ohne Schmach und Schande. Man wendet ein, daß die Kraft des Mönchtums eben in der Unwiderruflichkeit des Gelübdes liegt, also in dem Zwang. Aber wäre das wahr, so wäre das Mönchtum von seiner Wurzel her profanirt, also unmöglich. Die evangelischen Kirchen werden entweder noch kümmerlicher werden, als sie schon sind, oder die Liebe wird sie erfinderisch machen, und sie werden das in sich erwecken, was heute noch keine Form hat, aber sich in dem dringenden Bedürfnis bereits ankündigt und in kleinen Anfängen lebt. So gut wir Missionare haben für die Heiden, die freiwillig vieles entbehren müssen, so gewiß können wir auch Gemeinschaften von Brüdern haben, die um des besondern Berufs willen Entsagung üben, um frei zu sein für den Dienst derjenigen, die an den Landstraßen und Zäunen liegen.

Aber noch in einer andern Richtung können wir von den Klöstern lernen. Wir haben Zuchthäuser und Arbeitshäuser, aber wir haben keine Stätten, in welche sich die zurückziehen können, die im Sturme des Lebens Schiffbruch erlitten haben und sich in der großen Welt nicht mehr zu halten vermögen. Wie viele giebt es, die sich zurückziehen sollten, und die es auch wollen, wenn ihnen nur irgend ein Hafen winken würde, sei es zum Ausruhen, sei es vor allem zu neuer Thätigkeit! Wie viele könnten bewahrt werden, wenn sie Rückhalt fänden an einer geschlossenen Gemeinschaft, in der sie nach strenger Regel zu gemeinnützigem Wirken angeleitet würden und sich selber dienten, indem sie andern dienstbar werden. Doch ich darf diesen Punkt nicht näher ausführen. Sie würden meine pia desideria vielleicht allzu kühn finden. Aber ich weiß, daß ich nicht der einzige bin, der sie hegt, daß sie vielmehr jeder teilen muß, der nicht den Protestantismus zur Konfession des latenten Christentums fortzuentwickeln den Mut hat, und ich weiß auch, daß die Geschichte der christlichen Kirche, wie sie sich im Mönchtum darstellt, nicht nur die Geschichte eines großen Irrtums ist.



Noch manches andre wäre zu nennen, was wir von der katholischen Kirche lernen können. Ich brauche nur zu fragen, in welcher Kirche Deutschlands das sogenannte „Laienchristentum“ eine größere Macht ist, ob in der Kirche des allgemeinen Priestertums oder in der römischen Kirche? Doch auf diesen Punkt einzugehen, würde zu weit führen; denn die „größere Macht,“ wie sie sich äußerlich darstellt, entscheidet noch nicht und ist nur unter Voraussetzungen wünschenswert, die im Katholizismus nicht erfüllt sind. Ich beschränke mich auf das bisher Angedeutete und wende mich zu der zweiten Frage: Was wir von der römischen Kirche nicht lernen sollen?

Sie werden antworten, nicht ihre Dogmatik, nicht ihre Verfassung, nicht ihren Kultus. Aber damit ist so viel gesagt, daß ich fürchte, es ist sehr wenig Eindrucksvolles gesagt. Ich werde mich auf einige besonders wichtige Punkte beschränken.

Erstlich: wir sollen unser Christentum und unsre Kirche nicht festnageln auf einer bestimmten Stufe der Erkenntnis und Kultur. Die römische Kirche vermag es, alle möglichen Erkenntnisse, Formen und Mittel unsrer Zeit zu ihrem Nutzen zu verwerten; aber im Grunde steht sie beharrlich fest auf der Stufe des Mittelalters, des dreizehnten Jahrhunderts. Alles übrige, was sie herbeizieht, ist nur Dekoration oder politisches Mittel zum Zweck. Die kirchliche Verfassungsform, die sie für die göttliche ausgiebt, ist die Kirchenverfassung, wie sie Innocenz III. und IV. abschließend ausgebildet haben; die Dogmatik, die sie allein gelten läßt, ist die des heiligen Thomas und seiner laxeren Nachfolger; die Wissenschaft, die sie allein brauchen kann, ist die mittelalterliche. Wohl liebt sie es, sich durch einige halbgelehrte Leute mit ägyptischen und assyrischen Entdeckungen ausstatten und die Steine in der Weise moderner Archäologie für sich reden zu lassen, auch sich, wo es geht, mit neuester Naturforschung auszustaffiren. Sand in die Augen! An allen wirklichen Problemen muß sie vorübergehen, und das, was heute Geschichte, Kritik und philosophische Erkenntnis heißt, darf für sie nicht existiren. Diese Kirche ist noch immer das Mittelalter, ist um sechshundert Jahre zurück und lebt noch, weil die Modernen Fehler machen und nicht alle Bedürfnisse zu befriedigen verstehen. Auch alles das, was wir in den letzten zweihundert Jahren über die Geschichte der Bibel und des Urchristentums gelernt haben, ist für diese Kirche nicht vorhanden oder doch nur als Spielzeug oder als Mittel, den Verstand zu üben und das, was der geschichtliche Sinn feststellt, durch die Kunst des Geschichtsadvokaten mit ihrer eisernen Geschichtsbetrachtung zu verklittern.

Aber wie steht es bei uns? Sind wir nicht seit den Reaktionen am Anfange unsers Jahrhunderts, die uns so viel Gutes und so viel Schlimmes gebracht haben, in Gefahr, es der römischen Kirche nachzuthun? Steht der Protestantismus im Bunde mit allen wirklichen Erkenntnissen der Zeit, wie einst die Apologeten des zweiten Jahrhunderts, oder schleicht er nicht vielmehr hinter der Zeit mißtrauisch und scheltend einher? Schmähen nicht viele seiner angesehensten Vertreter über die Wissenschaft, wie einst Epiphanius über Origenes? Brauchen sie sie nicht lediglich als Dekoration, allen wirklichen Problemen aus dem Wege gehend, Mücken seihend und Kamele verschluckend? Nehmen die evangelischen Kirchen wirklich das in ihren Dienst, was nächst dem Evangelium unsre besten Güter sind, die Ausbildung des geschichtlichen Sinnes, die wir erlebt haben, und die sichere Methode der Wissenschaft auf jedem Gebiet, die uns geschenkt ist? Richten die Kirchen ihren Unterricht ein nach den geschichtlichen und den allgemeinen Erkenntnissen, von denen sich heute nur der Religionslehrer emanzipirt, und auch der nur so

lange, als er Religion lehrt? Ists denn nicht schon so, daß Tausende unsre öffentliche Weise, Religion zu lehren, als eine Superstition empfinden und die Ernstesten sich abwenden, weil sie ihr intellektuelles Gewissen verletzt fühlen? Sollen auch die evangelischen Kirchen zu Petrefakten werden? Man mißachtet die „natürlichen“ Wahrheiten ebensowenig ungestraft wie die „natürlichen“ Ordnungen. In beiden Fällen ist ein Mönchtum schlimmster Art die Folge. Es lebt im Raffinement des Kontrastes und verschüttet die gesunde Quelle heller und freudiger Frömmigkeit. Schon die Unterscheidung natürlicher und übernatürlicher Wahrheiten ist ein bedenklicher mittelalterlicher Irrtum. Jede Erkenntnis der Wahrheit ist aus der Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung geboren und dient dem Herrn der Wahrheit. Uebernatürlich ist das Leben in Gott; die Wahrheiten sind „natürlich.“ Sie mißachten, heißt unfromm und unwahrhaftig werden. Was aber ist der Protestantismus, wenn er unwahrhaftig wird, er, der überhaupt nur ein Charisma besitzt, den „vernünftigen Gottesdienst“ auf Grund der gewissen Erkenntnis Gottes. Wenn der evangelische Christ nicht jeder Wahrheit frei, fröhlich und dankbar ins Auge schauen kann, wenn seine Lehre nicht so eingerichtet ist, daß er es darf, so ist er arm, bettelarm! Aber während sonst auf allen Gebieten der Erkenntnis die Frage Was ist Wahrheit? heute die regierende ist und ein unsägliches Maß von ernster Arbeit an sie gesetzt wird, sieht man diese Frage innerhalb der evangelischen Kirchen langsam von der Tagesordnung verschwinden, weil sie im Zeitalter der kirchlichen „Aktualität“ nicht opportun ist. Man hält es für richtiger, Land- und Kirchenpfleger zu sein im Sinne der Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Die so thun, wissen oft nicht, was sie thun, und haben den gewichtigen Schild für sich, daß man Kirchen nicht beunruhigen dürfe. Aber um Zehn nicht zu beunruhigen, werden Hunderte abgestoßen, und um die „Schwachen,“ die sich doch die Starken dünken, zu schonen, treibt man die Starken in die Wüste oder zwingt schließlich einen kleinen Teil von ihnen zur Unterwerfung. In der römischen Kirche ist das alles wohl verständlich. Sie hat angeblich ein eisernes Gesetz von Gott empfangen und setzt sich auf Grund desselben über Geschichte und Wissenschaft, Individualität und Gewissen hinweg. Aber wir haben nichts empfangen und wollen auch nichts andres, als die Verkündigung des Evangeliums Gottes in Christo. Wer zwingt und nötigt uns denn, uns an ein Gesetz zu verkaufen, statt es zu reformiren, wo es in unsern Tagen der Reform bedarf?

Damit bin ich schon auf ein Zweites gekommen, was wir von der römischen Kirche nicht lernen sollen: uns zu begnügen mit der Unterwerfung unter das Kirchentum, mit dem bloßen Gehorsam, mit dem, was der Kunstausdruck fides implicita nennt. Einst gab es eine Zeit, wo man im Protestantismus vor diesem Gift nicht zu warnen brauchte; aber es ist lange her. Wo in religiösen Dingen der absolute Gehorsam regiert, da giebt es kein Gewissen mehr. Das haben uns alle jene Bischöfe gezeigt, die nach der Proklamation der Unfehlbarkeit sich für sie entschieden, obgleich sie ihr vorher heftig widersprochen hatten. Im Sinne der katholischen Religion brachten sie das größte Opfer, und ich würde mich nicht wundern, wenn man sie allesamt selig spräche. Im Sinne der Religion, die mit dem Gewissen steht und fällt, haben sie eine schwere Schuld auf sich geladen. Das ist ein drastisches Beispiel. Aber minder drastisch wiederholt sich dasselbe hundertmal für jede Seele, die sich ihren Weg blind durch Autoritäten vorschreiben läßt. Nicht die Abhängigkeit ist das schlimmste, sondern die Selbsttäuschung, in der man an die Stelle der Frömmigkeit, d. h. eines Lebens, die Beobachtung von Vorschriften setzt. Ob man nun in Weise Ludwigs XIV. und Voltaires diese Unterwerfung aus einer unbestimmten Angst übt, die sich mit Frivolität wohl verträgt, oder ob aus Sorge für das Gemeinwesen und den „gemeinen groben Mann“ oder aus Unruhe und wirklicher Verzagtheit des Herzens, ist freilich ein sehr großer Unterschied. Aber in dem negativen Ergebnis kommen alle diese Motive auf eins heraus — die Furcht bleibt übrig und die Friedelosigkeit. Diese „Kirchlichkeit“ wollen wir der römischen Kirche überlassen, die sie nicht missen kann; denn wie klein wäre die Zahl ihrer Gläubigen, wenn man ihr alle die entzöge, die bloß mitthun!



Aber noch ein Drittes möchte ich hier anschließen, was wir von der römischen Kirche nicht lernen sollen: nur äußerlich angeeignete Ideale machen fanatisch, und eine Kirche, die auch ein Staat sein will, braucht den Egoismus und Fanatismus des Staates. Wir aber können diesen Fanatismus nicht brauchen; er ist ein fremdes Gewächs auf unserm Boden. Wenn es richtig ist, daß das evangelische Christentum die höchste Stufe in der kirchlichen Ausbildung des Christentums ist, so haben wir diesen unsern Standort dadurch zu bezeugen, daß wir die untern Stufen in ihrer Bildung verstehen, verständig würdigen und in diesem Sinne tolerant sind. Toleranz ist freilich selbst schon ein schlimmes Wort. Wir haben mehr zu üben als Toleranz, nämlich Anerkennung. Auch ist es eine ganz üble Maxime, zu sagen, man müsse gegen alle tolerant sein, nur nicht gegen die Intoleranten. Wodurch will man sie denn sonst gewinnen? Und auf das Gewinnen kommt es doch an, nicht auf das Niederschlagen. Mag uns die römische Kirche wie immer begegnen — so lange sie nicht eingreift in die Sphäre des Rechts, das wir zu schützen haben, soll sie unsrer Achtung und ihre Glieder unsrer Liebe sicher sein. Wir können doch unsre eigne Geschichte nicht verleugnen oder ummachen! Die Geschichte der katholischen Kirche aber bis zum sechzehnten Jahrhundert ist unsre Geschichte, und es steht uns übel an, nützt auch nichts, die Zurückgebliebenen zu schelten. Wir treten aber auf eine niedere Stufe, nämlich auf die Stufe der römischen Kirche, wenn wir sie mit ihren Waffen bekämpfen wollten. Eben diese Waffen haben wir niedergelegt, als wir sie verließen, und trat das auch nicht am Anfang zu Tage, so muß es heute jedem offenbar sein. Denn daß die Kirche der Reformation verbesserlich, perfektibel ist und seit Luther sehr viel zugelernt hat, das muß auch das blödeste Auge erkennen, und daß wir imstande sind, zuzulernen, das ist unser Stolz und unsre Freude.

Noch wäre vieles zu sagen über das, was wir von Rom nicht lernen sollen. Ich könnte zusammenfassend sagen, daß unsre Kirche kein Staat, keine Schule für ewig Unmündige und keine sakramentale Versicherungsanstalt werden soll. Ich könnte den Finger auf den Unterschied von Klerus und Laien legen und fragen, ob uns die Gefahr so fern liegt, von den Geistlichen und Theologen ein andres Christentum zu fordern als von den Laien. Aber ich will diesen Punkt nicht anders berühren, als indem ich ihn positiv wende: möge sich aus allen Gärungen unsrer Zeit eine evangelische Kirche herausgestalten mit einem festen, aber weiten Bekenntnisse; möge sie es besser lernen, das Evangelium unserm Geschlechte zu verkünden und mit jeder Wahrheit im Bunde zu stehen, und möge sie sich dann entfalten zu einem Bruderbunde inmitten dieser gespaltenen Menschheit, zu einem Bunde, so umfassend, wie das menschliche Leben, und so tief, wie die menschliche Not.

Adolf Harnack

## Ein Katechismus der Moral und Politik

Wer heutzutage auf weitere Kreise unsers Volkes als Schriftsteller Eindruck machen will, der muß anonym schreiben und seinem Buche einen pikanten Titel mitgeben. Diesem Mittel verdankt zum guten Teile Rembrandt der Erzieher seine großen Erfolge. Auch dem „Katechismus der Moral und Politik“ (436 S.; 6 Mk.), der im gleichen Verlage (Leipzig, Hirschfeld) erschienen ist, wird das Versteckenspielen des Verfassers zu seiner Verbreitung nützlich sein. Dieser bedient sich der Einkleidung seiner Lehren in die Form, daß er seinem die Universität besuchenden Sohne in Briefen die Anschauungen und Erfahrungen mitteilt, die er im Laufe eines bewegten Lebens gewonnen hat. Dennoch wendet er sich in den Briefen selbst so selten und, wenn er es thut, so unvermittelt an den Sohn, daß ein Zweifel an der angeblichen Entstehungsart seiner Aufzeichnungen wohl berechtigt ist. Statt der Einteilung des Ganzen in datirte Briefe hätten die einzelnen Aufsätze ebenso gut als Kapitel oder Paragraphen bezeichnet werden können. Immerhin scheint der Verfasser in reifen Jahren zu stehen, weit gereist zu sein und die Welt und das Leben zu kennen. Um deswillen sind seine Ansichten auf jeden Fall beachtenswerter, als die Rembrandts des Erziehers.

Wie dieser lehnt er sich gegen die herrschende Richtung des Zeitgeistes auf, indem er für den Idealismus eintritt. Ebenso beeinträchtigt er auch die Genießbarkeit seines Werkes durch Massen von Zitaten, welche meist aus dem klassischen Altertum, aber auch aus der Bibel, einigen Kirchenvätern, Thomas von Kempen und Schiller und Goethe stammen. Unklarheiten und Wiederholungen fehlen gleichfalls nicht. Endlich giebt er wie jener eine scharfe Kritik des gegenwärtigen Zeitgeistes, die viele gerne lesen werden, da Kritiken immer populär sind, ohne daß sie freilich die Verhältnisse wesentlich beeinflussen werden. Aber im Unterschied von Rembrandt erweckt er doch bei dem Leser die Genugthuung, daß man ihn durchaus ernsthaft nehmen kann und muß. Der Titel „Katechismus" für sein Werk steht zwar zu dessen Inhalt in keinem zureichenden Verhältnis; aber die Unsitte ist ja einmal jetzt weit verbreitet, daß man Katechismen über alles Mögliche schreibt und alle möglichen litterarischen Erzeugnisse als Katechismen bezeichnet.

Der Verfasser ist ohne Zweifel ein aufgeklärter Katholik, der die Entwicklung des Katholizismus zum Vatikanismus entschieden verwirft. Er ist Gegner der Jesuiten und Gegner der Scholastik, er verehrt aber Franz von Assisi und Thomas von Kempen. Anderseits rühmt er „unsern großen Martin Luther," der „unstreitig die Geister von schwerem Druck befreit, dadurch ungeheure Fortschritte auf dem Gebiete der Verstandeserkenntnis eingeleitet und durch größere Freiheit des Fühlens, Urteilens und Wollens zu reinern sittlichen Anschauungen und zu strengerm Pflichtbewußtsein geführt" hat (S. 89). Aber seine Vorstellung von Luthers Lehren ist so irrig wie die der meisten Gebildeten unsrer Zeit. Er schiebt dem Reformator allen Ernstes die Lehre unter, daß nicht, wie bei Paulus, der „durch die Liebe thätige Glaube," sondern der „Glaube an dogmatische Axiome und an die geheimnisvolle Wirkung ritueller Gebräuche" der Grund der Seligkeit sei (S. 90). Man sollte doch endlich, wenn man über Luther und die Reformation zu urteilen sich herausnimmt, die Dreistigkeit fahren lassen und nicht die Einbildungen der eignen Unwissenheit dem lesenden Publikum als angebliche Thatsachen anzubieten wagen, sondern, ehe man thörichte Fabeln auftischt, lieber erst einmal mindestens Luthers Katechismen durchlesen, deren Kenntnis weit mehr zur deutschen Bildung gehört, als die von unendlichen gleichgiltigen Worten antiker und moderner Litteraten.

Aber die durchgehende Unbekanntschaft mit der echten protestantischen Auffassung des Christentums ist auch sonst für den Verfasser verhängnisvoll geworden. Es kann keiner heutzutage eine genügende Moral „für das deutsche Volk" schreiben, der von dem protestantischen Lebensideal, wie es seit drei und einem halben Jahrhundert in unserm Volke lebendig und lebenerzeugend gewesen ist, nicht die mindeste Ahnung hat. Dazu reicht ein wohlgemeinter Idealismus und das ehrliche Bekenntnis zu dem christlichen Doppelgebot der Liebe nicht hin. Der Verfasser weiß in seinen politischen Ausführungen den Wert historisch gewordener und bedingter Eigentümlichkeiten der verschiednen Volksgruppen oft wohl zu schätzen und redet einem gesunden Konservatismus mit Recht das Wort. Umso mehr war es seine Pflicht, den gegenwärtigen Stand der christlichen Religion und Sittlichkeit auf seine historische Entwicklung hin zu untersuchen und an die Ergebnisse solcher soliden Forschung seine etwaigen Verbesserungsvorschläge anzuknüpfen. Anstatt dessen aber setzt er seine subjektiven Meinungen von der Religion voraus und gründet darauf seine Ethik. Anzuerkennen ist freilich, daß er die Grenzen des Wissens gut zu bestimmen weiß und seinerseits nicht überschreitet. Aber da ihm der reformatorische Glaubensbegriff fremd ist, vertritt er nur die Anschauung, daß die Religion Gefühlsglaube ist, der an Stelle des Autoritätsglaubens gesetzt werden soll. Sie ist „das uns angeborne Gefühl vom Vorhandensein eines Höhern," „das Bedürfnis der Verehrung desselben, der Ehrfurcht vor dem Unbekannten, das wir ahnen," „und der Glaube ist das feste Vertrauen auf die Wahrheit und Reinheit unsrer religiösen Empfindung und unsers idealen Gefühls für das Gute und Schöne; eine kindliche Hingabe an die unergründliche und unerforschliche Weltordnung, die Ueberzeugung, daß dieselbe aufs beste vorgesehen ist, und die vertrauensvolle Unterordnung unter die Naturgesetze" (S. 64).



Im höchsten Sinne ist Kunst und Poesie gleichbedeutend mit Religion. „Poetisches und religiöses Empfinden, das Gefühl des vollkommen Schönen und des Göttlichen sind identisch, und für das Göttliche giebt es keine andre Ausdrucksform als für das Schöne: die poetisch-künstlerische" (S. 66). Da aber das Volk äußerlich greifbarer Formen für das Verehrungswürdige bedarf, „muß die Religion für den sinnlichen Menschen mit Aberglauben vermischt sein. So entstehen die Offenbarungsmythen" der positiven Religionen (S. 64). Von diesen hält der Verfasser die „christlich-katholische Religion," „falls sie den Anspruch aufgäbe, die alleinseligmachende zu sein, den ihre Priester erheben, und von allen weltlichen Schlacken, die ihr anhangen, gesäubert wäre, für die ansprechendste aller gebräuchlichen Religionsformen" (S. 86). Alle idealen Bestrebungen des Menschen, namentlich die Barmherzigkeit, die Erziehung und der Unterricht, sollen in der Kirche geübt und ihr Betrieb der Kirche zurückgegeben werden, welche als eine die Konfessionen umfassende, nicht konfessionelle religiöse Gemeinde postulirt wird (S. 252). Von katholischen Einrichtungen befürwortet der Verfasser außer dem Kultus, der dem Gefühl durchaus genüge, namentlich das Beichtinstitut (S. 73) und die religiösen Orden, deren Mitglieder „an Bildung das Volk überragen und daher imstande sind, ihm in allen Lagen und Nöten ratend, helfend, belehrend und ermahnend zur Seite zu stehen," und „die Seelsorge im weitesten Sinne, ohne eignes Interesse und mit voller Hingabe an ihren Beruf zur Lebensaufgabe gemacht haben" (S. 81). Auch die Geistlichkeit soll sich auf die „Gelübde des heiligen Franziskus" verpflichten. „Ich verkenne, heißt es, nicht die Uebelstände, zu denen das gezwungene Cölibat der katholischen Priester bisweilen Anlaß giebt, ziehe dasselbe aber dennoch der Fertigkeit im Heiraten vor, durch welche protestantische Theologen sich oft auszeichnen" (S. 82). Anderseits verwirft jedoch der Verfasser die an sich verdienstlose Askese als unnatürlich und schädlich, wenn sie nicht ganz freiwillig aus eignem innern Drang und als eine Befreiung vom Hinderlichen geübt werde (S. 97).

Der Grundfehler des Verfassers ist sein Unvermögen, das religiöse, sittliche und ästhetische Gebiet zu unterscheiden, was mit seinen unzutreffenden, ungenauen und unentwickelten psychologischen Vorstellungen zusammenhängt. Das Gefühl, welches entweder Gefühl für das Gute und Schöne oder Rechtsgefühl ist, und der Verstand sind die Faktoren, die dem Willen seine bestimmte Richtung geben. Aber wie ihm das Gefühl für das Gute und das für das Schöne zusammenfallen, ohne daß beide durch eine Wertbeurteilung zu einander in das richtige Verhältnis gesetzt werden, so ist das Gefühl überhaupt ohne Schwanken und Irren (S. 127). Es ist bezeichnend, daß der Verfasser das „moralische Gefühl" zur Grundlage der Sittlichkeit macht und den Gebrauch des Wortes Gewissen möglichst vermeidet. Anderseits wendet er den Zweckgedanken zur Bestimmung der sittlichen Aufgaben an, indem er das sittliche Handeln auf die Uebung der Nächstenliebe hinausführt. Zwischen diesem Ziel und seinem Ausgangspunkt bewegt sich die menschliche Sittlichkeit. Es fehlen aber durchaus die Mittelglieder, deren eine geordnete Ethik nicht entbehren kann. Vor allem entgeht dem Verfasser die Bedeutung der gegliederten Gemeinschaft und ihre Abstufungen für das moralische Leben. Er kennt nur das Problem, wie sich das sittliche Subjekt zur geltenden Sitte verhalten soll, die aber bloß der „Ausdruck des augenblicklichen mittlern Bildungsstandpunktes" ist (S. 124), und über die sich hinwegzusetzen nicht jedem gestattet sein kann (S. 123 f.). Eine sichere Lösung dieser Frage sucht man vergebens. Im übrigen werden die sittlichen Gemeinschaftsformen, Ehe, Familie, bürgerliche Gesellschaft, Stand ebenso wenig wie der Begriff des sittlichen Berufs verwertet, um den Reichtum der gemeinschaftlichen Beziehungen der Menschen und der daraus entspringenden Pflichten zu erschließen. Und der Staat fällt aus dem Rahmen des im engern Sinne sittlich guten Handelns vollends heraus. Also ist die Ethik des Verfassers lediglich individualistisch. Sie verläuft in der Form der Tugendlehre. Erschwert wird aber deren klare Durchführung durch das Streben, nicht allein das moralische Gefühl als Grund-

lage der Moral zu behaupten, sondern vielmehr den Begriff der Weisheit, deren „Aufgabe es ist, gleichzeitig dem Bedürfnis für das Rechte, Gute und Schöne und den Anforderungen der Klugheit und Zweckmäßigkeit, also den Ansprüchen des Idealismus und Utilitarismus zu genügen“ (S. 257). Damit betritt der Verfasser jedoch ein recht bedenkliches Gebiet. Die von ihm gelehrte Moral leidet thatsächlich Schaden, indem sie zu ihren idealistischen Elementen nun recht eudämonistische hinzufügt. In diesem Zusammenhange tritt er für den Satz ein, daß der Zweck die Mittel heilige.

Nur Urteilslosigkeit, sagt er, oder Heuchelei hat seine Berechtigung bestreiten können. Eine Verwirrung des Urteils entsteht dadurch, daß man die vorgeblich guten Zwecke keiner strengen Prüfung unterzieht, sondern für das hinnimmt, wofür sie sich ausgeben, die Mittel aber, deren sie sich bedienen, bemängelt. Würde man in solchen Fällen die Zwecke genauer prüfen, so würde man finden, daß, wo das Mittel schlecht ist, auch der Zweck nichts taugt. Ein guter Zweck würde durch ein schlechtes Mittel vereitelt werden. Wenn die Jesuiten den Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel, in Verruf gebracht haben, so liegt es daran, daß sie, während sie vorgaben, in majorem Dei gloriam zu handeln, in Wirklichkeit einen verwerflichen weltlichen Zweck, die Unterwerfung der Welt unter die Herrschaft der römischen Geistlichkeit, verfolgten und diesen, wie alle unsittlichen Zwecke, nur mit unsittlichen Mitteln erstreben konnten. Das Gleiche gilt für alle, welche nach Macht, Einfluß und Besitz streben. (S. 261 f.)

In den richtigen Grenzen kann zwar diese Argumentation des Verfassers nicht bestritten werden. Er weist selbst darauf hin, daß im Dienste der Verteidigung des Vaterlandes, des Rechts, der Freiheit, der Nebenmenschen u. s. w. die ohne solchen erlaubten und pflichtmäßigen Zweck verbotene Tötung von Feinden gestattet sei. Indem er aber den Mord Marats durch Charlotte Corday und den Geßlers durch Tell billigt (S. 263), setzt er sich jedenfalls mit dem christlichen Grundsatz in Widerspruch, lieber Unrecht zu dulden, als zu thun. Die Sophistik und Kasuistik des sündigen Herzens, der er mit solchen Folgerungen aus der „Weisheit“ Thor und Thür öffnet und die Wege bahnt, dient gewiß nicht dazu, daß wir uns von der Welt unbefleckt erhalten. Es muß eben noch schärfer, als es der Verfasser thut, zwischen den Grundsätzen, die für das sittliche Handeln des Einzelnen gelten, und den Rechten der von Gott gesetzten Obrigkeit unterschieden werden, die allein das Schwert führt und führen heißt. Für das einzelne sittliche Subjekt kann als Norm des Handelns nur der höchste Maßstab des sittlichen Idealismus in Betracht kommen, der Staat dagegen hat allerdings das Wohl des Ganzen wahrzunehmen, dessen Aufrechterhaltung andre Mittel fordert, als sie den Einzelnen im Verhältnis zu einander gestattet sind.

Die letztere Behauptung vertritt nun freilich auch der Verfasser mit unbeirrter Konsequenz. Seine Lehren über Politik folgen keinem andern Grundsatz als dem, daß die salus publica suprema lex ist. So entwickelt er im Sinne Bismarcks eine gesunde Realpolitik, deren Ausführung der beste Teil seines Buches ist. Im Staatsleben will er ausschließlich den Verstand und den Utilitarismus zu seinem Rechte kommen lassen. Jeder Einzelne soll dem großen Ganzen sich unterordnen und untergeordnet sein. Hier kann jeder Politiker von der Erfahrung und dem Urteil des Verfassers lernen. Die Kritik, die er inzwischen in der Täglichen Rundschau (Unterhaltungsbeilage Nr. 73) durch Julius Hart erfahren hat, ist ganz unverständig und widerlegt mit ihrer Berufung auf das Gebot der Nächstenliebe in keiner Weise das Recht der von dem Verfasser geforderten nachdrücklichen Bekämpfung der revolutionären Umtriebe der Sozialdemokraten. Anderseits ist dieser freilich ein Gegner der gegenwärtigen staatssozialistischen Unternehmungen, durch die unser Kaiser der Anwendung der äußersten Mittel gegen die Sozialdemokraten vorzubeugen bestrebt ist. Er weist dem Staate nur den Schutz des Ganzen und den Rechtsschutz der Einzelnen zu. Alle idealen Bestrebungen humanitärer und erziehlicher Art will er der Kirche zugewiesen wissen. Aber eine Kirche, wie er sie als Organ dieser Aufgaben denkt, giebt es nicht und wird es nie geben. Anderseits zeigt sich hier die Folge des Fehlers, daß der Verfasser im Entwurf seiner Ethik nicht auf die Formen der sittlichen Gemeinschaftsbildung unter den Menschen Rücksicht genommen hat. Sofern auch der Staat zu diesen gehört, kann er nicht in die Grenzen eingeschlossen



sein, die der Verfasser zieht, sondern hat er auch die Aufgabe, das Gedeihen aller Beziehungen des öffentlichen Lebens und die Zufriedenheit aller seiner Pflege und Regierung befohlenen Bürger nach Möglichkeit zu fördern. Dazu gehört freilich auch, daß die Juden nicht, wie der Verfasser will, plötzlich aller der Errungenschaften beraubt werden, die man ihnen einmal eingeräumt hat. Daß der auf allen Gebieten überwiegende Einfluß der Juden eingeschränkt werde, ist zwar keine unberechtigte Forderung. Aber die Vorschläge des Verfassers sind ebenso maßlos, wie seine Schilderungen übertrieben sind. Er will eine Bestimmung des Jesuitenordens eingeführt wissen, daß, wer eine öffentliche Stellung einnehmen will, von der Juden ausgeschlossen sind, eine Ahnenprobe durch den Nachweis bestehen soll, daß das Blut seiner Vorfahren sich während der letzten fünf Generationen nicht mit jüdischem vermischt habe (S. 428).

Die Ansichten des Verfassers von der Wissenschaft und ihrem gegenwärtigen Leben verraten mehrfach ziemliche Unkenntnis. Im Altertum weiß er zwar gut Bescheid, aber wenn auch unsre Bildung auf der alten beruht und daher ein Verzicht auf dieses Element im Unterricht von großem Nachteil sein würde, so zeigt doch gerade auch sein Buch, wie viele andre litterarische Erscheinungen der Gegenwart, daß man sich über die spätere Entwicklung des geistigen Lebens nicht mit einzelnen Brocken und mit irreführenden Schlagworten, wie Formalismus und Dogmatismus, hinwegsetzen darf. Die Männer, die gegenwärtig mehrfach als geistige Führer unter uns Deutschen aufzutreten sich vermessen, der Verfasser, Rembrandt der Erzieher, Egidy u. a., würden den berechtigten Teilen ihrer Forderungen mehr Nachdruck verleihen können, wenn sie es nicht verschmähten, von der verachteten Wissenschaft, namentlich der Geschichte und der Theologie, zu lernen und immer mehr zu lernen. So aber vermehren sie vielmehr die Irrtümer unsrer Zeit, als daß sie vorhandene Irrtümer beseitigten. Aus diesem Grunde ist das vorliegende Buch nur reifen und klaren Lesern zu empfehlen, da es leicht verwirren kann, und da ihm die guten Gedanken, die es auch enthält, nur mit Kritik und Nüchternheit entnommen werden können. O R

## Die Evangelische Allianz in Florenz

Uebersicht: 1. Ihr Ziel; 2. Ihre Zusammensetzung; 3. Mannigfaltigkeit der christlichen Anschauungen und Bestrebungen innerhalb der Allianz; 4. Erfolge der Florenzer Versammlung.

### 1. Das Ziel der Evangelischen Allianz

„Unum corpus sumus in Christo (Wir sind ein Leib in Christus). Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt (Joh. 13, 35).“ In diesen Sätzen ist das Ziel der Evangelischen Allianz, das sie nunmehr seit fünfundvierzig Jahren erstrebt, von ihr selbst ausgesprochen worden. Sie will nicht die geschichtlich gewordnen Eigentümlichkeiten der einzelnen Kirchengemeinschaften verwischen, sondern sie auf dem Boden des in der heiligen Schrift bezeugten evangelischen Glaubens besonders behufs Förderung der Evangelisation der Welt sammeln. Nie hat es in ihrer Absicht gelegen, eine neue christliche Erkenntnis zu schaffen, aber es liegt in der Konsequenz der Sache, daß das praktische Ziel des Zusammenschlusses aller evangelischen Christen auch zum fruchtbringenden Prinzip für die Glaubenserkenntnis selbst wird. Ja man muß sogar behaupten, daß die Evangelische Allianz nur dann in ihrem zukünftigen Bestande gesichert ist, wenn in der That sich die Ausbildung und Fortentwicklung ihres praktischen Zieles zu einer lehrhaften Erkenntnis vollzieht. Allerdings ist auf der diesjährigen Florenzer Versammlung der Allianz diese ideale Aussicht nicht in bewußter Form ausgesprochen worden, aber die Kraft des die Teilnehmer des Kongresses erfüllenden Geisteslebens, die Macht der Gemeinschaft der Einen völkerumspannenden Liebe, des einen unerschütterlichen Glaubens, der gleichen christlichen Hoffnung, sie haben uns so tief ergriffen, daß wir fest überzeugt sind, die einstige Frucht der Evangelischen Allianz werde das Hindurchdringen einer geläuterten, tiefer gegründeten und umfassenderen Glaubenserkenntnis sein. Wenn der Apostel Johannes Recht hat mit seinem Worte: „Niemand hat Gott je gesehen; so wir uns aber untereinander lieben, so

bleibt Gott in uns und seine Liebe ist völlig in uns," so war in der That die Versammlung ein lebendiges Offenbarwerden des Gottes der Liebe in den Seinen. Durch die Versammlung sprach Gott selbst zum Einzelnen. Werde sich nur die Allianz der in ihr wirkenden Kraft bewußt, erhebe sie sich zu dem Gedanken, daß ihr Ziel sein muß, von allen Unterschieden der einzelnen Konfessionen abzusehen und allein die Verkündigung des in seiner vom heiligen Geiste der Liebe getragenen Gemeinde sich offenbarenden Gottes der allmächtigen Liebe auf ihr hohes Panier zu schreiben, bilde sie die sie belebenden praktischen Ideen auch theoretisch aus, sie wird ein wahrhaftiger Sauerteig in der Welt werden, sie wird eine köstliche Aufgabe mit Gottes Hilfe lösen.

### 2. Die Zusammensetzung der Allianz-Versammlung

Daß dieses eben gezeichnete Ziel bei der Evangelischen Allianz bereits erreicht ist, kann selbstverständlich nicht behauptet werden. Um dies zu begründen, ist ein Blick auf die verschiedenen nationalen und kirchlichen Elemente zu werfen, aus denen sie zusammengesetzt war.

Unter den etwa fünfhundert Personen, die aus zwanzig verschiedenen, die Welt in sich befassenden Allianzzweigen als Glieder der Konferenz angemeldet waren, bildeten die Engländer die weitaus stärkste Gruppe. Die Thatsachen, daß der Allianzgedanke aus ihrer Mitte hervorgegangen ist, daß ihnen die Mittel zu weiten Reisen am reichlichsten zu Gebote stehen, endlich daß in Florenz selbst eine zahlreiche englische Kolonie wohnt, mögen die genügende Erklärung dafür bilden.

Nach ihnen sind die Waldenser zu nennen, die Evangelisten Italiens, deren etwa fünfzig in Italien stationirte Geistliche fast vollzählig erschienen zu sein schienen. Auch die evangelischen Kirchen Frankreichs und der Schweiz hatten zahlreiche Repräsentanten entsendet; desgleichen waren die bischöflichen Methodisten Englands und Amerikas, die deutschen Methodisten, die irischen Presbyterianer und manche andre kleinere Denominationen durch namhafte Glieder vertreten, während die Kongregationalisten und Baptisten, wenn solche anwesend waren, wenigstens nicht öffentlich hervortraten. Von dem Haupte der englischen Baptiste Union, Spurgeon, lief ein sein Ausbleiben entschuldigendes Telegramm ein. Wenn die Engländer vermöge ihrer Zahl und der Herrschaft ihrer Sprache in den Versammlungen tonangebend waren, so findet dies seine Erklärung auch noch in dem Umstande, daß die bedeutenden Kosten, die eine jede allgemeine Allianzversammlung verursacht, fast ausschließlich durch die von ihnen freiwillig aufgebrachten Beträge gedeckt werden. Es war daher für die Deutschen, die dreißig bis vierzig zählten, von vornherein geboten, sich bescheiden zurückzuhalten, da sie an dem Zustandekommen der Florenzer Versammlung nur in geringem Maße geholfen hatten. Daß ihnen dieses bescheidne, anspruchslose Auftreten auch gelungen sei, wurde in den Abschiedsworten des Pastors Baumann, des stellvertretenden Vorsitzenden des deutschen Zweiges, ihnen zum Ruhme angerechnet zugleich mit dem Wunsche, daß sie dadurch die Herzen der andern gewonnen haben möchten.

Die besondre Bedeutung der evangelischen Kirchen Deutschlands liegt darin, daß sie Volkskirchen sind und alle Gebiete des Volkslebens mit dem Geiste des Evangeliums durchdrungen haben, ebenso wie auch alle Stände in ihnen gleicherweise beschlossen sind. Aber auch unter diesem Gesichtspunkte war die Vertretung Deutschlands eine ungenügende. Die lutherischen Landeskirchen, die den Allianzbestrebungen noch immer ablehnend gegenüberstehen, hatten niemanden aus ihrer Mitte entsandt; die beiden Vertreter des Adels, welche angemeldet und als Präsidenten vorgemerkt waren, Graf Bernstorf und Graf Lüttichau, beide um die Evangelisation unsers Volkslebens hochverdiente Männer, hatten noch in letzter Stunde ihr Erscheinen abgesagt, was umsomehr zu bedauern war, als mit ihnen diejenigen Persönlichkeiten fehlten, die infolge ihrer persönlichen Bekanntschaften die Verhandlungen mit den der hohen Aristokratie angehörigen Leitern der englischen Abteilung hätten führen können.

Daß endlich die deutschen Universitäten durch keinen einzigen ihrer theologischen Professoren offiziell vertreten waren und zu Worte kamen, ist ebenso zu bedauern. Es fehlten also einmal



diejenigen Kreise, die vermöge ihrer sozialen Stellung und internationalen Beziehungen einen weitern Blick über die Ausbreitung des äußern kirchlichen Lebens gewonnen haben, dann aber auch jene, die vermöge ihrer wissenschaftlichen Forschung ein geschärftes kritisches Unterscheidungsvermögen für die vom biblischen und geschichtlich-kirchlichen Christentum abweichenden Tendenzen besitzen. Diejenigen Organe der evangelischen Kirche Deutschlands, die weit mehr als irgend welche andern, ja abgesehen von den Missionsgesellschaften als die einzigen auf das Ausland eine anregende und fördernde Wirkung ausüben, die evangelisch-theologischen Fakultäten, durften am allerwenigsten fehlen bei einer Versammlung, welche die Gesamtheit der Vertreter der im Kampf gegen die Welt wirksamen evangelischen Geisteskräfte darzustellen beabsichtigt. Das evangelische Deutschland war fast ausschließlich repräsentirt durch Geistliche, die im pastoralen Beruf und in freier Vereinsthätigkeit in engem Kreise wirken, denen aber der ökumenische Ueberblick über die Gesammtentwicklung des evangelischen Lebens notwendigerweise versagt ist. Der Charakter unsrer Kirche als einer Pastorenkirche trat somit den Ausländern auf den ersten Blick entgegen.

Daß bei einer derartigen Zusammensetzung der Allianzversammlung es an der Möglichkeit zu mancherlei Gegensätzen, Reibungen und Verstimmungen nicht fehlte, wird einem jeden klar sein, wenn er den beschränkten Eigenwillen des Menschen in Betracht zieht, der auch von dem aufrichtigen Christen nicht mit einemmale abgestreift werden kann, mag er gleich in Stunden besondrer Gefühlserregung sich zu dem Traum einer gegen alle natürlichen menschlichen Verschiedenheiten gleichgiltigen Geistesgemeinschaft aufschwingen. So ließen denn auch diejenigen Potenzen, welche die Trennung der evangelischen Kirchen verursacht haben und bis heute ihrer Vereinigung widerstehen, ihre heimlichen Wirkungen in die Allianzversammlung ausstrahlen auch inmitten der gemeinsamen, gleichzeitig in vier Sprachen angestimmten Gesänge sowie der Vorträge und Ansprachen, die die Einheit im Geiste feierten. Die Gegensätze der Freikirche zur Landeskirche, der Sekte zur Volkskirche, der Rassenunterschiede und geschichtlichen Beziehungen können auch bei dem besten Willen auf allen Seiten nicht plötzlich verschwinden oder als nicht vorhanden behandelt werden. So war es nicht zufällig, daß die Abschiedsworte des Waldensers Prochet an die Franzosen eine besondre Wärme atmeten: „Die Politik werde niemals etwas zwischen beide Nationen bringen," worauf der die Antwort erteilende Pariser Geistliche versicherte: „Die Hälfte unsers Herzens gehört euch, den Italienern"; — oder wenn der von der preußischen Regierung angestrebte Rückgang der dänischen Sprache in Nordschleswig von dem Vertreter Dänemarks dem deutschen Zweige der Allianz als Schuld angerechnet wurde; — oder wenn bei englischen Vorträgen die Deutschen und umgekehrt bei deutschen Vorträgen die Engländer in geringer Anzahl anwesend zu sein pflegten und auch solche fehlten, die der andern Sprache mächtig waren. Derartige geheime Sympathien und Antipathien sind nicht mit einem Schlage aufzuheben; dagegen ist es mit freudigem Danke zu begrüßen, daß sie während der Florenzer Tage sich nicht vorgedrängt haben, sodaß der Fortbestand der weltumspannenden evangelischen Gemeinschaft für den nächsten Zeitraum gesichert ist. G—ţ

---

## Die Frauenfrage in Deutschland

### 2. Ueberblick

Die Uebertragung des größten Teils der häuslichen Arbeit auf das Gewerbe, wovon im vorigen Artikel die Rede war, hat also zunächst die Folge gehabt, daß die Haushaltung unverhältnismäßig verteuert worden ist. Denn nicht allein muß jetzt für hundert und aber hundert Dinge, die früher im Hause selber angefertigt wurden, Arbeitslohn bezahlt werden, teilweise bar, zum größern Teil in dem Preise der Gegenstände, die im Laden gekauft oder auf Bestellung geliefert werden, sondern der Kaufmann und der Gewerbtreibende, im geraden Gegensatz zu der Hausfrau, die einst durch eigne Arbeit den Bedarf des Haushalts versorgte, haben obendrein Interesse daran, Kleidung,

Hauseinrichtung, Gerät so wenig dauerhaft wie möglich herzustellen. Es war der Vorteil der Hausfrau, wenn die Hemden, zu denen sie das Garn gesponnen, die Leinwand gebleicht, die sie selbst zugeschnitten, genäht und gezeichnet hatte, so lange wie irgend möglich vorhielten, wenn sie sich mit geschickter Hand ohne Kosten noch ausbessern ließen, nachdem die Spuren des Verschleißes merklich geworden waren. Es ist der Vorteil des Weißwarenhändlers, der Nähterin, des Baumwollen- oder Leinenfabrikanten, des Spinnereibesitzers und des übrigen zahlreichen Stabes von Geschäftsleuten, die mit jenen in Verbindung stehen, daß die gekauften fertigen Hemden möglichst bald unbrauchbar werden und durch neue ersetzt werden müssen. Als unüberwindlichen Bundesgenossen haben obendrein alle, die fürs Haus arbeiten, die Mode sich zugesellt, die Mode, die dank den Eisenbahnen nie so schnell gewechselt hat wie jetzt, die Mode, deren Gebote und Verbote die wenigsten Frauen zu mißachten wagen, die Mode, die hundertmal einen Gegenstand für unbrauchbar erklärt, ehe er thatsächlich verbraucht ist, nur damit eine neue Anschaffung nötig werde. Früher setzte in dem allen die Arbeitskraft der Frauen des Hauses eine bestimmte Grenze: man verzichtete auf das, was man aus irgend einem Grunde nicht selbst herstellen konnte. Jetzt genügt eine Bestellung im nächsten Laden oder eine Postkarte an ein auswärtiges Geschäft, vielleicht sogar an ein ausländisches, um jeden Artikel herbeizuschaffen, der begehrenswert erscheint; die einzige Grenze zieht das Geld, und auch dies nicht einmal immer, für alle die Leute, die nicht strenge sittliche und religiöse Grundsätze auch für den Kleinverkehr des täglichen Lebens zu brauchen gewohnt sind. Es ist trügerisch, zu sagen, alles sei so viel teurer geworden oder, was dasselbe heißt, das Geld habe seinen Wert verloren. Die Hauptsache ist, daß wir unsern Lebenszuschnitt unverhältnismäßig rasch gesteigert haben, ohne doch ebenso rasch ein reiches Volk geworden zu sein.

Aus diesem sehr bedenklichen Kulturfortschritt entfließen viele sehr bedenkliche Folgen. Uns berührt hier eine der nächstliegenden. Weil die Haushaltungen sich übermäßig verteuert haben, werden gerade in den gebildeten Ständen von Jahr zu Jahr weniger Ehen geschlossen, also auch weniger Frauen durch die Ehe mit Arbeit und Brot versorgt. Und wenn in jedem Haushalt immer noch ein weibliches Wesen von der Bildungsstufe des Hausherrn als Lenkerin nötig ist, so bietet das Haus doch keinen Raum und keine Arbeit mehr für ein zweites, drittes, viertes, das nicht Magddienste thun will und kann. In den gebildeten Ständen ist es die Not der unverheirateten, der nicht mehr in der Familienarbeit notwendigen, nicht mehr von der Familie erhaltenen Frauen, was uns in Deutschland eine Frauenfrage geschaffen hat.

Sie gliedert sich also deutlich in die zwei Fragen nach Brot und nach Arbeit. Sie hat eben deswegen aber auch neben der wirtschaftlichen eine sittliche Bedeutung. Jene ist eher empfunden worden; diese ist im Grunde die wichtigere. Jene hat seit fünfundzwanzig Jahren viele Federn und Zungen in Bewegung gesetzt. Sie hat zur Bildung von Vereinen und Anstalten geführt, die es sich zur Aufgabe machen, dem weiblichen Geschlecht Erwerbsberufe zu erschließen und es für Erwerbsarbeit vorzubilden. Sie führt an die Aufgabe heran, alle in unsrer jetzigen Kultur vorhandene Arbeit daraufhin zu untersuchen, ob und inwieweit die im weiblichen Geschlecht vorhandene Arbeitskraft zu ihrem Betriebe verwandt werden kann, und die Bedingungen zu regeln, unter denen Männer und Frauen auf demselben Felde friedlich und mit voller Verwertung ihrer rein menschlichen Gaben sowohl wie der ihrem Geschlecht eigentümlichen Anlagen arbeiten können. Hier wird der ohnehin naturgemäß langsame Fortschritt durch das Vorurteil, das alle diese Bestrebungen mit dem Namen Emanzipation brandmarkt, ungebührlich gehemmt. Hier wirkt noch immer die wahrlich sehr unbegründete Furcht lähmend, wenn der weiblichen Arbeitskraft für das teilweise verlorengegangene häusliche Gebiet neue außerhäusliche erschlossen würden, so könnte den Frauen im allgemeinen vielleicht gar die Lust, sich zu verheiraten, abhanden kommen. Hier hat man es leicht, ängstlichen Gemütern mit dem Stichwort „unweiblich“ jeden Versuch zu verleiden, die Hand nach



einer Arbeit auszustrecken, die Sitte, Gesetz und öffentliche Meinung nicht bereits einstimmig als Frauenarbeit gutgeheißen haben. Alle Kulturvölker sind jetzt mit der Lösung dieser Aufgabe beschäftigt; sie gestaltet sich aber in jedem Lande wieder anders, weil jedes Volk seine staatlichen, wirtschaftlichen, menschlichen Besonderheiten hat. Während man sich in der ganzen gebildeten Welt, bei allen christlichen Völkern darüber einig ist, daß Frauen ein Land regieren, Musik, Malerei, Schauspielkunst und Schriftstellerei als Lebensberuf betreiben, Kranke pflegen, Kinder unterrichten, im Gewerbe, im Handel, in der Landwirtschaft, im Bergbau beschäftigt werden können, läßt Nordamerika überhaupt keinen Schutzzaun für männliche Arbeit mehr gelten; die vorgeschrittensten europäischen Länder, England zum Beispiel, das den Frauen sogar munizipale Aemter anvertraut, schließen doch die Gesetzgebung und das geistliche Amt aus; Deutschland, Oesterreich — und die Türkei wollen von wissenschaftlichen Studien der Frauen nichts wissen.

So betrachtet, haben wir in der Frauenfrage die Brotfrage. Es ist eins der ältesten Erziehungsgesetze Gottes: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Wäre dem Menschen auch nach dem Sündenfall die Paradiesesnahrung ohne sein Zuthun an den Bäumen gereift, statt daß ihm der Acker Dornen und Disteln trägt, so gäbe es längst kein nach Gottes Ebenbild geschaffenes Wesen mehr auf der Erde. Aber wir wissen auch, daß der Mensch in mehr als einem Sinne nicht von Brot allein lebt. So viel mehr der zum ewigen Leben berufene Geist wert ist, als der Leib, der wieder zur Erde zurückkehren muß, von der er genommen ist: so viel wichtiger ist die andre Seite unsrer Frage: die Arbeits- oder Berufsfrage. Es giebt doch thatsächlich Frauen, die genug zu leben haben, auch wenn sie nicht heiraten und nicht mit Arbeit Geld erwerben. Sind sie denn nicht dazu berufen, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu essen? Können sie an Leib und Seele gesund bleiben, zur Entfaltung ihrer Kräfte, zur vollen Reife kommen ohne Arbeit, d. h. ohne ein nützliches, notwendiges, anstrengendes Tagewerk, ohne das heilige Müssen, aus dem sich allein das rechte, feste Wollen entwickelt? Ich glaube nicht.

Den deutschen Frauen ist die grundstürzende Umgestaltung einiger ihrer wichtigsten Lebensbedingungen genau so unmerklich, so rasch und überwältigend gekommen, wie den Unkundigen die Flut im Wattenmeer überrascht. Sie kommt nicht etwa von Osten oder von Westen herein, sodaß man ihr den Rücken kehren und in der entgegengesetzten Richtung den schützenden Deich erreichen könnte, sondern sie wächst unter unsern Füßen aus dem Erdboden hervor: wo eben noch trockenes Land war, spült jetzt das nasse Element, die winzigen Rinnsale laufen über, die Lachen breiten sich aus und fließen ineinander; in unglaublich schneller Zeit ist alles Wasser, was eben noch einen ganz sicheren Standpunkt zu bieten schien, und nun heißt es: schwimmen oder sinken. Es ist zunächst überflüssig geworden — oder es scheint doch überflüssig —, die der Schule entwachsenen Mädchen mit den dem Hause noch verbliebenen wirtschaftlichen Arbeiten gründlich vertraut zu machen. Kochen mit seinen Nebenzweigen, Reinmachen, Waschen und Bügeln, das sind für die gebildeten Stände Magdarbeiten, und Mägde sollen unsre Kinder ja nicht werden. Die Hausfrauenarbeit aber: das Anordnen, Aufsichtführen, Einkaufen, Geldverwalten läßt sich zum Teil wirklich nur in der Ausübung, nicht in der Vorbildung lernen, zum Teil nimmt man es wenigstens an und hofft darauf, daß mit der Schließung des Ehebundes alle dazu nötige Weisheit sich einstellen werde, mit der man die Köpfe der jungen Mädchen nicht behelligen mag. In allen diesen Dingen hat man die alte Sitte nicht schlechthin ganz fallen lassen: so schnell marschirt die Zivilisation nicht, und man kann mir daher einwenden, die jungen Mädchen der gebildeten Stände lernten doch immer noch „den Haushalt,“ und manche könnte auch etwas kochen, wenn sie in die Ehe träte, und eine oder die andre habe vorher schon einen Haushalt geführt u. s. w. Ich will nur zwei Kennzeichen aufstellen, um anzudeuten, was ich als eine hinreichende Ausfüllung der Mädchenjahre und als eine hinreichende Vorbildung auf den Hausfrauenberuf ansehen würde. Hat das junge Mädchen in den Jahren zwischen Konfirmation und Ehe in der Regel eine so unerläßliche, zwingende

und dringende tägliche Arbeit, wie sie als Schulkind hatte, wie ihre Brüder in dem gleichen Alter, wie alle arbeitsfähigen Einzelwesen der niedern Stände, wie alle Männer, alle kinderreichen Mütter, alle erwerbenden Frauen der höhern Stände haben? Und zweitens, versteht sie, an dem Tage, da sie in die Ehe tritt, soviel von der häuslichen Arbeit, von der Leitung eines Hauswesens, von der Verwaltung eines Einkommens, von der Regierung der Dienstboten, von der Gesundheitspflege, daß ihr an demselben Tage mit ebensoviel Vertrauen ein fremder Mann gegen Entgelt die oberste Stelle in seinem Haushalt anvertrauen würde? Das beides, ein rechtschaffenes Tagewerk und das Dienen, wodurch ein Weib schließlich zum Herrschen, zu der verdienten Gewalt gelangt, die ihr doch im Hause gebührt, das brachten die frühern Verhältnisse von selbst. Die Verhältnisse haben sich geändert, und was ist für alle die jungen Mädchen, die nicht für eine Erwerbsthätigkeit vorgebildet werden und sie danach betreiben, an die Stelle getreten?

Soviel ich mich umsehe, ich gewahre als Regel nur zweierlei: das Vergnügen und einen vielfältig ausgebildeten Kultus des Schönen. Der Raum fehlt, um weiter auszumalen, welchen Platz im Leben unsrer jungen Mädchen Bälle, Theater, Konzerte, Gesellschaften, Besuche, Vergnügungsreisen, Festlichkeiten einerseits, schöne Toiletten, feine Handarbeiten, dilettantische Musik, Malerei, Beschäftigung mit fremden Sprachen, belletristische Litteratur anderseits einnehmen. Die Erfahrung davon kann aber keinem Leser fehlen, der ins Leben hineinschauen will und es sehen, wie es ist. Das Charakteristische an dem Betriebe aller dieser Dinge, abgesehen von den eigentlichen „Vergnügungen," ist nur, daß alles leicht, tändelnd, vorübergehend, ohne festes Ziel, mit Umgehung aller Schwierigkeiten betrieben wird. Gewiß hat das Schöne seine Berechtigung überall da, wo für das Notwendige nicht mehr gesorgt zu werden braucht. Gewiß wäre unser Leben sehr arm, wenn die Freude an Natur, Kunst, Geselligkeit daraus gestrichen würde. Aber es ist ein verhängnisvoller Irrtum, aus diesen Dingen in den Jahren den Hauptinhalt des Lebens zu machen, wo der Charakter sich bilden und die Tauglichkeit für eine ernste Lebensaufgabe gewonnen werden soll. Indem wir bei dem heranwachsenden weiblichen Geschlecht einseitig die Gemütsbildung und die ästhetische Bildung pflegen, vernachlässigen wir die Verstandesbildung, die Gewöhnung an nützliche Arbeit, die körperliche Ausbildung, die Bildung des Urteils und des Willens. Der Wille aber ist der Angelpunkt und der Wertmesser des Menschenwesens. Wir erziehen willensschwache, leistungsunfähige, urteilslose, nerven- und muskelschwache Frauen und legen dann dem Geschlecht als solchem zur Last, was unsre Erziehung verschuldet hat.

Die Folgen liegen auf der Hand. Naturgemäß treten sie in normalen Ehen am wenigsten hervor. Denn die verheiratete Frau hat ja noch immer ein verantwortungsvolles häusliches Tagewerk, wenn sie auch nicht mehr vorzugsweise mit den Händen schafft. Sie hat für das persönliche Wohl des Mannes zu sorgen und seine gesamten Interessen zu teilen. Als Mutter hat sie Tag und Nacht nicht Ruh, und noch ist es in Deutschland nicht die allgemeine Regel geworden, die Mutterpflichten auf die Schultern bezahlter Gehilfinnen abzuladen. Was könnte obendrein außer dem Evangelium einen so tiefgreifenden erziehlichen Einfluß auf den erwachsenen Menschen ausüben als Ehe und Elternschaft? Aber schon den kinderlosen Frauen, den noch rüstigen Witwen mit erwachsenen Kindern droht eine Gefahr, wenn sie es nicht verstehen, ihr zu leicht gewordenes Tagewerk durch irgend welche ernsthaften außerhäuslichen Interessen zu ergänzen. Das große, jährlich wachsende Heer der alternden Mädchen schleppt oft ein unsagbar kümmerliches, aschgraues Dasein hin, nur weil die Lebensarbeit in der Ehe und im Hause ihnen versagt geblieben und ob dem langen vergeblichen Warten darauf Mut, Kraft und Gelegenheit, sich eine andre zu suchen, verloren gegangen sind. Und nun kommt, wer weiß wie oft, nach jahrelangem schlaffem Hinleben ohne ernsthafte Arbeit plötzlich ein Schicksalsschlag, der das Haus zertrümmert und es nötig macht, daß Frauen und Töchter sich durch eigne Anstrengungen erhalten sollen. Das Schlimmste ist dann nicht, daß sie nicht für irgend eine bestimmte Erwerbsarbeit ausgebildet sind, auch nicht, daß sie sich an eine Menge von Bequemlichkeiten und Genüssen gewöhnt haben, auf die sie fortan verzichten müssen. Das Schlimmste ist, daß ihre Körper- und Geisteskräfte nicht harmonisch entwickelt sind, daß über der Pflege des Gemütslebens und des Schönheitssinnes versäumt worden ist, ihre Muskeln und Sehnen zu stärken, ihren Willen, ihren praktischen Verstand, ihr Urteil zu bilden, sie zur Beharrlichkeit und Ausdauer, zur Pünktlichkeit, zur Genauigkeit in Geschäftssachen zu erziehen.



Wer es unternimmt, von den Lebensbedingungen vieler Hunderttausende ein Bild zu entwerfen, der kann die Striche und Farben dazu immer nur den Anschauungen entlehnen, die ihm eine beschränkte persönliche Erfahrung geliefert hat. Die im Vorstehenden geschilderten Lebenserscheinungen mögen sich nicht überall gleich stark zeigen. Es mag in dieser Landschaft diese, in jener jene häusliche Arbeit noch im Hause festgehalten und nicht ans Gewerbe ausgeliefert werden. Es kommt in einzelnen begüterten Familien vor, daß die Töchter, sowie sie die Schule verlassen, sich für einen Lebensberuf entscheiden, sich gründlich auf ihn vorbilden und ihn dann ganz so ernstlich betreiben, als ob sie ihr Brot davon essen müßten. Es sind mir junge Mädchen, namentlich Töchter von Pfarrern, Gutsbesitzern und Fabrikanten bekannt, die, weil sie nicht ums Brot zu arbeiten brauchen, ihre Zeit und Kraft in den Dienst der barmherzigen Menschenliebe stellen. Ja, ich glaube gewiß, wo das Evangelium die oberste Lebensmacht geworden ist, da wird man von einer Frauenfrage überhaupt nicht reden können. Eine Jüngerin unsers Heilandes weiß, wes Standes sie auch sei, daß sie zum Dienen, zum Arbeiten, zur Selbstverleugnung, zu immer völligerer Hingabe ihres ganzen Wesens an ihren Gott und Herrn berufen ist, und daß sich damit Müßiggang, Vergnügungssucht, weichliches Schwelgen in schönen Gefühlen nicht vertragen. Aber dürfen wir uns mit der Annahme trösten, die große Mehrzahl unsers Volkes oder auch nur der gebildeten Stände stehe also im lebendigen Glauben, daß die beregten Uebelstände schon von selber ihren Ausgleich finden würden? Dann wären sie nimmer so groß geworden, wie sie sind. Also gilt es die Hand ans Werk legen und nicht nur mitzuhelfen, den Sauerteig des Wortes Gottes in die Häuser und die Herzen zu bringen, sondern auch diesen alten Sauerteig auszufegen, den eine abschließende Kulturepoche uns zurückgelassen hat.

M L

---

## Yeast

### von Charles Kingsley*)

Yeast ist der erste Versuch Kingsleys im Gebiete des Romans; deshalb von besonderm Interesse, weil hier die sozialen und religiösen Lebensüberzeugungen und Lebensaufgaben des Mannes, die wir aus seinen spätern Werken kennen, in taufrischer Ursprünglichkeit, in fertiger Klarheit und unfertiger Form, gärend und Gärung erzeugend sich darstellen. Daher der Name Yeast, norddeutsch: Gest, Hefe, nicht in der Bedeutung von Bodensatz, auch nicht von dem durch Gärung ausgeschiednen, sondern in der Bedeutung: Gärung hervorbringend. In den Personen, die wir kennen lernen, kommt alles in treibende Bewegung, das Unechte, bloß Angelernte oder Anerzogne wird abgeschäumt, und das Echte, wo immer Echtes ist, der Kern drängt sich zum Licht hervor; und dies Echte ist das wahre Menschentum, das in dem Christentum sich selbst und unendlich mehr als sich selber findet. Die durch die Gärung geklärten Personen sind der Gärungsstoff für die Verhältnisse, die sozialen Verhältnisse, zum Heil der Gedrückten und Elenden.

Der Verfasser sagt in dem Vorwort zur zweiten englischen Auflage:

Diese kleine Erzählung wurde vor drei und zwei Jahren in der Hoffnung geschrieben, die Aufmerksamkeit weiserer und besserer Männer,

*) Yeast, ein Problem, oder Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und lehrte. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Pauline Spangenberg. Mit einer Einführung von Professor Dr. R. Wülker. Leipzig, Brockhaus, 1890. Preis? Die Uebersetzung ist geradezu meisterhaft.

als ich bin, auf die Fragen zu lenken, die jetzt die Geister der aufwachsenden Generation erregen, sowie auf die unabweisliche Notwendigkeit, sie rasch und ernstlich zu lösen, wenn nicht der Glaube unsrer Väter vor dem gesamten Einfluß neuer Wahrheiten, die man für unverträglich mit ihm hält, und vor neuen Irrtümern hinsichtlich seines wahren Inhaltes zerbröckeln soll. Daß es möglich ist, glaube und weiß ich; keine Feder würde ich um den Gegenstand ansetzen, wenn ich es nicht glaubte. Das ewige Evangelium, der alte Glaube, wird stehen bleiben, siegen und in diesem Zeitalter, wie in jedem andern seit achtzehnhundert Jahren, seine Macht beweisen, indem es diese anarchischen jungen Kräfte einfordert, unterwirft und organisirt, die jetzt, ohne zu wissen, woher sie stammen, sich gegen ihren Schöpfer auflehnen. Doch in der Gegenwart ist eine Spaltung unter Jünglingen, Jungfrauen und deren Eltern. Tiefer angelegte Gemüter wenden sich nach Rom, oder zum blanken Materialismus, oder zu einem unchristlichen, unphilosophischen geistigen Epikuräismus, der in meinen Augen der schlimmste dieser drei Geister ist, weil er anfangs einem Engel des Lichtes gleichsieht. Die Menge sodann bildet sich ein, noch am alten Glauben zu hangen, an den verehrten Patriarchen des englischen Protestantismus. Ich wünschte mit ihr übereinstimmen zu können. Mir scheint sie, abgesehen von wenigen guten Ausnahmen des populären Irrtums — die es zu jeder Zeit in der christlichen Kirche gab —, auf furchtbare, rasche Weise den lebendigen Christengeist zu verlieren und sich um so krampfhafter — wer kann sie tadeln? — an den äußern Buchstaben zu halten, sei er hochkirchlich oder evangelisch, während sie zugleich nicht ahnen, daß sie aus ihrem wirklichen Glauben in den toten, täuschenden Einbildungsglauben sinken, der in England die blindeste, unredlichste, grausamste Bigotterie erzeugte. In den folgenden Blättern versuchte ich darzustellen, wie ein Teil der heutigen Jugend wirklich denkt und fühlt.

Herr Lancelot Smith ist ein junger reicher Sportsman, leidenschaftlicher Fuchsjäger, leichtfertiger Lebemann, künstlerisch sehr talentvoll, in den Naturwissenschaften wohl bewandert, ein materialistischer Atheist. Ein Sturz mit dem Pferde bringt ihn auf ein langwieriges Krankenlager. Während seiner Genesung und in den ersten Monaten nach seiner Wiederherstellung sind es vornehmlich zwei Menschen, die auf ihn Einfluß gewinnen, auf die er nicht mindern Einfluß gewinnt; diese drei treten in einen psychologischen Gärungsprozeß ein, sie helfen sich gegenseitig zur Gewinnung wahren Christentums, das eins ist mit opferfreudiger und thatkräftiger Humanität. Argemone heißt die Tochter des Landedelmannes, in dessen Pächterhause der kranke Lancelot Unterkommen und Pflege gefunden hat; sie ist eine reine, edle, jungfräuliche Erscheinung mit ernster religiöser Gesinnung, doch diese in steifer, dogmatischer, kirchlicher Form. Die Bekanntschaft Lancelots mit ihr wird zu herzlicher Freundschaft, und aus dieser erwächst eine innige bräutliche Liebe. Zugleich lernt Lancelot Tregarva kennen, einen methodistischen Puritaner, Förster seines Gastfreundes; mit einfältigem Auge und wahrheitsmutigem Wort führt er Lancelot ein in die sozialen Nöte, das sittliche und soziale Elend der Pächter und Arbeiter, er lehrt ihn dies soziale Elend als Hauptquelle der sittlichen Verkommenheit erkennen und deckt die grausame und unsittliche Aristokratie des Reichtums vor ihm auf. Die Bekanntschaft der beiden in geselliger und wissenschaftlicher Bildung so sehr verschiednen jungen Leute wird zur Freundschaft und gegenseitigen Unentbehrlichkeit.

Lancelot wird einen dornigen Weg geführt. Kaum genesen, verliert er durch die Schuld seines Vormundes, eines sehr kirchlichen, aber auch sehr charakterlosen Bankiers, sein Vermögen; plötzlich ist er blutarm geworden. Argemone, seine geliebte Braut, stirbt, seine Freunde verlassen ihn, seine Schwiegermutter, eine bigotte Frau, die nach dem Tode ihres unliebenswürdigen und rohen Mannes einen englischen Pastor heiratet und sich um ihre ehemaligen Unterthanen absolut nicht mehr bekümmert, stößt ihn in Verachtung zurück. Alles, was er hatte, ist ihm genommen; seine materialistische Wissenschaft hat er als unfruchtbaren Baum erkannt, sein Reichtum ist dahin, seine Liebe ist gestorben, seine gesellschaftliche Stellung ist vernichtet, — was bleibt? Er selbst, ein echtes Menschentum, voll Lebensbedürfnis nach Weihe und Vollendung durch echtes Christentum, voll heiligen Dranges, der Welt der Geplagten und Enterbten zu dienen. Was er geworden ist, ist er durch Vermittlung von Argemone und Tregarva geworden. Das Ende des Buches zeigt uns Lancelot an dem Anfang eines neuen Lebens, ohne Geschäft, ohne Lebensunterhalt, er hat nichts, aber er ist etwas, und wir scheiden voll Vertrauen, daß Gott dies von ihm sich bereitete Rüstzeug noch zu guten Dingen verwenden werde.

Auch Argemone ist durch Lancelot eine andre geworden. Der Kern ihres Wesens wird anfangs verdeckt durch kaltes



Formeltum kirchlicher Orthodoxie, und das Christentum ist ihr lediglich Zustimmung zu den unantastbaren kirchlichen Satzungen. Es bezeugt den gesunden klaren Blick Lancelots, daß er sich von diesem unliebenswürdigen Blaustrumpf nicht lediglich abgestoßen fühlt. Er tritt mit ihr in Verkehr, und die kalte Schale bloßer Kirchlichkeit wird gesprengt, und das unter der Hülle verborgene religiöse Leben tritt warm und wärmend hervor. Nicht als ob sie die kirchlichen Lehrformeln jetzt verleugnete, — aber die Schätzung derselben ist eine andre geworden; je länger desto mehr ist der Kern des Christentums ihr das Vertrauen zu Gottes Liebe in Christo und die an Gottes Liebe entzündete Nächstenliebe. Wie sie Einfluß auf Lancelot gewinnt und ihn das religiöse Leben fortschreitend mit ihrer eignen Erkenntnis schätzen und begehren lehrt, so erweitert er ihren Blick durch Hinlenken auf die Aufgaben des Christentums an den Elenden und Armen. Argemone stirbt in der Pflege des Typhuskranken ihres Dorfes; von einem Krankenbett ist sie an das andre geeilt; in stetem schwerem Kampf mit tiefem Ekel und unablässigem Schauder vor dem Schmutz und der sittlichen Verkommenheit ihrer Pfleglinge zieht sie sich selbst die tötliche Krankheit zu.

Tregarva, auch er erfährt durch Lancelot eine heilsame Einwirkung, wie Lancelot durch ihn zu religiösem Ernst und Entschiedenheit geleitet wird. Zunächst steht er verschlossen dem fremden reichen Herrn gegenüber; er erkennt klar die Mißstände bei Reich und Arm, aber verbittert ergiebt er sich drein und wartet auf die alles ausgleichende Wiederkunft des Herrn. Lancelots Offenheit öffnet dies verschlossene Herz, und Lancelots Thatkraft beseelt es zu freudiger Menschenliebe. Für Tregarva paßt in der That das Amt eines Stadtmissionars, in dem wir ihn am Schluß des Buches finden.

Lancelot Smith, Argemone, Tregarva sind die Hauptpersonen. Nebenpersonen sind in reicher Fülle da, alle in psychologischer Wahrheit gezeichnet; da ist jener Oberst, korrekt kirchlich, hoch erhaben sich dünkend über Lancelot, ihm den Wert des regelmäßigen Betens salbungsvoll ans Herz legend, und nachdem seine Verführung eines Landmädchens ruchbar geworden ist, endet er durch Selbstmord; oder jener alte Förster, bitter, voll Tücke und unedler Züge, Verräter Tregarvas bei dessen Herrn, und doch bricht im Sterben kaum erwartet der durch viele Gemeinheit verunstaltete Kern seines Wesens in einfacher und ungehobelter Weise sich Bahn; er stirbt als demütiger, hoffender Christ. Auch an freundlichen Erscheinungen, an edlen Männern, die mit ihrem Reichtum sich der Armen anzunehmen entschlossen sind, und dergleichen fehlt es nicht, obgleich sie sehr zurücktreten. Auch das ist nicht ohne Einseitigkeit, daß streng kirchliches Wesen als solches nur in recht unliebenswürdiger Gestalt sich zeigt; christlich wird es stets erst durch Berührung und Vermählung mit dem, was Lancelot repräsentirt. Ich weiß mich völlig frei von jeder Sympathie für englisches Kirchentum; allein das kann mich nicht bestimmen, in der Behandlung des spezifisch-kirchlichen Christentums in Yeast das allein Richtige zu erblicken. Damit hängt eine Eigentümlichkeit Kingsleys, vielleicht des englischen religiösen Lebens überhaupt zusammen, die uns deutschen durch die letzten Jahrzehnte geschulten Theologen fremdartig anmutet; ich meine den Beweis der Wahrheit des Christentums, sofern er von religions-philosophischem Gesichtspunkt und mit religions-philosophischen Mitteln angetreten wird, statt daß der Beweis von dem einzig Festen, von der Person des geschichtlichen Christus und ihrer absoluten Unerfindbarkeit ausgeführt würde. So wird der Leser allerdings mit englischem Beiwerk sich abgeben müssen; allein wie dies nicht verhindert hat, daß um den Namen Kingsley sich eine wachsende Gemeinde gesammelt hat und sammelt, so wird es auch der Aufnahme des Yeast keine Hinderung bereiten. Das Buch wirke denn als Yeast, Hefe, Gärungsmittel in vielen Herzen: es stelle Probleme, um Probleme zu lösen, durch das zu lösen, was aller Erdenrätsel Lösung ist, durch die in Christo erschienene Gnade und Wahrheit zur opferfreudigen Nächstenliebe. A—s

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 11. Im Anti-Superlativ-Verein

Weißt du, wer mir die gräßlichsten Menschen sind? sagte Obermüller zu mir.

Herr Präsident, unterbrach ich ihn, nach beschworner Pflicht bringe ich Ihnen bedauernd zur Kenntnis, daß Freund Obermüller ein Wort um seinen zutreffenden Sinn gebracht hat!

Wehe! riefen der Präsident und einstimmig die versammelten Freunde.

Zugleich hat er dies mißbrauchte Wort in den Superlativ gesetzt!

Wehe! Wehe! rief die Versammlung.

Nun, wen lehntest du ab? fuhr ich fort, und Obermüller antwortete unter der Aufmerksamkeit aller Freunde: Ich kenne eine Anzahl Leute, und es giebt ihresgleichen gewiß eine Menge, die fahren zuweilen in Thors Stärkegürtel. Da kommt, wie ein plötzlicher Regenschauer, ein Gemüts- und Charakterschauer über sie, sie sind dann völlig auf der Höhe und nehmen es einem gewaltig übel, wenn man nicht sofort auf sie eingeht und sie, oder genauer, ihren Anfall nicht ganz für bar nimmt!

Nimmt sich einer der Freunde etwa der Beklagten an? fragte der Präsident und sah ernst im Kreise herum.

Nach einer Weile allgemeinen Schweigens verbeugte sich Schweighauser ruhig gegen den Präsidenten. Dieser verbeugte sich würdig gegen den Freund, und der ergriff nun das Wort:

Ich kenne die Gemütsart, die uns Freund Obermüller zu schildern versuchte, von andern Seiten. Diese Leute haben ihren Charaktersonntag mit großem Thun, mit dem Schweigen redlichen Willens und kräftiger Entschlüsse, sie stehen dem fremden Leben respektvoll gegenüber. Dann aber kommen wieder sechs Werktage mit Träumen, Nicht acht haben, Schlafen und Gehen lassen — aber mit Trauer um den verlornen Sonntag, ach so großer Trauer.

Also — Schwächlinge! sagte Obermüller heftig.

Also — Menschen! sagte Schweighäuser freundlich.

---

## Verschiedenes

**(Noch einige Kalender)** Die Zeit ist zwar längst vorüber, wo sich jedermann mit einem neuen Kalender versorgt. Nichtsdestoweniger möchten wir noch einige Kalender kurz charakterisiren. Vielleicht erinnert sich der freundliche Leser im nächsten Herbst dieser Charakteristik und bestimmt danach die Wahl des Kalenders für 1892. Der „Christophorus der Stelzfuß" (Dietrich Soldans Verlag in Norden; 50 Pfge.) kommt aus Ostfriesland und ist über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus verbreitet. Er ist mit köstlichem Humor geschrieben und versteht es meisterhaft, die evangelische Wahrheit für jedermann in kleine Münze umzusetzen. Eine Sammlung der besten Erzählungen und Schwänke aus den siebzehn Jahrgängen dürfte ein recht gutes Volksbuch in der Art von Hebels Schatzkästlein werden. — Von durchaus andrer Haltung, jedoch auch empfehlenswert ist Sachsens Militärvereins-Kalender (Dresden, Verlag der Expedition des Militärvereins-Kalenders; 50 Pfge.). Es ist selbstverständlich, daß dieser Kalender den Interessen der Kriegervereine dient und den Unterhaltungsstoff dem Kriegs- und Soldatenleben entnimmt. Aber wem sollte das Herz nicht aufgehen bei den munteren Soldatengeschichten, wenn sie, wie die des Kalenders, geschickt geschrieben und von gutem Geiste erfüllt sind! Daneben erfahren wir Ausführliches über die segensreichen Einrichtungen, welche die sächsischen Kriegervereine ins Leben gerufen haben. Für die Kriegerfeste, die vielfach in sehr kostspieliger Weise gefeiert werden, haben wir nur natürlich geteilte Sympathien. Wenn wir aber aus dem Kalender erfahren, daß die sächsischen Kriegervereine eine Invalidenstiftung, einen Feuerversicherungsverein, einen Lebensversicherungsverein, ja sogar eine Militärhagelversicherung geschaffen haben, so müssen wir erstlich gestehen, daß von dem Besten, was die Kriegervereine leisten, am wenigsten gesprochen wird. Zweitens geht daraus hervor, daß der sächsische Kriegerverein seinen Mitgliedern durch diese genossenschaftlichen Einrichtungen einen sozialen Halt zu geben bemüht ist. Schreitet er auf diesem Wege weiter, so wird er eine bedeutungsvolle Zukunft und im Kampfe gegen die Sozialdemokratie eine wichtige Aufgabe haben. Freilich was die genossenschaftlichen Einrichtungen betrifft, so scheint der sächsische Kriegerverein denen andrer deutscher Staaten weit voraus zu sein. Vor mir liegt auch das Jahrbuch des deutschen Kriegerbundes für 1891 (Berlin, 1891; 50 Pfge.). Diesem Kriegerbunde gehören hauptsächlich die Kriegervereine im Königreich Preußen an. Aber dieser hat bis jetzt nur eine Sterbekasse geschaffen. Um ein Wort über das Jahrbuch selbst zu sagen, so fällt ein Vergleich desselben mit dem sächsischen Kalender sehr zu Ungunsten jenes aus. P B



**(Eine Braunschweiger Korrespondenz der Kölnischen Zeitung)**, die auch in andre Blätter übergegangen ist, veranlaßte uns, einen Braunschweiger Freund unsers Blattes zu befragen. Hier zunächst die Korrespondenz:

„In der letzten Zeit sind mannigfach Mitteilungen durch die Presse gegangen über die im Herzogtum Braunschweig herrschende Mißstimmung über manche, namentlich kirchliche, reaktionäre Maßregeln. Es ist auch bekannt, daß die Braunschweiger von jeher stolz darauf gewesen sind, daß bei ihnen stets ein politisch und kirchlich freier Geist geweht hat und daß die längst hinter uns liegenden bösen Reaktionsperioden früherer Jahrzehnte bei uns spurlos vorübergegangen sind. Unter den Maßregeln, die nun hier böses Blut erregen, ist namentlich die übertriebene und im Herzogtum so merkwürdig verschieden gehandhabte Ordnung der Sonntagsheiligung zu erwähnen. Während fast überall und namentlich in den lustigen Rheinlanden — alle Festlichkeiten und Vergnügungen aus guten Gründen auf Sonnabend verlegt werden, ist das hier seit einigen Jahren [!] nicht mehr möglich. Von Sonnabends nachts 12 Uhr bis Sonntag nachmittags 4 Uhr darf keine Musik, kein Konzert noch so harmloser Art stattfinden. Es klingt das auswärts geradezu unglaublich — aber es ist so. Daß man hiermit die Leute nicht in die Kirche treibt, daß man das Gegenteil von dem erreicht, was man vielleicht bezwecken will, sollte eigentlich jedem nicht ganz verbohrten Orthodoxen einleuchten. Noch wunderlicher gestaltet sich die Sache an den ersten Feiertagen. Da ist in der Stadt Braunschweig auch das harmloseste Konzert durchaus verboten. In den andern Städten des Herzogtums, in Wolfenbüttel, Helmstedt, Königslutter u. a. finden Konzerte, Bälle u. s. w. unbeanstandet statt, aber in der Residenz Braunschweig soll — von Theatervorstellungen abgesehen, weil man die des Hoftheaters wegen doch nicht verbieten kann — absolute Stille herrschen! Auch in den besten und feinsten Lokalen darf kein Konzert — und sei es ein noch so gediegenes — stattfinden. Da darf man doch wirklich sagen, Braunschweig liegt zu nahe bei Schöppenstedt. Und da wundert man sich noch über den Ausfall der Reichstagswahlen."

Und nun die nähere Auskunft, die wir erhielten:

Gechrter Herr Redakteur,

Sie wundern sich mit Recht über das Bild, das sich kürzlich in der Kölnischen Zeitung von den kirchlichen Zuständen im Herzogtum Braunschweig vorfand. Der Einsender jenes Bildes, offenbar ein Bewohner der Landeshauptstadt, beklagt sich über die kirchlichen „reaktionären" Maßregeln, die seit einigen Jahren, d. h. seit Antritt der Regentschaft des Prinzen Albrecht, über die Stadt ausgeschüttet sind, in der Lessing gestorben ist. Es ist allerdings im höchsten Grade reaktionär, wenn eine Stadt, die mittlerweile die 100 000 an Einwohnerzahl überschritten hat, nach jahrzehntelanger Versäumnis endlich auch an eine Vermehrung ihrer Kirchen und Pfarrer denkt. Acht Kirchen und elf Pfarrer sind ja vollkommen ausreichend, da der Braunschweiger doch nicht zur Kirche geht und die Sozialdemokratie, d. h. die Kirchenfeindschaft, jedenfalls noch weiter als bisher schon um sich greift! Doch thun wir dem Berichterstatter der Kölnischen Zeitung nicht unrecht. Alles verstehen heißt ja alles verzeihen. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit und zeugt von himmelschreiender Reaktion, wenn nächstens der „politisch und kirchlich freie Geist" des friedlich seiner Wege gehenden Braunschweiger Bürgers laut Beschluß der Stadtverordneten durch den Steuerzettel an das Vorhandensein von Kirchen in seiner Stadt erinnert werden soll, um noch zwei neue Kirchen dazu bauen zu können. Die Rivalin und Nachbarstadt Hannover baut doch wenigstens seit den sechziger Jahren in einem fort neue Kirchen ohne solche Belästigung der Bürger, die dafür lieber sonntäglich die Kirchenräume füllen. Welche Reaktion beweist es nicht, an den ersten Festtagen und in der Karwoche das Hoftheater bis zum Mittwoch spielen zu lassen, während in Hannover das königliche Hoftheater bereits am Palmsonntag und an den ersten Festtagen geschlossen ist. Reaktion, daß endlich die Veranstaltung öffentlicher Tanzvergnügen für Konfirmanden am Tage nach ihrer Konfirmation polizeilich verboten ist und statt dessen die Pfarrer sie in öffentlichen Lokalen zu Spiel und Unterhaltung um sich sammeln! Reaktion, einem „höhern" Töchterpensionat von pfarramtlicher Seite noch verbieten zu müssen, ein Schulfest mit Tanz und Theaterspiel vierzehn Tage vor der Konfirmation vieler seiner Zöglinge abzuhalten! Reaktion, Sonnabends nachts über 12 Uhr nicht mehr tanzen zu dürfen, wenn man sich nicht gerade in geschlossener Gesellschaft befindet, denn kein Morgen ist doch so geeignet zum Ausschlafen als der Sonntagmorgen! Reaktion, einen Geistlichen der innern Mission anzustellen; Reaktion, daß Diakonissen in den Straßen ab und an zu erblicken sind; Reaktion, eine kirchlichsoziale Versammlung abzuhalten; Reaktion, kirchlich überhaupt zu thun, als gäbe es Sozialdemokraten; Reaktion über alle Reaktion, den noch im herrlichsten rationalismus vulgaris steckenden Bewohner des braunschweigischen Landes aus seiner kirchlichen Gleichgiltigkeit aufwecken zu wollen. Und das wollen noch links stehende Geistliche sein, die sich dazu hergeben!

Es wäre, wie gesagt, unverzeihlich, dem Braunschweigischen Berichterstatter der Kölnischen Zeitung seinen Herzenserguß zum Vorwurf machen zu wollen. Aber unverzeihlich ist es, daß solche angesehene Zeitungen wie die Kölnische sich dazu hergeben, eine Ablagerungsstätte für den Mißmut Unzufriedener zu sein. Das Wenigste, was man, zumal von einem nationalliberalen Blatte, verlangen kann, ist zuvorige unparteiische Prüfung solcher Einsendungen, über die zuletzt nur frohlocken — die Sozialdemokraten. Die Zeiten sind doch wahrlich zu ernst, und die

Kölnische Zeitung verhehlt sich dieses am wenigsten, um, wo alle staatserhaltenden Mächte die größten Anstrengungen machen und machen müssen, jahrzehntelange Versäumnis wieder gut zu machen, auf jeden Unmutsschrei derer zu hören, die in ihrem persönlichen Rechte, ungestört weiter zu schlafen, sich gestört und gekränkt fühlen. E Schn

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 18 der „Chronik der Christlichen Welt"

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein geb. Fräulein a. g. Familie, evang., in allen Zweigen des Haushaltes gründl. erfahren, gestützt auf besondere Empfehl. sucht e. selbständigen Wirkungskreis in bürgerl. Haushalt. Offert. sub W. G. 10 an A. Huschkes Hofbuchh. Weimar.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig:
**Die Auferstehung Jesu**
Christi. Eine historische Untersuchung für die Gebildeten. Von Lic. theol. E. G. Steude. Brosch. 2 ℳ

Soeben erschien im unterzeichneten Verlage:
**Die Konfessionen und die soziale Frage.**
Von
**Martin Rade**
Pfarrer in Schönbach O.-L.
**Preis 25 Pfennige.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt von der
**Buchhandlung des evangel. Bundes**
von **Carl Braun** in **Leipzig.**

**Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.**

Soeben gelangte zur Ausgabe:

**Zeitschrift**
für
**Theologie und Kirche.**

In Verbindung mit

D. A. Harnack, Professor der Theologie in Berlin
D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg
D. J. Kaftan, Professor der Theologie in Berlin
Lic. M. Reischle, Gymnasialprofessor in Stuttgart
D. K. Sell, Oberkonsistorialrat u. Superintendent in Darmstadt

herausgegeben von
D. J. Gottschick
Professor der Theologie in Gießen.

**Jahrgang 1891. Zweites Heft.**

Enthält: **A. Harnack: Die Lehre von der „Seligkeit allein durch den Glauben" in der alten Kirche.**

**Preis des Heftes Mk. 1.80.**
(Jahresabonnement für **Heft 1—6 nur 6 Mark.**)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
(Abonnementsbestellungen nimmt auch jede Postanstalt entgegen.)

Im Verlage von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen:

**Christenglaube**
**im Bunde mit der Naturwissenschaft.**
Von einem Laien.
**Preis M. 1,— ord., M. —,75 netto.**

Der Verfasser gelangt von der Naturwissenschaft aus zu denselben Ergebnissen, zu welchen Dreyer in seinem „Undogmatischen Christentum" von Seiten der Religion aus gelangt. Der „Christenglaube" bildet daher gewissermaßen eine Ergänzung zu dem genannten Buche Dreyers und wird von den Abnehmern desselben gern gekauft werden.

**Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**
**„Jose Caballeros, Princesas"**
hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**
**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**
Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Evangelisch-soziale Zeitfragen**
mit Unterstützung des **Aktionskomitees des Evangelisch-Sozialen Kongresses** herausgegeben von **Lic. Otto Baumgarten,** a. o. Professor der Theologie in Jena

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Ewert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Die Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage

In Vorbereitung:
„ 7. **v. d. Goltz,** Aufgabe der Geistlichen
„ 8. **Oldenberg,** Ziele der Sozialdemokratie

**In Serien von 10 Heften zu je 50 Pf.**

**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**



# Aufruf

Am 3. Mai d. J. werden in allen evangelischen Kirchen Ungarns festliche Dankgottesdienste stattfinden zum hundertjährigen Gedächtnis des 26. Gesetzartikels vom Jahre 1791, durch welchen die beiden protestantischen Landeskirchen nach zweihundertjähriger blutiger Verfolgung wieder in den Genuß ihrer schwer erkämpften, durch den Wiener (1606) und Linzer (1645) Frieden bestätigten Rechte gelangten und sich nun den ihnen durch die göttliche Vorsehung zugewiesenen großen Aufgaben der Wahrung evangelischer Wahrheit und protestantischer Freiheit mit neuer Kraft widmen konnten. Die Regierung des edlen unvergeßlichen Kaisers Joseph II. trug wohl auch ihre schönen Früchte: die meisten der noch jetzt bestehenden, mit seinem Namen gezierten, alten evangelischen Gotteshäuser in Ungarn wurden damals erbaut; Hunderte von Geistlichen und Lehrern wurden durch das schmachtende Volk berufen; bloß in den zwei Jahren 1783 und 1784 erhielten 1015 protestantische Gemeinden von ihm die Religionsfreiheit, und sein Andenken wird auch bei uns stets ein gesegnetes bleiben. Doch waren die Beschwerden der Evangelischen durch das Toleranzedikt nicht ganz gehoben; erst dem edlen, friedliebenden Bruder des großen Kaisers, dem Könige Leopold II. war es vorbehalten, den beiden evangelischen Kirchen Augsb. und Helv. Bek. Ungarns den gesetzmäßigen, staatsrechtlichen Standpunkt zurückzugeben und die protestantische Glaubensfreiheit im Sinne der Friedensschlüsse, welche so oft verletzt wurden, wieder herzustellen. Hat es doch dieser weise und milde Fürst selbst beantragt, daß die protestantische Religionsangelegenheit, welche nach den Reichsgesetzen 1681—1715 nicht mehr zur Kompetenz des ungarischen Reichstages gehörte und der königlichen Willkür unterworfen wurde, wieder unter den schützenden Schild der Gesetzgebung gestellt werde. Der ungarische Reichstag vom J. 1790 war zwar wieder der Schauplatz heftiger Kämpfe, doch der König trat für die Religionsfreiheit mutig ein, und katholische Magnaten schlossen sich ihm an; von 543 Deputirten und Magnaten stimmten 459 für die Protestanten und nur 84 für den Klerus.

So kamen die Protestanten nach mehr als anderthalbhundert Jahren wieder einmal zu ungestörter Religionsfreiheit, und die Resolution des Königs wurde durch den Reichstag als 26. Gesetzartikel vom Jahre 1790/91 in das Landesgesetzbuch aufgenommen. Nach demselben wird der Widerspruch des Fürstprimas, der Bischöfe und des katholischen Klerus in protestantischen Angelegenheiten für immer als ungiltig erklärt und die freie Religionsübung der beiden evangelischen Konfessionen mit dem freien Gebrauch der Kirchen, Türme, Glocken, Schulen und Friedhöfe derart gewährleistet, daß sie in dieser Freiheit unter keinerlei Vorwand durch niemanden, auch nicht durch den König selbst gestört oder gehindert werden dürfen. Die Protestanten dürfen überall Gemeinden bilden, Prediger berufen, Kirchen bauen, Schulen jeglicher Art errichten, Lehrer, Professoren und Kuratoren frei wählen, das Lehrsystem selbst bestimmen und ausländische Universitäten besuchen; zur Teilnahme an katholischen Zeremonien oder zu Zahlungen für katholische Zwecke dürfen sie unter keinem Titel angehalten werden; in Glaubenssachen hängen sie bloß von den Vorstehern ihrer Konfession ab und ist dem Könige nur das Oberaufsichtsrecht vorbehalten. Die Fonds der Evangelischen sind unantastbar. Die Evangelischen dürfen ihre kirchlichen Versammlungen, Konvente und Synoden frei abhalten, sind von der katholischen Eidesformel freigesprochen u. s. w. So wurde, was Joseph II. in dem Toleranzedikte als Gnade gegeben hatte, unter Leopold II. gesetzlich bestätigt und erweitert.

Lutheraner und Reformirte haben den Gesetzartikel mit freudiger Dankbarkeit begrüßt, und in allen protestantischen Gotteshäusern Ungarns wurden am 1. Mai 1791 festliche Dankgottesdienste abgehalten.

Der Generalkonvent der evangelischen Kirche A. C. Kirche Ungarns hat schon im Jahre 1889 beschlossen, das hundertjährige Gedächtnis jenes so sehr wichtigen Gesetzartikels in entsprechender Weise zu feiern, und für diese Jubelfeier wurde der erste Sonntag im Mai d. Jahres bestimmt. Die ungarische evangelische kirchliche Hilfsanstalt aber hat schon im Jahre 1876 beschlußmäßig ausgesprochen, daß zum hundertjährigen Gedächtnis des am 12. März 1791 sanktionirten, für die beiden protestantischen Kirchen Ungarns A. und H. C. stets denkwürdigen 26. Gesetzartikels, sowie zum Andenken an den gerechten König Leopold II. unter dem Namen Leopoldianum für kirchliche und Schulzwecke eine wohlthätige evangelische Stiftung begründet werde, deren Zinsen alljährlich je einer besonders bedürftigen Gemeinde der vier Kirchendistrikte, sowie denjenigen unter den evangelischen Schulen im Lande, die eine besondre protestantische Bedeutung und Aufgabe haben, zu gute kommen sollen. Der p. t. Zentralvorstand zu Leipzig hat schon im vorigen Jahre das Leopoldianum allen Haupt-, Zweig- und Frauenvereinen der Gustav Adolf Stiftung warm empfohlen. Die Stiftung betrug mit Ende des vorigen Jahres 22 750 Gulden, österreichischer Währung, und haben die Gustav-Adolf-Hauptvereine Leipzig 1000 Mk. und Berlin 500 Mk. gespendet.

Geliebte Glaubensgenossen! Die evangelische Kirche Ungarns hat dem teuren Gustav-Adolf Verein unendlich viel zu verdanken. Sie haben unsre alten Kollegien, Lyceen und Gymnasien von dem Untergange gerettet und uns neue Schulanstalten gegründet; Sie haben unsern untersinkenden Gemeinden unter die Arme gegriffen, Kirchen und Schulen gebaut, Missionsstationen errichtet und zahlreiche neue Gemeinden ins Leben gerufen. Wir danken Ihnen hierfür und für manches andre aus vollem treuen Herzen, und indem wir auch diesmal wieder einer besondern Aeußerung Ihrer teilnehmenden, durch keinerlei Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten irre gewordnen alten Liebe für Ungarn entgegensehen, bitten wir Sie vertrauensvoll und herzlich, daß Sie unser Leopoldianum, die Jubiläumsstiftung der evangelischen Kirche Ungarns mit gütigen Gaben fördern und unsrer armen Gemeinden und Schulen auch fernerhin in fürsorgender, helfender Liebe eingedenk bleiben möchten. Der Herr wolle es Ihnen lohnen in Zeit und Ewigkeit!

Budapest, am 15. April 1891.

**Paul von Zelenka,** ev. Bischof zu Miskolcz, Vorsitzender. **Samuel Székány,** ev. Bischof zu Pitis, Präses im Montandistricte. **Franz Gyurátz,** Pfarrer zu Pápa, Präses im Districte jenseits der Donau. **And. Bognár,** Pfarrer zu Lovász-Patona, Schriftführer. **Friedrich Baltik,** ev. Bischof zu L.-Szt.-Miklós, Präses im Districte diesseits der Donau. **Andreas Dianiska,** Pfarrer zu Leutschau, Präses im Theißer Distrikte. **Heinrich Sendl,** Kassier der allg. evang. ungarischen Hilfsanstalt zu Budapest (Deáktér Nr. 4.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 19 — Leipzig, den 7. Mai — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Himmelfahrtshymnus — Aus des Johannes Chrysostomus Homilien über das Evangelium Matthäi — Die Evangelische Allianz in Florenz: 3. Die Mannigfaltigkeit der christlichen Anschauungen und Bestrebungen innerhalb der Allianz — Die Frauenfrage in Deutschland: 3. Ausblick — Eine Dichterin des deutschen Hauses — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 12. Barometrische Studien — Bücher und Schriften: Die Predigt der Kirche — Verschiedenes: In Sachen des Pastors Ziegler; Antwort auf die Anfrage in Nr. 17 — Quittung — Anzeigen


## Himmelfahrtshymnus

Und es geschah, da Er sie segnete, schied Er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. Luk. 24, 51
Und sitzet zur rechten Hand Gottes. Mark. 16, 19

Du Göttlicher entzogst dich dem Getümmel
Der bösen Welt,
Du fuhrst gen Himmel!

Inmitten deiner Jünger Gruppe
Dort auf des Ölbergs heilger Kuppe
Willst du zuvor noch unverstellt
Den Segen dieser Abschiedsstunde voll genießen. — — —
Zu deinen Füßen
Daliegt die heilge Stadt,
Die vielgeliebte und beweinte;
Im Abendstrahle scheidend ihre Zinnen grüßen.
Ach, daß sie nicht sich dir vereinte,
Der sie so tief geliebet hat!

Sie sah dein Blut am Stamm des Kreuzes fließen
Und schlug nicht an die sündge Brust,
Die Stadt der selbstgerechten Pharisäer,
Der Zöllner und der Sünder, —
In thorheitsvoller Selbstverblendung unbewußt
Rief über sich und ihre Kinder
Sie aus den Wolken nur hernieder das Gericht.
Die Finsternis stand ihrem Herzen näher,
Und Finsternis erkennet nicht das Licht! — —
Dich stießen sie hinaus, den starken Friedenshort
In dieser Welt der ewgen Ruhelosigkeit.
Im trotzgen Widerstreit
Des hoffärtigen Menschengeistes
Verwarfen sie dein tiefes Lebenswort:
Gen Himmel ewig weist es
Die Seelen, welche noch die Sehnsucht haben,
Nach Haus zu kommen, wenn der Leib begraben.
Das ist das schöne Vaterhaus, dahin gingst du voran,
In jene Heimat, wo von allen Schmerzen
An deinem Herzen
Die Menschenseele ewig ruht.
Tief unten läßt du jene Welt zurück
Mit ihrem kleinlichen Gewimmel
Von Weh und Glück;
Dich reißt der heilgen Liebe Sehnsuchtsglut
Hinauf, hinan —
Und segnend fährst du auf gen Himmel.
Die Hände ausgebreitet über Flur und Feld
Verheißest du den Wünschen sündger Herzen
Die heißersehnte, künftige Gewährung
Und die Vergebung aller ihrer Sünden.

Ja, segnend scheidest du aus dieser bösen Welt,
O Mann der Schmerzen,
Du lehrst auch uns durch Leiden — überwinden,
Du teilst den Deinen heilge Himmelszehrung,
O Göttlicher, in deiner Liebe aus
Und sendest lehrend deine Jünger in die Welt hinaus.
Wie einst auf jenem Berge der Verklärung
Sprichst du in lichter Himmelsklarheit
Aus glanzerfüllter Wolke
Zu dem Bekennervolke
Ewige Worte der Wahrheit: —
Dir ist vom Vater alle Macht gegeben
Im Himmel und auf Erden;
Einst wenn die Berge fallen und die Hügel weichen werden,
Bist und bleibest Du das Leben
Bis an der Welten Ende.
Deine Heilandshände
Regieren heute noch das All.
Du thronst hinfort trotz klugen Spottes
Der Weisen dieser Erde doch zur Rechten Gottes,
Und diese Rechte — sie ist überall.

Karl Hunnius

## Aus des Johannes Chrysostomus Homilien über das Evangelium Matthäi

Nr. 64. (Matth. 19, 27 — 20, 16) *)

19, 27: Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolget; was wird uns dafür?

Welches „alles," seliger Petrus? die Feder? das Netz? das Schiff? das Handwerk? Meinst du das mit deinem „alles"? — „Gewiß," erwiedert er, „aber ich sage das nicht aus Eitelkeit, sondern um durch meine Frage die Schar der Armen zu gewinnen." Weil nämlich der Herr erklärt hat (Matth. 19, 21): „Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast, und giebs den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben," so könnte wohl einer der Armen sagen: Wie nun, wenn ich doch nichts zu verkaufen habe, so kann ich ja nie vollkommen werden! Darum fragt Petrus, damit du Armer erfährst, wie du deshalb um nichts zurückstehst; und Petrus fragt, damit du nicht, wenn du es von Petrus erfährst, einem Zweifel anheimfällst — denn Petrus war damals noch unvollkommen und noch nicht vom Geiste erfüllt — sondern von dem Meister des Petrus sollst du die Entscheidung empfangen und getrost sein. Wie wir es ja oft machen, uns in Vertretung von Fremden gesprächsweise Dinge aneignen, so macht es hier der Apostel, indem er

*) Lesern, die für die Predigt des alten Antiocheners (gestorben 407, Patriarch von Konstantinopel 398—404) nur ein geringes geschichtliches Interesse mitbringen, möchte ich empfehlen, gleich mit der Auslegung des Gleichnisses Matth. 20, 1 ff. zu beginnen, zu deren Verständnis freilich das Vorhergehende hinleitet. Vgl. übrigens unten „Die Predigt der Kirche." D H

in Vertretung der ganzen Welt jene Frage an den Herrn stellt. Denn daß er über seine Sache genau Bescheid wußte, ist aus Vorhergehendem klar. Er, der (Matth. 16, 19) bereits über die Schlüssel des Himmelreichs verfügte, konnte wahrhaftig ruhig sein wegen der Güter des Himmelreichs. Beachte übrigens, wie völlig seine Erklärung der Forderung Christi entspricht. Dieser hatte an den reichen Jüngling soeben (V. 21) folgende zwei Forderungen gestellt: die Habe den Armen geben und nachfolgen. Deshalb stellt auch Petrus die zwei Stücke auf: das Verlassen und das Nachfolgen. „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolget." Und zwar hat das Verlassen um des Nachfolgens willen stattgefunden; die Nachfolge aber ist einerseits durch das Verlassen leichter geworden, anderseits hat sie die Jünger getrost und freudig zum Verlassen gemacht.

Was sagt nun Jesus?

V. 28: Wahrlich, ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolgt, in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels.

Wie? Auch Judas wird also sitzen? Nimmermehr! Wie darf er denn aber sagen: Ihr werdet auch sitzen auf zwölf Stühlen? Wie kann diese Verheißung ihre Erfüllung finden? In folgendem Sinne. Gott hat ein Gesetz erlassen, der Prophet Jeremias hat es den Juden vorgelesen, des Inhalts (Jer. 18, 7—10): „Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotten und verderben wolle. Wo sichs aber bekehret von seiner Bosheit, so soll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedachte zu thun. Und plötzlich rede ich von einem Volk und Königreich, daß ich es bauen und pflanzen wolle. So es aber Böses thut vor meinen Augen, daß es meiner Stimme nicht gehorchet, so soll mich auch reuen das Gute, das ich ihm verheißen habe zu thun." Denn, will er sagen, eben diese Regel befolge ich auch im Guten. Wenn ich vom Bauen gesprochen habe, und sie erweisen sich der Verheißung unwürdig, so führe ichs nicht aus. Das ist gleich bei den ersten Menschen eingetroffen. „Eure Furcht und Schrecken sei über alle Tiere," hatte er gesagt (1. Mose 9, 2). Aber es ist nicht so gekommen, denn sie hatten sich solcher Herrschaft unwürdig erwiesen. Ein andres Beispiel bietet Judas. Beides nämlich, sowohl daß die Leute nach Ankündigung der Strafe verzweifeln und nun ganz verstockt werden, als daß sie auf die Verheißungen des Guten hin sich einfach dem Leichtsinn hingeben, will er vorsorglich durch jene Erklärung verhindern: Auch wenn ich gedroht habe, brauchst du nicht zu verzweifeln (denn du kannst noch, wie einst die Niniviten, Buße thun und mein Verdikt ungiltig machen); auch wenn ich Gutes versprochen habe, darfst du nicht, weil es verheißen sei, dir Frevel gestatten. Denn sobald du dich als unwürdig offenbarst, wird es dir nicht mehr nützen, daß ich verheißen habe, sondern vielmehr deine Schuld erhöhen. Ich verheiße nur an Würdige. Dementsprechend hat er auch in jenem Gespräch mit den Jüngern nicht unbedingt verheißen. Er sagt ja nicht bloß: „Ihr werdet sitzen," sondern fügt wohlbedacht hinzu: „die ihr mir seid nachgefolget," wodurch Judas ausgeschlossen ist und andre, Spätere, hinzubezogen sind. Denn weder redet er zu den Jüngern allein, noch zu dem Judas mit, der nachher unwürdig geworden. Den Jüngern hat er die Zukunft versprochen mit dem Wort: „Ihr werdet sitzen auf zwölf Stühlen" — denn sie waren gar hochgesinnt und erstrebten von Gegenwärtigem nichts —, den übrigen aber verheißt er auch irdischen Lohn.

V. 29: Und wer verlässet Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker oder Haus um meines Namens willen, der wirds hundertfältig nehmen in dieser Welt und das ewige Leben ererben.

Damit niemand (in V. 28) wegen des „ihr" ein ausschließliches Vorrecht der Jünger vermute — als ob nur sie in der zukünftigen Welt die höchsten Güter und Ehren genießen sollten — erweitert er seine Rede und dehnt die Verheißung aus über alle Erdenbewohner hin, wobei er vorsichtig von der Zusicherung gegenwärtiger Belohnung den Ausgang nimmt. Hatte er doch auch mit den Jüngern zu Beginn, als sie noch unreifer waren, das Gegenwärtige zuerst besprochen. Nämlich als er sie vom Meere fortzog, ihrem Handwerk abwendig machte, sie das Schiff verlassen hieß, waren es nicht „Himmel" noch „Stühle," die er in ihren Vorstellungskreis brachte, sondern Begriffe des irdischen Lebens wie (Matth. 4, 19): „Ich will euch zu Menschenfischern machen." Und erst nachdem sie unter seinem Einfluß hochgesinnter geworden sind, redet er mit ihnen dann auch von Jenseitigem.

Was versteht er nun aber unter dem Richten (gleich: Verdammen) der zwölf Geschlechter Israels? Wahrlich nicht, daß sie zu Richtern eingesetzt würden, sondern, wie er sagt, die Königin von Mittag werde einst seine Zeitgenossen verdammen und die Leute von Ninive würden sie verdammen (Matth. 12, 41 f.), so meint ers mit den Jüngern.

Darum sagt er auch nicht: die Heiden und die ganze Welt richten, sondern die Geschlechter Israels. Weil die Juden nämlich in denselben Gesetzen, Bräuchen und der gleichen Lebensweise aufgewachsen waren wie die Apostel, wird, wenn die Juden erklären, sie hätten darum nicht an Christum glauben können, weil ihr Gesetz sie hinderte, seine Gebote anzunehmen, er sie insgesamt verdammen, indem er nur die Apostel vorführt, die das gleiche Gesetz angenommen und Glauben geleistet haben, wie er denn schon früher ausgerufen hat: „Darum werden sie eure Richter sein" (Matth. 12, 27). — Indes, was verheißt er ihnen Großes, wenn sie das besitzen sollen, was die Leute von Ninive besitzen und die Königin von Mittag? Wahrhaftig noch vieles andre hat er ihnen zuvor verheißen und verspricht ihnen später andres, und so ist das nicht der einzige Kampfpreis; allein auch an dieser Stelle liegt eine Bevorzugung vor jenen angedeutet. Denn über jene sagt er einfach: Die Leute von Ninive werden auftreten und dieses Geschlecht verdammen, und die Königin von Mittag wird es verdammen, über die Jünger aber nicht so einfach, vielmehr: „Da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen" — worin liegt, daß sie mitherrschen werden und teilhaben an seiner Herrlichkeit. „Dulden wir," heißt es ja (2. Tim. 2, 12), „so werden wir auch mit herrschen." Nicht einen Richterstuhl versteht Christus unter den „Stühlen" — auf dem Richterstuhl sitzen und Gericht halten wird nur er —, sondern unaussprechliche Ehre und Herrlichkeit will er damit bildlich bezeichnen.

Das ists, was er den Jüngern ankündigt, allen übrigen aber das ewige Leben und hienieden hundertfältigen Lohn. Wenn freilich den übrigen allen, dann erst recht ihnen, auch hienieden, auch in dieser Welt. In der That ists so gekommen. Sie, die Feder und Netze verlassen hatten, waren nachher im unumschränkten Besitze des Vermögens aller, hochgeehrt von ganzen Häusern und Ortschaften, ja selbst über die Personen der Gläubigen waren sie Herren. Oft genug nämlich wünschten diese ihnen zu Nutz hingeschlachtet zu werden, wie es Paulus so schön bezeugt mit dem Wort (Gal. 4, 15): „Wenn es möglich gewesen wäre, hättet ihr eure Augen ausgerissen und mir gegeben."

Wenn übrigens Jesus sagt: „Wer immer verlässet sein Weib," so will er damit nicht etwa einfach die Ehen auflösen, sondern wie er einmal vom Leben sagt (Matth. 10, 39): „Wer es verliert um meinetwillen, der wirds finden," wahrlich nicht damit wir uns selber umbringen oder hier bereits die Trennung von Leib und Seele bewirken, sondern damit wir die Gottseligkeit über alles andre stellen; gerade so meint er es mit dem Verlassen von Weib und Geschwistern. Und zwar scheint er mir hier auf die Verfolgungen hinzudeuten. Weil es so viele Väter giebt, die ihre Kinder in gottloses Wesen hineinziehen, und Frauen, die ihre Männer verführen, entscheidet er: Sobald sie solche Zumutungen stellen, sollen sie nicht mehr Weiber sein noch Väter. Ganz wie Paulus sagt (1. Kor. 7, 15): „So aber der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn sich scheiden."

Um nunmehr aber ihren Mut wieder aufzurichten und ihnen in ihrem eignen und der ganzen Welt Interesse rechte Freudigkeit einzuflößen, fährt er fort (V. 30):

Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein.

Das ist zwar ganz unbeschränkt von vielen andern mit gesagt, aber es soll auch von ihnen gesagt sein im Verhältnis zu den ungläubigen Pharisäern, ähnlich dem früheren Wort (Matth. 8, 11): „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob zu Tische sitzen, aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen werden!“ Daran schließt er ein Gleichnis ein, wodurch er die noch Zurückgebliebenen zu vollem Eifer anregen will (20, 1—16):

Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu mieten in seinen Weinberg. Und da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Taglohn, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde sahe er andere müßig stehen und sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg, ich will euch geben, was recht ist. Und um die sechste und neunte Stunde that er gleich also. Um die elfte Stunde aber fand er andere müßig stehen und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns niemand gedinget. Er sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg, und was recht sein wird, soll euch werden. Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe den Arbeitern und gieb ihnen den Lohn und hob an an den letzten bis zu den ersten. Da kamen, die um die elfte Stunde gedinget waren, und empfing ein jeglicher seinen Groschen. Da aber die ersten kamen, meineten sie, sie würden mehr empfahen, und sie empfingen auch ein jeglicher seinen Groschen. Und da sie den empfingen, murreten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und die Hitze getragen haben. Er antwortete aber und sagte zu einem unter ihnen: Mein Freund, ich thue dir nicht unrecht. Bist du nicht mit mir eins worden um einen Groschen? Nimm, was dein ist, und gehe hin. Ich will aber diesem letzten geben gleich wie dir. Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin? Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein. Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet.

Was will dies Gleichnis? Der Anfang stimmt ja nicht mit dem Ende, vielmehr besteht der vollkommenste Widerspruch! Im Gleichnis zeigt er doch, wie alle zu gleichem Genusse gelangen und nicht die einen ausgestoßen, die andern hineingeholt werden: dagegen wie vor dem Gleichnis, hat er auch hinter ihm das Gegenteil ausgesprochen, daß die Ersten die Letzten sein würden, dagegen die Letzten die Ersten, und zwar weit über die Ersten hinaufgerückt, indem diese gar nicht Erste bleiben, sondern Letzte werden. Diesem selben Gedanken dient der Schlußsatz: „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet.“ Er will also ein Doppeltes: den Ersten einen Stachel ins Herz treiben, die Letzten trösten und anspornen. Das Gleichnis dagegen besagt nicht dies, sondern daß sie — die Letzten — den Bewährten und durch lange Arbeit Verdienten gleich sein sollen. Heißt es doch: „Du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und die Hitze getragen haben.“ Worauf will nun das Gleichnis hinaus? Das müssen wir jedenfalls klarstellen, ehe wir an die Lösung des Zwiespaltes gehen können. Der Weinberg, sagt man, sind Gottes Vorschriften und Gebote. Die Arbeitszeit ist das irdische Leben. Die Arbeiter sind die unter so verschiedenen Umständen zu den Geboten berufenen Menschen, und das: „am Morgen, um die dritte, sechste, neunte, elfte Stunde“ weist auf die verschiedenen Lebensalter, in denen die Einzelnen herzukommen und sich bewähren. Was aber die Frage ist, ist dies, ob jene Ersten, die sich glänzend bewährt, Gottes Wohlgefallen erworben und den ganzen Tag über durch ihr Mühen und Arbeiten sich ausgezeichnet haben, zugleich verzehrt werden können von der abscheulichsten Leidenschaft, der des Neides und der Scheelsucht. Nämlich sobald sie andre in gleichem Genusse erblicken, sprechen sie: „Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und die Hitze getragen haben,“ und obwohl ihnen nicht etwa eine Strafe oder eine Verkürzung ihres Lohnes droht, grollen sie und äußern ihren Unwillen über fremdes Glück; was ist das anders als Neid und Scheelsucht? Es bleibt ja aber kein Zweifel übrig; der Hausvater selber begnügt sich nicht mit einer Rechtfertigung seines Verhaltens, einer Verteidigung gegenüber jenem Klageführenden, sondern beschuldigt ihn der ärgsten Bosheit und Scheelsucht: „Bist du nicht mit mir eins worden um einen Groschen? Nimm, was dein ist, und gehe hin. Ich will aber diesem letzten geben gleich wie dir. Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?“

Was haben wir denn hieraus zu entnehmen? Nämlich den gleichen Zug finden wir auch in andern Gleichnissen. Ganz dieselbe Erfahrung hat der bewährte ältere Sohn gemacht, wie er plötzlich seinen lasterhaften Bruder die größten Ehren genießen sieht, viel größere als er je genossen. Genau wie hier die Letztgemieteten dadurch, daß sie zuerst Lohn empfingen, im Genuß bevorzugt wurden, so wurde dort der verlorne Sohn glänzender geehrt — durch Geschenke, wie sie der tüchtige Bruder nie bekommen hatte — der betont es ja so nachdrücklich.

Wie liegt denn nun die Sache? Im Himmelreiche giebt es Gott lob! weder einen, der solche Rechtfertigungen, noch einen, der solche Anklagen unternähme; von Neid und Scheelsucht ist die Stätte frei. Denn wenn die Heiligen hienieden selbst ihr Leben für die Sünder dahingeben, so freuen sie sich erst recht im Jenseits, wenn sie sie im Genusse der ihnen beschiedenen Seligkeit erblicken, und empfinden ihr Glück wie eignes Glück. Warum hat denn aber der Herr die Geschichte so gestaltet? Er giebt ein Gleichnis; und in den Gleichnissen darf man nicht jede Silbe auspressen, sondern man muß den Grundgedanken, um des willen es gebildet worden, erfassen und den durchführen, ohne weiter Spitzfindigkeit zu üben. Zu welchem Zweck ist nun das vorliegende Gleichnis gebildet worden, was soll es veranschaulichen? Die erst in hohem Greisenalter zur Bekehrung und Besserung Gelangenden soll es getrost machen, damit sie nicht das „Verlassen“ (19, 27. 29) für eine schlechte Wahl erachten. Dazu führt er andre, über ihr Glück Grollende ein, beileibe nicht, um solche von Aerger ganz Verzehrten nachzuweisen, sondern um jenen klarzumachen, wie sie so hoher Ehren genössen, daß sie wohl bei andern Neid erzeugen könnten. Wir machen es ja oft so, sagen z. B.: „der und der hat mich gescholten, daß ich dich so hoher Ehren gewürdigt,“ und sind gar nicht gescholten worden, wollen auch nicht etwa jenen verleumden, sondern nur dem Angeredeten klar machen, was für ein großes Geschenk er genießt.

Aber warum hat er bloß nicht alle sofort gemietet? Was an ihm lag, hat ers gethan; wenn sie nicht alle auf einmal Folge leisteten, so hat den Unterschied nur der Wille der Berufenen gemacht. Deswegen werden die einen am Morgen, die andern um die dritte, sechste, neunte, elfte Stunde berufen, weil Gott wußte, sie würden erst dann Folge leisten. Denselben Gedanken spricht Paulus (Gal. 1, 15) aus: „Da es aber Gott wohlgefiel, der mich von meiner Mutter Leibe hat ausgesondert.“ Wann gefiel es ihm wohl? Als er wußte, Paulus würde Folge leisten. Denn er selber hat von Anfang an gewollt; da sich Paulus aber nicht gleich gefügt hätte, gefiel es ihm erst dann wohl, als auch der bereit war zum Gehorsam. Ebenso liegt es mit der Berufung des Schächers, die er ja zuvor hätte vornehmen können — allein jener hätte nicht Folge geleistet. Denn wenn sogar ein Paulus das nicht von Anfang an gethan hätte, wie viel weniger der Schächer! Wenn aber die Leute sagen (V. 7): „Es hat uns niemand gedinget,“ so erinnere ich in erster Linie an das vorher Bemerkte: man darf nicht alles in den Gleichnissen auspressen; hier kommt dazu, daß nicht der Hausvater so spricht, sondern die Leute, und er widerlegt sie nur nicht, weil er sie nicht beschämen, sondern an sich locken will. Denn daß er, so viel an ihm lag, schon von der ersten Stunde an alle berufen hat, das macht auch das Gleichnis klar mit dem Worte: „Er ging am Morgen aus, um zu mieten.“ So wäre allseitig klar, daß das Gleichnis sich sowohl an die in frühester Jugend, wie an die im Alter und zögernd für die

Tugend Gewonnenen richtet: an jene, damit sie nicht die Bescheidenheit verlieren und nicht auf die Spätestgedungenen schmähen; an diese, damit sie wüßten: es ist möglich, auch in kurzer Frist noch alles zu gewinnen. Da er nämlich von der Strenge seiner Forderungen gesprochen, vom Wegwerfen des Geldes, vom Verachten aller Habe, und es hiezu doch großer Kraftanspannung und jugendlichen Mutes bedurfte, so zeigt er, um die Flamme der Liebe in ihnen zu entzünden und ihre Willenskraft anzuspannen, wie es möglich ist, auch bei späterm Eintritt in die Arbeit noch den Lohn für den ganzen Tag zu empfangen. Das spricht er indes nicht so aus, weil sie dadurch wiederum zur Anmaßung verleitet werden könnten, sondern zeigt, wie alles von seiner Barmherzigkeit kommt und sie nur durch diese, statt hinausgeworfen zu werden, in den Genuß unsäglichen Glückes gelangen. Dies ist es vor allem, was er durch unser Gleichnis veranschaulichen will.

Ueber die Zusätze aber (V. 16): „Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein" und „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet," darfst du dich nicht wundern. Denn er spricht das nicht als eine Folgerung aus dem Gleichnis aus, sondern will sagen: So gewiß wie dies stattgefunden hat, wird auch jenes eintreffen. Denn hier sind ja nicht die Ersten die Letzten geworden, sondern alle sind wider Hoffen und wider Erwarten zu gleichem Genuß gelangt. Wie aber das wider Verhoffen und Erwarten herausgekommen ist und die Spätern den Frühern gleich geworden sind, so wird auch das noch Größere und Seltsamere eintreten, daß die Letzten vor den Ersten Platz gewinnen und hinter ihnen die Ersten. Das sind doch zwei sehr verschiedene Gedanken. Er scheint uns aber mit letzterem auf die Juden hinzudeuten, und unter den Gläubigen auf solche, die, im Anfang glänzende Sterne, hinterdrein die Tugend vernachlässigt haben und in die hintersten Reihen gedrängt worden sind, während wieder andre aus dem Laster sich erhoben und viele tief unter sich zurückgelassen haben. Solcherlei Wechsel im Glauben wie im Leben ist ja eine tägliche Erfahrung.

Darum mahne ich, laßt uns den höchsten Eifer aufwenden, damit wir im rechten Glauben stehen und ein tadelloses Leben führen. Denn wenn wir dem Glauben nicht ein seiner würdiges Leben zugesellen, werden wir aufs härteste bestraft werden. Das hat ja der selige Paulus schon an den Anfangszeiten erwiesen mit seinem Wort (1. Kor. 10, 3ff.): „Sie haben alle einerlei geistliche Speise gegessen und haben alle einerlei geistlichen Trank getrunken — und sind nicht gerettet worden. Denn sie sind niedergeschlagen in der Wüste." Aber auch Christus hat es in den Evangelien erwiesen, indem er Leute vorführt, die Teufel ausgetrieben und geweissagt haben und doch der Pein verfallen. Und so fordern alle seine Gleichnisse, wie das von den zehn Jungfrauen, vom Netz, von den Dornen, vom unfruchtbaren Baum, die in Werken offenbare Tugend. Ueber Glaubenssätze handelt er selten — das Geschäft ist auch nicht eben mühevoll —, über das Leben dagegen oft, nein immerzu. Hier ist es des Kampfes, darum auch der Arbeit nie genug. Und was rede ich von einem vollkommnen Wandel? Bringt doch schon der Mangel eines Stückleins schweres Unheil; z. B. Mangel der Wohlthätigkeit bringt die Säumigen in die Hölle, obwohl es sich da nicht um die vollkommne Tugend handelt, sondern nur um ein Stücklein von ihr. Dennoch sind die Jungfrauen, weil sie sie nicht besaßen, der Strafe verfallen, und aus dem gleichen Grunde der Reiche der Flammenpein; und die den Hungernden nicht gespeist hatten, sind dieserhalb in die Verdammnis des Teufels gestoßen worden. Oder das Nichtbeschimpfen ist doch ein gar kleines Stücklein der Tugend. Trotzdem ist Ausstoßung das Los derer, die es darin verfehlen. „Denn," heißt es (Matth. 5, 22), „wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig." Ebenso ist die Keuschheit auch nur ein Stücklein. Trotzdem: ohne sie wird niemand den Herrn sehen. Denn, heißt es (Hebr. 12, 14), „jaget nach dem Frieden und der Heiligung, ohne die wird niemand den Herrn sehen." Auch die Demut ist nur ein Stücklein der Tugend. Trotzdem, mag jemand sonst noch so viel Gutes vollbringen, verfehlt ers in der Demut, so ist er unrein



vor Gott. Das ist klar durch den Pharisäer, der, in zahllosen Vorzügen prangend, hierdurch alles verlor. Ja, ich gehe noch viel weiter. Nicht der Mangel eines Stückes der Tugend allein schließt vor uns den Himmel zu, sondern wenn es da ist, nur etwa nicht geziemend gepflegt und reichlich — so ist die Wirkung dieselbe. „Es sei denn," heißt es (Matth. 5, 20), „eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." Du wirst mithin nicht hinein kommen, selbst wenn du Almosen giebst, falls du nicht mehr giebst als jene. Was für ein Almosen spendeten sie denn? fragst du da. Das will ich jetzt beantworten, damit solche, die noch keins geben, sich endlich zum Geben aufraffen, und solche, die etwas geben, sich nichts drauf einbilden, vielmehr eine Zulage machen. Also was gaben jene? Den Zehnten von allem, was sie hatten, und außerdem einen zweiten Zehnten und sogar einen dritten. Demnach spendeten sie wohl ein Drittel ihres Vermögens, denn drei Zehntel zusammengezählt ergeben so viel. Und überdem die Erstlinge von Früchten und von Vieh, und mehreres andre, z. B. die Sünd- und Reinigungsopfer, die Leistungen bei den Festen, im Jubeljahr, Schulderlaß, Freigebung von Sklaven und zinsenfreie Geldleihung. Wenn aber einer, der ein Drittel seiner Habe hingiebt, vielmehr die Hälfte (denn jenes alles zusammengezählt ist die Hälfte) —, wenn also einer, der die Hälfte hingiebt, gar nichts Großes thut, wessen soll der dann würdig sein, der nicht einmal ein Zehntel spendet? Da leuchtet das Wort sehr ein: Wenige sind es, die selig werden.

Drum laßt uns ja sorg fältig alle Anforderungen an unser Leben im Auge behalten. Denn da schon die Vernachlässigung eines Stückes solch ein Verderben über uns bringt, wie wollen wir der Strafe entrinnen, wenn wir auf allen Punkten dem Verdammungsurteil unterliegen? Welche Buße werden wir nicht zu zahlen haben? Wo bleibt uns eine Hoffnung auf Rettung, wenn schon jeder einzelne von den aufgezählten Mängeln uns mit der Hölle bedroht?

Da erwiedere ich: Dennoch, wenn wir aufmerken, giebt es eine Möglichkeit der Rettung: indem man das Heilmittel des Almosens anwendet und damit seine Wunden behandelt. Kein Oel kann je den Körper so stählen, wie Barmherzigkeit die Seele stählt und ganz unbezwingbar macht, auch wappnet gegen den Teufel. Denn wo immer er uns packen will, er gleitet ab, da dieses Oel seine Griffe auf unserm Rücken nicht sitzen läßt. Drum wollen wir mit diesem Oele ohne Unterlaß uns salben. Denn davon hängt unsre Gesundung ab, dadurch wird Licht uns zugeführt und gewinnen wir glänzende Farbe.

Ja aber, höre ich einwenden, der und der besitzt so und so viel Millionen und rückt nichts heraus. Was gehet das dich an? Nur umso bewunderungswürdiger wird dein Licht scheinen, wenn du in deiner Armut eifriger und thätiger als jener Reiche geworden bist. So hat Paulus (2. Kor. 9, 2) die Mazedonier bewundert, nicht weil sie spendeten, sondern weil sie trotz ihrer Bettelarmut spendeten. Blicke also nicht auf jene, sondern auf unser aller gemeinsamen Herrn und Meister, der nicht hatte, da er sein Haupt hin lege (Matth. 8, 20).

Weswegen aber, höre ich wieder, darf dieser und jener es so machen? Richte nicht andre, sondern befreie dich von der Schuld! Denn die Strafe wird nur größer, wenn du andre tadelst und es selber nicht thust, wenn du, der du Nebenmenschen richtest, unter den gleichen Richterspruch selber fällst. Denn wenn er nicht einmal die Aufrechtgehenden über andre zu Gericht sitzen läßt, so erst recht nicht die Strauchelnden. Darum wollen wir nicht andre richten und nicht auf andre, die im Leichtsinn leben, blicken, sondern auf den Herrn Jesum Christum und von da her unsre Ideale holen. Habe denn ich dir wohlgethan, habe denn ich dich erlöset, daß du auf mich blickest? Ein andrer ist es, der dies alles dir gespendet hat! Was wendest du dich ab vom Herrn und siehest zu deinem Mitknecht hin? Hast du ihn nicht sagen hören (Matth. 11, 29): „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig" oder (Matth. 18, 26ff.): „Wer unter euch will der Vornehmste sein, der sei aller Diener" und: „Gleichwie des

Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene," oder endlich, da du leicht Schaden leiden könntest durch das Beispiel leichtsinniger Mitknechte und in dem Schlendrian verbleiben, wenn er, um dich von diesen abzuziehen, sagt (Joh. 13, 15): „Ein Beispiel habe ich euch an mir gegeben, daß ihr thut, wie ich gethan habe."

Hast du denn aber keinen Lehrer der Tugend unter den Menschen in deinem Kreise, keinen, der dich hierin anzuleiten vermöchte? Nun, umsomehr wird man dich loben, umso höher dich preisen, wenn du ohne viel Lehrer bewunderungswert geworden bist. Möglich ist das und sehr leicht, wenn wir nur wollen. Zum Beweise dienen die allerersten, die es durchgesetzt haben, wie Noah, Abraham, Melchisedek, Hiob und die andern alle in jenen Zeiten, auf welche wir täglich unser Auge richten sollten, statt auf die, die eure neidischen Gedanken fortwährend beschäftigen und die jedesmal an die Reihe kommen, wo zwei von euch beisammenstehn. Denn andre Reden höre ich von euch nie als solche: „Der hat sich soundsoviel tausend Morgen Land gekauft!" „Ist der aber reich!" „Der baut schon wieder!" Mensch, was gaffst du so in die Ferne? Was blickst du auf andre? Wenn du zu andern hin sehen möchtest, so wähle die, die ordentlich wandeln, die sich bewähren, die das Gesetz pünktlichst erfüllen, und nicht die, welche gefallen sind und der Ehre entbehren. Blickst du auf diese, so wirst du dir dadurch viel Schaden zuziehen, in Leichtsinn verfallen, in Verblendung, in die Manier, über andre abzuurteilen. Wenn du dagegen die Register der Ordentlichen durchgehst, so wird dich das fördern in Demut, dem Eifer, der Zerknirschung und allem andern Guten. Höre, wie es dem Pharisäer erging, weil er den Blick von den Ordentlichen abwandte und auf die Gefallnen hinsah: höre es und zittere! Siehe, wie bewunderungswürdig David geworden ist, weil er auf seine Vorgänger in der Tugend den Blick richtete! Denn, sagt er (Ps. 39, 13), ich bin Pilgrim und Fremdling wie alle meine Väter.

Ja, er und alle seinesgleichen haben von den Sündern das Auge abgewandt und die Bewährten sich lebendig vorgestellt. Thue du desgleichen. Setze dich nicht zum Richter über fremde Missethaten und wolle nicht erforschen, was andre gesündigt haben; an dir, nicht an andern Gericht zu üben ist deine Pflicht. „Denn so wir uns selber richteten," heißt es (1. Kor. 11, 31 f.), „so würden wir nicht gerichtet. Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtiget." Du hast die Ordnung umgekehrt, von dir forderst du weder für große noch für kleine Fehltritte Rechenschaft, die Thaten andrer notirst du mit peinlicher Sorgfalt. Ach, laßt es uns fernerhin nicht so machen! Diese Unordnung soll ein Ende nehmen! Wir wollen für unsre eignen Sünden einen Gerichtshof einsetzen, indem wir selbst an unsern Missethaten Ankläger, Richter und Urteilsvollstrecker zugleich werden. Willst du aber auch den Wandel andrer ausnutzen, so bekümmere dich um ihre Rechtthaten, nicht um ihre Sünden. Dann werden wir, indem das Bewußtsein unsrer eignen Missethaten, die Eifersucht, welche die Gutthaten andrer in uns rege machen, und die Gewißheit, daß wir vor einen höchsten Gerichtshof werden treten müssen, für und für wie mit einem Hammer an unser Gewissen pochen, und wir, an Demut und frischeren Eifer gewöhnt, werden doch noch die zukünftigen Güter erlangen durch die Gnade und Barmherzigkeit unsers Herrn Jesu Christi, dem zugleich mit dem Vater und dem heiligen Geiste sei Herrlichkeit, Macht, Ehre jetzt und immerdar und in alle Ewigkeit! Amen. J

---

## Die Evangelische Allianz in Florenz

### 3. Die Mannigfaltigkeit der christlichen Anschauungen und Bestrebungen innerhalb der Allianz

Unter den mannigfachen Gebilden des christlichen Geisteslebens traten vier Hauptrichtungen hervor, deren charakteristische Besonderheiten hervorgehoben zu werden verdienen. Zunächst fiel dem Deutschen das Ungestüm auf, mit dem die englischen und amerikanischen Sekten das Reich Gottes innerhalb ihrer kirchlichen Gemeinschaften auszubauen wie über den Erdkreis



auszubreiten sich bemühen. So hatte bereits in der Begrüßungsrede Professor Geymonat den Brüdern der englischen Sprache die ehrenden Worte zugerufen: „Ihr kommt von allen Seiten der Welt. Eure Gruppe schließt den Erdball ein, der fast zu klein erscheint für eure unternehmende Thätigkeit. Ihr bedeckt die Erde mit Bibeln, die in alle Sprachen übersetzt sind; ihr säet das Reich Gottes unter allen Völkern." Wir wissen in Deutschland nur wenig von der Thatkraft, die dort christliche Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen antreibt, den Schäden des christlichen Lebens, die ihnen irgendwie entgegentreten, zu begegnen und seinen Mängeln gründlich abzuhelfen. Was bedeuten die etwa 2000 Mitglieder zählenden deutschen Enthaltsamkeitsvereine gegen das Netz der Vereine des „blauen Bandes" in England, deren Mitgliederzahl, Frauen und Kinder eingerechnet, auf 5 Millionen geschätzt wird. Die Vereinigten Staaten besitzen eine nur Frauen umfassende Temperance Union, die 350000 Glieder zählt und nach allen Weltteilen ihre weiblichen Apostel aussendet. Mit amerikanischer Ruhmredigkeit wird auch die Ausdehnung dieser Thätigkeit ins helle Licht gestellt. So zählt eine Reisepredigerin in einem während der Allianz verteilten Flugblatt auf, daß sie bei ihrer letzten Tour 13414 Meilen zurückgelegt habe, 36 Städte besucht, 297 Meetings gehalten, 15 Enthaltsamkeitsvereine für Frauen, 7 für Männer, 5 Vereine vom weißen Kreuz gegründet, 3279 Seiten geschrieben habe. Die Zahl der Bibeln und Traktate, mit denen zumal die römisch-katholischen Länder überschüttet werden, ist kaum annähernd zu schätzen. Ebenso wie der rührige Eifer bei diesen Unternehmungen das besondre Kennzeichen der Sekten ist, entspricht es auch ihrer Eigentümlichkeit, sich den weitgehendsten Hoffnungen über die Wirksamkeit des Wortes Gottes hinzugeben, sowie dessen Heiligkeit durch Betonen des unendlichen Wertes eines jeden Buches, ja eines jeden Verses zu verstärken. Wenn englischerseits versichert wurde, daß auch die Geschlechtsregister des Alten Testaments bei der Lektüre erbaulich und heilskräftig wirkten, so ist dies dieselbe Paradoxie, mit der Wilhelm v. Humboldt in seiner blinden Begeisterung für die griechische Litteratur schreibt, „daß selbst im Augenblick des Todes einige Verse des Homer, und wären sie aus dem Schiffskatalog, ihm tröstlicher sein und mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit geben würden, als irgend etwas von irgend einem andern Volk." Der Glaube an die unwiderstehliche Kraft des göttlichen Wortes erweckt in diesen Kreisen auch die Hoffnung, daß jegliche Wirkung sofort durch dasselbe zustande gebracht werden könne. Die Lieder und Gebete, die dort aufsteigen, sind von der feurigen Zuversicht beseelt, daß die Bekehrung der Welt in absehbarer Zeit vollendet sein werde, und eben aus dieser Erwartung wird die Pflicht einer sofortigen Entscheidung für Christus abgeleitet und jede Thätigkeit, die nicht eine sogleich in die Augen fallende Frucht für das Reich Gottes zeitigt, als weltlich und unchristlich beurteilt. Daß alle ernsten Christen durch eine Broschüre aufgerufen wurden, ihren Einfluß geltend zu machen, um eine allgemeine europäische Abrüstung herbeizuführen, soll nur beiläufig als Charakteristikum dieses kurzsichtigen Enthusiasmus angeführt werden. — Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß die hier angeführten Züge des Sektentums nicht ausschließlich den englischen und amerikanischen Freikirchen eignen, vielmehr haben die anglikanische Kirche und die deutsche viele in sich aufgenommen, wie auch umgekehrt die drei großen Dissentergruppen Englands (die Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten), seitdem sie sich zu fest organisirten Verbänden zusammengeschlossen haben, auch ein gemäßigteres und besonneneres Tempo in ihrer christlichen Arbeit verfolgen.

Neben die bunte Mannigfaltigkeit der des Augenblicks lebenden und den Augenblick für ihr evangelisches Werk auskaufenden Sekten traten bei der Allianz die zwei großen je ein Volksleben in der Gesamtheit seiner Anlagen und Aufgaben umfassenden Kirchenkörper, die anglikanische Kirche und die preußische Landeskirche, die ihre Flügel nicht nur über manche kleinern evangelischen Landeskirchen Deutschlands, sondern auch über die deutsch-evangelischen Gemeinden des Auslandes ausbreitet. Beide Kirchen als evangelische Nationalkirchen desselben

angelsächsischen Stammes sind sich nahe verwandt und dennoch getrennt durch Unterschiede ihrer evangelischen Weltanschauung, die sich auch ohne klares Bewußtsein ihrer Gründe unmittelbar in der Empfindung Ausdruck schaffen. Beide Kirchen sind von ökumenischer Bedeutung und Gestaltungskraft und doch verschieden.

Die Eröffnungsansprache des Professors Geymonat rühmte von den Engländern: „Ihr habt die Gemeinschaften vervielfältigt u. s. w., aber ihr verfolgt auch und zeigt die Einigkeit durch die Evangelische Allianz, deren kräftigste Stütze ihr seid; durch die Freiheit zur Einheit, das ist Gottes Weg, seines Reiches Weg, und das ist auch der Weg der Evangelischen Allianz, auf dem ihr vorangeht."

Der Charakter der deutsch-evangelischen Kirche wurde von ihm in einer so zutreffenden Weise gekennzeichnet, daß der betreffende Abschnitt verdient, ausführlich wiedergegeben zu werden. „Geehrte und geliebte Brüder der deutschen Sprache, der reichsten der Sprachen, in der das Evangelium mit so viel Kraft und auch mit so viel Sanftmut verkündigt wird von Luther an, der durch sein mächtiges Wort ein König ohne Krone war, ihr bildet eine Gruppe, in der teils der Sprache, teils der lutherischen Lehre wegen die Brüder der verschiedenen Länder aus Süden und Norden, aus Oesterreich, Rußland, Schweden und Dänemark inbegriffen sind. Eure Gedanken sind reich wie eure Sprache, wie eure langen Sätze (immenses périodes). Wir schöpfen alle aus euern Büchern, aus den Quellen der Wissenschaft auf euern Universitäten. Eure Religion drückt sich ebensowohl in Poesie und Musik, als in eurer gelehrten Theologie aus. Das gute Teil, das nicht von euch genommen werden soll, liegt besonders in der Seele, im Gefühl, im Gemüt. Das thut gut. Das ist das Kostbarste, was ihr zur Allianz mitbringt."

Derjenige Punkt nun, an dem die Verschiedenheit des Glaubensstandpunktes beider Kirchen am schärfsten hervortrat, war die Beurteilung der heiligen Schrift. Professor Godet (Neufchâtel) und Professor Redford (London) teilten sich in die Aufgabe, die Bedeutung der heiligen Schrift als der einzigen Quelle der zu unsrer Seligkeit notwendigen Offenbarung Gottes ins Licht zu stellen. Aber in wie verschiedenartiger Weise ist dies hier und dort geschehen!

Godet gründete die Autorität der heiligen Schrift auf die geschichtliche Person Jesu Christi als der vollkommnen Offenbarung Gottes, also auf eine Thatsache, die jeder unbefangene Forscher anzuerkennen genötigt ist. Von diesem Zentrum aus führt die wissenschaftliche Aufgabe zu einer Fülle von Einzeluntersuchungen über die Authentizität der einzelnen biblischen Bücher, über das Verhältnis des Alten zum Neuen Testament, über die Inspiration der heiligen Schrift und ihre Suffizienz, speziell über das Verhältnis der fort und fort vom heiligen Geist gewirkten Erbauungsschriften zu dem biblischen Kanon. Es erhellt, daß man durch die kritische Forschung zu sehr verschiedenen Ergebnissen gelangen und doch an der evangelischen Grundvoraussetzung, daß Jesus Christus die volle Offenbarung Gottes zu unsrer Seligkeit ist, festhalten kann.

Anders die englische Beurteilung der Autorität der heiligen Schrift. Sie wurde von Professor Redford begründet durch den Mittelbegriff der Kirche. Die Bibel ist das Buch der Kirche, die seit Anbeginn der Welt besteht und alle Kinder Gottes umfaßt; sie ist „die Kirche in der Kirche," insofern die Verfasser der heiligen Schriften ganz besonders vom heiligen Geist erfüllt waren. Die Bibel muß als Ganzes angesehen werden, wenn man ihrer Bedeutung gerecht werden will, wie sie ja auch die Geschichte der ganzen Welt von der Schöpfung bis zu der Offenbarung der letzten Dinge in sich befaßt. Daraus folgt, daß die einzelnen Teile der heiligen Schrift im großen und ganzen einander gleichwertig sind, der Schöpfungsbericht und die Offenbarung ebenso wie die Evangelien oder die apostolischen Briefe. Der nachfolgende Vortrag des Sir J. W. Dawson (Rektors der Universität Montreal) zog daher auch die Konsequenz dieses Prinzips, indem er die Uebereinstimmung des biblischen Schöpfungsberichtes mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft zu beweisen unternahm und die entgegen stehende Anschauung, die die Naturwissenschaft und die Theologie einstweilen in ihrer Forschung gesonderte Bahnen gehen heißt in der Zuversicht, daß schließlich beide in der Anerkennung der Offenbarung desselben Gottes sich zusammenfinden müssen, als wissenschaftlichen Unglauben kennzeichnete. Wie der Standpunkt der Engländer ihrem weltüberblickenden, weltbeherrschenden und deshalb auch selbstzufriedenen und mit sich wie mit den Weltproblemen fertigen Naturell entspricht, so ist es anderseits die Gefahr der auf Detailforschung gerichteten deutschen biblischen Wissenschaft, mit den Spezialstudien nicht fertig zu werden und darüber die Empfänglichkeit für die sittliche Hoheit des die heilige Schrift beseelenden Geistes und den Blick für die in den verschiedenartigen Persönlichkeiten doch einheitlich sich vermittelnde Offenbarung Gottes zu verlieren.

Die Neigung des anglikanischen Geistes, sich in eine fertig abgeschlossene Anschauung zu versenken und die entgegen stehenden Thatsachen zu ignoriren, ward auch bei der Behandlung der sozialen Frage offenbar. England ist das Land des Individualismus und besitzt eine Staatsverfassung, die dem Einzelnen im Guten wie im Bösen völlige Freiheit läßt. Der Staat kümmert sich weder darum, ob seine Unterthanen Millionen für bestimmte Zwecke aufwenden und dadurch auf das Geistesleben der Nation entscheidenden Einfluß gewinnen, noch darum, ob Tausende und Zehntausende im Volke infolge der Wohnungsverhältnisse, des Arbeitsmangels u. s. w. verkommen. Dementsprechend erwartet der Engländer die Lösung der sozialen Schwierigkeiten auch allein von der Privatthätigkeit einzelner oder freier Verbände. Er weist, wie es bei dem Thema des vierten Tages („Das Christentum und die sozialen Fragen") geschehen ist, prinzipiell den Gedanken ab, daß der Staat neben den Rechtspflichten auch soziale Aufgaben zu erfüllen habe. Wenn Stöcker zur Hebung der sozialen Notstände das Zusammenwirken aller sittlichen Faktoren unsers Volkslebens, der privaten wie der staatlichen, verlangte, so hat er die Konsequenz auf seiner Seite. Eine Beschränkung der Aufgaben des Staates auf Aufrechterhaltung der Rechtsordnung ist eine allgemeine, nichtssagende Formel. Der Rechtsschutz, der dem Einzelnen unentgeltlich zu teil wird, ist bereits ein bedeutsames Stück sozialer Fürsorge; wenn sich unentgeltlicher Unterricht und andre soziale Versorgungen anschließen, so sind das nur Konsequenzen derselben Verpflichtung, die der Staat als Recht erteilende Macht für die Schwächern übernommen hat. Es mag ja in England, wo staatliche Fürsorge und Aufsicht weniger als in den Staaten des Kontinents ausgebildet sind, schwer halten, durch Gesetzgebung zur Lösung der sozialen Fragen beizutragen; aber die brennende Londoner Wohnungsfrage sowie die der allgemeinen Schulbildung können nur unter staatlicher Mitwirkung und Kontrolle aus der Welt geschafft werden. Die Stöckersche Rede über „Armut und Reichtum im Lichte des Evangeliums" schlug zündend in die Herzen ein und bildete ohne Zweifel ebenso wie seine am Sonntag gehaltene Predigt die bedeutendste Darstellung des deutsch-evangelischen Geistes- und Glaubenslebens auf der Allianzversammlung.

Endlich ist neben den bisher erwähnten Richtungen noch eine andre zu erwähnen, die bedeutsam und eigenartig hervorragte und die Hoffnung einer fruchtbaren Entfaltung in der Zukunft in sich trägt. Sie kam zum Ausdruck in dem Vortrage des Professors Raffaele Mariano aus Neapel über das religiöse Denken in Italien. Ein Professor der Philosophie, der, in bigottem Katholizismus aufgewachsen, sich durch das Studium der deutschen Philosophie von diesem befreit hat und, ohne sich einer bestimmten evangelischen Kirche angeschlossen zu haben, vor der Evangelischen Allianz das Zeugnis ablegt: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht," ist in jedem Fall eine bedeutsame, eigenartige Erscheinung. Da der Vortrag voraussichtlich den deutschen Lesern in einer Uebersetzung zugänglich wird, so sei daraus hier nur bemerkt, daß er über das religiöse Bedürfnis seines Volkes durchaus nicht hoffnungslos urteilt, dagegen die Bemühungen der englischen, deutschen, französischen und auch waldensischen Evangelisatoren für aussichtslos erklärt. Der Italiener bedarf bei seinem phantasievollen, der Anschauung bedürftigen Naturell einer sinnlich gefärbten Gottes-

anbetung und kann nur durch eine aus dem Innern seiner eignen Kirche hervorbrechende Reformation zu höherm und lebendigerm Glauben gebracht werden. G—z

## Die Frauenfrage in Deutschland

### 3. Ausblick

Es ist menschlich, daß die Frauenfrage eher und allgemeiner als eine Brotfrage, denn als eine ethische Frage empfunden worden ist. Die ersten planmäßigen Veranstaltungen in Deutschland, gebildeten Frauen Fähigkeit und Gelegenheit zum Erwerben zu verschaffen, sind etwa ein Vierteljahrhundert alt. Vereine haben sich zu diesem Zweck in den meisten großen Städten gebildet: typisch und vorbildlich für alle andern der Berliner Lette-Verein, der in vielfach gegliederten Lehrgängen hauswirtschaftliche, gewerbliche, kaufmännische, pädagogische Vorbildung gewährt, Arbeit vermittelt und in mannigfachen Veranstaltungen alleinstehenden Frauen den Kampf ums Dasein erleichtert. Bis in die siebziger Jahre hinein war diese soziale Bewegung im Steigen begriffen. Seitdem ist nicht etwa die Not, von der sie hervorgerufen wurde, geringer geworden; auch kann man nicht sagen, daß ihre gemeinnützigen Schöpfungen im Rückgang befindlich wären. Aber die begeisterte Werbung für die Sache scheint etwas nachgelassen zu haben, teilweise vielleicht, weil manche hochbegabten Vorkämpferinnen inzwischen gestorben oder alt geworden sind, teilweise, weil ihr die Sonne der Fürstengunst nicht mehr scheint; nach meinem Dafürhalten hauptsächlich, weil die große Masse der jetzt lebenden jüngern Generation von Frauen bereits die Früchte erkennen läßt, die eine einseitige Bildung des Gemüts und des ästhetischen Sinnes bei vernachlässigter Bildung des Verstandes und Willens zeitigen muß.

Aber dabei ist nicht zu verkennen, daß in einer wesentlichen Hinsicht: in der Umgestaltung der öffentlichen Meinung, die letzten fünfundzwanzig Jahre einen Fortschritt gebracht haben. Die Notwendigkeit, für Geld zu arbeiten, wird gebildeten Frauen und ihren Familien nicht mehr als ein Herabsteigen aus ihrer Sphäre angerechnet. Noch immer zieht die landläufige Anschauung gewisse Schranken vor einzelnen Arten der Arbeit, und noch immer, ja wahrscheinlich immer wird es in der Welt einen Unterschied machen, ob eine Frau unter dem Schutze eines Mannes auftritt oder allein für sich aufkommen muß. Aber diejenige, die sich darein gefunden hat, die Vorrechte, welche das weibliche Geschlecht im Familienleben und in der Geselligkeit genießt, auf dem öffentlichen Markt nicht beanspruchen zu können, und die sich den Bedingungen des Erwerbslebens anzupassen versteht, kann sich in der Regel nicht über Mißachtung beklagen und darf in ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit einen Ausgleich für manche Annehmlichkeit sehen, welche die ganz im Familienleben aufgehenden Frauen voraushaben.

Von den Erwerbsberufen sind selbstverständlich zuerst und zumeist jene gewählt worden, die dem Naturberuf der Frau am nächsten kommen: Vertretung und Unterstützung der Hausfrau, Kindererziehung und Unterricht, Alters- und Krankenpflege, weibliche Handarbeit. Zu den leichtern Arten dieser Arbeit ist der Zugang bald so groß geworden, daß nur wenigen ein auskömmlicher Erwerb durch sie gewährleistet wird; so die Stellungen als Gesellschafterin und als Stütze der Hausfrau und der Betrieb aller außer der wirklich kunstvollen Nadelarbeit. Man hat versucht, den Frauen lohnende und sichere Stellung im Post-, Eisenbahn- und Telegraphenverkehr zu verschaffen, aber die Notwendigkeit, die sogenannten Zivilanwärter zu versorgen, ist trotz befriedigender Leistungen der Beamtinnen dem im Wege gewesen. Auch im Apothekergewerbe dürfte die weibliche Kraft wohl verwendbar sein; dem steht ein Gesetz entgegen, welches verlangt, daß die Lehrlinge die Berechtigung zum einjährigen Dienst haben müssen — nicht etwa eine dem entsprechende wissenschaftliche Ausbildung, denn die wäre zu beschaffen gewesen! Eine ähnliche Schranke schließt die Frauen von dem Besuche sämtlicher deutschen Universitäten aus: der Eintritt ist für Reichsangehörige an das Maturum eines deutschen Gymnasiums geknüpft. Hier ist der Punkt, um den gegenwärtig gekämpft wird. Nicht bloß das Gesetz, sondern ganz überwiegend auch die öffentliche Meinung in unserm Vaterlande weist das weibliche Geschlecht von allen wissenschaftlichen Studien zurück. Sie führt dagegen zwei gewichtige Gründe ins Feld: Frauen haben nicht die nötigen Anlagen für das Studium, sie *können* nicht studiren, und wenn sies könnten, so würden sie dadurch *unweiblich*.

Ueber diese beiden Sätze zu streiten und sich zu erhitzen, kann eigentlich sehr wenig nützen. Wenn mir jemand versicherte, er könne fliegen und, wenn er sich von einer Turmspitze herab durch die Luft ohne weitere Unterstützung seines Körpers auf die Erde herabließe, so würde er nicht etwa mit zerschmetterten Gliedern unten ankommen, sondern flugs heil und gesund den Rückweg auf dieselbe Weise bewerkstelligen: so würde ich ihm das auch nicht eher glauben, als bis ich durch das unwiderlegliche Zeugnis meiner Sinne überführt würde. Es giebt gewiß unter den jetzt lebenden deutschen Frauen so viel Millionen, die thatsächlich *nicht* zu wissenschaftlicher Arbeit geeignet sind, als es Hunderte geben mag, die dazu geeignet sein würden. Und daher kann man den zweiten Einwand: die drohende Unweiblichkeit, einstweilen auf sich beruhen lassen. Denn wenn von jenen Hunderten wirklich zehn oder fünfzig studirten und wirklich etwas von jener holden Eigenschaft einbüßten, die nicht einmal im häuslichen Beruf bei jedem Individuum in gleichem Grade zur Entfaltung kommt, so würde man sich damit trösten müssen, daß nach Abzug jenes winzigen Bruchteils die deutsche Frauenwelt noch immer zahlreich genug sein würde, um jedem Manne, der ein recht weibliches Weib zur Lebensgefährtin suchte (und das sind gerade die besten, männlichsten Männer!), hinreichende Auswahl zu bieten.

Die bisher gemachten Versuche, Frauen eine wissenschaftliche Laufbahn zu erschließen, haben also bis jetzt noch nichts erreicht. Man hat vergebens für die Schaffung eines Mädchengymnasiums agitirt. Jemand hat einer süddeutschen Universität eine sehr beträchtliche Stiftung angeboten mit der Bedingung, daß sie Frauen zulassen möchte, aber das Anerbieten wurde ausgeschlagen. In einer mitteldeutschen Universität wird ein nicht minder beträchtliches Kapital verwaltet, dessen Zinsen darauf warten, studirende Frauen zu unterstützen, aber einstweilen tragen diese Zinsen nur wieder Zinsen. Es erscheint ab und zu eine Schrift, oder es wird ein Vortrag gehalten, die für das Frauenstudium eintreten; sie erregen hier und da Widerspruch; sie machen vielleicht diesen und jenen nachdenklich; dann legt man sie zu den Akten.*)

Vielleicht hätte daher dieser Punkt in einer so skizzenhaften Darlegung des jetzigen Standes der Frauenbewegung in Deutschland ganz mit Stillschweigen übergangen werden können. Die *Brotfrage* wird ohnehin kaum davon berührt, daß ein paar Dutzend, allerhöchstens ein paar hundert deutsche Frauen von den vorhandenen dreiundzwanzig Millionen zutreffendenfalls in einem wissenschaftlichen Arbeitsgebiet ihren Unterhalt finden. Sie würde höchstens insofern gestreift werden, als dann die auf vielen Gebieten noch streitige Frage auch hier wieder aufgeworfen würde: für gleichwertige Arbeit gleicher Lohn? oder: den Frauen allemal höchstens drei Fünftel des Lohnes der Männer? Aber es muß doch erwähnt werden, daß von der Freigebung des Frauenstudiums bei uns in der Beschränkung auf zwei Fächer, die allein sich einstimmiger öffentlicher Befürwortung erfreuen, am ersten eine mächtige Einwirkung zu Gunsten der *ethischen* Seite unsrer Frage erwartet werden darf. Es giebt allerdings einen Frauenverein „Reform“ mit dem Sitz in Weimar, der den Zugang zu *allen* wissenschaftlichen Studien anstrebt und das in einer eignen Zeitschrift verficht. Im allgemeinen aber denkt man nur an zwei Berufsarten, deren Trägerinnen ihre wissenschaftliche Bildung zu Gunsten *ihres eignen Geschlechts* verwerten sollen: man denkt an wissenschaftlich gebildete *Oberlehrerinnen* für den Unterricht der weiblichen Jugend und an *Aerztinnen* für Frauen- und Kinderkrankheiten. Jene wür-

*) Wir gönnen es allen Verächtern der geistigen Fähigkeiten der Frauen, daß soeben in Zürich eine Preisaufgabe, „Die Grundzüge einer vergleichenden Anatomie der Blumenblätter festzustellen,“ mit ungewöhnlichem Erfolg von Fräulein Luise Müller, stud. phil., aus Hirschfelde im Königreich Sachsen gelöst worden ist. D H

den vielleicht am ersten geeignet sein, vor den Gefahren einer einseitig das Gefühl und den Sinn fürs Schöne pflegenden Mädchenerziehung nachdrücklich zu warnen. Diese würden mit mehr Geduld als der männliche Arzt den jetzt so unheimlich grassirenden Nervenleiden des weiblichen Geschlechts, seiner Blutarmut und Muskelschwäche nachspüren und nicht allein manches erfahren, was dem männlichen Heilkundigen verschwiegen wird, sie würden auch wohl am ersten eine Hebung der körperlichen Erziehung der Mädchen anbahnen und allen ihren Geschlechtsgenossinnen die unbedingte Notwendigkeit angestrengter, rüstiger Arbeit zu einem menschenwürdigen Dasein predigen. Professor Hilty sagt in einem seiner unvergleichlichen Aufsätze:

Einem großen Teil der vielen nervenkranken Damen, die alle Heilanstalten überfüllen und für welche sogar in unsrer Zeit „Gebetsheilanstalten" erfunden worden sind, könnte mit „Zwangsarbeitsanstalten" oder überhaupt gesagt mit einer ordentlichen Thätigkeit für einen vernünftigen Lebenszweck am besten geholfen werden.

Die Predigt von der Rückkehr zur Arbeit wird am eindringlichsten von einer Geschlechtsgenossin kommen, die selber einen anstrengenden Beruf erwählt hat, und der dabei der bedeutende Einfluß des Arztes auf seinen Patienten zu Gebote steht.

Diese Blicke auf das, was wissenschaftlich gebildete Frauen für ihr Geschlecht thun könnten, müssen freilich Nebelbilder bleiben, wenn die öffentliche Meinung in unserm Volke recht behält: Frauen haben das Zeug nicht zum Studiren. Und niemand kann durch den Augenschein vom Gegenteil überzeugt werden, so lange man ihnen die Hochschulen verschließt. Aber sollte die Thatsache nicht zu denken geben, daß in allen Kulturländern der Welt den Frauen die akademische Bildung zugänglich gemacht worden ist, daß in allen diesen Ländern namentlich Aerztinnen praktiziren, mit alleiniger Ausnahme von Deutschland, Oesterreich und — der Türkei, wenn man die Türkei als Kulturland rechnen will?*) „Wenns ist, wirds sein können," sagt Sancho Pansa. Es fällt damit auch der oft vorgebrachte Einwand weg, daß Frauen auf keinem Gebiete menschlicher Arbeit als schöpferische Genies, als Bahnbrecher aufgetreten seien, und daß darum der wissenschaftlichen Forschung an ihrer Mitarbeit nichts gelegen sein könne. Man mag über die Grenzen der weiblichen Begabung, ehe die Probe gemacht worden ist, denken, wie man will — ich selbst möchte mir, trotz amerikanischer Vorgänge, keine Frau in der Rechtspflege oder im geistlichen Amt thätig denken —: so ist das doch zuzugestehen, daß überall da, wo jetzt schon Männer und Frauen nebeneinander arbeiten, die Teilung der Arbeit sich im großen und ganzen der besondern Leistungsfähigkeit jedes Geschlechts angepaßt hat, zum Vorteil der Gesamtleistungen, und daß man schwerlich die weibliche Arbeit da wieder streichen möchte, wo ihre eigentümlichen Vorzüge Zeit gehabt haben, sich Anerkennung zu verschaffen. Es werden immer Krankenwärter nötig sein; aber möchte man darum Krankenpflegerinnen entbehren? Jahrhundertelang ist die dramatische Kunst nur in den Händen von Männern und Knaben gewesen; niemand, der überhaupt ins Theater geht, würde das zurückwünschen. Wenn man sich über die göttliche Weltregierung seine Gedanken macht — und das ist doch nicht verboten —, wie will man es denn verstehen, daß im Laufe eines Menschenalters Hunderttausende, Millionen von Frauen die Arbeit verlieren, die sie von Anbeginn der Welt gehabt haben, wenn nicht eben ihre Kräfte und Gaben jetzt auf andern Gebieten nötig wären, und zwar auf Gebieten, denen sich die Mehrzahl nimmer freiwillig zuwenden würde? Denn die Stellung als Gattin eines geliebten Mannes, als Herrin eines Hauses, als Mutter teurer Kinder erscheint noch immer jedem weiblichen Wesen, das normal angelegt ist, als die wünschenswerteste. Jedes junge Mädchen wird noch immer unter einigermaßen günstigen Bedingungen den durch die Ehe gegebenen Beruf jedem andern Beruf vorziehen. Aber darin faßt sich die nächste Aufgabe des jetztlebenden Geschlechts zusammen, zu sorgen, daß den vielen Brot und Arbeit zu teil werde, die nicht mehr in der Ehe und durch die Ehe Brot und Arbeit finden. M L

*) Seitdem Obiges niedergeschrieben wurde, hat in Oesterreich und in der Türkei je eine Aerztin die Erlaubnis zur Niederlassung erhalten. Deutschland steht also jetzt ganz einzig da.



## Eine Dichterin des deutschen Hauses

Eine Dichterin — der geneigte Leser erschrecke nicht! Mit dem Begriffe Dichterin verbindet man sonst wohl den Begriff des Blaustrumpfigen, Ueberspannten, Sentimentalen. Wir erinnern nur an Anna Luise Karsch, die vielgepriesene „Sappho" des vorigen Jahrhunderts, an Therese Huber, welche, zweimal verheiratet, gleichwohl in ihrem Hauptroman der Ehelosigkeit das Wort redete, an die exzentrische Gräfin Ida Hahn-Hahn, die Mühlbach, die Marlitt und hundert andre Tagesgrößen, in deren „Werken" die Unnatur und Geschraubtheit, die Blasirtheit und Sentimentalität in erschreckendster Weise Gestalt gewonnen hat.

Ganz andern Geistes ist die Dichterin, die wir heute ins Auge fassen. An sie schrieb einst Adalbert Stifter, der feinsinnige österreichische Dichter:

Lange hat mich nichts so sehr erfreut als Ihr herrliches Buch; in unsrer Zeit der Kunstlosigkeit oder der Kunstungeheuerlichkeit hat dieses gesunde Gestaltungsvermögen mich wie eine reine edle Muse mit klaren Augen angeschaut. Sie sind besonders einer Klippe unsrer Zeit aus dem Wege gegangen, die ich so sehr hasse, der Uebertreibung. Maßhalten dürfte das sicherste, aber schwerste Merkmal des wahren Künstlers sein.

Ein andrer Dichter von Gottes Gnaden, Jeremias Gotthelf, schrieb ihr:

Sie sind im Pfarrhause zu Lützelflüh längst eine liebe Bekannte. Könnten wir Ihnen doch mündlich sagen, wie sehr uns Ihr Buch und alles, was Sie darin aussprechen, erfreut. Das wäre freundlich und schön.

Selbst Männer der strengen Wissenschaft sprachen sich höchst anerkennend über unsre Dichterin aus. Der Philosoph Schelling schrieb ihr einmal:

Nun aber sei kein Augenblick versäumt, Ihnen zu sagen, daß ich Lieblicheres nicht bloß in vielen Jahren nicht, sondern nicht leicht jemals gelesen als diese Erzählungen, die mich in die früheste Jugend versetzten, in die süßesten Erinnerungen einwiegten, und gedankt sei nicht bloß für das Geschenk, sondern für das Werk selbst, und nicht die Schriftstellerin sei gepriesen, sondern die Frau, deren Seele geschaffen war, so liebliche Erscheinungen in ihrer ganzen Einfalt nicht bloß aufzufassen, sondern so rein darzustellen, ohne einen unrechten oder störenden Ton einzumischen.

Wie heißt die Frau, der es gelang, den Beifall der Besten ihrer Zeit zu erlangen? Sie heißt Ottilie Wildermuth.

Ottilie Rooschütz ward am 22. Februar 1817 als die Tochter eines Oberamtmanns in Rottenburg, dem lieblich am Neckar gelegnen Städtchen, geboren, siedelte aber bald mit ihren Eltern nach der Schillerstadt Marbach über, das sie ihre zweite Heimat nannte. Hier verlebte sie, körperlich und geistig kerngesund, eine freundliche Jugendzeit, kam nur einmal auf längere Zeit nach Stuttgart, um dort „Bildung unds Fransenstricken" zu lernen und nebenbei die „Kochet" und die „Nähet" zu besuchen, verkehrte dann viel in Pfarrhäusern, die sie nachmals so überaus lebenswahr zu schildern verstand, und verlobte sich, bereits sechsundzwanzig Jahre alt, mit dem wackern Gymnasialprofessor Dr. Wildermuth in Tübingen, mit dem sie vierunddreißig Jahre lang in glücklichster, gesegneter Ehe verbunden war.

Wie jeder echten Dichternatur war ihr das „Fabuliren" angeboren. Sie erzählte fürs Leben gern. Nie hätte sie gewagt, mit ihrem Talent öffentlich hervorzutreten, wenn sie nicht durch eine heitre Wette dazu veranlaßt worden wäre. Im Jahre 1847 saß sie mit Gatten und Bruder zusammen und las eine Erzählung aus dem Morgenblatte vor. Die Lektüre war so langweilig, daß Ottilie gähnte und zu ihrem Gatten bemerkte: „Du, so könnte eigentlich jeder schreiben." Scherzend meinte der Professor: „Nun, wenns jeder kann, so mußt du es auch können." Ottilie schrieb nun heimlich ein Stück ihrer Marbacher Erinnerungen auf, legte es ins Morgenblatt und las es am nächsten Abend vor. Lachend entdeckten Bruder und Gatte ihre Autorschaft. „Das sollte gedruckt werden", meinte der Gatte. Trotz des Einwurfs Ottiliens: „Ach geh, wer wird das drucken!" ward das Manuskript abgeschickt, und in der Antwort Hermann Hauffs, des damaligen Redakteurs des Morgenblattes, war gleich die Bitte um mehr solcher Erzählungen enthalten. Es erschienen noch manche im Morgenblatte, der vornehmsten Zeitschrift jener Tage, unter dem Titel „Genrebilder aus einer kleinen Stadt". Sie wurden in Buchform ausgegeben; in rascher Folge reihten sich daran die „Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie", „Die alten Häuser von K.", die „Schwäbischen Pfarrhäuser", die „Heiratsgeschichten", die „Gestalten aus der Alltagswelt", die „Hagestolze" und viele

andre. Von ihren größern Erzeugnissen nennen wir: „Auguste, ein Lebensbild“, „Aus dem Frauenleben“, „Die Heimat der Frau“, „Lebensrätsel“, „Perlen aus dem Sande“, „Im Tageslicht“, „Zur Dämmerstunde“ und ähnliche, sowie ihre Gedichte unter dem Titel „Mein Liederbuch“. Die besten ihrer Erzählungen wurden schon bei ihren Lebzeiten zu einer jetzt vergriffnen Gesamtausgabe vereinigt.

Worin der eigentümliche Reiz ihrer Erzeugnisse liegt, ist nach dem oben Mitgeteilten unschwer zu sagen. Eine wunderbare Frische und Lebenswahrheit ist es, die uns in ihren Schriften entgegentritt. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben — und wo ihrs packt, da ists interessant“, dies Goethische Wort hat sich die Wildermuth zum Leitstern bei ihrem poetischen Schaffen erwählt. Ists auch nur ein beschränktes Feld, das sie beherrscht, niemand hat doch das bürgerliche Leben, namentlich das Frauenleben, inniger und sinniger beschrieben und verherrlicht wie sie. Die Wildermuth ist die Dichterin vom deutschen Hause fürs deutsche Haus. Wenn Wilhelm Heinrich Riehl in seinem unübertrefflichen Buche „Die Familie“ das deutsche Haus uns zeichnet als eine Heimstätte der Religiosität und Pietät, der deutschen Zucht und Sitte und neben dem Maler des deutschen Hauses, Ludwig Richter, Jeremias Gotthelf als den Dichter des deutschen Hauses preist, so hätte er ebenso gut auch die Wildermuth nennen können. Denn was Riehl in seinem „Idyll vom deutschen Hause“ von einem echten Hausdichter verlangt, das bietet unsre Dichterin, eine gesunde, gediegne, erheiternde und dabei durchaus christliche Kost, zu der man immer wieder gerne zurückkehrt, die man nie aus der Hand legt, ohne innerlich erquickt, ja erbaut worden zu sein. Ich wüßte keinen Schriftsteller, bei dem, ganz abgesehen von der hohen Schönheit der Sprache und dem reizvollen Bau der Handlung, der Humor so liebenswürdig, die Lebensanschauung so kernhaft, die Religiosität so gesund und das alles der frischeste Ausdruck des tiefinnersten Gemütslebens wäre, als die Wildermuth. Was sie war, das ist sie in ihren Schriften, nicht in erster Linie eine gewandte Berufsschriftstellerin, sondern eine gemütstiefe, echt christliche, frische deutsche Frau, die unter Thränen lächelnd des Abends beim Lampenlicht im Kreise der Familie sitzt und Alt und Jung von ihren reichen Erfahrungen mitteilt. Karl Gerok, ihr Verwandter und geistesähnlicher Landsmann, hat sie schön gezeichnet:

— so weit die deutsche Zunge von dem Fels zum Meere klingt,
Wo um deutsche Fenstersimse sich der Dichtung Rose schlingt,
Sagen dir für schöne Stunden tausend Seelen frohen Dank,
Glänzt dein Name in den Herzen goldner als im Bücherschrank.

Deine Muse ging im Hauskleid, nicht im eiteln Ballkostüm,
Veilchen trug sie in den Haaren, kein erkünsteltes Parfüm,
Wandelte in Haus und Garten lieber als im Prachtsalon,
Sprach vom Herzen warm zum Herzen, fern vom seichten Modeton.

Aber was in Freud und Leide uns die Seele leis berührt,
Hast in lieblichen Gestalten du vor Augen uns geführt:
Kinderglück und Frauenleben, deutsche Lieb und deutsche Treu,
Und so wie es Brauch in Schwaben — etwas Schalkheit auch dabei.

Deiner Laune leichter Stachel, er verletzte tiefer nicht,
Als der Dorn der frischen Rose, die ein Kind vom Hage bricht;
Deines Ernstes trübe Schatten waren nur der Wolke gleich,
Die das Abendrot umsäumet, rosenhell und hoffnungsreich.

Perlen fandest du im Sande, Sonnenschein im ärmsten Haus,
Söhnst ein sonnenloses Leben milde mit dem Schicksal aus,
Predigst wie der Herr im Gleichnis spielend uns das Christentum,
Gottvertraun und Menschenliebe heißt dein Evangelium.

In den Schlußworten des Dichters ist zugleich die religiöse Seite der Dichtungen Ottiliens trefflich hervorgehoben. Persönlich war die Wildermuth nach echt schwäbischer Art eine treue, fromme Christin. Frömmigkeit verstand sich im Vaterhause ganz von selbst. In ihren Mädchenjahren schloß sie sich an den trefflichen Palmer an, der ihr als Diakonus in Marbach in seinen warmen, glaubenstiefen Predigten „gerade das gab, was sie suchte in einer Zeit, wo die Seele umherschwebt wie die Taube aus Noahs Arche und eine Stätte sucht, darauf sie ruhen kann“. Das Erbteil des Vaterhauses brachte sie mit in die Ehe, wo sie in dem Gatten eine gleichgesinnte Seele fand. Wie durch ihr ganzes Leben, so zieht sich nun auch durch alle ihre Schriften



ein frommer Zug hindurch. „Ich erbaue mich an Ihren Schriften wie an der besten Predigt“, schrieb einst eine deutsche Frau an sie; und das ist wahr, die Wildermuth ist eine Predigerin der Demut, der Geduld, des Glaubens, der Liebe, der Zufriedenheit, des Glückes in der Beschränkung; und sie übt mit ihrer Predigt eine so große Wirkung aus, weil sie selbst in all diesen Tugenden eine Meisterin war.

Wer nun aber glauben wollte, in unsrer Dichterin eine jener „christlichen Schriftstellerinnen“ vor sich zu haben, die da wähnen, ihren Beruf umso besser zu erfüllen, je dicker sie die christlichen Farben auftragen und je handgreiflicher sie die fromme Tendenz hervortreten lassen, der würde sich schwer irren. Erbauliche Phrasen, fromme Uebertreibungen, Exkurse, die besser auf die Kanzel taugen, erfundne Bekehrungsgeschichten, überspannte religiöse Charaktere und ähnliche Auswüchse derartiger Schriftstellerei finden sich bei unsrer Dichterin nicht. Ihr Christentum ist durchaus lebenswahr und kerngesund. Auch der ferner Stehende fühlt sich von diesem Christentum, das wahrlich mit Sünde und Gnade, mit Erlösung und ewigem Leben vollen Ernst macht, nicht abgestoßen, sondern angezogen und angeheimelt. Während man einem Jeremias Gotthelf die „theologische Galle“ zum Vorwurf gemacht hat, in die er seine Gestalten getaucht habe, hat keine sogenannte weltliche Feder je gewagt, sich über das Wildermuthsche Christentum nur irgend mißliebig zu äußern. Männer wie Bodenstedt, Edmund Höfer, Hackländer und andre wird man sicherlich für solche gelten lassen, die in litterarischen Dingen richtig urteilen konnten und dabei von aller falschen Voreingenommenheit für christliche Schriftstellerei frei waren. Daß sie der Schriftstellerin von Anfang an ihre vollste Teilnahme entgegenbrachten und um ihre Mitarbeit an ihren Journalen immer wieder warben, das dürfte Beweis genug sein, wie wenig tendenziös das Christentum in Wildermuths Werken auftritt. Ottilie Wildermuth ist eine der wenigen christlichen Schriftstellerinnen, die es verstanden, durch ihre Erzeugnisse auch weltlichen Kreisen die höchste Achtung abzunötigen, im Gegensatze zu so vielen, die mit ihren süßlichen Machwerken die ganze christliche Schriftstellerei in Mißkredit bringen. Sie ist und bleibt eine Dichterin von Gottes Gnaden und hat ein Recht darauf, die Dichterin des deutschen Hauses genannt zu werden.

Warum wir gerade zu gegenwärtigem Zeitpunkte das Andenken dieser edlen Frau erneuern? Nicht bloß weil es uns lange schon am Herzen gelegen hat, unsern Leserinnen und auch unsern Lesern eine Schriftstellerin zu empfehlen, deren Leben und Streben mit dem zusammenklingt, was wir in diesen Blättern wollen, sondern aus einer unmittelbaren Veranlassung heraus. Ottilie Wildermuth hatte im Daheimkalender angefangen, ihre Jugenderinnerungen zu schreiben, war aber darüber von dem Tode überrascht worden. Was die Freundinnen und Freunde der Dichterin — und der Verfasser dieser Zeilen gehört zu ihnen — schon lange gewünscht und gehofft, es möchten die kurzen Skizzen von der Hand Ottiliens zu einer vollständigen Lebensbeschreibung erweitert werden, das ist vor kurzer Zeit geschehen. Aus Briefen, Tagebüchern und sonstigen Aeußerungen der trefflichen Frau haben ihre beiden Töchter, Agnes und Adelheid, selbst begabte Schriftstellerinnen, ein schönes, anmutiges Lebensbild ihrer seligen Mutter zu machen gewußt, das, mit einigen hübschen Bildern geschmückt, bei Gebrüder Kröner in Stuttgart zum Preise von 6 Mark erschienen ist. Wer einer echten deutschen Hausfrau, einer edlen evangelischen Frauengestalt nahe treten und ins Herz hineinschauen möchte, der lese dies Schriften und vor allem auch das Lebensbild der Dichterin des deutschen Hauses. F B

## Des Herrn Archemeros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 12. Barometrische Studien

Im August 1873 wohnte ich einige Zeit in dem Hotel „Zur Post“ in Airolo. Ich empfehle es euch, es ist gut. Aber davon wollte ich nicht reden. Es war eine große und lebhafte Fremdenkolonie in dem Gasthofe vereinigt: Mailänder Juristen

und Geldleute mit ihren Familien, und einige norddeutsche Familien: Justizräte, Professoren und Geistliche, Männer, Frauen, erwachsene Töchter und Knaben; die erwachsenen Söhne waren auf Fußwanderungen im Harz, im Schwarzwald, in Tirol. Außerdem war ein Junggeselle da aus Halle oder Aschersleben oder Roßla, ein hübscher, langer, schwarzer Mensch, vergnügt und immer zu allem aufgelegt. Die Landsleute riefen ihn, wenn er nötig schien, und ließen ihn gehen, wenn man seiner nicht bedurfte, er nahm das alles als selbstverständlich und mit Heiterkeit hin.

Ich sah seinem Wesen und Treiben zu und dachte, er belustige sich innerlich über uns. Es fragte ihn einer, womit er sich beschäftige, wenn er für sich sei. Mit barometrischen Studien, war die flinke Antwort. Ich glaubte ihm das nicht, denn während die andern kein gutes Gewissen hatten, wenn sie nicht zwischen Frühstück und Mittagbrot tausend Fuß in die Höhe geklommen waren, so trieb er sich bald da bald dort im Thale oder auf der Gotthardstraße herum, saß auf einem Felsen, sonnte sich und las, und wenn abends die Abenteuer des Tages mit scheinbarer Gleichgiltigkeit oder mit Pathos oder mit Sommerfrischlergeschrei berichtet wurden, so lächelte er gutmütig, verschmitzt und still ergötzt in sich hinein.

Auf seinen kleinen Wanderungen — denn große unternahm er in der That nie — begleitete ihn öfters der Sohn eines deutschen Professors. Man sah, daß er den Knaben sehr lieb gewonnen hatte; er fuhr ihm manchmal mit der Hand über das braune, schwer zu scheitelnde Haar; wenn er durch Airolo mit ihm ging, hatte er ihn an der Hand gefaßt, und er jagte wie ein Schulkamerad mit ihm an den Bergseiten hinauf. Das ist ein Glückskind, sagte er manchmal mit fröhlichen Augen zu mir, der Junge heißt Gisbert Felseneck, nur daß er Gisbert heißt, das macht ihm das Leben zu einem Freudenspiel! „Ihm ist, eh er es lebte, das volle Leben gerechnet, eh er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt!“ Wenn er später einmal in einem fremden Hause seine Karte hineinsendet, dann wenden sich ihm geistig schon Köpfe und Herzen zu, lange, ehe er eingetreten ist. Wenn er seine Karte auf der Straße verliert, so denkt der Finder: Das muß ein vornehmer Mann sein. Bewerbe ich mich um eine Stelle, und meldet mich der Kanzleidiener an: Herr Peter Hutzler, so sagt der Büreauchef: Der Mann soll warten, und eine Stunde später nimmt er mich zwischen Thür und Angel an. Peter ist Stehplatz, Gisbert ist erster Rang. Das sagte er so heiter hin, daß ich ganz vergaß, daß er Peter hieß.

Aber durch Gisbert erfuhr doch die ganze Gesellschaft, daß der „lange Fremde“ Peter heiße, und es ward sofort im Benehmen merklich; man ward noch bequemer im Verkehre mit ihm und erzählte noch lauter und noch lachender als früher, wenn er wieder einmal den Mut gehabt hatte, seinen Tag ganz anders zu verleben als alle andern.

Er machte in der That barometrische Studien, offenbar seit Jahren.

Plötzlich aber, wirklich ganz mit einem Schlage, veränderte sich der Ton, in dem man mit Herrn Peter sprach. Kam er morgens zum Frühstück herunter, so wurde ihm hie und da ein Platz am Frühstückstische angeboten, andre rückten wenigstens, um ihm Platz zu machen, und schoben einen Stuhl mit stummer Beredsamkeit zurecht; bei Tisch hörte ich, wie der Herr Wirkliche Geheimrat verbindlich fragte: Nehmen Sie noch an einer Flasche Barletta teil? Damen riefen in hohem und bestrebt naivem Tone: Sie sind doch mit von der Partie? Herr Peter hatte nämlich drei Tage vorher einem Gespräche überaus aufmerksam zugehört, in dem der Herr Superintendent a. D., der Herr Justizrat und der Herr Obersteuerkommissar sich über den Wert eines eignen Hauses unterhalten und seufzend geschlossen hatten: Ach, wenn es uns doch noch so gut würde, daß wir wenigstens ein kleines Haus erwerben könnten. Herr Peter, der bis dahin völlig geschwiegen hatte, äußerte harmlos: Ich besitze drei Häuser. Sofort merkte der Obersteuerkommissar, daß Herr Peter eigentlich nicht ganz im Kreise der andern hatte sitzen können, und rückte höflich etwas nach rechts; der Herr Superintendent goß Herrn Peter in sein Glas auf, obgleich



dieser noch kaum einen Zug aus dem vorhin gefüllten Glase gethan hatte; der Herr Justizrat wurde nachdenklich.

Dann vergingen acht Tage. Nach Umlauf dieser Zeit nahm der Herr Justizrat, er war mit vier Töchtern zur Kur in Airolo, Herrn Peter mittags nach Tisch vertraulich zur Seite und sagte: Junger Freund, ich nehme wirklich rechten Anteil an Ihnen. Wie kommen Sie mit der Verwaltung eines so großen Besitzes zurecht? Was sind das für Häuser? In der Stadt? Oder ein Gütchen draußen?

Herr Peter antwortete freundlich: Ja, es sind drei Häuser: eine Gedankenmühle, ein Schweighäuschen und ein Gotteshaus.

Der lange Peter geht nicht mit, sagte eine halbe Stunde später des Herrn Justizrats jüngste Tochter zu einer Freundin, die sie seit acht Tagen kannte und seit sieben Tagen mit Du anredete.

Herr Peter Hutzler aber setzte seine barometrischen Studien fort.

---

## Bücher und Schriften

**(Die Predigt der Kirche)** Wir machen hier unsre Leser auf ein Unternehmen aufmerksam, das auf einem sehr glücklichen Gedanken beruht. Es soll eine „Klassikerbibliothek der christlichen Predigtlitteratur“ geschaffen werden, in der die Hauptvertreter der christlichen Predigt aller Jahrhunderte, aller Bekenntnisse, aller Richtungen in einer Auswahl ihrer geistlichen Reden vor uns vorüberziehen. Einleitende Aufsätze sollen den innern und äußern Lebensgang der betreffenden Prediger und die Eigentümlichkeiten ihrer Predigtweise übersichtlich darlegen.

Daß man durch diese Sammlung die Meditation für die homiletische Praxis zu fördern hofft, kommt uns weniger in Betracht als der Hauptzweck, dadurch „eine Anregung zum Studium der christlichen Homiletik und ihrer Geschichte auf komparativem Wege zu geben.“ Das klingt etwas gelehrt, sagt auch nicht genug: nicht bloß die christliche Predigtkunst und ihre Geschichte müßte man mit Hilfe dieses Werkes würdigen lernen, sondern, wenn doch die Predigt die vornehmste Lebensäußerung der Religion des Wortes ist und in der Predigt immer der kirchliche Zeitgeist nach seinen Vorzügen und Schwächen am deutlichsten sich darstellt, so kann die vergleichende Lektüre der berühmtesten Predigten aus allen Zeitaltern der Kirche nicht nur die reichste Erbauung gewähren, sondern führt uns die Entwicklung der Kirche selber vor: sie zeigt uns, was in den verschiednen christlichen Gemeinschaften je und je das Evangelium gegolten hat, wie weit es für das Leben fruchtbar gemacht wurde.

Die Fr. Richtersche Verlagshandlung in Leipzig hat sich mit dem Pfarrer Lic. G. Leonhardi in Zschaitz als dem Herausgeber dahin vereinigt, daß etwa fünfzig Bände erforderlich sein werden, um dem Zweck zu genügen, deren jeder in hübschem Einbande nur 1,60 Mk. kostet. Bis jetzt sind sechsundsiebzig Männer festgestellt, mit deren Predigten wir bekannt gemacht werden sollen — es müssen also öfters je zwei von ihnen in einem Bande behandelt werden; bei dem engen Druck ist das auf 11 bis 12 Bogen wohl möglich.

Mit der Auswahl können wir uns einverstanden erklären; höchstens „aus dem patristischen Zeitalter“ sähen wir gerne noch Zeno von Verona berücksichtigt, nötigenfalls auf Kosten des Petrus von Ravenna oder des Fulgentius, und mindestens einen der großen Prediger in syrischer Sprache, etwa Ephraem, darf eine solche Sammlung nicht beiseite lassen; hoffentlich finden unter den noch Ungenannten aus der reformirten Kirche Kohlbrügge und Vinet ihre Stelle.

So würden wir alle Ursache haben, die „Predigt der Kirche“ aufs wärmste zu empfehlen, wenn uns nicht die vier*) bisher erschienenen Bände einigermaßen enttäuscht hätten.

Am wenigsten gilt das noch von Band 2 und 3, die Luthers ausgewählte Predigten und Kasualreden mit einer einleitenden Beschreibung von Pastor Joh. Zimmermann enthalten. Wir empfangen da im ganzen sechsundzwanzig Nummern, die sich gut über die gesamte Predigtthätigkeit des Reformators hin verteilen; das älteste eine Rede über Joh. 11 aus dem Jahre 1518, das Letzte die Predigt, die Luther ein paar Tage vor seinem Tode zu Eisleben über Matth. 11, 23—30 gehalten hat. Außer ganzen Predigten hat der Herausgeber auch einzelne Abschnitte von besonderm Interesse aufgenommen; so Nr. 17 aus der Predigt von der Hochzeit zu Kana, Nr. 10, 14 und 22 Fragmente aus der Kirchen-, der Hauspostille und aus Predigten über zusammenhängende alttestamentliche Schriftstücke. Es ist Gelegenheit geboten, Luthern als Ausleger des Alten wie des Neuen Testaments, der Perikopen wie freier Texte, der Episteln wie der Evangelien kennen zu lernen, als Prediger an hohen Festtagen wie in kleinen Wochengottesdiensten, bei besondern Gelegenheiten wie im gewöhnlichen Gange des Amtslebens. Und nicht bloß formell ist die größte Mannigfaltigkeit erreicht, ebenso erfolgreich hat Zimmermann Predigten von möglichst verschiedenem Inhalt ausgesucht; man kann aus diesen Bändchen ein

*) Inzwischen sind weitere acht Bände erschienen. Der Abdruck obiger Anzeige verzögerte sich, weil wir der Kritik der besprochenen Chrysostomuspredigten unsrerseits eine verdeutschte Chrysostomuspredigt mit zum Geleit geben wollten. D H

ziemlich vollständiges Bild der Anschauungen Luthers über alle wichtigen Fragen evangelischen Glaubens und christlichen Lebens schöpfen. — Die Auswahl der Predigten also ist eine sorgfältige und wohlgelungene: mit dankbarem Genusse wird jeder, der auf solchem Wege eine Schätzung Luthers als Volkspredigers gewinnen möchte, diese schöne Sammlung benutzen. Nur die Monographie über D. Martin Luther auf S. V bis XXVIII hat uns wenig befriedigt. Der Verfasser scheint da einerseits zu viel, anderseits zu wenig angestrebt zu haben. Zu viel: denn gerade bei Luther dürfte es nicht nötig sein, erst über seinen Entwicklungsgang und seine Bedeutung zu orientiren; zu wenig: denn die starken Eigentümlichkeiten der Predigtweise Luthers werden nicht hinreichend hervorgehoben. Daß Luther auch als Prediger gewaltig gewirkt hat, bestreitet niemand; nur wie diese Wirkung sich aus seinen homiletischen Eigenheiten, vielleicht trotz ihnen erkläre, möchte man erfahren. Der Verfasser giebt aber mehr eine in viel zu allgemeinen Wendungen sich ergehende Lobrede auf Luther, als daß er im einzelnen Vorzüge und Mängel seiner Predigtmethode beobachtete und erfassen lehrte. Sein Hauptinteresse richtet sich auf den Nachweis, daß „die Predigt Luthers in dem Meere homiletischer Wogenfülle von alten Tagen bis zu dem breiten Strome der Gegenwart nicht die Erhebung einer besonders mächtigen und hohen Woge ist, sondern ein prinzipiell Neues darstellt.“ Das ist aber entweder selbstverständlich oder übertrieben; und keinesfalls werden in dieser Einleitung, wie es doch sein sollte, die Eindrücke zusammengefaßt und zu einem klaren Bilde gestaltet, die man beim Lesen der nachfolgenden Predigten gewinnt. Doch wird diesem Mangel bei einer neuen Auflage leicht abgeholfen werden können.

Nicht für besser können wir die einleitende Monographie im vierten Bande halten, die W. von Langsdorff den fünfzehn ausgewählten Predigten von Claus Harms voranschickt. Die Vorsätze des Herausgebers sind die besten, aber er ist von der Genialität und Größe seines Helden so überzeugt, daß er es zu keiner unbefangenen Kritik an ihm bringt — kaum daß er einmal Paradoxien und Anstreifen ans Sentimentale bei ihm anerkennt. Gewiß ist Claus Harms Name unsterblich in der Geschichte der christlichen, zumal der lutherischen Predigt; aber wer von seinen fünfundneunzig Thesen zum Reformationsjubiläum 1817 als von dem Gewitter reden kann, das klärend gewirkt, und durch welches das Licht des Evangeliums in den Geistern nach trüber Zeit wieder auflebte, wer von Harms bei dieser Gelegenheit behauptet: er stand in der Schrift, die andern (nämlich die Gegner seiner Thesen, wie Schleiermacher) draußen, der verrät doch recht mangelhafte Kenntnisse von der Kirchengeschichte jener Zeit. Denn jene Thesen haben weder den Rationalismus erschlagen, noch haben sie den Beifall aller damals in der Schrift stehenden Männer gefunden: sie sind das Schwächste, was Harms veröffentlicht hat. Man ist nach solchen Aeußerungen auf eine kritiklose Bewunderung der Harmsschen Predigten gefaßt, und diese Erwartung bestätigt sich denn auch: ein Bild mit lauter Licht wird uns geboten, von dem sich das Auge unbefriedigt abwendet. Weniger einzuwenden ist gegen die Auswahl der Predigten, nur würde ich unter fünfzehn Nummern nicht gerade elf den frühesten Jahren von Harms bis 1817 und dann bloß noch vier dem folgenden Jahrzehnt entnommen haben. Bei einem Manne, der bis 1849 das Pfarramt verwaltet und bis 1852 zahlreiche Predigten veröffentlicht hat, scheint mir diese Beschränkung auf die erste Lebenshälfte ungerechtfertigt. — Auch die Korrektheit des Druckes läßt in diesem Bande zu wünschen übrig.

Immerhin hat man von diesen drei Heften noch manche Freude; von dem ersten, durch Leonhardi selber bearbeiteten dagegen kann ich nur sagen, daß es geeignet ist, das ganze Unternehmen in Mißkredit zu bringen! Die Einleitung ist nur eine schlecht geschriebene, an Verstößen reiche Zusammenstellung der überall zugänglichen Notizen über Johannes Chrysostomus, wobei nicht einmal für Erläuterung der dem Nichttheologen unverständlichen Ausdrücke gesorgt wird; die Charakterisirung der Predigtweise des Mannes aber enthält außer trivialen Allgemeinheiten nur verkehrte Behauptungen. Die Berechtigung des Verfassers, über Chrysostomus den Menschen oder den Prediger zu urteilen und andre zu belehren, wird durch kein Wort erwiesen. — Und die neunzehn Predigten oder Predigtfragmente selber? Ich will über die Wahl nicht rechten. Wenn man bei ihr die „geschichtliche Bedeutung“ der Predigten besonders ins Auge faßte, so verstehe ich das Ergebnis; aber ich dächte, bei einer Würdigung des Homileten Chrysostomus dürfte man an seinen Homilien über die Briefe des Paulus, die Evangelien nicht vorübergehen; hier, wo er im Zusammenhange den Inhalt ganzer Bücher zu reproduziren hat, steht er auf der Höhe; da zeigt sich am glänzendsten, wie er eine seltene praktische Begabung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, wie er taktvolle Schriftauslegung mit kraftvoller Schriftanwendung zu verbinden weiß. Doch nicht was wir empfangen, will ich bemängeln, sondern wie wir es empfangen. Schon im Programm hieß es, die Ausgabe der nichtdeutschen Predigten solle nach den besten Uebersetzungen erfolgen. Das ist ja auch zu billigen, wenn wie bei Spurgeon die Uebersetzung unter den Augen des Predigers angefertigt worden ist, oder wenn es sich um englische, dänische, französische Predigten aus neuerer Zeit handelt, bei denen jede halbwegs geschickte Uebersetzung bis ins feinste Geäder der Rede hinein den ursprünglichen Ton treffen und den gleichen Eindruck wie das Original hervorrufen kann — auch bei syrischen Homilieen möchte man sich an eine als zuverlässig anerkannte Uebertragung halten: Kenntnis aller Zungen, in denen die Predigt der Kirche erschollen ist, darf von keinem gefordert werden. Aber bei griechischen und lateinischen Vätern sich einfach auf sogenannte beste Uebersetzer zu verlassen, sollte ein evangelischer Theologe zu stolz sein. Ich bedaure es aufrichtig um des Unternehmens willen, daß Leonhardi bei Chrysostomus solche Bedenken nicht gehabt hat. Wer da seine Autoritäten sind, weiß ich zwar nicht; aber schon aus Gründen innerer Kritik möchte ich behaupten, daß er bei verschiedenen Predigten sich verschiedener Uebersetzer bedient hat. Dadurch wird es notwendig dem Leser erschwert, sich ein Gefühl für die formalen Eigentümlichkeiten des Homileten zu bilden, denn etwas von der Individualität des Uebersetzers fließt auch bei der größten Vorsicht in seine Textwiedergabe. Dazu kommt aber, daß mindestens eine dieser Uebersetzungen eine ganz erbärmliche ist. Die Predigten 8 und 11 z. B. sind nicht bloß in dürftiges Deutsch übertragen, sondern auch mit einer solchen Fülle grober Mißverständnisse, mit solcher Ungleichmäßigkeit in der Wahl der Ausdrücke, mit solcher Unfähigkeit die Farbe des Urtextes zu treffen, daß es mir leid thäte um den Chrysostomus, wenn jemand an der Hand solcher Verdeutschungen seine Predigtgabe beurteilen wollte, da doch gerade seine Beredsamkeit so ganz griechisch ist, daß jede Entfernung vom Mutterboden, auch die schonendste, ihm schädlich werden muß. Wer deutschen evangelischen Christen den alten Chrysostomus einigermaßen nahebringen und liebmachen will, der muß sich selber gründlich in ihn hineinlesen und dann die ergreifendsten oder inhaltreichsten seiner Predigten mit hingebender Treue, die bei einem solchen Meister der Rede am wenigsten in ängstlicher Wörtlichkeit sich äußern wird, übertragen, sie umpflanzen, ohne die zarten Blätter zu zerdrücken, ohne die kunstvollen Schattirungen plump zu verwischen, sie nachschaffen. Hoffentlich bieten die spätern Lieferungen der „Predigt der Kirche,“ soweit es sich um Prediger aus der alten Welt handelt, nicht auch bloß Abdrücke aus allerhand besten Uebersetzungen von vor fünfzig oder hundert Jahren: sonst müßten wir uns vor der katholischen Kirche schämen, die in ihrer „Kemptener Bibliothek“ eine zweifellos bessere Uebersetzung ins Deutsche, und für jeden Autor aus Einer Feder besitzt.

Wenn wir uns gewöhnen unter dem blinden Applaus der Parteigenossen bei Arbeiten mit praktischer Tendenz die Bequemlichkeit entscheiden zu lassen und für Pastoren oder Laien das erste Beste gut genug zu finden, dann werden wir in dem Kampfe gegen die zahllosen Feinde evangelischen Wesens nicht obsiegen; sittlicher Ernst muß unsre vornehmste Waffe sein, und wissenschaftlicher Ernst, der freilich alle hastige Fabrikschreiberei ausschließt, ist nur eine Seite von diesem.

J

## Verschiedenes

**(In Sachen des Pastors Ziegler)** Die Frage nach den Grenzen der Lehrfreiheit bewegt aus Anlaß des Falles Ziegler viele Gemüter. Daß die entgegengesetzten Meinungen darüber von beiden Seiten eifrig verfochten werden, ist ganz in der Ordnung, ja der Ernst der Sache fordert es. Aber was soll inmitten dieser Verhandlungen der elende Klatsch und die Verleumdung?

Die Kons. Korr. hat gegen den Pastor Ziegler folgende persönliche Beschuldigung verbreitet, die ungezählte konservative Blätter, obwohl sie den Stempel des Unwahrscheinlichen an der Stirn trug, schleunigst abgedruckt haben — uns kam sie zuerst in der Kgl. Leipziger Zeitung zu Gesicht —:

„Ueber Toleranz und Intoleranz der »Orthodoxen« wird sich der kirchliche Liberalismus kaum jemals belehren lassen. Wir wollen darum einmal einen Fall von wirklicher Intoleranz der eben erwähnten eingebildeten gegenüberstellen, einen Fall, der sich auf denselben Herrn Pastor Ziegler bezieht und welcher sich vor etwa zwei Jahren in Liegnitz zugetragen hat, aber damals »um des lieben Friedens willen« der Oeffentlichkeit vorenthalten worden ist. Zu jener Zeit lag in der genannten schlesischen Stadt die greise Mutter eines Kaufmanns im Sterben. Die alte Frau hatte sich den Pastor primarius Ziegler zum Seelsorger erkoren und wünschte ihn herbei an ihr Sterbebett zur Spendung des letzten Trostes. Der Geistliche vertröstet den zweimal entsandten Boten durch nichtige Gründe auf später; als aber der Sohn in tiefster Bekümmernis selber in das Pfarrhaus ging, erklärte Herr Pastor Ziegler rundweg, die Wohnung, welche er, der Kaufmann, inne habe, werde er niemals betreten — denn das widerstreite seinen politischen Grundsätzen. Der in Rede stehende Kaufmann, der Sohn der sterbenden Mutter, war nämlich bei den letzten Wahlen in konservativ-christlichem Sinne thätig gewesen und hatte den für den Freisinn wirkenden Geistlichen dadurch geärgert. Trotz des Bittens des Sohnes war Herr Pastor Ziegler nicht zu bewegen, der Sterbenden, die ihn als ihren Seelsorger ansah, den letzten Trost zu spenden; selbstverständlich aber war ein anderer Geistlicher sofort hierzu bereit. Nun fragen wir: Wer ist intolerant? Der »orthodoxe« Christ, welcher an dem Fundament seiner Glaubenslehren nicht rütteln lassen will, oder der nach politischen Parteirücksichten handelnde — übrigens der Liegnitzer Gruppe des Judenschutzvereins angehörige — »liberale« Pastor primarius Ziegler?“

Dem gegenüber stellen wir nach zuverlässiger Erkundigung Folgendes als thatsächlich fest und ersuchen die Kons. Korr. um rückhaltlose Berichtigung der von ihr in Umlauf gesetzten Unwahrheit.

Die Mutter des Kaufmanns, ein dem Pastor Ziegler sehr wertes Gemeindeglied, ist von diesem vierzehn Jahre hindurch vielfach unterstützt und regelmäßig besucht worden, hat auch von ihm mehrmals in ihrer Wohnung das heilige Abendmahl empfangen. Diese Besuche hat Pastor Ziegler fortgesetzt, als der seiner politischen Richtung nach ihm wohlbekannte Sohn die Mutter für die letzte Zeit ihres Lebens in sein Haus aufgenommen hatte. Selbstverständlich war Pastor Ziegler auch bereit, ihr auf dem Sterbebett das heilige Abendmahl zu reichen; aber

in der Voraussetzung, daß der Sohn es mitgenießen werde, machte er diesem einen seelsorgerlichen Vorhalt wegen eines Vorkommnisses, das ihn eben damals in den Mund der Leute gebracht hatte. Das Vorkommnis ist uns unter der Bedingung, daß wir keinen öffentlichen Gebrauch davon machen, näher bezeichnet worden. Der Sohn lehnte darauf die Erteilung des heiligen Abendmahls an seine Mutter durch Pastor Ziegler entschieden ab.

Es muß jeden Konservativen bitter betrüben, daß die konservative Presse sich zur Verbreitung von derlei Unwahrheiten so leichtsinnig hergiebt. Meint sie es ihrer politischen Stellung schuldig zu sein, daß sie gegen Pastor Ziegler in die Schranken tritt, so halte sie doch ihre Waffen blank von Klatsch und Verleumdung. R

**(Antwort auf die Anfrage in Nr. 17)** Da es vielleicht für den und jenen in unserm Leserkreise von Interesse ist, teile ich die freundlichst erfolgte Antwort auf unsre Briefkastenanfrage in Nr. 17 mit. Als die gesuchte Anstalt wird uns das Deutsche Samariter-Ordensstift zu Kraschnitz genannt. Ueber Aufnahme hat der Vorsitzende des Verwaltungsrats, Graf L. von der Recke-Volmerstein, daselbst zu bestimmen. D H

## Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 2 Mk. von B V, Berlin.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Wolf an der Mosel: 10,50 Mk. Ertrag eines Familienabends des Evangelischen Bundes in Auerbach; 10 von A Z, Erlangen.

Für die deutsche evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 20 Mk. von H L R, Herrnhut; 10 von A Z, Erlangen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 19 der „Chronik der Christlichen Welt“**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

### Flugblatt

„Was will die Invaliditäts- und Altersversicherung?“ Verbesserte Auflage. Dieses Flugblatt ist zunächst für die Bedürfnisse meiner Gemeinde geschrieben worden. 100 Stück 1.50, 500 Stück 6.50, 1000 Stück 10.50 Mark portofrei. Pfarrer Rade, Schönbach (Sachsen)

### Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

**Armknecht**, P. O., **Die Hoffnung der Kirche** und ihre Bedeutung für das christliche Leben. 1,50 M.

**Becker**, Bernh., **Die christliche Volksunterweisung**, ein Bindeglied zwischen der Reformation u. dem Pietismus. 2 Vorlesungen am theol. Seminar der Brüdergemeine in Gnadenfeld. 80 Pf.

**Cremer**, D. H., **Das Wort vom Kreuze.** Ein Jahrgang Predigten. 6 M., geb. 7 M.

**Grau**, R. F., **Jesus und die Armut.** Festrede am Krönungstage des Js. 1891 in der Aula der Universität zu Königsberg. 30 Pf.

— — **Was bleibt vom Alten Testament?** Vortrag, am 16. Febr. 1891 in Berlin gehalten. 30 Pf.

**Holtzheuer**, Sup., **Die Auslegung der heiligen Schrift** in der Kirche, der theol. Wissenschaft und den Sekten. Vortrag. 40 Pf.

**Pfotenhauer**, P. J., **Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.** Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit, zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas. Erster, geschichtlicher Teil. 4 M.

**Reiche**, Dr. L., Gen.-Sup. in Bückeburg, **Gesetz und Evangelium** nach Luthers kleinem Katechismus. Spruchbuch mit Leitfaden für den Konfirmandenunterricht bearbeitet. 1,20 M.

**Rönneke**, Lic. theol. R., **Pius IX. Encyklika und Syllabus** vom 8. Dez. 1864 als ein Beitrag zum Verständnis der kirchlichen Lage der Gegenwart f. ev. Christen verdeutscht u. erklärt. 1,50 M.

**Schlosser**, Gustav, **Vorträge.** 5 M., geb. 6 M.

**Warneck**, D. G., **Die Aufgabe der Heidenmission** und ihre Trübungen in der Gegenwart. 40 Pf.



# Einladung zum Evangelisch-sozialen Kongreß

Der Evangelisch-soziale Kongreß wird seine diesjährige Versammlung **am Donnerstag den 28. und Freitag den 29. Mai** in Berlin abhalten.

Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, die sozialen Zustände unsers Volkes vorurteilslos zu untersuchen, sie an dem Maßstabe der sittlichen Forderungen des Evangeliums zu messen und diese selbst für das heutige Wirtschaftsleben und die in ihm Stehenden fruchtbarer und wirksamer zu machen als bisher.

Indem wir in Ausführung der uns vom vorjährigen Kongreß übertragenen Vollmachten alle deutschen evangelischen Christen, welche die Ziele des Kongresses billigen, zur Teilnahme an dieser Versammlung hierdurch ergebenst einladen, geben wir uns der Hoffnung hin, daß die im vergangnen Jahre aussichtsvoll begonnenen Arbeiten durch zahlreiche Beteiligung weiter Kreise an den bevorstehenden Verhandlungen einen erfreulichen und erfolgreichen Fortgang finden werden.

Das Programm des Kongresses ist folgendes:

1. **Mittwoch den 27. Mai:**
   A. Nachmittags 4 Uhr im Hospiz der Stadtmission, Mohrenstr. 27, **Sitzung des Ausschusses und Aktionskomitees des Kongresses.**
   B. Abends 8 Uhr im Saale des Christlichen Vereins junger Männer, Wilhelmstraße 34, **gesellige Vereinigung** der bereits anwesenden Teilnehmer am Kongresse.
2. **Donnerstag den 28. Mai**, früh 9 Uhr, im großen Saale der Stadtmission, SW. Johannistisch 6 (dicht vor dem Halleschen Thore), **erster öffentlicher Verhandlungstag:**
   A. Gebet,
   B. Eröffnungsansprache des Vorsitzenden,
   C. Jahresbericht des Generalsekretärs,
   D. Verhandlungen:
   a) **Religion und Sozialdemokratie.** Referent: Herr Professor D. Herrmann aus Marburg.
   b) **Die Erziehung der gewerblichen Jugend.** Referent: Herr Eisenbahndirektor Garbe aus Rummelsburg bei Berlin. Korreferent: Herr Dr. Otto Kamp aus Frankfurt a. M.
   c) **Individualismus und Sozialismus.** Referent: Herr Hofprediger a. D. Stöcker, Berlin.
3. **Freitag den 29. Mai**, früh 9 Uhr, **zweiter öffentlicher Verhandlungstag:**
   Verhandlungen:
   a) **Zur ländlichen Arbeiterfrage.** Referent: Herr Landesökonomierat Nobbe, Berlin.
   b) **Die kirchliche und soziale Notwendigkeit der Beseitigung aller Gebühren und Honorare für kirchliche Handlungen.** Referent: Herr Pastor D. Sulze aus Dresden.

Eintrittskarten für 1 Mark, die zur Teilnahme am Kongresse berechtigen, sind acht Tage zuvor zu haben im Zentralbüreau der Stadtmission, Berlin SW., Johannistisch 6, und in der Buchhandlung der Stadtmission, Mohrenstraße 27, sowie an den Verhandlungstagen selbst an den Eingängen zum Saal.

Etwaige Anfragen sind zu richten an den Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses, Herrn cand. theol. Göhre, Berlin W., Köthenerstraße 46.

Berlin, am 1. Mai 1891

**Das Aktionskomitee und der Ausschuß des Evangelisch-sozialen Kongresses**

Soeben erschien im unterzeichneten Verlage:

**Die Konfessionen und die soziale Frage.**

Von

**Martin Rade**

Pfarrer in Schönbach O.-L.

**Preis 25 Pfennige.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt von der

**Buchhandlung des evangel. Bundes von Carl Braun in Leipzig.**

Im Verlag von **C. G. Roßberg** in **Frankenberg** erscheint am 4. Mai:

**Dringende Wünsche.**

**Ein Kapitel für die Sächsische Landessynode des Jahres 1891.**

Von **Minimus Confessor.**

62 Seiten. **Preis 70 Pf.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; gegen Frankoeinsendung von 75 Pf. in Briefmarken auch von der obengenannten Verlagshandlung.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

**Die Auferstehung Jesu** Christi. Eine historische Untersuchung für die Gebildeten. Von Lic. theol. E. G. Steude. Brosch. 2 M.

**„Mit Gunst!“** Aus Vergangenheit und Gegenwart d. Handwerks. Von Bruno Bucher. Preis broschirt 6 M., in Leinwand M 7.25, in eleg. Halbfranz M 8.50.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas“**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

**Hierzu eine Beilage von Peter Hobbing, Verlagshandlung in Leipzig**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 20 — Leipzig, den 14. Mai — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Pfingsten — Die dreifache Gabe des Pfingstgeistes — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 13. Wie Herr Philippus entdeckt, daß Ludwig zweifarbige Augen hat — Edmond de Pressensé über Robertson — Die Evangelische Allianz in Florenz: 4. Die Erfolge der Allianzversammlung — Die Lahmlegung der sozialen Liebesthätigkeit eines evangelischen Geistlichen. Zum Fall Klein-Reinerz — Evangelischer Schriftstellerverband — Verschiedenes: Drummonds Naturgesetz in der Geisteswelt; Noch eine Antwort auf die Anfrage in Nr. 17 — Anzeigen


## Pfingsten

In grünen Flammen rauscht der Wald sein hohes Lied zum Himmel,
Aus allen Tiefen singend bricht der Blüten hold Gewimmel.
Krystallen wölbt sich über mir ein Dom in blauem Glanze,
Des Lenzes Lebenshauch durchströmt mit Macht das Schöpfungsganze.
Der Flur entquillts wie Weihrauchduft der Blumenauen Sarons,
Der Atem Gottes sprengt den Bann des Mandelstabes Aarons.
In Liebe jauchzt die Kreatur! — das ist die rechte Gnosis
Des Vaters, — brennend blüht der Strauch, wie einst im Feuer Mosis.
Gen Himmel fuhr der ewge Sohn, Er der Regenten Größter,
Und sandte aus den Wohnungen des Vaters uns den Tröster.
O Tag der Gnade, wundersam hör ichs in Lüften brausen, —
Das ist der Geist, Er kommt, Er naht im stillen, sanften Sausen.
Er ist die Kraft, die Wunder schafft vermöge jener Klarheit,
Die höher als der alte Bund, Er ist der Geist der Wahrheit.
Er straft die Lüge dieser Welt mit Worten des Gerichtes,
Den geistlich Armen öffnet Er ein Himmelreich des Lichtes.
Er schreibet der Geschichte vor des neuen Lebens Bette,
In seiner Kraft beweget sich auch heute noch die Stätte.
Er haucht mit seinem Odem an die dörrenden Gebeine,
Und wenn der Mund der Menschen schweigt — es reden doch die Steine.

O komme, königlicher Gast, wie einst zur Schar der Brüder
Der ersten Zeit, o Liebe, komm im Flammenschein hernieder!
Die Welt ist kalt und liebeleer, wenn du sie nicht entzündest,
Ihr todessiechtes Herz mit Kraft der Liebe überwindest.
Vereine, was der Tag entzweit, versöhne jede Richtung
Und bring dem großen Kampf der Zeit — im Namen Gottes Schlichtung!

Karl Hunnius

## Die dreifache Gabe des Pfingstgeistes

**Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht. 2. Timoth. 1, 7**

Jedes Pfingstfest bestätigt uns die erhebende Gewißheit, daß Gott uns seinen Geist gegeben hat, uns, die wir im Bereich der Gemeinde Jesu Christi leben. Und was er der Gemeinde gegeben hat, das reut ihn nicht, es soll ihr ewiglich bleiben. Mag auch unser Blick, die Christenheit auf Erden überschauend, noch so viel Schaden und Schande, Flecken und Gebrechen an ihr wahrnehmen, der Glaube hält unerschütterlich fest daran: wo Gottes Wort gepredigt wird, da weht Gottes Geist, da geht es ohne Frucht nicht ab, und der Kern der Christenheit ist doch die Gemeinde der Heiligen, die Braut Christi. Wäre es nicht so, dann hätte Christus vergeblich gelebt. Gott hat uns seinen Geist gegeben, — dies zu bekennen, ist also keine Vermessenheit, sondern der demütige und dankbare Glaube spricht so, wenn er den einfachen Thatbestand feststellt: ich bin ein „Christ," ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche.

Jede geistige Gabe und Begabung ist aber nur dann unser volles Eigentum, wenn sie in stetigem Brauch und lebendiger Uebung erhalten wird; wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat": das gilt vollends von der höchsten und nötigsten Gottesgabe, dem heiligen Geist. Unser ganzer Lebenswandel muß ein anschaulicher Beweis dafür sein, daß Gott uns seinen Geist gegeben hat. Und zwar kommt es vor allem darauf an, daß unser alltägliches Leben, wie es im Umgang mit unsern Nächsten, in der Thätigkeit unsers Berufs und im Kampf mit allerlei Not und Widerwärtigkeiten verläuft, mit seinen verborgenen innersten Triebkräften geweiht und geheiligt werde. So nennt denn auch unser Spruch nicht Außerordentliches, wie Weissagungen, Zungenreden, Wunderthaten oder dergleichen, sondern ganz schlicht, Kraft, Liebe, Zucht als die nötigen Merkmale und wichtigsten sittlichen Wirkungen des heiligen Geistes, die an unserm Leben und Wirken erkennbar sein müssen.

Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft. Das ist der Geist Christi, des Durchbrechers aller Bande, des wundergroßen Siegeshelden, der der alten Schlange den Kopf zertreten, die Welt überwunden und den Tod verschlungen hat. Dieser Geist ist die Kraft aus der Höhe, die alle Blödigkeit, Schüchternheit, Menschenfurcht, Todesbangigkeit vertreibt, und die uns die Freudigkeit ins Herz pflanzt, daß wir kindlich beten: „Abba, lieber Vater," und siegesgewiß bekennen:

Nun weiß und glaub ichs feste,
Ich rühms auch ohne Scheu,
Daß Gott, der Höchst und Beste,
Mein Freund und Vater sei,
Und daß in allen Fällen
Er mir zur Rechten steh
Und dämpfe Sturm und Wellen
Und was mir bringet Weh.

Viele Christen sind heutzutage bestürzt und schier fassungslos gegenüber den Mächten des Umsturzes und der Lästerung, die frech ihr Haupt erhoben und Tausende unsers Volkes bethört haben. Aber haben wir denn kein Zutrauen mehr zu der guten Sache unsers Gottes und Heilandes? Steht seine Verheißung nicht fest, daß auch die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen sollen? Warum fürchten wir uns denn vor der Welt, als sei sie unüberwindlich, so doch Christus spricht: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden! — Wie mannigfaltig sündigen wir auch sonst unter dem Bann der Menschenfurcht, seis daß wir etwas Gutes unterlassen aus ängstlicher Rücksicht auf das, was die Leute dazu sagen würden, seis daß wir Thörichtes mitmachen, weil wir uns scheuen, gegen den Strom zu schwimmen. Ach, die Feigheit verdirbt so viel! — Oder wir arbeiten unter schwerem Druck, unter Sorgen und

Kämpfen, unsre Lieblingspläne werden uns zerstört, die erwarteten Erfolge bleiben aus; wie wird man da bald müde und verdrossen! Aber Gott hat uns gegeben den Geist der Kraft, diese Gabe sollen wir in uns erwecken, daß wir in Geduld und Treue des Endes warten, durch Stillesein und Hoffen stark seien. — Die Welt ficht uns an auf beiden Seiten, mit Leid und mit Lust; der Geist der Kraft aber lehrt uns herrschen über beides, daß wir nicht bloß Verfolgung, Mangel und Schmach mit Geduld ertragen, sondern auch Ueberfluß, Reichtum, Ehre, Gewalt haben können, als hätten wir sie nicht, und durch kein Ding gefangen genommen werden; denn im Glauben sind wir frei und herrschen über alles, sodaß nichts uns schaden kann zur Seligkeit. Alles ist unser, wir aber sind Christi.

Aber auch der Glaube, der Berge versetzt, ist nichts wert ohne die Liebe. „Ich will niemand fürchten, alle lieben," hat Luther einmal gesagt. Kraft und Liebe gehören zusammen, beide entspringen aus derselben Quelle der göttlichen Liebe, die in Christo Jesu offenbar geworden ist, daraus fließt ebensowohl jener heilige Mut, der das Fürchten verlernt hat, wie auch die Dankbarkeit, die die Liebe als das königliche Gesetz der Freiheit erkennt und übt.

„Gott hat uns den Geist der Liebe gegeben." Das ist wiederum Christi Geist. Von einem treuen Jünger Christi, dem edeln Missionar Livingstone, äußerte einst ein christlicher Neger in Afrika: „Sehen wir Livingstone, es ist, als ob er den Menschen abgestreift hätte, als ob in ihm die Liebe selbst unter uns wandelte!" Wenn das von dem Jünger gilt, wie vielmehr von dem Meister! Ja, seit Jesus Christus auf Erden gelebt, gewirkt, gelitten, gestorben, seitdem weiß man erst recht, was wahre Liebe ist. Und wo irgendwann lebendiges Christentum gewesen ist, da hat es sich gezeigt im Geist der selbstlos dienenden, rettenden, opfermutigen Nächstenliebe. Als die junge christliche Kirche in den ersten Jahrhunderten unter dem Druck der Verfolgungen im römischen Reiche sich ausbreitete, erkannte man alsbald jenes hervorstechende Merkmal des christlichen Lebens, und halb spöttisch halb staunend riefen die Heiden aus: „Seht, wie die Christen einander lieben, und wie sie bereit sind, für einander zu sterben!" — Wohl erkennen wir, eben mit dem Scharfblick der Liebe, unbefangen auch außerhalb des Christentums — bei Samaritern, bei Heiden — Thaten wahrer Liebe an; aber es ist uns doch gewiß, daß der Quell echter Liebe voll, rein, stetig allein aus dem Herzen Christi strömt, und daß seine Gemeinde von Jahrhundert zu Jahrhundert mitten in der lieblosen Welt als die eigentliche Heimstätte und Herberge der Barmherzigkeit sich bewährt hat; das ist die übernommene Erbschaft des Gekreuzigten, sein neues Gebot, seines Geistes köstlichste Frucht: die Liebe, die nimmer aufhört, die dem Worte Christi nachlebt: Was ihr einem der Geringsten unter meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan! — Wer lobt die Liebe nicht? Aber wo sind unter uns die besten Lobredner, die Thäter, die nun wirklich ihr Lebensglück suchen und finden nicht im Erwerben, sondern im Geben, nicht im Herrschen, sondern im Dienen, nicht im Genießen, sondern im Opfern? Wo sind die, die von der Liebe Christi überwältigt hinfort nicht mehr sich selbst leben mögen, sondern mit dem Eifer der Scham und der Dankbarkeit schonungslos streiten wider die eigene Trägheit und Bequemlichkeit, Gleichgiltigkeit und Hoffahrt, wider das rechthaberische, mürrische, gereizte, launenhafte Wesen, das die Liebe in uns nicht aufkommen läßt? „Gott hat uns gegeben den Geist der Liebe": wie tief beschämt uns diese schlichte Aussage!

Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles, — doch Sünde duldet sie nicht. Wahre Liebe ist nie ohne Zucht, sonst würde sie den „Geist der Kraft" verleugnen, ohne den sie nicht leben kann. Der Geist der Zucht ist der heilige Geist Gottes und Jesu Christi. Es heißt in der Schrift: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Und der sanftmütige und von Herzen demütige Jesus straft doch seine lieben Jünger scharf ins Angesicht, er nimmt die Geißel in die Hand, um den Tempel zu reinigen, ruft auch mit heiligem Zorn sein erschütterndes Wehe über die Schriftgelehrten und Pharisäer. „Die Welt hasset mich, sagt er, denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind." Wir sollen aber wissen, wes Geistes Kinder wir sind. Freilich nicht Moses oder Elias, sondern Christus ist unser Meister. Wo aber eine christliche Gemeinde in ihrer Mitte Zuchtlosigkeit duldet, da giebt sie sich selbst auf, da schändet sie die Ehre Christi, verleugnet den Glauben und die Liebe. Brüderliche und väterliche Zucht, mit Mut und Weisheit, mit Wahrheit und Liebe geübt, ist das untrügliche Lebenszeichen einer vom Geist Christi beseelten Familie, Schule oder Gemeinde. Der Eifer um Gottes Haus muß uns verzehren! Wer aber Zucht üben will an andern, der soll zunächst immer sich selbst wieder unter die Zucht des Geistes Christi beugen, sich zuerst die Wahrheit sagen und auch nie vergessen, daß allezeit die Liebe Christi uns dringen muß, die die Menschenseelen nicht verderben, sondern erretten will.

„Nimm deinen heiligen Geist nicht von uns, o Herr, den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht!" das ist unser Pfingstgebet. O A.

---

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 13. Wie Herr Philippus entdeckt, daß Ludwig zweifarbige Augen hat

Ich habe bis zum dreiundzwanzigsten Jahre Ausstand! hatte er lässig gesagt und die Sache damit abgethan geglaubt.

Wenn man jünger ist, erträgt man es leichter, war die schüchterne Erwiderung der Mutter gewesen. Du hast es auch dann hinter dir.

Jetzt kann ich mich unmöglich unterbrechen — hatte Philippus erregt geantwortet, und die sanfte Mutter hatte es zugelassen, daß er sich nicht unterbrach.

Er war damals achtzehn Jahre alt gewesen, hatte eben das Gymnasium mit Ehren verlassen und sehnte sich danach, die weiten Räume der geistigen Welt zu betreten und nach allen Seiten hin zu durchschreiten. Er wollte die sechs Bände der ersten Ausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels lesen —, ein alter Verwandter besaß sie und wollte sie ihm leihen —; es drängte ihn, Spinozas Ethik kennen zu lernen; auf einem „Agendazettel" stand seit anderthalb Jahren: „Vischers Aesthetik, 5 Bände, Reutlingen und Leipzig"; und einige Ausrufungszeichen von verschiedner Größe und in verschiedner Tinte zeigten, daß er mehreremale wehmütig oder selbstanklagend sich diese Vormerkung in das Gedächtnis zurückgerufen hatte; er wollte Philosophie „treiben" und dabei ordnungsmäßig vorgehen und deshalb die Logik als Thüre wählen, durch die ein feierlicher Eintritt geschehe; ehrfürchtig und verlangend hoffte er in die Sozialwissenschaft eindringen zu können, — sein von ihm so sehr verehrter Geschichtslehrer hatte noch in seiner letzten Unterrichtsstunde nebenbei hingeworfen, jene sei die Wissenschaft der Zukunft — —

und wenn er nun erst Einjähriger werden sollte, dann sprang eine weite Kluft in seinem Leben auf, jenseits deren all das Erkennen, Wissen und Fortschreiten lag und unwiederbringlich verschwand, dem er sich entgegensehnte.

Aber er hatte bis zum dreiundzwanzigsten Jahre Ausstand.

Und so studirte er denn fünf Jahre, eifrig, nach allen Seiten hinausgreifend, von diesem zu jenem eilend, er errang eine weite Bildung, er ward ein gelehrter Student und hörte sich auch gern so bezeichnen. Ein fröhlicher Student aber war er nicht, und wenn trotzdem der seltne Gast in seinem Kreise wohlgelitten war, so rührte das von der Feinheit seines Wesens her, er war eine vergeistigte Erscheinung. Etwas kühl! sagten Beobachter, die nicht tiefer blickten. Wenn das sein frommer Vater wüßte! sagten bedauernd alte Freunde des Verstorbenen, wenn sie hörten, daß Herr Philippus ein Freidenker geworden sei.

Nach fünf Jahren bestand Herr Philippus seine Prüfung so, wie er und alle, die ihn kannten, das erwartet hatten. Er legte die Hand auf das Universitätsszepter, um dann von dem Universitätspedellen als dem ersten „Herr Doktor" angeredet zu werden, und alsdann begaben sich Herr Dr. Philippus und sein Freund Ludwig — sie kannten und liebten einander seit den

Kinderjahren — zu dem Regimentsadjutanten, um sich die Kompagnie nennen zu lassen, der sie beide zugeteilt seien.

Der Dienst entfremdete ihn nicht den Büchern, und erst die Manöver nötigten ihn aus den Gelcisen heraus, in denen er seit dem Jahre, in dem er Obersekundaner geworden war, sich bewegt hatte.

Zu aller Freude wurden die Uebungen am Rande und in den Eingängen des Gebirges abgehalten, und hier beherbergte eine kleine gastliche Bergstadt das Bataillon der beiden Freunde. Eine große schon lange vorher und dann noch länger nachher besprochne Gefechtsübung, in der es sich um die Verteidigung eines Gebirgspasses handelte, wies dem Bataillon die Aufgabe zu, vor dem Gebirgsrande Wache zu halten und die Richtung zu erspähen, in der der feindliche Anmarsch erfolgte, und auch Herr Philippus erhielt seinen Anteil an dieser Aufgabe. Ueber dem Städtchen stieg ein trotziger Berg empor, dunkle Tannenwälder und kleine Bestände von Laubwald umkleideten ihn, in der oberen Hälfte aber baute sich der Berg zum Teil aus steilen und hohen Felswänden und Abstürzen auf. Von hier aus, am obern Rande dieser Felsen ließ sich ein Pfad in einem großen Teile seiner Windungen überschauen, in denen er aus einem Seitenthal den Berg hinanstieg, während er oberhalb der Felsen eine kurze Strecke hoch über dem Städtchen aus dem Walde hinaustrat, um einen weiten Blick in die Kamine, Dachfenster und Gäßchen der altertümlichen Stadt zu gewähren und dann auf der andern Seite des Berges in das innere Gebirgsland zu führen. Hier erhielt Philippus seinen Standort als der äußerste Wachposten; andre waren da und dort verteilt mit ähnlichen Aufgaben.

Unmittelbar vor ihm stand eine niedre Felsmauer, die ihn schützte und der fremden Beobachtung entzog; hinter ihm stieg eine freie kleine Halde herauf; vor ihm lag das weite Land. Als der Unteroffizier ihm diesen Platz bestimmt und ihn unterwiesen hatte und die letzten Schritte des sich Entfernenden verhallt waren, überkam Herrn Philippus eine große Freude. Er war allein, voraussichtlich für Stunden allein und unbelästigt, denn man hatte mit Recht angenommen, daß der „Feind“ ganz andre Wege suchen werde. Nun konnte er ungestört und gesammelt nachdenken, er hatte die Besprechung eines gelehrten Werkes für eine kritische Zeitschrift zugesagt, und dafür konnte er sich in voller Muße seinen Gedankengang zurechtlegen und zurechtspitzen, wie er das liebte.

Er sah den Pfad hinunter, ob nicht ein Störenfried komme, er sah nach dem nächsten, ziemlich entfernten Posten aus und schlug dann innerlich das gelehrte Buch auf und legte in angemessenen Zwischenräumen in seinem geschulten Geiste die Blätter des Buches bedächtig um, wie sein innres Auge im Inhalte voranschritt. Die Zeit ging leise mit und drehte still, um den Denker nicht zu stören, an dem Schatten der Bäume, um auch ihn nach und nach sorglich auf die andre Seite herumzulegen, und ein duftiges kühles Flüstern ging über die Halme und über die Wipfel und schwebte und hauchte lautlos dahin, damit es Herrn Philippus nicht störe, der eben einen fein erwognen Uebergang in seiner Ausarbeitung in ein schönes zurückhaltendes Deutsch kleidete. Da fuhr er auf, er hatte die leise, zitternde, hauchende und blühende Stille um sich her irgendwie vernommen. Richtig, da saß eine kleine Eidechse auf der Felsmauer vor ihm und wedelte mit dem Schwänzchen und blinzelte und spielte mit dem Zünglein und huschte dann fort, als hätte sie etwas zu besorgen vergessen, das ihr gerade eben einfiel. Herr Philippus hat das Tierchen erstaunt angesehen, und darüber hatte er bemerkt, daß die Halde hinter ihm dicht mit hohen silberglänzenden Gräsern bedeckt war, und daß diese eben in sanften Wellen schwankten, und daß diese Wellen wie in leichtem Atmen nach ihm hin sich bewegten. Inmitten der Halme standen da und dort prächtige Fingerhutstauden, rotblühend. Und nun flatterten große, lichtbraun gefärbte Schmetterlinge in unruhigem Fluge über das Gräsermeer und ließen sich auf den Stauden nieder. Philippus sah mit Aufmerksamkeit dem Kommen und Gehen, dem Schweben und Niederlassen, dem Flügelspannen und -schließen der schönen Falter zu, er hoffte, daß sie auch einmal zu ihm hinflatterten, ja er sehnte sich danach, aber sie



schwebten dahin und dorthin und entfernten sich neckisch und genossen die durchwärmte Luft.

Es ward warm. Philippus merkte es, aber es störte ihn nicht. Er war in dem Kapitel stehen geblieben, in dem der Verfasser die Ansichten seiner Vorgänger mit einem höflichen Worte für die Person der Vorgänger und einem sehr unhöflichen Worte gegen deren Meinungen abthat, aber er fand sich nicht mehr zurecht, es zitterte da nämlich etwas über den Felsen, das zog ihn ab. Es war ihm neu. Sollte sehr verdünnter Rauch aus den Tiefen der Wälder, etwa von einem Holzhauerfeuerchen, bis zu dieser Höhe heraufgestiegen sein? Aber es zitterte überall. Es mußte die Luft über den heißen Steinwänden sein. Er hatte noch nie von dieser Erscheinung gehört, aber sie war schön und geheimnisvoll, es war ein Sichtbarwerden des Unsichtbaren. Philippus sah vorsichtig über den Felsen hinab, weil er hoffte, daß dieser zitternde Schleier auch die steilen Abhänge umwebe; da allerdings sah er ihn nicht mehr, aber er sah auf herrliche Baumwipfel herunter, es waren alte Weißbuchen mit Bergahorn untermischt; er glaubte nicht, je ein so vollkommen schönes und dichtes grünes und in starkem Schattenwechsel spielendes Gewoge mächtiger Blättermassen gesehen zu haben.

Da empfand er einen Schmerz in seiner Seele, indem er so die Schönheit des Waldes vor Augen hatte. Er hatte sich ein Buch vor zwei Jahren hingelegt, um es in stiller Stunde zu lesen, ein Buch der Sehnsucht, in dem die Seele die Flügel ausbreiten konnte wie der Falter, der eben über die Felsen hinaus schwebte in die freie blaue Luft. Aber er war nicht zum Lesen gekommen. Eben damals war ihm die außerordentliche Ehre widerfahren, daß ein von ihm hochverehrter Mann ihn für eine bestimmte Seite der Wissenschaft zur Mitarbeit an jener Zeitschrift eingeladen hatte. Mit heißen Wangen hatte er damals zugesagt und jugendlich genug hinzugefügt, er glaube den vierzig bis fünfzig Erscheinungen, die erfahrungsgemäß das Jahr in diesem Fache bringe, gerecht werden zu können. Da hatte jener ernst zu ihm gesagt: Junger Mann, wer *liest* zehn Bücher in einem Jahr? Damals war er nur flüchtig betroffen gewesen, aber eben ward es ihm zu einer peinlichen Erinnerung. Was hatte er *gelesen*? Wie oft hatte er sein Herz ausgeruht und sein innres Fühlen, Glauben und Schauen ausgeweitet?

Fernes Gewehrfeuer rief ihn aus seinem Sinnen auf. Wie war die Zeit vergangen! Er blickte nach dem nächsten Posten aus: er sah an der rechten Stelle etwas blinken, vielleicht einen Uniformsknopf, vielleicht den Feldkessel. So war es gut. Wenn nur das Sammlungssignal noch recht lange ausblieb. Sein Blick ging hinaus in das Land. Im Licht des Morgens hatte das Vorland wie eine Ebene ausgesehen, nun, da die Sonne andre Schatten warf, erkannte Philippus flache Thalzüge und niedre Hügelwellen, die wie breite grüne Furchen von dem Gebirge hinauszogen. In ihnen hoben sich in der bessern Beleuchtung weitschattende Nußbäume ab, sie standen breit und schön an den Straßen und Feldabhängen. Kirchtürme ragten darüber empor, manchmal schlug eine ferne Turmuhr.

Es wurde doch spät. Es kam die Unruhe über ihn, daß er ein Signal überhört haben könne, auch war es still über den Bergen, seither hatte man von Zeit zu Zeit den dumpfen Wiederhall des Artilleriegefechtes oder das scharfe, dünne Rollen fernen Gewehrfeuers gehört, auch mußte in so später Mittagstunde das Gefecht zu Ende sein. Trotzdem war seine Angst noch größer, daß er irgendwie schon abgerufen würde, er fühlte, was er verlor, wenn ihn das alte Leben zu früh zurückerhielt. Aber kein Horn rief, kein Unteroffizier erschien.

So zog ein milder Spätsommerabend langsam auf ungesehenem Pfade, die Seele umwebend und das Denken stille machend, herauf. Aus dem Walde klang ein vereinzelter Vogelruf herüber, ein Zweig löste sich und fiel, ein Weih zog in schweigendem Fluge eine Linie, der Philippus Auge mit Entzücken folgte; dann trat aus dem Waldrande oben jenseits der Halde ein starkes Rudel Rehe und Hirsche langsam grasend heraus, bald sah einmal das eine scheue Tier fragend auf, bald auch einmal alle, dann zogen sie ruhig zwischen kleinem Buschwerk und durch das Gras hin; Philippus Auge gewöhnte sich daran, die braune oder hellere Färbung der Tiere aus den Farben der Halde her-

aus zu erkennen, und als sie seinen Blicken entschwanden, folgte ihnen alle Sehnsucht seiner Kinderjahre.

Langsam wandte er den Blick zurück. Er sah, wie spät es geworden war. Im Westen jenseits des Städtchens und der es dort überragenden Hügel sank die Sonne in einen fernen grauen Duft; so war sie seit Jahren nach der Aussage einiger seiner Bücher untergegangen, so ging sie heute vor seinen Augen unter, die Wölkchen zart anhauchend und den Rand der Nebelschicht erst mit Gold, dann mit Purpur säumend. Aus den Nußbäumen herauf rief von dem schlanken Kirchturm eines nahen Dorfes die Abendglocke; die Töne kamen heran, nicht als ob sie Flügel hätten, nicht als ob sie getragen würden, sie kamen, daß es wie ein unsichtbares rasches Gehen war, und sie kamen hell, eindringlich und süß. Nun erklangen auch die Glocken der unter ihm liegenden Stadt, und nähere und fernere Glockenrufe woben sich hinein, und Philippus erkannte, daß sie sagten, noch sei über den Feldern und ihrer Mühe, über den Straßen und ihrer Hast, über den Köpfen unter den Windfahnen der Dächer und Türme das unsichtbare Geistesreich vorhanden, das über den Zeiten und Geschlechtern walte.

Als schon alle Türme schwiegen, da läutete noch spät aus einem Dörfchen an der Bergwand jenseits der Stadt vereinzelt eine letzte Glocke: ihr Ton erinnerte ihn an die Glocke seines Heimatsdorfes. Dort läutete sie nur früher, noch ehe die Sonne rascher sank und dann hielten Schnitter und Steinklopfer, der Wanderer und die Spinnerin in der Arbeit zum Gebet inne. Indem er mit fest geschlossenen Augen ergriffen nach den fernen im dunkelnden Abend ihn aufsuchenden Klängen hinhorchte, gedachte er eines abendlichen Ganges, den er als Knabe an der Seite des Vaters durch hohe Kornfelder gemacht hatte. Da hatte aus dem Dorfe von dem niedern uralten Turme des kleinen Kirchleins die Feierabendglocke geläutet. Der Vater war stehen geblieben und hatte die Knabenhände in seine eigne gefaltete Hand warm und fest eingeschlossen, dabei ernst und liebreich in das Kinderauge gesehen und gebetet: So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich.

Das war lange her. Bei der Heimkehr von jenem Gange war noch etwas andres gewesen. Philippus wußte es. Kein Sternbild hatte sein Auge einst lieber gesucht, als den Orion, und eben an jenem Tage hatte es sich nicht zeigen wollen. Philippus sah nun auch jetzt sehnsüchtig nach Südosten, ob nicht in den dahindunkelnden Tag das prächtige Gestirn hereintrete, und indem er nach der schwarzen Berglinie starrte, über die das Sternbild erst in einigen Stunden heraufschreiten sollte, da verstummte die Welt und versanken die Linien des Gebirges, und er stand inmitten seiner Kinderheimat. Er sah ein kleines Dorf, eine dunkle Dorfgasse, einen kleinen Bach, den die Gasse auf einer kleinen höckerigen steinernen Brücke überschritt, und gerade über der Dorfgasse und der Brücke stand so oft das funkelnde, geheimnisvolle Bild des Orion. In der Dorfgasse rechts, in ihr links kleine Häuser, in ihnen matterhellte Fenster, es wird noch kein Erdöl gebrannt, erst die Städte wagen es zu verwenden, der Bauer fürchtet, es entzünde sich von selbst und zerschlage sein Haus und sein Glück. Oellampen scheinen hoch von der Decke herab, oder Talglichter brennen und beleuchten die Gesichter. Vor der Brücke rechts wohnten Ludwigs Eltern; Philippus schenkte ihm ein Blumenstöckchen, als er für immer von der Dorfgasse Abschied nahm, und Ludwig pflegte es Jahre hindurch. Im Hause links von der Brücke wohnt Gretchen Berger, ein Mädchen, so alt wie Philippus, also acht, neun Jahre alt, mit hellen Haaren und rundem, hellem Gesicht und hellem Lächeln; ihr Vater hat einen Laden, ach nur ein Lädchen, ein elendes, erbärmliches Ding von einem Laden, mit einer Weihnachtsausstellung, die Philippus und Ludwig die Augen stahl und zu sich hineinnahm mit ihrer Seele: elende Griffelkasten, elende Archen Noäh, elende Eselchen von Papiermaché, aber eine Kinderlust und Kindersehnsucht. Das schweigende Wasser zieht im Dunkel unter der Brücke durch nach der Mühle. Philippus sieht sie nicht, aber sie liegt ganz nahe, ihr Rad schweigt, und die alte Müllerin schweigt, sie hatte ehedem Philippus rufen lassen, wenn sie „Käskuchen" gebacken hatte, den süßen



Kuchen mit den braunen Blasen. Neben den Rädern fällt das Wasser hinunter, es geht ein wenig weiter, bespült den Pfarrgarten mit seinen Aurikelbeeten, mit seinen Rosenstöcken, mit seinem Haselnußbaum, den kleinen Garten: er ist lächerlich klein, aber wie groß war er, als der Orion über der Dorfbrücke stand! Dann geht das Wasser hinaus. Hundert Stunden nach Süden, hundert Stunden nach Osten, hundert Stunden nach Norden, hundert nach Westen liegt Deutschland, und ein kleines Dorf in breitem Wiesenthal, in sanft gewelltem Hügelland, über das bei Tage Buchenwälder und Dorftürme schauen, liegt still in schweigender Nacht unter dem ernsten Funkeln des Orions da . . .

Philippus schreckte aus seinem Traume auf: drunten im Städtchen ward die Trommel gerührt. Zog die Kompagnie ein? Wurde die Wache abgelöst? Es war höchste Zeit, den Weg hinab zu suchen und seinen Vorgesetzten sein Ausbleiben zu erklären. Ehe er ging, brach er drei kleine Buchenzweiglein und legte sie in sein Taschenbuch, eines für die Mutter, eines für den Freund, eines für Herrn Philippus, und indem er sie einlegte, sprach er halblaut ein Wort, das war für keines Menschen Ohr bestimmt.

Rasch fand er sich zurecht. Am Waldrande begegnete ihm Ludwig, der, von Unruhe um den Freund getrieben, die Erlaubnis erbeten hatte, den Weg zu gehen, den die vergessene Schildwacht wohl heimkehren mußte. Wo warst du? was hast du so lange gethan? fragte Ludwig, sobald er den Freund heil und fröhlich vor sich stehen sah. Ich habe mich ausgeruht, antwortete Herr Philippus freundlich und aus froher Seele. Ausgeruht, fragte Ludwig erstaunt, aber wovon denn? — Ich glaube, ich habe mich von mir selber ausgeruht, sagte Philippus halb fröhlich halb verlegen. Ludwig fragte nicht weiter, aber er beschloß, noch heute an Philippus Mutter zu schreiben; er gab ihr zuweilen von dem Sohne Nachricht, Philippus hatte so wenig Zeit zum Schreiben. Dieser nun ließ sich erzählen, wohin der Tag die Kompagnie geführt hatte, und wie es gekommen war, daß man ihn auf seinem Posten gelassen hatte. Von seinen Erlebnissen zu erzählen, war noch nicht die Zeit gekommen.

Als er am andern Morgen mit den andern antrat, ertrug er lächelnd die Neckereien wegen seines Ausbleibens. Als Ludwig auf ihn zukam, um ihn zu begrüßen, sagte Philippus plötzlich in größter Ueberraschung: O Ludwig, dein eines Auge ist ja braun und das andre blau!

Da küßte ihn Ludwig vor allen Menschen, es war der erste Kuß, den er dem Freunde seiner Kinder- und Jugendjahre gab.

---

## Edmond de Pressensé über Robertson

Soeben geht die Nachricht des Todes von Edmond de Pressensé durch die Blätter.

Die Tragweite dieses Verlustes für sein von ihm so heiß geliebtes Vaterland läßt sich noch nicht ermessen.

Hochbegabt als Mensch, zündend und fortreißend als Redner, liegt das Außerordentliche seiner Bedeutung nicht hierin. Ist es doch etwas Ungewöhnliches in dem katholischen und atheistischen Frankreich, daß ein Protestant und Geistlicher überall als Vorkämpfer für Recht und Gerechtigkeit gehört wird, daß ihm auch seine Gegner Anerkennung, ja Bewunderung zollen, daß er einen solchen Einfluß auf die Entwicklung innerer politischer Verhältnisse gewonnen hat. Es war die Lauterkeit seiner Gesinnung, das unbeirrte überall dem Gewissen Folgen, was ihm die allgemeine Achtung errang.

Pressensé war in Lausanne Schüler Vinets und verdankte ihm die grundlegende Richtung seines spätern Lebens. Wie hoch er ihn stellte, geht aus einem Aufsatz in den Etudes contemporaines hervor. Dann studirte er in Halle und war in Berlin Neanders Schüler. Er ist zeitlebens der versöhnlichen, vermittelnden Theologie dieser Männer treu geblieben, obwohl er sie selbständig verarbeitete und zu einem ihm eigentümlichen Ausdruck brachte. Er hat überall seine religiöse Ueberzeugung und den christlichen Glauben warm vertreten, auf der Kanzel und als Abgeordneter, in seinen menschlichen und Familienbeziehungen

wie als Bürger, im Senat und als Mitglied der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften, als Schriftsteller in der Revue des deux mondes, als Historiker der drei ersten Jahrhunderte des Christentums, in zahlreichen andern Werken und als Herausgeber der Revue chrétienne.

Vor uns liegt ein Band seiner Etudes contemporaines, die zum Teil zuerst in der Revue chrétienne erschienen und ihn in der ganzen Tiefe und Weitherzigkeit seines religiösen Lebens kennen lehren. Einer seiner Aufsätze darin behandelt unsern Kulturkampf und bezeugt, daß er auch noch nach dem Kriege warmen Anteil an der Entwicklung kirchlicher Dinge in Deutschland nahm, obwohl er seitdem persönliche Berührung mit den alten Freunden mied. Auch mit den kirchlichen Verhältnissen in England ist er völlig vertraut.

Wir greifen einen Aufsatz über „Verny und Robertson" heraus aus dem Jahre 1878. Verny war ein hoffnungsvoller junger Geistlicher in Paris, der jung starb. Wir lassen alles auf ihn Bezügliche fort und beschränken uns auf Pressensés Beurteilung des englischen Predigers, unter Beiseitelassen der biographischen Darstellung. Pressensés theologischer Standpunkt und sein Talent, andre Naturen zu erfassen, lebendig darzustellen und eigenartig zu beleuchten, kommt hier zum beredten Ausdruck. Er hat darin ebensowohl sich wie Robertson ein schönes Denkmal gesetzt.

1

Bei Adolphe Monod*) haben wir ein Abnehmen und allmähliches Sicherweitern der strengen Orthodoxie gesehen, ohne daß ein innerer Riß, eine verzehrende Krisis stattgefunden hätte. Bei Robertson war das anders. Unter heißen Schmerzen hat er die fürchterlichsten innern Kämpfe durchgerungen und den Sieg gewonnen. Er geht aus von den strikteſten Glaubenssätzen und hält fest daran, fühlt sich jedoch bald unbehaglich in einem zu engen Gewande, die Zeitfragen drängen sich ihm auf, und da die Schule, der er bis dahin angehörte, ihn gelehrt hat, die Theologie mit der Religion zu verwechseln, oder vielmehr eine gewisse Theologie mit dem eigentlichen Wesen des Christentums, glaubt er des Glaubens verlustig gegangen zu sein, während er doch nur eine unvollkommene Form desselben abgestreift hat. Er geht durch eine qualvolle Krisis. Die Angst seines Herzens beweist, wie sehr es ihm um die Wahrheit zu thun ist. Sie ist ihm nicht eine Theorie, die man ebensogut annehmen wie fahren lassen kann, nein, ihr lebt er, und sie verlieren heißt ihm Ziel und Wert des Lebens verlieren. Er gehört zu denen, die „mit Zittern" suchen; und dies sein Suchen ist umso schmerzlicher, als er gezwungen ist, wieder darauf zurückzukommen, nachdem er schon glaubte, das Ziel erreicht zu haben. Dies die tragische Seite seiner Situation. Aber aus der Art, wie er sich dieser grausamen Prüfung unterwirft, läßt sich voraussehen, daß er als Sieger daraus hervorgehen wird. Er bedient sich legitimer Mittel, um die Gewißheit zurückzuerlangen. Einmal behandelt er die ernsten Zweifel, die ihm am Herzen nagen, nicht wie Teufel, die ausgetrieben werden müßten, versucht es nicht mit einer unvorsichtigen Reaktion, die nichts fruchtet und nur eine Art Gewaltstreich eines erschöpften Geistes ist. Die Wahrheit steht ihm zu hoch, um sich so leichten Kaufs zufrieden zu geben. Auf der andern Seite hütet er sich wohl, den Zweifel auf sein ganzes moralisches und religiöses Leben übergreifen zu lassen. Er hütet ängstlich die Ueberzeugungen, die auf dem Grunde des Gewissens liegen. Er bewahrt sich den Punkt, an dem der Hebel der Untersuchungen ansetzen kann; vor allem läßt er nicht nach, sich zu dem lebendigen und heiligen Gott zu nahen als der Quelle alles Lichtes. Dadurch entgeht er dem illegitimen, sträflichen, unfruchtbaren Zweifel, der eine Krankheit des Geistes und Herzens ist. Wir sehen, wie er feste Glaubensüberzeugungen zurückgewinnt, die aber ebensowohl gereinigt und erweitert, wie tief gegründet sind.

Ich behaupte nicht, daß er diese Entwicklung vollendet hätte. Ich könnte mehr als eine Lücke in seinen endgiltigen Ueberzeugungen nachweisen. Und doch tragen diese deshalb nicht weniger unstreitig das Gepräge des Evangeliums und entsprechen auf mehr als einem Punkte den Bedürfnissen des heutigen Geschlechts. Ich halte nichts für nützlicher heutzutage, als solche Vorbilder. Die Jünger Christi sind nicht dazu berufen, alle die gleichen Erfahrungen zu machen. Es giebt eine große Zahl, die keine andern Qualen kennen lernen, als den Kampf gegen das Böse. Einmal wiedergeboren, lernen sie weiter keine geistlichen Wirren kennen. Ihre Ueberzeugungen stehen fest und sind vollwichtig, weil sie auf persönlicher Ueberzeugung der Wahrheit beruhen. Es giebt eine Veranlagung, die den Zweifel nicht duldet, die instinktiv alle Probleme des religiösen Denkens vermeidet. Wir geben die vollkommene Berechtigung dieses moralischen Standpunktes zu, verlangen aber auch, daß man daraus nicht eine Notwendigkeit für alle Christen ableite und nicht mit „Glauben" etwas verwechsle, was einfach Naturanlage ist. Man muß auch komplizirter veranlagte Naturen verstehen können, die daran gewöhnt sind, Ideen und Lehren zu analysiren, und, obwohl sie sich vor dem Kreuz beugten, das Bedürfnis haben, ihre Ueberzeugungen zu vertiefen. Es ist nicht möglich, daß sie immer furchtbare

*) Bezieht sich auf den vorhergehenden Aufsatz.



Krisen vermeiden in den schwierigen Zeiten, in denen wir leben, wo so viele Fragen aufgeworfen werden und sich aufdrängen, während wir in voller Abrechnung stehen mit der auf uns lastenden Vergangenheit, die uns veranlaßt, immer wieder zu unterscheiden in dem, was wir ererbt von unsern Vätern, zwischen ewiger Wahrheit und menschlicher Tradition. Vollzieht sich diese Abrechnung doch nicht wie im Reformationszeitalter durch eine dieser ungeheuern religiösen Umwälzungen, die zerstören durch Neu-bilden und deren Verneinungen nichts andres sind, als die scharfe Spitze mächtiger Bejahungen. Dies Feuer, das Stroh und Stoppeln, die in den Bau des Christentums hinein gebaut sind, verzehrt, fällt geradeswegs vom Himmel und entzündet in der gläubigen Seele ein neues, volles Leben. Etwas dem nur Aehnliches vollzieht sich heutzutage nicht. Es ist ein Geist mehr subtilen als inbrünstigen Forschens, der die religiöse Reform vollzieht. Und zwar unter einem blassen, nebligen Himmel. Es ist ein Bedürfnis der Zeit, aber ein Bedürfnis, das Gefahren und Versuchungen in sich schließt.

Daraus seht ihr, warum es so wichtig ist, der innern Arbeit bei solchen Männern wie Robertson zu folgen. Sie offenbaren uns den wahren Glauben, der sein unvergängliches Objekt mitten in Todesangst und Ringen wieder ergreift. An ihnen erkennen wir die Unrichtigkeit der Behauptung, daß das Erforschen notwendig nur frivole Verneinungen des religiösen Radikalismus zur Welt bringt. Was uns in der That an diesem vorgeblichen Liberalismus auffällt, ist nicht sowohl die Armut seiner Ergebnisse als die innere Befriedigung, die er ohne müde zu werden proklamirt inmitten einer religiösen und theologischen Armut, die noch stetig zunimmt. Nichts von dem angstvollen Suchen, das von einer heißen Liebe zur Wahrheit unzertrennlich ist. Nichts ähnelt so sehr der Befriedigung der jungen theologischen Linken, als die Selbstzufriedenheit einer gewissen Orthodoxie, die sich einbildet, den unerschöpflichen Schatz der Offenbarung in einigen endgiltigen Formeln eingeschlossen zu haben.

Robertson hat die heiter lächelnde Religion nicht gekannt, die schließlich zum lieben Gott der guten Menschen führt. Auf der andern Seite ist er ebensowenig an den öden Ufern des absoluten Zweifels gestrandet. Wenn ich seine Schriften lese, so fallen mir die wundervollen und tiefschmerzlichen Seiten ein, mit denen ein hervorragender Schriftsteller die tragische Geschichte Montaigns erzählt, eines Typus, den man leicht wieder erkennt und den wir hundertmal höherstellen, als die fröhlichen Lärmschläger einer Fraktion der theologischen Linken. Der Hinweis auf Fausts Monolog ist unter diesen Umständen erschütternd. Robertson hat in nicht minder beredten Worten die Nacht der Qualen geschildert, in der ihm der überkommene, traditionelle Glaube entschwand. Aber er zeigt uns auch, wie er Christus wiedergefunden hat. Er begnügt sich nicht wie Faust, den Osterglocken nur zu lauschen und ein poetisches Bedauern dabei zu empfinden. Er lauschte einer heiligern Stimme, der seines Gewissens, die er nie durch Dialektik erstickte. Und eine noch göttlichere und zärtlichere Stimme — die des Gottes des Evangeliums — hat in seinem Herzen Wiederhall gefunden, und so hat er in heißem Kampfe den Glauben wiedererlangt, der ebensowohl das moralische wie das religiöse Leben rettet. Er schildert uns nicht nur die Nacht der Stürme in wunderbarer Weise, sondern auch den Stern, der in den Hafen leitet. Robertsons Einfluß ist täglich im Zunehmen begriffen; man erkennt, daß er zu den vornehmsten Geistern der Zeit gehört.

Das höchste Streben kommt bei ihm mit einer ganz eigentümlichen Energie zum Ausdruck. Seine Theologie stellt uns zugleich die Unvollkommenheit einer Uebergangszeit dar. Wir können ihn als den würdigsten Vertreter einer von der religiösen Entwicklung gequälten Zeit betrachten. Er gehört zu den tiefen, feurigen Seelen, die wie Brennpunkte die verschiednen Strahlen der uns umgebenden Luft in sich vereinigen. Man lernt an ihnen nicht nur einen Menschen, sondern eine ganze Epoche kennen. Daher das Interessante einer solchen Studie!

2

Pressensé schildert nun an der Hand des äußern Lebensganges die innere Entwicklung Robertsons. Meisterhaft ist seine wohl auf eingehenden Studien beruhende historische Darstellung des Evangelikalismus, der aus anfänglich lebendigem Erfassen der Heilswahrheiten allmählich in eine fanatische Engherzigkeit übergeht. Robertsons Gestalt hebt sich wirksam ab von den kirchlichen und politischen Verhältnissen seines Landes, und wir gewahren, wie er auf allen Gebieten seiner Zeit vorauseilt. In dem Verschmelzen eigner Darstellung mit Briefen und Aussprüchen seines Helden ist Pressensé Meister.

Sein eigner Standpunkt der kritischen Wissenschaft gegenüber kommt bei der Darstellung von Robertsons innern Kämpfen zum Ausdruck:

Robertson begnügte sich nicht dabei, die Axiome des Gewissens festzuhalten. Er unternahm mutig die Untersuchung der Fragen, die ihn beunruhigten, und ging nach Deutschland. Aengstliche gläubige Gemüter raten stets zu Unterdrückung des Zweifels durch praktisches Thun und fliehen die wissenschaftliche Prüfung wie die Pest. Sie sehen nicht ein, daß sie damit an Stelle des Zweifels den Unglauben setzen; denn der ist ein Ungläubiger, der Angst hat vor seinen eignen Gedanken und nicht wagt, den Einwendungen der Wissenschaft ins Angesicht zu schauen. Es ist eine seltsam verkehrte Anschauung, daß man sich einbildet, sich heiligen zu können durch Verdummung, und christliche Ertötung des

Fleisches mit Erstickung des Verstandes verwechselt. Es giebt unwissende Fromme, aber Unwissenheit ist nicht fromm an sich. Es heißt das Christentum beleidigen, wenn man den Gedanken aufstellt, es könne freie Luft und Sturmwind nicht vertragen. Es heißt die starke Eiche, unter deren Zweigen alle Vögel des Himmels wohnen sollen, mit einer verkümmerten Pflanze aus heißen Landen verwechseln. Die Furcht vor der deutschen Theologie, die so häufig in dem Feldlager der strengsten Orthodoxie zum Ausdruck kommt, ist nicht Glaubensskrupel, sondern ein Sauerteig des Unglaubens und feiges Mißtrauen in die Wahrheit.

3

Im weitern Verlaufe giebt er eine psychologisch überaus feine Charakteristik Robertsons:

Ich sehe in ihm einen christlichen Byron. Er gehört zur Familie jener Geister, denen eine Intuition der Dinge eignet, durchdringend und intensiv bis zum Schmerzgefühl. Die poetische Begabung dieser Elitenaturen ist ein gesteigertes Hellsehen. Sie ist, wie der Glaube, eine lebendige Vorstellung der ewig unsichtbaren Dinge; sie erfaßt das, was unter der Oberfläche der gemeinen Wirklichkeit verborgen ist, und sie erblickt ohne Schleier das Erhabene und Schreckliche, das dem Leben zu Grunde liegt und das der gewöhnliche Geist nur in den großen Erschütterungen gewahrt, die das unterirdische Feuer als Flammen aus dem Erdboden hervortreibt. Eine derartige Feinfühligkeit ist eine grausame Qual für die, denen sie als Mitgabe geworden. Sie gewährt ihnen die auserlesensten Freuden, aber auch die brennendsten Schmerzen. Menschen, deren Einbildungskraft ihr moralisches Bewußtsein übersteigt, finden einen selbstsüchtigen Trost in der bloßen Aussprache ihrer Eindrücke, wenn sie beredt und poetisch veranlagt sind, wie es gewöhnlich unter dem Einfluß solchen Temperaments der Fall ist. Der litterarische Ruhm und der Wonnetaumel ihrer Kunst sind ihnen reichlicher Lohn. Das ist aber anders bei solchen, denen das moralische Leben alles ist und die für Gott leben. Für sie wird das heilige Leid des Mitgefühls komplizirt und verstärkt durch diese Gabe des hineinschauenden Durchdringens, welches die Ideen und Gefühle mit so gewaltigem Hochdruck erfaßt. Dies erklärt auch die tiefe Traurigkeit von Pascal und die außerordentliche Erhabenheit seines Stils, welcher der lebendige und glühende Ausdruck der Wirklichkeit ist, vor allem der traurigen Wirklichkeit. Robertson gehört ganz zu dieser edeln Rasse. Die männliche Energie, der düstre Glanz seiner schönen Sprache gleicht der kaum verhärteten Lava, die einem verzehrten Herzen entströmt. Er war so veranlagt, daß er sich selbst aufzehrte durch die ungewöhnliche Intensität seines Empfindens. Sein Temperament und seine moralische Veranlagung erklären uns einesteils die Beredsamkeit, aber auch das Uebermaß der Schwermut, von der er zeitlebens gepeinigt wurde. Seine Beredsamkeit und seine Thränen entspringen derselben Quelle. Ist es doch diese auserlesene Feinfühligkeit, die ihn die Leiden der Menschheit in ihrer ganzen Bitterkeit hat schmecken lassen und ihm die Prozesse des Denkens zu so brennenden Kämpfen machte und die Mißverständnisse und ungerechten Urteile, deren Gegenstand er war, in wahre Qualen verwandelte. Er hat sicherlich mehr gelitten, als recht und billig war; er ist an diesem innern Kampf gestorben; jede seiner Predigten kostete ihn ein Stück Leben. Man muß sich aber sein Hinneigen zu diesen grausamen Leiden nicht zu sehr zu Herzen nehmen; denn sie hatten viel heilige, herrliche Geistesfreuden im Gefolge, Freuden eines zunehmenden Glaubens und einer wachsenden Liebe. Und war denn das, was Achill sich erwählte, vom Altertum monopolisirt? Wer würde nicht ein ganzes, volles Leben im höhern Sinne einem langen Leben vorziehen?

Man wäre sehr im Irrtum, wenn man Schwermut für den einzigen Ausdruck dieser Feinfühligkeit hielte. Sie äußert sich oft als Indignation. Robertsons Wort, wenn es sich darum handelte, Feigheit, Heuchelei, den lasterhaften Verführer zu strafen, war, nach seinem eignen Ausdruck, wie flüssiges Feuer. Auch wußte er sich zu beherrschen. Er war ein echtes Kind dieser starken, gesunden Rasse, der das stetsbereite sich in Worte Ergießen als Zeichen einer verweichlichten Seele gilt. Ein Händedruck, ein Blick sagen mehr, als die theatralischen Aeußerungen eines gesteigerten Gefühls. Dieser Gesinnung verdankt Robertson die bewunderungswürdige Sichereit des Denkens, diese Konzentration seiner Ideen, diese energische Einfachheit des Stils, die der helle Schein einer großartigen Einbildungskraft durchdringt. Robertson hat sich immer gescheut, leichte Erregbarkeit als Zeichen wirklicher Frömmigkeit und Hingebung aufzufassen. Er weiß wohl, daß das Christentum einem wunderbaren Instrument gleicht, dem eine geschickte Hand unvergleichliche Harmonien entlockt; daß man sich aber auch selbst täuschen kann und von Heldentum sprechen, ohne es auszuüben. Es giebt eine trügerische Poesie des Kreuzes. Es ist leichter gepriesen als getragen. Robertson hat das nie vergessen. Er hat alle Gefahren des christlichen Predigerberufes begriffen, wohl wissend, daß eine melodienreiche Lyra nicht mehr wert ist als eine klingende Schelle, wenn das Herz nicht dabei ist. Er hat immer den Rausch des Erfolges gescheut, es graute ihm davor, ein Modeprediger zu werden.

Diese einem sprühenden Geiste so heilsame Askese vereinte sich in vollkommener Weise mit einer wahrhaft humanen Bildung, die überall das Gute herauszufinden vermochte, in Kunst, Litteratur, wie Natur, die sich zu allen großen Bewegungen, politischen oder sozialen Charakters, zu stellen wußte und den edeln Ehrgeiz besaß, jeden Gedanken Jesu Christo gefangen zu geben. Wir lesen in seinen Briefen, wie er von der bewunderungswürdigen Schilderung eines Sonnenunterganges im Meer auf die feine Analyse eines Shakespearschen Dramas



oder eines Wordsworthschen Gedichtes zu sprechen kommt; wie er eine philosophische oder einfach belehrende Frage behandelt, um immer wieder auf die ihn beherrschenden theologischen und moralischen Betrachtungen zurückzukommen. Mannigfaltigkeit in Einheit: derselbe Geist belebt all seine Gedanken. Er ist nicht der feierliche Repräsentant einer mumifizirten Tradition oder einer kirchlichen Autorität, er spielt nicht die Komödie einer unerschütterlichen Gewißheit, aber sein Einfluß ist umso größer, weil durchaus moralischer Natur.

4

Das Gefühl moralischer Einsamkeit wird bei Menschen wie Robertson zu einem nagenden Schmerz. Er hat es sogar in übertriebener Weise erfahren, denn die krankhafte Glut seines Temperaments hat es gesteigert. Aber welch bewundernswerte Inspirationen verdankt er ihm anderseits. Seine Predigten über das Reich der Wahrheit und über das Alleinsein Christi sind in vollendeter Form die Frucht seiner bittern und stärkenden Erfahrungen. Mit einer an Vinet erinnernden Beredtsamkeit erwickelt er die unverjährbaren Rechte der Wahrheit, ihrer durchaus sittlichen Kraft, die sich weder auf Gewalt noch glänzendes Aufsehen, selbst nicht auf einfache Dialektik stützt, sondern zum Herzen, zum Gewissen spricht und die Aufrichtigkeit und den festen Entschluß verlangt, Leben und Denken in Einklang zu setzen. Mit Recht sieht er in seiner Predigt über den Zweifel des Pilatus die falsche Autorität als einen Grund des Zweifels an. In der Rede über das Alleinsein Jesu Christi ist der an einem liebevollen Herzen nagende Schmerz, sich inmitten seiner Angehörigen allein zu fühlen, mit einer Tiefe und Energie geschildert, die wahre Poesie sind.

Robertson ist nicht weniger ergreifend, wenn er die unaussprechlichen Freuden freier Einsamkeit schildert, den Augenblick, wo man rufen kann: Ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. Er hat seine besondre Mission und das, was sie Großes und Schmerzliches, vielleicht auch Unvollkommenes mit sich brachte, selbst vorzüglich geschildert. Er ist ein Vorläufer auf einem hochgelegenen, steilen Engpaß, ein vorwärtsstürmender Pionier. Er wird nie die Freude kennen, mit dem Armeekorps zu marschiren, das sich unter klingendem Spiel ausbreitet. Die Gefahr einer solchen Stellung liegt darin, sich in sich selbst einzuspinnen und ein einsamer Geist zu werden, was viel gefährlicher ist, als sich um einer Partei willen zu isoliren. Robertson ist dieser Gefahr entgangen. Herz und Geist sind ihm weit geblieben. . . .

Wir haben den großen Einfluß schon erwähnt, den er auf die untern Volksklassen erlangt hatte, daß man ihn des Sozialismus beschuldigte, und wie er bei der Gründung des Arbeiter-Instituts beteiligt war. Er hielt zum Besten dieses ausgezeichneten Unternehmens den Arbeitern unter andern Vorträge über den Einfluß der Poesie auf das Volk. . . . Bei Gelegenheit der Assisen hielt er die herrliche Rede über das Reich der Wahrheit, worin er den pflichtvergessenen Richter und den göttlichen Beschuldigten vorführt; bei Veranlassung der politischen Wahlen eine Predigt über die Wahl des Apostels Mathias. Darin findet sich nicht die leiseste Andeutung seiner eignen politischen Ansicht, aber er schält deutlich aus den momentanen Leidenschaften das evangelische moralische Prinzip heraus, das den Bürger bei einer so wichtigen Aufgabe leiten soll. Auch scheut er sich nicht, tief aus der litterarischen und historischen Kultur seiner Zeit zu schöpfen. Seine Predigten über die Römer, Griechen, Barbaren in ihrer Beziehung zu dem ursprünglichen Christentum sind von dem größten Interesse. Seine Predigt über die Religion Indiens ist nicht weniger bemerkenswert, eine Art historischer Apologie, mehr Vortrag als Predigt, aber ganz durchdrungen von dem Hauche lebendigen Glaubens. Die den großen Gestalten Alten und Neuen Testaments geweihten Predigten sind reich an Poesie. Er zeichnet ihre sittliche Persönlichkeit mit festem und doch glänzendem Pinselstrich, und der Gewohnheit der englischen religiösen Litteratur entgegen läßt er sie sich scharf abheben von dem historischen Hintergrund als nüchterne, deutlich gezeichnete und farbenprächtig ausgeführte Bilder. Man wird bei ihm nicht müde, die Abwechslung und den Reichtum des Moralisten zu bewundern. Die Macht der Traurigkeit, sinnliche und geistige Anregung, Reinheit, den innern Frieden, Gewissensfragen, das Gesetz des christlichen Gewissens, die legitime und illegitime Anwendung des Gesetzes, Mutlosigkeit, die Unwiderbringlichkeit der Vergangenheit, dies sind hauptsächlich die Punkte christlicher Sittlichkeit, die er gleicherweise mit Tiefe wie mit Originalität behandelt. Schon die Wahl der Gegenstände war eine Neuerung. Um eine Vorstellung der wunderbaren Poesie zu gewinnen, in die sein Gedanke sich oft kleidet bei den Reden, die nicht eigentlich in das theologische Gebiet gehören, muß man die Predigt über Jakobs Kampf lesen.*)

Pressensé charakterisirt ferner Robertsons Behandlungsweise der dem Katholizismus eigentümlichen Dogmen mit Vinets Worten:

Sie sind den Bojen vergleichbar, die die Stelle künden, wo ein Schatz ins Meer versenkt worden; man muß tief hmabtauchen, um ihn zu finden. Dies hat Robertson gethan. So hat er nachgewiesen, daß die Anbetung der Jungfrau nichts andres sei als die Personifikation der zarten und barmherzigen Seiten des Christentums, die Metaphysik des vierten Jahrhunderts, die die lebendige wahrhaftige Menschheit Jesu Christi verschleiert habe.

*) Siehe Robertson Sermons in der Tauchnitz Edition; einige darunter übersetzt als „Religiöse Reden," bei Hinrichs in Leipzig erschienen 1890, herausgegeben von Harnack.

Robertsons Theologie unterzieht er dann noch einer genauen Prüfung und Kritik und weist ihre Mängel nach, schließt aber mit den Worten:

Uns ist kein genialerer Redner bekannt, der Gedanken und Reflexion tiefer anregte, der mehr Herz besäße. Seine Bilder sind reich an Einbildungskraft; sie haben nichts Konventionelles. Er gebraucht nicht die üblichen Abgründe, Stürme, Blumen aller Art und die abgegriffenen Gleichnisse einer abgedroschenen Redekunst, die einer bereitwillig geöffneten Garderobe gleichen. Die angelsächsische Bildersprache ist besonders seit Shakespeare mit einem gesunden Realismus durchtränkt, frisch in den Farben, bestimmt in den Umrissen. Niemand wendet sie glücklicher an als Robertson. Bei ihm wiegt die Ausführung die Anlage auf. In freier Weise behandelt er seinen reiflich durchdachten Plan. Sein edles Antlitz, der Wohlklang seines Organs, seine nüchternen und männlichen Gesten und hauptsächlich die energische Spannung seines ganzens Wesens, die sich auf jedes seiner Worte übertrug, alles war dazu angethan, einen unauslöschlichen Eindruck auf seine Hörer hervorzubringen. Wer sich aber so giebt, wird schnell verzehrt, besonders wenn das innerliche, sittliche Leben ein langer Jakobskampf ist und jeder gewonnene Sieg eine Wunde im Herzen zurückläßt. C B

---

## Die evangelische Allianz in Florenz

### 4. Die Erfolge der Allianzversammlung

Wird die zum erstenmale auf italienischem Boden gehaltene Allianzversammlung der dortigen römischen Kirche den Anstoß zu einer heilsamen Bewegung bringen? Konnte die Florenzer Versammlung den Katholiken Italiens den Beweis der Kraft und Herrlichkeit des evangelischen Glaubens liefern? Die Frage läßt sich nicht mit einem runden Ja oder Nein beantworten. Gewiß werden diejenigen ernsten Katholiken, die den Verhandlungen und den Gebetsversammlungen beigewohnt haben, sich dem Eindruck nicht haben entziehen können: Hier ist mehr göttliches Leben als in unsrer Kirche, hier weht derselbe Geist, der in den ersten christlichen Jahrhunderten das römische Weltreich überwunden hat. Aber solche ernste Besucher aus der römischen Kirche wird es nur sehr wenige gegeben haben. Die Mehrzahl der italienischen Blätter ist teilnahmslos an der Versammlung vorübergegangen, ohne sie auch nur zu erwähnen, und die Menge der Neugierigen, die zumal des Abends die Eingänge des Theaters belagerte, starrte wohl mit Interesse die bunte Mannigfaltigkeit der verschiedenen Schwarzröcke an, die aus und ein gingen, aber die Einheit im Geist, die die Glieder der Allianz zusammenhielt, war nicht sinnenfällig genug, um ihnen imponiren zu können. Dennoch werden die evangelischen Besucher der Allianz aus Florenz die fröhliche Gewißheit mit hinweg genommen haben, daß der Koloß der römischen Kirche auf thönernen Füßen steht und sein Fundament unmerklich, aber unaufhaltsam von den Pionieren der Evangelisation unterminirt wird.

Seitdem durch das Haus Savoyen in ganz Italien Glaubensfreiheit eingeführt ist, bleibt keine Schicht der Bevölkerung vom Hauche des Evangeliums unberührt. Bis in die entlegensten Gebirgsthäler Siziliens bringen die Kolporteure mit evangelischen Schriften. Einige sechzig Geistliche und Evangelisten der Waldenser haben ein wenn auch noch sehr weitmaschiges Netz von kleinen evangelischen Gemeinden über das Land gezogen, elf deutsche evangelische Geistliche bedienen ihre dort wohnenden evangelischen Landsleute, deren Zahl, soweit dieselben in Gemeinden gesammelt sind, an 8000 beträgt. Wirksamer noch ist der Einfluß der deutschen Schulen, die in dem Ruf besondrer Tüchtigkeit stehen und von vielen Kindern gebildeter italienischer Familien besucht werden. Sind diese Schulen auch hie und da, wie die in Florenz bestehende, konfessionslos, so ist doch zu bemerken, daß dem italienischen Ultramontanismus und atheistischen Radikalismus gegenüber konfessionslos soviel wie evangelisch bedeutet, zumal die Kinder in die heilige Schrift eingeführt werden. Hierzu kommen endlich noch neun andre meist englische und amerikanische Denominationen, die hie und da Gemeinden gesammelt haben und evangelische Propaganda treiben. Wirksamer noch als in Italien wird in Spanien der Katholizismus durch das Evangelium zersetzt. Die von Pastor Fliedner ins Leben gerufenen Schulen umfassen nicht weniger als 8000 Kinder, während sein wöchentlich in spanischer Sprache erscheinender evangelischer Kinderfreund in 3500 Exemplaren über die Länder spanischer Zunge sich verbreitet.



Die greifbaren Erfolge der Allianz wollen aber nicht in Beziehung auf die katholische, sondern auf die evangelische Welt gesucht sein. Das Wort Christi: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt," beginnt zum erstenmale seit der Zeit der Reformation in den evangelischen Kirchen Verständnis zu finden. Es erwächst in der durch die Evangelische Allianz geschaffenen Gemeinschaft das Bewußtsein, daß die evangelischen Kirchen berufen sind, die wahre Einheit und Katholizität der Kirche Christi darzustellen, die die ganze Welt umspannen soll. Und es ist nicht nur ein Luftschloß der Phantasie, sondern dieser Gedanke setzt Wirkungen aus sich heraus, die eine thatsächliche Einheit des evangelischen Glaubenslebens unbeschadet aller individuellen, nationalen und geschichtlichen Besonderheiten anbahnen. Der Ausschuß der Evangelischen Allianz bildet einen Gerichtshof, vor dem die Kirchen oder Sekten, die in das Arbeitsgebiet einer andern zur Evangelischen Allianz gehörigen Gemeinschaft störend einbrechen, zur Verantwortung gezogen werden können. Bereits scheint die Autorität dieser auf christlichem Gemeinsinn beruhenden Instanz so stark zu sein, daß keine Sekte es auf den Ausschluß aus dieser Gemeinschaft ankommen läßt.

Es ist ferner durch die Allianz ein evangelisches Gesamtgewissen geschaffen. Nach zwei Richtungen hin hat der Vorstand der Allianz unter Zustimmung der Hauptversammlung ein Urteil gefällt, indem er einmal die verfolgten evangelischen Glaubensbrüder in Rußland, da jede Verwendung für sie bei der Regierung vergeblich ist, der herzlichen Teilnahme und Fürbitte der evangelischen Christenheit empfiehlt, und zweitens einen Protest erhebt gegen den von der englischen Regierung in China und Indien getriebenen Opiumhandel, der nur aus dem Grunde noch fortbesteht, weil er jährlich 120 Millionen Mark einbringt.

Den besten Erfolg der Allianz hat freilich erlebt, wer den Versammlungen persönlich beiwohnen durfte. Nach den Eindrücken, die Schreiber dieses Berichts aus Florenz mitgenommen hat, besteht der wertvollste Ertrag für ihn nicht in den anregenden Vorträgen und der Erweiterung seiner Kenntnisse, auch nicht in dem christlichen Enthusiasmus, zu dem die himmelstürmende Kraft der prayer meetings den Einzelnen fortreißt, sondern in dem Zusammentreffen mit den edelsten Vertretern des evangelischen Glaubens, christlichen Persönlichkeiten mit apostolischem Eifer und apostolischer Liebe, Männern, die um der Ausbreitung des Evangeliums willen auf Besitz, Familie und Bequemlichkeit verzichtet, um Christi willen Kerker und Mißhandlung erduldet haben. Es giebt keine andre Gelegenheit, bei der sich eine solche Fülle christlicher Charaktere aus der ganzen Welt zusammenfindet, wie bei den Versammlungen der Evangelischen Allianz. Die Verschiedenheiten der Gaben und Anlagen machen sich zwar zuweilen auch störend bemerklich, aber es wird auch leicht, bei jeder Persönlichkeit den besondern göttlichen Typus, den der heilige Geist an ihr herausgearbeitet hat, zu entdecken und als schön und wertvoll anzuerkennen.

Diese Eindrücke bewahren vor pharisäischer Ueberschätzung der eignen Kirche und vor allem der eignen Person; sie machen demütig, treiben zu gegenseitigem Anschluß behufs der eignen Ergänzung und erfüllen das Herz mit anbetendem Staunen über den unerschöpflichen Reichtum der Herrlichkeit Christi, die sich in jedem auf besondre Weise wiederspiegelt.

Dasjenige Stück des apostolischen Glaubensbekenntnisses, das uns am wenigsten verständlich ist, der Glaube an den heiligen Geist, eine, heilige, allgemeine christliche Kirche u. s. w., stand dort in lebendiger greifbarer Gestalt vor Augen. Während es im allgemeinen unsre Vorstellung ist, daß der heilige Geist früher über Propheten und Apostel ausgegossen gewesen, jetzt aber an das Wort der heiligen Schrift und die schriftgemäße Spendung der Sakramente gebunden sei, fühlte man sich dort unmittelbar von dem lebendigen Hauche des heiligen Geistes umweht. Die Wirkungen, die in der apostolischen Zeit von den Christen ausgegangen sind und wodurch damals die Welt

überwunden ist, können und sollen sich wiederholen, ja sie sind immer noch vorhanden. Christus, der Herzog im Reiche Gottes, rüstet sich, einen neuen Siegeszug über die Erde zu halten und ruft alle, die sein Evangelium kennen, zur Heeresfolge auf. Die Vollendung des Reiches Gottes, der Abschluß dieser unsrer jetzigen Weltentwicklung schien in jenen Tagen der Geisterhebung dem Einzelnen nahegerückt zu sein. G—z

## Die Lahmlegung der sozialen Liebesthätigkeit eines evangelischen Geistlichen

### Zum Fall Klein-Reinerz

### 1. Der Thatbestand

Anfang Februar dieses Jahres erhielten wir von einem Freunde unsers Blattes aus Mitteldeutschland, dem die weite Verbreitung eines katholischen Notstandsaufrufs für die Handweber im schlesischen Eulengebirge aufgefallen war, die Anfrage, ob denn jene Gegend rein katholisch sei. Der Oeffentlichkeit gegenüber schien die evangelische Kirche, die sicherlich in der Stille ihre Pflicht gegen die darbenden Weber erfüllte, mit ihrer Hilfe zurückzubleiben, obgleich der damals in Betracht kommende Kreis überwiegend evangelisch ist.

Der Vorsprung, den hiernach die römische Geistlichkeit im Wetteifer sozialer Liebesarbeit im Bereich des seit April 1890 vielbesprochenen schlesischen Webernotstandes erlangt zu haben schien, sollte ihr bald durch die Wirksamkeit eines vereinzelten evangelischen Geistlichen abgewonnen werden. Bereits im Dezember 1890 hatte nur wenige Meilen südlich vom Eulengebirge in Reinerz der dortige Pastor Ernst Klein als Geistlicher einer protestantischen Diaspora-Gemeinde in der fast vollständig römisch-katholischen zu Schlesien gehörigen Grafschaft Glatz, durch die Gabe einer ihm völlig fremden wohlthätigen Dame für die notleidenden Weber veranlaßt, in seinem Pfarrhause eine Suppenküche eröffnet. Diese fand bei der im Weberbezirk von Reinerz westlich bis zur Landesgrenze herrschenden Not solchen Zuspruch, daß Pastor Klein zuerst im Stadtblatt, später auch in andern preußischen Zeitungen um Spenden zur Linderung der Webernot bitten mußte. Das geschah unter dem 1. Januar, später noch einmal am 11. desselben Monats hauptsächlich im Reichsboten, der Kreuzzeitung, der National- und der Vossischen Zeitung, welche letztern Blätter dem übrigens der positiven Richtung angehörigen Pastor Klein schon bei einer frühern Bitte in andrer Angelegenheit reiche Spenden zugeführt haben. Später gesellte sich noch die Gartenlaube durch Aufnahme eines bereits im Februar auf ihr Ersuchen geschriebenen Aufsatzes vom Pfarrer Klein in ihrer Nr. 10 vom 8. März hinzu, dem sie in Nr. 16 vom 19. April eine beredte Schilderung des Notstandes und glänzende Rechtfertigung der Kleinschen Thätigkeit durch einen eigens nach Reinerz entsandten Berichterstatter, den Schriftsteller Johannes Prölß, folgen ließ. Von den größeren Tagesblättern hat sich besonders die deutschfreisinnige Vossische Zeitung durch trefflich unterrichtete laufende Berichterstattung und Unterstützung ein bleibendes Verdienst um die gute Sache erworben, für die aber auch die Kreuzzeitung, der Reichsbote und andre konservative wie freisinnige Blätter tapfer eintraten.

Der seltenen Einmütigkeit von Blättern verschiedenster politischer und kirchlicher Parteistandpunkte entsprach die Eintracht der Hilfsbereitschaft, worin bei dem Liebeswerk in Reinerz sich die verschiedenen Bekenntnisse, den jüdischen Glauben nicht ausgeschlossen, die Hand reichten. Hunderte von Hilfsbedürftigen strömten im Januar d. J. im evangelischen Pfarrhause zusammen, um teils ihren halben oder ganzen Freitisch aus der Suppenküche, teils andre Lebensmittel und Kohlen in Empfang zu nehmen. Ungeahnte Notstände thaten sich dem Blick des helfenden Geistlichen auf; bald war er zum Mittelpunkt einer weitverzweigten sozialen Liebesarbeit geworden, in die er ganz gegen seine ursprüngliche Absicht durch die Not hineingezogen worden war. Aber seinem Eifer und seinen Bitten für die Aermsten der Armen fehlte es nicht an ermutigendem Erfolg und reichem Segen: kamen Hunderte zu ihm, so flossen ihm Tausende von Spenden aus allen Teilen der Provinz Schlesien, Preußens und Deutschlands zu. In seinem Pfarrhause allein konnte er so, abgesehen von andern durch seine Hand gegangenen Unterstützungen, 15000 Liter warmes Essen, 1200 Pfund Fleisch, 8000 Brote, 5000 Pfund Brotfrüchte, 800 Zentner Kohlen verteilen.



Nun begann man denn auch in Regierungskreisen auf die Not der Weber in der Grafschaft Glatz aufmerksam zu werden. Bisher hatte man nur die Verhältnisse im Eulengebirge, dessen Weber sich seit April 1890 in wiederholten Eingaben an den Kaiser gewandt hatten, untersucht. Jetzt wollte es scheinen, als ob noch größere Not in der sogenannten „böhmischen Ecke“ des Kreises Glatz herrschte. Ende Januar erschien ein höherer Regierungsbeamter aus Breslau zur Prüfung des Sachverhaltes. Am 7. Februar fand dann unter dem Vorsitz des Königlichen Landrats, Geheimen Regierungsrats Freiherrn von Seherr-Thoß in Glatz, eine Versammlung von mehr als vierzig angesehenen Vertrauensmännern — Geistlichen beider Bekenntnisse, Beamten, Aerzten, Gutsbesitzern, Großgewerbetreibenden — statt. Es wurden seitens der Regierung vier Notstandskommissionen zur genauen Feststellung und Bekämpfung der Not gebildet. Am 17. Februar erschien im amtlichen Kreisblatt der von sämtlichen Vertrauensmännern mitunterzeichnete Aufruf des Glatzer Landrats, der unter dem 27. d. M. den Gemeindevorstehern noch besonders die Sammlung von Unterstützungen einschärfte. So bestand allseitige Uebereinstimmung bei den Orts-, Kreis- und Staatsbehörden über die vorhandene Not und die Notwendigkeit, sofortige Abhilfe zu schaffen.

Doch im Monat März sollte ein böser Reif in diese fröhlich gedeihende, vielverheißende Aussaat helfender Nächstenliebe fallen. Am 10. März wurden alle beteiligten Kreise durch das Erscheinen eines Leitartikels in Nummer 58 der Berliner Zeitung überrascht, der Kleins Thätigkeit scharf angriff und ihn selbst in niedriger Weise verdächtigte. Er habe den „akuten Notstand“ überhaupt erst entdeckt; die Weber seien nicht schlechter daran, als in frühern Jahren, noch keiner habe es nötig gehabt, mit hungerndem Magen schlafen zu gehen. Durch Pfarrer Kleins „künstlichen Notstand,“ durch seine „wilde, regellose Armenpflege“ werde mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Der Artikel war unterzeichnet von Dr. Schubert, dem jungen katholischen Kommunalarzt von Reinerz, der sich so auf gut ultramontane Weise in einer Preßfehde gegen einen evangelischen Geistlichen die Sporen verdiente. Uebrigens hätte sein schwaches Machwerk, das auf völliger Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse beruht, keine Bedeutung erlangt, wenn nicht hinter ihm der gleichfalls katholische Bürgermeister Dengler von Reinerz gestanden hätte. Dieser, ein kluger, thätiger, gewandter Mann, der sich in fünfundzwanzigjähriger Amtsführung große Verdienste um Stadt und Bad Reinerz erworben hat, dafür aber auch seinen Einfluß als den allein maßgebenden aufrecht erhalten sehen will, wußte es dahin zu bringen, daß sich eine immer mächtigere Gegnerschaft gegen Kleins Arbeit regte, ja daß der Versuch gemacht wurde, sie völlig lahm zu legen.

Am 17. März, genau einen Monat nach dem Notstandsaufruf des Königlichen Landrats und der Vertrauensmänner, erschien der von uns bereits früher*) mitgeteilte Erlaß des Landratamtes in Glatz, durch den im Auftrage der Königlichen Regierung alle Gemeindevorsteher bei Vermeidung disziplinarischer Bestrafung angewiesen wurden, sich jeder fernern Beantwortung oder Erledigung etwaiger durch den Pastor Klein oder von andrer privater Seite in der Weberfrage an sie gerichteten Anfragen oder Ansuchen zu enthalten. Diese Verfügung, der eine ähnliche Anweisung an die Lehrer und Gendarmen folgte, war übrigens nicht von dem evangelischen Landrat, der mittlerweile auf Urlaub gegangen war, sondern von dessen katholischem Stellvertreter von Humbracht unterzeichnet. Derselbe machte noch weitere Versuche, den Kleinschen Einfluß zu brechen. Am 15. März hatten achtzehn Amts- und Gemeindevorsteher, von denen sechzehn Katholiken sind, in einem Reinerzer Blatte gegen die Schubertschen Angriffe eine Vertrauenserklärung für Pastor Klein veröffentlicht und ihn

*) Chronik der Christlichen Welt Nr. 15, Sp. 118.

gebeten, „in seinem wohlthätigen Wirken zum Segen der Bevölkerung fortzufahren.“ Als ob Dr. Schubert eine amtliche Persönlichkeit sei, wurden sie „zur verantwortlichen Vernehmung“ auf den 2. April nach Reinerz vorgeladen. Dort mußten sie sich Herrn von Humbracht gegenüber wegen des Vorwurfs verantworten, als hätten sie gegen die Regierung agitirt. Das stellten sie mit Recht in Abrede, hielten auch alle bis auf einen ihre Unterschriften aufrecht. Sie wurden mit der Mahnung entlassen, ohne behördliche Erlaubnis fernerhin keinerlei amtliche Veröffentlichungen vorzunehmen. Einem evangelischen Postmeister aber, der als Kirchenältester seinem Pastor eine feste Stütze war, einem pflichttreuen Beamten von mehr als dreißig Dienstjahren, hat man im „Interesse des Dienstes“ seine Versetzung aufs Dorf angekündigt!

Pastor Kleins Thätigkeit ist durch die geschilderten Maßregeln für einen großen Teil seines Wirkungskreises einfach im Verwaltungswege unmöglich gemacht. Da die Gemeindevorsteher und die — übrigens meist katholischen — Lehrer ihm nicht mehr helfen dürfen, würde nun seine Arbeit, wenn er sie fortsetzte, in der That „wild und regellos“ werden. Obgleich gerade jetzt die Verteilung von Saatkartoffeln und anderm Saatgut notwendig geworden wäre, hat er darum fürs erste den größten Teil seiner Wirksamkeit eingestellt in der Hoffnung, daß eine unparteiische Untersuchung die Hindernisse, die Ultramontanismus und Büreaukratie ihm in den Weg gelegt haben, beseitigen und ihm ermöglichen werde, den größten Teil der in seine Hände gelegten Spenden, den er nun zurückhalten muß, noch zum Besten seiner Schützlinge zu verwenden.

### 2. Vorwürfe und Rechtfertigung

Vergeblich sucht man eine Begründung des beispiellosen Vorgehens gegen Pastor Klein. Denn beispiellos muß es doch wohl genannt werden, daß man einen Mann, der seine Kraft und Arbeit dem Dienste der Notleidenden opfert, nicht nur nicht unterstützt, sondern geradezu hindert, die Absichten der hinter ihm stehenden Spender auszuführen. Zu welchen Zuständen muß es führen, wenn die Privatwohlthätigkeit in den „geordneten Instanzenweg“ der Büreaukratie hineingezwängt werden soll!

Freilich haben ja die gegnerischen Zeitungen Vorwurf auf Vorwurf gegen Kleins Thätigkeit gerichtet. Wie der erste Angriff gegen ihn von katholischer Seite ausging, so hat die Schlesische Volkszeitung mit ihren Gesinnungsgenossinnen in ultramontaner Tonart wacker gehetzt. Aber auch vornehmere Blätter, die für die Maßnahmen der Behörden eintraten, schlugen gegen den vereinzelten evangelischen Geistlichen einen beleidigenden Ton an, der sonst in ihren Spalten unerhört ist.

Der erste grundlegende Vorwurf gegen Pastor Klein ist immer der, er habe in seinen Schilderungen den Notstand der Weber übertrieben, ihn „künstlich fabrizirt,“ ihn „proklamirt,“ um die Hilfe weiterer Kreise in Anspruch nehmen zu können. Wir können hier natürlich nicht in eine gründliche Untersuchung des schlesischen Handwebernotstandes eintreten. Aber was wir an Ort und Stelle von den Verhältnissen der Weber bei Reinerz gesehen haben, die wir mit denen von uns wohlbekannten Weberdörfern aus andrer Gebirgsgegend vergleichen konnten, und der Einblick, den wir in die Protokolle von zwei amtlichen Notstandskommissionen nehmen durften, hat uns davon überzeugt, daß Pastor Klein keine Aussage gethan hat, die er nicht mit Feststellungen aus der Wirklichkeit belegen kann. — Wir wollen hier nur an einige Thatsachen erinnern, die auch die Gegner anerkennen sollten, da die Aeußerungen von ihnen selbst herrühren. In einer Darlegung des Reichs- und Staatsanzeigers vom Januar d. J., der den „übertriebenen Schilderungen der Tagespresse“ entgegentreten soll, wird zugegeben, daß die Erwerbsverhältnisse der Handweber „zur Deckung der kärglichsten Lebensverhältnisse nur notdürftig ausreichen.“ Wenn dann dasselbe amtliche Blatt im März berichtet, daß sich infolge des lange andauernden Winters „die an und für sich bedrängte Lage der Handweber verschlimmert“ habe, so muß doch wirklich Not eingetreten sein. Eine solche hat denn auch Kleins Hauptgegner, Bürgermeister Dengler von Reinerz, in einem Schreiben anerkannt, das die Vossische Zeitung unter dem 22. Januar veröffentlicht, worin



es heißt: „Die größte Not ist noch zu erwarten, wahrscheinlich nach Mitte Februar, wo die Arbeit aufhört oder wenigstens nur ganz minimale Aufträge vorhanden sein werden.“ Endlich erwähnen wir noch die amtliche Einsetzung von vier Notstandskommissionen und den auf ihr Drängen veröffentlichten amtlichen Notstandsaufruf vom 17. Februar, der sich ausdrücklich nicht nur an die Kreisbewohner, sondern „an die christliche Liebe aller Menschenfreunde“ mit der Bitte um Hilfe wendet. Er hat den Kreislandrat, der zugleich Geheimer Regierungsrat ist, zum Verfasser und besagt unter anderm, daß die noch immer weiter zurückgehenden Löhne „einer fleißigen Weberfamilie kaum noch einen Wochenlohn von vier bis fünf Mark gewähren.“

Wir verzichten darauf, die Not einer Weberfamilie von mehreren Köpfen auszumalen, die bei vierzehn-, sechzehn-, siebzehnstündiger Arbeitszeit — bekanntlich dürfen die Strafanstaltsinsassen nicht länger als acht bis zwölf Stunden gewerblich beschäftigt werden — von 50 bis 70 Pfennigen täglich essen, wohnen, sich kleiden, einheizen und noch das Arbeitsgerät im Stande halten soll. Man könnte sonst auch uns der „romantischen Schilderung des Weberelendes“ beschuldigen. Aber wenn Pastor Klein diese Zustände „grell“ beleuchtet hat, wird darin der Menschenfreund einen Fehler finden können? Eine grelle Beleuchtung ist doch darum noch nicht falsch, weil sie die Aufmerksamkeit auf bestimmte einzelne Punkte hinlenkt!

Nur eine andre Form des Vorwurfs der Uebertreibung ist die Beschuldigung, Klein habe den „akuten“ Notstand „proklamirt,“ während nur der allgemein zugegebene „chronische“ Notstand herrsche. Wir sind nicht gewillt, uns an der unwürdigen Silbenstecherei zu beteiligen, die seit Monaten in dem Zeitungsstreit mit diesen Worten getrieben wird. Wir begreifen es, wenn der Staat für seine Maßnahmen einen derartigen Unterschied feststellt; aber uns geht das Verständnis dafür ab, wie man jene Begriffe in einen sich ausschließenden Gegensatz bringen kann, da doch jede chronische Krankheit unter Umständen akut werden kann. Pastor Klein hat übrigens von einem akuten Notstand niemals gesprochen, nicht einmal das Wort „Notstand“ gebraucht, sich um jenen Streit überhaupt nicht gekümmert. Er sah Not und fühlte die Christenpflicht, zu helfen. Er machte es, wie der wahre Freund des Kranken, wenn an dessen Leidenslager sich zwei Aerzte darüber streiten, ob die Krankheit akut oder chronisch zu nennen ist, und dabei den Kranken selbst und seine Leiden vergessen. Die Hand der Liebe reicht den erquickenden Trank, kühlt die brennenden Lippen, wischt den Schweiß von der Stirn, rückt die Kissen zurecht; sie hilft und lindert nach Kräften, bis die Heilkundigen mit ihren Mitteln eingreifen. So trieb der Drang der Liebe den Reinerzer Geistlichen in seine Hilfsarbeit für eine dahinsiechende Bevölkerung hinein.

Darin liegt auch seine Rechtfertigung gegen den weitern Vorwurf, er habe sich um Dinge bekümmert, die ihn nichts angingen, und seinen Sprengel überschritten. Wir haben gezeigt, wie sich Pastor Klein zu der Arbeit für die Weber nicht gedrängt hat, sondern sie ihm durch die Macht und den Fortschritt des Bedürfnisses aufgedrängt worden ist. Und als nun die Hungrigen in seine Suppenküche zusammenströmten, sollte er dann nach ihrem Bekenntnisse fragen? That das der barmherzige Samariter mit dem Notleidenden, der ihm vor die Füße gelegt wurde? War es nicht, da das Vertrauen weiter Kreise ohne Unterschied des Bekenntnisses ihm reiche Gaben überwies, auch schon deshalb seine einfache Pflicht und Schuldigkeit, so im Sinne der Geber Thränen zu trocknen, Hungernde zu speisen, Frierende zu bekleiden und zu erwärmen? Hätte er sich um die fremde Herde bekümmert, wenn deren Hirten für sie gesorgt hätten? Was hinderte denn die katholischen Geistlichen, was hinderte Dr. Schubert und Bürgermeister Dengler daran, Geld für die Notleidenden zu sammeln und zu verteilen?

Und wie kommen sie dann hinterher dazu, sich zu beklagen, Pastor Klein habe auf eigne Hand unter Durchkreuzung der geordneten „vorzüglichen“ Armenpflege eine eigenmächtige Thätigkeit begonnen? Man nenne uns die vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen, die er gestört hat! Wir kennen nur eine Suppenküche, die in den Monaten Januar und Februar an

etwa dreißig Stadtarme durch Vermittelung eines Fleischers warme Speise lieferte, wie denn die jährliche Armenunterstützung des Stadthaushalts 500 Mark beträgt! Pastor Klein aber hat sich, als ihm die reichen Mittel von allen Seiten zuflossen, nicht nur mit der staatlichen und kirchlichen Oberbehörde der Provinz in Verbindung gesetzt, er hat auch mehrfach versucht, mit seinem ihm feindlich gesinnten Bürgermeister zusammen zu arbeiten. Höfliche Worte und rücksichtslose Thaten waren die Folge, bis endlich die Reinerzer Notstandskommission, die, gegen ein dem Pastor Klein gegebenes Versprechen, fast nur aus seinen Gegnern zusammengesetzt war, das unglaubliche Ansinnen an ihn stellte, er solle das Geld, zu dessen Sammlung sie keinen Finger gerührt, bedingungslos ausliefern, und sich, um ihn ins Unrecht zu setzen, auflöste. Auch die Kommission von Rückers handelte ähnlich, wenn auch nicht so grob. Mit den zwei andern Kommissionen (Lewin und Cudowa-Tscherbeney) hat Pastor Klein, der sich in alle vier Kommissionen hatte wählen lassen, da die fünfunddreißig Dörfer seines Kirchspiels in den vier Bezirken zerstreut liegen, friedlich und segensreich zusammen gearbeitet. Im übrigen brachten es die konfessionell und persönlich scharf zugespitzten Verhältnisse, die ihm auch die Bildung eines Komitees verwehrten, mit sich, daß er so handeln mußte, wie er gethan, oder die Hand von der Sache abziehen. Durfte er das ohne Verletzung der einfachsten Pflichten der Nächstenliebe?

Nichts aber kann grundloser sein, als der dem Pfarrer Klein gemachte Vorwurf einer „wilden, regellosen Armenpflege," die mit Gaben „herumgeworfen" habe und darum demoralisirend wirken müsse! Wem ein Einblick in die Sammellisten des Reinerzer Pfarrhauses gestattet gewesen ist, in denen die Abschnitte der Hunderte von eingelaufenen Postanweisungen nach Tag und Nummer in lange rote Linien geordnet sind; wer die Unterstützungsnachweisungen durchgesehen hat, in denen jeder der über tausend Hilfsbedürftigen mit Namen und Familienverhältnissen aufgeführt steht und seine laufende Nummer die Feststellung jeder erhaltenen Gabe ermöglicht — wobei noch die verschiedne Farbe der Tinte andeutet, ob die Spende umsonst oder zu halbem Preis erfolgte —; wer die Aktenstöße betrachtet, in denen die Beglaubigungsscheine über die Bedürftigkeit eines jeden Unterstützten aufgehoben werden, die Pastor Klein von den von ihm gebildeten Vertrauensausschüssen der einzelnen Dörfer, bestehend aus Gemeindevorsteher, Lehrer und Vertreter des Ortsarmenverbandes, einholte, der kann nur wünschen, daß eine amtliche Untersuchung die Armenpflege des evangelischen Geistlichen prüfe, weil sie zu einer glänzenden Anerkennung seiner Gewissenhaftigkeit, seines kaufmännischen und seelsorgerischen Geschickes führen müßte.

Der schwerste der gegen Pastor Klein erhobenen Vorwürfe lautet dahin, er habe durch sein Vorgehen die „Autorität der Regierung vollständig zurückgeschoben." Wenn das Ansehen der Regierung geschädigt worden ist, so tragen daran weder er noch seine Freunde und Verteidiger die Schuld. Auch die liberale Presse, die ihn im Verein mit konservativen Blättern*) in Schutz nahm, hat sich eines nur ruhigen und sachgemäßen Tones bedient und die ganze Frage zunächst in keiner Weise für die „demokratisch-manchesterliche Wahlmache" benutzt, wie man ihr schuld gab. Erst durch das Eingreifen der offiziösen Presse kam ein gehässiger Ton in die Verhandlungen. Zur Verteidigung der Maßregeln der Regierung warf man die Schuldfrage auf und schob den Webern den größten Teil der Verantwortung für ihre schlimme Lage selbst zu. Dann verbreitete der offiziöse Wolffsche Telegraph den in einem Blatt der Firma Ullstein in Berlin erschienenen — bereits gekennzeichneten — Hetzartikel von Dr. Schubert nach allen Richtungen der Windrose, und endlich verstieg sich die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die unter den Verteidigern der Behörde die unglücklichste Hand bewies, zu der Behauptung, „daß, wenn von einem Verschulden bei der Not der Handweber überhaupt die Rede sein kann, ein solches nur auf Seite der betreffenden Erwerbsgenossen selbst vorliegt." Ist es da verwunderlich, daß solchen Anklagen gegenüber die Freunde der Weber fragten, was denn die Regierung bisher für sie gethan habe? Können sie dafür, daß sie in dem Glatzer Weberkreise seit Jahrzehnten keine Maßnahmen der Regierungsfürsorge zur Beseitigung des „chronischen Notstandes" zu entdecken vermochten?

Wie sollte es denn überhaupt dem Pastor Klein, einmal abgesehen von seiner Eigenschaft als evangelischer Geistlicher, die solchen Verdacht von vornherein ausschließt, beikommen, gegen die Regierung zu agitiren, da sie selbst den Notstand anerkannte, Notstandskommissionen einsetzte und ihr Landrat einen Notstandsaufruf erließ? Aber kann man von ihm verlangen, daß auch er, als im März sich in den maßgebenden Kreisen ein Windwechsel vollzog, ihn mitmachte und das für unnötig erklärte, woran er bisher seine beste Arbeit gesetzt hatte? Der wohl schon lange vorbereitete Umschlag trat in die Oeffentlichkeit nach der am 7. März unter Vorsitz des Handelsministers in Berlin gehaltenen Besprechung, deren Ergebnis die Ablehnung eines staatlichen Eingreifens in den „akuten Notstand" bildete, da ein solcher nicht vorhanden sei. In Glatz aber ging man weiter, indem man durch die Verfügung vom 17. März auch der Privatwohltätigkeit, die vorher ihre Mittel gesammelt hatte, unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. Was diese veränderte Behandlung der Weberangelegenheit veranlaßt hat, entzieht sich der öffentlichen Kenntnis und Besprechung. Aber dann soll man auch aufhören, Pastor Klein für die aus diesem Wechsel folgenden Erscheinungen verantwortlich zu machen!

### 3. Zur konfessionellen und sozialen Beleuchtung

Aus unsrer bisherigen Darstellung des Verlaufs der Kleinschen Angelegenheit wird klar geworden sein, daß wohl vieles anders gekommen wäre, wenn nicht der evangelische Geistliche sein soziales Liebeswerk in katholischer Umgebung unternommen hätte. Sein Einfluß auf die katholische Bevölkerung, die mit überwiegender Mehrheit zu ihm stand, mußte gebrochen werden; deshalb der Ansturm von ultramontaner Seite. Dabei zeigt sich wieder einmal die ungleichartige Behandlung, die der katholischen und evangelischen Kirche zu teil wird. Den zehn römischen Pfarrern, die in der Kölnischen Zeitung für den überwiegend evangelischen Kreis Reichenbach am Eulengebirge den „schon akuten Notstand" (wörtlich) verkündeten und weiteste Kreise mit ihren Sammlungen „alarmirten" (um den Ausdruck der gegnerischen Presse zu gebrauchen), hat niemand etwas in den Weg gelegt, wenigstens ist davon nichts bekannt geworden. Mit einem alleinstehenden evangelischen Pastor aber hofft die Büreaukratie schon fertig zu werden. Darum gilt es für alle Freunde der evangelischen Kirche, gemeinsam für Pastor Klein einzustehen. Denn nicht nur die Ehre des geistlichen Standes, nein auch die Würde unsrer Kirche ist angetastet, wenn es gelingt, das Licht helfender Liebe, das einer ihrer treuen Diener angezündet hat, durch den Windhauch büreaukratischer Maßregelung auszulöschen.

Zur Entschuldigung gereicht es uns zur Trauer, wenn wir den Fall Klein unter sozialem Gesichtspunkt betrachten. Die Kirche wird zur Hilfe gegen die Sozialdemokratie und zur positiven Mitarbeit an der Lösung der sozialen Frage aufgerufen. Die kirchlichen Behörden geben den Ruf an die einzelnen Geistlichen weiter. Es gelingt einem eifrigen Pfarrer, eine Liebesthätigkeit zu erwecken, die einen sozialen Notstand — denn ein solcher ist die Lage der Handweberbevölkerung — bekämpfen hilft. Dabei ist es nun freilich nicht zu umgehen, daß die Wahrheit, die in diesem Falle eine sehr traurige ist aufgedeckt wird. Die Wahrheit aber scheint man nicht hören zu wollen; obgleich, wie oben nachgewiesen, die Regierung zunächst gar nicht verantwortlich gemacht worden ist, so wird die Schuldfrage aufgeworfen, um die unbequeme Angelegenheit los zu werden, nachdem man ihren Anwalt im Verwaltungswege zum Schweigen gebracht hat. Wohin führt aber diese Behandlung sozialer Dinge? Mit demselben Recht, wie den Webern, kann auch allen andern wirtschaftlich Schwächern die Schuld an ihrer Notlage aufgebürdet und als einziger Trost ihnen die Selbsthilfe an die Hand gegeben werden. Dann sind wir aber auf dem alten Standpunkt

*) Vergl. z. B. Kreuzzeitung Nr. 183 („Gerechtigkeit") in Nr. 18 der Chronik der Christlichen Welt.

der Ausbeutung und des Gehenlassens auf der einen, der drohenden Revolution auf der andern Seite.

Und was sollen die Gedrückten und Notleidenden von dem Ernst der sozialreformatorischen Versprechungen denken, wenn ein Mann, der ihre Not erkannt und gelindert hat, durch Maßnahmen der Behörden in seiner sozialen Liebesthätigkeit gelähmt wird? Darum müssen alle, denen an einem Fortschritt auf dem Gebiet der Behandlung der sozialen Fragen liegt, darauf hinarbeiten, daß solcher Arbeit freie Bahn geschafft werde, damit der Geist der Büreaukratie nicht verderbe, was das „praktische Christentum“ unsrer ersten deutschen Kaiser und ihres ersten Kanzlers als verheißungsvollen Anfang der Sozialreform ins Leben gerufen hat. — Dem treuen Arbeiter aber und mutigen Kämpfer an der böhmischen Grenze rufen wir zu:

Ob „chronisch,“ ob „akut“ die Not —
Hilf weiter, und dir helfe Gott!*)

## Evangelischer Schriftstellerverband

Auf dem vorjährigen Kongreß für innere Mission in Nürnberg empfahl der als Schriftsteller wie als Leiter der Preßabteilung der Berliner Stadtmission rühmlich bekannte Pastor Evers dringend die Bildung eines Verbandes evangelischer Schriftsteller, um einerseits die evangelische Presse selbst nach Möglichkeit zu heben und auszubreiten, anderseits auf das Verhältnis zwischen Schriftstellern und Verlegern einzuwirken. Der Gedanke schlug Wurzel, eine Anzahl Männer, die auf den verschiedensten litterarischen Gebieten thätig sind, eignete sich Pastor Evers' Vorschlag an und trug ihn, wenn auch zunächst nur durch private Anfragen, in weitre Kreise hinaus. In Verbindung mit dem Evangelisch-sozialen Kongreß soll nun am Dienstag, den 26. Mai, 4 Uhr nachmittags in Berlin eine Versammlung stattfinden, die für die Zukunft des ganzen Planes voraussichtlich entscheidend sein wird.

Daß thatsächlich ein Bedürfnis zu einer engern Vereinigung aller evangelischen Schriftsteller vorliegt, geht schon daraus hervor, daß dem ersten Rufe von vielen Seiten Folge gegeben ist. Aber auch innere Gründe beweisen das. Niemand, der es ernst meint mit der Aufgabe, die Gedanken des evangelischen Christentums zu verbreiten, kann ohne Schmerz sehen, wie wenig die christliche Litteratur auf der Höhe steht. Zwar, es ist gegen früher erheblich besser geworden: eine Reihe hervorragender und allseitig anerkannter Schriftsteller — ich brauche nur die Namen Gerok, Frommel, Steinhausen, Sturm zu nennen — haben der christlichen Dichtung unsrer Tage auch bei solchen, die mit rein ästhetischen Maßstäben messen, Achtung erworben. Aber doch ist in weiten Kreisen noch immer die Ansicht herrschend, als ob eine unter christlicher Flagge dahergehende Novelle oder Erzählung nun ästhetisch milder beurteilt werden dürfte. Daher dann die Ueberfülle süßlich-weichlicher, in der Charakteristik verschwommener, in der Empfindung unwahrer, in der Darstellung salopper Erzählungen und Novellen in unsern Sonntagsblättern u. s. w.

Hierin scheint also eine wichtige Aufgabe des neuen Verbandes zu liegen: ästhetische Hebung der evangelisch-christlichen Litteratur. Man übe Kritik, scharfe, ästhetische Kritik unter einander! Je mehr verschiedne Standpunkte dabei sich geltend machen — desto besser. Wir müssen lernen, daß auch im Dienste des Evangeliums ein gesunder Realismus völlig gleichberechtigt mit der Klassizität ist, aber nur dann, wenn jener wie diese wirklichen Kunstwert, wirkliche Schönheit besitzen. Nun meinen die Fachleute, daß die ästhetischen Mängel der christlichen Litteratur ganz wesentlich mit der traurigen materiellen Lage gerade der ihr dienenden Schriftsteller zusammenhängen. Ist es so, dann wird es die Aufgabe des Verbandes sein müssen, hier nach Möglichkeit zu bessern und zu verhindern, daß die geistige Arbeit eines christlichen Schriftstellers etwa unter

*) Es versteht sich, daß unser Bericht damit nicht abgeschlossen ist. Doch wollen wir gewisse Vorgänge jetzt unbeleuchtet lassen; vielleicht macht noch rechtzeitige Einkehr [illegible] möglich.
D. R.



Hinweis auf 1. Tim. 6, 6 viel niedriger gelohnt wird, als es sonst üblich ist.

Aber wichtiger vielleicht noch als die ästhetische Hebung der im Namen des Christentums getriebenen Schriftstellerei ist die moralische. Ihr oberstes, erklärtes Ziel, das Evangelium zu verkündigen, kann sie nicht erreichen, wenn sie darauf verzichtet, sich der Norm der vollkommnen Schönheit zu unterwerfen, aber noch viel weniger, wenn sie nicht selber eine echte Darstellung christlichen Geistes ist. Es muß geradezu unter „christlichen“ Schriftstellern stets die oberste Frage sein: Ist dies oder jenes Preßerzeugnis ein Stück Predigt des Evangeliums? Dient es dem Lebensideal, das uns vorgeschrieben ist im Glauben? Richtet es sich selbst nach den Mahnungen Jesu, — ist es besonnen, keusch, wahr, liebevoll? Oder atmet es den Geist dieser Welt, gebraucht es ihre Mittel — Entstellung, Bitterkeit, Haß? Ganz gewiß wird, wer bei seiner litterarischen Thätigkeit immer wieder sich selbst unter die Zucht solcher Fragen stellt, nur zu oft Anlaß zur Reue und Scham haben, aber er wird auch erfahren, daß solche Fragen, ernst gestellt und erwogen, ihn besser machen und ihm helfen, auch seine litterarische Arbeit Gott wohlgefälliger zu gestalten. Aber ich möchte fürchten, daß es nur zu wenige sind, die solches immer in ihrem Herzen und Gewissen tragen, daß der Geschmack des Publikums, der Beifall der Partei für viele Schriftsteller, die doch christlich sein wollen, viel maßgebendere Normen sind, als das im Evangelium gebundne Gewissen. Jeder weiß, was ich meine; es ist nicht nötig, einzelne Beispiele anzuführen. Ueberhaupt wird es im Verbande gelten müssen: Was vergangen, sei bedeckt!

Wer da weiß, wie dieser wundeste Punkt unsers christlichen Schrifttums den Feinden des Evangeliums immer wieder willkommne Handhabe zu Spott und Lästerung bietet, wird in die Losung einstimmen, daß unter den christlichen Schriftstellern etwas mehr christlich-sittliche Zucht Herrschaft gewinnen muß. Wie ist das durchzuführen? Nun, der Verband an sich bringt uns schon einen Schritt der Lösung dieser Aufgabe näher. Hier wird eine freundschaftliche Berührung verschiedner Geister stattfinden und ein Platz sein, auf dem man persönliche Händel zum Austrag bringen kann, ohne damit das Ohr des Publikums zu verletzen oder je nachdem zu ergötzen. Ob nicht später noch mehr geschehen kann, etwa die Einsetzung einer Art von Ehrengericht, das sind Zukunftsfragen, die jetzt, wo man noch nicht einmal über die Lebenskraft des Verbandes ein Urteil haben kann, zu erörtern müßig und fruchtlos wäre.

Der schönste und notwendigste Erfolg des Verbandes wäre freilich der, daß er eine Wirkung auf den sittlichen Stand unsrer deutschen Schriftstellerwelt überhaupt ausübte. Ich verweise für das, was ich hier meine, auf das in Nummer 17, Spalte 392 über unsre Presse Gesagte. Um in dieser Richtung einen nachhaltigen Einfluß zu gewinnen, thut es dringend not, daß zuerst die, welche ex professo christliche Schriftsteller sein wollen, sich selber reformiren, sich zusammenschließen und dann im Bunde mit allen andern ernsten und tüchtigen Männern der Presse und Litteratur die Reform des großen Ganzen in Angriff nehmen.

Noch eine andre Aufgabe ist dem Verbande von seinen geistigen Vätern gestellt worden und bei den Vorverhandlungen in Nürnberg sehr in den Vordergrund getreten. Sie betrifft das Verhältnis zwischen Schriftstellern und Verlegern und die Rechtslage der Schriftsteller nach dem heute geltenden wie nach dem zukünftigen bürgerlichen Rechte. Hier soll der Verband den Einzelnen gegen Ausbeutung schützen, gegen allzu einseitige Kontrakte protestiren und auf die Abstellung mancher Mängel hinwirken. Da ich selbst in dieser Richtung keine Erfahrungen habe machen müssen, sehe ich den zu erwartenden Mitteilungen mit großem Interesse entgegen.

Für die erste Versammlung sind zwei Vorträge in Aussicht genommen. Den ersten wird der Verfasser der Irmela, Pastor Steinhausen, halten über den Begriff der christlichen Litteratur, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart. Der andre wird das Verhältnis zwischen Schriftsteller, Redakteur und Verleger behandeln. Der Berichterstatter hierfür ist noch unbestimmt, da der zuerst in Aussicht genommene, Rechtsanwalt Dr. Klasing in Bielefeld, leider plötz-

lich hat absagen müssen. Beitrittserklärungen zu dem Verbande sind an Pastor Evers, Berlin SW. Johannistisch 6 zu richten; der Jahresbeitrag beträgt fünf Mark.

Damit nun der wirklich zeitgemäße Plan gelinge, ist es notwendig, daß eine möglichst große Zahl evangelischer Schriftsteller dem Verbande beitritt. Schriftsteller im Sinne des Verbandes ist jeder, der irgendwo und wann in der Presse thätig ist, sind also auch alle Mitarbeiter dieses Blattes. Ich richte die herzliche Bitte an sie, recht bald ihre Beteiligung an dem geplanten Unternehmen zu erklären und womöglich auch an der Maiversammlung teilzunehmen. Es ist keine Parteisache, um die es sich handelt: jeder ist willkommen, der mit seiner Feder irgendwie der Förderung evangelischen Christentums dienen will. Die Sache steht jetzt durchaus erst in ihren Anfängen; jeder, an den der Ruf kommt, zum Gelingen zu helfen, sollte es auch als seine Pflicht ansehen, dem Rufe zu folgen. R

## Verschiedenes

**(Drummonds Naturgesetz in der Geisteswelt)** Wiederholt werden wir aus unserm Leserkreise aufgefordert, Drummonds Buch „Das Naturgesetz in der Geisteswelt" zu besprechen. Darauf erwidern wir zunächst, daß es im ersten Jahrgange unsers Blattes (1887, Nr. 11) doppelt, nämlich von einem Mediziner und von einem Theologen, gewürdigt worden ist. Eine nochmalige Behandlung des bedeutenden Werkes soll damit nicht ausgeschlossen sein. D H

**(Noch eine Antwort)** auf die Anfrage in Nr. 17 geht uns zu: Johannes Saal, Pensionat für Schwachsinnige in Aue bei Schmalkalden. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 20 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Flugblatt**

„Was will die Invaliditäts- und Altersversicherung?" Verbesserte Auflage. Dieses Flugblatt ist zunächst für die Bedürfnisse meiner Gemeinde geschrieben worden. 100 Stück 1.50, 500 Stück 6.50, 1000 Stück 10.50 Mark portofrei. Pfarrer **Rade**, Schönbach (Sachsen)

In **Zweiter Auflage** erschien:

**Sozialrevolution**

oder

**Sozialreform?**

Von **Julius Werner**, Pfarrer in Hohenthurm b. Halle (S). Preis ℳ 1.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie auch unmittelbar vom

**G. Schwetschke'schen Verlage in Halle (Saale).**

Zu verkaufen eine sehr gut erhaltene Real-Encykl. v. Herzog. (2. Aufl. 18 Bde.). Off. unter **S. F.** a. d. Verlag dieser Z.

**Cand. rev. min.** sucht sofort Stellung als Vikar. Anerbieten erbeten sub **S. 63** an die Exped. d. Blattes.

Soeben erschienen:

**Evangelisch-soziale Zeitfragen**

**1. Serie**

Heft 7. **von der Goltz**, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land.
„ 8/9. **Oldenberg**, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie.
„ 10. **Quistorp**, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

— Jedes Heft 50 Pf. —

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von **C. A. Schwetschke & Sohn** in **Braunschweig.**

**Der alte Gott lebt noch**

oder

**Die Stellungnahme des menschlichen Herzens zu dem lebendigen Gott.**

Ein Wort des Kampfes und ein Wort des Friedens an die heutigen Christen von **H. Ziegler**, Pastor prim. in Liegnitz.

**— Preis 2 Mark. —**

Bei dem Interesse, welches Zieglers Geschichtlicher Christus jetzt überall erregt, machen wir aufs neue auf obige, vor 2 Jahren in unserm Verlage erschienene Schrift aufmerksam.

Braunschweig, den 8. Mai 1891.

**C. A. Schwetschke & Sohn.**




# Einladung zum Evangelisch-sozialen Kongreß

Der Evangelisch-soziale Kongreß wird seine diesjährige Versammlung **am Donnerstag den 28. und Freitag den 29. Mai** in Berlin abhalten.

Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, die sozialen Zustände unsers Volkes vorurteilslos zu untersuchen, sie an dem Maßstabe der sittlichen Forderungen des Evangeliums zu messen und diese selbst für das heutige Wirtschaftsleben und die in ihm Stehenden fruchtbarer und wirksamer zu machen als bisher.

Indem wir in Ausführung der uns vom vorjährigen Kongreß übertragenen Vollmachten alle deutschen evangelischen Christen, welche die Ziele des Kongresses billigen, zur Teilnahme an dieser Versammlung hierdurch ergebenst einladen, geben wir uns der Hoffnung hin, daß die im vergangnen Jahre aussichtsvoll begonnenen Arbeiten durch zahlreiche Beteiligung weiter Kreise an den bevorstehenden Verhandlungen einen erfreulichen und erfolgreichen Fortgang finden werden.

Das Programm des Kongresses ist folgendes:

1. **Mittwoch den 27. Mai:**
   A. Nachmittags 4 Uhr im Hofsiz der Stadtmission, Mohrenstr. 27, **Sitzung des Ausschusses und Aktionskomitees des Kongresses.**
   B. Abends 8 Uhr im Saale des Christlichen Vereins junger Männer, Wilhelmstraße 34, **gesellige Vereinigung** der bereits anwesenden Teilnehmer am Kongresse.
2. **Donnerstag den 28. Mai,** früh 9 Uhr, im großen Saale der Stadtmission, SW. Johannistisch 6 (dicht vor dem Halleschen Thore), **erster öffentlicher Verhandlungstag:**
   A. Gebet,
   B. Eröffnungsansprache des Vorsitzenden,
   C. Jahresbericht des Generalsekretärs,
   D. Verhandlungen:
   a) **Religion und Sozialdemokratie.** Referent: Herr Professor D. Herrmann aus Marburg.
   b) **Die Erziehung der gewerblichen Jugend.** Referent: Herr Eisenbahndirektor Garbe aus Rummelsburg bei Berlin. Korreferent: Herr Dr. Otto Kamp aus Frankfurt a. M.
   c) **Individualismus und Sozialismus.** Referent: Herr Hofprediger a. D. Stöcker, Berlin.
3. **Freitag den 29. Mai,** früh 9 Uhr, **zweiter öffentlicher Verhandlungstag:**
   Verhandlungen:
   a) **Zur ländlichen Arbeiterfrage.** Referent: Herr Landesökonomierat Nobbe, Berlin.
   b) **Die kirchliche und soziale Notwendigkeit der Beseitigung aller Gebühren und Honorare für kirchliche Handlungen.** Referent: Herr Pastor D. Sulze aus Dresden.

Eintrittskarten für 1 Mark, die zur Teilnahme am Kongresse berechtigen, sind acht Tage zuvor zu haben im Zentralbüreau der Stadtmission, Berlin SW., Johannistisch 6, und in der Buchhandlung der Stadtmission, Mohrenstraße 27, sowie an den Verhandlungstagen selbst an den Eingängen zum Saal.

Etwaige Anfragen sind zu richten an den Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses, Herrn cand. theol. Göhre, Berlin W., Köthenerstraße 46.

Berlin, am 1. Mai 1891

**Das Aktionskomitee und der Ausschuß des Evangelisch-sozialen Kongresses**

Prediger Dr. **Arndt**, Berlin. Prediger **Burckhardt**, Berlin. Professor Dr. **Delbrück**, Berlin. Oberverwaltungsgerichtsrat **Hahn**, Berlin. Professor D. **Harnack**, Berlin. Professor D. **Hartan**, Berlin. Professor Dr. **Kropatschek**, Berlin. Kommerzienrat **Mehenthin**, Brandenburg, Schatzmeister. Landesökonomierat **Nobbe**, Berlin, Vorsitzender. Prediger D. Freiherr **von Soden**, Berlin. Hofprediger a. D. **Stöcker**, Berlin, zweiter Vorsitzender. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. **Wagner**, Berlin.

Landgerichtsrat Dr. jur. **Andrae**, Berlin. Professor Lic. **Baumgarten**, Jena. Rechtsanwalt **Bleichen**, Altona. Pfarrer **Brecht**, Oberkochen, Württemberg. Geh. Kommerzienrat **Delius**, Bielefeld. Pfarrer **Dietz**, Messel bei Darmstadt. Pfarrer **Eck**, Rumpenheim, Hessen. Redakteur Dr. **Ed. Elben**, Stuttgart. Professor D. **Gottschick**, Gießen. Chefredakteur Freiherr **von Hammerstein**, Berlin. Professor D. **Herrmann**, Marburg. Generalsuperintendent **Hesekiel**, Posen. Graf **Hohenthal**, Dölkau. Regierungsrat **Huzel**, Schwäbisch-Hall. Prediger **Ihsel**, Freiburg i. Br. Professor D. **Kähler**, Halle a. S. Professor D. **Kautzsch**, Halle a. S. Archivrat Dr. **Keller**, Münster. Wirkl. Geheimer Rat **von Kleist-Retzow**, Kieckow in Pommern. **Hermann Lange**, Präsident der Handelskammer, Lübeck. Fabrikbesitzer **Rudolf Langen**, Köln. Professor Dr. **Lenz**, Berlin. Professor D. **Lipsius**, Jena. Fabrikbesitzer **Carl Metz**, Freiburg i. Br. Professor D. **Müller**, Breslau. Pfarrer **Naumann**, Frankfurt a. M. Professor D. **Nippold**, Jena. Prediger **Oldenberg**, Berlin. Professor Dr. **Paasche**, Marburg. Prediger **Pfundheller**, Berlin. Professor Dr. **Pierstorff**, Jena. Pfarrer Lic. **Rade**, Schönbach. Prediger **Rahlenbeck**, Berlin. Pfarrer D. **Röpe**, Hamburg. Professor D. **Stade**, Gießen. Professor **Stamm**, Gießen. Professor Dr. **Stieda**, Rostock. Pastor D. **Sulze**, Dresden. Fabrikbesitzer **Tiemann**, Bielefeld. Professor D. **Tschackert**, Göttingen. Rittergutsbesitzer Dr. **von Wächter**, Röchnitz bei Wurzen. Pfarrer Lic. **Weber**, M.-Gladbach. Oberkonsistorialrat Professor D. **Weiß**, Berlin. Pfarrer **Werner**, Hohenthurm.


**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas"**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage vom Vorstand der ostafrikanischen evangelischen Mission in Berlin

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 21** **Leipzig, den 21. Mai** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Dennoch! — Deutscher Humor und evangelischer Glaube: 1. Einleitende Bemerkungen; 2. Humor und Gemüt — Aufgaben des evangelischen Pfarrers gegenüber der sozialdemokratischen Agitation auf dem Lande — Zum zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß — Ist die Störung des Gottesdienstes durch einen Zuhörer erlaubt?: 2. Erwägungen — L'Argent — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Die Not Westpreußens; Litterarisches vom Gustav-Adolf-Verein — Bücher und Schriften: Dringende Wünsche; Jesuitenschriften; Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation — Verschiedenes: Zum Falle Klein-Reinerz; Zur sogenannten Ueberfüllung des theologischen Studiums — Anzeigen


## Dennoch!

Dennoch! — ein gewaltiges Wort! Es liegt darin die ganze Menschengröße und die ganze Menschenohnmacht; es giebt aufs kürzeste ein Bild des ganzen Menschenlebens, ja der Weltgeschichte. Schon daß es da ist, sagt uns, daß wir in einer Welt des Widerspruchs, der Gegensätze, des Kampfes leben. Es zeigt uns den furchtbaren Riß, der durch alles Menschendasein sich hindurchzieht: dort der Mensch mit seinem Herrscherdrang, seiner Freiheitsliebe, seiner Hoffnung und seinen Entschlüssen, und hier die knechtende Natur, die Macht der Verhältnisse, der unerbittliche Gang der Ereignisse — beide stehen wider einander mit trotzigem Dennoch! Ein schreiender Mißton, der die Seele bis ins Tiefste erzittern läßt — und doch ein Friedensgruß, ein Jubelruf, die einzige goldne Brücke, die über den Abgrund des Widerspruchs hinüberführt.

Dennoch! In dieses Wort läßt sich zusammenfassen das Evangelium, das Christentum, ebenso wie das Widerchristentum, die Sünde. Denn was ist Sünde anders als Widerspruch gegen Gottes erbarmende Liebe; mag er sich auch in gedankenlosen, blinden Leichtsinn, mag er sich in den selbstbewußten Trotz kleiden. Trotzen auf den eignen Willen, das Dennoch! der suchenden, begnadigenden Liebe das Dennoch! des Eigenwillens entgegensetzen, das ist Sünde. Christus liebte die Seinen — dennoch schlugen sie ihn ans Kreuz.

Unser alter natürlicher Mensch liebt dieses Dennoch. Es sieht ja wie Selbständigkeit, Stärke, Mut der Thatkraft aus — und doch ists Knechtschaft, Schwachheit, Feigheit, ein Löcken wider den Stachel. Und unsre ganze Lebensaufgabe besteht doch schließlich darin, von diesem falschen, betrüglichen Dennoch uns hindurch zu arbeiten auf den Felsengrund des Dennoch des Evangeliums — es liegt das ganze Evangelium drin: Sie schlugen ihn ans Kreuz, dennoch blieb er gehorsam, dennoch liebte er sie.

Ich wüßte mit keinem Wort das Wesen des Glaubens deutlicher zu bezeichnen als mit diesem. „Dennoch bleibe ich stets an Dir," so hat der Psalmist in wahrhaft christlichem Sinne getrotzt wider die Welt in sich und um sich, diese Welt des Widerspruchs und darum der Zweifel. Der Boden will ihm unter den Füßen zittern, da er die Gerechten leiden, die Gottlosen triumphiren sieht, aber er flüchtet sich mit demütigem, stolzem Dennoch! zu Gott; von dem widerspruchsvollen Weltgetriebe richtet er seinen Blick aufwärts zu dem, bei dem kein Widerspruch herrscht, und fest wird ihm der Boden wieder und freudig der Mut und frei das Herz: „Dennoch bleibe ich stets an Dir!" Was der Psamist erlebt, erleben wirs nicht noch immer? müssen wirs nicht erleben? So lange unser Glaube dieses demütige, starke, stolze Dennoch nicht kennt, ist er Tändelei, ein schwankes Rohr, ein süßes Gefühl, noch nicht innere That. Wer aber unter den süßen Lockungen der Welt, den leuchtenden Spiegelbildern bezaubernder Freude, stolzer Erfolge, erquickenden Behagens beharrt mit heiligem Entschluß auf seinem Dennoch! und den rauhen Pfad der sauern Pflicht vorzieht im festen Vertrauen, daß dies eben doch der Gottesweg ist und daß ohne Gott keine Seligkeit, kein Glück denkbar ist, „denn die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit" — der glaubt. Oder wer sich anstemmt mit mutigem Dennoch! wider den Ansturm eines feindlichen Geschicks, weil er Gott doch zu seinem Freund und Vater hat, wer trotzen kann: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben" — der glaubt. — Oder sieh dort den Helden! Ihm zerbröckelt Mißerfolg auf Mißerfolg langsam sein Glück, seine Hoffnung, und er selbst ist vielleicht nicht schuldlos dabei; Kurzsichtigkeit, Unkenntnis oder sündige Schwäche nagt an seinem Mark — und dennoch! dennoch arbeitet, ringt, strebt er weiter: Gott verläßt mich nicht! — Aeußerer Erfolg krönt ihn nicht, aber er erringt sich die Krone des Lebens: er glaubt.

Ja, es thut Wunder, dieses Dennoch! Wenn deine Sünde dich ruhelos macht und dabei lähmt zu jedem freudigen Schaffen; wenn dein eignes Ich wie eine Schreckensgestalt dir vor der Seele steht, dann giebts nur ein Mittel, die stürmische Brust zu beruhigen: wirf hinter dich dich selbst mit deinen Sünden, Schwächen; vergiß dich selbst und rette dich mit starkem Dennoch in die erbarmende Gottesliebe hinein: dort findest du dich wieder, neu und stark, noch immer als Sünder, aber als begnadeten Sünder. Denn ist nicht, wie die Liebe, auch der Glaube im letzten Grunde Selbstverleugnung, Selbstvergessen? Wer will sich aber selbst verleugnen, ohne daß er sich stellt auf das Dennoch des Evangeliums wider das eigne Ich?

So liegt also in diesem Dennoch auch das Wesen der Liebe? Ja, gewiß! „So ihr euch nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also? Liebet eure Feinde." Schwer ist das Dennoch des Glaubens, für manchen vielleicht noch schwerer das Dennoch der Liebe. Menschen lieben, die uns von vornherein unsympathisch sind, Menschen, an denen uns sehr vieles, zunächst vielleicht nur Aeußerliches, Benehmen, Haltung, Ausdruck und Gesichtszug mißfällt, sie zu lieben, auch nur mit ihnen in friedlichem, freundlichem Verkehr zu leben, kostet das nicht oft viel Selbstüberwindung? Erklären wir da nicht so bald: Das kann ich nicht? Dennoch! ruft da die Liebe und giebt uns Kraft. Elende Kranke pflegen, deren Anblick uns anstößig, ekelerregend ist, deren Launen uns quälen, verletzen und ärgern, das kann niemand ohne das willensstarke Dennoch der Liebe. Sünder lieben, über die wir zürnen möchten, über die wir uns entrüsten, denen wir am liebsten aus dem Wege gehen; sie lieben, sie gerade um ihrer Sünde willen lieben, d. h. also auf ihre Besserung ausgehen — und das geht nicht, ohne auf sie einzugehen, ohne warmen Verkehr — wie stark muß da das Dennoch sein, um alle Gefühle niederzutreten und Kraft zur That zu verleihen! Nun gar das Schwerste unter dem Schweren: seinen Feind lieben, d. h. doch ihm vergeben bis zum Vergessen, den ganzen

bittern Schmerz hinunterschlucken und ihm die Friedenshand reichen mit aufrichtigem Herzen, in ihm das Bild Christi sehen und darum ihm „helfen, bessern und behüten“: fühlst du, Mensch, wie sich dagegen in dir alles sträubt, Hand und Aug und Herz, wie die Drachenbrut des Hasses da aufwacht? Komm, heiliger Georg der Liebe, tritt sie tot mit liebesstarkem Dennoch! Reiß heraus, mein Christ, aus der eignen Brust die Hindernisse, die dir ins Fleisch gewachsen sind, und mach der Liebe freie, offne Bahn! So lange deine Liebe diesen Kampf nicht kämpft, siegreich kämpft, ist deine Liebe ein täuschendes, liebliches Spiel, ist sie ein freundlicher Schatten, aber sie hat nicht Mark und Bein, nicht Leben; sie ist Gefühl, nicht That.

Schwer ist der Kampf des Glaubens und der Liebe, — und dennoch! dennoch frisch voran in Gottes Namen und in seiner Kraft! P D

## Deutscher Humor und evangelischer Glaube

Uebersicht: 1. Einleitende Bemerkungen. 2. Humor und Gemüt. 3. Die Weltanschauung des Humors. 4. Der Humor und das deutsche Volk. 5. Die Weltanschauung des Glaubens und der Humor. 6. Zur Geschichte des evangelischen Humors. 7. Die Gegenwart.

### 1. Einleitende Bemerkungen

Wir leben in ernster Zeit. Ein heißer Kampf um die heiligsten Güter unsers Volkslebens ist entbrannt. Noch ist es ein Geisterkampf, wenn auch auf der einen Seite mit den niedrigsten Mitteln der Leidenschaft geführt, wer weiß, wie lange! Da muß das Christentum alle Kräfte, die ihm zu Gebote stehen, diesem einen dienstbar machen, daß unser Volk seinem alten Gott treu bleibe. „Die Wogen gehen hoch,“ „alle Mann an Deck“ ist darum die Losung.

Da kommt der Glaube, die mutigen Augen aufwärts gerichtet, die Hand des Meisters hält er fest, und mit ihm gehts vorwärts ohne Zagen; da kommt die Liebe in dienendem Kleide, mit offnem Ohr für alles Leid, mit suchendem Auge für alle Schäden, mit einem weiten Herz für alle Elenden; da kommt die Hoffnung mit dem lindernden Balsam des Trostes für alle müden und zerschlagenen Seelen; da kommt auch die Wissenschaft und sucht nach neuen Bahnen, die ewige Wahrheit in Menschenworte zu fassen, und Hand in Hand mit ihr steht das thätige Leben, das alles angreift, um zu Einem zu führen. Heute können wir alle Kräfte brauchen; wer nur nicht wider uns ist, der ist mit uns; wer helfen will, der ist willkommen.

Und siehe, da kommt ungerufen ein frischer, fröhlicher Gesell herbei, der singt in ernster Zeit ein lustig Schelmenlied. Gemüt spricht ihm aus dem Gesicht, man glaubt es ihm, ohne daß er es sagt, daß ein warmes Herz in seiner Brust schlägt, man sieht es seinen blauen Augen voll Lieb und Treue an, daß sie auch weinen können, wenn sie gleich lieber lachen. Der ruft: Könnt ihr mich nicht auch gebrauchen, wenn alles helfen soll? Ich habe einen starken Arm und frischen Mut, ich gebe mein Volk nimmer auf, dazu habe ich es viel zu lieb, voll Hoffnung schaue ich in die Welt, sie ist doch schön trotz allen ihren Thränen. Der spricht: Ich gehöre auch dazu, wenn es gilt, dem deutschen Volk den Glauben zu erhalten, denn ihrem Herzensbunde bin ich geboren; ich helfe gern, weist mich nicht ab, es ist euch zum Schaden. Und wollt ihr wissen, wer ich bin? Ich heiße: deutscher Humor, und aus dem evangelischen Glauben bin ich geboren.

Da schütteln manche ernste Männer bedenklich das weise Haupt und sagen: Was weiß der junge Bursch von schweren Kämpfen? Er kann wohl lachen, aber nichts schaffen, er macht lustig, aber nicht stark, die Zeit ist zu ernst für solchen leichten Gesellen.

Die Antwort hat er vorausgesehen und sich beizeiten dagegen behütet: er tritt nicht ohne gute Empfehlung vor solche gestrenge Herren. Die treuesten Christen waren seine besten Freunde, deren haben ihm etliche einen guten Geleitsbrief mit auf die Reise gegeben, darin steht geschrieben, wes Geistes Kind er sei: die Freude ist auch eine Frucht des heiligen Geistes (Gal. 5, 22) und der Humor eines Geistes Kind mit der Freude. Darum haben so ernste treue Männer wie der Dresdner Oberhofprediger Meier und Emil Frommel neben andern sich nicht



gescheut, ein gutes Wort für den Humor einzulegen. Wenn solche Männer sich für ihn verbürgen, können wir ihn wohl anhören.*)

### 2. Humor und Gemüt

Fragen wir ihn nach Stand und Namen und versuchen wir, ob wir ihn brauchen können. Freilich sagt sein Name wenig über sein Wesen; es ist ein Zeichen, wie wenig unser deutsches Volk die Schätze seines eignen Innern kennt. Für eine echte deutsche Sache hatte es Jahrhunderte lang nicht einmal einen Namen, jetzt hat es sich einen solchen aus einem lateinischen Wort mit welscher Betonung in deutscher Schreibart zusammengeflickt. Es geht dem Humor da ähnlich, wie dem Manne, der ihm in Deutschland seinen Namen gegeben, dem echt deutschen Manne mit dem französischen Namen: Jean Paul.

Worte haben ihre Geschichte. Oft heben sie sich in raschem Schwunge aus dem Reiche der Alltäglichkeit zur Höhe des Idealen, um dann ebenso schnell wieder herab zu steigen. Erst heißt Humor „Flüssigkeit“; die phantastische Naturlehre des Mittelalters nennt dann den innern Lebenssaft des Menschen so. Da sie diesem zugleich seelische Eigenschaften zuschreibt, wird „Humor“ „Seelenstimmung“; spielend gelingt ihm der große Sprung aus dem Körperlichen ins Geistige; jahrhundertelang — bis auf Lessing und Goethe herab — ist es gleichbedeutend mit „Laune.“ Kaum hat es den tiefen Gehalt in sich aufgenommen, den unsre bessere Sprache mit dem Worte verbindet, so sucht es der Volksmund wieder ins Gewöhnliche herabzuziehen und macht kaum noch einen Unterschied zwischen Humor und Witz, einem Worte, das auch einst bessere Tage gesehen hat. Also mit dem Namen ist uns wenig geholfen, Namen sind ja nur die Kleider der Begriffe, und wenn Kleider auch sonst Leute machen, so gilt das doch nur von Menschen, die nicht viel mehr haben, als eine Oberfläche; der Humor hat aber mehr, er ist vor allen Dingen Herzenssache. Das scheidet ihn sogleich von seinen „Vettern verdächtiger Natur, mit denen er mehr oder minder nahe verwandt ist, die aber mit seinem eigentlichen Sein nichts zu thun haben. . . . Wie manchmal jemand recht anständiges durch seine Verwandtschaft und chère famille auf die unschuldigste Weise in bösen Geruch und Verdacht kommen kann, so ist es ihm auch ergangen.“ (Frommel)

Er ist viel tiefer als Witz, Satire, Scherz und Ironie, er allein quillt aus der verborgnen Tiefe des Gemütes. Wollen wir ihn also an der Quelle sehen, so müssen wir mit bis zu den Brunnenstuben des Gemüts hinabsteigen.

Unwillkürlich fühlt man es als ein Lob, wenn von jemand gesagt wird, er habe Gemüt, ohne sich doch immer über den Inhalt dieses Urteils und seine Berechtigung klar Rechenschaft geben zu können. Mir will es scheinen, als sei Gemüt beides zugleich, natürliche Anlage und Ertrag wahrer Herzensbildung. Man darf es daher durchaus nicht als den Vorzug besonders veranlagter Menschen ansehen, Gemüt zu haben, oder als eine liebenswürdige Mitgabe des zarteren Geschlechts, und hierin thut das deutsche Volk wirklich einmal den andern Unrecht, freilich ohne es zu wissen, wenn es das Gemüt am liebsten

*) Meier gebührt das Verdienst, zuerst von Humor und Christentum als etwas Zusammengehörigem geredet zu haben. (Dr. E. J. Meier, Humor und Christentum mit besondrer Beziehung auf den Katholizismus und den deutschen Protestantismus. Leipzig, 1876.) Wir werden auf ihn öfter zurückkommen und ihn dann als M. zitiren. [Die Schrift wird binnen kurzem in zweiter Auflage ausgegeben werden. D H] Später als er, doch wohl ohne seinen Vortrag zu kennen, hat Birkenstädt ein ähnliches Thema behandelt. (B., Der Humor im Lichte des Evangeliums. Bremen, 1879.) Beide benutzte Frommel, der im Evangelischen Verein zu Berlin, wenn ich nicht irre, im Winter 1883 einen Vortrag über „Christentum und Humor“ gehalten hat. (Abgedruckt im Daheimkalender 1884.) Keiner ist dazu wohl so geschaffen, wie er. Karl Geroks Freundesliebe hat ihn richtig gezeichnet, wenn er ihm die Verse schreibt:

Ein goldenes Herz und ein goldner Humor,
Das Herz in der Brust und der Schalk hinterm Ohr,
Ob er grüßt zu dem Fest, ob er dankt für den Strauß,
Der goldne Frommel schaut immer heraus.

(Daheim, vor. Jahrgang Nr. 21)

Auch in diesem Vortrage hat Frommel nicht nur über Christentum und Humor gesprochen, es ist Christentum und Humor, was er da sagt.

ganz für sich in Anspruch nehmen möchte. So weit das Gemüt Naturanlage ist, mag das seine Berechtigung haben, aber sonst gilt, es ist auch ein „Charakterfehler," kein Gemüt zu haben, und zwar noch ein viel schlimmerer als die Dummheit. Denn der Mutterboden des Gemüts fehlt in keiner Menschenseele. Wer nur „der dunkeln Gefühle Gewalt" nicht unterdrückt, die in jedem Herzen wunderbar schlafen, wer nur die zarten Töne nicht überhören will, bei denen in jeder Menschenbrust edle Saiten mitklingen, wer nur nicht gewaltsam mit rauher Hand die edeln Blumen seines Herzens ausrauft, um eitel Brotfrucht zu pflanzen, oder sie verkommen läßt unter wucherndem Unkraut, der hat Gemüt.

Es ist darum eine unsagbare schwere Schuld, die unsre Zeit auf sich ladet, wenn sie ihre ärmsten Kinder dazu zwingen sollte, ihrem eignen Gefühlsleben sein Recht nicht mehr werden zu lassen; sie wird zum Mörder am Gemüte der Volksseele. Denn eben das heißt doch Gemüt, den edeln Gefühlen, die man im Herzen hat, dadurch ihr Recht widerfahren zu lassen, daß man sie, frei von der Herrschaft des Verstandes, sich selbst ausempfinden und im ganzen Leben auswirken läßt.

Damit ist nichts darüber ausgesagt, woher diese Gefühle kommen und worin sie bestehen. Mögen die Gelehrten streng zwischen den einzelnen Arten der Gefühle inhaltlich scheiden, in Wirklichkeit greifen sie alle ineinander. Ich will also nicht darauf eingehen, was das Gemüt mehr ausmache, das sittliche, das religiöse, das soziale Gefühl oder die Empfindung des Schönen und Erhabenen, vielleicht von allen diesen etwas und von noch einigen andern auch ein wenig. Der Fortschritt der Kultur, wie er auf den Einzelnen übergeht, besteht nicht nur in erweitertem Wissen und größerem Können, sondern auch in mannigfaltigen reicheren Gefühlen und spiegelt sich auch im Gewissen wieder. Soll er zum Segen sein, muß er sich vor allem im Gemüte wiederfinden.

Aber jedes Recht, dem man keine Grenzen ziehen will, wird unwillkürlich zum Vorrecht. Bei einer Seele von Gemüt wird das Gefühl nicht allein neben dem Verstande freies Feld behalten, sondern im entscheidenden Augenblicke ihn selbst aus dem Felde schlagen. Alles dessen, was wir besitzen, werden wir uns erst im Verkehr mit der Außenwelt recht bewußt werden, darum gilt es nicht allein als ein Zeichen eines tiefen Gemütes, innig an allem Leid und aller Lust mit teilzunehmen, sondern auch aus diesem stillen Reich mit der That heraus zu gehen. Ein edles Gemüt bringt edle Frucht, ihm verdankt die Welt mehr als dem Verstande. Nicht allein die größten Siege der Liebe, sondern auch alle wirklichen Fortschritte im geistigen Leben wären ohne das Gemüt nicht möglich gewesen. Das Gemüt, nicht der Verstand macht zum Reformator; aus dem Gemüte stammt alle wahrhafte Begeisterung, die mehr wert ist als der kalte Fanatismus, der Tod jedes Gemütslebens.

Aber nicht jeder, der Gemüt hat, hat schon deshalb Anlage zum Humor. O B—r

## Aufgaben des evangelischen Pfarrers gegenüber der sozialdemokratischen Agitation auf dem Lande

Der Parteitag der sozialdemokratischen Partei zu Halle hat im Oktober des vergangenen Jahres beschlossen, mit einer planmäßigen Agitation unter der gesamten ländlichen Bevölkerung des deutschen Reiches vorzugehen. Diesem Beschlusse ist die wohlvorbereitete That gefolgt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die angekündigte sozialdemokratische Arbeit auf dem Lande heute bereits begonnen hat. Dagegen rüsten sich die übrigen politischen Parteien zur Verteidigung; und zu dem bevorstehenden Kampfe wird die Unterstützung der Geistlichen und Lehrer von diesen wenn nicht ausdrücklich verlangt, so doch auf das bestimmteste erwartet. Dazu haben die Kirchenbehörden wohl aller Landeskirchen schon seit längerm die Geistlichen zu straffer Mitarbeit an der Lösung der sozialen Fragen aufgefordert; weiter suchen Tausende von Landbewohnern heute gerade bei ihrem Pfarrer ihren sichersten Schutz vor der hereinbrechenden Flut der sozialdemokratischen Agitation, sehen in ihm den besten und berufensten Verteidiger der idealen Güter, die jene



ihnen zu beschmutzen oder ganz zu vernichten droht. Und endlich verpflichtet der christentum- und kirchenfeindliche Charakter jener anstürmenden Partei selbst die amtlich berufenen Hüter der Heiligtümer unsers Glaubens im Gewissen zu kraftvollem Widerstande. Es ist angebracht, sich klar zu werden, wie am besten dieser Widerstand zu leisten ist, sich darüber zu entscheiden, wie und mit welchen Waffen dieser Kampf zu kämpfen ist.

Zwar liegt die Schwierigkeit einer solchen Meinungsäußerung auf der Hand. Vor allem erschwert die absolute Verschiedenheit der ländlichen Zustände in den einzelnen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes eine klare Uebersicht und die Aufstellung von für alle Fälle geltenden Gesichtspunkten. Nur um diese aber kann es sich für uns in diesen Ausführungen handeln; für die Einzelarbeiten, die unter diesen Gesichtspunkten je in den verschiedenen Gegenden des Reiches möglich und erfolgreich sind, die rechten Dispositionen zu treffen, muß dem sach- und ortskundigen Urteile der Herren selbst überlassen bleiben.

Nach allen bisher möglich gewesenen Beobachtungen wird die ganze sozialdemokratische Agitation auf dem Lande etwa folgendermaßen organisirt. Durch die beauftragten Vertreter der sozialdemokratischen Provinzialparteitage oder diese selbst soll allmählich eine planmäßige Registrirung aller Dörfer und deren Zuteilung zu den benachbarten kleinern oder größern Städten stattfinden. Die einzelnen Städte mit den ihnen zugeteilten Dörfern bilden einen Agitationsbezirk. Die Genossen der Stadt haben zunächst in jedem Dorfe, meist unter den dortigen Handwerkern, die „infolge ihrer bessern Intelligenz" eher zugänglich erscheinen, einen oder mehrere gesinnungstreue Genossen zu werben. Diejenigen, die sich am besten zu dieser Werbearbeit eignen, sind zur Zeit auf dem Lande beschäftigte Bauhandwerker und Monteure landwirtschaftlicher Maschinen, in Dörfern mit beginnender Industrie dorthin aus der benachbarten Stadt auf Arbeit gehende Leute. Die einzelnen auf dem Dorfe zunächst gewonnenen Sozialdemokraten sollen dann mit ihren städtischen Genossen in regen Verkehr gebracht werden, vor allem durch häufige Zusammenkünfte an Sonntagen, „wobei sie mit den Bedürfnissen der Städter bekannt gemacht werden, damit sie auch ihre Bedürfnisse zu steigern wünschen." Weiter soll den neuen Genossen in den Dörfern eine Anzahl leicht verständlicher sozialdemokratischer Broschüren, Flugblätter, Zeitungsexemplare und Bücher zur Verfügung gestellt werden, die in der Stadt gegen Bezahlung, auf dem Lande unentgeltlich verteilt werden. Allmählich ist die Gründung von ländlichen Arbeiterblättern in Aussicht genommen, hie und da auch bereits im Gange. Sie sind dann gewöhnlich so eingerichtet, daß sie einen für die ländliche Bevölkerung zurechtgemachten Auszug aus städtischen Arbeiterblättern bringen und im Gegensatz zu diesen wöchentlich nur einmal erscheinen. Endlich sollen häufig größere Versammlungen in der Stadt abgehalten werden. Dies hat dann Sonntags nachmittags zu geschehn. Möglichst alle Genossen und viele Landleute aus den Dörfern sollen zu deren Teilnahme veranlaßt werden. „Die Religion," so heißt es in einem solchen sozialdemokratischen Agitationsentwurf, „lasse man dabei ungeschoren. Ist der Pfarrer anwesend, so braucht man darum nicht zimperlich mit ihm verfahren. Denn Religion und der Pfarrer sind den Landleuten nicht eins; dafür verkehrt dieser zu viel mit den »Herren.« Es hat sich auf dem Dorfe (wenn nicht gerade ein Muckerort in Betracht kommt) eine Philosophie in Sachen der Religion ausgebildet, die uns keineswegs ungünstig ist: religiös sind die Leute im Durchschnitt alle, aber mit dem Pfarrer halten sie nicht; sie gehen auch in die Kirche und hören ihn an, aber geben nicht viel auf ihn; denn »das Reden ist sein Geschäft,« heißt es, und die Arbeiter werden sich alle freuen und anstoßen, wenn dem Pfarrer ordentlich heimgeleuchtet wird."

Was wird der Erfolg dieser wohlüberlegten Agitation sein? Ich stehe nicht an, zu erklären, daß er aller Berechnung nach ein zwar langsamer und in den verschiedenen Distrikten verschiedener, insgesamt aber ein großer sein wird. Die den Industriemittelpunkten benachbarte Landbevölkerung scheint bereits heute mit wenig Ausnahmen dem sozialdemokratischen Einflusse

verfallen. Ein gleiches Schicksal droht vor allem jenen ländlichen Bezirken, in denen der Großgrundbesitz überwiegt und in Verbindung mit industriellem Großbetriebe auftritt. Hier wird die besitzlose Landarbeiterbevölkerung leicht ein bequemes und widerstandsunkräftiges Agitationsobjekt für die Sozialdemokratie sein. Dagegen wird diese in Distrikten mit vorherrschendem mittlern und kleinbäuerlichen Grundbesitz vermutlich schwer zu öffnende Thüren finden, zumal wenn es gelingt, dieses Bauerntum noch rechtzeitig vor einem ähnlichen Untergange zu schützen, dem fast unser gesamtes städtisches Handwerk verfallen zu sein scheint. Und ebenso wird dies Bauerntum in Gegenden mit gemischtem Groß- und Kleingrundbesitz ein sicheres Bollwerk dagegen bilden, daß der parteisozialistische Gedanke die Geister und Herzen der überwiegenden Mehrzahl der dortigen Bewohner ausschließlich und dauernd beherrscht. Es ist Pflicht, diese Thatsachen rund anzuerkennen; denn nur bei einer solchen nüchternen Anerkennung der Wirklichkeit erscheint eine Gegenagitation erfolgreich und der Weg auffindbar, der dem Geistlichen in dem bevorstehenden Kampfe zu gehen vorgeschrieben ist.

Daraus folgt weiter: die Sozialdemokratie ist eine auch auf dem Lande stetig wachsende Bewegung, mit der alle Instanzen des öffentlichen und privaten Lebens daselbst in Zukunft mehr oder weniger werden rechnen müssen. Eine Arbeit, die darauf ausgeht, sie einfach auszuroden und zu vernichten, erscheint heute durchaus aussichtslos. Es handelt sich heute nicht mehr darum, die Sozialdemokratie aus der Welt zu schaffen, sondern sie zu erziehn. Dies aber zu thun, ist der eigenste Beruf und die Pflicht der Geistlichen der deutschen evangelischen Kirche.

Die deutsche Sozialdemokratie unterscheidet sich absolut von derjenigen aller andern Länder. Die sozialdemokratische Frage ist in Deutschland darum so schwierig, ihre Lösung gerade bei uns so bedeutsam und verhängnisvoll, weil sich auf deutschem Boden in dieser Bewegung mit dem wirtschaftlichen Problem die Bildungs- und die religiöse Frage in bisher ungekannter Innigkeit verknüpft. Dadurch kommt es, daß der deutsche Sozialdemokratismus nicht nur ein politisches Parteiprogramm, auch nicht nur ein neues wirtschaftliches System oder dies beides zusammen, sondern seinem innersten Wesen nach eine Weltanschauung, die Weltanschauung des konsequentesten, widerchristlichen Materialismus geworden ist. Aus diesem materialistischen Prinzip heraus wächst erst sein politisches und ökonomisches System; dieses Prinzip, das Zerrbild einer sogenannten, von den Anhängern angebeteten „Wissenschaft," bildet dessen feste, systematische Grundlage, giebt der Partei die rohe revolutionäre Kraft, aber auch den Idealismus, den jedes geschlossene Prinzip mit sich bringt, und ist endlich die Hauptursache der drohenden sittlichen Verwahrlosung ihrer Glieder.

Daher muß es als die nächste Aufgabe gelten, diese angeblich wissenschaftliche Grundlage der Sozialdemokratie zu vernichten. Die Ueberwindung des Materialismus in ihr bedeutet den Anfang der geforderten Erziehung und Adelung der Partei. Sie allein auch bereitet wieder den Sieg des christlichen Gedankens in der heute kirchenfeindlichen Arbeiterwelt vor, denn sie vernichtet die Autorität, die den Arbeiter im Banne des Unglaubens hält. Und darum muß vor dieser wichtigsten Arbeit auch die Frage der Bekämpfung des demokratischen Republikanismus, den jene Partei ja ebenfalls auf ihre Fahne geschrieben hat, durchaus zurücktreten. Diese zweite Arbeit kann schon deshalb andern Kräften überlassen werden, weil es anerkanntermaßen nicht der Beruf der Kirche sein darf, Hüterin einer bestimmten oder der herrschenden Staats- und Wirtschaftsform zu sein. Außerdem aber würde auch dieser Arbeit gedient, wenn es der evangelischen Kirche gelänge, jene erste Aufgabe mit Erfolg in Angriff zu nehmen. Denn eben damit wäre die sicherste Garantie für eine friedliche und allmähliche Umgestaltung unsrer heutigen wirtschaftlichen Zustände, worauf es allein ankommen muß, gewonnen.

Was nun zu jener Zeit, da die sozialdemokratische Bewegung in den Industriezentren begann, erklärbarerweise versäumt worden ist, muß heute, im Anfange einer neuen Phase der Entwicklung dieser Partei, mit allen Kräften nachgeholt werden. Und darum, wenn es nicht möglich sein wird, der Sozialdemokratie den Einzug auf das platte Land zu wehren, muß es doch möglich werden, zu verhüten, daß der ländliche Sozialdemokrat künftig ebenso religionslos wird als der städtische. Es muß Grundsatz werden, daß auch ein Christ Sozialdemokrat und ein Sozialdemokrat Christ sein kann. Wir müssen es verhindern, daß Christentum und Sozialdemokratie dauernd in feindlichen Gegensatz gesetzt, sondern dahin arbeiten, daß es in sie hineingebracht wird. Die langsame Verwirklichung dieses Grundsatzes ist aber heute nur erst auf dem Lande denkbar. Wird sie aber hier erreicht, so wird sofort eine kraftvolle Rückwirkung auch auf die städtische Sozialdemokratie beginnen. Auf dem Lande, in den Dörfern also wird die nächste Entscheidungsschlacht zwischen der Kirche und der glaubenslosen Sozialdemokratie um die Volksseele geschlagen werden. Und die Vorkämpfer und Offiziere dabei müssen die Geistlichen sein. Bei ihnen steht die Verantwortung für den Sieg, in ihrer Hand liegt ein gut Teil der ganzen künftigen Entwicklung.

Gewiß, dieser Kampf ist schwer und muß sofort begonnen werden; aber er ist nicht aussichtslos. Vielmehr liegt eine Reihe der günstigsten Vorbedingungen zu einem guten Gelingen klar zu Tage. Diese sind:

1. Das aufrichtige religiöse Bedürfnis aller Landbewohner, dessen Vorhandensein die Sozialdemokratie anerkennt, dessen Innigkeit und Zähigkeit sie heute noch fürchtet.

2. Die Seichtheit und Oberflächlichkeit des sozialdemokratischen Materialismus, die Unfähigkeit seiner widerchristlichen Argumente.

3. Die überaus günstigen Bedingungen des Agitationsfeldes: während die feindliche Sozialdemokratie sich erst eine Organisation mühsam schaffen muß, haben wir heute schon die beste von allen, über ganz Deutschland ausgebreitet, die kleine, übersehbare, ländliche Gemeinde. Es gilt nur, sie lebendig, sie mobil für die neue Aufgabe zu machen.

Von hier aus muß vorgegangen werden. Die Gegenarbeit ist eine doppelte. Als die grundlegende muß wohl die größtmögliche Stärkung des religiösen Gemeinschaftslebens in den einzelnen Parochien angesehen werden. Die Wege, dies zu erreichen, sind mannichfaltig und hier nicht zu erörtern. Die zweite Hälfte der Arbeit ist die direkte offene Auseinandersetzung mit dem sozialdemokratischen Materialismus in Presse und Versammlungen.

Hier ist das Nächste, was wünschenswert erscheint, die Orientirung über den sozialdemokratischen Agitationsbezirk, dem das betreffende Dorf eingefügt ist. Ist dies noch nicht geschehen, so ist doch darüber Klarheit zu gewinnen, von welcher Nachbarstadt aus die hauptsächlichen sozialdemokratischen Einflüsse sich geltend machen.

Dann ist es selbstverständlich, daß die Geistlichen desselben — provisorischen oder definitiven — sozialdemokratischen Agitationsbezirks mit einander in dauernde Verbindung treten und gemeinsam die Gegenarbeit beginnen.

Dazu ist die genaue Kenntnis derjenigen sozialdemokratischen Schriften, in denen jenes materialistische Prinzip in seiner Anwendung auf die verschiedenen Lebensgebiete besonders deutlich und ausführlich zu Tage liegt, erste Voraussetzung. Solche Schriften, deren eindringliche Verarbeitung aufs angelegentlichste empfohlen wird, sind:

Kautsky, Marx ökonomische Lehren. Ebenda. 2 Mk.
Bebel, Die Frau und der Sozialismus. Ebenda.
Engels, Ludw. Der Ursprung der Familie, des Staats- und des Privateigentums. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1 Mk.
Ders., Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Ebenda. 50 Pfge.
Dulk, Der Irrgang des Lebens Jesu. I und II. Ebenda. 4 Mk.
Stern, Die Religion der Zukunft.

Damit muß ein Studium solcher philosophischer, naturwissenschaftlicher und historischer Werke Hand in Hand gehen, die

imstande sind, klares, wissenschaftliches Material zur Zurückweisung, Korrektur oder Anerkennung der in jenen Werken niedergelegten Gedanken zu geben.

Weiter ist die regelmäßige Lektüre und aufmerksame Ueberwachung desjenigen sozialdemokratischen Blattes unumgänglich, das von den Sozialdemokraten der betreffenden Parochie, resp. des jedesmaligen Agitationsbezirkes vorwiegend gelesen wird. Alle darin enthaltenen offnen und noch mehr die versteckten Angriffe gegen Christentum und Kirche sind festzustellen und zu untersuchen. Desgleichen alle Angaben, die über wirtschaftliche Zustände aus dem Orte oder dem Bezirke gemacht werden. Die Resultate sind in gegnerischen oder als Berichtigungen in sozialdemokratischen Blättern sachlich und durchaus der Wahrheit gemäß zu veröffentlichen.

Es empfiehlt sich, alle diese Arbeiten womöglich im Kreise der gleichmäßig interessirten Amtsbrüder zu erledigen und hier vor allem die Vorbereitungen für die jedesmal bevorstehenden sozialdemokratischen Versammlungen zu treffen.

Keine dieser Versammlungen, selbst wenn sie regelmäßig allsonntägig stattfinden sollten, darf ohne die Anwesenheit von mindestens zwei Geistlichen aus dem betreffenden Bezirke vorübergehen. Der Besuch solcher Versammlungen erscheint geradezu als Pflicht des geistlichen Berufes. Es wird sich ermöglichen lassen, daß in der Erfüllung dieser Pflicht sich die Amtsbrüder des betreffenden Bezirkes je nach Bedürfnis ablösen.

In diesen Versammlungen sich auf die Diskussion rein politischer und wirtschaftlicher Fragen einzulassen, ist dem anwesenden Pfarrer nicht zu raten. Dagegen ist er verpflichtet, jede offne oder versteckte Verunglimpfung des Christentums durch sozialdemokratische Redner aufzunehmen und mit den Thatsachen der Wirklichkeit und Wahrheit zurückzuweisen. Eine häufige Wiederholung immer derselben Verteidigungsgründe ist dabei nicht zu scheuen. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß gerade das unaufhörliche Wiederholen derselben sozialdemokratischen Axiome das Geheimnis der Erfolge dieser Partei bisher gewesen ist. Wird von den sozialdemokratischen Rednern das religiöse Gebiet sorgfältig gemieden, so sind sie auf die religiöse Stellung der Partei zu interpelliren. Solche Interpellationen müssen in immer neuer Form immer wieder eingebracht werden. Die ganze sozialdemokratische Landagitation fürchtet nichts mehr als eine gründliche Erörterung ihrer religiösen Position mit schlagfertigen, sachkundigen Gegnern; es muß darum versucht werden, in möglichst jeder Versammlung die religiöse und ethische Frage in den Mittelpunkt der Diskussion zu drängen. Von der gegnerischen Seite wird nie etwas andres vorgebracht werden, als was in den oben angegebenen sozialdemokratischen Büchern sich findet und worauf dem akademisch gebildeten Manne nach einer gründlichen Vorbereitung die schlagfertige Entgegnung nicht schwer ist.

Genau ebenso wie in diesen Versammlungen erscheint eine regelmäßige Arbeit dieser Art in der lokalen Presse wünschenswert und erfolgreich.

Endlich möchte der Geistliche gründlich über die materielle Lage seiner Pfarrkinder orientirt sein. Er muß eine genaue Kenntnis ihrer Erwerbs- und Beschäftigungsarten, ihres Einkommens, ihrer Wohnungsverhältnisse, der Lebensmittelpreise seines Ortes und der Lebensansprüche haben, die seine Pfarrkinder stellen. Das Beispiel des Herrn Pfarrers Borchard in Ummendorf bei Magdeburg erscheint hierfür mustergiltig. Wir empfehlen seine diesbezügliche Broschüre aufs angelegentlichste zur Nachahmung.

Aber mit der Kenntnis allein ist nichts gethan. Es muß, wie es der eben genannte Herr gethan hat, auch frei anerkannt werden, wo ein Notstand herrscht; es muß dieser Notstand — eine seelsorgerische Pflicht des Pfarrers — von diesem offen, ehrlich, rückhaltlos mit dem Gutsherrn, allen Beteiligten und den wohlhabenden Gliedern der Gemeinde besprochen und auch ihnen der Blick dafür geöffnet werden; und es muß endlich versucht werden, in gemeinsamer Arbeit Mittel und Wege zu finden, solcher Not zu begegnen. Nicht immer wird sie ganz zu beseitigen sein, zumal wenn sie in allgemein wirtschaftlichen Zuständen ihre Ursache hat; aber zu lindern ist sie immer.



Und zu all dieser Arbeit müßte die Erweckung eines lebendigen Gemeindelebens durch Einrichtung von Hausväterverbänden, Familienabenden, durch Einfügung von Arbeiten der Innern Mission, besonders einer Gemeindekrankenpflege in den Gemeindeorganismus, durch liturgische Ausgestaltung des Gottesdienstes u. s. w. treten. Denn gewiß wird es, zwar langsam erst und mit Anspannung aller Kraft, endlich doch gelingen, die Sozialdemokratie zwar nicht zu vernichten, aber, was mehr ist, auch ihre heute bewußt atheistisch gesinnten Anhänger wieder zu frischen, frommen, fröhlichen Christenmenschen zu machen.

P G

---

## Zum zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß

Die Einladung zum zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß ist ergangen. Er wird am 28. und 29. d. M. in Berlin stattfinden. Diese Zeilen wollen alle Leser und Freunde d. Bl. in letzter Stunde zu reger Beteiligung auffordern.

Ein sozialdemokratisches Blatt, Der Wähler, schrieb neulich einmal über „den Protestantismus und die soziale Frage" (in Nr. 11 der Wochenausgabe für Altenburg) u. a. Folgendes:

Ein lebenskräftiger Mensch ist auf Irrwege geraten und in die Schlingen gefallen, welche Ausbeuter ihm gestellt haben. Am Boden liegend, erkennt er klar seine Lage, sieht den rechten Weg und sucht selbst seine Füße von den Fesseln zu befreien. Da bietet aus einiger Entfernung ein sonderbares Geschöpf seine Hilfe an; es ist an einen Baum gebunden, weil ihm die Wirbelsäule fehlt. „Ach," ruft es dem Gefallenen zu, „entschuldige meine seitherige Teilnahmlosigkeit; ich, ich allein, werde bald zu dir kommen, dich fest auf die Füße stellen und in die gesegnete Bahn leiten!" Mitleidig lächelnd, betrachtet der Mann das unglückliche Wesen. „Arzt," entgegnet er, „heile dich selbst, ich brauche dich nicht!" Dies ein Bild für das Verhältnis des Protestantismus zur sozialen Frage.

Bis jetzt hat der Protestantismus für die Notlage der Menschheit noch nichts geleistet, er gesteht es selbst. Was in Zukunft von ihm zu erwarten ist, läßt der „Evangelisch-soziale Kongreß" leicht erraten, der im Mai vorigen Jahres im Berliner Stadtmissionshause tagte. Auf Anregung von oben[!] waren Geistliche, Professoren und konservative Abgeordnete zusammengekommen; eine Fühlung mit dem Volke hatten sie nicht . . . . Alle Verhandlungen durchdrang der Respekt vor der Sozialdemokratie und das Gefühl der eignen Schwäche. . . . . Ein nennenswerter Beschluß wurde nicht gefaßt. Der Kongreß ging dahin, wie er gekommen.

Wie ganz anders der Kongreß der vereinigten Sozialisten zu Paris! . . . . Alle Seiten der sozialen Frage wurden eingehend besprochen und schließlich ein Gesamtbeschluß gefaßt: „Der Kongreß erklärt, daß alle zur Gesundung der sozialen Verhältnisse notwendigen Maßregeln zum Gegenstande internationaler Gesetze und Verträge zu machen sind, und fordert die Proletarier aller Länder auf, in diesem Sinne auf ihre Regierungen einzuwirken." Mit diesem großartigen Beschlusse war das Wesen der sozialen Frage getroffen; denn sie umfaßt das ganze Menschengeschlecht. „Alles, was Menschenantlitz trägt," soll zur Kultur und Bildung herangezogen werden, in jedem die Idee der Menschlichkeit zur vollen Geltung kommen. Das ist das Erhebende der sozialen Frage, und wer behauptet, dieselbe müsse oder könne in dem engen Rahmen irgend einer Konfession gelöst werden, zeigt damit, daß ihm jedes Verständnis für die schwerwiegendste aller Fragen mangelt.

Einst, so erzählt die Fabel, verteilte Zeus die Erde an seine Lieblinge. Bereits waren alle Güter vergeben, da erschien der Dichter. Für ihn hatte Zeus nichts als das Versprechen:

Willst du in meinem Himmel wohnen?
So oft du willst, er soll dir offen sein!

Geradeso macht es der Protestantismus. Nachdem er die säkularisirten Güter seinen „Junkerlein" verliehen, tritt der Proletarier heran, der das Ideal des einzig wahren „Adels der Arbeit" erfaßt hat. „Wisse," so spricht der Protestantismus zu dem Armen, „daß auch die geisttötendste Beschäftigung in der Fabrik zum Gottesdienste werden kann, das sei dein Himmel!" Der Proletarier aber dankt für himmlische Einfälle; was er verlangt und erstrebt, ist — Gerechtigkeit.

Diese Sätze enthalten Schiefes und Richtiges, Gutes und Böses in einer so verzweifelten Mischung, daß es schwer ist, sich mit ihnen auseinander zu setzen. Aber dazu haben wir sie nicht angeführt. Sie sollen den Appell an unsre Leser, die Sache des Evangelisch-sozialen Kongresses zu der ihren zu machen, verstärken.

Es ist ja nicht wahr, daß der Protestantismus für die Notlage der Menschheit bis dahin noch nichts geleistet hätte. Er hat viel geleistet in tausend Formen und Wegen, die sein Geist sich dienstbar machte. Auf der andern Seite bildet er sich nicht ein, als Konfession, ja als Evangelium ohne weiteres kraft seines religiösen Inhalts die soziale Frage zu lösen, deren

wirtschaftlichen und internationalen Charakter gerade er unumwunden anerkennt.

Aber seine besondern Kräfte und Gaben bringt er zur Lösung der sozialen Aufgabe mit hinzu. Und das muß er mit noch ganz andrer Energie als bisher. Aus dieser Erkenntnis ist der Evangelisch-soziale Kongreß geboren.

Es liegt wiederum im Wesen des Protestantismus, daß seine Besten auch über die wichtigsten Lebensfragen ihre eignen Meinungen haben. Daher war der erste Evangelisch-soziale Kongreß ein Ringen von mancherlei zum Teil sich entgegenstehenden Ueberzeugungen. Und doch ist es damals den Beteiligten gelungen, zum Gefühl der Einheit hindurchzudringen und sich zur gemeinsamen Arbeit die Hand zu reichen. Weiter vorwärts bringen muß uns der zweite Kongreß. Wir haben nun schon eine Geschichte hinter uns, eine Ueberlieferung, so kurz sie ist. Wir wissen besser als vorm Jahre, mit was für Männern wir es zu thun haben. Wir fühlen uns sicher vor Ueberraschungen kirchenpolitischer Art. Wir gehen diesmal nach Berlin in der bestimmten Erwartung, daß der Streit der Theologen schweigen und alle Arbeit des Kongresses den sozialen Fragen als solchen zugewandt sein wird. Wir wissen, daß das diesjährige Programm das Ergebnis gründlichster Vorberatung und Vorbereitung ist.

So thut nur eins dringend not, eine starke, freudige Beteiligung, nicht etwa nur der Pastoren, sondern vielmehr der andern Gemeindeglieder an den Beratungen. Es giebt gute Protestanten, die es nicht gern sehen, wenn „die Theologen sich zu sehr mit der sozialen Frage befassen." Der evangelisch-soziale Kongreß ist keine Pastorenkonferenz; er will der Mund evangelisch-christlicher Forderungen und Vorschläge sein, aber eben damit der Mund der evangelisch-christlichen Gemeinde.

Und je näher jemand unter den Lesern dieses Blattes gerade unserm Streben, unsrer Auffassung der sozialen Dinge sich fühlt, desto mehr machen wir es ihm zur Gewissenspflicht, wenn anders er dazu in der Lage ist, den Kongreß zu besuchen. R

## Ist die Störung des Gottesdienstes durch einen Zuhörer erlaubt?

### 2. Erwägungen*)

In Nummer 11 dieser Zeitschrift hat bereits Professor von Kirchenheim die Entscheidung des Reichsgerichts vom 24. November 1890**) einer Besprechung unterzogen und darin mit Recht darauf hingewiesen, daß es für die Beurteilung der Handlung des Bürgermeisters B. als Notwehr an zwei wichtigen Voraussetzungen einer solchen, dem „Geboten-" und dem „Erforderlich-" sein mangele. Erst am Schlusse der Ausführung kommt noch von Kirchenheim in kurzem auf den gestörten Gottesdienst, den Kirchenfrieden zu sprechen.

Nun ist es ja für jeden erheblich, zu wissen, unter welchen Umständen und bis zu welchem Grade Notwehr geübt werden darf. Allein es handelt sich dabei lediglich um eine Rechtsfrage, und eine solche begegnet, wie nun einmal nicht zu bestreiten, bei nichtjuristischen Gebildeten einer unzweifelhaften Abneigung. Wer außer dem Kreise von Juristen Rechtsfragen diskutiren will, der kann sicher sein, von jedem, dem die Scheffelsche Muse nicht fremd ist, ein: „Römisch Recht, gedenk ich deiner" oder ein Goethisches: „Es erben sich Gesetz und Recht" und damit ein energisches Principiis obsta! zu hören. An wem dabei die Schuld liegt, ist einerlei. Die Thatsache besteht. Also wenn lediglich eine als unrichtig zu bekämpfende Auffassung des Notwehrbegriffes in Frage stünde, so würde ich kaum die Feder rühren. Eine derartige Erörterung würde schwerlich auf das Interesse der meisten der Leser rechnen können, sie wäre auch insofern nutzlos, als lediglich festgestellt wäre, daß auch in diesem Punkte eben verschiedene Ansichten möglich sind.

Aber es handelt sich hier um mehr. Es ist freilich jetzt Methode, jede strafgerichtliche Verhandlung, thunlich entkleidet

*) Vgl. Nr. 17: 1. Thatsächliches und gerichtliche Urteile.

**) Vergl. nunmehr Heft 2 des 21. Bandes der reichsgerichtlichen Entscheidungen in Strafsachen, S. 168.



von den Lebensumständen der angeklagten Persönlichkeit, lediglich auf die unter öffentliche Klage gestellte That zu konzentriren. Hier handelt es sich indessen nicht lediglich um den Bürgermeister B. Die Entscheidung des Reichsgerichts hat vielmehr eine über die Grenzen des Einzelfalles außerordentlich weit hinausreichende Bedeutung. Es kann ja sofort zugegeben werden, daß die Redeweise, deren sich Pfarrer M. bediente, als nicht völlig angemessen der Heiligkeit des Ortes und seiner Handlung aufgefaßt werden kann, obwohl sie jedem, der die Sprache der Bibel kennt — und diese Kenntnis kann doch füglich jedem, der so wohlgefällig den § 1 des ersten Titels des Buches der Institutionen*) über seine Wissenschaft zu zitieren liebt, zugemutet werden —, denn doch nicht so gar sehr verwunderlich sein sollte. Aber diese Ungehörigkeit der Sprechweise des Pfarrers M. tritt völlig zurück gegenüber den Folgerungen, die aus dem reichsgerichtlichen Erkenntnisse gezogen werden müssen. Nach diesem ist die Stellung des Geistlichen während der in der Predigt gelegenen Amtsausübung von dem Auftreten eines Redners, der zufällig zugleich Theologe ist, z. B. in einer politischen Versammlung jetzt nicht mehr unterschieden. Der Prediger und der Zuhörer stehen sich als Einzelne gegenüber. Wenn jener eine Aeußerung thut, die unter andern Umständen im Privatverkehr als Beleidigung erscheinen könnte, so kann jeder Zuhörer, der sich betroffen glaubt, und der annimmt, es folgten derartige weitere Aeußerungen, den Geistlichen in der Predigt unterbrechen. „Daß durch den abwehrenden Zwischenruf des Angeklagten die Andacht der versammelten Gemeinde gestört wurde, die Handlung des Angeklagten insofern auch gegen Dritte [!] wirkte und diese belästigte, erscheint bei gegebener Sachlage unerheblich." Man beachte wohl das: „auch gegen Dritte wirkte." Nicht die Gemeinde als solche, sondern ein einzelner Dritter wird gestört. Auch die Zuhörer erscheinen nicht in ihrer Gesamtheit als Gemeinde, nur noch als Einzelne.

Man sieht in der Gegenwart so mitleidig auf die in früherer Zeit verbreitete Ansicht herab, als ob die Religionsdelikte sich gegen die Gottheit selbst richteten. Man erkennt zwar an, daß der durch die Reformation allgemein angebahnte und hervorgerufene Fortschritt sich auch in der Strafrechtspflege geltend machte, man sonnt sich aber in dem Gedanken, wie weit wir es in der richtigen Definition der Religionsdelikte unter Anerkennung der Glaubensfreiheit gebracht haben. Nun bin ich völlig einverstanden damit, daß die gegenwärtige Definition eines Religionsdeliktes als einer Verletzung des Rechtsschutzes, den der Staat um seiner selbst willen allgemeinen Kulturinteressen, und zwar Kulturinteressen höchster Art, leiht, richtiger und sachgemäßer ist. Aber wenn man das Ergebnis ansieht, zu dem wir nun in dem reichsgerichtlichen Erkenntnisse gelangt sind, so fragt man sich unwillkürlich, ob jetzt die formale Begriffsausbildung nicht allzu sehr vorwiege, und ob nicht trotz unrichtiger Begriffsentwicklung frühere Zeiten den Anforderungen des Lebens gerechter geworden sind. Oder ist das nicht so, wenn man liest:**)

Zum siebenten ibi: Nachdeme den Pfarrern und Kirchendienern mit ernst auferleget und eingebunden (vergl. Consist. Suprem. Pastori Stolberg. die 12. April. Anno 1608 u. s. w. am unten a. O.), daß sie in ihren Predigten ihren eigenen Affekten mit hohlhippeln, poldern oder schmähen nicht nachhengen, sondern sich aller Christlichen Sanfftmuth und Bescheidenheit nach der Lehre Sankt Pauli gebrauchen, u. s. w. Et postea: Daß solches allein auff die ärgerlichen Predigten gemeynet, da die Pfarrer aus Zorn und eigener Rachgier ihre eigene Sachen auff die Cantzel getragen und mit Aergernuß der Gemeinde ausgestoßen, die Leute mit Namen genennet oder sie sonsten also ausgemahlet, daß männiglich, wer sie seyen, wol verstehen können, oder sonsten nicht gebührliche Ordnung im Straff-Amt gebrauchet u. s. w.

Auch das preußische Allgemeine Landrecht, dem Josefinischen Gesetzbuche vom Jahre 1787 in der freieren Auffassung folgend, bestimmt in auch jetzt noch giltigen Bestimmungen der §§ 83 bis 85 des elften Titels des zweiten Teiles, und zwar in

§ 83. In öffentlichen Vorträgen muß jeder Geistliche aller persönlichen Anzüglichkeiten sich enthalten.

*) Jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia u. s. w. — wie auch über den Institutionen steht: In Nomine Domini Nostri Jesu Christi.

**) Vergl. Bened. Carpzow S. C. Opus Definitionum Ecclesiasticarum u. s. w. S. 81.

§ 84. Schilderungen der in einer Gemeinde herrschenden Laster sind keine Anzüglichkeiten.

§ 85. Sie arten aber darin aus, wenn Personen genannt oder durch individuelle Nebenumstände kundbar gemacht werden.

Das badische erste Konstitutions-Edikt vom 14. Mai 1807 zählt in § 12 unter den rechtmäßigen Gegenständen der Kirchengewalt, über die sich ihre Wirksamkeit nach der Grundverfassung jeder Kirche verbreiten mag, auf: „Erziehung der Jugend für die Religion; Gewissensleitung aller Mitglieder; Anhaltung ihrer Glieder zur Erfüllung jener kirchlichen Gesellschaftspflichten, welche durch die symbolischen Schriften der Kirche oder durch einzelne mit Staats-Gutheißen versehene Kirchengesetze bestimmt sind."

Für alle diese Bestimmungen ist der Grundgedanke maßgebend, daß der Geistliche in der Ausübung seines Amtes innerhalb der Gesamtheit seiner Kirche stehe, daß er insbesondere in der Predigt die Andacht der Gesamtheit der mit ihrer Kirche verbundenen Einzelgemeinde zum Ausdruck bringe.

Das reichsgerichtliche Erkenntnis vom 24. November 1890 steht nach meiner Auffassung auf einem andern Standpunkte, und wenn Robert von Mohl*) als Folge des französischen repräsentativen Systems die völlige Atomisirung des dortigen Mittelstandes beklagt, so befürchte ich, daß die zwar unbeabsichtigte, aber notwendige Folge des reichsgerichtlichen Erkenntnisses die Atomisirung unsers Gemeindegottesdienstes sein muß. Die logisch formale Ausgestaltung des Begriffes einer Notwehr gegen Beleidigung ist möglich; sie widerspricht aber, auf den Gottesdienst angewandt, höhern Lebensinteressen des Staates. Zwanzig Jahre ist die deutsche Rechtssprechung ohne diese Begriffskonstruktion ausgekommen. Das Reichsgericht insbesondere hat in mehrfachen Erkenntnissen einen der Entscheidung vom 24. November 1890 geradezu entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. Der vierte Strafsenat hat allerdings in einem Urteile vom 5. April 1887 (vergl. Bd. 16 der Entscheidungen, S. 15) ausgeführt, daß, wenn der Angeklagte zu seiner Handlung berechtigt war, ihr der Charakter der Störung überhaupt nicht beiwohnte. Dieser Satz ist freilich selbstverständlich. Allein die Herausgeber der reichsgerichtlichen Entscheidungen haben das Thatsächliche des Falles nicht mitgeteilt. Man weiß also nicht, um welche und um wessen Handlung es sich dabei handelte, und warum der Angeklagte zu seiner Handlung berechtigt war. Das ist gerade das Wesentliche. Es kann jemand im Privatverkehre einem andern Individuum gegenüber zu einer Handlung berechtigt sein, zu der er im Gottesdienst noch weniger als zum Beispiel in einer Gerichtsverhandlung berechtigt ist.

Dagegen hat derselbe erste Strafsenat in dem Urteile wider Rosenbaum vom 6. Dezember 1880 (vergl. Annalen des Reichsgerichts Bd. 3, S. 14) direkt ausgesprochen:

Für die Störung gottesdienstlicher Verrichtungen einer im Staate bestehenden Religionsgesellschaft ist es völlig ohne Bedeutung, ob der dazu Berufene für seine Person eine religiöse Weihe oder einen amtlichen Charakter hat, oder ob er ein von der betreffenden Religionsgesellschaft bestellter Bediensteter ist; und ebenso ob derselbe seine Dienstfunktionen überschritt oder sich einer strafbaren Verletzung andrer schuldig macht. Es ist nicht richtig, daß das Recht auf Wahrung der persönlichen Ehre den Betroffenen auch da straflos erscheinen lasse, wo er seine Genugthuung mit Störung gottesdienstlicher Versammlung sucht, und das Landgericht hat recht, wenn es einer gegenteiligen Ansicht über vermeintliche Befugnisse der sich beleidigt Glaubenden keinen Einfluß auf die Strafbarkeit ihres Verhaltens einräumt.

Weiter hat der dritte Strafsenat in einem Erkenntnisse vom 27. November 1882 (vergl. Rechtsprechungen Bd. 4, S. 847) ausgeführt:

Das Gericht lehnte den Antrag (Befragung des Konsistoriums über Zulässigkeit der Anwohnung des Geistlichen bei Begräbnissen, obwohl geistliche Mitwirkung nicht gewünscht war) ab, weil in dem Falle, wenn an sich die Vornahme einer gottesdienstlichen Verrichtung als objektiv vorhanden anzunehmen, für die Anwendung des § 167 des Strafgesetzbuchs darauf nichts ankomme, ob der Geistliche nach den ihm gegebenen Instruktionen sich der Vornahme der Verrichtung zu enthalten verpflichtet gewesen wäre. — Verbote der gedachten Art sind nichts als Instruktionen, die allerdings der Geistliche, wenn sie von der zuständigen Behörde gegeben worden sind, zu befolgen hat, die aber den Charakter des kirchlichen Aktes, auf welchen sie sich beziehen, nicht verändern. — Eine instruktionelle Regelung dieses Inhalts bildet ein Internum des Kirchenregiments und seiner Untergebenen. Dahin gehört die hier von

*) Vergl. Staatsrecht, Völkerrecht und Politik, Band 1, S. 46.



der Verteidigung behauptete Vorschrift, daß ein Geistlicher ohne oder gegen den Wunsch gewisser Privatpersonen nicht zur Vornahme einer kirchlichen Beerdigungszeremonie schreite. Niemand als die vorgesetzte Kirchenbehörde erhält aus einer derartigen Anordnung das Recht, auf ihre Befolgung zu halten; den Privatpersonen mag je nach der Lage der Verhältnisse gestattet sein, sich der Teilnahme an instruktionswidrigen Akten zu enthalten; das Recht, sich ihnen zu widersetzen, indem sie dieselben unterbrechen, hindern oder stören, kann aus der Instruktion der Kirchenbehörde an ihre untergebenen Geistlichen niemals entnommen werden; nur die Befugnis der Beschwerde an die vorgesetzte Kirchenbehörde würde sich unter Umständen daraus herleiten lassen.

So äußert sich ferner der dritte Strafsenat in dem Urteile vom 6. Mai 1882 (vergl. Rechtsprechungen Bd. 4, S. 436) dahin:

Nur hierzu sind die Einzelnen, sind alle Teilnehmer verpflichtet, daß sie durch ihr Verhalten in derartigen Versammlungen wie beim Verlassen derselben sich jeder Erregung störenden Lärms und jeder Störung der äußern Ordnung enthalten.

Das Reichsgericht weist dann ferner auf die zu beobachtenden stillen, den Anstand nicht verletzenden Formen hin. In dem bei Fuchsberger, Entscheidungen, Supplem. zum dritten Teile, S. 356 abgedruckten Erkenntnisse findet sich die weitere Ausführung:

In dem demonstrativen Verlassen einer gottesdienstlichen Versammlung durch eine Mehrzahl der Anwesenden wird ebensowohl die Erregung von Lärm wie die Erregung von Unordnung erblickt werden können. — Notwehr aber ist es nicht.

In dem Urteile aber vom 17. Januar 1884 gegen B. und Genossen hat der erste Strafsenat (vergl. Entscheidungen Bd. 10, S. 42) ausgeführt:

Durch die Strafbestimmung des § 167 des Strafgesetzbuchs wird die Gesamtheit einer im Staate bestehenden Religionsgesellschaft, die Gemeinde, in der Ausübung des Gottesdienstes sowie einzelner gottesdienstlicher Verrichtungen geschützt; — dieser Gottesdienst — wurde durch das — Verhalten des Angeklagten (— vorsätzlich) gestört, mochten nun die in den Entscheidungsgründen dargestellten Bemerkungen des Geistlichen von der Kanzel aus an sich sachlich angemessen oder — was übrigens die Strafkammer verneinte — ungehörig gewesen sein. Insbesondere wurde, selbst wenn diese Bemerkungen ungehörig gewesen sein sollten, durch dieselben die Thatsache, daß die Gemeinde als solche sich im Zustande des Gottesdienstes befand, nicht aufgehoben. Ein solcher Zustand wird nicht schon an sich durch eine Ungehörigkeit einer einzelnen Person in der Kirche, sogar wenn dieselbe von dem Geistlichen selbst ausginge, aufgehoben. Allerdings ist es denkbar, daß durch gewisse äußere Vorgänge der Gottesdienst einer Gemeinde auch nach der Auffassung der Gemeinde sich als unterbrochen darstellt, und würde bei einer solchen Sachlage eine während dieses Zeitraums erfolgte Erregung von Lärm nicht als Störung des Gottesdienstes aufzufassen sein; daß aber infolge jener Bemerkungen des Pfarrers der Gottesdienst sich in dem erwähnten Sinne als unterbrochen darstellte, ist aus der thatsächlichen Feststellung nicht zu entnehmen.

Hierbei kann unerörtert bleiben, welche Schutzmittel gesetzlich gegen Ausschreitungen bestehen, deren sich ein Geistlicher bei Vornahme gottesdienstlicher Funktionen schuldig macht, insbesondere unter welchen Voraussetzungen unmittelbar in der Kirche ein berechtigtes Einschreiten gegen Handlungen eines Geistlichen in der Kirche erfolgen kann.

Daß zu diesen Voraussetzungen ungehörige Bemerkungen nicht gehören, steht nach dieser Entscheidung fest. Hätte der erste Strafsenat dabei eine Notwehr gegen Beleidigung ins Auge gefaßt gehabt, so hätte nicht gesagt werden können, daß der Zustand der Andacht der Gemeinde durch eine Ungehörigkeit einer einzelnen Person nicht schon an sich aufgehoben werde.

Endlich sagt der erste Strafsenat im Urteil vom 19. April 1888 (vergl. Bd. 17 der Entscheidungen S. 317):

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß eine Störung des Gottesdienstes stattfindet, wenn die in der Kirche versammelte Gemeinde durch eine äußere Beeinflussung von ihrer Verehrung Gottes abgezogen wird, mag diese auch eine Unterbrechung der Funktion des Geistlichen nicht herbeiführen. — Mit Unrecht bestreitet die Revision, daß eine Störung der Andacht der in der Kirche versammelten Gemeinde durch Lärm und Unfug zur Anwendung des § 167 ausreiche. Denn die Andacht der Gemeinde gehört zum Gottesdienste, und es ist insbesondere eine religiöse Erbauung ohne Andacht nicht denkbar. Der nur äußerlich ungestörte Verlauf der gottesdienstlichen Formen kann zum Gottesdienste nicht genügen.

Und nun das Erkenntnis vom 24. November 1890. Der Redner hat den Zuhörer beleidigt, dieser übt berechtigte Notwehr. („Daß durch den abwehrenden Zwischenruf des Angeklagten die Andacht der versammelten Gemeinde gestört wurde, die Handlung des Angeklagten insofern auch gegen Dritte wirkte und diese belästigte, erscheint bei gegebener Sachlage unerheblich.")

Verweilen wir einen Augenblick bei den sich unmittelbar ergebenden Folgerungen. Sie sind nach zwei Richtungen interessant. Für die eine diene ein aus dem Leben genommenes

Beispiel zur Erläuterung. Vor mehreren Jahren hielt sich ein Staatsbeamter unsers Landes bei seinem Bruder, einem katholischen Geistlichen in W., auf und besuchte den sonntäglichen Gottesdienst. Er war wie sein Bruder sehr erstaunt, als er einige Tage nachher hörte, daß ein gewisser Völker von W., der etwas in der Welt herumgekommen war und den Gottesdienst auch besucht gehabt, sich bitter darüber beschwert habe, daß der Pfarrer in der Predigt ihm und seiner Familie das Gottesbewußtsein abgesprochen habe. Der Pfarrer besann sich lange hin und her. Endlich fiel ihm ein, daß er davon gesprochen, daß ein Gottesbewußtsein bei allen Nationen vorhanden sei, daß nur bei einigen Völkerfamilien (er führte dieselben an) dieses noch nicht nachgewiesen wäre. Hätte dieser Völker sich damals erhoben und dem Pfarrer: Ruhe, Ruhe! zugerufen, er hätte nach Maßgabe der reichsgerichtlichen Entscheidung von einer Anklage der Störung des Gottesdienstes freigesprochen werden müssen. Er war ja unzweifelhaft des guten — wenn auch thatsächlich irrigen — Glaubens, daß der Pfarrer der Völkerfamilie in W. das Gottesbewußtsein abgesprochen, somit sie beleidigt habe.

Und nun die zweite Folgerung; sie ist nicht minder bedeutungsvoll. Nach § 179 des Gerichtsverfassungsgesetzes kann das Gericht gegen Parteien, Beschuldigte, Zeugen, Sachverständige oder bei der Verhandlung nicht beteiligte Personen, die sich in der Sitzung einer Ungebühr schuldig machen, vorbehaltlich der strafgerichtlichen Verfolgung eine Ordnungsstrafe bis zu einhundert Mark oder bis zu drei Tagen Haft festsetzen und sofort vollstrecken lassen. Eine solche Ungebühr würde — wie alle Juristen — wohl jeder der Richter, die bei der Entscheidung des ersten Strafsenats des Reichsgerichts mitwirkte, darin gefunden haben, wenn der Beschuldigte oder ein Zeuge in der Gerichtssitzung den Senatspräsidenten oder den Reichsanwalt in störender Weise unterbrochen hätte, selbst wenn der Beschuldigte oder der Zeuge des guten Glaubens gewesen wäre, daß er durch ein von einer oder der andern Seite gefallenes Wort beleidigt sei. Angenommen nun, es würde in irgend einer Gerichtssitzung von dem Vorsitzenden oder dem Staatsanwalt das Verhalten des Angeklagten oder eines Zeugen einem herben Tadel unterzogen, der unter Umständen eine Beleidigung enthielte, und der dadurch Betroffene erhöbe sich guten Glaubens, um Ruhe, Ruhe! zu rufen, so würde jeder Vorsitzende ihn belehren, daß er sich jetzt ruhig zu verhalten habe und nachträglich sich beschweren könne, und das Gericht würde, wenn der sich nicht beruhigte, vom § 179 des Gerichtsverfassungsgesetzes Gebrauch machen. Nach der reichsgerichtlichen Entscheidung wäre das nicht zulässig. Der Betroffene handelte in Notwehr, er wäre zur Unterbrechung berechtigt. Er könnte weder disziplinär noch kriminell deshalb gestraft werden.

Die Einwendung, daß dies Recht gesetzlich für das Gericht gewahrt sei, trifft nicht zu. Dem Geistlichen stünde auch die Wahrung des Hausrechts zu; er könnte einen Ruhestörer durch den Küster aus der Kirche hinausführen lassen. Die Heiligkeit des Gottesdienstes verbietet es aber. Strafe wegen der Unterbrechung darf der Geistliche allerdings nicht verhängen, das ist nicht seines Amtes. Die Volksauffassung wahrt aber auch schon an sich streng genug die ungestörte Ausübung der Gemeindeandacht.

Es versteht sich nun von selbst, daß trotz der reichsgerichtlichen Entscheidung der Schutz des Gottesdienstes gegen unberechtigte Störungen nicht fehlt, bei denen alle Welt eben einig ist, daß sie unberechtigt waren. Es ist auch klar, daß dem nicht das Wort geredet wird, daß der Prediger etwa einer gehässigen Gesinnung in der Predigt ungestraft die Zügel schießen lassen könne. Trotzdem ist es unrichtig, zu sagen, man sollte sich wegen der durch das reichsgerichtliche Urteil angeblich erfolgten Verletzung des Prinzips nicht so sehr erhitzen. Es handle sich hier lediglich um eine Thatfrage. Es gebe eben Fälle, in denen der Geistliche in der Predigt jemand beleidige, und dagegen müsse dieser sich wehren dürfen. Stillschweigend oder ausdrücklich wird dann wohl hinzugefügt, so liege der Fall des Bürgermeisters V., das Prinzip sei damit nicht berührt.

Allerdings besteht jeder Rechtsfall zum einen Teile aus thatsächlichen Momenten. Diese werden aber erst dann zum



Rechtsfall, wenn die Thatsachen unter den zutreffenden Rechtssatz untergeordnet werden. Treffen verschiedne, weiter und enger umfassende Rechtssätze dabei zusammen, so verlangt die richtige Beurteilung, daß dem höhern Gebote der Vorrang vor dem geringern eingeräumt werde. Umgekehrt verfahren, die Thatsachen gewaltsam in das Fachwerk des untergeordneten Begriffes hineinpressen und dabei etwa diejenigen übersehen, die nun einmal dahinein nicht passen wollen, heißt einseitig doktrinär, damit aber unrichtig urteilen.

Den christlichen Kirchen die ungehinderte Pflege und Ausübung der Religion zu ermöglichen, ist das höchste Kulturinteresse des Staates. Diese Pflege gelangt im Kultus zum Ausdruck als der Bethätigung des lebensvollen Glaubenslebens und der in ihm gefundenen Einheit der Gemeinde mit Gott. Der Kultus gliedert sich im allgemeinen in Gebet, Gesang und Predigt. Ist die letztere nun allerdings Dienen am Worte im protestantischen Gottesdienste, und macht sich nach dieser Seite die Individualität des Redners unzweifelhaft geltend, so ist doch — und dies interessirt hier vorwiegend — auch die Predigt Ausdruck des Gemeindebewußtseins; aber, da dies nur in Betracht kommt, insoweit die Gemeinde in die Kirche eingegliedert ist, Ausdruck des mit der Kirche zusammenstimmenden Gemeindebewußtseins. Hieraus folgt, daß die Predigt sowohl erbauend als erweckend zu wirken hat, denn der Geistliche ist in unsern Tagen nicht darauf beschränkt, der Auffassung Schleiermachers zu folgen, der sagt: „Wenn es auch nicht so aussehe, als gebe es noch Gemeinden der Gläubigen, so rede er doch immer so, als gebe es noch solche.“*) Immer aber ist die Predigt der Ausdruck dieses Gemeindebewußtseins der Zusammengehörigkeit mit Gott. Der Heiligkeit der Handlung entspricht die Andacht der Gemeinde, damit aber die weihevolle Stille aller, außer dem Prediger. Wie also in dem festgestellten Wortlaute des Gebetes zum Ausdrucke kommt, daß es die Gesamtheit ist, die sich hierin zu Gott erhebt, obwohl sich die Andacht bei jedem einzelnen Gemeindegliede noch auf besondre, unübertragbare Weise bestimmen mag, so ist es auch die Einheit des Gottesbewußtseins der mit ihrer Kirche verbundenen Gemeinde, die in der Predigt zum Worte kommt. Hinter dieser Gesamtheit, als deren Glied der Einzelne erscheint, tritt dieser während der Kultushandlungen in seiner Eigenschaft als Einzelner völlig zurück.

So lange also die Predigt Predigt ist; so lange sie dem Gemeindebewußtsein zum Ausdruck verhilft, heischt die Gemeindeandacht weihevolle Stille der übrigen Gemeindeglieder. Erst wenn sie selbst den Charakter der Predigt eingebüßt hat, wenn durch sie die Andacht der Gemeinde unterbrochen ist (vergl. das zitirte reichsgerichtliche Urteil vom 17. Januar 1884 in Band 10, S. 42: „auch nach der Auffassung der Gemeinde sich als unterbrochen darstellt“), wenn die Rede des weihevollen Elements also entkleidet ist, dann steht der Geistliche während der so durch ihn herbeigeführten Unterbrechung des Gottesdienstes dem Einzelnen als Einzelner gegenüber. Der durch den Geistlichen etwa persönlich Angegriffene unterbricht durch eine Gegenrede nicht mehr den (bereits unterbrochenen) Gottesdienst.

Somit war im Falle des Bürgermeisters V. zu fragen: Hat der Geistliche durch die in seiner Predigt gebrauchten Ausdrücke die Andacht der Gemeinde aufgehoben gehabt? Antwort: Nein! Das Freiburger Landgericht stellte fest: „Bis zu dem Rufen des Angeklagten herrschte auch Ruhe in der Kirche.“ In der Begründung des Waldshuter Urteiles heißt es desbezüglich nur: „Der Letztere (Bürgermeister V.), der gleich andern Gemeindeangehörigen durch den Inhalt der Predigt schon in gereizte Stimmung versetzt gewesen sein will, stützt seine Verteidigung darauf u. s. w.“ Folglich war Bürgermeister V. nicht berechtigt, die damals noch bestehende Andacht der Gemeinde als solche von sich aus als Einzelner zu stören.

Und nun zum Schlusse nur noch zwei kurze Betrachtungen. Gewiß kann jeder, den es angeht, die würdigen Worte von A. Stier in Nr. 7 der Protestantischen Kirchenzeitung von diesem Jahre sich zu Herzen nehmen. Aber in unsrer Zeit und speziell

*) Dedikation zur ersten Sammlung seiner Predigten.

in einem Orte, in dem Zuchtlosigkeit herrscht, muß man dem Geistlichen auch eine sehr eindringliche, dem Bildungsstande der Ortseinwohner angepaßte Mahnung zugestehen. Oder will man, ohne Vergleichung im einzelnen, z. B. mit Harms von Hermannsburg, etwa ob der gewählten Sprache rechten? Ein auch scharfer Tadel des Pfarrers in der Predigt wird nur dann zur Beleidigung, wenn der thatsächliche Angriff ein unberechtigter war, wenn sein Vorsatz nicht auf Besserung der Gemeindezustände im allgemeinen, sondern auf Kränkung einer Einzelperson ging, und wenn (wie in der Revision gegen das Waldshuter Urteil ausgeführt ist) nicht bloß ein Einzelner sich getroffen meinte, sondern wenn der Pfarrer in einer der Gesamtheit der Gemeinde erkennbaren Weise einen Einzelnen direkt bezeichnet hat. Oder wie sollte denn der Pfarrer seiner Pflicht, von Zuchtlosigkeiten abzumahnen und zur Einhaltung von Recht und Sitte zu mahnen, die Gemeindeglieder zu Gott zu führen, nachkommen, wenn alles, was ein Einzelner auf sich beziehen zu können meint, als Nominalelenchus erscheint?

Dann aber das Andre. Bürgermeister V. räumte vor dem Landgerichte Freiburg nicht ein, daß er die Anspielung des Pfarrers verstanden habe; er machte auch nicht geltend, daß er sich gegen etwa weiter zu befürchtende Angriffe habe verteidigen wollen.

Die weitern Gründe des Freiburger Urteiles beschäftigen sich mit Ausführungen des Verteidigers und geben selbständige Erwägungen. Es wird gestattet sein, sie für schlüssig und vollständig anzusehen. Der erste Strafsenat des Reichsgerichtes hat in seinem in Band 5 der Entscheidungen, Seite 258 mitgeteilten Erkenntnisse ausgesprochen: „Und es brauchte jedenfalls dieser von der Revision aufgestellte Gesichtspunkt in dem Urteile nicht zur besondern Erörterung gezogen werden, weil sich der Angeklagte vorher auf das jetzt in Anspruch genommene Recht nicht berufen hatte.“ (Vergl. dazu das Erkenntnis des dritten Strafsenates in Band 4 der Rechtsprechung S. 849/50.) Bürgermeister V. hat nachher vor dem Landgericht Waldshut seine Verteidigung geändert. Notwehr war sein Verhalten aber nicht, weil kein erkennbarer, somit auch kein unberechtigter Angriff vorlag, die Andacht der Gemeinde vielmehr nicht unterbrochen war. Der Einzelne darf dem einzelnen ihm Gegenübertretenden Leben, Gesundheit und Vermögen auch in der Kirche schützen; man kann auch Fälle konstruiren, in denen hier der Schutz der Privatehre gegenüber dem Angriffe des Einzelnen zulässig ist, wenn dieser den Gottesdienst seinerseits bereits unterbrochen hatte. So lange der Einzelne der Gesamtheit gegenübersteht, deren Andacht in der Predigt zum Ausdruck kommt, hat er kein Recht, seine Privatehre während des Gottesdienstes zu bethätigen. Die andern Fälle von Notwehr, die das Reichsgericht berührt, setzen voraus, daß der Gottesdienst bereits unterbrochen war, nicht erst durch die Notwehrhandlung es wurde.

Nlr

## L'Argent

Es ist vielleicht zu beklagen, aber sicher nicht zu leugnen, daß Zola in Deutschland fast ebenso bekannt ist wie in Frankreich, daß er unter uns leidenschaftlichere und dankbarere Verehrer gefunden hat, als unter den eignen Landsleuten, daß man ihn nachahmt, nicht bloß bei der Wahl der Stoffe, sondern ihn sogar zu kopiren sucht bei der Bearbeitung der Form und der Gestaltung des Ausdrucks, mag gleich die Muttersprache unter der naturwidrigen Behandlung ächzen. Weder heimliche noch öffentliche Leser, noch Lobredner, noch Schüler fehlen ihm hierzulande. Grund genug, seinem jüngsten Werke auch an dieser Stelle eine kurze Besprechung zu widmen.

Der Titel des Buches kündigt das Thema deutlich an. Es ist die schwer zu überwindende Macht des Geldes, die geschildert wird. Der Schauplatz ist die Pariser Börse, der Held ein verwegner Spekulant, der, nachdem er eben bankerott geworden, sogleich eine neue Aktiengesellschaft gründet, ihre Papiere durch schwindelhafte Kniffe zu unglaublicher Höhe emportreibt und Tausende von Opfern, gewissenlose Jobber wie prinzipienstolze Aristokraten und sparlustige Handwerker, durch



Aussicht auf raschen Gewinn anlockt, bis schließlich der unvermeidliche Zusammenbruch erfolgt, um alle Hoffnungen unbarmherzig zu verschütten und nichts übrig zu lassen, als Katzenjammer, vergossene Thränen und vergossenes Blut. Der Urheber aber des Unheils brütet alsbald wieder über dem Plan zu einem andern Unternehmen.

Wie man sieht: eine eigenartige, aber nicht willkürlich und mutwillig ersonnene Fabel! Der Vorgang findet täglich statt, kann von jedem modernen Menschen verstanden werden, auch wenn er nicht mit der heißbegehrten Verpflichtung gestraft ist, allabendlich den Kurszettel lesen zu müssen. Es kommen Leidenschaften ins Spiel, die leider heutzutage kaum weniger verbreitet, kaum schwächer in der Wirkung sind, als die oft analysirte, viel besungene Liebe der Geschlechter, als der in der schönen Litteratur längst heimische Ehrgeiz; und es leben nicht wenig Leute, denen in dem Roman das de te fabula entgegengeklungen haben wird.

Wohl erscheint der Vorwurf würdig, von einem männlichen Geiste ergriffen zu werden. Aber welch ein Wagnis bei der augenfälligen Sprödigkeit des Stoffes, ein anschauliches und farbenprächtges Gemälde, ein Kunstwerk schaffen zu wollen, das packt, bewegt, erschüttert! Keine glänzendere Probe konnte Zola für seine seltene Begabung ablegen, als daß er die sich türmenden Schwierigkeiten siegreich überwand. Und wirklich, es ist ihm gelungen: er versteht es, zu fesseln und hinzureißen. Nicht bloß, daß der Leser die verhängnisvollen Hallen deutlich sieht, wo das goldne Kalb leuchtet, daß er das verwirrende Geschrei der Makler, der Käufer und Verkäufer und den Lärm der tobenden Schlachten zu hören glaubt: er empfindet, unter den Goldregen gestellt, selbst etwas von dem Fieber der entfesselten und gleich einer ansteckenden Krankheit um sich greifenden Spiel- und Spekulationswut. Die mannichfachen handelnden Personen: hier die Hauptfigur, der unruhige Gründer, der weniger um der Gewinnsucht willen als der Freude halber, sich zu tummeln und mit den Millionen herrisch zu schalten, die Wohlfahrt so vieler gefährdet; dort der mächtige jüdische Börsenkönig, der sein Gegner ist und mit kalter Berechnung im entscheidenden Augenblicke die „Milliardenreserven“ ins Feld führt zur Vernichtung des Feindes; der feile Zeitungsschreiber, der gegen klingende Münze des Erstern Werk mit enthusiastischen Artikeln fördert; die verführten Teilnehmer, die bald die Geldgier schamlos zur Schau tragen, bald ihr Gewissen mit der Vorstellung beschwichtigen, daß sie eine antisemitische, also christliche und katholische Unternehmung stützen; die hyänenartigen Halsabschneider, die gleichsam dem Marsche der Armee folgen und lauernd auf den Sturz der Aktien warten, um sie dann für einen Spottpreis aufzukaufen und in unsaubern Geschäften zu verwerten: sie alle atmen und leben, fordern das Interesse, Teilnahme oder Widerwillen, heraus; und die prosaische Geschichte einer Finanzoperation wird zum großartigen, ergreifenden Drama.

Fragt man nach der Methode, welcher der Dichter solchen Erfolg verdankt, so ist alsbald klar, daß er nichts gemein hat mit den nordischen Naturalisten, die in verständiger, begeisterungsloser Ueberlegung der Wirklichkeit Steinchen für Steinchen entnehmen und zum Mosaikbild mühsam zusammenfügen. Obschon er gewissenhaft seine Vorstudien an der Börse selbst gemacht, den Sitzungen eines Verwaltungsrates beigewohnt, mit Geldmännern lange und lehrreiche Unterhaltungen gepflogen, die Litteratur der Finanzwirtschaft durchforscht hat, ist er doch kein bloßer Reporter, dessen Auge sich zwischen dem Objekt der Schilderung und dem Notizbuch ängstlich hin und her bewegt. Sein Verfahren erhellt vielleicht am besten aus einem Vergleich. Er ähnelt dem Kinde, das mit zitternden Nerven und erregter Phantasie in gespannter Aufmerksamkeit einem Vorgang beiwohnt, mit allen Sinnen zugleich und durcheinander wahrnimmt, mit dem Auge hört und mit den Ohren sieht, und dann unter dem frischen Eindruck des Erlebten und nicht ohne Einwirkung der eignen Stimmung, ohne Verschwendung von kecken Bildern und ungeheuern Uebertreibungen laut und hastig erzählt und den Hörer unter den Bann seines leidenschaftlichen Berichtes zwingt.

Selbst eine Idee, deren ja kein echtes Kunstwerk entraten kann, schimmert durch das Buch. Zwar erreicht der Autor die ursprüngliche Absicht, das zweite Kaiserreich zu kennzeichnen und zu brandmarken, mit seinem Romancyklus nicht: das hat schon Julian Schmidt geahnt und prophezeit. Auch von sozialistischen Tendenzen kann unmöglich die Rede sein, wenngleich ein träumerischer Jünger Marx' auftritt, der mit der Zuversicht des Sehers und dem Feuer des Schwärmers seine Theorien predigt. Aber ein philosophischer Gedanke spricht sich trotzdem auf jeder Seite aus: die Ueberzeugung giebt sich kund, daß selbst die verderblichen und zerstörenden Mächte, wie das Geld, nicht nur Schutt und Trümmer bereiten, sondern eben aus diesen manches Gute, frische Keime, neues Leben erwachsen lassen und so die Weltentwicklung weiter treiben helfen ihrem verschleierten, unsichtbaren Ziele zu. Wohl verstanden: es ist das noch lange kein christlicher Optimismus, nicht der mutige Glaube an eine unendlich weise Regierung, die alles auf Erden, sogar das Böse zwingt, letzterdings den Zwecken eines liebenden Gottes zu dienen; es klingt nur leise an, wie an ein mächtiges Glockenspiel der ferne, unbestimmte Wiederhall. Die rastlose, sich immer wieder erneuernde Bewegung wird in Zolas Dichtungen wohl gezeigt, der Endpunkt jedoch bleibt fast ganz verhüllt. Daher hinterlassen sie oft beim Leser ein Gefühl der Beklemmung und Niedergeschlagenheit; erzählt die Sage doch auch von Heraklit, dem Vertreter der Lehre vom ewigen Werden, daß er stets traurig war.

Je bereitwilliger man den eisernen Fleiß, das eigne und vielleicht einzigartige Talent des berühmten Franzosen anerkennt, umso schmerzlicher wird man bedauern müssen, daß er ein Werk, das nicht ohne Wert ist, durch Stellen schändet, welche mit der Benennung „schmutzig" noch beschönigt werden. Die erotischen Szenen sind einfach ekelerregend, und das Traurigste ist nicht, daß sie vorhanden, sondern daß sie entbehrlich sind. Für die Entwicklung der Charaktere und die Darlegung des Grundgedankens erweisen sie sich als bedeutungslos. Sie lockern den Zusammenhang eher, als daß sie ihn fördern, und könnten sehr wohl wegbleiben, wie sie denn auch in der deutschen Uebersetzung fehlen sollen. Wozu also stehen sie im Original? Wenn wirklich die französische Gesellschaft gezeichnet werden sollte, wie sie sich unter dem dritten Napoleon ausgebildet hat, so war ja allenfalls die Notwendigkeit denkbar, daß einmal eine Besprechung der groben sinnlichen Verirrungen stattfand. Das ist in „Nana" geschehen mit mehr als hinreichender Gründlichkeit und Anschaulichkeit. Warum aber nun jeden neuen Band mit zweideutigen Bildern durchschießen, wie etwa ein klassisches Epos mit Illustrationen von der Hand eines faunisch gestimmten Anstreichers?

Nicht der Schreiber dieser Zeilen würde es wagen, den Verdacht zu äußern, ein begeisterter Verehrer Zolas sagt es in der Freien Bühne, daß der Dichter „die langweiligen Abschnitte durchbrach mit diesen hitzigen Dingen, um Abwechslung zu schaffen." Mit andern Worten: die krassen Schilderungen sexueller Vorgänge sind eingestreut, damit der Leser vor Langerweile bewahrt werde. Welche Anschauung von Kunst, Künstler und Publikum! Eine grausamere Kritik des Naturalismus ist nie geliefert worden.

Hoffentlich nicht ganz umsonst! Soeben schreibt Alexandre Dumas in einem öffentlichen Briefe, die Menge sei es nachgerade müde, im Schmutz zu waten; und er kündigt den Augenblick an, wo die Poeten wieder notgedrungen einen Blick erübrigen würden für das Schöne, wahrhaft Große und Herzerhebende. Die Verheißung des Alten gleicht dem Regentropfen, der auf dürres Erdreich fällt; und mit dem jungen Klopstock, der eine neue Blütenperiode für die deutsche Litteratur von fern heraufziehen sah, ruft man unwillkürlich aus: „Komm, goldne Zeit!"

E W M

## Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Die Not Westpreußens) Prediger Adloff, früher in Sypniewo, hatte bei der westpreußischen Provinzialversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Graudenz im Juni 1889 die unsägliche Wohnungsnot des dortigen Pfarrers geschildert. Der Fanatismus ließ die katholischen Hausbesitzer prinzipiell dabei beharren, dem evangelischen Prediger das Mieten eines bewohnbaren Raumes zu vereiteln. Nun sei die Gemeinde einen Kontrakt eingegangen, wonach ein dortiger Besitzer ein Haus bauen, die Gemeinde aber in längstens vier Jahren die noch fehlenden 8000 Mark beschaffen müsse. Gelinge dies nicht, dann sei das Haus, sowie damit das bis dahin bezahlte Geld verloren. Da erhebe denn Sypniewo aus geängstetem Herzen einen Bittschrei um Hilfe, auf die es schon vierzig Jahre harre.



Die Versammlung sprach Sypniewo alsbald die Liebesgabe von 800 Mark zu. Es ist aber interessant, die nähere Darlegung von Verhältnissen kennen zu lernen, wie sie damals der die Gemeinde verlassende Prediger seiner vorgesetzten Konsistorialbehörde vorgetragen hat (wobei Referent sich einige Zusätze in [] erlaubt):

„Ueber die in Sypniewo herrschende Wohnungsnot habe ich .... bereits zu wiederholten Malen mir zu berichten erlaubt. Ich habe in den anderthalb Jahren meiner hiesigen Wirksamkeit in geradezu unwürdigen und gesundheitsgefährlichen Räumen gewohnt. Längeres Wohnen in diesen Räumen war unmöglich. Ich habe deshalb mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins und mit dankenswerter Unterstützung des Herrn Rittergutsbesitzers Wilckens hierselbst ein Pfarrhaus gebaut, das in jeder Beziehung als vorzüglich bezeichnet werden kann. Zu diesem Pfarrhausbau steuerte die Gemeinde 1060 Mark bei. Nicht genug rühmen kann ich die Opferwilligkeit der armen Gemeinde, besonders die der kleinen Leute. Die Tagelöhner des Dorfes Sypniewo haben in einer Weise Opfer gebracht, die nicht so leicht ihres gleichen findet. Ohne eine einzige Ausnahme gaben diese Leute verhältnismäßig hohe Summen, in sehr vielen Fällen das letzte Geld, das sie hatten. Nach Ausweis meiner Bücher gab der hiesige Brenner dreißig Mark, die kleinen Handwerker zehn Mark, die Tagelöhner nicht unter drei Mark, viele bis fünf Mark, oft das ganze Geld, das sie besaßen. Ich habe unter den Arbeiterfamilien solche gefunden, die, als sie mir ihr Letztes gaben, unter Thränen bedauerten, daß es nur so wenig sein könnte, und mich baten, ich möchte nur noch einmal kommen, sie würden dann noch gerne mehr geben, was ich indes nicht übers Herz bringen konnte. [Das Haus ist nun fertig, aber es stehen noch 7000 Mark Schulden darauf.]

Wie ich dem Königlichen Hochwürdigen Konsistorium mir schon zu wiederholten Malen zu berichten erlaubte, war es für die Dauer unerträglich, in der kleinen Schulstube die Gottesdienste abzuhalten. Mit dankenswerter Unterstützung des Herrn Wilckens und vornehmlich durch die große Opferwilligkeit der Gemeinde konnte ich auch hier Abhilfe schaffen. Es gelang mir, eine Notkirche aus Holz herzustellen, die zuerst für den Sommer bestimmt, jetzt auch für den Winter benutzbar gemacht wird. Diese Notkirche kostet 2000 Mark. Herr Wilckens übernahm die Garantie für die Summe, und die Gemeinde sollte sie in vier Jahren bezahlen. Ich ließ die Kirche mit Sitzplätzen versehen und vermietete die Sitzplätze. Hier zeigte sich nun die Opferwilligkeit der Gemeinde wiederum in ungewöhnlichem Maße. Ich habe bis jetzt 550 Mark für die Sitzplätze eingenommen, und so bin ich der guten Zuversicht, daß die Gemeinde die Notkirche in vier Jahren auf diese Weise bezahlt. Selten dürfte es zu finden sein, daß ein Tagelöhner in der Kirche sich zwei bis drei Plätze, den Platz zu zwei Mark fünfzig Pfennigen, mietet, was in der hiesigen Gemeinde die Regel ist. Die billigen Plätze wurden sehr wenig begehrt. [Eigentlich ist auch diese scheunenartig gebaute Notkirche ein Spektakel in dem mit einer stolzen katholischen Kirche gezierten Dorfe.]

Im Sommer gelang es mir, von der Gemeinde Mewe drei schön erhaltene große Glocken geschenkt zu erhalten. Die große Glocke wiegt dreizehn Zentner, die beiden kleinen zusammen zehn Zentner. Der Gemeinde wurden wiederum Opfer zugemutet. Sie bezahlte die Fracht für die Glocken mit beinahe sechzig Mark und hat jetzt auch den Glockenstuhl mit zweihundert Mark bezahlt, welche Summe mir die arme Gemeinde mit freudigem Herzen darbrachte, denn sie hatte das Geläute so lange schmerzlich genug entbehrt, und oft genug ließen Evangelische mit den katholischen Kirchenglocken läuten, wofür sie jedesmal fünfzehn Mark zahlen mußten. Erwähnen will ich noch, wie sich der Opfersinn der Gemeinde bei der Ausschmückung der Notkirche rührend zeigte. Eine schöne Altarbekleidung, ein Altarteppich, eine Kanzeldecke wurden geschenkt. Eine Lehrerfrau schenkte zwei silberne Leuchter, mehrere Tagelöhner schenkten teure Altarlichte, eine arme Schneiderin schenkte von ihrem schwer erarbeiteten Lohn zwei Vasen mit Sträußen.

Der Gustav-Adolf-Verein schenkte der Gemeinde einen silbernen Kelch, eine Taufschale, ein Krankenkommunionsbesteck, eine Weinkanne. Pfarrhaus, Notkirche mit schönem inneren Schmuck und kostbaren heiligen Geräten, Glockenstuhl mit Glocken besitzt sonach die hiesige Gemeinde. Möge Gott der Herr sie segnen für ihre Opferwilligkeit."

Dorthin müssen wohl noch andre ungleich erheblichere Liebesgaben gerichtet werden. Aber ganz ebenso sieht es in vielen Orten Westpreußens aus.*) In diesem Augenblick erhebt in allen zugänglichen Blättern Pastor Bierhuff zu Radomno bei Dt.-Eylau lauten Hilferuf, um seiner Gemeinde eine Kapelle zu schaffen; das jetzige „Gotteshaus" ist eine elende Dorfhütte, und es fehlt schier alles darin. Wenn Prediger Bierhuff sich bei seinem Notruf nicht an die üblichen und sonst einzuhaltenden Wege hält — wer will es schließlich den Ertrinkenden verdenken, daß sie ein bischen unmanierlich schreien?

Von der allerberufensten und sachkundigsten Seite her wird uns aus Westpreußen soeben geschrieben:

„Ach, wann werden wir doch endlich unsern seufzenden Gemeinden, die zu verzagen anfangen, die tauglichen Ge-

*) Vgl. Nr. 39, Sp. 918, und 45, Sp. 1054 d. v. Jgs.

bäude errichten können? Mit der Mutlosigkeit fängt sich an eine gewisse Gleichgiltigkeit in der Diasporabevölkerung geltend zu machen. Durch den fröhlichen Aufschwung, den das evangelische Leben in den letzten Jahren nahm und der sich in der Installirung von dreißig neuen Geistlichen dokumentirte, schien neues Leben in die erstarrten Totengebeine unsrer vernachlässigten und versäumten evangelischen Diasporabevölkerung eingehaucht zu sein; innigen Dankes froh empfingen die jungen Gemeinden ihre Geistlichen: aber wenn sie nun jahrelang in den engen Schulzimmern ihre Gottesdienste feiern, wenn sie ihre Pfarrer immer und immer wieder wechseln sehen, so fangen sie an, wieder zu verzagen."

Wir unserseits werden alles thun, um die evangelische Welt immer wieder auf diesen Notstand Westpreußens aufmerksam zu machen. Möchten wir ein offenes Ohr, ein offenes Herz, eine offene Hand bei unsern Lesern finden! H

**(Litterarisches vom Gustav-Adolf-Verein)** Es ist ein guter Griff gewesen, wenn Pastor Kornrumpf in Fürstenwalde, nachdem dort am 25. und 26. Juni v. J. die 44. Versammlung des brandenburgischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung stattgefunden, zur Erinnerung daran ein kleines „Gedenkheftchen" herausgegeben hat, das den Verlauf und die Verhandlungen der Festtage kurz und bündig wiedergiebt. Als wir es erhielten, war das erste Tausend bereits verkauft. Der Gedanke, den Inhalt und Ertrag solcher Tage in dieser Weise festzuhalten bezw. weiterzutragen, empfiehlt sich in der That. Auch zu Mühlhausen in Baden hat man denselben gehabt, wo das „Gedenkblatt" an das Bezirks-Gustav-Adolf-Fest allerdings zugleich der Erinnerung an die Einweihung der Kirche vor sechzig Jahren gewidmet ist. Es enthält drei Abbildungen. (Verlag des christlichen Kolportagevereins in Gernsbach.)

Sehr verständig ist die Herausgabe der Geschichte des Kirchspiels Krotoschin. Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens desselben am 1. Juni 1890, im Selbstverlage des Gemeindekirchenrats (77 S.). Hier ist für jeden Bediensteten der Gemeinde, doch auch für die Kirchenbehörden, die Gemeindeglieder und für Kirchengeschichtsforscher eine brauchbare Fundgrube. Etwas groß ist allerdings zuweilen „des Dichters Höflichkeit" gegen das Patronat der Gemeinde, das Fürstlich Thurn und Taxissche Haus, wenn sich dieses auch je und je generös erwiesen hat.

Pfarrer D. Link in Koblenz mahnt in einem Vortrage: „Vergeßt der treuen Toten nicht!", nämlich der hervorragenden Arbeiter auf dem Felde der Gustav-Adolf-Thätigkeit: Professor D. Gustav Baur (Leipzig), D. Voigdt (Dombrowken in Preußen), Karl Gerok und Friedrich August Jubisch. (Koblenz, Evangelisches Stift; 20 Pf., 20 bis 50 Exemplare je 15 Pf., bei größern Bezügen noch billiger)

Den trefflichen monatlichen Gustav-Adolf-Boten für Hessen-Darmstadt, Thüringen und („Märkischer Bote") Brandenburg — das ausgezeichnete Organ für Rheinland und Westfalen führt bekanntlich nicht diesen Titel — hat sich seit dem 1. Juli v. J. auch ein sächsischer zugesellt: Sächsischer Gustav-Adolf-Bote, herausgegeben von den Hauptvereinen der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung zu Leipzig und Dresden, redigirt von Pastor F. Blanckmeister in Dresden, der ja ein fähiger und beliebter Erzähler ist. Das Jahresabonnement beträgt eine Mark; Expedition: Franz Sturm & Co. in Dresden, Langestraße 37. Der Bote will ein Volksblatt sein; seine ersten Nummern haben bereits viel Gutes und Lesenswertes gebracht. Schon der Prospekt hat uns sehr wohl gefallen. Mit Recht hob er hervor: Sachsen, die Wiege der Reformation, die Wiege des Gustav-Adolf-Vereins selbst, bedürfe eines solchen Blattes; seine Herausgabe im Königreich Sachsen, dessen kirchliche Versorgung gegenwärtig mustergiltig genannt werden könne, sei zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die eigne Landeskirche. Unsre besten Wünsche folgen dem neuen Boten auf seinem Wege. H

## Bücher und Schriften

**(Dringende Wünsche)** Ein Kapitel für die sächsische Landessynode des Jahres 1891. Von Minimus Confessor. Frankenberg (Sachsen), Roßberg. 62 S. 70 Pfge.

Diese der am 26. zusammentretenden sächsischen Landessynode gewidmete Schrift ist ein erfreuliches Zeichen dafür, wie der Gemeindegedanke als ein alle unsre kirchlichen Verhältnisse reformirendes Prinzip auch innerhalb der sächsischen Landeskirche immer mehr die Gemüter erfaßt. In frischer Sprache fordert der Verfasser für die Ortsgemeinde die völlige und radikale Durchführung der Sulzischen Ideen, für die Landeskirche den konsequenten Ausbau der Synodalverfassung nach rheinisch-westfälischem Muster. Das ist umso wertvoller, als er die kirchlich-theologische Stellung Sulzes ablehnt und offenbar einer ältern Generation angehört. Manche wunde Punkte sind mit schonungsloser Schärfe gegeißelt, so das geistliche Titelwesen, das Diakonatsystem, das Wochenamt, der Stil kirchenbehördlicher Erlasse. Mehrfach aber vermißt man das Eingehn auf die wirklichen Zustände, auf die rechtlichen und politischen Schwierigkeiten; gerade eine Schrift, die das kirchliche Gemeindeprinzip auf eine besondre Landeskirche anwendet, sollte mit einer reichen Fülle unwiderstehlicher Beispiele die Unhaltbarkeit des Hergebrachten nachweisen. Geradezu irreführend ist, wenn der Verfasser „Einführung des Systems der Alterszulagen" fordert; denn eingeführt ist es und bedarf nur der weitern Ausbildung. Widersprechen aber möchten wir endlich, wenn der Verfasser zuletzt die Alleinherrschaft der Synode beantragt; eine Vereinigung von Konsistorial- und Synodalverfassung scheint uns für die Kirchen des Ostens noch bis auf lange hinaus das allein Segensreiche und Mögliche. Die völlige Ausbildung der Synodalverfassung setzt die Schaffung wohlorganisirter lebendiger Gemeinden voraus; darum gilt es hieran zunächst alle Kräfte zu setzen.



Ohne Zweifel ist die sächsische Landeskirche eine der bestverwalteten. Immerhin wünschen wir der Synode den Geist freudiger kirchlicher Reform, der aus dem Schriftchen belebend uns anweht; sie würde dann nicht alle die dringenden Wünsche des Verfassers erfüllen, aber auf der Höhe ihrer Aufgabe stehn. R

**(Jesuitenschriften)** Aus dem streitbaren Halle sind zur Jesuitenfrage zwei überaus dankenswerte Schriftchen ausgegangen. Professor D. Beyschlag hat in einer bei Walther und Apolant in Berlin zu habenden Broschüre eine Antwort ohne Hörner und Zähne gegeben auf die Frage: Gehören die Jesuiten ins deutsche Reich? (62 S.; 1 Mk.). Bereits liegt die zweite Auflage uns vor. Der Verfasser, der seinen Stoff souverän beherrscht, führt im ersten Teile zuvörderst Ursprung, Eigenart, Religion, Moral, Politik, Bekämpfung des Protestantismus, innerkatholische Wirksamkeit, Heidenmission, Herrschsucht, Habgier und Untergang, kurz die „Lehren der Geschichte" vor, danach im zweiten Teile die „Lebensbedingungen der deutschen Gegenwart," und zwar wird gesondert die Zeit von 1773 bis 1870 und 1870 bis 90 behandelt. Das Für und Wider die Zulassung des Ordens macht den Beschluß, in dem besonders die von einer Kapitulation des deutschen Reiches vor Loyolas Jüngern zu erwartenden „Wirkungen auf das evangelische und katholische Volk und den Staat, spez. das deutsche Reich" uns beachtlich erscheinen. — Ausschließlich dieser letztgenannte Gesichtspunkt ist maßgebend für D. Hermann Herings, Professors in Halle, Darstellung, die sich betitelt: Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid aus Liguoris Moraltheologie (Berlin, Reuther, 50 S.; 0,60 Mark), denn „nicht zunächst zu Gunsten der evangelischen Kirche, sondern für die sittlichen Grundlagen, auf welchen der Staat mit seinem Recht und seinen Ordnungen, auf denen der innere Bestand unsers deutschen Volkes ruht, will diese Schrift eintreten." Erwogen wird angesichts der durch das Zentrum erfolgten Anpreisung des Jesuitenordens als des einzigen Retters in den sozialen Nöten: „Sind die Jesuiten eine Stütze der Gesellschaft? Läßt sich von ihren Missionen ein Segen für das Volksleben erwarten? Haben sie zu der sittlichen Grundlage der bürgerlichen Ordnung eine zuverlässige, ja mit ihr verträgliche Stellung?" Die Antwort auf diese Frage, eine Frage, die jeder deutsche Staatsmann, Parlamentarier und Patriot sich stellen muß, kann nur ein rundes und entschiednes Nein! sein. Erstens nämlich wird der bürgerliche Gehorsam durch den Probabilismus, d. h. die Unterwerfung der eignen Ueberzeugung unter kirchliche Autoritäten im Konflikt entgegenstehender Pflichten, unterhöhlt, der sittlichen Laxheit Thür und Thor geöffnet,*) wird auch bei Liguoris im Vergleich zu Ehren-Eskobar noch rigorosem Aequiprobabilismus „das unbedingte »Du sollst« des sittlichen Gebotes an entscheidenden Punkten in lauter bedingte Forderungen aufgelöst." Ferner wird die Heiligkeit des Eides — des höchsten Mittels der bürgerlichen Gesellschaft, um allen Zweifeln ein Ende zu machen — durchaus durch die von den Jesuiten als erlaubt gelehrte „doppelsinnige Aussage" (aequivocatio) und durch ihre restrictio oder reservatio mentalis, den „innern Vorbehalt," in Frage gestellt. Doppelsinniger oder geheim verklausulirter Eid ist nach jedem Betracht für uns ein Monstrum; für den modernen Staat giebt es schlechthin keine iusta causa, um einen Eid falsch zu schwören.

Im dritten Abschnitt wird sehr klar aufgezeigt, wie es des Thomas von Aquino verhängnisvolle Theorie von der Unterordnung alles positiven veränderlichen Rechtes unter ein unveränderliches Recht sei, die zur Beeinträchtigung des bürgerlichen Rechtes hingedrängt habe. Eine iusta causa, ein „rechter Grund" zum jesuitischen Falscheid ist nach Liguori folgerichtig „jeder ehrbare Zweck zur Erhaltung von Gütern, die dem Geiste oder dem Leibe nützen." Desgleichen ist ein „erlaubter Zweck" vorhanden bei der geringsten Ungesetzlichkeit des Aktes der Eidesleistung selbst, sowie wenn ein Eid durch Gewalt, Unrecht oder Furcht abgedrungen wird oder viel Nachteile aus einem Geständnisse erwachsen würden! Da aber (Abschnitt 4) sonach der Jesuitismus das Christentum von seiner sittlichen Seite her (die hier vor allem in Betracht kommt) untergräbt, da Deutschland Treue vor allem in seiner Beamtenwelt und in seinem Heere braucht, da endlich „diese unbekehrbare Gesellschaft nicht etwa würde wiederkommen wollen, um getragen zu werden, sondern um als »Säule der Gesellschaft« zu dienen," — darf den Fall des Gesetzes vom 4. Juli 1872 niemand im Namen der Gerechtigkeit fordern. Wir bemerken noch, daß Professor Herings sehr empfehlenswertes Schriftchen einen trefflichen Anhang: „Einige Sätze über den doppelsinnigen Eid aus Theologia Moralis Sci Alphonsi Maria de Liguori ed. P. Mich. Haringer. Ratisb. 1846" enthält, der das Büchlein noch wertvoller, weil in seinen Schlußfolgerungen unanfechtbar macht. E S

**(Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation).** Ein Bild aus dem Erzgebirge von C. Gurlitt. Mit 16 Abbildungen. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 29. Halle, Niemeyer, 1890. 155 S. 2,40 Mk.

*) Vergl. hierzu, wie einer der nachsichtigsten jesuitischen Moralisten, der Pater Lemoine, dem eleganten Frankreich seine Doktrinen als „die bequeme Frömmigkeit" (La dévotion aisée 1682) empfahl und die Montespan den Beichtiger Louis XIV., jenen Père la Chaise mit einem unübersetzbaren Witze une chaise de commodité nannte (Beyschlag, a. a. O. S. 21).

Daß die deutsche Kunst des fünfzehnten und des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts „Keime zu einer Kunst des Protestantismus“ in sich getragen habe, ist eine von dem Verfasser schon früher geäußerte Ansicht, die er hier aufs neue zu begründen sucht. Der aus seiner Auffassung sich ergebenden prinzipiellen Scheidung zwischen einer römisch-katholischen und einer protestantischen Kunst vermögen wir uns nicht anzuschließen. In der kirchlichen so wenig wie in der profanen neueren Kunst läßt sich das geistige Eigentum der einen Konfession gegen das der andern mit voller Bestimmtheit abgrenzen. Die einzelne Thatsache jedoch, die Gurlitt hervorhebt, ist nicht zu bestreiten, daß in jener der Reformation unmittelbar vorangehenden Zeit der spätgothische Kirchenbau im südlichen Kurfürstentum Sachsen Raumdispositionen aufweist, die sich zu den üblichen Formen des katholischen Kultus in auffallendem Gegensatz befinden. Eine stark reduzirte Choranlage, Anbringung von Emporen und thunlichst schlanke Konstruktion der Stützen, um freien Durchblick auf Kanzel und Altar zu ermöglichen, schließen hier den Chordienst und die Messe in demselben Maße aus, als sie die Predigt begünstigen. In demselben Territorium, kann man in der That sagen, von dem die Reformation ausging, sind nahezu gleichzeitig mit diesen Architekturformen zur Entwicklung gelangt, die wie geschaffen erscheinen für den Gottesdienst nach evangelischem Brauche. Ihren praktischen Wert bezeugen mehrere der vornehmsten kirchlichen Bauten des protestantischen Nordens, die sich die Hauptzüge dieses Systems zu eigen gemacht haben, so, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die noch von Luther selbst eingeweihte Torgauer Schloßkapelle. Die lehrreiche geschichtliche Uebersicht, die der Verfasser dieser wichtigen Gruppe von Baudenkmälern widmet, kann, auch im Hinblick auf Bedürfnisfragen der Gegenwart, nur willkommen geheißen werden. H Wzf

## Verschiedenes

**(Zum Falle Klein-Reinerz)** Aus dem amtlichen Protokoll einer der vier Notstandskommissionen, die im Februar d. J. durch die Regierung zur Untersuchung und Linderung der Webernot im Kreise Glatz eingesetzt wurden, lassen wir hier den Wortlaut einer Schilderung der Verhältnisse der Handweber folgen, der die Berechtigung der Arbeit des Pastors Klein außer Frage stellt:

„Die Weberbevölkerung unsers Bezirks teilt sich in 3 Klassen, welche nach der von ihnen zu liefernden Arbeit und namentlich Güte der Arbeit unterschieden werden.

Die erste Klasse, welche für die beste Arbeit und das Stück à 100 Meter 10 M. und darüber erhält, ist hier gar nicht vertreten oder nur in einzelnen Webern, welche nicht in Betracht kommen können.

Die zweite Klasse teilt man in 2 Abteilungen und zwar bessere und weniger gute Weber. Dieselben verdienen durchschnittlich:

a) gute Weber 1 Stück zu 100 Meter Länge: 7,50 M. Arbeitszeit: 8 volle Arbeitstage von früh 5 bis abends 10 Uhr. — Zur Anfertigung 1 Weber, 1 Spuler. — Von dem Verdienst sind Unkosten:

| | |
|---|---|
| Petroleum für 8 volle Tage und Schlichte (d. i. Stärke) zusammen . . . . . | 0,90 M. |
| Spuler . . . . . | 0,75 „ |
| | 1,65 M. |

| | |
|---|---|
| Verdienst . | 7,50 M. |
| Unkosten ab | 1,65 „ |
| bleibt | 5,85 M.: 8 = 73 Pfge. pro Tag für die ganze Familie. |

b) weniger gute Weber 1 Stück zu 100 Meter 6 M. Arbeitszeit 8 volle Tage. Zur Anfertigung 1 Weber, 1 Spuler. Unkosten wie oben.

| | |
|---|---|
| Verdienst . | 6,00 M. |
| Unkosten ab | 1,25 „ |
| bleibt | 4,35 M.: 8 = 54 Pfge. pro Tag für die ganze Familie. |

Dritte Klasse. Schlechte Weber wirken ganz billige Sorten und erhalten für das ganze Stück 2,50 M. zu 80 Meter Länge. Arbeitszeit volle 5 Tage.

| | |
|---|---|
| Unkosten für Petroleum und Schlichte . . . . . | 0,50 M. |
| Spuler . . . . . | 0,75 „ |
| | 1,25 M. |

| | |
|---|---|
| Verdienst . | 2,50 M. |
| Unkosten ab | 1,25 „ |
| bleibt | 1,25 M.: 5 = 25 Pfge. pro Tag und für die ganze Familie. |

Was die Einteilung der Weber nach Zahl in den einzelnen Verdienst-Klassen anbelangt, so sind:

30% Klasse IIa für 8 Arbeitstage 7,50 M., Brutto 5,85 M., Netto à Tag 73 Pfge.

50% Klasse IIb für 8 Arbeitstage 6,00 M., Brutto 4,35 M., Netto à Tag 54 Pfge.

20% Klasse III für 5 Arbeitstage 2,50 M., Brutto 1,25 M., Netto à Tag 25 Pfge.

zu rechnen. Es ergiebt sich hieraus, daß Klasse IIa als die besten Weber bei einem Verdienst von 73 Pfge. pro Tag in Not leben, die andern Klassen aber in Elend und am Hungertuch nagen, — was die bleichen Gesichter und abgezehrten Gestalten auch bestätigen. — Durchschnittlich sind 6 Familienglieder zu rechnen.

Was den Lebensunterhalt anbelangt, so entspricht derselbe dem Verdienst, ist ein solcher fast gar nicht zu nennen und besteht im allgemeinen in folgenden Mahlzeiten: früh: dünner Kaffee mit trocknem Brot, welches eingebrockt wird; mittags: Kartoffeln, Kartoffelsuppe, Mehl- oder Wassersuppe mit trocknem Brot, doch immer nur das eine oder andre; abends: dünner Kaffee mit trocknem Brot oder eine Suppe. Zweites Frühstück und Vesper giebts nicht. Fleisch kommt bei den besser Situirten nur an Fest- und Feiertagen in kleinen Quantitäten, bei dem größten Teil fast gar nicht auf den Tisch.“

Vorstehende Angaben wurden von den Mitgliedern der durch die Regierung eingesetzten Kommission Cudowa-Tscherbeney und mit geringen Abweichungen auch von denen der Notstands-Kommission Lewin einstimmig bestätigt und zu Kommissionsgutachten erhoben.

**(Zur sogenannten Ueberfüllung des theologischen Studiums)** Von wohlwollenden Konsistorialräten und Theologieprofessoren wird neuerdings vielfach vor dem Studium der Theologie gewarnt, weil der geistliche Beruf auch bereits zu den überfüllten gehöre. In der That sind einzelne Landes- und Provinzialkirchen schon seit Jahren nicht mehr in der Lage, den Kandidaten, die ihre erste und auch zweite Prüfung bestanden haben, alsbald zu einer Anstellung zu verhelfen, und aus andern Kirchen, die länger über Mangel zu klagen hatten, wird gemeldet, daß „der Bedarf an jungen Geistlichen vollkommen gedeckt sei.“

Mit Sicherheit ist bei dieser Lage ein Sinken der Zahl der Theologie Studirenden in den nächsten Semestern zu erwarten. Seit S.-S. 1888 mit der höchsten Ziffer 4835 ist sie bereits auf 4642, 4536, 4273 stetig herabgegangen (vgl. Chron. d. Chr. W. Nr. 19). Unsrer Ansicht nach sollte man aber nicht schon jetzt von Uebersfülltheit des geistlichen Berufes reden, sondern die Neugründung geistlicher Stellen mit allem Nachdruck und an allen zuständigen Orten fordern und bewirken. Ungezählte Landgemeinden in fast allen Kirchen weisen einen Umfang und eine Seelenzahl auf, die ein Pastor gar nicht zu bewältigen imstande ist, von den Großstädten zu schweigen. In einer demnächst von mir erscheinenden Schrift werden sich Nachweise dafür finden. Es ist ein Aergernis, wenn Konsistorien und Synoden die günstige Zeit des gegenwärtigen Angebots von Kräften nicht auskaufen und es versäumen, ihnen den Wirkungskreis, der noch für eine jede Kraft vorhanden ist, zugänglich zu machen. In diesem Stücke stimmen wir den oben besprochenen „Dringenden Wünschen“ S. 28 f. völlig bei. Von andern Wegen, die den überzähligen Kandidaten zu ihrem und der Kirche Besten offenstehen, ein ander Mal. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 21 der „Chronik der Christlichen Welt“**



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der „Christlichen Welt“ treffen mich am 27. mittags 1 Uhr in Berlin, Friedrichstraße 231, Café Schütz, (nahe dem Belle-Alliance-Platz). R

**Die Konferenz evangelischer Schriftsteller** findet Dienstag, den 26. Mai, nachmittags 4 Uhr, im **Brandenburger Hause**, Berlin W., Mohrenstr. 47 statt.

Soeben erschien in unserm Verlage:

**Gedanken und Bemerkungen**
zur
**Apostelgeschichte.**
Von
**Gottfried Jäger,**
Pfarrer zu Leipzig-Eutritzsch.
**1. Heft: Zu Kap. 1—12.**
— Preis 1 Mark. —
Leipzig. **Dörffling & Franke.**

**Pfarramtskandidat,**
pro min. geprüft, ein Jahr Vikar gewesen, **sucht Stellung** als Hilfsprediger oder Institutslehrer. Off. sub **C. F.** an die Exped. d. Blattes.

Der Zentralvorstand des **Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Leipzig** macht bekannt, daß die diesjährige 45. Hauptversammlung des Vereins vom

**15. bis 17. September in Görlitz**

stattfinden soll, und ladet Mitglieder und Freunde des Vereins zu zahlreichem Besuche ein. Anträge, welche auf der Versammlung zur Beratung kommen sollen, sind spätestens bis Ende Juli, beabsichtigte Vorträge aber bis spätestens 30. August beim hiesigen Zentralvorstand, Thomaskirchhof 25 II, anzumelden.

Verlag von **C. A. Schwetschke & Sohn** in **Braunschweig.**

**Der alte Gott lebt noch**
oder
**Die Stellungnahme des menschlichen Herzens zu dem lebendigen Gott.**

Ein Wort des Kampfes und ein Wort des Friedens an die heutigen Christen von **H. Ziegler,** Pastor prim. in Liegnitz.

**— Preis 2 Mark. —**

Bei dem Interesse, welches Zieglers Geschichtlicher Christus jetzt überall erregt, machen wir aufs neue auf obige, vor 2 Jahren in unserm Verlage erschienene Schrift aufmerksam.

Braunschweig, den 8. Mai 1891.

**C. A. Schwetschke & Sohn.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 22 — Leipzig, den 28. Mai — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Werke der Barmherzigkeit: 1. Was ihr dem Nächsten thut, das thut ihr mir — Deutscher Humor und evangelischer Glaube: 3. Die Weltanschauung des Humors — Das Blutgericht in Rottenburg am Neckar: 1. — Die Jesuiten in Sachsen und die Berliner Germania — Der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke in Berlin — Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes über die soziale Aufgabe des Bundes und sein Verhältnis zum Evangelisch-sozialen Kongreß — Zwei Tischreden Karl Geroks — Verschiedenes: Bibelsprüche in der modernen Industrie; Rücksichtslosigkeiten gegen den christlichen Sonntag; Welche Kirche ist vom Pfingstgeiste gestiftet worden; Die Konservative Korrespondenz und Herr Pastor Ziegler — Quittung — Anzeigen


## Die Werke der Barmherzigkeit

Wahrlich ich sage euch, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

Matth. 25, 31—46

### 1. Was ihr dem Nächsten thut, das thut ihr mir

Gewaltig erhaben kündigt sich das Gericht an. Des Menschen Sohn, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, sitzt auf dem Thron seiner Herrlichkeit, zu richten alle Völker. Wir wollen den Ernst dieser Ankündigung nicht abmindern durch Fragen nach Stätte und Stunde. Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht. Rätselhaft hängt die Zeit in der Ewigkeit; unaufhaltsam rinnt und stürzt der Fluß der Zeit in das Meer der Ewigkeit; vielleicht umgiebt die ewige Welt uns näher, als wir mit unsern fünf Sinnen verstehen oder ahnen. Unser Wissen, auch unser Weissagen ist Stückwerk. Aber alle müssen wir in das Gericht: Fürst und Unterthan, Reich und Arm, Neger und Weißer, Jude und Christ, Katholik und Lutheraner, Fremde und alle, die einander je gekannt, auch die, die einander aus dem Wege gehen, alle, die einander wohlgethan, aber auch alle, die einander gemißhandelt, gequält, das Leben verärgert haben.

Alles Wort und Werk ist eine Aussaat — verborgen etwa zunächst —, aber die Saat geht auf, und langsam reift die Ernte. Nun ist die Ernte da, und die Sicheln klingen. Offenbar wird, was im Dunkeln geschehen ist. Auch hier schon prägt sich wohl der Menschen Gesinnung in den Zügen ihres Antlitzes aus. Doch kann noch die Larve täuschen. Welcher Schrecken, wenn einer des Morgens beim Aufstehen und ersten Blick in den Spiegel den verborgnen Tück seines Herzens auf seinem Gesicht geschrieben fände. Dort werden wir alle aussehen, wie wir sind, aufgedeckt aller Herzen Gedanken, alles Blendwerk ist zusammengebrochen, aller Betrug ist ausgespielt. Wie ein aufgeschlagen Buch liegt das Erdenleben bloß da mit seinen Gedanken, Thaten, Unterlassungen, Sünden. Und es erfolgt ein gerechtes Gericht. Die einen werden in die ewige Pein gehen, die andern in das ewige Leben. Einwendungen scheinen erhoben werden zu können. Aber sie verstummen alsbald. Es findet keine Berufung statt. Die überwindende Wucht der Beweisführung läßt keinen dauernden Widerspuch aufkommen.

Welches aber ist der Maßstab des Urteils? „Was ihr gethan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. — Was ihr nicht gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan.“ Unter den Brüdern hat man nur die Sendboten Jesu an die Völker verstehen wollen. So lautet es Matth. 10, 40 ff.: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimmt auf den Prophetennamen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. . . . Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt auf eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch: es wird ihm nicht unbelohnet bleiben.“ Aber Christus hat sich nicht geschämt, auch andre, die Menschenkinder überhaupt, seine Brüder zu heißen, und wir werden sicher sein Wort so auffassen dürfen, ja müssen, daß wir in jedem Menschen, sonderlich jedem Notleidenden, unsre und auch seine, Jesu, Brüder zu sehen, zu ehren und zu pflegen haben.

Mit diesem Maßstabe aber wird nicht gesagt zu sein brauchen, daß nicht auch andres unter das Gericht falle, wie wenn es sonst lautet, daß kein Ehebrecher, Unreiner oder Götzendiener Erbe habe an dem Reiche Christi und Gottes. Vielleicht zwar, daß sich auch alles dies wieder auf den Maßstab der Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit zurückführen ließe.

Noch kann es protestantischen Ohren wunderlich dünken, daß nun hier nicht vom Glauben, sondern nur von Werken die Rede sei. Allein darin sind Paulus und Jakobus sicher eins, daß sie keinen Wert legen auf einen Glauben, der nicht in der Liebe thätig würde, der nicht in Liebesbethätigung zu seiner naturnotwendigen Aeußerung gelangte, wie der gesunde gute Baum seine Frucht bringt, wie das Feuer, wenn es Feuer ist, brennen, leuchten und wärmen muß. Natürliche Gutmütigkeit und Menschenfreundlichkeit können gute Veranlagung sein; hier kann es sich doch nicht um bloße Zufälligkeiten handeln, so gewiß freilich das Verhalten bei den Ueberraschungen des Zufalls den wahren Charakter offenbaren kann.

Das wird man nicht Christo dienen nennen wollen, wenn in des Dichters „Markus König“ der Thorner Kaufmann seine Bücher aufschlägt, da er in Bedrängnis ist, berechnet, wie viel er doch auf die Himmlischen verwendet, und für billig vermeint, daß er nun auch seinerseits entgegenkommende Willfährigkeit finden werde. Die also wohlgethan haben, die können am Tage der Offenbarung und Klarlegung doch nur eines eingebildeten Verdienstes beraubt werden. Denn wer hat Ihm etwas zuvor gegeben, das ihm müsse wieder vergolten werden? Darin stehet die Liebe, nicht daß wir Ihn, sondern daß Er uns zuvor geliebet hat. Aus freiem Herzen gutes Werk thun mag doch nicht da geschehen, wo das eigne Heil damit erst erworben werden soll, sondern wo ich in Gottes Liebe mich geborgen weiß, nicht an mich denkend, sondern an das, was des andern ist. Und diese Liebe lernen wir von ihm und völlig nur bei ihm, der auch wohl hätte mögen Freude haben, aber er sah nicht auf seinen Weg, sondern hat sich für uns dahingegeben. Da ist ein fröhlich Wohlthun, wo man nicht ein Eignes berechnet. So sind jene, die antworten: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dich gespeiset . . ?“ und sich so des eignen Wohlthuns nicht erinnern, die, die das Wort des Heilands erfüllt haben: Wenn ihr aber Almosen gebt, so lasset die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

„Was ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Das kann heißen: Ich will es ansehen, als sei es mir geschehen. Aber ob sich darin

die Bedeutung erschöpft? Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, gewiß nicht am wenigsten das Haupt; wenn ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit: sicherlich auch das Haupt. Sagt aber die Schrift von dem Sohne, durch ihn sei die Welt gemacht, so mag ja zwischen dem Mittler und dem notleidenden Geschöpf noch ein andrer geheimnisvoller Zusammenhang sein, den wir zwar nicht auf verständliche Worte bringen, gleichwohl vielleicht ahnen können. Immerhin — mystisch oder nicht —, der Richter setzt sich dem Aermsten gleich: Was ihr dem Nächsten thut, das thut ihr mir.

Sechs Werke der Barmherzigkeit sind es, die aufgeführt werden. Die katholische Kirche zählt ihrer sieben, wie sie sieben Vaterunserbitten, sieben Seligpreisungen zählt, wie es sieben Worte am Kreuz giebt. Lassen wirs einmal sieben sein. So hat sie auf derselben Wartburg, die durch des Glaubensmannes, Luthers, Namen, Aufenthalt und Bibelübersetzung uns geweiht ist, der Meister gemalt zu Ehren jener holdseligen Frau, die, ob auch in mittelalterlicher Anschauung und Weise, doch guten Herzens sie gethan hat — der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die auch wir, wenngleich nicht in Roms Verständnis, eine Heilige nennen können. Aber ehe wir an die einzelnen Werke der Barmherzigkeit herantreten, prägen wir in Gemüt und Gewissen den großen Grundsatz: Was ihr dem Geringsten thut, geschieht dem Herrn. Und er spricht: „Was ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan."

Es wird aber ein unbarmherzig Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat; und die Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht (Jak. 2, 13), rühmt das Gericht nieder. Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

H

---

## Deutscher Humor und evangelischer Glaube

### 3. Die Weltanschauung des Humors

Aber nicht jeder, der Gemüt hat, hat schon deshalb Anlage zum Humor; wie wäre es sonst möglich, daß es bei der Frau so viel Laune und so wenig Humor gäbe, während doch niemand der Frauenseele das Gemüt absprechen kann. Es ist ein wahres Wort, was eine Frau über die Schriftstellerei ihres Geschlechts gesprochen hat, daß viele Gebiete ihrer Feder offen stünden, aber der Humor ihr versagt sei. Wenn es wahr ist, daß die Frau nur sich selbst schreiben kann, muß ich dieses Wort einer Frau dahin ausdehnen, daß die Frau auch selten Humor habe.

Selbst Jean Paul würde ein noch größerer Humorist sein, wenn er etwas weniger weiblich gestimmt wäre.

Man wird es begreiflich finden, daß sich auch aus den Bildern des Gemütes eine Weltanschauung zusammensetzt, die ihre Wahrheit hat, so gut wie jede andre, und vor allen die Wärme der Farben voraus hat, mit denen sie gemalt ist.

Doch wenn das Gemüt die Welt anschaut, ist es doch, als schaute es in einen Spiegel, der nur das eigne Bild zurückwirft. Die Töne schlummern in der eignen Brust, die wir draußen zu hören meinen. Für eine Seele von Gemüt heißt die Welt anschauen zugleich mit der Welt fühlen. Darum sucht sie Wahrheit, sie begnügt sich nicht mit dem äußern Schein, sondern achtet auf Lust und Schmerz, der sich hinter ihm versteckt. Sie hat nicht nur offene Augen für den Sonnenschein, sondern auch für den Schatten, der auch von der Sonne kommt. Sie schaut in die tiefsten Tiefen und auf die höchsten Höhen des Lebens; erst wenn sie beide gesehen hat, ist sie zufrieden.

Es ist nicht die Welt des Paradieses, sondern die Welt, deren Acker wohl Blumen, aber auch Dornen und Disteln trägt, wo keine Rose ohne Dorn, wo die Wiege, diese erste Menschenbehausung, sogleich auf die letzte deutet, das Grab — wo aber auch das Grab zur Wiege eines neuen Lebens wird; die Welt, in welcher für unsre höchste Freude und tiefstes Leid statt der Worte eine Sprache uns gegeben ist, beredter als alles Wort — die Thräne. Es ist die Welt, deren Meer in seiner Tiefe die köstlichsten Perlen, aber auch die Wracke von Millionen gescheiterter und untergegangener Schiffe und Hoffnungen birgt; die Welt, auf deren Alpenhöhen man die entzückendste Aussicht genießt, in deren Eisspalten und Abgründen hart neben dran Tausende verunglückt sind (Frommel) —

Diese Welt voll Widersprüche, wo lichte Sonnenhöhen und dunkle Thäler, Hochzeitsfreude und Todesklage oft so dicht an einander grenzen und wo in stetem Zusammenstoß der idealen Welt mit den Sandbänken der Wirklichkeit das Große und das Kleine, die höchste Geisteserhebung und der triviale Zufall, das Tragische und das Komische sich so wunderbar begegnen (Meier) —

das ist die Welt, in der wir leben, diese Welt nennt das Gemüt sein Reich. Wenn es sie ganz durchschaut, kann es sich im Humor darüber erheben.

Denn wenn das Gemüt auch mit der Welt fühlt, darf es doch nicht in der Welt aufgehen. Gerade wenn es beides zugleich anschaut, die Thräne im Auge und das Lächeln darunter, weil es weiß, daß aus einem Herzen beides kommt, der Angstschrei der Verzweiflung und der Jubelruf überquellender Lebensfreude, weil es ein offenes Ohr hat für Leichenklage und Hochzeitsjubel und auch für Hochzeitsklage und Leichenjubel, so fühlt es in sich eine höhere Kraft, die beide Seiten zu vereinen sucht. Und ob die Wolke sie verhüllet, die Sonne steht ihm doch am Himmelszelt. Das Herz muß wissen, daß trotz allem Weltschmerz ihm die Freude bleibt, und daß bei aller Erdenfreude nie der Tropfen Wermut fehlt, der uns erkennen macht, daß es eben Erdenfreuden sind, die uns werden. Dann fühlt es sich innerlich erhaben über diesen Wechsel, auch das Schwerste und Größte kann ihm seine innere Freiheit nicht rauben, und dahin sucht es sich immer wieder hindurchzuringen. Denn ein tiefes Gemüt und ein unverlierbarer Freiheitsdrang sind nicht nur beim Deutschen bei einander, sie wohnen stets zusammen im Menschenherzen.

Das ist die Weltanschauung und zugleich die Herzensstimmung, aus der der Humor geboren wird, nicht schon der Humor selbst. Wem dann die gütige Natur die Beweglichkeit des Geistes verliehen hat, beides in einander zu fassen, Lust und Schmerz, Freude und Thränen, und über ihre Kontraste eine goldene Brücke zu bauen, der hat Humor. Das Geheimnis seiner Wirkung liegt in dem Shakespearischen Worte beschlossen: „Leid freut sich leicht, wenn Freude leicht sich härmet."

Der Humor weiß nicht allein mit Napoleon, daß oft nur ein Schritt ist vom Erhabenen bis zum Lächerlichen, sondern er wagt es auch, diesen einen Schritt zu thun, ohne das Erhabene ins Lächerliche herabzuziehen. Er ist wie ein „Kind, das unter Thränen lacht," ein „Kuß, den Freude und Schmerz sich geben," und gleicht dem siebenfarbigen Bogen über den Wolken, der Fluch und Segen verbindet.

Mit Absicht habe ich die dem Humor zu Grunde liegende Weltanschauung des Gemütes von ihm selbst scharf getrennt gehalten. Denn jene gehört überwiegend dem sittlichen Leben, dieser dem künstlerischen Gestalten an. Uns kommt es hier nun vor allem auf jenes an, bei dem wir darum absichtlich länger verweilten. Aber auch dieses selbst, will es echt sein, ruht unzertrennbar auf einem ethischen Grunde. Deshalb hat Frommel in gewissem Sinne recht, wenn er sagt, der Humor gehöre mehr der Ethik an, als der Aesthetik, und doch wäre es falsch, sich die Maßstäbe seiner Beurteilung von den Ethikern zurecht schneiden zu lassen: der Humor gehört eben zu zwei Reichen.

Aber diese tief innerliche Versöhnung aller Disharmonien des Lebens darf nicht etwa wie ein Augenblickseinfall über die Schmerzen der Welt hinwegtäuschen; will sie trösten können, muß sie sich auf innerer Wahrheit aufbauen. Wer gewaltsam selbst Todesschmerz vergessen will und scherzt, wo er weinen sollte, bei dem mag der Galgenhumor gedeihen können, der auf bewußter Selbsttäuschung beruht und deshalb die Wunden nicht heilt, sondern die ganze Jämmerlichkeit seines Bettlerkönigtums selbst aufdeckt. Hat der Humor eine Weltanschauung, so kann sich diese allein auf einer Welterkenntnis aufbauen, die nur durch Erfahrung gewonnen wird. Es ist darum verkehrt, von einem Humor in der Kinderstube zu reden; dort ist Komik genug, freiwillige und unfreiwillige: der Humor baut sich auf einem festeren Grunde auf, als auf Kinderherzen. Er spielt kein Versteckes mit Sorgen und Thränen, er hat oft so tief in das Leid hinein gesehen, wie kein zweiter, wenn er auch darüber das

Lachen nicht verlernt hat. Es ist ja bekannt, wie oft gerade unsre größten Humoristen einen tiefen Trunk aus dem Leideskelche haben thun müssen, und ihr starkes Herz ist doch fest geblieben. Worauf soll sich denn das starke Freiheitsgefühl, das ihren Seelen eigentümlich ist, anders gründen, als auf eine innere Kraft, deren Bewußtsein die Berechtigung verleiht, die Selbständigkeit zu behaupten? In Stunden der Gefahr schlägt der Humor in mutige Seelen am zündendsten ein. Die matten Zeiten allgemeiner Rührseligkeit erschrecken vor dem derben Ton, in den er seine Wahrheiten einzukleiden pflegt. Ein feiges Geschlecht kennt ihn nicht, aber solange noch Humor im Heere ist, darf man die Siegeshoffnung nie verlieren. Seine Urwüchsigkeit ist ein sicheres Zeichen der ungebrochenen innern Kraft; die Mutlosigkeit ist stumm, der Leichtsinn scherzt, nur die opferfreudige Begeisterung ist zum Humor fähig. Gerade darauf beruht das Geheimnis seiner versöhnenden Wirkung, daß man aus ihm beides heraus hört: ein weiches Gemüt und einen starken Willen. Daß sich beides so oft in einem Menschenherzen mit einander paart, muß man als einen besondern Segen betrachten. Darum ist die Welterkenntnis des Humors nicht denkbar ohne Menschenliebe. Zwar ist diese Liebe nicht blind; echte Liebe ist überhaupt nicht blind, im Gegenteil, sie hat sehr scharfe Augen für alle Schäden und Schwächen, die dem lieben Nächsten anhaften, aber ihr Blick bleibt nicht an ihnen hängen, er schaut durch sie hindurch und versucht im Herzen zu lesen. Weil wir das dem Humor immer abfühlen, kann er nie verletzen. Weil man seine Absicht merkt, kann man nie verstimmt werden. Viele Menschen vergessen über den kleinen Schmerzen, die sie vorübergehend drücken, den reichen Schatz der Freude und des Glücks, den ihnen die Welt bietet. Solchen Grillenfängern, die sich eine Festfeier dadurch stören lassen, daß sie im entscheidenden Augenblicke der Schuh drückt, die vielleicht Tausende besitzen und sich darüber ärgern, wenn sie zehn Mark bezahlen müssen, die nie wissen, worüber sie zuerst zu klagen haben, weil — sie eigentlich über gar nichts zu klagen haben, kann der Humor die Augen gründlich aufthun. Erst wird ihnen das Hören und Sehen vergehen, dann werden sie sehen lernen.

Andre sehen nur das Einzelne, mit dem sie zu thun haben, und das erscheint ihnen kleinlich, weil sie nicht gelernt haben, es unter dem Bilde der Gesamtheit zu betrachten. Auch für solche Naturen wirkt der Humor befreiend und erlösend; ihm erscheint das Kleine nicht klein, das Originelle nicht thöricht, das Sonderbare nicht schrullenhaft, weil er weiß, wie es aus der Gesamtpersönlichkeit heraus wächst: das ist das Vernunftähnliche am Humor. Daher kommt es, daß sich humorvoll und geistreich so gut vertragen und so oft zu einander gesellen. Fast möchte ich sagen, jeder geistreiche Mann von Gemüt wird auch ein wenig Humor besitzen. O B—r

## Das Blutgericht in Rottenburg am Neckar

1

In Rottenburg am Neckar vollzog sich am 21. Mai 1527 ein Trauerspiel, das in ganz Deutschland Aufsehen erregte.

Rottenburg war die kleine Hauptstadt der alten Herrschaft Hohenberg, die seit zwei Jahrhunderten an das Haus Oesterreich gekommen war. Karl V. hatte seinem Bruder Ferdinand mit den vorderösterreichischen Landen auch Hohenberg überlassen. In dem jungen Fürsten verleugnete sich das spanische Blut nicht. In ungetrübter Herrlichkeit stand vor seinem Geistesauge die römische Kirche, jede Abweichung von dieser Kirche erschien dem Sohne des Landes der Inquisition als Frevel, ja als Wahnsinn. Für die gewaltige Erregung, in der sich der deutsche Volksgeist unter dem Eindruck von Luthers Predigt befand, hatte er nicht das leiseste Verständnis. Das Hohenberger Land ließ er durch den Landeshauptmann Grafen Joachim von Zollern regieren; dieser Mann war der alten Kirche ebenso ergeben, wie sein Herr, aber es fehlte ihm dessen Feuereifer. Ihm war die Reformationsbewegung nur eine unbequeme Sache, die ihn im behaglichen Genusse seiner Stellung störte. Trotz dem ehrlichen Eifer Ferdinands schlugen die Wogen der Reformation



gewaltig über die Grenzpfähle des Hohenberger Landes. Die Schriften der Volksprediger wurden mit Begier gelesen. Kühne Prediger traten auf. Wer genauer kennen lernen will, was die Gemüter am Neckar bewegte, der lese eine jener frischen Flugschriften eines Johann Eberlin oder jenes merkwürdigen Horber Stadtkindes Sebastian Lotzer, der später als Bauernkanzler an der Abfassung der berühmten zwölf Artikel beteiligt war, oder aber eine jener feurigen Predigten, in denen Andreas Keller in Rottenburg auf der St. Martinskanzel wider das Papsttum donnerte.

Der österreichischen Regierung war es gelungen, die evangelische Predigt zu unterdrücken. Aber schlägt man einen gesunden Baum im Walde um, so muß der Saft des Baumes, der nicht mehr in gesunder Weise treiben kann, fremdartigen Gebilden dienen, rings um den Stumpf wachsen Schwämme. Dieselbe Erscheinung läßt sich auch auf dem Boden des Geisteslebens beobachten. Der unterbundene Reformationstrieb erzeugte das Täufertum, dem der Reiz der Heimlichkeit eine besondre Anziehungskraft verlieh. Man fühlt es nach, welcher Schrecken die Oberregierung in Innsbruck erfaßte, als sie am 16. Februar 1527 die Hiobsbotschaft erhielt, in Rottenburg sei man einer Gemeinde der Täufer auf die Spur gekommen.

Ich habe hier keine Veranlassung, mich über den Charakter des Täufertums näher auszusprechen, und brauche nur darauf hinzuweisen, wie Luther mit großem Scharfblick die innere Wahlverwandtschaft des Täufertums mit dem mönchischen Romanismus erkannte. Hier wie dort das Ideal einer sittlichen Vollkommenheit, der die Treue im nächsten Berufskreis als Sittlichkeit zweiter Klasse gilt, hier wie dort dieselbe Weltflucht, der die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Ordnungen als sittlich verunreinigend galt, hier wie dort derselbe Subjektivismus, der sich erhaben über das Evangelium dünkt und seine eignen Wege geht, hier wie dort keine Ahnung von der Macht des Glaubens, der auch die sprödesten Verhältnisse, selbst den Stand des Kriegsmannes, heiligen kann. Hier wie dort gehen zwei grundverschiedne Richtungen nebeneinander her. Wie das Mönchtum einst unter Gregor VII., so will das Täufertum in Münster das Reich Gottes sichtbar darstellen, während andre, so besonders der Mann, mit dem wir uns nachher zu beschäftigen haben, an der Wirklichkeit verzweifeln, sich scheu ins Kämmerlein zurückziehen möchten und die mystische Gelassenheit auf ihr Panier schreiben. Gemeinsam aber ist beiden der Gegensatz gegen die Volkskirche und ihre Grundlage, die Kindertaufe. Dieser für das Wesen des Täufertums eigentlich untergeordnete Punkt ist das Schiboleth desselben geworden. Und dieses Schiboleth des Täufertums verdankt seine Einführung in die Praxis nach dem unwidersprochenen Zeugnis eines Eingeweihten, nämlich Balthasar Hubmaiers, einem Rottenburger Bürgersohne namens Wilhelm Reiblin.

Dieser bis jetzt nicht genügend gewürdigte Mann ist überall in erster Linie, wo es etwas einzureißen giebt. In Basel giebt er die Fronleichnamsprozession, die heiligste und prunkhafteste Feier der römischen Kirche, dem Gespött preis, in Zürich geht er mit dem Bruch des Fastengebots und des Zölibatsjoches voran, bringt die Bauern zur Verweigerung des Zehnten und der Kindertaufe. Mäßig gebildet, besaß er eine große volkstümliche Beredsamkeit, die den gemeinen Mann fortriß. Aus Zürich verbannt, aus Straßburg einer öffentlichen Disputation ausweichend, war er etwa im April 1526 nach Rottenburg in seine Heimat gekommen, wo er bald in aller Stille eine großartige, erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Bis von Reutlingen kamen Leute, um sich taufen zu lassen, in dem Städtchen Horb hatte er allein fünfunddreißig Familien gewonnen. Umso willkommner mußte ihm ein Genosse sein, mit dem er sich in die Arbeit teilen konnte. Dieser Genosse war Michael Sattler, ein ehemaliger Mönch des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwalde, aus dem ihn Gewissensnot getrieben hatte. Sattler war zu Staufen bei Freiburg geboren. Durch die Briefe des Paulus war er zur Erkenntnis der Nichtigkeit des Mönchtums wie des Zölibats gelangt. Das Sittenverderben unter den Geistlichen wie unter den Mönchen ekelte ihn an; er trat aus dem Kloster, nahm ein Weib und schloß sich bald den Täufern in Zürich

an. Von dort ausgewiesen, kam er nach Straßburg, wo ihn Wolfgang Kapito, der Mann der evangelischen Allianz, in sein Haus aufnahm. Hier traf er als Gast einen der bedeutendsten Täufer, Ludwig Hetzer. Sattler trat aber auch mit den Straßburger Predigern in freundlichen, brüderlichen Verkehr. Der edle, tieffromme, stille Mann gewann ihre Achtung, sie hofften, ihn von seiner engen, weltflüchtigen Anschauung, der das Christentum in mystischer, passiver Gelassenheit bestand, abzubringen. Gelang ihnen das auch nicht, so achteten sie den auch poetisch angelegten Mann, von dem sich ein schönes Lied erhalten hat, als einen Bruder, während bezeichnenderweise der reichbegabte, aber tückische und unsittliche Hetzer den stillen Mann mit seinem fleckenlosen Charakter für einen listigen, bösen Schelm erklärte.

Ende des Jahres 1526 oder Anfang 1527 kam Sattler mit seiner Frau, und wahrscheinlich begleitet von dem Kürschner Matthias Hiller aus St. Gallen, von Straßburg ins Hohenbergische und nahm seinen Sitz in Horb. Während Reiblin jetzt von Rottenburg aus nach Norden hin wirkte und wahrscheinlich jetzt schon in Tübingen, Reutlingen und Eßlingen Anknüpfungspunkte fand, wirkte Sattler von Horb aus nach Süden. So hielt er am 20. Februar 1527 auf dem Schlatterhof am Randen eine große Wiedertäuferversammlung, in der die Lehre und Verfassung der Täufer in sieben Artikeln festgesetzt wurde. Diese sieben Artikel tragen den Stempel des frommen, gottinnigen, aber weltflüchtigen Geistes unsers Sattler an sich und werden vorzugsweise als sein Werk anzusehen sein.

Während der Abwesenheit Sattlers von Horb war man den Täufern in Rottenburg auf die Spur gekommen und hatte acht von ihnen gefangen genommen. Reiblin war es jedoch gelungen, sich rechtzeitig nach Reutlingen zu flüchten. Man darf aber als sicher annehmen, daß die Zahl der Täufer in Rottenburg eine viel größere war, und daß ihnen ein guter Teil der Bürger, ja wohl auch der städtischen Beamten günstig gesinnt war. Das beweist einmal die Aussage eines flüchtigen Rottenburgers, der mit Wissen von zwanzig Obern in Rottenburg nach Straßburg geflohen war. Ebenso machte die österreichische Regierung wenige Jahre später kein Hehl daraus, daß vier der Gefangnen in den ersten Tagen des März aus einer Höhe von vierzehn Fuß herab aus einem Turme nur mit Hilfe von außen fliehen konnten, wie denn bald darauf noch zwei weitere Gefangne entkamen. Ende März wurde auch Sattler mit seiner Frau und einer ganzen Reihe Anhänger in Horb entdeckt und verhaftet. Ganz besonders wertvoll war für die Regierung, daß sie hierbei alle Briefschaften und schriftlichen Aufzeichnungen Sattlers in die Hände bekam und so einen Einblick in die Lehre und Verfassung der Täufer gewann. Zu ihrem Staunen sah sie, daß die Täufer in alle deutschen Lande Boten ausgeschickt hatten. Die Regierung nahm die Sache sehr ernst; Eilboten flogen zwischen Innsbruck, dem Sitz der österreichischen Regierung, und Rottenburg hin und her. Man beschloß, die Täufer vor ein peinliches Gericht zu stellen und das Vermögen der Entwichnen mit Beschlag zu belegen, wie ihre Auslieferung von Reutlingen zu verlangen.

Den Gerichtstag hatte man auf Freitag, den 12. April, festgesetzt. Die Städte Villingen, Ueberlingen, Radolfszell, Stockach und Rottenburg sollten je zwei Richter schicken, die Universität Tübingen zwei Doktoren kaiserlichen Rechtes, die Stadt Horb aber ihre Gefangnen nach Rottenburg liefern. Allein bald erhoben sich große Schwierigkeiten. Horb weigerte sich, die Gefangnen nach Rottenburg zu stellen. Die Universität wies das ihr gemachte Ansinnen kurzerhand ab. Sie wußte, daß das peinliche Gericht ganz unzweifelhaft mit einem Bluturteil enden würde. Die Teilnahme an einem solchen aber war ein kanonisches Hindernis für geistliche Weihe und Funktion. Denn die römische Kirche wollte damit den Grundsatz als wahr beweisen: Ecclesia abhorret a sanguine. So berief sich die Universität erstlich darauf, daß ihre Rechtsgelehrten entweder schon die geistlichen Weihen empfangen oder künftig geistlich werden könnten. Sodann berief sie sich auf die Geschäftslast, die ihnen aus Rechtsfällen erwüchse, die ihnen die österreichische Regierung zuweise. Die Ueberhäufung mit solchen Arbeiten drohe sie ihrem eigentlichen Beruf an der Universität zu entziehen. Endlich aber schlugen



sie vor, wenn man rechtsgelehrte Leute brauche, möge man sie von der Universität Freiburg berufen, der ja die Pfarrei Rottenburg gehöre, die also die nächste Pflicht hätte, über die Aufrechthaltung des alten Glaubens zu wachen. Man kann wohl zugestehen, daß die Bedenken der Universität wohlbegründet waren, aber man kann nicht verkennen, daß jene Bedenken nicht durchschlagend waren, sondern das Grauen vor dem Blutgericht, an dem sie mitwirken sollte.

Die Schwierigkeiten wuchsen, der Stimmung des Volkes war nicht zu trauen. Die Regierung ließ Sattler und seine Frau samt dem Kürschner Hiller von St. Gallen durch Ritter, die sich als Provisioner, d. h. als berittne Schutzleute gebrauchen ließen, von Horb nach Binsdorf bringen, weil sie den Horber Bürgern nicht traute. Hier bekam Sattler Gelegenheit, an die Täufer in Horb einen Abschiedsbrief voll Todesfreudigkeit und Bekennermutes zu richten, in dem er sie zur Standhaftigkeit ermahnte.

Gnadengesuche für die Täufer, die von Freunden und Verwandten eingereicht wurden, zeugten klar von der großen Teilnahme für sie. Den Beamten in Rottenburg brannte der Boden unter den Füßen. Angesichts der drohenden Volksstimmung schien es ihnen bequemer und gefahrloser, dem Beispiel des schwäbischen Bundes zu folgen, der seinen berüchtigten Profosen Bertold Aichelin im Lande herumschickte und alle Verdächtigen ohne Untersuchung und Urteil aufknüpfen ließ. Die Widerrufenden aber sollte man mit Weib und Kind aus dem Lande weisen und zur Deckung der Kosten die Güter der Wohlhabenden mit Beschlag belegen. Es scheint, daß auch Ferdinand in jugendlichem Eifer für ein summarisches Verfahren war und als Strafe für die Wiedertaufe eine dritte Taufe, nämlich Ertränkung im Neckar, verlangte. Allein die österreichische Regierung wies den Vorschlag des summarischen Verfahrens als unehrenhaft und rechtswidrig ab: es sei beim Haus Oesterreich, wurde in scharfem Gegensatz gegen den schwäbischen Bund betont, nicht Brauch, jemand ohne ordentlichen Urteilsspruch hinzurichten. So wurde denn ein zweiter Rechtstag auf Freitag nach Jubilate, den 17. Mai, festgesetzt und die Zahl der Richter verstärkt.

Die Stuttgarter Regierung wurde veranlaßt, mit Hochdruck auf die Universität Tübingen einzuwirken, daß sie zwei Rechtsgelehrte abordne. Man gab der Universität zu verstehen, man begehre keine geweihten Personen, keine Doktoren des geistlichen Rechts, sondern des kaiserlichen Rechts, von bloßen Laien wäre ein unverständiges Urteil zu befürchten. Noch einmal erwiederte die Universität, sie habe keine andern Doktoren als solche, die durch kanonische Regeln an der Teilnahme an einem peinlichen Gericht gehindert seien, und ihnen trotzdem eine solche zuzumuten, sei sowohl gegen das päpstliche wie das kaiserliche Recht; ja sie sandte sogar noch zwei Abgeordnete nach Stuttgart, um die Zumutung abzuwenden. Aber es half alles nichts. Man wollte dem Gericht in Rottenburg ein höheres Ansehen durch die Anwesenheit akademisch gebildeter Männer verleihen, man brauchte sie und schlug darum die Berufung auf das päpstliche wie auf das kaiserliche Recht nieder. Die Universität aber wußte sich zu helfen, sie sandte zwei junge Männer ab, von denen keiner der Juristenfakultät angehörte. Die österreichische Regierung schloß die Augen, als ihr die Universität ein Schnippchen schlug. Sie konnte ja vor der öffentlichen Meinung erklären, sie habe zwei Tübinger Gelehrte beigezogen. Um aber den Tübingern etwas entgegen zu kommen, berief man auch von Freiburg zwei verständige Männer; doch scheinen diese keine akademischen, sondern nur Stadtbürger gewesen zu sein. Ein wahres Verhängnis aber war es, daß man auch von Ensisheim, dem Sitze der Regierung im Elsaß, zwei Männer beizog. Es gab wohl selten eine Regierung, die damals und später so berüchtigt war, wie die Ensisheimer. Mangel an Einsicht, Kriecherei nach oben, hochfahrendes Wesen nach unten kennzeichneten diese Stelle. Man nannte Ensisheim nur die Metzig des Elsasses.

Die Woche nach Jubilate kam; die ritterliche Polizei der Provisioner that ihre Dienste; dumpfe Grabesstille herrschte im Hohenberger Land. Die Gefangnen von Binsdorf und Horb

wurden ohne Weigerung nach Rottenburg geliefert, während Reutlingen sich entschieden weigerte, die flüchtigen Täufer auszuliefern. Nach der Villinger Chronik bestand der Gerichtshof aus vierundzwanzig Männern. Den Vorsitz führte der Landeshauptmann Graf Joachim von Zollern. Als Staatsanwalt sollte der Schultheiß von Rottenburg thätig sein, ihn finden wir am Anfang und am Ende der Verhandlung genannt. Er wird von Sattler für den Spruch des Gerichtes verantwortlich gemacht; aber der ungewandte Mann ließ den Stadtschreiber von Ensisheim als seinen Anwalt und Fürsprecher das Wort führen, und ihn trifft die eigentliche Schuld nicht etwa an dem Bluturteil, denn dafür ist das damals geltende Recht verantwortlich zu machen, sondern an dem haarsträubenden Charakter der Gerichtsverhandlung und an der grausamen Strafart.

Schon am 15. Mai, Mittwoch nach Jubilate, begann man mit der Besetzung des Gerichtshofes. Graf Joachim wollte die Beisitzer noch besonders beeidigen, daß sie unangesehen aller Dinge, es sei Gunst, Befehl, Geschenke, frei nach der Gerechtigkeit, christlich und aufrecht urteilten. Die Beisitzer lehnten aber diesen Eid ab, indem sie sich auf ihren der Herrschaft geleisteten Bürgereid beriefen. Die Zahl der Angeklagten wird verschieden angegeben, sie schwankt zwischen vierzehn und siebenundzwanzig, das Wahrscheinlichste ist, daß es vierzehn waren. Hier haben wir es zunächst nur mit Michael Sattler zu thun. Ueber die Verhandlungen haben wir mehrere Berichte, denen größtenteils die schlichte, von herzlicher Teilnahme für die Gefangnen zeugende, aber von Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe getragene Erzählung eines ritterlichen Herrn zu Grunde liegt, der ohne Zweifel als österreichischer Lehnsmann Provisionerdienste thun mußte. Es war dies der evangelisch gesinnte Klaus von Graveneck. Seine schlichte Erzählung hat Reiblin in legendenhafter Weise aufgeputzt und Wunderzeichen bei Sattlers Tode hinzugefügt.

Am Freitag, den 17. Mai, begannen die Verhandlungen. Den Gefangnen wurde zuerst die Wahl eines Verteidigers anheim gegeben. Sattler, der für die Uebrigen das Wort führte und in durchaus ehrerbietigem, aber bestimmtem Tone sprach, der von vornherein durch den Titel, den er den Richtern gab, indem er sie Diener Gottes nannte, ihr Recht anerkannte, aber auch ihre Verantwortung betonte, lehnte die Wahl eines Verteidigers ab, da es sich um keine eigentliche Rechtssache handle. Der Rechtsweg sei ihnen durch Gottes Wort verboten, aus diesem aber wollten sie sich belehren lassen. Damit hatte Sattler die Zuständigkeit des Gerichts bestritten, aber der Gerichtshof ging über diesen schwerwiegenden Einwand leicht hinweg. Die Antwort ward Sattler stillschweigend mit der Verlesung der Anklage gegeben. Sie bestand aus neun Artikeln, von denen sieben alle Angeklagten, die beiden letzten Sattler allein betrafen.

Der erste Artikel bezog sich auf die Stellung der Täufer zum bestehenden Recht und sollte damit zugleich die Zuständigkeit des Gerichts rechtfertigen. Die Wiedertäuferei wurde ebenso als Religionsverbrechen wie als bürgerliches Verbrechen hingestellt, denn sie sei ein unchristliches Unterfangen wider den Glauben, ein Umsturz der christlichen Kirche, wie eine Auflehnung gegen die kaiserlichen Mandate, die auch an allen Kirchen und Rathäusern angeschlagen waren. Die römische Kirche, ihre Verfassung und Lehre wurde hier als die allein christliche, allein im Reich berechtigte vorausgesetzt. Die folgenden Punkte beziehen sich auf die Sakramente als die Stützpunkte der Gnadenherrlichkeit Roms, nämlich Taufe, Abendmahl und letzte Oelung, von denen die Täufer die letztere ganz verwarfen, die beiden andern nur als Zeichen der Gnade gelten lassen. Auffallenderweise wird ihnen vorgeworfen, sie hätten Brot und Wein in eine Schüssel gethan und so das Abendmahl genossen. Der sechste Artikel betraf die Verwerfung des Heiligendienstes, der siebente die Eidesverweigerung. Auf Grund aller dieser Artikel verlangte die Anklage nach kaiserlichem und Reichsrecht Bestrafung aller Angeklagten an Leib und Leben. Jetzt wandte sie sich gegen Sattler. Ihm wurde sein Austritt aus dem Kloster und seine Verehelichung als Verbrechen angerechnet. Ganz besonders schwer wurde eine Aeußerung Sattlers betont, die man wohl aus seiner Korrespondenz entnahm. Er habe



gelehrt: wenn der Türke ins Land käme, sollte man ihm keinen Widerstand leisten, ja wenn der Krieg sittlich berechtigt wäre, wollte er lieber wider die Christen als wider die Türken ziehen.

Man muß die Not, die die Türken damals Ferdinand von Oesterreich bereiteten, die Mühe, die er sich gab, um Leute zum Kriege wider die Türken zu gewinnen, den ganzen altererbten Abscheu gegenüber den Türken bedenken, um zu verstehen, warum die Anklage diese aus dem Zusammenhange gerissene Aeußerung an den Schluß stellte. Sie mußte ja Sattler als Hochverräter und Reichsverräter darstellen.

Wenn wir heutzutage von unserm Standpunkt die Anklage betrachten, so staunen wir zunächst, wie man rein dogmatische Fragen, wie die von der Auffassung des Abendmahls, der Taufe, der letzten Oelung, des Heiligendienstes zum Gegenstand der Anklage machen konnte. Was ging es sodann die weltlichen Richter an, ob ein Mönchlein aus Gewissensbedenken aus dem Kloster trat und ein Weib nahm? Aber man muß anerkennen, die Anklage fußte vollständig auf dem bestehenden Reichsrecht. Im alten heiligen römischen Reiche deutscher Nation bestand allein die römische Kirche zu Recht. Jede Abweichung von ihr war auch ein bürgerliches Verbrechen. Zur Erhaltung der Einheit der bestehenden Kirche hatte man Heere gegen die Husiten aufgeboten. Ja, einer der begabtesten und weitblickendsten Fürsten, Kaiser Friedrich II., hatte aus Politik jene drakonischen Kirchengesetze gegeben, die der römischen Kirche den weltlichen Arm zur Verfügung stellten. Alle jene oft stürmisch geltend gemachten Beschwerden des deutschen Volkes gegen das päpstliche Regiment ließen doch die Lehren und Ordnungen der römischen Kirche unangetastet. Der Bund zwischen Kaisertum und Papsttum war unnatürlich. Es war ein Wahn, daß die römische Kirche mit dem Christentum ein und dasselbe sei, aber es war alte Ueberlieferung und durch die Jahrhunderte geheiligte Rechtsanschauung. Der unnatürliche Bund war durch Luther zerrissen. Die Verquickung des bürgerlichen Rechts mit der Sache des Glaubens war als Quelle des Unheils im Reich erkannt, und diese Erkenntnis wurde allmählich Gemeingut des deutschen Volkes. Aber damit war noch kein neuer Rechtsboden geschaffen. Es ist dieselbe Erscheinung wie heutzutage. Die Gesetzgebung mit ihrem schwerfälligen Gang und dem Bedürfnis juristisch scharfer Gesetzesbestimmungen und die leicht beschwingten Zeitideen, in denen sich die Bedürfnisse des Volkes widerspiegeln, können nicht gleichen Schritt halten. Der Kaiser, die meisten deutschen Fürsten, vor allem auch der Landesherr, Erzherzog Ferdinand, hatten sich gegen die neue Erkenntnis, gegen das Recht der Gewissensfreiheit verschlossen. Die Losreißung von der Kirche galt ihnen soviel als Bedrohung der weltlichen Macht, als Empörung.

Mag die Anklageakte einige unbegründete Vorwürfe enthalten, wie den in Betreff der Abendmahlsfeier, das muß man billig anerkennen, sie entsprach dem geltenden Recht. Das ist ja das Tragische, daß im Zusammenstoß der alten und neuen Zeit sich immer wieder der Satz bewahrheitet: Summum jus Summa injuria. Ausgelebte Formen einer alten Zeit haben im Kampf mit neuen Ideen, ja selbst in ihrem Zusammenbruch doch noch soviel Schwerkraft, um die Träger dieser Ideen zu zermalmen, um aber dann in deren Blute zu ersticken. G B-t

## Die Jesuiten in Sachsen und die Berliner Germania

In Nummer 15 unsers Blattes hatten wir untersucht, ob — wie die römisch-katholische Geistlichkeit in Dresden behauptete — das Wirken der Jesuiten in Sachsen segensreich gewesen sei oder nicht. Auf Grund der Geschichte mußten wir diese Frage verneinen.

Unsre Ausführungen haben die Berliner Germania augenscheinlich in Verlegenheit versetzt. In seiner Sonntagsnummer vom 3. Mai zieht das ultramontane Blatt gegen uns zu Felde.

Wir würden dankbar gewesen sein, wenn die Germania unsre Darlegungen ergänzt, berichtigt oder widerlegt hätte. Dies ist indessen nicht geschehen. Statt dessen redet das Blatt von allerhand nicht zur Sache gehörigen Dingen, legt uns Worte in den Mund, die wir nicht gebraucht haben („Verbrechen",

„schreckliches Verbrechen"), stellt uns als den angreifenden Teil hin, wo wir uns in der Defensive befinden, gleitet über den Kern der Sache wohlweislich leicht hinweg und ruft schließlich triumphirend: „Es war wieder einmal nichts."

Nicht aus Freude am Kampfe, sondern lediglich um der Wahrheit zu dienen kommen wir noch einmal auf unser Thema zurück und stellen die Thatsachen der Geschichte den Angaben der Germania gegenüber.

Wir hatten gesagt: „Die Jesuiten haben bei dem Uebertritte Augusts des Starken und dessen Bemühungen um die polnische Königskrone ganz hervorragend mitgewirkt und den Ausschlag gegeben." Die Germania antwortet: „Die Bestechungsgelder gehören natürlich ins Reich der Jesuitenfabeln." Aber im Theatrum Europaeum XV, S. 300a für das Jahr 1697 lesen wir:

Und war nunmehr nichts übrig als bedacht zu sein, wie man in der Eile würde genugsam Geldsummen aufbringen können, weil doch in Polen diesfalls ohne Geld nichts würde zu thun sein . . . so fand man dieses expediens, daß der Kurfürst seine Juwelen, die sich weit über eine Million betragen, bei den Jesuiten in Wien deponierte, diese aber es der Sozietät zu Warschau zu wissen thaten, damit durch selbige die polnischen Magnaten wegen solcher Summen Versicherung bekommen möchten.

Die Bestechungsgelder gehören also nicht in das Reich der Jesuitenfabeln.

Wir hatten ferner das Gelübde des Kardinals von Sachsen wörtlich angeführt: „daß die Zurückführung seines erlauchten Hauses, namentlich der kurfürstlichen Linie, in den Schoß der katholischen Kirche und die Wiederherstellung der katholischen Religion in den sämtlichen sächsischen Landen die alleinige Aufgabe seines ganzen Lebens sein soll." Die Germania schweigt den letzten Teil dieses Satzes tot und giebt den Sinn so wieder: „Derselbe unterstand sich auch, für die Zurückführung seiner Verwandten zum katholischen Glauben thätig zu sein." Wo bleibt da das sächsische Land und Volk?

Am eigentümlichsten tritt die Sophistik der Germania bei der Bekehrung des Kurprinzen in die Erscheinung. Auf Grund archivalischer Forschungen, niedergelegt in Dibelius und Briegers Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte Heft 6, S. 1 bis 84, hatten wir diese Bekehrung eine Zwangsbekehrung nennen müssen und ihren Verlauf kurz gezeichnet. Lächelnd ruft die Germania: „Was hat es denn nun mit dieser Zwangsbekehrung auf sich? Der Pastor begnügt sich mit Andeutungen und Verweisung auf Dibelius und Brieger. Die Thatsachen sind etwa folgende." Nun bringt die Germania einige „Thatsachen," die jedoch nicht der Geschichte, sondern ihrer eignen Phantasie entstammen. Machen wir die Probe. Die Germania sagt:*)

Der Sohn Augusts des Starken war, als sein Vater katholisch wurde, zwölf Jahr alt. . . . Jener [August] erklärte sich von Herzen einverstanden [den Sohn katholisch zu erziehen] und versicherte, soweit er seinen Sohn kenne, habe derselbe durchaus keine Abneigung gegen die katholische Religion. . . . Mutter und Großmutter des Knaben veranlaßten gegen Augusts Willen dessen protestantische Konfirmation. . . . Dieser [August] machte endlich von seinem Vaterrechte Gebrauch, verabschiedete die protestantischen Hofmeister und ersetzte dieselben durch Katholiken. . . . Der Wechsel hatte sehr bald den vom Vater erwarteten Erfolg. . . . Friedrich August lernte den Katholizismus kennen und lieben. . . . Er trat mit sechzehn Jahren freiwillig zur Religion seines Vaters über. . . . Dieser [der Vater] kannte die Toleranz seiner Sachsen und hielt es für geboten, die Konversion vorläufig noch nicht in Deutschland bekannt zu machen. Erst als der Prinz im Begriff stand, sich mit der Tochter des Kaisers Leopold I. zu vermählen, wurde seine katholische Konfession in Sachsen öffentlich kund gegeben.

Das klingt ganz hübsch; aber die aktenmäßige Wahrheit ist folgende: Der Kurprinz war, als sein Vater katholisch ward, dreiviertel Jahr alt. Auf wiederholtes jahrelanges Drängen des Papstes versicherte August diesem die katholische, dem Lande aber die evangelische Erziehung seines Sohnes. Dieser, der Kurprinz, bekundete seine Treue gegen das lutherische Bekenntnis und seine Abneigung gegen die römische Kirche bis zu seiner Zwangsbekehrung in den stärksten Ausdrücken; am 7. Juni 1712 schrieb er nach Sachsen: „Nie werde ich so niederträchtig sein, mir eine so unwürdige und ehrlose Sache zu schulden kommen zu lassen wie meine Religion zu wechseln"; August selbst beklagte

*) Der Sperrdruck rührt von uns her.



wiederholt des Prinzen Standhaftigkeit. Die Konfirmation des Prinzen hatte August nicht verboten, sondern nur verschieben wollen. Schon als er den Sohn den Jesuiten zur Zwangsbekehrung ausgeliefert hatte, versicherte August dem Lande und einigen Fürsten, er hege nicht entfernt die Absicht, den Sohn übertreten zu lassen, dessen lutherische Erziehung auf das bestimmteste gewährleistet war. Der Wechsel des Gefolges hatte den vom Vater erwarteten Erfolg nicht. Ueber ein Jahr lang wehrte sich der Prinz mannhaft, bekundete offen seine entschiedene Abneigung gegen den Katholizismus und wich erst Mitte November 1712, mundtot gemacht, der Gewalt der Jesuiten, mußte aber gleichwohl nach jesuitischem Diktat bescheinigen, freiwillig übergetreten zu sein. Den Uebertritt hielt August fünf Jahre lang geheim, weil er vor dem Lande kein gutes Gewissen hatte und die Vorwürfe seiner evangelischen Mutter fürchtete. Als diese tot war, 1717, veröffentlichte er die Konversion. Um den Prinzen fest an Rom zu ketten und die katholische Erbfolge in Sachsen zu begründen, betrieb der Jesuit Salerno die Heirat mit der Kaisertochter und erhielt für alle der Kurie geleisteten Dienste den Kardinalshut.

Dies in kurzen Strichen der Sachverhalt, der in obengenannter Abhandlung nach bisher unbekannten Originalurkunden des Dresdner Hauptstaatsarchivs geschildert ist. Wenn die Germania sagt: „Es ist unwahr, von einer Zwangsbekehrung zu reden, welche die Jesuiten im Plane entworfen und vollzogen haben," so können wir das Urteil getrost jedem überlassen, der Wahrheit von Irrtum unterscheiden kann. Die Zwangsbekehrung dürfte feststehen; daß deren treibende Kräfte die Jesuiten, Vota, Salerno und Khogler [nicht Rhogler, wie die Germania schreibt], waren, bezeugt der Prinz selbst in seinem Ergebenheitsbriefe an den Jesuitengeneral vom 14. Dezember 1712, den freilich allem Anschein nach Salerno selbst aufgesetzt hat. Darin sagt der Prinz, daß er „seine Bekehrung nächst Gott der heiligen Gesellschaft Jesu danke" und Salerno „als einen zweiten Retter seiner Seele ansehe."

Prüfen wir die Angaben der Germania weiter, so übergehen wir die Entdeckung des Berliner Blattes, „daß erst seit der Regierung der katholischen Wettiner für die sächsischen Protestanten Tage wirklicher Toleranz anbrachen," sowie die Behauptung: „daß der Einfluß der Jesuiten für das sittliche Verhalten der sächsischen Herrscher unheilvoll gewesen sei, wird man auch nicht nachweisen können, wohl aber das Gegenteil." Diese beiden Sätze bedürfen keiner Widerlegung. Daß die sächsische Politik durch ihre Anlehnung an Oesterreich, wie sie von den Jesuiten begünstigt ward, jahrhundertelang nicht die glücklichste war, weiß jedes Kind. Ebenso ist es bekannt, daß die Jesuiten dem Lande sehr viel Geld kosteten. Die Pensionen der Exjesuiten waren hoch; einen höhern Gehalt, jährlich 12 000 Thaler, bezog der Jesuit Guarini, ein Hofkavalier ohne Amt, Günstling der Königin Maria Josefa und lange Zeit der „Macher" in Sachsen.

Genug. Es erübrigt nach alledem noch, zu untersuchen ob das Walten der Jesuiten in Sachsen als segensreich gelten kann oder nicht. Auch da lassen wir wieder die Geschichte sprechen. Die Germania stellt sich, als ob man durch Polemik gegen den Jesuitismus eine Taktlosigkeit gegen das Königshaus begehe. Dem ist jedoch nicht so — im Gegenteil. Der ehrwürdige König Johann war gewiß ein strenger Katholik; ist doch ein Jesuit, Pater Löffler, sein Religionslehrer gewesen. Und doch — ihm, dem König Johann, verdanken wir den Jesuitenparagraphen in unsrer Landesverfassung. Er wußte es, wie Falkenstein in seiner Biographie des Königs S. 123 berichtet, beim König Anton durchzusetzen, daß bei dem Verbote der Aufnahme geistlicher Orden im Lande noch der Jesuiten besonders gedacht wurde, muß also doch wohl über den „Segen" der Jesuiten andrer Ansicht gewesen sein als die Berliner Germania und ihre Gewährsmänner. So heißt es denn durch König Johanns Verdienst seit dem 4. September 1831 in § 56 unsrer Verfassungsurkunde:

Es dürfen weder neue Klöster errichtet noch Jesuiten oder irgend ein andrer geistlicher Orden jemals im Lande aufgenommen werden.

Seit dem 4. September 1831 haben wir in Sachsen keine Jesuiten mehr, und die römisch-katholische Kirche Sachsens blüht, zum Beweis, daß Katholizismus und Jesuitismus keineswegs sich decken. Die Verfassungsurkunde aber besteht noch heute zu Recht; alle Könige seit Anton dem Gütigen haben ihr gemäß regiert; alle Mitglieder der Kammern, auch die katholischen königlichen Prinzen, sogar der oberste katholische Geistliche des Landes, leisten bei ihrem Eintritt in die Kammer den Eid auf die Verfassung mit Einschluß jenes § 56. Im Jahre 1876 traten zu diesem Jesuitenparagraphen noch andre hinzu. Am 23. August 1876 erließ König Albert ein Gesetz, die staatliche Oberaufsicht über die katholische Kirche betreffend. Darin heißt es:

§ 21. In keinem Falle darf zu einem geistlichen Amte berufen werden, wer in einem unter Leitung des Jesuitenordens oder einer diesem Orden verwandten religiösen Genossenschaft stehenden Seminare seine Vorbildung erlangt hat.

§ 30. Mitglieder von Orden oder ordensähnlichen Kongregationen dürfen auch als Einzelne ihre Ordensthätigkeit innerhalb des Königreichs nicht ausüben.

Fürst und Volk haben also über den „Segen" der Jesuiten das Urteil gesprochen mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wer in Sachsen gegen die Jesuiten kämpft, der thut einfach als Patriot seine Pflicht, denn er kämpft für die Landesverfassung und Landesgesetze. Wer für die Jesuiten die Stimme erhebt, der tastet das Landesgrundgesetz an, sei er Protestant oder Katholik. Aus Sachsen sind die Jesuiten durch das katholische Königshaus selbst im Verein mit dem evangelischen Volke ausgeschlossen, und nie wird der Tag kommen, wo die Jünger Loyolas in unserm Lande ihren Einzug halten.

Wir schließen. Fern lag es uns, irgendwen persönlich anzugreifen oder zu verletzen, es war uns lediglich um die Sache zu thun. Warum soll man einen geschichtlichen Gegenstand nicht sachlich behandeln können? Kann man unsre Darstellung urkundlich berichtigen oder widerlegen — gut. Wir dienen nur der Wahrheit und nehmen sie, wo wir sie finden. F B

---

## Der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke in Berlin

Der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke in Berlin wurde im Jahre 1848 an demselben Tage begründet, wo der Straßenpöbel den Sturm auf das Zeughaus unternahm. Wenige hundert Schritte von dem Schauplatze dieser nationalen Frevelthaten entfernt waren achtzehn Männer versammelt, um zu beraten, was durch freiwillige evangelische Laienkräfte geschehen könne, um mit den Werken christlicher Liebe und der Volkswohlfahrt die Revolution zu bekämpfen. Man gründete den Evangelischen Verein als einen Sammelpunkt für den in der Liebe thätigen Glauben, damit von ihm aus die evangelische Bevölkerung Berlins die Anregung empfinge, mehr und mehr eine freiwillige Mitarbeit an der Hebung des Volkswohls in sittlicher, religiöser und sozialer Beziehung zu bethätigen. Ein solcher Sammelpunkt ist der Evangelische Verein bis heute geblieben und hat eine reich gesegnete Thätigkeit entfaltet. Von Anfang an hat er sich jeder politischen Parteitendenz enthalten, und wenn er auch immer entschieden für die positiv christlichen Bestrebungen eingetreten ist, so hat er auch von kirchlicher Fraktionspolitik sich fern gehalten. Er hat in Berlin und wohin er seinen Wirkungskreis ausdehnte, auch überall sonst allezeit in Anlehnung an das kirchliche Amt und diesem zum Hilfsdienste gearbeitet, allezeit im landeskirchlichen und volkskirchlichen Sinne im ausgesprochnen Gegensatze gegen römisch hierarchische und einseitig methodistische Tendenzen.

Der 42. Jahresbericht dieses Vereins giebt ein Bild von ungemein vielseitiger und gesegneter Thätigkeit. Pflege der kirchlichen Gemeinschaft, Wirkung durch die Presse und mancherlei Liebesthätigkeit ist sein Arbeitsfeld. Die Zahl der Mitglieder beträgt 179, das gesamte besoldete Arbeitspersonal 102 Personen. Hierzu kommt die freiwillige Arbeit eines großen Freundes- und Helferkreises in den Provinzen (600 Helfer und 5000 Agenten) und der Damenkreis des Evangelischen Frauenvereins (17000 Mitglieder).



Zur Pflege der kirchlichen Gemeinschaft sind sechs wissenschaftliche Vorträge gehalten worden, die im Gegensatz zu den Vorjahren stark besucht waren. Dagegen hat die Beteiligung an den bibelstundenartigen Mittwochsvorträgen auch in diesem Jahre wieder abgenommen. Der Grund wird darin gefunden, daß jetzt in allen Kirchen regelmäßige Bibelstunden gehalten werden. (Die erfreuliche Erscheinung, daß dem Verein von den Kirchengemeinden Arbeit abgenommen ist, tritt überhaupt im Bericht mehrfach hervor.) Für die Hausgemeinde des Evangelischen Vereins, zu der das Hauspersonal, die Gäste im Hospiz, die Wanderer in der Herberge, die Mitglieder der einzelnen Zweigvereine und die Freunde gerechnet werden, ist ein auch kirchlich anerkannter sonntäglicher Gottesdienst eingerichtet, dessen Besuch vorerst noch gering ist. Sehr verschieden ist die Beteiligung der in der Herberge anwesenden Arbeitsgesellen. Mit dem Gottesdienst wird zufolge Genehmigung des Konsistoriums jetzt von Zeit zu Zeit die Feier des heiligen Abendmahles verbunden. Sie soll nach der Hoffnung des Vereins fortan den Mittelpunkt aller Vereinsthätigkeit bilden. In der Advents- und Passionszeit sind anstatt der wenig besuchten Mittwochsvorträge liturgische Andachten mit reger Beteiligung (durchschnittlich 289 Personen) gehalten worden. Zum Wochenschluß pflegen sich 20—30 Personen am Sonnabend Abend um Gottes Wort zu versammeln. Vom 2.—9. Januar hat die Gebetswoche allabendlich stattgefunden. Diese wird seit 1882 gehalten und gilt den verschiedenen Zweigen der in Berlin geübten christlichen Liebesthätigkeit. Von den Berufsarbeitern der Innern Mission werden an jedem Abend zwei Werke durch kurze Ansprachen beleuchtet, dann wird für diese gebetet. Anwesend waren durchschnittlich 80—100 Gemeindeglieder. Außerdem ist der große Saal des Evangelischen Vereinshauses für die verschiedensten Bestrebungen des kirchlichen Lebens zu Versammlungen dargeboten worden. Im ganzen haben 162 Versammlungen stattgefunden, die von 29406 Personen besucht waren. Für verschiedene wohlthätige Zwecke wurden im Vereinshause abgeliefert 4080,55 Mark. — Das Hospiz des Evangelischen Vereinshauses (SW. Oranienstr. 106) gewährt gute Kost und anständige Wohnung für billigsten Preis (ganze Pension 3 Mark). Durch die Neubegründung prächtigerer Hospize hat es einigen Abbruch erlitten, dafür aber von andrer Seite Ersatz gefunden. Beherbergt hat es 4038 Reisende in 14065 Nächten. — Die Sonntagsschule, deren Besuch infolge der Einrichtung von Parochial-Sonntagsschulen von Jahr zu Jahr abgenommen hatte, hat sich mit dem Amtsantritt eines neuen Anstaltsgeistlichen wieder gehoben. Dieser belief sich im Durchschnitt des letzten Quartals auf 410 Kinder und 96 Erwachsene. Gegenwärtig stehen 14 Knaben- und 22 Mädchengruppen, die von 14 Helfern und 22 Helferinnen unterwiesen werden. Im vergangenen Jahre ist eine Gruppe für bereits konfirmirte Mädchen eingerichtet, die der Sonntagsschule treu bleiben wollen (18). In Verbindung mit der Sonntagsschule besteht ein 30 Mädchen umfassender Kinderchor, eine Bibliothek von 350 Bänden, eine Armenkasse für bedürftige Eltern mit einem monatlichen Ertrage von 60 Mark und eine Pfennigsparkasse, die fleißig benutzt wird.

Unter den verschiedenen christlichen Vereinen, die sich der Obhut des Evangelischen Vereins unterstellt haben, hat sich der ältere Evangelische Jünglingsverein gedeihlich entwickelt. Mancherlei Schwierigkeiten sind ihm aus der überall stattfindenden Bildung ähnlicher Vereine erwachsen. An den Andachten zu Beginn der Sonntagsversammlungen nehmen die Mitglieder im großen und ganzen teil. Die wöchentlichen Bibelstunden sind recht gut besucht (25—30). Daneben ist eine wöchentliche Gebetsstunde eingerichtet (15). Im Anschluß hieran hat sich ein Zweigverein des Bundes vom Weißen Kreuz zur Pflege der Sittlichkeit gebildet (29). An den öffentlichen Gottesdiensten beteiligen sich 20—30 regelmäßig. Zu Helfern in der Sonntagsschule bieten sich mehr an, als erforderlich sind. Mancherlei ist zur allgemeinen Bildung, sittlichen Hebung und wissenschaftlichen Fortbildung geschehen. Außer fünf größern Vorträgen sind an sechs Sonntag-Abenden soziale und religiöse Fragen im Anschluß an ganz kurze Referate unter der lebhaftesten Beteiligung der zahlreich Anwesenden besprochen worden. In kleinerm

Maßstabe und engerm Kreise haben während des Winters sogenannte Diskussionsabende am Sonnabend stattgefunden, an denen die Mitglieder selbst die Referate gehalten haben, gleichfalls gut besucht. Neben eigentlichen Fortbildungskursen wurden besonders Gesang und Turnen gepflegt. Der Geselligkeit haben sehr gut besuchte Familienabende und Ausflüge im Sommer gedient. Die Zahl der Mitglieder am Schlusse des Jahres betrug 137, die Höhe der Einnahmen der Vereinskasse belief sich auf 564,16 Mark, die der Krankenkasse auf 169,96 Mark. — Viel Freude hat der Evangelische Lehrburschenverein gemacht. Die Zahl der Mitglieder ist von 30 auf 60 gestiegen. Eine kurze Andacht oder ein Missionsbericht, Sang, Spiel und Scherz, Gesang und Gebet bilden den Verlauf der gewöhnlichen Sonntagsversammlungen. Im Sommer gehts meist hinaus ins Freie zum Spielen, besonders wird das Werfen des Fußballs gepflegt. Die Einnahme betrug 160,77 Mark. Gegenwärtig geht der Evangelische Verein ernstlich mit dem Gedanken um, ein Lehrlingsheim zu errichten. — Vor kurzem ist auch, um zahlreiche Freunde des Vereins, die vielfach nicht mehr thätig waren, wieder zusammenzuschließen, ein Evangelischer Männerverein gegründet worden. — Neben dem ältern besteht ein zweiter Jünglingsverein zu St. Johannes-Evangelist mit 40 Mitgliedern. Derselbe ist etwas zurückgegangen, weil in der Sophiengemeinde ein eigner Parochial-Jünglingsverein gebildet ist. — Der Evangelische Bürgerverein, 1872 gegründet, geht immer mehr zurück, da die Mitglieder meist in die neu entstehenden Parochial-Vereine eintreten.

Eine zweite Gruppe von Vereinsarbeiten bilden die sozialen Hilfen für den Arbeiter- und Handwerkerstand. Hierzu gehört zunächst der Sparverein mit 353 Sparern und einem Kassenbestande am 1. Oktober 1890 von 123552,56 Mark. Den besten Sparern werden Prämien gezahlt. Außerdem unterhält der Verein zwei Herbergen zur Heimat, die keine Verpflegungsstationen sein, sondern dem Handwerk dienen wollen. Infolgedessen haben sechzehn Innungen die erste Herberge zu ihrer Innungsherberge gewählt. Der Verkehr hat sich gesteigert; in der ersten Herberge fanden 18712, in der zweiten 12304 Gäste Aufnahme, zur Genugthuung der Verwaltung meist Zugereiste und wenig Berliner. Die Haltung der Gäste ist nicht immer gleich gewesen, doch sind ernste Konflikte vermieden geblieben. Auf hohen Gewinn wird absichtlich nicht hingearbeitet. Verbunden mit den Herbergen ist ein Arbeitsnachweis. In 10000 Fällen konnte Arbeit vermittelt, in 5000 Fällen die Nachfrage der Meister nicht befriedigt werden. Zur Bewältigung dieser großen Aufgabe wird sich auf die Dauer die Anstellung eines besondern Beamten nicht vermeiden lassen. Durch den Wettbewerb des Arbeitsnachweises der (sozialdemokratischen) Fachvereine wird dieser Zweig der Vereinsthätigkeit beeinträchtigt.

Für die Zwecke der Armenpflege, welche der Evangelische Verein auf die beschränkt, die Gottihm als die Nächsten ans Herz legt, war eine Summe von 2813,07 Mark verfügbar.

Die großartigste Thätigkeit hat der Christliche Zeitschriftenverein entfaltet. Das Sonntagsblatt hatte in sechs verschiedenen Ausgaben (Berliner, Thüringer, Altmärker, Neue, Illustrirte, für das deutsche Heer) eine Auflage von 227000 Exemplaren. Der Arbeiterfreund war in vier Ausgaben (Berliner, Deutscher, Ländlicher, Neuer) in 123600 Exemplaren verbreitet. Es ist das einzige christliche Blatt, das trotz seiner Absicht der Bekämpfung der Sozialdemokratie in Arbeiterkreisen eine weite Verbreitung gefunden hat. Zur Massenverteilung, insbesondre auch zur Einlage in die Kreisblätter, giebt der Verein jetzt den Illustrirten Familienfreund (achtseitig, zwei Illustrationen, 200 Exemplare vierteljährlich portofrei 35 Mark, 1000 Exemplare 120 Mark) und den Neuen Arbeiterfreund (vierseitig, ohne Illustrationen, 200 Exemplare vierteljährlich portofrei 25 Mark, 1000 Exemplare 70 Mark) heraus. Auf dieses Unternehmen können alle, die für die Unterstützung und Verbreitung der christlichen Presse etwas thun wollen, nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. — Der Evangelisch-Kirchliche Anzeiger (Auflage 2725) hat eine Zunahme in der Verbreitung nicht gefunden. Es wird das zurückgeführt auf die kirchliche Zerrissenheit und Parteisucht, namentlich in Berlin, und auf die



dem kirchlich-positiven Standpunkte des Blattes ungünstige Strömung, die den eigentlich kirchlichen Fragen das Interesse zu Gunsten der sozialen entziehe. — Das Frauenblatt Edelweiß, das unentgeltlich monatlich einmal herausgegeben wird (Auflage 16500), ist ein christliches Erbauungsblatt für die gebildete Damenwelt zur Förderung evangelischer Liebeswerke. — Das Berliner Jünglingsblatt, als Werbeblatt wie als Vereinsorgan für junge Leute aus dem Handwerkerstande bestimmt, erscheint monatlich in einer Auflage von 6000 Exemplaren.

Die Druckerei des Sonntagsblattes, mit allen Hilfsmitteln der neuzeitlichen Technik ausgestattet, hat im Vorjahre an Rotationsdruck vierzehn Millionen Exemplare und an Schnellpressendruck eine Million Exemplare Zeitschriften zu liefern gehabt und dabei 200000 Kilo Rollenpapier und 700000 Bogen Formatpapier verbraucht. — Auch eine eigne, freundlich aufgenommene Buchhandlung hat der Evangelische Verein gegründet. Sie stellt Bibliotheken zusammen, die einen ungeahnten Anklang gefunden haben, und errichtet Agenturen zur Verbreitung religiöser Schriften.

Den letzten, gleichfalls fruchtbaren Zweig des Evangelischen Vereins bildet die christliche Frauenthätigkeit. Der Evangelische Frauenverein hat sich die Aufgabe gestellt, zur Frauenhilfe auf eigne Hand und an jedem Orte durch Wort und Beispiel, Briefe und persönliche Einwirkung die Anregung und Anleitung zu geben. Dem dienen neben einem ausgedehnten Briefwechsel Flugblätter (180000), wie auch der Kalender und das Handbuch des Edelweiß. Zur Fürsorge für verschämte Arme hat der Evangelische Frauenverein aus den Gaben der Leserinnen des Edelweiß-Frauenblatts 27688,84 Mark zur Verfügung gehabt. Er steht auf dem Grundsatze, nur da zu helfen, wo Hilfe aus eigner Kraft nachweislich unmöglich ist und wo — abgesehen von den Fällen augenblicklicher, Leben und Existenz gefährdender Not — die Würdigkeit zweifellos feststeht. Mit der kirchlichen Armenpflege will er möglichst Hand in Hand gehen. Vor kurzem ist von ihm ein Freibett im Augustahospital gegründet worden. — Noch Arbeitsfähigen will der Beschäftigungsverein helfen dadurch, daß er ihnen Arbeit giebt (teils einfache Näh- und Strickarbeit, teils feinere Handarbeit). Das Arbeitsangebot kann nicht immer befriedigt werden, da der Absatz der gefertigten Gegenstände hinter ihm zurückbleibt. Die Jahreseinnahme betrug 20399,64 Mark. — Zur Sommerpflege hat der Edelweiß-Frauenverein im vorigen Sommer für 401 Personen auf Wochen und manchmal Monate einen kostenfreien Landaufenthalt erwirkt. Hauptsächlich sind Näherinnen bedacht. Besonders erfolgreich erweist sich ein solcher Aufenthalt für eben konfirmirte Mädchen. Die ausgesandten Näherinnen bleiben nachher meist in Verbindung mit dem Verein. Für diese Art der Liebesthätigkeit wäre wohl auf dem Lande noch mehr Stimmung zu machen. — Die Hegelstiftung, 1886 zum Andenken an den Vorsitzenden des Evangelischen Vereins, Konsistorial-Präsidenten D. Hegel, bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums zu dem Zweck ins Leben gerufen, die kirchlichen Handlungen in den Berliner Gemeinden würdiger zu gestalten, hat eine Einnahme von 2719,45 Mark zu verzeichnen. Hiervon sind hauptsächlich Konfirmanden ausgestattet worden. — Weit über alles Erwarten hat sich im Laufe des Jahres das jüngste Kind des Edelweiß-Vereins, die Spruchmission, entwickelt. Zweck ist: ein Gotteswort als Wandspruch für jede Wohnung des armen Mannes, für jedes Krankenbett, für jede Kinderstube, für jedes Dienstbotenzimmer zu beschaffen. Abgesetzt sind 48404 Sprüche (Adresse: Edelweißheimstätte Berlin SW., Oranienstr. 104). — Auch die Blindenpflege läßt der Edelweiß-Frauenverein sich angelegen sein. 150 Damen haben durch seine Vermittlung die Punktschrift erlernt, um Bücher in der Blindenschrift anzufertigen, zahlreiche Erbauungs- und Unterhaltungsbücher in diese Schrift übertragen und so eine Blindenbibliothek geschaffen, wie sie ohne solche Liebesthätigkeit voraussichtlich erst in Jahrzehnten hätte entstehen können. — Seit 1883 hat der Evangelische Frauenverein eine Auskunftsstelle für Innere Mission begründet, um durch Rat und Auskunft der gemeinnützigen Arbeit an jedem Orte hilfreiche Dienste zu erweisen. Von dieser Stelle sind im Vorjahre 6000 Post-

sendungen ausgegangen. — Endlich besteht ein Edelweiß-Lesezirkel mit 4000 Bänden, die auch nach auswärts verliehen werden. Dieser bittet, gute Bücher, die irgendwo unbenutzt liegen, ihm zu überlassen. — Der Jahresbericht des Evangelischen Vereins (Vereinsbuchhandlung Oranienstr. 105; 56 S., 25 Pfennige) schließt mit dem Bezeugen, daß es ihm nie an Freunden, nie an Mitteln, nie an Kräften gefehlt habe, und daß Gottes Segen sichtlich mit ihm gewesen sei. H-Zw

## Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes über die soziale Aufgabe des Bundes und sein Verhältnis zum Evangelisch-sozialen Kongreß

Wir sind ermächtigt, folgendes Schreiben des Zentralvorstandes an die Vorstände der Haupt- und Zweigvereine des Evangelischen Bundes öffentlich mitzuteilen. Wir begrüßen darin einen willkommnen Fortschritt zur Klärung und Verständigung zweier dem gleichen heiligen Ziele zum Besten unsers Volkes und unsrer Kirche dienenden Unternehmungen.*)

Im Namen des Gesamtvorstandes, der soeben in Erfurt tagte, ergeht an Sie, hochverehrte Herren, dieses Schreiben, welches wir zur Kenntnis aller Mitglieder unsers Bundes gebracht zu sehen wünschen.

Seit der Begründung desselben hat sich eine Wandlung in unsern öffentlichen Verhältnissen vollzogen. Unheilvolle, verderbendrohende Mächte, die damals mehr im Geheimen zu wirken bestrebt waren, stehen auf dem Plan. Die soziale Frage ist in den Vordergrund der Staats- und Volksinteressen gerückt.

Das legt uns die Pflicht nahe, die Aufgabe unsers Bundes aufs neue vor Ihnen zu erörtern.

Von vornherein ist dieselbe als eine zweifache bezeichnet:

einerseits „im Kampfe gegen die wachsende Macht Roms die evangelischen Interessen auf allen Gebieten zu wahren“;

anderseits „gegenüber dem Indifferentismus und Materialismus der Zeit das christlich-evangelische Gemeinbewußtsein zu stärken“ u. s. w.

Haben wir Ursache, wie manche meinen, heute von diesem Programm etwas zurückzunehmen? oder erscheint es geboten, angesichts der schweren, das gesamte öffentliche Leben bedrohenden Gefahren wenigstens vorläufig unsre Frontstellung gegen die römisch-katholische Kirche einzuziehen und mit vereinten Kräften den Kampf gegen den in der Sozialdemokratie sich verkörpernden gottlosen Materialismus zu führen?

Wir sagen: Nein!

Wir haben nicht nur unverrückt auch an jener Aufgabe festzuhalten, sondern gerade jetzt mit vollem Nachdruck auf die großen Prinzipien der Reformation als auf die wahren Heilquellen für die sozialen Nöte unsers Volkes hinzuweisen. Wir schulden das der Gesamtheit desselben, nicht nur unsern evangelischen Glaubensgenossen, sondern auch den römisch-katholischen Mitbürgern.

Mag es sein, daß bei Protestanten, wenn sie vom Glauben abgefallen sind, der Funke des sozialdemokratischen Brandes leichter zündet, weil sie freier gestellt sind und zumeist ein höheres Maß von Intelligenz besitzen, die Geschichte erhärtet gleichwohl, daß die römisch-katholischen Nationen je und je die Hauptherde der Revolution gewesen und heute noch sind. Fordert man Grund hierfür, er liegt nahe genug: die römische Kirche untergräbt die nur im persönlichen Gewissen fest wurzelnde Autorität und verhindert durch die Pflege eines immer stärker wuchernden Aberglaubens die Entwicklung echter Religiosität.

An jener Thatsache können glänzende, durch römische Zuchtmittel hervorgerufene Augenblickserfolge, von denen bedauerlicherweise auch Protestanten sich die Augen blenden lassen, um so weniger ändern, als ihnen die charakteristische Erscheinung unausgesetzt zur Seite geht, daß römische Agitatoren aller Grade mit radikalen Elementen im Volke Fühlung halten — aus dem einfachen Grunde, weil das letzte Ziel ihrer Kirche dahin geht, jede Bewegung im Volke ihren eignen Machtbestrebungen dienstbar zu machen.

Wir dürfen deshalb nie aufhören, auf diese nicht weniger verderbendrohende Tendenz hinzuweisen und gegen dieselbe auch überall da uns zu wenden, wo sie bei ausgesprochener Absicht, die soziale Gefahr bekämpfen zu wollen, zu Tage tritt.

Aus demselben Grunde ist es geboten, vor der Vermischung evangelisch- und katholisch-antisozialdemokratischer Bestrebungen zu warnen, gleichviel unter welchem Namen, ob unter dem interkonfessioneller reichstreuer Volksvereine oder dem angeblich ebenso interkonfessioneller Standes- und Berufsvereine sie Raum gewinnen will, und dieselbe nach Möglichkeit zu verhindern.

Während wir Protest gegen die Zumutung erheben, als wäre der Kampf gegen den jesuitischen Ultramontanismus angesichts der sozialen Gefahr einzustellen und deshalb auch in der zuletzt angedeuteten Richtung uns abwehrend verhalten müssen, erachten wir uns doch im vollsten Maße zu positiver Mitarbeit behufs Ueberwindung jener Gefahr und Herbeiführung gesünderer sozialer Verhältnisse verpflichtet.

*) Vgl. Nr. 45 d. v. Jahrg.: Der Evangelische Bund und die soziale Frage.



Auf dem Gebiet des evangelischen Vereinslebens wollen wir nach wie vor den Werken der Innern Mission mit aller Treue dienen: Insbesondre aber müssen sich unsre Mitglieder der Schaffung und Pflege der Evangelischen Arbeitervereine nun um so kräftiger annehmen und, wo immer möglich, zur Bildung von Vereinen desselben Geistes auch auf andern sozialen Gebieten, von Bürger-, Bauern- und Handwerkervereinen Handreichung thun.

Indes erschöpft sich unsre bauende Mitarbeit in solchen Einzelaufgaben bei weitem nicht. Wir haben eine solche im großen von den Fundamenten unsers Volkslebens aus zu vollbringen, und wir werden hierzu imstande sein, wenn wir die zweite Seite unsers Programms nicht nur nachdrücklicher als bisher betonen, sondern in ungleich größerer Vertiefung und dem ganzen Umfange nach in Angriff nehmen.

Grundsätzlich gilt es, dahin zu wirken, daß das große Prinzip der Reformation von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben an die Gnade Gottes in Christo aufs neue voll erfaßt, seine ebenso tiefe wie weitgreifende sittliche, geistige und sozialpolitische Bedeutung aufgezeigt und zu einer Lebensmacht für unser Volk erhoben und ausgestaltet werde. Dadurch allein kann auch der Glaube an das Evangelium selbst wieder erweckt werden.

Thatsächlich aber handelt es sich darum, die Idee des allgemeinen Priestertums in ihrer ganzen Höhe und Weite seiner endlichen Verwirklichung entgegenzuführen. Die sittliche Verpflichtung, im Gefühl der Verantwortlichkeit jedes Einzelnen vor Gott und den Menschen, wie das heilige Recht des Christen, sie müssen alle ohne Ausnahme zu Gewissen und zu Gemüte geführt und so die evangelische Gemeinde von Grund aus neu erbaut, das vielfach ganz veräußerlichte Parochialwesen zu einem wahrhaften Gemeinschaftsleben entwickelt werden.

Hier liegt in Beziehung auf unsre evangelische Kirche selbst die bedeutendste Aufgabe des Evangelischen Bundes und zugleich seine wirksamste Mithilfe für eine heilsame Lösung der sozialen Krisis.

Hervorgerufen durch die Gefahren dieser Krisis ist jüngst ein neues evangelisches Gesamtunternehmen uns an die Seite getreten — der Evangelisch-soziale Kongreß. Daß derselbe gleichfalls zu einer Macht im Leben unsers Volkes werde und darum seinem Wirken nach keiner Seite eine Hemmung widerfahre, ist unser dringender Wunsch. Wir haben aber nicht zu besorgen, daß letzteres durch das Einsetzen aller unsrer Kraft für Erreichung der eben gesteckten Ziele geschehen werde.

Beide Unternehmungen haben vollen Raum neben einander, sie bedürfen der gegenseitigen Unterstützung, aber keine vermag die Aufgabe der andern zu vollbringen.

Unsre Arbeit für die Lösung der sozialen Frage kann nur eine mittelbare sein. Sie liegt, wie die Aufgabe des Evangelischen Bundes überhaupt, auf kirchlichem und allgemein sittlichem Gebiet. Die Aufgabe des Evangelisch-sozialen Kongresses ist sozial-technisch. Er wird, soweit seine Absichten aus den bisherigen Kundgebungen sich feststellen lassen, die Forderungen formuliren, die vom evangelisch-sittlichen Standpunkte aus für die Hebung der sozialen Mißstände sich ergeben, und bestrebt sein, diesen sittlichen Faktoren in unserm sozialwirtschaftlichen Leben Geltung zu verschaffen, anderseits aber die sozialistischen Verirrungen direkt zu bekämpfen.

Wir konnten die Entstehung des Kongresses schon deshalb mit Freuden begrüßen, weil dasselbe Prinzip: Zusammenfassung aller evangelischen Richtungen zu gemeinsamer Arbeit, seine Grundlage bildet; er ist nicht zum mindesten durch die Mitwirkung zahlreicher und hervorragender Mitglieder des Bundes ins Dasein getreten und zählt fortgesetzt Angehörige desselben, auch unsers Zentralvorstandes, zu Mitgliedern seines Aktionskomitees und seines Ausschusses.

Aus allen diesen Gründen dürfen wir hoffen, daß beide Unternehmungen sich als geistesverwandt wechselseitig fördern werden und empfehlen deshalb allen Gliedern unsers Bundes, den Bestrebungen des Kongresses ihre thatkräftige Teilnahme zuzuwenden, insbesondre aber durch unsre Vereinsorganisation ihnen zu Hilfe zu kommen.

Wir hegen dabei das volle Vertrauen, daß hierdurch die Treue und Hingebung an die eignen Aufgaben des Bundes in nichts gemindert, die Frucht unsrer Arbeit aber nur gemehrt werde.

Merseburg, den 13. Mai 1891

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen

Graf von Wintzingerode, Vorsitzender — D. Leuschner, Schriftführer

## Zwei Tischreden Karl Geroks.

### 1. Bei der Abschiedsfeier der Landessynode 1877.

Ich erbitte mir das Wort zu einer persönlichen Bemerkung, nicht im alten, strengen, parlamentarischen, sondern im neuen, weitern, landessynodalübungsmäßigen Sinne, wonach man unter dieser Firma auch Allgemeines aussprechen darf.

Meine Herren, manche goldne Worte haben wir heute hier schon gehört und haben sie auch seit vier Wochen im Halbmondsaale gehört, Worte, deren sich jene klassische Stätte parla-

mentarischer Beredsamkeit nicht zu schämen hatte, Worte, wert, auch außerhalb jenes Saales gehört zu werden. Ich denke dabei nicht nur an die äußern Vorzüge der rednerischen Form, an des Basses Grundgewalt, wodurch der eine den Saal gefüllt, an den Posaunenton des Tenors, womit ein andrer uns ans Herz gegriffen, an den Waldhornklang des Baryton, womit ein dritter uns erquickte; nein, ich denke an die innern Vorzüge, an den sittlichen Ernst, an die warme Ueberzeugungstreue, an die logische Schärfe, an die juridische Feinheit, womit so manche Redner selbst dann uns ergriffen, wenn wir ihnen auch nicht in allem zustimmen konnten. Ehre diesen Meistern des Wortes, diesen Rufern im Streit, diesen Sprechern der Versammlung! Und doch, nicht auf sie zielt mein Trinkspruch; sie haben ihren Lohn, sie nehmen ihre Lorbeeren mit heim; ihr Lob werden die Protokolle der Nachwelt überliefern.

Aber, meine Herren, ist Reden Silber, so ist Schweigen Gold; ist Reden können eine Kunst, so ist auch Schweigen können eine Gottesgabe, und dem größten Strategen unsrer Zeit rühmt man nach, daß er in sieben Sprachen — schweigen könne.

Auch in unsrer Landessynode fehlte es Gott lob! nicht ganz an solchen, die diese Kunst verstehen und sie üben.

Sie haben geschwiegen, nicht weil sie die klassische Mahnung fürchteten: Si tacuisses, philosophus mansisses; nicht weil sie dem altdeutschen Grundsatze huldigten: Mit Schweigen sich verredt niemand; nicht weil sie den modernen Freundesrat zu beherzigen hatten: Wenn Sie etwas halten wollen, so halten Sie Ihr Maul; — sie haben geschwiegen aus edlern Motiven, obgleich sie reden konnten. Sie haben manche Rede, die sie in schlaflosen Nachtstunden konzipirt oder die ihnen die Erregung im Augenblick auf die Lippen drängte, zurückbehalten und verschluckt, weil sie die Debatten nicht ohne Not verlängern wollten. Sie haben aufs Wort verzichtet, weil es ihnen genügte, wenn das Rechte gesagt war, ob auch von einem andern. Sie haben Schluß der Debatte beantragt zur rechten Zeit, sie haben selbst Anträge zurückgenommen, um dem Streit ein Ende zu machen, um Frieden zu schließen, um Versöhnung anzubahnen.

Meine Herren, dieses Schweigen ist Gold; diesen Schweigern gebührt auch ihre Ehre.

Sie haben den Dank des Staates verdient, denn ihr Schweigen trug ihm Gold ein.

Sie haben den Dank unsers ehrwürdigen Präsidiums verdient, sie haben ihm den Schmerz erspart, allemal wieder einen neuen Redner notiren zu müssen.

Sie haben den Dank von uns allen verdient, denn ihnen verdanken wirs, daß wir heute und nicht erst in Wochen dieses schöne Abschiedsfest begehen.

Sie haben den Dank des Konsistoriums verdient, denn sie haben Ruhe unsern Tagen, Schlaf unsern Nächten zurückgegeben.

Meine Herren, alle Ehre den Rednern in der Synode, aber auch den bescheidnen Schweigern, den stillen Mitarbeitern an unserm gemeinsamen Werke ein herzliches: Sie leben hoch!

### 2. Nach Beratung der neuen Kirchenverfassung

In der letzten Woche begegnete mir einmal hier ein theologischer Freund vom Lande. Auf die Frage: Was thust du hier? erwiederte er, er wolle sich in den hiesigen Buchhandlungen erkundigen, wo auf die Synodalreden der theologischen Kommissare des Kirchenregiments subskribirt werden könne, da sie ihm nach Fülle und Bedeutung von großem Wert seien. — Nun ist es wahr, wir und speziell ich habe mich in dieser Zeit, da ich die Ehre hatte, mit im Halbmondsaale zu sitzen, streng nach dem Rückertschen Spruch gehalten:

Du hast zwei Ohren und einen Mund:
Willst dus beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
Wenig drauf sagen!

Ich habe sogar weniger als wenig, ich habe gar nichts gesagt. Aber, meine Herren, es hatte das seine Gründe, die in der Natur der Sache lagen. Ich will nicht einmal subjektive Gründe der Bescheidenheit und dergleichen anführen, sondern mich an die objektiven halten. Der erste war die musterhafte



Disziplin am Tische des Kirchenregiments, wonach wir nur auf Aufforderung unsers hochverehrten Herrn Präsidenten zu reden hatten. Der zweite Grund war der, daß unser hohes Präsidium so sattelfest und gewappnet war, daß es außer dem Beistand seiner beiden Adjutanten, des juridischen und ökonomischen, keines andern bedurfte. Der dritte Grund war der, daß in der Synode selbst so viel Verstand, Vernunft, Weisheit und Beredsamkeit vorwaltete, daß das, was unsereiner etwa hätte sagen können, von diesen Bänken aus immer vorher und besser gesagt wurde.

Dies zur Erklärung meines bisherigen Schweigens und meines heutigen Redens. Aber ich darf vielleicht den Begriff einer persönlichen Bemerkung, wie es ja im parlamentarischen Leben öfters geschieht, etwas weiter ausdehnen und noch Glück- und Segenswunsch anknüpfen.

Das Gebäude unsrer Kirchenverfassung ist nun wenigstens bis zu dem Punkte gediehen, wo man sonst beim Hausbau den bewimpelten Tannenbaum aufs Dach setzt und den Zimmerspruch spricht. Da fällt mir der Uhlandsche Zimmerspruch ein:

Das neue Haus ist aufgericht
Gedeckt, gemauert ist es nicht.
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.

Man kann ja freilich am Stil dieses Hauses schon jetzt allerlei aussetzen. Er sieht vielen nicht kirchlich genug aus. Gothisch ist er allerdings nicht, das geht nicht mehr in unsrer Zeit; auch nicht romanisch, das paßt nicht für uns; auch nicht byzantinisch, dazu ist er zu modern.

Aber daneben bleiben ja auch unsre Kirchen stehen mit Wort und Sakrament. Die Kirchenverfassung ist nicht die Kirche. Und dieses Gebäude der Kirchenverfassung ist doch wohnlich, praktisch, sodaß man darin hausen kann.

Die Hauptsache ist, daß wir brave Hausleute bekommen in allen drei Stockwerken. Wir haben die Thüre nicht zu weit, aber auch nicht zu eng, die Gelasse nicht zu luxuriös, aber auch nicht zu kümmerlich einzurichten gesucht. Wir haben sie einzurichten gesucht, daß kein Ehrenmann sich sollte schämen dürfen, einzutreten, daß auch kein Schelm versucht sein soll, sich einzudrängen. Also eins, was wir brauchen, wünschen, hoffen: brave Hausleute in den untern Stock des Kirchengemeinderats und der Gemeindevertretung, brave Hausleute in den mittlern Stock der Diözesansynoden, brave Leute in den obern Stock der Landessynode, zu dem ja eine schöne Freitreppe außen hinaufführt, die auch Exzellenzen künftig wie bisher sich nicht scheuen dürfen, hinaufzusteigen.

Also ist mein Segenswunsch und Trinkspruch: Gott gebe uns brave Hausleute ins Haus unsrer neuen Kirchenverfassung! Dann können wir sagen: Der Segen Gottes ist im Haus.

---

## Verschiedenes

**(Bibelsprüche in der modernen Industrie)** Der sozialdemokratische „Vorwärts“ schreibt:

„Die Herstellung der sogenannten Haussegen hat sich in letzterer Zeit in Berlin als blühende Industrie entwickelt.

Wer die schönen Ausführungen der Inschriften, das Umrändern derselben mit glitzerndem Gold-, Silber- und Kupferdraht, die hübschen Blumen- und sonstigen Verzierungen bewundert, der denkt wohl kaum daran, daß für die Arbeit ein unglaublich niedriger Lohn gezahlt wird.

Es ist aber mit diesem Artikel wie mit jedem andern neuen; anfänglich wird einigermaßen verdient, nach und nach geht die Teilung der Arbeit vor sich, und schließlich ist auch dieser Erwerbszweig auf das Niveau der erbärmlichst bezahlten heruntergedrückt.

Hierzu kommt bei dem in Rede stehenden Artikel nun noch der so oft gerügte Umstand, daß Beamtenfrauen, Töchter der sogenannten bessern Stände, arme Vornehme und vornehme Arme sich gern bereit finden, zu schlimmsten Lohndrückern zu werden. Frauen und Mädchen, die eine solche Arbeit als Erwerbszweig ergriffen haben, müssen dann bis 12 und 1 Uhr nachts arbeiten, um einen Wochenlohn von 8 bis 10 Mark zu verdienen. Zum Beweise führen wir hier die Löhne an, die von einer Fabrik in Nieder-Schönhausen gezahlt werden. Der Vers: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl

machen“ wird in der bekannten Stickereiausführung mit 38 Pfge. das Stück bezahlt; der eine katholische Anschauung wiedergebende Vers: „Beschütze, o Maria, dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus“ wird für 32 Pfge. hergestellt; die Herstellung dieses Verses ist durch die Verwendung einer großen Menge von Blumen, die alle mit Brokat ausgenäht werden müssen, besonders schwierig.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen“ wird mit 55 Pfge. bezahlt. Einer der bestbezahlten ist noch der Vers, den wir zum Schluß geben wollen: „Glück auf! so tönt des Bergmanns Ruf, kehrt er zum tiefen, dunkeln Schacht; er weiß, Gott, der die Berge schuf, hoch über ihm im Himmel wacht.“ Dafür werden 60 Pfge. bezahlt.

Man wird nach diesen Lohnsätzen verstehen, was dazu gehört, um sich von diesem Erwerbszweige zu nähren. Nicht nur eine übermäßig lange Arbeitszeit ist nötig, um einen sehr geringen Wochenlohn zu verdienen, die Arbeiterinnen müssen auch von diesem geringen Lohne noch Garn, Wolle und vieles von den bunten Zieraten kaufen, mit denen diese Bilder ausgeschmückt werden. Daß solche sittliche und religiöse Sprüche durch diese Art der Arbeitslöhnung bei den Arbeitern nicht gewinnen, leuchtet wohl ohne weiteres ein.“ P G

**(Rücksichtslosigkeiten gegen den christlichen Sonntag.)** Nachdem es jüngst in den kirchlichen Kreisen Sachsens peinliches Aufsehn erregt hat, daß bei der Hauptversammlung des sächsischen Deutschen Schulvereins in Dresden während des Vormittagsgottesdienstes die Sitzung der Vertreterschaften stattfand, und zwar so, daß sie öffentlich angekündigt und öffentlich darüber berichtet wurde, zeichnet sich das Programm der Generalversammlung des Vereins in Magdeburg am 13. bis 15. Juni dadurch aus, daß die Vertreter ebenfalls auf Sonntag morgens 8 Uhr zusammenberufen werden. Wenn der Deutsche Schulverein die Sympathien des kirchlichen Protestantismus nicht verscherzen will, wird er dergleichen Anstöße vermeiden müssen. Hoffentlich finden sich unter den Magdeburger Vertretern Männer, die diesen Standpunkt zur Aussprache bringen.

Bekanntlich hat Se. Majestät der Kaiser deutlich seinen Unwillen über die Sonntagsrennen der Offiziere ausgesprochen. Von dieser sehr berechtigten und beherzigenswerten Aeußerung unsers obersten Kriegsherrn scheinen manche Offizierkorps keine Kenntnis zu haben. Sonst wäre es wohl nicht möglich, daß auf Sonntag, den 27. Juni, auf dem Kuncrsdorfer Felde ein Herrenreiten von Offizieren der fünften Division, der fünften Kavalleriebrigade, des zehnten Ulanenregiments, des Feldartillerieregiments Nr. 18 und des dritten Jägerbataillons angekündigt wird. R

**(Welche Kirche ist vom Pfingstgeiste gestiftet worden?)** Es ist unumgänglich, von Zeit zu Zeir auf die unausrottbare Begriffsverwirrung hinzuweisen, die in konservativen und hochkirchlichen Kreisen, nach ihrer Presse zu schließen, darüber besteht, was eigentlich die Kirche sei. Als ein klassisches Beispiel dafür müssen wir den Pfingstartikel der Kreuzzeitung bezeichnen. Wir bringen ihn mit völlig unwesentlichen geringen Auslassungen hier zum Abdruck, indem wir auch den Sperrdruck der Vorlage beibehalten:

„Als eine Stiftung von oben, eine göttliche Institution will die Kirche angesehen sein. Viele betrachten sie aber als einen freien religiösen Verein, als eine Privatgesellschaft, die sich nach ihrem religiösen Bedürfnis zusammengefunden habe. . . . Sie ist eine Institution des lebendigen Gottes. Von oben kommt sie, und ihr Ziel liegt in der Ewigkeit. Zum Heile der Menschen, auch zum Heile des Staates hat er sie gegründet und hineingebaut in diese Welt; mit göttlichen Vollmachten und Segnungen hat er sie ausgerüstet. Oft gewährt man der Kirche nicht einmal die Freiheiten, die jeder Privatverein hat. Man verwehrt ihr, sich ihre eignen Statuten zu geben und danach zu leben und die auszuschließen, die sich denselben nicht fügen.

Die Kirche ist auch nicht ein Zweig der Staatsverwaltung, eine Ordnung der weltlichen Obrigkeit, wie die Armee oder die Justizverwaltung. Viele betrachten die Kirche als eine höhere Polizeianstalt. . . . Nur zu oft behandelt der Staat die Kirche so, als wäre diese eine kluge Staatseinrichtung. Die römische Kirche läßt sich das nicht gefallen, und sie hat Macht und Ansehen genug, sich gegen solche Zumutungen des Staates zu wehren. Die evangelische Kirche in ihrer Armut und Ohnmacht muß in viele Dinge sich fügen und sich beugen unter die Staatsgewalt, die sich ihrer Obmacht bewußt ist.

Das heilige Pfingstfest erinnert uns an den Ursprung der heiligen Kirche. Es ist der heilige Gottes-Geist, der sie gegründet hat; nicht der Menschengeist hat sie ersonnen bei seiner Klugheit. Eine heilige, gnadenreiche Gottesstiftung und Gottesordnung ist die Kirche, — nicht unter dem Staate, nicht seiner höhern Leitung unterstellt, — und nicht über dem Staate, wie es die römische Kirche noch immer ansieht, wenn sie auch in ihrer Klugheit das nicht immer geltend macht; — sondern neben den Staat hat Gott die Kirche gestellt, und eine besondre Aufgabe hat er derselben gegeben.

Zwei große segensreiche Gottesordnungen hat der Herr der Welt gegeben: die Kirche und den Staat. Beide dienen zum Segen der Menschen. Mit zwei Händen segnet Gott seine Kinder auf Erden: mit der heiligen Ordnung der Kirche und mit der heiligen Ordnung des Staates. Beide soll man nicht vermengen, noch ganz auseinanderreißen. Eine Ordnung soll die andre stützen und fördern. . . . Viel Elend ist über die Völker . . . gekommen, da im Mittelalter . . . die römische Kirche den Anspruch erhob, über den Staaten zu stehen. . . . Ebenso verkehrt und verderblich ist es aber auch, wenn in unsrer Zeit umgekehrt der Staat sich über die Kirche erhebt. . . . So lange die Fürsten noch in absoluter Machtvollkommenheit regierten, war die Sache einfacher; der Fürst vereinigte eben in sich beide Gewalten, die geistliche und die weltliche. Aber im modernen, konstitutionellen Staat ist der Fürst in vielen Dingen an die Ständekammern und ihr Votum gebunden, und in diesen politischen Korporationen sind alle Konfessionen vertreten und auch an Juden und Atheisten fehlt es nicht. Ein Staatsregiment, das von solchen Korporationen abhängig ist, kann nicht in althergebrachter Weise auch die Kirche regieren.

Die obere Kirchengewalt der Fürsten, ihre Schirmherrschaft, bestreiten wir nicht, wohl aber den Einfluß politischer Körperschaften auf die Kirche und ihr Leben.

Ein mächtiges Regen und Bewegen geht durch die Kirche, ein Sehnen nach größerer Freiheit.

Die Kirche muß angesehen und behandelt werden als eine heilige Gottesstiftung. Das läßt sich auch unschwer ändern, ohne das historisch gewordene Recht der Fürsten in kirchlichen Dingen zu beseitigen. Der Fürst in seiner Eigenschaft als oberster Schirmherr der Kirche, begabt auch mit einer gewissen bischöflichen Macht über dieselbe, muß nur in dieser Stellung unabhängig sein von den politischen Korporationen. Die oberste Kirchenbehörde muß neben, nicht unter den obersten Staatsbehörden stehen, und wie die Ständekammern in politischen Dingen dem Regiment beratend und in manchen Dingen bestimmend zur Seite stehen, so die Synoden dem Kirchenregiment in kirchlichen Angelegenheiten.

Je fester aber die Kirche gestellt wird, desto notwendiger ist für sie der feste Grund und die sichere Schranke des kirchlichen Bekenntnisses. . . .

Das heilige Pfingstfest mahnt uns an den Ursprung der Kirche. Der heilige Geist hat sie gegründet, und derselbe Geist waltet auch fort und fort in der Kirche. . . . Einer neuen, wunderbaren Ausgießung des heiligen Geistes, auf die manche warten und um die sie bitten, bedarf es nicht. . . . Wort und Sakrament, — das sind die alten unscheinbaren und doch so herrlichen Gnadenmittel, durch die der heilige Geist fort und fort wirkt in der Kirche. Die Herzen aber sind nicht immer bereit und willig, seinem Wirken Raum zu geben.

Das heilige Pfingstfest sei uns eine Mahnung, daß wir auf den Geist des Herrn achten, der an unsern Seelen arbeiten will. Er leite uns, und sonderlich die, die berufen sind, die Kirche zu regieren und ihre Gestaltung zu ordnen, daß dies geschehe, nicht nach menschlichen Gedanken und menschlicher Klugheit, sondern nach den Gedanken Gottes und nach himmlischer Weisheit.

Eine recht organisirte und recht geleitete evangelische Kirche ist von unermeßlichem Segen für unser Volk und auch für die Staaten und ein Halt und Hort, namentlich in unsern vielfach zerrütteten Zuständen. Die Bedeutung der Kirche und ihrer Arbeit wird leider sehr oft nicht gewürdigt und nicht erkannt, zum größten Schaden unsers Volkes.“

Wir bitten unsre Leser, so oft in dem Artikel das Wort „Kirche“ vorkommt, in Gedanken innezuhalten und zu fragen: Welche Kirche ist hier gemeint? Die Kirche, von der der Katechismus redet, die der heilige Geist sammelt aus aller Welt Zungen, aus allen Landeskirchen und Freikirchen, Sekten und Konfessionen? Oder die kgl. preußische Landeskirche mit ihrem Oberkirchenrat und ihrer Generalsynode, mit ihren Konsistorien und Generalsuperintendenten?

Der Artikel ist — die Kreuzzeitung möge verzeihen! — ein wahres Wespennest von irrigen Vorstellungen von der Kirche, ihrer Freiheit, ihrer Stellung zum Staat, vom heiligen Geist, von den Kirchen. Die Bekenntnisse unsrer evangelisch-lutherischen Kirchen werden als gesetzliche Normen des Glaubens stark betont, aber das, was diese nämlichen Bekenntnisse wirklich von der Kirche lehren, verträgt sich mit dem Artikel selbst ganz und gar nicht.

„Bei uns weiß Gott Lob! ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei!“ rühmt Luther in den Schmalkaldischen Artikeln. Wir haben seine Ansicht schon mehrfach in diesen Spalten auseinandergesetzt, u. a. in Nr. 8 des Jahrg. 1887. Wir sind bereit, denselben Faden immer aufs neue zu spinnen; heute möge uns die Kreuzzeitung vorerst die Frage gestatten: Welche Kirche ist in dem obigen Pfingstartikel gemeint? Welche Kirche hat der Pfingstgeist gestiftet?

Es ist uns nicht ums Streiten, sondern um das Evangelium zu thun. Und so warten wir einer Antwort. R

**(Die Konservative Korrespondenz und Herr Pastor Ziegler)** Unsre Leser erinnern sich, daß wir in Nr. 17 aus Anlaß einer Erzählung, die von der Konservativen Korrespondenz durch die ganze konservative Presse war in Umlauf gesetzt worden, und die den sittlichen Charakter des Pastors Ziegler in das übelste Licht setzte, die Mahnung ausgesprochen haben, man möge doch von der Behandlung des „Falles Ziegler“ Klatsch und Verleumdung fernhalten. Die Konservative Korrespondenz antwortet darauf mit einer neuen Feststellung des thatsächlichen Hergangs der fraglichen Begebenheit und schließt ihren Artikel wie folgt:

„Wir erwarten nun, daß die »Christliche Welt« ihre leichtfertigen, aus dem demokratischen Sprachschatze entnommenen Beschuldigungen zurücknimmt, bemerken aber gleichzeitig, daß für uns mit der obigen aktenmäßigen Feststellung Zieglerscher Intoleranz aus politischen Gründen diese Angelegenheit abgeschlossen ist.“

Es wird nicht angehn, daß die Konservative Korrespondenz die Verhandlungen über die von ihr an die Oeffentlichkeit gezogne Geschichte abbricht, wenn es ihr beliebt. Der Angriff auf die Ehre eines Geistlichen kann gerade für ein konservatives Blatt nicht so leicht wiegen, daß es sich der Pflicht einer gründlichen Verhandlung in diesem Falle entziehen sollte.

Der Hergang der Begebenheit war, wie die Konservative Korrespondenz gegen uns „aktenmäßig“ feststellt, folgender:

„Bei der Erkrankung der Mutter, welche Pastor Ziegler schon seit länger als einem Jahre nicht mehr besucht hatte, ersuchten zwei Familienangehörige nach einander den Herrn Pastor Ziegler, zu der alten Frau zu kommen; jedesmal sagte Z. zu, kam aber nicht, bis sich der Sohn entschloß, selbst hinzugehen und in bewegten, dringenden Worten um Verabreichung des heiligen Abendmahls für seine Mutter ersuchte. Herr Z. war gerade im Begriff, auf das Land zu fahren, und sagte dem Bittenden, seine Mutter thue ihm zwar leid, aber seine Wohnung könne er nicht mehr betreten! Durch diese Weigerung fühlte sich der Sohn verletzt und ersuchte um Aufklärung, worauf ihm Herr Z. sagte, es sei wegen einer gegen einen Liegnitzer Stadtverordneten, einen Freisinnigen, von dem Kaufmann geschehenen Denunziation; gleichzeitig sprach Ziegler die Befürchtung aus, der Bittsteller wolle ihn wahrscheinlich auch herausfordern. Der Kaufmann erwiederte, daß er zu Unrecht von Herrn Z. der Denunziation verdächtigt werde, die betreffende Anzeige wegen Majestätsbeleidigung sei ohne seinen Wunsch und Willen von einem Beamten gemacht worden, er habe dann aber der Polizei sein Zeugnis nicht verweigern können und dürfen. (In einem daraus entstandenen Beleidigungsprozesse ist von dem Vorsitzenden der Gerichtsverhandlung auf die Bemerkung eines Zeugen hin ausdrücklich festgestellt worden, daß der Kaufmann nicht der „Denunziant" war.) Nach den beleidigenden Worten des Pastors Ziegler hat nun der Sohn die weitere Bitte um geistlichen Zuspruch am Sterbebette seiner Mutter begreiflicherweise nicht fortgesetzt; eine Ablehnung aber konnte seinerseits nicht erfolgen, weil Herr Ziegler seine Weigerung gar nicht zurückgenommen hatte."

Diese ganze Darstellung beruht auf Mitteilungen, die der Kaufmann W. in Liegnitz der Konservativen Korrespondenz gemacht hat. Die Akten, die er dem Redakteur derselben vorgelegt hat, beziehen sich aber allein auf die Beschuldigung des Kaufmanns W. durch Pastor Z., daß jener ein andres Gemeindeglied wegen Majestätsbeleidigung denunzirt habe. Diese Beschuldigung ist eine fälschliche gewesen, und deshalb hat sich Pastor Ziegler vor dem Schöffengericht am 7. Oktober 1889 zu einer Abbitte verstanden. Ich entnehme diese Angaben einem Privatbriefe des Herrn Redakteurs der Konservativen Korrespondenz an mich.

Bis hierhin ist alles — ich muß den einmal gebrauchten Ausdruck aufrechterhalten — „Klatsch." Was sollen diese alten Geschichten, die man früher „um des lieben Friedens willen der Oeffentlichkeit vorenthielt," jetzt für den Fall Ziegler besagen? Mag Pastor Ziegler mit seiner Beschuldigung gegen den Kaufmann W. gefehlt haben, so erinnert die Liegnitzer Schöffengerichtsverhandlung immerhin an jene Entscheidung des Ohrdrufer Schöffengerichts, über die gerade konservative Blätter mit Recht so streng geurteilt haben (vgl. Nr. 14 d. Bl.).

Aber nach alledem steht nicht aktenmäßig fest, daß Pastor Ziegler einem Gemeindegliede das heilige Abendmahl auf dem Sterbebette aus politischen Gründen verweigert hätte. Und eben dies ists, was uns allein interessirt; eben diese Behauptung erklären wir, wenn sie nicht als wahr bewiesen wird, für eine „Verleumdung." Denn sie ist nach allem, was wir über den Charakter des Pastors Ziegler auch aus dem Munde von Gegnern seiner theologischen und kirchlichen Stellung wissen, durchaus unglaubwürdig.

Die Konservative Korrespondenz weiß offenbar gar nicht, welch eines schweren Vergehens sie den Pastor Ziegler beschuldigt hat. Sonst hätte sie es nicht „Intoleranz" genannt, daß Pastor Ziegler der sterbenden Mutter des Kaufmanns W. das Sakrament nicht spenden mochte, weil ihr Sohn „bei den letzten Wahlen in konservativ-christlichem Sinne thätig gewesen"! Diese Unterordnung der geistlichen Amtspflicht unter politische Antipathien wäre ein so tolles Stück, daß wir keinen Namen dafür haben, es wäre eine Gewissenlosigkeit, für die es gar keine andre Sühne gäbe als Amtsentsetzung. Und wir stehen nicht an, es auszusprechen, daß nach der wiederholten Anklage des Pastors Ziegler auf eine so grobe Verletzung seiner Amtspflicht das Konsistorium zu Breslau entweder eine neue Untersuchung gegen Pastor Ziegler einleiten oder die Konservative Korrespondenz wegen Beleidigung der Amtsehre des Pastors Ziegler verklagen muß. Auf die eine oder die andre Weise wird ja die Wahrheit an den Tag kommen. Oder wäre in Schlesien, wo wir auch im Falle Klein Unerhörtes erleben, ein evangelischer Pastor jedem Angriffe schutzlos preisgegeben?

Weshalb diese ganze Geschichte von den kirchlich-politischen Gegnern Zieglers hervorgezogen worden ist, lehrt ein Blick in die Kirchengeschichte. Zu allen Zeiten haben Ketzer unmoralische Menschen sein müssen. Wie viel leichter saß es sich über Ziegler, den Feind des Dogmas, zu Gericht, wenn man in ihm auch den pflichtvergessenen Geistlichen kannte. Aber wir wollen den „Fall Ziegler" von solchen Trübungen rein erhalten wissen, daher unser Interesse an der ganzen Episode. R

## Quittung

Für die Konfirmandenanstalten des Gustav-Adolph-Vereins in Ostpreußen: 20 Mk. von den Eltern der Konfirmanden in Wolfsheim und Ober-Hilbersheim.

Für die evangelische Kirche in Rom: 26 Mk. von K S, Friedberg. Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 22 der „Chronik der Christlichen Welt"



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Cand. rev. min.** sucht sofort Stellung als Vikar. Anerbieten erbeten sub **S. 63** an die Exped. d. Blattes.

**Pfarramtskandidat,** pro min. geprüft, ein Jahr Vikar gewesen, **sucht Stellung** als Hilfsprediger oder Institutslehrer. Off. sub **C. F.** an die Exped. d. Blattes.

**Lic. Weber: Ansprachen** für Evang. Arbeiter-, Bürger-, Volks- und Männer-Vereine zusammengestellt. VIII, 584 S. Preis nur 4 M., geb. 4,80 M. **C. Bertelsmann, Gütersloh.**

**Die kirchliche Kunstanstalt u. Kirchen-Paramenten-Fabrik**
von
**C. G. Ulrich Nachfolger,**
**Hamburg,** Mühlenstraße 2, I.
(Inhaber: **F. W. J. Aßmann** aus **Lüdenscheid**)
empfiehlt sich zur Herstellung von Altar-, Kanzel- und Taufstein-Behängen in künstlerisch vollendeter und stilgerechter Ausführung, sowie zur Lieferung ihrer altbewährt soliden Fabrikate in Gold- und Silbertressen, Fransen und Materialien zur Paramenten-Anfertigung.
Älteste deutsche Kunstanstalt für kirchliche Nadelmalerei.
Errichtet 1680. — Vorzügliche Zeugnisse von hiesigen Kirchenvorständen (St. Nicolai, St. Michaelis) und Anerkennungsschreiben auswärtiger hoher Kirchenbehörden.

**Für nur 10 Mk.** (statt 26 Mk.) verkauft: Herzogs (Professor der Theologie (gesamte Kirchengeschichte, 3 Bde. mit Ergänzungsbd. von Koffmaul 1876—87. — **Für 12 Mk.** (statt 40 Mk.): **Daniel Schenkels Bibellexikon** (Realwörterbuch z. Hdgebr. für Geistliche u. Gemeindeglieder) m. Abbildgn. u. Karten. 5 starke Bde. — **Für 3.50 Mk.** (statt 10 Mk.): **Lutherbibliothek,** Exeget. u. dogmat. Ausw. aus Luthers Schriften: Gesetz, christl. Glaube, Gebet u. Gnadenmittel. — Luthers Glaubenslehre 2c., zus. 7 Bde. 1876. — **Für nur 3 Mk.** (statt 9 Mk.): **Legendensammlung,** in Bearbeitgn. v. Herder, Schlegel, Kosegarten, Görres, v. Raupach, Krummacher, v. Schubart, Simrock, Pyrker u. A. Mit einer Geschichte u. Litteraturgesch. d. Legende. 2 Bde. Eleg. kart. — **Für nur 130 Mk.** (statt 216 Mk.): Herzogs Realencyclopädie d. protest. Theologie, 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Origbfz.
**Alfred Lorenz,** Antiquariatsbuchhandlung
**Leipzig,** Kurprinzstr. Nr. 10.

**Evangelisch-soziale Zeitfragen**
mit Unterstützung des **Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses** herausgegeben von **Lic. Otto Baumgarten,** a. o. Professor der Theologie in Jena

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Ewert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Die Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

**In Serien von 10 Heften zu je 50 Pf.**
Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**
**„Jose Caballeros, Princesas"**
hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**
**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**
Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

**Hierzu eine litterarische Beilage von Fr. Richter in Leipzig**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 23** Leipzig, den 4. Juni **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Werke der Barmherzigkeit: 2. Das erste Werk der Barmherzigkeit — Deutscher Humor und evangelischer Glaube: 4. Der Humor und das deutsche Volk — Das Blutgericht in Rottenburg am Neckar: 2 — Von der Newa zum Nordkap: 1. Beobachtungen eines Protestanten — Die Florenzer Tagung der Evangelischen Allianz in italienischer Beleuchtung: 1 — Quittung — Anzeigen


## Die Werke der Barmherzigkeit

Matth. 25, 31—46

### 2. Das erste Werk der Barmherzigkeit

Ich bin hungrig gewesen
und ihr habt mich gespeist

„Was ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Es folgt das andre: „Was ihr nicht gethan habt, habt ihr mir auch nicht gethan!“ Wie finster dann vollends das Bild derer, die die Not andrer zur eignen Bereicherung gebrauchen, gleich jenem Hatto von Mainz, dessen Name unseligen Andenkens der Mäuseturm aufbewahrt, — wie finster Gewissen und Geschick dessen, der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt und giebt ihm seinen Lohn nicht, — das Gericht über jene, die für gutes Geld minderwertige Nahrung verabreichen, ja verdorbene, schädliche, gar giftige Dinge verkaufen, unbekümmert, ob dem Nebenmenschen Schaden an Leben und Gesundheit daraus erwachse.

Es soll ja aber vielmehr ein lichtes Bild sein, das vor uns tritt, wie es Albert Knapp in jenem Gedicht gemalt: „Ein frommer Landmann in der Kirche saß, den Text der Pfarrer aus Johannes las,“ nämlich aus Johannes 21, 5: Kinder, habt ihr nichts zu essen? fragt der Auferstandne seine Jünger. Da ergreift den Bauer das Verlangen, seinem Herrn auch einmal etwas darbieten zu können, die Woche gehts mit ihm herum; zum Sonntag heißt er sein Weib sonderlich festlich den Tisch bereiten und bittet inbrünstig:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne uns, was Du bescheret hast, —

schon scheint es, daß der Kreis der Tischgenossen umsonst wartet, da eben noch zur rechten Stunde tritt ein armer würdiger Greis herein und bittet um Speise. Brich dem Hungrigen dein Brot: „Was ihr gethan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan.“

Zu Luther, dem vielangelaufnen, großen Doktor, kommt ein dürftiger Student mit dringender Bitte; nur noch ein langgesparter Joachimsthaler, ein Patengeschenk, ist da, aber Luther ruft: „Nun, Jochem, heraus! der Herr Christus ist da,“ den er auch in dem armen Bruder Studio erkannte.

Aber wie nun weiß ich, ob der Hilfesuchende ein würdiger ist, ob ich durch meine Gabe nicht Uebel ärger mache? — Ein peinliches Gefühl, vor das wir so oft gestellt werden: entweder ich gebe allen und dann vielleicht vielen, ja den meisten zum Schaden, oder ich weise ab und dann vielleicht auch den, in dem Christus an meine Thür kommt? Da erfahren wir es schon, daß es sich doch nun nicht einfach um die Gabe allein handelt, sondern daß ich mich um die Not des Elenden auch wirklich bekümmern, daß ich unterscheiden muß, ob und was bei ihm angebracht ist. Da reicht also das gewöhnliche sogenannte Almosen nicht aus; vielmehr erweist es sich als die geringwertigste Hilfe, ja unter Umständen geradezu als ein Werk der Unbarmherzigkeit, wenn ich dadurch zwar mich von dem Armen, aber nicht den Armen von seiner Armut losmache, sondern ihn nun in den eigentlichen Fluch der Armut, Bettelhaftigkeit, Verkommenheit und Schamlosigkeit hineintreibe. Wo nur das kleine Almosen dem kleinen Almosen die Hand reicht, da pflegt auch der Tag des Bettelns an den Tag des Bettelns sich anzureihen. Wie furchtbar vollends, wenn die Notstände erheuchelt werden, obenein mit Berufung auf den leidenden oder vergeltenden Christus, und so gleichsam Christus gespielt wird!

Im Sinne Christi aber kommt es ja vielmehr darauf an, den Armen wieder zu menschenwürdiger Stellung heranzuziehen. Darum mit Recht mahnt der Apostel, daß, wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Darum gesegnete und rechte Werke der Barmherzigkeit jene Veranstaltungen, wo man sorgt, daß nicht geschenkt, aber für billigsten Preis gesunde und kräftige Nahrung zu finden sei; rechte Werke der Barmherzigkeit die Verpflegungsstationen, wo man der Vagabondage alles versagt, aber dem Wandernden für den Fall, daß seine Mittel ausgegangen, Arbeit zugleich und Nachtlager und Mahlzeit verschafft, rechte Werke der Barmherzigkeit jene Arbeiterkolonien — Wilhelmsdorf und Gefolgschaft —, wo wieder arbeiten gelehrt und nebenher in freudigem Schaffen öde Gegend fruchtbar gemacht wird, zu einem trefflichen und spornenden Beispiel rüstigen Wirkens. Und da wollen wir durch Unterstützung solcher Einrichtungen Werke der Barmherzigkeit thun! Denn sind wir nicht in der Lage und wäre auch nicht weise gehandelt, jedesmal jedem zu geben, so sind wir ja genötigt, Ordnungen und Organismen der Wohlthätigkeit zu schaffen — am schönsten jene, wo die Gemeinden in kleine Parzellen geteilt sind und nun in jedem Quartier einer oder mehrere würdige Hausväter sich in absehbarem Kreise um die Notstände bekümmern, wo hilfreiche Gemeindeschwestern den innern Nöten der Hausstände nachgehen, wo man vorbeugt, daß nicht mehrfache Vereine einer die Mühwaltung des andern kreuzen, die unverschämte Begehrlichkeit pflegen und aus dem Betteln ein Fordern und Ertrotzen, ein faules Sich gewöhnen an die Unterstützung erzielen. Und wie viel besser doch die Wohlthätigkeit, welche vor dem Abgrunde rettet, als jene, die erst aus dem Abgrunde retten will!

Aber auch alle solche Ordnungen und Veranstaltungen wirken doch nur so lange segensreich, als der Hauch der Liebe der spiritus rector, die leitende Kraft ist. Die Gabe, die nur aus Furcht, aus Furcht vor dem unbefriedigten Bettler und was er anrichten kann, aus Furcht vor einem ungeberdig werdenden Pauperismus gereicht wird, oder auch aus Eitelkeit, kann doch nimmermehr dafür gelten, daß sie dem Heilande geschehen sei: als solche darf nur die angesehen werden, aus der die Liebe spricht, die für den Armen selbst ein Herz hat, sich um seine Lage bekümmert und darin eingehend seinen Zustand heben will. Nicht das Geben an sich, sondern nur das Geben der Liebe, wie wenig es daran denkt, erwirbt gegründeten Anspruch auf Dank. Andernfalls bleibts ein Bissen, einem hungrigen Feinde hingeworfen und entsprechend aufgenommen. Aber wahrhafte Liebe ist eine Flamme, an der

sich Liebe entzündet, wie Licht an Licht. So hat auch Christus selbst erst mehr Liebe in der Welt angezündet. Nur aus Liebe keimt Gegenliebe.

Aber soll nun der Notleidende wieder aufgerichtet werden, so bedarf es ja noch andrer Hilfen als bloß der leiblichen Gabe. Denn Geld allein hilft noch nicht; den Hausstand heilsam zu ordnen und Sauberkeit, Mäßigkeit, gute Erziehung der Kinder zu wege zu bringen: da bedarf es innrer Mächte.

Und in der That handelt es sich auch nicht bloß um äußere Not. Die hängt vielmehr in unendlich vielen Fällen mit der innern Not zusammen. Der innern Verarmung folgt die äußere; das Herz leer, das Leben leer und windig, dann auch der Beutel. Solls besser werden, es muß von innen heraus kommen.

Es giebt noch ein andres Brot als das leibliche. Es giebt auch einen andern Hunger als nur den leiblichen. Laßt uns ja darauf achten, daß wir jenes Brot den unsterblichen Seelen nicht vorenthalten. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Einer ist das wahrhaftige Brot, das vom Himmel gekommen ist, der Menschen Seelen zu speisen. Da also müssen wir zusehen, daß dies Brot niemandem fehle. So sind auch Bibelgesellschaft, Gustav-Adolf-Verein und Missionsverein gewißlich Werke der Barmherzigkeit. Um eines armen Mägdleins aus Wales willen, das meilenweit gehen mußte, um aus einer Bibel seine Lektion lernen zu können, ist die große englische Bibelgesellschaft entstanden. Geringsten Brüdern in der Not der Zerstreuung unter Andersgläubigen will der Gustav-Adolf-Verein helfen. Geringsten Brüdern, die in allem Elende heidnischer Finsternis leben, will die Mission das Licht des Heils und das Brot des Lebens bringen. Und Christus will, was dem Geringsten geschieht, ansehen als ihm geschehen. Zugleich aber können wir nichts ihm und seinem Werke Aehnlicheres thun, als geistlich und leiblich in Weisheit und Liebe Wohlthat spenden und Elend lindern. Denn — wenn wirs recht wollen verstehen —

es soll der Mensch auf Erden
seines Nächsten Christus werden.

H

---

## Deutscher Humor und evangelischer Glaube

### 4. Der Humor und das deutsche Volk

Wenn der Humor aus dem Gemüte kommt, versteht man, wie das deutsche Volk ihn als seine besondre Gabe in Anspruch nimmt; denn das lassen wir uns einmal nicht ausreden, daß wir Deutsche von unserm Gott gleich eine besondre Gabe Gemüt mit in die Wiege gelegt bekommen.

Mag man nun den Nachdruck legen auf „deutsch“ oder auf „Volk,“ es hat beides seine Berechtigung. Unser Volk, d. h. die breiten untern Schichten unsrer Gesellschaft, in denen, Gott Lob! noch viele Kraft und viel Gemüt wohnt, besitzen oft eine Fülle von urwüchsigem Humor, um den sie die Gelehrten und Gebildeten beneiden möchten. Daher hat z. B. Reuter seinen Humor. Die nahe Verbindung, in der er mit dem derben und doch biedern mecklenburger Bauernstande gewesen, hat seinem Humor die frischen Farben geliehen. Auch Luther hätte nicht so viel Humor, wäre er nicht ein Mann aus dem Volke, der sich seines Ursprunges nie geschämt hat. Wer das Volk, besonders das niederdeutsche Volk kennt, der weiß, daß hinter einem dem Fremden, besonders dem Gebildeten gegenüber verschlossenen Wesen ein tiefes Gemüt und ein frischer Humor liegt. Wo das Volk nur den Mund aufthut, sei es in der Volksweisheit des Sprichworts, sei es im Volkslied oder in der Volkssage, da findet sich auch der Humor des Volkes. Es dürfen freilich keine künstlichen Volkslieder sein, wie sie moderne Dichter in schwachen Stunden reimen: diese sind oft sentimental und platt, was freilich von manchen echten Volksliedern auch gilt, aber daneben giebt es auch köstliche Perlen des tiefsten Humors. Es dürfen auch nicht gemachte Volkssagen sein, wie die, die uns Birkenstädt von der Geburt des Humors erzählt:

In einer schönen Maiennacht begegneten sich einst in einem dunkeln Buchenwalde der grämliche Erdensohn, der Schmerz, und die lachende Himmelstochter, die Freude. Und da sie, getäuscht durch den Schleier der Nacht, einander für ihresgleichen hielten, zog jener geheimnisvolle Trieb nach Ergänzung ihre Herzen zu einander. Und sie vermählten sich und zeugten in ihrem Ehebunde einen Sohn, der mit dem einen Auge lachte, mit dem andern weinte. Und als der grämliche Papa den Sohn sah, da weinte er und nannte ihn eine Mißgeburt; die heitere Mama aber nannte ihn des fließenden Ausdrucks halber „Humor,“ kleidete ihn in ein Priestergewand und sandte ihn also als verkleideten Priester aus, daß er jene beiden Welten kopulire, aus denen die ungleichen Eltern stammten.*)

Schön, sehr schön, geistreich, aber eine Volkssage ist das nicht, und darum hat sie auch keine Spur von Humor, wenn sie auch von Humor redet. In der Gebrüder Grimm Kinder- und Hausmärchen findet man mehr davon; und daß unser nordischer Stammvetter Andersen auch so viel davon hat, beweist, wie nahe er dem Volkstone auch dann gekommen ist, wenn er nicht alte Märchen unmittelbar umformt. Doch ich begebe mich hier auf ein weitläufiges Gebiet. Wie viel Humor ließe sich allein aus unserm Sprichwörterschatz herausschälen! Ja, unsre Sprache selbst ist in vielen Redewendungen und beliebten Bildern durch und durch humoristisch.**) Selbst die Geschichte manchen Wortes ist ein Zeugnis für den Humor des Volkes.

Die Sprache eines Volkes giebt uns nur eine Ahnung seines Charakters; wollen wir ihn selbst erkennen, müssen wir tiefer graben. Es ist nun freilich ein eigen Ding, von den Eigenschaften eines Volkscharakters zu sprechen; ein jedes sieht, so lange es noch an sich selbst glaubt, in sich das Ideal eines Volkes. Und bekanntlich urteilt niemand verkehrter über uns, als wir selber. Doch offenbart sich gerade in dem besondern, was das einzelne Volk seinem Ideale beilegt, das Gefühl von dem, worauf der Volksgeist Wert legt. Und ein tiefes Gemüt hat nie in dem Idealbilde des deutschen Volkes gefehlt.

Das fühlt man schon seiner Mythologie ab. Zwar wird man sich hüten müssen, hier auf Züge Wert zu legen, die sich bei genauerer Betrachtung als Gemeingut unsrer indogermanischen Ureltern erweisen. Wenn sich in dem Mythus von dem Tode des edeln Baldr durch den bösen Loki oder des reckenhaften Sigfried durch den heimtückischen Hagen viel Gemüt offenbart, so können wir dies nicht als das unsre in Anspruch nehmen; dieser Sagentypus ist bekanntlich nicht einmal auf die indogermanische Mythologie beschränkt. Nur die Tiefe der Klage um Baldrs bittern Tod und die Bedeutung, die dieser Mythus in der deutschen Mythologie einnimmt, läßt ahnen, wie tief unsre germanischen Ahnen mit der Natur gefühlt haben.

Ein uralter deutscher Volksbrauch, der auch heute nicht ganz erloschen ist, sucht auch den Schmerz mit der Freude zu versöhnen. „Wenn jemand gestorben war, wurde vor alten Zeiten eine Leichenwache gehalten, Burschen und Mädchen kamen in dem Zimmer, wo der Tote lag, zusammen und spielten die tollsten Spiele.“ Noch im Jahre 1785 waren am Rhein scharfe Verbote gegen solche Unsitte nötig.***) Wir sind wohl geneigt, das als Roheit anzusehen. Und doch, wer möchte den Zusammenhang zwischen diesen fröhlichen Totenwächtern und Shakespeares scherzendem Totengräber leugnen? Dem Volk, das solche Sitten hat, ist der Humor angeboren.

So tritt uns unser Volk auch in der Geschichte entgegen. Als Gelimer, der letzte Vandalenfürst, seinen großen Gegner um eine letzte Gnade bittet, fehlt auch die Bitte um die Harfe nicht, um seinen und der Seinen Untergang zu beklagen. Und als Kriemhild den Nibelungen im Hunnenlande grimme Rache bot, da hat der treue Volker sie in der letzten Nacht vor ihrem Tode mit süßen Tönen in den Schlaf gesungen. So wundersam mischen sich die wilden Töne des Kampfes mit den zarten Klängen des Gemütes in der deutschen Volksseele. Und so ist auch der deutsche Humor da, wo er uns zuerst begegnet. Noch ist er derb und rauh, im Kampf gezeugt, mit Blut bespritzt, und dennoch echt und innig. So tritt er uns im Waltharius manu fortis entgegen; es sind wilde Scherzreden, die Walter und Hagen wechseln, nachdem sie sich Hand und

*) Frommel, der die Sage auch erzählt, nennt sie gar eine „alte deutsche,“ ich weiß nicht, mit welchem Rechte.

**) Z. B. „ins Gras beißen“ für sterben, „seinem Narren Zucker geben“ und die reiche Fülle von Euphemismen, besonders auf dem Gebiete des Trunks und der Trunkenheit.

***) Hierher Bezügliches gesammelt bei J. Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin, 1882. S. 406 ff.

Auge im grimmen Kampfe genommen, ein grausiger Humor, aber doch immer versöhnend. Doch bald wechselt der deutsche Humor sein Kleid, er geht im Spielmannskittel einher, dann wird er ein verkommener Vagant, ein fahrender Kleriker, wie der Erzpoet, dessen Verse nicht sterben werden, „so lange es eine fröhliche deutsche Kneipe giebt“ (Scherer).

Andre Zeiten, andre Sitten. Der Humor wird höfisch. Nirgends in alter Zeit erscheint er reiner und schöner, als bei unserm großen Walther von der Vogelweide, der neben dem ätzenden Spott auch den seelenvollen Humor beherrscht, wie kein zweiter im Mittelalter. Aber auch Wolframs von Eschenbach übermütige Laune sprudelt zuweilen ein Körnlein echten Humors zu Tage; bei einem Dichter mit einem so reichen Gemüt müßte man sich wundern, wenn es anders wäre. Wie wäre es denn anders möglich in einer Zeit, die selbst den Teufel mit Humor behandelte, in der, wie in den Totentänzen, der Tod mit der Fidel in der Hand zu seinem Reigen einlud? Zu keiner Zeit hat sich der Humor so nahe an das Allerheiligste herangewagt, wie damals, als man im Bilde am Chorgestühl die Tiere Messe lesen und den Bären am Gesims der Pfeiler die Fidel dazu spielen ließ. Mit Recht nennt es Hase*) den Humor des Jugendmutes, der in froher Stunde über etwas lacht, das er dennoch verehrt, wenn sich die jungen Kleriker einen Narrenpapst wählten, mit Tollheit weihten und mit Gestank beräucherten. Es ist ein Lächeln der Kirche über sich selbst, wenn man das Eselsfest in den Kirchen feierte, den Esel in der Mitra zum Altare führte und der ganze Chor der Kleriker statt Halleluja — Jah dazu respondirte.

Doch wenn wir auch den ganzen Charakter der Zeit mit in Betracht ziehen, es ist uns unbehaglich bei einem derartigen Humor zu Mute; wir fühlen es ihm ab, etwas ist dabei nicht richtig. Es fehlt dem Leben an innerer Einheit. Die Weltfreudigkeit wird dadurch erkauft, daß man sich mit Gott und der Kirche zur rechten Zeit abfindet. Auf solchem Boden kann der Humor wohl einzelne Blüten treiben, im innersten Herzen kann er nicht Wurzel fassen. Darum kann auch hier von einem Bunde mit dem Christentum nicht die Rede sein, weil dieses selbst noch nicht in seinem tiefsten Wesen erfaßt ist.

---

## Das Blutgericht in Rottenburg am Neckar

2

Je mehr wir den Rechtsstandpunkt des Gerichtes und seine Zuständigkeit anerkennen, um so mehr dürfen wir aussprechen, daß der Gang der weitern Verhandlung der Würde eines Gerichtstages auf deutschem, auf christlichem Boden nicht entspricht. Die rohesten Ausbrüche leidenschaftlichen Hasses, wie man sie kaum bei wilden Völkern an einem Gerichtstag findet, suchen ihres gleichen in der Geschichte. Ein alter guter Bericht, den der württembergische Historiker Sattler berührt und der sich mit der Erzählung des Klaus von Graveneck wohl vereinigen läßt, macht wahrscheinlich, daß Michael Sattler zweimal einen Anlauf zur Verteidigung machte, ohne daß es ihm gelang, zum Worte zu gelangen. Wie es scheint, war der Gerichtshof nicht schlüssig, ob er auf der Bestellung eines Verteidigers bestehen oder dem redegewandten, theologisch wohlbeschlagnen Mönche das Wort zur Verteidigung sämtlicher Angeklagten lassen sollte. Jedenfalls verging einige Zeit, ehe die Verhandlung mit den Angeklagten wieder aufgenommen wurde. Darum verlangte Sattler nun eine Wiederholung der Anklage nach dieser Unterbrechung. Das Begehren war überraschend, der Schultheiß widersprach. Sattler verlangte eine Entscheidung durch den Gerichtshof. Dieser zog sich zur Beratung zurück, kam aber zu keiner Entscheidung, da er offenbar Sattlers Begehren ungewöhnlich, aber nicht unberechtigt fand. Er wollte aber die Wiederholung nur zulassen, wenn der Anwalt darein willige. In dieser peinlichen Lage wußte sich der Schultheiß von Rottenburg nicht zu helfen. Darum trat jetzt der Stadtschreiber von Ensisheim für ihn ein. Dieser bemerkte in ganz ungerechtfertigtem Hohne, Sattler rühme sich des heiligen Geistes. Davon könne er jetzt eine Probe geben. Der heilige Geist werde ihm die Artikel wohl sagen können. Sattler ließ sich durch diesen, man kann es nicht anders nennen, frivolen Witz nicht beirren, sondern bat in würdigem Ton, man möge ihm die Bitte nicht abschlagen, die Artikel beträfen ihn ja nicht allein, und ihren Wortlaut kenne er nicht mehr. Jetzt ließ sich der Anwalt, damit Sattler nicht über ungerechte Verkürzung klagen könne, zu einer mündlichen Wiederholung der Anklage herbei. So wurde denn die Anklage noch einmal summarisch vorgetragen.

Hierauf bat Sattler um Erlaubnis, sich mit den andern Angeklagten besprechen zu dürfen. Offenbar that er dies, um sich förmlich zur Verteidigung aller Angeklagten bevollmächtigen zu lassen. Diese willigten ein, und so konnte Sattler jetzt seine Verteidigung beginnen. Was er vorbringt, ist durchaus sachlich gehalten. Schlicht, würdig und gewandt sprach dieses Mönchlein wie ein geborner Advokat, aber überall spürte man ihm heiligen Gewissensernst und Todesmut an. Noch einmal begann Sattler die Zuständigkeit des Gerichtshofes zu bestreiten, denn nur auf dem Wege der freien Ueberzeugung wäre diese Sache auszutragen. Er hatte damit von seinem Standpunkte recht, und die ganze gebildete Welt giebt ihm heute Beifall; aber den Richtern, den Kindern der alten Zeit, mußte sich die Sache in anderm Lichte darstellen, da sie der römischen Kirche angehörten. Hier giebt es kein Recht der freien Ueberzeugung, sondern nur das löbliche sacrificium intellectus. Dann wandte er sich zum grundlegenden ersten Artikel und bestritt die Behauptung, daß die Wiedertäufer den kaiserlichen Mandaten ungehorsam seien. Der Beweis, den Sattler negativ und positiv führte, wurde ihm scheinbar leicht. In negativer Richtung wies Sattler darauf hin, daß die Mandate die lutherische Lehre verbieten, die Täufer aber haben mit Luther nichts gemein. Und es ist wahr, die Täufer ließen sich unter den Wortlaut der Mandate nicht ohne weiteres unterbringen. Aber der Sinn der Mandate war klar: mit der Lutherei sollte jede Abweichung vom alten Glauben verboten sein: auch Reiblin, das Haupt dieser schwäbischen Täufer, war für Ferdinand nur ein „verleugneter lutherischer Pfaffe.“ Wußte Sattler sich die zu enge Begriffsbestimmung der Mandate zu nutze zu machen, so suchte er nun gar zu erweisen, daß die Täufer sich eines besondern Gehorsams gegen die Mandate rühmen können, denn diese verlangen ja, daß man dem Evangelium und Worte Gottes anhange, und die Täufer wollen ja nichts andres und gründen sich nur auf das Evangelium. Damit hatte Sattler ganz recht, nur verstanden die Mandate das Evangelium und Wort Gottes im Sinne der römischen Kirche. Aber dem advokatischen Talente Sattlers machen seine Ausführungen alle Ehre. Auf die Widerlegung der Anklagen in Betreff der Heiligen und der Sakramente brauche ich nicht näher einzugehen. Sattler hatte hier als bibelfester Mann leichte Arbeit; seine Sakramentslehre bewegt sich wesentlich in den Bahnen der schweizer Theologen, wonach die Sakramente nur Zeichen sind. Da auch die Taufe nur Zeichen, „gewisse Kundschaft von etwas Vorhandenem“ ist, so kann sie nur eintreten, wenn der Glaube da ist. Die Begründung der Eidesverweigerung machte sich Sattler etwas zu leicht, indem er sich einfach auf das Wort des Herrn berief: Eure Rede sei Ja Ja, Nein Nein. Denn es ist nicht zu leugnen, daß jenes Herrenwort seine Spitze gegen andre Schwüre richtet, als gegen den Eidschwur vor der Obrigkeit.

Nun wandte er sich zu den gegen ihn persönlich erhobenen Anklagen. Seinen Austritt aus dem Kloster und seine Verehelichung suchte er zuerst als biblisch berechtigt zu erweisen und setzte dafür wohl zu viel Verständnis bei seinen Richtern voraus. Anders mußte sein Hinweis auf die grobe Unsittlichkeit der Geistlichkeit, auf ihre Pracht, Täuscherei, Neid, Wucher und ihre große Unkeuschheit wirken. Dem einen hatten die Geistlichen sein Weib, dem andern seine Tochter, dem dritten seine Magd zu Unehren gebracht. Dieser Beweis für die Nichtigkeit des Zölibats mußte auch für die Richter verständlich sein.

Jetzt ging er auf die gefährlichste Anklage über, die ihn des Hochverrats und Reichsverrats beschuldigte. Aus dem Gebot: Du sollst nicht töten! leitete er kurzweg das Verbot des Krieges ab, was ein wenig rasch zugefahren war. Der Christ

*) Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen, 2, 208.

habe gegen den Türken und andre Verfolger keine andre Waffe als das Gebet um Gottes Schutz. Den ihm zur Last gelegten Satz, daß er lieber gegen Christen als gegen Türken ziehen wolle, gab er in lobenswerter Offenheit, aber als nur bedingt ausgesprochen zu. „Der Türke weiß nichts vom christlichen Glauben, ihr aber wollt Christen sein und verfolgt doch die frommen Zeugen Christi; ihr seid darum schlimmer als die Türken. Denn der Türke ist ein Türke nach dem Fleisch, ihr aber seid Türken nach dem Geist und wäret darum, wenn der Krieg berechtigt wäre, mehr zu bekriegen als jene.“ Man kann nicht verkennen, daß diese Worte einen Stachel im Gewissen seiner Richter zurücklassen mußten.

Der Schluß seiner Rede wendet sich mit der vollen Wucht heiligen Gewissensernstes an die Richter. Er hielt ihnen den hohen Beruf der Obrigkeit vor, als Gottes Dienerin die Bösen zu strafen und die Guten zu schirmen, und ihre ernste Verantwortung. Mit dem Mute eines guten Gewissens fordert er genaue Untersuchung, denn sie könne nur zu Tage bringen, daß die Täufer nie weder mit Worten noch Werken, weder in Aufruhr noch Empörung oder sonstwie gegen die Obrigkeit gehandelt. Darüber, ob der Täufer Lehre ein Thun wider Gottes Wort sei, würden die Richter kaum entscheiden können, da sie weder Gottes Wort je gehört noch gelesen. Darum möge man die Gelehrtesten berufen und sie aus der Schrift überweisen lassen. Würde ihnen je wirkliche Verschuldung nachgewiesen, so wollten sie gern dafür Strafe leiden.

Schauen wir noch einmal zurück auf die ganze Rede Sattlers, so werden wir unwillkürlich von Bewunderung für diesen Mann erfüllt. Bei allem theologischen Abstand in der Lehre erkennen wir in ihm einen treuen Zeugen der Wahrheit. Unwillkürlich erinnert uns der Mönch, der am 17. Mai 1527 zu Rottenburg vor seinen Richtern stand, an den Mönch im Kaisersaal zu Worms. Es ist derselbe heilige Ernst, dieselbe treue Gewissenhaftigkeit, dieselbe Todesfreudigkeit, nur daß der Wittenberger Mönch eine größere Erkenntnis der Wahrheit, einen weitern Blick für das wirkliche Leben und die Aufgaben des Christen in der Welt hatte, als der Mönch aus dem abgelegnen Schwarzwaldkloster St. Peter. Aber die Richter hatten für den heiligen Ernst in den Worten des Mönches keinen Sinn, sie suchten des tiefen Eindruckes, den Sattlers Worte machten, sich zu erwehren, indem sie die Köpfe zusammensteckten und lachten, als Sattler mit der Hoffnung schloß, sie würden sich belehren und bekehren lassen.

Der Stadtschreiber von Ensisheim fuhr mit rohen Schimpfworten gegen Sattler los: Ja du ehrloser Bösewichtsmönch, sollte man mit dir disputiren? Der Henker soll mit dir disputiren, das glaube mir! Dann beschuldigte er ihn, die andern verführt zu haben. Die kurzen treffenden Antworten Sattlers, sein unerschütterlicher Gleichmut und seine würdige Haltung versetzten den Stadtschreiber zuletzt in solch rasende Wut, daß er sich ganz vergaß und rief: Ja du verzweifelter Erzketzer, du Bösewicht, ich sage dir, wenn kein Henker hier wäre, wollte ich dich selbst henken, und vermeinte, Gott damit einen Dienst zu thun! — worauf Sattler kurz erwiederte: Gott wird uns richten.

Der Gerichtshof dachte nicht an eine Widerlegung oder gerechte Würdigung der Rede Sattlers. Aber man schien sich über das fernere Verfahren nicht ganz klar zu sein. Der Stadtschreiber begann mit Sattler lateinisch zu reden. Er hielt es für besser, wenn die Beisitzer nicht alles verstünden. Auch Klaus von Graveneck, dessen ritterliches Latein etwas schwach bestellt sein mochte, konnte jetzt dem Gange der Unterredung nicht folgen; er konnte nur verstehen, wie sie Sattler mit dem einen Worte schloß: Judica. Sattler sah ein, daß alles weitere Reden nutzlos sei, und wollte eine Entscheidung herbeiführen. Wirklich wandte sich der Stadtschreiber an Graf Joachim und die übrigen Richter und bat um ein Endurteil, denn Sattler höre doch nicht auf mit seinem Geschwätz. Darauf fragte Graf Joachim Sattler, ob er seine Sache „zu Recht setzen,“ d. h. der Entscheidung des Gerichts unterwerfen wolle. Noch einmal bestritt Sattler die Kompetenz des Gerichtshofes. Wenn aber ihm und seinen Mitangeklagten der Rechtsweg nicht erspart



werden könne, so wollen sie alles leiden, was ihnen auferlegt werde, aber an ihrem Glauben an Christum festhalten, so lange noch ein Odem in ihnen sei, es sei denn, daß sie mit der Schrift überwiesen würden. Da fuhr der Stadtschreiber noch einmal los: Ja der Henker wird dich überweisen, der wird mit dir disputiren! Auf diese rohe Berufung an die nackte Gewalt antwortete Sattler kurz: Ich appellire auf die Schrift.

Jetzt erhoben sich die Richter und zogen sich in die Nebenstube zurück, um das Urteil zu schöpfen. Anderthalb Stunden währte ihre Verhandlung. So siegesgewiß der Stadtschreiber im Saale gesprochen hatte, so muß es doch noch Schwierigkeiten gegeben haben, bis die Richter sich zu dem fluchwürdigen Urteil entschlossen, das Sattler verkündigt werden sollte. In der Zwischenzeit waren Sattler und die Täufer mit den Kriegsknechten allein. Was sich jetzt abspielte, erinnert lebhaft an jene Szenen aus der Leidensgeschichte, da unser Heiland den Kriegsknechten überlassen war. Der Ton, in dem der Anwalt der obersten Gewalt mit Sattler geredet, fand jetzt seinen Wiederhall bei den Kriegsknechten. Auf Klaus von Graveneck machten diese Vorgänge einen unauslöschlichen Eindruck; er konnte sich nicht verbergen, mit einem Mörder hätte man Mitleid gehabt, aber nicht mit den Täufern. Der eine rief Sattler zu: Wenn du davon kommst, will ich an dich glauben, der andre zog ein Schwert, das auf dem Tische lag, aus der Scheide und sagte: Damit wird man mit dir disputiren. Unbegreiflich war den Kriegsknechten, daß Sattler das behagliche Dasein eines Mönches, „eines Herrn“ aufgegeben. Sattler antwortete hierauf: Ja, ich wäre nach dem Fleisch ein Herr geblieben, aber es ist besser so.

Nunmehr traten die Richter wieder ein. Lautlose Stille verriet die allgemeine Spannung, als Sattler sein Urteil verkündigt wurde. Dasselbe lautete: Zwischen dem Anwalt Seiner kaiserlichen Majestät und Michael Sattler ist zu Recht erkannt, daß man ihn dem Henker an die Hand geben soll. Der soll ihn auf den Platz, [d. h. Marktplatz] führen und ihm allda zuerst die Zunge abschneiden, ihn dann auf den Wagen schmieden und ihm zweimal mit einer glühenden eisernen Zange Stücke aus dem Leibe reißen und ihm auf dem Wege zur Malstatt noch weitere fünf solcher Griffe geben. Danach soll er seinen Leib als den eines Erzketzers zu Pulver verbrennen.

Erfaßt uns nicht kaltes Grauen vor diesem Bluturteil, vor der unmenschlichen Grausamkeit, mit der die Todesqual verschärft war? Wir fragen uns: Wie war es möglich, daß je ein Mensch solche Qualen ersann? Die ganze Roheit, die sich aus dem Gerichtswesen des Mittelalters ins sechzehnte Jahrhundert herübergerettet hatte, tritt hier zu Tage. Es ist nicht zu leugnen, daß auch evangelische Fürsten und Städte Täufer später hinrichten ließen, aber sie hatten zuvor ernstliche, klare Verbote der Wiedertäuferei ergehen lassen, die nun als Uebertretung der Landesgesetze bestraft wurde, und nirgends auf evangelischem Boden hat man Wiedertäufer so roh und grausam gerichtet, als wir es hier sehen.

Sattler blieb ungebeugt. Statt an sich selbst zu denken, erfaßte ihn das Mitleid mit dem, der ihm zunächst für das Urteil verantwortlich schien, mit dem Schultheißen. In einer Unterredung unter vier Augen hielt ihm Sattler vor, wie er widerrechtlich, ohne überwiesen zu sein, verurteilt worden sei, und mahnte den Schultheißen, Buße zu thun. Dann wurde er wieder ins Gefängnis abgeführt. Man gönnte ihm noch drei Tage Frist. Reiblin wird recht haben, wenn er sagt: Was Angst, Kampf und Streit Fleisch und Geist in diesen drei Tagen mit einander gehabt, ist unbegreiflich.

Mit den Seinen hatte Sattler noch ein Zeichen verabredet, das ihnen noch auf dem Scheiterhaufen seine Treue kund thun sollte. Am Dienstag den 21. Mai wurde das Urteil ausgeführt. Verzichten wir auf eine Beschreibung der Hinrichtung. Es erscheint uns als ein Vorzug des bekannten Romans „Die spanischen Brüder,“ daß die Marter der Unglücklichen nicht ausgemalt wird. Es genügt uns zu wissen, daß das Urteil in seiner ganzen Schärfe vollstreckt wurde.

An jenem Morgen sah man zu Rottenburg auf dem Markte und auf der Richtstätte einen Mann angesichts des martervollen

Todes beten für seine Richter und Verfolger, das Volk zur Gottesfurcht ermahnen, mit zerrissenem Leib den Schultheißen an jene Unterredung vom Freitag erinnern. Der Schultheiß erwiederte darauf trotzig, Sattler solle sich selbst um Gott bekümmern. Als er mitten im Feuer stand, und die Stricke an seinen Händen durchgebrannt waren, erhob er noch einmal seine beiden vordersten Finger als Abschiedszeichen für die Seinen, betete und entschlief. Man braucht den Eindruck von Sattlers Ende nicht noch durch erdichtete Wunderzeichen, wie dies Reiblin thut, zu erhöhen, als ob in der Nacht nach Sattlers Tode Sonne und Mond drei Stunden lang am Himmel gestanden, und darauf sei etwas mit goldnen Buchstaben geschrieben gewesen.

Es ist Thatsache, Sattler starb als ein treuer Zeuge seiner Glaubensüberzeugung. Am Mittwoch folgte ihm seine Frau. Man hatte dem schwachen Weibe Gnade angeboten und sie auf jede Weise abwendig zu machen gesucht, aber die mutige Frau blieb fest, und so wurde sie im Neckar ertränkt. Auch mehrere andre Täufer starben mutig, so der St. Galler Kürschner Hiller, der die angebotene Gnade mit den Worten zurückwies: wenn er sieben Köpfe hätte, wollte er sie alle um Christi willen darbieten.

Ein Schrei des Entsetzens ob diesem Blutgericht ging durch Süddeutschland. Dem gut katholischen Chronisten Hug von Villingen zitterte noch die Hand, als er schrieb: Es ging jämmerlich zu, sie starben auf ihrem Glauben. Flugschriften, die das fromme Ende Sattlers schilderten, flogen durchs Land. Die Straßburger Prediger Kapito und Butzer zeugten öffentlich von der tiefen Frömmigkeit Sattlers. Der Name Oesterreichs wurde an vielen Orten noch verhaßter, als er schon war. Gewonnen hatte Oesterreich nichts. Noch einmal hob man eine ganze Menge Wiedertäufer auf, am 17. Juli wurde ein neuer Gerichtstag gehalten. Im Lande gärte es, man mußte einen Aufstand fürchten, der Bauernjörg mußte das Land militärisch besetzen, um die Ruhe zu erhalten. Diesmal gelang es, die Gefangnen sämtlich zum Widerruf zu bringen. Aber was fliehen konnte, floh vor der österreichischen Justiz, die Gewerbe wurden aufs empfindlichste geschädigt, der Steuerkraft des Landes ungemeiner Abbruch gethan, und doch fand der Widerspruch gegen die alte Kirche offene Begünstigung in Rottenburg. Als vollends Herzog Ulrich 1534 in sein Land zurückkehrte, als Blarer in Tübingen das Evangelium predigte, liefen die Rottenburger in hellen Haufen nach Tübingen. Denn was den Geist belebt und durchglüht, das läßt sich nicht mit Feuer und Schwert bekämpfen. Männer von der Geistesgröße, dem Mute der Opferfreudigkeit und Selbstbeherrschung eines Sattler, das sind die Helden, denen das Reich doch bleibt.

Vielleicht bricht auch einmal in Rottenburg der Tag an, wo man dem tapfern Blutzeugen ein Denkmal setzt, wie dem Giordano Bruno in Rom und dem Johann Hus in Konstanz. Klar hebt sich das Martyrium Sattlers vor dreihundert Jahren ab von dem sacrificium intellectus, das Rottenburg vor zwanzig Jahren erlebt hat. G B—t

## Von der Newa zum Nordkap

1. Beobachtungen eines Protestanten. 2. Betrachtungen eines Jesuiten

### 1. Beobachtungen eines Protestanten

Nordlandfahrten gehören in letzter Zeit nicht mehr zu den Seltenheiten, und mancher Reisende hat Erinnerungen und Eindrücke in Büchern oder Zeitschriften geschildert. Der Schreiber der folgenden Zeilen hatte nicht die Absicht, über seine Beobachtungen etwas zu veröffentlichen, und er will daher dem Leser ganz offen sagen, wie er trotzdem dazu gelangte. Er hat auf einer Reise, die er zu wissenschaftlichen Zwecken machte, auch manches gesehen, was ein besondres Interesse für den Geistlichen, wie für den gebildeten Christen bietet, und da die Zahl derer, die bei einer Fahrt durch Rußland und Skandinavien den evangelischen Gesichtspunkt stets im Auge behalten, vielleicht nicht allzugroß ist, dürfte hierin schon eine Berechtigung liegen, ein paar Worte zu sagen. Allein berufenern Federn hätte ich dies gern überlassen, wäre mir nicht ein Buch in die Hand gekommen, das eine Reisebeschreibung fast derselben Gegenden enthält, die ich im vorigen Jahre kennen lernte, das aber Land und Leute zwischen dem 54. und 71. Breitengrade in einer so jesuitischen Weise schildert, daß jeder evangelische Christ darüber empört sein muß. Wir glauben, es wird unsern Lesern interessant sein, aus unsern Mitteilungen zu erfahren, in wie tendenziöser Weise diese entlegenen Reisegebiete einem deutschen Lesepublikum vorgeführt werden, und wir wollen in der nächsten Nummer uns mit dieser Nordlandfahrt eines Jesuitenpaters beschäftigen. Vielleicht aber darf bei dieser Gelegenheit zunächst einiges mitgeteilt werden, was der Schreiber dieses beobachtete, und was allgemeines oder kirchliches Interesse bietet — freilich nur skizzenhaft, aphoristisch, da zu Ausführungen ihm die Muße fehlt und hier nicht der Ort ist.

Den Eindruck, den ich als Laie vom kirchlichen Leben in Rußland empfing, ist der gleiche, den jeder empfangen muß, der aus protestantischen Gebieten dorthin kommt. Man glaubt sich zum Teil nach Süditalien versetzt. Die äußern christlichen Kultusformen beherrschen das ganze öffentliche Leben; nicht nur die gewaltige Menge von Kirchen ist es, die auffällt, in Petersburg etwa 350, in Moskau über 400, nein, auch die zahlreichen Kapellchen, die Heiligenbilder mit ewigen Lampen u. s. w. erinnern uns fortwährend, daß wir in „katholischen" Gebieten sind, und rufen uns in Moskau das Wort der Frau von Staël ins Gedächtnis: Voilà Rome tatare. Man möchte sagen, das religiöse Leben tritt hier äußerlich mehr hervor als bei den romanischen Völkern: der Gebildete wie der Ungebildete, der Droschkenkutscher wie der Offizier begrüßen die zahllosen Kapellen, Bilder u. s. w. mit dem Kreuzeszeichen, sodaß man kaum einen Schritt geht, ohne eine derartige Ehrfurchtsbezeugung zu sehen. Das ganze Straßenleben gewinnt dadurch einen eigentümlichen Charakter — und selbst auf Bahnhöfen und in Gasthauszimmern findet man Votivbilder und ewige Lampen. Ich will dabei nicht verweilen. Es ist ja bekannt, welche großartigen Kathedralen in den russischen Hauptstädten sich finden, die Kasankathedrale, die in ihrem Aeußern mit den anschließenden halbkreisförmigen Säulengängen ganz und gar der Peterskirche Roms ähnelt, und die Isaakskathedrale, die bedeutendste Kirche der orientalischen Christenheit, deren goldschimmernde Kuppel meilenweit über das Meer hinausleuchtet. Aber so glänzend die Gebäude und so prunkvoll der Gottesdienst, der Eindruck, den der Protestant empfängt, bleibt immer der gleiche: die ganze Religiosität ist hier äußerlich, der Gottesdienst erinnert durchaus an jüdisch-orientalische und heidnische Gebräuche, und wenn nicht in den Gebeten hin und wieder der Name Christus vorkäme, könnte man sich in einen heidnischen Gottesdienst versetzt glauben. Auch bei andern Gelegenheiten kamen mir unwillkürlich Gedanken an das Heidentum, z. B. als ich an den Kaisergräbern die Schüsseln mit Reis, Zucker und Pflaumen erblickte, die den Totenschmaus bilden! Daß die römisch-katholische Kirche in Rußland leicht Anknüpfungspunkte findet, bedarf demnach keiner Ausführung. Das Aeußerliche, Heidnische ist eben hier wie dort vorwiegend. Von einem sittigenden Einflusse der Religion kann in Rußland nicht die Rede sein. Da aber Religion wie Staat dort untrennbar verbunden sind, kann man sich eine Umgestaltung und Besserung der Verhältnisse nur schwer denken. Ob es möglich ist, daß die evangelische Konfession dereinst dort mehr Boden gewinnt — in Petersburg giebt es schon jetzt viele Protestanten, aber die Einheit tritt, wie so oft, nicht genügend hervor (es giebt lutherische, holländisch-reformirte, deutsch-reformirte, französisch-reformirte, englische, amerikanische, schwedische, esthnische Kirchen) — das mag dahingestellt bleiben: meine persönliche Ueberzeugung allerdings ist die, daß eine neue und wahre Kultur in Rußland nur gleichzeitig mit einer religiösen Reformation erfolgen kann. Wie und wann für Rußland diese kommen wird, ist unsern Augen verborgen.

Durch meinen Beruf hatte ich besonders Gelegenheit, mich mit einigen „Wohlthätigkeitsanstalten" zu beschäftigen, deren Erwähnung vielleicht auch unsre Leser interessirt. Indem ich von Gefängnis- und Krankenanstalten absehe, von denen ich ganz treffliche sah, möchte ich nur zwei Gruppen von Anstalten erwähnen, die ich eingehend kennen lernte, nämlich, um in

unsrer Sprachweise zu reden: Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder und jugendliche Delinquenten, und Findelhäuser. Von erstern lernte ich näher kennen die Ackerbaukolonie bei St. Petersburg, das Mädchenasyl in Bolschewo bei Moskau, und das Asyl Roukavischnikoff in Moskau, das zugleich uns zu Ehren sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen (29/6) durch einen griechischen Gottesdienst, französische Festreden und ein russisches Diner feierte. Es ist gewissermaßen Prototyp aller Zwangserziehungsanstalten in Rußland und kann 133 Knaben aufnehmen (zur Zeit 120). Ebensoviele finden sich in der genannten Ackerbaukolonie. In sämtlichen bisher bestehenden Anstalten finden zur Zeit etwa 800 Kinder Aufnahme. Die besichtigten Anstalten erinnern in vieler Beziehung an das „Rauhe Haus." Die Erfolge sind allem Anschein nach nicht sehr günstige. Ganz erstaunlich für den deutschen Verwaltungsbeamten sind die Kosten (wobei jedoch zu erwägen, daß in Rußland überhaupt in Bezug auf Preisverhältnisse und Dienstpersonal ein andrer Maßstab anzulegen ist). Auf jene 800 Kinder kommt ein Personal von 248 Personen. Die Ausgaben für das Asyl Roukavischnikoff, wo das Personal über 30 Personen umfaßt, betrugen im letzten Jahre etwa 40000 Rubel, in Bolschewo für 30 bis 40 Mädchen 1367 Rubel, da für sie 12 Personen thätig sind und sie allem Anschein nach weder nähen noch waschen lernen. Den seltsamsten Eindruck machen die großen Findelhäuser in Petersburg und Moskau. Man kann sich die Großartigkeit dieser Anstalten kaum vorstellen. Sie erhalten einen Staatszuschuß von mehreren Millionen Rubeln, die aus dem Ertrag des Spielkartenverkaufs herrühren. Die Zahl der in Moskau jährlich aufgenommenen Säuglinge beträgt etwa 17000 (in Petersburg 10000). In Erstaunen wird es den Leser setzen, zu vernehmen, daß alle diese Kinder durch Ammen genährt werden — dauernd befinden sich in jeder der Anstalten etwa 1000 Ammen, alle mit Kartoffeln, Schwarzbrot und Kwaß genährt, alle gleich gekleidet, in langen Reihen vor dem Besucher aufmarschirt. Die Anstalten zahlen den Ammen 4 bis 13 Rubel monatlich. Wir erfuhren, daß trotz dem kolossalen Bedarf es nie an Angebot fehle, und daß sehr häufig die Mütter ihre eignen Kinder einlieferten, um sie dann gegen Bezahlung zu nähren. Da muß einem natürlich der Gedanke kommen, welche Unsittlichkeit durch diese Anstalten begünstigt wird. Die Einlieferung geschieht ohne jede Förmlichkeit, nur wird gefragt, ob das Kind getauft sei; wenn dies nicht der Fall ist, wird die Taufe sofort vorgenommen. Der Ueberbringer erhält eine Marke mit Nummer, gegen deren Vorweisung das Kind ausgeliefert wird. Es wird behauptet, diese Anstalten seien aus bevölkerungspolitischen Gründen ins Leben gerufen; diese scheinen in der That auch obzuwalten: man sieht z. B. besondre Vorrichtungen, die, ich kann nur sagen, mich geradezu an die künstlichen Fischzuchtanstalten erinnerten: Brutkästen für zu früh geborne Kinder, geschloßne Kübel unter Dampfheizung, ein wahrhaft jämmerlicher und widerlicher Anblick. Mag es auch richtig sein, daß das dünnbevölkerte Zarenreich noch viele Menschen brauchen kann, so dürfte doch der Zweck der Volksvermehrung hier nicht erreicht werden. Es ist mir nicht recht begreiflich, wie man immer noch diese „bevölkerungspolitischen" Gründe verteidigen kann. Denn ein Blick in die Statistik der beiden Anstalten belehrt uns, daß von den bisher eingelieferten 1293317 Kindern 996303 im ersten Lebensjahre starben; kein Wunder, da, um für den fortwährenden Nachschub Raum zu schaffen, die Kinder oft schon nach sechs Wochen an Nährmütter auf die Dörfer gegeben werden, wo sie größtenteils sterben. Hier also giebt es nur ein Radikalmittel, daß man diese Anstalten einfach schließt und dadurch dauernder Unsittlichkeit den Wurzelboden entzieht.

Doch fort von diesen unerquicklichen Bildern. Viele teilen das frohe Gefühl, das den Reisenden beseelt, der die Fluten der Newa hinab gen Westen gleitet. Wie anders ist schon der Blick der Augen, der Tonfall, die Begrüßung in Finnland, jenem armen Lande, dessen Russifizirung gegenwärtig mit der der Ostseeprovinzen gleichen Schritt hält. Nach wenigen Tagen Seefahrt befinden wir uns in der Stadt Gustav Adolfs und weilen in feierlicher Stimmung in der Riddarholmskirche vor dem einfachen grünen Marmorsarkophage mit der einfachen Inschrift: Gustavus Adolphus Magnus, und dann eilen wir weiter zum Nordland, dessen Besuch leider allzu häufig auf einem jener schwimmenden Hotels (Touristendampfer) ausgeführt wird, auf denen man eine nicht viel andre Gesellschaft als etwa im Berliner Lessingtheater antrifft und vom nordischen Volksleben wenig kennen lernt.

Es kann die „Christliche Welt" nicht den Raum bieten, um die Beobachtungen niederzulegen, die sich auch hier vielfach über soziale Verhältnisse und gemeinnützige Einrichtungen machen ließen. Da böte das Interesse des norwegischen Volkes für unsern „Arbeiterkaiser," wie man ihn dort meist nennt, schon einen Anknüpfungspunkt; auch über das Gothenburger System zur Bekämpfung der Trunksucht, über die praktische Verwirklichung des irischen Gefängnissystems in der Strafanstalt zu Drontheim, über die Aussätzigenspitale dort, in Bergen und in Molde würde manches allgemeines Interesse bieten. (Der Aussatz, lepra, wie er in der Bibel geschildert wird, hat sich in den nördlichen Gebieten unsers Erdteils erhalten; dort giebt es noch über 1000 solche Unglückliche.) Doch ich muß mich auf ein paar Andeutungen über kirchliches Leben beschränken.

Dieses bietet naturgemäß zufolge der ausgedehnten Diözesen große Eigentümlichkeiten. Man behalte stets im Auge, daß der schmale Streifen „Nordland und Finnmarken" einen größern Flächenraum als Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen zusammen umfaßt und doch nur etwa 100000 Einwohner hat. Meilenweit kommen die Pfarrkinder zum Gottesdienste, in Norwegen mit Booten, in Nordschweden zu Wagen. Daher befindet sich dort vielfach zwischen Kirche und Pfarrhof eine ganze Flucht offner Ställe, in denen je für ein Pferd Platz ist, zur Unterbringung der Tiere während des Gottesdienstes. Dieser ist meist ziemlich lang ausgedehnt, wohl darum, weil eben die Kirchgänger nach den langen beschwerlichen Wegen auch eine längere Andacht wünschen. Der Pfarrer, fast der einzige Gebildete, ist hier selbstverständlich ganz besonders der Vertrauensmann des Volkes; die Geistlichen haben dort noch einen nicht unbedeutenden Einfluß, auch darum, weil sie vielfach mit den bessern Familien verwandt oder verschwägert sind (sehr häufig findet man unter den Familienbildern das eines Geistlichen); und Gestalten, wie der von Th. Mügge in Afraja geschilderte Klaus Hornemann, sind wohl auch heute unter ihnen nicht selten. Wo ich in einem Bauernzimmer war, sah ich stets Bibel und Gesangbuch. Daß der Romanismus auch hierher, wo ein ihm fremder schlichter religiöser Sinn herrscht, seine Fühler ausstreckt, wird der nächste Artikel zeigen; vorläufig sei nur bemerkt, daß der Anknüpfungspunkt kein idealer ist — es ist der Fisch, auf dem der Geschäftsverkehr des Nordlandes beruht. Tausende von Zentnern getrockneter Fische gehen alljährlich nach dem Süden, und zwar hauptsächlich nach den römisch-katholischen, die Fastengebote streng befolgenden Ländern; dadurch ergiebt sich von selber eine Anbahnung von Beziehungen zwischen dem Nordlande und romanischen Gebieten. Einen Punkt sei aber schließlich noch zu erwähnen gestattet. Es ist bekannt, daß sich in Norwegen eine Kirchenbaukunst entwickelt hat, die in Europa ganz vereinzelt dasteht: nämlich die der Holzkirchen. Es existiren noch etwa fünfzehn ältere sogenannte Stavekirchen (Stabkirchen), deren Bauart ganz eigentümlich und für deren kunsthistorische Würdigung hier nur auf Baedeker S. 166 verwiesen werden kann. Auch in der Gegenwart wird in Holzbauten Außerordentliches geleistet, und das berühmte Hotel Stahlheim, in dem unser Kaiser alljährlich wohnt, ist z. B. ganz aus Holz gebaut. Mir kam der Gedanke, den ich allen Freunden des Gustav-Adolf-Vereins hierdurch unterbreiten möchte, ob es nicht möglich wäre, solche Holzkirchen bei uns wieder mehr einzubürgern. Da die Feuersgefahr im Vergleich zu Hotels u. s. w. bei den auf freien Plätzen liegenden und nur am Tage benutzten Kirchen gering, das Holz aber sehr widerstandsfähig ist und die nordischen Holzkirchen allen Unbilden der Witterung getrotzt haben, dürfte der Gedanke immerhin zu erwägen sein. In Deutschland ist die Kirche Wang im Riesengebirge bekannt, die Friedrich Wilhelm IV. aus Norwegen kommen ließ. Die bedeutendste Firma in Drontheim, deren Musterbuch ich einsah,

liefert eine sehr hübsche Kirche (etwa 6 bis 800 Sitzplätze) für 40000 Kronen (45000 Mark) fix und fertig zum Export, sodaß sie nur aufgeschlagen zu werden braucht. Da bei uns die Klage über zu teure Kirchenbauten ganz berechtigt ist — man könnte oft mit den für eine Kirche verwendeten Bausummen neun bis zehn solche Holzkirchen herstellen! — sollte man einmal den Versuch machen. Am besten freilich, wenn vielleicht einer unsrer Leser gerade die genannte Summe für diesen Zweck bereit hat. Man versuche es einmal mit einer Sammlung für eine solche erste Gustav-Adolf-Kirche, die möglicherweise viel Nachahmung findet!

Doch für heute genug: die wenigen Bemerkungen zeigen schon, daß eine Nordlandfahrt auch dem evangelischen Christen vielseitige und besondre Anregung bietet. Am wesentlichsten ist aber wohl, daß man dort so recht das Gefühl bekommt — ganz im Gegensatz zu Rußland —, wie die Religion auf den gesamten Volkscharakter mächtig eingewirkt hat. Ein arbeitsames, bescheidenes, thatkräftiges, durchaus biederes, christliches Volk ist das norwegische; ein tiefer religiöser Sinn durchdringt das ganze Volk; alle jene Unsittlichkeit und Trägheit, die der Romanismus im Gefolge hat, sind dort unbekannt. Eine neue Lebensanschauung wird aber insbesondre jeder Großstädter mit nach Hause bringen, der da gesehen hat, in wie bescheidenen, einfachen und glücklichen Verhältnissen jene Bevölkerung aufwächst, schon früh bestimmt zu Meerfahrt und Fischfang, oft in entlegenen Schluchten wohnend, in die über sechs Monate des Jahres kein Lichtstrahl dringt, von Jugend auf an die monatelange Nacht des Winters gewöhnt. Des Kaisers Wort, am 5. März 1890 ausgesprochen, das dem Werke Güßfelds als Motto diente, möge auch hier den Schluß bilden. „Wer jemals einsam auf hoher See, auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von meinen Landsleuten möchte ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzungen, und das thut uns allen Not.“ Ja wahrlich, eindringlich predigt die gewaltige Natur, Felsen und Gletscher, Meer und Mitternachtssonne, und ebenso eindringlich das gesamte Volks- und Familienleben: Genügsamkeit, Selbsteinkehr, Gottvertrauen, ein im Getriebe unsers Lebens, an der Wende des Jahrhunderts, in Weltgewühl und Zeitenwahn so notwendiges: Pax vobiscum! v K

---

## Die Florenzer Tagung der Evangelischen Allianz in italienischer Beleuchtung

Aus Rom

1

Als Herr Arnold, der Sekretär des englischen Zweiges der Allianz, vor einem Jahre nach Florenz, Rom und Neapel kam, um wegen der Wahl einer italienischen Stadt für die Versammlung mit den Freunden zu beraten, war die einstimmige Antwort: Wir sind zu klein und arm, zu schwach und gering, um eine solche Versammlung würdig zu empfangen. Aber das Widerstreben nützte nichts. In verschiednen maßgebenden Kreisen war offenbar die Hoffnung lebendig, schon durch die Wahl einer italienischen Stadt an sich dem Evangelium einen großen Dienst zu thun, und so war man denn auch großmütig bereit, selbst zu ersetzen, was den Gastfreunden mangelte. In hochherzigster Weise hat das englisch-amerikanische Komitee dies vollauf durchgeführt. Nicht nur hat es den durchschnittlich mittellosen evangelischen Gemeinden keine Kosten auferlegt, sondern es hat ihnen noch obendrein einen sorgenfreien Mitgenuß der dargebotenen geistlichen Erquickung ermöglicht. Die dadurch den so oft auf einsamer Stelle der Gemeinschaft entbehrenden Evangelisten gewordne Anregung, den Segen des gemeinsamen Gebetes, die Erfrischung persönlichen Austausches, Stärkung und Erhebung an den gemeinsamen Aufgaben der Christenheit ist gar nicht zu messen und in wenigen Worten zu schätzen. Aber der Vatikan



hat seine Ansicht über die evangelischen Kirchen nicht geändert, und das große Publikum hat sich nicht darüber zu belehren gesucht.

Dem Katholizismus gegenüber hat sich die Versammlung im ganzen sehr zurückhaltend benommen. Ganz vereinzelte Ausfälle abgerechnet, die wie bei Gelegenheit der Madiai ihre Spitze eher gegen die politische als die religiöse Bedrückung vergangner Tage wandte und in Cabreras spanischer Rede in den Umständen lagen, sind alle in den Schranken der höflichsten Sitte geblieben, ja D. Schaff aus New-York verriet eine historische Zärtlichkeit für Rom, die befremden konnte, und in der Rede des Hofpredigers Stöcker erfuhren die „katholischen Brüder“ die volle Milde des deutschen paritätischen Staates. Dafür hat die katholische Presse alle ihre Bosheiten und Tücken entfaltet; zuerst um zu verhindern, später, um verächtlich zu machen, vor allem auch, um die Anwesenheit von Italienern dabei möglichst zu verhüllen und das Ganze als eine Sache der Fremden darzustellen.

An dem Tage, wo in Amerika über einen Besuch der Versammlung in großem Stil an allen bedeutenderen Orten verhandelt wurde, waren alle Zeitungen voll haarsträubender Mitteilungen über eine Typhusepidemie in Florenz.

Als am Montag der Festwoche das Antworttelegramm des Königs auf die ehrerbietige Begrüßung der Versammlung eingetroffen war, druckte der Osservatore Romano beide in folgender Weise ab:

Italienische Katholiken und heterodoxe Fremde,

Während es oft große Schwierigkeiten hat, Katholikenkongresse von italienischen Katholiken zu stande zu bringen, können die Protestanten und heterodoxen Fremden nicht nur ungehindert, sondern mit der größten Feierlichkeit Versammlungen*) halten inmitten der Halbinsel und in jener Stadt, die auf dem Höhepunkt ihrer Größe und ihres Ruhmes sich Jesus Christus zum König erwählte; aber den Jesus Christus des Petrus vor alters, nicht den neuen Christus Luthers.

Wie bekannt, hat sich in Florenz die sogenannte Evangelische Allianz versammelt, die, unter Akatholiken zu stande gekommen, durchaus akatholische Zwecke verfolgt. Unter den übrigen klar in ihren Statuten ausgesprochenen Zielen befindet sich das vornehmlich erwähnte, „gegen die Uebergriffe des Papismus zu wirken, ihn sowohl als den Unglauben, kurz jede Form des Aberglaubens, Irrtums und der Gottlosigkeit zu befehden, die gegen das Evangelium streiten.“

Als erste Handlung hat diese Allianz, die den mit der katholisch-apostolisch-römischen Kirche identischen Papismus zu zerstören sich vornimmt, einen Gruß und eine Huldigung an König Umberto geschickt, an den Hüter und Wächter der von ihm beschworenen Verfassung, worin es heißt, die katholische Religion sei die Staatsreligion; an den Fürsten, der noch kürzlich den Volksvertretern bezeugte, er liebe und ehre die Religion seiner Väter.

Die evangelisch-antipapistische Huldigung lautet:

Die von zwanzig verschiedenen Völkern beschickte, zum erstenmal in Italien tagende Evangelische Allianz eröffnet eben ihre neunte allgemeine Beratung und sendet zuerst ihre ehrerbietigen Huldigungen an Se. Majestät, den König Umberto. Eingedenk, daß sie vor vierzig Jahren die Sache evangelischer verfolgter Christen in dieser selben Stadt Florenz vertreten, preist sie Gott für die bürgerliche und religiöse Freiheit dieses schönen Landes und erbittet vom ewigen Gott Frieden, Wohlstand und die Fülle himmlischer und irdischer Segnungen für das italienische Volk und seinen geliebten Fürsten.

Die Antwort des Königs von Italien, des Landes, in dem allein die katholische Religion zu Recht besteht, lautet:

Seine Majestät der König hat mit lebhafter Befriedigung die Grüße und Huldigungen empfangen, welche ihm die Vertreter einer religiösen Ueberzeugung senden, die er in ihren Alpenthälern seinem Herzen so teuer, seinem Hause so anhänglich und treu weiß. Unser erhabener Herrscher dankt insbesondre den bei dieser Gelegenheit herbeigekommenen Fremden für ihre Segenswünsche für Italien; er freut sich, wenn sie heimkehrend in ihren Familienkreis liebreiche Eindrücke von Italien mitnehmen, wo man ihnen ein freundliches Gedächtnis widmet. Seine Majestät der König spricht der gesamten Konferenz sein wärmstes und herzlichstes Wohlwollen aus.

Der General-Sekretär Rattazzi.

Wir drucken beide Schriftstücke wörtlich ab, einmal als Beitrag zur Tagesgeschichte, nicht minder aber zur Belehrung für solche, die Aergernis daran nehmen oder darüber klagen, daß die italienischen Katholiken vom Volk und auf dem Gebiet der Demokratie die wahre Freiheit des Papstes und die wahre Einheit Italiens erwarten, und nicht von diesem Monarchismus, der das religiöse und politische Haupt Italiens und der Italiener gefangen hält.

Der ganze Konflikt, der ganze unversöhnliche Zwiespalt tritt hier unverhüllt in seiner Gehässigkeit zu Tage. Möchte

*) Das gebrauchte Wort Conciliaboli hat eine häßliche Bedeutung: „Versammlung anrüchiger Leute.“

doch der deutsche Protestantismus etwas daraus lernen. Jedes Mittel ist recht, wenn nur das Papsttum triumphirt.

Aehnliche Auslassungen enthielt das Organ des Erzbischofs von Florenz, die Unione cattolica, indem sie zugleich einen Leitartikel über die Selbstauflösung und innere Fäulnis des Protestantismus brachte, in dem Aeußerungen von Vinet und andern evangelischen Christen reichlich zitirt waren. Den häßlichsten Flecken auf der Allianz nannte sie die Thatsache, daß dieselbe ketzerische Priester wie den Spanier Cabrera gastlich aufnehme.

Doch gelang es nicht Stadt und Land zu erregen. Die eisige Gleichgiltigkeit, mit der Florenz und die übrigen großen Städte die ganze Erscheinung ignorirten, hat selbst Kenner des Landes in Erstaunen versetzt. Wohl hatten die Nazione und der Corriere Italiano vortreffliche Berichte aus berufener Feder, ebenso wie der Caffaro von Genua und der Capitan Fracassa von Rom. Aber die das höchste intellektuelle Leben der Nation vertritt, die Nuova Antologia, welche sonst kein Ereignis von geringerer Bedeutung unbeachtet läßt, hat in ihrer Wochenschau auch nicht ein Wort für diese Weltversammlung. Die großen politischen Zeitungen Roms und Neapels verhielten sich geradezu ablehnend. Außer dem Agitator Sbarbaro nahm nur eine Wochenschrift: La Domenica fiorentina Kenntnis von dem Ereignis, in einer Form anmutiger Höflichkeit, die zu Dank verpflichtet.

Andre nicht minder angenehme Gäste haben ein Anrecht auf unsern Willkommengruß. Die Mitglieder der Associazione evangelica, welche, obschon verschiedenen Bekenntnisses, im Glauben an Christum und in eifriger Liebesthätigkeit die Freiheit der Ueberzeugung und brüderliche Zuneigung pflegen, haben am Samstag den 4. April im Teatro Salvini ihre neunte internationale Versammlung eröffnet. Sie beabsichtigen die Grundsätze ihrer hochherzigen Genossenschaft dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen und mit Wort und Beispiel die Lehre der Nächstenliebe und religiösen Toleranz zu verbreiten.

Von allen Weltgegenden sind die Vertreter der verschiedenen christlichen Kirchen nach Florenz geeilt. Sofort, in ihrer ersten Sitzung schon, entboten sie Italien, seinem Könige und unsrer Stadt beredten Gruß, indem sie auf dies Land der Freiheit den Segen des Himmels herabflehten. Hierauf begannen sie die üblichen Arbeiten.

So beantworten denn auch wir diesen Friedensgruß mit einem brüderlichen Wort und wünschen, daß dem Werke der Associazione evangelica jener Geist der Wahrheit und Weisheit günstig sei, durch den alle Herzen sich im Glauben an Gott zusammenfinden und alle Zungen des Herrn Lob anstimmen.

Für das evangelische Publikum hat die Italia evangelica vortreffliche Dienste geleistet. Schon während des Winters gab sie zu gemeinsamen Gebetsversammlungen häufige Anregung und Anleitung. Nun gar widmete sie der Versammlung zwei ganze Nummern und faßte in der dritten den christlichen Gesamteindruck in wohlthuender Weise zusammen.

Gott hat uns das herrliche Idealbild der evangelischen Christenheit der Einheit im Geist, in der Liebe bei aller Vielgestaltigkeit der Formen von ferne schauen lassen. Auf den immerfort uns treffenden Vorwurf von der Gespaltenheit giebt die Allianz die rechte Antwort: wir sind einig in der einzig möglichen Einheit auf der Basis der Freiheit.

Ihr seid weniger, ihr seid gering und arm, heißt es. Nein, antwortet die Allianz. Die Vertreter von zwanzig Nationen, von Millionen Christen stehen hinter euch mit einer Fülle von Liebe und Hilfsbereitschaft. Das Christentum ist gut genug für Weiber und Kinder! Nein, denn hier steht die höchste Bildung im Dienste des Glaubens. Ihr habt keine Zukunft, spotteten die Feinde. Und aus allen Ländern stehen die besten Männer auf, die mit den schwierigsten Problemen unsrer Gesellschaft den Kampf wagen und uns anderseits von der Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden wunderbare Kunde bringen.

Auch durch die andern religiösen Blätter der verschiedenen Denominationen geht ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, ein Hauch herzlichen Entgegenkommens, eine Freude am Evangelium, eine Freude am Wirken für den Herrn, den wir alle liebhaben, dem wir alle gehören, daran man sich recht erquicken kann. Gott wolle dies erhalten und mehren! M S

## Quittung

Für die evangelische Gemeinde Sypniewo in Westpreußen: 5 Mk. von v B, Bellevue.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 2,50 Mk. Ueberschußrate vom Fürstenwalder Gustav-Adolph-Gedenkheft.

Für die evangelische Kirche in Rom: 302,87 Mk. durch Hofprediger E, Darmstadt.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

## Erklärung.

In der soeben von mir herausgegebenen Sammlung „Ansprachen für Evangelische Arbeiter-, Bürger-, Volks- und Männer-Vereine“ finden sich sechs Aufsätze von Herrn Dr. H. v. Schubert. Es sind dabei irrtümlicherweise vier ältere Vortragskonzepte, bezw. Skizzen (Rede zu Sedan S. 371, Johannes S. 452, Nürnberg zur Reformationszeit S. 473, Entstehung des Gustav-Adolf-Vereins S. 539) wörtlich in den Druck gegangen, ohne daß sie dem Verfasser, wie beabsichtigt, zur Durchsicht und Korrektur unterbreitet wurden, was umso gebotener gewesen wäre, als die Manuskripte nicht nur zu groben Entstellungen durch den Druck Anlaß geben konnten, sondern auch inhaltlich nicht druckreif mir zunächst auf meine Bitte zur Einsicht übergeben worden waren. Der Verfasser erklärt mir, daß er nicht imstande ist, die Publikationen in dieser Gestalt nach Form und Inhalt vor der Oeffentlichkeit zu vertreten, und ich entspreche einem Wunsche des Verfassers und einer Pflicht gegen denselben, wenn ich das hiermit zur Kenntnis bringe, indem ich das Versehen bedaure.

Lic. theol. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach

Wegen Erkrankung des bisherigen **Hauslehrers** suche ich für sofort einen Ersatz. Es sind zwei Knaben (Tertianer und Quintaner) bei ihren häuslichen Arbeiten zu überwachen und zwei Mädchen im Alter von 7 und 10 Jahren zu unterrichten. Wünschenswert ist, daß der betreffende Herr bereits Erfahrung im Unterrichten hat. Besondre Bedingung ist Verpflichtung wenigstens bis Ostern 1892 und Fertigkeit im Klavierspiel.

Ehrenberg bei Altenburg (S.-A.) **H. von Bloedau**

**Für nur 10 Mk.** (statt 26 Mk.) verkauft: Herzogs (Professor der Theologie) gesamte Kirchengeschichte, 3 Bde. mit Ergänzungsbd. von Koffmane 1876—87. — **Für 12 Mk.** (statt 40 Mk.): **Daniel Schenkels Bibellexikon** (Realwörterbuch z. Hdgebr. für Geistliche u. Gemeindeglieder) m. Abbildgn. u. Karten. 5 starke Bde. — **Für 3.50 Mk.** (statt 10 Mk.): **Lutherbibliothek**, Exeget. u. dogmat. Ausw. aus Luthers Schriften: Gesetz, christl. Glaube, Gebet u. Gnadenmittel. — Luthers Glaubenslehre 2c., zus. 7 Bde. 1876. — **Für nur 3 Mk.** (statt 9 Mk.): **Legendensammlung**, in Bearbeitgn. v. Herder, Schlegel, Kosegarten, Görres, v. Raupach, Krummacher, v. Schubart, Simrock, Pyrker u. A. Mit einer Geschichte u. Litteraturgesch. d. Legende. 2 Bde. Eleg. kart. — **Für nur 130 Mk.** (statt 216 Mk.): Herzogs Realencyclopädie d. protest. Theologie, 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Origbfz.

**Alfred Lorentz**, Antiquariatsbuchhandlung
**Leipzig**, Kurprinzstr. Nr. 10.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

## „Jose Caballeros, Princesas“

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Rich. Kahles Verlag**
(Inhaber: Herm. Oesterwitz)
**Dessau und Leipzig.**

Soeben erschien:

**Prinzipien der Ethik**
und
**Religionsphilosophie Lotzes**
von
**G. Vorbrodt,**
Pastor in Alt-Jeßnitz.

**Ein Gedenkblatt**
**zum 1. Juli 1891**
dem zehnjährigen Todestage Lotzes.

**Preis M. 3.—.**

Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte, Studierende und die gebildete Welt überhaupt werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können.

Im Verlage von **Wiegandt und Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben und Wirken der Diakonisse Harriet Monsell. 1 M.

**Steinmeyer**, D., Die Aussagen Jesu im zehnten Kapitel des Johannes. (Beiträge VI.) 1 M. 80 Pf.

**Evangelisch-soziale Zeitfragen**
**I. Serie**

Heft 7. **von der Goltz**, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land.
„ 8/9. **Oldenberg**, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie.
„ 10. **Quistorp**, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

— Jedes Heft 50 Pf. —

**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 23 der „Chronik der Christlichen Welt“**

**Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 24** **Leipzig, den 11. Juni** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Deutscher Humor und evangelischer Glaube: 5. Die Weltanschauung des Glaubens und der Humor — Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß: 1. Der Gesamtverlauf; 2. Religion und Sozialdemokratie — Die Florenzer Tagung der Evangelischen Allianz in italienischer Beleuchtung: 2 — Von der Newa zum Nordkap: 2. Betrachtungen eines Jesuiten — Die Katastrophe auf der Karolineninsel Ponape — Verschiedenes: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche — Anzeigen


## Deutscher Humor und evangelischer Glaube

### 5. Die Weltanschauung des Glaubens und der Humor

Erst im Bunde mit dem evangelischen Glauben ist der echte deutsche Humor groß geworden. Eine soche Tiefe des Gemüts und eine solche darauf gegründete harmonische Weltanschauung, wie der Humor verlangt, hat nur das evangelische Christentum, darum kann der Humor nirgends besser gedeihen, als auf evangelischem Boden. Das wahre Christentum würde sein eignes Kind verleugnen, wollte es ihn in engherziger Einseitigkeit von sich stoßen.

Ich hoffe, durch diese strenge Scheidung zwischen der Gemütsstimmung des Humors und diesem selbst beiden gerecht zu werden, den Aesthetikern und den Christen, die in sich das Bewußtsein tragen, im rechten Glauben zu stehen und doch vom Humor nichts wissen wollen. Weil sie ihre persönliche Erfahrung als allgemein giltige aufstellen, schütteln sie bedenklich das Haupt, wenn sie von christlichem Humor reden hören. Das Christenleben erscheint ihnen zu ernst, um in ihm zu scherzen. Diesen komme ich mit dem Urteil entgegen, nicht alle Christen haben Humor, geschweige denn, daß der Humor das Kennzeichen eines gut evangelischen Christen wäre; außer dem Glauben muß noch eine natürliche Beanlagung für den Humor da sein, und das Leben muß sich so gestalten, daß diese Raum zur Entfaltung findet. So wird der Humor zu einer besondern Gottesgnade. Aber die Gemütsstimmung und die Weltanschauung, die dem Humor zu Grunde liegt, muß jeder evangelische Christ besitzen. Und die Aesthetiker auf der andern Seite können uns nicht mehr den Vorwurf machen, daß wir eine mehr oder minder künstlerische Bethätigung zum Gemeingut einer unbegrenzten Gemeinschaft machten. So weit stecken wir die Grenzen nicht, aber auch nicht so eng, daß wir nur evangelische Christen in das Reich des Humors aufnähmen, wir sagen nur, die schönsten Blüten wird der Humor nur als deutscher Humor und zwar im Bunde mit dem evangelischen Glauben entfalten.

Denn war es nicht, als wenn ich unsern evangelischen Glauben schilderte, ohne ihn zu nennen, als ich von der Weltanschauung des Humors sprach? Wo ist denn eine Weltanschauung außer der evangelisch-christlichen, die das vermag, was wir da forderten: beides, Schmerz und Freude, in eine höhere Einheit aufzuheben? Weil das Evangelium Gott und Mensch versöhnt, versöhnt es auch die Menschen mit sich selbst, und weil es Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde verbindet, giebt es auch der Welt, in der wir leben, die innere Einheit wieder, die wir sonst vermissen.

Es ist ja freilich eine menschliche Weise, von Gott zu reden, wenn es in den Psalmen heißt: Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und doch liegt ihr etwas Richtiges zu Grunde. Für den Allmächtigen in seiner Weisheit ist das Weltgetriebe nur Thorheit, er ist über all den Wechsel von Leid und Freude erhaben. Und doch wissen wir Christen, daß er dennoch an allen seinen Tiefen und Höhen teil hat, daß er alle Thränen zählt, daß seine Liebe sich auch freuen kann. Und wenn uns dann unser Glaube durch Christum mit Gott Gemeinschaft giebt, daß wir uns in seinem Reiche auch über den Zusammenhang der Welt mit seinem ewigen Wechsel von Sonnenschein und Trübsalsdunkel hinausgehoben wissen, und wir von da aus nun die Welt zu erfassen suchen, wie kann es denn da anders sein, wir wissen, alle Leiden dieser Zeit sind der Herrlichkeit nicht wert, die an uns soll geoffenbaret werden, und wir weinen doch mit den Weinenden, wir achten es alles für Spott und Schaden, die ganze Welt nicht ausgenommen, und können uns doch ihrer freuen mit den Fröhlichen.

Man möchte wohl sagen, wir brauchen den Humor gar nicht mehr, wir haben eine viel innerlichere Versöhnung der beiden Seiten des Lebens. Aber sollen wir darum in ihm nicht die eigne Herzensstimmung wiederfinden, wenn seine Blitze uns die gleiche Harmonie beleuchten? Sollen wir nicht mit Freuden ihm zustimmen, wenn er das, was wir auch fühlen, in seiner Weise ausspricht? Wir Christen kennen den Schmerz; einen tieferen Schmerz als den Ruf des Sünders nach der Gnade kann es nicht geben; und doch steht neben dem „Kyrie“ gleich das „Hallelujah.“ Und wo ist Freude und Schmerz enger verbunden, als in dem Bilde des Gekreuzigten?

> Mit dem Gruß der großen Freude tritt der Herr in die Welt, und mit der Verheißung der ewigen Freude scheidet er aus der Welt. Wohl, der Herr, der in allen Stücken gewesen ist wie ein Mensch, der keines wahren menschlichen Affekts sich geschämt und auch Thränen geweint wie wir, dem auch die heilige Ironie nicht fremd ist, hat doch nie gelacht. Aber ob auch die Seele unsers Herrn, des Mannes der Schmerzen, so lange die Last des Kreuzes auf ihm lag, in Thränen stand, es ist doch eine himmlische Heiterkeit in ihm, die unter Thränen lächelt, die nicht etwa bloß in solchen Worten sich ausspricht, wie in jenem Worte von der heiligen Sorglosigkeit, die unbekümmert ist, wie die Lilien auf dem Felde, wie die Vögel in der Luft, die vielmehr aus dem schwersten Leidensdunkel hervorbricht. (Meier*)

Und wie der Meister, so die Jünger. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, wie gerade bei Paulus, dem Apostel des Protestantismus, der Grundton dieser Stimmung am hellsten wiederklingt. Man könnte fast sagen, er hat eine besondre Neigung, die Gegensätze hart neben einander zu rücken, um ihre Versöhnung desto gewisser zu machen. Seine Paradoxien und Antithesen sind nicht nur rhetorisches Mittel, sondern innerste Erfahrung. Darum bleibt das Wort, das er gesprochen, allezeit die Devise des Christen: Als die Sterbenden und siehe, wir leben, als die Traurigen, aber allzeit fröhlich, als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts inne haben und doch alles haben. Aber nicht Paulus allein, es ist das ganze Neue Testament, das so redet. Man muß sich nur lebhaft in die Lage der ersten Bekenner hineinversetzen. Dies arme zertretene Häuflein, aus dem verachtetsten Volke entstanden, nur bei den Verachteten im Volke geachtet, um einen Mann geschart, der den Tod des Sklaven und Verbrechers gestorben, hin- und

*) Ich wollte, ich könnte den ganzen Abschnitt aus Meiers Vortrag hierher setzen, er ist köstlich. Ich kann nur empfehlen, ihn selbst nachzulesen.

hergetrieben von den Leidenschaften ihrer Gegner, schutzlos, rechtlos, vaterlandslos, allezeit das Schwert über ihrem Haupte, und doch ist sein Bekenntnis: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, und doch wissen sie, daß der Geist der Herrlichkeit auf ihnen ruht, und doch können sie sich freuen, wenn sie mit Christo leiden! Ja das ist eine Weltanschauung, die, dem Humor gleichartig, ihn nur weit überragt an innerer Kraft und Entschlossenheit.

Welterkenntnis fordert der Humor. Wer könnte sie ihm besser geben als unser Glaube? Denn es handelt sich hier doch nicht um eine Durchforschung des Weltganzen, sondern um eine Würdigung der treibenden Kräfte der Welt und um ein Verständnis ihrer bleibenden Werte. In dem Sinne hat niemand die Welt so verstanden wie der Apostel, der in allem Geschehen die Wege Gottes erkennen lehrt und im tiefsten Grunde nur zwei treibende Kräfte sieht, der Menschen Sünde und Gottes Gnade; ja so eng fühlt er sich auch mit der seufzenden Kreatur verwachsen, daß er auch aus ihrem Munde den Sehnsuchtsschrei nach Erlösung zu vernehmen glaubt. Und derselbe Apostel, der von der Welt sagt, sie liege ganz im Argen, weiß auch, daß sein Gott sie so geliebet, daß er seinen Sohn für sie gegeben. Heißt das nicht die Welt erkennen, ihr dies beides abfühlen, ihren eignen Unwert und das, was sie dennoch reich macht?

Und wenn es vor allen Dingen große Zeiten und Aufgaben sind, wobei der Humor sein Licht leuchten läßt, dem lebendigen Glauben ist seine Zeit und Aufgabe so groß wie keine zweite. Jetzt ist ihm die angenehme Zeit, noch ist es Tag, aber wer weiß, ob nicht die letzte Stunde? Das Leben ist ein steter Kampf, da darf der Mut nicht fehlen. Ist es ein heiliger Geist, der in unsern Herzen wohnt, so muß er auch eine heilige Begeisterung wecken.

Und kann der Humor nur in freien Herzen wohnen, wer wäre frei, wenn ihn nicht der Sohn frei gemacht hätte?

Ich habe mich allerdings bisher in den Anschauungen des Christentums bewegt und vom Christentum nur im allgemeinen gesprochen, und doch habe ich mit gutem Bedacht die Ueberschrift „Deutscher Humor und evangelischer Glaube" gewählt; einer Art von Christentum möchte ich jede Beziehung zum Humor von vornherein absprechen. Ich habe oben*) den Fanatismus den Tod alles Gemütslebens genannt; Satire kann er haben und mit beißendem Spotte verwunden, manchmal kann er sogar komisch wirken, dem Humor gegenüber muß er seine angeborene Intoleranz beweisen; sie sind zu verschieden, um sich vertragen zu können.

Damit spreche ich in gewissem Sinne dem katholischen Christentum die Möglichkeit ab, mit dem Humor einen Bund einzugehen, und ich glaube mit Recht. Schon die Geschichte stützt dies Urteil. Nur die protestantischen Völker können nennenswerte Humoristen die ihren nennen, und die wenigen Katholiken unter ihnen verdanken ihre fröhliche Ader wahrlich nicht dem Bunde mit ihrer Kirche. Die tiefe Verschiedenheit beider Konfessionen offenbart sich auch hier im Kleinen. Der katholische Christ muß fanatisch sein, er hat nicht das Maß von innerer Freiheit, das für den Humor unerläßlich ist, seine Stellung zur Welt läßt ihn nicht zur gesunden Weltfreudigkeit kommen, es fehlen ihm alle Grundbedingungen für ein solches inneres Gemütsleben, wie es für den Humor notwendig ist. Und darum kann ich nie glauben, daß sich das Herz des deutschen Volkes je an Rom verkaufen könnte; es würde sich selbst untreu werden, wollte es sich so vergessen.

Aber Fanatiker giebt es nicht in der katholischen Kirche allein, sie sind auch unter Roms Gegnern häufiger, wie wir uns selbst zugestehen möchten. Ich rede nicht von Savonarola, ich rede nicht von den Häuptern englischer Reformparteien; alle Sektirer sind in gewissem Sinne fanatisch; aber selbst Calvin können seine besten Freunde nicht vom Fanatismus freisprechen. Auch darin war er ein Sohn seines Volkes, gerade wie in anderm Sinne freilich Luther des unsern. Unsern Luther wird niemand zu einem Fanatiker stempeln können, allein sein Humor würde ihn Lügen strafen. Darin kann er freilich nicht jedem evangelischen Christen vorbildlich sein; wohl aber muß seine innere Herzensfreudigkeit das Erbe der Kirche sein, die sich nach seinem Namen nennt. Dazu müssen die evangelischen Christen sich allerdings durch das Stadium der einseitigen Betonung des Bußschmerzes hindurch gerungen haben. Der Luther in der Klosterzelle mit seinen Gewissensnöten ist ein werdender Christ; das Idealbild eines Christen ist er dort noch nicht. Auch der Pietismus, dessen Frömmigkeit man doch nicht anders als einen Rückschritt hinter Luther nennen kann, hat in seiner Begünstigung maßlosen Sündenschmerzes in jähem Wechsel mit unnatürlicher Jenseitigkeitsseligkeit nichts mit dem evangelischen Geiste gemein, der sich auch der Gotteswelt freuen kann. Denn das kann der evangelische Glaube.

Haben wir erst in Gott durch Jesum Christum den Frieden gefunden, wissen wir, daß wir in ihm die Freiheit von der Sünde und die Herrschaft über die Welt gewinnen, dann folgt die Freude solchem Bewußtsein auf dem Fuße. Und — man muß den Christen ihre innere Freude auch äußerlich anmerken. Es ist verkehrt, sich ihrer zu schämen, als wäre sie etwas Unheiliges, wie manche Christen thun. Deren Schuld ist es, daß man ihren Glauben als Religion der Kopfhängerei angeschwärzt hat. Es klingt wohl in aller Christenfreude stets ein Ton des größten Schmerzes mit, aber desto tiefer fühlt man nur die Freude, wenn man weiß, daß dieser Schmerz überwunden ist.

Ein Christ kann nicht traurig sein. Da mag er hinauf schauen zu seinem Vater, ein Auge voll Liebe wacht über ihm und sorgt für alles am besten. Da mag er hineinschauen in das eigne Herz, „ein Christenherz auf Rosen geht, wenns mitten unterm Kreuze steht." Da mag er hineinschauen in die weite Welt, die ist ein lustiger Gottesgarten, darinnen es wohl viel Arbeit giebt und Disteln und Dornen, aber auch viel edle Frucht, und das Schönste in ihr schafft die Gnadensonne, die sie allezeit bescheinet. „In Trauern Freud, in Freude trauern, fröhlich im Herrn, traurig in uns sein": das ist Christenart. Und diese Christenfreude hat mit dem Humor eine Wurzel, und daran kann ein Christ, je gewisser er seines Glaubens ist, desto besser auch den Humor verstehen. O B—r

*) Vergl. Nr. 21, Spalte 477.



## Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß

### 1. Der Gesamtverlauf

Acht Tage später, als ich wollte und sollte, erstatte ich den Kongreßbericht. Es ist besser so für unsre Leser und für die Sache. Nicht nur, weil die wohlverdiente Kongreßmüdigkeit, die einen empfänglichen Menschen immer nach solchen Tagungen überfällt, nun überwunden ist, sondern auch, weil ich jetzt fern von Berlin schreibe. Seltsam, wie inmitten des Lärmens und Hastens der Großstadt das Maß der Dinge sich verrückt: was ist da groß, bedeutend, wirkungsvoll? was Erfolg, was Fehlschlag? Dazu die mancherlei Rücksichten auf Behörden u. dergl., die in der Hauptstadt des Staates Preußens und des Reichs sich aufdrängen, das lebhafte Interesse an ihrer Teilnahme und Stellung zum Werk: wie nahe liegt auf Berliner Boden die Versuchung, den Wert einer öffentlichen Veranstaltung wie den Kongreß lediglich darnach zu schätzen! Fern von Berlin sieht und mißt man unwillkürlich ganz anders.

Von seiten der preußischen Staatsregierung hatte sich der Kongreß freundlicher Aufmerksamkeit zu erfreuen. Herr von Berlepsch, der Handelsminister, wohnte den Verhandlungen des ersten Tages selbst bei; die Ministerien des Innern und des Kultus waren durch Räte vertreten. Aber vom Evangelischen Oberkirchenrat oder irgend einer kirchlichen Instanz sonst war — abgesehen von einem dankenswerten Schreiben des Herrn Präsidenten Barkhausen — nichts zu spüren. Warum nicht? Es kann doch nicht gesagt werden, daß Versammlungen wie der Evangelisch-soziale Kongreß allzu häufig in Berlin stattfänden. Und die Berliner Stadtkirche? Man denkt in Berlin an den berufenen Stellen offenbar gar nicht daran, solche große allgemein evangelische Versammlungen zu begrüßen. Und doch könnte es der Berliner Stadtkirche, die von Zeit zu Zeit in schier un-

glaublichen Synodalverhandlungen dem evangelischen Deutschland Aergernis giebt, nicht schaden, wenn sie jede Gelegenheit ergriffe, mit den Evangelischen draußen zu leben und zu arbeiten.

Was wir da vermißten, ist das offizielle Berlin. Denn sonst fehlte es dem Kongreß an Berliner Freunden nicht. Man kann ihn ja geradezu ein Berliner Kind nennen; noch soll er seine Lebensfähigkeit unter andern Bedingungen als den dortigen erst ausweisen. Und dem Berliner Aktionskomitee gebührt wärmster Dank für die Vorbereitung des diesjährigen Kongresses, für alle inzwischen geleistete Arbeit; der Kongreß ruht zur Zeit ganz auf ihm.

Ueber neunhundert eingeschriebene Teilnehmer zählten die Verhandlungen. Es waren in großer Mehrheit Pastoren: das ist kein Schade, muß aber anders werden. Auffallend war, wie wenig graue Köpfe die Versammlung zierten: fast lauter Männer in mittlerem und jugendlichem Alter. Etliche Nationalökonomen sah man wenigstens zu Zeiten als Gäste.*)

Der Vorsitzende des ersten Kongresses, Geheimrat Professor Wagner, wurde zum Ehrenpräsidenten erwählt. Den Vorsitz führte ebenso liebenswürdig wie energisch der Vorsitzende des Aktionskomitees, Landesökonomierat Nobbe.

Die Vorträge konnten an Art und Inhalt nicht mannichfaltiger sein. Herrmanns akademischer Vortrag, Stöckers Volksrede, Nobbes Parlamentsrede, Sulzes Predigtrede, dazu die selbstwachsene Art der Herren Garbe und Kamp — das gab als Gesamtleistung ein Kunstwerk der Mannichfaltigkeit. Die Redner des ersten Tages schadeten sich und ihrer Sache zum Teil durch ihre Länge. So wurde es verhängnisvoll, daß das Aktionskomitee für den ersten Tag ein allzu reiches Programm aufgestellt hatte. Die Diskussion litt darunter: die vielleicht das Beste zu sagen hatten, schwiegen, andre waren nicht zur Förderung des Gegenstandes rücksichtsloser. Am zweiten Tage war der äußere Gang der Sache viel erfreulicher; es war Raum zur Besprechung, und diese bot etwas.

Die Elemente, auf deren Zusammenwirken der Kongreß beruht, waren sich seit der ersten Tagung um vieles näher gekommen. Damals gab den Zusammenhalt nichts weiter als der entschlossene Wille, unter dem Ernst der Lage die Hand des andern Teils zu ergreifen und gemeinsame Arbeit zu wagen. Die Offenheit der theologischen und kirchenpolitischen Auseinandersetzung, die damals den Grund einer gesunden Gemeinschaft erst legen mußte, drängte sich aus den vertraulichen Besprechungen laut und deutlich auch in die öffentlichen Verhandlungen. Der erste Kongreß bekam dadurch jene dramatische Bewegung, jene kirchengeschichtliche Bedeutung, die ihm niemand absprechen kann. Doch entbehrte man diesmal gern jene hohen Wogen. Es bedurfte nicht mehr des Willensentschlusses, zusammenzuarbeiten, da man in der gemeinsamen Arbeit drinstand. Es hatte sich ein ausreichendes Maß grundsätzlicher Uebereinstimmung ergeben, und zwar nicht nur, wie man das gerne formulirt hat, auf dem Boden „der christlichen Ethik," sondern im Verständnis des Evangeliums selber, also auf unmittelbar religiösem Boden. Die christliche Ethik ist ja nicht etwas, das man anders als in der Theorie vom Verständnis des eigentlichen Evangeliums, von der religiösen Wahrheit selbst irgend ablösen könnte.

Gewiß sind große und prinzipielle Fragen vorhanden, die für den denkenden Christen Antwort fordern und unter den theologischen Trägern des Kongresses verschiedene Antwort erfahren, die eben deshalb der zu leistenden praktischen Arbeit zuliebe von der Auseinandersetzung innerhalb der Kongreßverhandlungen durch stillschweigende Uebereinkunft verbannt sind. Wie lange das möglich ist, wird sich ja finden. Wenn wir als evangelische Christen an die sozialen Aufgaben der Zeit herantreten, muß sich ja schließlich die Verschiedenheit in der letzten Auffassung des Evangeliums auch da praktisch geltend machen. Der Herrmannsche Vortrag eröffnete doch zuweilen Perspektiven, die viele Anhänger Stöckers perhorresziren werden. Die Art, wie Göhre die Sozialdemokratie auf dem Lande von

*) Ueber das Verhalten der Sozialdemokraten zum Kongreß in einem Schlußwort.



der Kirche behandelt wissen will (vgl. Nr. 21), verträgt sich, so viel ich sehe, wenig mit den Forderungen und Zielen der sozialmonarchischen Vereinigung. Aber diese Seitenblicke thue ich nur, um mit desto freierem Gewissen betonen zu können: die Gemeinsamkeit des Empfindens und Urteilens beim Kongreß war groß und ein reichlicher Antrieb gemeinsamen Handelns damit gegeben. Auch der Gegensatz: Hie Gemeinde! Hie Vereine und Agitation! wie mein erster Kongreßbericht ihn feststellte, schien geschwunden. Habe ich damals zu scharf gesehen, so bescheide ich mich gern; Thatsache ist, daß keine der beiden Losungen diesmal irgend die Verhandlungen beherrschte. Der Gemeindegedanke ist inzwischen so groß gewachsen, daß es völlig ausgeschlossen erscheint, ihn in den Rahmen der Kongreßarbeit einzufangen; nach allen Richtungen hin, allen Aufgaben gegenüber bewährt er seine reformirende, Ziel und Weg zeigende Kraft; widersprechen wird ihm auf dem Kongreß keiner mehr, aber wenige werden heute finden, daß mit seiner Proklamation alles gesagt und gethan sei; er ist und bleibt das große Prinzip, an dem die sonst so leicht sich zersplitternden Verhandlungen des Kongresses und ebenso seine Thätigkeiten immer wieder sich orientiren müssen. Und auf der andern Seite, wie erfreulich war die Einmütigkeit, mit der man auf eine neue Vereinsbildung verzichtete, geschweige daß der Gedanke einer das Christenvolk von Stadt und Land aufrufenden und aufregenden Agitation auch nur irgend ausgesprochen worden wäre. Umsomehr half der Kongreß der evangelischen Christenheit unsers Vaterlandes die sozialen Dinge sehen, wie sie liegen, und zwar mit den Augen protestantischer Selbstkritik und Bußfertigkeit. Pastoren, Industriellen, Landwirten wurden ihre Unterlassungssünden vorgehalten, der Staat und die Gesellschaft weit mehr verantwortlich gemacht als das der Sozialdemokratie zugefallene Volk, geschweige das Judentum. Das Wort „Gesamtschuld," mit dem soviel Heuchelei getrieben wird, blieb vermieden; umsomehr Ernst war da, wirkliche Schuld bei sich selber festzustellen und Wege der Besserung zu eröffnen. Einzelnen sittlich-wirtschaftlichen Nöten drang man wirklich auf den Grund, indem man ebenso mit jenem falschen Konservatismus ins Gericht ging, der das Hergebrachte, Bestehende an sich als sakrosankt behandelt, wie man vor allgemeinen, phrasenhaften Forderungen sich hütete. Kurz der Kongreß leistete wirklich etwas für die hohe Aufgabe, unsre sozial interessirten Kreise an evangelisches Denken und unsre evangelisch lebendigen Kreise an soziales Denken zu gewöhnen. Jeder, der sich unter den Bann seiner Verhandlungen stellt, wird die Wohlthat der von ihm ausgehenden Anregung und Zucht an sich verspüren.

Einen ausführlichen und zuverlässigen Sachbericht hat die „Chronik" schon in Nr. 23 gegeben*); ein Gesamtbericht mit allen Reden und protokollarischer Wiedergabe der Diskussion wird in wenigen Wochen erscheinen. Hier suchen wir dem Kongreß etliche bleibende Ergebnisse abzugewinnen.

## 2. Religion und Sozialdemokratie

Der erste Hauptvortrag war dem Professor Herrmann in Marburg zugefallen. Er hob durch seine tiefen und bedeutenden Ausführungen den Kongreß sogleich auf das rechte Niveau ernster Denk- und Gewissensarbeit.

„Religion und Sozialdemokratie," so führte er aus, dieses Thema ist nach der Behauptung führender Sozialdemokraten ungefähr ebenso unsinnig wie die Zusammenstellung „Religion und Elektrizität." Und wäre die Sozialdemokratie eine rein wirtschaftliche Bewegung, so wäre es unverantwortlich, im Namen der Religion ihr entgegenzutreten. Denn so gewiß das Christentum nicht gleichgiltig sein kann gegen die

*) Dieser Bericht ist durchaus der beste, der erschienen ist; ich kann das sagen auf Grund vielfacher Vergleiche und weil ich daran unbeteiligt bin. Er bietet auf vierzehn klein gedruckten Spalten ein vollkommenes, objektives Bild der Verhandlungen; der Bericht des Generalsekretärs, die Satzungen, das Arbeitsprogramm und selbstverständlich die Thesen und Resolutionen sind wörtlich wiedergegeben. Die Nummer kann nicht einzeln bezogen werden, aber das ganze Quartal ist für nur eine Mark zu haben. Ich bitte wiederholt unsre Leser, diese Art Berichterstattung zu unterstützen.

Art, wie die Menschen zusammenleben, so ist doch für den Christen keine Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung kanonisch. Das Christentum sorgt dafür, daß Abänderungen dieser bestehenden Ordnung nicht mit Mitteln der Gewalt, sondern der Einsicht bewirkt werden, daß eine Obrigkeit dabei das Heft in der Hand behalte; es ist allen Umsturzbestrebungen von Natur feind, denn ein Christ weiß, wie langsam das Gute wächst. Aber was man im Namen der Religion bekämpft, das erhält einen religiösen Nimbus; um des Evangeliums und der Kirche willen dürfen wir diese nicht in dem Lichte zeigen, als stünden sie der sozialdemokratischen Bewegung als einer wirtschaftlichen (und wir dürfen im Sinne des Vortragenden getrost hinzufügen: politischen) in feindlichem Widerspruch. Darum: „die wirtschaftlichen Ziele, denen die Arbeiter unter Führung der Sozialdemokratie zustreben, im Namen der christlichen Kirche zu bekämpfen, ist unchristlich“ (These 4).

Aber es ist die Mission unsers Volkes, die Probleme des persönlichen Lebens tiefer durchzuarbeiten als andre Völker. In Deutschland ist die Sozialdemokratie als rein wirtschaftliche Bewegung unmöglich, sie kann sich hier nur durchsetzen in einem ideologischen Kostüm, in Verbindung mit einer neuen Weltanschauung: und diese ist eine antichristliche. „Sie zu überwinden ist gegenwärtig die wichtigste soziale Aufgabe der christlichen Kirche“ (These 3).

Wodurch die Sozialdemokratie mit dem Christentum in Konflikt kommt, das ist ihre materialistische Geschichtsauffassung. In dieser wurzelt das merkwürdige Selbstgefühl der deutschen Sozialdemokratie, ihr Bildungsstolz, ihre Zukunftssicherheit. Sie gewährt ihr die Möglichkeit, eine außerordentlich leichte Kritik am Christentum zu üben, ohne daß es viel Wissens bedürfte; sie verschließt ihr das Auge gegen das, was ein Christ in der Geschichte sehen muß, worauf eben sein Glaube, seine Lebenshaltung ruht. Und leider ist es bei vielen Arbeitern das erste Mal, daß sie in der Sozialdemokratie auf eine geistige Macht stoßen, die ihr Inneres ergreift, ihr Denken und Wollen ganz in Beschlag nimmt.

Marx und Engels, die beiden Klassiker der deutschen Sozialdemokratie von heute, sind Hegelianer. Hegel sah in dem ganzen Geschichtsverlauf ein Gewebe von Prozessen und wußte auch zu sagen, nach welchen Gesetzen sie verlaufen. Die moderne Naturwissenschaft, minder willkürlich als Hegel, ermittelt diese Gesetze aus den wirklichen Vorgängen. Dank ihrer Arbeit steht vor unser aller Augen eine Naturordnung, ein wirklicher Zusammenhang des Geschehens. Was aber die Naturwissenschaft für das Naturgebiet geleistet hat, das, behauptet die Sozialdemokratie, leistet der moderne Sozialismus für das geschichtliche Gebiet. Auch der handelnde Wille des Menschen steht in solchem Naturzusammenhange, er empfängt seine Motive aus den Verhältnissen, in denen er steht. Diese Verhältnisse sind zusammengefaßt in seiner ökonomischen Lage. Daher waren alle Kämpfe der Geschichte genau besehen wirtschaftliche. Und so lösen denn die deutschen Arbeiter alle Fragen des Lebens auf in die Eine wirtschaftliche Frage.

Neu ist an der eben skizzirten Geschichts- und Weltauffassung der Sozialdemokratie nur die Schlußwendung. Aber eben mit dieser Wendung packt man die Besten im Arbeiterstande. Indem die Führer der Sozialdemokratie die wirtschaftliche Frage zur Frage aller Fragen, gleichsam zur religiösen Frage machen, hoffen sie ihre neue Wirtschaftsordnung durchzudrücken, und allein auf diesem Wege können sie es.

Zugeben sollen wir dieser sozialdemokratischen Weltansicht gegenüber einmal, daß Wille und Gesinnung des Menschen in der That durch seine ökonomische Lage beeinflußt wird. Zugeben sollen wir ferner die Erfolge der Naturwissenschaft, die in der früher nicht dagewesenen thatsächlichen Bezwingung von Naturkräften den überzeugenden Beweis für die Richtigkeit ihrer Erkenntnismethode geführt hat. Die Einsicht, daß alles in der Welt Wirkliche in gesetzmäßigem Zusammenhange mit seiner Umgebung steht, auf Ursachen beruht, die ebenfalls Geschehnisse dieser Welt sind, ist dem deutschen Arbeiter durch die Sozialdemokratie zugänglich gemacht worden; daß das auf diesem Wege und auf diese Weise geschehen ist, können wir beklagen, aber



das rückgängig zu machen, wäre ein ebenso aussichtsloses wie unberechtigtes Bemühen.

Wo wir im Namen der Religion einsetzen müssen, das ist vielmehr dies. Indem der Arbeiter mit diesen Gedanken erfüllt wurde, geriet er unter den Eindruck eines ungeheuren Kontrastes. Auf der einen Seite der lebendige Gott, auf der andern Seite eine endlose, für uns unendliche, gesetzmäßig geordnete Natur. Daß er dieses Kontrastes nicht Herr wird, das ist die innere Not des Arbeiters. Er sieht sich vor ein Entweder-Oder gestellt. Darüber kann er nur hinweg durch die allerernstesten religiösen Erfahrungen. Dazu muß ihm die christliche Gemeinde helfen. Hilft sie ihm über den Konflikt nicht hinweg, so muß sein Gottesglaube vor dem Naturalismus kapituliren.

Es müssen dem deutschen Arbeiter im Namen der Kirche Männer entgegentreten, die ihm sagen: Wir kennen den Konflikt auch und glauben doch!, die ihm den Weg zur praktischen Ueberwindung seiner innern Not zeigen.

Und das ist kein aussichtsloses Unternehmen. Denn jene ganze naturalistische Theorie, so richtig sie auf ihrem Platze ist, reicht auch für den Sozialdemokraten nicht aus. Bebel redet von „idealen Zielen“ der Bewegung, und ideale Motive brechen auf Schritt und Tritt in dem thatsächlichen Verhalten der Sozialdemokraten durch. Ihre materialistische Geschichtsauffassung sieht überall nur die Naturkraft des Eigennutzes in Thätigkeit, und doch kann und darf auch die Sozialdemokratie die Alleinherrschaft des Eigennutzes nicht proklamiren. Sie müssen diesen Widerspruch gegen sich selbst aufrecht erhalten, wenn anders sie nicht verlumpen wollen.

Und wie sie also selber nicht die letzten Konsequenzen ihrer Theorie ziehen, so ist es die Aufgabe, aus eben diesem Grunde die keineswegs aussichtslose Aufgabe, sie aus den Fesseln jener Theorie zu befreien. Das Christentum wird den Arbeiter sich und sich dem Arbeiter erhalten, wenn es ihm aus dem innern Konflikt, in den er durch die Entwicklung der deutschen sozialdemokratischen Weltanschauung geraten ist, hinaushilft.

Nun ist das Christentum keine Philosophie, die den Widerspruch zwischen dem lebendigen Gottesglauben und der Einsicht in den gesetzlichen Naturzusammenhang durch irgend welche Zauberformel aufhöbe. Jener Widerspruch läßt sich nur praktisch überwinden. Und das kann Gott sei Dank! auch der schlichteste Arbeiter lernen und erfahren.

Die Kirche muß dazu erstens die Erkenntnis des natürlichen Zusammenhangs der Geschehnisse in den Dienst des Glaubens zwingen. Sie muß dem Arbeiter sagen: Wir haben jene Einsicht auch, die dich bedrückt, aber wir fürchten sie nicht, sondern begrüßen sie, wie jede andre Wahrheit.

Zweitens aber muß die Kirche zeigen, daß der christliche Glaube Gründe hat, die unabhängig sind von jener Erkenntnis. Unser Glaube ruht auch auf Thatsachen! Unser Gott hat uns in die wirkliche Welt gestellt, darin will er sich finden lassen. Und die unumstößliche Thatsache, in der wir ihn finden, ist — nicht die Thatsache der Auferstehung Jesu; diese ist vielmehr eine Thatsache nur für den, der an Jesum glaubt; sondern — die in der Person Jesu erschienene Liebe. In ihr geht uns auch eine Wirklichkeit auf, um die kein ernster, denkender Mensch herumkann, die Thatsache der sittlichen Welt. Daß dieser Jesus der Geschichte angehört, daß wir um seinetwillen die Zuversicht fassen dürfen zu der Macht und Liebe Gottes, die über allem Naturzusammenhang wirkt und thront, das ist der Grund unsers Glaubens, das ist zugleich der Punkt, von dem aus wir die ganze materialistische Weltansicht der Sozialdemokratie aus den Angeln heben. An diesem Jesus, um den auch sie als aufrichtige Menschen nicht herumkönnen, scheitert ihre Theorie. — — —

Ich habe damit den Hauptgedanken des Herrmannschen Vortrages durchaus frei wiederzugeben versucht. Es ist eine Darlegung wesentlich theologischen Inhalts, und die Sorge lag bei dem Herüber- und Hinüberstreiten der theologischen Richtungen nahe, daß eben daran Bedenken und Widerspruch sich anhaften würden. Da war es von wohlthuendster und weitgehendster Bedeutung, daß dem Marburger „Ritschlianer“ als erster Redner der Diskussion Professor Cremer von Greifswald,

einer der tüchtigsten Führer der „Positiv-Unirten“ in Preußen, seine volle Uebereinstimmung mit den entwickelten Grundgedanken aussprach. Ein Beweis ebenso dafür, wie es Herrmann gelungen war, irgend welche theologische Schulmeinungen zurückzustellen, als auch dafür, daß unter ernsten Theologen der gemeinsame Boden des Evangeliums schnell gefunden ist, wenn sie den großen Fragen der Zeit frei ins Auge schauen. Wenn nun aber hier ein Punkt vollen Einverständnisses vorhanden ist, so möge man ihn doch festhalten! Man möge auch für das innerkirchliche Leben die Konsequenzen ziehen! Man möge, was an Differenzen bleibt, so verhandeln, daß man das Gemeinsame nie wieder verliert. Ich rechne zu den Dingen, die gerade unter uns Theologen noch viel verhandelt werden müssen, die Forderung Herrmanns, daß die Kirche Ernst machen muß mit der Anerkennung des gesetzlichen Naturzusammenhanges als einer Wahrheit: welche Folgen hat diese Anerkennung für das altkirchliche Dogma? Hier liegt doch eine innertheologische Aufgabe, einmütiger Arbeit wert. Es muß hier genügen, darauf hinzuweisen.

Unkundige haben gemeint, die vierte These Herrmanns (Die wirtschaftlichen Ziele, denen die Arbeiter unter Führung der Sozialdemokratie zustreben, im Namen der christlichen Kirche zu bekämpfen, ist unchristlich) richte sich gegen Stöcker. Professor Wagners Eintreten für diese These konnte eines Besseren belehren. In Stöckers Christlich-Sozial finden sich gelegentlich ganz ähnliche Sätze. Ich halte die Anerkennung dieser These für eine Grundbedingung zu einem künftigen Gedeihen und Wirken des Evangelisch-sozialen Kongresses, sofern er es mit der Sozialdemokratie zu thun hat, halte diese Erkenntnis für eins der stärksten Einigungsmittel der Männer, die den Kongreß tragen. Wäre eine Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt in leitenden Kreisen vorhanden, so gingen wir besser aus einander. — Bekämpfen darf darum die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie, ebenso die politischen, wer kann und mag. Aber nicht „im Namen des Christentums.“

Professor Wagner wünschte es in den Thesen ausgesprochen zu sehen, daß nicht nur die Kirche, sondern auch die wahre Wissenschaft die Aufgabe habe, die materialistische Weltansicht der Sozialdemokratie zu überwinden. Das ist ein durchaus richtiger Gedanke, aber doch in dem verhandelten Gedankenkreise ein Fremdes; darum lehnte es u. E. Professor Herrmann mit Recht ab, nach dieser Seite hin seine Sätze zu ergänzen.

Ein Widerspruch richtete sich in der Versammlung und wird sich ferner richten vornehmlich gegen die zweite These. These 1 und 2 lauten:

1. Die Sozialdemokratie befindet sich durch ihre materialistische Geschichtsauffassung in einem sachlichen Gegensatz zur christlichen Religion. 2. Diese materialistische Deutung der Geschichte gehört nicht zu den Prinzipien, sondern zu den Agitationsmitteln der Sozialdemokratie.

Die gesperrten Worte sind es, gegen die sich der Widerspruch wendet. Nun unsre obige Skizze lehrt, wie innig sich Herrmann die Verbindung der materialistischen Weltauffassung mit der deutschen Sozialdemokratie denkt, sodaß er gern bereit sein wird, den vielleicht allzu scharf zugespitzten Gegensatz zwischen „Prinzip“ und „Agitationsmittel“ zu mildern. Aber in der Hauptsache muß doch Herrmann Recht haben. Sonst hat die ganze Scheidung zwischen der wirtschaftlichen Bewegung der Sozialdemokratie und ihrer Weltanschauung keinen praktischen und taktischen Wert. Sonst dürfte z. B. Stöcker in seinem Vortrage nicht sagen: „Man soll den Sozialdemokraten nicht nur entgegentreten, sondern entgegenkommen.“ Mit der Unterscheidung von Sozialdemokratie und Sozialdemokraten kommt man doch nicht weit. Man muß die Sozialdemokratie in ihre Elemente zerlegen und zusehen, was man von ihr als nicht unbedingt zu ihrem Wesen gehörig ausscheiden kann. Ist dies ihr Atheismus, ihre materialistische Geschichtsauffassung, dann, aber auch nur dann, hat es einen Sinn, wenn wir die Forderung erheben, daß auch ein Sozialdemokrat doch Christ sein soll. Diese Forderung ist vom Evangelisch-sozialen Kongreß durch Herrmann und auch sonst erhoben worden; es ist mein Wunsch und meine Hoffnung, daß sie in diesen Kreisen zur allgemeinen Losung werden möge. Erfüllt sich das, so wird man irgendwie immer auf die zweite Herrmannsche These zurückkommen.



Schließlich bekenne ich, daß ich in meiner Wiedergabe des Herrmannschen Vortrags eben das Stück weggelassen habe, das die größte unmittelbare Wirkung that. Es waren kurz folgende Ausführungen.

Ist die Arbeit, die wir der Kirche gegenüber der sozialdemokratischen Bewegung in unserm Volke zumuten, aussichtslos? Die Masse der Arbeiter will doch nur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage; da scheint es leicht für die Kirche, sie von der Umklammerung jener christentumfeindlichen Geschichts- und Weltansicht zu befreien. Aber leider stoßen wir da auf ein böses Hindernis. Es frißt im Volke die Meinung um sich, daß die Kirche im Dienste der Besitzenden steht. Ursache ist, daß Tausende von Besitzenden und Gebildeten nach der Kirche als dem Hilfsmittel gegen die Sozialdemokraten rufen, die für sich selbst über die Kirche hinaus sind. Dieser Frevel wird seine Rache finden, wenn es einen lebendigen Gott giebt. Ja, die Rache bricht bereits herein. Heuchelei ist es, wenn jene Gebildeten zwar einsehen, daß die Genußsucht eingedämmt werden muß, aber die Befolgung dieser Einsicht nur dem Arbeiter zumuten, nicht sich selbst. Und leerer Hochmut ist es, wenn sie meinen, für den Arbeiter sei die Religion gut, ihnen selbst könne sie nichts mehr bieten. Der sozialdemokratische Arbeiter hat in der Regel mehr Weltanschauung, als die meisten religionslosen Gebildeten. Das ist etwas, was uns mit dem sozialdemokratischen Arbeiter verbindet. Diese Heuchelei und dieser Hochmut unsrer nach der Kirche rufenden, für sich selbst die Kirche ablehnenden Gebildeten und Besitzenden erschwert die Arbeit der Kirche an dem von der Sozialdemokratie ergriffenen Volke so sehr, daß es der Mißgriffe nicht bedürfte, deren sich die amtlichen Vertreter der Kirche obendrein noch zuweilen schuldig machen.

Diese Ausführungen waren um so wirksamer, als der Vortragende darauf verzichtete, die faktische Feindschaft der Sozialdemokratie aus den Zeugnissen ihrer Presse zu beleuchten: eine Mühe, die ebenso leicht gewesen wäre, wie sie an jenem Orte niemanden gefördert hätten. Diese Ausführungen aber fördern, sie zeigen der Kirche die Aufgabe, daß ihre Arbeit an dem sozialdemokratischen Arbeiterstande zwar auch eine unmittelbare ist, aber noch vielmehr hindurchzugehen hat durch die Arbeit an den Gebildeten und Besitzenden. R

---

## Die Florenzer Tagung der Evangelischen Allianz in italienischer Beleuchtung

Aus Rom

2

Ueber die Mannigfaltigkeit der Denominationen und die Notwendigkeit der Einheit hat die Allianz für ein Menschenalter genug guten Rat gegeben. Seltsam nur, daß gerade aus den Hauptländern der Allianz dem armen Italien die sämtlichen Regenbogenfarben der verschiedenen Denominationen gekommen sind, die ihm nun zur Schuld angerechnet werden! Aufgeben wird sich keine, das liegt nicht in der Natur der Sache; aber hoffentlich werden sie mehr und mehr, in Brüderlichkeit nebeneinander stehend, die Gebetsgemeinschaft pflegen.

Es ist übrigens im Leben viel mehr wirkliche Einheit vorhanden, als die Fernerstehenden meinen. Es giebt Häuser, wo jeder evangelische Christ Italiens auf liebreiche Gastfreundschaft rechnen darf und keiner für sein Werk ohne Gabe fortgeht. Lange Jahre hat in Privatkreisen eine Abendschule für Künstlermodelle bestanden, bei denen die denkbar verschiedensten Christen in Liebe beteiligt waren, und der Fall steht nicht allein.

In den Nachmittags- und Abendsitzungen der Allianz kamen Evangelisten aller Denominationen zu Wort, für die Freunde der Sache eine hochwillkommene und interessante Maßregel des leitenden Komitees. Sie haben dabei sich freundlich untereinander berührt, und den Hörern sind bestimmte, klare, persönliche Eindrücke geblieben. Gleich der erste, Cabrera, der designirte altkatholische Bischof von Madrid, interessirte aufs höchste. Obgleich er spanisch sprach, war er den Italienern durchaus

verständlich und gewann sich ihre warmen Sympathien. Erschütternd war es, ihn von dem Schatten der Inquisition reden zu hören, der heute gleichsam noch über Spanien schwebt und das Blut gerinnen macht. Seltsamerweise sagte er, „die Schande mehr noch als die Todesangst sei in der Erinnerung lebendig.“ Auch im Privatverkehr sind er und Martinez mit vielen in freundliche Berührung gekommen. Und wer hätte ihn ungerührt sagen hören: „Als ich das Telegramm des Königs verlesen hörte und den Jubel sah, mit dem es aufgenommen wurde, kamen mir die Thränen in die Augen. Wenn wir ein Telegramm von der Obrigkeit bekommen, bedeutet es stets Schließung unsrer Lokale oder Gefangenschaft für uns selbst.“

Anziehend war es auch, Dr. Kalopothakes von der evangelischen Gemeinde in Athen zu hören. Man gewann ein Bild so schlichter Frömmigkeit in guter Nachbarlichkeit mit der griechischen Kirche mildester Form, daß der seitdem erfolgte Uebertritt der Fürstin gar nicht hinein paßt.

Einen Augenblick erschien auch Graf Campello mit seinem jüngern Freunde Janni, der Vertreter des italienischen Altkatholizismus, und wurde herzlich begrüßt.

Leider mußten wir darauf verzichten, Dr. Comandi selbst über sein großes, allen Evangelischen teures Waisenhaus für Knaben in Florenz reden zu hören, da er leidend war. Dagegen erhielten wir über die Mission unter den italienischen Soldaten und den Matrosen aller Länder interessante Berichte von dem Soldatenmissionar Capellini und dem schottischen Pfarrer von Genua. Daß diese kräftigsten, der Versuchung am meisten ausgesetzten Schichten der jugendlichen Bevölkerung nun auch vom Evangelium erreicht werden, erfüllt mit Freude und Hoffnung, umsomehr als es ja in der Natur der Verhältnisse liegt, daß sie den guten Samen in weite, ganz neue Kreise tragen.

Höchst lehrreich war ein Vortrag über die Hindernisse der Sonntagsheiligung in Italien von Pastor G. Meille aus Turin. Wie in so mancher nationalökonomischen Frage, sind auch in diesem Fall die vielen Feiertage ein großer Schaden. Die unfreundliche Stellung der Regierung, der Verwaltungen u. s. w. zu der Sache hat wesentlich in der Verstimmung über den allgemein eingerissenen Schlendrian ihren Grund. Allerdings sind nach der Seite die Aussichten sehr trübe; es giebt ganze Kreise von Angestellten, die niemals einen Morgengottesdienst besuchen können. Immerhin ist, soweit die häusliche Achtung des Sonntags geht, viel von dem Einflusse der Schulen und Sonntagsschulen zu erwarten. Da der geehrte Berichterstatter der Christlichen Welt (vgl. Nr. 20, Spalte 461) gerade dies Gebiet mit einigen Zahlen streift, die übrigens nur vorübergehend und vereinzelt auf der Allianz selbst erwähnt wurden, und offenbar über das Verhältnis von Spanien zu Italien das Bild nicht ganz richtig ist, mag es am Platz sein, den vorliegenden neusten Berichten folgend einige zuverlässige Zahlen anzugeben.

Die Waldensermission in Italien — ungerechnet die Heimatthäler — steht mit 132 Arbeitern im Felde; Pastoren, Evangelisten, Lehrer und Lehrerinnen zusammen. Sie hat 44 Gemeinden und 53 Stationen mit 4428 Kommunikanten; 67 Elementarschulen mit 2560 Schulkindern; 57 Sonntagsschulen mit 2866 Schülern und 17 Abendschulen mit 582 Schülern. Mit Ausnahme der weitverbreiteten, statistische Auskunft ablehnenden Plymouthisten kann man laut dem neuesten Annuario evangelico die Zahl der Kommunikanten sämtlicher andern Denominationen zusammen auf 4260 schätzen; die der Schulkinder auf 2300, die der Sonntagsschüler auf 2780. Nebenher geht dann noch die Thätigkeit der verschiedenen blühenden Waisenhäuser und Industrieschulen, sowie mancherlei unabhängiger Unternehmungen und Unterrichtsinstitute, sodaß eine recht stattliche Zahl von Kindern und Erwachsenen herauskommt, die direkt unter dem Einflusse des Evangeliums stehen und ihre Familienkreise mehr oder weniger heranziehen.

Dazu kommt die ausgedehnte Thätigkeit der Kolporteure. Die Waldensermission hat einen wirksam durch die Wuppertaler Bibelgesellschaft unterstützten Bibelwagen, der mit seinem begabten Führer schon zweimal die ganze Halbinsel bereist hat. Die englische Bibelgesellschaft hat durch ihre Agenten die Thätigkeit in fast jeder größern Stadt organisirt, und auch die schottische Bibelgesellschaft beschäftigt zehn Kolporteure.



Einen überraschenden Eindruck von den Kinderscharen, die selbst in einer einzigen Stadt unter diesem gesegneten Einfluß erwachsen, erhielten wir am Sonntage nach dem offiziellen Schlusse durch die allgemeine Feier für die Sonntagsschulen im Theater Salvini. Dieses bot einen herzerfreulichen Anblick: über 700 Kinder (der sämtlichen Sonntagsschulen von Florenz) mit ihren Gruppenlehrern, Eltern und Freunden füllten die Bühne wie den weiten Zuschauerraum. In kurzer herzlicher Rede wußten eine ganze Reihe von bedeutenden Männern die Kleinen zu fesseln, deren fröhlicher Gesang jede Länge unterbrach und die Aufmerksamkeit bis ans Ende frisch erhielt.

In der darauffolgenden Woche sind dann ebendaselbst noch mehrfach große allgemeine Abendgottesdienste in italienischer Sprache gehalten worden, denen rege Beteiligung nachgerühmt wird.

Seltsam rührend war ein bei der Allianz einlaufendes Begrüßungstelegramm der italienischen Methodistengemeinde von New-Orleans, gerade in jenen Tagen der scheußlichen Lynchjustiz in jener Stadt. Und kaum minder der Brief eines Italieners aus den Vereinigten Staaten, in dem er die Allianzversammlung bittet, ihm dazu zu helfen, seine Familie wiederzufinden, da er von einer hausirenden Bande als Kind geraubt worden sei. Der Arme, ohne Kenntnis seines Namens, seines Alters, seines Geburtsortes!

Ueber die von dem Herrn Berichterstatter erwähnte Temperenzreisepredigerin ließe sich viel sagen. Sie war auf der Durchreise auch in Rom. Die schöne würdevolle Frau erhielt ohne Schwierigkeit die Erlaubnis, unter andern auch vor den italienischen evangelischen Soldaten zu reden. Sie nannte sie kurzerhand alle Trunkenbolde, weil sie sich von ihrem geringen Solde den nötigen Landwein zum Unterhalt verschaffen, und erregte eine wahre Revolution in der feurigen jugendlichen Schar. Der Vorfall wurde in einer christlichen Vereinigung besprochen. Ein ehemaliger Priester traf dabei offenbar das Richtige, indem er sagte: „Wie schade, wie kurzsichtig! Als wenn Mäßigkeit nur diese eine Form hätte! Welchen Segen hätte die Dame stiften können, wenn sie von der Höhe ihrer Bildung und Frauenwürde herab den Boden der Verhandlung zu sich emporgehoben und den jungen Männern das Idealbild eines echt christlichen gottwohlgefälligen maßvollen Menschendaseins gezeichnet hätte!“ —

Ich komme nun zu Professor Marianos Rede, die ich, obgleich sie in den nächsten Deutsch-evangelischen Blättern in autorisirter Uebersetzung erscheinen wird, wo jedermann sie lesen kann, hier umso weniger übergehen darf, als des Herrn Berichterstatters Auffassung von ihr eine Umschreibung verlangt.

Ihre Bedeutung liegt zunächst darin, daß sie eine That sittlichen Mutes von seiten des Redners war und den Grad der Freiheit beweist, den er genießt. Er ist, obgleich erleuchteter evangelischer Gesinnung, nie übergetreten und hat den Lehrstuhl für Kirchengeschichte in Neapel inne, von dem herab vor ihm stets ein Priester gelehrt hatte. Es ist somit ein Ereignis, daß es möglich und er willig war, von dieser Stelle zu der Evangelischen Allianz zu reden. Bedeutsam ist der Vortrag ferner um der wundervoll feinen Analyse willen, der Mariano den italienischen Volkscharakter, das politische Leben und bestimmte tiefeinschneidende Mißgriffe der Regierung noch 1870 unterwirft. Mit männlichem Mute spricht er aus, was die beobachtenden Fremden, die ernsten evangelischen Prediger der Missionen hundertfach gedacht, gepredigt und bei den besten Denkern der Nation vermißt haben, zeichnet die eisige Kälte der Indifferenz und der Skepsis, den bunten Aberglauben der Frommen, die tiefen Schäden des öffentlichen Lebens, die Unzulänglichkeit der anerkannten Hebel zur Besserung, das seltsame Gemisch von Rebellion gegen und Unterwerfung unter die Priesterherrschaft. Alles dies schildert er meisterhaft mit der dem Philosophen zukommenden Ruhe, ja ich möchte sagen mit vollkommenerer Gerechtigkeit, als er sie den deutschen Zuständen gegenüber findet. Vielleicht belehrt ihn die nächste Wallfahrt zum Trierer Rock eines Bessern über den neuesten deutschen Katholizismus, wenn vielleicht auch nicht über deutsche Reichspolitik.

Die evangelische Missionsthätigkeit „erfolglos“ zu nennen, hat er sich wohl gehütet. Er widerspräche sich ja darin selbst, da er sie in demselben Atemzuge als „Feuersäule in der Wüste“ bezeichnet. Für Kenner des italienischen Lebens hat er ihnen ein glänzendes Zeugnis ausgestellt, wo er die evangelischen Christen als Menschen aus einem Guß schildert und von ihrer Stellung zur eignen Seele und zum Vaterlande redet.

Da wo er zu positiven Vorschlägen kommt, ist seine persönliche Stellung mit in Betracht zu ziehen. Auf der einsamen Höhe eines vornehmen Denkerstandpunktes, in der wohligen Wärme und Harmonie einer glücklichen deutsch-lutherischen Häuslichkeit stellen sich die Dinge dem Auge anders dar, als im Gewühle der Schlacht. Ganz anders würde die Stellung eines Gatten und Vaters von so hoher Intelligenz sein, wenn er in einem wirklich italienischen Haushalt sein Teuerstes gegen die Uebergriffe des Beichtstules verteidigen und den Seinigen eine kirchliche Heimstätte bereiten müßte.

Der Vorschlag selbst ist kein geringerer, als der eines neuen Zeitalters der Reformation; er sagt nicht einmal: mit einem religiösen Genius wie Luther, aber das wäre doch wohl stillschweigende Voraussetzung. Jedenfalls gehörten die hohen Kirchenfürsten dazu, um nach anglikanischem Muster die Verschmelzung von Form und neuem reformirtem Inhalt durchzusetzen.

Da er historische Wurzeln in den bisherigen Missionsversuchen zu finden gänzlich ablehnte und auch die andern Redner sich meist nur bis zu Savonarola aufschwangen, wies Dr. Prochet in seiner Rede darauf hin, daß Gott selbst seit dem dreizehnten Jahrhunderte sich seine Zeugen fürs Evangelium in Italien bereitet hat und daß tief unten in Calabrien dafür das Denkmal steht: Guardia Piemontese heißt noch heute der Ort und „das Bluthaus“ die Hütte am Fuß des Hügels, bis wohin der Blutstrom lief, als Cardinal Caraffa die gesamte Waldenser Kolonie dort unten an einem Tage erwürgen ließ.

Von erweckten Italienern habe ich kein einziges zustimmendes Urteil gehört. Nur Campellos Organ, der Labaro, hat begeistert die betreffenden Stellen abgedruckt. Uebrigens giebt es, was die Schmucklosigkeit der Gottesdienste anbetrifft, selbst unter den Missionen verschiedene Strömungen. Am starrsten abwehrend stehen die Fremden, denen der überseeische Typus anhaftet, während unter den Waldensern z. B. die größte Bereitschaft des Entgegenkommens ist; könnte man nur beweisen, daß die Menge empfindet, wie Mariano voraussetzt. Die Erfahrung, die wir hier in Rom gemacht haben, deutet eher auf das Gegenteil hin. In den ersten Jahren der altkatholischen Bewegung war für Campello und Savarese in der Via Farini eine sehr hübsche Kapelle eingerichtet worden. Altar, Kruzifix, Meßgewand wurde beibehalten und der übliche katholische Gottesdienst nur auf Italienisch gehalten. Doch ohne den geringsten Erfolg. Ich habe dort sagen hören: „Das ist ja dasselbe Zeug wie in unsern Kirchen; komm, laß uns fortgehen.“ Unter der völligsten Gleichgiltigkeit des Publikums mußte das Lokal geschlossen werden.

Der versöhnliche Schluß der Rede von Einsicht und Besserung Roms ist kaum ernst zu nehmen. Weiß doch der Redner und sagt es selbst zuvor, daß Rom nichts lernt noch verlernt und bleiben wird, was es ist. Aber darin hat er recht, daß, wenn erst aus der minoranza trascurabile, wie Bonghi die Evangelischen genannt hat, eine minoranza respettabile geworden, der Wettstreit um das Höchste der katholischen Kirche zu gute kommen wird, wie in andern Ländern. Hat doch einmal ein Spanier zu mir gesagt: „Die Jesuiten sind gegen die Protestanten gestiftet. Für die Jesuiten giebt es deshalb keine Pönitenz im Falle der Unsittlichkeit. Es giebt nur die offene Thüre zum Verlassen des Ordens!“

Das große Rätsel der Sphinx ist da. Rom ist, was es immer war. Eine mir verbürgte Thatsache könnte zur Bestätigung dafür dienen — wenn es einer solchen bedürfte.

In der letzten päpstlichen Zeit waltete ein frommer anglikanischer Geistlicher seines Amtes hier in Rom mit Eifer. Eines Abends wurde er von einem vornehmen Herrn angesprochen, der sich ihm als den jüngern Sohn eines fürstlichen Hauses



kund gab. Er sagte, wie großes Verlangen er habe mit ihm zu reden, den er wohl als christlichen Geistlichen kenne, daß er ihn aber in seiner anglikanischen Tracht nicht empfangen könne und ihn deshalb bitte, in einer Verkleidung zu ihm zu kommen. Dies hielt der Angeredete erst mit seiner Würde unvereinbar, gab aber, von dem Ernst des Bittenden gerührt, nach und versprach mit anderm Hut und großem Reisemantel zur bestimmten Stunde zu kommen. Don Carlo öffnete ihm selbst die Thür und führte ihn in ein entlegenes Gemach, dessen Thüren und Winkel er sorgfältig untersuchte. Dann begann er aus tiefstem Herzen zu seinem Besucher zu reden von seiner Sehnsucht nach Frieden, seinem Hunger nach Wahrheit. Sein Leben im Vatikan in fünf verschiedenen Aemtern schilderte er lebendig, sagte, wie man ihn mit Geld überschüttet habe und ihm die schönsten Frauen anbiete, daß aber nichts derart für ihn Reiz besitze, weil seine Seele nach Besserm schmachte und nur die eine überwältigende Empfindung der Liebe zum Heiland, der Sehnsucht nach richtiger Erkenntnis ihn beherrsche. Mit wachsendem Erstaunen hörte der Geistliche zu: „Ich hatte ihn nichts zu lehren, ich konnte nur lernen!“ hat er später bezeugt. Eine zweite Zusammenkunft wurde verabredet, zu der er sich auch richtig einfand. Er fand Don Carlo noch ernster als zuerst: im Laufe des wieder die höchsten Dinge behandelnden Gespräches sagte er: „Trotz meiner Vorsicht bin ich belauscht und verraten worden. Man weiß im Vatikan von Ihrer Anwesenheit und unsrer Unterredung. Meine Tage sind gezählt. Im Laufe der Woche werden Sie von meinem Tode hören. Man wird mir wohl eine Tasse Kaffee reichen!“ —

Erschüttert schied der geistliche Herr. Nach wenigen Tagen hieß es in Rom: Don Carlo dei Principi ** sei tot in seinem Bette gefunden worden.

Unter dem Eindruck dieser Mitteilung, die mir von dem Gewährsmann verbürgt und zu freier Mitteilung überlassen worden ist, kam ich nach St. Peter. Gerade die rechte Stimmung, um die mächtigen Hallen zu betreten und die höchste kirchliche Pracht auf sich wirken zu lassen! Von den gewaltigen Papstgräbern wandelte ich sinnend zu dem seltsamen Sockel des Bronzebaldachins Urbans VIII., dessen bizarre Bildungen man nur versteht, wenn man den Schlüssel dazu hat. Dann zu der Pietà, diesem mildesten, geistigsten Werke Michelangelos, dann zur Taufkapelle. Hier prangt bekanntlich unter dem schönen Christus am Jordan von Maratta Kaiser Hadrians Porphyr-Sarkophag als Taufbecken: alle Jahrhunderte stehen im Dienste der alle Zeiten umfassenden Kirche! In diesem Augenblicke brachte eine Familie ihr rosiges Kindlein zur heiligen Handlung. Ein freundlicher alter Priester vollzog sie mit größerer Andacht als gewöhnlich, und ich hatte den Vorzug, der schönen Liturgie folgen zu können. Das Glaubensbekenntnis, die Verheißung des ewigen Lebens, die Aufforderung, das weiße Gewand des Gotteskindes zu tragen zur Ehre des heiligen dreieinigen Gottes, drang mir wunderbar ans Herz. — Seltsam, dasselbe Rom, das den Giftbecher mischt und den Dolch des Mörders schärft, heute wie einst, ist doch nicht vom Leuchter gestoßen, wie die apokalyptischen Gemeinden. Gott hat ihm die Verwaltung der Sakramente, hat ihm die großen Heilsgedanken zur Erlösung der Welt gelassen, trotz all dem darauf gehäuften Schutt, sonst wäre es in sich zusammengestürzt an dem Tage, als sich der Mensch zum unfehlbaren Medium Gottes machte.

Glücklicherweise aber deckt sich nie das Menschenleben ganz mit einem System, und die großen Aufgaben der Christenheit umfassen die Welt. Das hat uns die Allianzversammlung recht vor Augen gestellt: in allen Menschen Gottes Ebenbild zu sehen, an aller Erlösungsfähigkeit zu glauben, deshalb Gott zu suchen für die Menschen, die Menschen zu suchen für Gott: das ist höchster Christenberuf. M S

---

## Von der Newa zum Nordkap

### 2. Betrachtungen eines Jesuiten

Auf nach Schweden! So lautete jetzt die Parole. Wir entbehrten allerdings dabei jener zärtlichen Gefühle, mit denen ein wahrhaft frommes Mitglied des Gustav-Adolf-Vereins sich zu einer solchen Wall-

fahrt angeschickt haben würde, um diesem Glaubenshelden für seine Ritte ins deutsche Land zu danken.

Mit diesen Worten beginnt ein Autor sein Kapitel über Schweden, und in diesem Tone ist das Buch, aus dem wir einiges mitteilen wollen, geschrieben. Durch Skandinavien nach St. Petersburg ist der Titel des Buches, das 552 Seiten umfaßt, 103 sehr gute Bilder enthält und wie alle derartige Schriften des Herderschen Verlages sehr billig ist (12 Mark gebunden; 1890). Es enthält interessante Reisebeschreibungen, die zu zwei Dritteln schon früher in den „Stimmen aus Maria Laach" (1887—89) veröffentlicht sind. Die Darstellungsweise ist eine sehr geschickte, oft fesselnde und erhält einen besondern Reiz durch die Einflechtung von Proben der nordischen Litteratur. Um so bedenklicher ist das Buch in andrer Hinsicht. Auch dem Gebildeten, der etwa gleichgiltig und nur evangelischer Namenchrist ist oder die nordischen Verhältnisse nicht aus eigner Anschauung kennt, ist solch ein Machwerk gefährlich, denn es ist von Anfang bis zu Ende eine sehr geschickt angefertigte Tendenzschrift, die das „katholische" Mittelalter in den Himmel hebt, ganz und gar nach Janssenschem Muster gearbeitet. Besonders finden sich auch hier oft unkontrollirbare Zitate protestantischer Schriftsteller, und wer dieses Buch durchgelesen hat, dem muß so recht klar geworden sein, daß bei der Verlogenheit der gegenwärtigen Anhänger der Papstkirche jeder evangelische Schriftsteller sich hüten sollte, ein sei es auch berechtigtes günstiges Urteil auszusprechen: wie die „Toleranz" gegenüber der Intoleranz nicht Toleranz, sondern Schwäche ist, so ist jede Gerechtigkeit gegenüber der römischen Kirche heutzutage wenigstens unvorsichtig und wird von den Gegnern in unwürdiger Weise benutzt. Das ist bedauerlich, aber es ist so. Das vorliegende Buch giebt dafür den erneuten Beweis mit den Anführungen von Universitätsreden in Upsala, den Aussprüchen des „protestantischen Kirchenhistorikers" A. Chr. Bang, den Ausschnitten aus „protestantischen" Tagesblättern u. s. w.*)

Verfasser des Buches ist Alexander Baumgartner, geboren in der Schweiz (St. Gallen) 1841, wohnhaft in Holland (in Exaeten bei Roermond), bekannt als Mitredakteur der Stimmen von Maria Laach, als Canisiusbiograph und durch eine Reihe litterarhistorischer Werke, insbesondre über Goethe, Priester der Gesellschaft Jesu. Er ist der Sohn des berüchtigten 1869 verstorbenen, 1820 aus Wien ausgewiesenen, 1847 wegen seiner ultramontanen Haltung in der Aargauer Klosterfrage und seiner Sympathien für den Sonderbund aus der Regierung ausgeschiedenen St. Gallener Landammanns. Vom evangelischen Standpunkte muß man bedauern, daß bedeutende Kenntnisse und hervorragende Begabung wohl schon zum Teil durch Erziehung in den Dienst einer falschen Sache gestellt sind, und ein Vorwurf soll in keiner der folgenden Bemerkungen den Verfasser treffen — er ist ein fanatischer Jesuit, das sagt alles, er kann und darf ja nicht anders denken. Von Kapitel zu Kapitel steigert sich mit Geschick die Hineinwebung der ultramontanen Tendenz. Der hervortretende Grundzug des Werkes ist, zu zeigen, wie herrlich das katholische Mittelalter war; in poetischer Weise wird ausgeführt, wie damals an den norwegischen Küsten und in den schwedischen Stapelplätzen der Handel blühte, wie damals herrlich die Glocken über das Meer hallten (die evangelischen hallen wohl weniger poetisch?), päpstliche Gesandte und viel Volkes an den Bischofssitzen zusammenströmte u. s. w. Eingehend werden überall die Ereignisse vor der „Glaubenstrennung," der „sogenannten Reformation" geschildert, die Fülle von Klöstern, die Heiligenlegenden u. s. w. — Mitteilungen, deren Richtigkeit hier nicht geprüft werden kann. Dann folgt regelmäßig die Betonung, wie seitdem die Klöster unterdrückt wurden, der Handel zurückgegangen ist u. s. w. Auch in Finnland, besonders in Åbo, war die glänzendste Zeit noch die, als die katholische Katharina Jagellonica, die Schwiegertochter Gustav Wasas, dort Hof hielt. Ganz andrer Art natürlich sind die Gefühle, die den Jesuiten in Rußland erfassen. Es ist begreiflich, daß das Hervortreten der äußern Kultusformen in das öffentliche Leben den Anhänger des Romanismus anheimelt. Aber so achtungswert ihm das alles scheint, seine Begehrlichkeit kann er auch hier nicht leugnen: die Kasan-Kathedrale (s. d. vor. Artikel) würde einem „Kardinalerzbischof gar nicht übel anstehen"; bei der Isaakskathedrale aber ruft er aus: „Aber ach, was ist sie! Ein St. Peter ohne Papst" — alle Pracht, alle Kunstherrlichkeit der Eremitage macht die Klagen nicht verstummen. Und selbst bei Betrachtung der niederländischen Gemälde in der Eremitage verrät er seine Gedanken:

Ich spintisirte nicht mehr darüber, was sie hätten malen können, wenn die Niederlande spanisch oder wenigstens katholisch geblieben wären (!).

Er rühmt nur, was sie noch geleistet haben, nachdem der „Calvinismus die Lebensquellen idealer Kunst mit dem völligen Untergang bedrohte." Schließlich bereichert Verfasser unsre Kenntnisse durch die Mitteilung, daß nicht ungewichtige Zeugnisse dafür sprechen, daß Alexander I. vor seinem Tode „in den Schoß der römischen Kirche zurückgetreten ist." Hervorgehoben sei noch, daß auch Verfasser kurz das neulich erwähnte Findelhaus beschreibt, aber nicht die leiseste Andeutung über die Unsittlichkeit solcher Anstalten hinzufügt. Das ist nicht zu verwundern: auch in den romanischen Staaten finden wir ja großartige Anstalten derart (spedale degli innocenti in Florenz), und sie werden naturgemäß vom römisch-katholischen Klerus mit der Milde beurteilt, die auch sonst die römische Kirche nur zu oft gegenüber der Sünde zeigt. Römische und protestantische Sittlichkeit!

Von großem Interesse dürften auch die versteckten politischen Bemerkungen des Verfassers sein, in denen wiederum deutlich hervortritt — was ja übrigens dem Sachkundigen nie zweifelhaft sein kann —, daß Jesuitismus und Revolution eins sind. Ich selbst habe hierauf in der Allgemeinen Konservativen Monatschrift gelegentlich einer Anzeige des Buches von Berchtold über die Bulle Unam Sanctam hingewiesen, besonders im Hinblick auf die anscheinend vorhandene Ansicht mancher Fürstenkirche. Nun bitte ich Politiker, die von der römischen Kirche oder den Jesuiten Unterstützung erwarten, einige Stellen (S. 197, 214, 406, 410 u. a.) aufzuschlagen: da wird selbstverständlich das staatliche Eherecht als schreiendster Widerspruch mit Freisinn und Fortschritt hingestellt. Eine freiheitliche Staatsverfassung wird Lügen gestraft und entstellt, wenn darin ein „lächerlicher Mönchs- und Jesuitenartikel" sich findet.

„Wenn es noch freie Männer germanischer Abkunft giebt, so sind es die kräftigen Bergbewohner Norwegens, bei denen weder der Unteroffizier, noch der Schullehrer, noch der Polizist die Herrschaft führt!" Der „despotische Militärstaat" ist dem Verfasser, der nebenbei bemerkt den Namen Bismarck nicht richtig schreibt (eine Eigenheit, die merkwürdigerweise mehrfach bei ultramontanen vaterlandslosen Schriftstellern im Gegensatz zu Ausländern auffällt), natürlich ein Greuel. Seine historischen Forschungen aber ergeben kurz und bündig, daß das Erbkönigtum in Schweden „erst der protestantischen Zeit" angehört. Da kann es wohl nicht Wunder nehmen, daß der Verfasser bei Besichtigung des Kapitelssaales des Seraphinenordens im Stockholmer Schlosse (S. 316) fast sein Inkognito gebrochen und ausgerufen hätte: „Das ist ja unser Saal," da an den Wänden dort unzähligemal das ehrwürdige Zeichen sich findet, welches der Jesuitenorden als Siegel führt und das zugleich Zeichen des höchsten schwedischen Ordens ist. Auch einen Ausspruch aus dem Schlußkapitel über die Ostseeprovinzen möchte ich noch anführen:

Ohne den innern Zwiespalt, den die Glaubenstrennung in Deutschland und Polen gesäet, wären die Russen nie zu jener Macht gelangt, mit welcher sie jetzt auf die Länder der Ostsee sich werfen konnten.

Kommt denn diesen unehrlichen Leuten nie der Gedanke, daß Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Deutschland zu neun Zehnteln protestantisch war, und daß erst ihre Umtriebe das Unheil über die Welt gebracht haben!

Doch kehren wir zurück von diesen politischen Abschweifungen zu der Art und Weise der Behandlung des kirchlichen Lebens in Skandinavien. Da können wir freilich einzelnes nicht her-

*) Es ist aber doch u. E. völlig unmöglich, solche Aeußerungen der Gerechtigkeit zu unterlassen um des zu erwartenden Mißbrauchs willen. D H

vorheben, denn in jedem Kapitel finden sich anstößige Bemerkungen.*) Man kann einerseits nur bedauern, daß überhaupt ein solches Werk geschrieben werden konnte, aber zugleich viel daraus lernen. Inmitten jener gewaltigen Natur, die so mächtig predigt, verlassen jenen „inkognito" reisenden Nordlandfahrer nicht die Gedanken an die Herrlichkeit der römischen mittelalterlichen Kirche, und selbst wo Menschenwerk bewundert wird, wie bei den bekannten großartigen Kanalanlagen, versteht er dessen Ursprünge, mag es auch notorisch erst im vorigen Jahrhundert vollendet sein, auf einen alten Bischof zurückzuführen. Bedauerlich freilich ist es, wenn jemand so verblendet ist oder sein will, daß er alles, was seine Kirche geschaffen, im rosigsten Lichte sieht, alles andre mit Spott und Verachtung behandelt; aber Eines tritt doch auch hier hervor, mit welchem Geschick der Jesuitenorden arbeitet, wie er es versteht, seine Glieder mit dem fanatischen und fanatisirenden Geist zu erfüllen — wir können uns wohl vorstellen, daß phantasiereiche Leserinnen manche Teile des Buches recht schön finden, daß unreife Gemüter von mancher Schilderung hingerissen werden. Anderseits aber müssen wir doch noch näher zusehen, wieso überhaupt es möglich ist, daß jene Gebiete einer solchen Bearbeitung unterzogen wurden. Daß die Janssensche Methode neuerdings auch auf „Geographie und Reisen" ausgedehnt wird, ist bekannt (Leo Woerl!). Wie sie hier auf das Nordland angewendet wird, muß notwendigerweise uns stutzig machen. Das Buch ist offenbar mit heiligem Ernste geschrieben, und so können wir daraus nur entnehmen, daß die jesuitische Propaganda in der That sich jener Gebiete bemächtigt hat. Und zwar ist der Erfolg offenbar schon ein solcher, daß der Verfasser mit einer so freien Meinungsäußerung hervortreten darf, ohne zu fürchten, daß er ihn aufhielte. So unglaublich es klingt, es ist Thatsache, daß die Jesuiten die Gewinnung Skandinaviens ganz ernstlich ins Auge fassen, und der gewandte Verfasser, der in einem ersten Bande seiner „Nordischen Fahrten" Island und die Faröer geschildert hat, gehört zu den Sendboten, die das Terrain rekognosziren; er ist als Kenner der nordischen Sprachen, Litteratur und Geschichte hierzu sehr geeignet. Daß man überhaupt daran denkt, Gebiete zu erobern, die so durch und durch evangelisch sind, deren Herrscher rühmlicherweise der einzige war, der 1889 das Papstjubiläum ignorirte, zeugt für die Kühnheit des jesuitischen Gedankenfluges. Vor hundert Jahren gab es in jenen Staaten noch keine Katholiken. Oskar, der Sohn Bernadottes, gestattete seiner Gemahlin Josephine von Leuchtenberg, katholisch zu bleiben, ja sogar einen Beichtvater mitzubringen. „Nun zog das Unglück in das Haus." Natürlich waren Josephine wie ihr Geistlicher sehr „gewinnende" Persönlichkeiten, und jene erwirkte schon als Kronprinzessin den Bau der ersten römisch-katholischen Kirche in Schweden (1838). Insbesondre durch die Bemühungen des Aumoniers der spätern Königin, Lorenz Studach — eines Freundes des Vaters des Verfassers —, gelang es bald, weitere Missionsstationen zu errichten, und jetzt ist wahrlich diese Mission bis zur „nördlichsten Stadt der Erde" gedrungen. Hin und wieder bemerkt man auf den Dampfern einen Geistlichen oder eine graue Schwester, das sind die voranziehenden Sturmvögel, denn wie in Württemberg (vergl. die grünen Hefte!), so geht es in Hammerfest. Wie erstaunt war ich, dort, wo die Zahl der Katholiken verschwindend gering ist, Kapelle, Priesterhaus, Schule und Krankenhaus zu finden! Das letztere hat natürlich „Dank und Anerkennung der protestantischen Bevölkerung in hohem Grade gewonnen," und die Schule wird ebenfalls von Protestanten besucht.

Wie dort, so finden wir aber vielfach in andern Orten Ansätze zu katholischen Gemeinden: man sollte diese ernst beachten, da Baumgartner nicht anders spricht als von der Macht, die das „Luthertum noch in Norwegen ausübt." Nach seiner Meinung, um zugleich eine Stilprobe zu geben —

mag der Evangelische Bund den Pelion auf den Ossa türmen,

*) Damit man sich überzeugen kann, seien die hauptsächlichsten Stellen angeführt: S. 76, 91, 94, 162, 180, 183 ff., 189, 198, 200, 207, 235, 237, 239 ff., 275, 302, 310 ff., 317, 326, 331, 336 ff., 350, 357, 365, 383 ff., 389 ff., 438, 442, 486, 491 ff., 498 ff., 548.



es wird ihm nicht gelingen, die Tausende von kleinen Gemeinden zu zerstören, welche in den verschiedensten protestantischen Ländern katholische Glaubenskraft, Liebe und Mildthätigkeit gegründet hat. . . . Unter den Trümmern sprießt langsam neue Blüte und Frucht empor.

Sapienti sat. Statt alles weitern seien noch zwei Stilproben gegeben, die geeignet sind, auch den vorurteilsvollsten Philojesuiten aufzuklären. Die Schilderung des Denkmals Gustav Adolfs in Göteborg giebt dem Verfasser zu einem der boshaftesten Entrefilets Anlaß. Da sei das Denkmal wohl angebracht; der gute König hat hier nicht geplündert, noch gesengt, noch gebrannt, sondern Geld ins Land gebracht. Er trägt darum auch nicht die schweren Stulpstiefel, mit denen er Deutschland zertreten, sondern die leichten Strümpfe, mit denen er in Schweden lustwandelte. Nun werden die Fata dieses Denkmals mit Spott erzählt, wie die erste Ausführung durch Stranden des Schiffes in die Hände der Helgoländer gelangte, diese für ihren „königlichen Fang" ein unverschämtes Bergegeld verlangten, die Göteborger es vorzogen, statt den armen Helgoländern soviel für das Heiligtum zu geben, es nochmals gießen zu lassen, und nun die Helgoländer die erste Statue nach Bremen verkauften. Auf deutschem Boden kann das Standbild einem Katholiken wenig Freude machen, in Göteborg mag er die künstlerische Ausführung bewundern. Dort haben Weltverkehr und Freimaurerei die altprotestantische Bigotterie ziemlich abgeschliffen, auch die Katholiken haben ihr neues Kirchlein, und Presse und öffentliche Meinung sollen für die Katholiken eingetreten sein, wenn einzelne vom Hader lebende Prädikanten zur Abwechslung zwischen ihren eignen häuslichen Zwistigkeiten und im Interesse des „Evangeliums" einen Lärm gegen sie erheben zu müssen glaubten! Ja — es kommt noch besser —

zahlreiche Protestanten besuchen, wie in andern nordischen Städten, häufig den katholischen Gottesdienst, weil sie da ein ebenso ernstes als mildes und überzeugungsvolles Wort über die christlichen Grundwahrheiten zu hören bekommen, ohne Polemik und humanitäres Phrasentum, schlicht, einfach und von Herzen gehend!

Zum Schlusse noch, was Baumgarten bei dem Kapitel Lund und gelegentlich seiner Betrachtung über Tegnér und die nordische Litteratur sagt, und was nicht nur bestätigt, wie die römische Kirche an die Erfolge ihrer Propaganda glaubt, sondern auch ein grelles Streiflicht auf die deutsche Politik seit 1878 fallen läßt. Verfasser sagt oder vermeldet vielmehr wieder, daß ein „sonst gut protestantisches Blatt" (!?) gelegentlich des Papstjubiläums 1889 geschrieben habe, wie dies der Welt von neuem die Größe der römischen Kirche gezeigt, wie aber insbesondre der Kulturkampf und sein Ausgang den Staatsmännern und Völkern eine nützliche Lehre gegeben und den Menschen dieses realistischen Jahrhunderts bewiesen, daß die verachtete Kirche eine Großmacht erster Ordnung ist.

Die römische Kirche ist die älteste von allen Monarchien der Welt, und sie kommt noch dazu, alle Monarchien und Republiken zu überleben. Hier in unserm Lande, fern von Europas großem politischen Leben, ist es Thatsache, daß sie stärker und lebenskräftiger ist als je. [Nun folgt das Lied von der Fähigkeit der Papstkirche, den Sozialismus zu überwinden.] Die Wellenschläge unsers Jahrhunderts, die so manches staatliche und soziale Gebäude, das für Jahrhunderte errichtet schien, längst fortgeschwemmt haben, brechen und fangen sich am Fuße des Thrones, von welchem herab der Nachfolger des heiligen Petrus über die Welt ausschaut und seiner Zeit gebietet. Die Verwicklungen des letzten Jahrzehntes, vor allem aber der siegreiche Kampf der Papstkirche gegen das neue deutsche Kaiserreich bekräftigen Lord Macaulays berühmte Prophezeiung, daß die katholische Kirche noch in unverminderter Macht bestehen wird, wenn einst ein Reisender aus Neu-Seeland mitten unter Trümmern [man wird unwillkürlich an Manning u. a. erinnert; vergl. Moulart, Staat und Kirche, S. 380 ff.] von einem gebrochenen Bogen der Londoner Brücke müßig auf die Ruinen der Paulskirche hinblickt!

Genug — solchen Gedanken gegenüber giebt es nur die eine Mahnung, auf der Hut zu sein! v K

## Die Katastrophe auf der Karolineninsel Ponape

Vor wenigen Monaten durchlief die Zeitungen die Nachricht von einem Aufstande der Bewohner von Ponape. Da mir inzwischen genauere Nachrichten über den Verlauf jener beklagenswerten Unruhen auf der genannten Insel aus Honolulu zugegangen sind, so scheint es mir, besonders gegenüber den ab-

sichtlichen Verdrehungen und Verdunkelungen des Sachverhalts, wie sie von spanischer Seite ausgehen, nicht überflüssig, eine ausführliche Darlegung der im Sommer vorigen Jahres auf Ponape entstandenen Unruhen zu geben. Bereits im Sommer 1887 war Ponape die Stätte einer blutigen Empörung gewesen; man hätte meinen sollen, daß die Spanier durch diese trübe Erfahrung gewitzigt worden wären, und die Hoffnung war darum berechtigt, daß sie fortan in humanerer Weise ihre Schutzherrschaft bethätigen würden. Zunächst hatte es auch den Anschein, als ob diese Hoffnung in Erfüllung gehen sollte. Der spanische Gouverneur führte ein zwar strenges, aber gerechtes Regiment über die Eingebornen; den evangelischen Missionsarbeiten gegenüber ließ er es nicht an den höflichen Umgangsformen des Romanen fehlen, und der weltliche Arm stand den Kapuzinermönchen bei ihrer Propaganda unter der zur Hälfte evangelischen Inselbevölkerung nicht mehr ohne weiteres zu Diensten. So war es denn den beiden erfahrenen Missionaren Doane und Rand vergönnt, in den Jahren 1888 und 1889 durch ihre treue, unermüdliche Arbeit die durch den Aufstand von 1887 verstörten Christengemeinden wieder zu sammeln und das Netz noch weiter auszuwerfen.

Indes die Ruhe war nur eine vorübergehende, und die Schäden des spanischen Regimentes machten sich bald wieder geltend. Die Prostitution in den von den Spaniern eingerichteten Bordellen erhob ungescheut aufs neue ihr freches Haupt; von den Kantinen der dreihundert spanischen Sträflingssoldaten aus wurde die Branntweinpest in die der Versuchung nur zu leicht nachgebende Inselbevölkerung hineingetragen, und auch die Kapuzinerpatres suchten sich für die gezwungene Mäßigung durch einen neuen Kreuzzug gegen die verhaßten Ketzer schadlos zu halten. Welche Gesinnung die katholischen Missionare gegenüber ihren evangelischen Kollegen beseelt, möge folgender Auszug aus einem Berichte, den der Kapuzinerpater Moyse von Ponape aus an seine Oberen abstattete, darthun; es heißt da von den evangelischen Glaubensgenossen:

> Den amerikanischen protestantischen Händlern (!) ist es gelungen, eine große Zahl Eingeborner für die reformirte Religion durch Winkelzüge und Drohungen, ja mit Hilfe von Gewalt zu gewinnen; letztre ging so weit, daß sie die Widerspenstigen in Eisen legten.

Sapienti sat! Ihre besondre Auffassung des Begriffs Parität dokumentirten die Kapuzinerpatres zunächst dadurch, daß sie in Wana, der Hauptstadt des Kitistammes, in Steinwurfsweite von der dortigen evangelischen Missionskirche und Missionarswohnung ebenfalls eine Kirche und ein Wohnhaus erbauten und gelegentlich den evangelischen Gottesdienst durch Trompetensignale und Kanonenschüsse stören ließen. Machte eine derartige Propaganda schon böses Blut unter den Eingebornen, so ließ anderseits die tyrannische Art, mit der die spanischen Offiziere ihre Sträflingssoldaten bei den Befestigungs- und Straßenarbeiten behandelten, in den Herzen der Ponapesen den Argwohn Raum fassen, daß sie später, wenn die Spanier sich völlig auf der Insel eingenistet hätten, eine gleich schmähliche Behandlung erfahren würden.

Der so allmählich sich aufhäufende Zündstoff wäre aber wohl dennoch nicht zur Explosion gekommen, wenn die beiden Missionare Doane und Rand inmitten der erregten Bevölkerung hätten bleiben können; sie waren aber Anfang 1890 durch ihre geschwächte Gesundheit zu einem Erholungsaufenthalt in Honolulu genötigt worden, wo im Mai v. J. Doane, der mit der Ponapemission am meisten verknüpfte Missionar, entschlief. Als einzige Vertreterin der Mission war auf Ponape Fräulein Palmer zurückgeblieben, die auf der Station Owa an der Nordostküste die dortige Mädchenkostschule leitete. Sie wurde von einer aus Tahiti stammenden Witwe Cole und dem ponapesischen Katechisten Nanpei, einem Häuptlinge aus dem Kitistamme, unterstützt. In des Letztern Hände hatte Doane vor seinem Scheiden die Leitung und Beaufsichtigung der über die Insel zerstreuten achtzehn Christengemeinden mit ihren vier Katechisten und vierzehn Lehrern gelegt. Seit dem Jahre 1865 bildete Owa eine Hauptstation auf der Insel; hier hatten die eingebornen Christen eine stattliche Kirche gebaut, deren Emporen 400 und deren Schiff 6—700 Kirchgänger faßten; neben der



Kirche stand ein solides Schulhaus und ein zweistöckiges Wohnhaus, und zwanzig Ruten (= 340 Fuß) westlich davon erhoben sich auf einem Hügel die Gebäude des Missionsinstitutes und der Mädchenkostschule. Der Grund und Boden, auf dem die Stationsgebäude standen, war seiner Zeit von den Eingebornen an die Mission regelrecht verkauft worden; die betreffenden Dokumente wurden freilich von den spanischen Behörden auf Ponape — einem ausdrücklichen Versprechen des Generalkapitäns in Manila zuwider — nicht anerkannt. Die Station Owa liegt im Gebiete der Metalanim, des zahlreichsten und bedeutendsten unter den fünf Inselstämmen, der von dem energischen Oberhäuptling Paul, einem Christen, regiert wird; der zweite, vierte und sechste Unterhäuptling des Stammes sind ebenfalls Christen; die beiden letztern bekleiden das Diakonenamt in der Gemeinde Owa.

Im Februar 1890, nur kurz nach Doanes Abreise, sandte der spanische Gouverneur, der eine durch Befestigungswerke gesicherte Küstenstraße um die Insel herum anlegen lassen wollte, Botschaft an die Häuptlinge des Metalanimstammes, daß er demnächst von seiner Residenz Puerto Santiago — das Kenan der Missionare auf der Nordküste Ponapes — aus eine Abteilung Soldaten zur Einrichtung einer befestigten Station nach Owa senden werde; zwei Kapuziner sollten als Kaplane die Truppen begleiten. Mitte Mai trafen denn auch 35 tagalische Sträflingssoldaten unter dem Kommando des spanischen Leutnants Paros und mit ihnen der Kapuzinerpater Augustin und der Laienbruder Benito in Owa ein. Paros war ein brutaler Mensch, der von den ersten Tage seiner Ankunft an bis zu seinem Tode die Eingebornen durch sein bramarbasirendes Wesen und seine unüberlegten Drohungen in hochgradige Erregung versetzte und den Ausbruch des neuen Aufstandes direkt verursachte. Er äußerte sich nämlich in Gegenwart der Eingebornen dahin, daß die Spanier den ersten Aufstand der Ponapesen und das von ihnen angerichtete Blutbad nicht vergessen hätten; sobald die Befestigungswerke in Owa fertig wären, sollten die Eingebornen an die Reihe kommen; alle, die sein Mißfallen erregt hätten, sollten bestraft werden; die Widerspenstigen werde der Gouverneur köpfen lassen. Die Eingebornen hielten das nicht für leere Drohungen, sondern glaubten steif und fest, daß der Offizier solche Aeußerungen im Auftrage des Gouverneurs thue.

Fräulein Palmer, die die Interessen der evangelischen Mission unerschrocken vertrat, hatte schon auf die erste Nachricht von dem bevorstehenden Kommen der Soldaten hin einen auf Ponape ansässigen und der Mission befreundeten Amerikaner Bowker zum Gouverneur nach Puerto Santiago gesandt und gegen die Erbauung eines Forts auf dem Grundbesitze der Mission Verwahrung eingelegt, worauf seitens des Gouverneurs die beruhigende Erklärung erfolgte, daß alles der Mission gehörende Land respektirt werden sollte und die Befestigungen und Militärbaracken längs des Strandes angelegt werden würden. Leutnant Paros ignorirte indes dieses Versprechen und begann die Arbeiten an dem Fort und an den Baracken auf einer zum Missionsterrain gehörenden Anhöhe, ungefähr zwanzig Ruten von der Missionskirche entfernt; gleichzeitig ließ der Kapuzinerpater Augustin den Grund zu einer Kapelle und einer Missionarswohnung an einer Stelle legen, von der man bis zur evangelischen Kirche nur sechzig Schritte zählte; ursprünglich hatte der Kapuzinerpater die Weisung gehabt, seine Kapelle innerhalb der Pallisadenumzäunung des Forts zu bauen; aber er zog jene Nähe des evangelischen Gotteshauses „aus taktischen Gründen“ vor. Unter diesen Umständen sandte Fräulein Palmer ihre Gehilfin Frau Cole zum Gouverneur, um ihm das Mißliche jener Nachbarschaft vorzustellen und ihm eine sehr gute Baustelle für die katholische Kapelle und Priesterwohnung ebenfalls auf Missionsterrain, nur nicht in so unmittelbarer Nähe der evangelischen Kirche, anzubieten. Der Gouverneur gab die Notwendigkeit einer Verlegung der katholischen Kapelle zu, und so schien denn ein Hauptanstoß beseitigt. Aber kaum hatte Lieutenant Paros von jener Beschwerde beim Gouverneur vernommen, so meldete er seinem Chef, daß ein Tausch unmöglich sei, da alle andern Bauplätze ungesund lägen, und Fräulein Palmer erfuhr zu ihrem Schmerze aus einem nachträglichen höflichen Schreiben des

Gouverneurs, daß aus sanitären Gründen an dem zuerst gewählten Platze weitergebaut werden müsse. Der Leutnant hatte inzwischen den Eingebornen gesagt, daß er, wenn man sich zuerst an ihn und nicht an den Gouverneur gewandt hätte, die Verlegung der Kapelle angeordnet haben würde.

Trotz diesen störenden Zwischenfällen war inzwischen die Missionsarbeit in der Schule und an der Gemeinde in Owa weiter getrieben worden. So hatte unter andern Nanpei am 20. Juni die vierzehn eingebornen Lehrer der Insel in Owa um sich versammelt, um in gewohnter Weise mit ihnen den Predigtstoff des nächsten Sonntags durchzunehmen. Der argwöhnische Paros zitirte alsbald Nanpei vor sich und stellte ein Verhör mit ihm über den Zweck der Zusammenkunft an; das Ende war, daß er alle derartigen Vereinigungen verbot und die Zuwiderhandelnden zum Gouverneur zu senden drohte, der ihnen die Köpfe abschlagen lassen oder sie mindestens nach Manila deportiren lassen werde. Dienstag, den 24. Juni, verbreitete sich unter den Metalanim die Nachricht, daß am nächsten Tage noch mehr Soldaten von Puerto Santiago und Wana herbeordert wären, um dem Leutnant die Ausführung der den Lehrern und einigen Häuptlingen angedrohten Strafen zu ermöglichen. Der Umstand, daß der Gouverneur dem Leutnant und den Kapuzinern gestattet hatte, die Proteste Fräulein Palmers zu ignoriren und die Baulichkeiten auf Missionsterrain aufzuführen, war den Eingebornen Beweis genug, daß der Leutnant auch bei der angedrohten Strafverhängung nur im Sinne des Gouverneurs handle. Gleichzeitig glaubten viele Eingeborne, daß die Spanier, wenn man sie die Befestigungswerke in Owa vollenden ließe, demnächst die Missionare von dort verjagen würden. Das Gerede von einem bevorstehenden Ausbruche der Volkswut drang wohl zu den Ohren von Fräulein Palmer, aber sie legte dem keine ernstliche Bedeutung bei. So brach denn der verhängnisvolle Morgen des 25. Juni an.

Während einige Soldaten vor der Baracke, in welche die Waffen niedergelegt waren, auf Posten standen, hatte sich der Leutnant mit den übrigen Mannschaften an die Bauarbeit begeben, als plötzlich eine Schar Eingeborner wutentbrannt sich auf die Eindringlinge stürzte und unter den Ueberraschten ein schreckliches Blutbad anrichtete; außer dem Leutnant fielen ungefähr 35 Tagalensoldaten; einigen gelang es, in die Wälder zu entkommen. Zum Glück hatte der Katechist Nanpei die ersten Schüsse vernommen; er stürzte sich auf den Kampfplatz, und es gelang ihm unter Gefährdung des eignen Lebens, den Pater Augustin und den Laienbruder Benito zu retten und im Oberstock der Mädchenkostschule zu verstecken; seine Frau vermochte, unterstützt von den Zöglingen des Missionsinstitutes, fünf Soldaten und einen Militärarzt ihren Verfolgern zu entreißen und in Nanpeis Hause unterzubringen. Der spanische Gouverneur sandte auf die Schreckenskunde hin noch am Nachmittage des 25. Juni zwei bewaffnete Boote nach Owa; aber die Eingebornen unterhielten vom Ufer aus ein so wirksames Feuer auf die Spanier, daß diese unverrichteter Sache umkehren mußten. Dafür dampfte das Stationskriegsschiff „Manila“ heran; aber als es die Hafeneinfahrt passiren wollte, fuhr es auf dem Korallenriff auf, von dem es erst nach vier Tagen wieder abkam. Menschlich geredet, bedeutete dieser Unfall die Rettung der Missionsgeschwister und ihrer Pflegebefohlnen; denn der Kommandant des Dampfers hätte sonst die Station Owa, ohne Rücksicht auf die Insassen, in Grund und Boden geschossen.

Der 25. und 26. Juni waren für Fräulein Palmer und ihre Pflegebefohlenen die aufreibendsten Tage; zu jeder Stunde mußte man fürchten, daß die wütenden Eingebornen die Missionsgebäude stürmen würden, um zu den ihnen entrissnen Opfern zu gelangen. Am 26. Juni landete Kapitän Narrhun, ein deutscher Händler, mit seinem Boote in Owa, um die Missionsgeschwister zu retten und mit nach Joningting, seinem Wohnorte, zu nehmen. Aber Fräulein Palmer zog es vor, tapfer auf ihrem gefährdeten Posten auszuharren; dagegen vertraute sie Frau Cole mit sieben Schülerinnen Narrhuns Fürsorge an; andre Schulmädchen entließ sie zu ihren Eltern und behielt nur noch achtzehn bei sich. Am 26. Juni um Mitternacht gelang es auch Nanpei und dem Amerikaner Bowker, die geretteten Spanier glücklich auf ein



Boot aus dem Bereich ihrer erbitterten Gegner zu bringen. Am 24. Juli mußten Fräulein Palmer, Frau Cole, Nanpei, Bowker und die zwei Metalanimhäuptlinge Wadschai und Josiah vor dem Gouverneur zum Verhör erscheinen. Die Mehrzahl der Aufständischen gehörte der heidnischen Partei an, doch war auch eine Anzahl Christen aus der Owagemeinde beteiligt; den Anführer hatte der alte Häuptling Kraun—en Letau von Japalap, einem Dorfe in der Nähe Owas, gemacht; neben ihm kommandirte der junge dritte Häuptling des Metalanimstammes — ebenfalls ein Heide. Die früher erwähnten vier christlichen Häuptlinge dieses Stammes hatten, mit Ausnahme des „Königs“ Paul, ihr Möglichstes gethan, um einen Gewaltstreich zu verhüten, und als das Unglück geschehen war, waren sie es, die wenigstens ein weiteres Blutvergießen zu hindern suchten. König Paul dagegen, der für seine Person an dem Massaker unbeteiligt geblieben war, hatte doch nicht genügende Anstrengungen gemacht, um die Katastrophe zu verhindern; offenbar hatte er die unwürdige Behandlung, die ihm unter dem ersten Gouverneur Posadilla zu teil geworden war, noch nicht verschmerzt.

Während der Gouverneur seine geringen Streitkräfte in Puerto Santiago hielt und schmerzlich auf die erbetene Verstärkung von den Philippinen wartete, wohin die „Manila“ gesandt worden war, traf am 19. August zur großen Beruhigung Fräulein Palmers der Missionsdampfer „Morgenstern“ und mit ihm Missionar Rand vor Ponape ein. Obgleich Fräulein Palmer bereit war, in Owa auszuharren, so erschien Rand eine Uebersiedlung nach Ronkiti auf die Südwestseite der Insel ratsamer, weil das Anfang September erfolgte Eintreffen von drei Kanonenbooten und zwei Transportdampfern, die tausend Soldaten aus Manila an Bord hatten, heftige Kämpfe um Owa für die nächste Zeit erwarten ließ. Als nun am 3. September die Missionsgeschwister mit den Zöglingen der Mädchenkostschule sich an Bord des „Morgenstern“ begeben hatten, erschien plötzlich der Kapitän des spanischen Wachtschiffes und überbrachte seitens des Gouverneurs den Befehl, daß kein ponapesisches Mädchen ohne schriftliche Erlaubnis ihrer Eltern Owa verlassen dürfe. Man kam diesem sonderbaren Verlangen nach; als aber die herbeigeschafften Erlaubnisscheine dem Gouverneur vorgelegt wurden, erklärte er, überhaupt keiner Schülerin der Mission die Abreise gestatten zu können, da er nicht zu unterscheiden vermöge, welche von den Eltern der in Frage kommenden Mädchen zu den Rebellen gehörten oder nicht. So mußten denn die Missionsgeschwister mit trauerndem Herzen die meisten ihrer Schülerinnen in Owa zurücklassen und sich allein nach Ronkiti begeben; später fand sich freilich auf dem Ueberlandwege der größere Teil der Mädchen bei Fräulein Palmer wieder ein. Am 20. September endlich erging das spanische Strafgericht über Owa, bei dem Spanien allerdings wenig Ruhm erntete, denn der Feind zog sich mit geringem Verluste in die Wälder zurück, während die Truppen etwa sechzig Tote gehabt haben sollen. Sämtliche Gebäude der Mission sind während des Kampfes von den Spaniern eingeäschert worden.

Missionar Rand hatte vorher mehrere Wochen lang im Auftrage des Gouverneurs und im Interesse der armen irregeleiteten Ponapesen den Versuch gemacht, die Aufständischen zur Niederlegung der Waffen und zur Unterwerfung unter die Bedingungen des Gouverneurs zu bewegen. Einige mal hatte es den Anschein, als ob man sich zur Unterwerfung bequemen wolle. Der Gouverneur verlangte von seiten des Metalanimstammes die Auslieferung sämtlicher Waffen und die Stellung der acht Haupträdelsführer. Die während des Ueberfalls in Owa erbeuteten dreißig Flinten und ein Boot von der „Manila“ waren übrigens von den Aufständischen freiwillig schon wieder zurückgegeben worden. Die Häuptlinge wollten aber erst dann auf diese Bedingungen eingehen, wenn der Gouverneur sich darüber ausgesprochen hätte, was den sich Auslieferndenfür ein Schicksal bevorstünde; sie befürchteten nämlich, daß diese eingesperrt oder nach Manila deportirt würden. Da der Gouverneur bestimmte Auskunft verweigerte, so zerschlugen sich schließlich die Verhandlungen, und die Aufständischen erklärten dem Missionar Rand gegenüber, sie sähen wohl die

Hoffnungslosigkeit ihres Widerstandes ein, aber sie wollten lieber im Kampfe fallen, als die Bedingungen des Gouverneurs annehmen.

Als eine große Erleichterung in diesen Wirrsalen ward es von den Missionsgeschwistern begrüßt, als am 16. Oktober der Unionsdampfer „Alliance“ Ponape anlief, um im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten den Missionaren Schutz zu bieten. Dem Dazwischentreten des Kapitäns Taylor gelang es auch, von den spanischen Behörden die Erlaubnis auszuwirken, daß die Mehrzahl der Missionsschülerinnen zusammen mit den Missionaren die Insel Ponape auf dem „Alliance“ verlassen und nach Kusari übersiedeln durfte. Ein längeres Verweilen der Missionsgeschwister auf Ponape hatte zur Zeit keinen Zweck mehr, da der Gouverneur jegliches Abhalten von Versammlungen und alle Schulthätigkeit untersagt hatte.

Wie es den Anschein hat, beabsichtigen die Spanier den Metalanimstamm zu vernichten und durch ein Schreckensregiment alle Lust zu neuen Aufständen für immer im Keime zu ersticken. Während nach dem ersten Aufstande im Jahre 1887 fast die gesamte liberale Presse Spaniens die Schuld daran der unverständigen katholischen Propaganda zuschob und zur Nachsicht gegen die Eingebornen mahnte, herrscht diesmal in der spanischen Presse aller Parteischattirungen als Leitmotiv leider nur der allgemeine Schrei nach Rache an den unglücklichen Eingebornen; das Prestige der spanischen Krone — so sagt man — verlange es, daß, wenn auch unter den größten Opfern, ein gründliches Strafgericht über Ponape ergehe; dabei läßt man deutlich verlauten, daß die evangelische Mission im Grunde allein die Schuld daran trage, daß das kleine Inselvölkchen den Spaniern soviel zu schaffen mache.

So haben sich denn wieder trübe Wetterwolken über Ponape aufgetürmt, und wer weiß, welche Prüfungen inzwischen über die Christengemeinden der Insel ergangen sind, seitdem im Herbst vorigen Jahres die evangelischen Glaubensboten weichen mußten. Zweierlei läßt uns aber trotzdem hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. Zum ersten haben die Ponapesen Gottes Wort in ihrer Muttersprache, und zum andern, es wird für sie fleißig Fürbitte gethan am Throne dessen, dem auch die fernsten Eilande unterthan sind. Ihm sei die Zukunft Ponapes und seiner Christenschar befohlen! G Kze

## Verschiedenes

**(Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche)** Eine praktische Studie von Paul Göhre, Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses. Leipzig, Grunow, 222 S.; 2 Mk. — Das lange mit Spannung erwartete Buch ist soeben erschienen. Für unsere Leser wird es nur dieser Mitteilung bedürfen. Auf die Erlebnisse und Forderungen des Verfassers behalten wir uns ein näheres Eingehen vor. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 24 der „Chronik der Christlichen Welt“**

Die am 8. d. M. erfolgte glückliche Geburt eines kräftigen Jungen melden den Freunden

Leipzig J. Grunow und Frau

**Die kirchliche Kunstanstalt u. Kirchen-Paramenten-Fabrik**
von
**C. G. Ulrich Nachfolger,**
**Hamburg,** Mühlenstraße 2, I.
**(Inhaber: F. W. J. Aßmann aus Lüdenscheid)**
empfiehlt sich zur Herstellung von Altar-, Kanzel- und Taufstein-Behängen in künstlerisch vollendeter und stilgerechter Ausführung, sowie zur Lieferung ihrer altbewährt soliden Fabrikate in Gold- und Silbertressen, Fransen und Materialien zur Paramenten-Anfertigung.
Älteste deutsche Kunstanstalt für kirchliche Nadelmalerei.
Errichtet 1680. — Vorzügliche Zeugnisse von hiesigen Kirchenvorständen (St. Nicolai, St. Michaelis) und Anerkennungsschreiben auswärtiger hoher Kirchenbehörden.



## Herzliche, leicht erfüllbare Bitte an edle Herzen!

Sammeln und senden Sie uns gebrauchte Briefmarken aller Länder (nur deutsche 3, 5, 10 und 20-Pf.-Marken nicht), sowie ganze Postkouverts, Postkarten, Streifbänder, Kartenbriefe 2c. insbesondre von den alten deutschen Staaten: Preußen, Mecklenburg, Oldenburg, Sachsen, Braunschweig, Hannover, Schleswig-Holstein, Baden, Bayern, Württemberg u. s. w. für den seit länger als 25 Jahren begehrten Kirchbau in unsrer evangelischen Gemeinde. 1. Sam. 14, 6.

**Der Kirchbauverein in Zielenzig** (Prov. Brandenburg)
**Dr. Hoffmann.**

**C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.**

**Neuigkeiten:**

**Luise von Kobell: Ignaz von Döllinger.** Erinnerungen. Mit Titelgravüre. 9 Bog. Eleg. geh. 2 M. 80 Pfg.; eleg. geb. 3 M. 60 Pfg.

Das treue Gedächtnis und die liebevolle Verehrung einer Döllinger nahe befreundeten Dame wirken in dieser aus dem Leben geschöpften Schrift, welche überall Döllinger selbst sprechen läßt, zusammen, um uns das geistige Bild des berühmten Gelehrten in lebendiger Wirklichkeit zu erwecken. Der reiche Stoff des u. a. eine Fülle merkwürdiger Urteile D.'s enthaltenden fesselnden Büchleins gliedert sich in folgende 10 Kapitel: I. Mitteilungen D.'s über seine religiöse Entwicklung. II. Auf dem Spaziergang. III. In D.'s Daheim. IV. Bei D zum Diner. V. Tegernseer Villegiatur. VI. Allerlei Theologisches. VII. Akademische Reden und historische Impromptus. VIII. Gespräche politischen Inhalts. IX. D.'s Verhältnis zu Litteratur und Kunst. X. Schluß.

**C. F. Nösgen: Geschichte Jesu Christi.** (A. u. d. Titel: „Geschichte der neutestamentlichen Offenbarung. In zwei Bänden. Erster Band.“) 46½ Bog. gr. 8°. Geh. 14 M.; in Halbfranz geb. 16 M.

Bei dem Mangel eines wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit stehenden und zu positiven Resultaten gelangenden „Leben Jesu“ darf Nösgens bedeutend angelegtes Werk wohl sicher auf das allgemeinste Interesse rechnen, dem wir es hiermit, nachdem es soeben vollständig geworden ist, angelegentlich empfehlen.

**H. M. Schletterer: Musica sacra.** Anthologie des evangelischen Kirchengesangs von der Reformation bis zur Gegenwart in der Ordnung des Kirchenjahrs. Allen Freunden geistlicher Musik, insbesondere aber Kirchenchören und Gesangvereinen gewidmet. Zweiter Teil: Fünf- und mehrstimmige Gesänge. 12 Bog. Lex.-8°. Kart. 2 M. 80 Pf.

Schletterer's Musica Sacra, deren erster Teil, 4stimmige Gesänge enthaltend, vor 2 Jahren erschien und von zahlreichen Kirchenchören praktisch erprobt ist, erfreut sich so allgemeiner und unbestrittener Geltung, daß eine besondre Empfehlung überflüssig erscheint. Möchte der evangelische Gottesdienst von dem herrlichen Material, das hier geboten ist, reichen Nutzen ziehen!

**Vobiscum pax?** Eine Frage und eine Antwort. 4 Bog. 8°. Eleg. kart. 1 M.

H. Drummond verspricht in seinem „Pax vobiscum“ einen „neuen Zugang“ zu dem vielbegehrten Gut des innern Friedens. Die vorliegende Schrift, voll Anerkennung für Drummond, ergänzt dessen Büchlein in einem wichtigen Punkt. Da die Drummond-Litteratur die christliche Welt mit Recht lebhaft beschäftigt, kann es gewiß nur heilsam sein, wenn auch andre Stimmen eingreifen.

**Lic. Weber: Ansprachen** für Evang. Arbeiter-, Bürger-, Volks- und Männer-Vereine zusammengestellt. VIII, 584 S. Preis nur 4 M., geb. 4,80 M.
**C. Bertelsmann, Gütersloh.**

Der **„Holländer Hof,“ Heidelberg,** Lauerstr. 30, Hospiz der Herberge zur Heimat daselbst, empfiehlt den geehrt. Reisenden seine hübschen Gastzimmer mit herrlicher Aussicht auf den Neckar. Gute Betten! Gute Küche! Billige Preise. Vorausbestellungen richte man gefl. an Hausvater Ansel.

**Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.**

Soeben erschien die vielfach erwartete dritte Drummondsche Schrift:

# Das Schönste im Leben

von **Henry Drummond.** Deutsche autorisirte Ausgabe. 1—30. Tausend. Preis kartonirt 1 M., elegant gebunden mit Goldschnitt 2 M.

Früher erschien bei uns von demselben Verfasser und in gleicher Ausstattung:

**Das Beste in der Welt.** Von **Henry Drummond.** 24. Aufl. 86—90. Tausend. Preis 1 M. (in feinem Einband 2 M.)

**Pax vobiscum.** Von **Henry Drummond.** 8. Auflage. 35—40. Tausend. Preis 1 M. (in feinem Einband 2 M.)

**Vorrätig in allen Buchhandlungen.**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 25 — Leipzig, den 18. Juni — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Werke der Barmherzigkeit: 3. Das zweite Werk der Barmherzigkeit — Die geschichtliche und die christlich-religiöse Betrachtung Jesu Christi — Deutscher Humor und evangelischer Glaube: 6. Zur Geschichte des evangelischen Humors; 7. Die Gegenwart — Klopstocks Oden und eine neue Auswahl davon — Die neueste Waffe der Sozialdemokratie; Zimmermann-Blos, Geschichte des Bauernkrieges: 1 — Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche von Paul Göhre — Eine Frage an die Freunde der evangelischen Allianz — Verschiedenes: Der barmherzige Samariter in neuer Beleuchtung; Das Sperrgeldergesetz und der Kampf mit Rom — Quittung — Anzeigen


## Die Werke der Barmherzigkeit

Matth. 25, 31—46

### 3. Das zweite Werk der Barmherzigkeit

Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket.

Jedes rein menschliche Bedürfnis hat Christus durch seine Teilnahme daran geadelt. Auch er ist müde in Schlaf versunken; auch ihn hat gehungert, und jene erste Versuchung in der Wüste hat daran angeknüpft; auch ihn hat gedürstet. Zweimal hören wir ihn dies aussprechen, das eine mal am Jakobsbrunnen, wo er zu der Samariterin spricht: Gieb mir zu trinken! um dann allerdings über dem weltgeschichtlich-seelsorgerlichen Gespräch vom Wasser des Lebens Speise und Trank gänzlich zu vergessen; das andre mal auf Golgatha durch das erschütternde Wort am Kreuz, gesprochen aus der unendlichen Ermattung heraus mit brennenden Lippen: Mich dürstet! Da haben sie ihm einen Schwamm mit Essig dargereicht. Der, den also in den Tagen seines Fleisches gedürstet hat, will als Weltenrichter das, was an dem Geringsten seiner Brüder geschieht, als ihm geschehen anerkennen: Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket.

Es war auch eine weltgeschichtliche Stunde zu Worms Anno 1521, nach deren Ablauf der alte Herzog Erich von Braunschweig dem kühnen Mönch, der vor Kaiser und Reich gestanden und ein gut Bekenntnis gethan hatte, eine Kanne Eimbecker Bieres zur Labung sandte. Luther hat dies Bedeutsame auch wohl verstanden, wenn er dankend zurücksagen ließ: Wie Herzog Erich heute meiner gedacht hat, so wolle unser Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein gedenken. Und als die Todesstunde kam, da hat in der That der scheidende Held solches Wortes gedacht, und ist es so in Erfüllung gegangen, und der Herr Christus hat trostreich das ahnungsvolle Wort seines Knechtes, des Reformators, wahr gemacht, daß wer der Seinen Einem einen Becher reiche, das sei als ihm geschehen.

Die im Sonnenbrande steilen Aufstieg zu wandern haben oder in kalter Winterszeit die gefrorene Bahn schreiten müssen, die wissen wohl, was es für Wohlthat sei um den kühlen, erfrischenden oder den erwärmenden und belebenden Trank. Erzählen doch unsre Lesebücher mit Recht das Geschichtchen von dem Araber, der in der glühenden Wüste einen Sack findet; er öffnet ihn, und da er ihn voll herrlicher Perlen findet, wirft er ihn mißmutig fort; wie viel lieber wäre er ihm, wenn er Feigen oder Datteln umschlossen hätte!

Als Jakob Leydermann zu Frankfurt 900 Gulden stiftete, „arme, notdürftige, wandernde Leute damit zu speisen, zu tränken, zu trösten," da beschloß der Rat, von diesem Gelde „elendigen Leuten Wein zu kaufen." Und derselbe, der als eines seiner sieben Kreuzesworte gerufen hat: Mich dürstet!, ist es auch gewesen, der auf der Hochzeit von Kana die köstliche Gabe des Weines spendet, der Verlegenheit und dem peinlichen Mangel Abhilfe schaffend, ja der auch in seinem Abendmahl das Gewächs des Weinstockes darbietet als Bild zugleich und Mittel seines eignen Lebensblutes.

Laßt uns doch auch sorgen, daß es dem erhitzten Wanderer, der bei uns vorspricht, der wegemüden Botenfrau, dem vor Frost erstarrten Briefträger oder Postboten an Erquickung nicht fehle. Nur daß nicht gegeben werde, was Wohlthat sein soll und doch nicht Wohlthat ist! Nur nicht statt wohlthätig labenden Trunkes das stets wiederholte Darreichen des Giftwassers. Und wie bedarf es vollends da der Vorsicht und Weisheit, wo das Verlangen und Dürsten schon Laster geworden ist, wo an Stelle der Befriedigung des Bedürfnisses das Heischen des Uebermaßes getreten; denn da ist in der That Versagen bessere Wohlthat, ja völliges Versagen oft einzige Hilfe. Wie furchtbar ist es doch, wenn wir uns müssen sagen lassen, daß in Deutschland jährlich 500 Millionen Mark für Branntwein ausgegeben werden, also auf jede Million Menschen über 10 Millionen für Branntwein kommen. Könnten doch mit jener Summe jährlich 200000 Arbeiterwohnungen zu 2500 Mark gebaut und bar bezahlt werden. Wie furchtbar, wenn wir uns müssen sagen lassen, daß in einem einzigen Jahre (1885) 1281 Männer und 158 Frauen am Säuferwahnsinn gestorben, daß sich infolge der Trunksucht 2500 Menschen im Irrenhause befinden, daß in jenem einen Jahre über 11000 Menschen am Alkohol erkrankten. Wie furchtbar, wenn wir hören, daß die erschreckliche Drohung von der Heimsuchung der Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied gerade da sich aufs schauderhafteste erfüllt, daß eine Folge der Trunksucht in der nachwachsenden Generation die immer mehr und mehr zunehmende Epilepsie ist, jene unheimliche Krankheit, deren wahres Wesen, deren wirkliche Heilung unsre ärztliche Kunst noch so wenig erkundet hat. Wie furchtbar, wenn über 70 Prozent aller Vergehen und Verbrechen mehr oder minder mit der Völlerei und dem Branntwein in ausdrücklichem Zusammenhange stehen. Aber gerade angesichts so entsetzlicher Verheerung durch das Laster des Trunkes eröffnet sich ein reiches Feld christlicher Barmherzigkeitserweisung: sei es durch den Versuch der Heilung jener Unglücklichen, die, der Trunksucht verfallen, nicht durch eigne Vorsätze und Kraft sich daraus zu erheben imstande sind, sei es durch vorbeugende Veranstaltungen. Denn dazu kann die Gesellschaft in der That viel thun durch Wohlfahrtseinrichtungen, durch Herstellung gesunder menschenwürdiger Wohnungen, durch erleichterte Darbietung guter und kräftiger Nahrung, durch Volksküchen und Speisehäuser, durch Kaffeeangebot zumal in kalter Jahreszeit, durch Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine.

Nicht nur nach äußerm Trank dürsten die Menschen. Mancher geht finster, freudlos durchs Leben — mit einer Miene, als ob er nach niemand frage, nicht Rücksicht nehme noch verlange, und doch erklärt sich das unwirsche und scheinbar auf sich allein zurückgezogene Wesen, so unwahrscheinlich das sein mag, aus einem Verlangen nach der Teilnahme der andern, nach menschlicher Mitteilung; eigentlich ist es ein Dürsten, ein Verlangen nach Liebe. Darum vermag man wohl auch mit verhältnis-

mäßig sehr geringen Dingen gleich dem Becher frischen Wassers diesem Sehnen und Dürsten Genüge zu thun; eine Frucht, dem Kranken geschickt, eine Blume, ihm aufs Lager gelegt, ein freundlicher Gruß, ein Händedruck, ein briefliches Gedenken können unendlichen Trost und Freude gewähren. Es ist kein Mensch, der nicht unter Umständen nach dergleichen Verlangen trüge. Hat es doch auch in der Stunde von Gethsemane den Herrn verlangt, daß seine Jünger, seine Vertrautesten mit ihm hätten wachen können, wenn ihm auch sonst dadurch kein Schutz und keine Kraft erwachsen wäre. Und schön, innerlich wahr und rührend ist sicherlich die Sage, die dem ewigen Juden, der den leidenden Heiland von seiner Thüre stößt, die Veronika gegenüber stellt, die mit ihrem Tuche dem Haupt mit der Dornenkrone den blutigen Schweiß abwischt, und die zum Danke dafür das Bild des Herrn auf ihrem Tuche aufgeprägt empfängt.

Und wenn auch den Gerechten und Reinen nach Mitgefühl bangt, wie dürstet der reuevolle Sünder nach innerer Erledigung, nach einem Wort der Vergebung!

In solchem Verlangen aber nach Teilnahme, nach menschlicher Anhänglichkeit und Liebe, wiederum in heißem Verlangen nach Entlastung von Schuld, nach Ausgleichung und Versöhnung drückt sich im tiefsten Grunde ein Verlangen nach noch Höherm, nach einer vollendeten, nach umfassender Liebe und nach dem höchsten Gute aus. Giebt es ein geistliches Hungern, so giebt es auch ein geistliches Dürsten. Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so dürstet meine Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Ob mir auch Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, meines Herzens Trost und mein Teil.

Bernhard Ochino, jener große Mönchsgeneral des sechzehnten Jahrhunderts, der seinen Orden und seine Heimat, seine kirchlichen Ehren und sein sonniges Vaterland Italien verließ um des Evangeliums willen, sagt es einmal: „Wer sich an der Kreatur sättigen will, der denkt seinen Durst mit Salz zu stillen. Je mehr wir von dieser Welt haben, je mehr wollen wir.“ Aber selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Wer aber seinen Durst stillen will, der muß zum Brunnen gehn. Zu jenem Brunnen, aus dem Christus auch der Samariterin bot Wasser des Lebens umsonst. Und dazu kommt der Herr uns entgegen. Wenn das Wort vom Kreuz: „Mich dürstet!“ geschichtlich dem buchstäblichen Sinne nach gewiß nur das quälende leibliche Bedürfnis ausdrückt, doch würdig und schön und in einem höhern Sinne wahr ist die mittelalterliche Deutung, daß, wenn er ruft, ihn dürste, er vom Kreuze her die Arme nach uns allen ausbreite, und daß ihn dürste, Aller Seelen zu gewinnen, indem er sein Erlösungswerk vollbringe und vollende. H

---

## Die geschichtliche und die christlich-religiöse Betrachtung Jesu Christi

Nicht nur für den Theologen, sondern auch für den christlichen Laien ist es wichtig, daß er über das Verhältnis der geschichtlichen Betrachtung Jesu Christi zu der christlich-religiösen Betrachtung desselben eine deutliche Vorstellung habe und sowohl die besondre Art und Aufgabe dieser beiden Betrachtungsweisen als auch die ergänzende Beziehung der einen auf die andre zu würdigen wisse.

Im allgemeinen verhält sich die rein geschichtliche Betrachtung geschichtlicher Personen, Ereignisse und Entwicklungen zu der christlich-religiösen Betrachtung dieser Objekte ebenso, wie sich die bloß naturwissenschaftliche Betrachtung des Bestandes und Verlaufes der Naturerscheinungen zu der christlich-religiösen Betrachtung der Natur verhält. Die geschichtliche Betrachtung hat wie die naturwissenschaftliche die Aufgabe, mit allen Mitteln menschlicher Erkenntnis den erkennbaren Thatbestand möglichst genau festzustellen, diesen Thatbestand dem Zusammenhange der uns sonst bekannten Thatsachen einzureihen und, ohne die Eigentümlichkeit der in Betracht kommenden besondern Thatsachen zu verkennen, diese Thatsachen doch aus ihrer Wechselwirkung mit



andern und Analogie zu andern möglichst zu erklären. Dagegen hat die christlich-religiöse Betrachtung der geschichtlichen Thatsachen wie der Naturerscheinungen die Aufgabe, diesen Thatbestand hinsichtlich seines Verhältnisses zu Gott und hinsichtlich seiner Beziehung zu der religiösen Gemeinschaft der Menschen mit Gott zu beurteilen, und zwar gemäß derjenigen besondern Anschauung von Gott und von der Gemeinschaft der Menschen mit Gott, die der durch Jesus Christus gegebenen Offenbarung entspricht.

Jene rein geschichtliche oder naturwissenschaftliche Betrachtung der Dinge ist im Prinzip unabhängig von dieser christlich-religiösen Betrachtung; sie kann diese Unabhängigkeit auch da behalten, wo sie von einem mit Ueberzeugung auf dem Boden des Christentums stehenden Geschichtsforscher oder Naturforscher oder von einem christlichen Theologen ausgeführt wird; es ist für die Wahrung und Durchführung ihrer besondern Art und Aufgabe gerade dienlich, wenn sie zunächst ohne Einmengung der christlich-religiösen Betrachtung vollzogen wird. Dagegen ist nicht umgekehrt auch diese christlich-religiöse Betrachtung der Geschichte und der Natur unabhängig von der geschichtlichen oder naturwissenschaftlichen Erkenntnis der Dinge; sondern sie muß sich von dieser den ganzen Stoff geben lassen, auf den sich die religiöse Beurteilung beziehen soll. Alle christlichen Aussagen über den Bestand und Verlauf der Geschichte und der Natur, die sich nicht auf den wissenschaftlich erkennbaren Thatbestand der Dinge bezögen, würden Spekulationen sein, denen wir keinen Wahrheitswert und deshalb auch keinen Wert für unsre religiöse Anschauung beilegen dürften. Freilich bezieht sich die religiöse Betrachtung auf ein Gebiet, das der profanen Geschichts- und Naturforschung nicht unterliegt: auf das Gebiet des göttlichen, überweltlichen Seins. Aber das religiöse Urteil behauptet doch nicht nur die volle Wirklichkeit dieses göttlichen, überweltlichen Seins, sondern auch eine enge Beziehung desselben auf das wahrnehmbare weltliche Sein. Deshalb kommt für die religiöse Anschauungsweise neben dem Gebiete des göttlichen, überweltlichen Seins auch das Gebiet des wahrnehmbaren, weltlichen Seins immer mit in Betracht, und es dürfen keinerlei religiöse Urteile, geschweige denn die direkt auf den irdischen Geschichts- und Naturbestand bezüglichen, zu der erkennbaren Wirklichkeit des irdischen Seins in Widerspruch stehen.

Diese allgemeine Beurteilung des Verhältnisses zwischen der geschichtlichen und der christlich-religiösen Betrachtung geschichtlicher Personen und Thatsachen gilt auch mit Bezug auf Jesus Christus. Die einfach geschichtliche Betrachtung seines Lebens und Wirkens ist im Prinzip unabhängig von der christlich-religiösen. Obgleich der überzeugte Christ ohne Zweifel und mit gutem Rechte in der Regel, wenn er an Jesus Christus denkt oder von ihm redet, die beiden Betrachtungsweisen unmittelbar mit einander verbindet, so ist diese Verbindung doch keine notwendige. Insbesondre dem Theologen muß es möglich sein, jene geschichtliche Betrachtung Jesu auch einmal ganz ohne Rücksicht auf die christlich-religiöse Beurteilung zu vollziehen. Die Besorgnis, daß bei einer einfachen geschichtlichen Betrachtung des Lebens und Wirkens Jesu die zu andrer Zeit notwendige religiöse Beurteilung ausgeschlossen oder beeinträchtigt würde, könnte nur da gelten, wo man den natürlich erkannten Bestand und Verlauf der irdischen Thatsachen in einer solchen Selbständigkeit gegenüber Gott dächte, daß die Anerkennung des natürlichen Bedingtseins und Zusammenhanges der Dinge eine Leugnung ihres Gewirktseins durch Gott und ihres Zusammenhanges mit Gott bedeutete. Aber wo die christliche Gesamtanschauung gilt, daß alles Sein und Geschehen in der Welt, auch das regelmäßige und natürliche, unmittelbar durch Gott gewirkt ist, und daß der ganze regelmäßige Natur- und Geschichtsverlauf stetig den Liebes- und Heilszwecken Gottes dienlich ist, kann sich der Christ frei dazu fühlen, auch eine solche für den christlichen Glauben wichtigste geschichtliche Thatsache, wie das Leben und Wirken Jesu Christi, zunächst einmal nicht christlich-religiös, sondern rein geschichtlich zu betrachten, so wie es die Aufgabe eines Profanhistorikers wäre.

Anderseits ist die christlich-religiöse Beurteilung Jesu, in der wir die von Jesus gelernte Anschauung von Gott und vom

Reiche Gottes auf Jesum selbst anwenden, zwar verschieden, aber doch nicht unabhängig von jener geschichtlichen Betrachtung. Durch diese muß vielmehr auch hier der Gegenstand gegeben und genau festgestellt werden, auf den die religiöse Beurteilung anzuwenden ist, und diese religiöse Beurteilung darf zu der geschichtlichen Erkenntnis schlechterdings nicht in Widerspruch stehen. Es ist für die Entwicklung der kirchlichen Christologie verhängnisvoll gewesen, daß man schon seit der ersten nachapostolischen Generation gewisse religiöse Urteile über Jesus, die sich ursprünglich auf die seinen Jüngern erkennbare Wirklichkeit seines irdischen Lebens und Wirkens bezogen hatten, zu solchen Spekulationen ausdeutete, die dem Interesse der christlichen Welt- und Heilsanschauung entsprechen sollten, aber nicht durch den Thatbestand der geschichtlichen Erscheinung und Wirksamkeit Jesu gestützt wurden und nur in künstlicher Weise, durch Behauptung eines geheimnisvollen Wahrseins des widerspruchsvoll Erscheinenden, mit diesem geschichtlichen Thatbestande in Einklang gesetzt werden konnten. Als man in neuerer Zeit die geschichtliche Betrachtung Jesu wieder zu selbständiger Geltung brachte und in unbefangener wissenschaftlicher Weise auszuführen suchte, trat dann der Widerspruch dieser Betrachtung zu der überlieferten religiösen Beurteilung Jesu deutlich hervor, und die Folge war, daß man teils bei Betonung der geschichtlichen Betrachtungsweise von der christlich-religiösen Beurteilung Jesu überhaupt Abstand nehmen zu müssen, teils bei Betonung der religiösen Betrachtungsweise die Freiheit der geschichtlichen Betrachtung des Lebens und Wirkens Jesu einschränken zu müssen meinte. Aber durch die geschichtliche Betrachtung Jesu kann seine christlich-religiöse Beurteilung nie ausgeschlossen oder ersetzt werden; und anderseits muß eine richtige christlich-religiöse Beurteilung Jesu die Ergebnisse einer wahrheitsliebenden geschichtlichen Betrachtung seines Lebens und Wirkens zur Grundlage haben. In der That gilt, daß wir bei vorurteilsfreier, auf wissenschaftlicher Evangelienkritik beruhender geschichtlicher Betrachtung ein solches Bild des Lebens und Wirkens Jesu gewinnen, wonach zwar die Urteile der überlieferten kirchlichen Christologie in mannigfachen Beziehungen geändert werden müssen, wodurch aber die rechte christlich-religiöse Wertschätzung Jesu Christi, eine Wertschätzung, wie sie dem Sinne Jesu selbst und der Apostel entsprechend ist, nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr fest begründet wird.

Bei geschichtlicher Betrachtungsweise haben wir auszuführen, daß Jesus ein aus dem jüdischen Volke in einer bestimmten Zeitlage hervorgegangener Mann war, der unter bestimmten geschichtlichen Verhältnissen als religiöser Lehrer und Reformator in seinem Volke auftrat, daß er dabei getragen war von dem Bewußtsein, von Gott zum Messias, zur Verwirklichung des von den Juden erhofften Reiches Gottes, des Zustandes einer idealen Heilsgemeinschaft Gottes mit seinem Volke, berufen zu sein, und daß er nach verhältnismäßig sehr kurzer, aber intensiver Wirksamkeit in diesem messianischen Berufe um desselben willen den Märtyrertod erfuhr. Wir haben dabei zu zeigen, wie Jesus in der Entwicklung seiner Anschauungen und Bestrebungen beeinflußt war durch seine Erziehung und Umgebung, durch die religiösen Anschauungen und Hoffnungen des Judentums seiner Zeit und speziell durch das im Judentum überlieferte und mit höchster Autorität bekleidete heilige Schrifttum, ferner durch die Anstöße, die ihm Lehre und Praxis der im Volke einflußreichsten pharisäischen Partei boten, und durch die Anregung, die von Johannes dem Täufer ausging. Wir haben auch zu verfolgen, inwiefern die weitere Ausgestaltung und praktische Anwendung der Vorstellungen und der Entschlüsse Jesu während der Zeit seines messianischen Wirkens bedingt war durch die Erfahrungen, die er machte, Erfahrungen der Freude und des Erfolges wie des Leides und der Hemmung, durch die Erfahrung des vertrauensvollen Anschlusses einzelner, aber des Mißverstanden- und Verkanntwerdens bei der großen Menge und des erbitterten Hasses der Lehrer und Leiter des Volkes. Aber die geschichtliche Betrachtung hat immer nicht nur das Bedingtsein der einzelnen Persönlichkeiten und ihres Wirkens durch ihre Zeit und Umgebung, durch die einwirkenden Verhältnisse und die besonderen Erfahrungen, sondern auch die individuelle Art und Bedeutung der Persönlichkeiten und die



neue schöpferische Kraft, mit der sie ihrerseits auf ihre Zeit und Umgebung einwirken und die geschichtliche Entwicklung in neue Bahnen lenken, hervorzuheben. Und so haben wir bei geschichtlicher Betrachtungsweise auch an Jesus die hohe Originalität und Genialität seines Geistes und speziell seiner religiösen Auffassung anzuerkennen, gemäß welcher er bei aller Anknüpfung an den Bestand der alttestamentlich-jüdischen Anschauungen doch eine große neue religiöse Gesamtanschauung ergriff, die er mit bewundernswerter Klarheit und Konsequenz durchdachte und mit höchster Kraft volkstümlicher Beredsamkeit seinen Hörern nahezubringen suchte, und um derentwillen er mit Recht als Begründer einer neuen Religion, als Anfänger einer neuen Epoche der geistigen, sittlichen und religiösen Entwicklung der Menschheit gelten muß.

Ferner aber haben wir, noch immer auf dem Boden der geschichtlichen Betrachtungsweise bleibend, auch die Thatsache gebührend zu betonen, daß er die Lehre, die er aufstellte, in großartiger Weise selbst bethätigt hat; daß er, der gemäß der Vorstellung von der Vaterliebe Gottes und von dem ewigen Heilsleben des Reiches Gottes die Menschen aufforderte, nicht nach vergänglichen irdischen Schätzen, sondern nach dem ewigen Leben zu trachten, unbedingt auf Gott zu vertrauen und ihre Mitmenschen als Brüder zu lieben, dieses Ideal des frommen Verhaltens an seinem eignen Beispiele anschaulich dargestellt hat, indem alles, was er in seinem messianischen Berufe that und litt, eine unablässige Bewährung des Verzichtes auf irdische Güter um Gottes und des Reiches Gottes willen, des Vertrauens auf Gott und der Liebe zu den Menschen war. Wir haben es also zu würdigen, daß Jesus nicht nur ein großer Denker und beredter Lehrer war, sondern auch — was noch viel mehr sagen will — ein einzigartig großer und reiner sittlicher Charakter, der in wunderbarer, abgeklärter Harmonie kluge Besonnenheit, maßhaltende Selbstbeherrschung und ruhigen Ernst mit energischem Mute, leicht erregbarem Mitgefühl und wärmster Herzensgüte, hohes sittliches Selbstbewußtsein mit aufrichtiger, frommer Demut verband, — ein reifer, fester Charakter, der alle diese Tugenden nicht nur dann und wann, sondern dauernd und mit voller Sicherheit bewährte, nicht nur in leichten Lebenslagen, sondern auch unter den stärksten Anreizungen zu entgegengesetztem Verhalten, auch unter der schwersten Anfechtung des Kreuzestodes.

Wir haben endlich aus dem Verhältnisse, worin die Lehre und die Bestrebungen Jesu zu den religiösen Anschauungen und messianischen Erwartungen seiner jüdischen Zeitgenossen standen, die schreckliche Katastrophe seines Lebens und Wirkens geschichtlich zu erklären. Zugleich aber haben wir aus der unvergleichlichen Höhe seiner religiösen Anschauungsweise und der einzigartigen Größe seines sittlich-religiösen Charakters den Eindruck zu erklären, den er auf seine Anhänger machte, einen Eindruck, der sich als ein nicht vorübergehender, sondern je länger desto nachhaltiger wirkender erwies, und der durch Vermittlung der begeisterten Predigt der apostolischen Augenzeugen seines Wirkens nach und nach immer weitere Kreise ergriff, sich von Generation zu Generation fortgepflanzt hat und die anfänglich so geringe Schar seiner Jünger zu der über alle Erdteile verbreiteten, alle Wandlungen des Geschichtsverlaufs überdauernden Christenheit hat anwachsen lassen. Im Hinblick auf den Inhalt der Lehre Jesu und auf die Art seiner Persönlichkeit wird es uns geschichtlich verständlich, wie aus seiner so kurzen und unter äußerlich unbedeutendsten Verhältnissen verlaufenden Wirksamkeit thatsächlich solche Wirkungen auf die geistige und soziale, religiöse und sittliche Entwicklung der Menschheit ausgegangen sind, denen wir an Bedeutung nichts gleichstellen können und von denen wir urteilen dürfen, daß von ihrem Fortbestehen und ihrer Weiterentwicklung der Fortbestand und das Fortschreiten der Kultur und der Gesittung in der Menschheit abhängen wird.

Dies ist, in kurzer Skizze, das Bild, welches uns die geschichtliche Betrachtung vor Augen führt.

Als Christen aber stellen wir uns auf den Boden der religiösen Anschauungsweise Jesu selbst. Wir treten ein für die Wahrheit der von ihm verkündigten Vorstellung, daß es einen Gott giebt, der der liebende Vater der Menschheit ist, der die Menschen zu Trägern seines Liebeswillens und eben-

damit zu Teilhabern seines eignen ewigen Lebens im Reiche Gottes machen will, der sie zum Zwecke dieser ihrer Entwicklung zu Gliedern seines Reiches ins Leben gerufen hat, sie im irdischen Leben heilvoll leitet und ihnen die Kräfte seines göttlichen Geistes verleiht, der sie aber auch durch seine gnädige, treue Vaterliebe zu kindlicher Liebe und kindlichem Gehorsam gegen ihn, zu anhaltendem Gottvertrauen und thätiger, unermüdlicher Bruderliebe verpflichtet. Und mit dieser religiösen Anschauungsweise betrachten wir nun Jesum selbst. Dann müssen wir von ihm urteilen, daß er sich als vollkommnes Glied des Reiches Gottes darstellt, als ein Mensch, der die von Gott gesetzte Bestimmung der Menschheit in seiner Person verwirklicht hat, als ein Träger wahrhaft göttlichen Wesens, als der vollendete Sohn Gottes, in dem wir die aus väterlicher Liebe entsprungene Selbstmitteilung und Heilserweisung Gottes ebenso völlig anschauen, wie die von dem Bewußtsein der Gotteskindschaft getragene Erfüllung der Sohnespflichten gegenüber Gott.

Durch dieses Urteil, daß Jesus ein Träger wahrhaft göttlichen Wesens und der vollendete Sohn Gottes gewesen sei, heben wir das geschichtliche Urteil nicht auf, daß er ein Mensch war nach Art andrer Menschen. Denn in unsrer christlich-religiösen Anschauungsweise sagen wir von den Menschen allgemein, daß sie nicht nur kreatürliche, zur Vergänglichkeit bestimmte, sondern mit Keimen göttlicher Kraft und ewigen Lebens ausgerüstete, zu Kindern Gottes und zu Teilnehmern am Reiche Gottes bestimmte Wesen sind, die alles sittlich Gute, was sie vollbringen, nicht aus kreatürlichem Vermögen, sondern kraft göttlichen Geistes leisten und durch die Anwendung und Entwicklung dieses höhern Lebensbestandes in sich gerade erst ihrer eigentlichen Bestimmung als Menschen entsprechend werden. Wenn wir also bei Jesus die höchste Entfaltung sittlicher Kraft wahrnehmen und nun von unserm christlichen Standpunkte aus sagen, daß er eben hierdurch sich als Träger göttlichen Wesens und als Sohn Gottes bewährt habe, so bedeutet dies richtig verstanden gerade, daß er das gewesen ist, was alle Menschen sein und werden sollten, nicht ein abnormer Mensch, sondern ein dem rechten Begriffe und der eigentlichen Bestimmung des Menschen ganz entsprechender Mensch.

Wenn wir aber so die religiösen Urteile, daß Jesus der Träger göttlichen Wesens und der Sohn Gottes gewesen sei, durch die Reinheit seines sittlich-religiösen Charakters und die Größe seiner praktisch bewährten sittlichen Kraft begründen und ihnen somit einen Sinn beilegen, in welchem sie mit der geschichtlichen Thatsache des Menschseins Jesu in Einklang bleiben, so haben wir doch auch die Begriffe des Wesens Gottes und der Gottessohnschaft keineswegs in einem uneigentlichen, fremdartigen Sinne, sondern vielmehr nur in einem der christlichen Gottesanschauung richtig entsprechenden Sinne gebraucht. Für außerchristliche Anschauungen mögen als die wesentlichsten Eigenschaften der Gottheit ihre unbeschränkte Macht und Weisheit, ihre Erhabenheit über Raum und Zeit gelten. Nach christlicher Anschauung aber ist die wesentlichste Eigenschaft Gottes, in welcher seine Vollkommenheit und Ueberweltlichkeit beruht, seine väterliche Liebe. Gott ist seinem eigentlichen Wesen nach unendlicher Liebeswille. In diesem Liebeswillen Gottes liegt der Grund und die Erklärung seines gesamten Wirkens mit Bezug auf die Welt und die Menschen; dieser Liebeswille ist es, um deswillen wir Gott lieben und verehren und ihm von ganzem Herzen vertrauen. Und diesen Liebeswillen allein kann Gott in einem geschöpflichen Menschen anschaulich den Menschen offenbaren. Alle andern Eigenschaften Gottes, seine Allmacht und Allweisheit, seine Unendlichkeit und Ewigkeit, stehen doch ihrem Begriffe nach in einem Gegensatze zu dem kreatürlichen menschlichen Wesen. Wenn man annähme, daß Jesus Träger dieser Eigenschaften Gottes gewesen sei, so müßte man doch hinzufügen, daß ihr Verbundensein mit den Eigenschaften seiner geschöpflichen menschlichen Natur ein großes, undurchdringliches Geheimnis bilde, und daß diese göttlichen Eigenschaften jedenfalls in der Absolutheit, in welcher wir sie bei Gott voraussetzen müssen, nicht durch ihn und an ihm den andern Menschen kund und offenbar geworden seien. Sittlicher Liebeswille dagegen ist vereinbar mit geschöpflicher menschlicher Natur; in allen Menschen



sind von Gott die Keime dieses gottartigen Liebeswillens gepflanzt, und der geschöpfliche, beschränkte Naturbestand soll gerade das Mittel zur Uebung und Entwicklung dieses Liebeswillens und das Organ zu seiner Bethätigung und Kundgebung werden. Wenn wir also von Jesus aussagen, daß er den göttlichen Liebeswillen in sich getragen und zum vollkommnen festen Liebescharakter ausgebildet habe, so bedeutet dies bei richtiger Gotteserkenntnis, daß er nicht in einer untergeordneten, sondern vielmehr in der wichtigsten Beziehung der Träger des göttlichen Wesens gewesen ist und das überweltliche Wesen Gottes, soweit es überhaupt in einem geschöpflichen Menschen den geschöpflichen Menschen offenbart werden kann, offenbart hat. — Ebenso mag bei außerchristlichen Anschauungen, wo die Gottheit menschenartig oder überhaupt naturhaft gedacht wird, eine Gottessohnschaft wohl als durch eine Zeugung nach menschlicher Art und durch eine hierbei erfolgende Uebertragung göttlicher Natur begründet aufgefaßt werden. Bei der christlichen Vorstellung aber von dem rein geistigen und rein sittlichen Wesen Gottes kann es keine höhere Art und Begründung der Gottessohnschaft geben, als welche darin besteht, daß Gott in einem von ihm gewirkten persönlichen Geistwesen seinen göttlichen Geist, seinen göttlichen Liebeswillen wohnen läßt, der sich unter der auf Gott vertrauenden und in Gottes Willen eingehenden Willensleistung dieses Kindes Gottes einerseits und unter der immer neuen Liebeserweisung und Kraftdarreichung des himmlischen Vaters anderseits bethätigt und entwickelt, sodaß eine Gemeinschaft Gottes mit diesem seinem Sohne entsteht, die eine Gemeinschaft des wesentlichen Seins und zugleich des sittlichen Willens und Wirkens ist.

Endlich aber urteilen wir bei unsrer christlich-religiösen Betrachtungsweise, daß Jesus durch seine Verkündigung und vollendete persönliche Darstellung des Reiches Gottes eine einzigartig heilvolle Bedeutung für die Verwirklichung des Reiches Gottes in der übrigen Menschheit erlangt hat. Seine Entstehung im jüdischen Volke in jener bestimmten Zeitlage, unter bestimmten Verhältnissen, sein Ausgerüstetsein mit individuellen Anlagen, die ihn zu seinem Berufe geschickt machten, sein Bedingtsein durch Einflüsse und Erfahrungen, die ihn zu seinem Werke vorbereiteten und veranlaßten, die Gestaltung seiner irdischen Wirksamkeit, seine Erfolge und sein Todesgeschick: alle diese geschichtlichen Thatsachen betrachten wir von unserm christlich-religiösen Standpunkte aus nicht als etwas Zufälliges, sondern als von Gott in Liebe und Weisheit geordnete Mittel zu dem Heilszwecke der Aufrichtung des Reiches Gottes in der Menschheit, zur Erlösung der Menschen aus dem Unheile der Sünde zu dem Leben und der Seligkeit der Gotteskindschaft. Durch diese religiöse Beurteilung werden jene geschichtlichen Thatsachen in eine neue Beleuchtung gesetzt; es wird ihre Bedeutung für Gott und für das Verhältnis der Menschen zu Gott festgestellt. Wie wir als Christen in dem gesamten Natur- und Geschichtsverlaufe unmittelbare Wirkungen Gottes sehen, die durch seine Liebe bedingt sind und in der Herstellung und Förderung des Reiches Gottes ihr letztes Ziel haben, so müssen wir vor allem in den geschichtlichen Thatsachen der Erscheinung und Wirksamkeit Jesu Christi auf Erden, auch sofern sich diese Thatsachen für die geschichtliche Betrachtung als verständliche Glieder des regelmäßigen Geschichtsverlaufs darstellen, größte Thaten der Liebe Gottes erkennen, die auf das ewige Heil der Menschheit abzielen. Die großartigen Wirkungen, die thatsächlich von dem geschichtlichen Auftreten Jesu auf die Menschheit ausgegangen sind, erscheinen uns Christen nicht als mehr oder weniger zufällige Folgen, sondern als von Gott beabsichtigt und gefügt, damit die Menschheit ihrer überweltlichen Bestimmung entgegengeführt werde.*)

H H W

*) Das Thema „Christus“ wird uns in diesem Jahrgange, wie schon im ersten Quartal, noch viel beschäftigen. Es wird von den verschiedensten Seiten und von den verschiedensten Standpunkten aus behandelt werden. Der vorstehende Aufsatz ist zunächst für die christlich-wissenschaftliche Zeitschrift „Schinri“ in Japan geschrieben worden und erscheint gleichzeitig in dieser. D H

## Deutscher Humor und evangelischer Glaube

### 6. Zur Geschichte des evangelischen Humors

Zu verwundern ist es nicht, daß oft die besten Christen auch den besten Humor haben. Zwar nicht in der alten Zeit. Wenn Frommel schon „aus dem Worte Gottes Aehnliches“ — wie die Mittel, deren sich der Humor bedient — „herausklingen hört,“ so trägt er bei den Beispielen, die er dafür anführt, mehr sich hinein, als für sich heraus. Es ist gewagt, von einer „feinen humoristischen Weise des Heilandes“ zu sprechen. Der Humor und seine Gesellen sind immer etwas Individuelles, und je mehr der Herr allen alles sein wollte, desto weniger durfte er die Einseitigkeiten des Sondercharakters an sich tragen. Die Pharisäer haben so schon an seinem heitern Wesen Anstoß genommen; dann würden auch noch andre sich an ihm ärgern. Der Jünger Eigenart kennen wir aus den wenigen gelegentlichen Briefen ernstesten Inhalts viel zu wenig, um ihnen Humor ab- oder zusprechen zu können. Ein Grundzug ihres Wesens ist er jedenfalls nicht gewesen. Das vertrug sich nicht mit ihrem persönlichen Berufe und der Eigenart ihres Volkes.

Ganz anders ist Luther geartet. Der Humor ist „nicht ein einzelner Zug an ihm, sondern er will aus der Wurzel seiner Persönlichkeit heraus begriffen werden (Meier).“

Luther hat bleibenden Humor gehabt; gerade in entscheidenden Augenblicken tritt er deutlich hervor; so wenn er sagen kann: „Ich soll und muß heute fröhlich sein, denn ich habe böse Zeitung gehört. Dawider dient nichts besser, denn ein stark Vaterunser und guter Mut. Das verdreußet den melancholischen Teufel, daß man noch will fröhlich sein.“ Oder wenn er zu Koburg 1530, dieweil sie in Augsburg bekennen, den Krähen und Dohlen zuschaut, die auch ihren Reichstag halten, und ebenso in der Stille seines Hauses bei „Herrn Kätha, seiner herzlichen Hausfrauen, Doktorin Zulsdorferin, Säumarkterin und was sie mehr sein kann.“ Nirgends aber ist sein Humor ergreifender, als wenn er sogar über seinen eignen Tod scherzen kann. Darum begnüge ich mich mit dem Schlußurteil eines treuen Anwalts von Luthers Humor (Meier), der folgendermaßen von ihm redet:

In welcher dieser Situationen wir aber auch Luther sehen, das ist das Große, daß er nie in dem Kleinen sich verliert, daß immer durch all sein Reden und Thun, auch in den heitersten Stunden, beim frohen Glase Wein und im lustigen Gespräch, der große Hintergrund seines Lebens durchscheint, wie die Sonne durch die grünen Bäume des Waldes, und sich spiegelt in der Tiefe des Sees, über den der leichte Nachen dahinfährt. Es ist der Hintergrund einer tiefsinnigen, harmonischen Weltanschauung, die, aus den tiefsten Dissonanzen hervorgegangen, in der Versöhnung wurzelnd, getränkt mit der Freude an der Gnade, Diesseit und Jenseit, Natur und Kunst mit hellem Glanz verklärt, und die ihren mächtigsten Propheten in Luther gefunden hat, der mit seinem heilig-ernsten und kindesfrohen Glauben unserm Volke erst wieder den Quell der wahren, in Gott geweihten Freude aufgeschlossen.

Luther steht nicht allein. Er hat in seiner Kirche viel Genossen und Nachfolger gefunden von Hans Sachs und Albrecht Dürer an.

Wollte man eine Geschichte des deutschen Humors schreiben, man müßte hauptsächlich niederdeutsche Namen nennen, denen sich von den Oberdeutschen nur die Schwaben und Alemannen beigesellen: genau dieselben Gegenden, die das protestantische Deutschland ausmachen. Auf niederdeutschem Boden hat schon Reineke de Vos seine letzte Gestalt gewonnen. Till Eulenspiegel soll nicht allein auf niederdeutschem Boden sein Grab gefunden haben, auch seine Streiche sind zuerst niederdeutsch geschrieben. Im Kampfe für die evangelische Sache hat sich der deutsche Humor die ersten Sporen verdient. Fischart war ein „Vorkämpfer des Protestantismus.“ Wolfhart Spangenberg, dessen Ganskönig sich zu einer köstlichen Satire gegen den katholischen Heiligendienst gestaltet, dürfte auch in einer Geschichte des Humors nicht übergangen werden. Thomas Naogeorg ist ein echter Protestant. Es fehlt ihm nur die Tiefe, und darum mußte ihm der echte Humor versagt bleiben.

Man darf uns hier nicht einwenden: Das ist ja ganz natürlich, daß es nur Protestanten sind, die man hier nennen kann; denn damals war die ganze Entwicklung der Litteratur in protestantischen Händen. Gebührt unsrer Kirche diese große Ehre, und sie gebührt ihr wirklich, so wäre eben die Entwicklung der humoristischen Seite unsrer Litteratur in einer Zeit unmöglich gewesen, wo der konfessionelle Gegensatz alles beherrschte, wenn sich auf evangelischer Seite nicht der passende Boden dafür gefunden hätte. Zwar einen Shakespeare haben wir nicht auf deutsch-evangelischem Boden; wer weiß, ob wir nicht dahin gekommen wären, wenn der dreißigjährige Krieg mit seinem Elend nicht hereingebrochen wäre. Und trotzdem haben wir einen Andreas Gryphius und einen Balthasar Schuppius*); und wenn auch in Grimmelshausens und Moscheroschs Schriften viel Soldatenroheit sich breit macht, ganz ist auch im dreißigjährigen Kriege der Humor noch nicht gestorben.

Nur einen Blick in die klassische Zeit unsrer Litteratur. Spricht es nicht ganz für uns: je mehr Humor, desto näher stehen die, die ihn haben, dem positiven evangelischen Glauben. So ist es bei Hamann, so ist es bei seinem Landsmanne Hippel, dessen Lebensläufe auch heute noch mehr Leser verdienten, besonders seitdem sie uns in so bequemer Weise nahe gebracht sind.**) So ist es bei Hebel und besonders bei Matthias Claudius. Nur Jean Paul macht eine schwer wiegende Ausnahme. Und doch beweist gerade dieser in dem, was seiner Größe noch zur Vollkommenheit fehlt, wie ein Humor ohne den innern Grund des abgereiften Glaubens nie zu einer einheitlich geschlossenen Persönlichkeit verhelfen kann.

### 7. Die Gegenwart

Ueber die neuere Zeit zu urteilen, muß ich Kundigern überlassen. Einem oberflächlichen Auge möchte es fast so erscheinen, als sei in unsern Tagen das Verhältnis zwischen deutschem Humor und evangelischem Glauben gelöst. Wer das Evangelium nur in kirchlichen Institutionen findet, wird so urteilen müssen, aber vielleicht hat Sells, freilich mißverständliches, Wort hier seine Wahrheit:

Während die protestantischen Kirchenkörper sich zerbröckeln, wird der Protestantismus der die christliche Welt beherrschende Geist (Aus der Geschichte des Christentums, Darmstadt, 1888, S. 153).

Und diesen Geist spüren wir bei unsern besten neuern Humoristen; im entscheidenden Augenblicke kommt er z. B. bei Reuter in voller Klarheit zum Durchbruch. Oder sollte das Urteil über unsre Zeit wahr sein: viel Humoristen, aber wenig Humor? Wenigstens ist oft mehr Humor bei denen, die sich nicht zu den Humoristen zählen, sondern ganz andern Zwecken dienen. Unbedenklich möchte ich manchen christlichen Volksschriftsteller, unter ihnen manche treue Söhne Schwabens und Alemanniens, wo bekanntlich der Humor nie ausstirbt, dafür aber auch der evangelische Glaube so tief in der Volksseele sitzt, wie sonst nirgends, neben unsre anerkannten Humoristen stellen. Und wenn ich eine hohe Burg edler Begeisterung und tiefen Gemütes bisher unerwähnt gelassen habe, in der auch der Humor sein sicheres Plätzchen hat, die deutsche studentische Jugend, die um den Sänger ihres Humors (Scheffel) noch nicht ausgetrauert hat, auch die moderne akademische Freiheit ist ein Geschenk evangelischen Geistes.

Und nun schauen wir dem jungen frischen Bursch, der sich uns im Anfange unsres Aufsatzes präsentirte, noch einmal in die Augen. Können wir ihn nicht gerade in unsrer Zeit vortrefflich brauchen?

Alle Gegensätze in der Welt werden schärfer. Die Welt wird innerlich zerrissener. Echte Freude wird seltener. Wilder Schmerz desto häufiger. Der Umsturz nagt am Kerne der Volksseele. In solcher großen Zeit hat der Humor seinen stillen, besondern Beruf. Laßt uns ihn ehren und pflegen!

O B—r

---

## Klopstocks Oden und eine neue Auswahl davon

Es geht kein starker Ruf verloren, der einmal aus einer innerlich bewegten, ernsten Seele drang, und wenn die Zeitalter weiterschreiten, sodaß er bald nur noch im Rücken der Wanderer ertönt, so wenden diese von Zeit zu Zeit sich um,

*) Ich gebe hier keine umfassende Uebersicht, sonst dürfte vor allen Lauremberg, Reuters wackerer Landsmann, nicht fehlen.

**) Der vielseitige Theologe von Oettingen hat sie in verkürzter Gestalt herausgegeben.

halten an und horchen auf den Klang aus einer fernen Weite. Alles was echt und mit dem kräftigen Vorstellen und leidenschaftlichen Fühlen einer in sich einigen Seele, und sei es der schlichtesten, durchdrungen war, hat einen Anspruch darauf, daß es unvergessen bleibe und Ehrfurcht erfahre. Was Seele ist, hat es an sich, daß es Seelen zwingt, und wäre es über eine Kluft von Jahrtausenden. Weil die Sunamitin das liebende, entschlossene, wortarme Weib war, das nur dem Propheten zugesteht, daß ihr Sohn gestorben sei, darum wissen wir heute noch von ihr und nehmen an ihrem Schmerz und an ihrer Freude teil. Weil das Gemüt eines liebenden Mädchens voll unwiderstehlicher, gläubiger Freudigkeit war, darum ist ihr Lied vom Schlüsselein, das ihr Herz mit dem Herzen des Geliebten verschränkt, nicht in dem Strome langer Jahrhunderte untergegangen.

Klopstock ist in seiner innern Entwicklung früh halten, ja stecken geblieben. Er empfand stark, er sah in mächtigen Bildern das Heilige, er schuf sich für die Sprache seiner Seele ein neues beredtes Wort, aber weder sein Gefühl noch sein Ausdruck klärten sich zu jener Kindlichkeit und ergreifenden und überzeugenden Schlichtheit ab, die ein Zeugnis der Größe ist.

Er hatte ein starkes, oft unerfreuliches Selbstgefühl — allerdings das Selbstgefühl eines energischen und leistungsfähigen Mannes; er hatte, wie Schiller, dem Konkreten und Einzelnen gegenüber eine gewisse Kälte — allerdings die Kälte einer ungewöhnlich geschlossenen Persönlichkeit und einer innern Einsamkeit, wie sie dem, der grandiose Bilder träumt, als natürliche Gegenseite und natürlicher Gegenmangel seiner Eigenart zugewiesen ist; er hatte nicht immer Glück in seiner Beredsamkeit, sie war oft dunkel, sie überschritt zuweilen die zarte Grenze des Geschmackes — allerdings eine Dunkelheit und Geschmacksunsicherheit, wie sie da eintritt, wo ein Personenleben von so eigentümlicher und in mancher Beziehung neuer Art gelebt wird, daß die Seele, die auf die Lippe tritt, neue, seltsame und wohl auch einmal ungeeignete Laute spricht: der Zweite und Dritte, der dies Leben nachlebt, hat es dann leichter, die von dem Ersten geschaffene Sprache zu handhaben und umzuformen.

So spricht Klopstock nur in einzelnen Aeußerungen das Wort, das als einer jener tiefen Seelenrufe gelten muß, denen man sich nicht entziehen kann. Wenn er heute noch Leser und Verehrer findet, so tritt dies nicht sowohl darum ein, weil er in dem Gestaltenzuge, der von den Tagen des westfälischen Friedens her auf die Zeit Friedrichs des Großen und Goethes zuschreitet, um Haupteslänge über die andern hervorragt; nicht sowohl darum, weil er die neue Empfindung in neuen Rhythmen aussprach, oder weil er die germanische Götterwelt wieder aufwachen und an der Erneuerung des Volksgeistes mitwirken hieß — denn an solche geschichtliche Beziehungen sollte ein Klopstockleser nicht denken müssen —: er findet vielmehr darum Freunde, weil doch manches groß und echt in ihm war.

Darum haben die deutschen Schulen Klopstock immer berücksichtigt. Sein sonores Wort, sein wuchtiges Bild giebt dem Primaner, der noch alle Poesie buchstabirend liest, das Massige, dessen er bedarf, während das süße und schweigende Wort Goethes sein inneres Ohr noch nicht erreicht. In Süddeutschland begnügt man sich im allgemeinen mit Recht mit den Oden, norddeutsche Schulen wenden auch dem „Messias“ eine ernstere Aufmerksamkeit zu.

Dem Bedürfnis der Schulen sucht nun eine neue Auswahl der Oden Klopstocks zu begegnen, die der Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, Dr. J. Imelmann, unlängst veröffentlicht hat,*) eine Auswahl, die doch auch für die weitern Kreise Gebildeter von besonderm Werte ist. Es sind hier aus etwa 250 Oden, denn so viele mag Klopstock gedichtet haben, nur 51 ausgewählt worden. Hätte sich eine solche Auswahl auf das wahrhaft Poetische, rasch Verständliche und unmittelbar Ergreifende beschränken wollen, so wäre sie noch viel kleiner ausgefallen. So aber hat der Sammler fast

*) Klopstocks Oden, ausgewählt und erklärt für die obern Klassen höhrer Schulen. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 144 Seiten. 1 Mk. 20 Pfge.



alle Seiten in Klopstocks Wesen und Interessen berücksichtigen wollen, seine Freundschaften, sein Glaubensleben, seine Natur- und Lebensfreuden, sein Verhältnis zum Vaterlande und zur Zeitgeschichte, seine Sorge um Reinheit und Würde der Sprache und der Kunst; dadurch ist manches untergelaufen, das seinen Wert erst durch die Kenntnis jener vorhin erwähnten geschichtlichen Beziehungen gewinnt.

Aber man erhält den ganzen Klopstock, also mehr, als die ihn liebenden Zeitgenossen an ihm wahrnahmen, denn sie sahen ihn fast allein als eine priesterliche Erscheinung. Und das Priesterliche in ihm ist es ja auch, das ihn zum Erneuerer unsrer Litteratur machte. Aus frommen evangelischen Häusern erstanden uns die großen Erneuerer Spener, Francke, Johann Sebastian Bach, Händel, Klopstock und Lessing; das evangelische Glaubens- und Geistesleben hat vor und mit Friedrich dem Großen die Nation bereitet, ein neues Zeitalter der Litteratur in sich zu erzeugen. Weil dies so ist, vermisse ich ungern in dieser Sammlung die denkwürdige Ode „Der Segen“ aus dem Jahre 1800. In ihr erzählt Klopstock, wie seine achtzigjährige Großmutter Juliane Marie Klopstock vor seiner Abreise nach Kopenhagen im Jahre 1751, dem Jahre ihres Todes, der nur noch den Körper der Greisin abzurufen hatte, denn ihr Geist war schon vorher eingeschlummert, in der Abschiedsstunde, deren Bedeutung man der Greisin verschwiegen hatte, auf den Enkel allen unerwartet zutrat und die Hand segnend auf sein Haupt legte und ihn Gott befahl. Das eben schuf unsre neue Litteratur, daß ihre jungen Träger die Urenkel und Enkel eines Geschlechtes waren, über das die letzten Schatten der ungeheuern Leibes- und Seelennot des dreißigjährigen Krieges wie eine Prophetenpredigt dahin gezogen waren. Wer solches erlebt hatte, der konnte nicht wie Gellert halb fragend ausrufen: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte?“, der konnte nicht, wie andre Zeitgenossen, auf Grund von Beweisen der Vernunft und Erfahrung den Schöpfer preisen, ihm war Gott nahe, greifbar, ihm war er der Gott seiner Familie, seiner Freunde, des Stückes Natur, das er liebend überschaute.

Wer vorliegende Sammlung aufschlägt, findet gleich in den ersten Zeilen in der mit Recht in der ursprünglichen Form von 1747 gegebenen Ode „An meine Freunde“ in der Sprache dieser Zeilen ein Zeugnis dafür, wie die fromme Kraft, die in Klopstocks Vaterhause waltete, seinem Ausdrucke etwas Unpedantisches, Kühnes, Männliches gegeben hatte. Vorhin erst, im Jahre 1736, hatte Gottsched in einer Sammlung seiner Gedichte mit einer Anspielung auf Paul Flemmings Reise nach Moskau diesen also gepriesen:

Deines hohen Geistes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee;
Ja, das Eis ward endlich teuer
An der runden Kaspersee!

Wie stolz rauscht die Sprache des dreiundzwanzigjährigen Klopstock in jener Ode daher. Die Sprache Gottscheds, die wie eine Ladenschelle klang, war hier von einem tiefen Glockengeläute mächtig übertönt.

Klopstock war kein Tintenärmelpoet wie Gottsched. Als er zu dichten begann, lagen frische, ja wilde Knabenjahre hinter ihm; aus ihnen brachte er einen kräftigenden Natursinn mit, den das fromme Gefühl der Zeit und des Elternhauses von vornherein in eine Verehrung des in der Natur erscheinenden Gottes umgewandelt hatte: für Klopstock flutete, wie für den Sänger des 104. Psalmes, Gottes darreichende Güte und gestaltende und malende Lust am Schönen durch alle Adern der Natur. Für die tiefen Eindrücke, die er von der Natur empfing, fand er schon frühe, wenn auch nur selten, jene Worte, die in dem Leser liebe und unendliche Vorstellungen wecken und für die sein eignes Wort vom Jahre 1779 gilt: „Das Wortlose wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter.“ Wenn Klopstocks Eltern und deren Zeitgenossen mit einer Schilderung der mondbeglänzten Zaubernacht vorlieb nehmen mußten, wie sie Brockes in den Zeilen gab:

Noch keinmal ist mir zu Gesicht
Ein herrlicher Spektakel kommen,
Als jüngst, da bei dem vollen Licht

Des Mondes ein sehr zarter Duft
Den weiten Raum der tiefen Luft
Mit hellen Wolken eingenommen —

wie mußte der Friede einer stillen Abendstunde als ein Neues aus Klopstocks Strophe strömen:

Sieh den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat
Und den schimmernden Abend
In der grünlichen Dämmrung birgt.

Ihn zog anderseits alles, was Bewegung in der Natur ist, das Wogende, Stürmische oder Hauchende, mit sich fort, ihn rührte die Schönheit der Farbe, und ihm offenbarte sich in dieser Ergriffenheit das Wort, das dann zwanzig und siebzig Jahre später Goethe und Eduard Mörike für Bewegung und Farbe freier, bereicherter, schlichter, lieblicher und bestrickender zu sprechen wußten; aber wenn Mörike hauchartig still in zartgeräuschlosem Worte das Eigentümliche eines Septembermorgens also ausdeutet:

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen —

dann reichen die Wurzeln dieses sprachlichen Könnens doch hinab in die Oden Klopstocks.

Der Natur lieh er sein bestes Fühlen. Die Freunde mußten ihm geben. Trotz der rauschenden Freundschaftsoden bleibt angesichts seiner Art zu verkehren und seines Briefwechsels dem Beobachter das Gefühl, als seien für ihn die Freunde mehr ein Resonanzboden für die Stimme seiner Phantasie, seiner Träume und seines Selbstgefühls gewesen, als Herzen, an die ihn eine tiefe, ihrer Gründe völlig unkundige Sympathie, eine liebende und zu dienen drängende Unterordnung unter den ihm als vollkommener Erscheinenden gebunden hätte. Er konnte es sich wohl vorstellen, wenn er es sich bewußt gemacht hätte, wie es in Wahrheit um seine Gefühle stand, daß er auch allein durch die Welt kommen könne: er sagt das, ohne es zu wollen, in seiner Ode an Ebert aus dem Anfang des Jahres 1748, in der er alle von ihm Verehrten, dreizehn an der Zahl, vor sich sterben sieht. Er nennt, der Sitte seiner Zeit bereitwillig folgend, seine Freunde Sie, ja auch seinen Vetter und Stubengenossen Schmidt; und doch waren seine Freundschaftsoden ein Pflug, der die Herzen des heraufwachsenden Geschlechtes durchpflügte, und das „Bischt's?", mit dem im Juli 1774 Lavater dem jungen Goethe bei der ersten Begegnung entgegentrat, war das Wort eines gelehrigen Schülers Klopstocks, der das Freundschaftspathos des Lehrers aus dessen Rhythmen hinaus in Wirklichkeit umsetzte.

Die Art seines Verkehrs läßt auf einen großen Grad innerer Unergriffenheit und Selbstgenügsamkeit schließen. Gehaltene Heiterkeit war der Charakter seines Verkehrs; man gewahrt ein Herz, das sich nie ganz weggiebt; und wenn er die Freude preist, und er kannte sie, die Freude der Geselligkeit, die Freude des Eislaufs, wenn er sie mit dem hohen Wogengange seiner Sprache preist, so genoß er doch diese Freude mit einer Mäßigung, die als Philosophie erscheinen könnte, aber nur ein Zeugnis der Schranken seiner Natur ist. Ich sehe bei ihm Phantasie und Gemüt um große Zwischenräume auseinander und die Phantasie dem Gemüte immer einige Weglängen voraus.

Unsre Auswahl hat keine seiner Liebesoden aufgenommen. Der Zweck der Sammlung hätte die Aufnahme einiger gestattet; vielleicht aber hat der Herausgeber auch gefühlt, daß Klopstock in seinem Verhältnis zu den Frauen am unerfreulichsten ist. Es verträgt sich nicht gut mit dem überschwenglichen, seraphischen und sentimentalen Charakter seines Liebesliedes, daß seine Neigung sich rasch entzündet und rasch den Gegenstand wechselt. Wenn man weiß, was seine erste Frau Meta, dieses gesammelte, wackere und glaubende Herz, für ihn war, wie sie befähigt war, sein Wesen auf die Höhe seiner dichterischen Träume zu heben, und wie ihr früher Tod den Abbruch seines ethischen Fortschrittes bedeutet, dann betrübt uns die Entdeckung, daß er vier Jahre nach ihrem Tode ohne jegliche äußere Nötigung sich mit unziemlichem Nachdruck um die Hand einer bereits Verlobten bewirbt und fast gleichzeitig sich in der Schweiz um einen Ersatz für Meta befragt; er wollte zwei Spulen auf seinem Spinnrade haben.



Es ist im Hinblick auf Klopstock von der „Fülle dieses großen Menschenlebens" gesprochen worden. Schon wer, ohne Kenntnis seines Lebens, nur die eine Thatsache wüßte, daß Klopstock pathetischer Dichter war, müßte vom Standpunkte der Erfahrung aus am Reichtum seines innern Lebens zweifeln. Pathetische Naturen, deren Vorstellungswelt sich nur im erhabenen Ausdrucke genügt, sind mit den wenigen Ausnahmen, vor denen die Weltalter in Verehrung sich beugen, nicht zugleich reiche Naturen. Man hat bei Klopstock nicht den Eindruck, daß er viel innerlich erlebt habe, daß aus der Tiefe seines Wesens ihm große Mühen, große Aengste, große Freuden geworden seien. Wenn man die Oden überschaut, so findet man kein Gedicht, das uns über Last und Glück unsers eignen Gemütes verständigte; wie weit steht da Schiller, der ihm doch in etwas verwandt ist, von ihm entfernt in so mit tiefster innerer Erfahrung gesättigten Gedichten wie „Das Ideal und das Leben" und „Das Glück," von Goethe ganz zu schweigen.

Pathetische Naturen nehmen dafür der Welt gegenüber eine um so entschiedenere Stellung ein, und in Bezug auf Klopstocks rege Anteilnahme an Fragen des Vaterlandes, der Zeit, der Sprache, der Kunst läßt sich allerdings sein Reichtum rühmen. Diesen Interessenkreis läßt denn auch Imelmanns Auswahl stark hervortreten, es entfällt mehr als die Hälfte der zusammengestellten Oden auf ihn.

Einiges, so sagten wir oben, wirkt innerhalb der Klopstockschen Odendichtung unmittelbar poetisch, sodaß es keines andern Kommentars bedarf als eines empfänglichen Herzens. Einiges — Weniges. Dahin gehören in der uns vorliegenden Sammlung sei es als Ganzes, sei es nur in Einzelheiten: „Die frühen Gräber," „Der Zürcher See," „Die Frühlingsfeier," „Friedensburg," „Mein Wäldchen," — unter den nicht aufgenommenen aber einige, denen hier ein Raum gegönnt sei. Klopstock sprach am schönsten, wärmsten und treuherzigsten, wenn er sich selbst, oder richtiger, wenn er seiner Theorie und seiner Manier untreu ward, wenn er die Stunde, in der ihn echtes Heimweh und echte Sehnsucht überwältigt hatte, festhielt und das in ihr Erlebte mit wenigen Worten schlicht aussprach. So tröstete er aus Anlaß einer im Jahre 1752 erfolgten Reise seine wegen möglicher Gefahren beunruhigte Meta mit der kleinen Ode:

An Cidli

Cidli, du weinest, und ich schlummre sicher,
Wo im Sande der Weg verzogen fortschleicht;
Auch wenn stille Nacht ihn umschattend decket,
Schlummr' ich ihn sicher.

Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit ich über den Strom, der sanfter aufschwillt;
Denn, der mich begleitet, der Gott gebots ihm!
Weine nicht, Cidli.

Als er 1766 auf die letzten zehn Jahre zurücksah, die ihm den Vater, die geliebte Frau, deren Mutter und den ihm nahe befreundeten Giseke genommen hatten, da sprach er sein Heimweh nach ihnen in der schönen, man möchte sagen stillen Ode aus:

Die Sommernacht

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung!
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

1791 hatte sich Klopstock mit einer Nichte Metas, Johanna Elisabeth von Winthem, verheiratet; wie wenig aber

sein Gemüt von Meta gelassen hatte, zeigt die in ihrer Einfachheit so beredte Ode „Das Wiedersehen“ aus dem Jahre 1797:

Das Wiedersehn

Der Weltraum fernt mich weit von dir,
So fernt mich nicht die Zeit.
Wer überlebt das siebzigste
Schon hat, ist nah bei dir.

Lang sah ich, Meta, schon dein Grab
Und seine Linde wehn;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum auch mir.

Nicht mir! Das ist mein Schatten nur,
Worauf die Blüte sinkt;
So wie es nur dein Schatten war,
Worauf sie oft schon sank.

Dann kenn ich auch die höhre Welt,
In der du lange warst;
Dann sehn wir froh die Linde wehn,
Die unsre Gräber kühlt.

Dann ... Aber ach, ich weiß ja nicht,
Was du schon lange weißt;
Nur daß es, hell von Ahnungen,
Mir um die Seele schwebt!

Mit wonnevollen Hoffnungen
Die Abendröte kommt,
Mit frohem, tiefem Vorgefühl
Die Sonnen auferstehn!

Im allgemeinen aber sind Klopstocks Dichtungen ohne Kommentar nicht genießbar. Der Herausgeber hat seiner Auswahl ausgezeichnete Erklärungen angefügt. Sie sorgen dafür, daß die Anschauungen Klopstocks sich dem Leser im Zusammenhange mit den Anschauungen großer Zeitgenossen zeigen, und daß man sich mitten in die Ideenbewegung der Klopstock-Goethischen Zeit gestellt sieht; sie sorgen dafür, daß dem bleibend Wertvollen weiter nachgesonnen werden könne; sie heben Einzelheiten umschreibend und erweiternd so hervor, daß sie stärker wirken müssen, und werden dem Poetischen so taktvoll gerecht, daß der Leser sich durch den feinen Sinn des Auslegers angenehm gefangen und fortgeführt sieht.

Dieser gründliche, frische, unpedantische, geistvolle und im besten Sinne interessante Kommentar wird dazu helfen, daß die Schulen und die Litteraturfreunde unter den gebildeten Laien noch schwerer als seither sich dazu entschließen werden, Klopstock abgethan sein zu lassen. Es geht mit ihm wie mit einem alten Hausgeräte aus der Zeit der Urgroßmutter: es ist vielleicht unbehilflich, es ist vielleicht unbequem, es ist nicht schön, aber man kann es nicht verkaufen und nicht verschenken, denn es hängt Liebe, Erlebnis, Erinnerung daran, — man kann es vielleicht nur ein wenig zur Seite stellen. H O

---

## Die neueste Waffe der Sozialdemokratie

### Zimmermann-Blos, Geschichte des Bauernkriegs

1

Das hätte sich der 1878 als evangelischer Stadtpfarrer in Owen bei Kirchheim unter Teck verstorbene Wilhelm Zimmermann nie und nimmer träumen lassen, daß seine „Geschichte des großen Bauernkrieges“ noch dreizehn Jahre nach seinem Tode wie aus dem Grabe der Vergessenheit verjüngt und gar noch illustrirt erstehen sollte. Noch weniger hätte sich der schwäbische Vollblutdemokrat und Vertreter der Linken im Frankfurter Parlamente darein gefunden, daß er den Sozialdemokraten vorgearbeitet haben sollte, die jetzt nur in seine Schuhe zu treten brauchen. Aufs neue bestätigt sich die alte Wahrnehmung, daß die Demokratie nur die Vorfrucht der Sozialdemokratie ist und diese mit Freuden all den Schwindelhaber und Dippelhaber in ihre Scheunen einheimst, den die Demokratie gesäet hat. Man darf auch als sicher annehmen, daß Wilhelm Zimmermann sich keineswegs gefreut hätte, wenn er es erlebt hätte, daß er als „Geschichtsschreiber der Wahrheit“ von den Sozialdemokraten auf den Schild gehoben und seine Geschichte des Bauernkrieges als eine wahre „Geschichtsbibel“ angepriesen würde. Vielleicht hätte er



in der Stille vor sich hingesummt: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Denn nachdem die wissenschaftliche Kritik längst über seine Geschichte des Bauernkrieges ihr verdammendes Urteil gesprochen, ist diese neueste sozialdemokratische Verwertung wohl noch ein stärkeres Gericht.

Wilhelm Blos hat das große, für die weitere Verbreitung zu ungefüge, mit allerlei theologisch-politischen Herzensergüssen ausgestattete Buch in usum Delphini, d. h. der Sozialdemokraten zugestutzt, sodaß aus den zwei Bänden ein einziger handlicher Band geworden ist. Die Verlagshandlung von Dietz hat es mit etwas plumpen, aber sehr sprechenden und geschickt ausgewählten Illustrationen ausgestattet. Schon das Schlußbild: ein bäuerliches Ehepaar nach dem Bauernkriege in den Pflug gespannt, daneben der Gutsherr hoch zu Roß die Peitsche schwingend, ersetzt einen ganzen Band. Man muß gestehen, die Mache ist nicht ungeschickt. Man konnte weglassen, was zu sehr über die Köpfe wegrauschte und darum den beiden ersten Auflagen das Schicksal bereitete, zu wenig gelesen zu werden. Man konnte ausscheiden, was noch zu sehr an den Theologen, an den schwäbischen Volksmann erinnerte. „Wesentliche Aenderungen an dem Buche als Ganzen“ hat Blos nicht für nötig gehalten. „Selbst da, wo sich der alte Demokrat mit den modernen sozialpolitischen Anschauungen in Widerspruch befindet,“ hält Blos ihn für so leise, daß man ihn nicht zu fürchten braucht. Denn die Gemeinsamkeit der Ideen ist so groß und stark, daß man die kleinen Differenzen leicht in den Kauf nehmen kann und keine gefährlichen Wirkungen auf sozialdemokratische Gemüter zu fürchten braucht. Zerfällt doch die Welt in Zimmermanns Buch in zwei Teile, in Herren und Pfaffen oder Aristokraten und in das gedrückte Volk; nur ein Recht giebt es, das Volksrecht, und Zimmermann konnte kurz vor seinem Lebensende als Ziel seines ganzen Lebens und Strebens aussprechen:

> Ich hatte in meiner ganzen öffentlichen Laufbahn kein andres Ziel, als diejenigen Rechte, welche das Evangelium allen Menschen als Kindern Gottes zuerkennt, zur Anerkennung im Staate zu bringen.

Zwar ist „der liebe Gott“ bei den Sozialdemokraten längst in den Ruhestand versetzt, aber da man jetzt auch die Bauern gewinnen will, kann man ihn wieder auf der Bühne erscheinen lassen, um alle Menschen tutti quanti und tales quales ohne weiteres als Kinder Gottes mit unverwüstlichen Grundrechten, gegenüber denen jedes historische Recht seine Geltung verliert, da Gott in der Geschichte nicht zu wirken pflegt, auftreten zu lassen und ihnen damit das Recht zu geben, alles, was ihren angebornen Menschenrechten nach ihrem augenblicklichen Erfund zu widersprechen scheint, kurz und klein zu schlagen. Die Revolution ein unveräußerliches Menschenrecht — das ist die Quintessenz der Weisheit dieses einstigen Demokraten und evangelischen Theologen.

Ja wahrhaftig, es ist ein glücklicher Griff, den die Sozialdemokraten gethan. Besitzt doch Zimmermanns Werk einzelne formelle Vorzüge, die im sozialdemokratischen Lager wertvoll sein müssen. Da ist in erster Linie eine „herrliche, bilderreiche und doch klare Sprache.“ Da ist allzeit ein frisches, zu Herzen dringendes Pathos, gepaart mit dem Brustitone der Ueberzeugung, wie er den schwäbischen Demokraten zu Gebote steht, wie er aber neuerdings als „Blechmusik“ oder als Gießkannenrhetorik in parlamentarischen Kreisen für minderwertig geachtet ist. Aber die Sozialdemokraten scheinen eben solche Dinge als Agitationsmittel noch für wertvoll zu halten. „Fürs Volk“ kann am Ende der verschmitzte Handelsmann verlegene Ware noch feilbieten, die man sonst nirgends mehr anzupreisen wagt.

Mundus vult decipi. Aber in hohem Grade auffallend ist es, daß die Sozialdemokratie, die doch nur des Volkes Bestes zu suchen sich rühmt und eigentlich dem Grundsatze huldigen sollte: Für das Volk ist das Beste gut genug, dem Volke abgestandene Träber zu bieten wagt und sich förmlich auf den Bauernfang begiebt, wenn sie mit allen Mitteln das Werk von Zimmermann in die niedern Volkskreise zu bringen sucht, in kleinen Lieferungen es leicht käuflich macht, in den Zigarrenläden feilbietet, in den Klubversammlungen verarbeitet. Noch auffallender ist, daß die Führer der Sozialdemokratie auf der einen Seite im stolzen Gewande der Wissenschaft einherzugehen lieben und

dem Volke durch ihre Wissenschaftlichkeit Eindruck zu machen suchen, während sie auf der andern Seite als Waffe ein von der Wissenschaft völlig aufgegebenes und gründlich verurteiltes Werk benutzen und unter dem Volke verbreiten.

Man darf wohl sagen, es giebt in der ganzen neuern Geschichtslitteratur neben Janssens Geschichte des deutschen Volkes kaum ein größeres Werk, über das die wissenschaftliche Kritik ein solch vernichtendes Urteil gesprochen hat, als das von Zimmermann über den Bauernkrieg. Es war nicht gerade fein, wenn Jörg schon vor vierzig Jahren in seinem Werk „Deutschland in der Revolutionsperiode“ (S. 63) die Geschichte des großen Bauernkrieges „von dem ehemaligen Parlamentsmitglied und Stuttgarter Professor“ „ein Buch zum Totlachen“ „reich an drolligen Einfällen“ nannte. Aber Jörg, der mit ehernem Fleiß die bayrischen Archive durchsucht hatte, durfte sich ein gewisses Recht zusprechen, über Zimmermann zu Gericht zu sitzen, und Zimmermann hat Jörg selbst ein gewisses Recht zu seinem Urteil zuerkannt, indem er aus dem Werke des ultramontanen Archivars sich aneignete, was überhaupt nur in sein demokratisches Gedicht vom Bauernkriege paßte, und die zweite Auflage seines Bauernkrieges mit den „drolligsten Einfällen“ Jörgs selber, mit jenen kühnen Gebilden der Jörgschen Phantasie, wie der Dr. Johann Fuchssteiner, der Erzverschwörer eines war, bereicherte.

Wer ein wenig die historische Arbeit der letzten Jahrzehnte kennt, der findet es lächerlich, wenn er in dem Panegyrikus, den Blos seiner Volksausgabe des Zimmermannschen Werkes voranstellte, Zimmermann als den „Geschichtsschreiber der Wahrheit“ preisen hört, der „zum erstenmal jene Zeit einer geisterweckten deutschen Erhebung nicht bloß vom Standpunkt einer freiern Weltanschauung aus betrachtete, sondern vor allem die Schlacken zu lösen suchte, mit denen die Parteileidenschaft seit Jahrhunderten die Charaktere jener Zeit ebenso ungerecht zu ihren Gunsten, wie zu ihrem Nachteil entstellte.“ „Ein Sieg der geschichtlichen Wahrheit auf dem Felde des alten Ständeparteikampfes,“ so lautet die schöne Phrase, mit der das Werk Zimmermanns verherrlicht wird (S. XIV). Aber ist es nicht zum Jammern, daß der Arbeiter seine sauer erworbenen Pfennige Weib und Kind und der Sparkasse entzieht, um sie auf dem Altar eines von seinen Führern aus dem Staub hervorgeholten und neugeputzten Götzen zu opfern, wenn der wahrheitshungrige und bildungsdurstige Mann, der sich seine knappe Freiheit abdarbt, auf die dürre Weide des hohlen Pathos und der vertrockneten, in unsre Zeit gar nicht mehr passenden Phrasen geführt wird, um grimmigen Haß gegen das Bestehende, gegen „die Herren,“ „die Aristokraten“ in sich aufzunehmen und den Glauben an das unveräußerliche Menschenrecht oder gar Gotteskinderrecht der Revolution anzueignen? Es schießt uns das Blut in die Wangen, wenn wir bedenken, daß es das Werk eines evangelischen Theologen und langjährigen Dieners der Kirche ist, das zu solchen Zwecken sich brauchen lassen muß. Freilich, was war das auch für ein Gottesgelehrter? Als Zimmermann mit der „berühmten Blaubeurer Promotion,“ in der sich eine ganz ungewöhnlich große Zahl reichbegabter Geister zusammengefunden, die Universität bezog, da lag die akademische Jugend an der Brust des Hegeltums und berauschte sich an der stolzen „absoluten Wissenschaft.“ Hier galt es als der höchste Triumph des Geistes, die ganze Welt und ihre Geschichte nach eignen Plänen aufzubauen und sie sich nach den drei Grundkategorien „An sich,“ „Für sich“ und „An und für sich“ entwickeln zu lassen. Es gab wohl keine Zeit, die für die Wirklichkeit der Dinge so blind war, wie jene. Man sah unter der Brille der Hegelschen Weisheit die Dinge nicht mehr, wie sie sind und geworden sind, sondern wie man sie sich dachte und wie sie sich in die Schablonen des Systems einfügen ließen.

Gewaltthätiger ist kaum je mit religiösen, politischen und historischen Fragen umgesprungen worden, als in jenen Tagen der Blütezeit des trunkenen Siegesbewußtseins der Priester der absoluten Wissenschaft. Man erinnere sich an Strauß, den Primus und Abgott der „Blaubeurer.“ Welche Verwüstung hat er auf dem Gebiete der Theologie mit dem Feuerbrand seiner Kritik und seiner Konstruktion des Christentums angerichtet!



Was für einen Christus hat er dem Glauben, was für eine Kirche der Gemeinschaft der Gläubigen noch gelassen? Es war ein unheilvolles Prokrustesbett, auf das Strauß alles, was der Christenheit heilig ist, geworfen hatte.

Durch dieselbe Schule wie Strauß war Zimmermann gegangen. Von demselben Taumelbecher hatte er getrunken und sich in jenen stolzen Wahn hineingesteigert, als ob die Welt mit ihren Rätseln, die Geschichte mit ihren erschütternden Ereignissen, ihren Sprüngen und Unbegreiflichkeiten nur zum Spiel für die Taschenspielergewandtheit der Jünger des Absoluten da sei. Der Zauberlehrling, der die Geister nach seinem Willen leben läßt, hat hier leibhafte Gestalt angenommen.

Kein Wunder, daß die Welt der Wirklichkeit sich gegen solche Gewaltthat wehrte und die Fesseln, in die diese Wielande des neunzehnten Jahrhunderts sie schmieden wollten, sprengte. „Naturwissenschaftlichen Leichtsinn“ hatte sich Strauß von Alexander von Humboldt vorwerfen lassen müssen, als er mit Hilfe der Naturwissenschaft die Geheimnisse des Glaubens zu vertilgen gedachte. „Historischer Leichtsinn!“ das ist, was die wissenschaftliche Kritik auf die historischen Werke Zimmermanns antwortete. So wenig man heute noch wagen kann, Strauß Leben Jesu in seiner ersten und vollends in seiner zweiten Bearbeitung als reifes, vollwichtiges Ergebnis der Wissenschaft geltend zu machen, so wenig kann man das bei Zimmermanns historischen Werken wagen, ohne dem unbarmherzigen Spott zu verfallen.

Merkt man doch auf Schritt und Tritt die Absicht und wird verstimmt. Ueberall sieht man den Pferdefuß jener unpraktischen, der wirklichen Welt entfremdeten, in unerreichbaren Höhen Nebelgebilden nachjagenden schwäbischen Demokratie durchblicken. War Strauß mit der Zeit ein unbequemer Aristokrat geworden, der es seinen alten Freunden nicht mehr rechtmachen konnte und wie eine einsame Säule dastand, die noch zeugte von verschwundener Pracht, so war Zimmermann, das Kind der untern Stände, die poetisch angelegte Natur, gefangen von dem Zauber, den Uhland und Karl Mayer, die schwäbischen Dichter, der schwäbischen Volkspartei verliehen. Freilich, was Uhland einst in die Reihen dieser Leute gebracht, es paßte nicht mehr in Zimmermanns Zeit. Das „gute alte Recht,“ die „altwürttembergische Verfassung,“ um die Uhland einst gekämpft hatte, paßte nicht für Neuwürttemberg mit seinen anorganischen, unter einander völlig fremden Bestandteilen. Aber man war einmal in den Gegensatz von Fürst und Volk hineinverrannt, man träumte von Verfassungen und Verfassungsparagraphen nach englischem Muster, man liebäugelte mit Frankreich und seiner Revolution. Hatten die „Herren“ Recht in ihrem Interesse Krieg zu führen und das Volk zu den Waffen zu rufen, warum sollte nicht einmal das Volk auch zu den Waffen greifen, um seine Rechte geltend zu machen? Es kam nur auf den Erfolg an, und was erst Unrecht schien, ward zum Recht, die wildesten Empörer konnten dann als Heilige und Märtyrer einer guten Sache dastehen. Denn „Was ist, ist gut,“ hatte die Hegelsche Weisheit gelehrt. Man muß dabei noch bedenken, wie der Jammer der Kleinstaaterei alles Staatsbewußtsein auf ein Minimum herabgeschraubt und alle Ehrfurcht vor staatlicher Ordnung ausgelöscht hatte. Der Staat war „die Bestie,“ wie es jener bayrische Pfarrer Hartmann, der Jesuitenzögling, so nett genannt hat; die Obrigkeit bestand aus nichts als Spitzeln, Chikaneuren und Volksunterdrückern. Und die kleinen „Herrgötter“ im Schreiberstaat Württemberg hatten nicht geringe Schuld, wenn diese Anschauung empfänglichen Boden fand.

Da griff Zimmermann zur Feder, um alles das, was sein Herz an Idealen, an Zukunftsplänen und Wünschen erfüllte, im Rahmen der Geschichte des Bauernkrieges unter das Volk zu bringen. Es läßt sich nicht leugnen, er hat manche fleißige Studien gemacht und emsig gesammelt, aber was er zu stande gebracht war nicht Geschichte, sondern ein Gedicht in Prosa, ein Roman; er gab nicht wieder, was geschehen war, sondern wie er das Geschehene angesehen wissen wollte. Das große zweibändige Werk fand keinen Boden in der Welt der Wirklichkeit. Blos fragt: Hat ein besondrer Unstern über dem trefflichen Werke gewaltet? Der glaubensfreie Mann scheint, wie Napoleon an seinen Stern, so an Unsterne zu glauben. Nein, der Unstern,

der darüber waltete, das war die historische Gerechtigkeit und Wahrheit. Nicht daß es Zimmermann an subjektiver Wahrheit gebrach. Er gab sein Bestes, sein Herzblut; die Welt, die er sich aufgebaut, stellte sich im Bauernkriege dar, aber es war ein „Nifelheim," das er geschaffen, und die unbarmherzige Welt ging die Achsel zuckend über den guten Schwaben oder hohnlachend an dem großen Kartenhaus vorüber, das höchstens für Kinder paßte.

War die Grundanschauung, die durch das ganze Werk geht, eine innerlich unhaltbare, widerstrebte dem nüchternen Leser die Grundtendenz, in der Geschichte des Bauernkrieges nur „angewandte Mathematik," d. h. eine politische Abhandlung in historischem Gewande zu sehen, so litt das Werk noch an einem besondern Mangel. So umfangreich es war, so wenig gab es das bereits vorhandne Material vollständig. Nicht einmal die auf dem Staatsarchiv in Stuttgart liegenden Urkunden zur Geschichte des Bauernkrieges hatte Zimmermann in einer auch nur annähernd erschöpfenden Weise benutzt. Sonst hatte er sich an gedrucktem Material angeeignet, was sich darbot, und an urkundlichen Quellen eben das Nächstliegende gesucht. In der zweiten Auflage hatte er sich den von Jörg aus bayrischen Archiven erhobenen Stoff utiliter angeeignet.

Nun aber hatte sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß der Bauernkrieg in seinen Ursachen, seinen Zielen und seinem Verlauf gar nicht verstanden werden kann ohne eine genauere Kenntnis der Quellen, als man sie bisher besaß. Ein rastloser Eifer in der Erforschung neuer Quellen griff Platz. Aber noch 1877 konnte einer der verdientesten Sammler und Herausgeber von Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, Frz. L. Baumann, ohne Widerspruch schreiben, daß „vielleicht der größte und wichtigste Teil der Quellen noch nicht veröffentlicht ist," und „daß zahlreiche einschlägige Akten in den Provinzen verborgen stecken" (Baumann, Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges in Oberschwaben S. IV.). Darum hatte Baumann erklärt:

Eine abschließende Geschichte des Bauernkrieges ist, wie ich fürchte, noch für lange Zeit eine Unmöglichkeit.

G B-t

## Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

von Paul Göhre

Das Buch unsers Freundes Göhre zwingt mich, meine Berichterstattung über den Evangelisch-sozialen Kongreß zu unterbrechen und wider meine Absicht ohne Verzug näher darauf einzugehen. Nachdem ich es gelesen habe, kann ich es unsern Lesern wie dem Verfasser gegenüber nicht mehr verantworten, mich mit der kurzen Meldung*) in voriger Nummer fürs erste zu beruhigen. Das Buch hat meine nicht niedrig gehaltenen Erwartungen um vieles übertroffen.

Zuerst als schriftstellerische Leistung. Es sind Stücke darin, die einem Dichter Ehre machen würden. Ich denke an die Schilderung der Arbeit in der Fabrik, besonders des Arbeitsprozesses (S. 45 ff.). Hier leistet der Verfasser m. E. an anschaulicher Darstellung das Höchste. Wie klar und schön sind aber auch Schilderungen, wie die des Vorstadtdorfes (S. 18), der Mittagsstunde (S. 31 ff.), der Lohnzahlung (S. 62), der Wahlvereinssitzung (S. 90 ff.), des Kinder- und Sommerfestes (S. 97 f.). Und noch reicher entfaltet sich die Sprache, wo sie uns geistige Zustände zeichnen, in die Seele der Arbeiter selbst uns einführen will: ich erwähne die Charakteristik der sozialdemokratischen Bildung (S. 152 ff.) und das abschließende Wort über den sittlichen Zustand der Arbeitsgenossen des Verfassers (S. 195), das ich am liebsten hier wiedergäbe, so bezeichnend ist es für seine ganze Art zu sehen und zu urteilen wie zu schreiben.

Aber das Interesse haftet nicht an Form und Sprache (in der übrigens einige kleine, leicht zu beseitigende Nachlässigkeiten mit unterlaufen), es wird ganz von der Sache, vom Gegenstande gefangen genommen. Mit das Fesselndste sind die mitgeteilten Gespräche, zu denen der Erzähler naturgemäß am wenigsten vom Eignen hinzugethan hat. Aber auch wo Beobachtungen und Urteile dargeboten werden, fühlt man sich sicher geleitet: eine große Besonnenheit ist m. E. der hervorragende Zug dieser Mitteilungen. Zuweilen überdenkt man verwundert, daß das alles die Ausbeute von nur drei Monaten ist. Aber der eine sieht eben in drei Monaten, was ein andrer nie sieht: Liebe und heiliger Gewissensernst haben sich hier mit andern natürlichen Bedingungen verbunden, um die glückliche Wirkung hervorzubringen.

So thut sich uns in dem Buche in heller Beleuchtung ein Stück Welt auf, das die wenigsten von uns kennen, und zwar so, daß sie uns ganz vertraut wird, daß wir mit drin leben. Und dies Stück Welt ist nicht ein Teil von Innerafrika, sondern jene nahegelegene Fabrik birgt es, deren Esse wir täglich rauchen sehen, deren Maschinen wir im Vorübergehen schon so oft rasseln hörten. Und fast mit Beschämung merken wir, daß wir da noch Entdeckungen zu machen haben. Ich möchte glauben, auch mancher Fabrikbesitzer oder -Beamter, mancher Regierungsmann und Nationalökonom, der sonst mit dieser Welt vertraut genug ist, könnte hier lernen sie mit neuen Augen sehn.

Ich kann mir nicht denken, daß das Buch auf irgend jemanden ohne Eindruck bleibt. Widerspruch mag es wecken, gleichgiltig kann es nicht lassen. Nicht einmal die sozialdemokratische Presse, die für das, was von Theologen kommt, sonst nur den Hohn der Geringschätzung hat, wird daran vorübergehn können. Vorübergehen werden vor allen Dingen die nicht, die eine ernste Teilnahme haben für das sittliche Wohl des Volkes, und alle kirchlichen Kreise. Das Buch will die Gemüter, die Gewissen bewegen. Nicht ein Abenteurer hat es geschrieben, der seine Erlebnisse zur Ergötzung darbietet. Gewiß, es ist auch ein Buch zum Vorlesen im Familienkreise (doch thut Vorsicht not, besonders bei Kapitel 7). Aber dem Verfasser ist es ganz und gar um eine praktische Wirkung zu thun. Er will für gewisse sehr ernste Forderungen aus den Thatsachen den Beweis führen. Dennoch ist die Schrift keine „Tendenzschrift." Ich weiß es, wie nur wenige es wissen können, daß der Verfasser frei von Vorurteilen an seine Entdeckungsfahrt gegangen ist. Aber allerdings mit bestimmten Fragen, ernsten Gewissensfragen an das Volk, die Gebildeten, die Kirche im Herzen hat er beobachtet und seine Erfahrungen gemacht, und was sich ihm da ergeben hat, das rücksichtslos auszusprechen ist ihm zur heiligen Pflicht geworden.

Und welches sind nun seine Ergebnisse und Forderungen? Aus der Menge des Beachtenswerten möchte ich nur den Grundgedanken herausschälen.

Die neue wirtschaftliche Lage, in der sich der Fabrikarbeiterstand befindet, und die Sozialdemokratie haben das äußere und innere Leben der ihm Zugehörigen völlig umgewandelt. Diese Umwandlung ist so ungünstig verlaufen, weil der großindustrielle Fabrikbetrieb jede Rücksicht auf den sittlichen Wert und die sittliche Erziehung der Arbeiter beiseite gelassen hat. Die Folgen zeigen sich im Hause, bei der Arbeit, in der gesamten Lebenshaltung. Die alte Familie ist in diesen Kreisen nicht mehr vorhanden.

Die Sozialdemokratie hat weniger die politische Gesinnung, die wirtschaftlichen Ansichten der Arbeiter verändert, als ihre geistige Bildung, ihre religiöse Ueberzeugung und ihren sittlichen Charakter. Am gründlichsten hat die Sozialdemokratie auf religiösem Gebiete aufgeräumt: die altüberkommenen christlichen Anschauungen und Empfindungen der Leute sind in der materialistischen Bildung oder Halbbildung, die sie ihnen ebenso kühn wie einseitig vermittelt, auf Nimmerwiederkehr untergegangen. Auch eine neue Sittlichkeit tritt je länger je mehr an die Stelle der alten von der Kirche gebrachten und gepflegten.

Nach alledem ist die Arbeiterfrage keine bloße Magen- und Lohnfrage, sondern vielmehr eine Bildungs- und religiöse Frage. Was diesen Stand treibt und bewegt, ist „der unaufhaltsame Drang nach größerer geistiger Freiheit, das Verlangen nach den Gütern der Bildung und des Wissens und nach voller Klarheit auch über die tiefsten und religiösen Probleme der Menschenseele, die heute wieder trotz aller Jagd nach Gold und Glanz als neue Rätsel in neuen Gestalten vor der Menschheit emportauchen." Der (Chemnitzer) Arbeiter denkt nicht an Re-

*) In der es übrigens statt „Erlebnisse" „Ergebnisse" heißen soll.

volution; aber die Gefahr ist die: wird jenes sein Verlangen nicht gestillt, so ist die Folge sein völliger religiös-moralischer Bankerott, und ist erst dieser Thatsache geworden, dann hat der Geist des Umsturzes und der Verneinung auch auf politisch-wirtschaftlichem Gebiete gewonnen.

Hat nun aber diese geistige Bewegung des Arbeiterstandes thatsächlich ihren Ausdruck und ihre Vertretung in der Sozialdemokratie gefunden, so folgt daraus die Aufgabe, diese zu erziehen. Denn die Sozialdemokratie aus der Welt zu schaffen, „ist nicht möglich, nicht einmal wünschenswert." Die Hälfte der Arbeit fällt bei der Lösung dieser Aufgabe der Erziehung, Veredlung, Christianisirung der heute noch wilden, heidnischen Sozialdemokratie, der Vernichtung ihrer christentumsfeindlichen materialistischen Weltanschauung, fällt der Kirche zu. Sie muß den Grundsatz zur Thatsache machen, „daß auch ein Sozialdemokrat Christ und ein Christ Sozialdemokrat sein kann" (vgl. Göhres Artikel in Nr. 21 d. Bl.). Dazu gilt es: den modernen Arbeitern ein modernes Christentum bieten! Ist das Christentum in seiner alten Hülle für diese Arbeiterkreise auf immer verloren, so sind diese Menschen darum noch nicht für das Christentum verloren: es muß nur mit neuen Zungen gepredigt, mit neuer Kraft vorgelebt werden.

Göhre wird sich dessen bewußt sein, wie Großes er damit von der Kirche und insbesondre von der Theologie fordert. Neu ist die Forderung nicht, aber sie tritt mit einer neuen, fast überwältigenden Begründung auf. Möchte niemand unter den Berufenen der Gewissensfrage, dem Notschrei unsrer handarbeitenden Brüder, der aus dem Buche uns entgegenklingt, sein Herz verschließen, möchten alle kirchlichen Kreise und Instanzen zur freien und ernsten Erörterung dieser „Ergebnisse und Forderungen" sowie zur kraftvollen Durchführung des für recht und geboten Erkannten sich die Hand reichen!

Widerspruch kann und darf nicht ausbleiben: möge er die Sache fördern! Auch wir werden in unsern Spalten abweichenden Meinungen gern Raum geben, gern selbst aus ihnen lernen; aber im wesentlichen werden es die Gedanken des Göhreschen Buches sein, was wir als unsre evangelisch-soziale Ansicht, wie schon vielfach bis dahin, so noch entschiedener in Zukunft zu vertreten gedenken. R

## Eine Frage an die Freunde der Evangelischen Allianz

Von hochgeschätzter Seite erhalten wir folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Redakteur!

In Ihrem sehr geschätzten Blatte ist neuerdings eine Reihe von Artikeln über die Versammlung der Evangelischen Allianz in Florenz veröffentlicht worden. In dem letzten dieser Artikel heißt es:

Der Ausschuß der Evangelischen Allianz bildet einen Gerichtshof, vor dem die Kirchen oder Sekten, die in das Arbeitsgebiet einer andern zur Evangelischen Allianz gehörigen Gemeinschaft störend einbrechen, zur Verantwortung gezogen werden können. Bereits scheint die Autorität dieser auf christlichem Gemeinsinn beruhenden Instanz so stark zu sein, daß keine Sekte es auf den Ausschluß aus dieser Gemeinschaft ankommen läßt.

Diese Aeußerung berührt die Achillesferse der Evangelischen Allianz. Worauf beruht das am Schluß ausgesprochene Urteil? Weshalb stellt man, wenn sich die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, daß sich Allianz und Kriegszug nicht zusammenreimen, warum stellt man dann nicht den Grundsatz auf, daß ein Verzicht auf das „störende Einbrechen in das Arbeitsgebiet einer andern zur Evangelischen Allianz gehörigen Gemeinschaft" Bedingung der Zugehörigkeit sei?

Als Ortsgeistlicher habe ich seiner Zeit mit solchem störenden Hereinbrechen von Methodisten (und Darbisten) zu thun gehabt. Auf den Visitationsreisen in meinem Sprengel erfahre ich heute noch von ähnlichen Vorgängen wie von entsprechendem Vorgehen von Baptisten (und Bornholmern). In den Kirchenzeitungen lese ich von starkem Vorgehen der methodistischen Sendlinge gegen die württembergische Landeskirche. Auch die unirte Landeskirche Altpreußens weiß von ähnlichen Angriffen zu sagen. Aus Amerika wird berichtet, eine wie hohe Summe in das Budget amerikanischer Methodisten für die „Mission in Deutschland" eingestellt wird. Ich brauche diese Aeußerungen nicht fortzusetzen, da es sich um allbekannte Dinge handelt.

Anderseits lese ich in den oben erwähnten Artikeln, daß auch auf der Versammlung der Allianz in Florenz die „bischöflichen Methodisten Englands und Amerikas," „die deutschen Methodisten" und „manche andre kleinere Denominationen durch namhafte Glieder vertreten" gewesen seien, daß von Spurgeon „ein sein Ausbleiben entschuldigendes Telegramm" eintraf.

Wie reimt sich das? Soweit ich sehe, haben auch in Florenz wieder Vertreter von Gemeinschaften mit einander getagt, von denen die eine störend in das Arbeitsgebiet der andern hineinbricht.

Es ist ein großer und herrlicher Gedanke, der der Evangelischen Allianz zu Grunde liegt, der Gedanke, die evangelischen Kirchengemeinschaften des Erdkreises ohne Gleichmacherei, einer jeden voll und ganz ihre Eigenart lassend, mit einander in brüderliche Berührung zu bringen, zur Pflege und Vertretung gemeinsamer Interessen in völlig freier Weise zusammen zu fassen. Es ist gewiß schon manchem schmerzlich gewesen, daß die Evangelische Allianz die Verwirklichung dieses Gedankens, die eben sie in Angriff genommen hat, selbst wieder durch die gerügte Praxis unterbindet. Wahrheit muß in allen Stücken herrschen, auch im Allianzschließen. Was die Allianz uns vor Augen stellt: heute ein Bündnis schließen, um sich morgen wieder zu befehden — das widerspricht der Wahrheit.

Da erheben sich denn die Fragen, die ich im Eingang meines Briefes an die aus dem letzten der erwähnten Artikel zitirte Aeußerung geknüpft habe. Bahnt sich eine Besserung an?

Ich glaube, daß die hier geäußerten Gedanken von so vielen geteilt werden, die hier aufgeworfene Frage so viele interessirt, daß eine öffentliche Erörterung derselben durchaus gerechtfertigt ist. Ich würde deshalb einen Abdruck dieses Briefes in den Spalten Ihres geschätzten Blattes nur willkommen heißen.

Schleswig, im Mai 1891

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Gen.-Sup. D. Kaftan

## Verschiedenes

**(Der barmherzige Samariter in neuer Beleuchtung)** In Wismar starb vor nicht langer Zeit ein Arbeitsmann, der versehentlich aus einer Flasche getrunken hatte, worin eine giftige Flüssigkeit aufbewahrt war. Er hinterließ Frau und Kinder in bitterer Armut. Die beiden Geistlichen der Parochie erließen einen Aufruf zu Gunsten der armen Familie.

Am nächsten und an den folgenden Tagen erschien folgende Kundgebung von seiten der städtischen Armenanstalt:

„Veranlaßt durch den in Nr. 115 dieser Zeitung enthaltenen Aufruf zur Unterstützung der Familie des jüngst verstorbenen Arbeitsmannes Wendt hieselbst wird hiermit zur Kunde der hiesigen Einwohner gebracht, daß die Wendtsche Familie hier ihren Unterstützungswohnsitz nicht hat, daß die Armenanstalt zur Gewährung der notwendigen Unterstützung, wenn solche nachgesucht wird, verpflichtet ist, daß der Ort des Unterstützungswohnsitzes der hiesigen Armenanstalt ihre Verwendungen für die Familie erstatten muß, und daß also etwaige Gaben der Mildthätigkeit nur einem fremden Orte zu gute kommen und bei fortgesetzter Gewährung dahin führen werden, daß die Wendtsche Familie hier Unterstützungswohnsitz gewinnt und damit dauernd der hiesigen Armenpflege zur Last kommen wird.

Wismar, 21. Mai 1891. Das Direktorium der Armenanstalt."

Dieser denkwürdige Erlaß verdient weitere Verbreitung. Ist er doch ein deutliches Zeichen davon, wie weit man in christlichen Landen im neunzehnten Jahrhundert mit dem Verständnis der Geschichte vom barmherzigen Samariter gekommen ist.

Witwe Wendt und ihre Waisen haben ihren Unterstützungswohnsitz nicht in Wismar, sie sind nur „Menschen" und weiter nichts (Luk. 10, 30). Man liest den Aufruf zweier Pastoren. Da sieht man das vorhandene Elend und — „geht vorüber." „Wenn Unterstützung nachgesucht wird," — aber nicht öffentlich durch die Geistlichkeit, sondern fein in der Stille durch die Witwe selbst, so ist man ja freilich „verpflichtet," das „Notwendige" darzureichen, und diese Pflicht erfüllt man gern. Sie ist verhältnismäßig leicht. Sie wird aus fremdem Geldbeutel geleistet. Denn hier heißt es: „So ich etwas werde darthun, mußt du mirs bezahlen, wenn ich wiederkomme." Aber auch diese Leistung mag billig unterbleiben bis — andre Wohlthäter verscheucht sind. Letzterer Thätigkeit widmet man sich mit Ernst und Eifer.

Zwei Samariter, Fremdlinge, — was anders sind die Geistlichen gegenüber den einheimischen, armensteuerbelasteten Bürgern der Stadt? — haben es gewagt, schnell zuzugreifen und die nötigste Hilfe zu veranlassen. Diesem fressenden Uebel muß gewehrt werden:

„Etwaige Gaben der Wohlthätigkeit kommen nur einem fremden

Ort zu gute und — wehe! — wenn sie dauernd fließen, wird es der Familie hier gefallen, und wir werden sie behalten. Darum, ihr Bürger, geht vorüber, geht vorüber und haltet eure Taschen zu! Euer »Oel und Wein« behaltet für euch und eure Kinder!"

Die angegriffenen Geistlichen haben sich in folgender Erwiederung ausgesprochen:

„Wenn gegen den Aufruf der Unterzeichneten in Nr. 115 dieser Zeitung zur Unterstützung der Familie des jüngst verstorbenen Arbeitsmannes Wendt in Nr. 116 derselben Zeitung eine öffentliche Kundgebung des Direktoriums der hiesigen Armenanstalt erfolgt ist, so müssen wir bekennen, daß uns dieselbe befremdlich gewesen ist, weil wir eine solche nicht erwarten konnten. Da wir nur in außerordentlich dringenden Fällen den Weg der öffentlichen Bitte für bedrängte Glieder unsrer Gemeinde betreten, wollen wir damit gewiß nicht der hiesigen Armenanstalt eine Last auferlegen, sondern nur einen besondern Notstand in unsrer Gemeinde gemäß unsers pastoralen Amtes im Augenblick der Not durch eine besondre Fürbitte lindern helfen. Die christliche Liebe unsrer Gemeindeglieder hat bisher noch allezeit außer dem nicht unerheblichen Armengeld der städtischen Steuern ein Scherflein für außerordentliche Notfälle übrig gehabt.

Wismar, 22. Mai 1891. Pastor Götze. Pastor Genzken."

Wir aber hoffen, daß die Wismaraner Luk. 10, 36 und 37 beherzigen und so die „neue Beleuchtung" wieder auslöschen werden. —he—

**(Das Sperrgeldergesetz und der Kampf mit Rom)** Von Pastor Dr. Borchard. Barmen, Klein, 40 Pfg. Ein Vortrag, anläßlich des Sperrgelderentwurfes in einer Versammlung von Synodalen, Aeltesten und Gemeindegliedern der Ephorie Eilsleben gehalten, um diesen den Ernst des Kampfes mit Rom ans Gewissen zu legen und ihr Interesse dafür zu wecken. Dazu ist er gewiß trefflich geeignet. Eine vom Revolutionsjahr 1848 ausgehende geschichtliche Betrachtung zeigt die prinzipielle Gegnerschaft Roms gegen den protestantischen Staat und die evangelische Kirche und die Notwendigkeit des Kampfes zwischen Papst und Kaiser. Aber dieser Kampf sei ungeschickt geführt. „Rom trug die Beute des Sieges davon, und die evangelische Kirche die paritätischen Prügel." Es folgt „der Kampf auf dem Brandenburger Sande," ein Trauerspiel in fünf Akten, zwar nicht ganz genau dem geschichtlichen Verlauf entsprechend, aber sehr ergötzlich zu lesen. Ende des Kampfes: das Sperrgeldergesetz. Aber wird es das Ende sein oder nicht vielmehr der Anfang eines neuen, viel heftigeren Kampfes? Mit einem lebhaften Appell an die Gemeindeglieder, darin ihren Mann zu stellen, schließt das Büchlein.*) E F

*) Unter geringer Aufmerksamkeit des Publikums hat das Sperrgeldergesetz am 2. und 4. Juni im preußischen Abgeordnetenhause die zweite und dritte Lesung passirt und ist nach den Kommissionsbeschlüssen angenommen worden. Am 15. wird ihm im Herrenhause Bischof Kopp die Schlußrede halten. Offenbar ist man auf allen Seiten froh, daß die leidige Angelegenheit nun ein vorläufiges Ende erreicht hat. Zur Sache haben wir nichts Neues zu sagen. Doch sei hingewiesen auf eine sehr verdienstliche Darstellung der Geschichte der Vorlage, sowie ihrer Vorgeschichte, in Nr. 24 der „Chronik der christlichen Welt," Sp. 204—207, die ausschließlich auf den stenographischen Parlamentsberichten ruht. D H

## Quittung

Für die Diaspora in Westpreußen: 10 Mk. von P B, Eichhorst.

Für die evangelische Kirche in Rom: 20 Mk. von B, Riesenwalde; 3 von K S, Kiel; je 1 von H in St, Fl in Gr, Schw M Sch; 50 Pfge. von Fr F.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: je 5 Mk. von K S, Kiel und F G, Leipzig.

Für die belgische Missionskirche: 1,80 Mk. von W B, Gollhofen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 25 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

## Freundlichen Sommeraufenthalt

und gewissenhafte Fürsorge finden 2 oder 3 junge Mädchen aus guter Familie in einer schön und gesund gelegnen Landstadt Sachsens bei einer alleinstehenden gebildeten Dame. Mineralbad wenige Häuser entfernt. Näheres durch Pfarrer Rade in Schönbach (Sachsen).

## Kinderheilstätte in Westerland-Sylt

Die in unmittelbarer Meeresnähe mit Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen neugebaute Anstalt wird in diesem Jahre am 15. Juni eröffnet. Für eine Kurperiode werden nur 20 Kinder aufgenommen. Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 Mk. alles inbegriffen. Im Monat September auf Antrag halbe Freistellen. Anmeldungen nehmen entgegen: **die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung: Seebade-Direktor Dr. Pollacsek in Westerland.**




## Erklärung.

Die in der 54. Flugschrift des Evang. Bundes (V. Reihe, 6) von Dr. R. Krone mitgeteilte Rede, welche der Bischof Stroßmayer von Diakovar auf dem vatikanischen Konzil im Juni 1870 gegen die Unfehlbarkeit des Papstes gehalten haben soll, stellt sich leider als eine bereits vor 20 Jahren ins Werk gesetzte Fälschung heraus. Daß Bischof Stroßmayer während des Konzils ein erklärter Gegner der neuen Lehre gewesen ist, auch am 2. Juni eine scharfe Rede gegen die beabsichtigte Neuerung gehalten hat, war bekannt; die Grundgedanken der Rede sind in den römischen Briefen vom Konzil von Quirinus Seite 464—467 mitgeteilt. Der in unserer Flugschrift gegebene Wortlaut aber ist nach eingeholtem Urteil eines zuverlässigen Zeugen des Konzils zweifellos unecht, und wir stehen nicht an, dieses hier öffentlich mit der Bemerkung zu erklären, daß der Weiterverkauf der Flugschrift durch unsere Buchhandlung sofort eingestellt ist.

Die Schriftleitung der Flugschriften des Evang. Bundes
D. Leop. Witte


**Für nur 10 Mk.** (statt 26 Mk.) verkauft: Herzogs (Professor der Theologie) gesamte Kirchengeschichte, 3 Bde. mit Ergänzungsbd. von Koffmane 1876—87. — **Für 12 Mk.** (statt 40 Mk.): **Daniel Schenkels Bibellexikon** (Realwörterbuch z. Hdgebr. für Geistliche u. Gemeindeglieder) m. Abbildgn. u. Karten. 5 starke Bde. — **Für 3.50 Mk.** (statt 10 Mk.): **Lutherbibliothek,** Exeget. u. dogmat. Ausw. aus Luthers Schriften: Gesetz, christl. Glaube, Gebet u. Gnadenmittel. — Luthers Glaubenslehre 2c., zus. 7 Bde. 1876. — **Für nur 3 Mk.** (statt 9 Mk.): **Legendensammlung,** in Bearbeitgn. v. Herder, Schlegel, Kosegarten, Görres, v. Raupach, Krummacher, v. Schubart, Simrock, Pyrker u. A. Mit einer Geschichte u. Litteraturgesch. d. Legende. 2 Bde. Eleg. kart. — **Für nur 130 Mk.** (statt 216 Mk.): Herzogs Realencyclopädie d. protest. Theologie, 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Orighfz.

**Alfred Lorentz,** Antiquariatsbuchhandlung
**Leipzig,** Kurprinzstr. Nr. 10.

# Die kirchliche Kunstanstalt u. Kirchen-Paramenten-Fabrik
von
# C. G. Ulrich Nachfolger,
**Hamburg,** Mühlenstraße 2, I.

(Inhaber: **F. W. J. Aßmann aus Lüdenscheid**)
empfiehlt sich zur Herstellung von Altar-, Kanzel- und Taufstein-Behängen in künstlerisch vollendeter und stilgerechter Ausführung, sowie zur Lieferung ihrer altbewährt soliden Fabrikate in Gold- und Silbertressen, Fransen und Materialien zur Paramenten-Anfertigung.

Älteste deutsche Kunstanstalt für kirchliche Nadelmalerei.

Errichtet 1680. — Vorzügliche Zeugnisse von hiesigen Kirchenvorständen (St. Nicolai, St. Michaelis) und Anerkennungsschreiben auswärtiger hoher Kirchenbehörden.

**Cand. min.,** mehrmals Vikar gewes., **sucht** Stelle als Hilfsgeistl. od. Religionslehrer, ev. auch als Vertreter e. Geistl. währ. d. Sommers. Gefl. Anerbieten unt. **H.** an d. Exped. d. Bl.

**Cand. rev. min.** sucht sofort Stellung als Vikar. Anerbieten erbeten sub **S. 63** an die Exped. d. Blattes.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**
## „Jose Caballeros, Princesas"
hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**
**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**
Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

**GEISTLICHE LIEDER.** Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigen Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

**SANG UND KLANG** Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband 12 M.

**VATERLANDSLIEDER.** Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

**ALS DER GROSSvater die Grossmutter nahm.** Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder 11.50 M.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 26 — Leipzig, den 25. Juni — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Werke der Barmherzigkeit: 4. Das dritte Werk der Barmherzigkeit — Die neueste Waffe der Sozialdemokratie; Zimmermann-Blos, Geschichte des Bauernkrieges: 2 — Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß: 3. Individualismus und Sozialismus; 4. Kirchliche Gebühren und Honorare; 5. Zur ländlichen Arbeiterfrage; 6. Schluß — Neues vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften — Corpus Domini — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 14. Nachbarn von mir — Vom Tischgebet am fremden Tische — Verschiedenes: Ein ungedrucktes Dokument; Protest gegen die Bonner Kaiserrede; Ultramontane Geschichtslügen und die Sozialdemokratie; Aus dem Feldzuge 1866 — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen


## Die Werke der Barmherzigkeit

Matth. 25, 31—46

### 4. Das dritte Werk der Barmherzigkeit

Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt.

Fast will es uns wunderlich erscheinen, wie auch die Gastfreundschaft oder Gastfreiheit mit eingerechnet wird in die Werke christlicher Barmherzigkeit. Denn gerade auf diesem Punkte unterscheidet sich unsre heutige Weise ganz ungemein von den Sitten und Gebräuchen des Altertums, ja wir können sagen, es ist aus Ursache der ungeheuern Verkehrs- und Reisezunahme ein großer Unterschied schon zwischen unsrer Zeit und dem vorigen Jahrhundert, das ein Reisen zu Erholung und Vergnügen, wie es jetzt zumal auch bei unserm Volke üblich geworden ist, kaum noch gekannt hat.

Ganz anders, wenn wir uns die Erinnerungen aus dem Altertume vergegenwärtigen. Da hören wir, wie nach Jahren der Gastfreund den einstigen Gast wieder erkennt an den Scherben des zerbrochenen Täfleins, die aneinander gelegt sich zusammenschließen. Aber Gast und Fremdling stehen auch unter ganz besonderm Schutze der Götter; ja der oberste der Griechengötter entnimmt solchem Schutze einen Ehrennamen. Hohes Glück und bleibende Anerkennung erwächst der Sage nach dem greisen Paare Philemon und Baucis, das unbewußt göttliche Gäste beherbergt. Auf den frühesten Blättern des Alten Testaments lesen wir von den geheimnisvollen Fremdlingen, die ein Abraham gastlich empfängt, aufbietend, was er vermag; und der Hebräerbrief schöpft eben daraus die Mahnung: „Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn durch dasselbige haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt.“ Dann auch das Neue Testament weiß von solcher Gastlichkeit mancherlei zu erzählen. Vor allem den Herrn selbst — denn des Menschen Sohn hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte — sehen wir umherziehen, vertrauend, daß er gastliche Aufnahme finde, und so kehrt er ein in Bethanien bei Lazarus, Maria und Martha, so weiß er, daß der Freund ihm den Saal bereit hält, da er sein Abendmahl halten kann mit seinen Jüngern. Daraufhin hat er auch diese ausgesandt Matth. 10: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in euern Gürteln haben ... denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert. Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet, da erkundigt euch, ob jemand darinnen sei, der es wert ist, und bei demselbigen bleibet, bis ihr von dannen ziehet. Wo ihr aber in ein Haus gehet, so grüßet dasselbige, und so es dasselbige Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen.“ Und so sind in der apostolischen und nachapostolischen Zeit die ersten Christen, mit Empfehlungsbriefen ihrer Gemeinden ausgerüstet, ausgezogen, die junge Botschaft vom Heile weiterzutragen, wissend, daß sie bei Glaubensgenossen eine gastfreundliche Statt fanden. „Seid gastfrei ohne Murmeln,“ „herberget gerne,“ mahnen die Apostel.

Allerdings finden sich in Schriften, die der apostolischen Zeit sehr nahe kommen und erst neuerdings bekannt geworden sind, auch schon Verwahrungen gegen Mißbrauch; bleibt der Gast zu lange und läßt sichs wohl sein, so mag man ihn daran als Schmarotzer erkennen. Die spätern Verfolgungen der Christen ließen nach Unterkunft und Schlupfwinkeln bei Gleichgesinnten suchen. Und dies hat sich wiederholt, als reformatorische Bestrebungen viele in Gefahr brachten und die Not sie zwang, auswärts Zuflucht zu suchen. So sind Zürich und Genf gastliche Herberge und neue Heimat für Unzählige geworden. So haben Tausende aus den Niederlanden flüchten müssen, und zunächst Köln, dann, als auch dort die Unduldsamkeit überwog, Frankfurt am Main nahm die Flüchtigen auf zu eignem Segen. So erwarb Friesland den Ruhm, stillen, frommen Leuten, die nirgends sonst eine Stätte des Bleibens fanden, geruhsamen und friedlichen Aufenthalt zu gewähren. Vor allem aber ist es ein köstliches Blatt im Lorbeerkranz der Hohenzollernfürsten geworden, davon sie reichen Lohn der Vergeltung in der Volkskraft, dem Gedeihen und der Wohlfahrt ihrer Länder gefunden haben, um des Glaubens willen Bedrängte und Verfolgte gastlich zu empfangen und ihnen die ersehnte Freistatt zu gewähren. So nahm der Große Kurfürst die aus Frankreich flüchtenden Hugenotten auf, so der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. die von einem mehr wie unbarmherzigen Priester vertriebenen Salzburger, so noch im neunzehnten Jahrhundert Friedrich Wilhelm III. die Zillerthaler.

Im Laufe der Zeit hat sich geteilt, was einst verbunden war, nämlich die Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen und die Gastfreundschaft gegen die Fremden. Und gewiß würde auch letztere, die Aufnahme des Gastes im Hause, Gegenstand christlicher Erwägung sein; denn das christliche Haus soll sich nicht engherzig und selbstsüchtig verschließen, sondern in edler Geselligkeit die eignen Schätze — und doch nicht nur die leiblichen und diese nicht in prunkender Ueppigkeit — ebenso darbieten, wie hinwiederum auch das, was der Gast an guter Geistesgabe herzuträgt, zu eigner Bereicherung sich aneignen, wie denn Schleiermacher eben darüber eine tiefe und erbauliche Predigt gehalten hat.

Aber wir haben es ja hier vielmehr mit den Werken der Barmherzigkeit zu thun.

Im allgemeinen ist es üblich geworden, die Fremden gegen Entgelt aufzunehmen, sei es zu stetem Wechsel im Gasthause, sei es einzeln im Mietsverhältnis. Allerdings auch im Gasthause wird es anders sein, wenn der Wirt ein rechtschaffener, wackerer Mann, nicht nur auf sein, sondern auch auf der Fremden Wohl bedacht ist und er nicht nur den einzigen Gedanken des Reichwerdenwollens verfolgt; und auch da, wo Aufnahme des Fremden im Privathause gegen Vergütung erfolgt, wird Raum bleiben für unbezahlbare, wohlwollende und christliche Fürsorge. Denn der junge Mann, etwa der Student, wird mancherlei freundlicher Obsorge benötigen, die nicht kontraktlich vereinbart werden kann, bei der aber eine Hauswirtin, die das Herz auf dem rechten Flecke hat, durch an sich geringe Dinge, vielleicht auch in Tagen des Unwohlseins durch nicht einmal schwere Pflege

sich einen Gotteslohn an dem Einwohner und seinen sorgenden Eltern verdienen kann.

Auch unsre Dienstbotenverhältnisse sind ja kontraktliche, es wird Arbeit um Lohn gegeben. Dabei kann aber im gediegnen Hause der dienende Teil sehr wohl auf eine höhere Stufe der Gesittung gehoben werden, und mancher Magd und manchem Burschen kann solcher Aufenthalt bei einer höher gebildeten Familie hernach, wenn sie eine eigne Häuslichkeit besitzen, erscheinen wie ein Gastgewesensein zu einer schönern Zeit.

Damit aber sehen wir zugleich, wie trotz allen Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte auch heute das Wort des Herrn, in dem er die Beherbergung des Gastes hoch oben unter die Werke der Barmherzigkeit rechnet, seine Bedeutung bewahrt. Denn nun denken wir an alle die Wandernden, Reisenden, Handwerksburschen, denen, wo nicht christliche Liebe fürsorgend eingreift, nur elendeste Kneipen, Spelunken, schließlich Höhlen der Ausbeutung, der Verführung und des Lasters zur Verfügung stehen. Aber die christliche Liebe hat es seit unlängst sich angelegen sein lassen, „Herbergen," „zur Heimat" genannt, einzurichten, in denen der Wandrer gegen mäßige Vergütung die oft so hochnötige Möglichkeit zu gründlicher Reinigung, billige, aber kräftige Nahrung, einfaches, aber sauberes Nachtlager findet, in denen das Spiel und der Branntwein, die aussaugenden Verderber, ausgeschlossen sind, wo aber der Herbergsvater ein gutes, wohlmeinendes Wort und zurechtführenden Rat umsonst giebt, wo auch eine christliche Hausordnung, eine kurze Hausandacht, ein Morgen- und Abendgebet an die höchsten Güter des Menschenlebens, an die beste Zufluchtsstätte für ein armes und hilfsbedürftiges Menschenkind mahnt. Gilt es eine solche Herberge herzustellen, wo sie noch in einer Stadt fehlt, da soll es der Christ an seiner Unterstützung nicht mangeln lassen. Auch für Mädchen, die in der fremden Stadt Dienst oder Arbeit suchen und deren Unschuld und Sittlichkeit stets furchtbare Gefahren drohen, bedarf es solcher Asyle. Gottes Fluch über die, welche die Unerfahrenheit einerseits und den Schein der Gastlichkeit anderseits mißbrauchen, um der Teufelei zu dienen und junge Mädchen in Fallstricke zu locken, aus denen es später unendlich schwer ist, den Ausweg zu finden! Aber Gottes Lohn über die, die helfen, die Töchter unsers Volkes vor solchen Abgründen zu bewahren oder noch sie herauszuretten, wenn sie in ihnen schon zu versinken drohen!

Ganz neuerdings hat sich die bewahrende Liebe mit Recht besonders auch den Seeleuten zugewendet. Denn gerade sie sind besondern Versuchungen ausgesetzt, wenn sie nun die weite Meerfahrt vollendet haben und am Lande, voll Freude über die Rückkehr, ihren vielleicht hohen Lohn für lange Fahrt ausgezahlt erhalten. Da sind immer ja viele bereit, ihnen diesen durch Spiel und Trunk alsbald wieder abzujagen. Was hülfe es aber doch einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele? Was hülfe es insbesondre jenen, wenn sie alle Weltteile umsegelt hätten, um dann in einer Matrosenkneipe Geld und Gut, Seele und Gewissen, eignes Glück und Elternfrieden zu verjubeln, zu vertrinken und zu verspielen? Darum hat man mit Recht in den wichtigern und besuchtern Häfen Häuser einzurichten begonnen, in denen nicht alsbald die Gewinnsucht den weitgereisten Ankömmling auszieht, sondern er eine ordentliche Unterkunft findet, die leiblich und geistig gesunde Kost bietet. „Seemannsheim" nennt man ein solches Haus.

Und wenn die innere Mission für Gründung und ersten Unterhalt eines solchen Hauses dich anspricht, dann gedenke an das Wort deines Heilandes: „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt." Denn in dem allen hat sich ja doch herausgestellt, wie diese und gerade auch diese Wohlthätigkeit unmittelbar mit dem eigensten Werke des Heilandes zusammenhängt, ja zusammenfällt. Das ist ja doch sein eigenstes Werk, zu erretten und nicht zu verderben. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Und es ist Freude vor den Engeln Gottes, wenn ein Verlornes wieder gefunden ist. H



## Die neueste Waffe der Sozialdemokratie

### Zimmermann-Blos, Geschichte des Bauernkriegs

2

1878 ist Zimmermann gestorben. Sein Bauernkrieg erschien zuerst 1841—43, in zweiter Auflage 1856. 1877 konnte sie Baumann, wie wir sahen, für völlig abgethan ansehen. Zimmermann hatte aber auch das bis zu seinem Tode neuerschlossene Material nicht benutzen können. Die neue Ausgabe ist nur ein verkürzter Abdruck eines veralteten, unter die Makulatur zu rechnenden Buches, so sehr sie auch durch die Illustrationen aufgeputzt ist. Alte längst verlachte Fabeln, wie die vom Dr. Fuchssteiner, kehren da wieder. Die umfassenden Forschungen der letzten Jahrzehnte und das große neugewonnene Aktenmaterial, alles, das durch Baumann, Vogt, Stern, Cornelius und andre geleistet worden, ist einfach für die Sozialdemokratie nicht vorhanden. Eine der edelsten Gestalten des Bauernkrieges, der Führer der Oberschwaben, Ulrich Schmid von Baltringen, und sein geistig bedeutender Feldschreiber Sebastian Lotzer, der Verfasser ausgezeichneter Flugschriften, sind für Blos-Zimmermann einfach nicht vorhanden. Hier schwirrt noch die gründlich widerlegte „evangelische Brüderschaft vom Schwarzwald" harmlos weiter. Die grundlegende Frage nach dem Ursprung der zwölf Bauernartikel, ohne die die ganze Bauernbewegung unverständlich ist, steht noch da, wo sie Zimmermann 1856 stehen ließ. Eine ganze Reihe haltloser Vermutungen wird hier aufgetischt, als hätte die Geschichtsforschung 35 Jahre stille gestanden, und doch wissen wir jetzt ganz genau dank den Arbeiten von Baumann, Radlkofer und andern Bescheid über die Entstehung der zwölf Artikel und den Versuch, ein Programm zu schaffen, das eine friedliche Lösung der obschwebenden Fragen ermöglicht hätte. In Zimmermanns Werk nehmen die zwölf Artikel eine völlig verkehrte Stellung ein, denn sie gehören mit der oberschwäbischen Bundesordnung innig zusammen, und diese ist ohne den Unterbau der zwölf Artikel nicht verständlich.

Die gesamte Korrespondenz des schwäbischen Bundeshauptmanns Arzt, in der auch alles, was wir aus der Kanzlei der württembergischen Bauern unter Feuerbacher noch haben, aufgenommen ist, die Korrespondenz des bayrischen Kanzlers Leonhard von Eck, des leitenden Geistes im Schwäbischen Bunde, beides verdienstvolle Publikationen von Wilh. Vogt in Augsburg, sie sind mit keiner Silbe hier verwendet, als ob man noch heute den Gang der Dinge in Schwaben ohne all dieses Material verstehen und billig beurteilen könnte. Die beherrschende Stellung des Schwäbischen Bundes, der sich um das Reichsregiment in Eßlingen einfach nicht kümmert, die blutdürstige Freude des bayrischen Kanzlers, einmal den verhaßten Bauern und zugleich der evangelischen Sache gründlich beikommen zu können, die trugvollen Verhandlungen des Bundes, der die Bauern hinhält, bis das Bundesheer gesammelt ist, um sie dann zu erdrücken, das schonungslose Morden der katholischen Gewalthaber, das alles nimmt sich heutzutage ganz anders aus als anno 1856.

Die letzten zwanzig Jahre haben uns aber nicht nur den Verlauf des Bauernkrieges in ein viel helleres Licht gestellt, sie haben auch seine Vorgeschichte und die gewaltigen Fragen, die bis in die tiefsten Wurzeln der deutschen Rechtsverfassung hineingreifen, verständlicher gemacht. Erinnert sei an die Arbeiten von Zöllner, Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges (Dresden, 1872); Gothein, Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation (Breslau, 1878); Bezold, Die armen Leute und deutsche Litteratur des spätern Mittelalters (Sybel, Historische Zeitschrift 41); Delbrück (Preußische Jahrbücher 53, 529); Vogt, Vorgeschichte des Bauernkrieges (Halle, 1887). Davon nimmt die neue Ausgabe keine Notiz. Sehen wir bei Zimmermann nur einen wilden Kampf von Herren und von Volk, von Unterdrückern und Unterdrückten im Bauernkrieg sich austoben, so wissen wir jetzt, daß hier der ausgelebte Verwesungszustand des deutschen Reiches, wie es Karl der Große geschaffen, zu Tage tritt. In allen Fugen krachte es. So jämmerlich der Zustand der Bauern ist, so jämmerlich ist der Zustand des Kaisertums, der Zentralgewalt neben den Territorialherren, der Zustand der Ritterschaft in der Mitte zwischen

Fürsten, Städten und Landsknechten. Die einzelnen Teile des Ganzen hemmten, lähmten und rieben einander auf.

So faul der politische Zustand war, so faul der religiöse. Die Welt stand an einem Wendepunkt wie zur Zeit des römischen Reiches und der Geburt Christi. Man denke sich Jesum an der Spitze der politischen Umsturzmänner des Reiches und zugleich als Religionsstifter. Jeder sieht alsbald, daß das ein Unding ist, ein rein unvollziehbarer Gedanke. Das Reich Gottes muß als Sauerteig beginnen, innerlich die Welt umgestalten, dann bricht die alte Schale von selbst mit ihrem Götzenwesen, ihrer Sklavenwirtschaft, ihren Gladiatorenkämpfen, ihren Panes et Circenses. Die Entwicklung dauert Jahrhunderte, aber sie vollzieht sich sicher, und zuletzt wird die alte Welt wie mit dem Besen vom Schauplatz der Geschichte gefegt. Nun kommen die Zimmermänner und andre Geschichtskünstler und sitzen über Luther zu Gericht, daß er sich nicht an die Spitze der Gesamtreform des Reiches gestellt und statt eines neuen deutschen Reiches nur ein neues Dogma geschaffen. Man staunt, was dieses evangelische Kirchenlichtlein von Leonbronn und Owen aus Luther für einen armseligen, auf Karlstadt und Münzer eifersüchtigen, leidenschaftlichen Jammermann geschaffen. „Stehenbleiben auf dem halben Weg" wagt ein Zimmermann Luther vorzuwerfen und pathetisch zu schreiben: „Alle Halbheit rächt sich" (S. 632).

Wie wenig klar ist doch Zimmermann über den Unterschied zwischen Luthers Schrift über die zwölf Artikel der Bauern und seiner Schrift „Wider die mörderischen und räuberischen Bauern." Dort stehen Obrigkeit und Volk noch in gütlicher Versammlung, und Luther mahnt beide Teile, an ihre Brust zu schlagen. Hier hat er verhetzte, von leidenschaftlicher Wut entflammte, rasend und toll gewordne Köpfe in bewaffnetem Kampf gegen die Obrigkeit vor sich, Leute, von denen er selbst in Stolberg und Thüringen gesehen, daß sie keiner Belehrung mehr zugänglich waren. Diese rasenden, tollen Geister sollte er weiter hausen, stechen, brennen, morden lassen, ohne die Obrigkeit an ihre Pflicht zu gemahnen, das Schwert zu ergreifen, und ihren göttlichen Beruf vorzuhalten, ohne Menschenfurcht dem Bösen zu wehren. In seiner behaglichen Studirstube hat dieser schwäbische Historiker kein Gefühl für den Mut Luthers, der dazu gehörte, die Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern ausgehen zu lassen auf die Gefahr, alle Volksgunst zu verlieren und sich selbst den schwersten Bedrängnissen auszusetzen. Denn wer bürgte dafür, daß es den Bauern nicht zeitweilig gelänge, siegreich bis Wittenberg vorzudringen? Man muß sehen, wie kühn Zimmermann den ganzen Jammer der deutschen Nation in drei Jahrhunderten auf Luther wälzt. Ja wie bequem ist es doch am Schreibtisch, bei der Kaffeetasse und der qualmenden Pfeife, die zum alten Tübinger Stiftler unzertrennlich gehören, zu schreiben:

> Wenn Luther die Konsequenzen seiner Grundsätze annahm, wenn er die Reformation ganz durchführte, dann wären die Deutschen eine Nation geworden, eins im Glauben und freier bürgerlicher Verfassung — Luther hätte der deutschen Nation einen neuen Himmel und eine neue Erde, ein großes deutsches Volksleben gebracht.

So zu lesen S. 632 im Jahre 1891. Kann es eine leichtsinnigere, kurzsichtigere Sprache geben? Kann man denn weniger nüchternen, geschichtlichen Sinn besitzen? Ja kann man weniger vom Geist der Reformation verstehen, als der schwäbische Pfarrer und „Geschichtsschreiber der Wahrheit"? Richtig, Luther war so ein echter Hegelisch gefärbter Zaubermann, der nur so einige Sprüchlein zu thun brauchte, und die Welt krachte in allen Fugen, und die ganze Maschinerie des Reiches, der Kaiser, die geistlichen Fürsten, der Schwäbische Bund, sie folgten seinem Wink. Ihre Kanonenkugeln trafen nicht, und die Schwerter und Spieße ihrer Landsknechte stachen nicht. Das neue Volksrecht erstand auf Luthers Wink, und das Volk war allenthalben von der Donau bis zum Belt, von der böhmischen Grenze bis zu den Vogesen reif dafür. Die Mittel, die das Reich und die einzelnen Stände zu ihrem Fortbestand brauchten, waren von selbst vorhanden, nachdem alle Zehnten, Gülten, Fronen abgeschafft waren. Das ganze wirtschaftliche Leben ließ sich unter Luthers Zauberstab mit einemmal in neue geordnete Bahnen lenken. Dazu brauchte



es keine jahrhundertelange Entwicklung, getragen von neuen Ideen, gestützt durch neue Rechte und Gesetze.

Ja ja, dieses kurzsichtige Buch des schwäbischen Pfarrers ist gerade das rechte Evangelium für all die Umsturzmänner, die die ganze soziale Bewegung in ein paar kurzen Tagen und Wochen zum Abschluß zu bringen hoffen. Man köpft einige Aristokraten, hängt etliche Dutzend Pfaffen, zerstört zwar keine Klöster, aber Kirchen, Schlösser und Warenhäuser, und „ein neuer Himmel, eine neue Erde, ein großes deutsches Volksleben" ist von selber da. Die Kurzsichtigkeit und Zuversichtlichkeit „des Geschichtsschreibers der Wahrheit" schafft heute noch Gift, während eben die Sozialdemokratie zur Besinnung zu kommen sich anschickt, daß nicht die Faust, sondern der nüchtern besonnene Geist die Entwicklung weiterführt. Wieviel Schaden haben Zimmermanns Anschauungen nur auf ultramontanem Boden angerichtet! „Da seht ihrs ja," darf der Ultramontanismus triumphirend ausrufen, „der Geschichtsschreiber der Wahrheit," „der evangelische Theologe" „hat es selbst gestanden: Revolution und Reformation decken sich." „Luther ist nur vorsichtig halbwegs stehen geblieben, als er merkte, was er angerichtet hatte, und hat dann die armen, verhetzten Bauern erst recht ins Elend gebracht und sie an die Fürsten verraten." Ja ja, das Vatikanum und der französische Krieg sind auch ein Ding, und hinterher hat der Papst wohl „Napoleum und Lulu" an die Deutschen bei Sedan verraten.

Jörg hat von seinem Standpunkt Recht: Zimmermanns Buch ist ein Buch zum Totlachen. Der Ultramontanismus kann sich über solche unbesonnene Ausgeburten nur ins Fäustchen lachen. Aber wir, die wir es ehrlich und treu mit dem ganzen Volk, hoch und nieder, meinen, wir können nur bedauern, daß man ein solches Blendwerk dem „Volk" von heute, den Arbeitern, anzupreisen wagt. Sehen wir noch zu, wie der Herausgeber einen Thomas Münzer „eine mächtige Prophetengestalt," einen Hipler einen „vielgewandten Staatsmann" zu nennen wagt, und er hat Recht, da er diese Männer nur aus Zimmermanns Buch kennt. Hier ist der schwärmerische, tolle Münzer zu einem Propheten aufgeputzt. Davon, daß Münzer zwar nicht wie jener Demokrat von 48 unter dem Spritzleder, aber unter der Bettdecke sich verkroch, als die Gefahr ihm ernstlich zu Leibe rückte, davon wird nur schonende Andeutung gemacht. Daß er zuletzt noch seine Glaubensüberzeugung wechselte, davon sagt Zimmermann kein Wort. Es paßte nicht zu seiner Prophetengestalt. Daß Wendel Hipler ein rachsüchtiger, eigennütziger Mensch war, wie das in der Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken überzeugend nachgewiesen ist, sagt Zimmermann keine Silbe. An staatsmännischem Verständnis aber war Friedrich Weigandt, der Mainzische Keller, Hipler mindestens gleich.

Das Aergste, was Zimmermann geleistet hat, ist seine Verherrlichung der schwarzen Hofmännin von Böckingen, jener Megäre, die zu Weinsberg dem erschlagenen Grafen von Helfenstein das Messer in den Bauch stach, sich das herausquellende Fett an die Schuhe schmierte, dann den Leichnam mit eigner Hand umdrehte und ihn mit Füßen trat. Da steht S. 392 zu lesen:

> Schwarzes, unterdrücktes Weib aus der Hütte am Neckar mit der starken verwilderten Seele voll Leidenschaft, gleich stark an Haß und Liebe, mit deinem „Gott wills" im Munde und mit deinem Freiheits-, Schlacht- und Rachegeist — wie lebtest du in Sage und Geschichte, in Gesang und Rede, hätte deine Sache gesiegt, oder gehörte sie wenigstens nur nicht der Bauernhütte an!

Nicht umsonst hat die neue Ausgabe dieser greulichen Bestie in Menschengestalt ein Denkmal gesetzt auf dem Bilde S. 393. Das spricht lauter als viele Bände.

Der Gedanke, daß das Greuelvolle durch den Erfolg geheiligt und verklärt würde, ist dem evangelischen Pfarrer auch sonst nicht fremd. Schon in der Einleitung sagt er (S. 4):

> Wie ganz anders würden die gleichzeitigen Berichte lauten, hätte des Volkes Sache gesiegt. Sie sprächen wie die Geschichtsbücher der befreiten Schweizer, wie die des freien Englands. So aber, weil das Volk unterlag, ward die Bewegung vielfach verleumdet, das wirklich Großartige verschwiegen oder verketzert.

Was hier der „Geschichtsschreiber der Wahrheit" seinen Zunftgenossen zutraut, ist recht bezeichnend. Man darf nur eine

neuere Darstellung der deutschen Geschichte im Reformationszeitalter, etwa die von Egelhaaf nachschlagen, um zu sehen, wie gerecht und billig das Urteil über die zwölf Artikel und den Heilbronner Verfassungsentwurf ist, wie die klägliche Lage des Bauernstandes am Ende des Mittelalters allgemein voll und ganz anerkannt wird, mit Ausnahme etwa von Janssen, der das Mittelalter als die goldne Zeit des Bauern um seines Standpunktes willen hinstellen muß.

Gestalten wie Matern Feuerbacher, Ulrich Schmid und Sebastian Lotzer sind allenthalben billig und milde beurteilt worden, auch von Zeitgenossen. Für Feuerbacher treten in seinem Prozeß ritterliche Herren als Entlastungszeugen auf, auf Ulrich Schmid lassen auch die Heggbacher Nonnen keinen Schatten kommen. Aber wie verkehrt muß das sittliche Urteil sein, wenn auch noch die schwarze Hofmännin verherrlicht wird! Man kann es nur aufs höchste bedauern, daß ein Mann, der zu solchen Aussprüchen fähig ist, je im Dienste der christlichen, je im Dienste der evangelischen Kirche gestanden hat. —

Haben wir bisher den Geist der „Geschichte des Bauernkrieges“ von Zimmermann im allgemeinen durch Hervorhebung der grellsten Schatten gekennzeichnet, so müssen wir noch das Ergebnis der Spezialuntersuchungen der Bauernbewegung auf kleineren Gebieten berücksichtigen. Ist eine zusammenfassende Darstellung, die Zimmermanns Buch ganz verdrängen könnte, noch für lange Zeit ein frommer Wunsch, auf kleineren Gebieten ist das Material gründlich durchforscht, das Urteil geklärt und gesichert. Ueberall trat an die Spezialforscher die Frage heran: Und was für ein Bild giebt Zimmermann von unserm Gebiet? Hier konnte sich der „Geschichtsschreiber der Wahrheit“ im Kleinen, aber in der Feuerprobe bewähren. Eines der wichtigsten Gebiete im Bauernkriege ist das der Reichsstadt Memmingen gewesen. Im Jahre 1864 untersuchte E. Rohling auf Grund der Ratsprotokolle und Chroniken die Geschichte dieser Stadt „in der Zeit der evangelischen Volksbewegung.“ Da zeigte sich denn Zimmermanns Darstellung „in wesentlichen Punkten unrichtig.“ Nicht einmal seine Zeit- und Zahlenangaben waren zuverlässig. Woher Zimmermann den nach der französischen Revolution riechenden Ruf hat: Nieder mit den Häusern der Reichen und Pfaffen! konnte Rohling nirgends finden. Er wird wohl ein Kind des Zimmermannschen Pathos sein.

Die „Geschichte des Bauernkrieges in Südwest-Deutschland“ hat K. Hartfelder, der tüchtige Heidelberger Historiker, untersucht (Stuttgart, 1884), und siehe da, er urteilt S. 246: Zimmermanns Darstellung der Speierer Zustände enthält fast in jeder Zeile eine Unrichtigkeit. Egelhaaf hat in seiner „Deutschen Geschichte im Reformationszeitalter“ (1, 553) Zimmermann eine sehr unvollständige Kenntnis der Akten nachgewiesen und zeigt weiter, wie Zimmermanns Pathos mit den Thatsachen in völligem Widerspruche steht (1, 583). „Die mächtige Prophetengestalt Thomas Münzer,“ wie wir in der Volksausgabe von Blos Münzer benannt hören, hat O. Merx neben Münzers Gehilfen Heinrich Pfeiffer unter die Lupe genommen (Göttingen, 1889). Auf Schritt und Tritt hatte er hier Zimmermanns Panegyrikus auf seinen Wahrheitsgehalt zu prüfen, und zu welchem Ergebnis kommt er?

Zimmermann scheut sich an einzelnen Stellen nicht, die Erzählung auszuschmücken oder gar Begebenheiten und Thatsachen zu erdichten.

Vielleicht haben die Herren Blos, Dietz und andre, welche das Werk des „Geschichtsschreibers der Wahrheit“ unter den Arbeitern als Evangelium verbreiten, die Güte, die Beweise bei Merx selbst nachzusehen. Hier würde es zu weit führen, aber es dürfte in ihrem eigensten Interesse sein, rechtzeitig nachzusehen, ehe sie von der Arbeiterwelt als „Bauernfänger“ hingestellt werden. Doch last, not least!

Die neueste Spezialuntersuchung ist die des „Bauernkriegs im Rieß und seinen Umlanden“ von Professor Dr. Ludwig Meyer, Bibliothekar in Straßburg (Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs im Rieß u. s. w. Augsburg, 1891). Er schreibt S. 232 ff.:

Seitdem sich die Geschichtsforschung, angeregt durch Baumanns und Vogts Quellenpublikationen, jener Zeit wieder eingehender zugewendet hat, stellte fast jede neue Untersuchung die Unzuverlässigkeit der Zimmermannschen Mitteilungen heraus. Reinliche Arbeit und ungeschminkte Darstellung war der Natur dieses Mannes fremd, der es nie vermochte, den Lyriker, Novellisten und politischen Parteimann auszuziehen, als er sich die Geschichtsschreibung zum Lebensberuf erkor. Durchgängig ist sein Bestreben ersichtlich, die gesammelten Notizen zu verbinden, wie sie die größte Wirkung üben konnten. Den nötigen Zusammenhang besorgte seine nie verlegene Phantasie, und eine salbungsvolle Sprache bot dann dem großen Publikum die Bürgschaft historischer Wahrheit. Wenn Zimmermann im Verlaufe seiner Darstellung der Rießer Bauernerhebung mehrmals anmerkt: Nördlinger Archiv, so darf das nicht beirren. Es ist ja auch gewissermaßen wahr. Aber er hat außer ein paar Bauernbriefen nur die für einen bestimmten Zweck formulirten Parteischriften in Händen gehabt, deren Benützung ohne jegliches Korrektiv zu falscher Auffassung führen mußte. Weiteres Material boten ihm die Ansbacher Akten. Aber auch mit ihnen ist er auf die willkürlichste Weise umgesprungen. Ganz unbefangen tischt er dazu seinen Lesern die wunderlichsten Dinge auf, von denen sich in den Schriftstücken keine Spur findet.

Meyer giebt dann den Beweis einer ganzen langen Reihe von auffallenden Unrichtigkeiten und schließt endlich:

An allen Hauptpunkten zeigt sich Zimmermanns Darstellungsweise mit Halbwahrem und völlig Unrichtigem so durchsetzt, daß es nicht möglich ist, auf seine Aufstellungen im einzelnen Bezug zu nehmen und sie behufs der Widerlegung anzuführen. Die zweite Bearbeitung des Zimmermannschen Werkes (1856) wiederholt das Zerrbild der ersten von den Nördlinger Verhältnissen. Aber er hat es nun durch die Aufnahme der 1851 veröffentlichten Ausführungen Jörgs nur noch weiter entstellt. Ohne weitere Prüfung hat er sie frischweg ausgeschrieben. (S. 243.)

So scheidet denn L. Meyer von Zimmermann, indem er ihn einen „bedauernswerten Schriftsteller“ nennt.

Das ist also das Urteil, das sich aus den sorgfältigsten Einzeluntersuchungen ergiebt. Der „Geschichtsschreiber der Wahrheit“, er steht als „ein bedauernswerter Schriftsteller“ da; statt Geschichte zu schreiben, dichtet er und schmückt rhetorisch aus. Statt, wie eines gewissenhaften Geschichtsschreibers Aufgabe wäre, ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild der Zeit zu geben, schafft er ein Zerrbild, ein Kind seiner demokratischen Phantasie und poetischen Licenz.

Und dieses Werk verhimmelt Herr Wilhelm Blos, ohne auch nur eine Ahnung von dem Urteil der wissenschaftlichen Geschichtsforschung zu haben. Ein solches Werk wagt man den Arbeitern anzupreisen, um sie zu belehren und zu beglücken, in Wahrheit aber, um sie zu berücken.

Es ist immer gefährlich, eine bleierne Waffe zu wählen oder sich auf ein Schilfrohr zu stützen, denn es straft sich nur zu bald an denen, die solche trügerische Mittel gebrauchen. Auch für die Herren Blos, Dietz und Genossen wird der Tag kommen, da sie sich vor die Stirne schlagen und ihr neuestes Unternehmen beklagen werden. Aber einstweilen berauscht sich der Arbeiter an dem trugvollen Pathos des schwäbischen Mannes der Dichtung und träumt unter Zimmermanns Zauberstabe von einem Rettungsboot, das ihn aus den Wogen der jetzigen Lage in den Glückshafen bringen könnte. Und siehe da, es ist ein löcherichter, veralteter, aus dem Schutt gegrabener Einbaum, auf dem er sich dem wilden Meere anvertrauen will. Wen sollten nicht die armen Verführten dauern?

G B—t

---

## Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß

### 3. Individualismus und Sozialismus

Nicht die Lust zum Erzählen, aber der Raum fehlt mir, über die weiteren Vorträge so eingehend zu berichten, wie über den ersten. Ich gedenke zunächst der beiden Reden, die sich mit Herrmanns Thema „Religion und Sozialdemokratie“ am nächsten berührten, der Reden Stöckers und Sulzes.

Stöckers Rede war eine willkommene Erfrischung in der immer anstrengender werdenden Nachmittagsarbeit des ersten Tages. Sein besonders aufmerksames Publikum findet Stöcker zu allen Stunden. Er sprach diesmal kurz und in ruhig entwickelnder Darstellung. An Gehalt und Bedeutung reichte die Rede an die vom ersten Kongreß nicht hinan. Ihr Grundgedanke ist schnell wiedergegeben:

Individualismus und Sozialismus haben jeder für sich, wenn sie allein herrschen wollen, unrecht. Sie sind berufen sich gegenseitig zu ergänzen und zu berichtigen. Der Individualismus, das System der überwiegenden Geltung des Indi-

viduums, bringt die Persönlichkeit in ihrer Bedeutung zur Anerkennung und Entwicklung: Christus und die Reformation haben dafür Epoche gemacht.

Er wird aber zum Egoismus, wenn er vergißt, daß das Individuum „Glied am Leibe" ist. Dem gegenüber proklamirt der Sozialismus die Gesellschaft: auch hier begegnen wir einem christlichen Gedanken. Aber einseitig verfolgt raubt das System der überwiegenden Geltung der Gesellschaft dem Menschen sein Bestes, seine Persönlichkeit. „Das Christentum, indem es die Persönlichkeit wie die Gesellschaft göttlichen Ordnungen unterwirft, die das Wohl des Einzelnen und der Gesamtheit verbürgen, ist die Einheit des Individualismus und Sozialismus."

Eine Debatte knüpfte sich an diesen Vortrag nicht.

### 4. Kirchliche Gebühren und Honorare

Regte Stöcker zu geschichtsphilosophischen Betrachtungen an, so führte Sulze mitten in die kirchliche Praxis hinein. Er war der letzte Redner des Kongresses; daß er noch vor gefülltem Saale sprach, bewies ebenso das Interesse für seine Person wie für seine Sache.

Sulze unterschied zunächst Gebühren und Honorare. Die Gebühren sind eine schlecht geordnete Steuer, die Honorare sind Geschenke. Beide verwarf er schlechtweg. Taufe und Beichte begründen an ihrem Teil ebenso das Bestehen der Gemeinde wie Predigt und öffentlicher Gottesdienst, müssen daher kostenlos zugänglich sein wie dieser. Trauung und Begräbnis sind Akte der speziellen Seelsorge, deren Allgemeinheit durchaus erstrebenswert ist, müssen also unentgeltlich gewährt werden wie diese. Zu den innern kirchlichen Gründen für die Beseitigung aller Gebühren für kirchliche Handlungen gesellen sich die sozialen: Erhebung der Gebühr zu einer Zeit, wo das Gemeindeglied so schon mit Ausgaben besonders belastet ist u. s. w. Noch übler steht es um das Unwesen der Honorare. Sie sind eine Versuchung für den, der sie empfängt, und nur zu oft eine Last für den, der sie giebt. Sie stören das Verhältnis der Amtsgenossen. Liebesgaben, Geschenke mögen und sollen ja sein, aber sie sollen nicht in die Tasche der Geistlichen fließen, sondern bestimmten kirchlichen Zwecken dienen.

Die Kirche, der Geistliche sollen also alles umsonst geben und thun, was das Gemeindeglied als solches in allen Fällen an Gotteswort, Seelsorge und Sakrament von ihnen begehrt, und zwar Arm und Reich gegenüber in gleichem Maße. Dagegen ließ Sulze eine Luxussteuer wohl gelten für alles, was an besondrer Ausstattung sich unvermeidlicherweise von Seiten der beteiligten Gemeindeglieder in die kirchlichen Handlungen hineindrängt. Die Kirche kann ja doch die sozialen Unterschiede ihrer Glieder nicht aus der Welt schaffen; diese werden in absehbarer Zeit immer auch bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen zur Geltung kommen; so sorge sie nur dafür, daß sie ihrerseits allen ihren Gliedern die gleiche Gabe biete, und lasse für äußere Unterschiede, die die Feiernden machen, das reiche Gemeindeglied eine Steuer zahlen, die dem armen, die der Gesamtgemeinde zu gute kommt.

Ich kann nur sagen, daß der Redner seine Forderungen überzeugend begründet hat. Das bewies der Beifall der Versammlung, das bewies die Debatte. Denn der Widerspruch, der erfolgte, zeigte doch nur, daß man in der Hauptsache überwunden war. Wenn Professor Harnack davor warnte: man möge die Kirche nicht mit dem Vorwurf belasten, daß sie in ihrer ganzen Vergangenheit etwas Ungehöriges begangen habe, indem sie Gebühren erhob — und wenn jener bayrische Pastor versicherte, seine Gemeinde würde das gar nicht verstehen, wollte man sie plötzlich mit einer solchen radikalen Reform gern geübten Herkommens beglücken: so wird Sulze mit uns gewiß zugestehen, daß die Leistung von Gebühren für kirchliche Handlungen dort unbedenklich ist, wo sie naiv geschieht. Aber diese Naivität schwindet in unserm Zeitalter wie der Schnee in der Frühlingssonne. Wenn Stöcker die Zustimmung zu den Sätzen des Referenten durch den Zusatz näher bestimmt wissen wollte: „besonders aus dem sozialen Gesichtspunkte" sei die Abschaffung der Gebühren notwendig, so konnte m. E. Sulze sich das wohl gefallen lassen; denn die faktischen Gründe, die zu dieser Abschaffung hindrängen, sind in der That nicht dogmatische, sondern es ergiebt sich, wie so oft, daß erst herangewachsene Mißstände das dogmatische Urteil klären und wecken. Zudem berieten wir hier doch eben als evangelisch-sozialer Kongreß. Professor Wagner protestirte dagegen, daß der Staat den Ausfall an Gebühren ersetzen soll; davon hat m. W. Sulze nicht gesprochen; was der Staat hier übernimmt, ist praktisch natürlich ungemein wichtig, aber prinzipiell Nebensache: ersetzen soll vielmehr den Ausfall die Gemeinde durch eine gerecht verteilte regelmäßige Kirchensteuer. Der Begriff „Kirchgemeinde" schien für Wagner in diesem Zusammenhange nicht zu existiren, er sprach nur von Staat und Gesamtheit; in jenem Begriffe wurzeln aber ja alle Ausführungen Sulzes. Auch brach Wagner eine Lanze für das Honorarwesen und wies auf die entsprechende Stellung der Aerzte hin, die auch von den Reichen die großen Honorare nähmen und dafür die Armen frei oder gegen ein Geringes behandelten: für diese Parallele werden ihm aber die Freunde der Honorare unter den Geistlichen nicht dankbar sein können. Gleichwohl war die Aussprache Wagners fördernd wie immer und seine, wenn auch beschränkte, Zustimmung zu Sulze besonders wertvoll. Noch eins brachte Stöcker gegen Sulze vor, nämlich daß man den Geistlichen nicht nur als Vertreter der Gemeinde, sondern auch als Vertreter Gottes gegenüber der Gemeinde ansehen müsse. Darin hatte er recht; beides aber schließt sich nicht aus, und auch Sulze hat mit jenem dieses nicht verneinen wollen: eine Rechtfertigung der Gebühren war auch mit dieser Bemerkung weder gewonnen noch beabsichtigt. Als Ergebnis der ganzen Erörterung steht fest, daß die Anschauung Sulzes von den Versammelten durchaus im wesentlichen geteilt wurde. Es hat auch Sulze sich in seinem Vortrage keineswegs als der Fanatiker des Gemeindegedankens gezeigt, der von manchen in ihm gefürchtet wird, sondern als ein Mann, der mit Gründen ficht, die wohl manchem unbequem sein mögen, aber doch auf seine Gegner Eindruck machen müssen. Die Bitte möchte ich aber hier aussprechen, daß Sulze seinen Vortrag nicht veröffentlichen möge, ohne die Gebührenordnung der wichtigeren deutschen Landeskirchen in vergleichender Darstellung mitzuteilen.

Sehr erfreulich war, daß Prediger Arndt im Anschluß an den Sulzischen Vortrag die Mitteilung machen konnte, daß die preußische Regierung nun ernstlich an die Ablösung der Stolgebühren herangetreten sei. Er brachte einen Erlaß des Kultusministeriums zur Verlesung, worin die hierfür zu Grunde zu legenden Veranschlagungen von den einzelnen Kirchgemeinden eingefordert werden. Nun ist Ablösung der Stolgebühren und Abschaffung der kirchlichen Gebühren und Honorare überhaupt noch nicht dasselbe, wie nahe sie sich auch berühren: möge denn diese Ablösung in Preußen einen kirchlich und sozial wirklich befriedigenden Zustand schaffen!

### 5. Zur ländlichen Arbeiterfrage

Den Höhepunkt des Kongresses bildete für mein Gefühl die Rede Nobbes zur ländlichen Arbeiterfrage. So frisch und warm der Redner sprach, so lebhaft war die Teilnahme der Zuhörer: eine fürsorgliche Maßregel, daß gleich nach Beendigung des Vortrags den von der Frühlingsparade heimkehrenden Truppen und den kaiserlichen Herrschaften zu Ehren eine Pause eintreten sollte, fiel im Eifer der innern Beteiligung, als die Stunde kam, von selbst. Hier trat der Kongreß in die Verhandlung einer einzelnen „sozialen Frage" ein, die offenbar alle Gemüter bewegte. Und die Persönlichkeit des Referenten verbürgt, daß das hier gesprochene Wort nicht nur von den Versammelten, nicht nur von den Pastoren und besonders kirchlich Interessirten, sondern weit in die Kreise der Landwirte hinein vernommen wurde oder vernommen werden wird.

Wir meinen mit dem Redner, daß der Kongreß in das Zentrum seiner Wirksamkeit tritt, wenn er große wirtschaftliche Verhältnisse bespricht, in deren Bereiche sich erhebliche Nöte und Uebelstände zeigen:

Es wird sich nämlich dann herausstellen, daß diese bedenklichen wirtschaftlichen Erscheinungen auf sozialen Uebelständen und Mißverhältnissen beruhen, und daß diese wieder tief in einer sittlichen Verschuldung unsers Volkes und unser selbst wurzeln. Diese sittliche

Schuld aber in das scharfe Licht des Evangeliums zu stellen — ist das nicht gerade der Kern unsrer Aufgabe? . . .

Wir werden die ländlichen Arbeiterverhältnisse nach der Richtung hin zu prüfen haben, ob sie so beschaffen sind, daß sie einen großen und festen Grundpfeiler für ein gesundes, zu sittlichen Aufgaben berufenes Volksleben bilden können. . . .

Manches hat sich im Arbeiterlose verbessert. Gleichwohl ist offen anzuerkennen, daß der Gewinnanteil des ländlichen Arbeiters an der sehr vermehrten Güterproduktion sich nicht erheblich vermehrt hat, daß der Unterschied zwischen der Lebensführung des Grundbesitzers und des Arbeiters mindestens nicht geringer — ja au fond ein größerer und klaffenderer geworden ist.

Aber das Hauptübel der Entwicklung ist dies: daß in fast allen Gegenden mit intensiverem Betriebe die Sicherheit der Lebensstellung der ländlichen Arbeiter erschüttert worden ist, daß die Zahl der ständigen Arbeiter abgenommen, die der sogenannten freien Tagelöhner (Einlieger) zugenommen hat, und daß eine früher nur örtlich und ausnahmsweise auftretende Erscheinung — der Wanderarbeiter — zu einem weitverbreiteten, ganz eigenartigen Typus geworden ist. . . .

Geben wir uns darüber keiner Täuschung hin: die Höhe des Lohnes streifte und streift noch jetzt da, wo nicht eigner Besitz und Wirtschaftsbetrieb des Arbeiters ergänzend hinzutritt, ziemlich hart an die Grenze dessen, was der deutsche Arbeiter als Existenzminimum ansieht. Einkommen und Lebensbedarf decken sich; für Luxus ist kein Raum; wo unbesonnene Ausgaben gemacht werden, tritt Not an andrer Stelle ein. . . .

Haben unsre Landwirte auch wirklich die hohe soziale Bedeutung des Grundbesitzes erkannt und ihre sittlichen und gesellschaftlichen Pflichten gegen ihre Arbeiter in hinreichendem Maße erfüllt?

Wir reden als Politiker von dem Werte des Grundbesitzes für die Erhaltung des Staates, von der Notwendigkeit einer blühenden Landwirtschaft für die Gesundheit der Nation; aber wir handhaben die Besitzrechte nicht immer in dem Sinne, daß sie der Gesamtheit, dem nationalen Vorteil zu gute kommen. Wir sehen im Grundbesitz vielfach nur ein kapitalistisches Wertobjekt, dessen Rentabilität das alleinige Ziel unsers Strebens ist. Wo aber bleibt dann seine soziale Bedeutung? Werden die sozialen Verhältnisse schon gesund, wenn der einzelne eine möglichst hohe Rente zieht?

Gewiß ist eine blühende Landwirtschaft nötig; gewiß erlahmt die Reformfreudigkeit und Reformthätigkeit bei kümmerlicher Lage des Betriebes. Gleichwohl aber muß aufs kräftigste betont werden, daß der Grundeigentümer, der in seinem Besitze nichts andres erblickt als kapitalistisches Gewinnmittel, und der dem Staate nur die Aufgabe zuweist, ihm diesen Besitz ungestört zu schützen und ihm den Genuß seiner Renten zu sichern, um keinen Deut mehr soziale Bedeutung für die Gesellschaft hat, als der einfache, sich aller sozialen Pflichten entschlagende Kapitalist.

Blicken wir ins Einzelne.

Wir klagen über Eigentumsverletzungen. Haben wir das Unsre gethan, um den Trieb dazu abzuschwächen durch Berücksichtigung der Bedürfnisse? [Hier wurde die einseitige und sehr wohlfeile Bevorzugung des siebenten Gebotes durch die Besitzenden trefflich gegeißelt!]

Wir spötteln und predigen über den Mangel an Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern und unerfreuliches Familienleben bei den Arbeitern. Erweisen wir den Arbeitern genügende Achtung, um den Kindern ein Vorbild zu geben? [Unfug des Fluchens und Schimpfens auf die Arbeiter!] Gewähren wir ihnen die Grundlagen für ein ordentliches Familienleben? Ist der Verkehr unsrer Beamten, unsrer Jugend mit den Töchtern der Arbeiter rein von Sünde?

Wir fordern Bescheidenheit, Gehorsam, Selbstbeherrschung, Ehrerbietung — sind das so einfache Dinge? Folgen wir nicht oft unsern Launen? Sind wir nicht oft hart und unbillig?

Wir rechnen den Arbeitern die Zahl ihrer Vergnügungen vor, ihre Putzsucht und ihre unnötigen Ausgaben sonst, verweisen sie wohl gar auf die abstoßende Einschränkungs- und Entsagungsfähigkeit der polnischen Arbeiter! Gestatten wir uns nicht jede Verwöhnung, jeden gesellschaftlichen Genuß und Luxus?

Wir gehen in die Kirche und ruhen Sonntags aus. Geben wir unsern Arbeitern in der Woche Gelegenheit zur Besorgung eigner Geschäfte? Verweisen wir sie nicht geradezu auf den Sonntag? . . .

Dem allen gegenüber genügt es wahrlich nicht, immer nur zu wiederholen, der landwirtschaftliche Betrieb fordere das nun einmal, an der Steigerung dieser Uebelstände durch die Intensität des Betriebes lasse sich darum nichts ändern. Nein, so darf man diese Dinge in Wahrheit nicht auffassen. Hat der Wirtschaftsbetrieb eine Krisis hervorgerufen oder akut gemacht, so müssen die daraus erwachsenden Vorteile auch dazu angewandt werden, um neue bessere Verhältnisse zu schaffen.

Nur schlimmer aber wird es, wenn ein großer Teil der Grundbesitzer des Kampfes mit den schwierigen Arbeiterverhältnissen überdrüssig wird und zur Verpachtung schreitet. . . .

Worin besteht denn eigentlich die soziale Aufgabe, die soziale Pflicht des Grundbesitzes?

Er soll den Staat bei Erfüllung seiner gesellschaftlichen Aufgaben entlasten und unterstützen;

er soll dafür sorgen, daß die auf historischer Entwicklung beruhende Verschiedenheit der Besitzgrößen nicht nur kein Hindernis biete, sondern sogar dazu beitrage, einer möglichst großen Anzahl von Existenzen eine auskömmliche, gesicherte Stellung im landwirtschaftlichen Betriebe zu sichern;



er soll darauf Bedacht nehmen, daß im landwirtschaftlichen Betriebe niemals der schroffe Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit hervortrete, daß vielmehr der auf anderm Gebiet geführte Kampf zwischen diesen beiden Potenzen durch gesunde ländliche Arbeiterzustände gedämpft, wo nicht bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen werde.

Daß dies bei festem vereinten Willen des Staates und der Besitzenden geschehen kann, das ist mein Glaube und meine Ueberzeugung; daß es geschehen muß, darüber sollte sich jeder klar sein, der die Zeichen der Zeit versteht und dem Wahne entsagt, die sozialdemokratische Bewegung sei nur ein frivoles Spiel ehrgeiziger Agitatoren!

Nicht von der Fülle des sachlich Wertvollen, wohl aber von dem Geiste des ganzen Vortrages wird der Leser hiernach eine klare Vorstellung haben. Wenn so dem Gutsbesitzer seine soziale Pflicht streng zu Gewissen geführt war, so konnte auch der Pastor sich gern sagen lassen, wie der Redner sich seine besondre Aufgabe angesichts der ländlichen Arbeiterfrage dachte. Nobbes Mahnungen wurden darin noch durch Bodelschwingh überboten. Ein schwer gekränkter Pastor, der in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung einen ganz wunderlichen und wirren Kongreßbericht gegeben hat, protestirt jedoch gegen das Unternehmen Nobbes, „den Generalsuperintendenten zu spielen," und erkühnt sich aus seiner anonymen Korrespondentenecke heraus den etwa sechshundert Geistlichen, die Nobbes Rede zuhörten, „mehr Ehrgefühl" anzuwünschen. Gott sei Dank, die dort Versammelten hatten andre Begriffe von Standesehre; sie wissen, daß, wenn es in Kirche und Volk anders werden soll, wir auch zuweilen von unsern ernsten und warmherzigen Laien eine Beichtrede hören und die Buße am eignen Stande anfangen müssen, die wir zu predigen vor jenen berufen sind.

Eine der wirksamsten Stellen in Nobbes Rede war die, wo er dem Staate seine Verpflichtung vorhielt, auf den königlichen Domänen für eine musterhafte Ordnung der Arbeiterverhältnisse zu sorgen. Drei Tage später hat der Landwirtschaftsminister eine scharfe Verfügung wegen der Wohnungsverhältnisse auf den königlichen Domänen erlassen.

An der Debatte beteiligten sich u. a. zwei Großgrundbesitzer mit sehr dankenswerten Aeußerungen. Die ganze angeregte Frage ist eine zu umfassende, als daß sie irgend hätte erschöpft werden können. Um so dankbarer empfand man den wegzeigenden Dienst, den der Redner dem evangelisch-sozialen Denken und Handeln gerade diesem Gebiete gegenüber geleistet hat.

### 6. Schluß

Ueber die Erziehung der gewerblichen Jugend, jenen wichtigen Gegenstand, dem das Doppelreferat der Herren Garbe und Kamp gewidmet war, hat Herr Professor Baumgarten versprochen, in diesen Spalten zu berichten. Ich kann also zum Schluß eilen.

Das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei, das „Vorwärts," schließt seinen durch drei Nummern (127 bis 129) sich hindurchziehenden Artikel über den Kongreß mit dem Urteil:

> So ist auch der Evangelisch-soziale Kongreß eine Huldigung, dargebracht dem Fortschritt der Sozialdemokratie. Wenn einst der Satz galt: „Wer ißt, was vom Papste kommt, stirbt daran," so heißt es heute: „Wer ißt, was vom Sozialismus kommt, stirbt daran."

Es ist nicht zu verlangen, daß ein sozialdemokratisches Blatt einer Erscheinung wie dem Evangelisch-sozialen Kongreß gerecht wird. Nur ein grobes Mißverständnis greifen wir heraus. Das „Vorwärts" freut sich der vierten Herrmannschen These. Wir meinen in der That, daß sie von seiten der Sozialdemokratie alle Anerkennung verdient. Wie soll sie aber gelautet haben? Es sei unchristlich, die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie zu bekämpfen. Den Zusatz, der den Sinn erst richtig herstellt: im Namen der Kirche, läßt man einfach weg. Und wo wir als evangelische Christen in aller Ruhe der Sozialdemokratie eine gerechte Würdigung zu teil werden ließen, die sie in ihre Bestandteile zerlegte, Berechtigtes und Unberechtigtes, Wesenskern und Zuthat besonnen abwog, wozu eben unser Standpunkt als evangelische Christen uns verpflichtet, da sieht man drüben oder will sehen nichts als eine große Huldigung, sieht schon uns alle am Genusse der sozialistischen Ideen „ersterben."

Man kann ja einerseits die Unfähigkeit, unsre Gedanken richtig aufzufassen, nur bedauern. Auf der andern Seite aber

bleibt es doch wahr, daß wir selbst uns zu einer klaren Stellung, die wir als evangelische Christen zu der Sozialdemokratie sowohl als zu den sozialen Fragen einnehmen, erst hindurcharbeiten. An vielen Orten, in Studierstuben und Versammlungen sind viele Köpfe und Herzen geschäftig, dazu zu helfen. Wenn man so übersieht, wer alles sich uns als Führer durch das Labyrinth anbietet, wie isolirt vielfach gearbeitet wird, auch wo es näher läge, Gemeinschaft zu pflegen, möchte einem um diese Kräftezersplitterung bange werden. Der Evangelisch-soziale Kongreß hat sich, so jung er ist, als eine starke zusammenhaltende Macht bewährt; er hat vor andern Vereinigungsversuchen dies voraus, daß er den Sachen bereits am dichtesten auf den Leib gerückt ist, deren es Herr zu werden gilt. Es ist ein gutes Zeichen, daß die Presse aller kirchlichen Richtungen (mit verschwindenden Ausnahmen) den Erfolg seiner zweiten Tagung freundlich begrüßt hat. Ein ebenso gutes, daß sich, wie es scheint, noch mancherlei ernste Auseinandersetzungen an ihn knüpfen. Möge er ferner die Hoffnungen erfüllen, die seine Freunde auf ihn setzen. R

## Neues vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften

Vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften ist in der Christlichen Welt lange nicht die Rede gewesen, obgleich er einst bei seiner Gründung in diesen Blättern warm begrüßt wurde. Aus guten Gründen wurde geschwiegen. Denn der Verein hat eine schwere innere Krisis durchmachen müssen. Der um seine Gründung verdiente Dr. Fränkel erwies sich als nicht geeignet, das Amt eines Generalsekretärs dauernd zu bekleiden. An seiner Stelle wurde Dr. Arthur Seidl gewählt. Seit vergangnem Sommer arbeitet dieser unermüdlich mit frischer, jugendmutiger Kraft und mit gutem Erfolge für das Vereinswerk. Schon zeigt sich, daß das Vertrauen in den Verein zurückkehrt, das mancherorten geschwunden war.

In ruhigere, aber solide Bahnen ist das geschäftliche Wesen geleitet worden. Es ist nicht zu leugnen, daß man sich anfangs eine weit umfassendere Wirksamkeit versprochen hatte. Dazu wäre auch Gelegenheit gewesen, denn wie kaum ein andres gemeinnütziges Unternehmen fand dieser Verein überall begeisterte und opferfreudige Hilfe. Aber man hatte die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, für weit zu gering geachtet; man war geschäftlich den großen Aufgaben nicht gewachsen. Es war zu viel der weitgehenden Pläne und zu wenig thatkräftige Arbeit. Ueber das Ziel war man zwar einig und klar, über die Wege dahin aber nicht. Der Kolportagebuchhandel, der doch nicht einfach in Bausch und Bogen zu verdammen ist, der vielmehr um seiner straffen Organisation und seiner weitverzweigten Thätigkeit willen dem Verein ein Bundesgenosse und Helfer hätte werden müssen, wurde durch unvorsichtige Aeußerungen verletzt und stellte sich feindlich dem Verein entgegen. Ferner war die Wahl der veröffentlichten Schriften von Anfang an keine richtige. Es fehlt ja überhaupt bei näherm Zusehen ungemein an passendem Lesestoffe für das Volk. Kurz — Schwierigkeiten gab es genug.

Jetzt geht es noch immer nicht glänzend; aber es geht gut und sicher. Die Organisation des Vereins ist eine straffere, seine Geschäftsführung eine umsichtigere und pünktlichere geworden. Unverdrossen hat der neue Generalsekretär gearbeitet und geworben. Hat er doch z. B. auf seiner zweiten vierundzwanzigtägigen Winterreise in den Norden unsers Vaterlandes dreißig Städte besucht, fünfzehn Vorträge gehalten, vier neue Zweigvereine gegründet, vielfache Beziehungen angeknüpft, viel Lob und viel Tadel, viel Rat und manche That erfahren. Das hat sich doch überall gezeigt, daß das Interesse an den Bestrebungen des Vereins nirgends abgenommen hat, daß es vielmehr überall ein warm-lebendiges ist. Man empfindet es allerorten, wie nötig solch Unternehmen ist und welchen Segen es stiften könne.

So ist die Zahl der Zweigvereine im Wachsen geblieben. Zur Zeit werden dreißig gezählt in Nord- und Süddeutschland. Dazu kommen noch Vertretungen des Vereins in weitern siebzig



Städten; manche davon (augenblicklich sieben) sind in der Zweigvereinsbildung begriffen. Die Zahl der Mitglieder betrug am 30. April 5248; davon waren im April 238 neu hinzugekommen, und das trotz einem ziemlich starken Mitgliederabgang (139), der infolge einer nötigen und dringenden Mahnung zur Zahlung der Beiträge eingetreten war.

Die Mitglieder haben einen Mindestbeitrag von drei Mark jährlich zu zahlen; doch können sich auch mehrere zu einem solchen Jahresbeitrag zusammenthun. Dauernd wird Mitglied, wer einen einmaligen Betrag von 300 Mark und mehr gewährt. 81 solche Mitglieder hat der Verein. Selbstverständlich können auch Frauen dem Verein als vollgiltige Mitglieder angehören.*)

Die Finanzlage ist nicht großartig, aber wohl geregelt. Der Vermögensbestand des Vereins betrug am 1. Januar 1891 34000 Mark. Die Schriftenvertriebsanstalt des Vereins hat eine recht große Einnahme zu verzeichnen. Freilich müssen ihre Ausgaben noch zum großen Teile aus den Mitgliederbeiträgen gedeckt werden; das soll auf die Dauer nicht geschehen. Die durch den Vertrieb der Schriften erzielten Einnahmen müssen und werden allmählich die erwachsenden Unkosten decken. Die Mitgliederbeiträge sind zu andern Zwecken nötig.

Von den Schriften des Vereins waren bis zum 1. März 1891 (also nach zwölfmonatlicher Vereinsthätigkeit) 301100 Einzelhefte, 919 Halbjahrsbände und 2074 Markbände fest abgesetzt und nahezu 450000 solcher Einzelhefte überhaupt schon unters Volk gebracht worden; gewiß recht stattliche Summen — aber freilich im Verhältnis zu dem eigentlichen Zwecke der Massenverbreitung sehr kleine! Ein einziger der berüchtigten Hintertreppenromane: „Der Scharfrichter von Berlin“ ist allein in 260000 Exemplaren lieferungsweise vertrieben worden! Es müßten zum mindesten 50000 Mitglieder sein anstatt der vorhandnen 5000, wenn der Zweck des Vereins nur einigermaßen erreicht werden sollte.

Wöchentlich erscheint ein Heft; jedes derselben enthält ein von Künstlerhand entworfenes, recht gut phototypisch wiedergegebenes Bild. Erschienen sind bis April 1891 sechzig in Druck und Papier sehr hübsch ausgestattete Hefte. Die darin enthaltenen Erzählungen können jede für sich in einzelne Bändchen gebunden werden. Der Mitgliedervorzugspreis beträgt bei Entnahme sämtlicher Hefte für jedes einzelne Heft sieben Pfennige, Laden- und Vertriebspreis zehn Pfennige.

Halbjährlich erscheinen die inzwischen veröffentlichten Erzählungen in einem Bande zusammengebunden als „Familienbücherschatz.“ Der erste Band enthält sieben Erzählungen auf 612 Seiten in schöner Ausstattung und großem deutlichen Drucke, mit 26 Vollbildern nach Gemälden und Zeichnungen von Weimarer Künstlern, in hübschem Einband (Mitgliedervorzugspreis: 2,25 Mk.; Ladenpreis: 2,50 Mk.). Der zweite Band enthält sechs Erzählungen. Ausstattung, Preis sind denen des ersten Bandes gleich. Der dritte Band wird demnächst erscheinen. Außerdem werden Einzelausgaben der veröffentlichten Werke vertrieben. Jeder Band, über 200 Seiten stark, enthält acht bis zehn Illustrationen, trägt farbigen Umschlag (Mitgliedervorzugspreis: 75 Pfge.; Ladenpreis 1 Mk.).

Veröffentlicht wurden bisher Werke von Zschokke, Goldammer, Friedr. Halm, Putlitz, Jensen, Maxim. Schmidt, Steinberg, Runze, Röttger, E. T. A. Hoffmann, Vogler, Friedr. Friedrich. Bilder lieferten vor allem Hans W. Schmidt, Herrfurth u. a.

Die Halbjahrs- und Markbände sind natürlich für das deutsche Haus im allgemeinen bestimmt; am notwendigsten ist der Massenvertrieb der Heftausgabe.

Wie schon gesagt wurde, sind nicht alle veröffentlichten Erzählungen wertvoll oder auch nur volkstümlich. Es ist manche minderwertige Ware mit untergelaufen. Und die Kritik, die hier ihre Hebel ansetzte, hatte zum Teil Recht. Auch der Bilderschmuck läßt sich hie und da recht bekritteln — die rote Einbanddecke zum zweiten Halbjahrsbande ist völlig ungeschickt. Aber man hüte sich doch ja, ein rasches und völliges Verdammungsurteil über den Verein aus irgend welchen einzelnen

*) Die Kanzlei des Vereins, bei der Anmeldungen zu geschehen hätten und bei der man alle Anliegen und Anfragen würde anzubringen haben, ist nach wie vor in Weimar, Herderplatz 9, 2 Tr.

Gründen, aus irgend einer subjektiven Geschmacksrichtung oder aus irgend einer Parteitendenz heraus zu fällen. Denn die Schwierigkeiten, ein solches Unternehmen in die rechten Wege zu leiten, sind unendlich zahlreicher, als man sich denken möchte. Das Mißtrauen gegen solche von der „Bourgeoisie“ ausgehende gemeinnützige, für das „Volk“ bestimmte Unternehmungen ist von vornherein gerade dort groß, wohin man mit der Massenverbreitung am ersten zielt. Und weiterhin ist es geradezu erstaunlich, wie wenig brauchbare, wirklich gute Erzählungen für das Volk vorhanden sind. Wer das lächelnd bezweifeln möchte, den lade ich ein, sich an der Arbeit des litterarischen Ausschusses des Vereins zu beteiligen. Sogenannte Erzählungen für das Volk giebt es genug. Aber wie viele sind seichte Sensationsromane oder sentimentale Liebesgeschichten oder sogenannte „christliche“ Erzählungen, d. h. solche mit dick und taktlos aufgetragner Tendenz, strotzend von Salbung und Unnatur.

Helfe, wer helfen kann mit Rat und That, daß der Zweck des Vereins immer mehr erreicht und unserm Volke, namentlich dessen ärmern Schichten, guter und wohlfeiler Lesestoff sowohl unterhaltender als belehrender Art in Masse zugeführt werde, damit auch dadurch auf die sittliche und geistige Hebung des Volkes eingewirkt werde. Der Verein ist seinem Versprechen gemäß allen Parteibestrebungen fern geblieben — das sei noch eigens betont.

Es hat eine Zeit gegeben, wo es schwer war, an seine Zukunft zu glauben und für ihn zu werben. Diese Zeit ist vorüber. Nach kühler und reiflicher Prüfung der Sachlage ist es mir jetzt aufs neue heiliger Ernst, zur Mitgliedschaft dieses Vereins mit Wärme aufzufordern. An Schwächen und Fehlern wird er immer leiden wie jeder Verein. Aber seine Arbeit ist ernst und ehrlich, sein Ziel ist gut und groß. R B

## Corpus Domini

### Aus den Albaner-Bergen

Unter den drei hohen christlichen Festen steht nach südlicher Anschauung Ostern am höchsten, das Wort: Pasqua gilt sprichwörtlich als der stärkste Ausdruck für Festfreude. Sich ein Pasqua (Ostern) machen, bedeutet ebenso viel, als sich einen frohen Tag bereiten, und der Ruhm menschlicher Schönheit findet oft keinen bessern Ausdruck als den: Schön wie ein Pasqua. Höher aber als alle drei Hauptfeste der Christenheit steht in der Volksanschauung Italiens Corpus Domini (Fronleichnam), wobei dieser Tag sowohl als Volksfest, mehr aber als das eigentliche Kirchenfest betrachtet wird. Die Kirche tritt an diesem Tage als die triumphirende auf, sie zeigt sich allem Volk als die Besitzerin eines himmlischen, magisch wirkenden Palladiums, sie trägt den in ihrer Mitte weilenden Christus im Sanktissimum, und alles Volk zieht gleichsam den Triumphwagen der Kirche, indem es sich aktiv oder passiv, mithandelnd oder zuschauend an der Prozession beteiligt. Kirche und Volk, Geistlichkeit und Laienschaft wirken zusammen, um den Triumphzug so glänzend als möglich zu machen, und jeder Ort verfährt in dieser Hinsicht nach seinem Geschmack, wobei man sich bemüht, einerseits das längst Bewährte festzuhalten, anderseits Neues und Interessantes zu erfinden, was Auge und Ohr ergötzt. Während nun Rom seit zwanzig Jahren in dieser Hinsicht nichts mehr leistet und der Gefangene des Vatikans dem römischen Volk alle Augenweide kirchlicher Schaustellung genommen hat, leistet die Umgegend Roms desto mehr, und wenn die Römer heutigentags eine glänzende Fronleichnamsprozession sehen wollen, so begeben sie sich in die lieblichen Albaner-Berge zum Städtlein Genzano und sagen: Wir gehen zur Infiorita (Blumenfest). Am Tage von Corpus Domini wird Genzano zum Wallfahrtsort, wo Hoch und Niedrig sich einfindet, um das Auge zu laben und sich den Genüssen des Gaumens zu ergeben. Ein religiöses Fest ohne Bacchanal kann sich der Römer kaum denken, und die Gabe des Bacchus, berühmten Wein, findet er in jenem Städtchen, das seine Infiorita im Interesse des blühenden Weinhandels bestens verwertet.



Die baumreiche Umgegend von Genzano war schon in antiker Zeit ein berühmter Wallfahrtsort. „Altehrwürdig in heiliger Scheu, voll grauenden Dunkels liegt im Aricischen Thal wälderumfangen ein See.“ Mit diesen Worten erwähnt Ovid das im ganzen Altertum bis in die späteste Kaiserzeit berühmte Heiligtum der Diana, deren Bild dort denselben Kultus hatte, wie wir ihn von der Iphigenienlegende her kennen. Sagte man doch sogar, daß Orestes das Dianabild dahin gebracht habe. Das heutige Aricia liegt waldeinsam in der Nähe von Genzano, dessen Entstehung ins dreizehnte Jahrhundert fällt. Diana, die Himmelskönigin, hat dort eine ebenbürtige Nachfolgerin in einer andern Himmelskönigin, Madonna genannt, gefunden, deren stattliches Heiligtum sich in Genzano erhebt. Merkwürdig ist jenes antike Heiligtum von Aricia auch wegen seines Reliquienkultus. Es wurden dort die angeblichen Reliquien des Orestes als Heiligtum ebenso verwahrt, wie heute die römische Kirche dies Tausenden von Gebeinen zu teil werden läßt, deren Echtheit vielfach ebenso wenig feststeht, wie die der sogenannten Reliquien des Orestes, die von den Römern später als ein großer Schatz nach Rom auf das Forum gebracht wurden.

Um die Tausende von Festpilgern am Fronleichnamsfest würdig zu empfangen und allseitig zu ergötzen, rüstet sich Genzano in weltlicher und geistlicher Hinsicht. In erster Hinsicht handelt es sich namentlich um die Weinschenken und Marktfreuden, in letzter Hinsicht um die Prozession, bei der es also gilt, einen uralten Brauch zum Ruhm der Stadt zu bewahren und dazu mancherlei Neues zu erfinden.

Seit uralten Zeiten ist Genzano berühmt durch den Blumenteppich, mit dem man die Hauptstraße, die von der Prozession betreten wird, bedeckt. Hierin leisten die dortigen „Künstler“ Meisterhaftes und üben eine Fertigkeit, die sich von Vater auf Sohn forterbt, ohne in andern Städten der Nähe Roms Nachahmer zu finden. Wagenladungen von Blumen liefert die Umgegend; man nimmt die Blätter und bedeckt damit die Straße, aber so, daß ein einfarbiger Teppich hergestellt wird. Ist dies geschehen, so werden durch anders gefärbte Blätter in diesem Teppich allerlei Figuren gezeichnet, schöne Arabesken, Ornamente, Blumen, Bäume, Gefäße, Buchstaben, vor allen Dingen der Namenszug der Maria oder auch die Namen der zur heiligen Familie gehörenden Personen. Von oben auf diese Straße schauend, glaubt man einen kostbaren Teppich zu erblicken. Dieser erfordert zu seiner Herstellung die Arbeit vieler Hände. Die Hilfe der Handlanger wird den Künstlern bereitwillig von Kleinen und Großen geleistet, natürlich unentgeltlich, denn es handelt sich ja um die Straße, auf der man das Sanktissimum einhertragen wird.

Zum Blumenschmuck der Straße gesellt sich der Blumen- und Teppichschmuck der Häuser, dazu die bunte, malerische Festkleidung der Frauen und Mädchen. Schon der Vorabend dieses Volksfestes vergeht in heiterster Weise; für viele wird die Nacht zum Tage, man scheint sich nicht auf eine religiöse Zeremonie, sondern auf einen Karneval vorzubereiten. Am nächsten Tage erblickt man die auf jenem Blumenteppich einherschreitende Prozession, die durch die Prachtgewänder der Priester und die Festkleider der Teilnehmenden nicht weniger bunt ist als jenes Blumenmosaik. Einen Hauptschmuck der in der Prozession mit einhergehenden Mädchen bilden die Rosenkränze auf dem Haupt. Solcher Schmuck bei einer religiösen Zeremonie ist nichts Neues. Von einem Fest der Juno sagt Ovid:

Blumen der Göttin geweiht — die Göttin erfreut sich der Blumen —,
Zierliche Blüten zum Schmuck windet ums eigene Haupt.

Blumen im Verein mit Laub von gewissen Bäumen (Lorbeer, Pappel) spielten im antik-römischen Kultus eine bedeutsame Rolle. Mit Laub und Blumen schmückte man die Altäre, ebenso die Götterstatuen, und in derselben Weise umkränzten sich die Festgenossen. Von Altären, welche frische Bekränzungen atmen, lesen wir bei Virgil (Aeneis I, 417), mit festlichem Laube wurden die Tempel bekränzt (II, 248), mit dem Laub der Myrte bekränzten sich Festgenossen zu Ehren der Venus die Schläfen (V, 71). So noch heute. Im Süden ist kein Altar ohne Blumen, für gewöhnlich sind es künstliche, bei festlichem Anlaß natürliche. Mit Laub und

Blumen die Schläfe zu umhüllen, ist bei den Prozessionen immer noch Sitte, und noch im vorigen Jahrhundert thaten dies die Priester bei der Prozession des San Gennaro in Neapel, weshalb man diese Prozession als den Umzug der Ghirlandati (mit Guirlanden Versehenen) bezeichnete. Mit Rosen schmückte man das Haupt der Venus (Ovid, Fasti IV, 138), heutzutage sieht man das Haupt der Madonna mit Rosen geschmückt. Weihrauch dampfte auf den Altären einst wie jetzt, ewige Lampen waren im Altertum ebenso wie heute, selbst die Tonsur der Priester ist keine Originalität der römischen Kirche, denn schon Juvenal redet von der „glatzigen Herde" der Isis-Priester, und daß er die Wahrheit sagte, beweist ein in Pompeji gefundnes Wandbild.

Das Fest der Infiorita zu Genzano erinnert an das Florafest im antiken Rom, und zwar nicht nur in Hinsicht der Fülle des Blumengebrauchs. Beim Feste der Flora waltete freie Lust, denn: „Sie mahnt, während es frisch, zu erfreun sich des blühenden Lebens." Diese Zeile des Ovid, der uns das Florafest beschreibt (Fasti V, 335), scheint den Festgenossen von Genzano als Rat zu gelten. „Bacchus liebt Blumen," sagt der genannte Dichter und erwähnt heitere Zecher und Tänzer. Sie fehlen nicht beim Fest in Genzano, wie sie bei keinem Feste fehlen. Diese Art der Festfeier ist nicht neu, sondern alt, wie Rom, die „ewige" Stadt. Im dritten Buch seiner erwähnten Dichtung schildert Ovid das Fest eines jener schützenden Halbgötter, an deren Stelle heute dem Volk die Heiligen stehen.

Siehe, da wallet die Menge heran, und im Rasen gelagert,
Zecht man, zerstreut ringsum . . .
Ein Teil weilet im Freien, nur wenige bauen sich Zelte,
Laubige Hütten erbaun andre von Zweigen sich dort.
Andere richten sich auf statt tragender Säule den Rohrstab,
Aber als Decke darauf dient das entfaltete Kleid.
Alles erglüht von der Sonn und vom Wein, und so viel man den Becher
Leeret, der Jahre soviel wünscht man und trinkt man nach Zahl.
Manchen erschauest du dort, der Nestors Jahre sich zutrinkt.
Aber sie singen dir auch, was nur vom Theater noch festsitzt,
Frisch zu der Worte Geleit hebt sich die flüchtige Hand.
Kunstlos ringeln den Reigen sie auch um den Krug in der Mitte.
Schmuck, mit entfesseltem Haar tanzet das Mädchen im Putz.
Heim gehts dann, und man schwanket dahin, und der Menge zu gaffen
Giebt man, und Selige nennt jeder Begegnende sie.

Diese vor etwa neunzehnhundert Jahren geschriebnen Strophen des Ovid bilden noch immer gleichsam das Programm für den Abschluß religiöser Feste des Südens.

Auf den Geist, der lebendig macht, kann sich die römische Kirche nicht verlassen, denn sie hat ihn nicht, sie verläßt sich statt dessen auf magisch wirkende und schützende Palladien, unter denen das bei der Prozession von Corpus Domini getragene Sanktissimum oben ansteht. Auch dies ist nicht neu, denn Palladien, ausgerüstet mit magisch wirkender Kraft, hatten schon die alten Römer.*) T

*) Vgl. Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche. Band 2, Kap. 14 und 15, Band 3, Kap. 15, Band 4, Kap. 4.



## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 14. Nachbarn von mir

#### I. Du hast den Preis doch ausradirt?

Mit meinen Nachbarn zur Linken stehe ich in keiner Verbindung. Uebrigens kenne ich sie recht gut, wir grüßen uns, und wenn ich mein Thor aufschließe und zufällig mein Nachbar gleichzeitig in seinem Schlüsselringe ebenfalls nach seinem Thorschlüssel sucht, so macht er mir unter allen Umständen einige Mitteilungen über das Wetter, denen ich zustimmen muß, da sie nur unbestreitbar Richtiges enthalten. Längere Unterhaltungen sind mir nicht erwünscht, seine Stimme ist laut, und sein Ton der eines Mannes, der immer Recht hat.

Vor einigen Wochen traf ich ihn und seine Frau in dem großen neuen Bazar. Der gleiche Anlaß hatte uns dorthin geführt: ein Bekannter von uns feierte seine silberne Hochzeit, und es galt, ihm ein kleines Geschenk zu finden. Mein Nachbar wählte ein Reisenecessaire, das reich mit allen Notwendigkeiten eines verfeinerten Lebens gefüllt und dementsprechend teuer war. Wir verließen zusammen den Laden, und draußen, gleich vor der Ladenthüre, sagte seine Frau: Du hast ja den Preis entfernen lassen! Das wäre auch nicht nötig gewesen! — Frau, wie kommst du mir vor? war seine entrüstete Antwort; wie sieht das aus, wenn der Preis stehen bleibt! Was sollte der Herr Oberdomänenrat von uns denken? Das ist nicht nobel! Weißt du, das thun nur die Parvenüs! — Die Parvenüs!! wiederholte er so laut, daß jemand, der weit unten am entgegengesetzten Ende der langen Straße ging, über dies Fremdwort und den Ton, in dem es gesprochen war, nachdenken konnte. Seine Frau schwieg gekränkt, bis wir uns an meinem Thore verabschiedeten.

Zwei Tage später trafen wir uns zufällig wieder und eben bei jenem Oberdomänenrat, dem aus der Thatsache, daß Gott ihm und seiner Frau gemeinsam fünfundzwanzig Jahre vergönnt hatte, ein persönliches Verdienst erwuchs, das von der Behörde, von elf Vereinen, in denen der Jubilar entweder aktives oder passives Mitglied war, und von dreiundsiebzig Freunden anerkannt wurde. Mein Nachbar sprach vor mir seinen Glückwunsch aus, und ich hörte, wie er sagte: Wahrhaftig, Verehrtester, Sie müssen es mir ein wenig anrechnen, daß ich persönlich komme; es ist Samstag, das Kontor steht voll Menschen, es ist Zahltag, die Korrespondenz muß vor Sonntag erledigt sein, ich esse heute nicht zu Hause, damit ich unter allen Umständen den Sprung zu Ihnen thun konnte. Und der Jubilar schüttelte dem vielbeschäftigten Manne ohne Unterlaß die Hände, und die Jubilarin sagte: Ja, heute erleben wir eine Freundschaft! Wer hätte sich so was träumen lassen! Ich aber dachte im stillen: Herr Nachbar, Herr Nachbar, Sie halten doch sonst darauf, daß man den Preis entfernt!!

Uebrigens nahmen meine Nachbarn noch ein Glas Champagner an. Ich ging allein nach Hause. Es war ein heller, klarkalter Wintertag, der Reif umkleidete die Bäume, die Zweige, die Gartenspaliere, die Fensterrahmen, ein schöner blauer Himmel spannte sich weit aus. Seine reine und unermeßliche Bläue führte meine Gedanken, die sich in den mit Geschenken und Gästen überfüllten Räumen des Jubilars angesponnen hatten, zu dem Ewigen fort. Ich dachte an den jüngsten Tag und sah seltsamerweise fast nichts als eine Schar Engel, die eifrig damit beschäftigt waren, in den Tugenden und großen Lebensergebnissen, mit denen die eben Auferstehenden vor das Antlitz Gottes treten sollten und wollten, den Preis auszuradiren!

Jüngst war ich wieder dort zu Gaste. Wir saßen in der Dämmerung zusammen, die Lampe war nicht angezündet; die Frau Doktor „dämmert" gerne. Ein winterlich-weicher grauer Tagesschein erhellte noch spärlich den Raum; wir sprachen ein wenig, manchmal nur einer, zuweilen schwiegen wir und hörten, wie es im Ofen knisterte oder wie die Uhr tickte. Im anstoßenden Studierzimmer brannte die Lampe, damit Heinrich, der älteste Sohn, ein angehender Sekundaner, seine Schularbeiten vollenden konnte.

Nach einer Weile kam Heinrich herein und fragte, was das lateinische Wort Introite, nam et heic dii sunt bedeute, übersetzen könne er es, aber er verstehe es nicht. Der Doktor zog seinen Aeltesten zu sich heran und legte ihm zärtlich beide Hände auf die Schulter und sagte: Hast du schon einmal etwas von Heraklit gehört? Heinrich besann sich und sagte dann treuherzig, er war ein harmloser, frischer und geistig regsamer Knabe: Ja, schon dreimal! In unserm griechischen Uebungsbuche steht: Die Griechen nannten den Philosophen Heraklit von Ephesus den Dunkeln; und bei dem Klassenausfluge im Juni sagte der Herr Oberlehrer, als wir ein zweites Fäßchen anstecken wollten: Ihr Jungen, der alte Heraklit sagt zwar, die trockne Seele ist die beste, aber da es heutzutage keine Note eins mehr giebt, wollen wir nur gute Seelen sein und noch ein Fäßchen bestellen! — Wir lachten, Heinrich ließ sich aber nicht irre machen und fuhr fort: Das dritte Mal habe ich erst in dieser Woche von dem Herrn Doktor Frohwein (seinem Lehrer der Naturkunde) von Heraklit gehört, er sagte, Heraklit habe schon fünfhundert Jahre vor Christi Geburt den Kreislauf des Lebens erkannt. Mehr aber weiß ich nicht von ihm

Der Doktor hatte seinem Sohne mit Freude zugehört und sagte nun seinerseits: Dieser Heraklit war ein tiefsinniger und frommer Mann. Ja, der Märtyrer Justinus von Sichem hat ihn einen Christen vor Christus genannt. Als ihn einmal einige Leute wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit aufsuchten, und zwar an einem Tage, an dem es recht kalt war, da fanden sie ihn nicht in seinem Gemache, sondern in dem Backofenstübchen; er aber sagte, weil er wußte, daß der Mensch immer vor Gott steht, wo er auch stehe, also überall ein Gotteshaus ist, wo auch der fromme Mensch sich aufhalte: „Tretet ein, denn auch hier sind die Götter," wie es dein lateinisches Wort uns überliefert. Sieh, mein Junge, fuhr er zutraulich und herzlich fort, indem er die Hand seines Knaben faßte, Gott läßt sich nicht bloß im Gotteshaus finden, er ist auch mitten unter uns, wenn wir unsre Hausandacht halten, wie Christi Mutter auf dem Holbeinschen Bilde dort an der Wand ungesehen im Kreise einer dankbar betenden Familie steht. Gott schreitet, dich liebend, neben dir, wenn du wanderst und seiner suchend oder dankend gedenkst! Dann ließ er die Hand los, und Heinrich ging zu seiner Arbeit zurück.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, so sagte die Frau Doktorin: Es ist zu merkwürdig, an wen ich vorhin habe denken müssen. Du rätst es nicht. Mir ist ja der Ehrenberger eingefallen. Der Ehrenberger, der Schornsteinfeger? fragte der Doktor; ich hörte, wie er seine Frau Sternschnuppe bewunderte, daß sie an jenen Schornsteinfeger gedacht hatte, dem auch er in seinen Kinderjahren gar manchmal ausgewichen war.

Ja, der Schornsteinfeger Ehrenberger! Ich sah mich als Kind in unserm Dorfe auf der Gasse. Von weitem sehe ich den Ehrenberger, wie er etwas schleppt, etwas ganz Schweres. Ich rannte die Gasse hinauf zu ihm, um zu sehen, was für ein weißes Rätsel der schwarze Mann trüge. Es war etwas ganz Wundervolles; ich zog meinen Zopf über die Schulter herunter und zerrte und nestelte daran, und dann sagte ich: Herr Ehrenberger, schenk mir das. Nein, Fräulein Christel, das ist ja mein Meisterstück, sagte er, das kann ich dem Fräulein nicht schenken. Richtig, der Ehrenberger hatte einen Herd mit seiner geheimnisvollen Zugeinrichtung — mit allen Chicanen, wie der Vetter Paul sagt — im kleinen aus weißen Gipssteinchen gebaut und ihn irgend einer Kommission irgendwo vorgezeigt, dafür war er Meister geworden, und nun trug er sein Werk wieder nach Hause, aber so, daß das ganze Dorf es nach und nach genießen konnte. Er ersah sich die Gartenmäuerchen, das Brückengesimse und die Prellsteine, um es abzustellen; wir Kinder zogen hinter ihm drein und vermehrten ihm die Freude, daß er Meister geworden war.

Er wohnte im Kirchgäßchen, in einem elenden kleinen Häuschen; es war so elend, daß sogar wir Kinder das Haus für erbärmlich hielten. Aber das Häuschen wurde doch ein Wallfahrtsort für uns, denn der Gipsherd stand dort so, daß man ihn gut sehen konnte, wenn man sich auf den Zehen erhob und das Näschen an die blau und grün schillernde Fensterscheibe drückte.

Einmal aber wagte ich mich in das Haus, um den kleinen Herd recht nahe zu sehen. Da sah ich ein Elend, ein Elend! Der Ehrenberger war plötzlich erkrankt. Ich merkte es gleich, daß er krank sei; daß er arm war, wußte ich. Da lag er nun im ärmlichen Bette und seine müde Frau ging leise herum, um etwas für ihn zu thun. Der Schornsteinfeger war erfreut, daß ich kam; er sagte mit schwacher Stimme: Ach, Fräulein Christel, ihr habt ja junge Beine, geht doch zum Herrn Bürgermeister und sagt ihm, der Bach habe nach dem starken Regen von voriger Woche das Ufer an dem „Pflanzenland" soweit in den Fußpfad hinein abgerissen, daß was passiren könnt'! Hier hustete er schwer und lange, dann lag er eine Weile still und erschöpft; es trieb ihn aber etwas, weiter zu sprechen, er sagte leise und durch Schmerzen unterbrochen: Das Fuchsiastöckchen am Fenster, das bringt der Borngässern, die arme alte Person ist krank und hat nichts, was ihr Freude machen kann. Die Schmerzen zwangen ihn, zu schweigen, er rang innerlich schwer; ich fürchtete mich vor ihm und wich nach dem Fenster zurück.



Als er wieder sprechen konnte, sagte er, seine Frau sanft anblickend: Fräulein Christel, meine Frau kann nicht lesen, lest mir doch einmal den dreiundzwanzigsten Psalm vor; dort liegt die Bibel. Ich suchte da, wohin der Kranke gewiesen hatte, und fand eine alte, in schwarzem Leder gebundene und mit Metallklammern versehene Bibel, sie war stark zerlesen. Dann las ich mit beklommener Stimme und mit zuckenden Lippen den Psalm vor. Er hörte still und mit gefalteten Händen zu. Dann kam ein neuer Anfall, der ihn schüttelte, ich weiß nicht mehr, war es Husten oder Krampf oder ein Fieberschauer; dann wurde er still, winkte auf einmal, ohne ein Wort zu sagen, seiner Frau wie einen Abschiedsgruß, und dann regte er sich nicht mehr. Aus dem leidenschaftlichen Aufweinen der Frau merkte ich, der Ehrenberger war gestorben. Eine schreckliche Angst überfiel mich, ich nahm hastig den Fuchsiastock in den Arm und lief aus dem Hause und hielt nicht eher an, als bis ich mich hinter unsrer Hausthür geborgen sah.

Die Frau Doktorin schwieg. Keiner von uns ergriff das Wort. Da kam die Magd mit der Lampe herein, und ein freundlicher Schein legte sich auf Thorwaldsens segnenden Christus, der von der Wand herabschaute, und auf die vielen andern Zeugnisse einer von warmen und guten Herzen geschaffenen Häuslichkeit.

## Vom Tischgebet am fremden Tische

Der Herausgeber empfing von einer Leserin folgenden Brief:

Seit lange beschäftigt mich innerlich eine Frage, die ich Ihnen gern vorträgen möchte. Ganz besonders lebendig wurde sie in mir in unsrer vorjährigen Sommerfrische in Thüringen. Es betrifft das Tischgebet in fremdem Kreise. Ich betete schon vorvoriges Jahr mit unsrer kleinen Tochter auch an der Gasthoftafel still für mich unser gewohntes Tischgebet und hatte die Freude, daß zwei Damen, die uns zunächst saßen, nach zwei oder drei Tagen ebenfalls anfingen, ihr Tischgebet zu beten. Noch einige Tage später teilte mir die eine der Damen mit, sie habe erst durch mich den Mut bekommen, ihr gewohntes Gebet auch hier zu sprechen. Ein junger Geistlicher mit Frau und ein Fabrikant beteten auch, und das gab, wie ich nachträglich hörte, der Gesellschaft Gelegenheit, sich darüber auszulassen und es an öffentlicher Tafel unpassend zu finden. Wir beteten sitzend, die Dame und die Herren, ehe sie sich setzten, was ja allerdings mehr auffällig war.

Die Sache ging sehr in mir herum. Letztes Jahr nun nahm ich mir fest vor, weil es meinem innersten Gefühle entsprach, wieder zu beten. Ich fragte mich: Warum betest du und gewöhnst dein Kind daran im Hause? Da mußte ich mir zur Antwort geben: Weil ich mich nicht gedankenlos vor den Tisch setzen und meine Nahrung als etwas Selbstverständliches hinnehmen will, ohne dessen zu gedenken, dem ich sie zu danken habe. Was soll ich dem Kinde antworten, wenn es erstaunt fragt, warum wir hier nicht beten sollen? Macht die Anwesenheit der fremden Menschen unser Dankgefühl weniger notwendig? Müßte man nicht aus demselben Grunde, aus dem man sich an öffentlicher Tafel scheut, still für sich zu beten, sich auch schämen, in die Kirche zu gehen, weil so und so viele daran vorbeigehen und vielleicht mit mitleidigem oder verächtlichem Lächeln auf die Kirchenbesucher sehen?

Wir beteten, und ich habe folgende Erfahrungen gemacht. Eine adlige Dame sagte mir nach einiger Zeit, „sie habe meinen Mut bewundert und sich darum zu mir hingezogen gefühlt"; eine andre Dame, die mir erzählte, daß ihr Vater bei jeder großen Gesellschaft, die sie gebeh, mag da sein, wer will, selbst das Tischgebet spricht, sagte mir, sie habe sich geschämt, mich beten zu sehen, sie selbst sei zu feig dazu gewesen. Ich sprach nachher noch eingehend mit beiden darüber, ob man an öffentlicher Tafel beten solle oder nicht; beide konnten mir keine Gegengründe angeben als den der Menschenfurcht.

Anders lag die Sache bei einem jungen, uns sehr lieb gewordenen Geistlichen, der ebenfalls in der Sommerfrische war und dem ich die Frage vortrug. Er war für sich gegen das Tischgebet. Ihm widerstrebte es aus dem Grunde, weil er

glaubte, nicht ohne Zerstreuung beten zu können, wenn er die Blicke so mancher Neugierigen auf sich gerichtet fühle. Er war der Meinung, man solle aus eben dem Grunde vielleicht vorher auf seinem Zimmer sein Gebet sprechen. Ich muß gestehen, daß ich voriges Jahr anfangs auch sehr gegen die Zerstreuung zu kämpfen hatte, aber doch nur aus einer gewissen Verlegenheit vor den Menschen. Als ich mir aber ganz klar bewußt war, warum ich eigentlich bete, da war dieses Gefühl verschwunden.

Aehnlich ging es einer Verwandten jener adligen Dame, wie mir erzählt wurde. Sie war einmal mit ihrem Töchterchen in einem Bade an der Tafel und in sich unentschlossen, wie sie es mit dem Tischgebet halten solle. Als aber ihr Töchterchen auf einmal ganz befremdet zu ihr sagte: Aber Mama, die Leute essen ja, ohne zu beten! — da habe sie sich ihrer Unentschlossenheit wegen geschämt und von da an freudig ihr Tischgebet an fremdem Tische verrichtet.

Mein Mann denkt in dieser Sache anders. Er meint, ein Gebet vor andern, außer dem in der Familie und Kirche, sei ein persönliches Hervortreten, das manche Gemüter befangen machen müsse, und ein Gebet in Befangenheit sollten sich diese verbieten;

dann: das Beten mit äußern Zeichen des Gebetes erscheine in dieser Auffassung als das Gebet, während das stille Gebet, das auf äußere Zeichen verzichte, doch an sich die natürliche Form sei;

ferner: es werde das Tischgebet hier in einer Weise isolirt und damit absolut wichtig gemacht, wie es nicht sein dürfe; es bringe der Tag so viele andre Anlässe zum Gebet, die wichtiger seien, als das Essen: dieser Thatsache gegenüber bedeute der Wegfall äußern Tischgebetes, ja selbst des rein innerlichen nicht viel.

Ich habe dagegen einzuwenden: von unserm Heilande heißt es: Er nahm das Brot, dankte und brach es; ihm muß also das Beten vor Tisch nicht unwichtig gewesen sein.

Dann möchte ich wegen des äußern Zeichens des Gebetes noch hinzufügen: Ist es für jemand, der beten will, gerade an fremdem Tische nicht ganz besonders ratsam, die Hände zu falten? Es wird doch wohl kaum einen Menschen geben, der nicht Rücksicht auf dieses Zeichen nimmt und uns für diese kurze Zeit mit Fragen verschont. Betet man ohne dieses äußere Zeichen, so ist es für die andern unmöglich, zu wissen, womit man sich gerade in dem Augenblicke innerlich beschäftigt, man muß jeden Augenblick auf eine Störung gefaßt sein, kann also meiner Meinung nach nie oder nur höchst selten in der innern Sammlung und Ruhe beten, die das Tischgebet allein für uns wertvoll macht.

Nichts hindert uns, bei wichtigern Anlässen im Laufe des Tages zu beten, ein Herr, hilf! oder ein innerer Seufzer sind doch auch Gebete, wenn sie sich auch dem Auge des Beobachters entziehen, und bedürfen nicht erst der Sammlung, denn der Anlaß zwingt sie uns unwillkürlich ab.

Da ich glaube, daß die Frage dieses Tischgebetes wohl manches Herz bewegt und bedrückt, so dachte ich, vielleicht fände sich im Kreise der Mitarbeiter der Christlichen Welt der eine oder der andre, der sich einmal eingehender mit der Frage befasse und sie dann durch Ihr Blatt weitern Kreisen zugänglich mache.

Ich bin überzeugt, daß viele, vor allem gewiß viele Frauen, Ihnen dafür von Herzen dankbar wären. . . .

* * *

Ich maße mir nicht an, die aufgeworfene Frage kurzweg zu beantworten; sie gehört zu den kleinen Fragen des praktischen Christenlebens, die nicht klein sind für den, der darauf achtet. Ich gebe sie darum an unsre Leser und Mitarbeiter weiter, bitte darum, daß sich darüber äußert, wer sich dazu berufen fühlt, und werde das Beste, was etwa gesagt wird, in einer spätern Nummer veröffentlichen, auch, wenn es notthut, dann mit meiner persönlichen Meinung nicht zurückhalten. R



## Verschiedenes

**(Ein ungedrucktes Dokument)** zur neuern evangelischen Kirchengeschichte in Preußen veröffentlicht Professor Beyschlag im 6. Hefte der Deutsch-Evangelischen Blätter. Es ist das motivirte Abschiedsgesuch des verewigten Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats und Schöpfers der preußischen Kirchenverfassung D. Herrmann aus dem Herbste 1877. Ein vorzügliches Ehrendenkmal seines Verfassers, dessen fester unbeugsamer Charakter darin ebenso glänzend bezeugt ist, wie sein zartes Verständnis für die innerlichsten Fragen der Kirchenleitung, namentlich für die Beurteilung der verschiednen theologischen Richtungen. „Wenn aber — sagt Beyschlag mit Recht — daraus der Eindruck erwächst, daß sein Urteil ein tiefergehendes und richtigeres war als das des Königs, so wird das dem Andenken an einen glorreichen und herzensguten Monarchen keinen Eintrag thun." E F

**(Protest gegen die Bonner Kaiserrede)** Die Bonner Kaiserrede hat die nicht den Korps zugehörigen oder nicht Korpsprinzipien huldigenden Studenten in begreifliche Erregung versetzt. So haben die im Schwarzburgbunde vereinigten Studentenverbindungen Uttenruthia in Erlangen, Tuisconia in Halle, Nordalbingia in Leipzig und Sedinia in Greifswald gelegentlich ihrer letzten Konvention in Schwarzburg folgende Erklärung erlassen:

„1. Wir protestiren, hierin in Uebereinstimmung mit der großen Mehrzahl unsrer Kommilitonen, gegen die Scheidung zwischen Korpsstudententum und Nichtkorpsstudententum unter entschiedner Ablehnung der Annahme, als ob im Korps in höherm Maße als in den übrigen studentischen Korporationen die rechte Erziehung für das spätere Leben garantirt sei. Wäre dem so, so würde die weitaus größere Mehrzahl der deutschen Studentenschaften, zumal die weniger mit Glücksgütern gesegneten, denen ein großer Aufwand für studentisches Gemeinschaftsleben unmöglich ist, zu minderwertigen Studenten herabgedrückt.

2. Insonderheit sind wir der Ueberzeugung, daß der Gehorsam, ohne den unser Staatsleben nicht bestehen kann, auch von dem Studenten Unterwerfung unter die öffentlichen Gesetze verlangt, in denen nicht nur das Duell, sondern auch die Mensuren verboten und mit Strafe belegt sind. Wir sehen darin eine unheilvolle Verwirrung der öffentlichen Meinung, wenn künftige Träger der gesetzlichen Ordnung als Studenten sich über dieselbe hinwegzusetzen ermuntert werden.

3. Getreu unsern nun seit mehr als fünfzig Jahren bewährten Grundsätzen erkennen wir in der Durchdringung studentischer Gemeinschaften mit christlich sittlichem Geiste die beste Gewähr dafür, daß ihre Mitglieder, zu Männern herangereift, im öffentlichen Leben unentwegt nach dem Worte handeln, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

**(Ultramontane Geschichtslügen und die Sozialdemokratie)** Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, „Vorwärts," brachte am 13. Juni 1891 folgenden Artikel:

Saalfeld. Was man nicht anders fassen kann, sieht man als groben Unfug an. Anfang dieser Woche ging uns folgendes amtliche Schriftstück zu:

„Strafbefehl.

Auf Antrag der Staatsanwaltschaft am Landgerichte zu Rudolstadt: auf Grund des in Nr. 58 »Saalfelder Volksblattes« enthaltenen Aufsatzes »Ueber den Tod Luthers,« welcher mit der wissenschaftlichen Forschung im Widerspruch stehende Behauptungen über den Tod des Reformators Luther aufstellt, die in hohem Grade geeignet sind, in der evangelischen Bevölkerung innerliche Erregung hervorzurufen und sie in den Grundlagen ihres evangelischen Glaubens zu beunruhigen, damit aber öffentliche Interessen zu gefährden und das Publikum als solches zu belästigen, Uebertretung gegen § 360 des R.-St.-G.-B., wird eine Geldstrafe von 150 Mk. und im Falle dieselbe nicht beigetrieben werden kann, eine Haftstrafe von sechs Wochen festgesetzt."

Man scheint also diesem unschätzbaren Paragraphen eine neue Seite abgewonnen zu haben, denn neu dürfte diese Anwendung desselben, der mit 150 Mk. oder Haft bedroht, „wer ungebührlicherweise Lärm erregt oder wer groben Unfug verübt," auf alle Fälle sein und eröffnete, sofern das anzurufende Gericht diese Strafe bestätigt, verschiednen Leuten, welche sich mit Vorliebe historischen Studien widmen, eine liebliche Perspektive, indem ihnen beständig der grobe Unfugsparagraph mit den diversen sechs Wochen im Nacken säße. Es kommt eben dabei nur in Betracht, welche „wissenschaftlichen Forschungen" der Strafrichter für richtiger hält, diejenigen katholischer Professoren, welche ein gewisses Interesse dabei haben, daß der Tod Luthers so dargestellt wird, wie er sich nach ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung und Forschung zugetragen, oder die Ergebnisse der Forschungen orthodoxer Evangelischen, die ein Interesse daran haben, ihren Reformator als engelreines Wesen erscheinen zu lassen. Die von uns den „Lichtstrahlen"*) entnommene Notiz enthält nichts, was nicht in den weitesten Volkskreisen bekannt wäre. Darf man sich denn von einem Manne, welcher neben seinen Gottgefälligkeitsbestrebungen auch sehr irdische Bedürfnisse hatte, denn

Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang —

gar so sehr verwundern, wenn ihm schließlich die Lust zum Leben verging und er dementsprechend verfuhr? Oder wird es etwa die evangelische Bevölkerung „innerlich" weniger erregen, wenn sie erfährt, daß

*) Lichtstrahlen, Blätter für volksverständliche Wissenschaft und atheistische Weltanschauung. Dresden, Harnisch. 1891. Erster Jahrgang. Das Blatt hat nur pathologisches Interesse.

„ihres" Reformators bekannte „Tischreden" vor kurzem in Oesterreich verboten wurden ihres — anstößigen Inhalts wegen! —

Soweit das „Vorwärts." Lügen, einmal ausgesprochen, gehen ihren Gang. So dringt die Geschichtslüge der Majunke, Honef und Genossen auf einem Umwege durch die sozialdemokratische Agitation ins evangelische Volk. Die Dresdner „Lichtstrahlen" (Nr. 15 vom 1. Mai) findet das ultramontane Geschichtchen nicht unwahrscheinlich, das Berliner „Vorwärts" weiß von katholischen Professoren zu reden, nach deren wissenschaftlicher Ueberzeugung und Forschung der Tod Luthers sich so zugetragen habe. Die Sozialdemokratie führt so gern die „Wissenschaft" im Munde; wir fordern hiermit das „Vorwärts" auf, uns die Professoren und wissenschaftlichen Autoritäten zu nennen, die das Märchen von Luthers Selbstmord vertreten. Wir bitten ferner die Gelehrten des „Vorwärts" um den Beweis dafür, daß die Worte:

Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang

wirklich von Luther sind. Sie tauchen zum erstenmal im Jahre 1775 als Worte Luthers auf; Leute, die auf Wissenschaft und Bildung etwas halten, sollten daher Luther mit der Urheberschaft dieses Sprüchleins verschonen.

Im übrigen lohnt es wirklich, um der Menge der Ungebildeten, Halbgebildeten und darum in dieser Sache Rat- und Urteilslosen willen den ultramontanen Schandschriften wie Honefs „Der Selbstmord Luthers" (München; 92 S.; 80 Pfge.) mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als unsre Gebildeten gemeinhin thun, und volkstümliche Gegenschriften mit allem Fleiß zu verbreiten. Ich nenne das neueste Schriftchen des Vereins für Reformationsgeschichte: Luthers seliger Heimgang von Rietschel. Halle; 35 S.; 10 Stück 1 Mk. Dazu Luthers Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung von Kawerau. Barmen; 40 S.; 10 Pfge. Luthers Tod von Terlinden. Duisburg; 40 S.; 25 Pfge. Dr. Luthers Lebensende von Superintendent Schultze in Görlitz. Halle; 16 S.; 20 Pfge.

So schmerzlich es übrigens ist, daß Luthers Andenken jeder frechen Lüge ultramontaner oder sozialdemokratischer Fanatiker ausgesetzt sein soll, so wenig können wir uns mit der Saalfelder Verwertung des Unfugparagraphens befreunden. R

**(Aus dem Feldzuge 1866)** Briefe aus dem Felde und Predigten und Reden im Felde von Professor D. Fricke. Leipzig, Fr. Richter, 1891. Preis geh. 3 Mk., fein geb. 4 Mk.

Eine Jubiläumsgabe zur Erinnerung an die große Zeit der Entscheidung ist es, die der bekannte Verfasser in diesem Werkchen darreicht. Als Feldpropst der königlich sächsischen Armee war er unmittelbarer Zeuge der Vorgänge und des Verlaufs des Krieges in Oesterreich. Es leuchtet ein, wie gerade ein Mann in solcher Stellung, vornehmlich wenn er wie der Verfasser ein lebendiges Interesse, klaren Blick und ein warmes Herz all dem, was um ihn vorgeht, entgegenbringt, durch seine weitgehenden Beziehungen nach allen Seiten, nach oben wie unten, durch seine eigne Wirksamkeit in der Kirche wie auf dem Felde, an Kranken- und Sterbebetten, durch persönliches Miterleben der mannigfachen Wechselfälle eines Krieges in der Lage ist, eine Fülle von Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln. Das Werkchen ist selbst ein Kind des Kriegsjahres. Es enthält neunzehn Briefe des im Felde weilenden Verfassers in die Heimat, zumeist an seine Frau gerichtet, und acht Predigten, die hier zum zweiten Male der Oeffentlichkeit übergeben werden, nachdem sie schon noch während des Feldzuges unter die Soldaten, vor denen sie gehalten sind, gedruckt verteilt waren. So trägt das Ganze den Charakter der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit; es ist frei von Reflexionen und Berichten, die eben so gut aus andern Quellen könnten geschöpft werden. Frickes Absicht ist es nicht, ein vollständiges, umständliches Bild des ganzen Verlaufs des Feldzuges zu geben. Wir erfahren nur seine persönlichen Erlebnisse. Aber gerade durch das individuelle Gepräge wird das Allgemeine erst interessant.

Eine reiche Fülle der mannigfaltigsten konkreten Bilder zieht an unserm Auge vorüber. Durch lebendige Kleinmalerei sind vornehmlich die Briefe ausgezeichnet. Ernst und Humor wechseln in glücklicher Mischung. Wie lebendig tritt uns das Kriegstreiben in all seinen Beziehungen entgegen. Wie anschaulich wird die Stimmung im Heere gezeichnet. Auch auf Land und Volk in Oesterreich richten sich des Verfassers Beobachtungen. Besonders das Wiener Leben mit seiner südlichen Lebendigkeit und oberflächlichen Naivität wird durch mehrere Briefe hindurch wiederholt fein charakterisirt. Interessant ist es auch, die Erfahrungen zu verfolgen, die der Verfasser in seinem Verkehr mit den katholischen Geistlichen an den verschiednen Orten gemacht hat. Gern würde ich einige besonders lebendige Züge herausgreifen als Beweise für die Kunst der geistreichen und feinen Charakteristik, die diese Briefe auszeichnet. Doch ich kann an dieser Stelle nur den Leser auffordern, das Buch zur Hand zu nehmen und selbst zuzusehen. Er wird sicher dieselbe Erfahrung wie ich machen, daß das Büchlein ein freier und erfrischender Hauch durchweht. Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß die Sprache des Buches in allen Stücken eine edle, lebendig fließende ist, ja sich in den Predigten bis zum Ausdruck höchster Begeisterung und hinreißender Beredsamkeit erhebt. F G

## Zur Beachtung

In letzter Stunde bitten wir angesichts des bevorstehenden Quartalwechsels um rechtzeitige Neubestellung. Zugleich sei die „Chronik der christlichen Welt" (Postnummer 1339a; vierteljährlich 1 Mark) angelegentlich empfohlen.

D B D H



## Quittung

Für den Evangelisch-sozialen Kongreß: 50 Mk. von A E, Bautzen.

Für den Kampf gegen die Unsittlichkeit: 50 Mk. von demselben.

Für die kirchliche Not in Westpreußen: 50 Mk. von R N.

Für die evangelische Gemeinde Hünfeld bei Fulda: 3 Mk. von R und N in Köln.

Für die evangelische Kirche in Rom: 20 Mk. von der Ak. Ev. Stud.-Vereinigung, Gießen; 10 von M St, Angermünde; 6 von Kl und Kr in B; 5 von P Kr, Berlin.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 5 Mk. von demselben.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 26 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Cand. min.,** mehrmals Vikar gewes., sucht Stelle als Hilfsgeistl. od. Religionslehrer, ev. auch als Vertreter e. Geistl. währ. d. Sommers. Gefl. Anerbieten unt. **H.** an d. Exped. d. Bl.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**SANG UND KLANG**

Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband 12 M.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas"**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**H. Reuthers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.**
**(H. Reuther und O. Reichard.)**

**Neueste Erscheinungen.**

**Zur Jesuitenfrage.** Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid. Aus Liguoris Moraltheologie mitgeteilt und erläutert von D. Herm. Hering, Prof. in Halle. Erste bis dritte Auflage. 8°. 50 S. 60 Pf.

Die Unvereinbarkeit des Jesuitenordens mit dem deutschen Reiche. An authentischen Gesetzen des Ordens nachgewiesen von Dr. Paul Tschackert, Prof. in Göttingen. 8°. 39 S. 60 Pf.

**Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen.** Vortrag von Lic. H. Keßler, Prediger zu Berlin. 8°. 30 S. 50 Pf.

**Psychiatrie und Seelsorge.** Von Dr. med. A. Römer. Sep.-Abdruck aus „Halte was du hast". Lex. 8°. IV, 30 S. 80 Pf.

**Die evangelischen theologischen Prüfungen in Preußen.** Von R. Hempel, Konsist.-Rat in Koblenz. Sep.-Abdruck aus „Halte was du hast". Lex. 8°. 42 S. 75 Pf.

**Evangelisch-soziale Zeitfragen**

mit Unterstützung des **Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses** herausgegeben von **Lic. Otto Baumgarten,** a. o. Professor der Theologie in Jena

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Die Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

**In Serien von 10 Heften zu je 50 Pf.**

**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 27** **Leipzig, den 2. Juli** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Werke der Barmherzigkeit: 5. Das vierte Werk der Barmherzigkeit — Die christliche Liebe nach Sören Kierkegaard: 1. Einleitende Bemerkungen; 2. Barmherzigkeit und Mildthätigkeit — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 15. Herr Echternacher — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 1; 2; 3 — Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung: 1. Die alte Kirche — Die Erziehung der gewerblichen Jugend. Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß — In Sachen der Evangelischen Allianz — Verschiedenes: Dem Tricrer Rock zu Ehren; Die jungdeutsche Schule und Herr v. Egidy; Hausinschriften; Ein Kirchengespräch — Zur Beachtung — Anzeigen


## Die Werke der Barmherzigkeit

Matth. 25, 31—46

### 5. Das vierte Werk der Barmherzigkeit

Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet.

Der Jesus, der seiner Kleider entblößt nackend am Kreuze hängt, ist sicherlich die ergreifendste Predigt wider alle Kleiderpracht und üppige Eitelkeit. Und erschütternd klingt — und wird klingen — gerade aus dem Munde des Herrn, über dessen Kleider die Kriegsknechte unterm Kreuz das Los geworfen haben, das: „Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan!“

Schon durch das ganze Alte Testament gehen Mahnungen und Warnungen in dieser Richtung. Als ein Aeußerstes dessen, was die Unterdrückten, was die Armen leiden müssen, bezeichnet es Hiob (24, 7 in revidirter Uebersetzung): „Sie liegen in der Nacht nacket ohne Gewand und haben keine Decke im Frost,“ als ein Aeußerstes dessen, was die reichen, gottlosen Frevler treiben (Vers 10): „Den Nacketen lassen sie ohne Kleider gehen.“ Da, wo der zweite Jesajas das rechte, gottgefällige Fasten zeichnet (58, 7), führt er aus: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe ins Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch.“ Und so hat auch der Vorläufer des Herrn gemahnt, da das Volk den ernsten Bußprediger fragt: Was sollen wir denn thun? —: „Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat . . .“ (Luk. 3, 11). In der Nachfolge Christi aber weiß uns die Apostelgeschichte (9, 36 ff.) zu erzählen von jener Jüngerin zu Joppe, „mit Namen Tabea, die war voll guter Werke und Almosen.“ Da zu ihr, der Entschlafenen, Petrus geholt ward, „traten um ihn alle Witwen, weineten und zeigten ihm die Röcke und Kleider, welche die Rehe machte, weil sie bei ihnen war.“

Unter den vielen Heiligen der mittelalterlichen Kirche ist immer noch einer der erfreulichsten der Martin von Tours, der über achtzig Jahre alt im Jahre 400 auf einer Reise starb, die er unternommen hatte, um Frieden zu stiften — gleich dem größern Heiligen der evangelischen Kirche, der nach ihm genannt ist. Wie seltsam auch viele Züge asketischer Heiligkeit und viele Wunder des Martin von Tours sind, doch war sein Leben ein Sieg über Mächte der Finsternis. Einst erschien ihm Satan im königlichen Schmuck, sich ausgebend für den Weltheiland; aber da Martin dessen Wundmale gezeigt haben will, verschwindet der Arge wie ein Rauch. Solcher Dinge hat sich auch Luther in der Geschichte seines Namensheiligen gefreut:

> Es ist zuweilen viel gutes Dings drinnen, als in der Historie von St. Martin steht. Da er sterben sollte, da stund der Teufel zun Füßen bei seinem Bette; da sprach er keck zu ihm: „Siehe, was stehst du da, abscheuliche Bestie? Du hast nichts an mir.“ Das ist ein recht Wort des Glaubens gewesen. Solch Ding sollt man aus den Legenden der Heiligen glauben und nicht allerlei Narrenwerk.

Das ist der Martin, der einst, da er ein geschorenes Schaf erblickte, sprach, es habe jenes Gebot des Evangeliums erfüllt: Zwei Röcke habe es gehabt und einen dem gegeben, der keinen hatte. Ihm, der sehr wider seinen Willen auf Geheiß seines Vaters Kriegsdienst thun mußte, unter dem Thore von Amiens ein Bettler begegnete, halb nackend in strenger Kälte um eine Gabe ihn ansprechend. Alsbald nimmt Martin sein Schwert, zerschneidet den eignen Mantel in zwei Stücke und bedeckt den Darbenden mit der einen Hälfte. In der Nacht aber ist ihm Christus erschienen im Traum, mit dieser Hälfte bekleidet, vor der Menge der ihn umstehenden Engel ihm dankend: „Martinus adhuc catechumenus hac me veste contexit“ (Martin, noch Katechumen, hat mich mit diesem Kleide bedeckt). Das Bedürfnis zu solcher Wohlthätigkeitserweisung ist nicht ausgestorben. Da treten große Brandunglücke ein, alle bewegliche Habe vernichtend; da sind die Anstalten für Krüppel, Lahme, Blinde, Fallsüchtige und Heimatlose, wie die von Bodelschwinghs mit über zweitausend Bedürftigen; da sind die Konfirmanden- und Waisenhäuser voll armer Knaben und Mägdlein, deren Pfleglinge der Kleidung, auch der Konfirmationskleidung bedürfen, die uns die Worte des Dichters Brentano zurufen:

> Wer ist ärmer als ein Kind?
> An dem Scheideweg geboren,
> Heut geblendet, morgen blind,
> Ohne Führer gehts verloren.
> Wer ist ärmer als ein Kind?
> Wer dies einmal je empfunden,
> Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden;

da ist das arme Weib, das das Gotteshaus zu besuchen sich scheut, weil ihm das anständige Sonntagskleid mangelt; da sind ganze Gemeinden — wie die des Pfarrers Klein zu Großsee in Posen — denen der Seelenhirt auch mit Bekleidungsstücken zu Hilfe kommen muß; da bricht der Winter herein, wie ein gewappneter Mann: es gilt der bittern Kälte und dem grimmigen Froste zu steuern, wo das fadenscheinige Kleid des Armen nicht mehr Widerstand leisten mag; es kommt das Weihnachtsfest: soll nicht die wohlthuende Decke, der wärmende Rock bereit sein?

Da müssen wir ja hoffen, daß das Petruswunder sich wiederholt und Tabea wieder aufwacht, ja viele Tabeen erweckt werden, einzelne oder auch die sich in Vereinen zusammenthun, um mit verständigem Sinne und sorglich waltender Hand das Nötige zu besorgen und zu beschicken. Gewiß auch da ist Vorsicht not, und dem Strolche, der umherzieht und klagt, daß er kein Hemd habe, und der deren vielleicht zehn am Tage erbettelt, um sie abends hohnlachend zum Verkauf auszubieten in der Branntweinschenke, ihm ist das Handwerk zu legen. Aber es sollte im geordneten Hause doch nicht fehlen an dem Kleiderkasten; gewiß nicht, daß darin modere, was hineinkommt, sondern damit es darin gesammelt und bewahrt würde, was zur rechten Zeit dem einzelnen Notleidenden oder auch dem bittenden Verein

gereicht werden könnte; und ehrwürdig über das hinaus ist uns der alte Flattich, der dem darbenden Handwerksburschen Strümpfe geschenkt und auf die Einrede der klagenden Hausfrau, warum er ihm denn gerade die guten und besten geschenkt, erwiedert: Schlechte hatte er selber.

Wozu doch das unfruchtbare Ansammeln von Kleidungsstücken in gewaltigen Schränken, als ob nicht die Moden wechselten, und als ob man Methusalems Alter damit zu erreichen gedächte? Wozu das Hinterstellen ungezählter Paare von Schuhen und Stiefeln? Gebts doch fröhlich, was ihr nicht wirklich selbst braucht, dahin, wos so dringend not ist. Ists doch auch desselben Herrn Wort: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, daß sie die Motten und der Rost fressen und die Diebe nachgraben und stehlen. Und unnütz aufgestapelte Kleider — das sind ja recht eigentlich die Dinge, die die Motten fressen. Natürlich, daß es nicht Wohlthätigkeit ist, wenn die putzsüchtige Welt dann die Robe mit Falbeln und Volants und wie man die Dinge heißt, die für sie selbst nicht mehr gut genug erscheint, dem armen Dienstmädchen schenkt und so auch dieses putzsüchtig und eitel auf eitle Fähnchen macht!

Haben wir aber Martins des Kriegsheiligen gedacht, so sei auch noch an das erinnert, was die Vorbereitung des Krieges erfordert und bereits im Frieden bedacht sein will, wie Charpie und Verbandzeug und geeignete Kleidungsstücke für ein Lagern in kalten Nächten und sumpfigen Gräben — auch da ein reiches Feld der Thätigkeit für die zumal weibliche Barmherzigkeit.

Gerade aber diese Art von Barmherzigkeit, die Nackenden zu kleiden, wie sie Christus so ernst und ergreifend vom Kreuze her in Anspruch nimmt, so gewaltig vom Stuhl des Weltrichters sie einfordert, wird zugleich gewürdigt, das Bild zu werden seines höchsten, seines eignen geistlichen Erbarmens. Schon bei Jesajas (61, 10) heißt es weissagend: „Ich freue mich im Herrn, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils und mit dem Rocke der Gerechtigkeit gekleidet, wie einen Bräutigam, mit priesterlichem Schmuck gezieret, und wie eine Braut, die in ihrem Geschmeide pranget.“ Ein hochzeitlich Kleid ist es, was Christus nach der üblichen Deutung des Gleichnisses den Gästen, die zu seiner königlichen Hochzeit geladen sind, schenkend darreicht. Und so singt es das Lied der Kirche:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Von Trier aus wird allerdings in diesen Tagen wieder einmal der angebliche, von den Kriegsknechten unterm Kreuze ausgeloste Rock Christi der Welt zum Heile öffentlich ausgeboten. Er — Christus — selbst hat uns nicht an sein Kleid verwiesen. Nicht seinen Rock hat er der Zukunft verheißen, sondern seinen Geist, der ein andrer Tröster sein soll, den heiligen Geist, der nicht faul noch unfruchtbar sein läßt zu guten Werken. Gerade der Rechtfertigung allein um Christi willen, empfangen im Glauben, entspricht doch das Jakobuswort: „Der Glaube, wenn er nicht Werke, ist er tot an ihm selber. Ein guter Baum kann nicht anders, er muß gute Früchte bringen. Derhalben auch wir — hören wir nicht auf, für euch zu beten und bitten, daß ihr wandelt würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen und fruchtbar seid in allen guten Werken.“ H

## Die christliche Liebe

### nach Sören Kierkegaard*)

Uebersicht: 1. Einleitende Bemerkungen; 2. Barmherzigkeit und Mildthätigkeit; 3. Die Selbstzucht zur christlichen Liebe; 4. Das Ziel der christlichen Liebe; 5. Die Wege der christlichen Liebe; 6. Schlußbemerkungen.

### 1. Einleitende Bemerkungen

Ein gutes Wort über christliche Liebe sollte insbesondre in unsrer Zeit auch eine gute Statt finden. Gegenwärtig genießt sie ja die Ehre, auch von solchen gepriesen und anempfohlen zu werden, die für sich selbst weder das Bedürfnis haben, noch die die Verpflichtung fühlen, sich mit dem Christentum näher einzulassen. Das Gespenst der sozialen Revolution steht uns allen drohend vor Augen. Daß weitere Fortschritte in der Kultur und Maßregeln des Staates es beschwören werden, glaubt kaum jemand im Ernst. Die christliche Religion ist auch nach der Meinung solcher, die ihr persönlich ferne stehen, die einzige Macht, die helfen kann, wenn überhaupt noch zu helfen ist. Und vor allem kommt natürlich die Liebesthätigkeit, welche die christliche Kirche noch jederzeit entfaltet hat, als Heilmittel gegen die Schäden unsrer Gesellschaft in Betracht. Deshalb ist gegenwärtig sehr viel und in sehr ehrenvoller Weise von der christlichen Liebe die Rede, und ein gutes Wort über sie darf schon auf gute Aufnahme rechnen.

Aber auch ein Wort Kierkegaards? Ist von ihm überhaupt ein „gutes Wort“ über dieses Thema zu erwarten? Ein Wort, das unsre Zeit gut finden und als gut anerkennen wird?

Wer von Kierkegaard nur etwa die „Krankheit zum Tode“ und die „Einübung zum Christentum“ gelesen hat, wird vermuten, daß bei ihm das gegenwärtige „praktische Christentum“ und der Appell an die christliche Liebe, der sozialen Gefahr und Not zu steuern, wenig Gnade finden würde. Kierkegaard hätte den Verdacht, daß dieses praktische Christentum das Christentum endlichen Zwecken dienstbar mache und deshalb überhaupt keine Frömmigkeit geschweige denn Christentum sei. Für ihn ist das Christentum die Heilung von der „Krankheit zum Tode“ und dadurch der Weg zum ewigen Leben — sonst nichts. Es hat allerdings auch seine Bedeutung und seinen Segen für dieses Leben; denn wer von der „Krankheit zum Tode,“ der Sünde, der Selbstsucht geheilt ist, wer seine Befriedigung darin gefunden hat, daß er gehorsam gegen Gott, selbstlos dem Nächsten dient, bringt die gesellschaftliche Ordnung mindestens nicht in Gefahr. Insofern ist es ganz richtig, daß man in der Angst vor der sozialen Revolution den Blick auf das Christentum richtet, als die letzte Hilfe in der Not. Aber das Christentum ist doch nur die Heilung von der Krankheit zum Tode, sonst nichts; es kann nur um dieses seines wesentlichen Zwecks, nicht um irgend eines Nebenerfolges willen gewollt werden. Wer es nicht an sich, rein um des ewigen Lebens willen will, der will es nicht und hat es nicht und bekommt auch seine Kraft nie zu erfahren. Endlichen Zwecken, auch wenn sie gut und edel sind, kann das Christentum so wenig dienstbar gemacht werden, daß Christus vielmehr verlangt, seinem unendlichen Gute zu lieb gegebenenfalls auch die edelsten endlichen Güter (Familie und Vaterland) zu opfern. So kann das Christentum auch unmöglich als Stütze der Gesellschaftsordnung gewollt werden, obgleich es gewiß eine solche ist. Christentum ist der „christliche“ Glaube und das „christliche“ Leben eben nur so lang, als sie um ihrer selbst oder des ewigen Lebens willen (beides ist identisch) gewollt werden, und nur so lange sind sie auch Leben und Kraft. Die Beziehung auf das ewige Leben tritt aber bei dem „praktischen Christentum“ doch oft sehr zurück. Und so ist, nach Kierkegaards Auffassung, auch kaum zu vermuten, daß es die Dienste leisten wird, die man von ihm erwartet.

Es ist klar, daß aus dieser Deutung des Christentums auch eine Anschauung von der christlichen Liebe folgen muß, die von der gegenwärtig beliebten und geübten stark abweicht. Die Schrift über „Leben und Walten der Liebe“ bestätigt diese Erwartung fast auf jeder Seite. Der ganze Ton, die Art der Fragestellung und Reflexion sind oft äußerst befremdend. Einzelne Ausführungen sind wie die bitterste Satire über den christlichen Liebeseifer, wie er sich gegenwärtig in Versammlungen, Vereins- und Anstaltsgründungen u. dgl. bethätigt. Was Kierkegaard selbst als Leben der Liebe beschreibt, erscheint häufig als spintisirendes, selbstquälerisches Gesinnungsexercitium ohne Rücksicht auf die praktischen Anforderungen der Zeit und darum auch ohne praktischen Wert für deren Erledigung.

Ist es nun zeitgemäß, daß vielbesprochene Dinge in eine von der gewöhnlichen grell abstechende Beleuchtung gerückt werden, so mag die vorliegende Schrift, wie der Uebersetzer meint, Kierkegaard praktisch wirklich als „höchst zeitgemäße

*) Leben und Walten der Liebe von S. Kierkegaard; übersetzt von A. Dorner; XV, 278 u. 241 S. Leipzig, Fr. Richter. 6 M. — Es wurden in obigem Aufsatz auch Gedanken aus andern Schriften Kierkegaards beigezogen, die sich so in der genannten Schrift nicht finden. Kierkegaards Meinungen sind oft sehr frei wiedergegeben.

Persönlichkeit" erweisen. Andre mögen eher der Meinung sein, daß es höchst unzeitgemäß sei, eine Zeit, die sich endlich, endlich an die Erledigung höchst dringender Arbeiten christlicher Liebe machen will, mit ermüdenden und jedenfalls zunächst unfruchtbaren Reflexionen aufhalten zu wollen. Ohne darüber ein Urteil fällen zu wollen, suchen wir im Folgenden einige Gedankenreihen der Kierkegaardschen Schrift so wiederzugeben, daß die ernst oder ironisch zu nehmende „Zeitgemäßheit" Kierkegaards scharf hervortritt.

### 2. Barmherzigkeit und Mildthätigkeit

Im zweiten Teil redet Kierkegaard in einem besondern Abschnitt davon, daß die Barmherzigkeit eine That der Liebe sei, auch wenn sie nichts zu geben habe und nichts zu thun vermöge (II, 147—167). Hiermit sagt er nun gewiß nichts Neues und Eigentümliches, wie er dies in dem ganzen Buche überhaupt gar nicht will. Auch das werden wir eigentlich selbstverständlich finden, daß, wie er sagt, die mildthätige Gabe, die nicht aus Liebe gegeben sei, vor Gott und der Ewigkeit auch nicht für eine Liebesgabe gelte. Endlich wird man ihm darin ohne weiteres Recht geben, daß die bloße, vielleicht herzlose und protzenhafte Mildthätigkeit für den Unglücklichen verletzend ist und doch oft die Ehre genießt, die nur wahrer Liebe gebührt und so diese verdunkelt. Nur wird man öfter hören, man könne zu wirklichen Liebeswerken doch auch das Geld brauchen, das nicht eben in Liebe gegeben worden sei. Und da man zu den Werken unsers „praktischen Christentums" Geld, viel Geld braucht: muß man da nicht froh sein, wenn man es überhaupt zusammenbringt? Kann man da skrupulös am Geld riechen, ob es auch aus Liebe gegeben sei? Für solche Erwägungen ist jedoch Kierkegaard durchaus unzugänglich; sie weist er mit einer Schärfe ab, die befremden kann.

Gott und die Ewigkeit und das Christentum verstehen sich nach seiner Meinung bloß auf die Barmherzigkeit und in keiner Weise auf das Geld. Man kann sich Gott und die Ewigkeit nicht in Geldverlegenheit denken — das wäre ja lächerlich; ebensowenig kann das Christentum in Geldverlegenheit sein. Man kann Gott und der Ewigkeit nicht mit Geld kommen, während doch der Liebe ihr Lohn zugesichert ist:

O, daß ich das Gesicht darstellen könnte, das die Ewigkeit machen wird, wenn der Reiche auf die Frage, ob er barmherzig gewesen sei, antwortet: Ich habe hunderttausend Thaler an die Armen gegeben. Denn die Ewigkeit wird verwundert auf ihn blicken, wie einer, der die Worte eines andern nicht fassen kann; und dann wird sie ihm die Frage wieder vorhalten: Bist du barmherzig gewesen? (II, 163)

Darum hat auch das Christentum in der unzweideutigsten Weise klar zu machen, daß vor seinen Augen nie Geld an sich etwas gelten könne, sondern nur Liebe; es muß unzweideutig hervorheben, daß der Nachdruck nie darauf liegt, was oder wie viel gegeben wird, sondern nur darauf, wie gegeben wird.

Ist es Barmherzigkeit, den Armen Hunderttausende zu geben? Nein. Ist es Barmherzigkeit, den Armen einen Pfennig zu geben? Nein. Die Barmherzigkeit liegt darin, wie gegeben wird. (II, 163)

Es wäre gut, man predigte einzig und allein von der Barmherzigkeit. Weißt du davon recht zu reden, so wird die Mildthätigkeit von selbst kommen und sich einstellen je nach Vermögen des Einzelnen. (II, 148)

Das direkte Drängen aufs Geben, die bekannte Kunst, „auf den Beutel zu klopfen," ist christlich genommen eine Taktlosigkeit und verletzt die christliche Liebe. Denn sie erweckt, ohne daß sie es gerade will, „die unbarmherzige Meinung, als wäre die Armut und das Elend nicht bloß Geldes bedürftig, sondern zugleich vom Höchsten ausgeschlossen von dem Vermögen, Barmherzigkeit zu üben" (II, 147), da der Arme es ja in der Mildthätigkeit dem Reichen nie gleich thun kann.

Wollte man gegen die von Kierkegaard vorgeschlagene Praxis einwenden, daß dabei doch die Gaben spärlicher fließen möchten und manches christliche Liebeswerk unterbleiben müßte, — so wäre dies ja offenbar eine Bestätigung der Meinung Kierkegaards, die sogenannte christliche Liebesthätigkeit sei durchaus nicht immer eine Thätigkeit christlicher Liebe. Kierkegaard wehrt aber diesen Einwand nicht bloß indirekt ab, sondern verwirft die ganze Betrachtungsweise, die ihm zu Grunde liegt, und entwickelt ihr gegenüber seine Auffassung christlicher Liebe in einer Weise, die unsre Zeit leicht hart oder gar frivol finden wird. Man höre:

„Die Hauptsache ist aber doch, daß der Not auf jede Weise abgeholfen und womöglich alles gethan werde, um aller Not abzuhelfen." So sagt in aller Gutmütigkeit der irdische Sinn und kann nun einmal nicht anders. Die Ewigkeit dagegen sagt: Es giebt nur eine Gefahr, die, daß nicht Barmherzigkeit geübt wird; selbst wenn aller Not abgeholfen würde, müßte dies ja nicht notwendig durch Barmherzigkeit geschehen sein, und dann wäre das Elend, daß keine Barmherzigkeit geübt wurde, ein größeres Elend als alle zeitliche Not.

Die Sache ist die, daß die Welt die Ewigkeit nicht versteht. Dem irdischen Sinn ist und bleibt die Not eben eine irdische und insofern geschäftliche Sache, zugleich ist ihm die milde Gabe eine sinnliche Größe, deren Wert darin besteht, daß sie der Not abhelfen kann. „Der Arme, der Elende könnte ja sterben; — also ist das das Wichtigste, daß Hilfe gebracht werde." Nein, sagt die Ewigkeit, das Wichtigste ist, daß Barmherzigkeit geübt werde, oder daß die Hilfe eine That der Barmherzigkeit sei. „Schaffet Geld, schaffet Spitäler, das ist das Wichtigste!" Nein, sagt die Ewigkeit, das Wichtigste ist die Barmherzigkeit. Daß ein Mensch stirbt, ist im Lichte der Ewigkeit kein Unglück, wohl aber das, daß keine Barmherzigkeit geübt wurde. (II, 162)

Ist es „im Lichte der Ewigkeit" kein Unglück, daß ein Mensch stirbt, hungert, krank ist u. s. f., ist daher im Lichte der Ewigkeit nicht die Hilfe, sondern die Barmherzigkeit das Notwendige, und hat der Christ die Welt im Lichte der Ewigkeit aufzufassen: so kommt die christliche Liebe allerdings nie in Geldverlegenheit. Ja, dann erfordert nicht bloß die Rücksicht auf den Armen, sondern auch die auf den Reichen, daß auf das Geld möglichst wenig Wert gelegt wird. Denn legt man des Reichen großer Gabe irgend welchen auszeichnenden Wert bei, so kommt er in Gefahr, seine Gaben direkt für Erfüllung seiner Liebespflicht zu halten; und dann hat man ihm dazu geholfen, daß er sich selbst vom Höchsten ausschloß, von der Uebung der Barmherzigkeit. Eine falsche Betonung des Geldes ist also eine Lieblosigkeit gegen den Armen und gegen den Reichen; und so würde es allerdings am besten sein, man redete gar nie vom Geben und nur von der Barmherzigkeit.

So hat also Kierkegaards Auffassung ihren guten Sinn. Und doch klingen seine Worte so hart, daß man die Nötigung empfindet, sie sich psychologisch erst verständlich zu machen. Ich lege mir diese und ähnliche Aeußerungen von ihm etwa in folgender Weise zurecht.

Kierkegaard war vermögend, unabhängig, glänzend begabt; aber zugleich litt er von Jugend auf an einem „an Wahnsinn grenzenden" Leiden, war unheilbar schwermütig und glaubte Ursache zu haben, sein Leben als „Pönitenter" zuzubringen. Gegen seine Leiden gab es keine äußere Hilfe, die er sich ja leicht hätte verschaffen können. Er wußte von früher Jugend an, daß er seine Last eben tragen müsse. Und da er zu stolz war, um Gegenstand des Mitleids sein zu wollen, so strengte er alle Kraft seines Willens an, um sie für sich zu ertragen, ohne daß andre viel davon bemerkten, und das gelang ihm auch. Setzte nun aber er seine Ehre darein, seine Leiden, ohne viel Aufhebens zu machen, einfach zu tragen, so that er auch andern Leidenden die Ehre an, ihnen zuzutrauen, daß sie ihr Leiden auch tragen können, wenn sie wollen, und dies von ihnen zu verlangen. Gleich zu klagen und um Hilfe zu schreien, muß ihm verächtlich erscheinen, und ebenso verächtlich ist ihm ein Mitleid, dem gleich das Herz im Leibe vergehen will, wo ein Mensch einen Schmerz hat oder gar sterben könnte. Solches Mitleid leugnet den Geist und behandelt den Menschen als wesentlich sinnliches Wesen; eine freie Seele empfindet es als Beleidigung. Kierkegaard wollte sich dieser Beleidigung weder aussetzen noch sie einem andern anthun. „Mitleid" konnte er aber für seine Leiden aus dem weiteren Grunde vollends nicht beanspruchen, weil er eben dadurch zum Christentume hin- und immer tiefer in dieses eingeführt wurde. Er war sich bewußt, daß sein „Pfahl im Fleisch" für ihn eine Wohlthat war, für die er Gott danken mußte. Er glaubte an sich erfahren zu haben, daß man ohne Leiden nicht ins Reich Gottes komme. Sah er nun einen andern leiden, so mußte er doch dessen Leiden ebenso auffassen wie das eigene. Bemerkte er, daß einen andern sein Leiden wirklich unglücklich macht, so konnte er von seiner Erfahrung aus vermuten, daß der Betreffende wohl nur noch nicht genug gelitten habe. Und ist ein Mensch so in der

Not, daß von menschlicher Hilfe nichts mehr zu hoffen ist, so kann Kierkegaard die Situation vortrefflich finden und ausrufen: Gottlob, er ist in der Klemme! — in der glücklichen Klemme, die den Menschen unbedingt nötigt, sich allein an Gott zu halten.

So kann Kierkegaard, der in schlimmen Stunden sich selbst für „den Unglücklichsten" halten mochte, namenlos hart sein; und doch glaubt er in seiner Härte erst das rechte menschliche und christliche Zartgefühl erreicht zu haben. Als Mensch traut er jedem Menschen die Kraft des Geistes zu, alles Leid der Welt zu ertragen, indem er „die Bewegung der unendlichen Resignation" vollzieht. Als Christ weiß er, daß jeder Christ durch Gott die Welt „mehr als überwindet" und unter allen Leiden dieser Zeit selig ist, und daß jeder Mensch diese Höhe erreichen kann. Darum ist es für ihn taktlos und irreligiös, zu sagen: „Es muß eben geholfen werden" — wie wenn je ein Mensch auf menschliche Hilfe angewiesen wäre! Darum muß jede Hilfeleistung *schamhaft* dargereicht werden, damit sie nicht den Menschen und Christen in dem Armen verletze. Darum kann Kierkegaard auch das Wort wagen: „Sei barmherzig, *dann läßt es sich machen, Geld herzugeben.*" —

Hierzu sei noch beiläufig bemerkt, daß Kierkegaard selbst, soviel mir bekannt ist, sehr mildthätig war. Chr Sch

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 15. Herr Echternacher

Es war genau um vier Uhr nachmittags, die Uhr im Turm der evangelischen Stadtkirche sagte es, und merkwürdigerweise genau in demselben Augenblick auch die Uhr des Rathausturmes, sonst hatten die beiden Uhren Gründe, nicht übereinzustimmen.

Es war genau um vier Uhr, als Erwin und Friedrich, beide schwarz gekleidet, auf einen Bekannten, einen Kaufmann, stießen: Nun, ihr seid ja beide wie zu einem Begräbnisse gekleidet, sagte dieser. Friedrich, der jüngere und redseligere, antwortete rasch: Der Herr Echternacher ist gestorben und vorhin begraben worden.

Herr Echternacher? Echternacher?!

Es erstaunt mich nicht, daß du ihm nicht begegnet bist; du bist mehr auf Reisen als hier. Er war kein Einheimischer und wohnte auch erst einige Jahre hier, sagte Erwin.

Friedrich fuhr dann aber fort: Es war ein drolliges Leichenbegängnis.

Ein drolliges Leichenbegängnis?

Ja, wirklich komisch! Sie hätten sehen sollen, wie das war. Auf drei Uhr war ein kleiner Hausgottesdienst angesetzt. Wir zwei waren die ersten. Gleich nach uns kam ein liberaler Freund Herrn Echternachers und fragt: Wer wird das Begräbnis abhalten? Erwin sagt: Nach seiner eignen Bestimmung Herr Pfarrer Weber! So — der? sagt jener gedehnt. Es kommen dann andre Freunde, immer mehr und mehr, liberale und positive. Wie sie sich musterten, wenn jeder sich unbeobachtet glaubte, keine Richtung war auf die andre gefaßt. Wie kommen denn *die hierher*? dachten die Positiven. Wie kommen denn *die hierher*? dachten die Liberalen. Knapp vor drei Uhr erschien der Geistliche, auch ihm mußte die Zusammensetzung der Versammlung unerwartet sein, er sah, als er seine Ansprache begann, prüfend über seine Zuhörer hin. Als sich dann die Leidtragenden auf der Straße ordneten, suchte jeder möglichst unauffällig seinesgleichen, immerhin kamen rechts und links ein wenig in Unordnung. Es war wirklich drollig!

Aber wie war das denn mit Herrn Echternacher?

Was Friedrich drollig nennt, das wäre für Herrn Echternacher ein tiefer Kummer gewesen, fiel nun Erwin ein. Friedrich kannte ihn so gut wie gar nicht, lockere Vereinsbeziehungen, was will das heißen? Ich kannte ihn aber seit Jahren und weiß genau, wie es mit ihm stand.

Doch nicht so was wie ein Laodiceer?

O nein! nein! Er war weder kalt noch lau, er war ein warmer und entschiedener Mann. Das Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit war mächtig in ihm, das Gebet war ihm ein Suchen



nach der Vaterhand Gottes, ernstlich und einem eingeborenen naiven Drange gehorchend war er bestrebt, auch den Tag in seinen kleinen irdischen Teilen auf Gott zu beziehen, und Christus war ihm der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Aber?

Aber? echote Friedrich etwas scharf und mißvergnügt.

Es folgt kein Aber, fuhr Erwin ruhig fort. Bei seinem bewegten religiösen Innenleben und seinen theologischen Interessen mußte er mit Notwendigkeit den Richtungen unsers heutigen Protestantismus gegenüber zunächst innerlich Stellung nehmen. Er empfand einen starken Zug zu den Positiven.

Aha! ließ sich Friedrich vernehmen. Erwin ergriff lächelnd seine Hand, drückte sie leise, und Friedrich war versöhnt. Die Korrektur vorhin war ihm unangenehm gewesen, er war reizbar.

Erwin aber sprach weiter: Ja, zu den Positiven, oder wie mein seliger Freund regelmäßig, wenigstens im Gespräche mit mir sagte, den sogenannten Positiven. Der große Gesichtspunkt, aus dem man heute die Parteien betrachten muß, pflegte er wiederholt auszuführen, ist die Frage, ob sie erhaltend, rettend, aufbauend sind, oder ob ihre Ideale und ihre Maßnahmen — natürlich ungewollt — die sittlichen Hebungs- und Widerstandskräfte des Menschen schädigen oder gar aufheben. Sieh, was deutsch im deutschen Volke ist, das retten oder erhalten doch heute noch die sogenannten Positiven, sagte er einmal zu mir; und ein andermal, wo er in innerer Unruhe war und seine Sympathie für *diese* Christen vor sich selbst zu rechtfertigen bestrebt war, führte er aus einer reichen Erfahrung, die er in den Beobachtungen eines intimen Verkehrs aufgesammelt hatte, aus, daß viele der sogenannten Positiven es wirklich in ihrem gesamten Leben ernst nehmen: sie haben mehr ursprüngliche subjektive Religiosität, die Energie ihres Christenlebens ist mir zweifelloser als bei ihren Gegnern. Es sind unter ihnen mehr, die treu geblieben sind, treu den Absichten, Idealen und Gelöbnissen ihrer Jugendjahre.

Aber —, schaltete hier der Kaufmann von neuem ein.

Du bist ja unerbittlich! sagte Erwin mit freundlicher Ruhe. Hier kommt nun wirklich bei meinem Freunde ein Aber. Aber es entging ihm bei vielen unter denen, die sich in kindlicher Zuversicht für „die Christen" hielten und den großen Mut hatten, sich auch so zu bezeichnen, doch nicht, daß hier ein gewisser Mangel an durchgebildetem Urteil und fortgeschrittener, eine weitere Umschau ermöglichender Bildung, eine Enge der Gesichtspunkte und eine betrübende Verständnislosigkeit dem Reichtum des Lebens gegenüber verschuldete; besonders aber stieß es ihn ab, daß diese Christen diese Enge und diesen Bildungsmangel als ein Verdienst, ja als ein wesentliches Merkmal eines ernsten und geläuterten Christensinnes betrachteten und danach andre beurteilten!

Lange Haare, Leisesprechen, schlechte Zimmerluft! platzte hier Friedrich heraus.

Erwin sah Friedrich mißbilligend an und sagte: Du kanntest Herrn Echternacher wirklich nicht! Nein, die Sache lag anders. Er war voll Liebe zur Kunst, er freute sich an aller echten Poesie, er liebte sehr die Musik, er besuchte oft das Theater. Und wenn er nun sah, wie Christen, die es ernst mit den Forderungen des Herrn Jesu Christi nahmen und die ihr Leben fromm und tüchtig lebten, redliche, wohlmeinende, aber da und dort in ihrem Urteil befangene Gemüter sich selbst das Theater versagten und andre in ihrem Gewissen wegen dessen und wegen weltlicher Musik irre oder doch ängstlich machten, dann sagte er, er werde sich nie und nimmer auf diesem Gebiete in seiner unbefangenen Bildung vergewaltigen lassen. Ja, es konnte dann so weit kommen, daß er monatelang allen Positiven auswich und wohl im engsten Kreise mit Bitterkeit von den Bornirtheiten der Christen sprach. Thue ich ihnen, sagte er einmal, mit herzlicher Sympathie drei Schritte entgegen, gleich, an demselben Tage noch, muß ich mindestens einen innerlich zurück thun, weil sie von mir verlangen, ich müsse ihre Enge für die wahre Weite anerkennen und bei Nennung von Goethes Namen doch immerhin ein leises Bedauern einfließen lassen, so groß er auch sei.

Erwin schwieg hier und besann sich eine Weile, dann

sagte er: Erinnert ihr euch einer kleinen Ausführung, die unsre Zeitung vorigen Winter in ihrem Feuilleton unter der Ueberschrift: Welche Komödie ist nun die schlimmere? brachte? — Nicht? Nun, man übersieht ja solche kleinere Mitteilungen. Sie war von Herrn Echternacher. Es hieß da etwa, der Einsender komme von der Reise nach einer fernen Stadt zurück. Dort sei eben ein Millionär unter besondern Ehrenbezeugungen begraben worden; wie er aber seine Millionen erworben habe, sei ein öffentliches Geheimnis. Trotzdem habe der Geistliche, der die Trauerhandlung zu leiten hatte, nicht den Mut gefunden, sich nur auf die Mitteilung einiger Thatsachen des äußern Lebensganges zu beschränken, sondern habe, wenn auch mit Zurückhaltung, doch mehr gesagt, als er vor Gott, vor seinem Gewissen und im Angesicht einer Zuhörerschaft habe verantworten können, deren sittliches Urteil er nunmehr verfälscht oder deren Achtung vor dem geistlichen Amte er vermindert habe. Welche Komödie wirkt demoralisirender, die vor den Theaterlampen, in der ein Schauspieler spricht, den man nicht für bar nimmt, oder die unbeabsichtigte aber thatsächliche Komödie vor dem Grabe, in der im ernstesten Augenblicke ein Mann Risse verkleistert, den man immer in jeder Sache und an jedem Orte für bar nehmen sollte?

Friedrich hatte schon einige male Zeichen von Ungeduld zu erkennen gegeben, er brannte darauf, Erwin sich wieder innerlich entgegenkommend zu erweisen, und als nun dieser eben inne hielt, sagte er: Einen andern Beitrag des Herrn Echternacher habe ich mir, ich weiß nicht mehr, für wen, aus der Zeitung geschnitten und in meine Brieftasche gelegt. Er ergänzt das, was Erwin gesagt hat, ich will ihn vorlesen. Nun suchte er heftig, blätterte zweimal das ganze Büchlein durch und fand ihn endlich da, wo er vernünftigerweise allein sein konnte, in dem kleinen Mäppchen allein auf der Innenseite des Rückendeckels. Friedrich las nun, indem die Freunde langsam weiterschritten, Folgendes vor:

Manche unsrer Freunde mißtrauen dem Schönen, als vertrüge es sich nicht mit der Religion; ebenso verklagen andre, denen Frömmigkeit eine Verkürzung des Lebens einzuschließen scheint, die Religion, daß sie dem Schönen nicht sein Recht zugestehn. Hier liegt eine ebensogroße Verkennung des Schönen wie der Religion vor. Das Schöne bringt so lange, als man unmittelbar unter seinem starken Einfluß steht, die Sünde zum Schweigen; die Religion erlöst von der Sünde; darum kann an sich das Schöne nicht von der Religion entfernen, und die Religion kann sich des Schönen freundlich, ja dankbar annehmen. Ja, der Religion darf das Schöne als sie selbst in Form krystallisirt vorkommen, und wenn das Schöne sich auf sich selber besinnt, muß es freudig erschreckend erkennen, daß sein Geist, den es als Körper umschließt, das Heilige ist.

Erwin hatte aufmerksam zugehört, nun dankte er dem Freunde, daß er das Wort des Toten gerade für seinen Begräbnistag gerettet habe, und fügte dann hinzu: Vielleicht hat es Herr Echternacher gesagt, vielleicht aber rede ich das nur in seinem Sinne, was ich nun hinzufügen will. Auch der Herr Christus hat das Schöne geliebt, auch er hatte ein Auge für das, was das Leben reizend und erfreulich umkleidet. Auch er teilte die Vorstellung von irdischer Pracht, wie sie in dem Königtum Salomos erschien, aber von Salomos Herrlichkeit glitt sein Auge hinüber zu den Lilien des Feldes; die stumme, innige Schönheit der Blumen ward von ihm empfunden; in ihm lebte die irdische Jugend, die durch Anmut und Lieblichkeit unwiderstehlich angezogen wird. Die Lilien des Feldes, die sein heiliger Mund pries, die hat seine Hand liebend berührt, er hat ihrer welche gebrochen, sie auf der Wanderung mitgenommen, sie dankbar betrachtet und sie in die Hände gelegt, die ihm die liebsten waren, seiner Mutter, der Seinigen, der Jünger.

Das alles führt uns ab von unserm Thema, fiel hier der Kaufmann ein. Mich interessirt vor allem, was Herr Echternacher vielleicht noch gegen die Positiven auf dem Herzen hatte.

O ja, da gab es noch manches, das unser Freund nicht rund brachte, wie er zu sagen pflegte. Da, wo er die sogenannte gläubige Richtung als die herrschende sah, mußte er sehen, daß



sie es machte wie die Gegner: auch sie sah in den ihr zugänglichen Kreisen auf Gehorsam, sie erzwang einen regelmäßigen Kirchenbesuch und ließ in bestimmten Stellen nur ihre Leute zu. Wie kann das sein? fragte er. Man fordert die innere Umkehr, man rühmt Luther, daß er den verloren gegangenen Sinn aufrichtiger Buße, der Metanoia, in den Aengsten seines Seelenlebens wieder gefunden habe, und doch gibt man sich, ich meine mit geschlossenen Augen, zufrieden, wenn nur mitgemacht wird. Denn soviel Menschenkenner sind ja doch unsre Freunde, daß sie ohne weiteres annehmen müssen, daß viele eben aus Klugheit nach rechts gehen, wenn das Zeichen der Zeit nach rechts weist. Wie bringe ich das rund?!

Ich darf euch nicht verbergen, sagte Erwin mit Widerstreben, aber fortgezogen und gezwungen durch das freigewordene und drängende Wort, ich glaube, daß Herr Echternacher, so lieb ihm auch die Positiven waren, im Stillen halbwegs froh war, daß sie nicht unumschränkt herrschen können. Er war eben kein eigentlich praktischer, zu äußerer Wirksamkeit und Einflußnahme drängender Mensch, sonst hätte sich dieser Widerspruch irgendwie in ihm gelöst. Und es ist doch ein seltsamer Widerspruch, dieselben Leute als die Erhaltenden zu lieben und doch gerne die freie Entfaltung ihrer erhaltenden Thätigkeit eingeschränkt zu sehen.

Ich meine, der Widerspruch löse sich durch einen Willensakt, kraft dessen wir uns der Erfahrungsthatsache unterwerfen, daß bei jeder Einwirkung auf das Leben Vergewaltigungen unterlaufen, und daß uns nur die Wahl bleibt, wem wir lieber diese Vergewaltigung gestatten wollen, den wohlmeinenden Erhaltenden oder den wohlmeinenden Auflösenden. Doch ich will nicht von mir, sondern von Herrn Echternacher reden.

Wenn ihr nicht ungeduldig werdet, so laßt mich noch eines hinzufügen. Geradezu ein Steckenpferd von ihm war der Gedanke, daß Orthodoxie und Rationalismus Geschwister seien, da beide zu Beweisführungen ihre Zuflucht nehmen, beide durch Lehrsysteme auf dem Wege über den erkennenden Verstand überzeugen wollen. Beide waren ihm nur Wortemacher, die über den Eifer der Beweisführung sich und andre von dem Quellpunkt aller Frömmigkeit, der wortlosen Sehnsucht des Gemütes, rein zu werden und als ein Gotteskind fortan zu fühlen und zu handeln, nur zu weit entfernten.

Höre, Erwin, unterbrach ihn der Kaufmann, du fängst an, bei deinem eignen Feuer zu schmelzen und bringst mir auch zu viele Fremdwörter. Laß mich etwas andres hören. Ich bin gespannt, wie er sich meiner Partei gegenüber verhielt.

Ach richtig, du bist ja liberal! sagte Erwin lächelnd und fügte scherzend hinzu: Was ist eigentlich ein liberaler Christ? Ist er liberal gegen sich oder gegen andre?

Friedrich bezichtigte Erwin entrüstet des Mangels an Objektivität, aber Erwin schien an der Last dieses Vorwurfes nicht schwer zu tragen, sondern ging getrost auf die Beantwortung der vorhin an ihn gerichteten Frage ein.

Den Leuten, die sich Liberale nennen, stand der Theolog in ihm — wohlverstanden: der Theologe, nicht der Christ — allerdings nahe. Es konnte ihn nichts an der freudigen Zuversicht irre machen, daß Gott dem Menschen den Wahrheitssinn verliehen habe, und daß man ihn sich unter keinem Vorwande dürfe verfälschen lassen. Wenn positive Freunde mit Ironie von der Wissenschaft sprachen, die heute das unumstößliche Ergebnis von gestern belächle, um morgen das Ergebnis von heute wieder preiszugeben, so fühlte er sich sofort so fremd berührt, daß er den Schritt, um sein Bild zu gebrauchen, vor ihnen zurückwich, den er ihnen entgegengethan hatte. Leugnen sie denn, daß die Wissenschaft keine Ergebnisse gehabt habe? Benutzen sie nicht täglich in Eisenbahnfahrten, in Drahtberichten, in trefflichen Bildern, in der Auswahl und Zubereitung ihrer Speisen die Ergebnisse der Wissenschaft? Fehlt ihnen denn so der freie, unbefangene Blick, daß sie die Bedeutung des Irrtums für den Prozeß der Wahrheit wirklich nicht zu erkennen vermögen? Sehen sie nicht, daß das Leben der Wissenschaft in der Selbstaufhebung besteht? Die neue Erkenntnis wurde ermöglicht durch eine vorhergehende und ist nur dazu da, eine kommende vorzubereiten. Der Irrtumsbestandteil einer wissen-

schaftlichen Erkenntnis zwingt zu erneuter Bearbeitung derselben, der Wahrheitsbestandteil aber gliedert sie an die festen Ergebnisse, die als eine sich immer vergrößernde Kette Ring um Ring durch die Jahrhunderte hindurch ansetzt. Benutzt ihre Apologetik nicht sehr dankbar die Ergebnisse der Keilschriftentzifferung? Wird denn Gott korrigirt, wenn wir etwas korrigiren müssen, das Menschenhände einmal mit Rohr und Farbe niedergeschrieben haben?

Zornig rief er einmal: Hat denn Kant umsonst gelebt? Sobald wir über Gott und göttliche Dinge nachdenken, dann haben wir nur die irdischen Mittel, die uns Gott gegeben hat, die fünf Sinne und den Verstand, und mit diesen Mitteln erkennen wir aus allem, auch an den Offenbarungen Gottes, nur den natürlichen Ablauf, wie er an die Gesetze der mechanischen Welt, nach dem Willen Gottes, gebunden ist. Wo dieser unser Wahrheitssinn stockt und nicht weiter kann und sich unnachgiebig erweisen muß, da soll er demütig und der Verzeihung Gottes sicher sagen, wie der Scheich ül Islam: „So meint es der arme Scheich Osman, Gott aber weiß es besser!“ Wer aber darf den, der das Erfahrungswidrige nicht glauben kann, einen Gottlosen nennen, sich selbst aber als einen Gläubigen empfinden, der das Rechte glaubt? Mit einem Worte, Herr Echternacher nahm die Ergebnisse einer Kritik, die von redlichen Männern aus unbefangener Hingabe an die Wahrheit geübt worden war, zwar nicht als die letzte Antwort, aber als irdisch berechtigte und notwendige Auskunft über die irdische oder besser diesseitige Seite der betreffenden Frage hin, und schalt ihn darum einer seiner positiven Freunde, so sagte er wohl: Ich tröste mich mit dem Apostel Paulus, auch er sah nicht die göttliche Wirklichkeit, sondern nur ein Spiegelbild; ihm war das Wort, ahnungsreich zwar, aber dunkel, das die heutigen Schriftgelehrten so fest ausprägen und dessen Verständnis sie zu einer Seligkeitsbedingung machen möchten; auch Paulus war an das irdische Erkenntnisvermögen gebunden, darum war sein Erkennen nur ein stückweises; auch er hatte nur am farbigen Abglanz das Leben.

Erwin hielt inne, er sah mit fröhlichem Blick den Kaufmann an und sagte: Mein Lieber, ich vermisse nun dein Aber! Wo bleibt es??

Welches Aber? fragte dieser überrascht.

Nun das Aber, das Herr Echternacher gegen deine Freunde einzuwenden hatte.

Und er hatte eines einzuwenden! Er war zwar eifriges Mitglied ihres Vereins für wissenschaftliche Theologie, er las die Mappe, in der die Blätter der kritischen Richtung den Kreis der Gesinnungsgenossen durchliefen, aber er besuchte keinen Gottesdienst von Geistlichen eurer Richtung. Manche sind zwar rechte Seelsorger, so sagte er, sie sorgen für die ihnen vertrauenden Seelen, weil sie Christen sind, andre aber sind Seelenbekümmerer, weil sie nicht von Christus und dem in ihm gegebenen Heile reden, sondern von den Meinungen der Menschen über Christus und christliche Dinge, also von dem Streite der Zeit.

Das muß er aber an den Orthodoxen oder doch an vielen Orthodoxen auch zu tadeln gehabt haben, nach dem zu schließen, was du vorhin sagtest, warf der Kaufmann ein.

In der That! Nur glaubte er unter diesen mehr suchende Christen, allerdings aber auch mehr selbstgewisse, zu finden, als unter jenen.

Ein zweites Aber entfernte ihn eben so weit von den sogenannten Liberalen, das war das, daß sie mit Kant nicht ganz Ernst gemacht hatten: wenn sie darauf fußten, daß auch die göttlichen Dinge uns nur in einem endlichen Verstande wahrnehmbar wären, der an Raum und Zeit gebunden ist und alles, womit er sich beschäftigt, nach bestimmten Denkformen verarbeiten muß, so sah er, daß doch viele mit dem Nachweise des Menschlichen die ganze Sache erschöpft zu haben glaubten, und daß eben diese in keiner Weise die Andern verstanden, die im Glauben die zweite, jenseitige Seite derselben Sache hinzuzufügen suchten, kraft des Rechtes einer Monas, die sich in den Bedingungen der Zeit eingeschlossen sieht und doch spürt, daß sie in der Ewigkeit wurzelt.

Halt ein! rief der Kaufmann. Auch Friedrich sah gelangweilt darin. Ich war im Ausdruck nicht glücklich, gestand Erwin zu. Nun laßt mich noch sein letztes Aber erwähnen, dann habe ich das gesagt, zu dessen Beantwortung ihr mich ja aufgefordert habt. Wenn der kritische Theologe die Diesseitigkeit eines Teiles oder einer Stelle der Bibel nachgewiesen hatte, so nahm ihm das Herr Echternacher nicht übel, er nahm ja sein Ergebnis an; aber übel nahm er, daß nun manchem Theologen und den zahllosen Laien, die in die Resultate dieser Forschungen eingeweiht wurden, jene Stelle wertlos wurde. Ein Einschiebsel?! — und wenn es ein Wort vom frömmsten Gehalte war, vielleicht vierhundert Jahre nach der Abfassung des Uebrigen von einem frommen Mann in reiner Absicht eingeschaltet, wie du einem Kirchenliede von 1530 im Jahre 1872 eine Strophe hinzudichtetest, um den Gedanken noch wirkungsvoller zu machen, ohne daß irgend ein Mensch, auch nicht ein Kritiker, daran dächte, dich einen Fälscher zu nennen: ein Einschiebsel? — fort damit auf den Kehrichthaufen des kritischen Weltgerichtes! Was wirkt, ist echt, war Herrn Echternachers feste Ueberzeugung, oft führte er das schöne Wort, das der hochbetagte Goethe in dem Gedichte Vermächtnis ausgesprochen hatte: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr,“ im Munde. Erst soll es nicht von Gott sein, sie weisen mit Glück das Menschliche nach Zeit, Ort, Beweggrund nach, und kaum ist es zu dem von ihnen so hochrespektirten Menschlichen geworden, so ist es ihnen völlig wertlos. Was da Offenbarung! Welt und Geschichte ist für uns von Kant Belehrte Offenbarung. Nun offenbart sich da ein Stück Welt, und da ists eben für sie doch nur eine Probe gemeiner und langweiliger Wirklichkeit. Sie beseelen nicht das Diesseitige und entseelen das Jenseitige. Viele, viele unter ihnen, verbesserte sich dann Herr Echternacher nach einem solchen Ausbruch; dann sah er mich wohl lächelnd an und sagte: Höre, Erwin, es bleibt dabei: ein Positiver ist darum noch kein Christ und ein Liberaler darum noch kein Unchrist!

Der Kaufmann hatte im ganzen aufmerksam zugehört, jedenfalls aufmerksamer als Friedrich, dem Erwin zu viel sprach, und der gern inzwischen von hundert andern Dingen geredet hätte, und der Kaufmann sagte nun: Eines interessirt mich noch zu hören: wie kam Herr Echternacher nun praktisch zurecht?

Erwin erwiderte: Wie ich die Sache ansehe, sollte man fragen: Wie kam das Zeitalter mit ihm zurecht? Die Liberalen zählten ihn zu den Ihrigen und entschuldigten seine offenkundigen Bemühungen als ein frommer Christ zu leben mit der Erinnerung daran, daß er ein Pfarrerssohn sei. Die Positiven zählten ihn ebenfalls zu den Ihrigen, nur fanden sie ihn nicht „gefördert“ genug. Er selbst hoffte darauf, mit Innigkeit hoffte er darauf, daß er vor Gott als ein Christ erkannt werde, und lehnte es entschieden ab, sich selbst nicht als ein Christ zu erscheinen, weil er die Meinung, die andre und zwar von ihm Verehrte von dem Christentum sich gebildet hatten, nicht teilte. Er wußte, daß die positive Presse eine Stellung wie die seinige zu den theologischen Fragen von oben herab als Rückkehr zu dem alten Rationalismus, die liberale Presse nicht minder von oben herab als Mangel an Konsequenz bezeichne; er wußte aber auch, daß beide das eigentliche Objekt, das ihn und andre ihm unbekannte Gesinnungsgenossen Erfüllende und Treibende nicht sähen.

Mit absichtlich pathetischem Tone bezeichnete er zuweilen das als die Tragik seines Lebens, daß er nicht in einem Zeitalter geboren sei, das ihn für voll nehme. Ich sage: absichtlich, denn er machte keinen Lärm um sich. In gleichem Zusammenhange und Sinne nannte er denn auch wohl jenen wackeren Ahnherrn, der 1622 von Echternach ausgewandert war, um sein evangelisches Bekenntnis bewahren zu dürfen und der in einem Dörflein des Thüringer Landes Glaubenssicherheit, Heimat und Zukunft und den neuen Familiennamen gewonnen hatte, seinen Vater Tantalus, der ihm den Namen gegeben habe und es verschulde, daß nun ein so später Enkel von den Realitäten seiner Zeit schmerzlich berührt, Schritte zurückthue, wo er so gerne mit freudigem Schritte voranginge.

Ein ominöser Name! sagte Friedrich; Herr Echternacher gefiel ihm immer schlechter.

War er dir je aufgefallen? fragte Erwin. Friedrich mußte schweigen.

Erwin berichtete dann weiter: Mein Freund hatte keine rednerische Begabung; da sein Beruf ihn an die Schreibstube band, hatte er auch keine eigentliche Nötigung zu öffentlichem Hervortreten erhalten. Dagegen war ein starker Drang zu dienen in ihm. Er war Rechner in einigen der innern Mission unterstehenden Vereinen; er ließ sich Distrikte für die Armenpflege anweisen und griff dabei still und unermüdlich in die eigne Tasche. Er schmückte den Weihnachtsbaum im Vereinshause. Da konnte es aber vorkommen, daß er plötzlich verschwunden war; er hörte vielleicht, während er auf hoher Stelleiter stand, um den Stern oder den Engel auf der Spitze des hohen Tannenbaumes anzubringen, einen Gehülfen der innern Mission bei dem Befestigen einer rätselhaften Figur am Baume einen Scherz über die Darwinsche Theorie gegenüber einem andern äußern, und dann machte das Gemisch von Unkenntnis, Verwechslung von Theorie und unberechtigten Folgerungen aus der Theorie, Leichtfertigkeit im Urteil und Bildungsmangel, das in dem ganz haltlosen Gerede über Darwin sich offenbarte, ihn so mißtrauisch und unlustig gegen die Positiven, daß er still nicht bloß äußerlich auf einige Zeit das Feld räumte.

Die dem Christentume feindlichen Grundinstinkte Friedrichs lehnten sich immer mehr auf; Herr Echternacher war ihm eben innerlich irgendwie sehr im Wege. Er fragte mit einiger Schärfe: Wie war das doch mit seiner Wirksamkeit im Kirchengemeinderat?

Erwin erwiderte: Er war allerdings Mitglied des Kirchengemeinderates, und zwar war er nach einer Vorschlagsliste der Positiven gewählt worden. Er kam aber — wie das Friedrich offenbar bekannt war — selten oder gar nicht zu den Sitzungen. Er wußte, daß er in der einen Frage unbedingt mit den Liberalen stimmen mußte, in einer andern mit den Positiven, er war innerlich kein Parteimann und wußte, daß das von außen angesehen und im Munde der wortreichen und oberflächlichen Parteischwätzer wie Schaukelpolitik erschien. Da blieb er lieber weg.

Da hätte er sich besser nicht sollen wählen lassen, meinte der Kaufmann.

Ja, das hätte er unterlassen müssen, bestätigte Erwin. Doch erkennt man oft erst dann deutlich die praktischen Konsequenzen, wenn man sich in die Verwicklungen des praktischen Lebens begeben hat. Sein Fehler lag darin, ich wiederhole meine Ansicht von vorhin, daß er sich nicht mit sehenden Augen und festem Willen entschied, die Partei, die er als immerhin beste zur Zeit erkennen mußte und ja auch erkannte, mit ruhiger Hinnahme ihrer Unvollkommenheit und mit ruhiger Hinnahme der falschen Beurteilung, die ihn selbst bei ihr traf, rücksichtslos, aber auch rücksichtslos gegen sich und innerhalb der Grenzen strengster Wahrhaftigkeit zur seinen zu machen. Die Geschäfte Gottes können wir zur Zeit offenbar nur in irgendeiner Einkleidung besorgen, wie ja auch der Nahrungsstoff nicht rein erscheint, sondern als Brot, als Fleisch, als Milch genossen wird und in der einen Einkleidung lieber genommen wird, als in der andern.

Giebt es nun viele solcher Echternacher in unsrer Zeit? fragte der Kaufmann.

Ich glaube, sehr viele! gab Erwin zur Antwort.

Hier waren die Freunde an einer Straße angelangt, wo ihre Wege sich trennten. Sie verabschiedeten sich mit freundlichem Händeschütteln.

---

## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

(Genève, H. Georg)

1

Amiel, der Verfasser vorliegender Fragmente, war zu seinen Lebzeiten beinah unbekannt; erst nach seinem Tode hat ihm dies Tagebuch in Frankreich eine Berühmtheit eingetragen, die etwas Tragisches hat. Ist doch dadurch erst ans Licht getreten, was eigentlich in ihm war, und was er im Leben und Wirken, in wissenschaftlichen und poetischen Werken nicht hatte zum Ausdruck bringen können.



Für uns Deutsche hat das Buch ein besondres Interesse. Sind sich doch alle französischen Kritiker, Renan, Le Bourget, Caro und der Herausgeber des Tagebuchs, Edmond Scherer, darin einig, daß Amiel seinen Ideen und ihrer sprachlichen Formulirung nach, mehr ein Kind des germanischen als des romanischen Geistes ist. Sie verstehen unter germanisch das Bestreben, Dinge, die verschiedenen Geistesgebieten angehören, im Denken und Ausdruck zusammenzufassen, wodurch die Sprache etwas Unbestimmtes, Vages, Ahnungsreiches erhält, darum an der Bestimmtheit und Genauigkeit verliert, die dem Franzosen eignet, der die Dinge einzeln ins Auge faßt, sie in ihre Bestandteile zerlegt und hintereinander gruppirt.

Amiel erörtert unbefangen auch die Fragen, die heute bei uns die Gemüter auf religiösem Gebiet bewegen. Und die Art und Weise, wie ein so eigenartiger, selbständig denkender, ringender, nach Gott verlangender Geist sich mit ihnen auseinander zu setzen versucht, kann für uns nur von höchstem Interesse sein.

Hier ist einmal ein französisches Buch, das in Deutschland vielleicht tiefer gewürdigt werden kann als in Frankreich. Es wirkt auf uns einigermaßen befremdend, daß die französischen Kritiker so ganz bei der stilistischen und formalen Seite der Gedanken stehen bleiben, ohne diese selbst und ihre Bedeutung einer nähern Prüfung wert zu erachten, ja das Bestreben, Wissen und Glauben einen zu wollen, beinah als germanische Krankheitserscheinung abthun.

2

Der langjährige Freund des Verstorbnen, Edmond Scherer, giebt in seiner einleitenden, feinsinnigen psychologischen Studie über Amiel nur wenige biographische Notizen. In Genf geboren, früh verwaist, wächst er unter Fremden auf. Zart besaitet, mit den Bedürfnissen eines weichen Gemüts, darbt und leidet der Knabe ohne die Zuflucht der Mutterliebe und stößt sich wund an den Ecken und Kanten seiner kindischen Genossen. Sein liebebedürftiges Herz fühlt sich zurückgestoßen und verletzt durch die dem Genfer eigne Trockenheit und Ironie, seine Gewissenhaftigkeit durch die in allen Schulen mehr oder minder üblichen Lügen und Ränke. So weist ihn früh alles auf den Verkehr mit dem eignen Innern hin.

Nach Absolvirung seiner Studien bringt er zu seiner Ausbildung mehrere Jahre in Deutschland zu, und zwar in Heidelberg und vier Jahre in Berlin. Diese Zeit ist der Glanzpunkt seines Lebens. Er erwähnt Steffens, Marheineke, Neander, Felix Mendelssohn, Thorwaldsen und Lachmann unter seinen nähern Bekannten. Die Erinnerung an die Zeit des völligen Sicheintauchens in die deutsche Wissenschaft, des Glücksgefühls, das ihn überkommt, wenn er morgens seine Lampe anzündet, um sich in seine Studien zu vertiefen, hat ihn zeitlebens erquickt.

Nach Genf zurückgekehrt, wurde ihm bald ein Lehrstuhl der Aesthetik angeboten, da durch innere politische Verhältnisse verschiedene Professuren frei geworden waren. Unbekannt geworden mit den Verhältnissen dort, trat er das neue Amt ahnungslos an und sah sich dadurch in eine Parteistellung gedrängt, die ihm ebenso antipathisch war, wie sie ihm unverdiente Feindschaften zuzog, unter denen er schwer litt. Später vertauschte er dies Lehramt mit einem der Philosophie, und seine äußeren Beziehungen gestalteten sich angenehm in dem Freundes- und Kollegenkreis von Edmond Scherer, Ernest Naville, Charles Heim und Eli Lecoultre. Scherer schildert sein Aeußeres als höchst anziehend, sein Wesen frisch, natürlich und heiter, seine Unterhaltung lebendig und fesselnd.

Man gründete große Hoffnungen auf seine hohen Gaben, sein reiches Wissen und seine auf weiten Reisen gesammelten Erfahrungen. Aber keine sollte sich erfüllen. Die Liebe zum Ideal, nach dem er im Leben und Streben so heiß verlangte, wurde ihm zum Verhängnis. Er wollte den tiefsten Inhalt erfassen und mitteilen, und keine Form genügte ihm. Er feilte so lange am Ausdruck, bis der Nerv des Gedankens erstarb.

So vermochte er in den Vorlesungen die Jugend nicht zu fesseln. Statt Ideen gab er ihnen nur Schematismus, Formeln. Die wissenschaftlichen Werke, die er schrieb, enttäuschten seine Freunde gleicherweise, und seine Dichtungen ebenso. Er gab

immer weniger, als man nach dem Eindruck seines persönlichen Wesens zu erwarten berechtigt war. Den psychologischen Aufschluß dafür sollte erst das Tagebuch geben.

Amiel ist unverheiratet geblieben und als Sechzigjähriger nach längerem Leiden in Genf 1881 an der Schwindsucht gestorben.

3

Die uns vorliegenden Fragmente des Tagebuchs sind der Abdruck seines innern Lebens und der Ausdruck seines innern Menschen. Aeußere Ereignisse lassen keine Spuren bei ihm zurück; die Vorgänge seines Lebens vollziehen sich ausschließlich auf innerem Gebiet. Vom Jahre 1849 bis kurz vor seinem Tode zeichnet er auf, was ihn bewegt und erfüllt, was er hofft und fürchtet, was er erstrebt und was ihm die Flügel bindet. Wir blicken einem reinen, edlen Menschen ins Herz, dessen hochgemutes, hochgesinntes Streben, dessen Trachten, sich über die Kreatur zu schwingen, die Erde kaum zu berühren scheint. Die Bedingungen seines Menschseins lasten schwer auf ihm, aber er erkennt es als Pflicht, sich ihnen zu unterwerfen, und das Pflichtbewußtsein ist der stärkste Hebel seines innern Lebens, der Ankergrund, auf dem er fest steht, wenn Angst und Zweifel ihn umbranden. Er reibt sich wund in diesem Widerstreit und schließlich auch wohl auf. Durch manche seiner Anschauungen und Betrachtungen geht ein krankhafter Zug; er folgt der Neigung, sich in Träumereien zu verlieren; ein überfeinertes Empfinden verstärkt die angeborne Scheu vor allem praktischen, thätigen, eingreifenden Handeln. Wieder einmal eine Hamletnatur, voller Widersprüche, voller Rätsel, ohne die für das Leben erforderliche harte Wetterrinde. Das tiefste Bedürfnis in ihm ist religiöser Natur und äußert sich recht eigentlich wie der Gotteshunger der alten Mystiker. Doch bewahrt ihn der puritanische strenge Zug, der ihm als calvinistischem Genfer eignet, vor allen Auswüchsen dieser Hinneigung. Etwas Ungesundes liegt hier mehr in einem quietistischen Hange als einem überspannt asketischen Verlangen.

Was ihn so schmerzlich anziehend macht, ist in dem Dualismus seiner Anlage, seines Wesens begründet. Denn mit dem Aufstreben nach dem Absoluten verschlingt sich seltsam ein ebenso lebendiges kritisches, analytisches Bedürfnis. Die Bezugnahme auf die ewigen Fragen macht ihm alle Dinge erst wert und bedeutsam. Er dürstet nach einem Gefühl von Unendlichkeit und möchte es sich zugleich mit dem Verstande erklären; er fürchtet die Leere des Absoluten, es graut ihm bei der Vorstellung der buddhistischen Nirwana, und doch erfaßt ihn zuweilen ein Verlangen danach. Dankbare Liebe beseelt ihn zu dem historischen Christus, zu der Persönlichkeit, wie sie ihm die Evangelien widerspiegeln, er hat einen tiefen Zug nach kirchlicher Gemeinschaft. Aber einsam geht er auch hier durchs Leben, denn die Kirche der Gegenwart befriedigt nicht seine religiösen Bedürfnisse. Sein poetisches Empfinden ist tief und wahr; es kommt zum beredtesten Ausdruck, wo es sich in Klagen ergießt, sich wiederfindet und gleichsam ausströmt in Naturempfindungen. Aber seine Dichtungen sind trocken und entbehren gerade das, was dem Tagebuch poetischen Wert verleiht. Er sehnt sich nach Liebe, nach Familienglück; aber hat er die Hand ausgestreckt, um es zu verwirklichen, so zieht er sie scheu zurück aus Furcht, sich Leiden statt erhoffter Freuden aufzubürden. Weil er die Reizbarkeit und Feinfühligkeit seines Temperaments kennt, bleibt er lieber einsam, als das Risiko der Ehe, die ihm auch im besten Fall Stunden, Tage des Mißverstehens, unter denen er sich winden und krümmen müßte, eintragen würde, auf sich zu nehmen. Man kann das ungesund nennen. Aber an dem Ideal, das uns eine solche Natur vorhält, die selbst auf allen Gebieten davon verfolgt und gequält wird und nirgend Fuß fassen kann, erkennen wir doch, daß ein leichtes Sichabfinden mit unsern tiefsten Bedürfnissen vielmehr auf Stumpfsinn, Leichtsinn und Trägheit als auf dem Göttlichen in uns beruht. C B



## Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung

Als im Jahre 1875 das Reichsgesetz vom 6. Februar über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung erschien und mit dem 1. Januar des folgenden Jahres in Kraft trat, war dies für Theologen und Juristen das Signal zu einer äußerst lebhaften litterarischen Arbeit. Man stand da (in Preußen schon seit dem Gesetz vom 9. März 1874) vor einer neuen, der seitherigen kirchlichen wie rechtlichen und gesellschaftlichen Ueberlieferung völlig fremden Thatsache, der Zivilehe. Es galt sich mit ihr abzufinden. Wie vertrug sich die nun für alle verbindliche bürgerliche Form der Eheschließung mit der kirchlichen Trauung, die doch, wie das Reichsgesetz ausdrücklich erklärte, durch jene nicht berührt werden sollte? Welchen Sinn hatte sie neben der bürgerlichen Eheschließung? Wurde sie zur bloßen Form, oder blieb ihr irgend welche selbständige Berechtigung und Bedeutung? Eine Menge von Fragen, die seither nur akademische gewesen waren, wurden da auf einmal zu brennenden Tagesfragen. Wie kommt eine Ehe als Thatsache zu stande? Was gehört zu ihrem Wesen und Begriff? Wie wird sie zu einer christlichen? Wie grenzt sich bei der Ehebegründung das Wirkungsbereich des Staates und der Kirche von einander ab? Die Antwort war nicht bloß auf prinzipiellem Wege zu finden, sondern daneben auch und sogar vorherrschend auf dem geschichtlichen. Der gelehrte Forschungseifer warf sich mit Macht auf die Geschichte der Eheschließung in den christlichen Jahrhunderten.

So entstand eine umfangreiche, vieles Wertvolle enthaltende Litteratur, so umfangreich, daß sie zu beherrschen nur noch dem eingeweihten Fachmann möglich ist. Heute ist die Verhandlung zum Stillstand gekommen, sodaß man daran denken kann, ihre Ergebnisse zusammenfassend zu ordnen und zu überblicken.

Dies ist die Aufgabe, die sich der Verfasser des unten genannten Buches gestellt hat.*) Er sagt selbst:

> So hat sich heute in der Praxis der Kirchengesetzgebung wie in der Theorie des Kirchenrechtes eine gewisse Uebereinstimmung herausgebildet, die es rechtfertigt, wenn der Versuch unternommen wird, das litterarische Material, das ins Massenhafte angeschwollen ist, einigermaßen zu sichten und auf Grund einer knappen geschichtlichen Darstellung den heutigen Begriff der evangelischen Trauung zu fixiren.

Er schreibt, wie er im Weiteren angiebt, zunächst für praktische Geistliche und Studirende der Theologie; aber auch einem weitern Leserkreise, wie dem der Christlichen Welt, mag es von Interesse sein, mit dem Inhalt seiner lehrreichen Darstellung in den Grundzügen bekannt zu werden. Handelt es sich doch um einen Gegenstand, der wahrscheinlich für jeden und jede der verehrten Leser mehr als bloß amtlich von Bedeutung, überdies aber für das Leben unsrer Kirche und ihre Stellung im Volksleben von höchster Wichtigkeit ist.

### 1. Die alte Kirche

Aus den Anfangszeiten der Kirche wissen wir nichts von einer kirchlichen Feier der Eheschließung. Eheschließungen werden auch da vorgekommen sein. Paulus gestattet sie ausdrücklich 1. Kor. 7; erwägt man aber, wie er unter dem Drucke der Leiden und Kämpfe, denen die Christen ausgesetzt waren, und in der Erwartung des nahe bevorstehenden Weltendes dort vom Heiraten redet — sein Urteil, er bezeichnet es allerdings nur als sein persönliches, nicht als ein Gebot des Herrn (7, 25), geht darauf hinaus: Heiraten ist gut, aber ehelos bleiben besser —, so kann man sich schwerlich vorstellen, daß der Eintritt eines Christen in die Ehe den Gegenstand einer gemeindlichen Feier gebildet haben sollte. Anderseits freilich will der Apostel, daß alles, selbst das Essen und Trinken, zur Ehre Gottes geschehe (1. Kor. 10, 31), daß die Gläubigen alles, was sie thun, im Namen des Herrn Jesu und mit Dank gegen Gott den Vater thun (Kol. 3, 17), und so kann auch ein so bedeutungsvoller Schritt wie der Eintritt in die Ehe sicherlich nicht ohne fromme Weihe mit Gebet

*) Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung von Dr. Hans v. Schubert. Berlin, Reuthers Verlag, 1890.

und Danksagung geblieben sein. In welchen Formen das geschah, und wie weit etwa die Gemeinde und ihre Vorsteher dabei in Thätigkeit traten, darüber fehlt uns jede Andeutung. Daß von den Christen, die ja aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen unterthan waren (1. Petr. 2, 13), dabei den staatsgesetzlichen Anforderungen gewissenhaft nachgekommen wurde, ist nicht zu bezweifeln.

Aus dem zweiten Jahrhundert wissen wir, daß von den Eheschließenden gefordert wurde, die Zustimmung des Bischofs zu ihrer Verbindung vorgängig einzuholen, offenbar um zu verhüten, daß nicht Ehen zu stande kämen, die, wenn auch staatsgesetzlich erlaubt, doch mit den für die Christen maßgebenden Gottesgeboten unvereinbar wären. Von einer gottesdienstlichen Feier des Eheschlusses der Christen erhalten wir die erste Kunde Anfang des dritten Jahrhunderts durch den Karthager Tertullian († nach 220). Diejenigen, die in die Ehe treten wollen, zeigen ihr Vorhaben den Gemeindevorstehern an und bitten um deren Einwilligung; dasselbe wird der Gemeinde verkündigt. Der Eheabschluß selbst empfängt seine religiöse Weihe in einem gemeinsamen Gottesdienste des Paares unter Fürbitte der Gemeinde, wobei von den angehenden Gatten gemeinsam das Opfer dargebracht, von dem Priester fürbittend angenommen wird. So erst entsteht ihnen die Gewißheit, daß ihr Bund vor dem Vater im Himmel genehm sei, gleichwie Kinder auf Erden nicht ohne die Zustimmung des irdischen Vaters sich verheiraten. Ob Tertullian die Sitte der ganzen Kirche seiner Zeit schildert, oder ob das, wovon er redet, nur der Brauch der nordafrikanischen Landeskirche, seiner Heimat, war, läßt sich nicht sagen. Von einer Segnung des Brautpaares redet er nicht. Anderwärts war diese üblich. Klemens von Alexandrien redet darauf bezugnehmend mit großem Abscheu von der in der römischen Damenwelt jener Zeit sehr beliebten Mode, falsche Haare zu tragen. „Wem legt der Priester die Hand auf? Wen segnet er? Nicht das geschmückte Weib, sondern die fremden Haare und durch diese ein andres Haupt," sagt er. Er denkt offenbar an die Segnung der Braut bei der Trauung. Seit die Kirche durch Konstantin Staatskirche geworden war, erscheint die priesterliche Einsegnung der Neuvermählten als allgemeiner stehender Brauch. Die Beteiligung der Gemeinde tritt mehr und mehr zurück, an ihrer Stelle verlegt sich der Schwerpunkt in das Meßopfer des Priesters. Man richtete besondre Messen zum Zweck der Eheeinsegnung mit eigens dafür bestimmten Gebetsformularen ein, die Brautmesse missa pro sponsis.

Alles dieses beruhte übrigens nur auf freier Sitte und war nirgends kirchengesetzlich gefordert. Sogar ob die priesterliche Einsegnung ausnahmlos begehrt wurde, läßt sich nicht bestimmt sagen. Keinesfalls konnte es geschehen bei den Mischehen von Christen mit Heiden oder Juden, die immer häufiger vorkamen, je mehr seit dem Aufhören der Verfolgungen der Eifer der ersten Liebe in den Gemeinden sich abkühlte. War doch selbst eine Monika, die Mutter Augustins, Gattin eines heidnischen Mannes. Daran, den bürgerlich-rechtlichen Bestand der Ehe an die kirchliche Einsegnung zu knüpfen, dachte niemand. Hier galten nach wie vor die Sätze des römischen Rechts. Nach diesen entsteht die Ehe durch die gegenseitige Einwilligung der Verlobten und die darauf folgende Heimführung der Braut, deductio in domum mariti. Noch die christlichen Kaiser Theodosius II. und Valentinian III. bestimmten ausdrücklich, daß der vor Zeugen erklärte Konsensus genüge, um die Ehe unanfechtbar zu machen, ohne daß es dazu irgend welcher sonstigen Feierlichkeit bedürfe. Erst am Ende des neunten Jahrhunderts erklärte ein Gesetz des byzantinischen Kaisers Leo des Philosophen die priesterliche Einsegnung als die Bedingung einer bürgerlich rechtskräftigen Ehe. K K

## Die Erziehung der gewerblichen Jugend

### Vom zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß

Es ist meine feste Ueberzeugung, der ich auch auf dem Kongreß Ausdruck gab, daß diese Frage von der Tagesordnung evangelisch-sozialer Versammlungen nicht wieder verschwinden darf. Und was Göhre eben von dem sittlichen Standard und



von der Lebenshaltung der Arbeiterjugend, von ihrer Nichterziehung zu einem tüchtigen, häuslichen, wirtschaftlichen und aufstrebenden Leben berichtet hat aus der doch noch gewerblicher Ausbildung verhältnismäßig günstigen Chemnitzer Fabrik, das habe ich in nächster Nähe Berlins Tag für Tag beobachtet als eine Pestbeule unsrer jetzigen Gesellschaftsordnung.

Es war mir darum wie vielen andern sehr bedauerlich, daß infolge einer ungünstigen Zeitlage die Verhandlungen über das genannte Thema nur vor einer sehr viel geringern und unruhigen Zuhörerschaft geführt wurden. Zumal da es dem Aktionskomitee gelungen war, zwei hervorragend tüchtige Fachmänner zu Referenten zu gewinnen, den Eisenbahndirektor Garbe von Berlin, langjährigen Leiter der vom preußischen Eisenbahnminister 1878 begründeten Lehrwerkstätten bei den großen Hauptwerkstätten der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn, für die Erziehung der männlichen, gewerblichen Jugend, für die des weiblichen Teils Dr. Kamp, den Vorsitzenden des Vereins für Haushaltungsschulen und Leiter der seit 1889 bestehenden Abendhaushaltungsschule in Frankfurt am Main.

Der erste Referent, dem man es bei jedem Satze abfühlte, daß er hier eine Lebensarbeit vertrat, der darum auch die innere Teilnahme der Zuhörer steigend zu fesseln verstand, hatte seinem in Anbetracht des gewaltigen Stoffes gedrängten Referat „Grundgedanken zur Schaffung eines einheitlichen deutschen Lehrlingswesens für die Gesamtheit der gewerblichen Jugend in Industrie und Gewerbe" zu Grunde gelegt, die in der „Chronik der christlichen Welt" Nr. 23 abgedruckt sind. Beim ersten Durchlesen erweckten sie die Befürchtung, daß wir in eine für eine solche Versammlung, die doch nur allgemeine Anregungen aufnehmen kann, allzu fachmäßige, detaillirte Verhandlung gezogen werden sollten. Allein der Referent hat die rein technischen Fragen kurz übergangen, dagegen stark und packend heraustreten lassen, weshalb sich ein evangelisch-sozialer Kongreß mit dieser Angelegenheit befassen muß. Was den Vortrag von Anfang bis zu Ende beherrschte, war der Hinblick auf die „beunruhigende Verrohung der Sitten eines großen Teiles der gewerblichen Jugend und eine Verflachung der Handfertigkeit," die Hand in Hand mit einander gehen. Es ist uns hier wie in der frühern, freilich wenig buchmäßigen Schrift desselben Mannes: „Der zeitgemäße Ausbau des gesamten Lehrlingswesens für Industrie und Gewerbe," die dem Studium aller mitarbeiten wollenden empfohlen sei, so besonders erquickend die Verbindung sittlich-religiösen Ernstes, ja Enthusiasmus mit dem fachmännischen Interesse für Hebung der gewerblichen Ausbildung entgegengetreten. Unser Referent, der selbst für seine Werkstätten Weihnachtsfeiern veranstaltet und dabei Ansprachen und Gedichte vorträgt, die vorzüglich geeignet sind, lebendige, kernige Familienfrömmigkeit zu erwecken, unser Referent gehört nicht zu denen, die von bloßer Erweiterung des Horizonts, von bloßer Hebung der Volksbildung, auch nicht von bloßer Vermehrung der „gelernten" Arbeiter das Heil erwarten. Durch alle seine Thesen, durch seinen Vortrag noch mehr zog sich die übrigens auch von Regierungsrat Evert*) betonte Notwendigkeit einer über das vierzehnte Jahr verlängerten Zuchtgewalt. Von dem letztgenannten unterscheidet sich Garbe aber dadurch, daß jener Fortbildungsschule, Lehre in Werkstätten (auch für Fabrikarbeiter), Sparzwang dem Wohlwollen und der Einsicht der Arbeitgeber und Eltern empfiehlt, dieser aber das gesamte Lehrlingswesen und somit auch dessen genannte Zweige einheitlich, obligatorisch durch Reichsgesetzgebung geregelt wissen will als eine notwendige Ergänzung der Arbeiterschutzgesetzgebung.

„Die Inzuchthaltung und sittliche Erziehung der Lehrlinge steht überall im Vordergrunde." „Je einseitiger die Fachbildung sich gestalten muß, desto umfassender muß die erziehliche Einwirkung sein." „Das Lehrlingswesen hat alle aus der Volksschule entlassenen Jünglinge zu umfassen und diese bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre in jeder Hinsicht in Schule und Werkstatt, bezw. Betrieb als unerwachsene Menschen und Schüler zu behandeln durch zeitgemäße Erweiterung und

*) „Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie." Heft 2 der „Evangelisch-sozialen Zeitfragen."

Anpassung des Schulzwanges an die jeweiligen Verhältnisse.“ Diese Leitsätze führen nun zwar nicht zur alten Zunftordnung zurück, aber zu einer ganz veränderten Fassung des Lehrkontraktes. „Sparzwang ist mit dem Lehrvertrag verbunden, sofern Lehrgeld nicht erhoben wird und eine Bezahlung des Lehrlings eintritt.“ Außerdem wird im Lehrvertrag die fachliche Ausbildung, die durchaus Lehre sein soll, in den allgemeinen Grundzügen geregelt. Die Aufsicht über die gesetzliche Erfüllung der Lehrkontrakte aber wird einem Prüfungsausschuß überwiesen, der aus Interessenten und Vertretern des allgemeinen Interesses, aber auch Lehrern und Arbeitern zusammengesetzt, die Prüfung abnimmt, ohne deren Bestehung keinerlei Lehre als beendet angesehen wird. Unverkennbar wirken in all diesen Vorschlägen sittlich-erziehliche Motive mit, ebenso schließlich auch in den in mancher Hinsicht bedenklichen Bestimmungen über Degradirung der nicht bestandenen Lehrlinge zu Tagelöhnern, in der Klassifizirung zum Fabrikhandwerker zweiter oder erster Klasse oder zum Gewerbegehilfen oder zum Kunsthandwerker, in der öffentlichen Ausstellung der Probestücke, in der öffentlichen Belobigung und in der Empfehlung zur Abkürzung der Militärdienstzeit.

Da nun all diese Bestimmungen ebenso auf den jugendlichen Fabrikarbeiter angewandt werden sollen, das öffentliche Rauchen, das Blaumachen, der Besuch der Tanzböden — man lese die wahre, aber entsetzende Schilderung ihrer Folgen bei Göhre! — und andre zur Verschwendung und geschlechtlichen Verirrung, wie zum vorzeitigen Großeherrnspielen verleitende Gepflogenheiten der jetzigen Arbeiterjugend durch den Lehrvertrag ausgeschlossen werden sollen, so liegt auf der Hand, wie durch eine ähnliche Gesetzgebung die sittliche Bildung unsrer Arbeiterwelt gehoben und ein gut Teil der Aergernisse beseitigt würde, von denen wir kürzlich so viel gehört haben.*)

Uebrigens hatte Garbe unser volles Interesse und unsre warme Zustimmung nicht weniger bei der Ausführung seiner fachgewerblichen Reformpläne. Es ist selbst eine Forderung sozialer Gerechtigkeit, daß allen Arbeitern in ihrem bildsamen Alter, auch den Fabrikarbeitern, durch Werkstattlehre und Lehrwerkstätte Gelegenheit geboten werde, sich über den Stand der Tagelöhner zu erheben, mit Bewußtsein und Verständnis für den Gesamtbetrieb und für die Gründe der einzelnen Handreichung ihr Tagewerk zu leisten, also auch mit innerer Anteilnahme und einer gewissen Befriedigung ihren bescheidenen Dienst zu erfüllen. Der Rückblick auf eine Lehrzeit, wie sie Garbe plant und selbst durchführt, wird das Arbeitsleben vor jenem traurigen Stumpfsinn, vor jener dumpfen Resignation bewahren, die der Tod der evangelischen Berufsauffassung ist. Und endlich wird erst mit solchen durchweg irgendwie „gelernten“ Arbeitern die Ueberführung des jetzigen Arbeitsvertrags aus seiner despotischen in eine konstitutionelle Form möglich sein, die wir in der Konsequenz des allgemeinen Priestertums wünschen müssen.

Begreiflich, wenn unser Redner zum Schluß allerdings in überschäumendem Enthusiasmus, aber unter verständnisvoller Nachsicht der Zuhörer mit seinem jahrelangen Ringen, mit der Durchführung der geforderten Reichsschulgesetzgebung die Lösung der sozialen Frage in ihrem Kern gesichert erklärte. Wir bedauern darum, daß die angeregte Stimmung nicht sogleich in einer Debatte zur Aussprache kommen konnte; aber die Zeit forderte die Vertagung auf den Nachmittag.

*) Dazu gehört dann freilich auch, daß die Polizei dafür sorgt, daß die heranwachsenden Burschen nicht daran gewöhnt werden, im weiblichen Geschlecht bloß eine Lockspeise der Sinnlichkeit zu sehen. Wie man von oben her beständig zur Bekämpfung der Sozialdemokratie auffordern mag und zugleich ruhig ansehen, wie die öffentliche Sittlichkeit untergraben wird durch unzüchtige Darstellungen an bald allen Schaufenstern — das ist uns völlig unbegreiflich. Es wollte uns so vorkommen, als habe sich die Sucht, durch solche Beschimpfungen des weiblichen Geschlechts Lüsterne an die Schauläden zu locken, in der letzten Zeit noch erheblich ausgebreitet, trotz der verdienstlichen Bemühungen des Berliner Männerbundes zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Welch kurzsichtige Sozialpolitik, die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie unablässig zu bekämpfen, die Revolutionirung der Massen, der Jugend durch Zerstörung des sittlichen Halts aber ruhig zu dulden! Möchte auch in dieser Hinsicht das Göhresche Buch seine volle Wirkung thun!



Unter womöglich noch ungünstigern Umständen hielt Dr. Kamp seine Vorlesung über die Erziehung der weiblichen gewerblichen Jugend. Auch wir müssen bekennen, für eine so rein sachliche Ausführung voll empirischer Details nicht mehr die nötige Auffassungskraft besessen zu haben. Den wohlverdienten Lohn für seine Ausführungen, die von bedeutender Sachkenntnis und liebevoller Hingabe an das Wohl dieser von dem modernen Erwerbsleben so schwer getroffenen Menschenklasse getragen waren, wird Referent erst empfangen, wenn sie gedruckt vorliegen. Auch hoffen wir, daß Herr Dr. Kamp seine reichen Erfahrungen über Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt, woran die Arbeiterfrau ja so hervorragenden Anteil nimmt, sonstwie zur Geltung bringen wird.

Der Grundgedanke des Referats spricht sich am deutlichsten in der letzten These aus:

> Die gewerbliche Ausbildung der weiblichen Jugend ist, wenn auch in erster Linie nur materiell fördernd, doch innerhalb der Gesamterziehung als eine sehr bedeutsame, mit ihrer Lösung auch die sittliche Lebensgestaltung wesentlich fördernde soziale Aufgabe zu erachten.

In der That ist die Wechselwirkung von Haushaltsführung und Haushaltsbestreitung, weiter auch der sittlichen Stellung der Frau in der Ehe und ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit, also die Bedeutung ihres Mitverdienens für ihre sittliche Wertschätzung noch lange nicht genug erkannt. Wenn auch, wie ausführlich nachgewiesen wurde, der Lebensverlauf der weiblichen Arbeiterbevölkerung im Unterschiede von dem der männlichen dreiteilig ist, nach der Eheschließung aus gewerblicher Lohnstandszeit in hauswirtschaftliche Berufsstellung übergeht, so ist es doch, wie einmal die Sachen liegen, nur die Ausnahme, nicht die Regel, daß die Arbeiterfrau auf die Erfüllung häuslicher Pflichten beschränkt bleibt; sie muß wie alle arbeitsfähigen Familienglieder zum Familienunterhalt beisteuern, und wenn die heute zahlreich erscheinenden „Arbeiterbudgets“ meist allein auf dem Verdienst des Mannes beruhen, so liegt darin die Antizipation eines Zustandes, den wir auch für die Zukunft kaum zu erhoffen wagen. Jedenfalls ist durch diese Erwägungen die Hauptthese des Referenten hinreichend begründet: Die gewerbliche Ausbildung der lohnarbeitenden Mädchen ist nicht bloß um der Ledigen willen dringend notwendig und darf nicht allein dem Broterwerb, der Tageslohnarbeit anheim gegeben werden, sondern muß, analog der Ausbildung des männlichen Teils, in zutretenden fachgewerblichen Anstalten (Fortbildungsschulen, Uebungswerkstätten und andern örtlich passenden Vorkehrungen) ihre für das ganze Leben wertvolle, die Einzelarbeit vorab lehrende Ergänzung finden.

Der Redner glaubte neben dieser gewerblichen Ausbildung diesmal die sonst und besonders auf der vielbesprochenen Berliner Lehrerversammlung des vorigen Jahres von ihm vertretene Durchführung der hauswirtschaftlichen Unterweisung, die sich an die obligatorischen Fortbildungsschulen anzuschließen hätte, kurz übergehen zu können. Uns will scheinen, daß dieser Zweig der Fortbildung gerade für den evangelisch-sozialen Gesichtspunkt, wegen der dadurch erhofften Konsolidirung des Arbeiterhaushalts und Bekämpfung der Wirtshauspest beinahe noch größere Beachtung verdient. Allerdings haben die Haushaltungsschulen bereits eine viel größere Beachtung und vielerorten, so jetzt auch in Thüringen, lebhafte Beteiligung in allen Kreisen gefunden. Allein wir dürfen uns nicht auf einige wirtschaftliche Zentren beschränken; die Haushaltungsschulen müssen eine allgemeine Institution werden. Eine vortreffliche Anleitung zur Schaffung solcher Schulen findet sich in der im Auftrag der Haushaltungsunterrichtskommission des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit verfaßten, Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin von Baden gewidmeten Schrift von Fritz Kalle und Dr. Otto Kamp: „Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Ausland.“

Die Ausführlichkeit der Referate machte eine eingehende Diskussion unthunlich. Trat in ihr die bedauerliche Undisziplinirtheit vieler Kongreßglieder in Gestalt allgemeiner, kaum an den Gegenstand streifender Herzenserleichterungen besonders störend zu Tage, so fehlte es doch auch nicht an wirklich bereichernden und ermutigenden Mitteilungen, besonders über Berliner und

sächsische Vorarbeit*) auf dem beregten Gebiet. Der Vertreter eines Breslauer evangelischen Arbeitervereins steuerte einen Beitrag zur Erklärung der an sich überraschenden Thatsache bei, weshalb sich die Bestrebungen für Fortbildungs- und Gewerbeschulwesen in den Handwerkerkreisen, denen sie allerdings auch Opfer zumuten, so geringer Beliebtheit erfreuen: weil die bestehenden Einrichtungen die von den Referenten betonte sittliche Zuchtübung so bedauerlich vermissen lassen. Uns will scheinen, daß auch die Abhaltung zu Stunden, wo die Lehrer wie Lernenden von der regelmäßigen Arbeit ermüdet und von einer wohlverdienten Erholung abgehalten sind, den wirklich erziehenden und anregenden Einfluß unterbindet. So war denn die zum Schluß unter lebhafter Zustimmung angenommene Resolution in allen Teilen, zumal in den für die Fortbildungsschule geforderten Prädikaten wohl vorbereitet. Sie lautet:

Der Evangelisch-soziale Kongreß, von der Notwendigkeit der Schaffung eines deutschen Lehrlingswesens für die Gesamtheit der gewerblichen Jugend in Industrie und Gewerbe, sowie von der Ersprießlichkeit einer erziehlichen gewerblichen Ausbildung auch der weiblichen Jugend überzeugt, überweist die beiden Referate dem Aktionskomitee mit der Aufgabe, weitere Schritte zur Verwirklichung der in denselben enthaltenen Grundsätze anzubahnen. Er erklärt daher eine den Lebensumständen der Volksklassen, die höhere Schulen nicht benutzen, entsprechende unentgeltliche, obligatorische, in der Woche stattfindende, auf religiös-sittlicher Grundlage ruhende Fortbildung, die in der Regel in dem achtzehnten Lebensjahre mit einer Prüfung abschließt, als eine durch das Wohl der Einzelnen wie der Gesamtheit erforderte Fortsetzung und Abschließung der Volksschulerziehung.

Zum Schluß darf ich hier wiederholen, was ich auf dem Kongreß unter allseitiger Zustimmung ausführte: daß bei der Inangriffnahme dieser Volkserziehungsfrage der Evangelisch-soziale Kongreß sich auf der Höhe seines besondern Berufes befindet. Denn auch die treueste seelsorgerliche Thätigkeit der kirchlichen Organe, alle Bemühungen um die Christianisirung der Arbeiterbewegung sind völlig aussichtslos, wenn der sittlichen Verrohung, intellektuellen Abstumpfung und gewerblichen Verflachung in den Jahren der Bildsamkeit und politischen Unselbständigkeit nicht entgegengearbeitet wird durch eine dem Lebensverlauf in den höhern Ständen entsprechende Einschulung und Inzuchthaltung der gewerblichen Jugend bis zur Reifezeit. Möchte der Appell des Kongresses an das Gewissen der Christenheit wie der Volksvertretung und Regierung nicht ungehört verhallen, sondern zur Abtragung einer alten, verhängnisvollen Schuld mitwirken! O B

*) Der mehrfach auf dem Kongreß hervorgetretenen Ueberschätzung unsrer sächsischen obligatorischen Fortbildungsschule gegenüber muß ich doch es offen aussprechen, daß von einer erziehlichen, sozial heilsamen Wirkung bei ihr in Stadt und Land bisher nichts zu spüren gewesen ist und daß sie als eine musterhafte Erfüllung der vom Kongreß gestellten Forderungen jedenfalls nicht gelten kann. R

## In Sachen der Evangelischen Allianz

Geehrter Herr Redakteur!

Auf die mir sehr interessante „Frage an die Freunde der Evangelischen Allianz" in Nr. 25 Ihrer geschätzten Zeitung beehre ich mich, Ihnen nachstehende Antwort ergebenst zu übersenden.

Die Allianz stellt obenan die ideale Gleichberechtigung aller evangelischen Kirchengemeinschaften und pflegt sie wie auf ihren Versammlungen so in den Komitees der verschiedenen Länder. Daß sie als solche die Ausführung dieses segensvollen Gedankens selbst irgendwie unterbinde, ist ein überraschender Vorwurf, der in keiner Weise zutrifft.

Weil ihr das Reich Gottes höher steht als die irdischen Kirchengebilde, achtet sie die letztern prinzipiell gleich berechtigt, sucht sie zu brüderlichem Nebeneinander zu stimmen und läßt jedem derselben die besondern Vorzüge, die sie etwa haben. Aber gerade darum ist sie weder gewillt noch ermächtigt, jeder Gemeinschaft ihren gegenwärtigen Besitzstand zu stabilisiren oder zu garantiren. Es gilt ihr gleich, ob jemand als Glied der Landeskirche oder als Dissident selig wird, wenn er nur als Kind Gottes lebendigen Glauben in würdigem Wandel bewährt. Und sie versteht es, wenn jemand um des Gewissens willen seine „Konfession" wechselt.



Dabei ist es selbstverständliche Voraussetzung wie Konsequenz, daß die alliirten Denominationen einander nicht ihre Glieder abjagen, daß also das berühmte „Fischen im Fischkasten" grundsätzlich sich verbiete, und wo es dennoch geschehen, haben die Komitees auf Berufung der Beteiligten die substanziirten Einzelfälle zur Kenntnis genommen und nach Bedarf gerügt.

Dies ist neuerdings ganz besonders in Florenz zum Ausdruck gekommen und soll in einem demnächst von Berlin ausgehenden Aufruf zur Mitgliedschaft noch bestimmter betont werden.

Allerdings kann ein Komitee kein Gerichtshof sein, sondern, wie ihm nur zukommt, eine Stätte zu brüderlicher Erörterung und ernster Vermahnung, wie es auch klar ist, daß ihr Einfluß da verschwindet, wo, wie in Süddeutschland, der Anschluß an die Allianz bislang abgelehnt ist. Auch läßt sich ein Ausbreitungsdrang evangelischer Denominationen nicht schlechterdings verwerfen, da zeitweilig einzelne von ihnen als geistlich tot gedacht werden können. Eine Einwirkung der einen Denomination unter weithin erstorbenen Gebieten einer andern ist auch innerhalb der Allianz möglich, ja vielleicht wünschenswert. Man denke an England, wo die Staatskirche ehemals viel Gebiet an die Dissenters verloren hat, um jetzt mit neuer Lebenskraft wieder große Massen zurückzugewinnen. Nur darf sich solche Einwirkung nicht, wie es leider oft geschieht, auf kleinlichen Seelenfang erweckter und gläubiger Glieder beschränken.

Wo derartige Klagen auftreten, wird die Allianz immer, sofern die Beklagten zu ihr gehören, bereit und verpflichtet sein, gegen solchen Unfug mit ihrer Abmahnung einzutreten. Mögen also Alle, die ein Interesse dieser Art haben — auch die Kläger —, der Allianz beitreten und sich ihres Ansehens zur Abwehr der gerügten Mißstände bedienen. Eventuell werden proselytenmacherische Sekten, zu welchen ich ganz besonders Irvingianer u. a. rechne, sich selbst von der Allianz ausschließen oder fürder nicht in ihr bleiben können. Jedenfalls ist eine Klärung in diesem Punkte, wie sie in Florenz angeregt ist und wie sie Herr Generalsuperintendent D. Kaftan dankenswerterweise aufnimmt, eine Pflicht der Gegenwart.

Berlin, im Juni 1891.

Baumann, Pfarrer der Dankeskirche,
Sekretär des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz

## Verschiedenes

**(Dem Trierer Rock zu Ehren)** Im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vom 20. Juni wird bekannt gemacht:

„Für die Zeit der Ausstellung des heiligen Rockes in Trier wird zur Aushilfe ein tüchtiger Verlagsbuchhändler (katholisch) eventuell für dauernde Beschäftigung gesucht. Angebote beliebe man sofort unter J K 24346 an die Geschäftsstelle des Börsenblattes zu senden."

Diese Anzeige läßt vermuten, daß es sich hier um umfassenden ultramontanen Schriftenvertrieb für den sogenannten Rock handeln soll. Hoffentlich wird der Protestantismus durch Verbreitung von Gegenschriften auch auf dem Platze sein. Die einst in der „Christlichen Welt" erschienenen Artikel: Der heilige Rock zu Trier (Nr. 48—51 des zweiten Jahrg. 1888) erscheinen demnächst in dritter Auflage; sie seien hiermit zur Verbreitung lebhaft empfohlen. Zu haben bei Hugo Klein in Barmen; 10 Pfge. R

**(Die jungdeutsche Schule und Herr v. Egidy)** Die „Ernsten Gedanken" v. Egidys haben auch in den Kreisen des „jungen Deutschlands," der naturalistischen Dichterschule, ein Echo wachgerufen. Das eine Hauptorgan dieses Kreises, die Münchner Monatsschrift „Die Gesellschaft," brachte vor einiger Zeit bereits einen Aufsatz: „Einheitsdom oder Sonderkirchen," der sich sehr anerkennend über v. Egidy aussprach. Ein Anwalt ist aber v. Egidy besonders entstanden in dem jungen sozialdemokratischen Schriftsteller Bruno Wille, demselben, der vor einiger Zeit so energisch Front gemacht hat gegen die älteren Parteiführer Singer und Liebknecht, ohne bekanntlich etwas zu erreichen. Wille veröffentlichte als Teilnehmer der Egidyschen Pfingstversammlung bereits in der „Freien Bühne für modernes Leben," dem Organ der Berliner Jungdeutschen, einen kurzen Bericht über jene Versammlung; in der Nummer 23 vom 10. Juni 1891 erscheint nun ein längerer Artikel von ihm: „Christlicher Anarchismus? Betrachtungen über den Egidytag." Es ist ein überraschender Anblick, zu sehen, wie in demselben Blatte, in dem sonst Christus auf derselben Stufe mit Tolstoi nur als Vertreter einer asketischen Moral sehr abfällig gewürdigt wurde, nun doch unter dem Einfluß v. Egidys Christus als „eine Ausgangsstelle" für die Reform unsers Lebens anerkannt wird. Die Konsequenzen, die Wille aus dem „christlichen Gedanken" zieht, sind folgende:

„Wer im Sinne Jesu liebt, der kann nicht hassen, unter keinerlei Vorwand, auch nicht unter Berufung auf das Heilige; wer so liebt, der kann nicht töten, mag auch von Sittlichkeit, von Volk, von Vaterland und Fürst die Phrase klingen; wer so liebt, der kann nicht prozessiren, auch nicht im Namen des Rechts, der Gerechtigkeit, auch nicht zum Schutze des Guten; wer so liebt, der kann niemand vergewaltigen, weder als Herrscher noch als delegirter Gesetzgeber, weder als Befehlshaber noch als Richter — — der kann sich keinem Menschen versklaven, niemand den Eid des Gehorsams leisten. Diese Konsequenzen vermag keine Heuchelei der »Pharisäer und Schriftgelehrten« aus der Welt zu bringen, zumal sie sämtlich von Jesu wörtlich bestätigt sind. . . . . Diese Auffassung," heißt es weiter, „der Jesuslehre ist es, die ich mit dem Ausdruck »christlicher Anarchismus« meine."

Folgendes ist dann das Gesamturteil über v. Egidy: „Falls nun »die Ausgangsstelle,« welche Herr v. Egidy zu gewinnen sucht, in jenem christlichen Anarchismus besteht, so stellt sich die Frage ein: Hat der »ernste Denker« sich durch den Wust der pfäffischen, erzieherischen, konventionellen Mißverständnisse in der Schriftauslegung dorthin gearbeitet? Daß Herr v. Egidy eine Tendenz dorthin hat, habe ich vermutet, als ich seiner von Duldsamkeit zeugenden Einladung zur Pfingstversammlung folgte; und diese Vermutung ist bestätigt worden durch Verschiedenes, was er in der Versammlung äußerte. Ich muß aber betonen, daß er nur eine unbestimmte und keineswegs konsequent wirkende Tendenz zum christlichen Anarchismus hat."

Wer die Stellung dieser Richtung zu religiösen Fragen kennt, wird sich vielleicht freuen, daß auf diese Weise wenigstens die Persönlichkeit Jesu in den Vordergrund geschoben wird; anderseits wird man an das Wort Bornemanns aus den „Bittern Wahrheiten" erinnert: „Ich fürchte, v. Egidy wird später zu seinem eignen Leidwesen einsehen, welchen Mühlen er das Wasser zugeleitet hat."

Dieselbe Zeitschrift beginnt in Nr. 24 aus der Feder von Julius Hart eine Artikelreihe: „Der Kampf des Christentums wider den Sozialismus, Streiflichter zum evangelisch-sozialen Kongreß. 1. Ein Theologe als Fabrikarbeiter." Von Göhre heißt es: „Der Gestalt, wie sie uns da aus der Pastorenwelt entgegentritt, fehlt es nicht an typischer Bedeutung." Dieser erste Artikel ist im Gegensatz zu den Aufsätzen Bruno Willes ein überaus erfreuliches Zeichen einer gewissen sich anbahnenden Verständigung auch mit jener Richtung unsrer Litteratur, die bisher dem religiösen Leben nur direkt feindlich gegenüber gestanden hatte.

O Hgu

**(Hausinschriften)** Hausinschriften, und zwar neue, an einem Hause hier in Dresden fielen mir neulich ins Auge; vielleicht freuen sich die Leser der Christlichen Welt daran, wenn ich sie mitteile. Am Westgiebel zur Eliasstraße und Johanneskirche, sowie zur Straßenkreuzung hin:

Elias und Johannes, den beiden Patronen,
Mög immer hier herum ein treu Gefolge wohnen!

und:

Kreuzweg — breit für Weltgedränge,
Christenkreuzweg — schmal und enge.

Am Ostgiebel, mit freiem Blick nach Sonnenaufgang:

Jesu, Aufgang aus der Höhe,
Gieb, daß deinen Tag ich sehe!

und:

Ein Tag kommt einst mit Gericht,
Herr, laß mich dann verderben nicht!

Ich fand einen Trupp Bauhandwerker in der Mittagspause in würdigster Haltung und freudiger Teilnahme mit dem Lesen dieser Inschriften beschäftigt — auch ein Stück Volkspredigt von den Dächern!

N—t

**(Ein Kirchengespräch)** Ort: Die Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Zeit: Zehn Minuten vor Beginn des Gottesdienstes. Ich saß auf meinem Platze und schlug gerade die Lieder auf, die gesungen werden sollten. Da hörte ich hinter mir zwei Damen sich unterhalten. Eine ältere fragte ein junges Mädchen: „Kommst du gleich mit nach Hause?" „Nein, antwortete dieses, ich muß mir doch erst noch mein neues Kleid anziehen." „Bei dem abscheulichen Wetter?" „Ja, du mußt doch sehen, wie es gemacht ist." — Ich hatte Mühe, nicht weiter hinzuhören. Aber nach wenigen Minuten schlug unmittelbar neben mir die Frage an mein Ohr: „Können Sie mir nicht einen guten Photographen empfehlen? Ich habe so entsetzlich viele Schulden, — diesen Sommer muß ich mich endlich einmal wieder photographiren lassen." Und kaum hatte ich dies überstanden, so hörte ich hinter mir wieder von etwas anderm sprechen: „In gekochtem Zustande kann man Eier doch verpacken?" (Ueber den Gedankensprung vom neuen Kleide zu den gekochten Eiern kann ich nicht Rechenschaft geben.) „Ja, recht hart gekocht, sechse werden wohl genug sein." — — In demselben Augenblicke intonirte die Orgel, und wir sangen:

Gott ist gegenwärtig!
Lasset uns anbeten
Und in Ehrfurcht vor ihn treten!
Alles in uns schweige — — —

Wann werden unsre Kirchenbesucher lernen, daß es sich im Gottesdienst um innere Sammlung handelt, nicht aber um Unterhaltung und Zerstreuung?

E F



## Zur Beachtung

In Nr. 26 sind durch ein fatales Versehen 25 Zeilen ausgefallen, und zwar Ueberschrift und Anfang des zweiten Archemoros-Artikels: II. Introite, nam et heic dii sunt. — Der erste Artikel: Du hast den Preis doch ausradirt? ist vollständig und geht bis Spalte 602, Zeile 43. Die zweite Erzählung werden wir in einer der nächsten Nummern noch einmal vollständig zum Abdruck bringen.

In Nr. 24, Spalte 552, Zeile 38 muß es heißen: „Fürsten" statt „Fürstenkirche."

Die „Chronik der Christlichen Welt" enthält in Nr. 27 ff. eine zusammenhängende Darstellung aller kirchlichen Ereignisse in den deutschen evangelischen Landeskirchen von April bis Juni. (Post-Nr. 1339a.)

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 27 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Am 23. d. M. schenkte uns Gott ein Söhnlein, das er am nächsten Tag wieder zu sich nahm.

Z. Z. Schmiedeberg i. Erzgeb., den 27. Juni 1891.

Lic. **P. Drews,** Diakonus a. d. Lukas-Gemeinde zu Dresden, u. Frau.

Meine Verlobung mit Fräulein **Anna-Marie Havemann,** Tochter des Herrn Medizinalrats Dr. Havemann in Dobbertin (Mecklenburg-Schwerin) und seiner verstorbenen Frau Gemahlin Mathilde geb. Holtz, beehre ich mich anzuzeigen.

Gifhorn in Hannover, im Juni 1891.

Pastor **Haccius.**

Der **„Holländer Hof," Heidelberg,** Lauerstr. 30, Hospiz der Herberge zur Heimat daselbst, empfiehlt den geehrt. Reisenden seine hübschen Gastzimmer mit herrlicher Aussicht auf den Neckar. Gute Betten! Gute Küche! Billige Preise. Vorausbestellungen richte man gefl. an Hausvater Ansel.

**Kähler,** Prof. D. M.
**Universitäten u. öffentl. Leben.**
Ueber d. Aufgabe des ak. Unterrichts u. s. zweckmäßigere Gestaltg. 2.40 (Neu!)
Inh.: **Akad. Lernfreiheit; Akad. Triennium u. Freiw.-Jahr; Universität u. öffentl. Leben** 2c. 2c.
**Deichert** Verlag (G. Böhme) **Leipzig.**

**Kinderheilstätte in Westerland-Sylt**

Die in unmittelbarer Meeresnähe mit Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen neugebaute Anstalt wird in diesem Jahre am 15. Juni eröffnet. Für eine Kurperiode werden nur 20 Kinder aufgenommen. Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 Mk. alles inbegriffen. Im Monat September auf Antrag halbe Freistellen. Anmeldungen nehmen entgegen: **die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung: Seebade-Direktor Dr. Pollacsek in Westerland.**

Soeben erschien:

**Drei Monate Fabrikarbeiter**

**und Handwerksbursche**

Eine praktische Studie von **Paul Göhre,** Kandidaten der Theologie Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin

**Preis 2 Mark**

**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas"**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 28** **Leipzig, den 9. Juli** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Werke der Barmherzigkeit: 6. Das fünfte Werk der Barmherzigkeit — Die christliche Liebe nach Sören Kierkegaard: 3. Die Selbstzucht zur christlichen Liebe — Zur Frage, ob das Christentum gegen die wirtschaftliche Bewegung der Sozialdemokratie gleichgültig sei: 1; 2 — Ein Patrimonium der Enterbten: 1. Die Arbeiterkolonien — Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung: 2. Das Mittelalter — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 4 — Nachklänge aus der Hmoll-Messe Johann Sebastian Bachs — Bücher und Schriften: Einleitung in die Bibel; Die kirchliche Lage in den baltischen Provinzen Rußlands; Bestrebungen für das Arbeiterwohl — Anzeigen


## Die Werke der Barmherzigkeit

Matth. 25, 31—46

### 6. Das fünfte Werk der Barmherzigkeit

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet

Wenn es in jener wunderbaren Weisſagung des Propheten Jeſaja (Kapitel 53) heißt: „Er war voller Schmerzen und Krankheit," ſo können wir das doch nur auf das Todesleiden des Erlöſers am Kreuze deuten. Denn was immer wir auch von menſchlichen Bedürfniſſen Jeſu in den Evangelien leſen, daß ihn gehungert, gedürſtet habe oder er ermüdet ſei, das wenigſtens erzählen ſie uns nicht, daß er in dem Sinne, wie wir es gewöhnlich verſtehen, krank geweſen ſei.

Umſo mehr aber wiſſen ſie davon zu ſagen, daß er ſich des Krankheitselends in allen Geſtalten angenommen habe. Denn von verhältnismäßig wenigen andern Zeichen, darin er ſeine Herrlichkeit offenbart, abgeſehen, handelt es ſich bei allen ſeinen Wundern faſt immer um Heilungen von allerlei Seuche und Krankheit — wie denn auch die Apoſtelgeſchichte darin ſein Walten zuſammenfaßt, daß er „umhergegangen ſei und wohlgethan habe" —, Heilungen an Blinden, Taubſtummen, Gichtbrüchigen, ja Ausſätzigen und nicht zum mindeſten an Gemüts- und Geiſteskranken.

Gewiß, wenn wir von jenen plötzlichen Geneſungen ſelbſt langjährig Geplagter leſen, dann mag es uns wohl ſchmerzlich überkommen, daß uns dieſe ſeine Gabe oder die Heilungsgabe apoſtoliſcher Zeit nicht aufbewahrt ſei, und es erklärt ſich, wie je und je Verſuche in dieſer Richtung gemacht werden, die doch leicht zu Täuſchungen ausſchlagen, oder deren angebliche Erfolge mit Vorſicht aufzunehmen ſind. Gleichwohl ſind dieſe Heilungen auch für die Folgezeit nicht unfruchtbar geblieben; denn an jedes einzelne dieſer Rettungswunder ſchließt ſich, wie aus den Fußſpuren des Heilandes aufſprießend, ein Werk beſondrer Fürſorge für jegliche Art von Notleidenden, ſeien es nun Blinden- oder Taubſtummenanſtalten, ſeien es Spitäler oder auch Aſyle für Epileptiſche und ſelbſt für Ausſätzige, wo alle Kranken die gerade ihnen geeignete und wohlthuende Pflege und Förderung finden. Und wo immer ſolche Anſtalten erſtehen oder der Erhaltung bedürfen, da wolle die chriſtliche Barmherzigkeit ſich reichlich erweiſen in fröhlichem Geben.

Wie weit aber und frei Chriſtus ſeine Barmherzigkeit ausſpannt, das mag immer wieder das Gleichnis vom barmherzigen Samariter lehren. Denn einer, der nicht zum auserwählten Volke gehört, beſchämt Prieſter und Leviten und gießt in die Wunden des Unglücklichen Oel und Wein: ſo ſoll chriſtliche Barmherzigkeit erſt recht nicht zuſehen, ob es ſich darum handle, Jude oder Grieche, Chriſt oder Heide im Elend beizuſtehen. Daran mögen wir auch denken, wenn es gilt, jene blutende Wunde der Menſchheit, den Menſchenfang, mit all ſeinen blutenden Wunden im Fleiſch gequälter und gehetzter Sklaven zu heilen. Weit gilt es auszuſpannen die Seile der barmherzigen Liebe! Aber allerdings umgekehrt lehrt auch der barmherzige Samariter zuſamt dem armen Lazarus, daß zuerſt Barmherzigkeit zu thun iſt an dem Nächſten, an dem, den du gerade auf deinem Wege, gerade vor deiner Thür findeſt, daß es inſofern wohl darauf ankommt, zunächſt der eignen Hausgenoſſen, Glaubensgenoſſen, Volksgenoſſen erbarmend zu gedenken, ehe du in die Ferne hinausſorgſt, daß die nächſtliegenden Notſtände bedacht ſein wollen, ehe wir den Umkreis der Hilfeleiſtung weiterziehen.

Kranker ſich anzunehmen, dazu gehört herzliches Erbarmen. Wiederum auch, das Erbarmen, wie unerläßlich innere Vorausſetzung es iſt, ſo kann es doch der tüchtigen, geſchulten Fähigkeit nicht entbehren. Das iſt ſicherlich ein herrlicher Nachruhm unſrer verewigten Kaiſerin Auguſta, ſo vielfach Anregung gegeben zu haben, dem nachzudenken, wie man am beſten für Kranke und Verwundete Fürſorge treffen möge, das Lager, die Transportmittel bequem zu geſtalten, nach Kräften Schmerzen zu lindern. Und wenn jetzt Gelegenheit geboten wird, in Sanitätskolonnen ſich zum Tragen und Verbinden von Kranken, Verunglückten, Verwundeten auszubilden, ſo ſollte, wer immer Möglichkeit und Muße dazu hat, ſich dem nicht entziehen. Inſonderheit aber junge Mädchen, anſtatt brotloſen Künſten zu huldigen und ſtundenlang talentlos mit müßigem Spiel die Zeit zu verderben, ſollten ſich angelegen ſein laſſen, Fähigkeiten zur Behandlung Kranker und Verletzter zu erwerben; denn das iſt in der That die ſchönſte Hand, die am lindeſten zu betten, zu heben, zu verbinden weiß.

Allerdings, wenn es recht ſehr zu wünſchen iſt, daß thunlichſt viele junge Mädchen ſolche Handgriffe lernen, ſo bedürfen wir doch auch Helferinnen, denen die Pflege Kranker und Notleidender Lebensberuf geworden iſt, und die immer mehr hinein- und darin fortwachſen. Wir haben den Ruf aufzunehmen: Unſre Kirche braucht mehr Diakoniſſen! Soll ja doch dieſer Ruf in den Predigten viel zu ſelten vernommen werden — wie der Kaiſerswerther „Armen- und Krankenfreund" behauptet. Wenn der geſetzlichen Kirche Nonnen ohne Zahl zu Gebot ſtehn, ſoll die Kirche des Evangeliums nicht auch willige Töchter genug finden, die dem Wort ihres Heilands entſprechen wollen: Ich bin krank geweſen — ihr habt mich beſucht, hier dies Beſuchen im Vollſinne des Dafürſorgens, des Pflegens genommen? Wenn jene ſich bewegen laſſen durch das Trachten, in Verdienſten ihre Seligkeit oder ein ſonderlich Krönlein zu erwerben, ſollte der Dank für die freie Gnade Gottes in Jeſu Chriſto nicht mindeſtens ebenſoviel edle Früchte bringen? Wir brauchen mehr Diakoniſſen, und ſo viel Töchter ſtehen müßig am Markt des Lebens, fragen nach Aufgabe, Thätigkeit und innerer Befriedigung!

Allerdings nicht nur für die Krankenpflege brauchen wir Diakoniſſen, wir brauchen ſie auch für Kleinkinder- und am allermeiſten überhaupt für Gemeindepflege. Wie ein Pfarrer, ſo gehört auch eine Gemeindeſchweſter (oder mehrere) in die Gemeinde, und der wird recht haben, der da geſagt hat, eine

tüchtige Gemeindeschwester erspare zwei Polizeidiener. Wohlauf denn, ihr evangelischen Väter und Mütter, Vormünder, Brüder und Verwandte, zuckt nicht mehr, wie es bisher leider zu viel, zu oft geschehen ist, betrübt und ängstlich die Achsel, wenn eure Tochter, Mündel oder Schwester ihres Herzens Sehnen euch offenbart, daß sie als Diakonissin ihr Leben dem Dienst ihres Herrn und ihres Nächsten widmen möchte! Freut euch vielmehr und haltet es für eine Ehre, wie dies in katholischen Familien der Fall ist, wenn ein Glied aus eurer Mitte in die Reihe der Schwestern zu treten wünscht!

Für das Kriegsheer haben wir berufsmäßig zur Wahrnehmung der Kranken und Verwundeten unter Anordnung und Anweisung der Aerzte die Lazarettgehilfen. Und wenn der Lazarettgehilfe nicht nur gezwungen und unwirsch, sondern williglich und mit innerer Teilnahme seinen Dienst versieht, dann soll man diesen nicht geringer ansehen, als den, der mit der Waffe dient. Denn wenn zum Soldaten Treue und Wachsamkeit gehört, so gehört zum rechten Lazarettgehilfen Wachsamkeit und Treue.

Aus Krankenhäusern, in denen Barmherzige Schwestern der römischen Kirche walten, ist neuerdings mehrfach die Klage ausgegangen, daß dort Propagandaversuche, konfessionelle Beunruhigungen Kranker, ja und vornehmlich Schwer-, Todkranker gemacht würden. Es ist nicht dieses Ortes, zu untersuchen, wieweit solche Klagen begründet sein mögen. Aber schon der Gedanke, daß ein Schwerkranker in solcher Weise gepeinigt und so zu seinem leiblichen Leiden andre hinzugefügt würden, ist für den, der dergleichen einmal mit erlebt hat, so entsetzlich, daß er sagen wird: so bedürfen wir evangelischer Krankenhäuser, Krankenhäuser, denen auch jener Verdacht fern bleiben muß, mit evangelischer Pflege.

Und wenn neuerdings an der Küste Ostafrikas deutsche Krieger und deutsche Seeleute ihr Leben und ihre Gesundheit haben aufs Spiel setzen müssen, so ist nichts billiger, als daß Sorge getragen werde, daß sie auch an jenen fernen Gestaden geeignete Pflege finden, daß also Herzen und Hände sich bereit finden lassen, jenes Krankenhaus der deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft, das erst für Sansibar geplant war, wo auch immer es nun seine Stätte finde, zu vollenden. Denn dem allen wird einst das Wort des Weltrichters gelten: Ich bin krank gewesen — ihr habt mich besucht.

Haben wir aber das Wort „besuchen“ im Sinne des Krankenpflegens genommen, es hat auch im buchstäblichen Sinne sein Recht. Wenn der teilnehmende Kamerad den Kameraden, der Freund den Freund, der Vorgesetzte den Untergebenen an seinem Krankenlager aufsucht mit ermunterndem, aufrichtendem Worte oder ihm eine labende Frucht, eine duftende Blume, ein wohlthuendes Buch oder was immer für eine Aufmerksamkeit zuträgt, auch das ist wertgehaltene Wohlthat. Wenn vollends einst unser greiser Kaiser oder sein edler Sohn dem wunden Offizier auf seiner Schmerzensstätte mit gütigem Zuspruche nahten, war es dem Leidenden nicht mehr als auch die kostbarste Arznei?

Jene hohe Fürstin, die heilige Elisabeth, von der wir eingangs sprachen, hat mit eignen Händen die Elenden, die Aussätzigen, gehegt, gewaschen, gewartet. Einst — so heißt die fromme Sage — habe sie einen Bettler in ihr eignes Bette getragen, um seine schwere Krankheit zu heilen. Mit böswilliger Deutung aber habe dies eine Kammerfrau dem Landgrafen hinterbracht, der zornig nach dem Gemache seiner Gemahlin eilte. Er schlug die Decke zurück: ein Kruzifix leuchtete ihm entgegen. Die barmherzige Landgräfin hatte den Herrn selbst aufgenommen. H

## Die christliche Liebe

nach Sören Kierkegaard

### 3. Die Selbstzucht zur christlichen Liebe

Wenn das Wichtigste ist und bleibt, daß Barmherzigkeit geübt werde, so ist die erste Sorge des Christen nie die, was er in Liebe wirken solle, sondern die andre, daß seine Liebe auch wirkliche christliche Liebe sei und werde. Ohne diese reflexive Wendung, diese Beschäftigung mit sich selbst, kann sich Kierkegaard keine christliche Liebe denken; ja man darf wohl sagen, daß der Hauptnachdruck bei ihm auf ihr Innenleben vor und während des Wirkens fällt. Doch ist dieses bei ihm durchaus nicht etwa eine beschauliche Gefälligkeit; auch besteht die Beschäftigung der Liebe mit sich selbst durchaus nicht in der künstlichen Produktion überschwänglicher Gefühle. Davon kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil nach Kierkegaards Meinung das Hervorbringen überhaupt Gott vorbehalten ist. Gott ist es also auch allein, der Liebe hervorbringt; der Mensch kann höchstens die Hindernisse, die Gottes Wirken entgegenstehen, erkennen und verurteilen. Wer in sich christliche Liebe ausbilden will, ist wesentlich darauf beschränkt, stets die Lieblosigkeit in sich aufzudecken und zu verurteilen. Reden wir von einer Selbstzucht zur christlichen Liebe, so ist darunter nur diese negative Thätigkeit zu verstehen.

Wer nun untersuchen will, ob er wirklich christliche Liebe hat, kann auf mancherlei achten: auf die Stärke, Innigkeit, Dauer der liebevollen Gesinnung, die Bereitwilligkeit, sie zu bethätigen, und dergleichen. Kierkegaard berücksichtigt und bespricht diese Punkte auch und sagt natürlich, daß sich die christliche Liebe in jedem dieser Stücke vor jener auszeichnen soll, deren auch Heiden fähig sind. Aber das eigentliche Kennzeichen, das christliche und weltlich-heidnische Liebe unterscheidet, an dem insbesondre auch die wahrhaft christliche Liebe von der heidnisch-natürlichen Liebe innerhalb der Christenheit zu unterscheiden ist, kann nicht in einer der genannten Eigenschaften liegen, die jene nur etwa in höherm Grade als diese hat. Kierkegaard findet es in der dem Christentum eigentümlichen Auffassung des Objekts der Liebe als des „Nächsten,“ den man „wie sich selbst“ liebt.

Natürlich-heidnische Liebe ist es nämlich, Familienglieder, Volksgenossen, eine Geliebte, einen Freund zu lieben. Von dieser Liebe darf man nicht gering denken. Ist sie rechter Art, so ist sie innig, treu und aufopfernd. Aber nach Kierkegaard ist sie auch in ihrer edelsten Form doch nicht eigentliche Liebe zu einem andern, sondern Selbstliebe. In Weib und Kind, in Volk und Vaterland, in der Geliebten und dem Freunde liebt man sich selbst, sein eignes andres oder sein erweitertes Ich; denn man liebt entweder einen begeisternden, liebenswürdigen Gegenstand, ohne den das fernere Leben reizlos erscheint, oder man liebt in Kraft gemeinsamer Interessen. Der Freund und die Geliebte, Volk und Vaterland *wollen* auch so geliebt sein. Hierin findet nun Kierkegaard das spezifische Kennzeichen aller unterchristlichen, wenn auch noch so edlen Liebe: daß man einen liebenswürdigen Gegenstand oder kraft gemeinsamer Interessen, also eigentlich nur sich selbst lieben und entsprechend geliebt sein will. Alle unterchristliche Liebe hat auch den Mangel, daß sie bedingt ist: durch die Liebenswürdigkeit des Gegenstandes und die Gemeinsamkeit der Interessen.

Der Christ aber liebt *unbedingt*. Er liebt nicht den Liebenswürdigen, weil er liebenswürdig ist, auch nicht den, mit dem ihn gemeinsame Interessen verbinden, weil er gemeinsame Interessen mit ihm hat; er liebt den „Nächsten,“ dessen Liebenswürdigkeit gar nicht in Betracht kommt, mit dem ihn auch kein gemeinsames Interesse verbindet, da er wesentlich nur die zufällige Eigenschaft hat, „nahe“ zu sein, und in ihm liebt er nicht sich selbst, sondern er liebt ihn, „wie“ sich selbst. Ihm ist das Objekt seiner Liebe nicht das „andre Ich,“ sondern das reine „Du.“

Wer auf christliche Liebe Anspruch machen will, muß also die Fähigkeit besitzen, sich ein solches reines „Du“ vorzustellen. Wenn er auf einen beliebigen Menschen trifft, muß sein Gedanke oder doch seine Stimmung sein, daß er eine Person vor sich hat, ebenso berechtigt wie er selbst, zu denselben Ansprüchen an das Leben befugt wie er, von Gott ebenso geliebt und zu der gleichen Seligkeit berufen wie er. Um den „Nächsten“ wesentlich ebenso anschaun und lieben zu können „wie sich selbst,“ muß er alle Unterschiede des Standes und der Bildung (die ja nie aus der Welt geschafft werden können und sollen) für sich aufheben; ja auch die moralischen Unterschiede zwischen den einzelnen Personen muß er gleichsam vernichten. Den „Nächsten“ einer Schlechtigkeit für fähig zu halten, deren man sich selbst

für unfähig hält, ist durchaus unzulässig; umgekehrt ist es Pflicht, jeden „Nächsten“ des Guten auch fähig zu erachten, das ich selbst thue. Andernfalls betrachte ich den Nächsten nicht „wie mich selbst“ und liebe ihn auch nicht „wie mich selbst.“

Hat man seine Liebe nur einmal vor dem Begriffe des „Nächsten“ zur Visitation gestellt, so wird man leicht finden, daß man stets Ursache hat, vor und während jeder Wirksamkeit nach außen genau darauf zu achten, ob man auch noch im christlichen Sinne liebt. Kierkegaard behauptet gewiß mit Recht, daß man diesen Begriff des „Nächsten“ praktisch nur im fortwährenden Kampfe mit sich und andern festhalten kann. Es kostet schon Mühe genug, seinen Privategoismus so weit zu überwinden, daß man den „Nächsten,“ d. h. den nächsten besten Menschen wirklich mit denselben Augen ansehen kann, wie sich selbst. Ist man aber so weit gekommen, so zeigt sich bald, daß die „Nächstenliebe“ von der Familie, den Freunden, der Partei leicht als Zurücksetzung empfunden wird. Denn sehe ich den Nächsten an, „wie mich selbst,“ so stelle ich ihn natürlich auch Verwandten, Freunden und Parteigenossen gleich, und das können diese als Eingriff in ihre „Rechte“ betrachten. Endlich wird man gar gewahr werden, daß überhaupt nicht leicht jemand als der „Nächste“ geliebt sein will. Wer Liebe wünscht, will meist eine Liebe, die ihn selbst auszeichnet, indem sie ihn vergewissert, daß gerade auf das Verhältnis zu ihm Wert gelegt werde; wer nicht darauf achtet, daß er so geliebt werde, will meist gar nicht Liebe, sondern nur Hilfe.

Die „Nächsten-Liebe“ ist kaum eine sehr begehrte Ware. Wird sie rein durchgeführt, so wird man nach Kierkegaards Meinung häufiger den Vorwurf der Lieblosigkeit ernten als einen Dank. Doch beirrt das Kierkegaard nicht, ihm ist es vielmehr ein Beweis für den spezifischen christlichen Charakter seiner Nächstenliebe. Sie hat das „Doppelzeichen,“ das nach ihm alles Christliche haben muß: daß sie erstens viele Selbstverleugnung erfordert und zweitens in dieser Welt keinen Lohn dafür erwarten kann. Wird ferner die von ihm verlangte Stellung zum Nächsten so schwer gefunden, daß man sie eigentlich niemand zumuten könne, so ist ihm dies auch ganz recht. Auch nach ihm kann kein Mensch diese Nächstenliebe verlangen; deshalb ist sie auch nicht von einem Menschen erfunden, sondern von Gott befohlen und dem Menschen dadurch aufgenötigt, daß Gott in seiner Liebe keinen Unterschied kennt. Will jemand zu Gott in ein Verhältnis treten, so muß er dies als richtig anerkennen und sein Verhältnis zum Nächsten analog auffassen. Andernfalls versagt Gott ihm seine Liebe.

Hierdurch wird natürlich nicht aufgehoben, daß man den nähern Angehörigen vor andern Liebe zu erweisen hat. Sie stehen ja auch rein im äußerlichen Sinne „näher“ als andre Menschen. Aber die Triebfeder der Liebe darf nicht in gemeinsamen Interessen liegen oder in einer Vorliebe; auch darf die Liebe nicht zu einer Sonderbündelei führen, die erschwert, Fernerstehende mit denselben Augen anzusehen, wie sich und die Näherstehenden. Sonst ist der Begriff des Nächsten faktisch aufgehoben. Vollends unsinnig ist es, Gott für sich oder seine engere Gemeinschaft gleichsam privatim interessiren zu wollen — da doch Gott es ist, der durch seine unbestechlich gerechte Liebe gegen alle dem strengen Begriff des „Nächsten“ objektive Realität giebt.

Werfen wir noch einen Seitenblick auf unsre Zeit, so ist leicht zu vermuten, daß Kierkegaard ihr in der Betonung der „Interessen,“ der gemeinsamen, der nationalen, der kirchlichen Interessen, etwas mehr Zurückhaltung wünschte. Denn Interessenpolitik (also überhaupt Politik) ist nach seinem Urteil heidnisch; Interessen, die nicht gleichmäßig jeden einzelnen Menschen betreffen, also alle Interessen eines besondern Standes oder Staates oder einer einzelnen Kirche, alle Interessen, die zur „Konkurrenz“ nötigen, können nur mißbräuchlich mit dem Christentum in Verbindung gesetzt werden. Christliche Interessen sind Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist, sonst nichts. Es soll indessen noch besonders hervorgehoben werden, daß „heidnische“ Interessen sehr edel sein können; nur „christlich“ sind sie nie.

Chr Sch



## Zur Frage, ob das Christentum gegen die wirtschaftliche Bewegung der Sozialdemokratie gleichgiltig sei

1

Professor Herrmann hat in seinem Vortrage über „Religion und Sozialdemokratie“ auf dem zweiten Evangelisch-sozialen Kongresse (nach dem Berichte der Christlichen Welt, Nr. 24, Spalte 543, Zeile 1 und 2) behauptet, daß „doch für den Christen keine Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung — kanonisch sei.“ Dem entspricht auch die vierte These Herrmanns, zu welcher der Herausgeber der Christlichen Welt sich sehr entschieden mit folgenden Worten bekennt (Spalte 545):

> Ich halte die Anerkennung dieser These für eine Grundbedingung zu einem künftigen Gedeihen und Wirken des Evangelisch-sozialen Kongresses, sofern er es mit der Sozialdemokratie zu thun hat.

Ebenso hat sich Herr Kandidat Göhre in seinem verdienstvollen Werke „Drei Monate Fabrikarbeiter“ für völlige Gleichgiltigkeit des evangelischen Glaubens gegen die Erfüllung oder Nichterfüllung der wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie ausgesprochen.

Diese Aeußerungen haben kürzlich im Hamburgischen Korrespondenten eine übertriebene, ungerechte und mit völligem Unrecht die katholische auf Kosten der evangelischen Kirche verherrlichende Zurückweisung erfahren.*) Die nähere Prüfung dieses Artikels im Hamburgischen Korrespondenten hinsichtlich seiner Herkunft überlasse ich Herrn Professor Nippold, welcher der Konfession des Verfassers jenes Artikels wohl auf die Spur kommen wird; und die Widerlegung der für die evangelischen Kirche so ungünstigen Vergleichung zwischen Katholizismus und Protestantismus sei ebenfalls andern überlassen. Aber ein Körnlein Wahrheit glauben wir dennoch in jener Korrespondenz zu finden, und zwar aus folgenden Gründen:

Herrmann sagt in seinem Vortrage auch, und zwar nicht allzu lange nach jener oben zuerst von ihm angeführten Aeußerung (Christliche Welt, Spalte 543 unten) Folgendes:

> Zugeben sollen wir dieser sozialdemokratischen Weltansicht gegenüber, ... daß Wille und Gesinnung des Menschen in der That durch seine ökonomische Lage beeinflußt wird.

Hier fragen wir: Ergiebt sich nicht aus diesem wichtigen Zugeständnis Herrmanns vom christlichen Standpunkte aus doch ein schädigender Einfluß der etwa erfüllten wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie auch auf das christliche Charakterleben? Sind nicht die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, im eignen Heim geübt, und Familienerziehung der Kinder, das Aufwachsen im eignen Heim, das Speisen in der Enge des eignen Hauses,**) ja auch das Privateigentum die notwendige Grundlage zur Ausbildung und Erhaltung einer geistigen Eigentümlichkeit des Einzelnen, wie sie das evangelische Lebensideal vorhält? Ergiebt sich nicht also doch daraus, daß die Sozialdemokratie nicht mit Unrecht (wenn auch in einseitiger und übertriebener Weise) einen Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Lage und dem innern Charakter behauptet, irgendwie eine nötige Einschränkung (ich sage nicht Umkehr!) des Satzes von Herrmann, daß für den Christen keine Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung kanonisch sei? Ergiebt sich nicht vollends von hier aus eine notwendige Einschränkung der von Göhre behaupteten völligen Gleichgiltigkeit des evangelischen Christentums gegen die Erfüllung der wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie? — Wir berufen uns darauf, daß Melanchthon in der Augsburgischen Konfession Artikel 16 (de rebus civilibus) nur als „Leisetreter“ gesagt hat, der Christ dürfe Eigentum besitzen (quod liceat tenere proprium), daß

*) In Nr. 408. Wir bemerken, daß dasselbe Blatt in Nr. 421 einen sehr verständigen und freundlichen Artikel über das Göhresche Buch, das in Nr. 408 nur Entstellung und Hohn erfährt, gebracht hat. Um so wahrscheinlicher wird obige Vermutung über die Herkunft des frühern Artikels.

**) Die Worte „Heimweh,“ „Vater“ und „Vaterhaus“ bieten dem Christentum doch wohl nicht nur, wie etwa unsre Art des Begrabens der Leichen, Ausdrücke und Bilder, die durch andre Bilder ersetzt werden könnten, sondern sie bieten doch wohl die rechten Ausdrücke für Verhältnisse, die in der sozialdemokratischen Gesellschaftsordnung unter den Menschen nicht mehr da sein würden.

er aber im Sinne der Reformatoren gern mehr hätte sagen können.*)

Zu der einstimmigen Behauptung Rades und Göhres, „daß auch ein Sozialdemokrat doch Christ sein kann und sein soll“ (Christliche Welt, Spalte 545; „Drei Monate Fabrikarbeiter,“ Seite 216) möchten wir unserseits doch so Stellung nehmen, daß wir sagen: Ja, ein einzelner Sozialdemokrat von heute, der noch die Wohlthat der jetzigen Wirtschaftsordnung, auch wenn er es nicht weiß und nicht zugiebt, in seinen persönlichen Charaktereigenschaften (Selbständigkeit und Uneigennützigkeit des Charakters, sowie tieferer sittlicher Charakterfonds) empfangen hat, kann Christ werden und sein; denn heilsnotwendig für den Einzelnen ist nicht das Verständnis für den geistlichen Segen des Privateigentums, aber heilsnotwendig ist für die gesamte Christenheit das Bleiben dieses Segens, also das Verständnis dafür bei so vielen, wie zur wirksamen Aufrechterhaltung dieses Segens in der Menschheit nötig sind.

Ist es also nicht für alle, welche die Förderung, die eine nichtsozialdemokratische (sei es die heutige, sei es eine bessere) Wirtschaftsordnung gerade der christlichen Religion bringt, erkannt zu haben glauben, gerade Christenpflicht, die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokraten zu bekämpfen? A K

2

Es versteht sich, daß ich nur in meinem Namen auf die Frage unsers verehrten Mitarbeiters antworten kann. Den Herren Herrmann und Göhre muß ich überlassen, mich zu ergänzen und zu berichtigen, wenn ich ihre Meinung nicht getroffen habe. Auch soll sonst Andersmeinenden durch meine Bemerkungen das Wort nicht abgeschnitten sein.

Die vierte These Herrmanns — es sei unchristlich, die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie im Namen der Kirche zu bekämpfen — bedeutet nach meinem Verständnis Folgendes. Sehen wir die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie an, so ist in ihnen nichts enthalten, was eine christliche Gesinnung, Charakterentwicklung und Lebensführung, eine Christenheit, ein Reich Gottes auf Erden schlechthin unmöglich machte. Im Gegenteil, es würden die Menschen sich auch unter den veränderten (vielleicht ungünstigern) äußern Bedingungen als Christen zu beweisen und die neue Ordnung in ihrer Durchführung mit christlichem Geist zu durchdringen, christlich zu brauchen haben. Es ist daher nicht christlich, den Kampf gegen jene wirtschaftlichen Ziele im Namen der Kirche zu führen. Christlich ist es vielmehr, falls ihrer praktischen Verwirklichung irgendwie näher getreten werden sollte, dafür zu sorgen, daß die Menschen dabei Christen bleiben und christliche Grundsätze auch innerhalb dieser neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsgestaltung zur Geltung kommen.

Es ist also nach meiner Auffassung der These in ihr ein sachliches (wie man zu sagen pflegt: materielles) Urteil über die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie, sofern man sie loslöst von der Verquickung mit einer gott- und christentumsfeindlichen „Geschichtsauffassung“ oder Weltanschauung, in der sie uns gemeinhin entgegentreten, enthalten. Nämlich dies. Gesetzt, das Bestehen einer solchen sozialistischen Wirtschaftsordnung wäre an sich vernünftig (worüber mir mein Glaube keinerlei Aufschluß giebt) und würde Wirklichkeit, so würde sie dem Wirken des heiligen Geistes der Christenheit, die Menschen zu Gott zu führen, kein Hindernis sein. Als Christen, von Glaubens und Evangeliums wegen, können und dürfen wir daher diese neue Ordnung nicht für unmöglich erklären; vielmehr wenn diese Ordnung überhaupt möglich ist, so ist sie eben, wie jede von Gott gewollte, Gott wohlgefällige Ordnung, durch Christen möglich.

Es fragt sich also, ob das hierin ausgesprochene sachliche Urteil über die Ziele der Sozialdemokratie richtig ist. Hierauf möchten sich die ferneren Auseinandersetzungen wesentlich richten. Man sollte aber aufhören, in solche prinzipielle Erörterungen die Unterscheidung von Sozialdemokratie und Sozialdemokraten einzuführen. Sie ist sehr wichtig, wenn ichs in meiner Gemeinde, in meiner Fabrik, auf meinem Gute mit so und so viel Menschen zu thun habe, die sozialdemokratische Blätter lesen und einem sozialdemokratischen Kandidaten ihre Stimme geben. Für die entscheidende Auseinandersetzung des Christentums mit der Sozialdemokratie hat jener Unterschied gar keinen Wert. Da hat Herrmann mit Recht den Weg vorgezogen, die Sozialdemokratie in ihre Elemente zu zerlegen, ihre wirtschaftlichen Ziele von ihrer religiösphilosophischen Haltung zu scheiden und zu fragen, ob in jenen wirtschaftlichen Zielen als solchen etwas liege, das mit dem Christentum unvereinbar sei. Er antwortet darauf in seiner vierten These mit Nein. Ich kann ihm darin nur beistimmen. Die sozialistische Wirtschaftsordnung kann ich nicht für weniger verträglich mit dem Christentum halten als die gegenwärtige individualistische! Man thut doch unrecht, wenn man jene nach allerhand phantastischen Auswüchsen, nach ihrer zufälligen Verbindung mit Feuerbach-Büchnerscher Weltweisheit beurteilt und verurteilt, dem entgegen aber sich zum augenblicklichen Gebrauch ein ideales Bild von der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung konstruirt und von ihrer tausendfältig so offenbar unchristlichen Praxis, von ihrer nicht minder offenkundigen Verbindung mit derselben gewissen- und gottlosen Weltanschauung absieht! Ist irgend eine Auffassung der sozialistischen Wirtschaftsordnung möglich, die sich mit unserm Christentum verträgt, d. i. die es uns möglich machen würde, in ihr als Christen zu leben und zu wirken, so ist es unchristlich, das Christentum in den bösen Schein zu bringen, als sei es seinem Wesen nach jener Ordnung feind und decke die alte Ordnung gegen die neue mit ihrem Leibe.

Der verehrte Einsender obigen Fragezeichens geht nun aber selbst auf den Inhalt der sozialistischen Wirtschaftsideale beiläufig ein und stellt an einem Punkte den ausschließenden Gegensatz fest, worin jener zum Inhalte des Christentums sich befindet. Das Privateigentum und vor allem die eigne Familie erklärt er für die unentbehrliche Grundlage zur Entwicklung der evangelischen Persönlichkeit. Aber die Sozialdemokratie will ja nicht „das Privateigentum“ aufheben, sondern nur das Privateigentum an den Produktionsmitteln (Maschinen und Fabriken, Grund und Boden u. s. w.); das Privateigentum an Genußmitteln läßt sie bestehn. Es ist nicht einzusehn, wieso eine größere Entwicklung von Kollektiveigentum und Kollektivbetrieb, als wir sie jetzt schon haben, die Ausbildung christlicher Charaktere unmöglich machen soll. Als ob der Gedanke der Bruderschaft und Gemeinde nicht ebenso urchristlich wäre wie der der selbstständigen Persönlichkeit! — Und die Familie? Wo die Sozialdemokratie das sittliche Ideal der Familie bekämpft, haben wir ihr wahrlich im Namen der Kirche zu widerstehn, aber nicht deshalb, weil sie eine neue Wirtschaftsordnung, sondern deshalb, weil sie eine neue Sittlichkeit will; wo die Sozialdemokratie aber den wirtschaftlichen Faktor „Familie“ aufzulösen sich anschickt, mag das höchst verhängnisvoll sein, aber sie macht da doch nur zu ihrer Forderung, was unter der heutigen „christlichen“ Wirtschaft im Arbeiterstande schon weithin Thatsache geworden ist. Es gehört doch zu den klarsten Darlegungen des Göhreschen Buches, daß in den von ihm durchforschten Kreisen die Familie als wirtschaftlicher Begriff noch kaum mehr vorhanden sei: eine Beobachtung, die übrigens nicht einmal neu ist. — Von andrer Seite ist wohl hingewiesen auf den „Staatszwang,“ der innerhalb der sozialistisch geordneten Welt herrschen würde, als etwas direkt Unchristliches; ich muß auch dem widersprechen. Denn Staatszwang herrscht auch heute in weitem Maße und in den wichtigsten Dingen: oder kann es etwas Wichtigeres geben als Unterricht und Erziehung unsrer Kinder? und doch lassen wir uns den Schulzwang gefallen! Es wird also der Staatszwang nicht an sich unsittlich und unchristlich sein, mag er noch so weit ausgedehnt werden, sondern es wird darauf ankommen, wie und wozu er geübt wird, wer die Zwingenden und die Gezwungenen sind.

Ich bleibe also dabei, daß es heilsam ist, die Gleichgiltigkeit des Christentums gegenüber der Sozialdemokratie als wirtschaftlicher Bewegung auszusprechen. Wir verletzen in beiden Fällen die Würde des Christentums: wenn wir in seinem

*) Vergleiche auch Ritschl, Unterricht in der christlichen Religion, 2. Aufl., § 61, Anmerkung e und sonst.

Namen gegen die Wirtschaftsordnung der Zukunft oder gegen Windmühlen kämpfen. —

Ein andres Verständnis der Herrmannschen These ist aber auch noch möglich. Nämlich sie könnte noch prinzipieller, mehr formal, dahin gemeint sein, daß sie sagen wollte, es sei überhaupt unchristlich, irgend welche wirtschaftliche Ziele im Namen der Kirche oder des Christentums zu bekämpfen.

Ich kann mir nicht denken, daß Herrmann so verstanden sein will, und daß er nur zufällig, gleichsam beispielsweise, diesen allgemeinen Satz auf die Sozialdemokratie anwendet. Man nehme an, es würde eine Wirtschaftsordnung proklamirt, die sich rein auf das Recht des Stärkern gründete, so würde es christlich sein, sie um dieses Grundsatzes willen zu bekämpfen. Vielleicht fällt das Manchestersystem, dem unsre jetzige Wirtschaftsordnung ihr Meistes verdankt, unter diesen Gesichtspunkt. Es ist schon einmal das Manchestertum in unsern Spalten als unchristlich verurteilt worden; ich möchte das nicht nachsprechen, halte vielmehr dafür, daß auch dieses Prinzip des ausgesprochen einseitigen wirtschaftlichen Individualismus, anders gedeutet, von anderm Geiste erfüllt werden und, befolgt von christlichen Persönlichkeiten, menschenwürdige Zustände schaffen mag. Aber die christliche Ethik bevorzugt nur zu oft das Bestehende als solches. Und das ist nicht recht.

Wir haben Ursache genug, vom christlich-sittlichen Standpunkte an den Zuständen der heutigen Wirtschaftsordnung, an deren unsittlicher Handhabung und Durchführung ernste Kritik zu üben; will die etwaige sozialistische Wirtschaftsordnung bei ihrer Durchführung zu unsittlichen Mitteln greifen, so darf auch da der christliche Protest nicht fehlen. Nach beiden Seiten hin kehrt sich unsre evangelisch-soziale Arbeit: sie schärft den Vertretern der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung das Gewissen für das, was sie versäumt haben, was ihre Pflicht ist, wenn sie als Christen wirtschaften wollen, — und sie sagt ebenso den Sozialdemokraten: Wohlan, macht immerhin den Versuch, eure wirtschaftlichen Ziele durchzuführen, aber erfüllt auch dabei auf allen Punkten der Theorie wie der Praxis eure Christenpflicht.

Zum Schluß noch eins. Man sagt der römischen Kirche vielfach ein Liebäugeln mit der Demokratie nach, und wie erst die neueste, viel beachtete Kundgebung des Osservatore Romano zeigt, mit Recht. Der einfältige oder perfide Artikel des Hamburgischen Korrespondenten möchte diese Rolle vielmehr dem Evangelisch-sozialen Kongreß und den evangelischen Theologen zuschieben, die auf dem in unsern Spalten vertretenen sozial-kirchlichen Standpunkte stehen. Wahrlich, der Sozialdemokratie, wie sie zur Zeit ist, unser Volk durchwühlt und vergiftet, stehen wir so mißtrauisch und kampfbereit gegenüber als irgendwer. Aber wir wollen diesen Kampf mit guten Waffen führen, wahr und gerecht sein auch gegen den Feind, ihm selbst zu innern Entscheidungen helfen, die wir um des Volkes und der Sache willen für ihn ersehnen. Wir wollen auch nicht in die Luft streichen, sondern als Kinder der christlichen Religion nur das bekämpfen, was wider die Religion oder selber eine neue Religion ist. Für diesen Kampf will uns die berühmte Herrmannsche These, das sollte doch jeder sehen, die Arme erst recht frei machen. Mögen andre allen Fleiß und Eifer darauf wenden, unser Volk vor wirtschaftlichen Irrtümern zu schützen: die Macht der Gottlosigkeit, die durch Vermittelung der Sozialdemokratie sich der Gemüter des Arbeiterstandes bemächtigt hat oder bemächtigen will, zu brechen, erscheint uns als eine andre, wichtigere, uns als Kirche zunächst angehende Aufgabe. Also „Arbeiterpastoren," wie man uns zuruft, ja das wollen wir gern werden, aber einen „Pakt mit der Demokratie" schließen wir darum noch lange nicht: dafür sind wir die Weltmacht auch gar nicht, mit der die Demokratie einen Pakt schließen möchte. Jenen weltseligen Gesellen, die nur darum nach der Kirche schreien, damit sie ihnen ihr sogenanntes „Privateigentum" schütze, setzen wir im Namen des Evangeliums unser Non possumus entgegen; aber immer werden wir zur Ordnung stehn wider die Unordnung, zur Einsicht wider die Gewalt, zu den Mächten, die das von der Menschheit bis dahin errungene Gute erhalten wollen, wider den wüsten, blöden Umsturz. R



# Ein Patrimonium der Enterbten

## 1. Die Arbeiterkolonien

Zu den Mitteln, wodurch der in der letzten Zeit so viel genannte Führer der Heilsarmee die Nacht des dunkelsten Englands zu lichten gedenkt, gehört auch die Anlegung dörflicher Kolonien. Unter den aus dem Abschaum der Städte Gewonnenen sollen die geeigneten Elemente ausgeschieden, auf das Land übergeführt, hier an ein seßhaftes Leben gewöhnt und in den bäuerlichen Arbeiten und sonstigen ländlichen Berufsthätigkeiten unterwiesen werden. Aehnlich hat der Mann, der in unserm Vaterlande seit Jahren eine verwandte Wirksamkeit entfaltet und mit weniger Geräusch zwar, als es jenseits des Kanals geschieht, aber wohl mit gleicher Energie an der Rettung der als Hefe der Gesellschaft Geachteten arbeitet, in seinen Arbeiterkolonien die arbeit- und heimatlosen Landstreicher gesammelt und zu einer geordneten Thätigkeit zu bringen versucht.

Es ist noch nicht ein Jahrzehnt her, seit Pastor von Bodelschwingh die erste dieser Anstalten ins Leben gerufen hat, und heute finden sich deren schon einundzwanzig in den verschiedensten Teilen Deutschlands, und das große Netz von Verpflegungsstationen, welche die Etappen zu den Kolonien zu bilden berufen sind, breitet sich von Jahr zu Jahr weiter aus. Eine eigne Monatsschrift: Die Arbeiterkolonie, giebt von dem verdienstvollen Unternehmen fortlaufenden Bericht. Am Schlusse des Februars 1891 befanden sich nach diesem Blatte 2568 Beschäftigungslose auf den Kolonien, kaum hundert weniger als Stellen daselbst vorhanden sind. Seitdem überhaupt die Arbeiterkolonien eröffnet sind, die älteste, Wilhelmsdorf in Westfalen, im Jahre 1882, die jüngste, Geilsdorf in Thüringen, im Sommer 1889, haben bis zu dem erwähnten Termine nicht weniger als 44 368 Aufnahmen in sie stattgefunden.

Die bloße Thatsache dieser zahlreichen Aufnahmen beweist nun freilich noch nicht viel für die wohlthätigen Wirkungen der Arbeiterkolonien. Sie könnte vielmehr umgekehrt bedenkenerregend sein. Hat man doch schon von allem Anfang an die Befürchtung ausgesprochen, jene Anstalten möchten von den Scharen der Bummler und Vagabunden, selbst von Verbrechern als willkommene Schlupfwinkel angesehen werden, wohin sie sich während einer zeitweiligen Bedrängnis, vornehmlich in den bösen Wintermonaten, zurückzögen, um so rasch wie möglich zu gewohntem Thun oder Nichtsthun wieder auszufliegen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß solche Besorgnisse nicht unbegründet waren. Unter den in die Kolonie Eintretenden befindet sich in der That eine Anzahl von Elementen, die für alle geregelte Thätigkeit verloren scheinen und jedes Versuchs, sie zu ordentlichen Menschen zu machen, spotten. Sie halten ein paar Tage oder Wochen aus, dann wandern sie davon und suchen die Landstraße auf, von der sie gekommen sind. Nur etwa der fünfte Teil der Weggehenden tritt in ein festes Arbeitsverhältnis über und ist, vorerst wenigstens, fürs bürgerliche Leben gewonnen. Auf wie lange, das entzieht sich einer genauen statistischen Feststellung; doch ist nachgewiesen, daß auch nur ein größerer oder kleinerer Prozentsatz von ihnen auf die Dauer in der neuen Berufsthätigkeit beharrt.

Von der Geringfügigkeit der wirklichen und dauerhaften Erfolge der Arbeiterkolonien machen ihre Leiter selbst kein Hehl. Auf der letzten Jahresversammlung des Zentralvorstandes im Februar l. J. ist sie ein Gegenstand der Besprechung gewesen. Es wurde offen anerkannt, daß die günstigen Erfahrungen, die einzelne Anstalten mit den von ihnen Entlassenen machten, doch nur Ausnahmen von der Regel seien und „nur gerade hinreichten, um über eine Mehrheit von ungünstigen und betrübenden Beobachtungen hinwegzutrösten und den Kolonien das Bewußtsein zu geben, daß ihre Arbeit doch nicht ganz vergeblich gewesen sei."

Es ist selbstverständlich, daß diese Sachlage nicht gegen die Daseinsberechtigung der Kolonien selber spricht. Um zu einem billigen Urteil über die Resultate ihrer Arbeit zu gelangen, muß man hören, unter welch ungünstigen Verhältnissen sie diese Arbeit vollbringen. Es wird begreiflich, warum für einen großen Teil auch der nicht arbeitsscheuen Kolonisten der Ueber-

gang ins geordnete Berufsleben so schwer ist, wenn man bedenkt, was für Leute es sind, die in der Regel die Kolonien aufsuchen. Die Mehrheit von ihnen, heißt es in einem Berichte darüber, ist wirtschaftlich betrachtet minderwertiges, defektes Material. Mehr als fünfzig Prozent befinden sich in der zweiten Hälfte des Lebens, die meisten sind durch Trunk und Entbehrung heruntergekommen, viele halbinvalide. Sie sind ferner zum großen Teil Angehörige überfüllter Berufe, stellenlose Handlungsgehilfen, Schreiber u. ä. Und wenn die glücklich Untergebrachten mehrfach nicht auf ihrem Posten aushalten, so giebt jener Bericht auch dafür eine Erklärung, die diese Fahnenflucht in milderem Lichte erscheinen läßt:

In vielen Fällen liegt die Schuld gar nicht an den Kolonisten selber. Es stimmen leider recht viele Kolonien darin überein, daß oft die Arbeitgeber es sind, welche die Kolonisten wieder verderben. Oft suchen gerade die Arbeitgeber, die anderswo keine Arbeiter bekommen können, sie sich aus der Kolonie zu beschaffen; sie gehen dabei vielfach von der Ansicht aus, daß der Kolonist auch bei voller Arbeitsfähigkeit sich mit geringerem Lohn, geringerer Kost u. s. w. begnügen müsse als ein andrer. Da ist es denn kein Wunder, wenn die Kolonisten nicht aushalten. Es hat sich in zahlreichen Fällen bei unsrer Prüfung die volle Berechtigung ihrer Klagen über solche Arbeitgeber herausgestellt.

Man hat Verschiedenes in Vorschlag gebracht, um die heilsamen Wirkungen der Arbeiterkolonien zu verstärken, Verlängerung der Berechtigung zu bleiben von vier auf sechs Monate, Ueberweisung der völlig Arbeitsunfähigen an die zur Versorgung verpflichteten Armenverbände, zweckentsprechende Regelung des Arbeitsnachweises für die Austretenden u. a. m. Auf diesem Wege mag ja mancher der vorhandenen Uebelstände beseitigt werden, doch ist es sehr zweifelhaft, ob man dadurch und durch andre ähnlich geartete Maßregeln eine gründliche Wendung zum Bessern erreicht. Es läßt sich auf die Länge nicht verkennen, daß in der Art und Weise, wie die Arbeiterkolonien organisirt sind, selbst ein Umstand steckt, der sie hindert, an der Heilung des großen sozialen Schadens, durch den sie ins Leben gerufen worden sind, mit Nachdruck und Erfolg zu arbeiten. Sie sind nach ihrer gegenwärtigen Einrichtung bloße Durchgangsstationen, zeitweilige Zufluchtsorte für die sei es mit, sei es ohne Schuld außer Arbeit Geratenen. Nach vier oder höchstens sechs Monaten sollen diese das ihnen gebotene Asyl wieder verlassen, um sich eine Stellung im bürgerlichen Leben anweisen zu lassen oder selber zu suchen. Noch in der jüngsten Zeit ist es von berufener Seite nachdrücklich betont worden,

daß die Arbeiterkolonien ihren wirtschaftlichen Hauptzweck gewissermaßen gar nicht in der Aufnahme, sondern in der Entlassung der Kolonisten erfüllen sollen.

So lange das aber der Fall ist, wird ihre Arbeit unzulänglich bleiben.

Der kurz bemessene Aufenthalt in der Kolonie reicht in weitaus den meisten Fällen nicht aus, einen Arbeitsscheuen so wesentlich zu bessern, daß er den Versuchungen zum Bummeln und Landstreichen, die nach dem Austritt an ihn herantreten, Widerstand zu leisten vermag. Das „defekte Material," woraus die Hälfte der Koloniebesucher besteht, kann überhaupt nicht im brutalen Kampf ums Dasein aushalten; solche Entlassene mögen mit den besten Absichten in einen Beruf eintreten, sie sind nicht imstande, zu leisten, was sie sollen, kommen deshalb außer Dienst und stranden früher oder später aufs neue in einer Kolonie, um aufs neue den gleichen Kreislauf durchzumachen. Selbst von den Tauglichen wird nach einiger Zeit eine Anzahl wieder brotlos, weil, wie wir gehört haben, die Thatsache, daß ein Arbeitsuchender von der Kolonie kommt, eigennützigen Arbeitgebern vielfach willkommenen Anlaß giebt, ihn schlecht zu behandeln und nach Möglichkeit auszubeuten.

Alle diese Umstände scheinen geradewegs darauf hinzudrängen, die Arbeiterkolonien, entweder sämtlich oder doch zum Teil, derart einzurichten, daß sie den Willigen und Tüchtigen unter ihren Schützlingen Gelegenheit zu einer förmlichen Ansiedelung, zur Gewinnung einer bleibenden Lebensstellung bieten. Dadurch würden diese Anstalten auf einen wesentlich andern und unvergleichlich günstigeren Boden gestellt werden. Schon von vornherein würden die arbeitswilligen, braven Elemente unter den Beschäftigungslosen sich in viel größerer Anzahl zu den Kolonien wenden als jetzt, wo sie entweder gar nicht kommen oder so



kurz wie möglich bleiben, weil es sie eben drängt, eine dauernde Thätigkeit zu finden, die ihnen die Kolonie nicht gewährt. Die unverbesserlichen Vagabunden würden zwar beim erstenmale natürlich bereitwillig Aufnahme finden; hätte sich aber einer einmal mutwillig der dargebotenen Thätigkeit entzogen, so würden ihm später die Pforten der Anstalt entweder gar nicht mehr oder nur unter besondern Vorsichtsmaßregeln geöffnet. Die Fürsorge für solche Landstreicher im eigentlichsten Sinne würde besondern staatlichen oder durch freie Liebesthätigkeit hervorgerufenen Anstalten mit andrer Organisation und strenger Zucht zu überweisen sein. Die Kolonien könnten ihre ganze Kraft und die ihnen zu Gebote stehenden Mittel den Besseren oder Besserungsfähigen unter den Aufgenommenen zuwenden. Eine längere ernste Lehrzeit könnte die Verwahrlosten erziehen und gegen Rückfälle stärken. Auch den nicht völlig Leistungsfähigen würde durch den humanen Charakter der Anstalten bei bewiesenem gutem Willen Forthilfe und hinlängliches Auskommen verbürgt.

Auf diese Weise könnte die Arbeiterkolonie eine soziale Aufgabe von hervorragender Bedeutung erfüllen. Aus einem Rastort für ein paar Wochen würde sie dem Arbeitslosen, sobald er es nur wollte, zu einem bleibenden Wirkungsfeld, zu einem Hafen, wo sein Lebensschifflein für immer ankern könnte. Während sie jetzt vielfach einen Sammelplatz für gewohnheitsmäßige Müßiggänger, bestenfalls eine Garnison für die Reservearmee der Industrie bildet, würde die besprochene Umgestaltung sie zu einem wahren Patrimonium der Enterbten, einer Heimstätte für die heimatlosen Kinder unsers Vaterlandes machen.

Es ist das große Verdienst des Bremerhaver Pastors E. Cronemeyer, diesen wichtigen Gedanken erkannt und ausgesprochen zu haben. Er hat auch den Versuch gemacht, ihn ins Praktische zu übersetzen, und eine Anstalt ins Leben gerufen, die jenen Zweck verfolgt. Das ist die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf. Fl

## Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung

### 2. Das Mittelalter

Im Abendlande traf die Kirche mit den germanischen Völkern zusammen. Sie fand hier neben dem römischen Rechte ein andres vor, das germanische, und hat ihren Grundsätzen gemäß auch dieses innerhalb seines Bereichs anerkannt. Den deutschen Volksrechten ist die Eheschließung, wie dem römischen Recht, ein weltliches Geschäft. Aber während sich im römischen Rechte der Eheabschluß in einer einzigen Handlung, der Konsenserklärung nebst der sich unmittelbar daran schließenden Heimführung vollzog,*) zerfällt er nach deutscher Weise in zwei Handlungen, die zeitlich getrennt sind, sogar ziemlich weit aus einander liegen können, die Verlobung und die Trauung. Die Verlobung ist der Vertrag zwischen dem Vater oder dem Vormunde der Braut und dem Bräutigam, wodurch der erstere sich verpflichtet, seine väterliche oder vormundschaftliche Gewalt über die Braut seiner Zeit dem Bräutigam zu übergeben, wogegen dieser sich verbindlich macht, sie als seine Ehefrau aufzunehmen und zu halten. Die Trauung sodann ist die später erfolgende Handlung, wodurch das, was bei der Verlobung ausgemacht war, thatsächlich in Vollzug gesetzt wird: die Braut wird ihrem Manne von dem Vater oder Vormund zu treuer Hand übergeben, „anvertraut," und dieser gelangt dadurch in den Besitz der vormundschaftlichen Gewalt (das mundium) über sie. Denn das Weib ist nach altdeutscher Rechtsansicht lebenslang unmündig; der Vormund der Jungfrau ist der Vater oder an dessen Statt der nächste männliche Verwandte, der der verheirateten Frau der Ehemann. Die Verlobung war also den Germanen nicht, wie die Sponsalien des römischen Rechts, eine bloß vorbereitende Handlung, eine Zusage künftiger Eheschließung, sondern bereits ein Teil dieser selbst. Mit ihr wird

*) Ueber das Verhältnis des consensus und der deductio in domum mariti im römischen Recht gehen die Ansichten der Sachverständigen noch aus einander. Die oben vorgetragene wird nicht von allen geteilt, was zur Vermeidung von Mißverständnissen nicht unbemerkt bleiben soll.

das eheliche Treuverhältnis begründet, seine Vollendung erhält es durch die Trauung.

Die Trauung geschah nach uralter, bereits von Tacitus bezeugter Weise meist wohl im Hause der Eltern der Braut in Gegenwart von Verwandten, guten Freunden, Nachbarn und angesehenen Männern. Der Vormund der Braut „überantwortete" sie dem Ehemann unter herkömmlichen Zeremonien mit einem feierlichen Spruche. So sagte er in Schwaben in der Zeit des zwölften Jahrhunderts:

Nun befehle ich euch mein Mündel zu euren Treuen und euren Gnaden, und bitte euch durch die Treue, als ich sie ihr befehle, daß ihr ihr rechter Vogt seiet und ihr gnädiger Vogt seiet, und daß ihr nicht ein treuloser Vormund werdet.

An die Trauung schloß sich die Thätigkeit der Kirche. Nach der Trauung, also nachdem die Ehe fertig geschlossen war, begab sich das Paar in die Kirche, wo die Messe über es „gesungen" und der kirchliche Segen gesprochen wurde. So verläuft die Sache im Nibelungenliede. Am Morgen nach der Hochzeit gehen die beiden königlichen Paare in feierlicher Pracht nach dem Münster, „da man die Messe sang."

Nach königlichen Ehren war ihnen da bereit,
Was sie haben sollten, ihr Krone und auch ihr Kleid,
Da wurden sie geweihet. Da das war gethan,
Sah man sie alle viere unter Kronen löbelichen stahn.

Ebenso ergeht es in zahlreichen andern mittelalterlichen Heldengedichten, nachdem die Vereinigung der Liebenden erreicht ist, so in Kudrun, Lohengrin u. a. Von kirchlicher Seite machte sich das Bestreben geltend, die priesterliche Einsegnung mit der Trauung in möglichst nahe Verbindung zu bringen. Hie und da findet sich schon frühe, daß der Priester zu der Trauung selbst zugezogen wird und sie mit Gebet und Segen beschließt. Oder er erwartet das Paar nebst der Hochzeitsgesellschaft an der Kirchenthüre; hier wird die Trauung vollzogen und von dem Priester mit einem Segensspruch beschlossen (etwa in den Worten: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit euch, er selbst vereinige euch und erfülle seinen Segen," so in einem nordfranzösischen Ritual um das Jahr 1000), worauf der Priester die Gesellschaft alsbald in die Kirche geleitet und dort am Altare die Segnung verrichtet.

Immer aber blieb die kirchliche Einsegnung Sache der freien Sitte, die Kirche selbst machte keinen Anspruch darauf, sie zur Wesensbedingung des Zustandekommens der Ehe als solcher zu machen. Sie ließ die nach den Formen des weltlichen Rechts zu stande gekommenen Ehen als wirkliche, rechtmäßige Ehen gelten, einerlei ob der Priester dabei mitgewirkt hatte oder nicht.

Seit dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts vollzog sich in dem deutschen Eheschließungsrecht eine bedeutungsvolle Weiterentwicklung. Sie stand im Zusammenhang mit einem Umschwung in der sozialen Stellung des Weibes. Auch jene Zeit hatte ihre Frauenfrage; sie fand ihre Lösung im Sinne einer größern Selbständigkeit des weiblichen Geschlechts. Der Einfluß des Christentums hat dabei wesentlich mitgewirkt. Die alte Geschlechtsvormundschaft, d. h. die Rechtsinstitution, wonach jedes weibliche Wesen lebenslänglich als unmündig galt und daher einen Vormund haben mußte, löste sich auf. Die Frau erlangte dieselbe Handlungs- und Verfügungsfreiheit wie der Mann. Damit erlangten Verlobung und Trauung von selbst einen ganz neuen Sinn und Inhalt. Die Verlobung ist jetzt nicht mehr ein Vertrag zwischen dem Vater oder Vormund (dem „Mundwalt") der Braut auf der einen, dem Bräutigam auf der andern Seite; sie kommt zu stande durch den von den Brautleuten selbst unter einander ausgetauschten Konsens. In der Trauung wird nicht mehr die Jungfrau wie eine Gabe in die Gewalt und den Schutz des Mannes „überantwortet"; sie übergiebt oder „traut" sich selbständig dem Manne sowie auch dieser jetzt umgekehrt ihr. Aber die althergebrachte Form der Trauung wurde darum nicht aufgegeben. Nur war es jetzt nicht mehr not, daß gerade der seitherige Gewalthaber, der „Mundwalt" der Braut sie vollzog. An seine Stelle konnte irgend ein Dritter eintreten, den die Brautleute ersuchten, für diesen Fall die Stelle des Vormundes zu versehen, ein „gekorener Vormund" anstatt des „gebornen." In den mittelalterlichen Heldengedichten ist es oft



der Kaiser oder König, oder ein „Geselle" des Bräutigams, oder ein alter grise, der was der worte wîse, der kunde so getaniu dinc, wie es in Wernhers Meier Helmbrecht heißt. Es mußte ein Mann sein, der es verstand, in wohlgesetzten Worten an die Brautleute die passenden Glückwünsche und Vermahnungen zu richten.

Aus der einseitigen Uebergabe der Braut an den Mann wird nun ein auf dem Gedanken der Gegenseitigkeit ruhendes „Zusammensprechen" der beiden. So heißt es in einem Augsburger Urteilsbuch aus dem vierzehnten Jahrhundert:

Johannes, ich vertraue dir Guta, gleich wie Christus die Schlüssel des Himmelreichs St. Petro vertraut hat. Guta, ich vertraue dir den Johannes, gleichwie Christus u. s. w.

Und in einer Kölner Formel aus derselben Zeit befiehlt der Trauende den beiden Brautleuten an, „daß euer keiner den andern lassen soll um Lieb noch um Leid, noch um kein Ding, das Gott an ihm geschaffen hat oder geschaffen mag lassen werden." Gern ließ man jetzt auch vor der Trauungshandlung das vorausgegangene Verlöbnis wiederholen, wohl um ganz sicher zu sein, daß der gegenseitige Ehewille auch wirklich vorhanden sei. So schildert den Vorgang im dreizehnten Jahrhundert das Gedicht vom Lohengrin:

dâ mite giengens in den rinc sie beide mit einander,
der ê man beidenthalp verjach;

d. h. man bejahte von beiden Seiten die Ehe, tauschte das Jawort aus, worauf dann die Erzählung fortfährt:

der keiser dô mit worten si zesamme sprach,
daz ez wol hôrt der ein und auch der ander.

Dem Zusammensprechen gehen die Traufragen und das Jawort der Brautleute voraus.

Hatte sich schon früher das Bestreben gezeigt, die priesterliche Einsegnung mit der Trauung in möglichst nahe Verbindung zu bringen, so lagen dafür die Verhältnisse jetzt noch günstiger als früher. Niemand konnte in höherm Grade geeignet erscheinen, von den Brautleuten zum Vormund ad hoc bei der Trauung erkoren zu werden als der Priester. Dies geschah denn seit dem dreizehnten Jahrhundert immer häufiger. In Nordfrankreich und England bildete sich geradezu der Brauch, daß der wirkliche Vormund der Braut zum Behuf der Trauung seine vormundschaftliche Gewalt dem anwesenden Priester abtrat. In dem Trauritual des englischen allgemeinen Gebetbuchs hat sich diese Stufe der Entwicklung bis auf den heutigen Tag, man möchte sagen, versteinert erhalten. Dort richtet der Geistliche vor der Trauung an die Anwesenden die Frage: Wer giebt dieses Weib diesem Manne zur Ehe? (Who giveth this woman to be married to this man?). Die Braut wird dann durch die Hand des Vaters oder seines Stellvertreters symbolisch dem Priester übergeben, um darauf von diesem dem Manne angetraut zu werden. Anderwärts findet sich diese Form nicht, der Priester wurde einfach eingeladen, bei der Trauung als Vormund zu handeln, also das Paar zu trauen. Da lag es denn nahe, daß er die Handlung nicht bloß als zu diesem Zweck gekorener Vormund, sondern als Priester im Namen Gottes vollzog. Aus der Segensformel, die er früher schon am Schluß der Trauung zu sprechen pflegte: Deus conjungat vos, Gott füge euch zusammen, wurde nun ein Ego conjungo vos, ich füge euch zusammen. An Priestern, die zu diesem Dienste bereit waren, war ja nirgends Mangel. Wie es im „Armen Heinrich" heißt: da waren pfaffen gnuoge, die gâbens im ze wibe, so wird es überall gewesen sein. Doch blieb die Trennung zwischen der Trauung (vor der Kirchthür) und der Eheeinsegnung (in der Kirche) noch immer herrschende Sitte.

Die Kirche kämpft von jetzt an gegen die Trauung durch Laien und mit wachsendem Erfolge. Die Laientrauung verschwindet allmählich. Auch die Umgehung der priesterlichen Trauung wird bekämpft. Ehen, die ohne diese zu stande kamen, wurden als sündlich und gottlos bezeichnet. Keineswegs aber dachte auch jetzt die Kirche daran, die priesterliche Trauung zur Bedingung der Wirklichkeit der Ehe, also zur Eheschließungshandlung zu machen. Dieselbe ist und bleibt eine Sitte, die von der Kirche empfohlen, deren Nichtbeachtung von ihr gerügt wird, deren Befolgung aber kirchengesetzlich

nicht geboten ist. Das kirchliche Recht, wie es sich seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts entwickelte und in den kanonischen Rechtsbüchern zum Abschlusse kam, kennt eine solenne Form der Eheschließung überhaupt nicht. Die Ehe wird nach kanonischem Rechte geschlossen durch den gegenseitigen Konsens von Mann und Weib — ohne daß es dazu irgend einer vorgeschriebenen Form oder irgend einer Mitwirkung von dritten Personen, ja nur des Mitwissens von solchen bedürfte, — und den darauf folgenden thatsächlichen Eintritt in die eheliche Gemeinschaft. Romeo und Julia sind im Sinne des kirchlichen Rechts sonach rechtmäßig und unauflöslich verbundene Ehegatten; selbst den Segen des Pater Lorenzo aufzusuchen, hätten sie nicht nötig gehabt.

Das kanonische Recht gelangte schnell zur Geltung in allen abendländischen Reichen. Da es die gesamte Ehegesetzgebung in sich befaßte, so gewöhnte man sich, die Ehesachen als Sachen kirchlicher Natur zu betrachten; die Gerichtsbarkeit in Ehesachen kam an die kirchlichen Gerichte. Zu einem Widerstreit zwischen dem kirchlichen und dem deutschen Eheschließungsrecht fand sich deshalb kein Anlaß, weil zwischen beiden eine nahe innere Verwandtschaft vorhanden war. Die Eheschließungserklärung des kirchlichen Rechts (sog. sponsalia de praesenti, Angelobung durch Worte, die auf eine gegenwärtige Wirkung abzielen, wie „Ich nehme dich zu meiner Ehefrau") fiel fast zusammen mit der deutschrechtlichen Verlobung. Durch beide war nach beiden Rechten die Ehe begründet; zur vollen Wirklichkeit wurde sie entweder durch die Trauung, die sich jetzt mehr und mehr zu einer kirchlichen Handlung gestaltete, oder auch ohne solche nur dadurch, daß sich die Verlobten ehelich zusammenthaten. Nur darin wich das kirchliche Recht von dem deutschen ab, daß ihm der Akt der Trauung nicht wesentlich für das Zustandekommen der Ehe war: die kirchliche Ansicht gelangte hier zum Sieg. K K

## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

4

Scherer meint, wenn Amiel nicht selbst seine Individualität so fein analysirt hätte, würde niemand es fertig bringen.

Aus der großen Fülle des Vorliegenden greifen wir nur einzelne, zunächst ihn besonders charakterisirende Abschnitte heraus.

Gleich auf der ersten Seite lesen wir:

Nur eins ist not: Gott inne zu haben. Alle Sinne, alle Geistes- und Seelenkräfte, alle äußern Hilfsmittel sind nur Kanäle, wodurch die Gottheit in uns einströmen kann, Mittel, Gott zu fühlen und anzubeten. Man muß sich alles dessen entäußern können, was Verlusten unterworfen ist, sich allein an das Ewige und Absolute halten und das Übrige wie ein Darlehn, wie eine Nutznießung ansehn . . . Anbeten, verstehen, aufnehmen, fühlen, geben, handeln: das ist dein Gesetz, deine Pflicht, dein Glück, dein Himmel. Komme, was da wolle, selbst der Tod. Setze dich mit dir selbst in Einklang, lebe in der Gegenwart Gottes, in der Gemeinschaft mit ihm und laß dein Leben von den allgemeinen Mächten leiten, gegen die du nichts vermagst. Läßt der Tod dir Zeit — um so besser; führt er dich mit sich — noch besser; tötet er dich zur Hälfte — immer noch besser. Er verschließt dir den Weg zum Erfolg und eröffnet dir die Pforte zu Heroismus, Resignation und sittlicher Hoheit. Jedes Leben hat seine Größe, und da du Gott unmöglich entfliehen kannst, ist es das Beste, ihn bewußt zur Heimat zu erwählen.

Das schreibt ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, in Berlin am 16. Juni 1848. Kein Wort, das Bezug nähme auf die politischen Ereignisse, unter deren Schwingungen damals noch alle Gemüter nachzitterten.

Am 3. Mai 1849 schreibt er in Genf:

Du hast die innere Zuversicht des Genies nie gekannt, nie ein Vorgefühl von kommendem Glück und Ruhm gehabt. Du hast dich nie vorahnend groß und berühmt gesehn, nicht einmal an deine Zukunft als Gatte, Vater, einflußreicher Bürger geglaubt. Diese Gleichgiltigkeit der Zukunft gegenüber, dieses völlige Mißtrauen in das eigne Können sind ohne Frage Wahrzeichen. Was du träumst, ist vag, unbestimmt; du darfst nicht leben, denn du bist jetzt kaum mehr dazu imstande. Halte dich nur im Gleichgewicht, laß die Lebenden leben und sammle deine Ideen. Laß dein Denken und dein Fühlen ihr Testament machen: das ist das Nützlichste, was du vermagst. Verzichte auf die Bedürfnisse deines Ich, nimm deinen Kelch und trinke ihn, er sei mit Honig oder mit Galle gefüllt. Laß Gott zu dir herniedersteigen, durchtränke dich mit ihm, mach deine Seele zu einem Tempel des heiligen Geistes; thue gute Werke, mach andre glücklich und besser. Laß allen Ehrgeiz fahren, und du wirst getrost sein im Leben oder Sterben, wie es auch komme.

Einige Jahre später heißt es aus Lancy, einem Dorfe bei Genf:

Den 27. September 1852. — In dieser Stunde vollende ich mein einunddreißigstes Lebensjahr . . . .

Das schönste Gedicht ist das Leben selbst; man liest es, während es im Entstehen begriffen, während Aufschwung und Gewissen seine Fäden schlingen. Das Gedicht des Lebens empfindet sich als Mikrokosmus und wiederholt im kleinen Chor vor Gott den göttlichen Gesang des Universums. Ja, sei ein Mensch, d. h. Natur, Geist, wachse hinein in das Ebenbild Gottes. Stelle das Schönste, Größte, Erhabenste aus allen Daseinssphären dar, verkörpere die unendliche Idee, den unendlichen Willen, laß alles Große in dir zur Erscheinung kommen. Sei alles und nichts, laß Gott dich erfüllen wie die Luft den leeren Raum, mache dein selbstisches Ich nur zu einem Gefäß der Aufnahme für das göttliche Wesen. Sei demütig, gesammelt, still, um auf deinem innersten Grunde die zarte und tiefe Stimme zu vernehmen. Sei geistig und rein, um in die Gemeinschaft des reinen Geistes zu treten. Ziehe dich häufig zurück in das Heiligtum deines Innern, um frei zu werden von den Bedingungen des Raumes, der Zeit, der Materie, der Versuchungen und Zerstreuungen; frei von der Herrschaft der Organe und des eignen Lebens. Will sagen: stirb oft und prüfe dich angesichts dieses Todes, als rüstetest du dich auf den letzten Tod. Wer ohne zu erzittern der Blindheit, Taubheit, Lähmung, Krankheit, Verrat, Elend entgegensehen kann, wer ohne Zittern vor dem höchsten Gerichtshof erscheinen mag, nur der ist auf den stückweisen und vollen Tod vorbereitet. Wie weit bin ich davon entfernt, wie fern ist mein Herz von solchem Stoizismus! . . . . . An einen guten Gott glauben, der unser Vater, unser Leiter ist, der den Wind für das geschorne Lamm mäßigt, der nur aus Notwendigkeit straft und nur mit Bedauern uns etwas nimmt: dieser Gedanke, vielmehr diese Ueberzeugung verleiht Mut und Sicherheit. O wie sehr bedürfen wir, die wir doch Kinder Gottes sind, der Zärtlichkeit, der Zuneigung und Güte, und wie verwundbar sind wir, die doch unsterblich und königlichen Geschlechts! Stark wie die ganze Welt, und schwach wie ein Wurm, je nachdem wir uns auf Gott oder nur auf uns selbst verlassen, auf das ewige Wesen oder auf uns allein.

Nur der Standpunkt einer thätigen, sittlichen, geistlichen und tiefen Religion kann dem Leben seine volle Würde und Energie verleihen, macht unverwundbar und unüberwindlich. Nur im Namen des Himmels kann man die Erde besiegen. Alle Güter werden dem gegeben, der hienieden nur Weisheit begehrt. Uneigennützig ist man am stärksten; die Welt liegt zu Füßen dessen, den sie nicht verführen kann. Warum? Weil der Geist Herr ist der Materie und Gott die Welt gehört. „Seid getrost," hat eine himmlische Stimme gesagt, „ich habe die Welt überwunden". . . . .

Herr, verleihe deine Kraft den gutwilligen Schwachen!

In welch überweltliche Vorstellungen er sich hineinträumt, zeigt die Aufzeichnung vom 12. August 1852; auch aus Lancy:

Jede Sphäre des Daseins zielt auf eine höhere Sphäre hin und hat schon Offenbarungen und Vorgefühle der kommenden. Das Ideal ist unter allen Formen Antizipation, prophetisches Gesicht dieser ihrer Würde nach höhern Existenz, nach der jedes Wesen immerdar verlangt, und die ihrer Natur nach innerlicher, d. h. geistiger ist. Wie die Vulkane uns die Geheimnisse des Erdinnern erschließen, so sind Begeisterung und Entzücken vorübergehende Ausbrüche der innern Welt und das menschliche Leben nur Vorbereitung und Anbrechen des geistigen Lebens. Die Grade der Einweihung sind unzählig. Darum wache, Jünger des Lebens, in dem ein Engel der Entfaltung harrt! Wirke an deinem künftigen Schmetterlingsgewande, denn die göttliche Odyssee ist nichts als eine Reihe sich steigernder, ätherischer Verwandlungen, wo jede Gestalt das Resultat der vorhergehenden und die Bedingung aller zukünftigen ist. Das göttliche Leben ist an einander gereihtes Sterben, wo der Geist seine Unvollkommenheiten und seine Symbole abstreift und sich der zunehmenden, unbeschreiblichen Anziehungskraft des Zentrums hingiebt: der Sonne der höchsten Intelligenz und Liebe. Die geschaffnen Geister zielen sozusagen darauf hin, indem sie ihr Geschick vollenden, Gestirne und Milchstraßen in dem Empyreum der Gottheit zu werden; zu Göttern geworden, umgeben sie als glänzender Hofstaat den Thron des Allerhöchsten. Ihre Größe ist ihre Huldigung, die ihnen verliehene Gottheit der leuchtende Ruhm Gottes. Gott ist Vater der Geister, und Vasallenschaft der Liebe die Verfassung des ewigen Himmelreichs. C B



## Nachklänge aus der Hmoll-Messe Johann Sebastian Bachs

1

Zur Säkularfeier der Singakademie ist in Berlin unter anderm die Hmoll-Messe Johann Sebastian Bachs zur Darstellung gekommen. Die Vorführung eines so monumentalen Werkes, das in der Geschichte der Musica sacra aller Zeiten einen der ersten Plätze einnimmt, wird dem musikalischen Christen für sein inneres Glaubensleben ein Ereignis und be-

fruchtet wieder auf Zeiten hinaus den Boden seines Gemüts. Er hört die großen Thaten des Herrn hier in der Sprache eines gottbegeisterten Tondichters, der, selbst im kindlichen Glauben seiner Kirche wurzelnd, darum auch mit der Kraft des Felsenmannes an die Herzen pocht, so wunderbar verkündigen, daß er neue Blicke thut in die Welt der höchsten christlichen Ideen.

Unsre Zeit ist vorwiegend eine ästhetisch empfindende, die Kraft ihres religiösen Glaubens ist gering. Werke wie die Kantaten, Choralmotetten, Messen und Passionen Bachs, die dem Reformationszeitalter so viel näher stehen als wir und auch demselben Boden Sachsens entsprossen sind, auf dem Luther lebte und wirkte, atmen noch den großen Geist jener Geisteszepoche, zu der wir Nachgeborenen als Glaubenszwerge hinaufsehen müssen, ohne daß wir die Glaubensfülle besäßen, etwas Ähnliches aus dem Schoße der modernen Zeit jenen Tondichtungen an die Seite stellen zu können. Sie besitzen an Oekumenizität der Glaubensfülle und Tiefsinnigkeit der Interpretation des Wortes Gottes etwas von heiligem Geiste Erfülltes; und eben dieser fehlt leider unsrer kritizistisch zersetzten und pessimistisch geschwächten Art in bedenklicher Weise. Die Versenkung in die Musik Händels und Bachs kann daher für unser aufwachsendes Geschlecht, das den religiösen Idealen meist so kalt und teilnahmlos gegenübersteht, nicht genug empfohlen werden. Die Wiederbelebung der Werke dieser großen Protestanten — und sie ist ein Vorzug gerade unsers Jahrhunderts — hilft an ihrem Teil wieder ein religiös-sittliches Geschlecht erziehen, das seine Blicke den Geheimnissen des Jenseits zuwendet und in Liebe entbrennt zu jenem „Jerusalem, das droben ist, die unser aller Mutter." Der Geist des Diesseits, der „von der Erde ist und von der Erde redet," lasse sich emporheben in die Welt des ewigen Ideals durch den reinigenden und läuternden Einfluß jener hohen Kunst, die in besondrer Weise die Kunst des Christentums genannt zu werden verdient, dem sie ihre eigentliche Ausbildung, Vertiefung und Vollendung verdankt — die Musik, welcher Luther gleich nach der Theologie den „höchsten locum" und die nächste Ehre zuerkannte.

Als ich vor Jahren die waldgrünen Fluren des gesegneten Thüringens durchschweifte, jenes Herz Deutschlands, wo deutsche Sage und Geschichte ihre duftigsten Blüten trieben, da war es mir tief bedeutsam, auf dem Boden, der durch die Erinnerungen an die heilige Elisabeth geweiht war, auch die Spuren jener beiden Heroen sich kreuzen zu sehen, die das Ewig-Männliche, das Prinzip des Protestantismus in der Geschichte deutschen Geistes- und Gemütslebens verkörpern. Den von der Lutherburg herniedersteigenden Wanderer grüßt auf dem Marktplatz von Eisenach Donndorfs ehernes Standbild Johann Sebastian Bachs: hier unten wandelte der ernste, sinnende Knabe durch die Straßen der „lieben Stadt," die auch einst dem Jüngling Martin eine mütterliche Heimat war. Die werdende Größe Bachs, der einst die Welt bewundernd zu seinen Füßen sehen sollte, wuchs und reifte an der charakterbildenden Persönlichkeit Luthers, dem kein andrer so kongenial gewesen ist, wie der große Thomaskantor von Leipzig.

Bach und Händel, diese Genien des Protestantismus, haben beide etwas Lutherisches. Sie haben sich in die beiden Seiten jener großartigen Individualität geteilt. Händel ist der Erbe der gewaltigen Thatkraft Luthers, in Bach lebt die Mystik des Reformators auf: jenes Gemisch von unaussprechlicher Wehmut und seligem Himmelsfrieden, von heiligem Ernst und kindlicher Fröhlichkeit — es ist die Seite deutscher Innerlichkeit, die Luther mit Augustin und Tauler verbindet und Bach in erster Reihe zum Sänger des Neuen Testaments macht, während Händel mehr von der Macht eines alttestamentlichen Propheten hat und in seinen Oratorien zum Sänger des alten Bundes wird.

Beide werden in unsrer Zeit, die mehr ästhetischen als religiösen Idealen sich zuwendet, zu Zeugen der Offenbarungswahrheit, der Religion und haben ihre Mission gerade an den Gebildeten unter ihren Verächtern zu erfüllen.

Man hat als den Kampf der Zukunft den zwischen ästhetischer und religiöser Weltanschauung genannt. Unsre Zeit muß die Entwicklung des größten Kirchenvaters, Augustins, an sich durchmachen, um zu seiner Erfahrung zu gelangen,



daß das Herz durch Philosophie und Kunst nicht dauernd ausgefüllt werden könne, bis daß es nicht Ruhe gefunden — in Gott. Die ästhetische Weltanschauung des feurigen Afrikaners, der in seiner Jugend ein begeisterter Verehrer der Bühne war, machte die Wandlung durch, die ein Sören Kierkegaard als die einzig zum Ziele führende bezeichnet: aus dem Aesthetischen ins Ethische — und schließlich ins Religiöse. Gott wird nur auf dem Boden religiöser Erfahrung gefunden und erlebt.

Blicken wir auf unsre Zeit! — Theater und Kirche, Kunst und Religion sind zwei Pole des Geisteslebens geworden, die sich oft fast feindlich in der Gegenwart gegenüberstehen und um den Rang streiten, wo es sich um den erzieherischen Einfluß auf den modernen Menschen handelt. Dieser setzt gern künstlerische an die Stelle religiöser Erbauung und bringt von vornherein einer oft durch Schuld engherziger Theologie in unerfahrenen Bekenntnisschablonen erstarrten Religiosität Mißtrauen entgegen; wenn es die Musica sacra dolmetscht, erreicht das Wort Gottes eher sein Herz. Hier pulsirt oft ein Glaube der Erfahrung, der dem suchenden Gemüte mit der Gewalt erlebter Wahrheit so viel überzeugender entgegentritt, als er zugleich in der hinreißenden Sprache erhabener Polyphonie eine Sprache redet, die in einer solchen Hoheit und Herrlichkeit eben nur der Musik verliehen ist.

2

Die Hmoll-Messe, 1733 begonnen, fünf Jahre später erst vollendet, gehört mit der Matthäuspassion dem letzten Lebensabschnitte Bachs an. In ihr offenbart sich ein Riesenbau des erhabenen Geistes, sie ist die großartigste Schöpfung des fast Fünfzigjährigen, dessen in dem kontrapunktischen Gefüge sich darstellende Frömmigkeit in ihr eine Höhe erstieg, die wohl nie mehr übertroffen werden wird, jedenfalls bisher noch nicht übertroffen wurde. Eine neue Welt der Ausbildung des Individuellen bezeichnet auch hier den wichtigen Unterschied gegen die elementare Allgemeinheit der alten katholischen Kirchenmusik, wie denn bei Bach überall jener großartige Individualismus sich offenbart, der in jener zeitlosen Art tief und erhaben zu empfinden vermag, sodaß seine Weise zum unübertrefflichen Typus überhaupt des musikalischen Protestantismus für alle Zeiten wird, deren Hoheit und Fülle wohl annähernd erfaßt, aber nicht vollendeter ausgedrückt werden kann.

Bekanntlich ging der größte Teil der katholischen Messe in die protestantische Liturgie über. Ihr Inhalt ist ökumenisch und behandelt das Mysterium vom welterlösenden Gottessohne. Nur die Idee der wiederholten Opferung Christi ist unbiblisch, weshalb die Reformation den Kultusakt der Messe aufgab, wie dieser namentlich in der einsetzungswidrigen Feier des Abendmahls gipfelt. Der Meßtext enthält außer dem Wortlaut des Nicänischen Glaubensbekenntnisses nur altchristliche Liturgiebestandteile, die für den Protestanten nichts Anstößiges haben. Er bewegt sich hier auf dem Boden urchristlichen Empfindens und versenkt sich anbetend in die großen Thatsachen der Erlösung, deren gemeinsame Anerkennung mit allen Christen ihn zur Seligkeit jener „Gemeinschaft der Heiligen" erhebt, die trotz aller konfessionellen Spaltung in dieser unvollkommenen Welt immer bestanden hat und hoffentlich nur immer inniger sich anbahnen wird und muß, je mehr der Unglaube eine Macht wird, der gegenüber alles, was Christ heißt, sich geeint weiß.

Für Bach, der am liebsten unter dem Einflusse der höchsten christlichen Ideen schuf, bot sich hier ein Reichtum wechselnder Stimmungen, die ihn in die tiefsten Tiefen des Menschheitsleides niedersteigen und zu den reinen Höhen eines himmlischen Jubels sich erheben ließ. Eine Reihe erhabener lyrischer Ergüsse zieht an unserm lauschenden Ohre vorüber und ergreift das Herz des Christen mit rätselhafter Gewalt. Man spürt es dieser Tonsprache ab, daß der so schrieb, unmöglich nichts glauben konnte. Gleich die kurze Einleitung — ein Hilferuf aus tiefster Seelennot, und nun das fünfstimmige Kyrie eleison: nur das Qui tollis peccata stimmt Töne an, die diese an tiefer, aufwühlender Gewalt des Schmerzes überragen. In das ungeheure Leid der Welt, in Sünde, Grauen und Tod hat sich ein deutsches christliches Gemüt mit einer Tiefe der Em-

pfindung hineingefühlt, die etwas so Wahres und darum Großartiges hat, daß wir mit Gewalt zum Miterleben gezwungen werden.

Musik läßt sich nicht beschreiben. Der Nichtmusiker wird gerade bei Bach nach einmaligem Hören nur die schwachen Umrisse eines Gemäldes in sich aufnehmen können, in dessen wundersame Einzelheiten erst das eindringendste Studium führt; aber das religiös Erbauliche und Glaubenstärkende, die reinigende und läuternde Macht dieser weihevollen Töne kann ihre sofortige Wirkung auf den gebildeten Zuhörer nie verfehlen. Denn hier redet ein Mann tiefer christlicher Erfahrung aus dem Schatze seines innern Erlebens und verkündet die Thatsachen einer Welt des Herzens, in der ein jeder gläubige Christ zu Hause ist.

„Der du die Sünde der Welt trägst, erbarme dich unser!" Wie grollendes Meeresrauschen schwellen in herrlich dunklen harmonischen Modulationen die Stimmen zu einer wunderbaren Gewalt des Crescendo an. Wir hören ein Decrescendo, das sich zum leisen Flüstern verliert. Der ganze vierstimmige Chor hat in seiner hin und her wogenden rhapsodischen Accentuirung, im Anschwellen und Ersterben seiner Tonmassen etwas von einem elementaren Stöhnen an sich, das aus der tiefsten Brust aufsteigt und tief ergreift. Und doch bei allem Realismus der Malerei nichts von der disharmonischen Unschönheit moderner Himmelsstürmer: über den Wogen dieses Schmerzes wandelt unsichtbar der Mann, dem Wind und Meer gehorsam sind; auf den dunklen Wassern des Lebens schwebt befreiend sein Geist; es ist nicht Weltschmerz, sondern das Weh einer gläubigen Seele, die da weiß, daß alle Rätsel des Daseins jenseits des Todes ihre letzte Lösung finden im Glauben an den, der allem Leid dieser Erde den Fluch der Zwecklosigkeit nahm, indem er es zu einer Prüfungsschule für eine höhere Welt des Lebens adelte.

Der Vivace-Chor Cum sancto spiritu schließt den ersten Teil der Messe mit einem Jubel ab, den man gehört haben muß, um sich eine Vorstellung von ihm zu machen. Die immer wiederkehrende Sechzehntelfigur in allen Stimmen hat etwas Hinreißendes, zur Anbetung der Herrlichkeit des Vaters Zwingendes. Aus den Tiefen der Klage im Miserere schwingt sich die gläubige Seele in leuchtender Aureole zum Throne Gottes hinauf.

Es folgt das Credo, wie in Erz gegraben — eine fünfstimmige Fuge. Die in starrer Regelmäßigkeit auf- und niedersteigenden Bässe sprechen den felsenfesten Glauben aus an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Die Erhabenheit dieses eisern gefügten Satzes imponirt mächtig. Es ist nicht ein armer, vergänglicher Einzelmensch, der hier seinen Glauben bezeugt, — die Kirche aller Zeiten bekennt, und dieses ihr Bekenntnis trotzt der Feindschaft aller Zeiten: nicht die Pforten der Hölle können es überwältigen. Wie ein Lichtblick taucht das Incarnatus auf: in scheuer Ehrfurcht vor dem Mysterium der Menschwerdung erheben die menschlichen Stimmen ihr Zeugnis; wie ein Schleier legen sich die begleitenden Figuren des Orchesters darüber, um gleich darauf in eine der tiefsinnigsten Sätze der ganzen Messe überzugehen: das berühmte Crucifixus. Hier redet Bach im geheimnisvollen Dunkel halber und ganzer Noten in Harmonien zur Seele, „wie sie bisher keinem Sterblichen zu finden beschieden waren." Das in die dunkelsten Tiefen chromatisch niedersteigende, ungeändert fortgesetzte Baßthema rahmt das Gemälde der größten weltgeschichtlichen Tragödie „gekreuzigt auch für uns unter Pontio Pilato, gelitten und begraben" vor unserm Blicke ein; in immer stilleres Düster versinkt das umflorte Bild des Leidens — bis das glanzvolle Et resurrexit! einen Osterjubel anstimmt, der im Hymnus ausklingt. Die wunderbare Harmonik dieses Chores, der die „Auferstehung der Toten" und das „Leben der zukünftigen Welt" zum Gegenstande seines Glaubensbekenntnisses macht, läßt uns etwas ahnen von der Welt des Jenseits, in die der Tondichter so tiefe Blicke gethan hat.

Und doch ist dieser Satz nur die andeutende Vorbereitung für den nächsten sechsstimmigen Chor, der den dritten Teil der Messe beginnt. Dieser ist von einer derart überwältigenden Wirkung, daß ihm an erhabener Großartigkeit kein andrer zur Seite treten darf: Sanctus Dominus Deus Sabaoth! Die hin und her wogenden Triolen in allen Stimmen, die in wunderbaren Verschlingungen sich übereinander türmen und immer höher hinanschwellen, erwecken den Eindruck zum Himmel steigender Engelscharen, die in kreisender Reigenbewegung den Thron Gottes umschwärmen und sich in ewigem Jubel vor ihm anbetend neigen. Aus diesem unübersehbaren Triolengewölke, das in ekstatischer Glorie die Gegenwart des Unsichtbaren verkündet, den keines Menschen Auge je geschaut und dessen Herrlichkeit kein Ohr vernommen, ragen immer wieder wie riesige Bergeshäupter die fundamentalen Bässe, die aus der Tiefe hinaufsteigen und in erhaben monumentalen Tönen langsam und abgemessen die Worte skandiren: Sanctus — Dominus — Deus — Sabaoth! — Es liegt in dieser Auffassung etwas ganz Gewaltiges, und Schauer der Ehrfurcht erfüllen das Herz des andachtsvollen Hörers.

Auf dem ganzen Gebiete christlicher Kunst vermögen nur die erhabenen Szenen aus dem Paradiese Dantes diesem Chore würdig angereiht zu werden, was Kraft und Größe der Vorstellung anbetrifft, die das Gebiet visionärer Inspiration streift. „Wer solche Blicke in das Jenseits zu thun vermochte, wie er — bemerkt ein Biograph Bachs zu diesem Chore —, der bittet nicht mehr um den Frieden dieser Welt, sondern nur um jenen, den die Anschauung dieser großen Herrlichkeit des Herrn und Königs des Himmels gewährt." In der Bitte um diesen Frieden klingt das große Werk beruhigend aus, das dem Zuhörer die Wunderwirkung der Thaten des Reiches Gottes auf das Gemüt in so hoher Meistersprache gedolmetscht und das Gefühl des Trostes und der Erhebung in der Seele hinterlassen hat, wie es stets und zu allen Zeiten das Vorrecht der höchsten Kunst gewesen ist und sein wird.

Die Musik Bachs bleibt ein ewiges Gut der Menschheit. Sie, die dem Gesetze des Alterns scheinbar entrückte, bewährt an jedem neuen Geschlechte ihre männliche, erziehende deutsche protestantische Kraft. Wenn von der Musik im allgemeinen schon jenes Wort Luthers gilt, daß in ihr die Keime zu allem Guten schlummern und man namentlich die Jugend zu ihr halten solle — von der Musik Bachs muß das in ganz besonderm Sinne gesagt sein. Sie ist vor allem in unserer Zeit, die in oft nebelhaftem und überschwänglichem Geniekultus sich durch die schillernden Meteore des Tages manche alte Sterne am Himmel des Glaubens verdunkeln läßt, die ihre hohe Ehre darin fanden, ihr Licht der wahren Geistersonne Christus zu verdanken, eine religiöse Macht nationaler Wiedergeburt im besten Wortsinne. Ihr letzter und tiefster Einfluß ist und bleibt ein religiöser und nicht bloß ein ästhetischer, und so gewiß ihr Meister alles, was er schuf, im Dienste und zur Ehre Gottes that, den er mit allen Fasern seiner tiefen, deutschen Seele erfaßt hatte, so gewiß wird nur der gläubige musikalische Christ unter Sängern und Zuhörern der kongeniale Interpret dieses himmlischen Reichtums sein. H—s

## Bücher und Schriften

**(Einleitung in die Bibel)** von D. A. Schlatter, Professor in Greifswald. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Calw u. Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung, 1889. Preis 3 Mark.

Adolphe Monod erzählt in den „Abschiedsworten an seine Freunde" (S. 29 ff.), er hätte in einer Nacht, da er viel litt und wenig schlief, sich den ganzen Römerbrief vorlesen lassen, und sagt über den Eindruck, den er davon erhielt: Ich kann auch nicht aussprechen, wie ich, während wir den Römerbrief lasen, von der Göttlichkeit, Wahrheit, Heiligkeit, Liebe und Kraft, deren Stempel jeder Seite und jedem Worte aufgedrückt ist, ergriffen war. . . . Wir erfuhren aber auch zugleich, wie nützlich es ist, die Bibel im Zusammenhange zu lesen, und wieviel man verliert, wenn man sich nur an einzelne Stellen oder Kapitel hält. Man versteht ein Buch nur, wenn man es von Zeit zu Zeit im Zusammenhange liest.

Allerdings ist es keine leichte Sache, in die Gedankenzusammenhänge der biblischen Schriften einzudringen. Als ein treffliches Hilfsmittel dazu darf Schlatters „Einleitung" gerechnet werden. Der Verfasser hat sich auf Ersuchen des bekannten Calwer Verlagsvereins der Aufgabe unterzogen, zur Einführung in den religiösen Gehalt der heiligen Schrift seinen Lesern eine Uebersicht über die biblischen Bücher und ihren Gedankenkreis zu verschaffen. Es handelt sich also, wie das Vorwort betont, nicht um eine populäre Darstellung der Ergebnisse der Ein-

leitungswissenschaft — obwohl es auch in dieser Hinsicht den meisten an Lehrerseminaren u. s. w. gebrauchten Büchern vorzuziehen sein dürfte —, sondern um eine Einführung in den religiösen Gehalt der Schrift. Dieser Absicht soll der gegebene Einblick in die Geschichte der Schrift durchaus untergeordnet sein, und die Darstellung entspricht im wesentlichen*) diesem Grundsatz. Für eine genaue Kunde der heutigen wissenschaftlichen Bestrebungen bürgt schon der Name des Verfassers; aber besonders anzuerkennen ist sein tiefes Schriftverständnis, das auch spröden Stoffen eine herzgewinnende und im frommen Gemüt anklingende Seite abzugewinnen vermag.

Naturgemäß ist ein so schwieriges und umfassendes Unternehmen auf den ersten Wurf nicht gleichmäßig gelungen. Es ist zu wünschen, daß auf Herstellung des Zusammenhanges und geschichtliche Orientirung besonders im Alten Testament noch größeres Gewicht gelegt werde. Vielleicht ließe sich z. B. statt des vielfach trocknen und wenig förderlichen Inhaltsverzeichnisses in den mittleren Büchern des Pentateuchs eine gedrängte, aber zusammenhängende Uebersicht der Geschichte und des Gesetzes geben. Aehnliches gilt für die Synopse. Bei Jesaia, Jeremia würde sich eine chronologische Ordnung der Texte bei der Besprechung empfehlen, wie ja damit schon ein Anfang gemacht ist u. s. w. Aus dem Alten Testament sind besonders hervorzuheben die allgemeinern Ausführungen über die Bücher Mosis, über die Art der Propheten, über das Buch Daniel; aus dem Neuen Testament hebe ich nur beispielsweise die Besprechung des zweiten Korintherbriefes und der Offenbarung Johannis als vortrefflich hervor.

Herrlich sind die Schlußworte: „Und nun, was ist die Bibel? Ist die Bibel Gottes Wort? Sie ist es, denn wir finden dort nicht nur helle, reiche Gedanken über Gott, nein! ein Haben Gottes, ein bei Gott sein und mit Gott leben, das jeden Leser der Bibel mit Macht unter den Eindruck der Nähe Gottes stellt. — Ist die Bibel inspirirt? Sie ist es, d. h. sie stammt aus dem Geist, denn sie erhebt uns zum Geist, sie hilft uns zu Wahrheits- und Ewigkeitsgedanken, die sich als belebende Kräfte in uns wirksam erweisen. — Ist die Bibel mit sich einstimmig? Das Wort, das aus dem Geiste stammt, ist freilich immer wieder anders und neu, aber alles fügt sich gliedlich zu einem Ganzen zusammen. Das eine Wort der Schrift führt zum andern, sie zieht als ein Ganzes in uns ein. Man kann nicht Paulus verstehen, ohne auch Jakobus zu begreifen, nicht im Neuen Testament leben, ohne daß uns das Alte faßlich und heilig wird. Wer mit den Sprüchen denken lernt, der lernt auch mit den Psalmen beten und mit den Propheten hoffen und mit den Aposteln glauben. — Verdient die Bibel Glauben? Der Grund zum Glauben wird dadurch gelegt, daß die Gnade Gottes sich zu uns herniederläßt und uns zu ihm erhebt und die gütige, freundliche, innige Beziehung zu uns stiftet, die uns an seiner Liebe und Gabe Anteil giebt. Hierfür ist die Schrift das vollgiltige Zeugnis auch ohne allwissende Geschichtschreibung und lückenlose Weissagung, und die Herablassung Gottes, die die Männer der Bibel in seinen Dienst zog mitsamt den Schranken ihres Wesens und gerade so seinen Namen durch sie verkündigen und preisen ließ, macht jenes Zeugnis nur um so kräftiger. Wenn wir über dem, was etwa zur Schwachheit der biblischen Männer zu rechnen ist, übersehen, wie Großes ihnen gegeben war, so ist das unsre Schuld."

Diesen Eindruck von der heiligen Größe der Schrift in uns zu nähren, ist die Einführung in sie durch Schlatters Einleitung wohl geeignet. Wer Lust zum Bibellesen bekommen will, oder auch schon hat, dem sei dies Buch warm empfohlen. A T

**(Die kirchliche Lage in den baltischen Provinzen Rußlands)** Vortrag, gehalten auf der allgemeinen Pfarrkonferenz der evangelischen Geistlichen der Provinz Starkenburg von S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim. Darmstadt, J. Waitz, 1891. 1 Mk.

Der Verfasser dieser Schrift hat selbst eine Zeit lang als Prediger in den deutschen Kolonien Südrußlands gewirkt; klare Einsicht in das Wesen der „herrschenden" Kirche und den eigentümlichen Charakter der russischen Despotie spricht aus jedem Abschnitt seiner Darstellung. Nicht minder auch das warme Interesse für die bedrängten Glaubensgenossen im Osten, das in ihm trotz der räumlichen Trennung lebendig geblieben ist. Wenn wir seine Schrift daher allen, die über die Zustände der nach Millionen zählenden lutherischen Kirche Rußlands sich unterrichten wollen, warm empfehlen können, so wird es uns zugleich erlaubt sein, in Hinsicht der Verhältnisse der Ostseeprovinzen, die dem Verfasser vielleicht nicht ebenso vertraut sind wie die des innern Reiches, in manchen Punkten einer etwas abweichenden Meinung Ausdruck zu geben.

Mit Recht sieht er in dem Erlaß des Kirchengesetzes von 1832 den eigentlichen verhängnisvollen Schlag für die Kirche der Ostseeprovinzen und nimmt deren Vertreter in Schutz, wenn sie sich gegen diese Gleichstellung mit den übrigen Lutheranern des Reiches erklärten. Als Grundlage für die thatsächlichen Verhältnisse der Gegenwart behandelt er die Konversionsbewegung der Jahre 1845 und 46, die leider den Abfall von 160000 Lutheranern in sich schloß. Ein Irrtum aber ist es, wenn er diese Zahl für dauernd giltig und diese Lutheraner für dauernd verloren hält. Von ihnen ist ein sehr beträchtlicher Teil unter dem nachgiebigern Regiment Alexanders II. wieder zum Luthertum zurückgekehrt, und wenn die Regierung jetzt die Geistlichen, die dazu die Hand boten, mit Kriminalprozessen verfolgt, so bleibt doch die große Masse der Laien, die zurückgetreten sind, davon unberührt. — In der Art, wie der Verfasser das Verhältnis der ländlichen Bevölkerung zu den höhern Ständen und insbesondre dem baltischen Adel bespricht, vermissen wir die historische Objektivität, die er in der Besprechung russischer Verhältnisse so vorzüglich erweist. Der Druck, der im vorigen Jahrhundert auf den niedern Klassen lastete, war kein andrer als der, der auch in Mitteleuropa geübt wurde, und wenn die Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen einige Jahrzehnte später aufgehoben worden ist als in den meisten deutschen Staaten, so begründet das immerhin keinen prinzipiellen Vorwurf gegen die baltischen Verhältnisse. Auch die Unruhen, welche durch die „Revision" des Senators Manassein im Jahre 1882 hervorgerufen wurden, erscheinen in falschem Licht, wenn gesagt wird: „Während mehrerer Jahre war das Land durch Agrarverbrechen, Brandstiftungen, Angriffe auf Leib und Leben unsicher gemacht." Thatsächlich sind einige verbrecherische Handlungen gegen „Pastoren und Barone" begangen worden; aber sie blieben vereinzelt; die Masse des Volkes war für Aufwieglungen nicht zugänglich. — Am entschiedensten aber müssen wir dem Verfasser widersprechen, wenn er den „Prozeß der Russifizirung" als „selbstverständlich," ja „berechtigt" ansieht. Allerdings findet er auch den Widerstand der Balten „begreiflich"; damit aber ist nichts gebessert. Hätten die Balten nicht das Bewußtsein, für das „Recht" zu streiten, so wären sie bedauernswerte Leute; in jenem Bewußtsein aber dürfen sie sich eines ehrenhaften und rühmlichen Kampfes freuen.

Das Recht aber haben sie für sich: sowohl das formelle verbriefte, als das historische der Tradition, als auch das materielle der höhern, sittlichen und humanen Kultur. Wenn man dem gegenüber häufig in unsern Tagen ein „Recht" des Staates statuirt, eine völlige Uniformität seiner Angehörigen in Staat und Sitte zu erzwingen, so ist dies Wort „Recht" hier wohl wenig am Platze, sondern mehr nur eine Forderung der Selbsterhaltung des Staates gemeint. Von einer solchen Forderung aber kann in diesem Falle keine Rede sein, wo die eignen Interessen des Staates durch den Ruin seiner vorgeschrittensten Provinzen schwer geschädigt werden.

Wir haben unsern Einwänden rückhaltlos Ausdruck gegeben und freuen uns um so mehr, in andrer Hinsicht dem Verfasser völlig zustimmen zu können. Die eigentümliche Bedeutung der „Orthodoxie" für das russische Reich, die Ausdehnung und Gefährlichkeit des Sektirertums werden anschaulich dargestellt. Sehr originell und lesenswert sind die Ausführungen über die „Duldsamkeit" Peters des Großen und andrer Herrscher, bei denen der Verfasser zum Teil gegen Hermann Dalton polemisirt. Der Vergleich zwischen der russischen Orthodoxie und dem Jesuitismus giebt ihm gleichfalls zu interessanten Beobachtungen Anlaß. — So können wir hoffen, daß seine Schrift selbst dazu beitragen wird, den Wunsch, den er ausspricht, zu verwirklichen, daß man aufmerksamer als bisher die Entwicklung der griechischen Kirche verfolge. „Denn der Protestantismus hat nicht nur einen kirchlichen Gegner: Rom. Der andre, geistig minder begabt, hat doch die Kraft der Arme für sich: der Zar und seine Kirche." O H

**(Bestrebungen für das Arbeiterwohl)** Von Lic. Weber, Pastor in M.-Gladbach. (Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie, Bd. 11—14, Abt. 23.) Gotha, Perthes, 1891. 1,80 Mk. Das ist ein frisch und packend geschriebenes Schriftchen. Man merkt es überall, daß der Verfasser mitten in einer reichgesegneten praktischen Thätigkeit auf dem sozialen und kirchlichen Gebiete steht, mit einem warmen Herzen und weiten, klaren Blick für seine Aufgabe. Das Schriftchen ist ein Teil einer eigenartigen „praktischen Theologie." Aber wir möchten es nicht bloß in den Händen der Geistlichen, denen ja gewiß die darin angeführten und zu Grunde gelegten umfangreicheren Werke zu Gebote stehen, sondern vor allem in den Händen der Nichttheologen sehen, der Gebildeten in unsern Gemeinden, die ein religiöses und kirchliches Interesse haben, der lebendigen Christen, die über die theologische Fachwissenschaft oft ein recht „bedenkliches" Urteil fällen. Hier können sie ein Stück „praktische Theologie" kennen lernen, dem sie ihre Teilnahme, ja ihre Mitarbeit nicht versagen werden.

„Bestrebungen für das Arbeiterwohl" — gehört solche Betrachtung in eine praktische Theologie? Der Fachmann wird es verneinen, um so mehr, als hier auch rein humanitäre Bestrebungen berücksichtigt sind. Und doch so wie es hier gemeint ist, als Ausschnitt aus dem großen Arbeitsgebiet der innern Mission und Diakonie, auf dem der Fachmann Mühe hat, sich zurecht zu finden, zur Anleitung für den, der einen Ueberblick gewinnen will, müssen wirs gelten lassen. Dem Ganzen geht eine Einleitung vorauf, die nach einem kurzen Ueberblick über entsprechende Einrichtungen im Alten Testamente die sozialen Anschauungen im Neuen Testament entwickelt. Von dem Grundgedanken aus, daß das Evangelium für alle Gebiete des Lebens allgemeine, menschen- und weltbeherrschende Grundsätze aufstellen und sie in die Gewissen hineinschreiben müsse, wenn das Gottesreich das ganze Gebiet des Natürlichen in senfkornartigem Wachstum nach außen hin umspannen und in innerer, sauerteigartiger Wirkungskraft durchdringen soll, werden folgende drei soziale Grundsätze des Neuen Testaments behandelt: 1. Der Mensch ist mit seinem Hab und Gut nicht Eigentümer im strengen Sinne des Wortes, sondern nur Haushalter; 2. das bloße Sammeln irdischer Schätze ist keine eines Christen würdige Aufgabe; 3. Bruderliebe, Barmherzigkeit ist höchste Pflicht, ohne deren Erfüllung man nicht selig werden kann.

Zehn Kapitel behandeln nun die Bestrebungen für den Arbeiterschutz, der von seiten des Staates in Angriff genommen, als etwas

*) Allerdings ist in diesem Betracht z. B. die statt an einzelnen markanten Stellen vollständig durchgeführte Quellenscheidung im Pentateuch ein opus supererogationis. Auch das Vorwort bietet mehr eine Vertretung des Standpunktes vor Fachgenossen, als vor den erwünschten Lesern. Umgekehrt ist wohl als ein Mangel hervorzuheben, daß das Eingehen auf die Kritik der Geschichte Israels u. s. w. völlig vermieden wird.

sittlich Berechtigtes und Notwendiges erklärt wird; die Wohnungsfrage im Anschluß an die Bodelschwinghschen Forderungen; die Ernährung des Arbeiters; die Bildung des Arbeiters mit besonders warmer Befürwortung der evangelischen Arbeitervereine unter Hinweis auf das früher in diesem Blatte Veröffentlichte; die Geselligkeit des Arbeiters; die Teilnahme des Arbeiters am Reingewinn des Geschäftes; die freundschaftliche Berührung und Fühlung von Arbeitgebern und Arbeitern; die sittliche Erziehung und Bewahrung der jugendlichen Arbeiter; die sittliche Bewahrung der weiblichen Arbeiter und zuletzt: Arbeitgebervereine für Gemeinwohl.

Es ist ein umfangreicher, interessanter Stoff, der hier verarbeitet ist. Eine Fülle von Einrichtungen, der Bewältigung der sozialen Fragen praktisch näher zu treten, werden vorgeführt; Erfahrungen und Beobachtungen, die sich aus der Praxis ergeben haben, werden von kundiger Hand mitgeteilt, für die einen zur Demütigung, für die andern zum Trotze. Vermißt haben wir dabei eine Erörterung über Begriff und Wertschätzung der Arbeit des Arbeiters, die u. E. doch wohl in einer solchen Schrift, zumal in der Einleitung bei der Betrachtung der Begriffe Eigentum, Gut u. s. w. zu erwarten war. Wogegen wir aber, abgesehen von einigen Auslegungen biblischer Stellen, so z. B. Apostelgeschichte 2 den Kommunismus in der ersten Christengemeinde betreffend, Widerspruch erheben möchten, ist die Aufstellung: „Ueberhaupt bleibt der kirchlichen Armenpflege der Beruf, die von der bürgerlichen Armenpflege gelassenen Lücken auszufüllen und so weit möglich ihre Schäden zu repariren“ (S. 12). Die Gemeinde hat doch als sozialer Organismus selbständig das Recht und die Pflicht, sich ihrer Kranken und Armen anzunehmen; ihre Thätigkeit darf doch durchaus nicht als ein Lückenbüßer für die staatliche Armenpflege aufgefaßt werden.

Neuerdings ist von demselben Verfasser eine Sammlung von Ansprachen für evangelische Arbeiter-, Bürger- und Männervereine bei Bertelsmann in Gütersloh erschienen (584 S.; 4, geb. 4,80 Mk.). Sie will, wie in dem Vorwort ausgeführt wird, einem dringenden, dem Verfasser in Briefen oft ausgesprochenen Bedürfnis abhelfen. Sie enthält in drei Abteilungen 1. aus dem Gebiete der sozialen Frage, 2. aus dem Gebiete der Welt- und Zeitgeschichte und 3. aus der Kirchengeschichte Reden, Ansprachen, Vorträge von den verschiedensten Verfassern, so von den Pastoren Oldenberg-Berlin, Naumann-Frankfurt, v. Schubert-Hamburg, Rinks-Berlin, Jösting-Remscheid, Gymnasialoberlehrer Wytzes-München-Gladbach, von Luthardt, Frommel, Baur, Stöcker u. a. m. Die Sammlung ist ganz geeignet, ein Bild dessen zu gewähren, was in den genannten Vereinen als geistige Kost geboten wird. Wir dürfen annehmen, daß es überall so ist. Für manchen vielbeschäftigten Vorsitzenden, der auch sonst wenig Helfer vielleicht zur Seite hat, dürfte hier genügender Stoff oder auch nur genügende Themen zu Vorträgen geboten sein.

Die beiden letzten Abteilungen, dem Umfange nach auch die kleinern, enthalten Ansprachen, wie wir sie wohl bei den kirchlichen Familienabenden und bei patriotischen Festen überall zu hören bekommen. Der Hauptwert der Sammlung liegt für uns in dem ersten Teil. Die darin behandelten Themen sind so verschiedenartig, so umfang- und inhaltreich, daß wir uns hier auf Mitteilungen daraus, geschweige denn auf Besprechung von Einzelnem nicht einlassen können. Im großen und ganzen stimmen wir dem Inhalte zu. Einige auch als Flugblätter des Vereins für christliche Volksbildung erschienene Aufsätze sind mustergiltig. Eine Bemerkung möchten wir zum Nutzen derer, die in Vereinen die Sammlung benutzen wollen, nicht zurückhalten. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß die Hauptthätigkeit der evangelischen Arbeitervereine nicht im Anhören von Vorträgen besteht. Es ist bei uns und von uns genug geredet worden. Die Vorträge werden auch nicht aufhören. Dafür sorgen schon die Pastoren. Sollen aber die evangelischen Arbeitervereine eine tiefere und ihre Mitglieder fördernde Wirkung ausüben, so gilt es vor allem, die Einzelnen fähig zu machen, über Gegenstände aus dem Gebiete der sozialen Frage zu sprechen und ihre Gedanken klar darüber auszudrücken. Dazu ist Uebung und Schulung erforderlich, die die Arbeiter jetzt nicht haben, die ihnen höchstens in den sozialdemokratischen Fachvereinen beigebracht wird. Das Bedürfnis in der Arbeiterwelt dazu ist vorhanden. Niemand hat es in gesunder Weise befriedigt. Hier können und müssen die evangelischen Arbeitervereine einsetzen. Um dem zu begegnen und gesunde Anschauungen zu fördern, kann die Webersche Sammlung ganz besonders dienen. Man gebe einem Mitglied das Buch, bezeichne darin einen Aufsatz, etwa den Vortrag über „Volkswohlfahrt“ oder über „Sozial-Revolution und Sozialreform“ oder über „Eigentum,“ mit der Aufgabe, sich den Inhalt gehörig anzueignen, darüber nachzudenken und, wenn ihm Unverständliches darin enthalten sein sollte, bei geeigneten Persönlichkeiten um Aufschluß zu bitten und dann an einem Vereinsabend darüber Bericht zu erstatten. Der von uns in dieser Weise angestellte Versuch hat sich bewährt, hat den einfachsten Arbeitern Mut gemacht, sich auszusprechen, und schließlich den Erfolg gehabt, daß die Arbeiter auch außerhalb des Vereins den Hetzern sachlich entgegenzutreten imstande waren. Wenn in dieser Weise die Webersche Sammlung, namentlich ihr erster Teil, benutzt wird, so wird sie für viele der Vereine, für die sie bestimmt ist, zu einem großen Segen werden. Dazu möchten wir sie auf das nachdrücklichste empfehlen. Cz

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 28 der „Chronik der Christlichen Welt“



## Fünfundvierzigste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 14., 15., 16., 17. und 18. September 1891 zu Görlitz

### Festordnung

Während der Dauer der Versammlung ist im „Hotel zur Krone,“ Obermarkt Nr. 22, sowie in dem dem Bahnhof gegenüber liegenden Hotel „Vier Jahreszeiten“ ein Anmelde- und Wohnungsbüreau für sämtliche Festteilnehmer geöffnet.

Das „Büreau des Zentralvorstandes“ befindet sich im Hotel zur Krone.

Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- oder sonstigen Vereine **alsbald nach ihrer Ankunft ihre Vollmachten im Büreau des Zentralvorstandes** abgeben, zu deren Empfangnahme ein Beauftragter des Zentralvorstandes zugegen sein wird.

Bei demselben ist auch die Einzeichnung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Berichte und Festpredigten, die Anmeldung oder Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen, ebenso die Anmeldungen der Wünsche für Empfang der Kultusgegenstände, die für die Diaspora bestimmt sind, zu bewirken.

Es wird ferner gebeten, die **Anmeldung bei dem Anmelde- und Wohnungsbüreau** mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Name und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. — In demselben Büreau werden die Festmitgliedskarten und Tischkarten ausgegeben, ebenso Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt. (Siehe Schlußbemerkung!)

**Montag, den 14. September**

9 Uhr vormittags: Beratung des Zentralvorstandes im Hotel zur Krone.
nachmittags: Fortsetzung der Beratung.
abends: Zusammenkunft im Saale der Krone.

**Dienstag, den 15. September**

vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes.
nachmittags ½ 4 Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Gäste im großen Saale des evangelischen Vereinshauses, Kahle Nr. 18.
4 Uhr: Einläuten des Festes.
½6 Uhr: Festgottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche. Predigt: Superintendent Streetz aus Koischwitz bei Liegnitz; und in der Frauenkirche Predigt: Pastor von Seydewitz aus Leipzig. Nach Schluß des Gottesdienstes in der Dreifaltigkeitskirche finden Ueberreichungen von Festgaben statt.
7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung im großen Saale des evangelischen Vereinshauses. Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentralvorstandes, die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine, die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt.
Nach Schluß der Versammlung gesellige Vereinigung im Garten und Saale des Wilhelmstheaters, Struvestraße Nr. 27.

**Mittwoch, den 16. September**

morgens 7 Uhr: Glockengeläute von den evangelischen Kirchen.
½8 Uhr: Choralblasen vom Turme des Rathauses.
8 Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen in der Dreifaltigkeitskirche am Obermarkt. Von da Festzug nach der Peterskirche.
½9 Uhr: Festgottesdienst in der Peterskirche. Predigt Konsistorialrat D. Dryander aus Berlin.
11 Uhr: Oeffentliche Hauptversammlung in der Peterskirche.
nachmittags 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl im großen Saale des Wilhelmstheaters, Struvestraße Nr. 27.
8 Uhr: Christliche Volksversammlung im Saale des Konzerthauses, Dresdnerplatz Nr. 3.

**Donnerstag, den 17. September**

morgens 7 Uhr: Choralblasen von der Turmgalerie der Peterskirche.
8 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung in der Peterskirche.
nachmittags 6 Uhr: Aufführung des Festspieles: „Johann Haß, ein Bürgermeister von Görlitz“ (Episode aus der Görlitzer Reformationsgeschichte) von Wobbermin, dargestellt durch Görlitzer Bürger im Wilhelmstheater.
½9 Uhr: Zusammenkunft der Abgeordneten und Festgäste in dem Saale und Garten der Aktienbrauerei auf Einladung der Stadt Görlitz.

**Freitag, den 18. September**

morgens 9 Uhr: Eisenbahnfahrt durch das Neißethal nach Zittau und nach dem Oybin oder: gleichzeitig Wagenfahrt nach der Landeskrone bei Görlitz.

**Schlußbemerkung:**

1) Diejenigen Festteilnehmer, welche durch Vermittlung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 6. September unter der Adresse: Apotheker Herm. Druschki, Emmrichstr. 2491 anmelden.

2) Die Festmitgliedskarte (zu 3 Mark) berechtigt zur Benützung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und bei den öffentlichen Versammlungen, zum Besuche des Festspieles und der Zusammenkunft in der Aktienbrauerei.

3) Die Tischkarte (zu 3 Mark ohne Wein) berechtigt zur Teilnahme an dem gemeinsamen Festmahle Mittwochs um 3 Uhr. — Diese Teilnahme kann aber nur denen zugesichert werden, die ihre Karte bis Dienstag Mittag gelöst haben.

4) Die Festmitgliedskarte und die Tischkarte können im Voraus gegen Einsendung des Betrages bezogen werden bei dem Büreau der evangelischen Kirchenverwaltung hier Klosterplatz Nr. 21.

Görlitz, den 10. Juni 1891. **Der Festausschuß.**

**Kähler**, Prof. D. M.
**Universitäten u. öffentl. Leben.**
Ueber d. Aufgabe des ak. Unterrichts u. s. zweckmäßigere Gestaltg.
2.40 (Neu!)
Inh.: **Akad. Lernfreiheit; Akad. Triennium u. Freiw.-Jahr; Universität u. öffentl. Leben** 2c. 2c.
**Deichert** Verlag (G. Böhme) **Leipzig.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
SCHILLERS WERKE
Herausgegeben von F. A. Krais. Auswahl in 5 Leinenbänden M. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—.
SANG UND KLANG
Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband 12 M.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**
**„Jose Caballeros, Princesas“**
hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**
**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**
Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg, betreffend: Joh. Hinrich Wichern, Kongreßvorträge, und andre wichtige Verlagssachen dieser Firma

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 29 — Leipzig, den 16. Juli — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Werke der Barmherzigkeit: 7. Das sechste Werk der Barmherzigkeit — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 16. Eros und Psyche — Die christliche Liebe nach Sören Kierkegaard: 4. Das Ziel der christlichen Liebe — Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung: 3. Von Luther bis zur Neuzeit — Ein Patrimonium der Enterbten: 2. Eine Heimatkolonie — Sozialpolitische Strömungen innerhalb der englischen Geistlichkeit — Die Ausstellung des „heiligen" Rocks zu Trier im Jahre 1844. Eine Jugenderinnerung — Bücher und Schriften: Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte; Dogma und Wissenschaft — Quittung — Anzeigen


## Die Werke der Barmherzigkeit

Matth. 25, 31—46

### 7. Das sechste Werk der Barmherzigkeit

Ich bin gefangen gewesen,
und ihr seid zu mir gekommen.

Es kann das Wort Jesu wohl die Frage wachrufen, wie man denn zu den Gefangenen gehen könne; und in der That setzt es im allgemeinen in seiner Form andre Bräuche voraus, als sie in heutigen Gefängnissen und Strafanstalten herrschen, die ein Besuchen der Gefangenen nur unter beschränkenden Umständen und zu gewissen Zeiten gestatten. Vielfach aber ist es in südlichen und östlichen Ländern so, daß der Gefangene, wie übel sonst immer seine Haft sein mag, kann aufgesucht und angesprochen werden.

Jene ersten eingekerkerten Christen hatten oftmals die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Ihrigen; die Weise, wie der Apostel Paulus in Rom als Gefangener weilte, war die, daß er an einen Soldaten angekettet war, sodaß er mit dem Soldaten, aber auch der Soldat mit ihm gehen mußte; wechselte nun regelmäßig die Person dieses Soldaten, so wurde es auf diese Art möglich, daß eine große Menge römischer Krieger das Evangelium vernahm und dieses so Fuß fassen konnte in des Kaisers Burg und Hauptquartier.

Aber noch eine andre Frage wird sich dem Leser aufdrängen. Um was für Gefangene handelt es sich, um schuldige oder unschuldige? Wenn der Herr das, was ihnen geschieht, als sich geschehen anzusehen willens ist, werden wir geneigt sein, zunächst an unschuldig Gefangene zu denken.

Zwar im vollen Sinne unschuldig ist nur einer gewesen, er, der Herr selbst. Alle übrigen sind es so nicht. Zwar es ist geschehen und geschieht, daß auch Unschuldige eingekerkert werden, nämlich unschuldig an dem, was man ihnen vorwirft und um deswillen man sie in Haft nimmt. Aber geschieht ihnen nun solche Trübsal, so mögen sie zwar in dieser Beziehung sich unschuldig und das Gefängnis als eine Unbill wissen, doch wird gerade dem Gewissenhaften allerlei vor die Seele treten, um deswillen er auch diese Züchtigung als eine nicht unverdiente aus der Hand des Herrn hinnehmen wird und als eine Leidensschule, die eine heilsame Frucht der Gerechtigkeit bringen soll. Aber das kann schwer sein, und der Gefangene wird immer in Gefahr der Verbitterung sich befinden; darum wird jede Aeußerung von Teilnahme ihm Wohlthat sein. Leiden, Einsamkeit und deren trübe Gedanken machen auch für solche Wohlthat empfänglich.

Wie weiß im zweiten Timotheusbriefe Paulus, „der Gebundene," in „Banden als ein Uebelthäter," zu danken:

Der Herr gebe Barmherzigkeit dem Hause des Onesiphorus, denn er hat mich oft erquicket und hat sich meiner Banden nicht geschämet; sondern da er zu Rom war, suchte er mich aufs fleißigste und fand mich. Der Herr gebe ihm, daß er finde Barmherzigkeit bei dem Herrn an jenem Tage (1, 16 ff.).

Unschuldig haben jene Märtyrer der ersten christlichen Kirche im Kerker liegen müssen; aber schon der Hebräerbrief hat (13, 3) die Mahnung: „Gedenket der Gebundenen als die Mitgebundenen." Aehnlich jenen Urchristen haben auch die Propheten und Erneuerer der wahren Kirche sich müssen in Banden schlagen, in die Verließe werfen lassen. Es war nach einem Verhöre im Refektorium des Franziskanerklosters zu Konstanz, dem jetzigen Speisesaal des Inselhotels, wo der Ritter Johann von Chlum Johann Hus im Vorübergehn die Hand reichte und einige tröstliche Worte zusprach. Wie wohl ihm dies gethan, hat Hus in einem Briefe bezeugt:

Wie lieb war mir der Händedruck des Herrn Johann, der sich nicht scheute, mir Armen die Hand zu reichen, einem so verworfenen, gefesselten Ketzer, auf den alle hineingeschrieen hatten.

Unschuldig schmachten eben jetzt wieder evangelische Prediger der russischen Ostseeprovinzen im Gefängnis. Um solcher Drangsale in eben jenen Ostseeprovinzen willen hat einst König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in das sonntägliche Fürbittengebet die Worte aufnehmen lassen:

Sei aber insonderheit allen denen gnädig und barmherzig, die mit uns denselben teuern Glauben empfangen haben, dermalen aber noch in vieler Gefahr, Not und Verfolgung leben.

Können wir für jene auch leider weiter nichts thun, so wollen wir doch diese Fürbitte in rechtem Ernste auch zu der unsrigen machen, ob Gott ihnen eine Erledigung gebe. —

Dürfen wir das Wort Jesu auch auf solche beziehen, die um ihrer Missethat willen gerechte Strafe leiden? Aber Jesus ist nicht der Gesunden, sondern der Kranken Arzt, er hat die Sünder zu sich kommen lassen, er versichert uns, daß Freude ist im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, mehr denn über neunundneunzig Gerechte. Er ist für die gekommen und um derer willen gestorben, die noch seine Feinde waren. So wird auch, was an dem verkommensten Sträfling geschieht aus christlichem Erbarmen, wie an ihm, dem Herrn, selbst geschehen angesehen werden. Dabei nun handelt es sich also zunächst um Fürsorge für die Gefangenen in der Gefangenschaft.

Früher ist es oft erschrecklich damit bestellt gewesen. Es ist vorgekommen, daß in einem großen Raume eines Zuchthauses an fünfzig Verbrecher beisammen waren. Da muß jeder Zweck der Strafe, sei es nun Sühne oder Abschreckung oder Besserung, verfehlt werden. Wenn arme Betteljungen, Holzfrevler, Eltern wegen Schulversäumnissen der Kinder, endlich Bösewichter aller Art in einem Gefängnis zusammenhockten, vor Langeweile Müßiggang treibend oder zu neuen Verbrechen Pläne schmiedend, lernend, was sie noch nicht gekannt hatten, da kamen sie mit siebenmal ärgern Geistern aus dem Gefängnis, als sie hineingekommen waren.

Ernste Frauen und Männer, in England eine Elisabeth Fry und Sara Martin, ein John Howard († 20. Januar 1790), sind auf Besserung solcher Zustände bedacht gewesen; jene Frauen haben sich nicht gescheut, auch zu den verworfensten Dirnen ins Gefängnis zu gehen im Glauben an den, der einem Paulus den Sieg über den Kerkermeister von Philippi verliehen hatte.

Unter uns war es vor allen Wichern, der Begründer des Rauhen Hauses, dem besonders darum zu thun war, daß die Wächter, Aufseher, Wärter, wenn eine gedeihliche Wirkung auf die Gefangenen solle erzielt werden, reife, gediegne, christliche Männer sein müßten, imstande, Ungebührlichkeiten gebührlich zu verweisen, aber auch als Gehilfen des eigentlichen Seelsorgers die Gewissen zu wecken, auch zuzureden, damit sie, mit der alten hessischen Kirchenordnung vom 12. Juli 1657 zu reden, „alle Irrigen beizeiten zurechtbringen, daß sie der Teufel nicht gänzlich in seine Stricke fasse und dermaßen belade und überschatte, daß er darin stecken bleibt und sie endlich an Gottes Gnade verzweifeln müssen."

Kommt es doch darauf an, dem Gefangenen dies zu Gemüte zu bringen: Gott hat dich in sein Gericht genommen; dann aber auch, daß die Strafe aus Gottes Ordnung auferlegt und nun das Werk sei, darin Gott dem Herrn Gehorsam zu leisten ist, und so endlich doch auch die Strafe selbst durch Gottes Wort lind und leicht zu machen.

Ein weiteres Stück aber der christlichen Barmherzigkeit ist die Fürsorge für die Familien der Gefangenen, und es ist gewiß ein großer Trost und eine wesentliche Erleichterung für den reumütigen Sträfling, wenn er wissen darf, daß der Seinen, für die er durch eigne Schuld zu sorgen verhindert ist, andre sich annehmen.

Verhältnismäßig die notwendigste Unterstützung endlich hebt da an, wo der Gefangene seiner Haft entledigt wird. Daher ist es hoch erfreulich, daß zur Wahrnehmung der Fürsorge für entlassene Gefangene sich neuerdings vielfach Vereine gebildet haben. Denn nun kommt ja alles darauf an, daß der Bestrafte wieder in die Gesellschaft, deren nützliches Glied er doch werden soll, zurückkehren kann, daß er nicht durch Abweisung und schmähliche Behandlung zum Rückfall gleichsam genötigt und getrieben wird. Wir lesen von einem Pfarrer Franz von Roques, der in seiner Vaterstadt Treysa bei Ziegenhain — unter Beihilfe des Stadtrates, der ihm ein Gebäude dazu anwies — Tagediebe, Trunkenbolde und Bettelbuben zu nützlicher Beschäftigung anzulernen sich angelegen sein ließ. Auch die Obrigkeit kommt Bemühungen zur Rehabilitirung Gefangener heute insofern entgegen, als sie jene frühere auffällige Polizeiaufsicht, die einem ehrliebenden Meister es fast unmöglich machte, einen unter ihr stehenden im Hause zu haben, Milderungen unterworfen hat. Jenen Vereinen aber erbitten wir freundliche und thatkräftige Teilnahme durch Gaben und persönliche Bemühungen. Mögen wir doch wohl im Sinne behalten, was St. Paulus schreibt:

Liebe Brüder, so ein Mensch mit einem Fehl übereilet wird, so unterweiset ihn mit sanftmütigem Geist, die ihr geistlich seid, und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest. Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen (Gal. 6, 1 f.).

Ist doch „unser keiner," wie es in jener alten Kirchenordnung heißt, „den der Teufel mit seiner List und Betrug nicht auch zu einem gleichen oder vielleicht in einen größern und schwerern Fall bringen möchte; denn es hat der heilige Augustinus ganz wohl und wahrhaftig gesagt, es sei keine Sünde jemals von einem Menschen begangen, die ein andrer Mensch nicht auch thun könnte, wenn Gott seine Hand von ihm abthäte." Jakobus aber schließt seine Epistel:

Lieben Brüder, so jemand unter euch irren würde von der Wahrheit, und jemand bekehrte ihn, der soll wissen, daß wer den Sünder bekehret hat von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden.

O Gott, wie mag das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

H

---

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 16. Eros und Psyche in Himbach

Es war an einem ersten August. Ich ging mit einem Herrn, der wie ich Badegast war, die Straße von Wollin nach Misdroy. Es war vor Sonnenuntergang, als wir Wollin verließen und eine schöne Landschaft durchschritten; rechts lagen abendlich-sanft beschienene Wiesenflächen, grüne Mulden, grüne Hügel; dann und wann sah man die Türme des alten Cammin; links lag die stille weite Fläche des Haff, vor uns eine dunkle Wälderlinie. Mein Begleiter schwieg, er empfand wie ich die rührende Beredsamkeit des Abends. Indem wir weiter schritten, blaßten die Farben dahin, die Sonne war gesunken, die Stämme und Blätter der die Straße begleitenden Bäume hoben sich schwarz von dem mattweißen westlichen Abendhimmel ab, über dem schwarzen Waldrande erhob sich hie und da ein hoher einzelner Baum und stand schwarz und einsam in dem matten Silbergelb des westlichen Horizonts; der östliche Himmel war schon in das formlose tiefe Grau der kommenden Nacht verschwommen; aus unbestimmten Weiten und Wäldertiefen erklang manchmal ein vereinzelter kurzer Vogelruf in geheimnisvollen Lauten.

Er ist nun gestern abgereist, sagte mein Begleiter, indem er zum erstenmale das lange Schweigen unterbrach.

Wer? fragte ich.

Der Fremde, den Sie den „stillen Fremden" nannten. Die Farben dieses Abends erinnerten mich an ihn und an die erste Begegnung, die ich mit ihm vor einigen Jahren an einem Tage und einem Abend wie dem heutigen hatte.

Sie kannten ihn schon längere Zeit und haben hier, soweit ich sah, kaum zwanzig Worte mit ihm gewechselt? fragte ich erstaunt. Wo lernten Sie ihn kennen?

Mein Begleiter erzählte im ruhigen Weitergehen durch den Wald, der uns nun aufgenommen hatte: Vor etwa fünf Jahren machte ich die bauliche Anlage der im sechzehnten Jahrhundert entstandnen Burgen zum Gegenstande genauer Forschungen. Zu diesem Zwecke wollte ich die Ronneburg in Hessen besuchen; ein Zufall nötigte mich auf dem Wege dahin und nahe vor meinem Ziele zu einem kleinen Aufenthalte in dem Dörfchen Himbach, und dort traf ich in dem kleinen ärmlichen Wirtshause mit jenem Fremden zusammen. Er war, denke ich, ein Herrnhuter und hielt sich ebendamals in jener Gegend auf, um die alten Herrnhutersitze in Marienborn und Haag kennen zu lernen. Es wurde uns das Mittagbrot gemeinsam aufgetragen; wir sprachen, wie natürlich, anfänglich ein paar gleichgiltige Worte miteinander, bis mich sein eigentümlicher Blick bestimmte, eine bedeutendere Unterhaltung zu suchen. Erst schien mir sein Blick nur ein ruhiger zu sein, so ruhig, wie man ihn selten sieht, dann erkannte ich aber, daß es ein stiller Blick sei. Sein Benehmen und Sprechen war zurückhaltend, aber es war nicht eine auf Erfahrungen und gesellschaftlichen Anforderungen beruhende Zurückhaltung, das merkte ich bald.

Während einer Pause in unserm Gespräche war mein Auge zufällig an den Kachelthüren des großen eisernen Ofens haften geblieben, und ich sah erstaunt, daß sie die kapitolinische Gruppe von Eros und Psyche in Halbrelief trugen, in der die beiden zarten jugendlichen Gestalten nebeneinander stehend sich umschlungen halten und den Mund in einem reinen und glücklichen Kusse vereinigen. Das alte Kunstwerk war sehr unvollkommen wiedergegeben; dem Ofenfabrikanten war es ein Zierrat wie andre gedankenlose Zierraten gewesen; aber trotzdem war der kleine Schmuck eine Erinnerung an das Vollkommnere, und ich freute mich, hier im armen Dorfwirtshause fern von der Welt der Bildung diesem verblaßten und doch noch feinen Zeugnis eines edlern Lebens zu begegnen. Ich sagte lächelnd zu dem Fremden: Sehen Sie, hier haben sich Eros und Psyche nach Himbach verirrt! Der Fremde kannte die Mythe der beiden nicht, und ich erzählte ihm gerne von der innigen Liebe der Psyche, die das Königskind ein schwerstes Leben ertragen, von Feinden ersonnene Hemmnisse, ja den irdischen Tod überwinden ließ, um sich Eros zurückzugewinnen. Es war eigentümlich, wie mir der Fremde gefolgt war. Man sieht zuweilen von der Musik tief Ergriffene die Augen schließen, um innerlich um so wacher und hingegebner zu sein; der Fremde sah mich still, aufmerksam und fest an, aber ich erkannte dennoch, daß seine innern Augen schwer geschlossen waren. Nachdem ich geendet hatte, schwieg er lange und blieb schweigsam. Als ich am Abend meinen Weg fortsetzen konnte, bat er zu meiner Ueberraschung, mich eine Strecke weit das Thal hinabbegleiten zu dürfen.

Als er nun so neben mir herging — es war ein Abend wie der heutige, erst in seinen Farben so friedlich hell verklärt, und dann solch ein seltsamer weißer Westhimmel —, da fiel mir sein Gang auf; er ist ja heute noch ein jüngerer Mann, aber er ging wie müde und den Nacken gesenkt, als drücke eine unsichtbare schwere Last auf seine Schultern. Da er kaum redete, so erwähnte ich mit einem halbverlegnen Scherze seiner Schweigsamkeit und Zurückhaltung. „Gedämpft" nannte man das, als ich Student war, sagte er mit einer gewissen Bitterkeit: meine Bekannten sagten, mein Blick sei gedämpft, meine Sprache sei gedämpft und mein Gefühl sei gedämpft. Er hatte recht, seine Sprache, so hell sie klang, sein Ausdruck, so freundlich er im allgemeinen gewesen war, hatte keine unendliche Resonanz, sein Wort überließ sich nicht sorglos sich selbst.

Nach einer neuen langen Pause, die ich nun auch nicht zu unterbrechen wagte, begann er plötzlich mit ganz stillen, gleichmäßigen Worten, wie nur die Trauer sie sprechen kann:

Sie haben mir heute von Eros und Psyche erzählt. Lassen Sie mich Ihnen von meinen Jugendjahren erzählen. Mit meinem Vater fing es an. Er war ein gütiger Vater, er war wirklich gütig, aber wenn ich mit Knabeneifer übertreibend erzählte, oder mich beklagte, oder mit großen Plänen renommirte, dann strich er leise, begütigend oder herabstimmend mit der Hand über meinen Scheitel oder an meinem Arm herab. Ich erinnere mich mit einer mir unbegreiflichen Deutlichkeit, wie ihm Traueraus brüche so unwillkommen waren, daß sein Trösten, und er mußte öfter berufsmäßig trösten, zuerst immer den Affekt zurückzudämmen suchte; er lächelte gütig, wenn die Freundinnen meiner Schwestern laute Lustigkeit in unser Haus trugen, aber er sorgte schnell dafür, gewiß ohne es zu wollen und ohne es zu merken, daß das Gespräch sich auf Gegenstände richtete, bei denen der Mund und vielleicht auch das Herz stummer wurden. So wuchs ich in sein Wesen hinein, und als ich aus den Knabenjahren heraustrat, da fehlte mir der eine Mittel- und Quellpunkt, ein Gemüt und Wille beherrschendes Prinzip, aus dem eine leidenschaftliche Geschlossenheit des Handelns, eine stolze Treue gegen Ideen und Menschen, ein rühmliches Irren und ein rühmliches Hassen sich ergeben hätten. Als Sie mir heute mit so viel Lust, ja, wenn ich das sagen darf, so jünglingsmäßig von der Liebe der Psyche erzählten, da sah ich Sie mit Neid an, mit dem Neide des Bettlers, der den Reichen tafeln sieht.

Die Psychologen sagen, daß eine Vorstellung immer blässer ist, als die Sache einst empfunden wurde, deren schattenartiges Erinnerungsbild die Vorstellung nun ist; aber eine Vorstellung giebt es, die ist wärmer, leuchtender, kräftiger und hilfreicher als die Sache, das ist die Erinnerung an den Enthusiasmus der Jugendjahre, an die alten Ideale, und seien es die thörichtsten, an das, was ich den Schwur der Jugend nennen möchte. Ich kenne so viele, ja, wie Sie, wenn ich ihr Mienenspiel recht verstehe, die haben dies Gelöbnis ihres Knabenidealismus nicht gehalten, sie sind später satte, bequeme Philister oder Schlimmeres geworden; aber ich sah es, und ich sah es mit dem Neide des völlig Besitzlosen, wie diese Leute in den späten Mannesjahren mit Sehnsucht auf jenen Enthusiasmus zurückschauten, wie es nun ihr Glück war, daß sie einmal geschwärmt, geträumt und geschworen hatten. Diese Erinnerung gab ihrem spätern Leben nach einem langen Zwischenraume der Erbärmlichkeit und Nichtigkeit eine neue Schönheit, eine neue Ehre, einen neuen Inhalt. Sie erfahren den Segen des sonst ja anfechtbaren Römerwortes: Es ist genug, gewollt zu haben.

Der Fremde brach hier ab und schwieg eine Weile, dann fuhr er mit verändertem Tone fort:

Als ich Student wurde, vertrug ich das Umschütten eines Glases nicht, der Aufwärter mußte zum Verdruß meiner Tischnachbarn oft und recht mitten in der Fröhlichkeit mit seinem Tuche über den Tisch fahren; ich sah bei mir und andern streng auf das Dekorum, — ich konnte darauf halten, denn die Freunde hatten mir eine Vertrauensstellung eingeräumt. Da ich gereifter erschien als die andern, so nahte sich mir mancher mit Bekenntnissen; aber ich haßte Konfessionen und lehnte sie unauffällig ab. Ich war damals sehr zufrieden mit



mir, wenn es mir wohl auch einmal war, als ginge in mir das Fenster nicht auf, wenn ich es öffnen wollte, um am Frühlinge teilzunehmen.

Dann aber kam eine Epoche — er sagte nicht welche und nicht wann —, da merkte ich deutlich, daß etwas nicht richtig in mir sei. Ich fühlte, denn noch sah ich es nicht, daß ich ein Totschläger sei, — daß ich da, wo ich liebte und wo man mich liebte, das Aufleuchten des Auges, das raschere Leben des Gefühls, das unbefangene Wort der andern totschlug. Ich wurde ängstlich, fing an ein paar Stufen, ach nur erst sehr wenige, von meiner Höhe herabzusteigen, und ging, um zu wissen, wo der Sitz der Krankheit sei, zur Bibel. Es kam der Tag, von dem ich nicht gewußt hatte, daß er im Kalender stehe, da schlug ich zufällig, — ganz zufällig, wiederholte er nachdrücklich und ging dann ein paar Schritte still weiter — ich schlug eine Stelle auf, die mir bis dahin völlig fremd geblieben war, den vierten Vers in dem zweiten Kapitel der Offenbarung Johannis: Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest! Dies einzelne Wort gab mir, ohne daß ich ihm nur einen Augenblick hätte nachsinnen müssen, eine herbe Klarheit. Ich warf mich auf den Boden nieder, das Gesicht zur Erde gekehrt, und schrie, ich schrie laut, laut schrie ich: O Gott, das also sagst du zu mir? Das hast du zugelassen in mir? Das ist der Sinn meines Lebens?

Ich hatte in einem einzigen Blick gesehen, daß ich nie eine erste Liebe gehabt hatte. Das war das gewesen, was ich für Reife, für Kraft gehalten hatte, worin ich mich wohlgefühlt hatte, wofür ich die Anerkennung der Menschen erwartet und ja auch reichlich gefunden hatte. Ich hatte keine erste Liebe gehabt, ich hatte niemals etwas mit ganzer heißer Liebe ergriffen, ich hatte nie geirrt, also nie geliebt. Nun sah ich manches so hell beleuchtet, so betrübend deutlich: ich hatte bis dahin nie das Gefühl der Reue gekannt; ich las und hörte wohl von Reue und hatte eine litterarische Vorstellung von ihr, ich hätte einen Aufsatz über die Reue schreiben können, aber ich hatte nie bereut, wie andre; wenn man in meinem Bekanntenkreise von der Wiedergeburt geredet hatte, so hatte ich kühl gelächelt und wohl auch einmal zu einem, der sie in schweren innern Erschütterungen erfahren zu haben geglaubt hatte, gesagt: Ich rate dir ernstlich, mache in dir nicht zu viel Lärm um dich; ich hatte bis dahin große „Vorzüge" besessen, um derentwillen mich meine Freunde bewunderten: ich konnte nicht hassen, ich konnte rascher und aufrichtiger verzeihen, als irgendein Mensch, den ich kannte; ich galt allen als milde, ich hatte selbst eine ganz deutliche Vorstellung davon, daß ich wirklich recht milde sein müsse; man nannte mich eine harmonische Natur; man rühmte meinen Blick, wenn man ihn auch „gedämpft" nannte. Ich erinnere mich eines Lobes, das ich wie eine Ordensauszeichnung angenommen und meinem innern Menschen sorgfältig angeheftet hatte; ich hatte nämlich gehört, daß der Klubbibliothekar, ein alter Jurist, scharf, eckig, gescheit und, wie ich annahm, auch bedeutend, geäußert hatte, er freue sich immer, wenn ich Bücher zu holen komme, ich hätte einen so ruhigen, ehrlichen Blick, —

und nun sah ich, daß ich alles das nur hatte aus Armut, daß ich keine erste Liebe gehabt hatte, ja daß ich Furcht vor der Liebe hatte. Furcht vor der Liebe! Das war der ungewußte Beweggrund aller meiner Handlungen gewesen. Furcht vor der Liebe hatte ich mir in Lehrsätze und Maximen gefaßt, die ihren Ursprung weder mir noch andern verrieten.

Ist er verheiratet? fragte ich meinen Begleiter.

Ich weiß es nicht. Aber er trug schon damals einen Ring am linken Goldfinger. — Nun, so schloß der Fremde, seitdem macht mein Herz die Flugversuche eines Vogels, dem Gott zwar Flügel, aber diese ihm nicht lang genug gegeben hat. Oder wollen Sie ein zweites Bild, ich stehe über der Flut, in der sich alle andern tummeln, am Rande des Sprungbretts, aber ich springe nicht hinunter, ich gehe zurück und gehe prüfend vor, um den Sprung zu thun, aber ich springe nicht ab; ich kann nicht. Die Welt rühmt mich nach wie vor, sie nennt mich fertig, gesammelt, etwas zurückhaltend, ja sie nennt mich vornehm, — — sie kennt mein Geheimnis nicht!

So schloß der Fremde. Wir trennten uns bald. Er war wieder wie erschöpft in sein altes Schweigen zurückgefallen und wollte offenbar allein sein. Ich schied von ihm bewegt, ja es ist nicht zu viel gesagt, erschüttert.

Aber daß er Ihnen das alles sagte! unterbrach ich meinen Begleiter.

Gott hat mir die Gnade gegeben, daß bedrückte Gemüter sich mir leichter erschließen, gab er mir in schlichter Antwort zurück. Und dies konnte wohl richtig sein; ich selbst hatte ihm manches in diesen Wochen eines ersten Verkehrs gesagt, von dem ich andern gegenüber geschwiegen hatte.

Dann fuhr er fort: Ich hörte nun seitdem nichts mehr von ihm. Da traf ich ihn unerwartet vor vier Wochen hier; er erkannte mich sofort, wie ich ihn; sogleich sah ich aber auch, daß er allein bleiben wollte, und ich hielt mich darum so fern, wie Sie das ja selbst beobachten konnten; nur dann und wann reichte ich ihm, wenn wir uns begegneten, im Walde oder auf der Düne eine Blume, um ihm zu zeigen, daß ich mit ihm lebe. Er liebte mit besondrer Vorliebe den Wegerich; ich erkannte das an der Freude, mit der er jedesmal die schlanken Stengel aus den andern Feld- und Waldblumen herausnahm; auch standen das einzige mal, daß ich ihn besuchte, drei der zartblühenden und süßduftenden Stengel in einem schmalen, hohen Blumenglase auf seinem Tische. Als ich ihm einmal gerade nur ein Sträußchen Wegerich gab, sagte er dankbar: Sie helfen mich erlösen.

Beschäftigt er sich nicht zuviel mit sich selbst, und kann er da überwinden? Bleibt es nicht bloß bei der Trauer?

Er hat überwunden, ohne es zu wissen; er ist ein Dienender geworden! Ich sah es täglich, wie es ihn drängte, zu dienen. Kindern, Frauen, Müden, Kranken war er unauffällig und zwar nicht bloß der Welt unauffällig, sondern gerade sich selbst, in kleinen Dingen zu Dienste. Aus der Furcht vor der Liebe ist Sehnsucht nach der Liebe geworden, und wenn er sich selbst niemals genügen und ein starker Unterstrom der Trauer immer durch sein Wesen ziehen wird, so wird eben diese Trauer sein Wesen ausweiten, sein Herz lösen, sie wird der Zug sein, durch den ihn Gott stetig vorwärts und aufwärts ziehen wird.

Behalten Sie, so schloß mein Begleiter, das Bild dieses Mannes, der als Mann erst die Jugend in sich erfuhr, der als Mann erst lieben lernte, so wie ich es vorgestern sah. Ich war den Strand entlang nach Osten gegangen, von dem Meere beglückt und durch den dunkeln Saum der Föhrenwälder ernst erfreut, und war darüber soweit gewandert, daß ich mich unerwartet nahe bei Schwantuß fand, als ich auf die verflossne Zeit aufmerksam geworden war. Ich erklomm die Düne und suchte meinen Rückweg über das breite, weiche Sandgerieſel, das zwischen kleinen, ärmlichen Föhren sich in das Wiesenvorland hinein ausbreitet. Da sah ich den Fremden am Rande des Gehölzes und des Wiesenlandes stehen; mein Weg führte mich an ihm vorbei, er hörte meine im Sande verhallenden Schritte nicht, mein Auge konnte darum lange an ihm haften bleiben. Er sah tief in Gedanken auf eine außergewöhnlich hohe Thymianstaude herab: ein Trauermantel hatte sich auf ihr niedergelassen und breitete die herrlichen Flügel aus und schloß sie wieder; ernst und still folgte das Auge des Fremden dem Spiele des Falters, sein inneres Auge sah den Irrtum der Vergangenheit und die Fehler, die aus ihm gefolgt waren, es sah liebend, verehrend und verlangend das innere Leben von Eros und Psyche, — ich aber sah, daß Gott dem Manne, der ehedem nur halb gefühlt, halb gesehnt, halb getrauert, halb gelächelt hatte, nun ein ganzes Leid und einen ganzen Willen, sich der Welt und des Guten zu bemächtigen, geschenkt hatte.

---

## Die christliche Liebe

nach Sören Kierkegaard

### 4. Das Ziel der christlichen Liebe

Der Christ will den Nächsten nicht nur anschauen und innerlich lieben „wie sich selbst"; in seiner Liebe arbeitet er auch für ihn, wie er ja natürlich auch für sich arbeitet. Was



will er ihm nun erarbeiten? Natürlich dasselbe, was sich selbst; andernfalls liebt er ihn ja nicht wie sich selbst. Dem Christen ist aber, wenn er anders Christ ist, das höchste Gut und die höchste Aufgabe im Leben sein Verhältnis zu Gott: daß er von Gott geliebt wird und selbst Gott liebt. An jenem hat er nun nicht erst zu arbeiten, daß er von Gott geliebt werde; „denn Gott hat uns zuerst geliebt"; arbeitet der Christ für sich, so ist sein Ziel also immer nur, daß er gewiß Gott liebe. Ebenso ist das Ziel der Liebe zum Nächsten, ihn in das richtige Verhältnis zu Gott zu bringen, d. h. dahin zu bringen, daß er Gott liebt.

> Gott lieben heißt in Wahrheit sich selbst lieben; einem andern Menschen behilflich sein, daß er Gott liebe, heißt ihn lieben; von einem andern Menschen darin unterstützt werden, daß man Gott liebe, heißt geliebt werden (1, 145 f.).

Die Aufgabe der Nächstenliebe ist also eine streng religiöse. Das Verhältnis zu Gott ist ihr Grund, das Verhältnis zu Gott ist auch ihr Ziel. Dadurch ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß sie sich auch zeitliche Hilfeleistung als Aufgabe setze; ebenso kann und wird sie natürlich auch an der sittlichen Besserung andrer arbeiten, ohne immer direkt religiös sein zu wollen. Aber solche Arbeit kann der Christ doch nur als Mittel zum Zweck auffassen. Das Endziel seiner Liebesarbeit bleibt immer nur das, dem Nächsten zu helfen, daß er Gott liebe; und kann er einem einzelnen Thun keine direkte Beziehung hierauf geben, so behält er das Endziel doch bewußt vor Augen.

Streng religiös ist Kierkegaards Nächstenliebe auch insofern, als sie den Nächsten nicht zur Kirche führen will, sondern zu Gott. Das Verhältnis zur Kirche ist für Kierkegaard doch nur ein untergeordnetes, zeitliches, wie es ja auch nicht über die Seligkeit entscheidet. Darum kann auch in der Arbeit der Nächstenliebe die Kirche nur als Mittel zum Zweck, dem Nächsten zu einem richtigen Verhältnis zu Gott zu verhelfen, in Betracht kommen und muß natürlich immer streng als bloßes Mittel zum Zweck aufgefaßt werden. Andernfalls würde sie dem Gottesverhältnis bloß hinderlich werden, wie alles Endliche, das mehr sein will als Mittel zum Zweck. (Kierkegaard spricht sich in „Leben und Walten der Liebe" nie über sein Verhältnis zur Kirche aus. Das Gesagte ist jedoch die notwendige Konsequenz seiner allgemeinen Auffassung der Liebe.)

Soll nun genau als Ziel der Liebe festgehalten werden, dem Nächsten zur Liebe zu Gott zu helfen, so erfordert die Liebe wiederum die doppelte Selbstverleugnung, die für das Christentum charakteristisch ist. Es ist stets eine große Anstrengung, die streng religiöse Auffassung des Lebens festzuhalten; für sich selbst kann man dies fast noch leichter durchführen als für andre. Wenn nämlich ein Mensch Gott immer schon vollkommen liebte, so würde sein Verhältnis zu Gott auch ein glückliches Verhältnis zur Welt in sich schließen; ja nur wer Gott liebt, kann die Welt wirklich glücklich genießen. Aber so lange wir in dieser Welt leben, sind wir eben nicht vollkommen und haben beständig erst dafür zu kämpfen, daß wir Gott und Welt in das richtige Verhältnis setzen, d. h. in dem Verhältnis zu Gott das unbedingte Gut und in allen irdischen Verhältnissen nur bedingte Güter sehen, die gar nicht in Frage kommen dürfen, sobald sie jenem gefährlich werden könnten. Ist also auch grundsätzlich kein erlaubter irdischer Zweck an sich mit der Liebe zu Gott unverträglich, so hat man doch praktisch, der Wirklichkeit gegenüber, stets vorsichtig mit irdischen Gütern umzugehen und darüber zu wachen, daß nicht ein solches sich anmaße, für notwendig gelten zu wollen. Denn notwendig ist ein irdisches Gut nie, notwendig ist nur die Liebe zu Gott. Wer also den Nächsten richtig liebt, darf für ihn so wenig als für sich irgend welche irdische Güter und Genüsse für notwendig halten. Er darf ihm kein Gut unbedingt wünschen, darf ihn bei keinem Verlust unbedingt bemitleiden. Immer und überall muß er innerlich bei seinem freudigen oder schmerzlichen Mitgefühl einen Vorbehalt anbringen. Er darf sich nie in seinem natürlichen Mitgefühl gehen lassen.

Dies ist eine äußerst schwere und sehr undankbare Aufgabe. Denn wenn auch in Wahrheit durch die hemmende Reflexion auf das Gottesverhältnis die Innigkeit des Mitgefühls ge-

steigert wird, so giebt sie doch den Anschein der Zurückhaltung und Kälte. Dies wird von dem Geliebten um so störender empfunden werden, je lebhafter er selbst in Freude oder Leid erregt ist, je lebhaftere Teilnahme er also erwartet. Als wirkliche Lieblosigkeit wird dieser aber anrechnen, daß er bei dem Christen, der ihn als Nächsten liebt, gerade für die Verwirklichung leidenschaftlicher Wünsche keine Beihilfe findet, von widerrechtlichen Absichten ganz zu schweigen. Jede wirkliche Leidenschaft, die sich auf Irdisches bezieht, setzt nämlich eine Störung des Gottesverhältnisses voraus, da sie etwas Endlichem den Schein der Notwendigkeit giebt. Sie muß daher unbedingt gebrochen werden, und der Christ ist bereit, diesen Liebesdienst zu leisten. Daß er dadurch als Feind erscheint, kann er nicht berücksichtigen. Denn das ist eben Christenlos: durch die äußerste Anstrengung der Liebe den Schein der Lieblosigkeit und Feindschaft auf sich zu laden, weil man sich in seiner Liebe nicht nach den Wünschen des Geliebten richten darf, sondern nur nach dem Willen Gottes.

So tritt bei Kierkegaard dem Gebot: „Du sollst deinen Feind lieben" das andre nicht minder wichtige zur Seite: „Du sollst deinen Freund hassen können," d. h. du sollst ihn so lieben können, daß er deine Liebe als Haß empfindet. Das mag äußerst künstlich und gesucht erscheinen; auch wird man fragen, ob diese Anforderung je in größerm Umfang praktisch werden könne. Für Kierkegaard aber ist diese Seite christlicher Liebe theoretisch und praktisch gleichbedeutend. Dadurch, daß sie auch den Freund „hassen" kann, erhebt sich für ihn die Liebe erst zum wirklichen Gottesdienst. Scheut sie diese heikle Liebesübung, so ist sie Menschendienst und sinkt notwendig dazu herab, die darbenden Klassen der Menschheit soweit mit Brot und Unterhaltung zu versorgen, daß sie sich einigermaßen zufrieden geben. Kierkegaard selbst hat die hassende Liebe auch praktisch geübt; denn so muß man sein Verhältnis zu seiner Braut, die er aufgab, und zu seiner Kirche, die er schließlich verwarf, auffassen, wenn man glaubt, es zum Guten deuten zu können und zu müssen. Dabei hat er auch erfahren, daß diese Liebe wirklich eine undankbare Arbeit ist. Denn die Beteiligten haben in seinem Benehmen weder Liebe noch Christentum zu finden vermocht. Chr Sch

---

## Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung

Uebersicht: 1. Die alte Kirche; 2. Das Mittelalter; 3. Von Luther bis zur Neuzeit; 4. Die Zivilehe und die kirchliche Trauung in der Gegenwart.

### 3. Von Luther bis zur Neuzeit

Sowie zuletzt beschrieben war der Stand der Dinge, den Luther antraf. Die Ehe kam zu stande durch die nicht-öffentliche Verlobung und die Trauung. Letztere zerfiel in zwei Handlungen: vor der Kirchthüre die eigentliche deutschrechtliche Trauung, jetzt bestehend in der Wiederholung der Verlobung mittelst Bejahung der Traufragen und dem darauf erfolgenden Zusammensprechen durch den Geistlichen, dann in der Kirche die Brautmesse mit Einsegnung. Bei diesen Grundzügen hat es Luther gelassen, als er im Jahre 1529 sein Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherrn ausgehen ließ, ein deutsches Formular für den Trauvollzug nach evangelischer Weise.*) Er bestimmte es, wie er in der Vorrede sagt, für die, „so es nicht besser wissen, ob etliche gelüstet, einträchtiger Weise mit uns hierin zu brauchen," nicht für die klugen Leute, „die sich dünken lassen, daß sie alles können." Diese verwarnt er in seiner großartig gemütlichen Weise, „sie sollen sich ja fleißig hüten, daß sie mit niemand etwas Gleiches halten; man möchte sonst denken, sie müßten von andern etwas lernen, das wäre eine große Schande." Seine grundsätzliche Stellung zur Sache spricht Luther in der Vorrede des Traubüchleins aus.

So manches Land, so manche Sitten, sagt das gemeine Sprichwort. Demnach, weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäfte ist, gebührt uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt und Land hierin ihren Brauch und Gewohnheit, wie sie gehen . . . Solches alles laß ich Herren und Rat schaffen und machen, wie sie wollen, es geht mich nichts an. Aber so man von uns begehret vor der Kirchen oder in der Kirchen sie zu segnen, über sie zu beten oder auch sie zu trauen, sind wir schuldig dasselbige zu thun . . . Weil man denn bisher mit den Mönchen und Nonnen so trefflich groß Gepränge getrieben hat in ihrem Einsegnen, so doch ihr Stand und Wesen ein ungöttlich und lauter Menschengedicht ist, das keinen Grund in der Schrift hat: wie viel mehr sollen wir diesen göttlichen Stand [den Ehestand] ehren und mit viel herrlicherer Weise segnen, beten und zieren.

Es klingt wie ein völliger Widerspruch: zuerst heißt Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft, dann wenige Sätze darauf ein göttlicher Stand. Hier hat, so scheint es, Luthers lebhafter Geist ihn verleitet, zwei Aussagen neben einander zu stellen, die sich geradezu ausschließen. Doch es scheint nur so. Wer mit Luthers Gedankenwelt vertraut ist, weiß, daß „ein weltlich Geschäft" und ein „heiliger, göttlicher Stand" für ihn kein Gegensatz sind. Das zeigt sich im weiteren Verlauf unsrer Stelle:

Denn ob es wohl ein weltlicher Stand ist, so hat er dennoch Gottes Wort für sich und ist nicht von Menschen erdichtet oder gestiftet, wie der Mönche und Nonnen Stand, darum er auch hundertmal sollte billiger geistlich geachtet werden denn der Klösterlinge Stand.

Alle Ordnungen und Verhältnisse des natürlichen Menschenlebens, Obrigkeit, irdischer Beruf und was dessen mehr ist, sind dazu geschaffen und darauf hin angelegt, von dem Geiste Gottes ergriffen, mit den Lebenskräften des Evangeliums erfüllt und dadurch geheiligt zu werden. Sie werden dann, obwohl weltlich, zu „heiligen Orden und Ständen," wie es in der Überschrift von Luthers Haustafel heißt. So vor allen Dingen der eheliche Stand. Das soll durch die kirchliche Feier der Trauung bezeugt werden. Ihren Zweck bezeichnet Luther folgendermaßen:

Diesen Stand lerne das junge Volk mit Ernst ansehen und in Ehren halten als ein göttlich Werk und Gebot und nicht so schimpflich dabei seine Narrheit treiben mit Lachen, Spotten und dergleichen Leichtfertigkeit, so man bisher gewohnet hat, grade als wäre es ein Scherz oder Kinderspiel ehelich zu werden oder Hochzeit zu machen. Die es zum ersten gestiftet haben, daß man Braut und Bräutigam zur Kirche führen soll, habens wahrlich für keinen Scherz, sondern für einen großen Ernst angesehen. Denn es kein Zweifel ist, sie haben damit den Segen Gottes und gemein Gebet holen wollen und nicht eine Lächerei oder heidnisches Affenspiel treiben.

Demgemäß wird die Trauung in folgender Form vollzogen.

So wollen wir nun auf diese Weise an dem Bräutigam und Braut, wo sie es begehren und fordern, handeln. Zum ersten auf der Kanzel aufbieten u. s. w. Vor der Kirche trauen mit solchen Worten: Hans, willst du Greten zum ehelichen Gemahl haben? dicat Ja. Greta, willst du Hansen zum ehelichen Gemahl haben? dicat Ja. Hier lasse er sie die Trauringe einander geben und füge ihre beide rechte Hände zusammen und spreche: Was Gott zusammen fügt, soll kein Mensch scheiden. Danach spreche er vor allen ingemein: Weil denn Hans N. und Gretha N. einander zu der Ehe begehren und solches sie öffentlich vor Gott und der Welt bekennen, darauf sie die Hände und Trauringe einander gegeben haben, so spreche ich sie ehelich zusammen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Hierauf begiebt sich der Zug in die Kirche. Hier soll der Prediger „vor dem Altar über dem Bräutigam und Braut lesen Gottes Wort Genesis am andern Kapitel: Und Gott sprach, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei u. s. w." (1. Mos. 2, 18. 21—24, die Erzählung von der Einsetzung des Ehestandes durch den Schöpfer.)

Danach wende er sich zu ihnen beiden und rede sie an also: Weil ihr euch beide in den Ehestand begeben habt in Gottes Namen, so höret aufs erste das Gebot Gottes über diesen Stand. So spricht St. Paulus: Ihr Männer, liebet eure Weiber u. s. w. (Eph. 5, 25—29). Zum andern höret auch das Kreuz, so Gott auf diesen Stand geleget hat (1. Mos. 3, 16—19, Ich will dir viel Schmerzen schaffen u. s. w. Im Schweiß deines Angesichts u. s. w). Zum dritten so ist das euer Trost, daß ihr wisset und glaubet, daß euer Stand vor Gott angenehm ist. Denn also stehet geschrieben 1. Mos. 1, 27. 28. 31; Sprichw. 18, 22. — Hie recke die Hände über sie und bete also: Herr Gott, der du Mann und Weib geschaffen und zum Ehestand verordnet hast, dazu mit Früchten des Leibes gesegnet und das Sakrament deines liebes Sohnes Jesu Christi und der Kirche, seiner Braut, darin bezeichnet, wir bitten deine grundlose Güte, du wollest solch dein Geschöpf, Ordnung und Segen nicht lassen verrücken noch verderben, sondern gnädiglich in uns bewahren durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Man sieht, Luther hat sich konservativ, wie seine Art war,

*) Abgedruckt als Teil des Kleinen Katechismus, der es ursprünglich war, im dritten Bande der Braunschweiger Lutherausgabe, S. 107 ff, mit Erläuterungen von Kawerau. D H

an das Herkommen, das er vorfand, nach Möglichkeit angeschlossen. Was das Traubüchlein vorschreibt, ist vollständig die Trauform, die am Ausgang des Mittelalters üblich und dem Volke geläufig war, nur, möchte man sagen, ins Deutsche und ins Evangelische übersetzt. Gottes Wort wird bei dem Zusammengeben über die Brautleute gesprochen: „was Gott zusammengefügt hat“ u. s. w. An die Stelle der Messe tritt am Altar die Vorlesung der grundlegenden Aussagen der Schrift über den Ehestand (wobei man Matth. 19, 3 ff. vermißt), an die Stelle der priesterlichen Segnung das Fürbittegebet der Gemeinde. Von dem Verlöbnis ist nicht die Rede. Dieses ist der Trauung vorangegangen und hat bereits die Ehe gestiftet. Daß durch das Verlöbnis die Ehe entsteht, ist für Luther ganz außer Zweifel. So schrieb er 1530 in seiner Schrift „von Ehesachen:“

Wenns bei schlechtem [bloßem, einfachem] Verlöbnis bleibt, so ist bald geurteilt, daß hernach kein ander Verlöbnis gelten soll, denn es ist eine ernste Ehe für Gott und die Welt. Solch öffentlich Verlöbnis stiftet eine rechte redliche Ehe.

Darum ist „eine öffentlich verlobte Dirn“ eine Ehefrau und der Verlobte „auch gewißlich ein rechter Ehemann,“ und „es ist ebenso wohl eine Ehe nach dem Verlöbnis als nach der Hochzeit.“

Die Verlobten kommen also zur Kirche bereits als Eheleute, nicht um es durch ihr wiederholtes Jawort oder durch die Handlung des Geistlichen erst zu werden. Schon daraus ergiebt sich, daß der von dem Geistlichen gebrauchte Ausdruck: „Ich spreche sie ehelich zusammen“ nicht den Sinn hat, daß durch sein Wort die zwei Leute erst zu Eheleuten gemacht würden. Es ist im deklaratorischen Sinne gemeint, und zwar, sofern das Zusammensprechen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes geschieht, hauptsächlich dazu gesagt, um die angehenden Eheleute zu vergewissern, daß Gott selbst sie zusammengefügt habe. Notwendig aber zur Entstehung einer rechten, redlichen Ehe ist die Trauung nicht, viel weniger der darauf folgende Kirchgang. Luther hat das im Traubüchlein so klar und bestimmt ausgesprochen, wie nur immer möglich. Man soll so, wie er vorschreibt, mit Bräutigam und Braut handeln, „wo sie es begehren und fordern;“ die Prediger sind schuldig, ihre Dienste zu leihen, „so man von uns begehret sie zu segnen, über sie zu beten oder auch sie zu trauen.“ Alles dies ist lediglich Sache der freien christlichen Sitte, in das Gebiet der Rechtsordnung fällt es nicht.

Nach diesen Anschauungen ist Luther auch bei seiner eignen Verheiratung verfahren. Auf den Abend des 13. Juni 1525 lud er den Stadtpfarrer von Wittenberg, Dr. Bugenhagen, und ein paar andre Freunde zu sich ein, um seine Trauung mit Katharina von Bora zu feiern. Eine Verlobung mag im Stillen schon vorausgegangen sein, jetzt wird die Trauung in volksüblicher Weise, d. h. die Wiederholung des Ehekonsenses vor dem Pfarrer und das Zusammensprechen durch diesen erfolgt sein. Näheres darüber wissen wir nicht; Melanchthon erzählt uns, Luther habe „die üblichen heiligen Bräuche“ vollzogen; genug aber, von Stund an nahm er Käthe als seine eheliche Hausfrau zu sich, die Ehe war recht und redlich geschlossen. Erst vierzehn Tage darauf folgte der feierliche Kirchgang und der Hochzeitsschmaus.

Nur in einem Stücke hat Luther die herkömmliche Anschauungsweise scharf bekämpft, es war im Punkte der von ihm so genannten heimlichen Verlöbnisse. Er verstand darunter solche, die ohne Wissen und daher auch ohne Zustimmung der Eltern der Verlobten geschlossen wurden. Solche Verlöbnisse waren, wie wir wissen, nach dem kirchlichen wie nach dem weltlichen Rechte vollgiltig und begründeten eine wirkliche, unauflösliche Ehe. Hatten zwei junge Leute unbedacht, im Taumel der Leidenschaft, das verhängnisvolle Ja ausgesprochen, selbst im tiefsten Dunkel, so waren sie gebunden auf Lebenszeit. Wie viel Unheil daraus erwachsen sein mag, ist leicht zu ermessen. Die traurige Geschichte von dem Jüngling und dem Mädchen, die miteinander fortzogen vom Hause fern, „es wußts weder Vater noch Mutter,“ und die danach gestorben und verdorben sind, mag sich dazumal hundertfältig zugetragen haben: nach



den Satzungen der Kirche ging dabei alles mit vollem Fug und Recht zu.

Gegen diesen Zustand lehnte sich Luthers sittliches Bewußtsein auf. Zumeist verletzte ihn die Mißachtung des vierten Gebotes, die in der herrschenden Anschauung lag. Es empörte ihn, daß die Kinder solchergestalt ihren Eltern leichtfertig sollten gestohlen werden können. Er forderte, daß heimliche, d. h. ohne Einwilligung der Eltern geschlossene Verlöbnisse ungiltig sein sollten. Die Frage der heimlichen Verlöbnisse gehörten zu denen, über die Luther mit den Juristen am schärfsten an einander geraten ist. Diese, von dem ihnen eignen Formensinn geleitet, wollten das formell in Geltung stehende Recht um sittlicher Erwägungen willen nicht fahren lassen und behandelten trotz seinem Einspruche die heimlichen Verlöbnisse als rechtskräftig: sie haben dadurch dem Reformator unermeßlich viel Aerger und Verdruß bereitet.

Die Kirchenordnungen der protestantischen Landesherren haben erst nach und nach dem Ärgernis ein Ende gemacht. Auch für die Trauformen wurde Luthers Traubüchlein weithin das Vorbild. Doch fand die von ihm noch festgehaltene Trennung der beiden Handlungen vor der Kirche und in der Kirche keine Nachfolge. Beide Handlungen verschmelzen zu einer einzigen; so in der hessischen Kirchenordnung von 1574. Das Ganze verläuft in der Kirche. Nach einem Eingangslied soll der Pfarrer eine „kurze Vermahnung vom Ehestand thun,“ darauf folgt am Altar die Beantwortung der Traufragen und Zusammensprechung, die Lesung der Schriftabschnitte, ganz nach Luthers Vorgang, und das Schlußgebet (neben dem noch ein andres Formular zur Auswahl gestellt ist).

Durch die in den Kirchenordnungen auftretenden Vorschriften über die kirchliche Trauung wird diese jetzt nach und nach zum rechtsnotwendigen Erfordernis der Eheschließung. Die eheschließende Wirkung geht von dem Verlöbnis auf die kirchliche Trauung über. Die alten Rechtsanschauungen verlieren sich allmählich. Doch ist noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts davon die Rede, daß sich im Lauenburgischen die Bauern einander selbst trauten: es kam den Theologen jetzt wie ein unerhörter Unfug vor. Man wußte nicht mehr, daß es die Nachwirkung uralter, ehemals legitimer Gebräuche war. Auch die alte Anschauung von der ehewirkenden Kraft der Verlobung wirkte noch nach. Es kam vor, daß Verlobte, die unterließen, auf ihre Verlobung die Trauung und den Vollzug der Ehe folgen zu lassen, gerichtlich dazu angehalten wurden; selbst zwangsweise wurde in solchen Fällen die Trauung vollzogen. Im Königreich Sachsen kam noch 1802 ein Fall von Zwangstrauung vor; in Neuvorpommern ist gar erst 1846 die Zwangstrauung gesetzlich aufgehoben worden. So brach sich die neue Anschauung nur allmählich, jedoch siegreich Bahn.

Was die katholische Kirche betrifft,*) so konnte man sich auch hier den lauten und allgemeinen Klagen über das Unheil der heimlichen Verlöbnisse nicht dauernd verschließen. Das Konzil von Trient schuf Abhilfe, indem es beschloß, daß der Ehekonsens mit Wirkung nur coram parocho et duobus testibus, vor dem Pfarrer und zwei Zeugen, abgegeben werden könne. Der alte kanonische Grundsatz von der ehewirkenden Kraft des Konsenses ist damit nicht aufgehoben. Der Ausdruck vor ist mit gutem Bedacht gewählt. Der Pfarrer erscheint bei dem Vorgang nur als Urkundsperson, um die Oeffentlichkeit der Handlung herzustellen. Es genügt, daß das Jawort in seiner Gegenwart ausgetauscht wird. Dann ist es wirksam und bringt die Ehe zu stande. Der Geistliche ist dabei nicht weiter beteiligt; die Einsegnung, die er — gleichfalls nach der Vorschrift des Konzils — folgen läßt, fügt der eheschließenden Wirkung des Konsenses nichts hinzu. Selbst eine sogenannte passive Assistenz des Pfarrers, d. h. seine bloße Anwesenheit, ohne daß ein Wort von ihm geredet oder sonst etwas vorgenommen wird, genügt. Sogar wenn — und der Fall ist thatsächlich vorgekommen — ein Pfarrer von einem Paar überrumpelt wurde, indem die Leute unangemeldet bei ihm erschienen und ungefragt

*) Von ihr ist in Dr. Schuberts Buch nicht die Rede, doch mag zur Vervollständigung des Bildes die obige Bemerkung Platz finden.

ihm erklärten, daß sie sich hiermit zur Ehe nähmen, ist der Vorschrift des Konzils genügt und die Ehe rechtskräftig geschlossen.

So steht es da, wo das Tridentinische Ehedekret verkündigt worden ist. Wo dies nicht geschehen ist, hat das Dekret keine Geltung. Hier besteht noch immer das altkanonische Eheschließungsrecht. Die Ehe entsteht vollkräftig durch den Konsens der Verlobten, d. h. ihre gegenseitige Erklärung, sich im gegenwärtigen Augenblick zur Ehe zu nehmen, auch wenn diese insgeheim ausgetauscht wird. Da es nun aber in Deutschland an einer Menge von Orten äußerst schwierig, ja gar nicht möglich ist, zu entscheiden, ob der Tridentinische Beschluß dort seiner Zeit verkündigt worden ist oder nicht, so liegt hier, wie man leicht sieht, eine beständige Gefahr verwickelter Streitfragen vor. Sie seien denen überlassen, die es angeht.

Wir wenden uns zur Betrachtung der weiteren Entwicklung des protestantischen und staatlichen Eheschließungsrechts. Dort hatte sich, wie wir sahen, bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Zustand herausgebildet, wonach die kirchliche Handlung, worin die Trauung und die priesterliche Einsegnung in eins zusammengezogen war, als unerläßliche Form des Eintritts in die Ehe galt, ohne daß jedoch über die rechtliche Bedeutung dieser Handlung, über das Verhältnis von Trauung und Verlobung die Ansichten sich schon recht geklärt hatten. In dem thatsächlichen Zustande ist von da an fast drei Jahrhunderte lang keine Aenderung eingetreten; wohl aber hat sich in den grundsätzlichen Anschauungen, die ihm zu Grunde lagen, mit der Zeit ein bedeutsamer Umschwung vollzogen. Er bestand darin, daß man sich mehr und mehr gewöhnte, die eheschließende Wirkung aus der Verlobung in die Trauung zu verlegen. Die Rechtswissenschaft verlor immer mehr den Zusammenhang mit den alten deutschen Rechtsanschauungen und bewegte sich in den Bahnen des römischen Rechtes. Dies kennt bei der Ehebegründung gleichfalls einen doppelten Konsens, den consensus sponsalitius und matrimonialis. Unter dem erstern versteht es die gegenseitige Zusage, sich zukünftig zur Ehe nehmen zu wollen, unter dem zweiten die Erklärung, dies im gegenwärtigen Augenblick zu thun, woran sich unmittelbar die Heimführung der Braut (deductio in domum mariti) zu schließen pflegte. Die römisch geschulten Juristen fingen an, den Begriff des consensus sponsalitius auf die Verlobung, den des consensus matrimonialis auf das Jawort bei der Trauung anzuwenden. So kam man zu dem Begriff der Verlobung, der bis heute unsre gesellschaftlichen Verhältnisse beherrscht. Die Verlobung begründete nicht mehr die Ehe, sondern einen der Eheschließung vorausgehenden, frei lösbaren Vorbereitungszustand. Die Begründung der Ehe selbst erfolgte erst in der kirchlichen Handlung, die jetzt allgemein als Trauung bezeichnet wurde, obwohl im Grunde genommen die Trauung — im alten Sinne verstanden — nur einen Teil derselben ausmachte.

Folgerecht und scharfsinnig hat diese Anschauungsweise in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der große Kirchenrechtslehrer Just Henning Böhmer (Professor in Halle) entwickelt. Die Ehe entsteht durch den von den seitherigen Verlobten vor dem Geistlichen abgegebenen Ehekonsens, d. h. die Bejahung der Traufragen. Von dem Augenblick an, wo das Ja von beiden gesprochen ist, ist die Ehe thatsächlich vorhanden; das darauffolgende Wort des Geistlichen hat, abgesehen von seiner liturgischen Bedeutung als Segnung und Fürbitte, rechtlich nur den Sinn, die soeben geschehene eheliche Zusage zu publiziren. Die letztere Unterscheidung, obwohl scharfsinnig und unzweifelhaft richtig, hat sich indessen doch allgemeiner Zustimmung nicht zu erfreuen gehabt und ist zu einem Bestandteil der gemeingiltigen Rechtsüberzeugung nicht geworden. Man begnügte sich insgemein, die kirchliche Trauung, als ein Ganzes genommen, als den die Ehe begründenden Akt anzusehen. Eine schärfere Bestimmung des Augenblickes des Eheanfangs erließ man sich. Wäre der Fall vorgekommen, daß eine Trauungshandlung durch irgend einen Zufall unterbrochen worden wäre, so etwa, daß, nachdem das Jawort gesprochen war, den fungirenden Geistlichen der Schlag getroffen hätte und er die Trauungsformel nicht mehr hätte aussprechen können, so wäre



es nicht möglich gewesen, die Frage zu entscheiden, ob das betreffende Paar bereits ein Ehepaar sei oder nicht.*)

Die ganze so beschaffene Ordnung der Dinge war lange Jahre hindurch gesetzlich nirgends festgelegt, sie beruhte lediglich auf gemeinem Gewohnheitsrecht. Nur in einzelnen Staaten wurde sie, und zwar erst verhältnismäßig spät, durch die positive Gesetzgebung sanktionirt. So bestimmte das preußische Allgemeine Landrecht im Jahre 1794: „Eine vollgiltige Ehe wird durch die priesterliche Trauung vollzogen," und dann: „Die Rechte und Pflichten der Eheleute nehmen sogleich nach vollzogener Trauung ihren Anfang." Wo positive Satzungen dieser Art nicht erfolgten, beruhte die kirchliche Trauung als Eheschließungshandlung bis zur neuesten Zeit lediglich auf gesetzkräftiger Gewohnheit.

Durch die beschriebene Entwicklung war unzweifelhaft sowohl in sittlicher und sozialer als in rechtlicher Beziehung ein wertvoller Fortschritt geschehen. Für unser gesellschaftliches Leben bedeutet es einen nicht gering anzuschlagenden Fortschritt über die gute alte Zeit, daß nicht mehr das erste in schöner Stunde, aber vielleicht in jugendlicher Unbesonnenheit gesprochene Wort die verhängnisvolle Kraft hat, lebenslang zu binden, sondern daß dem Anfang der Ehe ein Vorbereitungsstand vorausgeht, der die Rechte und Pflichten der Ehe noch nicht in sich schließt, und der doch den künftigen Gatten gestattet, unter gesellschaftlicher Anerkennung in so innige Beziehung zu treten, um darüber zur Klarheit zu kommen, „ob sich das Herz zum Herzen findet." Denn der Wahn ist kurz, die Reu ist lang. Juristisch angesehen aber war es eine wesentliche Verbesserung, daß jetzt der Anfang der Ehe nicht mehr in zwei Akte auseinanderging, sondern in einen bestimmt erkennbaren und feststellbaren Vorgang zusammengefaßt war, sodaß von einem Zwischenzustande, wo die Ehe teilweise schon bestand, jedoch noch nicht vollständig, nicht mehr die Rede sein konnte. Jene vorhin berührte Unsicherheit darüber, in welche Minute oder Sekunde der Handlung die Entstehung der Ehe zu verlegen sei, fiel daneben glücklicherweise praktisch sehr wenig ins Gewicht. K K

*) Näher betrachtet, ist Obiges nicht bloß eine müßige Doktorfrage. Was dabei im Hintergrund liegt, ist die Frage, ob die Ehe durch den Konsens zu stande komme oder durch eine autoritative Handlung, es sei von Seiten der Kirche oder des Staates, wodurch der ausgesprochene Konsens angenommen und mit Rechtskraft versehen wird.

## Ein Patrimonium der Enterbten

Uebersicht: 1. Die Arbeiterkolonien; 2. Eine Heimatkolonie; 3. Das Prinzip der Organisation; 4. Die Bodengenossenschaft.

### 2. Eine Heimatkolonie

Die Thatsache, daß jahraus jahrein sich ungezählte Scharen beschäftigungslos auf den Landstraßen herumtreiben, muß einem doppelt naturwidrig erscheinen, wenn man erwägt, daß in Deutschland noch weitausgedehnte Strecken unbebauten Landes daliegen, wo jene brachliegenden Arbeitskräfte eine höchst ersprießliche Verwendung finden könnten. Solche Ländereien sind unter andern die Moor- und Heidegegenden zwischen Elbe und Ems, im nördlichen Hannover und Oldenburg. Hier giebt es wohl an hundert Quadratmeilen Oedland, auf dem, wenn seine Urbarmachung durchgeführt wäre, Tausende von Arbeitern für sich und ihre Familie eine Heimat und ein Arbeitsgebiet fänden. Die Gewinnung des Moorbodens für den Ackerbau ist ein Problem, an dessen befriedigender Lösung schon seit Jahrzehnten gearbeitet wird.

Für einen Teil des besprochenen Gebietes ist in der letzten Zeit ein Kultivirungsvorschlag einfachster Art gemacht worden. Bekanntlich liegen zwischen dem armen Moor- und Geestland jener Gegend einzelne Striche, deren außerordentliche Fruchtbarkeit in einem merkwürdigen Gegensatze zu der Unergiebigkeit ihrer Umgebung steht. Das sind die an den Rändern der Flüsse sich hinziehenden Marschen. Sie verdanken ihre günstige Beschaffenheit dem durch Ueberschwemmungen auf sie gespülten und hernach zurückgebliebenen Schlamm, dem Schlick, wie er dort genannt wird. Schlick ist ein Dünger vortrefflichster Art. Er steht nun aber auch heute noch in überreichem Maße zur

Verfügung und ist auf die billigste Weise von der Welt, für gar nichts, zu haben. In den Seestädten wird er fortgesetzt in großen Massen aus den Häfen ausgebaggert und liegt dort ungenützt, ja er muß von Zeit zu Zeit, um nicht den Platz zu versperren, mit Kosten und Mühe in das Meer, das ihn hereingespült hat, wieder hinausgeschafft werden. In Bremerhaven und Geestemünde werden jährlich 10 000 Kubikmeter, in Wilhelmshaven über 30 000 Kubikmeter Seeschlick zu Tage gefördert.

Diesen Seeschlick hat man für die Kultivirung der den Seestädten benachbarten Moorgebiete nutzbar zu machen versucht. Eingehende wissenschaftliche Voruntersuchungen versprachen ein günstiges Ergebnis, und so hat sich der die Sache mit dem regsten Eifer verfolgende Pastor Cronemeyer entschlossen, einen Versuch im großen zu wagen. Und zwar hat er gleich von vornherein die Doppelaufgabe ins Auge gefaßt: Oedland in Ackerland und heimatlose Vagabunden in seßhafte Bauern zu verwandeln. Sein Plan fand thatkräftige Förderer, und es wurde ihm möglich, im Herbst 1886 die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf zu eröffnen.

Die Kolonie, die ihren Namen nach dem verstorbenen Kaiser Friedrich, dem einstigen wohlwollenden Gönner und Beschützer des Unternehmens, führt, liegt in der Nähe der zwei Hafenstädte Bremerhaven und Geestemünde und gehört in die Gemarkung der Dorfschaft Düring. In den vier Jahren seit ihrer Gründung sind für sie etwas über hundert Hektar an Grund und Boden angekauft und davon fünfzehn Hektar in der oben beschriebenen Weise urbar gemacht worden. Inmitten der kultivirten Fläche erheben sich die Gebäude, die schon jetzt eine ganz stattliche Zahl ausmachen, wiewohl das Ganze noch mehr einem großen Einzelgehöfte gleicht als einer eigentlichen Kolonie, da mit der Selbständigmachung von Kolonisten noch nicht begonnen werden konnte. Doch wird in der Kürze das erste Doppelhaus gebaut und zweien von ihnen, die sich dann verheiraten können, als Wohnung angewiesen werden.

Nach dem Plane Cronemeyers, den er in mehreren, höchst lesenswerten Schriften ausführlich entwickelt und begründet hat, sollen die in die Heimatkolonie Aufgenommenen drei verschiedene Stufen durchlaufen, ehe sie das Ziel, auf eignen Füßen stehende Bauern oder Handwerker zu werden, erreichen. Beim Eintritt sind sie Arbeiterkolonisten, in der gleichen Art und Weise, wie sie auf den Arbeiterkolonien im engern Sinne sich finden. Die willigen und brauchbaren unter ihnen haben das Recht, auch nach Ablauf der für die übrigen gesetzten Frist zu bleiben und treten damit in die Klasse der Heimatkolonisten, zunächst der unverheirateten, über.

Es lag ursprünglich in der Absicht des Gründers, gleich mit dieser zweiten Stufe zu beginnen. Er hoffte, seine Anstalt mit den verschiednen Arbeiterkolonien in eine organische Verbindung bringen zu können, in der Art, daß ihm von dort bewährte Kräfte zugewiesen würden. Der Zentralvorstand der Arbeiterkolonien, der die Einrichtung Friedrich-Wilhelmsdorfs freudig begrüßte, hat diesen Gedanken auch gutgeheißen, doch haben sich bei dem Versuche, ihn auszuführen, mehrfache Schwierigkeiten ergeben, sodaß nunmehr das Geschäft der Sichtung in der Heimatkolonie selbst vorgenommen wird.

Die Arbeiterkolonisten und die unverheirateten Heimatkolonisten haben ihren Aufenthalt auf dem Hauptgut der Kolonie, das von einem Inspektor und einem Hausvater verwaltet wird. Ihnen fallen die gröbsten und am wenigsten technische Fertigkeiten erfordernden Arbeiten zu, insbesondre werden sie bei den Neukultivirungen im Moor und auf der Heide verwendet.

Auch die verheirateten Heimatkolonisten, die dritte Klasse der Insassen, sollen während des größten Teiles der Woche auf dem Hauptgute beschäftigt werden. Dort arbeiten sie vorzugsweise auf dem urbar gemachten Lande, wo sie gewissermaßen einen praktischen Kurs in der Landwirtschaft unter den Augen und der Leitung des Inspektors durchlaufen. Bei weiterer Entwicklung der Kolonie würde sich ein Teil von ihnen zu einem Handwerke oder einer andern ländlichen Berufsart abzweigen. Die Frauen der Heimatkolonisten finden gleichfalls an einigen Tagen auf dem Hauptgute Arbeit, im Hause unter der Frau des



Inspektors oder in Stall und Garten unter geeigneter Leitung, was auch für sie eine Schulung für ihre spätere Stellung als selbständige Hausfrauen sein soll. Jeder der verheirateten Heimatkolonisten hat in einem der demnächst aufzuführenden Doppelhäuser eine eigne abgeschlossene Wohnung, zu der auch ein Stall und ein kleines Stück Land gehört. Die Besorgung des eignen Viehs und Bebauung des Ackers oder Gartens dient, gleich der Arbeit auf dem Hauptgute, als Vorbereitung für die letzte Stufe, wo der Kolonist zum Kolon, zum selbständigen Ackerbauer wird. Als solcher bekommt er ein besondres Haus, fünf Hektar kultivirten Landes und Anrecht auf Torfstich im Moor.

Diese Liegenschaft wird dem Ansiedler einen ausreichenden Lebensunterhalt bieten. Darüber sind genaue Untersuchungen gepflogen worden, schon bevor man überhaupt das Werk in Angriff genommen hat und im Verlaufe der seit der Gründung verflossenen Jahre. Man hat sich gleich von vornherein die Frage vorgelegt, ob nicht am Ende durch die Anlegung der Kolonie ein neues Proletariat geschaffen würde, wie es schon gegenwärtig vorhanden ist in den bloß vom Torfgraben lebenden Bewohnern jenes Gebiets, deren armseliges, geradezu trostloses Dasein Cronemeyer in einer seiner Broschüren, die in der Sammlung „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ veröffentlicht ist, aus eigner Anschauung ergreifend geschildert hat. Eine sorgfältige Feststellung des Reinertrages, den Acker-, Gartenbau und Viehzucht seither abgeworfen haben, ergab aber, daß der Besitzer eines Kolonats nach Abzug der für sein Gut zu entrichtenden Pachtsumme eine Jahreseinnahme von etwa 1600 Mark, die sich unter günstigen Umständen leicht auf 2000 Mark und mehr steigern lassen kann, haben wird.

Nun möge man erwägen, wie viele Tausende Arbeiter und niedere Angestellte ein weit geringeres Einkommen beziehen, dem weit größere unumgängliche Ausgaben, als sie ein Bewohner von Friedrich-Wilhelmsdorf zu machen hat, gegenüberstehen. Cronemeyer erzählt gelegentlich, daß in Bremerhaven ein Pferdebahnschaffner oder Kutscher jährlich 840 Mark bekommt, wovon er für Miete mindestens 120 Mark abgeben muß, die Steuern, Schul- und Kirchenlasten gar nicht zu erwähnen. Dies ist aber das Durchschnittseinkommen der großen Menge unsrer Stadt- und Landbewohner. Im verflossenen Jahre hat das Freie Deutsche Hochstift ein Schriftchen über Frankfurter Arbeiterbudgets erscheinen lassen, in dem nachgewiesen ist, daß von den 167 000 Einwohnern jener Stadt 127 000 von einer Jahreseinnahme des Familienhauptes, die weniger als 1200 Mark beträgt, über 100 000 von einer solchen unter 900 Mark leben müssen. In dem Königreich Sachsen nehmen, nach den amtlichen Steuerlisten des Jahres 1886, 73,5 Prozent der Steuerpflichtigen, also fast Dreiviertel der Gesamtheit, nicht mehr als 800 Mark ein, wie F. Naumann in seinem vor kurzem erschienenen Buch über das „soziale Programm der evangelischen Kirche“ anführt.

Aehnlich liegen die Verhältnisse in den übrigen Staaten. Schon vor dreißig Jahren hat Lassalle die erschreckende Thatsache in die öffentliche Diskussion geworfen, daß in Preußen 96 Prozent der Steuerzahler eine Jahreseinnahme von weniger als 500 Thalern, 72 Prozent gar eine solche von weniger als 100 Thaler hätten. Ueber diese Masse der auf der untersten Stufe der sozialen Leiter Stehenden wird der selbständige Insasse der Heimatkolonie um das Doppelte und Mehrfache seines Jahreseinkommens sich erheben. Und dieser selbe Mann hat noch ein paar Jahre vorher als heimatloser Landstreicher die Straßen unsicher gemacht, oder er ist, vergeblich Beschäftigung suchend, von Ort zu Ort gewandert und hat sein Brot unter den Thüren erbettelt!

Es ist leicht begreiflich, wenn der Gründer von Friedrich-Wilhelmsdorf und seine Mitarbeiter in ihrer ersten Begeisterung annahmen, der bloße Hinweis auf diese zu erwartenden wohlthätigen Wirkungen der Anstalt werde in den weitesten Kreisen warme Teilnahme dafür erwecken, und es werde leicht sein, die zur raschen Weiterführung des Unternehmens erforderlichen Geldmittel zusammenzubringen. Solche Mittel sind auch bis in die neueste Zeit von seiten des Staates und von Privat-

personen zur Verfügung gestellt worden. Leider jedoch nicht in dem Maße, als es notwendig wäre, um die Kolonie möglichst bald zu dem zu machen, was sie nach dem im Vorstehenden entwickelten Plane sein soll. Gegenwärtig ist sie noch nicht weit über die Stufe einer Arbeiterkolonie hinausgekommen; kaum so viel Geld ist beisammen, um eines der Kolonistenhäuser, die das Hauptgut umgrenzen sollen, zu errichten.

Das Geld zu gemeinnützigen Werken ist bei uns offenbar schwerer flüssig zu machen als anderswo. Wer die fünfjährige Geschichte von Friedrich-Wilhelmsdorf verfolgt und daneben z. B. den Erfolg von Booth stellt, der für sein ähnlich geartetes, in dem Buche In darkest England and the Way out entwickeltes Projekt in ein paar Wochen weit über eine Million Mark zugewandt bekam, dem drängt sich unwillkürlich ein Vergleich zwischen englischer und deutscher Opferwilligkeit auf, der nicht zu Gunsten unsers Vaterlandes ausfällt. Es bliebe aber höchlichst zu bedauern, wenn das Unternehmen nicht fortgesetzte kräftige Förderung fände. Je genauer man seine Einrichtung prüft, umso deutlicher wird, daß hier gleichfalls ein out, ein Weg aus dem Dunkel geboten ist.

Eine Reihe von Anstalten, wie Friedrich-Wilhelmsdorf es ist, vermöchten, auf der richtigen Grundlage aufgebaut, noch unendlich viel mehr zu bewirken, als bloß der Vagabundenplage zu steuern. Sie könnten Kristallisationspunkte für die gesamte Arbeit zur Linderung des auf breiten Massen unsers Volkes lastenden sozialen Druckes sein, eine Arbeit, deren energische, allgemeine Inangriffnahme uns immer dringlicher nahe gerückt wird, wenn wir es nicht auf einen völligen Zusammenbruch ankommen lassen wollen.

Das scheinen kühne und mehr als kühne Erwartungen zu sein. Ihre Berechtigung wird vielleicht auch dem Zweifelnden einleuchten, wenn wir erklären, was wir unter der richtigen Grundlage verstehen. Sie ist auch für Friedrich-Wilhelmsdorf erst nach längerem Schwanken gefunden worden. Es handelt sich dabei mit einem Worte um die Frage, wie es mit dem Eigentumsrecht an Grund und Boden gehalten werden soll.

Fl

---

## Sozialpolitische Strömungen innerhalb der englischen Geistlichkeit

Die neueste Nummer der Londoner Zeitschrift The Christian Socialist veröffentlicht eine Uebersicht über den dermaligen Stand der sozialpolitisch-kirchlichen Strömungen in England, aus deren Einzelangaben wir Nachstehendes entnehmen.

In energischer Weise nimmt zunächst ein hervorragender Vertreter der anglikanischen Kirche, Bischof Westcott, zur Arbeiterfrage Stellung. In seinem Vortrage über Sozialismus vor dem Kirchenkongreß im vergangenen Oktober äußerte er Folgendes:

Die Gläubigen müssen zeigen, daß das Christentum, dessen Grundsätze bisher nur auf das Individuum sich zu beziehen schienen, seinen Inhalt auch ausbreiten muß auf den Staat, daß es Klassenkämpfen, gesellschaftlichen Fragen und nicht bloß Fragen des persönlichen Charakters heute gegenübersteht.

Suchen wir ferner Aufschluß über die Stellung der Kongregationalisten zur Arbeiterfrage, so wird uns Auskunft in dem Berichte ihres Spezialausschusses für diesen Gegenstand. Hier finden sich folgende Sätze:

Welches ist denn eigentlich der Gesichtspunkt, von dem aus das Christentum als eine schöpferische Macht die Zustände der menschlichen Gesellschaft zu betrachten hat? Behandelt man nicht diese Frage so, als ob hier lediglich einzelne Individuen ohne gesellschaftlichen Zusammenhang vorhanden wären? Wahrlich, es scheint, als ob die Idee der Zusammengehörigkeit, der Solidarität, nach welcher jeder Teil für das Ganze und das Ganze für jeden Teil einsteht, heute in Vergessenheit geraten wäre! Und doch, wenn wir nur zu der einfachen und erhabenen Moral unsers Herrn Jesu Christi zurückkehren, dann muß jene Idee der Zusammengehörigkeit in neuem Glanze aufleben.

Und hierzu fügen die Kongregationalisten folgendes Programm:

Gerade in unsern Tagen, unter unsrer Regierungsform hat das Christentum Gelegenheit, nicht nur einen heilenden und erhaltenden Einfluß auszuüben, sondern auch als aufbauende Macht sich zu bewähren. Wenn die, welche sich als die Nachfolger des Menschensohnes bekennen, dies nicht selbst inne werden, dann werden andre kommen, sie daran zu mahnen.



Infolge dieses Berichtes hat die Congregational Union beschlossen, einen Ausschuß für die soziale Frage zu ernennen, um „Auskunft, Rat und jedmöglichen Beistand allen den Bestrebungen angedeihen zu lassen, die den Emanzipationskampf der untern Klassen begünstigen."

Schon diese Proben zeigen eins. Der englischen Geistlichkeit, welcher Richtung sie auch angehört, kommt es nicht darauf an, die Arbeiter in eine von ihr beeinflußte christlich-soziale Partei zu zwingen. Vielmehr will man ruhig zur Entwicklung kommen lassen, was urwüchsig emporstrebt, und lediglich darauf hinarbeiten, diese Bewegungen der untern Klassen wie anderseits die Strömungen unter den Besitzenden mit christlichem Geiste zu erfüllen und zu unterstützen. Dadurch haben die arbeiterfreundlichen Bestrebungen den Zauber der Volkstümlichkeit, ohne daß man diesen Zauber durch Appell an ordinären Judenhaß oder dergleichen erborgen müßte. Man wendet sich vielmehr an die edelsten Empfindungen in der Brust des Christen und erkennt vor allem das Sehnen der Arbeiter nach freier Selbstbestimmung an.

Ein energischer Vertreter des gleichen wirtschaftlichen Standpunktes, der jedoch einer andern theologischen Richtung angehört, ist z. B. der Rev. Philipp Wicksteed, aus dessen Rede in einer Konferenz vom 24. April d. J. zu St. James Hall wir folgende Stellen hervorheben:

Ich möchte es laut ausrufen: Der Mann, der da glaubt, hinreichend für das geistliche Amt vorbereitet zu sein, nachdem er Theologie und Philosophie akademisch studirt hat, aber noch nicht mit den Problemen unsers wirtschaftlichen und sozialen Lebens gerungen hat, bis ihm der Schweiß die Stirne netzt, — dieser Mann ist noch auf dem Irrwege. Zuerst muß es ihm gelingen, die sozialen Ideale, die aus solchen innern Kämpfen sich ergeben, sich derart zu eigen zu machen, daß sie ihm immer gegenwärtig sind und seine Seele ganz ausfüllen und sein Alltagsleben beherrschen und seine Beziehungen zu allen Brüdern durchdringen und seinen Leib zum Werkzeug der Verkündung, sein ganzes Leben zu einer einzigen Predigt für die Zukunft weihen; solange all dies noch fehlt, da schläft solch ein Geistlicher, wenn nicht Gott ihn erweckt, bereits hienieden den Schlaf des Todes.

Und weiterhin setzt Herr Wicksteed den Begriff der Gesellschaftsklassen mit voller Schärfe in folgenden Worten auseinander:

Der Philosoph Comte sagt, daß die arbeitende Klasse überhaupt keine Klasse ist, sondern die Gesellschaft selbst. Alle Klassen sind ihre Organe. Nach dem, was sie hierfür leisten, müssen sie beurteilt werden. Jeder Christ, insofern er zu den bevorzugten Klassen gehört, sollte sein ganzes Leben hindurch, im einzelnen und im allgemeinen, streben, aus seiner privilegirten Stellung zum Volke hinabzusteigen. Er soll es dahin bringen, daß er nirgends Menschen findet, die ihn an Selbstentäußerung und Demut im Dienen übertreffen.

Zu diesen Proben aus verschiedenen kirchlichen Lagern fügen wir nunmehr einiges aus dem Programm der Gruppe von Männern, die die Zeitschrift The Christian Socialist herausgeben. Um jedoch Mißverständnissen vorzubeugen, müssen einige Bemerkungen vorausgeschickt werden.

Auch die nunmehr zu schildernde Gruppe ist noch ein Ausläufer der einst von dem ehrwürdigen Frederick Denison Maurice inaugurirten Bewegung, die da verkündete, man wolle nicht eine spezielle christlich-soziale Partei gründen, sondern den Sozialismus christlich machen. Die gegenwärtige Richtung wünscht jedoch gegenüber der von Maurice geleiteten, die lediglich von einem innern Umschwung der Gemüter Besserung erwartet, ihren Standpunkt als einen mehr fortgeschrittenen zu präzisiren. Man sucht dafür nach einem Schlagworte und formt dies folgendermaßen: Die christlichen Sozialisten der Gegenwart wollen nicht bloß den Sozialismus christlich machen, sondern vielmehr die Christenwelt sozialisiren. Geht man diesem Ausdrucke auf den Grund, so meinen diese Leute, daß sie die praktische Thätigkeit besonders pflegen, daß sie die Lehren des Christentums in die gewerblichen Arbeiterverhältnisse als eine frohe Botschaft hineintragen wollen. Zugleich sind sie sozialistisch in dem völlig andern Sinne, in dem der Engländer gegenüber dem Kontinentalen das Wort auffaßt: nämlich sie sind keineswegs für einen Umsturz der bestehenden Verhältnisse, vielmehr lediglich Gegner des individualistischen Laissez-faire und billigen unter Umständen ein Staatseingreifen zu Gunsten des Schwächern,

auch ein Verstaatlichen der Eisenbahnen u. s. w. Im übrigen bezeichnet diese Gruppe ihre nächsten praktischen Ziele mit ihren eignen Worten folgendermaßen:

Wir richten unsern Ruf an die christlichen Geistlichen und Laien, auf daß sie die Reform unsrer gesellschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen ins Auge fassen. Sie können sich diesem Rufe nicht verschließen, es sei denn, daß sie die Verwirklichung jener Worte des Vaterunsers für unmöglich erklären, die da lauten: Dein Reich komme; dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! Die Wiedergeburt, die sich im einzelnen Menschen vollzieht, ergreift ihn auch in seiner Eigenschaft als Mitglied der Gesellschaft und bedeutet die wichtigste Voraussetzung der sozialen Reform. Wohl ist es ein Lieblingsthema der Geistlichen, hinzuweisen auf die vollständige Umwandlung, die sich nach ihrer geistlichen Wiedergeburt in den einzelnen Menschen vollziehe, zu zeigen, wie die Bekehrten zu bessern Vätern, bessern Gatten, bessern Bürgern werden. Doch viel seltener wird von der Kanzel klar gemacht, daß auch eine Aenderung in der Struktur der Gesellschaft einen Teil des christlichen Programms ausmache. Jeder Christ, wenn er nicht bloß dem Namen nach ein solcher ist, muß dahin wirken und darauf hoffen, daß das ideale Vorbild, welches die Bergpredigt zeigt, verwirklicht werde. ..... Und wie denken wir die soziale Reform herbeizuführen? Dies soll geschehen, indem wir furchtlos gegen volkswirtschaftliche Anschauungen ankämpfen, die gegen das Gesetz Christi verstoßen; indem wir auf die Aenderung des gewerblichen und sozialen Systems dringen, insoweit es zur Voraussetzung hat auf der einen Seite dauernde Armut, die zum Elend der Verarmten führt, und anderseits Ueberhebung und Luxus, die der Untergang der Reichen sind; indem wir alles falsche Christentum bloßstellen, das die Häuser der Witwen an sich reißt und die Löhne niederdrückt und dabei, um des Scheines willen, lange Gebete spricht und für fremde Missionen zeichnet. Sittliche und soziale Reform muß Hand in Hand gehen. Eine tiefere Auffassung der christlichen Bruderliebe bedeutet bessre Löhne und bessre Wohnungen, kürzere Arbeitszeit und größere Muße, Zusammenarbeit statt Wettbewerb, größere Gleichheit der Glücksgüter. Sie stellt die Forderung einer gerechten Verteilung der Güter auf an Stelle des Grundsatzes: „Scharre so viel zusammen, als du kannst.“ Es ist mit Recht gesagt worden, daß es schwer für einen Mann in London ist, mit zwölf oder fünfzehn Mark wöchentlich ein Christ zu sein, geschweige denn mit der Kleinigkeit von sechs Mark wöchentlich, die ein Mädchen für Zündholzarbeit erhält. Um wie viel schwieriger, um wie viel unmöglicher muß es für einen Mann mit dem jährlichen Einkommen von 240 000—300 000 Mark sein, als ein aufrichtiger Christ zu handeln!

Wir geben zu, daß nur allmählich eine Aenderung kommen wird, aber wir trachten und beten, daß sie bald kommen möge. Das Himmelreich als soziale Kraft gleicht dem Sauerteig, den das Weib in drei Scheffel Mehl verbarg, bis das Ganze gesäuert war.

Wir haben absichtlich auch aus den Aeußerungen dieses radikalsten Flügels der englischen Geistlichkeit eine Probe wörtlich wiedergegeben, um zu zeigen, mit welcher Glut und Wärme die Bewegung redet und infolge dessen auch die Massen zu erfüllen vermag. Dieser Geist ist die Hauptsache, dieser volkstümliche Zug, nicht aber die Formen, in denen er gerade im einzelnen Falle sich äußert. Dieser volkstümliche Geist bewirkt, daß die englische Geistlichkeit auch mit der Gewerkvereinsbewegung in engster Fühlung bleibt, und daß auch die radikaleren Elemente unter den Arbeitern nicht dem Christentume und der Kirche entfremdet werden. W. L

## Die Ausstellung des „heiligen“ Rocks zu Trier im Jahre 1844

### Eine Jugenderinnerung

Wie die Zeitungen uns berichten, ist die Ausstellung des sogenannten heiligen Rocks zu Trier in diesem Herbste von Seiten des dortigen Bischofs beschlossene Sache, und da die Regierung weder das Recht noch den Willen zu besitzen scheint, dieser Bestimmung entgegenzutreten, so wird das traurige und bedenkliche Schauspiel denn wohl in Szene gehen. Traurig und bedenklich aber, sowohl wegen der Weckung und Stärkung eines verderblichen Aberglaubens, wie im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit, darf das geplante Unternehmen von denen genannt werden, die Zeugen der letztmaligen Schaustellung dieser Reliquie im Jahre 1844 gewesen sind. Und weil es nur noch eine geringe Anzahl deutscher Protestanten geben mag, die mit Bewußtsein jenem immerhin denkwürdigen Ereignis beigewohnt haben, möchte die Schreiberin dieser Zeilen eine mit voller Lebendigkeit vor ihrer Seele stehende frühe Jugenderinnerung heraufbeschwören, die vielleicht im gegenwärtigen Augenblicke auf ein allgemeineres Interesse Anspruch erheben darf.



Trier, die einst glänzende Niederlassung der Römer, die Stadt, die sich rühmt, sogar vor Rom erbaut zu sein, und in ihren großartigen antiken Baudenkmälern der heutigen Welt die Zeugen jener längst entschwundnen Epoche vor Augen stellt, besaß auch in späteren Jahrhunderten als Sitz eines geistlichen Kurfürsten hinreichende Würde und Wichtigkeit, um sich von deren Erinnerung nur langsam und schwer entwöhnen und zu dem Range einer preußischen Provinzialstadt mäßiger Bedeutung herabsteigen zu können. Was ihr aus jenen stolzen Tagen verblieben, ist, außer der sie umgebenden reizenden Natur, das streng katholische Gepräge, das ihr als bischöflicher Residenz eignet und durch zahlreiche Kirchen, geschmückte Altäre, reich dotirte Stiftungen und wunderwirkende Reliquien sich kundgiebt. Die berühmteste und für die Gläubigen der römischen Lehre anbetungswürdigste unter diesen ist das Gewand, das als höchster Schatz der Domkirche bewahrt und nur in langen Zwischenräumen der Verborgenheit entzogen wird.*) Man giebt es für den ungenähten Rock unsers Herrn Jesu Christi aus, um den die Kriegsknechte das Los warfen, der später in die Hände der Kaiserin Helena gelangt und von dieser der Trierer Hauptkirche geschenkt sein soll. Was sich in der That nachweisen läßt, ist, daß das Gewand sich seit einer Reihe von Jahrhunderten im Domschatz befindet und ungefähr alle fünfzig Jahre, oder wenn man dem Schifflein der römischen Kirche einen besonders hohen Wellenschlag für dienlich erachtete, zur Anbetung ausgestellt wurde.

Als zu Anfang der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts der fromme, duldsame, der Sailer-Wessenbergschen Richtung angehörige Bischof Hommer die Augen geschlossen hatte und sein Nachfolger, der schroffe, streitbare Arnoldi, vom Domkapitel gewählt, von der damaligen Regierung in unbegreiflicher Nachgiebigkeit bestätigt war, wurden unter andern Neuerungen, deren Geist man heutzutage mit dem Worte „ultramontan“ bezeichnet, auch die Vorbereitungen zur Ausstellung des sogenannten heiligen Rocks getroffen. Hatte zu jener Zeit die konfessionelle Spannung auch keineswegs die Schärfe gewonnen, die ihr gegenwärtig eignet, so war dennoch das Aergernis, das seitens der evangelischen, zum bei weitem größten Teile aus Beamten und Militärpersonen bestehenden Einwohnerschaft genommen ward, ein großes; ja in manchen Kreisen entwickelte sich erst daran das volle Bewußtsein des tiefgehenden Unterschiedes katholischer und evangelischer Religionsbegriffe.

Freilich fehlte es auch nicht, je näher der Zeitpunkt der Schaustellung heranrückte und je sichtbarer ihre Wirkungen den Unbeteiligten wurden, an Spott und höchst profanen Scherzen und Witzworten, die nicht in den Grenzen dessen blieben, was einer, wenn auch mißleiteten Verehrung religiöser Dinge gegenüber sich ziemt. Anderseits muß man gestehen, daß es schwer hielt, mit der Empfindung des Bedauerns für bethörte Seelen nicht den Widerwillen und Ekel zu verbinden, den das Gebaren der herzuströmenden, zumeist aus Landvolk bestehenden Menge hervorrief. Alle zur Stadt führenden Landstraßen wurden viele Wochen lang von Wallfahrtszügen bedeckt, denen der Geistliche der Gemeinde voranzuschreiten pflegte, und die unter ohrenverletzendem Geplärr eintöniger Litaneien mit Kirchenfahnen und Kruzifixen dem Andachtsort entgegeneilten. Die Träger der oft gewaltig hohen und schweren Kruzifixe waren zwar größtenteils kräftige Männer, zuweilen aber auch schwächliche Weiber, die man unter der Last beinah zusammenbrechen sah, und wer eine besonders große Sünde auf dem Gewissen hatte oder sich durch eine so verdienstliche Leistung einen bevorzugten Platz im Himmel zu sichern strebte, hatte sich die schwersten und unhandlichsten der tragbaren Heiligtümer ausgewählt. Nachdem diese Wallfahrer von Kirche zu Kirche gezogen, kampirten sie meistens im Freien in den Vorstädten, wo sie die zum Teil mitgebrachten Nahrungsmittel verzehrten und derartige Zustände der Unreinlichkeit, der Völlerei und Roheit hervorriefen, daß man versucht ward, dem kursirenden Hohnwort beizustimmen, das größte Wunder, das der heilige Rock verrichte,

*) Vgl. darüber die Artikel in Nr. 48 bis 51 des zweiten Jahrgangs d. Bl., im Sonderdruck bei Klein in Barmen erschienen: Der h. Rock zu Trier (3. Aufl.). D H

bestehe darin, daß die herbeigekommenen Herden Schafe als eben so viele Herden Säue in die Heimat zurückkehrten. Glücklicherweise erfüllte sich die Befürchtung des Ausbruchs bedenklicher Epidemien nicht; auch entsinne ich mich nicht, von bedeutenderen Streitigkeiten unter den Wallfahrern selbst oder von konfessionellem Hader gehört zu haben, welcher letztere Umstand wohl darin begründet war, daß, mindestens zu jener Zeit, die ganze niedere Klasse der Trierer Bevölkerung sich zum katholischen Glauben bekannte.

Man weiß, daß auch den bessern, ja den ersten Ständen Angehörige zur Verehrung der Reliquie herbeieilten, und Verbreitung hat zumal die Geschichte der Freiin von Droste-Vischering gefunden, die, seit Jahren gelähmt, bei der Berührung des heiligen Rocks ihre Krücken fortgeworfen und kräftigen Schrittes den Dom verlassen haben sollte. Soweit das Ereignis auf Wahrheit beruht, darf wohl eine hochgradige Nervenerregung der Dame angenommen werden, durch die ihr, wie das ja auch bei Feuersbrünsten und ähnlichen gewaltsamen, alle Kräfte wachrufenden Begebenheiten sich ereignen soll, für den Moment die verlorne Herrschaft über ihre Gliedmaßen zurückgegeben ward. Daß sich sehr bald der frühere hilflose Zustand wieder einstellte, ist von den klerikalen Organen wohl niemals zugestanden worden. Uebrigens hielt die Beteiligung namhafter und gebildeter Persönlichkeiten sich in bescheidenen Grenzen, schon weil damals Trier ein abgelegener, schwer zu erreichender, außer Verbindung mit den Hauptverkehrswegen stehender Ort war.

Im Dom selbst hatten sich unterdessen im Stillen verschiedene Feierlichkeiten vollzogen, von denen nur Einzelnes an die Oeffentlichkeit drang. Die Erhebung, Enthüllung und Prüfung der Echtheit des angeblichen Heiligtums durch die geistliche Behörde hatte stattgefunden, und endlich wurde, wie man vernahm, zum Aufschlagen der Dekorationen des festlichen Schauspiels geschritten. Vor dem Hochaltar ward eine Tafel von bedeutender Höhe aufgerichtet, an der, platt aufgespannt, das Gewand sich befand, das einem Frauenhemde mit ziemlich weitem Halsausschnitt und halblangen weiten Aermeln gleicht. Farbe und Stoff zeigen die größte Aehnlichkeit mit dunkelbraunem Feuerschwamm, und die Länge des Kleides läßt auf einen Träger von ungewöhnlichster Körpergröße schließen. Unterhalb dieser hoch angebrachten Tafel war eine Estrade mit Treppen auf jeder Seite errichtet, die eine zum Herauf-, die andre zum Herabsteigen der Gläubigen (oder gleichfalls der Ungläubigen, wie sich weiterhin ergeben wird). An beiden Ecken dieser Estrade aber stand, seitwärts der Reliquie, ein Priester, der eine, um den Gegenstand, den der oben Ankommende durch Berührung des Rocks geweiht zu haben wünschte, und der dadurch Wunderkraft erlangen sollte, in Empfang zu nehmen, der zweite, um den über den Rock hingestrichenen Gegenstand dem Hinabsteigenden wieder einzuhändigen. Daß Einzelne während dieser kurzen Zeremonie sich in Ekstase vor dem Heiligtum auf die Kniee warfen oder in Zuckungen hinfielen, soll vorgekommen sein; im ganzen jedoch wurde eine strenge Ordnung ununterbrochner Reihenfolge gehandhabt und Schar nach Schar an der Tafel vorüberbefördert, immer eine Person hinter der andern.

Was nun meine persönlichen Erfahrungen betrifft, so mögen sie, als kennzeichnende Episode, nachfolgend ihre Stelle finden.

In durchaus evangelischen Anschauungen erwachsen, befand ich mich zwar äußerst entfernt von einer Hinneigung zu katholischer Religionsauffassung, dennoch aber, sehr jung, wie ich war, brannte ich von Begierde, das vielbesprochne, ungewöhnliche Schauspiel mit eignen Augen zu sehen. Als daher am Tage vor Eröffnung der Ausstellung von der geistlichen Behörde den Familien der höhern protestantischen Beamten der Zutritt zum Dom angeboten wurde, erlangte ich von meinen Eltern die Erlaubnis, mich in Begleitung einer gleichfalls jugendlichen Verwandten der Gesellschaft anschließen zu dürfen, die in ziemlich langem Zuge die Kirche und die vor der Reliquie errichtete Estrade betrat.

Es war, sozusagen, eine Generalprobe im Kostüme, der wir beiwohnten; denn dieselben Veranstaltungen, die vom nächsten



Tage ab vor den Gläubigen entfaltet werden sollten, wurden jetzt ketzerischen Augen dargeboten. Ob man dadurch Bekehrungen hervorzurufen hoffte, ist mir unbekannt, keinenfalls habe ich von solchen etwas vernommen. In meiner eignen Seele regte sich, wie ich aufrichtig gestehen muß, aller feierlichen Zurüstungen ungeachtet, kaum das leiseste Gefühl ehrfürchtiger Andacht oder Rührung, so wenig eine solche Empfindung bei andern religiösen Veranlassungen mir fremd war. Ich hatte so vorherrschend den Eindruck, eine Komödie mitzumachen, daß meine Handlungsweise deshalb vielleicht umsoweniger entschuldbar sein mochte.

Jede die Treppe ersteigende Person wurde von dem ersten der oben stehenden Priester befragt, ob sie einen Gegenstand durch Berührung des Heiligtums geweiht zu haben wünsche. Teils aus Ueberraschung, teils durch das Verlangen bewegt, uns eines Andenkens an das ungewöhnliche Ereignis rühmen zu dürfen, nicht minder aus kindischer Lust an einem seltsamen Abenteuer reichten wir, meine Cousine und ich, einige kleine Schmuckſachen hin, die an dem Gewande entlang gestrichen und sodann von dem zweiten Priester vor dem Hinabsteigen uns wieder zugestellt wurden.

Nach Hause zurückgekehrt, hatten wir freilich von unsern Eltern, denen wir mit Stolz unsre Trophäen vorzeigten, sehr tadelnde Bemerkungen zu vernehmen, und unvergeßlich ist mir der Ausspruch meines Vaters, daß kein Christ mit dem, was einem andern Christen heilig sei, wie irrtümlich es auch erscheinen möge, Gespött treiben dürfe. So hatten wir es nun allerdings nicht gemeint, sahen aber bei reiferer Ueberlegung ein, daß wir einen würdigeren evangelischen Standpunkt hätten wahren müssen.

Dies der Verlauf der Begebenheit, wie er im Jahre 1844, in einer vergleichsweise ruhigen, harmlosen Zeit mit schwierigen Verkehrsmitteln, in der man nichtsdestoweniger einen Zufluß von 14—15000 Personen berechnet hat, gewesen ist. Welche Gestalt dieselbe Schaustellung, die man sich in diesem Sommer abermals heraufzubeschwören unterfängt, annehmen, welche Folgen sich daraus ergeben werden unter den heutigen Verhältnissen, die jedes Zusammenströmen großer, erregter Menschenmassen bedenklich erscheinen lassen, bei höchst erleichterten Reisemitteln, bei gesteigerter Roheit der untern Stände, römischerseits emsig geschürtem Fanatismus und hochgradiger konfessioneller Gereiztheit auf beiden Seiten, bleibt abzuwarten. Jedenfalls hat die vor nahezu fünfzig Jahren vielfach ausgesprochene Vorhersagung, daß ein ähnliches Schauspiel des Aberglaubens und der Bethörung sich nicht noch einmal wiederholen und die fortschreitende Bildung und Aufklärung die Macht der römischen Kirche wenigstens in Deutschland binnen kurzem brechen werde, sich als ein großer und verhängnisvoller Irrtum erwiesen.

M O

## Bücher und Schriften

**(Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte)** 1. Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters. Von Woldemar Kawerau. Preis 1,20 Mk. Als Einleitung zu einem größern Werke über Murners Stellung zur deutschen Reformation veröffentlicht Kawerau diese Studie über Murner und die Kirche des Mittelalters. Er entwirft ein getreues Charakterbild des merkwürdigen Barfüßermönches. Schon auf seinen Wanderungen erwarb sich Murner zwar jene bewundernswerte Energie und Leichtigkeit des Schaffens, jene Menschenkenntnis und Welterfahrung, zugleich aber ward ihm jene Unruhe und Fahrigkeit eigen, die ihn fürs ganze Leben an der Vertiefung seines Charakters wie seiner wissenschaftlichen und poetischen Leistungen gehindert hat. Oberflächlichkeit und Prahlerei, verbunden mit oft cynischer Roheit wurden in ihm großgezogen, daß er Zeit seines Lebens jeden sittlichen Ernstes bar war.

Gerade der Mangel an Ernst und Würde, zugleich an allem, was die Tiefen des Herzens sympathisch berührt, charakterisirt Murner als Menschen. Es bestimmt auch sein Verhältnis zur Kirche. Kein inniges, religiöses Band verbindet ihn mit der Kirche, er hat nie wirklich gelebt in den Idealen eines Bernhard oder Franziskus, aber er ist ein devoter Sohn seiner Kirche. Wohl huldigt auch er in manchem dem Geist der neuen Zeit, wohl bleibt auch er nicht unberührt von den Einflüssen des Humanismus: aber in demselben Augenblick, wo er schöngeistige Manieren zur Schau trägt, weiß er vermöge seiner bewundernswürdigen Geschmeidigkeit doch wieder den Bettelmönch und treuen Diener der Kirche zu spielen. Er steht noch völlig im Bann mittelalterlicher Weltanschauung. Wohl spricht er einmal das sonderbar freimütige Wort: „Sind das geistliche Werke, das Haar über den Ohren scheren zu lassen, ein groß

Glockenseil, zerrissene Schuh und ein wollenes Hemd tragen, auf dem Strohsack liegen, über Tisch und im Kreuzgang nicht reden, von Haus zu Haus laufen und um Jesu willen betteln .... so bekenne ich offen, daß ich kein geistlicher Mann bin noch je werden will; denn solch Affenspiel steht dem Beghinen besser an, denn einem frommen, aufrichtigen, redlichen, christlichen Manne;" aber es ist dies doch nur eine gelegentlich hingeworfene Aeußerung, deren Tragweite sich Murner nicht bewußt ist. An zahlreichen andern Stellen preist er die guten Werke als das hochzeitliche Kleid, ohne das niemand ins Himmelreich komme, und den Priesterstand als den höchsten, da er mit Beten, Singen, Worten und Werken die arme Christenheit auf dem Wege der Ehrbarkeit führen solle. Selbst der unwürdigste Priester ist ihm der mit göttlicher Gewalt ausgestattete Statthalter Christi auf Erden, ihn ehren heißt Gott ehren. Auch dogmatisch steht er auf scholastischem Boden, so in der Lehre von der Auferstehung, daß nach Eph. 4, 13 alle Auferstandenen die Größe und Leibesbeschaffenheit eines Dreiunddreißigjährigen haben; seine Predigten enthalten abgeschmackte scholastische Allegorien.

Ist so Murner noch ganz befangen in mittelalterlichen Vorstellungen, so hat doch indirekt kaum ein andrer in solchem Maße dazu beigetragen, die mittelalterliche Welt zu untergraben. Durch die Rücksichtslosigkeit und Offenheit, mit der er in Predigten und Satiren die Mängel und Gebrechen aller Stände, vornehmlich jedoch der Pfaffen, aufdeckte, hat er gegen seinen Willen der neuen Zeit die Wege gebahnt. Kawerau hat das Denken und Fühlen Murners geistvoll zu analysiren verstanden; es wird jedem, wie mir, die wertvolle Studie einen außerordentlichen Genuß bereiten.

2. Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation, dargestellt von Julius Schall, Pfarrer. Das Büchlein ist für das deutsche Volk geschrieben und recht geeignet, den Mann, der einst neben Luther der Liebling der Nation war, auch heute wieder, wo abermals Rom und römisches Wesen um unsers Volkes Seele buhlt, den Herzen nahezubringen. In klaren scharfen Zügen zeichnet Schall das Bild Huttens. Er verschweigt nicht, daß Hutten manchen sittlichen Makel und Fehler gehabt hat; aber er zeigt, daß doch im letzten Grunde nichts andres als der Eifer um Wissenschaft und Wahrheit ihn beseelte, und daß sein Herz in glühender Liebe, die rein und edel war, seinem Vaterlande gehörte. (Preis: 1 Ex. 15 Pfg.; 10 Ex. 1 Mk.)

3. Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt von H. Meinhof, Pastor in Carnitz bei Treptow a. Rega. Ein echtes Volksbüchlein. In einfachem, schlichtem Erzählerton berichtet der Verf. über Bugenhagens Anteil an der Reformation. Er versteht es, wohl weil er selbst ein Niederdeutscher ist, außerordentlich, die derbe, kernige Pommernnatur Bugenhagens zu schildern und seinen lieben Pommern, an die er sich vorzüglich richtet, vor Augen zu stellen. Bugenhagens Bedeutung beruht auch für ihn in der umfassenden organisatorischen Thätigkeit, durch die er mit Klarheit, Kraft und Besonnenheit überall dem lautern Evangelium freie Bahn und gesunde Formen der Bethätigung geschaffen hat. Sehr dankenswert ist es, daß die wichtigsten Teile der pommerschen Kirchenordnung in das Büchlein aufgenommen sind, weil damit doch auch dem gewöhnlichen Mann ein direkter Einblick in die kirchlichen Verhältnisse jener Tage ermöglicht wird. (Preis: 1 Ex. 15 Pfg.; 10 Ex. 1 Mk.)

4. Wie Wertheim evangelisch wurde. Von Fritz Baumgarten. In die freundliche Tauberstadt Wertheim, die jetzt inmitten katholischen Landes eine einsame Warte des Protestantismus ist, führt das anregend geschriebene Büchlein. Wir erhalten ein lebendiges Bild nicht nur von dem religiösen, sondern auch von dem bürgerlichen und gewerblichen Leben der Bürger; der Verfasser weiß uns durch sein fröhliches, herziges Geplauder ganz heimisch in Stadt und Grafschaft Wertheim zu machen. Der Hauptton liegt natürlich auf der Umgestaltung des kirchlichen und sittlichen Lebens nach den Normen der Reformation. Besondres Interesse erweckt die Gestalt Eberlins von Günzburg, der, ein volkstümlicher, zuerst ein wenig rasch und scharf dreinfahrender, aber durch Luther und Melanchthon in ruhigere Bahnen gewiesener Prediger der Reformation, als Superintendent von Wertheim all seine Kraft für das Ländchen eingesetzt hat. Neben ihm berührt sehr sympathisch Graf Georg II., der schon früh in warmer Liebe für das Evangelium sich müht und wie ein rechter Hausvater selbst die kleinen und kleinsten Angelegenheiten seiner Landeskinder nach Gottes Wort zu regeln sucht. (Preis: 1 Ex. 15 Pfg.; 10 Ex. 1 Mk.) P L

**(Dogma und Wissenschaft)** von Moritz Carriere. Breslau, Eduard Trewendt, 1891; 17 S. Es ist eine wesentliche Aufgabe moderner theologischer Wissenschaft, das Christentum auszusöhnen mit der Natur- und Geschichtsbetrachtung unsers Jahrhunderts. Die Notwendigkeit dieser Aufgabe kann nicht mehr geleugnet werden. Die eigne schmerzliche Erfahrung drängt sie uns mit Nachdruck und Bestimmtheit auf. Die Folgen der Vernachlässigung dieser Aufgabe offenbaren sich in erschütternder Weise in dem gesamten Geistesleben ebenso, wie insbesondre in der sittlichen und sozialen Not des Geschlechtes unsrer Tage.

Mit gebührender Achtung haben wir darum alle die litterarischen Erscheinungen zu würdigen, die der Lösung dieser Aufgabe sich unterziehen; doppelt aber müssen wir alle die von nichttheologischer Seite ausgehenden Versuche nach dieser Richtung hin anerkennen. Unter dieser Voraussetzung begrüßen wir auch Carrieres, des Münchner Philosophen, neueste Veröffentlichung mit lebhaftester Freude und Dank.

Zwei Hauptgedanken beherrschen Carrieres Ausführungen. Einmal eine unumschränkte Anerkennung der modernen Art der Weltbetrachtung und Geschichtsanschauung, wonach alles, was geschieht, wird und entsteht, in den Bahnen einer bestimmten, lückenlosen, gesetzmäßigen Entwicklung verläuft. Carriere verleugnet sich sogar nicht als einen



Anhänger der Darwinschen Evolutionstheorie. Damit aber weiß er zum andern seine ideal-christliche Anschauung zu verbinden, die durchdrungen ist von lebendigem Gottesglauben, rückhaltloser Anerkennung der Einzigartigkeit und religiösen Bedeutung Jesu Christi, fester Ueberzeugung von der Bestimmung des Menschen zu religiös-sittlichem Thun, eine Anschauung, die sich jedoch in scharfem Keile gegen das Recht der kirchlich-legitimirten dogmatischen Fassung des Evangeliums zuspitzt. Allerdings anerkennt Carriere nicht genug das historische Recht, wie den religiösen Kern des aus der Verbindung hellenischer Philosophie und evangelischer Grundgedanken gebornen Dogmas; allerdings wird ein Theologe sich skeptischer und zurückhaltender gegenüber der Naturwissenschaft verhalten, so lange ihre Aufstellungen nur noch die Bedeutung von Theorien haben, als es Carriere thut; allerdings werden die spekulativen Ausführungen, die den letzten Teil des Carriereschen Werkchens ausfüllen, wegen ihrer mannigfachen Unbestimmtheiten, unklaren Begriffsbildungen und Abstraktionen beim Leser manchen Widerspruch erfahren: aber Rezensent kann nicht umhin, freudig zu bekennen, daß ihm Carrieres Werkchen eine fesselnde und anregende, auch im Falle des Widerspruchs interessante Lektüre gewesen ist. Carrieres Büchlein sei unsern Lesern warm empfohlen. F G

## Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 10 Mk. von E B, Greifswald.

Für die Diaspora in Westpreußen: 9 Mk. von F L N.

Für die evangelische Kirche in Rom: 30 Mk. durch W, Mainz; 10 von E B, Greifswald; 1.30 von E u. J.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 10 Mk. von E B, Greifswald.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 29 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Kähler**, Prof. D. M.
**Universitäten u. öffentl. Leben.**
Ueber d. Aufgabe des ak. Unterrichts u. s. zweckmäßigere Gestaltg. 2.40 (Neu!)
Inh.: **Akad. Lernfreiheit; Akad. Triennium u. Freiw.-Jahr; Universität u. öffentl. Leben** 2c. 2c.
**Deichert** Verlag (G. Böhme) Leipzig.

**Cand. theol.,** bereits als Hauslehrer thätig, **sucht** zum 1. Septbr. oder später gleiche Stellung oder als Vikar oder Prädikant. Offerten unter **W. H.** durch die Exped. dieses Blattes.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig:
**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

**Kinderheilstätte in Westerland-Sylt**
Die in unmittelbarer Meeresnähe mit Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen neugebaute Anstalt wird in diesem Jahre am 15. Juni eröffnet. Für eine Kurperiode werden nur 20 Kinder aufgenommen. Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 Mk. alles inbegriffen. Im Monat September auf Antrag halbe Freistellen. Anmeldungen nehmen entgegen: **die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung: Seebade-Direktor Dr. Pollacsek in Westerland.**

Soeben erschien:
**Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche**
Eine praktische Studie von **Paul Göhre,** Kandidaten der Theologie Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin
**Preis 2 Mark**
**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**

Anfang August beginnt im unterzeichneten Verlage zu erscheinen:
**Kirchliche Zeit- und Streitfragen.**
Unter Mitwirkung hervorragender Vertreter der lutherischen Theologie. Herausgegeben und redigirt von Dr. Otto Pohl. Jährlich 6 Hefte in zwangsloser Folge, jedes im Umfange von 3—4 Druckbogen, eine besonders brennende Frage der Gegenwart behandelnd. Preis im Abonnement jährlich 6 Mk., pro Einzelheft 1,20 Mk. Als erstes Heft erscheint:
**Der Trierer Rock.** Von D. theol. J. Nieks.
Ein lehrreiches Stück katholischer Kirchengeschichte zur Wertschätzung der Reformation. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie durch die Verlagsbuchhandlung **Johannes Dreesen** in Hadersleben.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 30 — Leipzig, den 23. Juli — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Die Werke der Barmherzigkeit: 8. Das siebente Werk der Barmherzigkeit — Die christliche Liebe nach Sören Kierkegaard: 5. Die Wege der christlichen Liebe; 6. Schlußbemerkungen — Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung: Die Zivilehe und die kirchliche Trauung in der Gegenwart — Die Bedeutung des Vatikanischen Konzils: 1. Das Konzil — Ein Patrimonium der Enterbten: Das Prinzip der Organisation — Der Nächste. Soziales Drama in fünf Aufzügen von Friedrich Lange — Verschiedenes: Noch einmal der „Geschichtsschreiber der Wahrheit"; Ein ungedruckter Brief Ernst Moritz Arndts; Ein Kirchenpatron — Anzeigen


## Die Werke der Barmherzigkeit

Matth. 25, 31—46

### 8. Das siebente Werk der Barmherzigkeit

Die römisch-katholische Kirche, wie sie sich gern der Siebenzahl freut, zählt auch sieben Werke der Barmherzigkeit. Das, was sie als das siebente zählt, findet sich freilich nicht unter denen, die der Weltrichter laut Matth. 25 fordert. Aber wir können es uns gefallen lassen. Es ist das: Tote begraben. Auch den toten Leib würdig zu behandeln wird ja ein Thun christlicher Barmherzigkeit sein.

Daran mag uns auch das, was Matth. 8, 21 f. (Luk. 9, 59 f.) geschrieben steht, nicht irre machen. Denn wenn Jesus hier einem, der ihm nachfolgen will, vorher aber noch seinen Vater zu bestatten wünscht, zuruft: „Folge du mir, und laß die (geistlich) Toten die (leiblich) Toten begraben," so ist dies geistvolle Wort offenbar nur ein für den besonderen Fall gesprochenes. Jesus mußte wohl erkennen, daß, wenn jener erst zu den umständlichen Leichenfeierlichkeiten ging, die Seinen ihn nimmer von sich lassen würden, es also ein Zurückbleiben auf Nimmerwiedersehen war. Und Jesum führte sein Weg weiter. Hier wie in andern Fällen galt es nicht nur ein Entweder oder, sondern auch ein Entweder jetzt oder nie. Also da handelt es sich keineswegs um einen Verstoß gegen die Pietät. Denn gerade Jesus hat die wohl zu strafen gewußt, die es dahin trieben, „daß niemand hinfort seinen Vater oder seine Mutter ehret" (Matth. 15, 5. f.).

Im ganzen Alten Testament wird auf ein ehrenvolles Begräbnis ein hoher Wert gelegt. Mit höchster Sorgfalt begräbt Abraham seine Sarah; Jakobs Gebein wird von Joseph ins Land der Väter übergeführt; die Lade mit seinen eignen sterblichen Resten harrt des Auszugs des Volkes aus dem Diensthause der Fremde; von Moses heißt es, Gott selbst habe ihn begraben; von Samuel, von David, von Salomo wird es berichtet, wie sie, jener zu Rama, diese in Davids Stadt begraben werden. Wie anerkennt Jesus die That Mariens, die ihn salbt mit köstlicher Narde:

> Das hat sie gethan, daß sie mich zum Grabe bereite. Wahrlich ich sage euch: Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie gethan hat.

Auch auf die klassische Welt dürfen wir hinüberblicken. In Sophokles herrlicher Tragödie tritt Antigone dadurch in den tragischen Konflikt ein, daß sie wider König Kreons Gebot doch den Leichnam des getöteten Bruders nicht unbeerdigt lassen kann: Menschlichkeitsgebot wider Menschengebot. Indessen es ist ein Bruder, um dessen willen die hohe Griechin solches thut.

Aber Christen, die eben noch von seiten der Heiden bittere Verfolgung erlitten — es war zur Zeit des Gallienus —, zogen zu Alexandrien während bösartiger Seuche und Hungersnot aus, die Toten, die auf der Straße umherlagen, zu bestatten; Presbyter und Diakonen opferten ihr Leben in solchem Dienste, während die Heiden flohen, die Kranken aus den Häusern stießen, die Halbtoten auf die Straße warfen. Als Aehnliches zu Karthago geschah, berief der Bischof Cyprian die Gemeinde und forderte sie auf, um Christi willen ein Werk der Barmherzigkeit und Nächstenliebe auch an den Heiden zu thun und Böses mit Gutem zu vergelten. Denn, sprach er, thun wir nur an den Unsrigen Gutes, so sind wir nur wie die Heiden und Zöllner und nicht wie die Kinder unsers himmlischen Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Und die Christen machten sich ans Werk, die einen mit ihrem Vermögen, die andern durch persönliche Dienstleistung, und bald waren die Toten bestattet.

Valerius Herberger, den treuen Prediger zu Fraustadt, der uns das Lied hinterlassen hat: „Valet will ich dir geben," sah man zur Zeit der Pest oft auf den menschenleeren Gassen der Stadt, ein Sterbelied singend, ganz allein vor dem Karren hergehen, auf dem der Totengräber wieder eine oder mehrere Leichen zum Friedhofe führte.

An den Herrnhuter Gemeinden ist es immer und mit Recht gelobt worden, daß ihre Friedhöfe so wohlbestellt, so freundlich und lieblich geordnet seien.

Es ehrt sicherlich Kaiser Karl V., wenn er auf Albas Rat, zu Wittenberg den Leib des Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen, die Antwort gab, mit Lebenden, nicht mit Toten führe er Krieg; aber es ist einer der schönsten Züge aus dem Leben seines spätern Nachfolgers, Josephs II., wenn er einst, da er die Leiche eines Armen daher tragen sah ohne Leidtragende, ohne Gefolge, selbst hinzutrat und ernst dem Sarge folgte. Da galt es gewiß: Was ihr gethan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan.

Nein, wir haben nichts dawider, es ist gewiß ein christlich Werk, dem toten Leibe geziemend und ehrerbietig begegnen; es mag auch uns als siebentes Werk der Barmherzigkeit gelten: Tote begraben. Wo das nicht mehr geschähe, da bräche die Verrohung am sichersten herein.

Aber wenn Rom dies als ein Werk der Barmherzigkeit ansieht, das der Heiland vergelten will, als ihm geschehen — wie das, was Maria von Bethanien that —, wie schwer ist es dann doch zu erklären, daß Hussens Asche zerstreut, daß Zwinglis toter Leib zu Asche verbrannt, daß noch viele Jahrzehnte nach seinem Tode Wiklifs Leib aus der Gruft herausgeholt und verbrannt ward? Wie furchtbar dann, wie verantwortungsvoll am jüngsten Tage, wenn man dem von der Passeierspitze abgestürzten Oberlehrer Prix aus Annaberg in Sachsen im Bergdorfe Grims ein Grab gräbt — abseits, wo der betretende Fuß bald jede Spur eines Grabes verwischt haben wird —, weil er Protestant war; wie verantwortungsvoll, wenn der durch einen Stein verletzte Jakob Kieser in Beuron nicht beerdigt werden konnte, „weil — wie der Schwäbische Merkur sagt — die Erlaubnis hierzu nicht erteilt wurde, wohl deshalb, weil der Verstorbene der evangelischen Konfession angehörte" — und dann zwar die Erlaubnis gegeben wurde, doch unter der Bedingung, daß es ohne Sang und Klang ge-

schähe und der Boden zunächst „entweiht“ werde, sodaß man den Toten in Württemberg zu Grabe bringen mußte; wie verantwortungsvoll, wenn — man könnte die Reihe der Aergernisse am Grabe reichlich vermehren — erst jüngst wieder in dem Dorfe Kessen bei Bernkastel an der Mosel aus Anlaß des Begräbnisses eines Protestanten ein wüster Auftritt sich zugetragen; wie verantwortungsvoll — ich sage, am jüngsten Tage —, wenn in Lancut die Leiche eines österreichischen Offiziers evangelischen Bekenntnisses nur durch das thatkräftige Einschreiten des Bezirkshauptmanns vor der Beerdigung auf dem Platze für „Selbstmörder und ungetaufte Kinder“ bewahrt wurde: — aber die ungeheure Tiefe des Grabes ist doch auffällig! Ja, die geweihte Erde reicht drei Schuh tief; der Protestant also muß tiefer begraben werden. Da also fehlte nur noch, daß die Kirchhofspolizei gesetzlich allgemein an einen Klerus überginge, der den sterblichen Resten der Andersgläubigen allen möglichen Schimpf anthun könnte.

Aber geschieht dergleichen —, Gottlob haben wir es doch mitten in katholischer Umgebung auch anders erlebt, so gewinnt ja das Wort und Barmherzigkeitswerk „Tote begraben“ einen neuen Sinn. Dann ist es ja Pflicht aller evangelischen Christen, mit dafür zu sorgen, daß es den kleinen Häuflein von Glaubensgenossen in der Diaspora nicht fehle an dem Friedhofe, wo sie ohne Aergernis mit Gottes Wort und Gebet und Gesang ihre Toten bestatten mögen, ohne die peinliche Angst, daß jenen Ungebühr geschähe; dann tritt ja die Bemühung des Gustav-Adolfvereins auch für eigne Begräbnisplätze der Diasporagemeinden in das Licht dringender Notwendigkeit, eines höchst nötigen Liebeswerkes, dem kein Protestant Teilnahme und Unterstützung entziehen soll.

Weiter aber, ist Tote begraben angemessen und würdig, überhaupt ein Werk der Barmherzigkeit, dann darf es nicht so sein, daß zwar der Reiche „begraben“ wird, das Begräbnis des armen Lazarus aber lediglich den Engeln überlassen bleibt; dann mag die christliche Gemeinde Sorge tragen, daß es auch am Grabe der Geringen nicht fehle an christlichem Zuspruch, damit das „tote Tote begraben“ umgewandelt werde dazu, daß der lebendige Same göttlichen Worts (geistliches) Leben wirke. So hat der Herr selbst am Grabe des Lazarus Worte ewigen Lebens gesprochen.

Und auch dafür tritt der Vorgang Jesu in Anerkennung der Liebesthat Mariens ein, daß es mit gutem Gewissen geschieht, wenn wir dem gefallenen Helden den Lorbeer, dem geschiedenen Freunde nach des Lebens Kampf die Palme oder der Freundin den Kranz widmen. Denn Arme haben wir allezeit; hier aber gilt es, der Dankbarkeit, der Freundschaft, der Pietät gerecht werden. Das soll uns niemand Vergeudung nennen! Aber dann allerdings darf es auch nicht eine Vergeudung werden, während den großen Zwecken der Mission, des Gustav-Adolfvereins, der Wohlthätigkeitsanstalten gegenüber geknausert wird. Denn es ist allerdings eine sehr wehmütige und demütigende Erinnerung an das Wort von der Hinfälligkeit des Menschenlebens gleich des Grases Blume, wenn zwei oder drei Tage nach einer Beerdigung auf dem Grabe die vermodernden Kränze liegen, deren Wert man nach vielen Hunderten von Thalern berechnen mag, von denen ein gut Teil allerdings „hätte mögen den Armen gegeben werden.“ Da ist es ein würdigeres Denkmal, wenn, wie es besonders in den Schweizer Großstädten sich einbürgert, im pietätvollen Gedenken an den Verstorbenen heilsamen Stiftungen größere Summen zugewiesen werden.

Wir können zwar nicht meinen, wie es eben wieder in einem Briefe des Erzbischofs von Köln, der sonst in heilsamer Weise hinsichtlich der Kränze zum Maßhalten mahnt, geschrieben wird, durch solche Schenkungen oder Stiftungen von Seelmessen dem Seelenheil der Verstorbenen zu Hilfe zu kommen. Aber des Herrn Wort gilt allezeit: Was ihr nicht gethan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir auch nicht gethan. Umgekehrt aber der, den Joseph von Arimathia in seinem Garten und neuen Grabe beisetzte und Nikodemus bestatten half, den aber die Weiber nicht fanden, da sie kamen, seinen Leichnam zu salben, wird, wenn er wiederkommen wird



zu richten die Lebendigen und die Toten und die Völker versammelt sind vor seinem Thron, seine Verheißung wahrmachen: Was ihr gethan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan! H

---

## Die christliche Liebe

### nach Sören Kierkegaard

### 5. Die Wege der christlichen Liebe

Will nun aber der Christ dem Nächsten zur Liebe zu Gott und dadurch zugleich zur Liebe zum Nächsten verhelfen, so belehrt ihn Kierkegaard vor allem wieder darüber, daß er äußerst bescheiden von dem zu denken hat, was er in dieser Richtung wirken kann. Das Produziren ist ja, wie wir schon sahen, Gott vorbehalten. So wenig jemand in sich selbst Liebe erzeugen kann, so wenig kann er sie einem andern einpflanzen. Das entspricht auch allein einer wirklich sittlich-religiösen Weltordnung. Denn wenn ein Mensch dem andern die Liebe zu Gott, das höchste Gut, geben könnte, so wäre faktisch er der Gott und Vater des Beschenkten. Dadurch würde Gottes Ehre geschädigt und ein Mensch vom andern wesentlich abhängig, was nach Kierkegaard durchaus unmöglich ist; denn ihm sind die Menschen in ihrer gleichen Abhängigkeit von Gott unter sich wesentlich gleich.

Geben, verschaffen kann also ein Mensch dem andern die Liebe zu Gott nicht. Die Entstehung der Liebe ist ein Vorgang, der durchaus nur zwischen dem einzelnen Menschen und Gott vorgeht, ohne daß irgend ein andrer einen positiven Einfluß darauf haben oder auch nur Zeuge davon sein könnte. Was ein Fremder thun kann, ist vor allem, daß er an seinem Teile die Wirksamkeit Gottes in einem Menschen nicht stört, sodann etwa, daß er ihr den Weg bereitet und dem andern hilft, auf sie einzugehen. Denn die entscheidende Wirksamkeit Gottes geschieht nicht hinter, nur in dem Bewußtsein und erfordert, daß der Mensch darauf eingehe.

Was soll man nun thun, um nicht zu stören, vielmehr vorzubereiten, nachzuhelfen?

Zuerst noch einmal ein negativer Bescheid: man meine ja nicht, als ob man durch direkten religiösen Zuspruch, durch Ermahnen, Trösten und Belehren etwas ausrichten könne. Um Gott richtig lieben zu können, genügt eine als Wissen betrachtet äußerst notdürftige Kenntnis von Christus, in dem er sich geoffenbart hat. Diese kann man in der Christenheit fast durchweg voraussetzen. Was mangelt, ist vielmehr die fortdauernde Entschlossenheit, sein Wissen ins Leben einzuführen, den Gott, von dem man weiß, wirklich zu lieben. Der entschlossene religiöse Ernst wird aber durch räsonnirendes und reflektirendes religiöses Geschwätz und vieles Ermahnen eher gehindert als gefördert. Zur richtigen Zeit kann ein passendes Wort gute Dienste thun; die Wirkung hängt aber dann nicht an dem wohlgewählten, vielleicht geistreichen Wort; was wirkt, ist vielmehr die Person, ihre ernste Liebe, die im Wort sich offenbart.

Da ein bewußtes Verhältnis zu Gott nur dadurch entstehen kann, daß ein Mensch sozusagen unter vier Augen sich frei mit Gott verständigt, so kann ein andrer überhaupt nicht direkt darauf hinwirken. Dadurch könnte er sogar wirklich schaden, indem er die religiöse Selbständigkeit sofort bei der Entstehung religiösen Lebens in Gefahr brächte. Man muß sich also auf ein indirektes Wirken auf die Seele des andern beschränken. Indirekt aber kann man wirklich einen gesunden Einfluß auf ihn gewinnen, indem man einfach selbst sein Verhältnis zu Gott rein und lebendig erhält und in Kraft dessen den Nächsten liebt und ihm so die Wahrheit, den Ernst und die Realität des Lebens vor und mit Gott bezeugt. Die Liebe, und nur die Liebe, erbaut zur Liebe; willst du den Nächsten erbauen, so liebe Gott und liebe ihn — dies ist das nichtssagende und doch so bedeutsame Rezept Kierkegaards für die Uebung christlicher Liebe.

Es ist nichtssagend, denn es sagt ja durchaus nicht, was man thun soll. Diese Vorschrift giebt keine Andeutung für die praktische Beseitigung irgend welcher „Frage.“ Sie überläßt die Liebe ganz und gar ihrem eignen Takt, ihrer eignen Findig-

keit. Kierkegaard meint gewiß, daß man dies auch ohne Sorge thun dürfe; denn die Liebe hat Takt und ist erfinderisch — wo sie nur ist. Greift sie einmal fehl, so thut das auch nichts. Schaden wird sie nicht anrichten. Denn könnte Gott, der die Folgen in der Hand hat, das zugeben, daß wirkliche Liebe einmal schlimme Folgen hätte?

Und doch ist es äußerst bedeutsam, daß die einzige Anweisung zur Ausübung der Liebe die sein soll: „Liebe!" Fast möchte ich sagen: es ist dies die schlauste Anweisung zu christlicher Liebesthätigkeit, die sich überhaupt geben läßt; auch beseitigt sie alle Schwierigkeiten aufs allereinfachste. Der heuchlerischen Lieblosigkeit, die nur den Armen zum Schweigen bringen und doch „christliche Liebe" zeigen möchte, baut man so eine goldne Brücke; sie erfülle ihre Pflicht durch ein „liebevolles" „Gott berate euch, wärmet euch, sättigt euch" — und damit ist man sie ja glücklich los und braucht für eine falsche Gabe keinen falschen Dank abzustatten. Der gesetzlichen Liebe ist mit der Forderung „Liebe" eine Last aufgelegt, die sie nicht zu tragen vermag; das wird ihr aber nicht schaden, wenn sie anders ernst gemeint ist. Denn unter dem unerträglichen Druck einer Forderung, bei der man nie sagen kann, daß ihr genügt sei, wenn man ihr gesetzlich genügen zu müssen glaubt, wird sie lernen, daß gesetzliche Liebe nicht liebt, und so kann sie zur wahren, freien Liebe kommen. Diese aber weiß, was sie zu thun hat, weil sie immer sucht, etwas thun zu können; und verfügt sie auch nur über geringe Mittel, so erreicht sie doch den wahren Zweck der Liebe besser, als wenn ihr mancherlei zweideutige Helfershelfer zur Seite stehen wollen. Denn damit hat Kierkegaard doch wohl recht, daß die Liebe erbaut, sowie sie zeigen kann, daß sie wirklich wahre, lautere Liebe ist, und daß hingegen alles Geben und Helfen nur begehrlich macht oder verbittert, wenn es nicht die Ueberzeugung hervorrufen kann, daß es aus wirklicher Liebe kommt.

Das allerdings ist bei der Liebe, die Kierkegaard lehrt, die große Schwierigkeit: wie sie sich als Liebe kenntlich machen soll. Und doch ist hiervon abhängig, daß sie wirkt; denn natürlich erbaut nur die erkannte Liebe. Da aber die Liebe nach Kierkegaard durchaus nicht bloß darin bestehen darf, andern gefällig zu sein, Wünsche zu erfüllen, das Leben angenehm zu machen; da sie ihren tiefen Ernst überhaupt nicht in bestimmten Aeußerungen offenbaren kann: so kann sie sich überhaupt nur schwer und nie beliebig im Augenblick zu erkennen geben. Außerdem ist ja ihr Hauptzweck, nur nachzuhelfen, daß ein andrer selbständig in ein Verhältnis zu Gott trete. Erreicht sie also ihre Absicht, so muß sie mit ihrer Arbeit vollständig in den Hintergrund getreten sein. Sonst erscheint ja der, dem sie half, als ihre Kreatur, nicht als selbständiges, jedem andern ebenbürtiges Kind Gottes.

Aber die wahre Liebe löst auch die paradoxe Aufgabe, sich so kenntlich zu machen, daß sie sogleich bescheiden in den Hintergrund tritt. Besondre Kunstgriffe wendet sie hierbei nicht an; sie kennt überhaupt keinen Kunstgriff, als immer nur zu lieben. Wird aber die Liebe ohne Aufhören festgehalten, so muß endlich, ohne daß sie sich dessen rühmt, hervortreten, daß auch ihre Härte und Rücksichtslosigkeit nicht Selbstsucht war. Wahre Liebe thut ferner alles so, als hätte sie dem Nächsten eine unendliche Schuld abzutragen. Sie äußert sich auch psychologisch nicht als ein unendlicher Drang zu helfen (in welchem man doch glauben müßte, sich den Nächsten zu verpflichten, und ihn also von sich abhängig vorstellen würde), sondern in dem Bewußtsein, in einer unendlichen Schuld zu stehen. Daß man eine Schuld abträgt, kann aber nie als Leistung angerechnet werden, die zu großem Dank verpflichten würde. Indem also die Liebe immer nur gethan hat, was sie dem Nächsten zu thun schuldig war, tritt sie nach allem Thun bescheiden zur Seite, erspart dem Geliebten den Dank gegen sie und schafft ihm so Raum, auch die von Menschen erwiesene Liebe auf Gott zu beziehen — oder das Geschehene als Raub hinzunehmen und überhaupt undankbar zu sein. So bringt sie durch ihre Bescheidenheit allerdings den Geliebten sogar in sittliche Gefahr, beweist aber dadurch nur, daß sie ihn wirklich zur selbständigen sittlichen Person werden lassen will.



### 6. Schlußbemerkungen

Gegen diese Theorie der Liebe läßt sich ohne Frage sehr viel einwenden. Das Hauptbedenken scheint mir zu sein, daß eine derartige Betonung der Liebe als Gesinnung eine Organisation der Liebesarbeit unmöglich macht. Ein Zusammenarbeiten liebender Persönlichkeiten wird zwar durch Kierkegaards Auffassung der Liebe nicht ausgeschlossen. Dagegen kann eine organisirte Liebesthätigkeit weder bei der Auswahl der Personen noch bei der Gewinnung der Mittel den Grundsatz streng durchführen, daß alle Liebesarbeit durchaus nur Arbeit der Liebe sein müsse. Ohne Organisation zersplittern sich aber die verfügbaren Kräfte und Mittel; und ist es auch nicht das Wichtigste, so ist es doch auch wichtig, daß der Not so viel als möglich abgeholfen werde.

Dieser Einwand wird auch manchem bleiben, der Kierkegaards Ausführungen im einzelnen meist zustimmen konnte. Insbesondre, wer direkt mit den gegenwärtig brennenden sozialen Fragen in Berührung kommt, wird Kierkegaard zwar in manchem Einzelnen Recht geben, aber doch namentlich das übertrieben ängstliche Zartgefühl sehr übel angebracht finden, das Kierkegard in der Geldfrage so peinlich wahren will. Ohne bedeutende Mittel lassen sich viele unstreitig nützliche Einrichtungen nicht treffen, und mit dieser Skrupulosität wird man nie große Geldsummen ansammeln.

Darf ich zum Schlusse auch meine eigne „unmaßgebliche" Meinung vorbringen, so kann ich nur bekennen, daß ich solche Bedenken schlechthin nicht zu widerlegen weiß und sie trotzdem nicht anerkenne. Ich glaube ihnen aber die Anerkennung versagen zu dürfen, obgleich ich sie nicht widerlegen kann, weil ich die Ueberzeugung habe, daß sie auf einer falschen Auffassung der Stellung der christlichen Liebe in und zu der Welt beruhen. Und was mir an Kierkegaard wertvoll ist, sind nicht die oder jene Einzelheiten, so auch nicht der Gesamtsinn seiner Theorien, sondern die Fragestellung, von welcher aus er seine Auffassung der christlichen Liebe gewinnt.

Wie mir scheint, gehen die gegenwärtig beliebten Verhandlungen über christliche Liebesthätigkeit, innere Mission, soziale Aufgabe der Kirche u. dergl. davon aus, daß sie die Totalität der christlichen Liebe der Masse des menschlichen Elends und der Sünde gegenüberstellen und nun jenen die Aufgabe setzen, zu helfen, d. h. diese möglichst wegzuräumen. Sieht man die Sache so an, so muß man vor allem darauf bedacht sein, die christliche Liebe zu einer einheitlich wirkenden Macht zu organisiren und ihr möglichst bedeutende Mittel zu verschaffen. Daher Vereinsgründungen, Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch Resolutionen, Sammlungen; sodann Gesetze, Gründungen von Anstalten, Erbauung von Kirchen u. dergl. Wegen der angestrebten Massenwirkung muß der ganze Betrieb öffentlich sein; manchmal wird er auch etwas laut; an dem Geld kann man unmöglich mehr „riechen"; auch mit den Grundsätzen, welche die Beteiligung herbeiführen und herbeiführen sollen, darf man es nicht so genau nehmen. Dies alles und noch manches andre ist nun zwar bei einer „Liebesthätigkeit" fatal und wird oft auch als bedenklich zugestanden. Aber es ist nicht zu vermeiden, wenn man eine Massenwirkung will; und die Masse des Elends nötigt, auf Massenwirkungen bedacht zu sein, wenn geholfen werden soll.

Kierkegaard kennt keine christliche Liebe als Gesamtmacht; er kennt auch keine „Masse" des menschlichen Elends. Er ist ja bekanntlich der überspannteste Individualist und weiß nur von „jenem Einzelnen." Sein „Einzelner" steht vor allem in einem persönlichen Verhältnis zu sich selbst, das zugleich ein Verhältnis zu Gott ist, und hat vor allem die Aufgabe, dieses Verhältnis zu sich und zu Gott richtig zu gestalten. Der „Einzelne" hat zugleich mannigfache persönliche Beziehungen zu andern „Einzelnen." Daß er solche suche und richtig gestalte, gehört so notwendig zu der Aufgabe, ein richtiges Verhältnis zu sich und zu Gott zu haben, daß beides eigentlich identisch ist: das richtige Verhältnis zu sich und zu Gott ist das richtige Verhältnis zu andern und umgekehrt. „Liebe" ist das nach Christi Auffassung richtige persönliche Verhältnis zu andern, welches die Aufgabe und (wenn es gegenseitig ist) das Glück des Christen

bildet. Die äußere Hilfeleistung ist und bleibt bei einem solchen Verhältnis eine Zufälligkeit, wenn sie auch oft und in großem Umfange einzutreten hat. Daß und wie sie geschieht, wird immer durch die Rücksicht auf die Reinerhaltung der persönlichen Beziehungen bestimmt.

Kierkegaards Auffassung der Liebe geht also stets von der Frage aus: Wie lassen sich christlich gute persönliche Beziehungen zu andern Menschen anknüpfen und korrekt, reinlich durchführen? Daß er diese Fragestellung, wie mir scheint, mit unerschütterlicher Konsequenz festhält (ohne sie doch je in dieser Form aufzuwerfen und hervorzuheben), ist m. E. das größte Verdienst an seinen „erbaulichen Erwägungen" über christliche Liebe. Durch seine bloße Fragestellung nötigt er die Liebe, sich räumlich zunächst aufs äußerste einzuschränken und mit dem „Nächsten" anzufangen; denn gute persönliche Beziehungen kann man nicht geschwind in Bausch und Bogen mit der ganzen Menschheit einrichten, da solche sorgfältig eingeleitet und dauernd gepflegt sein wollen. Dadurch erhält die Liebe eine lösbare Aufgabe, die jederzeit Hinweise bietet, was man jetzt thun soll; während die Fürsorge für die ganze leidende Menschheit eine phantastische Aufgabe ist, die zu einer ermüdenden Geschäftigkeit nötigt und sich doch nur zum Schein irgendwie lösen läßt.

Wer freilich mit seinen „Nächsten," ohne viel Reflexion und Arbeit aufwenden zu müssen, in guten Beziehungen lebt, wird Kierkegaards Stellung des Problems kleinlich und bequem finden. Sein Liebesdrang muß in die Ferne schweifen, da ihm die Nähe gar keine Aufgaben stellt, die ihm als solche eindringlich zum Bewußtsein kämen. Nun kann auch ein Leser, der in dieser glücklichen Lage ist, mancherlei in Kierkegaards Schrift finden, das ihn anspricht, vielleicht sogar vieles; und doch möchten wir ihm fast raten, das Buch lieber nicht zur Hand zu nehmen. Es ist nicht für ihn geschrieben. Kierkegaard selbst war nicht etwa glücklich verheiratet; er ist, wenn man ihn günstig auffassen will, ein Held der unglücklichen Liebe. Auch seine Liebe zu seinem Vater war unglücklich. Freunde hatte er eigentlich nicht. In den geistlichen Stand, für den er sich vorgebildet hatte, trat er nie ein, obgleich er ihn, in frühern Zeiten, sehr hoch schätzte und liebte. Seine Ideale hatten ihn mitten unter den Menschen einsam gemacht — und doch liebte er diese und wollte in Liebe für sie leben, in rechter christlicher Liebe. Wie konnte aber er, aus seiner Lage heraus, für solche schreiben, die in einer sie befriedigenden Lebensstellung und in befriedigenden persönlichen Beziehungen zu ihrer Umgebung stehen? Wer dagegen durch seine oder andrer oder durch seine und andrer Schuld in gespannten, unbefriedigenden Verhältnissen steht und doch lieben möchte; wer Menschen lieben will und soll, deren Gemütsart und Weltanschauung von der seinigen abweicht, ja der seinigen schroff entgegengesetzt ist; wer zu den Anschauungen und Sitten seiner Gesellschaftskreise eine gespannte Stellung einnimmt und sie doch liebt und weiß, daß er sie lieben soll: der lese Kierkegaards Schrift, denn für ihn ist sie geschrieben. Ihn wird auch ihre Breite nicht ermüden; und gegen den oft etwas manierirten Stil wird er, dankbar für das Ganze, Nachsicht üben.*)

Ch Sch

---

## Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung

### 4. Die Zivilehe und die kirchliche Trauung in der Gegenwart

Auf dem Wege einer langen, wechselvollen Entwickelung war die Ordnung der Dinge zu stande gekommen, die bis zum Anfang der siebziger Jahre in Deutschland (rechts vom Rhein) herrschend gewesen ist, und die wir alle noch in der Erinnerung haben. Man hatte sich so in sie eingelebt, daß sie den meisten als der allein natürliche und daher notwendige Zustand erscheinen mochte. Da geschah plötzlich ein schwerer Schlag durch das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875, das die bürgerliche Eheschließung als allgemein verbindlich vorschrieb.

*) Leben und Walten der Liebe von S. Kierkegaard kostet 5 Mk., nicht 6 Mk. Auch ist zu verbessern Nr. 28, Spalte 636, Zeile 5 Gefälligkeit in Gefühligkeit.



Die Zivilehe kam vielen, wohl den meisten, unerwartet und unvorbereitet, unangekündigt kam sie nicht.

Schon längst war eine Entwicklung im Gange, die zu keinem andern Ziel führen konnte, als der bürgerlichen Eheschließung. Wo der Gedanke der Toleranz, des Nebeneinanderbestehens verschiedner Religionsparteien innerhalb eines Staates zur Geltung kam, da mußte auch das Bedürfnis hervortreten, eine von den Bräuchen und Religionsüberzeugungen der einzelnen Parteien unabhängige Eheschließungsform zu finden.

So gab es in den Niederlanden schon seit 1656 die fakultative Zivilehe, wie wir es jetzt nennen. Die Trauung konnte nach Wahl der Brautleute in der Kirche oder auf dem Rathaus stattfinden. Der Zivilakt bestand, in äußerster Einfachheit, aus der Bejahung der Traufragen, Handschlag und dann der „zivilen" Segensformel: „Die Herren Bürgermeister, Schöffen und Kommissarien wünschen euch Glück." In England bestand unter Cromwell sogar eine Zeit lang die obligatorische Zivilehe. Als man in Frankreich noch am Vorabend der Revolution daran ging, das jahrhundertealte Unrecht gegen die Reformirten gut zu machen, wußte man für das Eheschließungsrecht keinen andern Weg zu finden, als den der fakultativen Zivilehe. Das Toleranzedikt Ludwigs XVI. von 1787 gestattete die freie Wahl zwischen der Eheschließung vor dem katholischen Pfarrer oder dem königlichen Richter. Bis dahin hatte es, seit der Aufhebung des Edikts von Nantes, in Frankreich für die Protestanten keine Möglichkeit einer rechtsgiltigen Eheschließung gegeben, da staatlich nur die nach der Vorschrift des Konzils von Trient, d. h. vor dem katholischen Pfarrer, geschlossenen Ehen anerkannt waren. Die Ehen, die in den gesetzlich verbotenen gottesdienstlichen Versammlungen der Hugenotten in der Wildnis eingesegnet waren, galten vor dem Gesetz als Konkubinate, die Kinder solcher Gatten als uneheliche. Gleichfalls durch unabweisliche Rücksichten der Parität gelangte man in England 1836 zur Einführung der fakultativen Zivilehe für Katholiken und Dissenter.

Mehr noch als Rücksichten praktischer Notwendigkeit wirkten grundsätzliche Anschauungen, die seit der Reformation die Geister beherrschten. Die Reformation hatte die mittelalterliche Vermischung von Kirche und Staat grundsätzlich aufgehoben. Sie lehrte die weltliche Obrigkeit als eine zu eignem Recht bestehende, selbständige, von der geistlichen Gewalt unabhängige Gottesordnung kennen. Und wenn auch der Gang der Dinge, namentlich in Deutschland, zunächst nur die Folge zu haben schien, daß die Kirche im Staat aufging, so wirkte doch der Gedanke, daß man die beiden Regimente, das geistliche und weltliche, nicht in einander mengen und werfen solle, wie die Augsburgische Konfession (Art. 28) fordert, ununterbrochen weiter und gelangte mehr und mehr zum Durchbruch. Damit konnte aber auf die Länge ein Zustand nicht bestehen, wo eine gottesdienstliche Handlung gleichzeitig ein weltliches Rechtsgeschäft war und der Geistliche vor dem Altar, im geistlichen Amtskleid, betend und segnend als Beamter der weltlichen Obrigkeit handelte. War doch von Anfang an, wie es Luther im Traubüchlein ganz offen und frei zugestanden hatte, die Gesetzgebung bezüglich der Eheschließung an die weltliche Obrigkeit übergegangen und dadurch allmählich das Eheschließungsrecht samt dem übrigen Eherechte zu einem Bestandteil des weltlichen Zivilrechts geworden. Völlig ausgebildet erscheint diese Richtung in dem preußischen Allgemeinen Landrecht, das eigentlich nur vermöge einer Folgewidrigkeit und ohne innern Grund die Trauung durch den Geistlichen bestehen ließ: dieser war zum Hilfsbeamten der weltlichen Obrigkeit geworden. Die Logik des Gedankens drängte auf eine Scheidung dessen, was des Staates und was der Kirche war.

Ein Versuch, hierzu zu gelangen, wurde auf katholischem Boden in Frankreich gemacht. Der französische Klerus verfocht, im Gegensatze zu der offiziellen römischen Theorie, als Lehre der gallikanischen Kirche eine eigentümliche Theorie über das Ehesakrament. Nach dieser besteht das Ehesakrament nicht in der ehelichen Gemeinschaft, sondern in der priesterlichen Einsegnung; vollzogen wird also das Sakrament nicht durch die Gatten, sondern durch den segnenden Priester (nach dogmatischer Ausdrucksweise: der Minister des Sakramentes ist

der Priester, nicht die Gatten). Der Konsensus der Gatten, wodurch ihr Gemeinschaftsverhältnis begründet wird, ist sonach nicht geistlicher Natur, es ist ein bürgerlicher Vertrag, der als solcher in das Gebiet der weltlichen Obrigkeit, des Staates, fällt. Dieser verfügt über die Bedingungen seines Zustandekommens und seiner Lösung. Erst indem der Priester die so geschlossene Ehe segnet, erhält sie die Sakramentseigenschaft; aber der Priester soll keine andre Ehe als bürgerlich giltige einsegnen, und auch, wo die priesterliche Einsegnung fehlt, bleibt die Ehe als eine bürgerlich giltige bestehen.

Ob das gut katholisch war, mag dahingestellt sein. Genug, die beschriebene Auffassung war und blieb als die Lehre der gallikanischen Kirche in dem alten Frankreich maßgebend. An sie knüpfte die Revolution an, indem sie kurz und gut die Ehe als einen bürgerlichen Vertrag behandelte, ihr Zustandekommen von einer für alle gleichen bürgerlichen Rechtshandlung abhängig machte (Gesetz vom 20. September 1792.). Das Konkordat von 1801, das die katholische Kirche in Frankreich wiederherstellte, ließ es dabei. 1803 ging die Zivilehe in das Napoleonische Gesetzbuch, den Code civil, über und ist mit diesem in die eroberten Nachbarländer Belgien, Holland und das linksrheinische Deutschland vorgedrungen. Die belgische Verfassung von 1830 behielt sie bei. Die deutsche Nationalversammlung von 1848 dekretirte in den von ihr verkündigten „Grundrechten des deutschen Volkes“: „Die bürgerliche Giltigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Zivilaktes abhängig, die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Zivilaktes stattfinden.“ Die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850 verhieß die Einführung der Zivilehe durch ein besondres Gesetz.

Daß die Sache nicht in Vergessenheit geriet, vielmehr die Notwendigkeit einer Sonderung des weltlichen und geistlichen Gebietes im Eheschließungsrecht sich immer mehr fühlbar machte, dazu wirkte erfolgreich die Bewegung mit, die innerhalb der preußischen Geistlichkeit schon seit den dreißiger und vierziger Jahren, dann hauptsächlich seit 1850 in Bezug auf die Wiedertrauung Geschiedener im Gange war. Die äußerst laxen Vorschriften des Allgemeinen Landrechts über die Eheschließung gaben dazu die Veranlassung. Viele Geistliche weigerten sich, Personen zu trauen, deren frühere Ehen in Gemäßheit des Landrechts geschieden waren, jedoch aus Gründen, die mit den Geboten der heiligen Schrift nicht vereinbar waren. Sollte hier der Staat auf die Geltendmachung seines eignen Rechtes verzichten, oder sollte er gegen treue Geistliche einen Zwang üben, um sie zur Verrichtung einer Handlung zu bestimmen, die ihr Gewissen ihnen verbot? Hier blieb kein andrer Ausweg als der, Kirche und Staat je auf ihrem Gebiete unabhängig zu stellen, mit andern Worten die Einführung der Zivilehe, sei es auch zunächst nur der fakultativen. Selbst Friedrich Wilhelm IV. erkannte das, nachdem verschiedne Ausgleichsversuche gescheitert waren, an. In einer Kabinetsordre von 1857 sprach er sich dahin aus, daß „eine völlig korrekte Behandlung der Ehescheidungssachen durch die Kirche erst dann möglich sein werde, wenn dieselbe durch die Gestattung der bürgerlichen Ehe auch für solche Personen, welche aus der Landeskirche nicht ausgeschieden sind, gänzlich von allen menschlichen Rücksichten befreit sein werde.“

Wie bekannt, hat der „Kulturkampf“ unrühmlichen Andenkens der Zivilehe zum endlichen Durchbruch verholfen. Das Zivilehegesetz war eins von den Kampfgesetzen, wodurch man die Macht der römischen Kirche zu brechen gedachte, freilich mit sehr unvollkommnem Erfolge. Die evangelische Kirche mußte sich dann nach dem Grundsatze der „Parität“ die gleiche Behandlung gefallen lassen. Abgesehen indessen davon und von den zum Teil recht unerfreulichen nächsten Wirkungen, die der Uebergang zur Zivilehe gehabt hat, muß man unbefangenerweise anerkennen: die Zivilehe mußte kommen und wäre, wenn nicht so, dann anders zweifellos doch gekommen.

Die Eheschließung erfolgt also jetzt, nach dem Wortlaut des Gesetzes (§ 52), „durch die an die Verlobten gerichtete Frage des Standesbeamten ꝛc., durch die bejahende Antwort der Verlobten und den hierauf erfolgenden Ausspruch des Standesbeamten ꝛc.“ Dies ist seit dem 1. Januar 1876 geltendes Recht im deutschen Reiche.



Man hat gefragt, ob durch die vorstehende Bestimmung der Grundsatz des Tridentinischen Beschlusses auf das staatliche Gebiet übertragen sei, so daß die Ehe durch den Konsens der Brautleute geschlossen und dieser Konsens durch den Standesbeamten, wie dort durch den Pfarrer, nur beurkundet werde, oder ob der Standesbeamte wirklich traue, d. h. als Vertreter einer über den Verlobten stehenden Autorität durch seine Handlung die Ehe schaffe. v. Schubert (S. 109) stellt sich auf die Seite der ersteren Ansicht, doch wird sich das gegenüber dem klaren Wortlaut des Gesetzes schwerlich halten lassen. Die Ehe kommt zu stande durch den Konsens der Verlobten und durch die Erklärung des Beamten, nicht bloß vor ihm, wie dort coram parocho. Es ist also streng genommen nicht unrichtig, von einer „Ziviltrauung“ zu reden, wiewohl nicht angemessen, da sich durch den stehend gewordenen Sprachgebrauch die Bezeichnung „Trauung“ auf die kirchliche Handlung fixirt hat.

Für die katholische Kirche ist jener Akt der Reichsgesetzgebung, wie sie es ansieht, nicht vorhanden. Wo über einen Gegenstand ein kirchliches und ein staatliches Gesetz nebeneinander bestehen, da hat nach bekannten, ex cathedra verkündigten Grundsätzen das Kirchengesetz den Vorzug: das Staatsgesetz, so weit es den kirchlichen Geboten widerspricht, ist nichtig und wirkungslos. Die Kirche hat nun die Eheschließungsform längst in ihre Gesetzgebung hereingezogen, vielleicht wegen der Sakramentsnatur der Ehe, aber sie hätte es auch ohne das gekonnt; sie hat ja die Macht, wie über diesen, so über jeden beliebigen Gegenstand des öffentlichen oder Privatrechts Gesetze zu geben, z. B. auch über die Zuckersteuer oder die dreijährige Dienstzeit, sobald ihr unfehlbares Oberhaupt es als notwendig zum Heil der Seelen erkennt. Was die Staatsgesetzgebung davon Abweichendes aufstellen mag, ist ohne Bedeutung. Hieraus folgt, daß für die Katholiken oder, nach katholischer Anschauung richtiger, für alle Getauften kein andres Gesetz gilt als das Dekret von Trient oder, wo es nicht verkündigt ist, die altkanonischen gemeinrechtlichen Sätze. Was in Gemäßheit des Reichsgesetzes auf dem Standesamt vorgeht, ist ohne Bedeutung; daß der Staat den dort geschlossenen Verhältnissen gewisse familien- und vermögensrechtliche Wirkungen beilegt, die eigentlich nur der Ehe zukommen, macht sie noch lange nicht zu wirklichen Ehen.

Innerhalb der evangelischen Kirche sind dergleichen Phantasien eine Unmöglichkeit. Auf protestantischem Boden ist im Ernste kaum je bezweifelt worden, daß durch den Akt vor dem Standesbeamten eine wirkliche Ehe zu stande komme. Es blieb ganz vereinzelt, als der Rostocker Dieckhoff die Anschauung entwickelte: die „göttliche Zusammenfügung“ der Ehe sei gebunden an das Thun des kirchlichen Amtes. Indem der Geistliche das Wort des Zusammengebens ausspreche, „erwirke“ er dadurch die Zusammenfügung der Verlobten zur Ehe von Seiten Gottes. Ehen, die nicht durch den Dienst des kirchlichen Amtes geschlossen seien, seien mithin nicht „göttlich zusammengefügt,“ wenn sie auch als Rechtsverhältnisse Bestand haben möchten. Er kam so zu dem Schlusse, daß zwischen dem kirchlichen Akte und dem reichsgesetzlich geforderten bürgerlichen Akte ein „inneres Gegensatzverhältnis“ bestehe, der letztere daher weichen müsse.

Das fand, wie gesagt, keine Nachfolge. Aber gar gern hätte man doch der kirchlichen Handlung irgend einen Anteil an der Schließung der Ehe gerettet. Der Geistliche sollte nicht als der Macht beraubt erscheinen, durch sein Wort eine thatsächliche Wirkung hervorzubringen, eine Realität zu schaffen, die ohne sein Thun nicht möglich wäre. Man ließ den Akt vor dem Standesbeamten als rechtliche Eheschließung bestehen und redete daneben von einer christlichen Eheschließung durch die Trauung in der Kirche. Bei der Entstehung der Ehe, wurde gesagt, wirken außer den angehenden Gatten selbst alle die verschiedenen Lebensgemeinschaften zusammen, denen sie angehören, der Staat, die Familie, die Kirche; sie kommen daher nicht in einem Augenblick zum vollen Bestande, sondern in einem längern oder kürzern Zeitverlauf durch eine Reihe aufeinander folgender Handlungen. Zu diesen gehöre der Zivilakt, dessen eheschließende Wirkung also nach einer, nämlich der bürgerlich-rechtlichen Seite, unbedenklich anzuerkennen sei; zu ihnen gehöre ebenso die kirch-

liche Trauung, und diese stehe mithin nicht weniger als jener in der Reihe der Eheschließungsakte.*) Man übersah, daß man mit dieser Theorie, abgesehen davon, daß sie mit dem geltenden Rechte in offenbarem Widerspruch stand, auf eine längst überwundene Stufe der Entwicklung zurücktrat.

Anderswo**) hieß es: Die Verlobten haben vor dem Standesbeamten ihren eignen menschlichen Willen erklärt, Ehegatten zu sein, und sich dadurch unter das vom Staat gegebene bürgerliche Ehegesetz gestellt. Die kirchliche Trauung aber sei „Eheschließung in Kraft des göttlichen Wortes“ und „der Eintritt in eine besondre Gottesordnung“; die angehenden Gatten werden in der Trauung „einander gegeben,“ sie empfangen „das göttliche Recht“ und „die göttliche Gabe der Ehe.“ Von einer bloßen Segnung der geschlossenen Ehe und einem bloßen Gelöbnis ihrer christlichen Führung zu reden, hieße die kirchliche Handlung zu einem wertlosen, unwahren Gepränge herabsetzen.

Alle diese und andre, zum Teil recht absonderliche Versuche, neben der bürgerlichen eine kirchliche Eheschließung nachzuweisen, m. a. W. der Kirche oder dem Geistlichen die Macht zu vindiziren, in irgend einem Sinne durch ihr Thun Ehen zu schaffen, gehören jetzt der Vergangenheit an. Ohne auf die darüber geführten Verhandlungen zurückzukommen,***) legt unser Verfasser in bündiger und einleuchtender Weise dar, was sich als das jetzt unwidersprochene Ergebnis jener Verhandlungen herausgestellt hat.

Sein Ausgangspunkt ist, daß es eine Form zur Schließung einer christlichen Ehe im Unterschied von der bürgerlich-rechtlichen nicht geben kann. Er schließt sich dem Satze von Rudolf Sohm an:

Dieselbe Ehe kann nicht zweimal geschlossen werden, so wenig wie dieselbe Sache zweimal geschenkt werden kann. Der Begriff der Schließung einer christlichen Ehe, welche nicht zugleich die Schließung einer bürgerlichen Ehe wäre, ist ein Widerspruch in sich selbst.

Eine christliche Ehe, sagt er mit Recht, kann nicht in irgend welcher Form geschlossen, sondern nur geführt werden.

Ein besondrer Akt, irgend eine sichtbare Form, kann die Ehe nicht zu einer christlichen machen, wie sie dieselbe zu einer rechtlichen machen kann; nur der ethische Inhalt christlicher Sittlichkeit, mit der die geschlossene Ehe erfüllt wird, der in diese gewissermaßen hineingegossen wird, macht die Ehe zu einer christlichen Ehe, erhebt sie in immer steigendem Maße zur Ehe in dem christlichen Vollsinn, in welchem sie ein Abbild ist des Verhältnisses Christi zur Gemeinde.

Was bleibt hiernach nun für die kirchliche Feier der Eheschließung übrig? Wir wollen darüber v. Schubert selbst reden lassen. Er sagt:

Es ist davon auszugehen, daß die Zwei nicht auf einer einsamen Insel leben, sondern Glieder der Gesamtheit sind, nicht nur der staatlichen Gesamtheit, sondern auch der Gesamtheit derer, die mit ihnen den gleichen christlichen Glauben und die gleiche christliche Sittlichkeit, also auch den gleichen christlichen Ehebegriff teilen. Die Eheleute sind zugleich Glieder der Kirchengemeinschaft. Erstlich: die Kirche als die ideale Gemeinde, die Trägerin des göttlichen Geistes, die Verwalterin des göttlichen Wortes, hat die Aufgabe von Gottes wegen, Zeugnis abzulegen von dem, was das Wort Gottes über die Ehe sagt, und seine Forderungen zur Geltung zu bringen, den Nupturienten darum am ersten Beginn ihres ehelichen Standes die Gewissensfrage vorzulegen, ob sie ihren Entschluß an jenen christlichen Forderungen geprüft haben und im Hinblick auf sie ausführen wollen, auf ihr Ja hin ihren neuen Stand in Gottes Namen zu bestätigen und zu segnen. Es ist zweitens die Verpflichtung eines jeden, der sich als ein Glied an dem Leibe des Herrn weiß und sich unter sein Wort gestellt fühlt, sich auch bei diesem Lebensentschluß zu den Normen der christlich-sittlichen Lebensordnung zu bekennen und Bestätigung und Segen durch Hand und Mund des Dieners am Wort zu begehren. . . . Die Trauung als Ganzes ist also von seiten der Kirche ein Stück ihrer Wortverwaltung, von seiten des Kirchengliedes ein Akt des bekennenden Glaubens.

So weit erscheint die kirchliche Trauungsfeier als ein Bedürfnis und als Offenbarung der subjektiven Frömmigkeit der Verlobten. Sie könnte also oder sollte vielmehr unterbleiben, wo ein solches Bedürfnis nicht vorhanden ist, um nicht zur subjektiven Unwahrheit zu werden. Aber sie hat auch eine objektive Seite. Sie ist die Erfüllung einer sozialen Pflicht der angehenden Ehegatten gegenüber der kirchlichen Gemeinschaft. Die christliche Gemeinde setzt sich zusammen aus christlichen

*) Handtmann, Ueber Traurecht und Trauformen. 1876.

**) Cremer, Die kirchliche Trauung. 1875.

***) Auch die obigen Zitate sind in v. Schuberts Schrift nicht enthalten.



Familien, sie hat ihre Grundlage an dem christlichen Hausstand. Es ist darum ihr Recht, von denen ihrer Glieder, die einen neuen Hausstand gründen wollen, eine Erklärung darüber zu fordern oder ein darauf gerichtetes Gelöbnis entgegenzunehmen, daß der neue Hausstand ein christlicher sein, sich in die christlichen Lebensordnungen einfügen werde.

Wie es für den Staat, der auf der Familie ruht, in seiner Sphäre ein Rechtsbedürfnis ist, daß der Zusammenschluß zweier seinem Rechtsgebiet unterworfener Personen zur gemeinsamen Lebensführung nicht geschehe ohne Unterwerfung unter seinen Ehebegriff und seine Eheordnung, so ist es für die Kirchengemeinschaft, die auf dem christlichen Hausstande ruht, in ihrer Sphäre ein Rechtsbedürfnis, zu wissen, ob der neubegründete Hausstand sich zu dem christlichen Ehebegriff und der christlichen Eheordnung bekennt und also der Kirchengemeinde zuzuzählen ist.

Von dieser Seite angesehen ist die kirchliche Trauung ein Stück notwendiger Kirchenordnung, deren Beobachtung die Kirche um ihres Bestandes willen von ihren Gliedern fordern muß, unabhängig von dem mehr oder weniger kräftigen subjektiven Bedürfnis in ihnen.

Danach wird sich die Form der kirchlichen Trauungshandlung zu gestalten haben. Sie besteht erstlich darin, daß dem Paare Gottes Wort und Gebot über den Ehestand vorgelegt wird, es sei in agendarischer Form oder in freier Ansprache, wobei in einem wie im andern Falle die Verlesung der grundlegenden Stellen der heiligen Schrift nicht fehlen sollte, dann in den Traufragen und deren Beantwortung durch beide. Die Fragen dürfen niemals darauf gerichtet sein, ob die Gefragten sich zur Ehe nehmen wollen — denn das ist geschehen —, sondern ob sie die Ehe, in die sie eintreten, als eine heilige Gottesordnung erkennen und nach Gottes Wort und Gebot zu führen entschlossen seien. Der Bejahung der Fragen durch die Brautleute entspricht (so will es v. Schubert in Uebereinstimmung mit den meisten) die feierliche Annahme und Anerkennung der darin liegenden Zusage durch den Geistlichen namens der Kirche, dann die Segnung des Bundes unter Gebet.

Jene Annahme und Anerkennung erfolgt in den meisten der neuerdings entstandenen Trauformulare entweder in der Form des Zusammensprechens oder des Bestätigens. Ersteres, das Zusammensprechen, geht zurück auf Luthers Traubüchlein („weil denn Hans und Grethe einander zur Ehe begehren ꝛc., so spreche ich sie ehelich zusammen im Namen ꝛc.“) und ist von dort in die meisten norddeutsch-lutherischen Kirchenordnungen übergegangen. Die Form des Ehebestätigens findet sich bei den Protestanten zuerst in der von Brenz verfaßten Brandenburg-Nürnbergischen Kirchenordnung von 1532 („die eheliche Pflicht, die ihr da vor Gott und seiner Gemeinde einander gelobt habt, bestätige ich aus Befehl der christlichen Gemeinde“), sie hat sich vorherrschend in Süddeutschland eingebürgert. Beide Formen schließen sich an vorreformatorische Ueberlieferung an. Daß von Luther das „ich spreche sie ehelich zusammen“ nicht im konstitutiven, sondern im deklaratorischen Sinne verstanden war, ist zweifellos; für ihn stand es ja fest, daß die beiden, die vor dem Pfarrer erschienen, durch die vorausgegangene Verlobung bereits ehelich verbunden waren, nicht es jetzt erst werden sollten. Und was den Sinn des „Bestätigens“ im Sprachgebrauch des sechzehnten Jahrhunderts betrifft, so ergiebt sich dieser deutlich aus der sechsten von Luthers Ablaßthesen: „Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei.“ Es heißt, in feierlicher Form bezeugen und beurkunden.

Anders kann es denn auch nicht gemeint sein, wenn gegenwärtig bei der evangelischen Trauung von einem Zusammensprechen der Gatten oder einem Bestätigen ihres Bundes geredet wird (wie v. Schubert: „ihren neuen Stand in Gottes Namen zu bestätigen,“ „die kirchliche Legitimation der Ehe“ u. dergl.). Aber der Sprachgebrauch hat sich seit jenen Tagen geändert. Der Mensch von heute kann, wenn er den Pfarrer sagen hört: „Ich spreche euch zusammen,“ dies nicht anders verstehen als so, daß dieser beanspruche, die zwei, die bis jetzt nicht Ehegatten seien, durch sein Wort zu solchen zu machen, und das „ich bestätige euern Bund“ klingt für ihn unvermeidlich so, als ob dem geschlossenen Bunde etwas von rechtlicher Kraft und

Wirkung hinzugefügt werden solle, was ihm noch fehle. Er wird die Formeln, weil sie einmal in Gebrauch stehen, hinnehmen, aber etwas von ungelöstem Mißverständnis wird, und sei es unbewußt, immer zurückbleiben. Alle offiziellen Erklärungen und Vorbehalte können das nicht ändern.

Es fragt sich aber, ob es wohlgethan ist, durch den fortdauernden Gebrauch altertümlicher Formeln Mißverständnisse hervorzurufen, die unmöglich zum Guten dienen können. Auch ist es fraglich, ob es notwendig sei, jener Annahme der gegebenen Zusage, jener Anerkennung der betreffenden Ehe als einer nach christlicher Ordnung geschlossenen einen besondern Ausdruck zu geben. Sie liegt schon deutlich und kräftig genug darin, wenn der Trauende auf das Ja der Brautleute sofort als Gegenrede einen herzlichen Segensspruch folgen läßt, etwa so (mit segnender Geberde über den zusammengefügten Händen des Paares): „So sei denn euer Bund gesegnet im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der allmächtige Gott, der euch zu dem Bunde der Ehe berufen hat, der gebe euch dazu viel Gnade und Friede, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hilfe zu allem Guten nach dem Reichtum seiner Barmherzigkeit. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Daß die hier zur Erwägung gegebene Form — unbeabsichtigt — mit dem Vorbilde Calvins und den alten reformirten Kirchenordnungen zusammentrifft,*) wird ihr nicht zum Vorwurf gereichen. Ein Stück konfessionellen Gegensatzes zwischen lutherischem und reformirtem Protestantismus liegt hier gar nicht vor.**)

Wie dem nun sei, das ist gewiß, daß unsre evangelische Trauung auch bei der neuern Gestalt der Dinge und ohne daß wir nötig hätten, die Zivilehe als eine unberechtigte Usurpation der weltlichen Gewalt abzuweisen oder zu ignoriren oder zu dem nebelhaften Begriff einer kirchlichen Eheschließung neben der bürgerlichen unsre Zuflucht zu nehmen, an ihrem Werte nicht eingebüßt hat. Sie hat dadurch, daß ihr die Geltung als rechtliche Eheschließungsform, welche die kirchliche Feier des Ehebeginnes lange Jahrhunderte hindurch nicht gehabt hat, und welche in unsern deutschen Landeskirchen erst etwa zweihundert Jahre alt ist, wieder entzogen wurde, an eigentümlichem Inhalt keineswegs verloren, eher vielleicht, da dieser nun im Unterschied vom Fremdartigen klarer hervortritt, gewonnen. Sie steht jetzt da, nach dem zutreffenden Ausdruck des Kirchenrechtslehrers v. Scheurl, als die „rein religiöse Ergänzung des Eheschließungsaktes," „eine Ergänzung — sagt v. Schubert —, nicht weil es dem Zivilakt an Rechtskraft gebricht, sondern er seiner Natur nach außer stande ist, religiöse Güter zu spenden." Sie ist so wenig sinn- oder inhaltslos geworden, als die Taufe dies geworden ist, seitdem die Einträge im Taufbuch nicht mehr zugleich als standesamtliche Geburtseinträge gelten und die Kinder ihre Namen nicht erst bei der Taufe, sondern schon bei der Anzeige auf dem Standesamte erhalten.***)

Unter den Epochen der Vergangenheit weist die, die wir in Luthers Traubüchlein vertreten sahen, die größte Verwandtschaft mit dem heutigen Stande der Dinge nach. Man ist so weit gegangen, zu behaupten, daß durch das Zivilstandsgesetz der alte deutschrechtliche Zustand wiedergekehrt sei: der altdeutschen Verlobung entspreche die standesamtliche Eheschließung, der alten Trauung unsre kirchliche Trauung als die thatsächliche Einführung in die rechtlich bereits begründete Ehegemeinschaft.

*) Bei Calvin (La manière de celebrer le sainct Mariage. Corp. Ref. XXXIV, 203) spricht der Kirchendiener nach dem Jawort der Brautleute: Le père de toute misericorde, qui de sa grace vous a appelez à ce sainct estat de Mariage, pour l'amour de Jesus Christ son Filz ... vous doint son sainct Esprit pour le servir et honorer en ce noble Estat. Amen. In der Pfälzer Kirchenordnung von 1563 heißt es: „Der Vater der Barmherzigkeit, der euch durch seine Gnade zu diesem heiligen Stand der Ehe berufen hat, verbinde euch mit rechter Liebe und Treue und gebe euch seinen Segen."

**) Die oben erörterten Fragen hat v. Schubert nicht besprochen.

***) Eine ganz andre Frage ist, wie die Zivilehe und die Art ihrer Einführung auf das Empfinden und Urteilen des Volks gewirkt hat. Wir fürchten, daß hier die schwersten Fehler gemacht worden sind, daß das kirchliche Bewußtsein des Volks damals eine Erschütterung erlitten hat, an der es noch krankt. Wir können das hier nur andeuten. D H



Das ist jedoch nur richtig, so lange wir uns auf dem Boden der christlich bestimmten Sitte bewegen. Gewiß wird ein christlich fühlender Mann, auch nachdem das Protokoll auf dem Standesamte unterzeichnet ist, nicht die Rechte des Ehemannes seiner Braut gegenüber geltend machen mögen, so lange sie nicht zusammen vor dem Altar gestanden haben. Rechtlich angesehen aber ist jener Satz falsch. Die alte Trauung war eine rechtlich wirksame Handlung, durch sie gelangte die in der Verlobung begründete Ehe zur rechtlichen Vollendung. Das trifft bei unsrer kirchlichen Trauung nicht zu. So weit es die rechtliche Wirkung angeht, ist jetzt beides, die Verlobung und die Trauung des alten Rechts, in dem Zivilakte vereinigt.

In der Hauptsache aber sind wir in der That durch das Zivilehegesetz zu dem Stande der Dinge zurückgekehrt, wie er zu Luthers Zeiten war. Wir haben eine außerhalb der Kirche sich vollziehende, lediglich dem bürgerlichen Rechte angehörende Eheschließung und im Anschluß daran eine von den Beteiligten frei zu erbittende Handlung der Wortverwaltung und Segnung vor dem Altare. Die Zivilehe hat einem Zustande ein Ende gemacht, der durch die seit dem sechzehnten Jahrhundert eingetretene Verquickung der deutschen Landeskirchen mit dem Staate bedingt und ermöglicht war, mit deren Aufhören aber den Boden verlieren mußte. Unsre evangelische Trauung, wie sie als die Frucht einer langen Geschichtsentwicklung sich herausgebildet hat, wird nicht schwinden, so lange es christlich empfindende Herzen und christlich bestimmte Gewissen und so lange es eine evangelische Kirche giebt, die ihres Berufes eingedenk ist. K K

## Die Bedeutung des Vatikanischen Konzils

Uebersicht: 1. Das Konzil; 2. Die Folgen

### 1. Das Konzil

Alle Dispositionen waren im voraus getroffen, und nichts fehlte mehr.
Perrone.

Unter der ungewohnten Hitze des zunehmenden Sommers fingen die zu Rom bereits seit den letzten Monaten des vorhergehenden Jahres versammelten Väter an furchtbar zu leiden. Aber mit dieser leiblichen Pein wuchs auch die geistige Qual, der sie bei den fortschreitenden Verhandlungen immer schmerzlicher inne wurden. Mit welcher gehobenen Stimmung hatten sie ihre Heimat verlassen, mit welchen Entschlüssen ausgerüstet waren sie hingezogen, um teilzunehmen an einer Beratung, von der die Weltgeschichte zu erzählen haben würde. Wie sehr mußte die Freudigkeit erlahmen bei dem schleppenden Gang der Verhandlungen, bei der Umständlichkeit der Geschäftsordnung, bei dem Gebrauch der lateinischen Sprache, die von den verschiedenen Nationalitäten verschieden ausgesprochen wurde, bei der parteilichen Abstimmung, da die vielen Italiener, die vielen vom Papste ganz abhängigen, vielleicht eben erst ernannten Bischöfe mit Sicherheit den Erfolg allemal auf ihrer Seite hatten.

Noch aber war diese innere Zerrissenheit nicht so an den Tag getreten. Vielmehr bestrebte man sich nach außen den Thatbestand durch immer dringender wiederholte Verbote der Veröffentlichung durch die Presse zu verdecken und den Eindruck der stolzen geschlossenen Einheit auf alle Weise zu retten. Dazu mußte das Schaugepränge der Prozessionen dienen, und gerade in den heißen Junitagen bot das Fronleichnamsfest eine lebhaft ergriffene Gelegenheit dazu. Da schritten sie in stattlichem Aufzuge, die Bischöfe in ihren weißen, die Kardinäle in ihren purpurnen Gewändern, die orientalischen Prälaten mit ihren ehrwürdigen weißen Bärten, zum Teil mit edelsteinbesetzten Kronen auf dem Haupte, vor dem Papste einher, der sich auf einem Sessel tragen und mit Wedeln aus kostbaren Straußenfedern Kühlung zufächeln ließ. Das gab eines jener glänzenden Schauspiele, in denen die römische Kirche so Großes leistet und die Gemüter, besonders der farbenfrohen Südländer, gefangen nimmt. Unterbrechen konnte das wohl auf kurze Stunden und in wohlthätiger Weise den Kampf, aber nicht beilegen.

In früheren Zeiten hatten schreiende Uebelstände, die Heilung erforderten, die widerwilligen Organe der römischen Kirche zur

Berufung von Konzilien genötigt, dagegen war der eigentliche Zweck des Vatikanischen Konzils verschwiegen geblieben. Zwar erging sich die Einladung in Aufzählung aller möglichen Schäden, die abzustellen das Konzil berufen sei, aber den eigentlichen Zweck bildete doch die Erklärung der Unfehlbarkeit. Dieser letzte Zweck, so sorgsam er vorbereitet war, enthüllte sich erst nach und nach in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit.

Zunächst hatten sich die Väter mit einer ganz harmlosen Vorlage über den Glauben zu beschäftigen. Als aber der Papst, der sich, von seinen jesuitischen Freunden übelberaten, der Hoffnung hingegeben hatte, er werde auf dem Konzil lauter bereitwillige Jasager finden, erkannte, daß man auf dem eingeschlagnen Wege schwerlich zum Ziele gelangen würde, ließ sich eine Mehrheit von 410 Prälaten bereit finden, in einem Gesuche vom 6. Januar 1870 den Papst zu bitten, den heilsamen Lehrsatz von der Unfehlbarkeit zu verkündigen. Obwohl nun 137 Väter unter dem 21. Januar eine lebhafte Gegenvorstellung erhoben, so war doch der gewünschte Anstoß und Anfang nun gegeben. Dem Konzil wurde ein neues Lehrstück zur Verhandlung unterbreitet, das Lehrstück von der Kirche, das in seinem elften und zwölften Kapitel den Primat, d. h. die Herrscherstellung des Papstes beschrieb. Vom 29. April an aber erging unter Beisetzung aller andern Kapitel die neue Weisung an das Konzil, sich fortan nur mit der Lehre vom Primat zu beschäftigen. Diese Lehre war in vier Stücke zerlegt. Das erste handelte von der Einsetzung, das andre von der beständigen Dauer, das dritte von der Natur und dem Wesen, das vierte von der Unfehlbarkeit des Primats. Besonders auf die beiden letzten Stücke kam es an, über sie kam es zu heißem Ringen. Denn wenn das dritte Stück dem Papste nicht nur die Oberhoheit über die ganze Kirche, sowie über jedes einzelne ihrer Glieder unmittelbar zuerkannte, den Bischöfen aber jede selbständige Bedeutung absprach, so setzte das vierte Stück dieser schrankenlosen Selbstherrlichkeit mit der Erklärung der Unfehlbarkeit die Krone auf.

Daher war es nicht zu verwundern, daß sich hier der entschiedenste Widerspruch erhob. Es ist anzuerkennen, daß man im Konzil die Gegenpartei sich aussprechen ließ. Allein da die Redner nur nach der Ordnung ihres Ranges zu Worte kamen, sodaß in den seltensten Fällen die Gegengründe den Behauptungen folgten, so gestaltete sich die Verhandlung als eine zufällige Reihenfolge verschiedener vorher ausgearbeiteter Reden, die dann abgelesen des unmittelbaren Eindrucks entbehrten. Hatte aber einer sich zu weit herausgewagt, so versäumte es der Papst nicht, ihn besonders vorzunehmen, zu tadeln und zum Widerruf zu nötigen. Ueberhaupt legte er sich keinen Zwang auf, diejenigen, die für die Unfehlbarkeit arbeiteten, zu loben und auszuzeichnen, alle gegenteiligen Anstrengungen aber zu hemmen. Während er z. B. im ersten Falle die Zeitungsschreiber (Veuillot) auszeichnete, wurde den gelehrten Werken deutscher Bischöfe der Druck verweigert.

So war es den Vätern heiß geworden innen und außen. Aber in den langen Verhandlungen bis zum 13. Juli hielten alle geduldig aus, die einen, um den Papst zu erfreuen (schwebten doch fünfzehn erledigte Kardinalshüte als lockende Belohnung über den Häuptern der Ehrbegierigen), die andern aber in der Treue, die alles daransetzen will, um Unheil zu verhüten, und in der stillen Hoffnung, daß vielleicht noch unvermutet eine plötzliche Wendung eintreten könnte oder sonst ein ehrenvoller Ausgang aus solchem Gedränge sich erschlösse. Aber auch wenn einer lieber nicht ausharren, sondern hätte entschlüpfen wollen, so sah er sich durch die Polizei an der Abreise verhindert: „in dieser Feuerglut des italienischen Sommers sollte durchaus dem Papste der köstliche Wein der Unfehlbarkeit reifen.“

Der 13. Juli brachte die Abstimmung über die genannten vier Sätze von dem päpstlichen Primat. Von den 764 Gliedern des Konzils waren nur noch 692 vorhanden: von ihnen stimmten 451 mit Ja, 88 mit Nein, 61 mit beschränktem Ja, 91 fehlten wegen Krankheit.

Gegen die Unfehlbarkeit stimmten: Fürsterzbischof Schwarzenberg aus Prag, Rauscher aus Wien, Scherr aus München, Deinlein aus Bamberg, Ketteler von Mainz, Förster von Breslau, Forwerk von Dresden, Dinkel von Augsburg, Krementz von Ermeland, Namszanowsky, Probst der preußischen Armee, von Berlin, Hefele von Rottenburg.



Die Zeit bis zum 18. Juli, an welchem Tage in öffentlicher Sitzung die Abstimmung und die feierliche Verkündigung des neuen Dogmas erfolgen sollte, wurde verschieden benutzt. Zunächst wurden den Bischöfen ihre Pässe zugestellt, sodaß niemand mehr an der Abreise verhindert war. Ehe aber die Bischöfe der Opposition den also gewiesenen Weg antraten, legten sie in einem Schreiben an den Papst Verwahrung gegen die neue Lehre ein und sandten, um nichts unversucht zu lassen, eine Abordnung unter Simor, dem Erzbischof-Primas von Ungarn, an den Papst, die ihn beschwor, von dem unheilvollen Entschluß abzulassen. Als Ketteler, der Bischof von Mainz, vor dem Papste flehend sich wand, da wurde dieser doch unsicher und entließ die Deputation mit tröstlichen Verheißungen. Aber bald darauf erschienen Manning und Senestrey und brachten ihn wieder in die nötige Verfassung. Denn der Mann, der nächstens als unfehlbar vor der Welt dastand, pflichtete gern der Ansicht dessen bei, der zuletzt mit ihm geredet hatte (Döllinger).

So ertönten denn in der vierten öffentlichen Sitzung am 18. Juli die 533 Ja und 2 Nein, und der Papst konnte beruhigt seine Unfehlbarkeit, die ihm unabhängig von der Bestimmung der Kirche zukomme, verkündigen. „Wenn aber jemand, was Gott verhüte, dieser Unsrer Bestimmung zu widersprechen wagt, der sei verflucht!“

So war denn das vorbereitete und erstrebte Ziel erreicht. Eine Anzahl der Väter setzte zwar die Verhandlungen über untergeordnete Fragen bis zum 20. Oktober fort, an welchem Tage es auf bessere Zeiten vertagt wurde, aber niemand konnte ihm ferner eine besondre Bedeutung beimessen. E K

---

## Ein Patrimonium der Enterbten

### 3. Das Prinzip der Organisation

Als die Arbeit in Friedrich-Wilhelmsdorf begonnen wurde, lag es in dem Plane, die in die Kolonie Aufgenommenen nach Durchlaufung der im vorigen Abschnitte geschilderten Lern- und Vorbereitungszeit zu freien Eigentümern ihres Gütchens zu machen. Der Wert eines solchen war auf etwa 4000 Mark angesetzt. Von dieser Summe sollte der angehende Kolon 3000 Mark, die er durch die vorausgegangene mehrjährige Arbeit auf dem Hauptgut erworben oder gutgeschrieben bekommen hatte, als Anzahlung leisten; das übrigbleibende Viertel sollte vorerst als Hypothek auf dem Besitztum ruhen bleiben und nach und nach aus dem Ertrag des Gutes getilgt werden. Das hört sich sehr verständig und praktisch ausgedacht an. Es wird auch thatsächlich der einzige Weg sein, auf dem man schließlich ein Kolonat in das Eigentum eines Kolonisten überführen kann. Und daß dieses Letztere das Ziel sein müsse, wenn man überhaupt einen Heimatlosen seßhaft machen und ihm zu einem behaglichen Dasein verhelfen wolle, scheint vielen außer Zweifel zu stehen. Die Bestrebungen, in ähnlicher Weise den Angehörigen der besitzlosen Klassen zu Haus und Acker zu verhelfen, spielen ja gegenwärtig eine große Rolle. Man glaubt damit den wirtschaftlichen Notständen durchgreifende Abhilfe schaffen können. „Wenn jedermann sein eignes Heim besäße, würde keine soziale Frage mehr existiren.“ Das ist eine häufig gehörte Rede.

Wir können uns vielleicht gerade an unserm Beispiel klar machen, was Wahres an ihr ist. Es wird nicht schwer sein, sich ein Bild von den Schicksalen der Kolonisten und von der Entwicklung der Kolonie zu entwerfen, für den Fall, daß in der angegebnen Weise verfahren würde. Zweifellos wird nicht jeder, der nach den Lehrjahren endlich Besitzer eines Kolonats geworden ist, auch darauf gedeihen. Mancher der Ansiedler wird sich auf die Dauer nicht als tüchtiger Arbeiter und einsichtiger Landwirt bewähren. Mit dieser Möglichkeit muß umso mehr gerechnet werden, wenn man bedenkt, aus welchen Elementen sie gewonnen werden sollen. Doch auch ganz abgesehen von ihrem Vorleben und ihren persönlichen Eigenschaften ist die Annahme nicht abzuweisen, daß eine Anzahl von ihnen in Rückgang gerät und schließlich zu Grunde geht.

Die Schwierigkeiten, mit denen der Kleinbetrieb in Landbau und Handwerk zu kämpfen hat, fordern jahraus jahrein ihre Opfer; ihnen würde auch unter den Kolonieinsassen mancher trotz Tüchtigkeit und ungeachtet alles aufgewendeten Fleißes erliegen. Dabei würde sich ihm gerade der Umstand, daß er sein Gut käuflich an sich gebracht hat, verhängnisvoll erweisen. Er hat das kleine Vermögen, das er in langjähriger Arbeit zusammengespart, ganz oder doch größtenteils in den toten Grund und Boden gesteckt und fängt nun seine Thätigkeit mit leergewordner Kasse an. Um ein Arbeitsfeld zu gewinnen, hat er sich der Betriebsmittel entblößt, vermöge deren er erst seine Arbeit fruchtbringend machen könnte. Das für die Wirtschaft unentbehrliche Geld kann er sich nur dadurch beschaffen, daß er Schulden macht. Zu der ursprünglich auf dem Anwesen ruhenden Hypothek wird eine neue aufgenommen, oder noch wahrscheinlicher, ein Wucherer wird in aller Heimlichkeit aufgesucht, der zu hohen Prozenten Vorschüsse bis an die äußerste Grenze des Risikos giebt. In günstigen Jahren mögen die Zinsen, wenn auch nur unter großen Entbehrungen, aus den Erträgen des Ackers und Stalles bestritten werden. Tritt aber ein Mißjahr ein oder folgen gar mehrere, so hört diese Möglichkeit auf und die Katastrophe bricht herein. Der Verschuldete muß Haus und Hof verlassen und kann froh sein, wenn ihm wieder die Thür geöffnet wird, von wo aus er einst hoffnungsvoll den Ausgang zu einem neuen Leben genommen hatte.

Und wenn es einem auch gelingt, sich selber bis an sein Lebensende auf seinem Besitztum zu behaupten, werden es doch seine Hinterlassenen in der Regel nicht vermögen. Nach dem Tode des Vaters muß das Erbe geteilt werden. Entweder wird das Gut zerstückelt, und so entstehen jene verhängnisvollen Zwergwirtschaften, die zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel abwerfen. Oder der Aelteste übernimmt die Liegenschaft; dann muß er die Geschwister abfinden und sich aus diesem Grunde mit Schulden belasten. In beiden Fällen wird also das Ende ähnlich dem eben beschriebenen sein, nur daß es von der ersten in die zweite Generation verschoben ist.

Das ist das Los der Leute. Und wie verhält es sich mit dem Gute? Vielleicht gelingt es dem Kolonievorstande, es wieder an sich zu bringen. Vielleicht auch nicht. Dem Wucherer, der dem verschuldeten Besitzer das Geld vorgeschossen hat, liegt viel daran, in der Kolonie Fuß zu fassen. Er plant die Errichtung einer Fabrik, oder er geht damit um, eine Schnapsschenke zu eröffnen. Er bietet weit mehr, als der Kolonievorstand aufwenden will oder kann, und erwirbt den Besitz. Er erwirbt auf ähnliche Weise noch ein paar Güter dazu, die er zusammenschlägt und durch Tagelöhner bebauen läßt. Dieser Mann hat schließlich den Nutzen von all den Opfern, die in menschenfreundlicher Absicht gebracht worden sind.

Und es ist nicht einmal bloß der Ruin eines Ansiedlers, woraus solche bedauerliche Folgen erwachsen. Auch das Aufblühen der Kolonie kann von ähnlichen Wirkungen begleitet sein. Die Moorkultur steht gegenwärtig noch in ihren Anfängen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß über gar nicht lange Zeit neue und bessere Mittel gefunden werden, jenen Boden ertragfähig zu machen. Durch jede neue Erfindung wird der Bodenwert gesteigert werden. Spekulative Köpfe werden sich auf seine Ausbeutung werfen; lieber als reines Oedland werden sie natürlich Gegenden aufsuchen, wo der Anbau schon begonnen hat und Arbeitskräfte vorhanden sind. Sie machen verlockende Anerbieten, um Ackerland zu bekommen, weil sich das anzulegende Kapital, wenn auch jetzt nur mäßig, später voraussichtlich reich rentirt. Wie viele Kolonen werden da nicht verleitet werden, ihre Besitzung, die seinerzeit 4000 Mark gekostet hat, nun für 5000 Mark und mehr loszuschlagen! Einer gedenkt mit dem Gelde einen Kramladen zu errichten, der andre möchte in die Stadt ziehen und sich drinnen vorwärts bringen. Ob es ihnen gelingt, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist wieder ein Stück Land, das bestimmt war, einem gemeinnützigen Zwecke zu dienen, und dafür jahrelange Arbeit gekostet hat, seinem eigentlichen Zwecke entfremdet worden.

Die angenommene Wertsteigerung der Liegenschaften ist mehr als eine bloße Hypothese. Es ist ein feststehendes ökonomisches Gesetz, daß sich der Preis des Grund und Bodens parallel mit der Zahl der Bewohner bewegt. Jede neue Seßhaftmachung, die der Kolonievorstand veranlaßt, wird also verursachen, daß die vorhandenen Anwesen mehr gelten, jede Aufwendung, die er aus seinen Mitteln im öffentlichen Interesse macht, wird diese Wirkung noch verstärken. Um diese Aufwendungen zu machen, muß er immer aufs neue an den wohlthätigen Sinn appelliren; die aus ihnen erwachsenden Vorteile werden Wucherer und Spekulanten in ihre Tasche fließen lassen. Das Eindringen fremder Elemente, die der Kolonieleitung unabhängig gegenüberstehen und deren Interessen den ihrigen vielfach widersteiten, wird ihre Thätigkeit, die erzieherische und die wirtschaftliche, von Jahr zu Jahr erschweren; schließlich wird die ganze Arbeit, und wenn Anstrengungen auf Anstrengungen gehäuft, Geldsummen um Geldsummen zusammengebracht würden, das Füllen eines Danaidenfasses sein.



Wir haben einen ganz bestimmten Grund gehabt, dieses Bild einer eventuellen künftigen Entwicklung so ausführlich zu zeichnen. Es hat uns dabei ein allgemeineres Interesse geleitet, als bloß die Teilnahme an dem Geschicke einer vereinzelten wohlthätigen Unternehmung. Man kann es nur mit tiefem Bedauern mit ansehen, wie in ähnlicher Weise große und bewunderungswürdige Anstrengungen, durch die das traurige Los der Armen und Elenden gelindert werden soll, ohne jeden durchgreifenden Erfolg bleiben, wie so manche begeistert begonnene und von großen Hoffnungen begleitete Arbeit schließlich spurlos im Sande verläuft, und zwar aus ganz demselben Grunde, weil bei der Ausführung ein folgenschwerer Fehler gemacht worden ist.

Eines der beredtesten Zeugnisse dafür ist jene in mehrfachem Sinne berühmt gewordene cité ouvrière zu Mülhausen im Elsaß, deren Zustände neuerdings von einem jüngern Nationalökonomen, Herkner, eingehend untersucht und beschrieben worden sind. In jener Stadt hatten vor mehreren Jahrzehnten humangesinnte Fabrikanten für ihre Arbeiter Häuser gebaut, die nach ihrem Plane reine Musterwohnungen werden sollten und bis in die jüngste Zeit, ehe man sich die Mühe einer Prüfung durch den Augenschein nahm, auch allgemein als solche galten. Es war beabsichtigt, fleißigen und sparsamen Arbeitern die Erwerbung eines eignen Heims zu ermöglichen, indem man ganz kleine, monatlich zu entrichtende Teilabzahlungen von ihnen entgegennahm. Soweit gelang die Absicht. Eine ganze Reihe unter den bessersituirten Arbeitern setzte sich in den Besitz eines Hauses. Aber gerade der ursprüngliche Plan wurde dadurch völlig vereitelt. Die neuen Hausbesitzer bekamen sehr rasch Hausbesitzerinteressen, sie suchten das veranlagte Kapital so rentabel als möglich zu machen. Andre veräußerten ihr Anwesen mit der Zeit und es kam an Leute, die es gleichfalls nur erworben hatten, um zu gewinnen. Die Räumlichkeiten wurden in einer geradezu unglaublichen Weise mit Mietern und Aftermietern angefüllt. Der Untersucher fand Verhältnisse, die den schlimmsten Zuständen unsrer Großstädte gleichen. Mehrere dieser, ihrer ganzen Anlage nach bloß für eine einzige Familie bestimmten Cithäuser beherbergten zwanzig Leute und darüber; in einem hausten sechs Familien und ein alleinstehender Mann, zusammen zweiundvierzig Personen. Die in der edelsten Absicht ins Leben gerufene Musterarbeiterstadt war im Verlaufe von drei Jahrzehnten in ihr vollständiges Gegenteil verkehrt worden.

Es ist mit den Händen zu greifen, welches der verhängnisvolle Fehler ist, der die beschriebenen unheilvollen Wirkungen verursacht. Er besteht darin, daß das Eigentumsrecht an Grund und Boden aus den Händen gegeben wird. Es läßt sich leicht nachweisen, daß die geschilderten Mißstände mit einem Schlage verschwänden, wenn an Stelle des Verkaufs die Miete oder Pacht gesetzt würde. Der Preis könnte dabei so billig als möglich gestellt, die Miet- oder Pachtperiode so lange, als es dem Benützer beliebte, angesetzt werden. Aber man hätte es nun stets in der Hand, zu verhindern, daß ein Hausinhaber seine Räumlichkeiten in eigensüchtiger, gesundheitsschädlicher, sittengefährlicher Weise ausnützte. Einem Pächter wäre es unmöglich gemacht, leichtsinnig ein Besitztum zu verschleudern

und in falsche Hände zu bringen, das erworben ward, dem Volkswohle zu dienen und nicht der Gewinnsucht. Die von den Leitern des gemeinnützigen Werkes im öffentlichen Interesse gemachten Anlagen, statt die Taschen von Bodenspekulanten zu füllen, brächten jetzt denen einen Gewinn, die sie hervorgerufen, und dieser Gewinn könnte aufs neue im öffentlichen Interesse verwendet werden. Die Arbeit der Gemeinschaft lohnte sich so stets auch für die Gemeinschaft, als deren Glied doch auch jeder Einzelne wieder entsprechenden Vorteil zöge.

Allerdings müßten die Insassen einer so eingerichteten Kolonie oder Arbeiterstadt darauf verzichten, freie Eigentümer ihres Besitztums zu werden. Wer das als einen Nachteil ansehen will, wird wenigstens zugeben müssen, daß er durch alle jene günstigen Wirkungen reichlich aufgewogen wäre. Aber es steht überhaupt in Frage, ob der vermeinte Nachteil sich bei näherer Betrachtung thatsächlich als ein solcher erweist.

Freier Eigentümer ist ein schönes Wort. Doch wie viele, die als solche angesehen werden, sind in Wirklichkeit das reine Gegenteil davon! Wir haben oben flüchtig die mannigfachen Schwierigkeiten gestreift, mit denen der Stand der kleinen Bauern heutigen Tages zu kämpfen hat; diese Schwierigkeiten werden noch wesentlich dadurch verstärkt, daß die Verschuldung ihres Grundbesitzes teilweise bis ins Ungemessene gewachsen ist. Vor mehreren Jahren sind in Baden und Hessen genaue amtliche Untersuchungen, „Enqueten," über die Lage der Landwirtschaft angestellt worden, und die in ausführlichen Berichten niedergelegten Ergebnisse dieser Untersuchungen stellen jene leidige Thatsache unzweifelhaft fest. In Hessen z. B. hat sich ergeben, daß von hundert Landwirten durchschnittlich dreiundsechzig verschuldet sind und zwar in der Höhe von etwa einem Viertel des Wertes ihrer Liegenschaft. Bedenkt man nun, daß die aufgenommenen Kapitalien mit fünf Prozent, teilweise sogar noch höher verzinst werden müssen, so begreift man, wie schwer dem Besitzer eines solchen belasteten Gutes das Fortkommen gemacht wird.

Am ungünstigsten ist die Lage der Bauern, deren Besitztum nur bis zu zehn Hektar oder vierzig Morgen umfaßt. Sie bilden in Hessen die überwiegende Mehrzahl der Landwirte; in den von der Kommission untersuchten Gemeinden befand sich mehr als die Hälfte, siebenundfünfzig Prozent, des bebauten Landes in den Händen solcher kleinen Leute. Von dem verschuldeten Grundbesitz gehörten ihnen volle drei Viertel; er war im Durchschnitt mit dreißig Prozent seines Wertes belastet, in einzelnen Gemeinden stieg die Belastung bis zu fünfzig Prozent des Bodenwerts.

Diese hessischen Verhältnisse mögen typisch für ganz Südwestdeutschland, ja für alle Landschaften, wo der Kleinbauerstand vorherrscht, sein. Ein Landwirt aber, dessen Besitztum zum Drittel oder gar zur Hälfte des Wertes mit Hypotheken beschwert ist, ist alles eher als ein freier Eigentümer davon. Er führt nur den Namen eines solchen und hat nur die Nachteile, die der Besitz eines Grundeigentums mit sich bringt. Alle Lasten liegen auf ihm, aber die Früchte des Grund und Bodens, die er sein eigen nennt, reifen zum guten Teil für den, der die Schuldverschreibungen in den Händen hat.

Unter solchen Umständen wird also das eigne Heim vielmehr zu einem Fluche als zu einem Segen, und es ist zweifellos, daß die soziale Frage nicht nur nicht gelöst, sondern bedeutend verschärft würde, wenn man aus den Besitzlosen nichts weiter als verschuldete und überschuldete Besitzer zu machen wüßte.

Alles dieses erwogen, muß es als ein Beschluß von weittragender Bedeutung angesehen werden, daß der Leiter von Friedrich-Wilhelmsdorf das ursprüngliche Vorhaben, das für den Anbau gewonnene Land nach und nach in den Privatbesitz der Ansiedler überzuführen, nunmehr aufgegeben hat. Er hat den Versuch gemacht, statt dessen eine Organisation zu schaffen, die jedem Einzelnen alle Wohlthaten des unbeweglichen Privateigentums gewähren soll, ohne ihn den Nachteilen und Gefahren eines solchen preiszugeben, und die andrerseits auch der Gemeinschaft die Erträgnisse der durch gemeinschaftliche Leistungen und Aufwendungen hervorgerufenen Einrichtungen zu sichern imstande ist.



Diese Organisation ist allerdings erst in ihren allerersten Anfängen vorhanden; aber Cronemeyer hat sich in seinem neuesten Schriftchen gerade über diesen Punkt sehr eingehend verbreitet, sodaß es möglich wird, sich ein Bild von der ihm vorschwebenden Zukunftsgestalt der Kolonie zu machen. Sein Grundgedanke ist der, daß aller zur Kolonie gehörende Grund und Boden nicht in Einzelhände kommen, sondern unveräußerliches Eigentum der Gesamtheit bleiben soll, und daß den Kolonieinsassen in umfassendster Weise Gelegenheit geboten wird, sich die Vorteile des Assoziationswesens für Verbrauch und Erwerb zu eigen zu machen.

Friedrich-Wilhelmsdorf wird danach der Typus einer Art von Vereinigungen sein, denen man etwa den Namen „Bodengenossenschaften" geben könnte, und von denen wir glauben und hoffen, daß sie in nicht ferner Zukunft eine höchst bedeutungsvolle und segensreiche Rolle in unserm wirtschaftlichen und sozialen Leben zu spielen berufen sind. Fl

---

## Der Nächste

Soziales Drama in fünf Aufzügen von Friedrich Lange*)

Ein soziales Drama — das ist etwas Neues, wenn man die Sache so verstehen will wie der Dichter. Es soll uns hier nicht nur ein Bild des modernen Gesellschaftslebens vorgeführt werden; es wird uns auch das Mittel angegeben, wodurch die schweren Notstände unsrer Zeit am besten bekämpft werden. Die Lösung der sozialen Frage lautet einfach und schön: Die opferwillige Liebe, gegründet auf selbsterworbenen Glauben und getragen von starker Willenskraft, ist allein imstande, dauernde Hilfe zu bringen. Darum ist dem Drama das Motto beigegeben: „Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm that."

Der Held des Stückes ist ein Pastor, in dessen Parochie zwei Eisengießereien liegen. Die Arbeiter werden von einem Agitator zum Streiken veranlaßt, und auf ihrer Seite steht auch Pastor Lorenz. Während des Streiks unterstützt er die Arbeiter, soweit seine Kräfte reichen; aber als zuletzt ein Vergleich zu stande kommt, erntet er schnöden Undank und muß mit Entsetzen die Roheit des niedern Volkes sehen. Trotzdem entzieht er ihm seine Liebe nicht:

> Aus diesem verwirrten Haufen spricht die Menschheit selbst, roh und dumpf und unverständig, denn der Geist der Menschheit ist in diesen Leuten auch verdunkelt. Sie haben es ja verlernt, das eigne Herz zu erkennen und was von guter Regung darin wohnt.

Ein verarmter Arbeiter weist seine Hilfe ab und sagt zu ihm: „In meiner Haut stecken Sie doch nicht drin, Herr Pastor; Sie können mir nicht helfen!" Da erfaßt ihn mit plötzlicher Gewalt der Gedanke, ein Arbeiter zu werden, um den Arbeitern zu helfen. Sie müssen sonst an ihrem eignen Hasse zu Grunde gehen, auch wenn sie siegen. Sie fangen mit der Selbstsucht an, anstatt mit Liebe, Geduld und eignem Beispiel der Entsagung einzudringen in den thörichten Eigennutz der Reichen. Es ist ihm klar geworden, daß die unselige Sklaverei des Geldes jedermanns Plage ist:

> Der Tag muß kommen, da die Reichen ihr Geld von sich werfen wie ein stinkendes Gift, und mit dem Gelde all ihre Unrast und Bedrängnis, weil wir mit unserm Beispiel ihre Sehnsucht wecken werden, so still und friedlich im Gewissen zu sein wie wir!

Diese Anschauung von der Liebe als dem besten Heilmittel der sozialen Notstände bildet den Untergrund des ganzen Schauspiels. Aber eine entsagungsfreudige Liebe muß es sein. Pastor Lorenz hätte am liebsten Hand in Hand mit seiner Braut, einer Pfarrerstochter, sein neues Leben der Entsagung und helfenden Liebesarbeit begonnen. Aber eine frühere Leidenschaft wacht wieder in ihm auf, als er in der Frau eines benachbarten Kirchenpatrons seine einstige Geliebte wiederfindet, mit der er vor Jahren in der Thorheit jugendlicher Schwärmerei einen „Seelenbund" geschlossen hat. Wohl versucht er sich aufzuraffen und das verführerische Weib von seinem Herzen fernzuhalten; aber mit dem feinen Instinkt ihrer Liebe merkt seine Braut,

*) Der Verfasser ist Mitherausgeber der „Täglichen Rundschau."

daß in seinem schweren Kampfe nur die Vernunft siegreich bleibt wider die gewaltsam verhaltene Glut. Wohl reißt er die sündige Leidenschaft aus seinem Herzen; aber die Stelle bleibt leer. Diese Erkenntnis bricht ihr das Herz, und nur der Tod kann ihr Genesung bringen. An der Leiche seiner toten Braut richtet sich der Unglückliche wieder auf. Jetzt ist er frei von allen irdischen Rücksichten, und keine Liebesleidenschaft wird ihn der großen Arbeit seiner Zukunft entfremden. „Alles muß nun an die Liebe gesetzt werden, alles — und zuerst das eigne Selbst!"

In der Ruhe eines mit sich selbst und mit der Welt zufriedenen Mannes hat Pastor Lorenz in seiner Gemeinde gewirkt. Dann bringt die neuerwachte Leidenschaft und daneben der Arbeiterausstand sein ganzes Innere in furchtbare Erregung, bis zuletzt alles zu der Klarheit sich durchringt, die aus Sturm und Ungewitter geboren ist und festen Bestand haben wird.

Man wird sagen, daß hier ein unklarer Idealismus zum Ausdruck kommt. Am Schlusse des Stückes ist Lorenz reif zum Eintritt in einen katholischen Mönchsorden, wo er Ketzer bekehren oder betteln gehen kann. Wo und wie sollte er als gewöhnlicher Arbeiter eine erfolgreiche Thätigkeit entwickeln und dadurch an der Lösung der großen Frage mitarbeiten? Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es dem Dichter freisteht, das Nicht-Wirkliche zur Wirklichkeit zu machen und dem Gedanken neue Wege zu bahnen. Und andrerseits — verlangt nicht unser Herr das Gleiche, daß wir sollen alles verlassen und ihm nachfolgen? Was die evangelische Kirche an jedem Sonntag auf den Kanzeln predigt, das ist hier mit etwas andern Worten, aber doch in demselben Geiste gesagt. Wir haben uns leider daran gewöhnt, unser Christentum den gesellschaftlichen Verhältnissen gemäß zurechtzuformen, und wir befinden uns ganz wohl dabei. Da mag man wohl den Kopf schütteln und es nur dem Dichter verzeihen, daß er solchen Nebeldunst unklarer Ideen vor uns aufsteigen läßt; aber es wird doch Wahrheit bleiben, daß nur die Ganzen und nicht die Halben den Sieg erringen können. Als es sich in der Reformationszeit darum handelte, das Christentum aus dem Irrtum herauszureißen, da fehlte es nicht an dem liebesstarken Glauben, der sich selbst und die Welt verleugnet. Die Zeit scheint nicht ferne zu sein, wo ein viel ärgerer Feind uns zum Entscheidungskampfe aufruft. Dann werden solche Männer nötig sein, die mit glaubensstarker Liebe dem vergiftenden Atheismus und der seelentötenden Geldsucht entgegentreten. Darum ist dieses Schauspiel ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Der Anarchismus und die Sozialdemokratie und in beiden der materialistische Pessimismus haben längst angefangen, die Poesie für ihre Zwecke dienstbar zu machen. Dieser Macht gegenüber dürfen wir nicht in stumpfer Gewohnheit mit dem Alten uns begnügen. Freudig begrüßen wir diesen Anfang als eine poetische That, der noch weitere folgen werden.

Zur weiteren Charakterisirung des Dramas bemerken wir, daß es in seiner Darstellung und in der Sprache einen vortrefflichen Realismus kundthut. Das Leben wird uns so vorgeführt, „wie es ist." Die dramatische Muse führt uns hier nicht aus der alltäglichen Stimmung heraus in das Reich des Ideals, um uns von dorther neue Begeisterung für große Gedanken und Thaten mitzuteilen. Hier sehen wir, wie das Leben des Tages, die gewohnte Arbeit des Berufs Unheil oder Frieden bringt, je nachdem das Herz leer ist oder Ideale hat. Ein solcher Realismus dient einer großen Aufgabe. Bittere Wahrheiten sagt der Dichter dem Stande der Arbeitgeber; es ließe sich manches, als stände es in einem demokratischen Leitartikel.

Lorenz: Meinen Sie denn, Sie könnten mit Ihrer Klugheit und dem gelassenen Gesicht die sorgenvolle Gier Ihres Herzens verbergen, von der Sie sich endlos weiter hetzen lassen, und denken noch, es müßte so sein und wäre gut so, wie es ist? Sie kämpfen schwer, Sie kämpfen unermüdlich — das seh ich wohl. Und wenn Sie wieder einmal einen Konkurrenten geschlagen oder wieder einmal Ihre Fabrik vergrößert haben, dann schwillt Ihnen das Herz im Triumph. . . . So ist diese Arbeit beschaffen, daß Hunderte dürftig anbeißen müssen, damit einer reichlich habe. Gott und das sittliche Gewissen sind nicht in solcher Arbeit! Und nun kommt die Zeit, wo dies offenbar werden soll. Der Trotz der Arbeiter kämpft gegen die Blindheit der Herren, hart und unerbittlich, und wenn etwa einer nachgiebig wäre und Einsicht hätte, so kann er allein es doch nicht zum Frieden wenden.

Wehagen: Ist das erlaubt, wie? Das müssen Sie ja auch wissen, Herr Kandidat, ist das erlaubt?



Schindler: Nein, es ist einfach eine unbegreifliche Verirrung!

Wehagen: Hören Sie das? He? Antwort will ich! Ich frage, ob es erlaubt ist, daß ein christlicher Pfarrer Aufruhr predigt? Antwort!!

Lorenz: Legen Sie Ihrer wilden Bestie Ketten an, Herr Wehagen, daß sie nicht zum Grauen der Menschen hier wild umherläuft! Und eine Antwort will ich geben! Wenn Sie jemals glaubten, die Kirche müsse das Schutzgitter Ihrer Habsucht sein und der Geistliche eine Vogelscheuche, um die hungrigen Vögel von Ihrem Garten abzuwehren, dann haben entweder Sie der Kirche oder die Kirche hat Gott sehr viel abzubitten.

Unter den Arbeitgebern ist Baron v. Clausbruch noch geneigt, mit den Arbeitern um ihrer selbst willen zu verhandeln und nicht mit der alleinigen, brutalen Rücksicht auf den eignen Nutzen; aber er macht Bankerott darüber, weil er es nicht zugleich versteht, gegen jüdische Geschäftsschlauheit auf der Hut zu sein. Das größere Kapital und die Hartherzigkeit behalten den Sieg.

Der Regierung thut der Dichter unrecht, indem er den Landrat als den Vertreter eines so hohlen, aufgeblasenen Bureaukratismus einführt, wie er heutzutage doch wohl selten geworden ist. Es fehlt aber nicht eine gute Satire auf den warmen Wind, der vor einiger Zeit von der Regierungsseite her die Arbeiter anwehte.

Landrat: Nun, Leute, wollen wir mal sehen, was sich für euch thun läßt — wie? was? Mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, zwischen euch und euerm Arbeitgeber zu vermitteln. (Zu einem Gendarm, der einen Burschen zurückdrängt:) Mann, was machen Sie denn da? Lassen Sie doch den Herrn ruhig etwas näher treten! So verkehren wir hier doch nicht. Wir wollen Vertrauen zu einander haben — wie? was?

Stimme aus der Menge: Du, Berliner, hörste den flieken? Dat's 'n ganzen Feinen.

Eine gute Illustration zu dem vortrefflichen Aufsatz in Nr. 10 der Evangelischen Kirchenzeitung über das Verhältnis des Geistlichen zu dem Patron und den Arbeitern bildet folgende Stelle:

Pastor Berkhan: O bitte sehr, Herr Baron, ganz nach Ihrem Belieben, mein verehrter Herr Patron.

Baron v. Clausbruch: Richtig, ich bin ja nun auch ihr Patron! Spaßhaft, Ines, wie? Ich und Kirchenpatron! (Zu Pastor Lorenz:) Nun sagen Sie mir aber vor allem, mein lieber Herr Pastor, wie sind Sie mit Ihrer Stellung zufrieden? Gut, na, das freut mich. Ihre Gemeinde ist ziemlich groß, wie?

Lorenz: Nun, die Bevölkerung ist seit der Vergrößerung der Wehagenschen Werke nicht unerheblich gewachsen. Die Gemeinde — ich verstehe darunter die innerlich zur Kirche Gehörigen — ist kleiner geworden.

v. Clausbruch: Unkirchlich — wie? Ja, ja, das ist die allgemeine Klage. Die Arbeiter sind zuchtlos, vergnügungssüchtig — ja, die Zeit, die Zeit!

Lorenz: Die Zeit hat wohl kaum Schuld daran. Aber wie sollte man von den Arbeitern verlangen, daß sie sich um Religion und Kirche kümmern, da es die höhern Stände doch auch nicht thun?

v. Clausbruch: Natürlich, natürlich. Man muß ein gutes Beispiel geben — natürlich! Und ich sagte deshalb schon neulich zu meiner Frau, daß wir hier nun doch mindestens ein um den andern Sonntag die Kirche besuchen würden. Selbstverständlich!

Lorenz: Warum wollen Sie sich den Zwang anthun, Herr Baron? Gott bedarf doch nicht unsrer Anstandsvisiten!

Wir wünschen dem Drama einen großen Leserkreis, auch unter den Geistlichen. Man wird sich erfreuen an dem Geist des Stücks, dem warmen religiösen Ton und an der vortrefflichen Darstellung, und man wird darüber die Schwächen der Charakteristik und einige Unnatürlichkeiten leicht vergessen.*) Möchte nur manches Wort auf einen guten Boden fallen und Frucht bringen!

*) Hierzu gehört das Schlußmotiv: Der Selbstmord der Pfarrerstochter. Ist es schon überhaupt bedauerlich, wenn ein Großes und Neues anstrebender Dichter um eine so abgebrauchte Lösung (?!) des Knotens, wie der Selbstmord es ist, nicht herumkommt, so wirkt es überaus widerwärtig, daß es eine Pfarrerstochter ist, die Hand an sich legt. Und es ist keine Pfarrerstochter von Taubenhain, sondern das edelste, frömmste Wesen von der Welt. Hier leidet der Realismus des Dichters völlig Schiffbruch: eine edle und fromme Pfarrerstochter thut dergleichen nicht. Und was sollen wir von dem Christentum des Pastors Lorenz halten, der sich von dem so ganz unchristlichen Opfer seiner Braut noch zum christlichen Opfer des eignen Lebens begeistern läßt? Richtig gedacht konnte die That der Braut nur einen völlig entnervenden und entwurzelnden Eindruck auf ihn machen. Schade, daß um dieses entbehrlichen Motivs willen das Drama auch in Kreisen, wo es vornehmlich wirken könnte, nicht wirken wird, und daß wir von hier aus den Dank erheblich einschränken müssen, der sonst mit Recht oben dem Dichter gezollt wird. D H

Von kulturgeschichtlichem Interesse ist die einfache Thatsache, daß und wie der Dichter hier einen Pastor auf die Bühne gebracht hat. Man muß es ihm hoch anrechnen. Freilich ob die Bühnenleitungen bei aller Anerkennung, die sie dem Stück unmöglich versagen können, sich auch entschließen werden, es zur Aufführung zu bringen? v d H

## Verschiedenes

**(Noch einmal der „Geschichtsschreiber der Wahrheit")** Unsre Leser erinnern sich, daß in Nr. 25 und 26 d. Bl. mit der neuesten Kriegswaffe der Sozialdemokratie, der Blosschen Bearbeitung von Zimmermanns Geschichte des Bauernkriegs, ins Gericht gegangen wurde. Nun macht uns einer unsrer Freunde darauf aufmerksam, daß nicht erst Blos Zimmermann als den „Geschichtsschreiber der Wahrheit" feiert, sondern daß diesen Titel die Gartenlaube in ihrem 1869er Jahrgang für ihn gemünzt hat. Sie bringt S. 292 ff. einen Artikel über ihn mit der Aufschrift: „Ein Geschichtsschreiber der Wahrheit." Er wird darin erhoben als „der Verfasser der ersten wahrhaften und redlichen Geschichte des großen deutschen Bauernkrieges, der unerschrockene Enthüller und Verbreiter geschichtlicher Wahrheit. Das ist des Mannes größtes, aber ein beneidenswertes Verdienst, ... der gar wohl durch den Ehrentitel eines deutschen Geschichtsreinigers ausgezeichnet werden darf." Von der 1840—44 erschienenen Geschichte des Bauernkriegs singt die Gartenlaube noch 1869 folgendes Loblied: „Da kam Zimmermanns Werk, das zum erstenmale jene Zeit einer geisterweckten deutschen Erhebung nicht bloß vom Standpunkte einer freiern Weltanschauung aus betrachtet, sondern vor allem die Schlacken zu lösen sucht, mit denen die Parteileidenschaft seit Jahrhunderten die Charaktere jener Zeit ebenso ungerecht zu ihren Gunsten wie zu ihrem Nachteil entstellte." Der Aufsatz schließt mit den bemerkenswerten Worten: „In demselben Geiste der Unparteilichkeit und Wahrheit [wie zuvor von Zimmermann gerühmt worden] hat die Gartenlaube seit ihrem Bestehen mit ihren Geschichtsbildern zu wirken gestrebt, und es geschieht aus diesem gesinnungsverwandtschaftlichen Gefühl, daß wir dem wackern deutschen Geschichtsreiniger als ein Zeichen wohlverdienter Anerkennung seines Wirkens auf dem Felde der Wahrheitsforschung und des Freiheitskampfes diesen Artikel widmen." Im Jahrgange 1877 (!) desselben Blattes folgt ein neuer Artikel über Zimmermann unter der Aufschrift: „Noch einer vom alten Schrot und Korn," der die zuletzt angeführten Worte wiederholt und das 1869 abgegebene Urteil ausdrücklich bestätigt (S. 799 f.).

Diese Beobachtung ist sehr interessant. Sie bestätigt, was wir auch sonst wissen, woher die Sozialdemokratie ihre Geschichtswissenschaft bezieht: von den Gelehrten der Gartenlaube (wir fügen hinzu: wie sie früher war) und Genossen. Die andre Quelle heißt Janssen und Genossen. Davon ein andermal. R

**(Ein ungedruckter Brief Ernst Moritz Arndts)**, gerichtet an den verstorbnen Kommerzienrat Schnitzler in Solingen.

Frankfurt, den 27. Hornungs 1849

Verehrter Freund!

Ich muß Ihnen und meinen Landsleuten in den Bergen wohl recht herzlichen Dank sagen für Ihre liebe Zusendung, die mir und allen meinen hiesigen Freunden aus der Seele geschrieben war. Sie ist am gehörigen Orte eingereicht; aber ob sie und ob viele ähnliche, welche einlaufen, die gehörige Berücksichtigung finden werden, das steht sehr dahin.

Lieber Freund, ich und meine Freunde hier befinden uns ganz auf Ihrem Wege, und es ist uns kein Zweifel, daß Deutschlands künftiger Kaiser erstlich erblich seyn muß, und daß es 2) der mächtigste Herrscher des Vaterlandes, daß es der König von Preußen seyn muß, und daß auf diesem Wege allein des großen Vaterlandes Macht, Ehre und Ruhm und seine Freiheit und Wohlfahrt in allen Zweigen menschlicher und bürgerlicher Thätigkeit und Gewerbsamkeit nur geschaffen und geschirmt werden kann; aber wir stehen, wie sie alle wißen, schon seit Monaten in einem schweren Kampf mit vielen kabinettlichen und mit allen österreichischen Pfiffen und Anzettelungen, wozu sich die Dunkelmänner, die Ultramontanen, bei welchen man fragen kann, ob sie überhaupt ein Vaterland haben, auch noch geschlagen haben. Wolle Gott, daß es beßer ende, als es oft aussieht! Indessen wir wollen redlich fortstreben und den Mut nicht sinken laßen.

Gott mit Ihnen! Herzlichste Grüße allen Freunden.

In deutscher Treue

Ihr

E. M. Arndt

**(Ein Kirchenpatron)** So widerwärtig die Sache ist, können wir nicht umhin, dem öffentlichen Urteil Folgendes preiszugeben. Ein sogenannter evangelischer Kirchenpatron, Großgrundbesitzer im preußischen Osten, pflegt Bewerbern um eine der von ihm zu vergebenden Pfarrstellen Fragebogen vorzulegen, worin er sich nach Herkunft, Vermögen, Frau u. s. w. erkundigt. Unter diesen Fragen befinden sich folgende: „Sind Sie bescheiden?" „Riechen Sie aus dem Munde?" Es ist uns unmöglich, dem Weiteres noch hinzuzufügen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 30 der „Chronik der Christlichen Welt"**



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Frida Hertel**
**Günther Wendt**
Kgl. Kadettenpfarrer
Verlobte.
Marburg — Ploen
Juli 1891.

Junger, gut ausgeb. **Kaufmann,** des Französischen mächtig, sucht möglichst außerhalb der Großstadt in einem Hause, vorzugsw. Fabrikgesch., wo christl. Grundsätze herrschen, Stellung oder auch sonst verwandtes, geeignetes Wirkungsfeld. Assoc. mit tücht. Fachmann nicht ausgeschl. Gefl. Off. sub **B. A.** postl. Chemnitz i. S. erbeten.

Die Geburt eines kräftigen Knaben beehren sich ergebenst anzuzeigen
Professor **Mirbt** und Frau Grete geb. Wagner.
Marburg, den 15. Juli 1891.

Feine ganzleinene Einbanddecken zur Christlichen Welt, Jahrgang 1 bis 4 sind für je 1.60 Mk., durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Leipzig **F. W. Grunow**

**Cand. theol.,** bereits als Hauslehrer thätig, **sucht** zum 1. Septbr. oder später gleiche Stellung oder als Vikar oder Prädikant. Offerten unter **W. H.** durch die Exped. dieses Blattes.

**Diasporakonferenz.**
Die diesjährige Versammlung der Diasporakonferenz findet Mittwoch den 30. September abends 7½ Uhr und Donnerstag den 1. Oktober vormittags 9 Uhr in Dresden, Brauns Hotel, statt.
**Dr. H. Borchard.**

Soeben erschien in unserm Verlage:
**Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Konsequenzen.**
Vorträge
über Fragen der Gegenwart aus Kirche, Schule, Staat und Gesellschaft
von **Dr. Chr. E. Luthardt.**
(Apologie des Christentums IV. Band.)
Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.
Preis 6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.
Leipzig. **Dörffling & Franke.**

Von dem
**Kirchlichen Handlexikon**
Begründet von
**Dr. Carl Meusel,**
† Superintendent in Rochlitz
fortgeführt von
**Ernst Haack** Pastor in Schwerin i. M. und **B. Lehmann** Pastor in Schedewitz i. S.
erschien soeben: **Lieferung 31.**
**(1. Lieferung des IV. Bandes.)**
Das Meusel'sche „Kirchliche Handlexikon" zeichnet sich vor ähnlichen Unternehmungen sowohl durch seinen einheitlichen, korrekt-kirchlichen Standpunkt, als auch durch die Reichhaltigkeit seiner zwar knappen, aber doch erschöpfenden und orientirenden Artikel aus. Es erhebt sich deshalb über den Wert eines bloßen theologischen Wörterbuchs. Sein verhältnismäßig langsameres Erscheinen erfolgt programmmäßig im Interesse einer soliden, wissenschaftlichen Leistung von hervorragenden Männern, was von der urteilsfähigen Presse ausdrücklich als ein Vorzug dieses Werkes gerühmt wird.
Leipzig, Juli 1891. **Justus Naumann.**

**Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**

**Beck,** D. J. T., **Erklärung des Briefes Pauli an die Epheser** nebst Anmerk. z. Brief Pauli an die Kolosser. Hrsg. v. J. Lindenmeyer. 3,60 M.; geb. 4,50 M. Ein ausführlicher Prospekt über die Beckschen Schriften wird gratis versandt.

**Bender,** A., **Vorträge über die Offenbarung Gottes auf altteſt. Boden** mit steter Berücksicht. der kritischen Forschung. 3 M.; geb. 3,60 M.

**Claravallensis,** Joh., **Die fälschmünzerische Theologie Alb. Ritschls** und die christliche Wahrheit. 2,40 M.

**Claassen,** Joh., **Das verlorene Wort.** Mit Beilagen aus Fr. Baader und Saint-Martin. 60 Pf.

**Brugghen,** D. jur. L. J. van der, **Gedanken über das Gebet des Herrn.** (Nach Matthäus 6, 5—15 und Lukas 11, 1—13.) Ins Deutsche übertragen. 60 Pf.; geb. 1 M.

**Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig**
**Hierzu eine litterarische Beilage von F. A. Perthes in Gotha**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 31 — Leipzig, den 30. Juli — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vater Unser: 1. Die Anrede — Die Bedeutung des Vatikanischen Konzils: 2. Die Folgen — Die fünfte theologische Konferenz in Kiel. Aus Schleswig-Holstein — In Sachen der Evangelischen Allianz — Ein Patrimonium der Enterbten: 4. Die Bodengenossenschaft — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 5 — Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung: 1. Allgemeine Eindrücke; 2. Statistisches; 3. Biblisches (Erste Hälfte) — Orvieto — Verschiedenes: Interkonfessionelles von Trier — Anzeigen


## Vater Unser

### 1. Die Anrede

So viel Sterne am Himmel und Blumen auf dem Felde, so viel Fragen im Menschenherzen. Von allen die wichtigste ist noch immer die nach Gott. Wer sie noch nie gestellt, ist noch nicht zum Bewußtsein seiner Menschenwürde gekommen. Wer sie einmal ernstlich aufgeworfen, kann nicht wieder von ihr los. Wer noch keine Antwort auf sie gefunden, bleibt von allen Erdgeborenen der Unseligste. Die Gottesfrage klingt als Grundton durch die verklungenen Sagen des Altertums. Sie tönt weiter von einem Geschlechte zum andern. Sie klingt auch heute noch durch den Kampf der Parteien, durch das Gerassel der Maschinen. Ist ein Gott, und welches ist sein Name? Du nennst ihn den Gerechten. Aber du zitterst vor ihm im Bewußtsein deiner Sünde. Du rufst den Allmächtigen an. Aber du bebst vor ihm im Gefühle deiner Ohnmacht. Du preisest den Allweisen. Aber dir bangt in der Erkenntnis deiner Beschränktheit. Was sind alle diese Bezeichnungen Gottes? Es sind Schranken, die uns trennen von ihm. Sie erfüllen uns mit Staunen, aber nicht mit Vertrauen. Sie wecken in uns Furcht, aber nicht Liebe. Nicht eine ist ein Flügel, der uns emporträgt zu Gott. Das konnte nur der Vatername. Wenn ein Vaterherz da oben schlüge, ein Herz, in welchem jedes Regen nichts als Liebe ist, wenn ein Vaterauge da oben wachte, ein Auge, das auch das kleinste Bedürfnis des Kindes erkennt, wenn eine Vaterhand da oben waltete, eine Hand, die mich nicht zurückstößt in den Abgrund meiner Endlichkeit, dann dürfte ich Gott mich nahen. Dann könnte, dann müßte ich ihn lieben.

Aber wer spricht mir denn von einem Vater? So fragst du zweifelnd. Nun wohlan, halt Umschau bei den Zeugen Gottes! Frage die Erde, die lachende Frühlingsflur, die schlafenden Wintergefilde. Frage die Sterne auf ihrer Bahn, die Sonne mit ihrem Kommen und Gehen. Sie erzählen dir von einem ewigen Naturgesetz; aber von einem Vater wissen sie nichts. Frage die Völker und ihre Geschichte. Sieh dich um auf den Stätten emsiger Kulturarbeit, wilder Kämpfe. Sie zeigen dir eine sittliche Weltordnung, aber einen Vater kennen sie nicht. Frage die Stimme in der eignen Brust. Sie hat hoffentlich das Reden noch nicht verlernt. Du hörst wohl auch noch auf sie. Sie offenbart dir einen heiligen Gesetzgeber, aber von einem Vater findest du nichts in ihrem Sprachschatz. So frage die Heroën des Geistes, die Denker und Dichter, die Alten, die Neuen, die Gefeierten, die Einsamen. Wie sind sie doch so schnell bereit, Gottes verhülltes Wesen zu enthüllen. Sie zwängen ihn in Formeln und Systeme. Damit meinen sie, den Unerschöpflichen erschöpft zu haben. Aber den Gedanken eines Vaters vermögen sie nicht zu fassen.

Bist du auch an keinem vorübergegangen? Da ist noch einer, der mit einem schlichten Worte die große Frage der Menschheit beantwortet hat. Du fühlst, wie unter dessen Klange dir Flügel wachsen, die dich emportragen zu Gott. Und welches ist der lösende, erlösende Klang? Es ist der Vatername. Mit ihm hat Jesus den Unnennbaren genannt. Sein Leben ist der Beweis, daß dieser Name in seinem Munde keine hohle Phrase ist.

Es ist wirklich ein Vaterherz, das in Gottes Brust schlägt. Es schlägt auch für dich. Darum nenne auch du den Unnennbaren „Vater." Lege in diese Anrede alles hinein, was dieser Name auf Erden Tröstliches und Liebliches, Ehrfurchtsvolles und Erhebendes hat. Doch sprich sie nicht gedankenlos nach. Lerne erst zweifeln, ob du es darfst. Wer den Vaternamen Gottes nie mit zagenden Lippen gesprochen, der ahnt noch nicht das Wunder, die Seligkeit, die in ihm geborgen sind. Wer bist du, daß du so den dreimal Heiligen anredest? Du bist sein Kind, doch ein verlorenes. Dennoch darfst du, dennoch sollst du es. Daran lerne, was Gottes Liebe ist. — Jede Religion hat Wunder. Auch das Christentum ist ohne solche undenkbar. Aber die größten sind nicht die der Natur. Das größte bleibt immer das, daß sündige Menschenlippen den Vaternamen zu dem Heiligen emporsenden dürfen.

Wo der Glaube betet, da kann die Liebe nicht schweigen. Beide sind ja nur Kehrseiten derselben Münze. Der Glaube spricht: Vater! Die Liebe fährt fort: unser. Etwas Großes ists, zu sagen: Mein Vater. Durch dies „mein" wird Gott lebendig in uns. Dadurch wird er aus der Erkenntnis in die Empfindung, aus dem Verstand ins Herz hinabgezogen. Aber größer ists zu sagen: „Unser Vater." Jede Bitte soll Fürbitte sein. Das ist ein Stück vom Sozialismus des Christentums.

Jesus sagt: Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein. Dabei soll es auch bleiben. Aber ob du knieſt im stillen Kämmerlein, umgeben von den bergenden Schatten der Nacht, ob du stehst auf weiter Flur, nur vom verschwiegenen Morgen begrüßt, ob du deine Anliegen in die unhörbare Sprache des Herzens fassest, wenn je, so erfüllt sich hier das Wort: Einsam bin ich nicht alleine. Da ists, als knieten viele ungesehn und beteten mit dir. Darum bete für sie. Gottes Kinder sind Geschwister. Sie sollen sich als solche fühlen, als solche beten. So steig empor von dem „mein Vater" zu dem „unser Vater."

Der Glaube trägt hinauf zu Gott; die Liebe führt hinab zu den Brüdern; die Hoffnung leitet heim in den Himmel. Darum sprechen wir: Der du bist im Himmel. Ein altes Kinderlied fragt: Wo wohnt der liebe Gott? Die Anrede des Vaterunsers antwortet: Im Himmel. Als Kinder haben wir darunter einen bestimmten, uns wohl bekannten, sichtbaren Ort verstanden. Das Firmament mit seinem tiefen Blau, mit seinen lichten Sternen erscheint uns als würdig, Gottes Wohnung zu sein. Vor der erwachenden Reflexion ist die Oertlichkeit des Himmels geschwunden; aber die Thatsache des Himmels ist geblieben. Der Himmel steht im Gegensatz zur Erde. Diese ist das Land der Sünde. Wo keine Sünde, da ist jener; da wohnt Gott. Darum kann auch das Menschenherz ein Himmel werden. Die Erde ist das Land der Vergänglichkeit. Wo man die Ewigkeit sucht und findet,

da ist der Himmel. Darum kanns ihn schon auf Erden geben. Denn in Christus ist das Ewige über die Erde gewandert.

O tiefe Einsicht, die das „Vater" gewährt in Gottes Herz; o weite Uebersicht, die das „unser" eröffnet über die Erde; o selige Aussicht, die das „in dem Himmel" giebt in die Zukunft! V W

## Die Bedeutung des Vatikanischen Konzils

### 2. Die Folgen

Die Konzilien sind ein unnützer Lärm. Gratry.

Was für eine Bedeutung haben nun die erlassenen Konzilsbestimmungen für uns?

1. Zunächst sehen wir das Konzil als etwas Persönliches an, als eine persönliche Angelegenheit des neunten Pius.

Das Papsttum hat schon von alten Zeiten her eine erhabene Meinung von sich gehabt und hohe, weitgreifende Ansprüche in der Welt geltend gemacht. Aber die klugen Päpste hüteten sich, den Widerspruch herauszufordern, und erfreuten sich an der thatsächlichen Ausübung ihrer Macht. Pius aber war, während ein Stück seiner weltlichen Macht nach dem andern abbröckelte und seine Herrschaft in dem Interessenspiel der ihn umgebenden katholischen Völker auf- und niederschwankte, von solcher Einfalt und so hoher, von Schmeichlern immerfort genährten Eitelkeit, daß er sich zu solchem Unterfangen treiben ließ von einer rührigen Partei, deren Grundsätze in Frankreich ihre Wurzeln hatten. Nach der französischen Revolution, als alle Festigkeit der Völker und Staaten sich aufzulösen schien, gewann die Meinung der Pessimisten die Oberhand, es müsse alles dem Verderben zutreiben, wenn nicht in der Kirche, deren Haupt der Papst ist, ein unerschütterlicher Fels zu neuem Aufbau von Gott gegeben wäre. Die Urheber dieser Anschauung, Lamennais und de Maistre, hofften darin zugleich einen Hort wahrhaftiger Freiheit aufgedeckt zu haben. Aber von radikalen Werkzeugen verdrängt, sahen sie bald ihren Irrtum ein und wandten sich von der katholischen Kirche, die sie durch ihre glänzenden Arbeiten so verherrlicht hatten, ab; ihre Gedanken aber, ihrer ursprünglichen Bedeutung und ihrem eigentlichen Sinne entfremdet, wurden von französischen Schriftstellern (Lacordaire, Montalembert, Veuillot) und Zeitungen (L'Univers; in Italien die Civiltà cattolica) dazu ausgebeutet, die bischöfliche Macht zu untergraben und das Papsttum zu einem Idol zu erheben.

Der neunte Pius, der eigentlich hatte Offizier werden wollen und nur wegen seiner epileptischen Anfälle in der Nobelgarde keine Aufnahme gefunden hatte, brachte auf seinen Thron alle ritterliche Entschlossenheit mit, Großes und Hohes zu leisten. Wie gern wäre er dem italienischen Volke, das ihm anfänglich zujauchzte, ein Heerführer zur Einheit und Freiheit geworden! Aber seine politische und geistliche Weltstellung nötigten ihn, Italien preiszugeben. Französische Waffen warfen die Römer nieder und richteten die Papstherrschaft, diese Verfassung, die alle Fehler und Mängel andrer Staaten in sich vereinigte, ohne einen einzigen ihrer Vorzüge zu besitzen, wieder auf. Erst nachdem die erbarmungslose Priesterrache (vendetta pretina) Tausende dem Tode und dem Gefängnis überliefert hatte, kehrte der gefallene Engel von Gaeta heim, von dem grollenden Volke schweigend empfangen.

Für diese und die folgenden Verluste auf weltlichem Gebiete suchte nun der Papst auf geistlichem Gebiete Entschädigung und Ersatz. Obwohl seiner ganzen Entwicklung nach wenig geschickt zum Theologen, hat er seine römische Kirche mit zwei neuen Dogmen beglückt. In dem Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä (8. Dezember 1854) legte er, der Freund und bewunderte Liebling der Frauen, seine ritterliche Huldigung der Jungfrau Maria zu Füßen nieder. Da er überzeugt war, daß sie ihn von seiner Epilepsie geheilt habe, so fühlte er sich bewogen, den lange Jahrhunderte schwebenden Streit zwischen Dominikanern und Franziskanern, den zu entscheiden seine Vorgänger mit Fleiß vermieden hatten, endgiltig zu schlichten. In dem andern Dogma von der Unfehlbarkeit suchte er einer künstlich



erregten und mit den Mitteln einer fanatisirten Presse dem katholischen Volke eingeimpften Anschauung, die dem Papsttum so sehr entsprach, zum Siege zu verhelfen. Ein andrer Papst würde wahrscheinlich nicht so unbedingt einer künstlich großgezogenen Meinung einer einzelnen und beschränkten Richtung beigepflichtet haben, aber Pius, beständig von Bewunderern und Schmeichlern umringt, mit einer glücklichen Gabe der Beredsamkeit und voll Mut und Begeisterung für das Höchste, betrieb diese Lehre als eine besondre Leistung, das Konzil war insbesondre sein Konzil. Er hat es ausgesprochen: Als Johann Mastai habe ich geglaubt an die Unfehlbarkeit des Papstes, jetzt fühle ich, daß ich unfehlbar bin.

2. Allein mit wie großem Rechte man auch das Konzil auf des neunten Pius Rechnung zu schreiben habe, noch viel mehr ist es eine Blüte echt römischer Entwicklung. Der römische Stuhl hat mit großem Erfolg das Erbe des alten römischen Kaiserreichs sich zu gewinnen gesucht. Man hat sich keines Mittels geschämt, um die Behauptung zu stützen, daß der von Anfang an durchaus nicht hervorragende Bischofssitz zu Rom von Christus und von Petrus selbst mit göttlichen Vorrechten ausgerüstet worden sei. Bereits ein Gregor VII. hielt sich für unfehlbar und heilig, und in dem Anspruche Bonifatius VIII., daß wer selig werden wolle, dem Papste unterthänig sein müsse, liegen bereits die Keime dieser Lehre. Aber ehe das Vatikanische Konzil sie zur Kirchenlehre erhob, bestanden neben den maßlosen Ansprüchen des römischen Stuhles noch andre ebenso kräftige Ansprüche seitens der Konzilien, der Bischöfe, der Fürsten und Staaten zu Recht. Auf den großen reformatorischen Konzilien zu Pisa, Konstanz und Basel saßen die versammelten Bischöfe über verkommene Päpste zu Gericht, in den Konkordaten zogen die Fürsten den Eingriffen des Papstes gegenüber ganz bestimmte Grenzen. Insbesondre hat Frankreich in der pragmatischen Sanktion vom Jahre 1269 und durch die vier gallikanischen Artikel vom Jahre 1682 seine Selbständigkeit dem römischen Stuhle gegenüber aufs bestimmteste ausgesprochen. Aber wenn die katholische Kirche ihre Herrlichkeit bekunden wollte, so wies sie auf ihr Oberhaupt in Rom hin, und durch fortdauernde einseitige Betonung dieses Hauptes verloren die Bischöfe und mit ihnen die Volkskirchen ihren Einfluß. Man hatte verlernt, eine eigne Meinung zu besitzen. Die Kehrseite der römischen Herrlichkeit ist eben die Bedeutungslosigkeit aller übrigen Glieder.

Das erfuhren die Konzilsväter mit schmerzlicher Ueberraschung. Wenn sie bei ihrem Amtsantritt gelobt hatten, des Papstes Macht zu mehren, so ersahen sie nun, was man ihrem Gehorsam zumutete. Der Papst war erstaunt, daß so viele Bischöfe und so nahe dem Grabe des heiligen Petrus wagten, seiner Ueberzeugung zu widersprechen. Er nannte sie Feinde der Kirche, die sich wider den göttlichen Ratschluß auflehnten. Und in dem gewöhnlich katholischen Sinne hatte er Recht. Denn das war die allgemeine Art zu schließen: Ist die katholische Kirche unfehlbar und der Papst der Mund dieser Kirche, so muß der Papst unfehlbar sein; Gott hätte schlecht für seine Kirche gesorgt, wenn es anders wäre. Dies erkannte auch die Opposition; denn wie mächtig und nachhaltig sie sich gegen das Dogma wehrte, nicht daß es falsch sei, sondern daß es gefährlich, daß es unzeitgemäß sei, das war ihre Begründung. Darum war auch ihr Widerstand nur ein halber und unhaltbar; er war nicht aus einem Guß wie der Luthers auf der Leipziger Disputation. So wurden die Bischöfe durch die Entwicklung der von ihnen angenommenen römischen Grundsätze dahin getrieben, ihre sämtlichen Rechte dem Papste auszuliefern und damit ihre eigne Absetzung zu beschließen. Künftig werden sie, da der Papst „ohne" Zustimmung der Kirche unfehlbar ist, nichts mehr zu sagen haben. Der Papst kann sie wohl noch einmal berufen zur Zierde seines Thrones; aber was sie beraten werden, gewinnt erst durch den Papst Bedeutung, der auch ohne sie das Rechte erklären kann. Nicht mehr auf vielen Säulen ruht die römische Kirche, sondern nur auf der Einen römischen, und an Einem Faden hängt das ganze Gewicht der Kirche.

Das ist die Bedeutung des Konzils für die römische

Kirche. Ob dem Einzelnen dabei nicht mitunter bange wird? Jedenfalls wird kein Evangelischer sie um diese Errungenschaft beneiden.

3. Aber leider beschränkt sich die Wirkung nicht bloß auf die katholische Kirche. Bereits vor dem Beginne des Konzils hatte der Fürst Hohenlohe, Ministerpräsident von Bayern, in einem Rundschreiben vom 6. April 1869 die Regierungen darauf aufmerksam gemacht, daß die Erklärung der Unfehlbarkeit auch für die Staaten von unbequemen Folgen begleitet sein könnte. Doch wollten sich damals die Kabinette aus verschiedenen Gründen zu gemeinsamem Vorgehen nicht verbinden. Als das Konzil im Gange war, wußte der kluge Antonelli die angebrachten Bedenken und Vorstellungen mit allerlei Erklärungen zu beschwichtigen. Und so sah man sich am Schlusse des Konzils vor fertige Thatsachen gestellt.

Als der Erzbischof von München, von Scherr, von Rom heimgekehrt, von der theologischen Fakultät begrüßt worden war, sprach er am Schlusse zu Döllinger hingewandt: „Wollen wir also aufs neue für die heilige Kirche zu arbeiten anfangen!" Der aber antwortete: „Ja, für die alte Kirche." Der Erzbischof: „Es giebt nur Eine Kirche, keine neue und keine alte." Darauf der Stiftspropst: „Man hat eine neue gemacht!" In der That haben die deutschen Bischöfe nach ihrer Heimkehr von Rom mit ganz neuem Eifer — sie hatten vergessen, wie sehr sie sich auf dem Konzil gegen das Dogma gesträubt und daß sie sich versprochen hatten, sie wollten nur gemeinsam und nach gemeinsamer Beratung vorgehen — die neue Lehre ohne die landesherrliche Genehmigung und, wo sie versagt wurde, trotz dem Verbote verkündigt und die ihnen unterstellten Geistlichen und Lehrer zur Annahme genötigt.

Nicht alle aber ließen sich maßregeln. Gerade die Gewissenhaften wollten lieber mit deutschen und römischen Flüchen belegt einsame als diese neuen Wege gehen. Der Staat aber hatte die Pflicht, diese Ausgestoßenen in ihren Rechten zu schützen. Aber in diesem Bemühen geriet der Staat besonders auf dem Gebiete der Schulen und Gemeinden, da meist nur Einzelne zu schirmen waren, in Schwierigkeiten, zu deren Lösung die einfachen Rechtsmittel nicht ausreichten. In dogmatische Auseinandersetzungen sich einzulassen, war nicht seines Amtes, und so verlor diese hoffnungsvolle Bewegung des Altkatholizismus viel an Kraft und fortreißendem Einfluß.

Daß das Schisma, das in Rom mit Recht so gefürchtet worden war, auf diese Weise so leicht überwunden wurde, ist nicht allein dem eifrigen und einmütigen Auftreten der Bischöfe zuzuschreiben, denen die römische Kirche für die Aufopferung ihrer Ueberzeugung gewiß später einmal durch ihre Heiligsprechung danken wird, sondern vielmehr dem Umstande, daß in dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland alle Gemüter gefesselt waren. Rom aber war stets beflissen, die Unglückszeiten der Staaten für die Steigerung seiner Macht auszubeuten. Als die siegreichen Truppen aus Frankreich heimkehrten, war die Aufnahme der Unfehlbarkeit bereits gesichert, ja man mutete dem neuen deutschen Kaiser zu, er solle dem unfehlbaren Papste sein verlorenes Reich wieder zurückerobern. So waren die Staaten, weil sie versäumt hatten rechtzeitig zuzugreifen, von Rom wieder einmal überlistet worden.

Preußen versuchte zwar durch die sogenannte Maigesetzgebung sich gegen das übermächtige Eindringen des römischen Geistes zu schützen. Es wollte nur solche Priester zulassen, die durch deutsche Bildung auch Liebe zum Vaterland bekundet hätten. Aber Rom ließ lieber Hunderte von Gemeinden ohne Seelsorger, als dem verhaßten protestantischen Staate zu gewähren, was in katholischen Staaten Jahrhunderte lang gewährt worden war. Und auch hier benutzte Rom die dem deutschen Reiche beständig drohende Kriegsgefahr, dem Gegner den Sieg schließlich abzutrotzen. Jetzt sind die Maigesetze bis auf eins aufgehoben, und zum Lohne erhält Rom die gespendeten Gelder zurück, die es durch seinen Ungehorsam verwirkt hatte.

4. Aber, so wird man einwenden, ist es denn nicht recht und ersprießlich, einen mächtigen Gegner zu versöhnen, damit er als Bundesgenosse im Kampfe gegen Unglauben und Umsturz diene? Hat denn nicht die Zeit daher bewiesen, daß sich



auch mit einem unfehlbaren Papste auskommen läßt? Daraufhin ist Folgendes zu beachten:

Die Lehre von der Unfehlbarkeit bedeutet nicht bloß, daß, was künftig ein Papst verkünden werde, unfehlbar sei, sondern — sogar einige Konzilsväter waren davon überrascht — die Unfehlbarkeit sämtlicher römischen Bischöfe, also auch der frühern, und ihrer Verkündigungen. Wir brauchen nicht die alten Geschichten wieder auszugraben, die uns erzählen, daß auch Päpste der Irrlehre überwiesen wurden, daß einer die Bestimmungen des andern verworfen und aufgehoben hat; auch wissen wir, daß dem unfehlbaren Papste noch genug Spielraum für persönliche Irrtümer übrig gelassen worden ist; nur auf Eins wollen wir hinweisen, auf den Syllabus vom 8. Dezember 1864, in dessen achtzig Sätzen der neunte Pius achtzig der hauptsächlichsten Ketzereien der Neuzeit verdammt hat. In diesen achtzig Sätzen, deren einer den andern an Kühnheit und Schönheit übertrifft, ist zu erkennen, was römische unfehlbare Lehre ist. Darnach ist verdammt:

wer da lehrt, die Kirche besitze keine Machtvollkommenheit, äußere Zwangsmittel anzuwenden, noch habe sie mittelbar oder unmittelbar weltliche Gewalt (24);

wer da lehrt, der Staatsgewalt stehe eine negative Macht in religiösen Dingen zu, ihr gebühre das Recht des sogenannten Exequatur und der Appellatio ab abusu (41);

wer da lehrt, bei einem Widerstreit der staatlichen und kirchlichen Vorschriften geht das weltliche Recht vor (42);

wer da lehrt, die weltliche Gewalt hat die Macht, feierliche Verträge [Konkordate] mit dem apostolischen Stuhle ohne dessen Zustimmung zu beschränken und außer Kraft zu setzen (43);

wer da lehrt, die Gesamtleitung der öffentlichen Schulen kann und muß der Staatsgewalt übertragen werden (45);

wer da lehrt, Könige und Fürsten sind nicht nur von der Jurisdiktion der Kirche ausgenommen, sondern stehen auch bei Rechtsentscheidungen über der Kirche (54);

wer da lehrt, die Tridentinische Form der Eheschließung ist nicht verbindlich, wo das Staatsgesetz eine andre Form vorschreibt (71);

wer da lehrt, Ehesachen und Eheversprechen gehören ihrer Natur nach vor das weltliche Gericht (74);

wer da lehrt, in löblicher Weise sei Fürsorge getroffen, daß den Einwandernden die öffentliche Ausübung ihres Kultus, welcher es auch sein möge, gestattet sei (78);

wer da lehrt, daß die gesetzlich gewährte Freiheit eines jeden Kultus die Verderbnis der Sitten und Gemüter der Völker keineswegs fördere (79);

wer da lehrt, der römische Papst kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation versöhnen und vertragen (80).

Wie ein Staat mit einem auswärtigen Monarchen Freundschaft halten kann, der seine Unterthanen bei Verlust der Seligkeit zu solch verwerfendem Urteil seiner Gesetze, besonders was die Schule und die Ehe betrifft, verpflichtet, ja der seine besten Staatsmänner mit dem Banne belegt, das ist nicht zu begreifen. Daher auch mit Recht Oesterreich das dem Papste am 18. August 1855 geschlossene Konkordat nach dem Konzil kündigte.

Die grausame Kunst Roms, den Völkern des Erdkreises seine Anschauungen aufzureden, indem es die Stimmen der Wahrheit niederschreit oder sonst gewaltsam verstummen macht, hat seitdem nicht geruht. Mitten durch unser Volk hindurch hat es in allerlei katholischen Vereinen — Gesellenvereinen, Arbeitervereinen, Studentenvereinen, Advokatenvereinen — seine Heerhaufen auf den Plan gestellt; geschlossener und entschlossener als je hat es eine blind gehorsame, schlagfertige Armee aufgestellt, die unter Uebergehung der geordneten Bischöfe von dem Unfehlbaren teils durch geheime Weisungen, teils durch offenen Befehl gelenkt wird.

Es ist ja natürlich, daß den Regierungen in den Nöten unsrer zerrissenen Zeit der Wunsch erstehen mag, eine so starke Macht zum Freunde zu haben. Aber Rom wird seine Hilfe nur dem verkaufen, der sich seinen Rechtsansprüchen unbedingt unterwirft.

Freilich finden wir den Staat in rührender Weise bemüht, diesen Forderungen zu entsprechen: der Papst durfte Schiedsrichter sein zwischen Spanien und Deutschland und durch eine Medaille verewigen, daß er die Karolineninseln den Spaniern zusprach, die nun auf Ponape die blühende evangelische Mission bereits niedergeschossen und ausgerottet haben. Protestantische Fürsten, von den römischen Berichterstattern als Verfolger be-

zeichnet, konnten sichs nicht versagen, dem Papste zu seinem Jubiläum ehrende Geschenke zu senden, die der preußische Botschafter in die „heiligen Hände“ des römischen Bischofs niederlegte. Protestantische Mitglieder der königlichen Regierungen und des Offizierkorps ließen sich herbei, das pomphafte Gepränge römischer Prozessionen zu erhöhen; wie sie an der Heiligtumsfahrt in Aachen zu den Windeln des Herrn und Heilandes Montag, den 9. Juli 1888 sich beteiligten, so werden sie wahrscheinlich auch in diesem Jahre in Trier bei der Ausstellung des „heiligen Rockes“ nicht fehlen. Alle Anstöße hat man aus dem Wege geräumt, kein Opfer gescheut, die Tragfähigkeit der Evangelischen nicht geschont — aber Rom ist nicht zu sättigen. Begehrlich streckt es seine Hände auf immer weitere Gebiete aus. Solange noch eine selbständige, charaktervolle Lebensgestaltung besteht, wird es sich nicht zufrieden geben. Neben einem Unfehlbaren ist für keinen andern Menschen mehr Raum.

Diese hochmütige Unduldsamkeit ist auf allen, selbst scheinbar entlegenen Gebieten zu spüren. Die Wissenschaft, die bisher in Geltung und Ansehen stand, die schöne Litteratur, die bisher die Gemüter erfreute, sind verworfen und werden durch eine ganz neue und ganz römische Wissenschaft und Litteratur verdrängt. Selbst dem geringsten Zeitungsschreiber, dem scheinbar so unschuldigen Reisenden, der die Länder und Völker beschreibt, die er besucht hat (vgl. Leo Wörls Reisebücher und das Buch des Jesuiten Alexander Baumgartner, Durch Skandinavien nach Petersburg. Siehe Nr. 24 d. Bl.) merkt man es an der Dreistigkeit der Behauptungen ab, daß er dem Unfehlbaren in Rom zu Diensten steht.

Es gab eine Zeit zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo auch im römischen Lager die guten Errungenschaften und heilsamen Bestrebungen der Evangelischen Anerkennung fanden. Jetzt findet alles Evangelische dort einen wahrhaft unsinnigen Haß. Es ist eine bloße Rede, daß die beiden Kirchen gemeinsam gegen den Unglauben und Materialismus kämpfen sollten; wenn auch die Evangelischen den Bundesgenossen anerkennen wollten, Rom weist die Evangelischen weit von dannen — seitdem es unfehlbar ist, kann es nur allein stehen. Diesem unduldsamen Hochmut gegenüber verlassen sich so viele auf die fortgeschrittene Bildung, auf die Regierungen, auf die Heere — aber sie vergessen, daß diese Mächte bereits von Rom in Angriff genommen und mit Beschlag belegt worden sind. Wie einst zur Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege, so rüstet Rom auch jetzt emsig und geschäftig auf allen Gebieten und bereitet die Schlacht vor, in der es „auf märkischem Sande“ einen großen Sieg zu erringen gedenkt. Möge es dann einen gerüsteten Gegner finden! E K

## Die fünfte theologische Konferenz in Kiel

Aus Schleswig-Holstein

Nachdem die infolge des Jubiläums des theologischen Vereins von 1886 gestiftete landeskirchliche theologische Konferenz bereits vier zahlreich besuchte Versammlungen gehalten und sich dadurch als ein zeitgemäßes Unternehmen erwiesen hatte, ist die diesjährige fünfte über Nacht zu einem kirchlichen Ereignisse geworden, wie wir es in Schleswig-Holstein seit dem Thesenstreit von 1817 wohl nicht erlebt haben. Dies findet schon seinen Ausdruck in der überaus großen Zahl der Teilnehmer. Waren die vier ersten Versammlungen gut besucht gewesen, so gilt das in viel höherm Grade von dieser fünften. Die gedruckte Liste wies hundertundneunzig Namen auf von Professoren, Pröpsten, Pastoren, auch Theologen im Schulamte, Kandidaten, Studenten, und es haben sich, wie auch früher, längst nicht alle Teilnehmer eingezeichnet.

Auf der Tagesordnung standen zwei theologische, kirchliche Zeitfragen: „Die heilige Schrift bleibt dem Christen Gottes Wort, auch wenn er die Inspirationslehre hat aufgeben müssen,“ Vortrag von Propst Kier*) in Tondern, und „Ueber Gemeindeorganisation als Desiderium unsrer kirchlichen Lage,“ Vortrag von Professor D. Kawerau in Kiel. Besonders aber war es das erste Thema, dessen Verhandlung man voller Spannung entgegensah.

*) Gesprochen Kjër.



Der Kropper „Kirchliche Anzeiger“ hatte nämlich die Thesen des Propsten Kier, die allen landeskirchlichen, im Kirchen- und Schuldienst stehenden Theologen zugesandt waren, noch vor ihrer Verhandlung an die Oeffentlichkeit gezogen und angegriffen als „einen Vorschlag zur Abschaffung des Christentums in Schleswig-Holstein von Propst Kier in Tondern,“ und durch ein dänisches Protestblatt war dieser Artikel in den dem Propsten Kier unterstellten dänischen Gemeinden verbreitet. Ferner hatte das Breklumer „Schleswig-holsteinische Sonntagsblatt“ die Thesen abgedruckt und gegen sie in der diesem Blatte eigentümlichen maßlosen Redeweise polemisirt; Angriffe, die sich seitdem noch von Nummer zu Nummer fortsetzen.*) Am meisten war aber die Erregung dadurch gesteigert, daß der neue Generalsuperintendent für Holstein, D. Ruperti, im Schleswig-Holsteinischen Kirchen- und Schulblatte unter zustimmenden Bemerkungen des Redakteurs eine öffentliche Erklärung erlassen hatte, die darin gipfelte: „an einer Konferenz, wo solche Thesen diskutirbar seien, könne er nicht teilnehmen.“

Auch hatten auf dem Breklumer Missionsfeste mehrere Redner keinen Anstand genommen, die Sache in ihren Ansprachen vor der versammelten Festgemeinde zu berühren, ja man beabsichtigte dort, eine Kollektiverklärung gegen den Thesensteller zu erlassen. Doch soll dieses, wie man sagt, durch ein anwesendes hochangesehenes gelehrtes Mitglied des Konsistoriums, obwohl es selbst ein theologischer Gegner der Kierschen Thesen, verhindert worden sein.

Andrerseits aber regte sich in theologischen und nichttheologischen Kreisen, besonders in der Propstei des Angegriffenen, der lebhafteste Unwille. Der nächststehende Freund des Thesenstellers, der zur Interpretation seiner Ausdrücke vor andern berufen war, rügte es im Kirchen- und Schulblatte in vorzüglich abgefaßter Erklärung, daß die Gegner die Thesen in unsre alle Zeit sensationsbedürftige Presse gebracht und zu so ungeheuerlichen Vorwürfen der destruktivsten Tendenzen ausgebeutet hätten, während doch die positive Absicht schon in der Formulirung des Themas klar zu Tage liege. Habe der Thesensteller auch die menschliche Seite der Schrift hervorheben wollen, wie das auch die neuern Theologen, z. B. Martensen, Kahnis, Luthardt und Frank gethan, so halte er gerade den positiven Charakter der heiligen Schrift als Gottes Wort auf das entschiedenste fest. Das werde die Verhandlung ins klarste Licht stellen. Andre äußerten sich in der Presse dahin, wie es möglich sei, daß eine treffliche, theologisch durchgebildete und innerlich im Evangelium wurzelnde Persönlichkeit wie der Propst Kier in dieser Weise verleumdet werden könne. Das älteste, angesehene und der Kirche freundliche politische Blatt unsers Landes rügte, daß nach der langen, wenig erbaulichen Fehde zwischen Breklum und Kropp mitten unter den ernsten Aufgaben der Kirche in unsern Tagen ein herber dogmatischer Streit erregt werde. Einsichtige klagten, daß durch solches Vorgehen der Kirche wie der Pastorenschaft arge Blößen gegeben würden, und daß überhaupt der Inhalt dieser Thesen so mißdeutet werden konnte. Selbst zugegeben, daß bei der vielleicht mangelhaften Formulirung Mißdeutung möglich war, notwendig war sie keineswegs und bei der Persönlichkeit des Thesenstellers für alle mit den Verhältnissen irgendwie Vertrauten von vornherein ausgeschlossen.

Die Angriffe der Gegner hatten freilich bewirkt, daß sich manche von der Teilnahme an der Konferenz ausschlossen. An einigen Orten waren lokale Konferenzen und Synoden auf die betreffenden Tage angesetzt, im einzelnen Falle wohl nicht ohne Absicht. Auf dieser Seite belegte man die Kieler Konferenz mit Prädikaten, die nicht gerade zu den ehrenden zu rechnen sein dürften. Auch auf dem Feste der Kropper Anstalten soll ein jüngerer Pastor den dortigen Bauern erzählt haben, es müßten theologische Seminare gegründet werden, die Universitäten wären „Brutstätten des Unglaubens.“ Dem gegenüber

*) Einige Proben von der Polemik, mit der diese „schrecklichen Erbauungsblätter“ der Kirche und ihrem Herrn Christus zu dienen meinen, demnächst.

fühlte man sich auf andrer Seite umso mehr zum Besuche der Konferenz angetrieben. Nicht etwa drängte sich die theologische Linke herzu, die im ganzen nicht sehr zahlreich ist und nur schwach vertreten war, überhaupt nicht irgend eine theologische Partei, auch bei weitem nicht nur die allerdings überwiegende theologische Jugend, sondern Männer jeden Lebensalters und der verschiedensten theologischen Denkweise, von der Linken bis zur entschiedenen Rechten.

Infolge dessen war am 7. Juli abends 6 Uhr die Aula der Universität von einer zahlreichen Versammlung gefüllt, und die Empore besetzte neben den Studenten eine hervorragende Zuhörerschaft aus theologischen und nichttheologischen Kreisen.

Nach dem Gesange des Liedes: „Ach bleib mit deiner Gnade" sprach Generalsuperintendent D. Kaftan von Schleswig auf Grund von 1. Kor. 2, 6—10 über Wesen und Aufgabe der evangelischen Theologie. Unter dem aufgewirbelten Staube, so ungefähr war der Gedankengang des Redners, sei es nötig, daran zu erinnern, daß die Konferenz theologischen Aufgaben dienen wolle. Evangelische Theologie wolle sie pflegen. Diese habe aber heute bei vielen keinen guten Namen und müsse kämpfen gegen Angriffe von rechts und von links. Man mache ihr den Vorwurf, sie zerstöre die Fundamente, auf denen die Christen stehen mit Glauben und Leben; sie sei in der Irre gewandelt wie in alten, so in neuen Tagen. Aber darin liege kein Grund, sie zu verwerfen; vor dem Wandeln in der Irre sei niemand und nichts sicher. Zum Zorn wider die evangelische Theologie habe man erst ein Recht, wenn man ihr nachweisen könne, daß sie die Absicht habe, zu zerstören. Sie wolle aber nicht zerstören, sondern aufbauen, und niemand könne wagen, zu behaupten, daß sie es nicht gethan. Sie ringe um die Erkenntnis der Wahrheit, die unser Leben ist. Sie suche jedoch nicht die Wahrheit wie die Philosophie, sondern sie habe die Wahrheit, die übernatürliche Wahrheit in der Person Jesu Christi, wahrhaftigem Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und in der heiligen Schrift. Weil sie eine übernatürliche Wahrheit habe, die die Welt nicht kennt, lasse sie sich durch keine Widersprüche, von welcher Seite sie auch kommen, erschüttern. Durch ihren Dienst möchten wir immer mehr lernen, was Gott von seiner übernatürlichen Weisheit in sein Wort gelegt hat.

Daran schloß D. Kaftan die Erklärung, daß durch Fügung unglücklicher Umstände die Thesen vor ihrer Versendung nicht von den Mitgliedern des Moderamens*) gelesen seien; die Verantwortung für sie trage auf einer wissenschaftlichen Konferenz der Thesensteller schließlich allein. Die Konferenz sei keine beschließende Lehrsynode und nicht ein Organ des Kirchenregiments, sondern eine Zusammenkunft von Theologen zur Erörterung theologischer Fragen. Zweck der Konferenz sei, die Berührungen zwischen der Universität und den in der praktischen Arbeit stehenden Theologen aufrecht zu erhalten im Interesse gegenseitiger Förderung, und sei die weitere Pflege der theologischen Bildung der Amtsträger nichts weiter als die Konsequenz der entsprechenden Forderung beim Amtsantritt. Der Wert einer theologischen Konferenz hänge davon ab, daß solche Fragen zur Verhandlung kämen, die als wichtige, theologische Hauptfragen anzusehen seien. Zu diesen gehöre auch die vorliegende Frage, die gerade von den auf der Rechten stehenden Theologen vielfach verhandelt sei. Es komme darauf an, unsern durch ganz andres als theologische Forschungen oder theologische Formeln begründeten Glauben, daß die heilige Schrift Gottes wahrhaftiges, ewig bleibendes Wort ist, auf den richtigen Ausdruck zu bringen.

Leider seien einige Stellen in den Thesen nicht glücklich formulirt, z. B. These fünf und These neun,**) und bedaure er, der vorsitzende Generalsuperintendent, daß er eine Aenderung nicht mehr habe veranlassen können. Ein Zurückziehen der Thesen sei aber unmöglich, da dem „hart angegriffenen Manne" Gelegenheit werden müsse, seine authentische Auslegung selbst vorzutragen; damit würden die „entsetzlichen Vorwürfe, die gegen den Thesensteller erhoben seien, in sich selbst zusammenfallen."

Der nun folgende Vortrag des Propsten Kier trug den Charakter eines persönlichen und wissenschaftlichen Zeugnisses über seine Stellung zur heiligen Schrift. Aus seinen mit innerer Bewegung gesprochenen Worten leuchtete sowohl reiches theologisches Wissen, Vertrautheit mit den Problemen der theologischen Wissenschaft und echter Wahrheitssinn hervor, als warme Liebe zur Bibel und ein wirkliches theologisches und religiöses Leben aus und in ihr.

Zwar habe er, so führte er aus, die alte Inspirationslehre, daß der heilige Geist die heiligen Schriftsteller getrieben und ihnen die Worte suggerirt habe, aufgeben müssen, wegen der thatsächlich in der heiligen Schrift vorliegenden Schwierigkeiten, die keine Kunst der Harmonistik zu lösen vermöge. Die Bibel weise ja selbst darauf hin, daß sie in ähnlicher Weise zustande gekommen sei wie andre Bücher. Auch überliefern uns die Handschriften keineswegs den ursprünglichen Text fehlerlos, und sind die heiligen Schriftsteller selbst in ihren Anschauungen von Natur und Geographie durchaus Kinder einer vergangnen Zeit. Das habe die Kritik aufgedeckt, die auf Grund von Melanchthons proprie et dextre den Inhalt der Bibel wissenschaftlich und nach dem eignen natürlichen Sinne betrachte, ein wohlberechtigtes Glied im Organismus der evangelischen Theologie bilde, viel Segen gebracht und bei allen ihren Ausschreitungen sich selbst immer wieder korrigirt habe. Vor dem Thatbestande müsse man sich beugen; und erinnernd an die selbsterfahrnen Aengste und Nöte der Harmonistik bekannte er: „Damals als Lernender gelobte ich mir, niemals unredlich zu sein wider mein Gewissen um Gottes willen."

Aber dennoch erweise sich die heilige Schrift dem Christen nicht etwa nur als das „Buch der Bücher," sondern als der Quell des von Gott geschenkten neuen Lebens und darum als Gottes Wort, geschrieben von apostolischen und prophetischen Männern, deren Herz und Leben der heilige Geist erfüllte. Gottes Wort und heilige Schrift seien aber nicht ohne weiteres sich deckende Begriffe, denn das Wort Gottes sei auch vor der

*) Des Vorstandes der Konferenz.

**) Die Thesen sind diese:

1. Die heilige Schrift ist von den Vätern unsrer Kirche als inspirirt, von Gott eingegeben, irrtumslos und unfehlbar, und in diesem Sinne Gottes Wort, aus der alten Kirche übernommen worden.

2. Diese Ansicht von der Schrift wurde später, als vor allem die Kirchenlehre Glaubensobjekt wurde, zu einer kunstvollen Theorie über die Inspiration ausgearbeitet, einer Theorie, die dazu dienen sollte, der reinen Lehre gegenüber den Papisten und Schwärmern ein völlig sicheres Fundament zu geben.

3. Die Inspirationstheorie der altorthodoxen Dogmatik ist längst aufgegeben. Aber auch die unreflektirte Anschauung des Altertums von der Inspiration des heiligen Buches, zu der viele zurückkehren möchten, läßt sich nicht halten. Denn daß die Bibel ein menschliches Buch ist, auch mit den Mängeln und Fehlern behaftet, die allen menschlichen Werken anhangen, ist nachgewiesen, nicht durch die Angriffe des Unglaubens gegen Gottes Wort, sondern durch die vom Protestantismus hervorgebrachte und demselben völlig unentbehrliche historische, kritische Wissenschaft von der Bibel.

4. Diese Erkenntnis stellt an den Christen, vor allem an den Diener der Kirche, schwere Fragen und bringt viele Kämpfe und Nöte.

5. In solchen Nöten tröstet nicht die Thatsache, daß die Bibel, ob auch voller Fehler, dennoch das einflußreichste, wohlthätigste Buch der Welt, das „Buch der Bücher" ist und bleibt; der Christ bedarf vielmehr der Autorität von Gottes Wort.

6. Die heilige Schrift bleibt dem Christen, auch wenn nicht als Buch inspirirt, Urkunde der Heilsgeschichte, Denkmal der Offenbarungen Gottes, Wort Gottes durch die Apostel für alle und an alle, die auf Erden wohnen.

7. Sie erweist sich als das Wort Gottes durch die Kraft Gottes, selig zu machen, die dem in ihr enthaltenen und durch sie allein vermittelten Evangelium von Christo innewohnt, eine Kraft Gottes, die erfahren wird zu seiner Zeit von denen, die aus der Wahrheit sind, erfahren wird auch an jeglichem Wort, das dem Herrn im Herzen Raum schafft oder die Gläubigen erleuchtet, antreibt und kräftigt, dem Herrn in seinem Reich zu dienen, daß er bei ihnen bleiben kann hier zeitlich und dort ewiglich.

8. Solcher Glaube kann nicht erschüttert werden durch die Erkenntnis, daß es Gott nicht gefallen hat, seine Zeugen übernatürlich irrtumslos reden und schreiben zu lassen. Kämpfe und Nöte kommen auch anderswo her; wir sollen sie mit Gott bestehen. Unverdunkelt und unüberwindlich bleibt der in der Schrift offenbarte Herr Jesus Christus. Er ist unsre Zuflucht.

9. Auf die Frage, wie weit die Neuerung vor die Gemeinde gebracht werden soll, antworte ich vorläufig in der Litteratur: ja, auf der Kanzel: nein, im Konfirmandenunterricht: ja.

Schrift vorhanden gewesen, und seit es in der Schrift als der irdischen Vermittlung des ewigen Wortes Ausdruck gefunden habe, gehe es hinaus in die Welt, hindurch durch die Menschenherzen, nicht bloß durch Prediger verbreitet, sondern auch durch manchen Vater und manches Mütterlein. Das Herz des Wortes Gottes ist das Evangelium, ihm wohnt die Kraft inne, selig zu machen, die daran glauben. Diese Kraft ist der recht eigentliche Segen des Evangeliums. Durch die heilige Schrift werden dem Herrn fort und fort Kinder geboren wie der Tau aus der Morgenröte. Fromme Männer glauben, daß das Wort selig macht; aus diesem Grunde ist es ihnen Gottes Wort, und in diesem Glauben brauchen wir uns nicht zu fürchten, wenn manches Alte, Angenommene hinfällig wird im Lichte der Wahrheit. Wir sollen nicht in grübelnder Qual jeden einzelnen Knoten zu lösen suchen; kommt aber die Anfechtung, dann ist Christus unser Trost!

Zuletzt berührt Referent noch die besonders angefochtene neunte These. Auf der Kanzel als dem Ort der Erbauung solle nicht von der Aenderung der Inspirationslehre geredet werden, denn theologische Probleme gehören nicht auf die Kanzel, dagegen in der Litteratur und im Unterricht. Den eignen Konfirmanden lehrt Referent: Offenbarung Gottes durch Natur und Gewissen ist völlig ungenügend, die Offenbarung in der Geschichte das Ausreichende. Ihr werdet die heilige Schrift erkennen als Gottes Wort, wenn ihr den Willen Jesu thun wollt. Sodann schließt er mit dem Satze seiner Ueberzeugung, daß keine Thatsache, welche die Wissenschaft aufdeckt, je Gottes Wort schädigen werde.

In der Debatte brachte man von allen Seiten dem Referenten freudigen Dank entgegen für seine so warm und durchaus positiv gehaltenen Ausführungen, von denen wir hier nur einen kleinen Ausschnitt haben wiedergeben können. „Wie kann man einen solchen Mann einen Ungläubigen nennen!“ fragte einer. Auch wurde das Vorgehen jener Erbauungsblätter scharf gerügt, und zwar von einem Redner, der sonst gegen die Thesen sprach (Konsistorialrat Soltau). Einzelne Mißverständlichkeiten in der Formulirung der Thesen wurden bemängelt. Auch fanden die sachlichen Aufstellungen von einigen Seiten Widerspruch. Interessant war aber, daß auch die Redner, die als Gegner der Kierschen Thesen sprachen, nicht etwa für die hier allein angegriffene altdogmatische Inspirationslehre, sondern in Wahrheit für allerlei moderne Neubildungen derselben eintraten, also thatsächlich der Kierschen Kritik Recht gaben. Die Einwendungen waren mehr formeller Natur, so weit wir sehen, nur mit einer einzigen Ausnahme. Man suchte nämlich die Inspirationslehre der alten Dogmatik als die geradlinige Fortsetzung der Auffassung Luthers hinzustellen. Dem gegenüber zeichnete Professor Kawerau das richtige Bild von Luther, dem die Bibel alles war im Leben, und der doch die freimütigste Kritik an dieser Bibel übte, wie er nicht nur der größte Kritiker des Kanons gewesen, sondern auch — dafür gab Redner reiche Belege aus Luthers Schriften — mit fast souveräner Freiheit über die einzelnen biblischen Bücher geurteilt habe. Die alte Dogmatik sei in dieser Beziehung weniger Luther als Melanchthon gefolgt.*)

Hatte auch durch die ganze Vorgeschichte der Konferenz die wissenschaftliche Behandlung gelitten, so trugen dank der würdigen Haltung des argverleumdeten Referenten die Verhandlungen einen durchaus freundlichen, ja innerlich gehobenen Charakter. Es zog oft eine Feierstille hindurch, und es war allen aus der Seele gesprochen, wenn der Referent das ihm zukommende Schlußwort ausklingen ließ in das Luthergebet: „Verleih uns Frieden gnädiglich.“ Auch äußerte sich uns gegenüber ein akademisch gebildeter Nichttheologe dahin, auf ihn habe die Versammlung einen wahrhaft erhebenden Eindruck gemacht.

Am folgenden Tage vormittags neun Uhr sprach Professor D. Kawerau auf Grund der von ihm aufgestellten Thesen über „Die Gemeindeorganisation als Desiderium unsrer kirchlichen Lage.“ Ausgehend von den mancherlei Reformgedanken, welche

*) Der Vortrag des Propstes Kier wird, soviel wir hören, demnächst mit den Ausführungen des Professors Kawerau als Anhang (bei E. Homann in Kiel) im Druck erscheinen.



die kirchliche Gegenwart bewegen, brachte er die Sulzischen Vorschläge auf Parochialteilung und Organisation der Gemeinde zur Arbeit der helfenden Liebe in lichtvollen Ausführungen zur Darstellung und suchte diesen Gedanken, die bei uns noch weniger öffentlich erörtert sind, Verbreitung und Eingang zu verschaffen. Er forderte Durchführung des Prinzips der Seelsorgerbezirke, wo mehrere Pastoren an einer Gemeinde stehen, möglichste Herstellung der Parochialgrenzen unter Berücksichtigung der berechtigten Wünsche der Gemeindeglieder, Stärkung der Vollmachten des Kirchenregiments zu schnellerer und energischerer Teilung zu großer Gemeinden sowohl in den Städten als auch auf dem Lande (Holstein), Sammlung der Hausväter zu freier Besprechung kirchlicher und religiöser Fragen, Organisation der Liebesthätigkeit, so weit möglich von der Gemeinde und nicht von privaten Vereinen aus.

Das spezielle Eingehen auf schleswig-holsteinische Verhältnisse überließ Referent der nachfolgenden Debatte, an der sich viele Pastoren beteiligten und aus eigner Erfahrung die entgegenstehenden Schwierigkeiten und Hindernisse und die Nöte in der Praxis des wirklichen Gemeindelebens, namentlich der Landgemeinden, darlegten und von den bisherigen Bemühungen zur Lösung der so wichtigen Zeitfrage berichteten. Besonders beherzigenswert war das Zeugnis eines anwesenden gebildeten Laien, der das dringende Verlangen, an der Gemeindearbeit sich zu beteiligen, kund gab, aber zugleich darüber Klage führen mußte, daß nach bestehender Praxis die Teilnahme an den Arbeiten der Kirchenkollegien sich fast lediglich auf äußerliche Dinge beschränke. Die Hauptschwierigkeit wird bei uns freilich darin liegen, die Laien bürgerlichen und besonders bäuerlichen Standes zu aktiver Mitarbeit heranzuziehen, da diese auch bei sonst gut kirchlicher Gesinnung zu versagen pflegen. Mag die Schuld auch zum Teil einer bisherigen Versäumnis der Pastoren zuzuschreiben sein, so liegt sie größtenteils in unserm Volkscharakter, wenn nicht in der Eigenart des „gemeinen Mannes“ überhaupt. Freilich ist Kawerau darin Recht zu geben: Wenn man kein Ideal hat, „die Sterne nicht hat leuchten sehen,“ wird man schwerlich etwas erreichen, und es ist ihm Dank zu wissen, daß er diese von der alten Christenheit und der Brüdergemeinde entlehnten Ideale, ohne deren Verwirklichung an einen Neubau der evangelischen Kirche nicht zu denken ist, auch bei uns energisch auf die Bahn gesetzt hat.

Trotz der bewegten Vorgeschichte und der heftigen Angriffe auf die Konferenz ist deren Verlauf somit ein hocherfreulicher gewesen. Die schleswig-holsteinische Pastorenschaft hat bei sonst verschiedener theologischer Denkweise bezeugt, daß sie unentwegt feststehen will im alten Glauben, daß sie aber sich nicht von den beiden mit der theologischen Wissenschaft auf gespanntem Fuße stehenden Dioskuren in Kropp und Breklum ins Schlepptau nehmen, sondern sich das Recht der Anteilnahme an der Arbeit der evangelischen Theologie und deren Früchten unverkümmert erhalten will. Auch trat klar zu Tage, daß namentlich in der Jugend die Zahl derer immer größer wird, die den Lehrern in der Theologie und in der Kirche, die den Durchbruch aus der repristinirten altorthodoxen Dogmatik in die echten Prinzipien Luthers und in das Evangelium selbst an sich erlebt haben, nachfolgen wollen und die, getragen und begeistert von dem, was ihr Herz erfüllt, mit Liebe in der schweren Arbeit der Kirche unsrer Zeit stehen und mit Eifer die Hand an den Pflug legen. N

## In Sachen der Evangelischen Allianz

Die Antwort, die der Herr Vertreter des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz in Nr. 27 d. Bl. auf die an die Freunde der Evangelischen Allianz gerichtete Frage gegeben hat, veranlaßt mich, mit einigen Worten auf die Sache zurückzukommen.

Es scheint in der That eine gewisse Besserung sich anzubahnen; es scheint das Bewußtsein zu erstarken, daß Allianz und Kriegszug einander ausschließen, und eben deshalb die, welche die erstere wollen, den letztern bekämpfen müssen. Das ist erfreulich, denn es wird doch wohl dabei bleiben: läßt die

Allianz zu, daß ihre Vertreter gegen evangelische Gemeinschaften zu Felde ziehen, dann unterbindet sie durch ihr Verhalten, was sie der Idee nach erstrebt, die brüderliche Vereinigung der evangelischen Denominationen.

So gern ich nun auch eine solche Anbahnung der Besserung konstatire, eben so sehr muß doch betont werden, daß es an Klarheit in Erfassung des Zieles und an Festigkeit in dessen Verfolgung zu fehlen scheint.

Der Herr Vertreter der Allianz verwirft mit aller Entschiedenheit das berüchtigte „Fischen im Fischkasten," den „kleinlichen Seelenfang erweckter und gläubiger Glieder." Sehr gut, aber worin anders besteht denn das, worüber geklagt wird, als eben in dem, das hier verworfen und dessen Verwerfung als „selbstverständliche Voraussetzung und Konsequenz" bezeichnet wird?

Es wird darauf hingewiesen, daß ein Komitee kein Gerichtshof sein könne. Es haben zwar die Freunde der Allianz, nicht ich, diesen Ausdruck „Gerichtshof" in der in Rede stehenden Frage gebraucht; aber es ist selbstverständlich zuzugeben, daß ein Komitee nicht ein Gerichtshof im eigentlichen Sinne sein kann. Das aber kann dasselbe: eine klare und feste Stellung in dieser Sache einnehmen, und das ist es, was wir vermissen. Sehe ich recht, hängt das mit einer falschen Schlußfolge zusammen. Diese möchte ich klar und bestimmt aussprechen.

Die prinzipielle Stellung der Allianz ist in dem zitirten Artikel, wie folgt, gekennzeichnet:

> Weil ihr das Reich Gottes höher steht, als die irdischen Kirchengebilde, achtet sie die letztern prinzipiell gleich berechtigt, sucht sie zu brüderlichem Nebeneinander zu stimmen und läßt jedem derselben die besondern Vorzüge, die sie etwa haben.

Ich würde den Gedanken gegenseitiger Anerkennung, der einem brüderlichen Nebeneinander evangelischer Gemeinschaften zu Grunde liegen muß, anders formuliren, aber darauf gehe ich hier nicht ein; für die vorliegende Diskussion nehme ich diese Formulirung an; es ist die Schlußfolge, auf die es mir ankommt. So nämlich schließt die Evangelische Allianz: Gerade darum ist sie weder gewillt noch ermächtigt, den einzelnen Gemeinschaften ihren Besitzstand zu garantiren, und legt diesen Schluß näher dahin aus, daß der Ausbreitungsdrang evangelischer Denominationen — wohl gemerkt der einen auf dem Gebiet der andern — nicht schlechterdings zu verwerfen, sogar unter Umständen wünschenswert sei, dann nämlich, wenn auf dem Gebiete der einen Denomination geistlicher Tod herrsche.

Diese Schlußfolge — ganz abgesehen von der Frage, wer denn entscheiden soll, wo soviel geistlicher Tod herrscht, daß die andre Denomination hereinzubrechen befugt ist — diese Schlußfolge ist falsch.

Richtig muß die Schlußfolge so lauten: Also tritt die Evangelische Allianz mit aller Kraft dafür ein, daß keine evangelische Denomination Mission treibt auf dem Gebiete der andern. Gewiß, es wird und soll im litterarischen Verkehr eine Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Denominationen stattfinden, aber in brüderlichem Tone; es wird immer in dem persönlichen Verkehr der Glieder der verschiedenen Denominationen zum Austausch kommen; Uebertritte werden deshalb auch nicht aufhören; das alles ist auch durchaus zulässig; aber das muß aufhören, daß die eine Denomination Boten aussendet, um auf dem Gebiete der andern Propaganda zu machen. Und dafür hat die Evangelische Allianz so einzutreten wie es einer freien Vereinigung entspricht: erstens dadurch, daß sie die prinzipielle und praktische Anerkennung dieses Grundsatzes zur Bedingung der Mitgliedschaft macht, und dann zweitens ihrerseits jenes der Allianz widersprechende Treiben mit der Waffe des Wortes in jeder Weise bekämpft.

Wird die Allianz diese richtige Schlußfolgerung vollziehen? Nur dann kann die sich anbahnende Besserung zu Stand und Wesen kommen. Nur dann wird die Allianz das sein, was ihr Name verspricht oder doch zu versprechen scheint, eine aus freien Vertretern gebildete brüderliche Vereinigung der evangelischen Kirchengemeinschaften des Erdkreises unter Ausschluß jeder Gleichmacherei zur Pflege und Vertretung gemeinsamer Interessen.



Ich fürchte, daß das nicht geschehen wird und nicht geschehen kann. Und warum nicht? Weil die Allianz im Grunde etwas andres will, weil sie nicht die bestehenden evangelischen Kirchengemeinschaften mit einander in brüderliche Berührung bringen, sondern aus allen diesen Gemeinschaften die in ihrem Sinn wahrhaft Gläubigen zu einer höheren Gemeinschaft, einer Art Repräsentation der unsichtbaren Kirche sammeln will — wird doch auch schon ein neues aus der Allianz erwachsendes Glaubensbekenntnis in Aussicht gestellt (vgl. Nr. 18 d. Bl. Spalte 412).*) Daß aber das Gedanken und Pläne sind, gegen die wir Lutheraner uns nur ablehnend verhalten können, bedarf keiner weitern Ausführung.

Ich sagte: ich fürchte das. Die weitere Entwicklung der Besserung, die sich angebahnt hat, wird zeigen, wie es steht.

T K

---

## Ein Patrimonium der Enterbten

### 4. Die Bodengenossenschaft

Wir haben bei der Beschreibung der Heimatkolonie schon angeführt, daß das Gut, das einem zur dauernden Ansiedlung geeignet befundenen Heimatkolonisten überwiesen wird, aus einem Hause nebst Stallungen und fünf Hektar kultivirtem Ackerland bestehen soll. Dieses Besitztum wird der Ansiedler nach dem neuen Plan in Dauerpacht erhalten. Das heißt, der Vorstand der Kolonie macht sich verbindlich, ihm nicht zu kündigen, so lange er sein Gut behalten will und seinen Verpflichtungen bezüglich der Pachtentrichtung, Instandhaltung der Baulichkeiten u. s. w. nachkommt. Er kann also auf seinem Kolonate bis an sein Lebensende ausharren, und nach seinem Tode kann eines seiner Kinder an seine Stelle treten. Ihm selber aber bleibt stets jährliche Kündigung offen, er ist durchaus nicht an die Scholle gebunden. Verbesserungen, die er auf seine eignen Kosten in Haus und Hofreite gemacht hat, finden beim Abzug natürlich entsprechende Entschädigung.

Alle Ansiedler bilden zusammen eine Genossenschaft. Ihr gehört das Land, die Wohnungen, das Inventar des Hauptgutes, das gegenwärtig der Aufenthaltsort der noch nicht angesiedelten Kolonisten ist und später auch den Sitz der Genossenschaftsverwaltung bilden wird. Die eingehenden Pachtgelder werden, vorerst neben den für das wohlthätige Unternehmen gespendeten Summen, später, wenn diese überflüssig werden, an ihrer Stelle, einerseits verwendet, um den liegenden Besitz auszudehnen und neue Kolonate zu errichten, andrerseits alle Einrichtungen zu treffen, die den Kolonisten die Vorteile des Großbetriebes schaffen werden. Es werden Feldbahnen gebaut, um den Schlick auf die Aecker zu fahren, Maschinen angeschafft und alle sonstigen größern landwirtschaftlichen Geräte erworben, die zu kaufen über die Kräfte des kleinen Mannes geht. Alle diese Erwerbungen stehen dem einzelnen Kolonisten gegen eine entsprechende Vergütung, die in die Genossenschaftskasse fließt, zur Verfügung.

Den anfänglichen Gedanken, die gesamte Liegenschaft als Großgrundbesitz von allen Ansiedlern gemeinsam bearbeiten zu lassen und den Gewinn gleichmäßig an sie zu verteilen, hat Cronemeyer, wie es scheint mit Recht, wieder fallen lassen. Es wäre dabei wohl nicht ausgeblieben, daß der von Natur aus weniger Fleißige und Sorgsame auf Kosten seines strebsamen und tüchtigen Genossen einen unverdienten Vorteil davongetragen hätte. Und gleicher Weise würde für den Einzelnen der Reiz weggefallen sein, der darin liegt, sein eignes Besitztum in Ordnung zu halten und alle Kraft daran zu setzen, aus ihm den Nutzen, der es zu bieten imstande ist, herauszuziehen. Doch bleibt es nicht ausgeschlossen, daß sich einzelne,

*) Vgl. Deutsche Evangelische Kirchenzeitung Nr. 18 d. J.: „Die Evangelische Allianz muß versuchen, ein gemeinsames Bekenntnis zu finden, in dem die gläubigen Protestanten aller Welt sich zusammenfinden. Die neun Punkte der Allianz sind zu eng und zu weit. Wir brauchen einen schlagenden Lehrausdruck für die Güter der Reformation. Im Jahre 1896 ist das fünfzigjährige Jubiläum der Allianz. Es wäre köstlich, wenn das Jubeljahr diese Aufgabe stellte und löste."

besonders benachbarte Kolonen zu gemeinsamer Produktion mit einander verbinden. Sie werden durch die in den Jahren der Vorbereitung gemeinschaftlich vollbrachte Arbeit dazu geneigter sein, als sonst der Bauer, der erfahrungsgemäß ein eingefleischter Individualist ist und gegen das Genossenschaftswesen vielfach die unbegründetsten Vorurteile hegt.

Jedenfalls wird aber den Kolonen die Möglichkeit geboten werden, die erzielten Produkte des Ackers, Gartens und Stalles durch Vermittlung der Kolonieverwaltung zu verwerten. Dadurch werden vorteilhaftere Absatzquellen erschlossen werden; vor allen Dingen bleibt eine Unmasse Zeit gespart, die dadurch verschleudert wird, daß jeder Einzelne in eigner Person in die Stadt auf den Markt wandern muß. Die für die Vermittlung berechnete Gebühr wird weit geringer sein, als die gegenwärtig von den Zwischenhändlern eingestrichenen Spesen, und sie fließt in die Genossenschaftskasse, kommt also auch dem, der sie entrichtet hat, zum Teil wieder zu gute. Auch die Lebensbedürfnisse und was für den Wirtschaftsbetrieb erforderlich ist, schafft der Vorstand der Genossenschaft im Großen an und giebt es gegen einen kleinen Aufschlag ab.

Dabei bleibt es jedem Einzelnen vollkommen freigestellt, ob er sich der Vermittlung der Genossenschaftsleitung bedienen oder ob er in Produktion, Vertrieb und Verbrauch seine eignen Wege gehen will. Die Erfahrung wird ihm sehr bald zeigen, welche außerordentlichen Vorteile die Assoziation auch auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Betriebes hat.

In dieser Weise etwa wird sich Friedrich-Wilhelmsdorf in Zukunft als Bodengenossenschaft gestalten. Von den Vorzügen einer solchen Organisation vor der ursprünglich geplanten ist im Vorausgehenden schon kurz die Rede gewesen. Der Insasse der Kolonie wird sicher den Mangel des Eigentumsrechts an seinem Grund und Boden nicht als etwas Schlimmes zu beklagen haben. Sein Los wird viel freundlicher sein, als das von so viel Tausenden verschuldeter Bauern, die sich freie Herren ihres Besitzes nennen und in Wirklichkeit die Zinsknechte ihrer Gläubiger sind, denen sie ihren Tribut darbringen müssen, ob ihn nun der Acker getragen hat oder versagt.

Allerdings muß auch der Kolonist in der Pachtsumme, die er zahlt, einen „Tribut“ entrichten, aber er giebt ihn an die Genossenschaft, der er selber als Mitglied angehört, und die hingegebene Summe fließt indirekt wieder auf das Grundstück zurück, aus dessen Erträgnissen sie gewonnen ward. Die Einnahmen, die die Genossenschaft macht, haben eine ganz andre wirtschaftliche Bedeutung, als die den Boden belastenden Schuldzinsen, deren ununterbrochenes, riesenmäßiges Anwachsen von Kennern unsrer ökonomischen Lage als die hauptsächlichste Ursache der sozialen Krisis der Gegenwart angesehen wird. Diese letztern dienen zum überwiegenden Teile wieder dazu, neue freie Erde mit Beschlag zu belegen und neue Scharen von Hypothekenschuldnern zu schaffen. Die Kapitalien dagegen, die die Genossenschaft einnimmt, verwendet sie zu Einrichtungen, die jedes kontribuirende Mitglied zu seinem Vorteil benutzen kann, oder sie braucht sie, um ihren Kreis zu erweitern und andre der Hilfe Bedürftige ihrer Segnungen teilhaftig werden zu lassen. Der Ansiedler, der ein Gut übernimmt, thut es mit ganz andern Aussichten auf gutes Gedeihen, als wenn er gleich sein Vermögen gegen das Eigentumsrecht hingegeben hätte. Was er erspart hat, das steht ihm nun frei zur Verfügung; er kann es benützen, seine Ställe mit Vieh zu füllen und sich für Haus und Beruf auszustatten, wie ers bedarf. Geht er mit Tod ab, so hinterläßt er seinen Kindern nicht das Danaergeschenk eines Grund und Bodens, der, ob geteilt oder ungeteilt, ihnen keinen Segen bringen wird; sondern das aus beweglichem Gute bestehende Erbe kann einen jeden von ihnen zur Uebernahme eines Kolonats, das die Genossenschaft ihm zur Verfügung stellt, befähigen.

Freilich wird es auch in der neuen Organisation vorkommen, daß einzelne, mit oder ohne Schuld, zurückkommen und zu Grunde gehen; es wäre unberechtigter Optimismus, wenn man das leugnen wollte. Aber die Folgen solcher Unglücksfälle werden zweifellos viel weniger verhängnisvoll sein, als sie es sonst wären, sowohl für den davon Betroffenen wie für die



Genossenschaft. Die Mittel, die dieser zur Verfügung stehen, können dazu dienen, Willigen die Hand zu reichen, an der sie sich wieder aus dem Zusammenbruch herausarbeiten können. Und der Leichtsinnige vermag nicht mehr das Ganze zu schädigen, indem er eine durch gemeinsame Arbeit in Stand gesetzte Liegenschaft Unberufnen in die Hände spielt.

Das Gesagte mag es erklären, warum oben an Einrichtungen, wie die geschilderte, so große Hoffnungen geknüpft worden sind. Das Prinzip, auf dem sie beruht, scheint thatsächlich die Gewähr dafür zu bieten, daß hier die zum Wohl der Besitzlosen gemachte Anstrengung auch das erreicht, was sie soll, anstatt ergebnislos zu verlaufen oder gar in ihr Gegenteil verkehrt zu werden, wie das jetzt leider sonst so manchmal der Fall ist. Die Veranlagung des zu wohlthätigem Zwecke aufgebrachten Geldes in liegenden Gütern, und die Unveräußerlichkeit dieser Güter erhält die gespendeten Summen dauernd dem Zwecke, wofür sie gegeben sind. Aus dem erworbenen Boden heraus aber quellen, je länger je reicher, ganz von selbst wieder weitere Mittel, die zu gemeinnützigen Zwecken verfügbar werden. Je höher der Wert des von der Bodengenossenschaft besessenen Landes durch die Besiedelung und die dafür gemachten Aufwendungen steigt, umso höher steigen naturgemäß die Einnahmen, die die Genossenschaft macht. Sie vermag infolgedessen nicht nur immer mehr für die wirtschaftliche und geistige Förderung der Insassen zu thun durch Errichtung von Volksküchen, Erbauung von Krankenhäusern, Gründung von Schulen, Eröffnung von Anstalten, die der Pflege der Geselligkeit oder der beruflichen und allgemein geistigen Fortbildung dienen, und andere Einrichtungen ähnlicher Art, sondern sie wird auch nach außen Landbesitz erwerben und einen immer umfangreichern Kreis von Mitgliedern gewinnen.

Will man das Bild noch weiter malen, so lasse man neben der einen noch eine ganze Anzahl von solchen Genossenschaften in den verschiedenen Teilen Deutschlands sich bilden, lasse sie auf Grund der gleichen Organisation sich die Hand zum Zusammenwirken reichen und durch gemeinsame Thätigkeit die Kräfte verdoppeln; man lasse ähnliche Vereinigungen in den Städten, insbesondre den Großstädten entstehen, die dort von demselben Prinzip aus das jetzt so schreiende Wohnungselend zu heben unternehmen; man lasse auch diese städtischen Bodengenossenschaften ihre Kreise immer erweitern und allmählich auf das ganze Gebiet der Armenfürsorge und darüber hinaus erstrecken: so wird man etwa verstehen, inwiefern sie uns als Krystallisationspunkte für die soziale Arbeit überhaupt erscheinen.

Von diesen Zukunftsbildern, die manchem wie Träume vorkommen mögen, wenden wir den Blick wieder auf die Gegenwart und ihre Aufgaben und Forderungen. Diese Zeilen haben ja zunächst einen unmittelbaren praktischen Zweck; sie wollen den Leser mit einem Werke, das um seiner menschenfreundlichen Tendenz willen allseitige Förderung verdiente, bekannt machen und ihn dafür erwärmen. Vielleicht darf es Friedrich-Wilhelmsdorf bald erfahren, daß sie in dieser Hinsicht nicht umsonst geschrieben worden sind. Allerdings haben dem Verfasser noch umfassendere Gedanken vor dem Geiste gestanden. Die Heimatkolonie im Norden dünkt ihm ein Samenkorn zu sein, bestimmt, hundert neue Keime durch unser Vaterland zu streuen. Das scheint freilich eine ungeheure Aufgabe. Aber es ist auch eine ungeheure Not, die es zu heben gilt. Und das Ziel ist des Schweißes der Edlen wert. Könnte doch dieses Wort dazu dienen, es nur einen einzigen kleinen Schritt uns näher zu rücken!*)

Fl

*) Vor einigen Monaten hat sich ein Verein gebildet, der sich zur Aufgabe macht, Unternehmungen, wie die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf bei Bremerhaven, zu unterstützen oder, wenn seine Mittel soweit angewachsen sind, selbst hervorzurufen. Er führt den Namen: Verein für gemeinnützigen Grunderwerb. Als Zweck des Vereins geben die Satzungen an: „Sammlung von Kapitalien zur Erwerbung eines unveräußerlichen Gemeingrundbesitzes; Nutzbarmachung dieses Grundbesitzes durch Verpachtung oder Vermietung; Gründung von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften auf diesem Grundbesitz und in Verbindung mit ihm.“ Schriftführer des Vereins ist Seminarlehrer W. Flegler in Bensheim (Hessen), von dem die Satzungen und sonstige auf den Verein bezügliche Schriftstücke jederzeit bezogen werden können.

D H

# Henri Frédéric Amiel

## Fragments d'un journal intime

5*)

In den nächstfolgenden Abschnitten charakterisirt und analysirt Amiel ausschließlich seine Persönlichkeit:

Am 18. November 1851:

Auf intellectuellem Gebiet verhalte ich mich wesentlich objektiv, und meine ganz besondre Eigentümlichkeit ist es, mich auf den Standpunkt eines jeden versetzen zu können, mit seinen Augen zu sehen. Ich bin durchaus nicht in meiner Individualität wie in einem Gefängnis eingesperrt. Daraus resultirt mein natürliches Geschick auf theoretischem Gebiet und meine Unentschlossenheit in praktischen Dingen. Damit hängt meine kritische Begabung zusammen und die Schwierigkeit, die mir spontanes Schaffen auferlegt. Deshalb dauert es solange, ehe ich instinktiv zu Gewißheit und Ueberzeugungen gelange, die sich aber, sobald sie ins Bewußtsein getreten, zu Schlußfolgerungen und Bejahungen gestalten. Zunächst versetzen sie mich zwar in Unruhe, führen mich aber hernach zum Frieden. Sie lauten: Der Geist findet allein im Absoluten seine Ruhe, das Gefühl im Unendlichen, die Seele im Göttlichen. Nichts Endliches ist wahr, interessant, wert, uns zu fesseln. Alles, was vereinzelt ist, schließt andres aus; alles, was ausschließt, stößt mich ab. Das All allein schließt nichts aus. Die Gemeinschaft mit dem höchsten Wesen ist mein höchstes Ziel, denn nur darin finde ich das Leben. Angeschaut in dem Lichte des Absoluten, Unendlichen, Göttlichen, ist jede Idee studirenswert, jede Existenz achtungswert, jede Kreatur liebenswert.

Später, am 8. März 1868, charakterisirt er sich noch subtiler:

Wenn ich die verschiedenen Intuitionen bedenke, die mich seit meiner Jünglingszeit erfüllt haben, will es mir scheinen, als habe ich Dutzende, ja Hunderte von Lebensformen gelebt. Jede charakteristische Individualität prägt sich ihrer idealen Bedeutung nach in mir ab oder formt mich augenblicklich nach ihrem Bilde. Ich brauche mich alsdann nur selbst anzuschauen, um diese neue menschliche Daseinsform zu verstehen. So bin ich schon Mathematiker, Musiker, Halbgelehrter, Mönch, Kind, Mutter gewesen. Diese universelle Sympathie hat mich sogar schon Tier und Pflanze werden lassen, und zwar ein bestimmtes Tier, und jenen Baum dort. Diese Eigenschaft auf- und absteigender Metamorphose, des Entfaltens und Zusammenfaltens (déimplication et réimplication) hat meine Freunde, auch die feinsinnigsten unter ihnen, oft erstaunt. Damit hängt auch die Leichtigkeit zusammen, mit der ich die Dinge ganz unpersönlich objektivire. Dies macht es mir aber wieder schwierig, mich auf mich selbst zu beschränken, nur ein bestimmter Mensch zu sein mit seiner Nummer und Aufschrift. Der Weg in meine Haut zurück ist mir immer sonderbar erschienen, willkürlich und konventionell. . . . Deshalb kann ich mich nur mit Anstrengung zu der Rolle eines Bürgers, der in dem Zivilstandsregister der bestimmten Stadt eines bestimmten Landes aufgeführt wird, verstehen. Alles Handelnmüssen empfinde ich als Niederlage; mein wahres Element ist die Betrachtung. Mit Vorliebe flüchte ich mich in eine reine Wirkungssphäre, in der ich mich in vollkommenem Gleichgewicht befinde. Da fühle ich mich frei, uneigennützig, oberherrlich. Liegt nun mein Beruf in dieser Richtung, oder ist es nur eine Versuchung, die mich lockt?

Ich schwanke zwischen zwei Geistespolen, dem griechischen und römischen, morgen- und abendländischen, antiken und christlichen. Es ist ein Kampf zwischen zwei Idealen, dem der Freiheit und dem der Heiligung. Die Freiheit erhebt, und die Heiligung demütigt. Das Thun beschränkt, die Betrachtung befreit uns. Das Wollen bindet uns an den Raum, der Gedanke hebt uns darüber hinaus. Meine Seele schwankt zwischen zwei, vier, sechs allgemeinen sich widersprechenden Begriffen, weil sie allen großen Trieben menschlicher Natur unterworfen ist und nach dem Absoluten, Unerreichbaren in andrer Weise strebt, als durch Aufeinanderfolge der Gegensätze. Es hat lange gedauert, ehe ich mich hierin selbst verstand, und zuweilen begegnet es mir, daß ich das Studium des schon gelösten Rätsels aufs neue beginnen muß, so schwer ist es, einen unbeweglichen Punkt in uns festzuhalten. Ich liebe alles und verabscheue nur eins: unaufhörliches Einschnüren meiner Natur in eine willkürliche Form, wäre sie auch selbsterwählt. Innere Freiheit wäre somit meine zäheste Leidenschaft, vielleicht meine einzige. Ist sie erlaubt? Früher glaubte ich es, lasse aber darin nach und bin mir nicht ganz klar darüber.

Die Neigung, immer sein Bestes zurückzubehalten, erklärt er so:

. . . Meiner gewiß in Bezug auf die Anziehungskraft der unendlichen und tiefen Dinge, halte ich mich bei den entgegengesetzten Dingen auf, um ihnen nicht unrecht zu thun. Während es mir um den Grund der Dinge zu thun ist, erwecke ich den Anschein, mich in Nichtigkeiten zu verlieren; es scheint so, als mache ich vor allem dem Ausdruck den Hof, während ich den Gedanken liebe; das Tiefe behalte ich für mich und gebe andern die Form . . .

Wie tragisch diese Eigentümlichkeit auf ihn zurückgewirkt hat, geht am Schluß seines Lebens aus den Worten hervor:

*) In zwangloser Folge, wie der Raum es gestattet, wird noch eine Reihe von Bruchstücken aus dem Tagebuch hier zur Veröffentlichung kommen. D H



10. Januar 1881. . . . Die Schüchternen bedürfen des Erfolges; Lob wirkt moralisirend; Bewunderung ist ein stärkender Lebenssaft . . . Ich habe die öffentliche Meinung zu sehr verachtet und war doch zu empfindlich gegen Ungerechtigkeit. Das habe ich teuer bezahlen müssen!

Er hat eben doch nicht aus seiner Individualität herausgekonnt, so hoch darüber hinaus ihn auch die Phantasie tragen mochte. An Selbstermahnungen hat er es nicht fehlen lassen:

3. März 1852. Das allgemeine Urteil hat seinen Wert und selbst seine Macht: es gegen sich haben ist unter Freunden peinlich und nachteilig unter Fremden. Man muß der öffentlichen Meinung nicht schmeicheln, aber sie womöglich nicht auf falsche Spur leiten . . . Diese Welt, in der feiner Egoismus und rastloser Ehrgeiz regieren, diese Welt, in der man durch Lächeln, durch Höflichkeit, durch Reden und Schweigen lügen muß, diese Welt, die einen geraden und stolzen Sinn empört, und in der man zu leben wissen muß! Man bedarf des Erfolges: drum laß es dir glücken. Man hat Anerkennung nur für Macht: drum sei stark. Die öffentliche Meinung will alles unter ihr Gesetz beugen. Es ist größer, sie zu besiegen, als über sie zu spotten.

Ich kann es verstehen, daß einen der Zorn der Verachtung und ein unüberwindliches Bedürfnis zu zertrümmern völlig übermannt, allem erniedrigenden, kriechenden, ränkesüchtigen, krummen, unedeln Wesen gegenüber. Aber anhaltend kann ich diesem Gefühl nicht Raum geben, denn es ist im Grunde Rachegelüst. Die Welt besteht ja doch aus Menschen, die Menschen sind meine Brüder. Den göttlichen Hauch, der uns darin umweht, wollen wir nicht in die Verbannung schicken. Wir wollen lieb haben; Böses mit Gutem besiegen; ein reines Gewissen bewahren. Hier gilt es, sich die Vorsicht einzuprägen, die Jesus mit den Worten ausdrückt: Seid ohne Falsch wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Trage Sorge für deinen Ruf, nicht aus Eitelkeit, sondern um dein Werk nicht zu hindern und aus Liebe zur Wahrheit. Hinter einer raffinirten Uneigennützigkeit, die sich nicht selbst rechtfertigen will, verbirgt sich auch noch die Selbstsucht, die sich der öffentlichen Meinung überlegen fühlt. Geschicklichkeit ist es, zu scheinen, wie man ist, Demut aber, zu fühlen, wie wenig man ist . . .

Am 11. Mai 1853 schreibt er:

Der Mensch ist nur, was er geworden ist: tiefe Wahrheit! Aber er wird nur, was er ist: noch tiefere Wahrheit! Was bist du? furchtbare Frage! in der das Problem der Prädestination, der Geburt, der Freiheit, ja des Abgrunds ruht. Und doch muß man sich hinabstürzen, und ich habe es gethan. Das heut abend gehörte Bachsche Präludium hatte mich dafür gestimmt. Es malt die gequälte Seele, die nach Gott schreit, ihn ergreift und sich mit ganz gewaltiger Inbrunst und Hingebung des Friedens und der Unendlichkeit bemächtigt . . .

Am 2. Dezember 1851 warnt er sich vor der Gefahr der Selbstzergliederung:

Gieb dem Geheimnisvollen Raum in dir. Laß ab von dem Aufwühlen, dem prüfenden, immerwährenden Umpflügen deines Innern. Laß in deinem Herzen eine kleine Stelle brach liegen für den Samen, den dir die Winde zutragen; einen schattigen Winkel für die vorüberziehenden Vögel des Himmels. Laß Raum in deiner Seele für den Gast, den du nicht erwartest, und einen Altar für den unbekannten Gott. Und singt ein Vogel in deinem Gezweig, so tritt nicht eilig näher, um ihn zu zähmen. Und fühlst du etwas Neues sich regen in der Tiefe deines Wesens, trage nicht eilig Licht herzu, um hinabzuspähen. Hülle den sich erschließenden Keim in Vergessen, laß ihn in Frieden wachsen und sich entfalten, verkürze ihm nicht die Nacht und plaudre dein Glück nicht aus. Alle Empfängnis, das heilige Werk der Natur, bleibe umhüllt von dem dreifachen Schleier der Keuschheit, der Stille und des Schattens.

Am 26. Dezember 1852 führt er den letzten Gedanken weiter aus:

Das Schamgefühl ist immer Merkzeichen und Schutzwache eines Geheimnisses und erklärt sich durch sein Gegenteil, die Entweihung. Es beruht auf dem unbewußten Gefühl eines natürlichen oder seelischen Geheimnisses, zu persönlicher Natur, um mitgeteilt oder preisgegeben zu werden. Sonst dreht sich die Sache um, und das Tiefste und Geheimnisvollste des Daseins und der Persönlichkeit wird um einen geringern Preis als den völliger Gegenseitigkeit ausgeliefert, und das eben ist Profanation.

Am 28. April 1852 führt ihn der Frühling in Lancy zu folgenden Betrachtungen:

Frühlingssehnen, da kommst du wieder, noch einmal nach langer Unterbrechungszeit! Heut morgen ist mir deine ganze Poesie, Vogelsang, stiller Lichtglanz, Luft der ergrünenden Felder ins Herz geflossen. Jetzt schweigt Alles. O Stille, du bist erschrecklich! erschrecklich wie die Stille des Ozeans, in dessen unergründliche Tiefen sich der Blick taucht; du läßt uns in unserm Innern Tiefen schauen, die uns schwindeln machen: ein unauslöschliches Verlangen, Schätze des Schmerzes und Leidens. Daß die Stürme brausten! sie bewegten doch die Oberfläche dieser über schrecklichen Geheimnissen brütenden Wellen. Daß die Leidenschaften tobten! das Hochgehen der Wogen verhüllte den Abgrund der Seele. Uns allen, die wir Kinder des Staubes und der Zeit sind, flößt die Ewigkeit unwillkürlich Bangigkeit ein, die Unendlichkeit einen geheimnisvollen Schrecken. Wir glauben damit das Reich des Todes zu betreten. Armes Herz, dich verlangt nach Leben, nach Illusionen, und du hast ein Recht dazu, denn das Verlangen nach

Leben ist heilig. Wie anders sieht das Leben aus in solchen Momenten der Zwiesprache mit der Unendlichkeit! Wie erscheint da alles, was uns beschäftigt, voreinnimmt, mit Leidenschaft erfüllt und ausfüllt, plötzlich kindisch, frivol und eitel. Wir kommen uns wie Marionetten vor, die im Ernst eine phantastische Parade aufführen und Flittertand für Kostbarkeiten halten. Wie sich da alles verwandelt und verändert! Berkeley und Fichte haben alsdann recht, auch Emerson. Die Welt ist nur ein Gleichnis, die Idee hat größere Realität, als die Thatsache. Märchen und Legenden sind so wahr wie die Naturgeschichte, ja noch wahrer, denn sie sind durchsichtigere Bilder. Die einzige Substanz ist, richtig gesagt, die Seele; was ist alles andre dagegen? — Schatten, Vorwand, Bild, Gleichnis, Traum; nur das Bewußtsein ist unsterblich, positiv, vollkommen wirklich. Die Welt ist ein Feuerwerk, eine göttliche Phantasmagorie, da, um die Seele zu bilden und zu erheitern. Unser Bewußtsein ist das Universum, die Sonne, die es erhellt, die Liebe . . .

Ich versinke wieder in das objektive Leben des Gedankens, es macht mich frei, nein reißt mich heraus aus dem innerlichen Gefühlsleben.*) Die Reflexion zersetzt meine Träume und verbrennt ihnen die zarten Flügel . . .

Werde ich nie das Herz eines Weibes besitzen, um mich darauf zu verlassen? Nie einen Sohn, in dem ich wieder erstehe, eine kleine Welt, in der alles, was in mir verborgen liegt, zur Blüte kommt? Ich bebe zurück aus Scheu, meinen Traum zu zerstören. Ich habe soviel auf diese Karte gesetzt, daß ich sie nicht auszuspielen wage. Laßt uns weiter träumen . . .

Thue dir nicht Gewalt an, habe Achtung vor den Schwankungen deines Gefühls! Sie sind dein Leben, deine Natur. Ein Weiserer hat sie gemacht als du. Völlig überlaß dich weder deinem Instinkt, noch deinem Willen! Der Instinkt ist eine Sirene, der Wille ein Despot. Du sollst weder Sklave deiner augenblicklichen Impulse und Gefühle sein, noch einem allgemeinen, abstrakten Plane folgen! Sei offnen Sinnes dem gegenüber, was das Leben dir von außen und innen zuführt, und heiße das Unvorhergesehene willkommen! Bilde dein Leben einheitlich und nimm das Unvorhergesehene in die Umrisse deines Planes auf. In dir erhebe die Natur sich zum Geist, und der Geist werde wieder Natur! So wird sich deine Entwicklung harmonisch vollziehen, und der Friede von oben auf deiner Stirne glänzen. Immer unter der Voraussetzung, daß du deinen Frieden gemacht und dein Golgatha erklommen hast. C B

*) Je retombe déjà dans la vie objective de la pensée, elle me délivre (est-ce le mot?), non, elle me prive de la vie intime du sentiment.

## Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung

Uebersicht: 1. Allgemeine Eindrücke; 2. Statistisches; 3. Biblisches; 4. Geschichtliches; 5. Religiöse Sittenbilder; 6. Prachtwerke, Radirungen, Architektur; 7. Schlußurteil

### 1. Allgemeine Eindrücke

„Die religiöse Kunst ist im Rückgang begriffen!" Der Satz ist nachgerade ein trivialer Gemeinplatz geworden, und man schämt sich fast, ihn wieder und wieder auszusprechen. Aber er drängt sich einem bei der Wanderung durch unsre heutigen Kunstausstellungen immer wieder ganz von selbst auf. Er enthält eben eine Wahrheit, die nicht wegzuleugnen ist, für die es aber mancherlei Erklärungsgründe giebt.

Ich nenne nur zwei. Einmal ist unser Zeitalter kein religiös gestimmtes; es fehlt die treibende Kraft, die mit spontaner Gewalt unsre Künstler zur gläubigen Erfassung und innerlich wahren Darstellung religiöser Gegenstände zwingt; es fehlt unsern Künstlern selbst nur zu oft der religiöse Sinn: sie sind nicht umsonst Kinder ihrer Zeit. Und sodann: auch die heutige Malweise ist der religiösen Kunst nicht günstig. Die Wahl des Stoffes tritt, wenigstens bei den Gemälden, vielfach gänzlich zurück hinter der Technik. Man malt die alltägliche Wirklichkeit, oder will sie wenigstens malen; man malt Farbenspiele und Lichteffekte, ohne erst mühevoll nach solchen Stoffen zu suchen, die man bisher malerisch genannt hat. Holländische Frauenhauben oder Holzschuhe, Lichter, die durch helle Fenster fallen und die beschatteten Stubeninsassen mit einem hellen Schein umsäumen, oder solche, die mit unruhigem Glanze durch grüne Zweige flimmern, Sonnenschein am heißen Mittag oder Duftnebel am kalten Morgen — das sind die eigentlichen Motive unsrer Maler. Nur um ihretwillen malen sie zumeist ihre Bilder, um ihretwillen stellen sie Menschen und Landschaften zusammen. Und man wird nicht leugnen können, daß sie mit virtuoser Technik diese Freilichtmalerei zu beherrschen anfangen, wenngleich wir es freilich nur als eine Uebergangszeit ansehen möchten, daß so gemalt wird. Spätere Tage werden die neu errungenen technischen Fertigkeiten der neuen Luft- und Lichtmalerei auch auf reizvollere, inhaltreichere Stoffe anzuwenden wissen.



Mit der bloßen Freiluftmalerei hängt zusammen die gleichfalls viel gepflegte Bauernmalerei. Oede, reizlose Landschaften, weite Kartoffeläcker und Krautfelder, darauf geistlos blickende, häßliche und abgearbeitete Bauerngestalten, hackende Weiber, mähende Männer — das ists, was hier vornehmlich zum Vorwurfe dient, und daraus werden dann jene wunderlichen grautönigen Bilder fertig, die für den Beschauer umso weniger Anziehendes bieten, als er selbst die ländliche Natur mit seinen Augen oft so ganz anders sieht. Dabei ist diese Bauernmalerei noch nicht das Schlimmste, sie steht gewiß höher als die bloße Herstellung von Lichteffekten. Es steckt — so seltsam es klingen mag — ein Stück sozialer Frage darin, wenn mit Vorliebe das durch harte Arbeit gequälte, durch Not abgestumpfte Arbeitervolk gemalt wird.

Wir wollen das an und für sich nicht tadeln; es entspricht doch nur dem Zuge der Zeit, und wir haben kein Recht, entrüstet aufzufahren, wenn die böse soziale Frage uns auch auf dem heitern Gebiete der Kunst entgegentritt. Darum möchte ich auch alle die, die sich scheltend von diesen traurigen Arbeiterbildern wegzuwenden pflegen, bitten, die Sache einmal von dem soeben angedeuteten Standpunkte anzusehen, etwas von der großen Frage unsrer Zeit darin zu erblicken, und ich meine, das Urteil wird dann ein milderes werden. Auch die Kunst, die das Leben ihrer Zeit wiederspiegeln soll, kann sich den Strömungen dieser ihrer Zeit nicht entziehen. Das mag unschön zu sehen sein, mag am Ende auch allen bisherigen und als richtig geltenden Ansichten über das Wesen der Kunst widersprechen, aber es ist nun einmal so. Dabei ist es gleichgiltig, ob die Künstler bewußt oder unbewußt „die soziale Frage malen." Ich glaube, sie thun es unbewußt. Aber dieser sogenannte Realismus, dieser Kultus des Häßlichen, der gemeinen Wirklichkeit und der rauhen Arbeit, wie er uns auch in der Dichtkunst, vornehmlich in der dramatischen, heute entgegentritt, so sehr er in Einseitigkeit und Uebertreibung ausarten mag, im Grunde ist er doch nur ein Kind der Zeit, die über der sozialen Frage alle andern hintanzusetzen berufen ist. Da muß denn die heitere, sonnige Schönheit der Kunst eine Weile sich verbergen. Und mit ihr die Darstellung der Stoffe, die über das alltägliche Leben der rauhen Wirklichkeit hinausgehen.

So geht, wer sein Kunstideal an den hoheitsvollen und schönheitsgesättigten Werken der alten Meister in unsern Museen und Galerien gebildet hat, heute unbefriedigt durch die modernen Kunstausstellungen; es überkommt ihn mitten in dem Gewirr von Kunstwerken ein wahrer Hunger nach Schönheit und Poesie, nach idealem Gehalt. Wer sich nicht ganz „der Moderne" (so lautet ja das schöne neueste Wort unsrer jüngstdeutschen Schriftsteller und Künstler; es ist der Gegensatz zur „Antike"!!) verschrieben hat, der wird darum an einer Wanderung durch unsre Ausstellungen recht wenig Gefallen finden. Aber er übersehe dabei nicht, daß doch auch manches wirklich Schöne mit ausgestellt ist und daß wir eben uns in einer Zeit des Uebergangs befinden; eine alte Malweise ist so ziemlich wieder einmal überwunden, eine neue, die Folge der entwickelten Photographie und des infolge dessen anders geschulten Auges, ist noch im Werden, in der Kindheit oder besser in den täppischen Flegeljahren begriffen.

Und vor allem vergesse er nicht, daß sich der sozialen Frage heute nichts entziehen kann, auch die Dichtkunst nicht, und nicht die Malerei. Das ist oft recht häßlich, denn gerade von der Kunst sind wir gewohnt, reinen, idealen Genuß der Schönheit zu verlangen — aber ist dieses nur zu berechtigte Verlangen heute als das einzige recht und billig? Wenn alle Gebiete des Lebens von der einen Frage beherrscht sind, dürfen wir schelten, wenn auch die Kunst sich in den Dienst dieser Frage stellt?

### 2. Statistisches

Also die religiöse Kunst ist im Rückgang. Wir habens gehört und glaubens auch. Es ist deshalb ein gewisses Ge-

fühl religiöser Resignation, mit dem wir in dem Ausstellungspalast am Lehrter Bahnhof zu Berlin die weite Wanderung beginnen. Unsre Erwartungen sind nicht hoch gespannt; wir werden darum auch nicht enttäuscht, wenn wir thatsächlich unter der gewaltigen Flut von Bildwerken aus aller Herren Länder ganz wenige religiöse, unter den wenigen religiösen kein hervorragendes, ja selten ein wirklich gutes finden.

Der — freilich recht lückenhafte und fehlervolle — Katalog der Ausstellung zählte bis Anfang Juni, also noch vor dem Eintreffen der österreichischen Kunstwerke, 4579 Nummern auf. Davon waren 2119 Oelgemälde, 416 Aquarell- und Pastellbilder, 314 Bildwerke (Skulpturen), 69 deutsche Radirungen und Stiche, 45 deutsche Architekturen, 78 Prachtwerke. Was die Darstellungen religiöser Stoffe anlangt, so zählte ich:

I. Biblische Darstellungen 48, nämlich
a) aus dem Alten Testament 12:
1. 5 Gemälde
2. 7 Bildwerke,
b) aus dem Neuen Testament 36:
1. 27 Gemälde
2. 9 Bildwerke.

II. Legende und Heiligengeschichte 5: 4 und 1.

III. Kirchengeschichte 3: 2 und 1.

IV. Religiöse Sittenbilder im weitern Sinne 93: 84 und 9.

Das sind insgesamt 149 Nummern religiöser Kunst, dabei die Mehrzahl solche religiöse Sittenbilder, die man kaum noch unter die eigentlich religiöse Kunst zu rechnen befugt ist, wie wir weiter unten sehen werden. Dazu kommen noch 7 Prachtwerke religiösen Inhalt und 9 Radirungen religiöser Gemälde. Demnach Summa Summarum 165 Stück. Eine kleine Anzahl Landschaften aus dem heiligen Lande sind dabei nicht mitgezählt, und ebenso wenig die von acht Architekten ausgestellten Pläne zu Kirchenbauten.

Also von 4579 ausgestellten Kunstwerken gehören nur 165 Stück der religiösen, und zwar sogar nur 48 der biblischen und 8 der christlich-geschichtlichen Kunst an. Das ist in der That ein verschwindend keiner Prozentsatz. Wir würden das schließlich nicht einmal beklagen, wenn nur das Wenige wenigstens durchgängig gut, wirklich religiöse Kunst wäre. Aber wie oft ist der biblische oder christliche Stoff auch hier lediglich ein Vorwand, die Mache aber, die virtuose Technik, der raffinirte Effekt die Hauptsache! Legten wir den strengsten religiösen Maßstab an diese Bilder, suchten wir in ihnen die Offenbarung gläubigen Sinnes, wirklich religiöser Erfahrung, spürten wir in ihnen nach einem wirklich christlichen Pulsschlag — es würden die wenigsten bestehen können.

### 3. Biblisches (Erste Hälfte)

Altes Testament. Gleich an der Pforte des Paradieses steht ein abschreckend häßliches Bild des Dänen Paulsen „Adam und Eva.“ Ein dunkler wüster Wald, darin zwei kläglich dreinschauende nackte Gestalten, weit von einander stehend, ohne gegenseitige Beziehung, ohne Ausdruck; es könnte auch wer weiß was andres sein. Auch der „Hiob“ von Rheder hinterläßt keinen Eindruck. Papperitzs „Judith mit dem Haupte des Holofernes“ ist vollends nichts weiter als ein schönes jüdisches Weib. Der berühmte Knaus hat „Daniel in der Löwengrube“ dargestellt. In einer dunklen Felshöhle kauert, umgeben von einer Anzahl schöner, prächtig gezeichneter, mäßig kolorirter Löwen ein nackter, kläglich zum Himmel schauender Mann mit betend gefalteten Händen, nichts als eine gewöhnliche treu nachgemalte Modellfigur. Das Ganze wie ein Vorgang aus einer Menagerie, ohne alles Auffallende, ohne alles Wunderbare! Bei solchen Vorgängen aber geht es doch wirklich nicht an, das Wunderbare einfach abzustreifen. Ein Tierbändiger unter wilden Bestien ist eben doch kein Daniel in der Löwengrube. Um den darzustellen bedarf es sicher etwas heroischen Schwung, eine stärkere Betonung des Uebernatürlichen, der wunderbaren Gebetswirkung. Noch weit mehr Genremalerei, die nicht biblische Kunst ist, ist Böcklins „Susanna im Bade,“ jenes rasch berühmt oder berüchtigt gewordene Bild abseits im Nebensaale, vor dem sich immer eine entsetzte aber lachende Menge drängt. Es ist wohl ein antisemitischer Scherz, aber darum trotz der aufgewandten Meisterschaft kein guter. Ich habe schon manchmal bei Böcklins Bildern die Empfindung gehabt, als male er mit dem Gefühle „du kannst dem Publikum alles bieten, es wundert sich bei dir über nichts mehr, es bejubelt dich doch.“ Schade um den Mann, der seine herrliche Kunst so manchmal an schnöde Stoffe vergeudet. Wer seine „Toteninsel“ und Aehnliches von ihm sah, der weiß, wie Ernstes und Weihevolles er zu leisten vermag.

Die Bildwerke, die ihre Stoffe dem Alten Testamente entnahmen, gehören fast ausnahmslos zu jenen Bildhauerarbeiten, die weniger geformt oder gemeißelt wurden, um bestimmte Gegenstände zu bilden als vielmehr darum, nackte Menschengestalten darzustellen. Ich kann mich mit dem trocknen Aufzählen begnügen. „Adam und Eva“ von Schultz (Däne); „Eva“ von Volkmann; „Gottes Auge und Kain“ von Frölich (Däne); „David“ von v. d. Stappen (Belgier); „David“ von v. Branca (Italiener); „Job“ von Willems; „Judith“ von Widemann. R B

---

## Orvieto

Mit geistlichen und weltlichen Festen, mit Prozession und Tierschau, mit Hochmesse und Ackerbauausstellung, mit Kanzelreden und Feuerwerk hat soeben Orvieto den sechshundertjährigen Geburtstag seines berühmten Domes gefeiert. Mit Jubel hat diese im Gebiet des gewesenen Kirchenstaates gelegene Stadt den König Umberto bei diesem Anlaß empfangen und staunend gesehen, daß der Bischof daselbst den König in den Dom begleitete, als er das bewundernswerte Bauwerk besuchte. Vorher waren zur Erhöhung des kirchlichen Pompes mehrere Kardinäle anwesend, man weiß nicht, ob der Papst sie gern oder ungern dorthin sandte.

Die meisten der von Florenz nach Rom eilenden Italienfahrer fliegen mit dem Dampfroß an Orvieto vorüber und sehen diese Stadt nur aus der Ferne.

> Hoch auf ragendem Fels, nicht Schutz der Mauern bedürfend,
> Fernhin blickend ins Land mit dem mächtigen Tempel der Jungfrau,
> Dem die leuchtende Stirn viel Marmorgestalten beleben.

So der Dichter. — Orvieto bedeckt die Höhe eines Tuffhügels, wird überragt von dem erwähnten Dom und ist stolz auf dies Bauwerk, das sich in die Reihe der merkwürdigsten monumenta Italiae stellt. Merkwürdig ist zunächst die Entstehungsgeschichte jenes Domes. Er hatte von vornherein die Bestimmung, das Dogma von der Transsubstantiation monumental zu verherrlichen, und birgt in einem kostbaren Schrein einen Beweis dieses Dogmas, jenes Kelchtuch, welches mit dem Blute gezeichnet ist, das ein deutscher Priester, als er in Bolsena bei Orvieto Messe las, aus der geweihten Hostie quellen sah: er wurde dadurch von seinen bisherigen Zweifeln für immer geheilt und brachte von seiner Romfahrt einen festen Glauben mit nach Haus. Das war Anno 1263. Drei Jahrhunderte später hat Raphaels Pinsel das „Wunder von Bolsena“ im Vatikan verewigt. Jeder Italienfahrer, der die bekannten Stanzen Raphaels besucht, hat dort auch jenes Bild geschaut, das man als die „Messe von Bolsena“ zu bezeichnen pflegt. Der Maler läßt das Wunder in Gegenwart des Papstes (Julius II.) geschehen und bringt das Staunen des Volkes, die demutsvolle Reue des deutschen Meßpriesters, sowie die kalte Gleichgiltigkeit der päpstlichen Schweizergarde zum sprechenden Ausdruck. Als jenes Wunder in Bolsena geschah, war Papst Urban IV., derselbe, der als Schöpfer des Fronleichnamsfestes zu betrachten ist, in Orvieto anwesend, ließ das erwähnte Kelchtuch eben dahin bringen und begeisterte die Einwohner zum Bau einer großartigen Kirche, der würdigen Behausung jenes Wundertuchs. Der Grund ward 1290 (91?) gelegt; die hervorragendsten Künstler Italiens haben an diesem Dome gearbeitet, aber erst nach dreihundert Jahren stand er in voller Vollendung da.

In einer Hinsicht wird er von keiner Kirche übertroffen: wir meinen die gotisch geartete Fassade mit der Pracht ihres Marmorschmucks und dem Reichtum ihrer Kunstwerke. Man schaue diese Fassade im vollen Lichte unter dem heitern Himmel

des Südens. Welche Farbenpracht goldstrahlender Mosaiken, welcher Reichtum plastischer Gestalten, welche Harmonie dieses großartigen Kunstwerkes, an dem die verschiedensten Zeiten, die verschiedensten Künstler gearbeitet haben. Unter ihnen glänzt an erster Stelle Giovanni Pisano († 1321), derselbe Bildhauer, der die Domkanzeln in Pisa und Pistoja mit herrlichen Reliefs schmückte, dessen Meißel auch am Hochaltar des Doms von Arezzo einen Reichtum von herrlichen und heiligen Gestalten schuf. An der Fassade des Domes von Orvieto sind vier große Wandflächen mit seinen Reliefs bedeckt. Hier zum erstenmale geschah es, daß die Plastik selbständig neben dem Schmuck der Architektonik auftrat. Der Künstler schuf ein unvergleichliches Bilderbuch zur heiligen Geschichte, sowohl des Alten als des Neuen Testaments; die einzelnen Bilder sind mit Laubgewinden umrahmt. Die Zeit, in der sie entstanden, hielt es für selbstverständlich und notwendig, biblische Bilder zu schaffen und zu sehen, beides sowohl an als in den Kirchen. Auch andre Kirchen aus jener Periode beweisen die Richtigkeit dieses Satzes. Die Neuzeit hegt andre Gedanken. Man betrachte z. B. die vor einigen Jahren vollendete Fassade des Domes in Florenz. Viele Pracht, bunte Farben, viele Heilige, eine Menge von Wappen, im Zentrum die Statue der Madonna, der Apostel Paulus fehlt, man hat ihn wohl vergessen! Keine Spur von jenem heiligen Reliefschmuck, der dem Dom von Orvieto zur höchsten Zierde gereicht.

Betreten wir dessen Inneres. Nichts von gotischer Bauweise ist zu entdecken, wir sehen eine Basilika mit flachem Dach im Hauptschiff, schlanke, durch Bogen verbundene Säulen und werden erinnert an die Basilika S. Maria Maggiore in Rom. Einzig in seiner Art ist das Taufbecken, an dem mehrere Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts liebliche Gestalten geschaffen haben. Engel, tanzende Kinder, allerlei Tiere, Kelche, Blumen schmücken es, von Löwen wird es getragen, heiteres Leben lacht uns aus allen diesen Gebilden entgegen. Ebenso einzig sind die Bilder, mit denen zwei grundverschiedene Meister eine der Domkapellen geschmückt haben. Der eine ist Fra Angelico von Fiesole, derselbe, dessen Grab der Wanderer in St. Maria sopra Minerva in Rom schaut. In Rom starb dieser „Maler der Seligen“ 1455, und eine von Papst Nikolaus V. verfaßte Inschrift nennt ihn einen zweiten Apelles. Wer die Bilder dieses Mönches, die in Florenz sich überaus zahlreich finden, geschaut hat und sich gelabt hat an der gotterfüllten Lauterkeit und Schönheit, an dem Himmelsfrieden und der Himmelsfreude, die seine Bilder atmen, der möchte annehmen, daß jenem frommen Mönch nicht möglich war, auch kraftvolle, erhabene Gestalten und Szenen zu schaffen. Der Dom in Orvieto belehrt uns eines Bessern. Als Fra Angelico in erwähnter Kapelle das Weltgericht malte, bewies er, daß er erhabene Gestalten schaffen konnte. Sein Christus als Weltrichter ist eine solche Gestalt. — Der zweite Maler ist Luca Signorelli, dessen Darstellungsweise von der Fra Angelicos gründlich abweicht. Seine mächtigen, erschütternden Bilder voll realistischen Lebens, der Antichrist, die Auferstehung, die Hölle, das Paradies, befinden sich an den Wänden derselben Kapelle, wo vor ihm Fra Angelico gemalt hatte. Signorelli ist der erste und vielleicht der gewaltigste Maler von Szenen aus Dantes Liedern, deren mächtige Strophen er in Gestalten wiedergegeben hat. Deshalb fehlt auch der grauenvolle Fährmann nicht, den Dante von Virgil entlehnte, der den Charon als einen graubärtigen Alten mit unheimlichen Feueraugen schildert und von ihm sagt:

Doch bald diesen empfäht, bald den der düstere Schiffer,
Andre treibt er hinweg, mit geworfenem Schlamm sie entfernend.

Auf seinem Bilde vom jüngsten Gericht in der Sixtinischen Kapelle hat Michelangelo diesen „düsteren Fährmann“ nicht vergessen, und seltsamerweise macht die Gestalt seines Weltrichters dieselbe Handbewegung, wie der richtende Christus des Fra Angelico.

Als bei der zu Anfang erwähnten Domfeier die Fronleichnams-Prozession stattfand, ward wie alljährlich das Palladium Orvietos, jenes blutgefleckte Kelchtuch, durch die Stadt getragen. Man verwahrt es in einem silbernen Tabernakel, dem Meisterwerke eines Goldschmieds aus Siena. An ihm sieht man in zwölf Email-Bildern die Geschichte des Wunders bei der Messe zu Bolsena. T



## Verschiedenes

**(Interkonfessionelles von Trier)** Auf einen privaten Appell an das protestantische Bewußtsein Evangelischer in Trier kam folgende Antwort: „Hier ist alles, ob evangelisch oder katholisch, unisono für den Rock; der wirft ein gutes Geschäft ab und bringt Leben in das tote Einerlei . . .“

Die Nationalzeitung (Nr. 429) plaudert sehr vergnüglich von der Massenherstellung den heiligen Rock irgendwie abbildender Industrieartikel in Berlin. „Es ist wahrhaft rührend, wie in unsrer duldsamen Zeit ein interkonfessionelles Zusammenarbeiten diese Bilder auf ihrem Wege aus dem Atelier bis zu dem schließlichen Besitzer begleitet. Es sind fast ausschließlich Evangelische, die sie herstellen, Juden, die als Reisende hinausgehn [nach Trier nämlich], und Katholiken, die sie kaufen werden.“

Sehr zeitgemäß und lehrreich ist eine Zusammenstellung der doppelt und mehrfach vorhandnen Reliquien, die der römische Glaube verehrt, in der Kirchlichen Korrespondenz Nr. 26 ff.: „Der Reliquienreichtum der katholischen Kirche.“

Eben vor Schluß der Nummer geht uns eine Karte mit dem Poststempel Bautzen zu, die wir als einen Beitrag zu der für uns ungelösten Rätselfrage, wie die „Gebildeten“ unter den Katholiken sich mit dem Aergernis des Trierer Rocks abfinden, mit Interesse gelesen haben. Wir lassen die Schmeicheleien weg, mit denen die Erzählerin der Jugenderinnerung in Nr. 29 bedacht wird. Der Herausgeber wird gescholten: „Es ist aber nicht recht, daß Sie solche grobe Unwahrheiten [vgl. das Folgende] in den Spalten Ihres geschätzten Blattes für Gebildete aufnehmen. Wenn M. O. schreibt, daß das Gewand zur Anbetung ausgestellt wurde, so ist das eine grobe Lüge, denn der Katholik betet nur Gott allein an; Heilige und Reliquien verehrt er nur, wie Sie z. B. Luther, Goethe u. s. w. verehren. [Ich rufe aber weder Luther noch Goethe um ihre Fürbitte an, geschweige, daß ich meine, Gott werde mirs zum Verdienst anrechnen, wenn ich nach Wittenberg oder Weimar pilgere.] Warum soll die Ausstellung traurig und bedenklich sein? Ist es weniger traurig, wenn in Berlin u. s. w. schamlose Bilder, schöne Weiber u. s. w. ausgestellt werden? [!!!] ... Niemand ist verpflichtet, das Gewand für echt zu halten, würde es aber M. O. oder Ihnen möglich sein zu beweisen, das es nicht echt ist? Bitte höflich um Berichtigung.“ Von einem echten Gewande redet nicht einmal Bischof Korum von Trier mehr, sondern nur noch von echten Gewandsetzen. Die Echtheitsfrage macht aber für uns Protestanten zur Beurteilung der Trierer Wallfahrt gar nichts aus. Wer sich dafür interessirt, dem empfehlen wir wiederholt das Schriftchen: Der heilige Rock zu Trier. (Barmen, Klein. 10 Pfge. Vgl. auch Die Aachener Heiligtumsfahrt und die Reliquienverehrung überhaupt. Ebenda. 10 Pfge.) Zu berichtigen bleibt allerdings, daß der Zulauf zur 1844er Wallfahrt nicht nur 14 bis 15000 betragen hat; er wird vielmehr von protestantischen und katholischen Zeugen auf über eine Million berechnet. Es muß Sp. 678 heißen: „täglich 14—15000.“

Noch Eins. In Kattowitz ist der Redakteur eines Blattes wegen einer abfälligen Bemerkung über die Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt worden.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 31 der „Chronik der Christlichen Welt“**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein Pfarrer in der Nähe einer Gymnasialstadt in der Provinz Hessen-Nassau sucht zu seinem Quintaner 1 oder 2 Kameraden. Auch Mädchen, welche mit der vierzehnjährigen Tochter die städtische höhere Töchterschule besuchen wollen, werden angenommen. Sorgfältige Verpflegung und Ueberwachung der häuslichen Arbeiten zugesichert. Offerten unter **K D 100** durch die Expedition d. Bl.

Für ein hilfloses Mädchen (epileptisch), dem die Mittel zur Aufnahme in eine Anstalt fehlen, bitte ich um Gaben christlicher Barmherzigkeit.

Pastor **Müller** in Suckow
Bez. Cöslin.

**Kandidat des Predigtamtes**
sucht Stellung als **Vikar** 2c. Offerten erbeten unter **N. 63.**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**
**„Jose Caballeros, Princesas“**
hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**
**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**
Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von der Expedition des Korrespondenzblattes in Berlin betreffend: Der Kampf gegen die Unsittlichkeit

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 32 — Leipzig, den 6. August — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vater Unser: 2. Die erste Bitte — Ein interkonfessionelles Idyll auf dunklem Hintergrunde: 1; 2 — Zum sozialen Frieden: 1. Einleitung; 2. Die Entstehung der Großindustrie und der Klassenkampf — Die gesellschaftlichen Ziele der deutschen Sozialdemokratie. Zu den neuesten „Evangelisch-sozialen Zeitfragen" — Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung: 3. Biblisches (Zweite Hälfte); 4. Geschichtliches; 5. Religiöse Sittenbilder; 6. Prachtwerke, Radirungen, Architektur; 7. Schlußurteil — Schwalb — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 17. Die Analytiker — Verschiedenes: Eine Geschichtslüge in den Hamburger Nachrichten; Reise-Handbuch — Quittung — Anzeigen


## Vater Unser

### 2. Die erste Bitte

Gott der Vater, wir die Kinder. Die hehrste Pflicht, der innigste Wunsch der Kinder ist, den Vater zu ehren. Darum beten wir: Geheiliget werde dein Name. Denn heiligen heißt ja zum mindesten ehren.

Wer ist der größte Märtyrer auf Erden? Die sind es nicht, die an sich erfahren: Undank ist der Welt Lohn. Die sind es nicht, die Gut und Blut auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Die sind es nicht, die um ihres Christentums willen auf Scheiterhaufen gebrannt. Der größte Märtyrer ist noch immer der Name Gottes. Soll ich erinnern an seine rohe Verwendung auf den Gassen, an die gedankenlose in den Salons? Dort als Ausruf des Mißmuts, hier der Ueberraschung, dort des Zorns, hier des Bedauerns. Dem Urteile Jesu über die unnützen Worte untersteht auch dieser Mißbrauch des göttlichen Namens. Soll ich daran erinnern, wie eine unwissenschaftliche Wissenschaft den Namen Gottes aus den Büchern der Natur und der Geschichte herauszuradiren eifrig bemüht ist? Im Buche der Natur setzt man an seine Statt die Zelle, in dem der Geschichte den Zufall. Solche Urkundenfälschung findet auch ihren Richter.

Geheiligt, in Ehren gehalten werde dein Name. Wem giebst du die Ehre? Wem errichtest du Altäre? Ist es etwa die eigne Person? Noch ist nur einer über die Erde gegangen, der nie sich selbst angebetet. Und die Zahl derer, die zu ständigen Götzendienern des eignen Ich geworden, ist nicht klein. Es steckt eben in jedem ein Pharisäer. Bisweilen mag er schlafen. Namentlich wenn wir durch Gerichtszeiten hindurch gemußt haben. Aber meist ist er doch wach. Wohl ist es etwas Schönes, auf ein erfolgreiches Leben zurücksehen zu können. Glücklich, wer sich verlassen kann auf fröhliches Wollen, auf erprobtes Können. Aber wer gab dir Mut? Wer gab dir Kraft? Darum nicht deinem, sondern Gottes Namen gieb die Ehre. Mit stolzem Sinne übersiehst du die Erfolge deines Lebens. Aber du findest zwischen diesen doch auch deine Sünden. Das sind deine ureigensten Erfolge. Was du sonst erreicht hast, du hast es so oft nicht durch dich, sondern trotz deiner. Darum nicht deinem, sondern Gottes Namen gieb die Ehre.

Geheiligt werde dein Name. Wodurch wird der Vatername Gottes geehrt? Zuerst durch kindlichen Gehorsam. Die meisten Menschen haben darüber sehr oberflächliche Anschauungen. Sie meinen, eine äußerliche Erfüllung der zehn Gebote sei genügend. Als habe sich Gott in seinen Forderungen an die Menschheit auf den Wortlaut des Katechismus verpflichtet. Oder sie meinen, es sei genug, auf den Höhepunkten des Lebens einmal schüchtern nach Gottes Willen zu fragen. Als ob Gott nur auf den Bergen, nicht auch im Thale wohne. Kindlich gehorsam sein, das heißt die große Frage des Saulus vor Damaskus allezeit auf Lippen und im Herzen tragen: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Dadurch wird Gottes Name geheiligt.

Das Kind soll dankbar sein. Nimm ihm die Dankbarkeit, so nimmst du ihm ein Stück seines Wesens. Du hättest nicht zu danken? Du sprichst, die Reichen mögen es thun; warum soll ich es in meiner Armut? Bist du auch arm, so danke, daß du noch nicht gedarbt. Hast du gedarbt, so danke, daß du noch immer wieder offene Hände gefunden. Du sprichst, die Gesunden mögen es thun; warum ich mit meinen kranken Gliedern? Bist du krank, danke, daß dir noch Gnadenfrist gegeben. Geht's zum Tode, danke, daß du bald erlöst bist. Du sprichst, die Angesehenen mögen es thun; warum soll ichs in meiner Unbekanntschaft? Bist du weiten Kreisen unbekannt, so danke, daß du es in kleinen nicht bist. Bist du es auch hier, so danke, daß dich noch einer kennt, der, von dem gekannt zu sein besser ist als aller Erdenruhm. Du hast fortwährend Ursache zu danken. Freilich ist die Dankbarkeit eine schwere Kunst. Aber wer sie lernt, der heiligt den Namen Gottes.

Was sagtest du, wenn dein Kind kein Vertrauen zu dir hätte? Das wäre für dich der bitterste Schmerz. Du bist aber doch nur ein irdischer Vater. Was aber soll Gott sagen, wenn du ihm keins entgegenbringst? Der Glaube mit seinem Psalmistentrotz: Dennoch bleibe ich stets an dir, mit seiner Pauluszuversicht: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?, mit seiner Luthergelassenheit: Laß fahren dahin, sie habens keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben: dieser Glaube ist die rechte Heiligung des göttlichen Namens. Aber wo ist er zu finden? Darum beten wir: Geheiligt werde dein Name.

V W

---

## Ein interkonfessionelles Idyll auf dunklem Hintergrunde

### 1

Hart an der Grenze von Brandenburg liegt das schlesische, fast nur von Evangelischen bewohnte Dorf Groß-Reichenau. Die dortige Dorfkirche ist katholisch, die Evangelischen müssen eine gute Stunde über die Grenze ins Brandenburgische hinein wandern, ehe sie in eine Kirche ihres Glaubens kommen. Ist nun in Groß-Reichenau ein Evangelischer gestorben, so läuten ihm nicht nur die Glocken der katholischen Pfarrkirche zur ewigen Ruhe; ist die Feier am Grabe beendet, so zieht auch das ganze evangelische Trauergefolge, der Pfarrer voran, in die katholische Kirche. Der Pfarrer nimmt auf einem Bänkchen rechts vom Altare Platz, neben ihm der katholische Glöckner und Kirchendiener. Ein evangelisches Sterbelied wird angestimmt, freundlich schiebt der Pfarrer dem katholischen Kirchendiener sein Gesangbuch hin, sie singen beide aus einem Buche. Beim

zweiten Verse erhebt sich der katholische Kirchendiener, holt seinen Klingelbeutel und sammelt die Scherflein des evangelischen Trauergefolges zum Besten der katholischen Kirchenkasse. Dann betritt der evangelische Pfarrer die katholische Kanzel und hält seine Leichenpredigt. Es wird wieder ein Vers gesungen; der Pfarrer betritt den Altar und erteilt der Gemeinde den Segen. Nicht wahr, ein interkonfessionelles Idyll, wie man es sich nicht schöner wünschen kann?

2

Doch wir ahnen dabei schon einen dunklen Hintergrund. Wie kommt es, daß in dem fast ganz evangelischen Orte die Kirche den Katholiken gehört? Und wenn wir uns in der Nachbarschaft ein wenig umsehen, überall katholische Kirchen und fast gar keine katholischen Gemeinden! Ja hie und da inmitten blühender Dörfer zerfallende Kirchenruinen, während die Evangelischen anderswohin in ihre Kirchen ziehen müssen! Die Geschichte wird uns darüber belehren.

In Schlesien fand das reine Evangelium schon frühzeitig Eingang. Auch in dem Teile des damals sehr zerstückelten Landes, worin das obenerwähnte Dorf liegt, im Herzogtume Sagan konnte der damalige Landesherr, Herzog Georg von Sachsen, Luthers bekannter Feind, seinen Siegeslauf nicht ganz hemmen. Zwar hatte der Grundherr von Reichenau, Adam von Niesemeuschel, noch 1517 sich zusammen mit drei andern schlesischen Adligen für schweres Geld einen Ablaßbrief erkauft, nach dem sie sich u. a. selbst einen Beichtvater wählen durften, der sie von allen Exzessen, Verbrechen und Sünden, wie groß und schwer sie auch sein mochten, und allen darauf gesetzten Kirchenstrafen lossprechen konnte, auch ihre Gelübde, alle Eidschwüre bei Verträgen u. s. w. lösen durfte („ohne Nachteil eines Dritten" setzt der Ablaßbrief mehr schlau als naiv hinzu). Doch scheint Adam von Niesemeuschel bald auf andre Gedanken gekommen zu sein: 1535 ist ein evangelischer Pfarrer in Reichenau. Freilich nicht ganz nach unserm Geschmack, denn „ist ein Arzt und Wahrsager mit gewesen," wird von ihm berichtet.

Da frühere Maßregeln erfolglos geblieben waren, ließ Herzog Georg noch kurz vor seinem Tode einen Pfarrer aus dem Herzogtum, Johannes Pogener von Niederhartmannsdorf, gefänglich einziehen, weil er evangelisch lehrte und ein Weib genommen. Nach vierwöchentlicher Haft in Stolpen ließ sich der schwache Mann zum Widerruf bewegen, wurde aber trotzdem nicht freigelassen. Schon hatte der Herzog beschlossen, zu Pfingsten 1539 mit seinen „schwarzen Reutern" nach Sagan zu kommen und die Stadt gleich Jerusalem zu zerstören, da starb er. Sein Erbe, Herzog Heinrich von Freiberg, war evangelisch gesinnt. Nun konnte sich auch in diesem Teile von Schlesien, wie sonst schon fast überall, die lutherische Lehre ungestört ausbreiten.

Es kamen die Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Schlesien, das sich mit Böhmen verbunden hatte, mußte mit Böhmen leiden. Sein Majestätsbrief vom 20. August 1609, der ihm die Ausübung des „Augsburgischen Religionsexercitii" ausdrücklich verbürgte, wurde von Kaiser Ferdinand zerschnitten. Im Schreckensjahre 1628 rückten die Lichtensteiner Dragoner, die berüchtigten „Seligmacher," nach Schlesien. In Glogau begannen sie ihr „Glaubenswerk." Durch Verrat drangen sie in die fast ganz evangelische Stadt ein, im Morgengrauen besetzten sie die evangelische Kirche. Dann quartierten sie sich bei den evangelischen Bürgern ein. Wollten diese nicht gemißhandelt sein, mußten sie ihre Peiniger köstlich bewirten, bis die gequälten Evangelischen einen Beichtzettel brachten, daß sie katholisch gebeichtet hätten. Dann zogen die Soldaten zum Nächsten. Bei Wohlhabenden lagen oft fünfzig und mehr. Der evangelische Pfarrer Valentin Preibisius wurde ins Gefängnis geworfen, dorthin sandte man ihm ein Schwert und ein Kruzifix zu, damit er sich erkläre, ob er den Tod oder den Uebertritt wähle. Sein Weib ließ ihm sagen, er solle auf sie keine Rücksicht nehmen und getrost das Schwert wählen, doch wurde er schließlich nur aus dem Lande verwiesen.

Nach Glogau kamen die benachbarten Städte. Burggraf Hannibal von Dohna rühmte sich, „seine Wunder seien fast sehr viel größer als das Petri; denn jener habe wohl dreitausend Seelen mit Predigen an einem Tage bekehrt, er aber habe dies ohne Predigen vermocht."

In Schweidnitz wurde der Diakonus geprügelt, der Oberpfarrer mußte fünfundsechzig Ellen Tuch zu neuen Fähnlein für das Regiment kaufen. Dort lag ein Ratsherr krank im Bett. Die Soldaten setzten sich auf ihn, bis er einen Beichtzettel holen ließ. Andere ließ man tagelang nicht schlafen, bis sie halb wahnsinnig waren, von Scheußlicherem und Unflätigerem, was man besonders den Frauen anthat, zu schweigen. Zu Neustadt i. O. geschah der Einfall zur Zeit der Kommunion. Ein Hauptmann ging mit Säbel und Sporen vor den Altar und stellte sich, als ob er den Kelch austeilen wollte. Als der Wein ausging, sagte der katholische Priester zu den Abendmahlsgästen, sie möchten zu Hause einen Trunk Bier oder Milch nehmen, der sei eben so viel wert.

Von Glogau waren die Seligmacher auch in das Herzogtum Sagan gekommen. Hier hatten sie leichtes Spiel. Sagan gehörte damals dem eisernen Herzog von Wallenstein. Ueberdies hatte vor kurzem eine grausame Pest gewütet, und es war nicht so glücklich abgegangen, wie hundertfünfzig Jahre früher. Da war in Sagan auch die Pest. Man beschloß damals, dem heiligen Rochus, der gegen die Pest hilft, eine Kapelle zu bauen, und wie großmütig war doch der Heilige! Sobald nur das Holz zur Kapelle gefällt war, hörte die Pest auf. Jetzt lag sie freilich längst wüste. So ließen sich die evangelischen Bürger zur Beichte zwingen, lieferten alle „akatholischen" Bücher aus. Nur ein Bauernknecht verlor den Kopf, weil er einen Jesuiten in den Nacken geschlagen.

Wir übergehen die weitern wechselnden Schicksale Schlesiens im dreißigjährigen Kriege. Als Beweis der Stimmung im Lande möge eine Niederschrift eines Einheimischen, des Heinrich von Niesemeuschel auf Reichenau, dienen. Dieser sagt:

> Gott wolle auch ferner seine Barmherzigkeit an uns thun und beweisen, daß wir bei seinem reinen und allein selig machenden Worte unverfälscht verbleiben möchten, bei uns und unsern Nachkommen und bis an den lieben jüngsten Tag, welcher wohl nicht lange außen bleiben wird, weil sich alles in der Welt verkehret, weil der Sohn wider den Vater, die Tochter wider die Mutter leben . . .
>
> In Summa, es ist also in dieser letzten Grundsuppe kommen, daß man fast keinem Menschen zu trauen hat . . .
>
> O komm bald, Herr Jesu Christ, weil doch nichts Gutes zu hoffen ist, mach ein End mit dieser betrüglichen Welt zu dieser Frist! Wir haben zwar nach dreißigjährigem Unfrieden einen Frieden erlebet. O ihr Potentaten! Wie werdet ihr mit großem Ach und Weh wegen solchen geschlossenen Friedens einen Unfrieden haben, absonderlich ihr geldsüchtigen Schweden, die ihr die Religion gar nicht gemeinet habt, sondern ist euch um ein Sack Geld und Land und Leute zu thun gewesen, ihr werdet zukünftig mit großem Jammer, Weh und Klagen wohl erfahren, in welchen ihr gestochen habet, denn es heißt: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten" . . .

Freilich, der Friede war für Schlesien keine Erlösung. Zwar diejenigen Teile, die noch selber einen Fürsten hatten, erhielten ihre Glaubensfreiheit wiederum bestätigt; in allem übrigen Lande, das unmittelbar unter dem Kaiser stand, erhielt dieser das Recht der „Reformation," d. h. das Recht, alles katholisch zu machen, ausdrücklich bestätigt. Nur sollte niemand gezwungen werden dürfen, seines Glaubens wegen auszuwandern; auch durften die Evangelischen benachbarte Gottesdienste außer Landes besuchen. Drei „Friedenskirchen" für das ganze Land wurden ihnen zugestanden, diese durften nur aus Lehm und Fachwerk ohne Turm außerhalb der Stadtthore aufgeführt werden. Das glich fast einem Todesurteil für den evangelischen Glauben in Schlesien.

Aber Glaubenstreue kann vieles tragen. Die evangelischen Schlesier haben das glänzend bewiesen.

Zunächst wurde ihnen gestattet, die drei Friedenskirchen zu Glogau, Schweidnitz und Jauer zu errichten. Dann ließen die Jesuiten dem Kaiser nicht mehr lange Ruhe. Fünf Jahre nach geschlossenem Frieden kam sein Befehl, daß alle evangelischen Kirchen rekonziliirt, d. h. katholisch gemacht werden sollten. Ein Schrei des Entsetzens ging durch Schlesien. Kaiserliche Kommissionen gingen von Dorf zu Dorf. In verschiedenen Bezirken, z. B. im Breslauischen, begann man kurz vor Weihnachten, und so eilig hatte man es mit dem Werke, daß, als die weltlichen Mitglieder der Kommission doch wenigstens in der Kar-

woche feiern wollten, der bischöfliche Kommissar und Kanonikus Sebastian von Rostock ihnen vorstellte, was man doch für ein Gott wohlgefällig Werk thäte, zu verhindern, daß in den evangelischen Kirchen am Osterfest gepredigt würde. So reiste die Kommission auch durch die Osterfeiertage hindurch weiter und rekonziliirte selbst am ersten Festtage vier Kirchen.

Bei der evangelischen Landbevölkerung fanden die Kommissionen wenig Widerstand, weil einfach die meisten Dörfer vom dreißigjährigen Kriege her noch so wüste waren, daß nur wenig Einwohner vorhanden waren. Nur in Stabelwitz im Fürstentume Breslau stellten sich die Bauern mit Waffen, Heugabeln und Prügeln gerüstet um die Kirche auf. Das die Kommission begleitende Militär mußte Feuer geben; acht Bauern blieben außer den Verwundeten tot am Platze. Weniger gefügig waren die Städte. In Freiberg kam es zu einem offenen Tumult. Erst als dort vierzig Musketiere und zehn Reiter eintrafen, konnte die Kirche genommen werden.

Bezeichnend genug schließt der Bericht einer Kommission mit den Worten:

> Gott verleihe nun Gnade, daß diese Kommission uns besser ausschlage, als uns die Unkatholischen dabey wünschen.

Am schlimmsten erging es den bisherigen Geistlichen: brotlos mußten sie aus dem Lande wandern. Nur ausnahmsweise wurde einem zu seinem Abzuge eine Frist von — zwei Tagen gegönnt. Wehe dem, der es wagte, verstohlen zurückzukehren! Er wanderte ins Gefängnis.

Bei diesem Kirchenraube war bisher das Herzogtum Sagan verschont geblieben. Sein jetziger Besitzer, Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz, hatte eine evangelische Gemahlin. Zu deren Lebzeiten verschonte man die Kirchen ihres Glaubens. Nach ihrem Tode trat auch hier 1668 eine Kommission zusammen. Zuerst überraschte sie den fast ganz evangelischen Rat der Stadt Sagan. Unter nichtigen Vorwänden forderte sie Uebergabe des einzigen Kirchleins, das den Evangelischen noch bisher zu ihrem Gottesdienste geblieben war. Die Geistlichen entwichen über die nahe Grenze. Im Herzogtume fand die Kommission fast nirgends Widerstand, ausgenommen Naumburg am Bober, wo sie zum Osterfeste eintraf. Der dortige Besitzer, Graf Ulrich von Promnitz, glaubte die Stadtkirche vor der Wegnahme bewahren zu können, da sie den Evangelischen auf Grund eines besonderen, vom Bischofe von Breslau bestätigten Abkommens übergeben war. Erst als man hundert Mann Militär aus Glogau anrücken ließ, wichen die Naumburger der offenbaren Gewalt und übergaben die Kirche.

Während der vergeblichen Verhandlungen mit Naumburg hatte auch das benachbarte Reichenau das Unglück getroffen. Derselbe Heinrich von Niesemeuschel, dessen ehrliche deutsche Gesinnung wir schon aus seiner Niederschrift kennen gelernt haben, war am 22. März, dem Gründonnerstage, zur Uebergabe der Schlüssel seiner Kirche nach Sagan geladen. Er erschien und sagte aus, sein Pfarrer sei ins Brandenburgische geflohen und habe die Schlüssel mitgenommen. Es wurde ihm befohlen, umgehend die Schlüssel herbeizubringen. Am andern Tage, am Karfreitage! abends erschien er wieder in Sagan, wieder ohne Schlüssel. Er wurde hart angelassen. Da beteuerte er, er wolle, wie er bis in sein hohes Alter seines Fürsten getreuer Vasall gewesen, also auch bis in seinen Tod verharren, aber die Schlüssel gab er nicht her. Am dritten Ostertage erschien die Kommission bei ihm in Reichenau. Den Kirchenschlüssel brachte niemand. Die Thüre mußte gewaltsam erbrochen werden, ein Schäfer schlug sie mit einem Eisen ein. Dann wurde die Kirche rekonziliirt. O B-r



sich gerichtet und eine Bahn beschritten, auf der andre Staaten ihm zu folgen bereit sind. Auf die segensvollen Früchte dieser Staatseingriffe warten und hoffen wir.

Anders liegen die Dinge in England. Dies Land hatte schon eine Großindustrie etwa hundert Jahre früher als wir, und unsre Großindustrie befindet sich heute etwa auf der Höhe, auf der sich die englische in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts befand. So hat England auf sozialem Gebiete im modernen Sinn eine weit ältere Geschichte, größere Erfahrung und sicher weit größere Erfolge hinter sich als wir bis jetzt. Es ist eine von allen Seiten zugestandene Thatsache, „daß die soziale Frage für einen großen Teil der Arbeiterschaft eine befriedigende Lösung in England gefunden hat," und daß „die Gleichberechtigung der arbeitenden Klassen, nicht nur die politische und rechtliche, sondern auch die wirtschaftlich-gesellschaftliche Gleichberechtigung, im heutigen England allgemeiner anerkannt ist als irgendwo sonst in Europa." (Sering in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. 1890, S. 378 f.) Ja selbst Karl Marx hat diesen günstigen Umschwung, „die physische und moralische Wiedergeburt" der englischen Arbeiterschaft zugestehen müssen. Und dazu die Aeußerung eines Engländers aus neuester Zeit. Sidney Whitman schreibt:

> In England sehen wir, trotz aller sozialistischen Propaganda, eine auserlesene Schar des Arbeiterstandes als mächtigen Kern des Volkes sich heranbilden, der ohne Haß, durch friedliche Fortbildung und nachhaltigen Druck auf die Gesetzgebung die sogenannte „soziale Frage" ihrer natürlichen Lösung entgegenführt. (Der deutsche und der englische Arbeiter, Berlin 1891, S. 25).

Wie sind diese Erfolge zu erklären? Die Antwort auf diese Frage zu geben ist der Inhalt eines zweibändigen Werkes von Dr. Gerhart von Schulze-Gävernitz, das den oben als Ueberschrift verwendeten Titel führt: Zum sozialen Frieden. Eine Darstellung der sozialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert. (Leipzig, Duncker u. Humblot; Mk. 18).

von Schulze-Gävernitz gehört der Brentanoschen Schule an, deren Meister selbst ein begeisterter Bewunderer Englands ist, und mag es auch sein, daß sein Schüler ein wenig durch die Schulbrille die Welt sieht, mag es sein, daß der eben genannte Whitman recht hat, wenn er nicht so „rosig" wie jener die englischen Arbeiterverhältnisse beurteilt, es bleibt soviel Thatsächliches bestehen, daß das Buch wirklich ein Lesebuch für unsre Gebildeten zu werden verdient.*) Beruht doch die Darstellung durchweg auf eigner Anschauung und eignem Urteile, ist sie doch aus dem persönlichen Umgang des Verfassers mit englischen Staatsmännern und Gelehrten, Arbeitgebern und Arbeitern hervorgegangen, wird doch kaum eine bedeutendere noch lebende Persönlichkeit erwähnt, deren Bekanntschaft sich der Verfasser nicht rühmen könnte, und hat doch das Werk im Druckbogen eine fast vollständige Durchsicht gerade von den Männern erfahren, die in England mitten in der Bewegung stehen.

Diese Grundlage giebt dem von Schulzeschen Buch einen ganz besondern Wert und fällt dem Vorwurf der Einseitigkeit gegenüber stark ins Gewicht. Nicht allein, daß die Lektüre an sich ein hoher Genuß ist, der deutsche Leser empfängt für die ihn umgebenden Verhältnisse so vielseitige Anregung und Bereicherung, sein sozialpolitischer Blick wird so erweitert, daß wir diesem ausgezeichneten Werk die weiteste Verbreitung wünschen. Da aber der Umfang des Werkes jedenfalls manchen von der Lektüre abhalten wird, so versuchen wir im Folgenden unsern Lesern die Hauptgesichtspunkte und Hauptgedanken wiederzugeben.

Die heutige Lage in England schildert von Schulze in dem Vorwort mit folgenden Worten:

> England ist einer friedlichen Lösung der sozialen Schwierigkeiten und Gegensätze sicher. Kein Engländer zweifelt daran, gleichviel ob er auf der Rechten oder der Linken stehe, Arbeiter oder Arbeitgeber sei. Nirgends giebt es jene uns wohlbekannte Stimmung des sozialen Pessimismus, nirgends in den untern Schichten der Gesellschaft den Glauben, daß das Heil allein im Umsturze oder der Vernichtung des

## Zum sozialen Frieden

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Die Entstehung der Großindustrie und der Klassenkampf; 3. Die sozialen Richtungen der Gegenwart; 4. Der soziale Friede.

### 1. Einleitung

Die Länder, die in der Arbeit an der Lösung der sozialen Frage voranstehen, sind Deutschland und England. Deutschland hat durch seine Arbeitergesetzgebung die Augen der Welt auf

*) Auch die soeben erschienene Broschüre „Christentum und Arbeiterbewegung" von Dr. Lotz in den Evangelisch-sozialen Zeitfragen führt in der Form des Zwiegespräches die Grundgedanken des von Schulzeschen Buches aus.

Bestehenden liege, nirgends in den obern den Gedanken, daß es lediglich darauf ankomme, vorher alles gethan zu haben, „um mit ruhigem Gewissen das Schwert ziehen zu können.“ Die Wissenschaft, die Religion, die Kultur der obern Klassen wird aber deshalb nicht von den untern bekämpft, weil es ihre Wissenschaft, ihre Religion, ihre Kultur ist, weil sie sich mehr und mehr als Erben und Träger dieser Güter fühlen. Kirche und Universitäten, die Vertreter der dem wirtschaftlichen Kampf entrückten öffentlichen Meinung stehen unparteiisch über den Parteien; statt sie als Klasseninstitutionen zu beargwöhnen, erblickt das Volk in ihnen seinen mehr und mehr zu verwirklichenden Besitz. Nirgends begegnet der volkswirtschaftliche Forscher auf Seiten des englischen Arbeiters jenem tief gewurzelten Mißtrauen, welches den deutschen in jedem Manne mit besserm Rock einen Feind und meist einen Geheimpolizisten vermuten läßt. Das englische Volk ist eine Nation. Dies verstehe ich unter sozialem Frieden, nicht einen Zustand, der nichts zu thun übrig ließe. Ein solcher ist nicht von dieser Welt. Vielmehr sind, wie wir sehen werden, die Ziele der englischen Arbeiterbewegung weit gesteckt, ihre Kämpfe oft schwer und langwierig, aber beides auf dem Boden des Bestehenden.

Was England sozialen Frieden in diesem Sinne gebracht hat, ist ein ungeheurer Gedankenumschwung, eine sittliche Wandlung, die das Volk aus einer ebenso verderblichen als unsittlichen, weil selbstsüchtigen, individuellen Weltanschauung zur sozialen Auffassung der Gesellschaft geführt hat. Die englische Gesellschaft in ihren gebildeten und besitzenden Gliedern, weit entfernt, die Bestrebungen des vierten Standes zu bekämpfen, hat diese in ihrer Berechtigung erkannt, hat sich mit ihnen versöhnt und hat dadurch ihnen den gehässigen Stachel genommen. Diesen Umschwung schildert von Schulze in der anziehendsten Weise, und wir folgen ihm mit um so größerm Interesse, als wir mit Freuden sehen, daß im letzten Grunde christliche Ideen an diesem Stück englischer Geschichte ihre wiedergebärende Kraft bekunden, christliche Ideen, nicht immer und überall vertreten von den ausgesprochen kirchlichen Kreisen, nicht in ihrer dogmatischen Ausprägung, wohl aber als die alle Gewissen überwindende Wahrheit und Kraft.

## 2. Die Entstehung der Großindustrie oder der Klassenkampf

Was England aus den Bahnen eines ackerbautreibenden Volkes und einer aristokratischen Regierungsform herausgedrängt hat, ist die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufblühende Großindustrie. Sie erwacht mit dem Welthandel und den sich damit verbessernden Verkehrsverhältnissen. Es entsteht die moderne „Konkurrenz des Weltmarktes.“ Während früher das Absatzgebiet meist auf den heimischen Boden beschränkt war und die exportirenden Gewerbe durch Privilegien geschützt waren, mußten diese jetzt fallen. Die alten zünftigen Gewerbeordnungen, z. B. das Gesetz, daß niemand mehr als drei Lehrlinge auf einen Gesellen haben sollte, werden als schwere Hindernisse für die Entwicklung einer konkurrenzfähigen Industrie empfunden und von den Arbeitgebern vielfach umgangen. Dagegen empört sich der Arbeiter. Es kommt zu Arbeiterunruhen, die Strumpfwirker zerschlagen die Wirkrahmen und legen die Arbeit nieder. Die Streiks sind so an der Tagesordnung, daß man das vorige Jahrhundert das Jahrhundert der Arbeiterausstände nannte. So sind die Arbeiter die Verteidiger der alten Zustände, der Zunftordnung. Freilich ohne Erfolg.

Die Folge, nicht die Ursache dieser wirtschaftlichen Veränderung waren die Erfindungen, besonders der Dampfmaschine (1764) und des mechanischen Webstuhles (1767). Sie erklären sich aus dem Bestreben nach möglichst billigen Produktionskosten. Hatte sich aus demselben Streben die Industrie vor 1764 aufs Land gewendet, um dort die billige Wasserkraft auszunutzen, so kehrt sie nach Erfindung der Dampfmaschine in die Städte zurück. Es entsteht die moderne Industriestadt.

Mit ihr entstehen auch zwei Klassen von Menschen, die im vollsten Sinne homines novi sind: der moderne Arbeitgeber und der moderne Arbeiter. Der letztere geht aus dem Stande der Landleute, der absterbenden Hausindustrie und entlassener Soldaten hervor, die Arbeitgeber aber entstammen nicht, wie man erwarten sollte, den reichen aristokratischen Kapitalisten, sondern dem Arbeiterstande selbst. Die tüchtigsten und gewandtesten aus ihm arbeiten sich empor.

So gehört die erste Generation der Industriellen, in deren



Händen das neuerworbene Kapital zusammenströmt, den ungebildeten Klassen an. Sie sind denn auch roh und brutal, ohne jede Mäßigung und menschliche Rücksicht. Alle möglichen Mittel benutzen sie, um die alte Gewerbeordnung zu beseitigen und ihre Interessen gegen die Arbeiter zu verfolgen. Sie drücken nicht allein die Arbeiter, sie ringen auch den aristokratischen Agrariern die politische Macht aus den Händen mit Hilfe der mobil gemachten städtischen Massen. So werden die Besitzenden die radikale, die Umsturzpartei. Durch die Reformbill von 1832 ist die Macht der aristokratischen Verwaltung gebrochen und der Weg der Demokratisirung der Verwaltung betreten — eine politische Revolution ohne Barrikaden.

Einen überaus mächtigen Bundesgenossen fanden diese Industriellen an der Wissenschaft. Die sogenannte „klassische Nationalökonomie“ verfocht die Lehre, daß das Individuum sich selbst am besten auf seinen Vorteil verstehe, und daß es nur der Beseitigung aller Schranken der Sitte, der Ueberlieferung, des Rechtes bedürfe, um durch einen allgemeinen Wettbewerb die gesellschaftliche Harmonie zu schaffen, — Lehren, die sich als unumstößliche Naturgesetze ausgaben. Sie trugen ihre Früchte: für die Arbeitgeber gab es kein andres Interesse als Gelderwerb.

Ihr Verhältnis zu dem Arbeiter war wirklich ein rein ökonomisches; nicht als Menschen sahen sie denselben an, sondern als Mittel der Kapitalerzeugung. Der konkrete Begriff des Arbeiters wurde für sie durch das Abstraktum der Arbeit verdeckt, wie man von „Händen,“ die man beschäftigte, statt von Menschen zu sprechen pflegte.

Gedanken wie diese: „Der Arme kommt zu dem festlichen Tisch der Natur und findet ein leeres Gedeck für sich. Die Natur befiehlt einem solchen Menschen, sich zu entfernen; denn er hat ja vor seiner Geburt die Gesellschaft nicht erst gefragt, ob sie ihn haben wolle,“ wurden in ihrer Unsittlichkeit gar nicht empfunden, sondern verteidigt und gaben die Grundlage für ein Armengesetz (1834), dessen Grundgedanke der ist, vor der Armut durch Arbeitshäuser und Gefängnisse abzuschrecken.

Während die Großindustriellen gewaltige Reichtümer häuften, zeigte der Stand der Arbeiter ein trauriges Gegenbild. Er war vollständig in der Hand der Arbeitgeber. Sie allein machten den Arbeitsvertrag, setzten die Löhne und die Arbeitszeit fest. Um nicht zu verhungern oder der grausamen Armenpflege anheim zu fallen, mußte der Arbeiter unter jeder Bedingung arbeiten, oft zwanzig Stunden täglich. Die dem Arbeiter gewährten Wohlthaten waren nur Ketten, ihn um so sicherer in der Abhängigkeit des Brotherrn zu erhalten. Neue Erfindungen lieferten Tausende von Arbeitern der Armenpflege aus und drückten die Löhne bis aufs niedrigste. Die Arbeitsräume waren außerordentlich schlecht, die Maschinen ohne Schutzvorrichtungen. Verunglückungen, für die der Arbeitgeber keinerlei Verantwortung übernahm, waren an der Tagesordnung. Die Zahl der arbeitenden Frauen und Kinder überstieg etwa viermal die der arbeitenden Männer. Welch' ein Elend liegt hinter diesen Angaben! Kinder mußten arbeiten, so jung, daß sie zur Fabrik getragen, so schwach, daß sie durch Schläge die Nacht über bei der Arbeit wach erhalten werden mußten, die nach der Arbeit so erschöpft waren, daß ihnen das Essen in den Mund gesteckt werden mußte.

Das alles überblickend, kommt man zu dem Urteil, daß ein solcher Druck, wie er in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts auf dem englischen Arbeiterstande lastete, zu keiner Zeit von den untern Klassen eines Volkes, selbst nicht von einer Sklavenbevölkerung, erduldet worden ist.

Daß unter diesen Verhältnissen eine völlige körperliche und sittliche Entartung der Nation eintrat, ist ganz erklärlich. Ohne jede Pflege wuchs das Arbeiterkind heran; war es den ansteckenden Krankheiten entgangen, so kam es mit neun Jahren in die Fabrik. Jeder erziehliche Einfluß durch Haus oder Schule fehlte, es hatte kein „Heim,“ nur eine Schlafstätte, die es nicht selten mit Hühnern oder Schweinen teilen mußte. Branntwein und geschlechtliche Ausschweifung waren die einzige Freude des jungen Arbeiters, der Arbeiterin. Die Verbrechen nahmen entsetzlich zu. Der Geist der Empörung griff mächtig um sich. Ists ein Wunder? Die ausbrechenden Aufstände dieser regellosen Haufen warf das Militär mit Leichtigkeit nieder. Die Fabriken waren nicht selten zur Verteidigung mit Geschützen besetzt.

In dieser schwülen Atmosphäre ballte sich die düstere Wolke des Chartismus zusammen — einer Bewegung, die England etwa zehn Jahre lang in der Gefahr der offenen Revolution hielt. Chartisten nannten sich diese revolutionären Arbeiter nach der Charte, die die Arbeiterpartei bei dem Parlament (1837) einbrachte, um vor allem das allgemeine Stimmrecht zu erlangen. Mit Hilfe dieses Rechts hoffte die Partei überhaupt die Staatsgewalt in die Hände zu bekommen. Sie hatte wie die deutsche Sozialdemokratie Umsturz alles Bestehenden, Neuordnung der Gesellschaft durch die Arbeiter, unversöhnlichen Haß gegen alles Eigentum auf ihre Fahne geschrieben. (Brentano in den Preußischen Jahrbüchern XXXIII.)

Daß die Chartisten jede positive Teilnahme an politischen und wirtschaftlichen Fragen, wenn sie von andern Parteien angeregt wurden, ablehnten, darin zeigte sich deutlich der sozialrevolutionäre Charakter der Bewegung. Die Maßlosigkeit, mit der die Agitatoren das Feuer schürten, spottet aller Beschreibung, ebenso der Beifall, der vor allem dem Hauptführer O'Connor gezollt wurde. In Birmingham kam es in der Nacht des 15. Juli 1839 zu einem blutigen Aufstand, der einen alten Helden wie den Herzog von Wellington schaudern machte. Daß sich 1842, als sich die Bewegung wiederum aufs schärfste zugespitzt hatte, dieselben Vorgänge in London nicht wiederholten, das war wohl besonders den weitgehenden militärischen Vorbereitungen zu verdanken, die der Herzog von Wellington getroffen hatte.

Es war damals die herrschende Ueberzeugung, daß die bestehende Gesellschaft dieser Bewegung nicht werde Herr werden können. „Wir befinden uns am Abgrund und müssen notwendig den Katarakt hinabschießen," das war die allgemeine Empfindung. Die öffentliche Meinung stand der Bewegung ratlos gegenüber.

Man führte dieselbe auf persönliche Einflüsse bestimmter Agitatoren zurück. Man beruhigte sich, von „Verführung" und „Verhetzung" zu sprechen, ohne zu bedenken, daß eine große und weite Kreise erfassende revolutionäre Bewegung nicht ohne Grund und nie ohne Schuld der herrschenden Klassen entsteht, gegen die sie sich richtet. Man schalt die Arbeiter roh und ungebildet, ohne zu bedenken, daß man sich damit selber anklage, weil man sie nicht genügend gebildet habe.

Dennoch hat sich die Chartistenbewegung im Sande verlaufen. Daß es nicht zu den gefürchteten Ausbrüchen kam, das mag sich aus der Feindschaft der Agitatoren untereinander, aus der besonnenen, die Freiheit achtenden Haltung der Regierung, aus der militärischen wachsamen Bereitschaft erklären; daß aber der tiefe Haß selbst den Boden verloren hat, daß die Arbeiter auf den Boden des Bestehenden, zum Vaterlandsgefühl zurückgekehrt sind, daß heute eine eigentliche Arbeiterpartei in England nicht vorhanden ist, sondern daß die Arbeiter eine Gruppe der allgemeinen liberalen Partei bilden, das erklärt sich vor allem aus einem gewaltigen Umschwung im Denken und Empfinden der ganzen Nation, d. h. zu allererst der obern Stände. Jene verhängnisvolle individualistische, selbstsüchtige, unchristliche Anschauung, den Arbeiter als Ware, nicht als gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft anzusehen, hat der sozialen Anschauung Platz gemacht, in der sich alle in den Dienst aller stellen.

P D

---

## Die gesellschaftlichen Ziele der deutschen Sozialdemokratie

### Zu den neuesten „Evangelisch-sozialen Zeitfragen"

Die erste Serie der blauen Hefte liegt abgeschlossen vor uns. Darf ich noch einmal unsre Leser bitten, sich in diese „Evangelisch-sozialen Zeitfragen" zu vertiefen? Ihre Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit ist kürzlich in schlagender Weise dargethan worden. Wenn eine große politische Partei wie die nationalliberale, aus deren Blättern sich viele unter uns Rats zu erholen pflegten, offiziell ihre Teilnahmlosigkeit für die sozialen Fragen und Aufgaben bekundet, so ist es höchste Zeit, daß andre zur Feder greifen. Oder wie soll man es anders, wie milder bezeichnen, wenn eine Partei, die „die Gebildeten und Besitzenden" der Nation zu vertreten vorgiebt, in unsern Tagen, mitten im



stürmischen Drängen sozialer Stöße und Gegenstöße an einem Ruhepunkt angekommen zu sein sich einredet? Und wenn sie die Entscheidung in wirtschaftlichen Fragen dem Gewissen und der Einsicht ihrer einzelnen Angehörigen überläßt, wer wird an die Ehrlichkeit dieser Bescheidenheit glauben, wer nicht vielmehr die klägliche Entschlossenheit bewundern, Aufgaben aus dem Wege zu gehen, deren Lösung zugleich schwierig und gefährlich scheint? Aber wie dem sei, Aufklärung über soziale Dinge werden wir von dorther fortan nicht mehr zu erwarten haben. Wer selbst ein so starkes Ruhebedürfnis empfindet, wird sich wohl hüten, andre in ihrer Ruhe zu stören.

Aber nicht nur so ins Allgemeine hin läßt sich der Nachweis führen, daß wir neue Männer, neue Organe brauchen. Im letzten der blauen Hefte behandelt W. Quistorp, Pastor in Schwerinsburg in Pommern, „Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe." Es ist kein Freund der Sozialdemokratie, der hier für die Sache der Arbeiter das Wort ergreift. Aber kein scharfes Wort, das er für jene gottfeindliche Macht der Verführung bereit hat, wird ihn vor dem Schicksal bewahren, das er Andern, Gesinnungsgenossen seines Mutes und seiner Offenheit, voraussagt. Sie werden „anfangs wenig Ruhm und viel Feindschaft" ernten, „sie werden sich gefallen lassen müssen, mit Sozialdemokraten verwechselt zu werden." Denn rücksichtslos allerdings deckt der Verfasser die Schäden auf, die er gefunden hat. Es ist ein düstres Bild, das sich unsern Augen darstellt. Vielleicht ein zu düstres? Ich zweifle nicht an der persönlichen Wahrhaftigkeit des Verfassers. Aber auch Thatsachen erkennen wir doch nur so, wie wir sie unwillkürlich zugleich beurteilen. Oder indem wir sie zu andern in Beziehung setzen, ihnen ihre Stellung in einer Kette oder in einem Kreise andrer anweisen, haben wir sie vielleicht in eine Beleuchtung gerückt, die sie an sich nicht zu haben brauchten. Hier also giebt es ohne weiteres ein berechtigtes Fragen nach der Wahrheit eines Berichts, einer Darstellung von Thatsachen. Aber muß nicht zuvor noch eine Vorfrage erledigt werden? die Vorfrage, ob es auch opportun ist, die Wahrheit auszusprechen, die volle Wahrheit vielleicht dem Mißbrauch, vielleicht dem lodernden Zorn oder dem cynischen Gelächter preiszugeben?

Diese Erwägung ist hier nicht nur aus allgemeinen Gründen am Platze. Die sozialdemokratische Presse hat sich der Ausführungen des Pastors sofort bemächtigt. Ich las in einem Parteiblatte erst einen längern Leitartikel über das Heft, in einer der nächsten Nummern folgte noch die Wiedergabe einer Reihe von Sätzen daraus. Mit keiner Silbe war der harten Worte gedacht, mit denen Quistorp die Sozialdemokratie bezeichnet hatte. Aber weitgehendste Anerkennung wurde diesem Geistlichen zu teil, der den Mut habe, seinen Amtsgenossen den Spiegel vorzuhalten, der es wage, die ländlichen Arbeitgeber darüber zu belehren, wie unmenschlich ihr Verhältnis zu ihren Arbeitern sei. „Es ist das Verhältnis des Warenkäufers zur Ware." Durfte man sich nicht dieser Anerkennung freuen? Denn wie sollen wir doch vom Flecke kommen, wenn immerdar unübersteigliche Mauern des Verdachtes und Mißtrauens uns von jenen drüben trennen, wenn nicht hie und da wenigstens ein ehrlich-friedlicher Meinungsaustausch stattfindet? Aber freilich, wer diesem Gedanken nachgegangen wäre, der hätte in leichtgläubiger Freude wohl vergessen, daß unter den nächstliegenden Zielen der Partei augenblicklich die Eroberung des platten Landes die erste Stelle einnimmt. Wenn er sich näher besann, fiel ihm sofort ein, daß diese Absicht an und für sich, ganz abgesehen von den Mitteln ihrer Ausführung, ein Verbrechen ist. Denn was bedeutet sie anders — so hat er ja wohl oft gelesen — als die Zerstörung des Bauernstandes, dieser letzten Grundlage der Ordnung? Und wenn er nun nicht selbst gleich merkte, daß in dem blauen Heft Wasser auf fremde Mühlen geleitet wurde, so kam ihm wohl zufällig eben um die Zeit ein Leitartikel zu Gesicht, der vermutlich die Runde durch die nationalliberale Presse gemacht hat, und der zu guter Stunde von der „Arbeitszeit auf dem Lande" handelte. Da konnte er erfahren, daß es nicht an Handhaben fehlt, um Knechte und Mägde auf dem Lande rebellisch zu machen, ja daß die Wühlerei, die zumal mit der Entrüstung über die lange Arbeitszeit rechne,

unter dem ländlichen Gesinde ihre Wirkung schon seit Jahren habe bemerken lassen. Er hörte ferner die Warnung: umsomehr sollten alle, die kein Interesse an einer weiteren Ausdehnung der Sozialdemokratie haben, diese Frage zum mindesten mit größter Vorsicht behandeln. Und er vernahm endlich die Klage, man könne nicht sagen, daß das in Wirklichkeit geschehe, man bedenke nicht, wie man mit Klagen über die landwirtschaftliche Arbeitszeit nur der sozialdemokratischen Agitation unter die Arme greife.

Da stand nun die Antwort auf die berührte Vorfrage deutlich genug geschrieben. Inopportun aufs äußerste, so unüberlegt wie möglich. Und der Unvorsichtige handelt nicht nur von der langen Arbeitszeit, es lassen sich seiner Schrift noch andre Handhaben entnehmen, die Knechte und Mägde rebellisch machen können. Ueber alles soll der angstgewirkte Schleier der Schweigsamkeit gebreitet werden. Es mag um die Wahrheit der Thatsachen, die Berechtigung der Klagen stehen, wie es will — man lasse davon nichts verlauten. Jedes Wort kann ja zu einer Waffe in der Hand des Feindes werden. Darum: der Rest sei Schweigen.

Kann man einen schlagendern Beweis dafür erbringen, daß die Zeitfragen ein Bedürfnis sind für alle, die sehen, und eine Notwendigkeit für alle, die nicht sehen wollen? Nicht — ich wiederhole es — um die Treue eines einzelnen Berichtes oder die Güte einzelner Vorschläge handelt es sich. Darüber soll verhandelt, ja in Ehren gestritten werden. Aber diesem System des Verhüllens und Beschönigens muß ein Ende bereitet werden. Denn ihm ist die Sozialdemokratie gründlich überlegen. Sie kann sich auf die furchtbare Macht der Thatsachen stützen, sich auf den unersetzlichen Vorzug offenen Bekennens ihrer Absichten und Ziele berufen.

Aber eben dies giebt man ihr nicht zu. Kaum einem Vorwurf gegen sie begegnet man so häufig, wie der Behauptung, sie verberge ihre letzten Ziele, sie wolle im Trüben fischen, sie treibe im Interesse ihrer Agitation ein Spiel der Täuschung mit den Massen des Volkes.*) Davon geht auch Dr. Karl Oldenberg, Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, aus, indem er in einem Doppelheft (8 und 9) „Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie" ausführlich bespricht. Ich kann es nur als einen Genuß bezeichnen, anstatt der Masse von Verzerrungen, denen das Zukunftsbild der Sozialdemokratie sonst so oft mit kindischer Freude preisgegeben wird, hier einer ruhigen, freundlich eingehenden, nur gelegentlich von liebenswürdiger Ironie begleiteten, durchweg aber auf genauester Quellenkenntnis beruhenden Darstellung zu begegnen. Sie könnte manchem, meine ich, Anlaß zu heilsamem Besinnen geben. Denn, lesen wir da:

> Wer die Sozialdemokratie bekämpfen will, kann nicht bedenklicher fehlgreifen, als wenn er ihre Wahrheiten angreift, oder wenn er solche von ihren Irrtümern angreift, die er nicht widerlegen kann. Es ist ein Irrtum, zu meinen, man könne die sozialdemokratische Lehre verstehen, ohne sich mit ihr ehrlich zu befreunden. Ich habe es deshalb nicht für nötig gehalten, sie zu karrikiren, sondern sie von ihrer wahrsten Seite darzustellen.

Oldenberg behandelt in einem ersten Abschnitte am ausführlichsten „die wirtschaftlichen," in einem zweiten „andre Ziele," d. h. Staat, Familie, Religion.**) Ein dritter giebt einen „Uebergangsplan," während in einem letzten, doch mehr anhangsweise, auch dem Anarchismus noch ein kurzes Wort gegönnt ist. Ungern versage ich mir hier Mitteilungen über Einzelheiten. Ueber eine Frage von allgemeiner Bedeutung sei mir noch ein kurzes Wort der Auseinandersetzung mit dem Verfasser gestattet. Oldenberg hat von neuem den Beweis erbracht, daß sich doch auch bis in Einzelheiten hinein die wechselnden Gestaltungen der Zukunft „in einem Augenblicksbilde fixiren" lassen. Woher also kommt es, daß Aufriß und Einzelzüge dieses Bildes in der Mehrzahl der Parteischriften hinter anderm, der Kritik und der materialistischen Welt- und Geschichtsanschauung verschwinden? „Wenn die Zukunft selbst an die Tagesordnung kommt, geht fast immer die Vorstellung gerade zu Ende." Manches wird uns zur Erklärung angeführt. Entscheidend erscheint neben dem rein taktischen Grunde, unliebsamen Streitigkeiten innerhalb der Partei aus dem Wege zu gehen, der sozusagen fatalistische Glaube an die Selbstentwicklung der wirtschaftlichen Kräfte. „Die industrielle Entwicklung versteht nämlich Hegelsche Philosophie." Allein mich dünkt, es muß noch ein andrer, viel tiefer liegender Grund für jene Erscheinung genannt oder, richtiger, schärfer betont werden. Oldenberg schließt seine Darstellung der „wirtschaftlichen Ziele" mit den Worten:

> Die Sozialdemokratie ist, geschichtlich angesehen, eine idealistische Phantastik aus den höchsten philosophisch-wissenschaftlichen Sphären, mechanisch aufgepfropft in die Köpfe der Proletariermassen. Sie ist von Anfang die Mesalliance, die Lassalle später „die Alliance der Wissenschaft und der Arbeiter" definirt hat .... Dennoch beruht der Zusammenhalt der sozialdemokratischen Partei gerade auf dem Schein einer gemeinsamen theoretischen Ueberzeugung und auf dem Glauben an eine solche Ueberzeugung .... Der naturgemäße Weiterverlauf kann ein andrer nicht sein, als daß nach dem Zwischenstadium eines zwischen den epigonenhaften Führern ausbrechenden stupiden Theoriestreits die Partei zu einer relativ untheoretischen Verfechterin nächstliegender Arbeiterinteressen wird. Die Pflege sozialistischer Zukunftstheorien fiele dann an eine berufenere Gesellschaftsklasse zurück.

Diese Erklärung birgt des Interessanten vieles. Der wissenschaftliche Nationalökonom spöttelt nicht etwa über „idealistische Zukunftstheorien," sondern reklamirt ihre Pflege als Recht und Pflicht einer „berufeneren Gesellschaftsklasse." Und gewiß, die eine Erinnerung, daß der Schatten Platos in den ahnungsvollen Räumen dieser Zukunftsbilder wandelt, dürfte wohl genügen, das Zutreffende dieser Anschauung oder Forderung zu begründen: der Sozialismus als Theorie zukünftiger wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Umgestaltungen gehört der Wissenschaft an, genauer, einem Denken, das irgendwie beides umspannt: eine umfassende Kenntnis der geschichtlichen Wirklichkeit und den kühnen spekulativen Flug in ein Land sozialer Ideen oder Abstraktionen. Gesetzt, die leitenden Denker in unserm Falle hätten beides in reichstem Maße besessen — Führer der Arbeiter wären sie doch nimmermehr geworden, wenn nicht die praktische Darstellung und Beurteilung der Gegenwart überall den breitesten Raum eingenommen hätte. Diese Töne schlugen ins Leben ein. Die Zukunft mußte, begreiflicher Weise, entweder zurücktreten oder die „wissenschaftliche" Theorie von ihr sich in die grelleren Farben chiliastischer Hoffnungen kleiden lassen; greifbarer konnte die Zukunft dadurch freilich nicht werden.

Aber steht es nun so, daß von den beiden Gliedern jener Mesalliance der Idealismus und die Zukunft nur dem einen, nur der „Wissenschaft" angehörten? Wie ist es denn zu dieser wunderlichen Verbindung gekommen? Man kann, wie eben geschehen, die Kritik als das Bindeglied zwischen beiden betrachten, die Kritik bestehender unhaltbarer Zustände. Allein ich meine, das allein genügt nicht. Denn jenen Idealismus verstehen oder in irgend einem Maße sich ihm hingeben kann doch nur, wer seinerseits etwas von idealem Schwunge in sich spürt. Dieser „Idealismus des vierten Standes" wird anders aussehen als derjenige des wissenschaftlichen Denkers. In schöner Weise haben in früheren Heften Drews, Baumgarten, Lotz auf sein Dasein hingewiesen. Sein Vorhandensein ist aber in der protestantischen Welt so unzweifelhaft, als die prinzipielle Aufhebung einer religiösen Grundlage der Ständeunterschiede durch die Reformation ihm einen breiten und bestgedüngten Nährboden geschaffen und als die Fortschritte religiöser, sittlicher, intellektueller Volksunterweisung ihm reichen und fruchtbaren Samen zuge-

*) Z. B. Stöcker, Christlich-Sozial S. 198: Den Bauplan eines neuen sozialen Gebäudes haben sie nicht. Und das ist es eben, was man der Sozialdemokratie als einer im Volksleben thätigen Partei am meisten zum Vorwurf machen muß, daß sie, ohne ein bestimmtes System mit gewissen Zielen zu haben, auf Grund dunkler Vorstellungen und wilden Hasses gegen göttliche und menschliche Ordnung das Volk aufwiegelt. Darin liegt eine furchtbare Schuld, für die es keine Nachsicht giebt.

**) Von dieser handelt Oldenberg sehr kurz. Mit vollem Recht. Denn ein besonderes Eigentum der Sozialdemokratie ist der Atheismus unter keinen Umständen. „Religionslos wird der Sozialismus erst durch seine Verquickung mit dem politischen Radikalismus, sofern dieser religionslos ist." Eine ganz andere Frage ist es, ob diese religionsfeindliche Stimmung nicht ein verständliches Produkt unserer wirtschaftlichen Entwicklung ist. Dann liegt aber erst recht kein Grund vor, die Sozialdemokratie in besonderer Weise — partem pro toto — des Atheismus zu beschuldigen.

führt haben müssen. Der in fortschreitendem Zunehmen begriffene Widerspruch zwischen idealen Lebensbedürfnissen oder Ansprüchen und der rauhen unerbittlichen Wirklichkeit kann ihn, wenn anders wir an unsers Volkes Zukunft glauben, nur gestählt, nicht geschwächt haben. Dieser Idealismus aber besitzt seine eignen Zukunftsziele, Ziele, die man sich unabhängig vorstellen kann ebenso von denkbaren oder undenkbaren sozialistischen Schwärmereien, wie von der Grundlage Hegelscher, materialistischer oder sonst welcher Geschichtsanschauung. Aber wie soll diese Zukunft aussehen? Ist es ein Vorwurf, wenn es nun hier erst recht heißen sollte: „Wir wissen es nicht, wir kennen sie nicht, aber dennoch arbeiten wir ihr mit heißer Sehnsucht entgegen: der eine Gedanke der Befreiung der »Arbeit« aus allen möglichen modernen Sklavenbanden ist unsre Hoffnung und unsre Kraft, aber wie die Welt aussehen wird, wenn jene Freiheit da ist, oder vollends, in welche neuen rechtlichen und sozialen Bande diese Freiheit zum Zweck ihrer Verwirklichung sich wird schlagen lassen müssen, danach forschen wir zunächst nicht"? Ist es verwerflich, wenn sie so reden? Ich meine, die zahme Zufriedenheit mit dem Streben nach dem „Erreichbaren," mit der Verfolgung „nächstliegender Arbeiterinteressen" sollten wir andern überlassen. Der Protestantismus hat bis heute von Idealen gelebt. Von ihrer empirischen Verwirklichung weiß seine Geschichte nur sehr wenig zu erzählen. Richtet man einmal — „wenn Großes man mit Kleinem darf vergleichen" — das Auge in bewußt einseitigem Absehen von allem andern ausschließlich auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Ideal und seiner Verwirklichung unter bestimmten geschichtlichen Umständen, so ist es doch sehr fraglich, ob die Lage dieser jugendlichen Volksbewegung so durchaus und wesentlich verschieden ist von der Lage Luthers und seiner Genossen in dem ersten Jahrzehnt der Reformation. Wußten sie, als sie das Ideal des christlichen Glaubens an die Stelle der verrotteten kirchlichen Wirklichkeit setzten, als ihre kühne Kritik eine Säule des Alten nach der andern niederwarf, als die zündenden Funken ihrer Agitation überall im Volke einen Brand entfachten — wußten sie, wie bis ins Einzelne hinein die Gestalt des Neuen sich ausnehmen sollte? Oder ist nicht beides, die zum Teil weitgehende sittliche Verwilderung, die uns im Gefolge der Reformation entgegentritt, und die überall unfertige Gestalt der neuen Kirchenbildungen Beweis genug, daß die empirische Verwirklichung idealer Gedanken noch keinen vollgiltigen Maßstab abgiebt für Recht und Wahrheit des Ideals selbst, und seiner Kehrseite der Kritik am Bestehenden?

Diese Erinnerung ist aber hier umsomehr am Ort, als „die Emanzipation der Arbeit" eben kurzweg einem Kerngedanken des Protestantismus entspricht. Denn es ist undenkbar, daß die Würdigung der geringsten Arbeitsleistung als eines gottgegebenen Berufes auf die Dauer ohne Einfluß auf die soziale Stimmung und ohne Folge für die soziale Stellung der Betreffenden habe bleiben können. Es ist aber zugleich sehr begreiflich, daß die in dieser Richtung stürmisch erhobenen Forderungen erst in unsrer Zeit voll und ganz vernommen werden. In den einleitenden Ausführungen des siebenten Heftes der Zeitfragen spricht Dr. Theodor Freiherr von der Goltz („Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land") von der „Bildung eines besondern Arbeiterstandes im neunzehnten Jahrhundert." Als „ein ganz neues soziales Gebilde" stellt er diesen dar. Ich meine doch, daß das einer Einschränkung bedarf.*) Es scheint mir unrichtig, über den weitgreifenden Unterschieden, die zwischen unserm heutigen Arbeiterstande und dem jetzigen und früheren Handwerker- und Bauernstande bestehen, die Thatsache zu gering anzuschlagen, daß in der Ausübung wie in dem Zwecke ihrer Thätigkeit im allgemeinen jene das Erbe dieser angetreten haben oder anzutreten im Begriff sind. Es ist doch nur ein relativer, kein absoluter Unterschied, daß jene ausschließlich, diese überwiegend von ihrer Hände Arbeit leben, d. h. die letzteren, Bauern und Handwerker, regelmäßig nebenher sich auf Kräfte eines, wenn auch noch so geringen produktiven Eigentums (an Land, Rohstoff,

*) Vgl. Quistorp, Heft 10, S. 18.



Werkzeug) zu stützen in der Lage waren und sind. Gerade das aber macht es ganz erklärlich, daß in unserm Arbeiterstande erst die Rechte der Arbeit als solcher zu Forderungen einer kühnen Volksbewegung werden. Denn wo man nichts als eben „die Arbeit" besitzt, wird man sich auf ihren Adel und ihr Recht, ihre Kraft und ihre Ansprüche erst voll besinnen, sie in ganzem Umfang geltend machen. Hat aber der Protestantismus allen Grund, die Korrespondenz zwischen diesem weltlichen Idealismus der Arbeit und seiner religiösen Würdigung derselben anzuerkennen, so wird er lernen müssen, über die Zukunftsziele der Sozialdemokratie, ihre angebliche Unklarheit und Verschrobenheit milder zu urteilen als bisher. Denn seine Pflicht wäre es gewesen, der Arbeit, von der er prinzipiell in hohen Worten zu lehren wußte, auch thatsächlich die ihr gebührende Stellung, Anerkennung, Achtung zu erkämpfen. Hat er es geschehen lassen, daß unter seinen Augen sie bis nahe an die Grenzen eines modernen Sklavenstandes hinabgeglitten ist, wer giebt ihm das Recht zu zornigem oder verächtlichem Schelten über diese Schwachen, die sich ihrer Kraft bewußt werden? S E

---

## Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung

### 3. Biblisches (Zweite Hälfte)

Neues Testament. Von allen biblischen Stoffen zu allen Zeiten der beliebteste, der zu den herrlichsten Kunstschöpfungen Anlaß gab, „Maria mit dem Kinde," ist auch heute noch der am häufigsten und liebevollsten behandelte. Ich zähle sieben Madonnen mit dem Jesusknaben. Nicht aus internationalen Höflichkeitsrücksichten, sondern aus Gründen künstlerischer Wertschätzung gebührt den Franzosen hier der Vorrang. Einer jener weißen Raben aus Frankreich, die ihre Bilder auf die Reise nach Berlin schickten, Bouguereau in Paris, hat eine große Madonna ausgestellt. Die heilige Jungfrau in blauem Mantel über dem roten Gewande hält das Kind, das seine Aermchen weit ausbreitet, auf dem Arm, umgeben von lieblichen Engelsgruppen auf lichten Wolken. Es ist ein fein und sorgfältig gemaltes katholisches Andachtsbild, etwas zu süßlich vielleicht im Ausdruck, aber doch voller Liebreiz und Schönheit, unter all den grauen, die Schönheit oft geradezu verhöhnenden Bildern eine erquickende Oase. Aehnlich anmutig ist die Maria von Th. Große, etwas strenger im Ausdruck und herber in der Malweise. Wohlgelungen, wenn auch besser in dem stofflichen Beiwerk als im seelischen Ausdruck, sind die zwei Bilder des Belgiers Lybaerth. Die „Rast auf der Flucht nach Aegypten" von Prell ist etwas hart in der Farbe, aber rein und tief in der Auffassung und von großer Stimmung.

Eigenartig, wie dieses Künstlers Bilder immer zu sein pflegen, ist Gebhardts „Christus in Bethanien." Der Künstler nimmt sich bekanntlich die alten deutschen Meister in ihrer sorgfältigen und liebevoll durchgeführten Weise zum Vorbild. Köstliche, stimmungsvolle Bilder hat er geliefert, wenn sie auch manchmal etwas gesucht Herbes an sich hatten. Das in Berlin ausgestellte gehört nicht zu seinen glücklichen, so anheimelnd und ergreifend es auch sein mag. In einem „altdeutschen" Bürgerzimmer auf einem geschnitzten Lutherstuhl sitzt der Heiland, eine schlichte, wenn auch edle Gestalt, aber ohne den erwünschten hoheitsvollen Ausdruck, und redet mild zur Maria, die neben ihm am Tische sitzt; ihr gegenüber, dem Beschauer den Rücken zukehrend, Lazarus; links, nur im Vorbeigehen auf einen Augenblick rastend, steht die Martha mit allerlei Gerät. Alle drei Geschwister in der Tracht unsers mittelalterlichen Bürgerstandes, ohne Schönheit, eckige Gestalten, aber mit packendem Gesichtsausdruck. Immerhin ein wohlthuendes, weil wirklich frommes Bild. Dieser Künstler verdient seinen Ruhm, auch wenn er einmal nicht auf der Höhe seines Könnens steht.

Mehr dekorativ wirksam als ergreifend ist die in echtem orientalischen Kostüm und Beiwerk dargestellte Auferweckung von „Jairi Töchterlein" des Polen Mankowski; ernster und eindringlicher, aber auch ohne die rechte tiefste Empfindung malte denselben Gegenstand der Belgier Julian de Vriendt. „Er

brachte sein Gut um mit Prassen" nennt sich ein Bild von Pietschmann. Er hat den verlorenen Sohn doch eben um des Prassens willen dargestellt. Wunderlich und auf den Effekt berechnet ist „Golgatha" von Hendrichs, der in gutgemalte, mondbeschienene Felsenlandschaft die schwächliche, konventionelle Figur eines Christus setzt, dessen lang vor sich hin geworfener Schatten mit einer schwarzen Felsspalte ein Kreuz bildet. Die beiden Darstellungen des Gekreuzigten von Brausewetter und Tegedor (Spanien) sind keine wohlthuenden Gemälde, weil den Todeskampf allzu realistisch darstellend. Leidenschaftlich bewegt, kühn und geschickt komponirt, dunkel gemalt ist die „Kreuzigung" von Trübner. Anziehend sind die beiden Bilder von Fugel „Kreuzabnahme" und „Grablegung."

Noch packender in der Wirkung als seine Madonna ist Bouguereaus zweites Bild „Die Frauen am Grabe." Andächtig und erschrocken zugleich schauen sie in die Höhle, aus der heraus der Engel ihnen die frohe Kunde der Auferstehung zuruft; ein echt religiöses Bild und trefflich gemalt. Dagegen fällt das Bild des Ungarn Feszty, der den gleichen Gegenstand behandelte, recht ab, ebenso die „Pieta" von Matiegzeck. Auch Spangenberg steht mit seinem diesjährigen Bilde nicht auf der Höhe seiner sonstigen Leistungen. „Domine quo vadis" heißt es und stellt jene Szene aus der Legende dar, wie Petrus aus Rom flieht, um dem Märtyrertode zu entgehen, unterwegs aber auf die Erscheinung des Heilands stößt, der auf die Frage: „Herr, wo gehst du hin?" durch seine Antwort: „Eo iterum crucifigi: ich gehe, mich aufs neue kreuzigen zu lassen" den schwachen Jünger zum Bewußtsein bringt, daß es seine Pflicht sei, den Tod um Christi willen zu leiden. Das ist ja eine sinnige Erzählung, aber sie enthält kein malerisches Motiv. Und an dieser Klippe ist Spangenberg augenscheinlich auch gescheitert. Petrus sitzt erschöpft am Wege, der Herr tritt zu ihm; es ist nicht einmal die Flucht des Petrus genügend charakterisirt, und der Heiland ist auch eindruckslos gemalt.

Das Martyrium des „Stephanus" behandelt Große; ein kraftloses, zopfig akademisches Bild aus der alten Schule, das einen jetzt schon anmutet wie eine ganz fremde Welt, so süß und weich und charakterlos. Ein paar sehr elegante Damen standen davor, als ich es beschaute, und rieten hin und her, was es wohl bedeuten möge. Das zu erraten wäre am Ende keine Kunst für einen gewesen, der nur ein wenig in der biblischen Geschichte bewandert war — aber unsre „Gebildeten" sind das ja so oft nicht! Auch der Italiener Mariani hat „Stephanus" behandelt, einmal sein Martyrium, das andremal sein Begräbnis; uns eine fremde Welt. Schön und ergreifend schildert der Bildhauer Lock die „Kreuzabnahme" in einer großen Gruppe, die namentlich eine harmonische Linienführung und ausdrucksvoll lebendige Köpfe aufweist, ohne den Charakter edler Schlichtheit zu verlieren. Auch Andresens „Christus, vom Kreuz abgenommen" ist eine wohlgelungene Figur.

### 4. Geschichtliches

In die Heiligenlegende führt uns eine etwas wunderliche, aber ausdrucksvolle „heilige Cäcilie" von Julian de Vriendt. Der „Sonntagsmorgen" von Seitz ist eine schöne Münchner Landschaft, darin irgend ein heiliger Einsiedler am Felsen sitzt. Auch „die Erscheinung des heiligen Hubertus" von Preller ist mehr ein schönes Landschaftsbild; im dichten Laubwald tritt dem jagenden Hubertus der Hirsch mit dem Kruzifix zwischen dem Geweih entgegen. Ein wunderbares Licht geht von dem Gekreuzigten aus. Knackfuß malt die Episode „aus dem Leben der heiligen Elisabeth," da der Landgraf unwirsch über die Wohlthätigkeit seiner Frau an das Lager tritt, worein die Fürstin einen kranken Bettler gebettet hat. Als er den Vorhang auseinander schlägt, liegt der Gekreuzigte darinnen. „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Eine schöne Legende. Das Bild ist weniger geraten, etwas theatralisch und ohne die rechte Innigkeit.

Die Kirchengeschichte ist durch ein etwas buntes Canossabild von O. Friedrich vertreten. Ein Zeugnis dafür, daß man in München immer noch die Historienmalerei mit einigem



Erfolge betreibt. Im Gegensatz zu andern Malern des viel behandelten Gegenstandes muß die stolze Haltung des Kaisers gerühmt werden, der durchaus nicht als flehender, innerlich gebrochener, sondern um diplomatischer Rücksichten willen sich beugender Büßer erscheint. A. de Vriendt malte den „Papst Paul III. vor dem Bildnis Luthers." Die Belgier haben sich mehr wie wir den historischen Stil und den Sinn für monumentale Malerei bewahrt.

Zwei Bildwerke sind hier noch zu nennen. Eine liebliche „h. Agnes" von Schmidt und ein „Luther" von Dorn. Luther als Gipsfigur, natürlich in der Stellung des Wormser Denkmals, recht gut, aber nicht eigenartig. Seitdem Rietschel seinen Luther für Worms schuf, sind alle Lutherfiguren schließlich nichts als Wiederholungen dieser klassischen Figur; auch die neueste zu Erfurt von Schaper. Versuchen die Bildhauer neue Wege zu gehen, so verfallen sie ins Absonderliche, Häßliche. So Siemering in Eisleben. Dorn wandelt mit Glück auf dem Rietschelschen Wege.

### 5. Religiöse Sittenbilder

Die dreiundneunzig religiösen Sittenbilder kann ich nicht alle aufführen. Sie gehören zumeist auch gar nicht zur eigentlich religiösen Kunst, sondern sind mehr Sittenbilder. Da sieht man die üblichen Prozessionen, deutsch, spanisch, italienisch dargestellt; verschiedne Hausandachten und betende Kinder; kirchliche Feste und Gottesdienste; Nonnen und Mönche u. a. m. Und natürlich spielen diese Bilder zumeist in katholischen Ländern; dort bietet die Religion und ihre Ausübung mehr malerische Motive als in protestantischen Landen.

Daß man aber auch den nüchternen evangelischen Gottesdienst wahrhaft künstlerisch und eindrucksvoll darstellen kann, beweist Melchers, der uns in seinem vortrefflichen „Abendmahl" eine kleine reformirte Gemeinde (Hollands?) zeigt, die in ihrem Betsaal zusammengekommen ist, rings um den weiß gedeckten Tisch sitzt und sich von ihrem Pastor das heilige Mahl reichen läßt. Das Brot geht bereits auf der Schüssel von Hand zu Hand. Den Kelch will der Geistliche soeben herumgeben. Es sind lauter schlichte Leute mit ihren Frauen und Kindern, die sich da versammelt haben; man sieht ihnen die Not des Lebens wohl an, aber auch ihren Glauben, der echt und stark genug ist, sie aufrecht zu halten. Heuchler ist da keiner. Es weht eine demütig-fromme Stimmung in der kleinen Gemeinde bei den einfachen und strengen Menschen; eine Stimmung der Demut und Andacht, die auch uns ergreift und erbaut. So hat das schöne Kunstwerk voll seinen Zweck erreicht.

Allegorisches bieten Schultheiß, der „Friedensgeläute" darstellt, wie allerhand lustige Engelsfiguren die Friedensglocken hoch auf dem Turme erschallen lassen, und Stückelberg, der die hagere Gestalt des Todes zeigt, wie er zwei einsam übrig gebliebene Waisenkinder sanft mit sich führt, als ein Tröster der Waisen, „Orphanorum consolator," mehr sentimental und trübselig, als wirklich befriedigend. Soll ich hier Stucks „Lucifer" noch nennen, den gefallenen Engel, der in bläulich violetter Finsternis sitzt und mit glühenden aufs Teuflische sinnenden Augen starr vor sich hinstarrt? Es ist nichts weiter als ein echtes modernes Sensationsbild!

Unter den Bildwerken fallen uns eine Reihe von Figuren (Porträts und Allegorien) auf, die für Grabdenkmäler bestimmt sind, wie es in Italien so vielfach Sitte ist; eine häßliche Sitte, wenn, wie es hier zum Teil geschieht, die Hinterbliebenen porträtähnlich als die auf dem Grabe Trauernden dargestellt werden. Sie sind von Knecht, Begas, Kruse und Hundrieser.

### 6. Prachtwerke, Radirungen, Architektur

Die ausgestellten Prachtwerke religiöser Art sind bekannte Bilder von Claudius (Allezeit im Herrn), Gehrts (Bilder christlichen Lebens), Hahn (Folge mir nach), Hofmann (Kommet zu mir) und Pfannschmidt (Kirchliche Festgrüße, Bilder aus der heiligen Geschichte, Vaterunser); sie näher zu schildern, ist nicht von nöten. Sie zeigen nur aufs neue, wie Heinrich Hofmanns anmutig weiche Art, die heiligen Personen darzustellen,

trotz allen Angriffen von „berufener Seite“ allezeit Beifall findet, und wie Pfannschmidts ernste, stilvolle Kunst uns zwar etwas ungewohnt anmutet, aber doch durch seine edle Linienführung und durch die tiefinnige Symbolik seiner Darstellungen fesselt.

Auch die Radirungen bieten fast ausschließlich die Wiedergabe bekannter und berühmter Gemälde. Sie stammen von Böttcher (Gebhardts Himmelfahrt), Büchel (Hofmanns Jesusknabe), Bürkner (v. Eycks Maria), Eilers (Rubens Cäcilie), Hans Meyer (Moretos Anbetung), Raab (Veroneses Hochzeit zu Canaan, wie der amtliche Katalog sagt!!), Reim (Bellinis Christus) und Troffin (Murillos Antonius). Außerdem hat Rohr noch acht Originalradirungen aus seinem Bildercyklus „Cisterzienser,“ zu dem Adolf Harnack den Text schrieb, ausgestellt. Das ist eine kleine, aber treffliche Auswahl guter Stiche nach guten Meistern.

Schließlich seien noch die Architekten aufgezählt, die Kirchenbaupläne zur Ansicht bringen. Es sind das Hauberrisser (Herz-Jesukirche in Graz), Klingenberg (Umbau des Bremer Doms und der Garnisonkirche in Straßburg), Möckel (zehn Kirchen in Mecklenburg und Sachsen), Orth (vier neue Berliner Kirchen und eine in Breslau), Otzen (zwei Kirchen in Berlin), Schilling und Gräbner (Kirche zu Radebeul), Stier (Pfarrkirche zu Mainz) und Weise (acht Kirchen in Thüringen u. a. m.). Diese Pläne bieten fast alle ein stattliches Aeußere und ringen — soweit sie für evangelische Kirchen bestimmt sind — nach einer Grundform, die sich für eine Predigtkirche schickt. Dieses Ringen ist vielfach noch vergebens, weil unsre Architekten (und Geistlichen!) sich noch nicht kühn genug von dem Schema der alten katholischen Kirchenform und auch von den alten Kirchenstilen losreißen können.

### 7. Schlußurteil

Wir sind am Ende unsrer Wanderung. Sie war nicht erhebend und nicht erquicklich, kaum befriedigend. Mancher wird sich gefragt haben, warum wir sie eigentlich in dieser Gründlichkeit unternahmen, da doch so wenig Bemerkenswertes zu verzeichnen war und die trockene Aufzählung der Künstler und ihrer Werke nicht unterhaltend ist. Nein, unterhaltend ist sie nicht, ist die ganze Wanderung nicht. Aber im gewissen Sinne belehrend, weil sie uns zeigt, daß die religiöse Kunst in der That stark im Rückgange ist. Hätte es dazu vielleicht nicht erst noch des Beweises bedurft, so schien es mir doch in der Ordnung, davon auch in der „Christlichen Welt“ Zeugnis abzulegen. Und ich glaubte es dem Gegenstande schuldig zu sein, wenn ich mit möglichster Ausführlichkeit die Behauptung von dem Rückgange zu beweisen suchte. Mit allgemeinen Redensarten ist schließlich da nichts gethan, und mit allgemeinen Berichten, die nur flüchtig auf Einzelnes weisen und das Ganze in Bausch und Bogen be- und verurteilen, auch nicht.

Nun will ich nicht behaupten, daß die diesjährige Berliner Ausstellung ein völlig getreues Spiegelbild unsrer derzeitigen religiösen Kunst bietet. Sie giebt ja überhaupt nur ein schwächliches Abbild unsrer gesamten modernen Kunstentwicklung, weil sie fast ausschließlich Mittelgut oder minderwertige Ware bietet. Aber gerade deshalb, weil es keine Ausstellung von Meisterwerken, sondern eine von der Durchschnittskunst unsrer Tage (auch der religiösen Kunst) ist, so schien es mir angezeigt, sie näher auf eben diese religiöse Kunst hin anzuschauen. War das Endergebnis nicht erfreulich — ich kanns nicht ändern.

Die Gründe für dieses Siechtum habe ich zu Anfang meines Berichts angedeutet. Wie wir aber hoffen, daß das Evangelium wieder eine Macht und Lebenskraft unter den Völkern und in unserm Volke zumal werden wird, so können wir auch getrost hoffen, daß mit dem Aufschwung eines warmen religiösen Lebens auch der einer schönen religiösen Kunst Hand in Hand gehen wird. So nehmen wir ohne Zorn und Groll, aber auch ohne Freude und Stolz die religiöse Kunst auf der Berliner Ausstellung als ein Zeichen der Zeit. Gott bessers!

R B



## Schwalb

„Mit der einen Hand bauten sie, mit der andern hielten sie die Waffen.“ Leider hat M. Schwalb in den fünfzehn „Kanzelreden,“ denen er dieses Wort vorschreibt, eine so unglückliche Stellung gewählt, daß man zunächst nur die Hand mit den Waffen zu sehen bekommt. Dabei prasselt es derart um ihn her, und so erstickende Kalkstaubwirbel steigen auf, daß man von dem geheimen Argwohn nicht abkommt, der Mann baue gar nicht, sondern reiße ein. Aber er sagt, er baue. „Was ich denke, was ich glaube, das mag manchem als ein dürrer Fels erscheinen, auf dem nichts wächst, und aus dem nichts fließt, woran der Mensch sich erquicken könnte,“ so sagt er am Schlusse seines Vortrages über „Menschenverehrung und Menschenvergötterung“ (Leipzig 1889). Nun ja, ich bekenne es, ich bin so ein „mancher“; und auch die erwähnten Predigten über „Ziele und Hemmnisse einer kirchlichen Reformbewegung“ (Zweite Sammlung, Leipzig 1890), sowie die über „Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus“ (Leipzig 1888) haben mich nicht eines Bessern zu belehren vermocht. Aber solche Felsen braucht man uns nicht aufzubauen, die wachsen leider von Natur. Freilich sucht er zu trösten: „Man muß nur mit dem Fels reden und zur Not darauf schlagen können, dann entspringt aus seiner Wand der erfrischende Quell.“ Nun, das war seine Aufgabe! Uns lehrt er oft und eindringlich genug, solche Wunder nicht zu glauben. Wir wollen uns damit nicht abgeben, so lange wir anderswo die Quelle unverborgen zu Tage sprudeln sehen. Mag er sich also auf der Kanzel der Kirche St. Martini zu Bremen weiter mit seinem Fels unterreden, uns soll sein Treiben dazu dienen, drei Dinge davon zu lernen, die uns recht lernenswert scheinen.

Wie antwortet Schwalb auf die Grundfrage aller Religion: „Wo finden wir Gott?“ Einzig und allein das Christentum als die positive, geschichtliche Religion antwortet darauf: Nicht in der Natur, nicht in der Kultur, nicht in menschlicher Erkenntnis, Bildung, Wissenschaft, nicht in mystischen Träumen, nicht im göttlichen Wahnsinn der Dichter, sondern im innern, im religiös-sittlichen Kern der Geschichte, der Völker- und Menschengeschichte; und wer ihn dann nicht in Christus findet, der meistert und höhnt die Geschichte und Gott in ihr. Erst weil wir ihn in Christus gefunden haben, schauen wir ihn in dem andern, und nur den Gott, den wir dort fanden, schauen wir überall. Anders Schwalb. Auch er hat einst seinen Gott in Christus finden wollen, d. h. er kannte eine einzigartige Bedeutung Christi, ja er beschrieb das christliche Leben als Nachahmung des Herrn. So in dem mir unzugänglich gebliebenen Vortrag „Der alte und der neue Glaube an Christus“ (1868), wenn ich dem Referat eines Dritten trauen darf. Der Schwalb von 1889 führt nun den von 1868 gründlich ab. Um Christus nachzuahmen, so führt er in dem erwähnten Vortrag von 1889 aus, wissen wir zu wenig von ihm, und für jede einzelne Seite, die uns vorbildlich sein könnte, haben wir in größerer Zeitnähe viel wirksamere Vorbilder, wie uns z. B. für thatkräftige Kinderliebe ein Gustav Werner, ein Pestalozzi viel anschaulicher dastehen als Jesus in den „dürftigen, mageren Zügen der evangelischen Ueberlieferung.“ So werden wir in einer Predigt über den „Christus der Vermittlungstheologie“ („Gebrechen u. s. w.“ S. 64 f.) von Christus hinweg an andre „fromme, wahrhaft tugendhafte, vorbildliche Menschen“ unsrer Umgebung gewiesen. Dann heißt es: „Aber seht hinaus über den engen Kreis eurer Bekanntschaft! Vor ein paar Wochen erst lasen wir in unsern Zeitungen die Nachricht, daß ein englischer Jude — ein Jude war es*) — Sr. Majestät dem Zaren aller Reußen vierzig Millionen Mark als Geschenk gegeben hat, um für die armen in Rußland lebenden Juden Schulen zu errichten. So etwas ist mehr wert als alle Reden des

*) Für die Juden hat unser Redner eine unbegrenzte Verehrung. Gern beschäftigt er sich wie mit der Thorheit der Theologen insgemein, so mit der Schlechtigkeit „eines viel genannten Hofpredigers“ insbesondre. Alles Ernstes macht er unsrer Christologie einen Hauptvorwurf daraus, daß sie den Juden den Uebertritt erschwere! („Der Christus der alten Kirche“ in „Gebrechen u. s. w.“ S. 45 ff.)

Johanneischen Christus.“ Nachdem dann noch ein Beispiel erzählt ist, heißt es: „Solche Thaten — und es geschehen deren tausende in der Welt — sind mehr wert, als dieses durch die theologischen Schaugläser angeschaute Vorbild eines Christus, der nie so, wie er abgebildet wird, gelebt hat.“ Und dann Jesus als das Vorbild aller Menschen! Er, der starb, als er ungefähr dreißig Jahre alt war, er, der sich seiner Familie, seinen Eltern entrissen hat um seines Berufes willen, er, der kein Weib gehabt hat, keine Kinder, auch eigentlich keinen Freund, er, der kein Gewerbe betrieben, keinen Handel, auch kein Staatsgeschäft! „Ach das ist eine starke Zumutung, wahrlich!“ Ein Reformator, wie Luther auch, ein frommer, freisinniger Menschenfreund, voll überschwänglicher Hoffnungen, der an sich als den Messias glaubte und in diesem Glauben seine größte Kraft und seine merklichste Schwäche zum Ausdruck brachte, das ist ihm Jesus („Ziele u. s. w.“ S. 51 ff.). In der That — und das ist das Erste, was wir lernen — wer Jesus nur als das lebendige Tugendmuster zu würdigen weiß, dem wird er bald im Haufen andrer vortrefflicher Leute verschwinden, wie dem Bremer Pastor. Und der nun kennt keinen andern Gesichtspunkt für eine Würdigung Christi. „Glaubet an Gott und haltet seine Gebote,“ darin geht ihm das Christentum auf („Gebrechen u. s. w.“ S. 73), und wo wir diesen Gott zu suchen haben, das erfahren wir mit wünschenswerter Deutlichkeit aus seiner Predigt über den „Baum der Erkenntnis“ („Ziele u. s. w.“ S. 94 ff.). Denn da wird uns, nachdem wir nebenher gelernt haben, etwas wie Großes es um „die französische Revolution, also die Befreiung der Völker,“ gewesen sei, gesagt, daß „Gott Mensch wird in der erkennenden Menschheit,“ und daß „die Göttlichkeit der Menschheit sich in nichts anderm klarer zeigt als in der Wissenschaft.“

Das Zweite, was wir von unserm Redner lernen, ist die Thatsache, daß mit seiner mangelhaften Schätzung der Person Christi und der Geschichte überhaupt die wertvollsten Erkenntnisse verloren gehen oder doch unsicher werden. So das ewige Leben, ja selbst der lebendige Gott. Von dem Erstern wird selten gesprochen und dann nur mit einem „wenn,“ welches sich sehr deutlich als ein „sollte, was anzunehmen kein Grund ist“ verrät. Was das Andre anbetrifft, so gesteht unser Verfasser, daß er manchmal zu denen gehört, „die einige Mühe haben, den Glauben an »den lebendigen Gott« festzuhalten.“ (Ziele S. 20 f.) Und er spricht ohne Mißbilligung von solchen, „denen Gott eigentlich nicht Gott, sondern die Gottheit ist, das Unendliche, der Inbegriff aller Gesetze der Natur und des Geistes,“ ja von solchen, „denen Gott nichts andres ist als ein Name für die unendliche, sich selbst gestaltende, sich selbst regierende, sich selbst ewig erneuernde Welt.“ Diese alle faßt er mit sich unter ein „wir“ zusammen. Er kennt unter ihnen solche, denen es schwer ist, „den lebendigen Gott“ zu entbehren, wenn auch eben so schwer, ihn zu finden. Dieses schmerzliche Gefühl der Sehnsucht nimmt er als Beweis dafür, „daß der Glaube an diesen lebendigen Gott, den wir scheinbar nicht mehr haben, doch noch in uns lebt.“ Aber er kennt unter den „wir“ auch solche, denen er sich freilich nicht zurechnet, die er aber auch mit keinem Worte zu belehren sucht, die jenen Schmerz nicht mehr haben oder ihn auch nie empfunden haben; er weist sie an, „das Gute, das Wahre, das Schöne“ zu suchen als „das, was in dem persönlichen Gott das Göttlichste ist.“

Unwillkürlich fragt man: was verbindet denn diesen Mann noch mit uns? Was bedeutet sein Christenname, sein Predigtamt? Nun, er findet Gott eben auch in Christus, aber freilich in Christus nur noch, weil überall, und nur den Gott, den er schon vorher als „die allmächtige Notwendigkeit“ gefunden hat, und der „uns auch manchmal“ „als erziehende Allmacht, menschlich gesprochen als Liebe“ „erscheint.“ Aber selbst in diesem Zusammenhange kein Wort von der Bedeutung Christi, von dem wir überhaupt nicht viel erfahren würden, wenn der Verfasser nicht das Bedürfnis hätte, dagegen zu polemisiren, daß er „ein Gott“ sei, oder daß in ihm, dem einzigen, einem unter Milliarden, Gott sich offenbart habe.

Mit der Anerkennung dieses Einen und des von ihm gewiesenen Zieles schwindet nun — und das ist das Dritte, was



wir lernen — auch die sittliche Sinnesart des Christen. Statt jenes Zieles tritt in widerwärtiger Nacktheit die Partei hervor: „Brüder lasset uns sammeln, lasset uns die Leute gewinnen, aufklären, erwärmen, die jetzt uns fernstehen! So wird unsre Partei zu unsrer Freude, zu unserm Heil siegen, durch uns siegen!“ („Ziele u. s. w.“ S. 133.) Und das ist der Grundton. Die Gegner als absurde Dummköpfe hinzustellen, das drängt sich in den meisten Predigten als die Hauptabsicht hervor. Freilich macht er sich die Sache bequem. Wenige werden behaupten wollen, daß die Lehre von der Dreieinigkeit in der uns überlieferten philosophischen Formulirung eine für den Christen von heute besonders wertvolle und faßliche ist; aber sie als die Frage, wie 1 = 3 ist, vor das Forum der Mathematik zu ziehen, was Schwalb zu thun gar nicht müde werden kann, dazu gehört doch ein starkes Stück Unbefangenheit. Gesundheit des Menschenverstandes scheint ihm das Eine zu sein, was not ist. „Also, liebe Brüder, trauet der Wissenschaft, trauet euerm Verstande!“ Darin faßt er wohl den Inhalt einer Predigt zusammen („Ziele u. s. w.“ S. 105). Nicht so Freiheit in Gott verkündet er, als Freisinnigkeit in bürgerlichen und kirchlichen Dingen, nicht so Herrschaft über die Welt in Geduld und Demut, als Gefühl für die Ansprüche der Menschenwürde und des Bürgerstolzes. Nach Sündenvergebung haben so geführte Leute natürlich nicht viel Bedürfnis. Diesem Herzpunkt des Christentums ist von den dreißig Reden eine gewidmet, außerhalb deren er, wenn ich nicht irre, nicht mehr erwähnt wird. Der Glaube ist Einsicht in die Unverbrüchlichkeit der Weltordnung, Unterwerfung unter Gott und unser Schicksal als unter eine unabänderliche Notwendigkeit. So ist der Unglaube weniger Sünde als Dummheit, denn: „da gilt das Wort eines römischen Weisen: »Den Willigen führt das Schicksal, den Widerstrebenden reißt es fort.« Wer vernünftig sein will, läßt sich lieber mutig führen als angstvoll fortreißen“ („Gebrechen u. s. w.“ S. 124). Dieser Glaube lebt, wie im Herzen Schwalbs und dem vieler Gesinnungsgenossen, so „in der modernen Wissenschaft.“ „Die Naturwissenschaft beweist, was Calvin und die Seinigen von ihrem theologischen Standpunkt aus behaupteten, nämlich, daß alles beherrscht sei von einer unbeugsamen ewigen Notwendigkeit.“ Man sieht, daß dieser Glaube gar nichts Eigentümliches, gar keine positive Kraft der Seele ist, sondern lediglich Annahme dessen, was die Außenwelt uns, d. h. unserm Verstande aufdrängt. Darum wird selbst von diesem heruntergekommenen „Glauben“ nicht viel Gebrauch gemacht, sondern überall der nüchternste „gesunde Menschenverstand“ eingesetzt, wie denn die Erbauung „in der mutigen Erkenntnis der Thatsachen“ aufgeht, darin, „die Dinge, soviel wir können, klar zu sehen, und darnach Entschlüsse zu fassen,“ — „wie sie Christen geziemen“ setzt der Redner hinzu.

Keinerlei Verständnis hat er dafür, daß das Christentum eine positive, geschichtliche Macht ist, daß der christliche Gott am Ziele der Weltgeschichte steht, daß dieser Gott uns erlöst hat, indem er uns in Christus über Zeit und Raum hinweg an dieses Ziel entrückte, durch Sündenvergebung und Rechtfertigung hindurch, versöhnte Kinder Gottes, Glieder des Himmelreichs schon jetzt, damit wir, gewiß geworden und mannhaft, von diesem Standpunkte jenseits der Welt die träge zurückgebliebne und uns selbst, soweit wir ihr noch angehören, umwandeln in Gottesreich. Für diese Beziehung also unsrer Religion auf das Ueber-, auf das Nichtnatürliche hat Schwalb keinen Sinn. Weil er Gott nicht am Ziele der Geschichte sucht und da, wo das sich offenbart, in der religiös-sittlichen Entwicklung, in ihrem Gipfelpunkt Christus, so findet er ihn in Natur und Kultur. Weil er mit dem starken männlichen Glauben Luthers die Welt, Natur und Kultur, zu meistern nicht wagt, deshalb läßt er in einer jammerhaft schwächlichen Weise von ihnen als seiner einzigen Autorität sich meistern. Mit vollem Bewußtsein führt er Krieg für die niedere, mit dem Verstand erreichbare Stufe gegen die höhere nur durch Glauben und starken, über das Sichtbare hinausgreifenden Willen zu erfassende Welt. Darum nun findet er keine Töne, die das Herz fest machen, stark und männlich, sondern nur

wehmütige, sehnsüchtige Töne, die wie Fragen klingen, wo keine Antwort ist. Und darum sucht er, was ihm an Kraft gebricht, durch heftigen, verbitterten, stets gereizten Parteifanatismus zu ersetzen. Weil er kein überweltliches, über alles Irdische erhabenes, jenseitiges Ziel kennt, so macht er sich eines aus Staub.

Aus drei Gründen haben wir den Bremer Radikalen einer so ausführlichen Schilderung gewürdigt. Erstens sollte er uns lehren, wie fest unser Glaube in dem geschichtlichen Christus als unserm Erlöser, als unserm Herrn in Leben und Tod, als dem alleinigen Offenbarer des kraftvollen Gottes wurzelt, und wie alles ins Wanken gerät, sobald wir unsern Anker von diesem aus harten, geschichtlichen Thatsachen bestehenden Grunde lösen, um uns von allerlei Wind der Lehre, „Rabbi Hillel und Philo, Sokrates, Plato, Seneca, Epiktet," die Segel füllen zu lassen. Zweitens sind wir überzeugt, in unserm Redner eine breite Strömung charakterisirt zu haben, die man kennen muß, um sie recht zu bekämpfen. Wenn wir heute mit fröhlicherer Hoffnung und festerem Glauben als seit langem die Reformation Luthers wieder aufnehmen, so muß uns daran liegen, die Karlstadts von uns zu halten. Drittens ist es mit Schwalb in der That so, wie er es von Karlstadt irgendwo sagt: indem der den Katholizismus radikaler als Luther bekämpfen wollte, wußte er nicht, wie viel tiefer er darin steckte als jener. Auch unser Bremer Karlstadt ist, wie heftig er gegen die Auffassung des Christentums als Lehre eifert, doch weiter nichts als der letzte Ausläufer des Orthodoxismus, ein Doktrinär vom Scheitel bis zur Sohle, und so können wir von ihm mehr als von andern die Gefahren lernen, die uns drohen, wenn wir fortfahren, die in unserm Glauben gegebene Erkenntnis in eine Spekulation aufzulösen, derart, wie sie in unserm alten Dogma und auch in einigen neuern dogmatischen Entwicklungen vorliegt. Denn kommt es auf Wissenserkenntnis an, so hat Schwalb allerdings Recht, sich lieber auf die moderne Wissenschaft als auf die Bibel stützen zu wollen. Auch ist er in seiner Polemik gegen die orthodoxe Lehre insofern lehrreich, als er, ähnlich wie Egidy, zeigt, nach welchen Richtungen hin die kirchliche Lehre mißverständlich ist.

Wer sich nicht scheut vor dem eigenartigen Kanzelstil dieses Redners, den er „bei einigen alten Heiden und bei späteren Pfaffenfeinden zu erlernen sich bemüht" hat, wie er mit Stolz sagt („Gebrechen u. s. w." S. V), der lese die Bücher mit der Achtung, die man Gegnern schuldet, welche ehrlich sind, nicht heucheln, keine Phrase gebrauchen und, was in ihrer Gesinnung lebt, rücksichtslos zum Ausdruck bringen. In einem andern Sinne können wir die Reden nicht empfehlen. Ihr Verfasser wendet einmal die Worte Christi: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!" auf sich an. („Gebrechen u. s. w." S. 66 ff.) Im Interesse derer, die er ruft, kann man ihm hier nur entschiednen Mißerfolg wünschen. Gern geben wir ihm zu, daß allerdings schwer das Joch der katholischen Kirchensatzungen und der evangelischen Kirchenlehren auf vielen Mitchristen lastet; aber ich fürchte, dieser Befreier kann sie nicht zur Freiheit des Christenmenschen befreien; ich fürchte, er versetzt sie mit ihrem Herzen voller Sehnsucht unter die Glocke einer Luftpumpe, — und da soll es, wie ich höre, sich noch ungemütlicher leben, als in den dumpfigsten Kerkern — nämlich gar nicht. Das ist auch so eine Doktor-Eisenbart-Kur, verehrter Herr Pastor, mich dünkt, schlimmer als die, von der Sie gelegentlich sprechen!

Wir wollen die Roheiten mancher Gegner des Redners nicht in Schutz nehmen, wir wollen selbst in den Ruf nach Absetzung eines Predigers von solchem in der That kaum noch christlich zu nennenden Standpunkt miteinzustimmen uns enthalten, wir wollen ihm gern wünschen, daß er in seiner Kränklichkeit, von der er nur allzu oft spricht, Trost und Frieden bei seinem Gott reichlich finden möchte, reichlicher, als er selbst ihn spendet: für einen Erfolg seiner Bestrebungen auf Ueberführung unsrer Religion in Reformjudentum können wir ihm kein „Glückauf!" zurufen. Möchte der Schaden, den seine Schriften wider seinen Willen anrichten müssen, klein sein und ihm nicht angerechnet werden, da er sicherlich es gut meint!



Noch möchte ich eine Bitte vortragen, nämlich, daß man aufhören möge, für diesen Mann den Protestantenverein, dem er angehört hat, verantwortlich zu machen. Das ist eine ebenso öde und unfruchtbare, als leider gebräuchliche Kampfesweise. Schwalb selbst betont sehr ernsthaft, daß er nicht im Namen „irgend eines Vereins" spreche; und auch von der andern Seite ist ihm mehrfach sehr unzweideutig abgesagt worden. B-s

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 17. Die Analytiker

Eine Vision

Das war wohl wie der Blick von der Madenburg in der Pfalz oder von dem Weißenstein im Jura?

Ja, ganz wie dort. Wenn man von der Ebne aus auf die Berge zuwandert, muß man ein Hügelland durchschreiten, innerhalb dessen es einem vorkommt, als sei man schon recht im Gebirge; steht man aber oben auf dem hohen Berge, dann liegt das Hügelland wie ein flachgespannter Teppich tief unter einem.

Eben auf einen solchen Berg führte mich Raphael, und ich sah, wie ich vorhin schon sagte, die weite Erde wie eine kaum gewellte stille Ebne rings um mich liegen, und auf dieser Ebne standen die Völker und schauten nach Westen. Hier hob sich am fernen Horizont eine dunkle Gestalt vom bleichen Himmel ab: ein Mann stützte sich auf einen Tisch und sprach mit lauter, zeitweise dröhnender Stimme, sodaß man ihn allenthalben auf der ganzen Erde verstand; als ich zu lauschen begann, trug er über ein silbernes deutsches Markstück etwas vor: wir glaubten, so sagte er, diese Münze sei fest, solid, aus einem Gusse, in jedem ihrer Teile und Teilchen Silber, aber — und hierbei lächelte er, und Tausende hoben sich auf die Fußspitzen, um zu hören und zu sehen, was nun komme — das sei eine grobe Täuschung, die silberne Oberfläche täusche, die Münze sei nur eine Hülse, die man lösen müsse, um zum wahren Inhalte zu kommen. Man sah, wie er die Münze in die Höhe hob, sie nach der Sonne wandte, daß diese sich im reinlichen Metalle spiegelte, und dann das Geldstück spöttisch lächelnd in der Hand wog. Viele drängten näher heran, alles war gespannt. Nun brach der Redner die Münze auseinander, und hundert Pfennige rollten heraus. Seht, rief er mit gewaltiger Stimme, die Mark gab den täuschenden Schein, als sei sie eine Einheit. Thorheit! Thorheit! Sie ist nur die Hülse für hundert Pfennige, und diese sind ihr wahrer Inhalt.

Ich sah, wie die Völker überrascht waren. Das Beifallsgewoge der ungeheuern Menschenmenge sah von meinem Berge wie das Nicken eines Binsenwaldes am flachen Strande eines Heidesees aus. Ich sah, wie viele hastig niederschrieben, was sie soeben gelernt hatten, und wie Wasser über Räder stürzten und Fabrikschlote rauchten, damit in den Häusern Papier gewalkt, Federn gegossen und Tinte bereitet werde für die Verewigung jener Mitteilung.

Da hörte man plötzlich laute ferne Rufe im Osten. Manche wandten sich um, die meisten aber schrieben. Als ich den Blick nach Osten richtete, sah ich am Horizont eine dunkle Gestalt mit einem Tische langsam emporsteigen und erst anhalten, als sie die Horizontlinie mit ihren Füßen berührte. Die fernen Worte und Rufe wurden immer nachdrücklicher und verständlicher, sodaß Hunderte, dann Tausende, dann Hunderttausende erst nur flüchtig und prüfend den Kopf umwandten und sich endlich völlig nach Osten umdrehten, während unter leiser und leiser werdendem Widerspruche der Mann im Westen am Horizonte mit seinem Tische und seinen hundert Pfennigen verschwand, wie eine untergehende lichtlose Sonne.

Vor dem Manne im Osten lag ein Pfennig. Und ich hörte, wie er mit gebieterischer Stimme die Völker, die nun nach seinem Tische herandrängten, fragte: Was liegt hier vor mir? Die Völker riefen aus einem Munde: Ein Pfennig. Da sagte er verächtlich: Ein Pfennig?! Ihr Thoren! Ein Pfennig ist nur eine Hülse, eine erbärmliche Hülse. Seht — rief er wie zornig, indem er den Pfennig von sich schob und eine Gerte

ergriff, die Völker hielten den Atem an und neigten sich lauschend vor — seht, ich schlage auf den Pfennig — er that es —, er bricht auf, fällt auseinander, und heraus rollt sein wahrer Inhalt, hundert Centesimen! Und wirklich: auf dem Tische lagen hundert prächtige kleine glitzernde Centesimenstücke. Ueber die Völker hatte sich ein mächtiges, der Worte unfähiges Erstaunen gelegt, aber als der Mann mit verächtlicher Geberde die leere Hülse wegblies, löste sich der Bann, und ein ungeheures Beifallsgeschrei erfüllte die Luft.

Ich aber stand erhöhter als die andern, ich allein sah, daß hinter dem gewaltigen Redner am Horizonte ein neuer Kopf und eine hocherhobene Hand, die ein Centesimenstückchen hielt, emporstieg, und entsetzt sagte ich zu Raphael: Ich erliege, die Sinne schwinden mir.

Da erwiederte er freundlich: Blicke empor zu Gott!

Ich that es und ward froh — und in diesem Augenblicke erwachte ich, die Sonne lag warm und hell auf dem Fensterbrette, und ich sah, daß sich ihr eine Rose erschlossen hatte, die gestern noch in Knospen stand.

## Verschiedenes

**(Eine Geschichtslüge in den Hamburger Nachrichten)** Einer unbegreiflichen Fälschung der Geschichte der alten christlichen Kirche macht sich ein Cyklus von Aufsätzen schuldig, der eben in den Nummern 27, 28 und 29 der belletristisch-litterarischen Beilage der Hamburger Nachrichten erschienen ist. Diese Aufsätze behandeln „die Sage vom heiligen Gral und deren mythologischen Ursprung“ und führen sich als „eine Studie von Guido List“ ein. Zur Charakterisirung der Ergebnisse, zu denen dieser gelehrte „Studienfreund“ gelangt ist, mögen folgende kurze Andeutungen genügen.

Der Verfasser geht davon aus, zu zeigen, wie das Christentum aus Opportunitätsrücksichten das Hauptsymbol des Druidentums, Ceridwens Kessel, zum heiligen Gral umgebildet habe. Dieser stelle sowohl Abendmahlsschüssel wie Taufbecken dar. Die Vereinigung dieser beiden verschiednen Elemente in der Bedeutung des heiligen Grals habe ihren Grund darin, daß er ein Taufbecken „zur Bluttaufe“ sei. Was es aber seiner Meinung nach mit dieser Bluttaufe in der alten christlichen Kirche für eine Bewandtnis habe, das entwickelt der Verfasser nun in langen breiten Ausführungen.

Wie in allen antiken Religionen die Idee des sühnenden Opfers eine große Rolle spielte, so habe ihrer auch das Christentum nicht entraten können. Darum ruhe es nicht nur auf dem einen Opfer Christi, sondern „auch die altchristlichen Mysterien sind nicht frei von Menschenopfern, bis ins Mittelalter hinein, in dem endlich eine humanere Anschauung diese geheimnisvollen Opferungen allmählich aufhören machte. . . . Wo sich freiwillig kein Opfer den christlichen Mystagogen bot, dort suchten diese solche durch Kauf, List oder Gewalt zu erlangen.“

Seine Entdeckung sucht der Verfasser zu stützen durch den Hinweis auf das Streben der alten Christen nach dem Martyrium. Ferner versucht er seine Behauptung als den Kern einer Reihe von Sagen und Mythen nachzuweisen, die alle in der Hauptsache erzählen, daß sich das Abendmahlsbrot in den Jesusknaben verwandelt habe, der vom Priester alsdann mit einem Messer zerschnitten und dessen Stücke von den feiernden Christen verspeist worden seien. Schließlich fügt er als ein Hauptargument die allerdings höchst auffällige Thatsache hinzu, daß die katholische Kirche von manchen Heiligen mehr als einen Körper besitzt. Er meint nämlich diese nur so erklären zu dürfen, daß jene „Reliquien Leiber der in den altchristlichen Mysterien hingeopferten Menschen“ seien. „Solche Opferungen fanden in der Regel an den Tagen der Heiligen statt, die Namenspatrone der Geopferten waren.“ . . . So wuchs nach unserm Verfasser unversehens die Menge der Reliquien der gleichen Person.

Auf die Einzelheiten der bisweilen ans Unglaubliche streifenden Beweisführungen einzugehen, müssen wir uns leider hier versagen. Jedoch halten wir uns durch die Liebe zu geschichtlicher Wahrheit für verpflichtet, gegen eine derartige Geschichtsmacherei und Entstellung der altchristlichen Sitte energisch Protest zu erheben. Was hat der Verfasser für Grundlagen für seine bodenlosen Behauptungen? Wir wissen nicht zu sagen, was bei ihm ärger und größer sei, der radikale Mangel an dem geringsten geschichtlichen Verständnis, oder sein böser Wille, wenn er daraus, daß die alten Christen den Märtyrertod der Ihren für ein Sühnopfer hielten, die „Thatsache“ glaubt konstruiren zu können, in den christlichen Mysterien seien Freiwillige oder Unfreiwillige als Opfer für das Heil der Gesamtheit geschlachtet worden. Was gehört dazu, die allbekannte katholische Sage, deren alleinige Tendenz ist, die Majestät des mysterium tremendum zu veranschaulichen und das Dogma von der Transsubstantiation zu verherrlichen, zu den ungeheuerlichsten Beschuldigungen des christlichen Lebens im Gottesdienste auszubeuten! Solche Geschichtskarrikatur kann nicht tendenzlos geschrieben sein. Welches ist ihr Ziel? Wir halten dafür, daß hier in der That nichts als ein wohldurchdachter und geschickt angelegter Angriff auf die christliche Religion selbst vorliegt. Schmähsüchtige Herabsetzung der altchristlichen Kirche und damit zugleich Verhöhnung des Christentums: das sind die geheimen Ziele dieser Geschichtslügen. Um so sicherer aber glaubt der Verfasser dies sein Ziel zu erreichen, je mehr er sein sittliches Urteil zurückhält und mäßigt gegenüber solch barbarischem Brauche der Christenheit, dessen gewiß, daß seine Ausführungen an und für sich schon ihren Eindruck auf den geschichtsunkundigen Leser nicht verfehlen werden. Es ist doch erstaunlich, was für eine Art von Geschichtsbetrachtung sich in einer Zeitung breit machen darf, die nicht zu den unbedeutenden gehört, und es ist eine seltsame Ironie, wenn im Zeitalter der Wissenschaft die tollsten Geschichtsträume für die reine Geschichtswahrheit ausgegeben werden können. F G

**(Reise-Handbuch)** für die christliche Familie. Ein Wegweiser durch die Hospize und Erholungsorte. 2. Auflage. Berlin 1891. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 40 Pfge. Den Wanderlustigen unter unsern Lesern sei das bescheidene Büchlein aufs angelegentlichste empfohlen. Es kann ihnen mit gutem Rat zur Seite stehen. D H

## Quittung

Für die evangelische Kirche in Rom: 5 Mk. durch Sch, Sulzbach.
Für den Altkatholizismus: 3 Mk. von D, Jersleben.
Für die Evangelisation Spaniens: 3 Mk. von demselben.
Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 32 der „Chronik der Christlichen Welt“**



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein Pfarrer in der Nähe einer Gymnasialstadt in der Provinz Hessen-Nassau sucht zu seinem Quintaner 1 oder 2 Kameraden. Auch Mädchen, welche mit der vierzehnjährigen Tochter die städtische höhere Töchterschule besuchen wollen, werden angenommen. Sorgfältige Verpflegung und Ueberwachung der häuslichen Arbeiten zugesichert. Offerten unter **K D 100** durch die Expedition d. Bl.

**Kandidat des Predigtamtes**
sucht Stellung als **Vikar** 2c. Offerten erbeten unter **N. 63.**

Feine ganzleinene Einbanddecken zur Christlichen Welt, Jahrgang 1 bis 4 sind für je 1.60 Mk., durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Leipzig **F. W. Grunow**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**CITATENSCHATZ**
Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen. Auf Grund von Zeuschners Citatenschatz vollständig neu bearbeitet von Hans Nehry. Geb. in Satin M. 6.50, in Leder M. 11.50, in Atlas M. 11.50.

**VATERLANDSLIEDER.** Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

**ALS DER GROSSvater die Grossmutter nahm.** Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder 11.50 M.

**GEISTLICHE LIEDER.** Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigen Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

**SANG UND KLANG**
Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband 12 M.

**BALLADENBUCH**
Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

Soeben erschien:

**Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche**

Eine praktische Studie von **Paul Göhre**, Kandidaten der Theologie Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin

**Preis 2 Mark**

**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**
**„Jose Caballeros, Princesas“**
hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**
**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**
Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig**
**Hierzu eine litterarische Beilage von Johannes Dreesen in Hadersleben.**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 33** — **Leipzig, den 13. August** — **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vater Unser: 3. Die zweite Bitte — Ein Sittengebot für Gottesleugner — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 6 — Ein interkonfessionelles Idyll auf dunklem Hintergrunde: 3; 4; 5; 6; 7 — Zum sozialen Frieden: 3. (Erste Hälfte). Die sozialen Richtungen der Gegenwart — Zur Frage, ob das Christentum gegen die wirtschaftliche Bewegung der Sozialdemokratie gleichgültig sei: 3 — Gottfried Keller und seine Werke: 1. Lebensabriß und Werke — Verschiedenes: Goethevergötterung; Erinnerung an Karl Gerock; Der Bericht über die Verhandlungen des Zweiten Evangelisch-sozialen Kongresses — Anzeigen


## Vater Unser

### 3. Die zweite Bitte

Wo Gottes Name geheiligt wird, da ist sein Reich im Kommen. Der ersten Bitte folgt die andre: Dein Reich komme. Im Grunde haben beide denselben Inhalt.

Was war Jesu Lebenszweck? Man kann ihn verschieden fassen. Man kann sagen: die Sünder selig zu machen. Oder er beabsichtigte, die sterbende Welt mit neuem Leben zu erfüllen. Oder man kann seinen Zweck in vollkommener Gottesoffenbarung suchen. Wenn er große Volkshaufen um sich sammelt und diesen Massengemeinden die Geheimnisse Gottes enthüllt, wenn er im kleinen Kreise spezielle Seelsorge übt, wenn er einherwandert, dieser Pilger aus dem Himmel, bald tröstend, bald mahnend, lockend und strafend, demütigend, aufrichtend, wenn er die Kinder segnet, die Verlassenen aufnimmt, die Wankenden hält, die Kranken heilt, wenn er hinaufzieht nach Jerusalem, in Gethsemane kämpft, in Golgatha stirbt: Was ist der Zweck von alledem? Jesus will ein Reich gründen in dieser Welt.

Es ist ein wunderbares Reich. Vom Himmel stammt es; zum Himmel führt es; auf Erden ist es. Es ist in der Welt, für die Welt, doch niemals von der Welt. Ein Dornenkranz ist des Reiches Krone. Aber er überstrahlt alle Kaiserkronen. Seine Macht ist das vergängliche Wort. Aber vor ihm ist jede Macht vergänglich wie das Wort. Ein Bettler ist sein König. Aber alle Könige sind ihm unterthan. Sein Herrscher ist ohne Heere. Aber er ist ein Herrscher über die Sterne. Seine Aufgabe ist Kampf mit der Welt. Aber seinen Bürgern schenkt er Frieden vor der Welt. Dies Reich kommt nicht mit äußern Gebärden. Aber kommend verklärts auch die äußern Gebärden. Nach keiner Seite ists von Grenzpfählen umstellt. Weder an Gegend noch Nation ists gebunden. Ob der Sohn der Wüste verschmachtend seine Gebete zum Himmel sendet, ob die Söhne des eisigen Nordens ihre Kniee beugen vor Gott, ob die Deinen an Wünschen reich um Erhörung flehen, ob der Greis, an Erfahrung reich, Dankgebete lispelt, ob der schlichte Mann sich seine schlichten Gottesgedanken macht, ob der Gelehrte die Gottesfrage nach allen Seiten hin erwägt, sie alle sollen dieses Reiches Bürger sein. Die ganze Welt soll es umfassen. Wird es sein Ziel erfüllen? Fast will es nicht so scheinen. Darum beten wir: Dein Reich komme.

Die Kinder der Gegenwart haben manches Reich erobert. Das Steinreich haben sie sich unterthan gemacht. Sie fügen Stein auf Stein; sie bauen Paläste, prächtiger, und Brücken, gewaltiger als je. Das Pflanzenreich beherrschen sie. Es muß ihnen Nahrung und Kleidung gewähren. Das Tierreich bezwingen sie. Seine Angehörigen müssen ihnen dienen. Das Reich der Elemente haben sie unterjocht. Es fügt sich ihren Befehlen. Das Reich der Sterne haben sie durchforscht. Es ist ihnen bekannt fast wie die eigene Heimat. Aber für ein Reich hat man wenig Interesse und Sympathie. Das ist das Himmelreich. Dem einen ists ein unbekanntes Land. Dem andern gilt es nur noch als Land der Sage. Diesem ists ein untergegangenes Reich, das nur noch in der Chronik der Vorzeit existirt. Jener meint, es habe nur in frommen Wünschen, in den Köpfen von Schwärmern gelebt. Darum beten wir: Dein Reich komme.

Welche Zeit ist es an der Weltenuhr? Die Weltenuhr giebt keine Zahlenstunden an. Sie meldet nur, ob es gute oder böse Zeit ist. Viele meinen, es sei böse. Sie mögen Recht haben oder nicht, so lange ein Christenherz noch unter dem Himmel schlägt, so lange giebt es noch ein Reich Gottes. So lang kann sich noch alles, alles wenden. Das Himmelreich ist die Arznei für Zeit und Ewigkeit. Was das alternde Menschengeschlecht wieder jung macht, was die zerbröckelnde Gesellschaft wieder zusammenbindet, was die Fehde der Stände wieder in Friede verwandelt, das sind nicht die Reiche dieser Erde. Das sind nicht Gesetze und Versicherungen. Das sind nicht kaiserliche Erlasse und Schulreformen. Das ist das Himmelreich mit seinem Glauben, mit seiner Liebe. Darum beten wir: Dein Reich komme.

Es ist wahr, jetzt ist es geschwächt. Seine Grenzen sind eng gezogen. Die Zahl seiner Bürger ist gering. Die Reichssteuer der Liebe wird nur selten gezahlt. Das Konfirmationsgelübde, der Bürgereid fürs Himmelreich, wird nur selten gehalten. Aber sollen wir deshalb verzagen? Wir glauben an die Zukunft des Himmelreiches. Wir beten: Dein Reich komme. Das ist Christenpflicht, Pflicht des Patriotismus. Wir sehen mit dem Auge jugendlicher Begeisterung, mit dem Auge des Glaubens; denn der Glaube ist immer jung und immer begeistert, wie die Grenzen der Welt mit denen des Himmelreichs sich decken. Darum laßt uns beten: Dein Reich komme.

V W

## Ein Sittengebot für Gottesleugner

Seit den großen englischen und schottischen Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts hat die philosophische Ethik eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin erblickt, unabhängig von jeder religiösen Grundlage ein allgemeinverbindliches Sittengebot, seis aus dem Wesen des Menschen, seis aus dem der menschlichen Gesellschaft, abzuleiten und in seine auf die mannigfaltigen allgemeinen und besondern Verhältnisse sich erstreckenden Folgerungen zu entfalten. Diesen Versuch hat der Münchner Privatgelehrte Gustav Böhmer erneuert und seine Ergebnisse in einem ersten Bändchen „philosophischer Essays“ unter dem Titel: „Schädige niemanden ohne Not! Ein allgemeingiltiges Moralprinzip“ veröffentlicht. Er ist von dessen Gelingen so sehr überzeugt, daß er als einen Hauptvorzug der „rationellen Moral,“ in diesem Falle doch seiner Untersuchung, preist:

Sie giebt der großen Zahl moderner Atheisten, welche in dem Atheismus die Berechtigung zur gänzlichen Regellosigkeit und Willkür der individuellen Handlungen sehen, Gelegenheit, die Unrichtigkeit dieses Gedankens klar zu durchschauen und damit die Existenz sozialer

Pflichten anzuerkennen. Ferner giebt sie denjenigen prinzipiellen Atheisten, welche ihren Kindern die moralischen Wohlthaten der echt christlichen Erziehung nicht gewähren können, ein in sich abgeschlossenes pädagogisches Fundament (S. 104 und 105).

Natürlich interessirt uns, wie ein solcher auch für Gottesleugner giltig sein sollender Grundsatz des sittlichen Lebens gewonnen wird. Böhmer gelangt auf zweifachem Wege zu demselben Resultat, das eben deshalb Allgemeingiltigkeit für sich in Anspruch nehmen dürfe. Der erste Weg ist der der naturwissenschaftlichen oder physiologisch-psychologischen Behandlung. Hier wird gezeigt, daß die sämtlichen Handlungen einschließlich der ethischen, „welche neben dem eignen Interesse gleichzeitig das des andern in Mitleidenschaft ziehen," dem Triebe der Selbst- und Arterhaltung entstammen. Nun aber wird vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus das „gut" genannt, was das Streben der Organismen nach Erhaltung, Stärkung und Vermehrung unterstützt, und das Gegenteil „schlecht." Also sind die Handlungen und unter ihnen die ethischen gut, zweckmäßig, nützlich, wenn sie die Lebensentfaltung der Menschen möglichst begünstigen, d. h. neben dem eignen Interesse auch das des andern suchen. Freilich findet wegen des geringern dem Bedürfnis nicht gewachsenen Nahrungsangebotes ein aus dem Selbsterhaltungstrieb entspringender Kampf ums Dasein statt, in dem ein Entgegenwirken gegen die Interessen der andern nötig ist, das nicht schlecht genannt werden darf, weil man jenem Grundtriebe folgen muß: „Selbsterhaltung auf Kosten der Arterhaltung ist nicht immer schlecht, nämlich in der Not, aber auch nur dann." Daraus ergiebt sich eine zweifache Regel, die sehr lebhaft an das Schopenhauersche neminem laede; imo omnes, quantum potes, iuva*) anklingt: „Suche neben deinem eignen Interesse das der andern möglichst zu fördern!" Sie gilt für die, denen es „nicht genügt, nicht schlecht zu handeln, sondern die streben, möglichst gut zu handeln." „Da aber die Menschen wegen des stärkern Selbsterhaltungstriebes weit öfter in die Gefahr kommen, schlecht als gut zu handeln, so eignet sich im Kampf ums Dasein als Norm für das tägliche Leben viel besser die andre: „Schädige niemanden ohne Not!" (S. 55).

Der zweite Weg ist der der historisch-kritischen Behandlung. Hier wird versucht, den in der „öffentlichen Meinung der modernen Kulturmenschheit" giltigen Maßstab der sittlichen Beurteilung festzustellen und ein Sittengebot daraus abzuleiten. Als Inhalt der öffentlichen Meinung wird die Uebereinstimmung der durch den Buchdruck (Tagespresse) und die eigne Erfahrung gesammelten Urteile bezeichnet. An einer Menge von Beispielen wird gezeigt, daß im modernen Kulturleben die Handlungen für schlecht gelten, durch die ihr Unternehmer eine Person unnötig schädigt. Daraus folgt das wahre Ideal der moralischen Handlungsweise durch Umwandlung des Ergebnisses in ein Gebot: „Schädige niemanden ohne Not," wenn du nicht für schlecht gelten willst; umgekehrt: Sorge für die Lebensförderung aller, mit denen du in Berührung kommst, einschließlich deiner eignen Person, wenn du für gut gelten willst. Da aber im modernen Kulturleben der Mensch durch die auf kleinen Raum zusammengedrängte Bevölkerung eher zu einem schädigenden Wettkampf als zum Wohlthun verleitet wird, ist für das praktische Leben der moralische Befehl in seiner negativen Form der beste, weil er am meisten aus dem Bedürfnis der sozialdenkenden modernen Kulturmenschheit hervorgeht, indem er ausdrückt, daß die Erreichung „des Gutseins" der Hauptsache nach in der Vermeidung des „Schlechtseins," also im Negativen liegt (S. 102).

Was sagen wir dazu? Nur im Vorübergehen wollen wir zwei Bedenken mehr formeller Natur äußern. Die behauptete Allgemeingiltigkeit des aufgestellten Grundsatzes kann jeder in Abrede stellen, der das Vorhandensein des Arterhaltungstriebes leugnet. Ferner wird jeder die Allgemeingiltigkeit bestreiten können, der von der öffentlichen Meinung etwas geringer denkt als Böhmer. Wie ungeheuer kann sie fehlgreifen in ihrem Urteil! Wie wenig kann die Quantität ersetzen, was der Qualität abgeht! Zudem wird gerade ein entschlossener Atheist Bedenken

*) Schädige niemanden; vielmehr fördere alle nach Kräften.



gegen einen so abgeleiteten Grundsatz haben; denn er weiß nur zu gut, daß die öffentliche Meinung zum großen Teil durch die Pädagogik des von ihm verabscheuten Christentums hindurchgegangen ist. Also das Fundament, auf dem die Untersuchung steht, ist überaus schwankend.

Unser andres Bedenken richtet sich gegen die imperativische Fassung des Grundsatzes. Hat man ein Recht, überhaupt ein Sittengebot aufzustellen, wenn man sich zum strengsten Determinismus (Leugnung der Willensfreiheit) bekennt? Wenn das sittliche Leben nach derselben gesetzlichen Notwendigkeit verläuft, wie das der Natur, kann man für dieses wohl eine Formel finden, nach der seine Erscheinungen thatsächlich verlaufen, aber nicht eine Verhaltungsmaßregel aufstellen, welche dieses Leben auch einmal in andre Bahnen lenkt, als die sind, in welche es von seiner natürlichen Ausstaltung gedrängt wird.*)

Nun aber zum Inhalt dieses Sittengebotes. Trotzdem Seite 56 behauptet wird, daß beide abgeleiteten Regeln dasselbe sagen, wird nur die in negativer Fassung vorgebrachte — der es schon deshalb an aktiv-wirksamer Kraft fehlt — in den Vordergrund gestellt. Wir halten uns daher an diese. Der Grundsatz: „Schädige niemanden ohne Not" als Maßstab angelegt, beurteilt das Handeln nach dem Erfolge: Wenn nur niemand dabei zu schaden kommt, ist alles erlaubt. Wo bleibt da die Wertung dessen, was uns den Kern jeder Sittlichkeit auszumachen scheint: der Gesinnung, die einer hinter dem Ziel zurückgebliebenen Handlung, wenn sie aus redlichem Wollen stammt und auf geraden Wegen verwirklicht werden sollte, größere Bedeutung verleiht als einer glänzenden That, wenn sie aus gemeinen Motiven und mit unredlichen Mitteln ausgeführt wurde? Das ganze innere Gesinnungsgebiet geht diesem Beurteilungsmaßstab durch die Maschen, selbst wenn man dem Verfasser zugestehen wollte, daß er ein Recht habe, bei dem „niemand" auch die Person des Handelnden mit einzuschließen, wo er doch selbst die ethischen Handlungen als die bezeichnet, „welche neben dem eignen Interesse gleichzeitig das eines andern in Mitleidenschaft ziehen." Der unabweisbare Gedanke, daß es doch auch der sittlichen Beurteilung unterliegende Handlungen giebt, bei denen bloß das Interesse des Handelnden in Betracht kommt, hat ihn zu der nach seiner Erklärung eigentlich unstatthaften Ausdehnung der Giltigkeit seines Gebotes geführt.

Wie würde es in einer Welt aussehen, in der alle Individuen nur nach dem aufgestellten Satze handelten, der von ihnen unfehlbar in der obigen Weise gedeutet würde: Alles ist erlaubt, wenn nur niemand dadurch zu schaden kommt? Der Egoismus in seiner tausendfachen Gestalt wird zu ungehemmter Ausbreitung entfesselt, es gilt nur seine leidenschaftlichen Ausbrüche und unersättliche Gier in den von der Klugheit gebotenen Schranken zu halten. Die Genußsucht wird auf ein anständiges Maß gewiesen nur durch die Rücksicht auf möglichst lange dauernde Genußfähigkeit. Sogar das positiv Schlechte erscheint erlaubt. Denn zu der Behauptung, daß es kein Unrecht sei, wenn man, dem Hungertod nahe, Brot stehle, erlauben wir uns ein christliches Fragezeichen zu machen.

Von einer Pflicht der sittlichen Arbeit an sich selbst ist keine Rede. Kein Streben nach Durchbildung der eignen Persönlichkeit, kein Opfer der Selbstverleugnung und der Hingabe ans Allgemeine auf Kosten des eignen Ichs ist geboten. Weder der Fortschritt des persönlichen noch des allgemeinen sittlichen Lebens ist möglich unter dem lockern Regimente eines keineswegs mit der Autorität eines unbedingten Herrschers auftretenden Sittengebotes.

Haben wir zu einer von der Religion unabhängigen Sittenlehre ohnedies kein rechtes Vertrauen, so am allerwenigsten zu einer derartigen, die in der Wertschätzung des Sittlichen soweit abweicht von allen Ansprüchen, die wir an dieses zu stellen gewöhnt sind. Auf wie viel festerem Grunde ruht doch das christliche Sittengebot, sofern wir es als den Ausdruck des göttlichen Willens betrachten, und wie unendlich viel reicher

*) Vergl. Kirchner, „Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe"; S. 404; Art. „Sollen"; „ohne Freiheit giebt es nur ein Müssen, kein Sollen."

ist sein Inhalt, wie umfassender seine Anforderung, wie viel strenger sein Maßstab: wir meinen das göttliche von Christo bestätigte und in seiner ganzen Tiefe enthüllte und erfüllte, darum auch Joh. 13, 34 als neu hingestellte Gebot der Liebe, wie wir es Mark. 12, 30 f. lesen. Es nimmt den ganzen Menschen in Anspruch, es verlangt nicht nur die Thaten der Liebe, sondern die den Menschen bis in sein vielgestaltiges Seelenleben durchdringende und in ihren Dienst nehmende Gesinnung der Liebe und läßt dem Walten ungeheiligter Naturtriebe, mag dabei immerhin niemand geschädigt werden, keinen Raum, weil es nicht nur das endliche Ziel des Handelns, nicht nur das, was man thut, wertet, sondern mit nicht minderer Strenge die Art und Weise beurteilt, wie man es thut. Es verlangt die Opfer der Hingabe an das Reich der Liebe, in wie mannigfaltigen Einzelgestaltungen es auch zur Erscheinung kommt (Familie, Gemeinde), und lehrt, daß im Kampfe ums Dasein nicht der Trieb, sondern die Regel gelten möge, daß Unrecht leiden besser sei als Unrecht thun. Es enthält das schönste, jede rohe Selbstsucht ausschließende und doch dem Seligkeitsbedürfnis des Menschen entgegenkommende Motiv; denn was wäre herrlicher als die eigne Befriedigung in der Förderung des andern zu suchen!

Man hat von philosophischer Seite (Claß, Ideale und Güter, S. 139) über die philosophische Ethik als praktische Philosophie geurteilt, daß „ihre Beweisführungen nie die schlagende Evidenz haben, welche die Deduktionen der Mathematik zu haben vermögen.“ Dadurch wird ihr praktischer und die Menschen zur Anerkennung ihrer Ergebnisse zwingender Wert bedeutend ermäßigt. Dagegen leuchtet frei von allen Zufälligkeiten der durch mehr oder weniger glückliche logische Erweisung bedingten, faktischen Anerkennung, unbedingt verbindlich, weil mit einer göttlichen Autorität ausgestattet, die uns durch den Glauben an Christus gewiß ist — das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe mit souveräner Herrlichkeit über den Menschen, ihnen das praktisch sittliche Ideal vorzeichnend: den in der Gesinnung der Liebe der persönlichen Vollendung zustrebenden Menschen Gottes und als Feld seiner Bethätigung das Reich Gottes als ein Reich der Liebe.

Sr

## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

6

Ueber das Weib und das Wesen des Weibes, stellt er häufig Betrachtungen an. Oft bewegt ihn der Gedanke zu heiraten.

Am 21. Juli 1856 schreibt er:

Ich schwanke beständig zwischen den Ansprüchen des Ideals und den Gesetzen der Vernunft. Das Ideal will nichts von seinen Forderungen ablassen, sich nicht dem Wirklichen und Erreichbaren anpassen. Aber ist eine Vernunftheirat mit herabgeminderten Ansprüchen nicht Entheiligung? Wiederum ist Beherrschtwerden von einem Ideal, das uns hindert, das Leben auszuleben, das im Keim das Familienleben erstickt, nicht lasterhaft? Mischt sich in mein Festhalten am Ideal nicht Stolz, ein Nichteinwilligen in mein Geschick? . . .

Mittags. — Ich habe geträumt, den Kopf in der Hand. Wovon? Vom Glück. Es war, als habe ich geschlummert am Vaterherzen Gottes. Sein Wille geschehe!

Der folgende Passus zeigt, wie das, was ihn davon zurückgehalten hat, tief in seiner Natur begründet war:

6. April 1851. Wie sehr bin ich verwundbar! Wäre ich Vater, welch' namenlosen Kummer könnte mir nicht ein Kind bereiten!

Als Gatte würde ich auf tausend Arten leiden, weil mein Glück an tausend Bedingungen hängt. Die Oberhaut meines Herzens ist zu dünn, meine Einbildungskraft zu unruhig, ich verzweifle zu bald, und die Rückschläge dauern bei mir zu lange. Was sein könnte, verdirbt mir das, was ist, ja foltert mich. Die Wirklichkeit stößt mich ab, und die Gegenwart, das Unwiederbringliche, das Notwendige erschreckt mich. Meine Einbildungskraft ist zu lebendig, mein Gewissen zu zart, mein Scharfsinn zu fein im Verhältnis zu meinem Charakter. Allein im theoretischen Leben finde ich Elastizität, Unendlichkeit und Beständigkeit. Das praktische Leben stößt mich ab.

Und doch reizt es mich, ja ich bedarf seiner. Das Familienleben lockt mich wie eine Pflicht, besonders nach seiner entzückend tief moralischen Seite hin. Sein Ideal verfolgt mich zeitweise förmlich. Die Vorstellung einer Gefährtin meines Lebens, meiner Arbeit, meiner Gedanken und Hoffnungen, eines Hausgottesdienstes, gemeinsamer Wohlthätigkeit nach außen, der Erziehung, die tausenderlei sittlichen Beziehungen, die sich an die



erste knüpfen, diese Bilder berauschen mich oft. Aber ich verscheuche sie. Denn jede Hoffnung ist ein Ei, aus dem eine Schlange statt einer Taube hervorkriechen kann; jede mißglückte Freude ein Messerstich; jedes dem Schicksal anvertraute Samenkorn birgt einen Dorn der Schmerzen, den die Zukunft hervorlocken kann.

Ich biete mir und dem Glücke Trotz; denn ich kenne mich selbst. Das Ideal vergiftet mir jedes unvollkommne Gut. Was die Zukunft in Frage stellt, meine innre Freiheit aufhebt, mich den Dingen unterwirft, mich nötigt, anders zu sein, als ich möchte oder sollte, was meine Vorstellung vom vollkommnen Menschen antastet, verwundet mich im Tiefsten, lähmt mich und zerreißt mir das Herz. Schon in der Idee, schon im voraus. Und Reue und vergebliches Bedauern verabscheue ich. Das Verhängnis, die Folgen unsrer Handlungen, der Hauptgedanke jeden Dramas, dies feierlich tragische Lebenselement hält mich sicherer zurück als der Arm des Herrn. Ich handle nur ungern, nur gewaltsam gezwungen.

Abhängig sein, ist mir eine unerträgliche Vorstellung; und abhängig sein vom Unabänderlichen, Willkürlichen, Unvorhergesehnen, und zwar durch eigne Schuld, durch einen Irrtum, das hieße Freiheit und Hoffnung veräußern, mich um Schlaf und Glück bringen — es wäre die Hölle!

Alles Notwendige, alles, was die Vorsehung schickt, alles, wofür man nicht selbst verantwortlich ist, würde ich wohl mit Seelenstärke ertragen. Aber das Gefühl der Verantwortlichkeit ist tötliches Gift. Jedes Thun ist wesentlich freiwillig. Ich handle so selten wie möglich.

Letztes Hindernis des Eigenwillens, der sich bäumt und verstellt, nach Ruhe, Befriedigung und Unabhängigkeit sucht! Verbirgt sich nicht in dieser Uneigennützigkeit, dieser Besorgnis und unfruchtbaren Empfindlichkeit noch ein Rest Eigenliebe? Du willst deine Pflicht erfüllen. Aber was ist sie, wo liegt sie? Da kommt wiederum die Neigung und legt das Orakel aus. Die letzte Frage lautet: Soll man der Natur, auch der besten und vergeistigtsten, folgen oder sie überwinden? Besteht das Leben wesentlich in der Schulung von Geist und Verstand oder vom Willen, und kommt der Wille in der Kraft oder in der Resignation zum Ausdruck? Ist des Lebens Ziel, hinüberzuleiten zum Verzicht, dann willkommen Krankheit, Fesseln, Leiden! Soll es aber den vollkommnen Menschen darstellen, so gilt es seine Unversehrtheit zu wahren. Die Prüfung provoziren heißt Gott versuchen. Eigentlich verbirgt mir der Gott der Gerechtigkeit den Gott der Liebe. Ich habe Furcht, aber nicht Vertrauen. Jede doppelsinnige Stimme, die sich im Gewissen regt und wägt, ist noch nicht Gottes Stimme. Steige noch tiefer hinab in dein eignes Selbst, bis du nur eine Stimme vernimmst, die Stimme, die allen Zweifel löst, Ueberzeugung, Klarheit, Ruhe verleiht. Glücklich nennt der Apostel die, so mit sich selbst im Einklang, und die ihr Herz nicht verdammt auf dem einmal eingeschlagnen Wege. Diese innre Uebereinstimmung, diese Einheit der Ueberzeugung ist um so schwieriger, je kritischer man unterscheidet, zerlegt und vorausempfindet. Der Freiheit gelingt es schwer, die frische, ursprüngliche Einheit zurückzuerlangen.

Jawohl! es gilt tausendmal die schon erklommenen Gipfel wieder zu ersteigen, die schon gewonnenen Aussichtspunkte zurückzuerobern, es gilt Krieg zu führen.

Das Herz macht es wie die Könige, und unter der Form ewigen Friedens unterzeichnet es doch nur einen Waffenstillstand. Das ewige Leben will immer aufs neue gewonnen werden. Selbst im Frieden haben wir Kampf; vielmehr Kampf, Thätigkeit ist Gesetz unsres Lebens. Ruhe finden wir nur in der Anstrengung, wie die Flamme ihr Leben im Verzehrtwerden. O Heraklit! des Glückes Abbild ist auch des Leides Bild. Unruhe und Fortschritt, Hölle und Himmel sind in beständigem Fluß begriffen. Der Altar der Vesta und die Flammenqual Beelzebubs strahlen denselben Glanz aus. So ist das Leben, das Leben mit dem Doppelantlitz und der Doppelschneide. Das Feuer, das leuchtet, verzehrt zugleich. Das Lebenselement der Götter wird zur Qual der Verdammten.

Am 6. November 1852 schreibt er:

Allen Leidenschaften bin ich zugänglich, denn ich trage sie alle in mir. Als Tierbändiger halte ich sie im Käfig und im Zaum, höre sie aber bisweilen brüllen. Mehr als eine aufkeimende Liebe habe ich erstickt. Warum? weil ich sie mit der prophetischen Sicherheit moralischer Intuition als wenig lebensfähig und von kürzerer Dauer als mich selbst erkannte. Ich habe sie erstickt zu Gunsten einer künftigen, endgiltigen Zuneigung. Durchschaut und abgewiesen habe ich die Neigungen der Sinne, der Einbildungskraft, der Empfindsamkeit, denn mich verlangte nach einer das Zentrum des Wesens erfassenden Liebe. Ich glaube noch an sie. Ich mag die Strohfeuer nicht, die auflodern, sich verzehren und in sich erkalten. Ich rufe, ich warte, ich hoffe auf die große, heilige, ernste, die wahrhaftige Liebe, die alle Fibern und alle Kräfte der Seele durchdringt. Und wenn ich allein bleiben sollte, will ich lieber meine Hoffnung und meinen Traum mit mir nehmen als meine Seele zu einer Mißheirat erniedrigen.

Wie hoch er das Verhältnis von Mann und Weib faßt, geht aus folgendem Abschnitt hervor (2. September 1863):

Eine große, hohe, einzige, unüberwindliche Liebe führt geradewegs, unmittelbar an den Rand des Abgrunds der Unendlichkeit und Ewigkeit. Sie ist in hohem Grade religiöser Natur. Sie kann sogar Religion werden. Wenn alles um den Menschen schwankt, wankt, zittert und sich verdüstert, in fernen Weiten unbekannte Dunkelheiten drohen, wenn die Welt eitel Einbildung und Zauberei, das Universum Chimäre zu sein scheint, wenn das ganze Gebäude der Ideen in Rauch aufgeht und alle Realitäten sich in Zweifel verkehren, wo kann der Mensch sich da noch

anklammern? An dem Herzen eines treuen Weibes, auf das er sich verlassen kann, und Mut zum Leben, Glauben an die Vorsehung zurückgewinnen, ja wenn es sein muß, Segensworte auf den Lippen in Frieden dahinfahren. Wer weiß, ob die Liebe und ihre Seligkeit, die uns augenscheinlich eine universelle Harmonie der Dinge offenbart, nicht der untrüglichste Beweis ist für einen im höchsten Grade intelligenten und väterlichen Gott? ja der kürzeste Weg zu ihm hin? Die Liebe ist Glaube, und ein Glaube ruft den andern wach. Dieser verleiht Glück, Licht und Kraft. Nur durch ihn tritt man ein in die Reihe der Lebendigen, der Erweckten, der Glücklichen, der Erlösten, der wahren Menschen, die wissen, was das Leben wert ist, die arbeiten zu Gottes und der Wahrheit Ruhme. Bis man dies erfahren, ist man nur ein Stümper, ein Stammler, der seine Tage, Fähigkeiten und Gaben verliert, ist ohne eigentliches Ziel, ohne wahre Freude, ein schwaches, invalides, unnützes Geschöpf und zählt nicht mit.

Vielleicht könnte ich durch die Liebe: Glauben, Religion, Energie und die Fähigkeit mich zu konzentriren zurückerlangen. Es will mir scheinen, daß, wenn ich die einzige und mir ebenbürtige Gefährtin fände, mir alles übrige zufallen müßte, wie um meinen Unglauben und meine Verzweiflung schamrot zu machen. Glaube an die väterliche Vorsehung und wage zu lieben!

Im Dezember 1872 macht er die Bemerkung:

In dem Ideal der Gattin und Mutter, in ihrer Auffassung von Pflicht und Leben liegt das Schicksal der Ihrigen. Ihr Glaube wird der Leitstern des gemeinsamen Lebensschiffs, ihre Liebe die Lebenskraft, die die Zukunft der Ihrigen gestaltet. Die Frau ist Heil oder Verderb ihrer Familie. Sie birgt ihr Geschick in den Falten ihres Gewandes.

Aber er kann sein Ideal nicht verwirklichen und sagt am 4. September 1861:

Ich liebe alle Frauen etwas, als ob ich ihnen einen Teil meines Ideals oder gar mein Ideal selbst verpfändet hätte. Ich umgebe sie mit meiner Sympathie, als wären sie eine Stätte der Zuflucht, ein Heiligtum, ein Asyl der Schmerzen, Freuden und Neigungen, ein himmlischer Hort an Milde und Güte auf Erden. Und wenn ich ganz meiner Natur folge, fühlen sie sich so geliebt, beschützt und verstanden, daß sie mir mein Wohlwollen zurückgeben. . . . . Ich fühle mich nicht selbstsüchtig hierin, ich habe nichts davon. Aber Freude in andrer Gemüt tragen ist eigentlich mein höchstes Vergnügen. . . . .

Für Kinder und die Welt der Kindheit hat er tiefes Verständnis. Am 2. Mai 1852 heißt es:

Wie groß ist doch die Bedeutung erster Unterhaltungen in der frühesten Kindheit! Ich erschrak heut' ordentlich davor mit einer Art religiösem Gefühl. Der Sämann, der den Samen ausstreut, Vater und Mutter, die das befruchtende Wort ausstreuen, begehen eine priesterliche Handlung und sollten sie nur mit religiösem Bewußtsein ausführen, mit Ernst, mit Gebet, denn sie wirken für das Reich Gottes. . . . .

Am 6. Januar 1853 stellt er die Betrachtung an:

Ein Kind, das uns zum Zorn, Ungeduld und Heftigkeit reizen kann, fühlt sich stärker als wir, und das Kind hat nur vor der Ueberlegenheit Respekt! Die Mutter bedeutet dem Kinde unter einer ihm faßlichen Vorstellung das Gute, die Vorsehung, das Gesetz, d. h. die Gottheit. Ist sie leidenschaftlich, so versinnbildlicht sie einen kapriziösen, despotischen Gott oder vielmehr mehrere, unter einander uneinige Götter. Die Religion eines Kindes beruht nicht auf den Reden von Vater und Mutter, sondern auf ihrer Art zu sein. . . . .

Am 20. März 1853 schreibt er:

Allein gewacht. War zwei oder dreimal in der Kinderstube. — Wie verstehe ich die jungen Mütter! Der Schlaf umfaßt das Geheimnis des Lebens. Ein eigner Zauber liegt in diesem Dunkel, von dem Schimmer des Nachtlichts nur matt erhellt, in dieser Stille, nur bemessen von den regelmäßigen Atemzügen der schlafenden jungen Wesen. Es ist, als beobachte man eine wunderbare Naturerscheinung, und ich erschien mir selbst geweiht. Ich lauschte lautlos, gesammelt, verschwiegen und bewegt diesem uralten, im Segen des Familienlebens immer wieder sich erneuenden Wiegenliede. Ein Abbild der unter dem Flügel Gottes schlafenden Kreatur; ein Gleichnis unsres, sich in Schatten eintauchenden Selbstbewußtseins, um zu rasten vom Denken. Ein Abbild des Grabes, dieser göttlichen Lagerstatt, wo die Reihe an der Seele ist, auszuruhen vom Leben. . . . .

Und am 26. Januar 1868:

Gesegnet sei die Kindheit, denn sie trägt den Himmel herab in die irdische Mühsal und Beschwerde! Die achtzigtausend täglichen Geburten, die die Statistik verzeichnet, flößen der Menschheit Unschuld und Frische ein, kämpfen nicht nur gegen den Tod der Gattung, sondern gegen die menschliche Verderbtheit und den universellen Sündenbrand. Was in der Beschäftigung mit Kindern und beim Kinderwiegen alles an gutem Empfinden gezeitigt wird, das ist eins der Geheimnisse der Vorsehung. Sollte dieser erfrischende Tau ausbleiben, dann würde das Gemenge selbstsüchtiger Leidenschaften die Gesellschaft wie Feuer verzehren.

C B

## Ein interkonfessionelles Idyll auf dunklem Hintergrunde

3

Nun begann eine dunkle Leidenszeit für das evangelische Schlesien. Man kann sich das Elend nicht groß genug vorstellen. Ein fast ganz evangelisches Land ohne evangelische Kirchen! Zwar hie und da hatten es die Geistlichen gewagt, allen Gefahren zum Trotz im Lande zu bleiben. Während ihre Weiber und Kinder von den Gemeinden notdürftig unterhalten wurden, verbargen sie sich im Walde. Dort versammelten sich Sonntags ihre verwaisten Gemeinden; die „Buschprediger" hielten Waldgottesdienst; ausgestellte Wachen sicherten die Andächtigen gegen die Landreiter. Oft genug feierten dort die Gemeinden das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Manch Kindlein empfing in solcher Waldkirche die Taufe. Noch 1698 nennt eine katholische Nachricht allein in der Gegend von Hirschberg neun Orte, wo die Buschprediger das Volk lehrten, das haufenweise in Wehr und Waffen zu ihnen strömte. Noch zeigt man die Stätte an der Taufeiche im Steinbusche bei Konradswaldau, wo der Buschprediger Adam Koch seines Amtes gewaltet hat. Und waren die Buschprediger auch vogelfrei, es gelang dem kaiserlichen Regiment nie, sie auszurotten; es schützte sie die Treue ihrer Gemeinden.



Glücklich war der Teil Schlesiens, der nicht weit von der Grenze lag. Da zogen die Leute am Sonntage scharenweise hinüber, um Gottes Wort zu hören. Oft siedelten sich dort die schlesischen vertriebenen Pfarrer neu an und zogen ihre Gemeinden nach sich. So ging der Pfarrer Bogäsius von Reichenau (auch als Kirchenliederdichter nicht unbekannt) nach Weißig in das Brandenburgische. Solcher Zufluchtskirchen zählt man über hundert. Oft wurden auch unmittelbar an der Grenze in aller Eile neue Kirchen gebaut. Zuerst waren es meist notdürftige Tretterbuden oder Scheunen, wie die Flachsscheuer, die Wolf Alexander von Stosch in Kriegheide 1654 für den Gottesdienst hergab, die mit ihren Lehmwänden noch heute den ältesten Teil der dortigen, sehr merkwürdigen Kirche bildet. Der Kurfürst von Brandenburg schenkte z. B. ein Landhaus, das er in Krossen a. O. besaß. Aus diesem und freiwilligen Beiträgen wurde die Grenzkirche in Lippen gebaut. Zuweilen bauten sich auch die vertriebenen Geistlichen an der Grenze aus eignen Mitteln und freiwilligen Gaben selbst Kirchen. Diese betrachteten sie dann als ihr persönliches Eigentum und verkauften sie ihrem Nachfolger oder vererbten sie auf ihren Sohn, zuweilen bis auf den Enkel. Solcher Grenzkirchen zählt man an zwanzig. Zu ihnen hielten sich oft weite Strecken Landes, z. B. zu dem ebenerwähnten Kriegheide siebzig Orte. Die Zahl der dortigen Abendmahlsgäste betrug um 1700 10000, im Jahre 1705 waren es gar 11500, die alle ein Pfarrer zu versehen hatte. Kein Wunder, daß die dortige Kirche die Zahl der Andächtigen oft nicht zu fassen vermochte. Not macht erfinderisch. Man setzte gerade vor die Kanzel eine Säule in Gestalt eines sich verzweigenden Palmbaumes; dessen Zweige waren durchbrochen. Nun setzte man auf den Kirchenboden über der flachen Decke Bänke. Durch die durchbrochenen Zweige des Palmbaumes hindurch hörten dann die Leute, die da saßen, wenigstens Gottes Wort, wenn sie auch den Pastor nicht sahen! Andre Grenzkirchen waren übrigens noch besuchter, zu einer einzigen hielten sich einundneunzig Dörfer, zu einer andern achtundachtzig. Aber zu solchen Kirchreisen waren doch nur Gesunde fähig, was wurde aus den Alten und Kranken? Da die Pfarrer in das schlesische Land nicht hereindurften, ließen sich manchmal Kranke meilenweit in ihren Betten tragen, um das heilige Abendmahl zu erhalten.

Trotzdem verließen die Evangelischen scharenweise das Land. Schlesische Exulanten gründeten in den Grenzländern neue Städte oder bevölkerten schon bestehende neu, obwohl man gegen den Wortlaut des Friedens die Auswanderung hie und da zu hindern suchte.

4

Mit schlecht verhohlenem Neide sahen die Katholiken, wie ihre Gegner doch immer wieder den Weg zur lutherischen Predigt fanden. Sie versuchten deshalb den Besuch der Grenzkirchen zu hindern. So hatten sich die Bürger von Sagan eine Meile vor der Stadt auf sächsischem Gebiete eine Grenzkirche erbaut. Nachdem andre Maßregeln gegen deren Besuch sich als vergeblich erwiesen hatten, stellten sich Jesuitenschüler an die Straßen nach der Grenze und schossen auf die

Kirchenbesucher. Die Jesuiten mögen wohl nicht gut geschossen haben, der Amtsverweser befahl bald, daß jeder katholische Bürger sich, mit Schießwaffen versehen, auf den Weg zur Grenze begebe. Gleichzeitig machte man einen Versuch, die nur aus Holz gebaute Grenzkirche zu verbrennen, der durch die Wachsamkeit der Evangelischen vereitelt wurde. Erst eine energische Beschwerde des Kurfürsten von Sachsen als Landesherrn schaffte Abhilfe.

Auch die Geistlichen an den drei Gnadenkirchen mußten sich viel Gewaltthätigkeiten gefallen lassen. Der Pastor Primarius Hofmann in Schweidnitz hatte einmal an einem katholischen Feiertage nicht gepredigt. Zur Strafe sollte er ein katholisches Meßgewand kaufen. Auf Fürbitten kam er mit einer Verwarnung davon; die Kasel aber mußte nachher ein lutherischer Schuster kaufen, weil er gesagt, eine lutherische Predigt anhören ist besser als viele Messen. Den größten Schrecken verursachte die Maßregelung der evangelischen Schulhalter. Diese waren bei der Vertreibung der Geistlichen wohl abgesetzt, aber unter der Bedingung, sich ihres Amtes zu entsagen, im Lande belassen worden. Nun hatten sie es gewagt, hie und da bei Begräbnissen ein evangelisches Sterbelied anzustimmen oder Sonntags eine Predigt vorzulesen. Da kam 1666 ein verschärftes Edikt gegen sie. Nun wollte das Landvolk erst ganz verzweifeln, es glaubte, die Zeit sei nicht ferne, wo alle mit Gewalt katholisch gemacht werden würden, wie im benachbarten Böhmen. Wieder begannen die Auswanderungen. Der Hof in Wien mußte beruhigende Erklärungen abgeben, die Auswanderungen schwächten die Steuerkraft des Landes höchst bedenklich. Aber im geheimen machte man ruhig weiter katholisch. Allen evangelischen Mündeln wurden z. B. katholische Vormünder gegeben, die ihre Mündel natürlich katholisch erzogen; alle Aemter wurden nur Katholischen gegeben, und wäre es der Posten eines Dorfnachtwächters gewesen.

5

Am 21. November 1675 starb der letzte Herzog von Schlesien. Nun brach das Unheil auch über den Teil des Landes herein, der bisher noch unter einem evangelischen Herrn gestanden hatte. Hier mußte man freilich vorsichtiger zu Werke gehen. Der westfälische Frieden hatte ausdrücklich auch den Unterthanen der schlesischen Herzöge freie Religionsübung zugestanden, doch verfolgte man im geheimen dieselben Ziele.

Da brachte Karl XII. von Schweden dem Evangelium unerwartete Hülfe. Im Kriege mit Friedrich August II. von Sachsen und Polen kam er nach Schlesien. Als er in Steinau über die Oder gegangen war, ergriff ein alter Schuster den Zügel seines Pferdes und erklärte, ihn nicht eher zu lassen, bis er ihm geschworen habe, sich der elenden evangelischen Leute in Schlesien anzunehmen. Karl XII. hatte als Garant des westfälischen Friedens und deutscher Reichsfürst ein Recht einzuschreiten. Kaiser Joseph, der Karls Regimentern nichts entgegenzustellen hatte, mußte nachgeben. Einige der schlimmsten Uebelstände wurden beseitigt, in den ehemaligen Herzogtümern wurden die Ueberschreitungen des westfälischen Friedens abgethan, außerdem wurden sechs neue Gnadenkirchen bewilligt. Aber erträglich waren deshalb die Verhältnisse noch lange nicht. Dafür ein Beispiel: das Reformationsjubiläum war in allen evangelischen Kirchen Schlesiens streng verboten. In Brieg wurden die evangelischen Geistlichen am 31. Oktober 1717, es war ein Sonntag, streng bewacht. Sie wagten nur, früh um Eins in die Kirche zu gehen und ohne Licht ein Tedeum zu singen. Doch am Abend machte sich das protestantische Bewußtsein in sehr würdiger Weise Luft. Die Handwerksgesellen saßen in ihren Herbergen zu Biere. Als es Neun schlug, geboten die Herbergsväter: „Feierabend, ihr Junggesellen!“ Da fingen sie in allen Herbergen wie auf einen Schlag an zu singen: „Ein feste Burg ist unser Gott“ und dann das streng verbotene: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.“ Ehe Militär herbeikam, waren sie ruhig auseinandergegangen.

6

Die Erlösung Schlesiens brachte erst Friedrich der Große, und wir können nicht glauben, daß es nur politische Berechnung war, die ihn antrieb, dem evangelischen Schlesien Kirchen zu bauen. Freilich hat nichts Schlesien so mit dem neuen Regiment ausgesöhnt, als die unbeschränkte Glaubensfreiheit, die Friedrich gewährte. Aber was Friedrich that, zeugt auch von religiösem Interesse. Für die erste Not ließ er durch seinen General Leopold von Anhalt militärisch kurz und bündig sorgen Propst Reinbeck mußte umgehend in Berlin zwölf Kandidaten für Schlesien ordiniren, man nannte sie später die zwölf schlesischen Apostel. Leopold von Anhalt gab einem jeden einen wesentlich gleichlautenden Befehl an Stelle einer Vokation, „daß der Prediger N N zu X und in denen da herumliegenden Dörfern in großen Sälen und Gemächern den Gottesdienst halten und alle actus ministeriales verrichten solle, übrigens aber denen Katholischen keinen Abbruch thun.“

So zogen die Zwölf aus; zuerst haben sie oft unter freiem Himmel gepredigt. Bald fanden sich im Lager zu Rauschwitz viele einheimische Kandidaten ein. Aus einem Feldprediger und zweien der Apostel wurde eine Kommission gebildet, die hat wacker, auch mit militärischer Kürze, geprüft. Am 18. Februar 1741 wurde in einer großen Scheune zu Rauschwitz die Ordination von neun weiteren Geistlichen vorgenommen, am 25. waren wieder zehn geprüft und wurden ordinirt. So war die dringendste Not gestillt, das weitere konnte einem geordnetern Verfahren überlassen werden.

Freilich gab Friedrich keine von den geraubten evangelischen Kirchen an ihre frühern Eigentümer zurück, aber bereitwillig gestattete er den Bau evangelischer Bethäuser, deren unter seiner Regierung allein zweihundertsechs entstanden, die bald auch die Rechte ordentlicher Parochialkirchen erhielten.

7

Dies ist der dunkle Hintergrund der Vergangenheit, auf dem sich das Idyll der Gegenwart abhebt. Denn noch heute sind die weggenommenen evangelischen Kirchen (man zählt ihrer weit über tausend) mit wenigen Ausnahmen in katholischen Händen. Weitaus die größere Anzahl von ihnen wird durch die Katholischen wenig oder gar nicht benutzt, einfach weil keine Katholiken da sind.

Mancher katholische Pfarrer genießt die Einkünfte von vier oder fünf ehemaligen evangelischen Pfründen. Ueber zweihundert Kirchen sind zu Ruinen geworden, weil niemand etwas für die Erhaltung der unbenutzten Kirchen that. Hie und da haben die Evangelischen das Mitbenutzungsrecht erworben. Da die Katholiken die Kirchen oft gar nicht benutzten, konnten sie ja den Evangelischen die Mitbenutzung leicht einräumen. Da aber durch den Neubau von Kirchen die frühern Verluste noch lange nicht gedeckt sind, giebt es noch heute in Schlesien sehr ausgedehnte Gemeinden; Kirchwege von über eine Stunde gehören nicht zu den Seltenheiten. Doch ein Erbe aus jener schweren Zeit ist Schlesien noch heute nicht verloren gegangen: ein lebendiges evangelisches Bewußtsein und die Dankbarkeit gegen seine preußischen Erretter.*)

O B—r



## Zum sozialen Frieden

### 3. (Erste Hälfte)

### Die sozialen Richtungen der Gegenwart

Die Manchestertheorie ist heute in England gebrochen. Der ihr den Todesstoß verliehen, das ist Carlyle und in Carlyle der christliche Gedanke der Liebe. Die Darstellung der Gedankenwelt Carlyles — keine kleine Aufgabe! — gehört zu den interessantesten Partien des ganzen Werkes. Dennoch müssen wir uns versagen, darauf einzugehen, und wir können es auch, ohne den Zusammenhang zu verletzen. Denn Carlyles Einfluß wird nicht im Einzelnen nachgewiesen, sondern nur behauptet. Daß er auf die Christlich-Sozialen nicht bestimmend eingewirkt, erkennt auch Schulze-Gävernitz an. So mag Carlyle weniger als der Vater, denn als der Typus einer ganzen Richtung gelten, deren

*) Vgl. das gleichzeitig erscheinende Schriftchen desselben Verfassers: Aus der Leidensgeschichte des evangelischen Schlesiens von Otto Baltjer, Pfarrer in Weißig. (Nr. 144 der Sammlung Für die Freunde und Feste des Gustav-Adolf-Vereins. Barmen, Klein.)

wissenschaftliches, philosophisches Recht er mit prophetischem Eifer vertritt, dieser Jesaias des neunzehnten Jahrhunderts. Nicht das Wohl des Einzelnen, sondern das der Gesamtheit ist Zweck der Geschichte, soll Lebenszweck des Einzelnen sein. Nur in der Selbstaufopferung liegt für den Einzelnen das Ziel, nicht in der Selbstsucht. Die Gerechtigkeit fordert, daß der leidende Teil der Menschheit erhoben werde zum Mitgenuß aller Güter. Diese Gedanken beherrschen nicht einen Carlyle, sie beherrschen all' die verschiedenartigen, unter sich kaum zusammenhängenden Bewegungen, die wir heute in England auf dem sozialen Gebiet lebendig und thätig sehen. Ein Ziel verfolgen sie alle: den vierten Stand zu heben, so verschieden die Mittel und Wege sein mögen. Ein deutlicher Beweis, daß die neue Zeit unter einem neuen Zeichen steht: dem Sozialismus.

Unter diesen sozialen Bewegungen nehmen die Christlich-Sozialen in England geschichtlich die erste Stelle ein. Soll man einen Einzelnen als Urheber dieser Bewegung bezeichnen, so muß Maurice genannt werden, der in Kingsley, Ludlow u. a. die neuesten, seiner Selbstlosigkeit und Charakterfestigkeit ebenbürtigen Genossen fand. Der christliche Sozialismus Englands ist von Grund aus anders geartet als die gleichnamige Bewegung in Deutschland.*) Sie ist praktisch an die Beseitigung schwerer sozialer Uebelstände gegangen, sie hat sich von politischem Parteigeist fern gehalten und trägt ein bei aller praktischen Richtung doch durchaus ideales Gepräge. Sie hat Großes gewirkt. Sie hat England vom Chartismus befreit und einen mächtigen Einfluß nicht allein auf die Massen, sondern auch auf die oberen Stände ausgeübt. Die Unerschrockenheit Kingsleys, mit der er die Sünden der Besitzenden geißelte, hat ihm einst die Kanzel gekostet. Er ist zum Märtyrer geworden, darum glaubten an ihn und seine Sache die Arbeiter. Es ist dieser Bewegung zum besondern Vorteil gewesen, daß Geister ersten Ranges, wie die genannten — Maurice überragt wohl sogar noch Kingsley, sicher theologisch —, sie getragen haben. Aber sie lebt heute noch und hat ihren idealistischen Zug noch nicht eingebüßt. Sie lebt fort in der Genossenschaftsbewegung. Die Männer der ersten Erfolge sind, bis auf Neale, dahin, aber ihr Geist ist lebendig. Die Genossenschaftler verwerfen das System der Konkurrenz als das Erbübel der sozialen Not, denn es hat die ungleiche Güterverteilung verschuldet. „Dem, der hat, giebt es, und dem, der nicht hat, nimmt es." Wie es dem einzelnen Menschen die Bedingungen gesunden Leibeslebens nimmt, frische Luft, Sonnenschein, menschenwürdige Wohnung, so verbreitet es in der Gesellschaft Mißtrauen und die Atmosphäre des Betrugs. Dieses auf der Konkurrenz beruhende Wirtschaftssystem ist nur eine Verkörperung der Selbstsucht des Einzelnen. Der Einzelne führt den Kampf ums Dasein wider den andern, er lebt auf Kosten des andern. Das ist verwerflich. An Stelle dieser Selbstsucht muß „das Prinzip der Einigung" treten, d. h. die Selbstverleugnung. Sie ist der Hebel alles wahren Fortschritts in der Geschichte. Sonach ist die soziale Frage im letzten Grunde eine sittlich-religiöse Frage. Wäre man den Grundsätzen des Christentums treu geblieben, so gäbe es heute keine soziale Not!

Achtzehnhundert Jahre sind vorübergegangen, seitdem der Apostel Paulus den Grundgedanken der genossenschaftlichen Handlungsweise (im Gegensatz zur individualistischen) mit einer Klarheit der Vollendung ausgesprochen hat, über die wir nicht hinaus können, und doch — um das Wort des verstorbnen Beecher Stowe zu gebrauchen —, predigen wir zwar Rahm, aber handeln dünne Milch.

So ließ sich Neale 1888 auf dem Genossenschaftskongreß vernehmen. Die Kritik des bestehenden Wirtschaftssystems wird also zu einer Kritik des kirchlichen Christentums: ein „Sonntags-Christentum," kein „Werktags-Christentum:"

Eine Religion, welche nicht in das tägliche Leben einträte, es beherrsche und umgestalte, welche die Menschen nicht in allen Lagen und Umständen anders handeln lasse, als ohne dieselbe, welche ihre Gewerbe und alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse nicht weniger regle, als ihre inneren Beziehungen zu Gott: eine solche Religion sei eitel Schein und Heuchelei — gut für den Sonntag und nicht für den Montag, gut zum Kirchenliedersingen und nicht für industrielle Unternehmungen. Religion ist nicht ein zerbrechliches Ding, bestimmt für Frauen und Stunden der Einsamkeit; es ist ein hartes, brauchbares Ding, bestimmt für des Lebens Arbeit, Schwierigkeiten und schreckliche Probleme, ein Ding, das starke Männer mit sich in ihre Arbeitsstätten und Fabriken, ihre Straßen und Höfe nehmen, das ebenso sicherlich mit Politik und sozialen Fragen zu thun hat, wie mit Lüge, Wollust und Trunkenheit.

*) Die vortreffliche Darstellung von Brentano: Die christlich-soziale Bewegung in England. (Leipzig 1883. Zweite Auflage. 2.40 Mk.), sowie der denselben Gegenstand behandelnde Vortrag: Die Stellung der Gebildeten zur sozialen Frage (Berlin. 25 Pfge.) seien unsern Lesern aufs wärmste empfohlen.



So predigte auf demselben Kongreß — es geht keiner vorüber ohne eine besondre Predigt — der Bischof von Wakefield. Die Genossenschaftler sehen in ihrer Bewegung nur „die Anwendung des Christentums auf das Leben," sie wollen die Menschheit zu Christo führen, „aus dem Dunkel der Gegenwart zu dem Christus, der da sein wird", sie wollen den Lohnarbeiter zum Mitarbeiter erheben und damit das Mißverhältnis zwischen reich und arm beseitigen. Der religiöse Charakter der ganzen Bewegung ist damit festgestellt. Die Genossenschaftler stehen meist alle auf orthodoxem Standpunkt, üben aber — und das ist für alle sozialen Bewegungen Englands bezeichnend — die äußerste Weitherzigkeit gegen jede religiöse Ueberzeugung. Sie fordern von niemandem ein dogmatisches Bekenntnis, sind aber eine Art religiöser Gemeinde, den Brüderschaften des Mittelalters vergleichbar; sie finden sich zusammen zu geselliger Unterhaltung, zu gemeinsamer Fortbildung, und halten zusammen auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung.

Die Abhilfe sozialer Übelstände erwarten sie weder vom Staat noch von der Wohlthätigkeit der Arbeitgeber, — beides erniedrige den Arbeiter — sondern allein von sich selbst. Diese Selbsthilfe ist freilich nur möglich, solange jeder Einzelne von dem Ideal der Genossenschaftler vollkommen durchdrungen ist. Es kommt ihnen also alles auf eine sittlich-religiöse Erziehung ihrer Glieder an. Die soziale Frage ist ihnen im Grunde nicht politischer, sondern moralischer Natur. So kommt es, daß die Genossenschaftler einen guten Teil ihrer erzielten Ueberschüsse auf Erziehungszwecke verwenden, daß sie durch geselligen Verkehr ihre Ideen, den „kooporativen Glauben," unter sich lebendig erhalten, daß sie bewußt der Gefahr entgegenarbeiten, zu einer rein volkswirtschaftlichen Gemeinschaft mit materiellen Zwecken herabzusinken.

Welches sind nun ihre praktischen Unternehmungen? Als den ersten Schritt, um den Arbeiter von dem Druck des heutigen Gesellschaftssystems zu befreien, haben sie verteilende Genossenschaften oder Konsumvereine gegründet. Deren Zweck ist eine vernünftige Güterverteilung. Ist der Gedanke des Konsumvereins gänzlich durchgeführt, so erhofft der Genossenschaftler dadurch aller Ueberproduktion vorgebeugt, alle Kapitalverschleuderung durch Reklame und angehäufte Lager vermieden zu sehen. Von der Ausdehnung und Bedeutung dieser Konsumvereine erhält man eine Vorstellung, wenn man hört, daß 1886 650 Millionen Mark Umsatz gemacht, ungefähr 13000 Menschen beschäftigt wurden und das Vereinsvermögen eine Höhe von 200 Millionen Mark erreicht hatte. Ein Teil der Ueberschüsse wird, wie erwähnt, zur Erziehung und Bildung der Genossen verwendet, ein andrer Teil (ungefähr 10 Millionen Mark) ist in Arbeiterwohnungen angelegt. Die Mitglieder können in neunzehn Jahren Eigentümer eines Hauses im Werte von 4000 Mark werden ohne irgend drückende Opfer. Zwei Großhandelsgenossenschaften, die eine seit 1864 in Manchester, die andre seit 1869 in Glasgow, haben auch den Großhandel in die eigne Hand zu nehmen versucht. Sie besitzen sechzehn Zweigniederlassungen, fünf Dampfer, drei Zweiggeschäfte: in Hamburg, Kopenhagen und New-York. Eigne Fabriken sind errichtet, um die Waren selbst zu produziren.

Diese Selbstproduktion aller Bedürfnisse ist aber die vollkommene Durchführung des genossenschaftlichen Gedankens. Der Arbeiter ist dabei zugleich Unternehmer, also am Gewinn und Verlust gleichmäßig beteiligt, auch nimmt er Teil an der Leitung des Geschäftes. Die Produktivgenossenschaft ist der Liebling, aber auch das Schmerzenskind des echten Genossenschaftlers. Sie hat längst nicht die weite Ausdehnung gewonnen wie der Konsumverein; begreiflicherweise, denn sie setzt eine weit größere sittliche Reife des Arbeiters voraus, und wo es an den von genossenschaftlichem, d. h. selbstlosem Geiste wirklich durchdrungenen Leitern

fehlt, wird das Unternehmen sicher scheitern. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, das Unternehmen nicht wieder kapitalistisch werden zu lassen. Wo diese Gefahr durch den genossenschaftlichen Geist überwunden worden ist, hat die Produktivgenossenschaft auch immer die besten Erfolge erzielt. Welche Macht aber der genossenschaftliche Geist schon geworden ist, zeigt der Umstand, daß die Inhaber einer Wollfabrik in Huddersfield ihr sehr einträgliches Geschäft freiwillig zur Genossenschaft umgestaltet haben; sie hat einen guten Erfolg.

Die Zahl der Genossenschaftler, die jährlich zu Pfingsten einen mit Predigt gefeierten Kongreß halten und durch einen stehenden Ausschuß vertreten sind, schätzt Schulze-Gävernitz auf etwa eine Million, wesentlich Arbeiter. Zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung Englands hält er für mit der Genossenschaft in Verbindung stehend. Die sozialpolitische Bedeutung dieser Bewegung sieht er darin, daß sie das Einkommen des englischen Arbeiters um mehr als drei Millionen Pfund jährlich vermehrt, vor allem aber, daß sie den englischen Arbeiter bei all' seiner radikalen Kritik des Bestehenden mit dem Kapital ausgesöhnt hat, indem sie ihm selbst die Möglichkeit eröffnete, Kapitalist zu werden.

Für den Genossenschaftler ist das Kapital, die „Nährmutter jeder Unternehmung," nicht mehr der blutige Aussauger des Arbeiters. Für die heutige englische Gesellschaft sind die Genossenschaften der Arbeiter daher von ähnlicher Bedeutung, wie auf dem Festlande der bäuerliche Grundbesitz. Alle Umsturzbewegungen sind ihnen so sehr entgegengesetzt, daß im Fall einer etwa versuchten umstürzlerischen Bewegung ihre ganze höchst bedeutende Macht, d. h. der ganze bessere Arbeiterstand, auf Seite des Bestehenden wäre. P D

---

## Zur Frage, ob das Christentum gegen die wirtschaftliche Bewegung der Sozialdemokratie gleichgiltig sei

3*)

In der von Herrmann und Göhre angeregten hochwichtigen Erörterung über die Stellung des Christentums zu der wirtschaftlichen Seite der Sozialdemokratie glaube ich meinen Beitrag nicht zurückhalten zu sollen.

Kann auch ein Sozialdemokrat Christ sein? Ein voller Sozialdemokrat nach der Erklärung Bebels, daß die Sozialdemokratie religiös den Atheismus bedeute, politisch den Republikanismus, wirtschaftlich den Kommunismus, selbstverständlich nicht. Denn ein atheistischer Christ ist eine contradictio in adjecto.

Anders liegt die Frage schon beim Republikanismus. Rudolf Todt z. B. hält in seinem Buche „Der radikale deutsche Sozialismus" die Republik für „die unter die Ideale des Neuen Testaments am besten passende Staatsform."

Viel näher liegt allerdings die Möglichkeit, daß ein Christ die volkswirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie: die kommunistische Gestaltung der Dinge, zu seinen eignen macht, sich für sie begeistert.

Ich muß völlig dem Worte Rades zustimmen: „Die sozialistische Wirtschaftsordnung kann ich nicht für weniger verträglich mit dem Christentum halten, als die gegenwärtige individualistische." Wenn er auch nicht starke Sympathien für den Kommunismus hat, so mißfällt jedenfalls ihm als Christen die gegenwärtige Wirtschaftsordnung ganz und gar. Er hat in dieser „die tausendfältig so offenbar unchristliche Praxis und ihre nicht minder offenkundige Verbindung mit derselben gewissen- und gottlosen Weltanschauung" kennen gelernt, der die Sozialdemokraten vielfach huldigen. Ein Verständnis für die volkswirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie, ja eine Sympathie mit ihnen greift offenbar in den christlichen Kreisen um sich.

*) Unsern Lesern ist bekannt, daß die Christliche Welt in Nr. 28 des laufenden Jahrgangs Spalte 639 ff. bereits ihrer Stellung zu dieser Frage Ausdruck gegeben hat, jedoch mit der bestimmten Erklärung, die Erörterung hierüber durchaus nicht für abgeschlossen zu halten. Auf jenen Artikel nun nimmt die folgende Erörterung der Frage Bezug, teilweise sich gegen ihn wendend. Gerade darum glaubten wir, um der Mannigfaltigkeit der Stimmen gerecht zu werden, sie unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. D H



Doch, wie Rade treffend bemerkt, unsre Verhandlung dreht sich nicht sowohl um die Frage, ob — abgesehen von der religiösen und philosophischen Anschauung, nur in Bezug auf die volkswirtschaftliche Gestaltung der Dinge — der einzelne Sozialdemokrat auch Christ und ein Christ auch Sozialdemokrat sein kann, sondern ob die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie mit dem Christentum vereinbar oder unvereinbar sind.

Es läßt sich der Beweis für ihre Vereinbarkeit theoretisch sehr leicht führen, indem man hervorhebt, wie ein Christ unter jeder wirtschaftlichen Verfassung ein Christ, ein Kind Gottes bleiben kann. Ein Wirtschaftssystem, das sich auf die Sklaverei der weit überwiegenden Mehrzahl der Staatsangehörigen gründete, war gewiß viel unchristlicher als das des Kommunismus, der wirtschaftlichen Gleichheit aller; dennoch hat das Christentum keinen direkten Kampf gegen die Sklaverei eröffnet, und Paulus hat sogar den Sklaven geraten, lieber im Sklavenstande zu bleiben, selbst wenn sie frei werden könnten: für uns, die wir den innern Widerspruch zwischen Christentum und Sklavensystem auf Grund einer vielhundertjährigen Geschichtsentwicklung sehn, ein unbegreiflicher Rat.

Den Beweis der Vereinbarkeit des Christentums mit der Sozialdemokratie hat Rade in seinem Artikel so zu führen gesucht, daß er vom Standpunkte der Gegner aus argumentirt: Ist die gegenwärtige individualistische Wirtschaftsordnung mit dem Christentum vereinbar, so gewiß auch die kommunistische. Und dieser Beweis scheint uns zwingend für jeden, der das gegenwärtige Wirtschaftssystem für vereinbar mit dem Christentum hält. Er weist darauf hin, wie mitten in der „tausendfältig so offenbar unchristlichen Praxis" des individualistischen Systems sich bereits der kommunistische Zukunftsstaat Bahn bricht: wir haben bereits erstens Kollektiveigentum und Kollektivbetrieb; und was zweitens die Auflösung der Familie im kommunistischen Staate betrifft, so löst sie sich bereits in der Gegenwart auf: in weiten Kreisen ist „die Familie als wirtschaftlicher Begriff noch kaum mehr vorhanden." Und endlich herrscht auch heutzutage schon der Staatszwang in weitem Maße und in den wichtigsten Dingen — sehr fühlbar als Schulzwang.

Rade zieht daraus den Schluß: „Es ist heilsam, die Gleichgiltigkeit des Christentums gegenüber der Sozialdemokratie als wirtschaftlicher Bewegung auszusprechen."

Und dennoch ist er selber durchaus nicht gleichgiltig. Wer fühlt nicht aus seiner Darstellung die Verzweiflung heraus, daß ihm nur die Wahl geboten wird zwischen dem individualistischen und dem kommunistischen System? Ganz besonders ist es doch eine verzweifelte Wahl — nein, nicht Wahl, sondern eine verzweifelte Thatsache, wenn die Familie schweren Schaden leidet unter dem gegenwärtigen System, wie unter dem etwa zukünftigen. Und wenn nun diese Auflösung der Familie sich unter dem gegenwärtigen Wirtschaftssystem langsam in immer bedeutenderem Maße vollzieht — soll sie denn bis zu ihrer Konsequenz durchgeführt, allgemein werden? Das ist doch nicht gleichgiltig.

Ebenso soll es gleichgiltig sein, wenn der Staatszwang, weil er bereits in höherem Maße besteht, sich auch auf weitere Gebiete ausbreitet; und wir Christen sollen müßig zusehen in der Erwägung: Ertragen wir diesen Staatszwang auf einigen Gebieten — warum nicht auch auf andern? Gerade der Schulzwang möchte doch in seiner konsequenten Fortbildung — sei es in liberalistischem oder in kommunistischem Sinne, welche beide in denselben Grundgedanken der Weltanschauung zusammentreffen — der erste sein, gegen den sich das christliche Gewissen empört, sobald in den Zwangsschulen eine Staatsreligion oder -irreligion, eine widerchristliche Weltanschauung gelehrt wird. Wie freiheitlich gestaltet sich dagegen der Schulzwang Englands, der vor allen Dingen die Familie und ihr Heiligtum respektirt, die Familien, die sich zu religiösen Gemeinschaften zusammengeschlossen haben, auch zu Schulgemeinden sich zusammenschließen läßt; der Staat giebt für die weltlichen Fächer seine Direktiven und tritt für die Familien, die sich nicht zu religiösen Schulgemeinden zusammengeschlossen haben, mit seinen Staatsschulen ergänzend ein. Das ist eine freiheitliche Organisation, von der wir uns in unserm deutschen Schulwesen leider mehr und mehr entfernen in der Richtung auf die

kommunistische Zwangsschule und endlich die kommunistische Zwangserziehung aller Kinder in den Staatsanstalten hin.

Und was die Aufhebung des Privateigentums betrifft, so ist es richtig, daß der Kommunismus das Privateigentum an Genußmitteln gar nicht aufhebt aus dem sehr einfachen Grunde, weil er es nicht kann. Denn was ich in meinen Mund stecke, ist mein und keines andern; auch den Rock, der für mich gemacht ist und den ich trage, läßt man wohl mein sein noch in anderm Sinne, wie der Soldat seinen Rock bürstet, obwohl er des Königs ist. Wie weit aber die Genußmittel privat sein würden, wäre eine heikle Frage: vielleicht noch die ganze häusliche Einrichtung; ob aber z. B. ein Pferd zum Spazierritt? Die Reitpferde werden dann vielleicht ebenso zur allgemeinen Verfügung gestellt wie die Eisenbahnen.

Um die Genußmittel handelt es sich aber nicht, sondern um die Produktionsmittel; diese sollen kommunalisirt werden, und zwar nicht bloß Maschinen und Fabriken, sondern auch die Werkzeuge bis zum Hammer und zur Zange hin. Das pflegt man unter Aufhebung des Privateigentums zu verstehen. Und hier erhebt sich eine unüberwindliche Schwierigkeit: die Grenze zwischen dem Privateigentum und dem der Kommune gehörigen Produktionsmittel zu ziehen. Denn der Schmied darf doch offenbar mit dem Handwerkszeug, das der Gesellschaft gehört, nicht Privatsachen für sein Haus oder Spielsachen für seine Kinder herstellen; er darf sie nur im Dienste der Gesellschaft gebrauchen; denn sonst wird ihn sein Nachbar wegen Mißbrauchs des allgemeinen Gutes zu Privatzwecken verklagen. Und der Landbebauer darf selbstverständlich das Pferd, mit dem er gestern gepflügt hat, heute, wo es im Stalle steht, nicht vor seinen Privatwagen spannen. Die Benutzung des Hauses, das Staatseigentum ist, muß mit ähnlicher Vorsicht geschehen, wie sie jetzt der glückliche Hausbesitzer von seinen Mietern fordert — nur freilich, daß der kommunistische Staat den Familien mit reichem Kindersegen einen bedeutsamen Vorteil bietet: während man ihnen jetzt als Mietern gern die Thüre weist, wird der kommunistische Staat auch diese versorgen.

Genug: es eröffnet sich vor unsern Augen eine Welt, wo jeder überall genirt ist, wo keiner weiß, woran er ist, weil alles allen gehört und keinem etwas, außer den Genußmitteln.

Rechnen wir dazu die Gesetzgebungsfülle und Reglementirerei, die notwendig mit einer kommunistischen Verwaltung verbunden ist, so wird ein solcher Zustand unerträglich. Für jedermann? O nein; nicht für die regierenden Herren und sodann nicht für die hochgeförderten Christen, wie einen Paulus, der in allen Lagen seinen Christenberuf erfüllt (Phil. 7, 13). Aber auch selbst für diese wird der kommunistische Staat unerträglich, weil die Familie zerstört wird durch die Erziehung der Kinder in den Staatsanstalten. Es ließe sich freilich ein wirtschaftlicher Kommunismus denken, der das Familienleben nicht antastet; aber dessen Zerstörung liegt doch zu sehr in der Konsequenz alles Kommunismus, weil er von vornherein die Menschen nur als Atome kennt, die — einander gleichwertig und gleichberechtigt von Geburt an — deshalb auch gleich erzogen werden müssen; er verkennt völlig den gliedlichen Organismus in der Familie, dieser einfachsten sozialen Gestaltung, in die der Mensch hineingeboren wird; der Kommunismus ist durch und durch unsozial, und mit vollstem Unrecht eignet er sich das schöne Wort „sozial" an und werden Kommunismus und Sozialismus fort und fort mit einander verwechselt, während sie grundverschieden sind. Ich meinerseits hasse den Kommunismus und liebe den Sozialismus.

Doch selbst wenn der einzelne Christ wirklich in dem kommunistischen Staate seines Glaubens leben könnte, so genügt dieser Zustand dem Christentum nicht. Denn es will nicht nur den einzelnen Menschen ergreifen, unbekümmert um die Massen, sondern durch jene einzelnen als Sauerteig die ganzen Massen durcharbeiten. Das Christentum kennt nicht nur eine Einzelpersönlichkeit, sondern auch eine Volkspersönlichkeit, nicht nur eine Individualethik, sondern auch eine Sozialethik.

Und für die Gestaltung der Volkssittlichkeit ist allerdings das Wirtschaftssystem von der allergrößten Bedeutung. Hierher gehört das Wort Herrmanns, das auf den ersten Blick dem



Selbstbekenntnisse des Paulus „Ich vermag" unter jeder ökonomischen Lage „alles durch den, der mich mächtig macht," zu widersprechen scheint: „Wille und Gesinnung des Menschen werden in der That durch seine ökonomische Lage beeinflußt." Weil das Christentum nicht bloß eine Religion ist mit gewissen Glaubenssätzen und Kultusformen, sondern weil es das Reich Gottes repräsentirt, so kann es gegen die volkswirtschaftlichen Systeme nicht gleichgiltig sein; vielmehr ist zu behaupten, daß es ein volkswirtschaftliches System in seinem Schoße trägt, das sich allmählich ausgestaltet im Laufe der Jahrhunderte, und das auch zu jenen vielen Dingen gehört, von denen Christus zu seinen Jüngern sagt: Ihr könnt sie jetzt noch nicht tragen; der Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten, die in mir bereits persönlich vorhanden ist.

Machen wir uns die Stellung des Christentums zu den volkswirtschaftlichen Systemen an jenem System klar, das die junge Kirche vorfand!

Auch als Sklave und als Sklavenhalter kann der Mensch ein Christ sein, so heißt es in der ersten Zeit der Christenheit und so noch lange Jahrhunderte. Im Mittelalter tritt an die Stelle der Sklaverei die Leibeigenschaft: der Leibeigene wie sein Herr können gediegene Christen sein. Ja am Ende des Mittelalters wird eine Sklaverei neu gegründet: die der Neger in Amerika. Und es sind erst die Quäker, die im Namen des Christentums den Satz aussprechen, daß die Sklaverei mit dem Christentum unverträglich sei — ein Satz, der heutzutage in der evangelischen wie in der katholischen Christenheit als ein Gemeinplatz anerkannt ist.

Was lehrt uns diese geschichtliche Entwicklung? Ich meine dieses: so gewiß der Christ seines Glaubens unter jeder wirtschaftlichen Verfassung leben kann, so ist diese doch keineswegs gleichgiltig für das Christentum, sondern der Baum des Christentums trägt die Kräfte in sich, um mit seinen Wurzeln in das harte Gestein der alten Volkswirtschaft einzudringen und es endlich zu zersprengen.

Hat er es mit jenem System der Sklaverei vermocht, so ist er jetzt — unterstützt auch von den dämonischen Mächten — geschäftig, das System des Individualismus zu zersprengen. Der soziale Gedanke erfüllt die Luft, und im tiefsten Grunde unsrer Zeitbewegung liegt doch dieses: es ist um der Menschheitsidee, um der christlichen Humanität willen unmöglich, daß die Dinge so weitergehn wie bisher; unsre wirtschaftlichen Zustände entsprechen nicht nur nicht, sondern widersprechen schnurstracks dem Ideale christlich-menschlichen, geschweige christlich-brüderlichen Lebens. — Und dem alten Gesetze der historischen Entwicklung gemäß liegt die Gefahr nahe, daß die berechtigten Elemente des Individualismus mit verworfen werden und das einseitige Extrem des Kommunismus zur Herrschaft gelangt.

Wer nun unter denen, die den Abscheu gegen eine kommunistische Gestaltung teilen, noch auf die soziale Gesetzgebung, mit der wir bisher einen kleinen und gerade nicht viel versprechenden Anfang gemacht haben, die Hoffnung bauen kann, daß sie bei weiterer Ausgestaltung zu einem wirtschaftlich erfreulichen Ziele führen wird, bei der die Arbeit (auch die Unternehmerarbeit) zu ihrem gerechten Lohne und die große Masse der Menschen (auch der kleine Mittelstand) zu einem Lebensgenuß käme, wie er der so weit gediehenen Naturbeherrschung der Gegenwart entspricht — dem ist vorläufig geholfen, bis ihm die Augen weiter aufgehn. Ich gehöre nicht zu diesen Glücklichen, und, wie es scheint, Rade auch nicht; er sucht sich mit den Ideen des Kommunismus zu befreunden, er kapitulirt.

Das kann ich nicht bei meiner Auffassung des Christentums und des Kommunismus. Denn der Individualismus steckt dem Christentum in den Gliedern, das die Ausbildung der Einzelpersönlichkeit als letztes Ziel kennt, dem das Reich Gottes selbst nur dienstbar ist; und dieser Individualismus würde bei kommunistischer Wirtschaftsgestaltung auf ein zu dürftiges Maß beschränkt werden, als daß nicht das Christentum, unterstützt von allen gesunden Instinkten der menschlichen Natur, gar bald auch diesen Kommunismus zersprengen würde.

Ob es unsrer Kulturwelt bestimmt ist, durch einen Versuch mit kommunistischer Einrichtung hindurchzugehn? Ich teile

die bejahende Ansicht Kunowskis, nur daß ich die jenseits liegende wirtschaftliche Gestaltung in deutlicheren Umrissen zu erkennen glaube: sie wird im wahren Sinne christlich-sozial sein, ein Wirtschaftssystem, das die berechtigten Elemente des Individualismus und des Kommunismus in sich vereinigt.

Seine Kenntnis macht auch bei uns in Deutschland, wie in England, Nordamerika und Australien, stetige Fortschritte, vorläufig freilich, angesichts der drohenden Gefahr, zu langsam. Jedenfalls gilt es der zukünftigen Neugestaltung vorzuarbeiten.

Wir können an dieser Stelle nur eine kurze Andeutung geben.

Schmidt-Warneck sagt: „Vom soziologischen Gesichtspunkte ist als Regel nicht Organisation der Arbeit, sondern Entlähmung der Arbeit aus den Fesseln des Kapitals angezeigt." Die Arbeitsorganisation, zu deren Anfängen unsre soziale Gesetzgebung gehört, führt in den Kommunismus hinein; die Entlähmung der Arbeit aus den Fesseln des Kapitals zum Sozialismus.

Auf sie gehn besonders Stöpel und Flürscheim los. Sind sie Individualisten? Ganz und gar nicht im Sinne des herkömmlichen Individualismus, der den Menschen als vereinzeltes Exemplar seiner Gattung betrachtet, der sich erst in einem contrat social mit Seinesgleichen verbindet; und doch ja: denn sie wollen, daß jedem das Erzeugnis seiner Arbeit voll und ganz überlassen werde; was du Einzelner oder du einzelne Familie verarbeitest, das sei dein, ob Handwerkszeug oder Maschine oder Fabrik oder Haus oder irgend ein Genußmittel.

Sind sie Kommunisten? Sicher nicht, weil sie eben das Recht des Individuums aufs stärkste betonen; und doch ja: sie verlangen, daß allen gemeinsam gehöre Dreierlei, ohne das nun einmal kein Mensch existiren kann: Luft, Licht und Land. Sie kehren damit zu dem Motiv des alttestamentlichen Wirtschaftssystems zurück: jede Familie im Besitz eines Stück Landes als ihres unverlierbaren Eigentums; doch selbstverständlich nicht in der alten Form des Ackerbaustaates, sondern in der freien Form, wie sie der fortschreitende Industrie- und Handelsstaat, in dem an die Stelle der Naturalwirtschaft die Geldwirtschaft getreten ist, notwendig macht: der durch das Leben der Gesellschaft, ihrer Arbeit, ihr Genießen erzeugte Bodenwert gehört dieser Gesellschaft und nicht dem Privaten.

Nehmen wir als Beispiel die großen Städte, an denen die Ungerechtigkeit eines arbeitslosen Erwerbes und der Verwirrung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse am deutlichsten hervortritt.

Anfang der siebziger Jahre machte Adolf Wagner der Stadt Berlin den Vorschlag, den Grund und Boden aufzukaufen. Er hat tauben Ohren gepredigt. Hätte man ihn gehört, so hätte Berlin heute eine Einnahme von achtzig Millionen Mark jährlich! Diese achtzig Millionen, die seit 1870 die Gesellschaft an Bodenwert erzeugt hat, verschwinden in die Tasche der Privaten, denen die gesamte Masse der arbeitenden Bevölkerung für Arbeitsdienst jährlich um diese hohe Summe tributpflichtig wird, die sie selber erzeugt hat.

In seiner „Grundlegung" zur Volkswirtschaftslehre erklärt Adolf Wagner 1879:

daß die Institution des Privatgrundeigentums für die quantitative und qualitative Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses der Bevölkerung sehr mangelhaft funktionirt. Daraus ergiebt sich schon, daß alle Abhilfsmittel gegenüber der sogenannten Wohnungsnot, welche nicht in erster Linie an die Reform des Grundeigentumsrechts anknüpfen, nur Palliative sind.

Viel zu wenig Beachtung hat Adolf Wagners öffentliches Auftreten in einer Versammlung der Bodenbesitzreformpartei in Berlin Anfang d. J. gefunden. Zu dem Vortrage Flürscheims äußerte er sich nach dem Bericht der Kreuzzeitung unter anderm dahin:

Diese Ansichten, die ich als Stubengelehrter schon lange vertreten habe, sind noch zu wenig anerkannt. Daß die Eigentumsfrage an Grund und Boden eine Kernfrage der sozialen Frage ist, läßt sich angesichts der städtischen Bauverhältnisse am wenigsten leugnen. Hier ist das Privateigentum zu einem schlimmen Ausbeutungsmittel geworden. Es ist hohe Zeit, daß solche Fragen vorurteilslos und nicht nach der Parteischablone behandelt werden. . . . Es giebt Personen, die jährlich eine halbe Million durch Grundstückspekulation verdienen; die Schar der Mieter, der Kaufleute, der Arbeiter bezahlt es. Das ist Ausbeutung und die Ursache der Sozialdemokratie. [Ich halte diese Aeußerung aus dem Munde Wagners für hoch wichtig.] Ich zweifle daran, [sagte Wagner weiter] daß in absehbarer Zeit die Gesetzgebung mit dem Prinzip des Privatgrundeigentums bricht. Am wenigsten wird die Berliner Stadtverordnetenversammlung auf diese Pläne eingehen, und die Herren der Regierung nehmen dies auch nicht in die Hand. Erst muß die öffentliche Meinung dafür gewonnen werden, und alle Parteien könnten sich darin vereinigen. Die Forderung einer Verstaatlichung oder Verkommunalisirung des Grund und Bodens ist aber gar nicht so ungeheuer. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen war ein ganz ähnlicher Schritt. Der Forst- und Waldboden befindet sich schon heute in öffentlichem Besitze. Wäre dies mit allem, insbesondre mit dem städtischen Grunde der Fall — was für gesunde Städte mit ein- oder zweistöckigen Häusern, mit weiten Höfen und kleinen Gärten könnten gebaut werden!

So Wagner.

Hier eröffnet sich die Aussicht auf eine Lösung der wirtschaftlichen Frage, und zwar nicht auf dem Wege einer endlosen Gesetzgeberei, sondern von einem organischen Keime aus: der Gesellschaft gehört, was sie und nicht der Private an Wert erarbeitet hat; und was der Einzelne geschaffen hat, verbleibt ihm; jeder Arbeiter empfängt seinen Lohn, die arbeitende Gesellschaft und der arbeitende Private, und die Arbeit wird frei.

In den Großstädten tritt die Notwendigkeit der Bodenbesitzreform am krassesten hervor; so beginne man die Reform bei ihnen. Ob man bei ihnen stehen bleiben kann, ist eine Frage der Theorie und Praxis, die vorläufig noch nicht drängt; man denke sich nur in die Forderung Wagners hinein (Stöcker hat auch schon längst die Kommunalisirung des Grund und Bodens von Berlin auf sein Programm geschrieben), man agitire für sie; und man wird damit eine einfache christliche Forderung, die der Gerechtigkeit, in das volkswirtschaftliche Leben einführen und der anschwellenden Massennot und der sittlichen Verkommenheit unsers Volkskörpers in noch höherm Grade vorbeugen, als es durch die angestrengtesten Arbeiten der Kirche und der innern Mission geschehen kann.

Das Verständnis für diese soziale Lösung der wirtschaftlichen Frage wird innerhalb der christlichen Kreise m. E. zuerst bei denen Platz greifen, die den Zusammenbruch des gegenwärtigen wesentlich individualistisch gearteten Wirtschaftssystems trotz aller Stützen durch soziale Arbeitergesetzgebung als unvermeidlich erkennen und denen es auf der andern Seite vor dem Kommunismus des sozialdemokratischen Zukunftsstaates graut. Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalm, und hier ist mehr als ein Strohhalm. Jedenfalls ist die Bodenbesitzreformbewegung angesichts unsrer Zustände und angesichts der bedeutenden Autoritäten, die ganz oder teilweise für sie eintreten, des ernstesten Studiums der Gebildeten und sonderlich der christlichen Welt wert. Das Blatt dieser Bewegung führt den Titel: Frei Land. (Vierteljährlich 80 Pfge.) Prüfen wir! Th Z

Nachwort des Herausgebers. Ich kann mich nicht berufen fühlen, jede Aeußerung in dieser Sache, die ich hier zum Abdruck bringe, mit meinen Randbemerkungen zu begleiten. So gehe ich insbesondre auf die Flürscheimsche Bodenreform nicht ein, die der Verfasser zuletzt als „die christlich-soziale Reform" im engern Sinne des Worts vertreten hat, nach dem Worte: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Nur so viel hierzu: ich achte diese Bestrebungen sehr hoch, wünsche ihnen viel Erfolg, wirklich mit arbeiten an der Lösung eines so großen praktischen Problems (vgl. auch den verwandten Aufsatz Fleglers in Nr. 31) ist mehr wert, als viele Artikel voll prinzipieller Auseinandersetzungen schreiben. Aber diese müssen auch sein, sind im letzten Grunde auch praktisch. Und da kann ich dem Christentum die Aufgabe nicht stellen, eine bestimmte Wirtschaftsordnung aus seinem Schoße zu gebären, sondern nur die, jeder Wirtschaftsordnung von seinem Geiste mitzuteilen und sie dadurch lebensfähig und segensreich zu machen. Es ist dem Christentum versagt gewesen, der gegenwärtigen individualistischen Wirtschaftsordnung so viel von seinem Leben einzuhauchen, daß sie gesund und glücklich funktionirte, darum wird sie, wenn sich dieser Zustand nicht noch in letzter Stunde ändert, zusammenbrechen. Sollte aber eine neue, sozialistische Wirtschaftsordnung heraufziehn, so muß das Christentum bei Zeiten darauf denken, ihr den Dienst nicht schuldig zu bleiben, den es der bisherigen Wirtschaftsordnung nur zu lange schuldig geblieben ist. Dann wird es zu den Thorheiten nicht kommen, die der Verfasser oben in seinem Zukunftsbilde gezeichnet hat, dann wird der Kommunismus, den er verabscheut, nicht Thatsache werden. Hat der Sozialismus als Wirtschaftsordnung Zukunft, so liegt alles daran, daß die, die ihn ins Leben einführen, Christen sind. Und das ermöglichen wir, indem wir die Gleichgiltigkeit des Christentums gegen die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie proklamiren. R

# Gottfried Keller und seine Werke

Übersicht: 1. Lebensabriß und Werke; 2. Religiös-sittlicher Standpunkt; 3 Reflexion über den Standpunkt des Dichters.

## 1. Lebensabriß und Werke

Gottfried Keller ist am 15. Juli 1890, einundsiebzig Jahre alt, gestorben, und an seinen irdischen Resten ist auf besondre Anordnung des Dichters zu Zürich die Feuerbestattung vollzogen worden. Geboren ist er zu Glattfelden bei Zürich am 19. Juli 1819; nach dem frühen Tode seines Vaters, der Drechslermeister war, wurde der Knabe von der Mutter mit großer Sorgfalt erzogen.

Von früh auf fühlte er in sich den Beruf zum bildenden Künstler; er legte sich auf die Landschaftsmalerei und verbrachte zwei Jahre (1840—42) in Wien mit künstlerischen Studien und Versuchen. Nach Ablauf dieser Zeit hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht zum Maler geschaffen sei; er gab deshalb die Künstlerlaufbahn endgiltig auf und entging so der Gefahr eines verfehlten Lebens.

Allein noch eine Reihe von Jahren sollte ihm ohne zielbewußtes Arbeiten und bestimmten Beruf verstreichen. Zwar erschien im Jahre 1846 seine erste Gedichtsammlung, ohne jedoch damals irgendwelches Aufsehen zu machen. 1848 finden wir ihn in Heidelberg, 1850 in Berlin mit philosophischen Studien beschäftigt, immer noch suchend und tastend. Erst durch seinen autobiographischen Roman „Der Grüne Heinrich“ und durch die köstliche Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla“ — beides in den fünfziger Jahren erschienen — begründete er seinen Ruf als Dichter. Trotzdem war er genötigt, als Zweiundvierzigjähriger das Amt eines ersten Staatsschreibers im Kanton Zürich anzunehmen, das längere Zeit die Lust zu dichterischem Schaffen in ihm ertötet zu haben scheint.

In den siebziger Jahren trat er endlich mit neuen Gaben hervor, und von dieser Zeit an ist er eigentlich erst allgemeiner bekannt und viel verehrt worden; er hat es noch erlebt, daß er in gewissen Kreisen — und nicht in den schlechtesten des lesenden Publikums — sozusagen „Mode“ geworden ist, wiewohl er nichts weniger war als ein Modedichter, überhaupt kein Mann für die Menge.

Keller ist zeitlebens unverheiratet geblieben. Eine treue Schwester hat ihm seinen Hausstand geführt, bis sie im Jahre 1888 dem Bruder im Tode vorangegangen ist. Dieser Verlust hat den Dichter schwer getroffen; er fühlte sich seitdem vereinsamt, seine Kraft und Lebensfreude begann zu schwinden. Vor einer größern Feier seines siebzigsten Geburtstages, die von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern geplant war, hat er sich in die Einsamkeit geflüchtet. Doch hat sein Freund Arnold Böcklin bei dieser Gelegenheit ein kleines Kunstwerk geschaffen in Form einer Medaille, die auf der einen Seite Kellers getreues Bildnis, auf der andern die Darstellung des Orpheus trägt. Vier Tage fehlten noch zu seinem einundsiebzigsten Lebensjahre, als er nach längerem Krankenlager im wörtlichen Sinne hinüberschlummerte in jenes andre Leben, dessen Sein oder Nichtsein auch für ihn die Frage war, mit der er sich dichtend und denkend viel beschäftigt hat.

Die Werke Kellers — deren jedes übrigens auch einzeln im Buchhandel zu haben ist — liegen in einer schönen zehnbändigen Gesamtausgabe vor, erschienen im Verlage von W. Hertz, Berlin, 1889. Es ist ein reicher, voller, kräftig nach Feld und Wald duftender Blumenstrauß, den uns der Dichter hier bietet. Keller ist ein Prosaist ersten Ranges, seine Sprache hat in ihrer Klarheit und Plastik viel von Goethe; in der Kunst anschaulicher Kleinmalerei und edler realistischer Darstellung steht er dem Meister der deutschen Sprache vielfach mindestens ebenbürtig zur Seite. Keller soll sich am Abend seines Lebens noch mit dem Gedanken getragen haben, sich mit den Jüngern des neuesten litterarischen Realismus in Deutschland auseinanderzusetzen. Er ist nicht mehr dazu gekommen, aber aus dem Studium seiner Werke könnten diese „jüngsten Deutschen“ lernen, einmal, daß man „Realist“ sein kann, auch ohne bloß Franzosen, Russen und Dänen nachzuschreiben, und ferner, daß Realismus nicht identisch ist mit Darstellung des ausnahmslos Widerlichen und Schmutzigen.

Von Kellers Werken gehören zwei der Gattung des Romans an: Der Grüne Heinrich (Band I—III) und Martin Salander (Band VIII). Der Grüne Heinrich ist das umfangreichste Werk des Dichters und inhaltlich gewiß das bedeutendste. Der Dichter schildert hier seinen eignen Lebensgang in dichterischer Verklärung, ein merkwürdiges, ungewöhnliches Leben. Man kann in dem Buch ein Seitenstück zu „Wilhelm Meister“ sehen: ein Mensch steuert mit aller Kraft einem Ziele im Reiche der Kunst zu, das er niemals erreichen wird, weil ihm gerade für das, was er anstrebt, die nötige Begabung fehlt. Nach mancherlei zum Teil schmerzlichen Erfahrungen wird er seines Dilettantentums gewahr und wendet sich dem praktischen Leben zu, um hier eine bescheidne Stellung in aller Zufriedenheit auszufüllen.

Aber welch bezeichnender Unterschied auch zugleich zwischen „Wilhelm Meister“ und dem „Grünen Heinrich“ oder ebenso gut zwischen Goethe und Keller! Jener wird wohl ebenfalls viel hin- und hergeworfen in unbefriedigender Thätigkeit, aber seine Schicksale sind stets romantischer, in mancher Hinsicht reizvoller Natur; niemals kommt er in eine Lage, daß man sagen könnte: es geht ihm schlecht; er kommt in echt Goethischer Weise der Hauptsache nach nie aus dem Angenehmen heraus. Dieser dagegen lernt auf seinen Irrwegen die Not des Lebens bis auf den Grund kennen und schildert sie mit schonungsloser ergreifender Lebenswahrheit. Wilhelm ist und bleibt das romantische Muttersöhnchen, Heinrich kämpft ums Dasein und rettet sich mit Not und Mühe aus den abgründigen Tiefen des menschlichen Lebens. Dort der heitere Idealismus, der auch mit der Schule des Lebens nicht recht Ernst macht, hier ein zuweilen herber Realismus, der aber uns, den Kindern einer ernsten Zeit, vielleicht näher liegt und jedenfalls ernster zum Herzen spricht.

Die Hauptstärke des Buches und das, was es so ungewöhnlich interessant macht, besteht in der meisterhaften Schilderung seelischer Zustände und Entwicklungen. Wir werden hinein versetzt in die wunderbare Welt eines tiefen, träumerischen Gemüts, das lange braucht, bis es sich in der Wirklichkeit zurecht findet. Frauengestalten verschiedenster Art kreuzen diesen Lebenspfad und üben hier wie bei allen künstlerisch angelegten, sensiblen Naturen ihren mannigfachen, teils verwirrenden, teils bildenden und erzieherischen Einfluß. Auch in der Darstellung des Weiblichen erreicht der Dichter zum Teil das Höchste: Gestalten wie die Anna und die Judith im „Grünen Heinrich“ — unter sich verschieden wie Mondschein und Sonnenglut — sind in unsrer Litteratur nicht viele zu finden. Ueberhaupt aber entfaltet sich im Rahmen dieses Buches eine Fülle von Lebensbeziehungen und Charakteren, die hemmend und fördernd auf die Entwicklung des Helden einwirken — bunt und mannigfaltig, wie das Leben selbst. Alle tiefsten Fragen des Menschenlebens kommen hier zur Sprache, und so sehr uns der Dichter oft zum Widerspruch reizt, so wenig wir oft seinen Ansichten über Gott und Welt beipflichten können, ebenso wenig legen wir das Buch zur Seite, ehe wir am Ende sind.

Der andre Roman, Martin Salander, bleibt an Bedeutung weit hinter dem „Grünen Heinrich“ zurück, wenigstens für die Leser, die nicht Schweizer sind und infolge dessen nicht das nötige Verständnis und Interesse für die lokalen Beziehungen und Angelegenheiten besitzen, denen hier ein großer Spielraum gegönnt ist. Ueberaus gelungen ist übrigens auch hier die Zeichnung des festen starken Charakters der Frau Salander, und mit köstlichem Humor ist die energische, alle Hindernisse überwindende Liebe der beiden „Salanderinnen“ zu den nichtsnutzigen Zwillings-Landschreibern geschildert.

Die anmutigsten Gaben bietet uns Keller auf dem Gebiete der Novelle; hier ist sein eigentliches Feld, und hierher gehören die meisten Erzeugnisse seiner Muse: Die Leute von Seldwyla (Band IV—V); unter ihnen finden sich wahre Kabinettstücke deutschen Humors; ich führe nur an „Die drei gerechten Kammmacher“ oder „Kleider machen Leute“ oder „Die mißbrauchten Liebesbriefe“; man weiß nicht, soll man diesen Kindern einer fröhlichen, schalkhaften Muse den Preis zuerkennen oder dem tieftragischen, von großartigem Realismus getragenen

und doch mit einem guten Teil Romantik ausgestatteten „Romeo und Julia auf dem Dorfe."

Die Züricher Novellen sind keineswegs, wie der Titel vermuten lassen könnte, von bloß lokalem Interesse. Der Dichter versteht es hier meisterhaft, Geist und Charakter der verschiedensten Zeiten in lebensvollen Bildern wie in einer laterna magica an uns vorüberziehen zu lassen. Ob er uns in die minnereiche Zeit des ausgehenden Mittelalters versetzt und die Manessische Liederhandschrift vor uns entstehen läßt, ob er uns das aufgeregte übersinnlich-sinnliche Treiben der Wiedertäufer schildert oder uns in die tugendsame philiströse Gesellschaft eines Gottsched und Bodmer und der damaligen ehrsamen Züricher Bourgeoisie einführt: überall pulsirt volles anschauliches Leben, überall sprudelt herzerquickender Humor.

Das Sinngedicht ist ebenfalls eine Sammlung von Novellen, zusammengehalten durch den etwas lockern Rahmen des alten Logauschen Sinnspruches:

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen.

Diese Regel zu erproben zieht der Held der Geschichte, ein junger gelehrter Naturforscher, der sich die Augen an seinen Büchern und Mikroskopen verderbt hat, in einer plötzlichen Anwandlung von Menschlichkeit in die freie Welt hinaus, um das Leben zu studiren. Seine Entdeckungsreise giebt Anlaß zu den Erzählungen, die den Inhalt des Buches ausmachen, und die zum Teil sehr interessante Probleme des menschlichen Lebens behandeln (so „Regina" Kap. 8; „Die arme Baronin" Kap. 9). Es liegt ein eigenartiger poetischer Duft und Zauber auf diesen Erzählungen und Schilderungen.

In den Sieben Legenden (Band VII), die zu dem Feinsten und Sinnigsten gehören, das Keller geschrieben, hat der Dichter eine reiche Quelle wieder entdeckt, die lange verschüttet war und zum großen Teil jetzt noch ein vergrabener Schatz ist: die Poesie der Legende.

Noch ein kurzes Wort über die Gedichte (Band IX—X). Mit ihnen hat Keller anfangs wenig Erfolg gehabt, und auch jetzt noch werden sie verhältnismäßig wenig bekannt sein. Sie sind auch keineswegs auf durchschlagenden Erfolg und nicht für die Menge berechnet. Aber wer sich einmal in die unerschöpflich reiche Welt dieses Dichters versenkt hat, auf den wird sie je länger je mehr ihre Anziehungskraft ausüben. Hier ist nichts gemacht, sondern alles erlebt; nirgends ein leeres Wortgeklingel, nirgends ein Wort nur dem Reime zulieb, sondern überall sind Gedanken, vielfach ungewöhnliche Gedanken und ganz überraschende Wendungen, die uns zu denken geben, stutzig machen, oft zum Widerspruch herausfordern. Es ist dem Dichter gleich, ob er gefällt oder nicht; er sagt alles so und nicht anders, weil er es so und nicht anders sagen muß. Dabei verfügt er über eine wunderbare krystallklare Sprache, die sich nicht selten zum Wohllaut einer reinen seelen- und gedankenvollen Melodie erhebt. Bei allem Realismus, ja Naturalismus niemals etwas Niedriges oder Lüsternes, nur in seltenen unglücklichen Momenten ein schriller, an Frivolität grenzender Mißton. Bei überwiegender Gedankenpoesie doch auch wahre Perlen reinster gefühlsmäßiger Lyrik; so, um nur eines zu nennen, das überaus zarte und duftige Gedicht „Die Begegnung," so namentlich die „Alten Weisen," die ich zum Schönsten rechne, was deutscher Dichtermund gesungen hat, so das resolutneckische „Du milchjunger Knabe" wie das balladenartige prächtige „Ich fürcht nit Gespenster," oder das grandios traurige:

Alle meine Weisheit hing in meinen Haaren,
Und all mein Wissen lag auf meinem roten Mund,
Alle meine Macht saß auf dem wasserklaren,
Ach, auf meiner Augen blauem, blauem Grund —

und das eigenartige, in seinem weitern Verlauf an die Art der Legende erinnernde:

Wie glänzt der helle Mond so kalt und fern;
Doch ferner schimmert meiner Schönheit Stern.
Wohl rauschet weit von mir des Meeres Strand;
Doch weiterhin liegt meiner Jugend Land.

Das Gebiet, auf dem der Dichter sich bewegt, ist nicht leicht mit kurzen Worten umschrieben. Gott und Welt, Natur und Kunst, Religion und Politik, Werden und Vergehen, Tod und Unsterblichkeit, Zeit und Ewigkeit, Menschenglück und Menschenleid — das alles zieht er in den Kreis seiner Gedanken und spricht sich darüber aus mit einer Entschiedenheit, die uns oft verblüfft; manchmal mit einer Bitterkeit, die uns weh thut. Denn der Grundton seiner Dichtung ist alles in allem ein unbefriedigter und trüber.

Ein Meister bin ich worden,
Zu weben Gram und Leid,
Ich webe Tag und Nächte
Am schweren Trauerkleid —

sagt er von sich, und eines seiner schönsten Lieder ist der „Melancholie" gewidmet (Band X, S. 122). Die ewigen Rätsel der Menschheit lasten auf ihm und lassen ihn nicht los. Um ihnen zu entfliehen, versucht er es wohl, „in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen" zu halten; er weist wohl die Frage nach Gott und Unsterblichkeit als störende Thorheiten von sich; er giebt seiner Antipathie gegen Religion und gegen „alles spezifisch Christliche" oft bittern Ausdruck und sucht in der Natur und im Leben des Diesseits Ruhe und volles Genügen. Aber vergeblich: stets bleibt er sich des andern Triebes bewußt, immer wieder ziehen ihn jene höchsten und tiefsten Fragen in ihren Zauberbann.

Es lohnt sich wohl, auf die religiös-sittlichen Anschauungen dieses Dichters etwas näher einzugehen, denn er ist in dieser Hinsicht — man möchte sagen: leider — typisch für Tausende von Gebildeten unsrer Zeit. P B—r



## Verschiedenes

**(Goethevergötterung)** Allen besonnenen Verehrern Goethes ist die Goethevergötterung schmerzlich, die sich bewußt und unbewußt unter den oberen Zehntausend breitmacht. Ein Beispiel verletzendster Art findet sich in dem jüngst von der „Deutschen Rundschau" teilweise veröffentlichten Stammbuche Augusts von Goethe. Im Jahre 1802 schrieb Zelter, der bekannte Professor der Musik, dem Sohne des Dichters folgende Worte der römischen Messe ins Album:

„Domine, Fili unigenite!
Qui sedes ad dexteram patris,
Suscipe deprecationem nostram!
Scripsit unus ex multitudine redemtus: Zelter."

(Herr, eingeborener Sohn! Der Du sitzest zur Rechten des Vaters, empfange unser Gebet um Vergebung. Schriebs ein Erlöster aus der Menge: Zelter.) R

**(Erinnerungen an Karl Gerok)** von Dr. Friedrich Braun, Hofprediger in Stuttgart. Leipzig, Fr. Richter, 1891. 64 S., mit 3 Bildern. Preis 1 Mk.

Es ist begreiflich, daß bald nach Karl Geroks Hingang, der ringsum in deutschen und außerdeutschen Landen eine schmerzliche Bewegung und tiefe Wehklage hervorrief, in mancher Versammlung und Rede seiner gedacht und auch manches litterarische Denkmal in Poesie und Prosa ihm zu Ehren errichtet wurde. Zuerst erschienen bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart „Palmblätter auf Karl Geroks Grab. Niedergelegt bei der Trauerfeier am 16. Januar 1890." Dieses mit dem Porträt des Dichters im Lichtdruck geschmückte Schriftchen hat mit Recht die weiteste Verbreitung gefunden und wird wohl kaum in einem der vielen Häuser fehlen, in denen Schüler und Verehrer dieses seltenen Mannes wohnen. In diesen „Palmblättern" ist neben der Braunschen Grabrede und Burkschen Leichenpredigt der von Oberkonsistorialrat Wittich mitgeteilte Lebensabriß besonders wertvoll.

Eine höchst schätzbare Ergänzung dazu, besonders in Bezug auf „die letzten Tage" des Entschlafenen, bildet deren köstliche, in diesem Blatte (1890, 6) veröffentlichte Schilderung, die wir Geroks ältestem Sohne verdanken. Referent gesteht, daß sie ihm ganz entschieden als Krone aller andern Mitteilungen über das nun abgeschlossene Dasein und Wirken des Vollendeten erscheint. Dieses in Wahrheit selige Ende ist so recht ein Abendrot des teuren und gesegneten Lebens, in seiner Art eine wirkliche Apologie des Christentums im kleinen und legt uns die Worte auf die Lippen: „Wer so stirbt, der stirbt wohl. Meine Seele sterbe den Tod dieses Gerechten, und mein Ende werde wie sein Ende!"

Ein umfassendes Lebensbild von Gerok bot sodann, gleichfalls im Vorjahr, sein dankbarer Schüler, Dr. Hermann Mosapp, gegenwärtig Diakonus in Heidenheim. Es war ursprünglich ein Vortrag, den der Verfasser noch als Stiftsrepetent in Tübingen im dortigen Museum am 12. März 1890 gehalten hatte. Neben der Skizzirung des äußeren Lebensgangs geht dieses gut geschriebene Schriftchen auch auf Geroks homiletische und dichterische Thätigkeit genauer ein und zwar in einer Weise, daß die Darstellung, die sich in diesem Zusammenhang billig der Kritik enthält, keineswegs in einen übertriebnen Panegyrikus sich verwandelt.

Das Gleiche gilt auch von der oben angeführten reizvollen Schrift, die Geroks jüngeren Amtsbruder, Friedrich Braun, zum Verfasser hat.

Sie enthält vorherrschend persönliche Erinnerungen, um die er ausdrücklich gebeten wurde, und die erstmals, aber in kleinerem Umfang, im „Pfarrhaus“ (1891, 1 u. 2) erschienen sind. Je schlichter und anspruchsloser diese vom Geist der Wahrheit und Liebe durchwehten Blätter auftreten, desto mehr müssen sie jeden Leser, den Geistlichen wie den Laien, anmuten. Gern läßt man sich von dem kundigen und gewandten Erzähler in die mancherlei Erfahrungen einweihen, die er zehn Jahre hindurch in einem ungetrübten Zusammenwirken an der Seite des ehrwürdigen Kollegen und erprobten Gönners hat machen dürfen; mit wachsender Spannung lauscht man jedem neuen Beitrag zur genaueren Kenntnis und tieferen Erfassung eines Mannes, dessen Bild und Wesen uns tief in der Seele eingeprägt bleibt. Wenn auch die hier zu Tage tretenden Grundzüge der Gerokschen Persönlichkeit längst mehr oder minder bekannt sind, so erhalten sie doch durch manches überaus dankenswerte Detail eine frische, wohlthuende Beleuchtung. Das echt menschliche, harmonisch edle Bild Geroks, dem aber die göttliche Weihe keineswegs abgeht, tritt bei Brauns feiner Zeichnung in den Vordergrund. Daß auch gewisse Schranken seiner Begabung und Wirksamkeit zart angedeutet sind (S. 41), entspricht nicht nur der Forderung geschichtlicher Gerechtigkeit, sondern auch der eignen Praxis des Verklärten, der bei aller Hinneigung zu einer optimistischen Weltanschauung, bei aller Milde und Schonung im Urteil doch immer der erkannten Wahrheit die Ehre gab und das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ*) wie wenige zu üben wußte.

Zum Schönsten unter dem Schönen aber, was der Tod des allverehrten schwäbischen Harfners ins Leben rief, gehört endlich die klassisch abgerundete Rede, die Professor Dr. Julius Klaiber bei der vom Stuttgarter Liederkranz veranstalteten Gedächtnisfeier für Karl Gerok im Festsaal der Liederhalle am 28. November 1890 gehalten hat. Abgedruckt ist sie im Schwäbischen Merkur (1890, Nr. 283, Abendblatt). „Einen Mann, wie er,“ so schließt dieser treffliche Vortrag, der namentlich der poetischen Bedeutung und Eigenart des Gefeierten vollständig gerecht wird, „in dem die weltüberwindende Kraft des Christentums in so edlem Bund erschien mit allem, was uns menschlich erhebt und beglückt, werden wir schwerlich wiedersehen. Aber sein Andenken wird uns, so lange wir leben, teuer und heilig bleiben, und so oft wir in Verehrung seiner gedenken, wird uns sein, als ob ein Hauch des Friedens uns umwehte.“

Der Leserkreis unsers Blattes erlaubt es mir wohl, daß ich meine Besprechung mit drei Strophen schließe, die meinem poetischen Nachruf an Karl Gerok entnommen sind (Vergl. Grüß Gott, 1890, 18, S. 143):

Ein Adler warst du, der zum Licht geflogen,
Warst eine Taube, harmlos uns gewogen,
Voll Melodien im Chor der Nachtigallen,
Voll Lerchenjubel in der Schöpfung Hallen.

Aus deinem Tode wird noch Leben sprießen,
Noch lang dein Lied gleich einem Strome fließen
Durch Stuttgarts Thal, durch Schwabens Flur und Auen,
Vom Fels zum Meer, durch alle deutschen Gauen.

Wer Jesum ehrt, den wird er wieder ehren;
Ein Sänger Gottes darf sein Volk belehren. —
Dein Auge brach, doch dein Gesang wird tönen,
Die Menschheit adeln und die Welt verschönen.

Stuttgart Joseph Knapp

**(Der Bericht über die Verhandlungen des Zweiten Evangelisch-sozialen Kongresses,)** abgehalten zu Berlin am 28. und 29. Mai 1891, ist soeben im Verlag der Vaterländischen Verlagsanstalt von H. Oberwinder zu Berlin erschienen. Der Bericht ist auf Grund der stenographischen Protokolle zusammengestellt und umfaßt 144 Seiten. Sein Preis beträgt 1,50 Mk. Möge es dem mit sehnsüchtiger Spannung erwarteten Berichte beschieden sein, neue Freunde zu werben für die große That der evangelischen Kirche, den Evangelisch-sozialen Kongreß, und sein Werk, die Fruchtbarmachung des Evangeliums für das soziale und wirtschaftliche Leben. D H

*) Wahrheit in Liebe reden.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 33 der „Chronik der Christlichen Welt“



Die Geburt eines kräftigen Knaben beehren sich ergebenst anzuzeigen
Pastor G. Bauterberg u. Frau Käthe, geb. Gericke.
Lauenau, den 3. August 1891.

**Wer hilft** einem Predigtamts-Kandidaten zu einer Stelle als Pfarrer oder Vikar **durch Mitteilung von Vakanzen,** welche mit **herzlichstem Dank** sub S. 63 erbeten werden.

Der **„Holländer Hof,“ Heidelberg,** Lauerstr. 30, Hospiz der Herberge zur Heimat daselbst, empfiehlt den geehrt. Reisenden seine hübschen Gastzimmer mit herrlicher Aussicht auf den Neckar. Gute Betten! Gute Küche! Billige Preise. Vorausbestellungen richte man gefl. an Hausvater Ansel.

In unserm Verlage erschien soeben:
**Holtzmann-Zöpffel.** Lexikon für Theologie und Kirchenwesen. 2. verm. u. verb. Auflage komplett brosch. 12 Mk., in eleg. Halbfranzband 14 Mk. (auch in 12 Lieferungen à 1 Mk.).
**Pfleiderer.** Die Ritschlsche Theologie kritisch beleuchtet. 4 Mk.
Calvini in novum tutamentum commentarii I. (2 Teile) 6 Mk. (vollständig in 7—8 Bänden à 3 Mk.)
Braunschweig. **C. A. Schwetschke & Sohn.**

## Fünfundvierzigste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 14., 15., 16., 17. und 18. September 1891 zu Görlitz

**Montag, den 14. September**

9 Uhr vormittags: Beratung des Zentralvorstandes im Hotel zur Krone. Nachmittags: Fortsetzung der Beratung. Abends: Zusammenkunft im Saale der Krone.

**Dienstag, den 15. September**

Vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes. Nachmittags 1/4 Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Gäste im großen Saale des evangelischen Vereinshauses, Kahle Nr. 18. 4 Uhr: Einläuten des Festes. 1/5 Uhr: Festgottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche. Predigt: Herr Superintendent Streetz aus Koischwitz bei Liegnitz; und in der Frauenkirche Predigt: Herr Pastor von Seydewitz aus Leipzig. Nach Schluß des Gottesdienstes in der Dreifaltigkeitskirche finden Ueberreichungen von Festgaben statt. 7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung im großen Saale des evangelischen Vereinshauses. Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentralvorstandes, die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine, die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt. Nach Schluß der Versammlung gesellige Vereinigung im Garten und Saale des Wilhelmtheaters, Struvestraße Nr. 27.

**Mittwoch, den 16. September**

Morgens 7 Uhr: Glockengeläute von den evangelischen Kirchen. 1/8 Uhr: Choralblasen vom Turme des Rathauses. 8 Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen in der Dreifaltigkeitskirche am Obermarkt. Von da Festzug nach der Peterskirche. 1/9 Uhr: Festgottesdienst in der Peterskirche. Predigt: Herr Domprediger Faber aus Berlin. 11 Uhr: Oeffentliche Hauptversammlung in der Peterskirche. (1. Eröffnungsansprache des Versammlungspräsidenten: 2. Vortrag aus dem Jahresbericht des Zentralvorstandes durch dessen Schriftführer Herrn Schulrat Dr. Hempel aus Leipzig; 3. Begrüßungen, Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen; 4. Vortrag des Herrn Sup. a. D. Oswald aus Bayernaumburg über: Stellung und Aufgabe der Deutsch-evangelischen Kirche in Italien.) Nachmittags 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl im großen Saale des Wilhelmtheaters, Struvestraße Nr. 27. 8 Uhr: Christliche Volksversammlung im Saale des Konzerthauses, Dresdnerplatz Nr. 3.

**Donnerstag, den 17. September**

Morgens 7 Uhr: Choralblasen von der Turmgalerie der Peterskirche. 8 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung in der Peterskirche. (1. Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes; 2. Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1889/90. Beschlußfassung; 3. Wahl von acht Mitgliedern des Zentralvorstandes; 4. Das gemeinsame Liebeswerk. Für das vom Zentralvorstande die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden: Deutsch-Zepling in Siebenbürgen, Feuerstein in Posen, Wangen in Württemberg vorgeschlagen sind. a) Anmeldung der Beiträge. b Bericht des Herrn Prof. D. Nippold aus Jena über die vorgeschlagenen drei Gemeinden. c. Abstimmung der Abgeordneten des Hauptvereins und des Zentralvorstandes. 5. Beratung und Beschlußfassung über die etwaigen durch die Vorversammlung auf die Tagesordnung gebrachten Gegenstände, beziehentlich Bekanntmachung der in der Vorversammlung gefaßten Beschlüsse der Abgeordneten. 6. Fortsetzung der Ansprachen: soweit thunlich. 7. Bestimmung über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung.) Nachmittags 6 Uhr: Aufführung des Festspieles: „Johann Haß, ein Bürgermeister von Görlitz“ (Episode aus der Görlitzer Reformationsgeschichte) von Wolbermin, dargestellt durch Görlitzer Bürger im Wilhelmtheater. 1/9 Uhr: Zusammenkunft der Abgeordneten und Festgäste in dem Saale und Garten der Aktienbrauerei auf Einladung der Stadt Görlitz.

**Freitag, den 18. September**

Morgens 9 Uhr: Eisenbahnfahrt durch das Neißethal nach Zittau und nach dem Oybin oder: gleichzeitig Wagenfahrt nach der Landeskrone bei Görlitz.

**Schlußbemerkung:**

Während der Dauer der Versammlung ist im „Hotel zur Krone,“ Obermarkt Nr. 22, sowie in dem dem Bahnhofe gegenüber liegenden Hotel „Vier Jahreszeiten“ ein Anmelde- und Wohnungsbüreau für sämtliche Festteilnehmer geöffnet.

Das „Büreau des Zentralvorstandes“ befindet sich im Hotel zur Krone.

Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- oder sonstigen Vereine alsbald nach ihrer Ankunft ihre Vollmachten im **Büreau des Zentralvorstandes** abgeben, zu deren Empfangnahme ein Beauftragter des Zentralvorstandes zugegen sein wird.

Bei demselben ist auch die Einzeichnung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Berichte und Festpredigten, die Anmeldung oder Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen, ebenso die Anmeldungen der Wünsche für Empfang der Kultusgegenstände, die für die Diaspora bestimmt sind, zu bewirken.

Es wird ferner gebeten, die **Anmeldung bei dem Anmelde- und Wohnungsbüreau** mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Name und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. — In demselben Büreau werden die Festmitgliedskarten und Tischkarten ausgegeben, ebenso Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt.

Diejenigen Festteilnehmer, welche durch Vermittlung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 6. September unter der Adresse: Apotheker Herm. Druschki, Emmrichstr. 2491 anmelden.

Die Festmitgliedskarte (zu 3 Mark) berechtigt zur Benützung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und bei den öffentlichen Versammlungen, zum Besuche des Festspieles und der Zusammenkunft in der Aktienbrauerei.

Die Tischkarte (zu 3 Mark ohne Wein) berechtigt zur Teilnahme an dem gemeinsamen Festmahle Mittwochs um 3 Uhr. — Diese Teilnahme kann aber nur denen zugesichert werden, die ihre Karte bis Dienstag Mittag gelöst haben.

Die Festmitgliedskarte und die Tischkarte können im Voraus gegen Einsendung des Betrages bezogen werden bei dem Büreau der evangelischen Kirchenverwaltung hier, Klosterplatz Nr. 21.

Görlitz, den 10. Juni 1891. **Der Festausschuß.**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas“**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 34** Leipzig, den 20. August **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vater Unser: 4. Die dritte Bitte — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 18. Der Weiterschieber — Die Religion der römischen Gesellschaft im dritten Jahrhundert: 1. Unser Interesse an der Geschichte; 2. Die Religionsmischung in Rom während der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts — Zum sozialen Frieden: 3. (Zweite Hälfte). Die sozialen Richtungen der Gegenwart — Habent sua fata libelli — Die Aufgaben des Gustav-Adolf-Vereins in der Gegenwart: 1. Die evangelische Diaspora und die Begründung des Vereins — Gottfried Keller und seine Werke: 2. Religiös-sittlicher Standpunkt des Dichters — Verschiedenes: Kreuz und Blitzableiter; Familienbibel des Neuen Testaments — Quittung — Anzeigen


## Vater Unser

### 4. Die dritte Bitte

Nur das Reich hat Bestand, das von einem einheitlichen Willen durchwaltet wird. Nichts Gutes ist die Vielherrschaft; einer soll herrschen. Dies Wort des alten Homer ist noch immer wahr. Das Himmelreich ist die ausgesprochenste Monarchie. Es schließt seinem ganzen Wesen nach jede Mehrherrschaft aus. Denn es ist überhaupt nur da, wo der eine Wille Gottes gilt. Darum opfere ihm den deinen. Bete zu Gott: Dein Wille geschehe.

Du kannst nicht Gott und dir zugleich dienen. Ein Arbeiter kann nicht gleichzeitig in zwei Werkstätten arbeiten. Ein Soldat kann nicht in zwei Heeren kämpfen. Das gilt sonst als selbstverständlich. Nur in unsrer Stellung zu Gott soll es anders sein. Aber das Christentum steht ganz unter dem Worte: Niemand kann zween Herren dienen. Es weiß nichts von dem vermittelnden „Sowohl — als auch." Es kennt nur das unerbittliche, schroffe „Entweder — Oder." Im Himmelreich giebt es keine Kartellpolitik. Wenn irgendwo, so gilt hier: Nichts von Verträgen. Auch das Menschenherz, auch das Menschenleben muß eine Monarchie werden. Du sollst nicht andre Götter haben neben mir. Dieser Sinaispruch bedeutet auch das: Du sollst keinen andern Willen haben neben dem göttlichen. Gott will mehr als ein halbirtes Herz. Er will das ganze. Darum lerne nichts sein vor Gott, um ganz zu sein für Gott. Bete: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.

Die meisten Menschen sind immer unzufrieden. Was sie haben, mögen sie nicht. Was sie mögen, haben sie nicht. Sie suchen Ruhm und finden Reichtum. Sie suchen Reichtum und finden Ruhm. Zu klagen gehört für sie zum Beruf. Man möchte immer das Schicksal korrigiren. Woher diese Unzufriedenheit? Daher, daß man nicht gelernt hat, sich in Gottes Willen fügen. Man hat nicht gebetet: Dein Wille geschehe. Wenn man überhaupt gebetet hat, so ist man selbst immer die erste und letzte Person im Gebet gewesen. Im rechten Christengebet aber muß es sein wie in der Liebe. In der Liebe ist die zweite Person die erste. Im Gebet soll auch nicht der Redende, sondern der Angeredete, Gott, die erste Person sein. Lerne das, so lernst du Zufriedenheit.

Es ist wahr, von allen Worten auf Erden ist das schwerste: Dein Wille geschehe. Schwer ists, sein Unrecht zu bekennen. Schwerer ists, den Beleidigten um Verzeihung zu bitten. Aber am schwersten ists, zu Gott zu sprechen: Dein Wille geschehe. Das heißt auf Tod und Leben kapituliren. Wir bewundern den Mut, mit dem der Krieger sich dem Feinde entgegenstürzt. Wir bewundern den Kämpfer für Wahrheit und Recht, der mutig sein „Ich kann nicht anders" der Welt entgegenschleudert. Aber mehr Mut gehört dazu, aus tiefster Brust, mit der ehrlichsten Gesinnung zu beten: Dein Wille geschehe. Der herbste Streit wird nicht auf dem Kampfplatze der öffentlichen Meinung durchgefochten. Die schwersten Schlachten werden nicht zwischen feindlichen Heeren geschlagen. Die heißesten Kämpfe sind die im stillen Kämmerlein, durch die man beten lernt: Dein Wille geschehe. Das kann man nicht mit einemmale. Man lernts auch nicht aus eigner Kraft. Man lernts nicht, wenn das Leben in der süßen Gewohnheit des Daseins gleichmäßig dahingeht. Man lernts allein in der Schule des Leidens. Man muß über manches Grab hinweg, ehe man es nachsprechen kann. Manch edler Wunsch muß zuvor brechen, manch hohe Hoffnung sinken. Aber selig, wer es redlich gelernt, diese drei Worte mit fröhlichem Sinn zu sprechen. Der hat genug gelernt im Leben.

Im Grunde ists recht thöricht, daß wir uns das so schwer werden lassen. Wer ists, dessen Wille geschehen soll? Ists nicht der Gott, dessen Augen weiter reichen als die unsern? Ists nicht der Gott, der in seiner Hand Zeit und Ewigkeit hält? Ists nicht der Gott, dem ein Vaterherz im Busen schlägt? Und welches ist der Wille, der geschehen soll? Der erste Timotheusbrief faßt ihn in diese Worte: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Nun weißt du, was sie sollen, die unerfüllten Wünsche, die geknickten Hoffnungen, die zerbrochenen Pläne. Nun weißt du, was sie sollen, die verlorene Gesundheit, die schwindenden Kräfte, die sich öffnenden Gräber. Sie sollen dir helfen. Du fragst wovon? Von jener Weltseligkeit, deren Streben bis vor die Bahre reicht. Von jener Genügsamkeit, die an der Erde schon genug hat. Von jener Ungenügsamkeit, die auf der Erde immer mehr haben will. Gott will, daß dir dadurch geholfen werde aus der Zeit hinüber nach der Ewigkeit. Darum bete: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

V W

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 18. Der Weiterschieber

Der Pfarrgarten lag unmittelbar an den Feldern der reichen Dorfgemarkung. Es gab Fenster im Pfarrhause, von denen aus man kaum einen Dachgiebel des Dorfes, sondern nur den großen Garten, die wogenden Felder, und links die dunkle Linie eines hohen, dem Rücken der Hügelwellen folgenden Buchenwaldes sah. In diese Hügel war das stattliche Pfarrdorf hineingebettet. Rechts über einer langen Reihe von Obstbäumen hin erblickte man die Türme einer großen Stadt.

Es war ein freundlicher Sommernachmittag.

In der großen Laube, deren Rückwand aus Hagebuchen gebildet war und deren Seitenwände aus Stangen bestanden, die wilder Hopfen und eben reich blühende Feuerbohnen umrankten, saß der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin, jedes mit einer Arbeit beschäftigt. Die Pfarrfrau saß nicht um ihrer Ruhe willen da, es galt ihr mehr die Arbeit ihres Mannes vor Unterbrechungen zu schützen, sie selbst wurde öfters abgerufen, sei es, daß Arme sie in Anspruch nahmen oder eine Bäuerin sich Rats zu erholen kam oder ihr Jüngster einen Käfer brachte, den er

im Garten oder draußen auf der angrenzenden Wiese gefunden hatte, und den nun die immer bereite Mutter in einem Spiritusglase unterbringen mußte, das hinter ihrem Stuhle im Bohnenlaube geborgen stand.

Der Pfarrherr merkte von diesem stillen Kommen und Gehen und gedämpften Sprechen nichts. Er hatte einen „guten Mittag." Er stand vor der Niederschrift eines Gedankenganges, der eine schwierige Frage in ihren Gliedern wohl ordnen, ihr den vollkommensten Ausdruck und eine überraschende Lösung geben sollte. Die Gedanken folgten sich so stetig und rollten so gleichmäßig und entschlossen dahin, wie ein Strom, in dem nichts drängt und doch alles lebendig abwärts flutet; kein Klang der Außenwelt traf ihn, auch nicht, wenn seine gute Frau dann und wann einmal eine Mitteilung halb an ihn, halb an sich selbst richtete: Der Rechner, Vater! — der Ortsrechner war gerade am Pfarrgarten vorübergegangen und hatte nach der Laube hin respektvoll gegrüßt —: Wir haben Ostwind, man hört die Domglocken aus der Stadt; — der Herr Pfarrer vernahm nichts, er schrieb, er sah angespannt nachdenkend in die Luft, er blätterte die zahllosen kleinen, alle gleichgeschnittenen Zettel seiner „Materialsammlung" durch, las einzelne aus, deren Inhalt nun im Verlauf der Ausführung in Frage kam, und legte sie so um sich her, daß das Auge sie aufsuchen konnte, ohne daß die Hand dabei nötig war; kam ein rascher Hauch des Ostwindes durch die Bäume des Gartens und wehte in die gelehrte Stille der Laube hinein, dann rettete die besorgte Pfarrfrau gerade diese wichtigsten Zettel, indem sie auf den einen rasch den Fingerhut stellte, auf den andern die Schere, für einen dritten löste sie die Brosche, einen blauen Anker in silberner Fassung, ein Patengeschenk, von dem Kleide, und endlich mußten Steinchen vom Boden der Laube helfen.

Ja, der Herr Pfarrer war ein gelehrter Mann, auch ein guter Mann, „er ist recht," sagten seine Bauern von ihm, aber mehr, weil er sie gehen ließ, als weil er sich ihrer angenommen hätte. Es lag zuweilen ein schwermütiger, oft ein verdrossener Zug auf ihm, doch dieser seltener, seitdem sein dringender und oft wiederholter Wunsch, von seiner Stelle droben im Gebirge erlöst und in die Stadt oder doch in ihre Nähe versetzt zu werden, erfüllt worden war. Ein Katheder wäre ihm lieber gewesen, als die Kanzel. Auf seinem Gesichte hatte eine redliche und ernste Gedankenarbeit jene Linien gezogen, wie sie nur der Gedanke zieht; es lag nicht in dem Auge jener mütterliche Blick, der die Not sucht, wie die Mutter die verirrten Kindlein, und nicht der Blick, der dem im Gemüte schwer Erkrankten sagt: Laß mich mit dir weinen, denn ich bin dein Bruder, auch ich kenne die Sünde, darum kann ich dich trösten. Aber „er war recht."

Nun aber kam eine Unterbrechung, die auch den Herrn Pfarrer zum Aufmerken zwang.

In der einen Ecke des Pfarrgartens, auf einem künstlichen, von Immergrün überzogenen Hügel lag eine zweite Laube. Es war eigentlich keine Laube, sondern ein prächtiger Sitz unter einem uralten, mächtig ausladenden Haselnußbaume, der seine Zweige zum Aerger der Pfarrkinder bis tief hinab über den schmalen Pfad, der zwischen Pfarrgarten und den Feldern hinlief, niedersenkte. Dieses Plätzchen gehörte den Kindern, vermutlich weil es das schönste war und weil es einen Blick in die Außenwelt gestattete. Hier saß nun die sechzehnjährige Tochter des Pfarrers und setzte einen Aufsatz für die „Selekta" auf, deren Schülerin sie war. Neben ihr saß ihr Bruder Ernst, Student im ersten Semester und klüger als die ganze Familie zusammengenommen. Er war infolge davon im Augenblick gänzlich unbeschäftigt, hatte sich aber doch herbeigelassen, sich das Aufsatzkonzept von der Schwester vorlesen zu lassen.

Diese erschien nun klagend vor den Eltern, der Ernst habe gesagt, sie habe einen Gedanken gestohlen, und doch sei die ganze Arbeit ihr Eigentum. Auch der Bruder kam, mit einer Gerte an die Stiefel schlagend, und wiederholte die Anklage. Der Pfarrherr sah auf, hörte zu und lächelte. Dann stellte er zunächst fest, worüber Mariechen zu schreiben habe. Ein Sonnenuntergang in der Heimat, sagte diese schluchzend. Wie hast du das nun angefangen, forschte der Vater weiter, während die



Mutter das Töchterchen tröstete. Ich dachte, ich stünde droben auf dem Heisterkopf und sähe das Dorf und sähe die Bauern heimkommen und sähe die Stadt. — Hier gewannen die Thränen wieder die Oberhand, und Ernst nahm das Konzept und las zornig-nachdrücklich folgende Stelle vor: Hinter den Türmen der Universitätsstadt, hinter dem Rauchschleier, den tausend Schornsteine weben, geht die Sonne blutigrot unter, wie ein sterbender Held niedersinkend. Den sterbenden Helden hat sie aus den „Räubern," das lasse ich mir nicht nehmen! Darauf kommt sie nicht! Darauf kommt sie ihre Lebtage nicht. — Neues Schluchzen, noch leidenschaftlicher als zuvor, und neue leidenschaftliche Versicherung, daß sie niemand gefragt, kein Buch benutzt, daß sie die „Räuber" noch nie gelesen habe, und daß ihr jetzt die ganze Freude am Aufsatze genommen sei. Bei allem, was ich sage, heißt es gleich: Darauf bist du doch nicht gekommen! Das ist gewiß wieder so ein Einfall von der Maxi. — Ernst hat in der That eine hohe Meinung von Maximiliane, der Tochter des Herrn Rentamtmanns, und hat sich um ihretwillen ein Pincenez angeschafft. — Ernst, schäme dich! sagte der Vater und versank wieder in seinen Zettel, die Mutter aber legte ihren Arm um die Taille der Tochter und geleitete sie langsam zu ihrem Haselnußbänkchen zurück.

Als sie dann eine Weile später wieder eintrat, sah der Gelehrte von neuem auf, legte die Feder hin und sagte nach einem Augenblicke schweigenden Besinnens: Der Streit der Kinder erinnerte mich an den letzten Besuch von Franz. Denkst du noch daran, wie er uns gerade hier in unsrer Hütte mit Eifer auseinandersetzte, daß der Plan zu dem berühmten Rechtsabmarsch des deutschen Heeres, durch den der Tag von Sedan möglich wurde, nicht das Verdienst Moltkes, sondern des Generals Blumenthal gewesen sei, Moltke werde ganz über Verdienst geschätzt? Die Frau Pfarrerin bestätigte es, und dann fuhr der Pfarrherr nach einer Weile, in der er still gesonnen hatte, fort: Ich möchte solche Leute „Weiterschieber" nennen, sie schieben das Problem gleichsam um eine Station zurück und meinen es damit gelöst zu haben, übersehen aber, daß nun von neuem sich die Frage erhebt: Wie kam aber dieser dazu? Sie schieben es einem Dritten zu, der nicht ertragen kann, daß Blumenthal den genialen Gedanken gehabt haben soll. Es ist der Kampf gegen das Ursprüngliche im Gemüte des Einzelnen, fuhr er stockend fort, indem seine Augen den Händen seiner Frau folgten. Die Frau Pfarrerin rettete nämlich eben einige Zettel vor dem Davonflattern, indem sie Strickstöcke zur Belastung sorgfältig hierhin und dorthin legte.

Darüber kehrten die Gedanken des Gelehrten zu seiner Arbeit zurück, und bald war die Welt versunken, in die er wie ein Gast für Augenblicke eingekehrt war. Die Feder flog mit kräftiger entschiedener Schrift über die Blätter der voranschreitenden Abhandlung, in der der gründliche Forscher zu beweisen suchte, daß wesentliche Lehren und Anschauungen Jesu von Nazareth den Anschauungen der Essäer entnommen seien; auch Pythagoras oder doch pythagoräische Gedankenelemente, die der Hauch der unruhig bewegten Zeit wie fliegende Pflanzensamen weithin verbreitet habe, seien für Jesu innere Welt entscheidend geworden; ja — und daran stand der Ehrendoktor der nahen Universität gerade eben — es seien Verbindungsglieder wohl denkbar, durch die persische, möglicherweise auch indische Ideen an Jesus hätten übermittelt werden können.

Die Feder schrieb, die Wange rötete sich, und die fromme Pfarrfrau hütete den Arbeitstag ihres Mannes.

## Die Religion der römischen Gesellschaft im dritten Jahrhundert

Uebersicht: 1. Unser Interesse an der Geschichte; 2. Die Religionsmischung in Rom während der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts; 3. Die religiöse Stimmung der römischen Gesellschaft des dritten Jahrhunderts; 4. Die Versuche religiöser Reformation.

### 1. Unser Interesse an der Geschichte

In den Jahren, in denen die Fähigkeit, sich zu begeistern, am größten ist und bis zu einem gewissen Grade vorhanden sein muß, wenn dargebotener Stoff mit innerer Anteilnahme

angeeignet werden soll, pflegt die Geschichte eine besondre Anziehungskraft auszuüben. Die Heldenreihe, die im Laufe des Unterrichts in bunter Mannigfaltigkeit vorüberzieht, zeigt den Mut, den man selbst besitzen möchte, die Kraft, die auch dem Schwachen imponirt, die Klugheit, die alle Schwierigkeiten zu überwinden weiß. Alle guten und edlen Keime, die in jugendlichen Herzen schlummern, der Sinn für Wahrheit und Recht, das Mitleid mit dem Unterdrückten, die Vorliebe für Wunderbares und Außergewöhnliches — in der Geschichte finden alle diese Regungen und Neigungen das veranschaulicht, was vielleicht nur ahnend als Wunsch oder Hoffnung empfunden wurde. Die verschiedenen Perioden der Geschichte mit ihren wechselnden Bildern und verändertem Schauplatz bieten Auswahl und Anknüpfung für alle Liebhabereien, auf welche die unberechenbare Phantasie eines wissensdurstigen jungen Gemütes verfallen kann.

Wer nun aber später unter dem fortwirkenden Zauber der Geschichte ihr Studium sich zum Lebensberuf erwählt, oder wer, ohne Historiker von Fach zu sein, mit der Vorstellung von Geschichte aus der Zeit seiner Knaben- bez. Jünglingsjahre die Arbeiten betrachtet, welche die Diener dieser Muse verrichten, wird wohl in den meisten Fällen zunächst eine bittere Täuschung erleben. Die idealen Erscheinungen, die unser Herz höher schlagen machten, die Ruhmesthaten einer nahen oder fernen Vergangenheit, auf die wir stolz waren, und die wir als unser Eigentum betrachteten, weil wir uns als Glieder des Volkes fühlten, das sie vollbracht — wir sehen eine unheimliche Sezirarbeit an ihnen geübt. Wie die Blüten, deren Duft uns entzückt, durch einen herzlosen Botaniker zerlegt werden, so wird hier in kalter Ruhe dem einen der Kranz vom Haupte gerissen, einem andern, für den wir so gar keine Sympathien hatten, das höchste Lob gespendet. Und nicht nur dies. Das Umstürzen gewohnter Urteile ist noch zu ertragen, obwohl auch das Aufgeben eines Irrtums schwer sein kann, wenn liebe Erinnerungen ihn umschließen. Aber wo bleibt die große Betrachtungsweise der Dinge, der Hinweis auf das Hohe und Erhabene, die Schilderung gewaltiger und glänzender Charaktere? Was wir davon gehört, das hatte uns ergriffen. Wir wollten eine noch höhere Warte erklimmen, um noch weiter zu schauen, als es uns bisher möglich war; wir sehnten uns danach, an dem Anblick der Größe uns zu erheben, der Kraft, uns zu stärken, des Genies, uns zu berauschen: Und nun begegnet uns eine Kälte, vor der jede Gefühlserregung erstarrt. Von dem nüchternen, kühl abwägenden Verstande wird die Stimme des Herzens als „unkritisch," „unwissenschaftlich" erbarmungslos zurückgewiesen. Ueber Detailfragen werden minutiöse Untersuchungen angestellt, mit einer Sorgfalt und mit einem Eifer geführt, als hinge das Wohl der Menschheit von ihrem Ergebnis ab. Die verschiedenen Berichte über irgend ein Ereignis werden zerlegt, verglichen und beurteilt, ebenfalls mit einer Gründlichkeit, als hätte man es mit heiligen Schriften zu thun und nicht mit den Aufzeichnungen irgend eines alten Mönchs oder Kirchenvaters oder Stadtschreibers.

Der erste Eindruck von solcher Maulwurfsarbeit wird für ein ungeschultes Auge wohl stets der sein, daß viel geistige Kraft auf wertlose Dinge verschwendet wird, daß wenigstens die Aufwendung von Kraft in keinem Verhältnis zu seinem Objekt steht. Aber es geht uns hier, wie wenn wir einen Ameisenhaufen betrachten. Erst erscheint er uns als ein wirres Durcheinander, dann als ein wohlgeordnetes, bestimmten Zwecken dienendes Zusammenarbeiten. Wir erkennen allmählich, wie alle diese sogenannten Spezialuntersuchungen, sofern sie zielbewußte sind, in ihrem Teil dazu beitragen, Kenntnis und damit Verständnis der gesamten Vergangenheit zu fördern. Freilich interessirt nicht alles Geschehene die Nachwelt. Nicht unterschiedslos, nicht ungeordnet ist Kunde von fernen Geschlechtern für sie wichtig, denn wir beten doch nicht die Thatsachen als solche an. Nur das ist wert, in den geistigen Besitz späterer Geschlechter überzugehen, was geeignet ist, das Verständnis für die Entwicklung der Menschheit zu erschließen, den Fortschritt oder auch die Verirrungen der Kultur wie der gesamten Lebensformen klarzustellen. In dem Maße, als geschichtliches Wissen in den Dienst dieses Zweckes sich stellt, wird und muß es stets allgemeinem Interesse begegnen.



Und welche Gegenleistung bietet die Geschichte dem, der ihr Aufmerksamkeit schenkt! Es ist keine Phrase, wenn man sagt: Die Vergangenheit studiren, heißt die Gegenwart verstehen lernen. Allerdings ist diese Frucht der Beschäftigung mit der Geschichte nicht in allen Fällen in gleicher Weise unmittelbar einleuchtend. Sofern aber das Verständnis einer weltgeschichtlichen Krise oder auch nur eines einzelnen bedeutsameren Ereignisses nur gewonnen werden kann, wenn alles das geistig erfaßt wird, was dieses vorbereitend herbeiführen half, wenn die ganze Atmosphäre, die Keime und Motive des Geschehens enthält, klar und durchsichtig vor dem Auge des Beschauers daliegt, insofern wird stets unsre gesamte geistige Bildung eine Förderung davontragen. Denn mag es sich um die Geschicke eines einzelnen, engumgrenzten Menschenlebens handeln oder um die eines ganzen Volkes oder um die einer Kultur, wir sehen Persönlichkeiten sich entfalten, Kämpfe zwischen Gut und Böse, Ringen des Schwachen mit dem Starken, Erfolge bald auf der Seite des Rechts, bald auf der des Unrechts — alles Beobachtungen, die öfters gemacht, ein selbständiges Urteil begründen und dazu anleiten, die Bewegungen in der Seele eines Volkes und eines einzelnen Menschen auch unter andern Verhältnissen richtig zu würdigen.

Doch genug des Allgemeinen. Es ist Zeit, den Leser, der uns seine Aufmerksamkeit bisher geschenkt hat, zu einem Gegenstande zu geleiten, der ihn dafür entschädigen wird, wenn die vorstehenden Erörterungen ihn etwa ermüdet haben. Wir haben ein Buch im Auge, das wissenschaftlich geschrieben ist, aber nicht langweilig noch trocken, das nur einige Jahrzehnte vor sechzehn Jahrhunderten behandelt, aber eben darin den Vorabend einer weltgeschichtlichen Umwälzung schildert, auf deren Folgen die gesamte europäische Kultur ruht — ein Werk, das auf das sympathische Interesse des Leserkreises der „Christlichen Welt" einen begründeten Anspruch hat.

Daß es verhältnismäßig spät hier zur Besprechung gelangt, hat der Schreiber dieser Zeilen auf das lebhafteste bedauert. Glücklicherweise ist die Verzögerung unschädlich. Denn die Vorzüge des Buches entrücken es der Gefahr, schon bald nach dem Erscheinen in dem großen Strom der rasch veraltenden Produkte des Büchermarktes sich zu verlieren. Wir meinen: „Die Religion zu Rom unter den Severern von Jean Réville, mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. Krüger." Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung, 1888. 6 Mk.

Ich wollte — schreibt der Verfasser — die religiöse Lage innerhalb des Heidentums während der Periode schildern, welche der staatlichen Anerkennung des Christentums voraufgeht ... Nur wer die Renaissance kennt, vermag die Reformation zu verstehen. Wer nicht vertraut ist mit der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts und dem Verfall des ancien régime, für den wird die französische Revolution stets ein Rätsel bleiben. Und ebenso findet die staatliche Anerkennung des Christentums eine genügende Erklärung nur in den Bestrebungen des heidnischen Synkretismus, die ihr voraufgingen.

Das Heidentum der Antike und der beiden ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung ebenso wie das Zeitalter Konstantins des Großen hatten vor Réville monographische Behandlung gefunden. Er hat seine Studien der dazwischen liegenden Periode zugewandt: der Geschichte des Heidentums vom Tode Marc Aurels (180) bis zum Wiedererwachen des Altrömertums unter Decius (249). Das überaus anziehende Thema ist mit musterhafter Sorgfalt bearbeitet, Forschung und Darstellung kommen in glücklicher Vereinigung beide zu ihrem Recht. Und die Krügersche Uebersetzung ist so gewandt und verständnisvoll, daß der Leser schwerlich die Empfindung haben wird, an den Reizen eines nichtdeutschen Originals sich zu erquicken. — Einige nähere Mitteilungen über das von Réville Dargebotene beabsichtigen die folgenden Zeilen zu geben.

### 2. Die Religionsmischung in Rom während der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts

In jeder Zeit reichen sich Altes und Neues die Hand; denn niemals tritt das Neue — von manchen technischen Erfindungen abgesehen — unvermittelt in die Erscheinung, sondern stets

vorbereitet. Aber manche Perioden lassen das gleichzeitige Absterben alter und die Bildung neuer Formen besonders klar hervortreten; der Eindruck der Gährung, des Unfertigen ist die erste Empfindung, die jedem Beobachter sich aufdrängt. Die römische Gesellschaft der ersten fünfzig Jahre des dritten Jahrhunderts gehört einer solchen Uebergangszeit an. Sie erfährt eine durchgreifende Umwandlung auf allen Lebensgebieten. In der ewigen Stadt geben sich seit langem die zahllosen Völker des Imperiums Rendezvous, der märchenhafte Glanz und Nimbus Roms ruht zum nicht geringen Teil auf dieser freiwilligen Anerkennung.

Der Zufluß fremder Elemente dauert fort, doch nun nicht mehr frische Kräfte zuführend, sondern Zerstörung wirkend. Die römische Gesellschaft ist nicht mehr imstande, zu verarbeiten, was sich an sie herandrängt. So wechseln denn die Rollen. Das Fremde wird heimisch in Rom, das spezifisch Römische rückt in die Stelle des Gastes ein: die Schranken zwischen Römern und Nichtrömern fallen hin, die römische Gesellschaft wird kosmopolitisch. Den offiziellen staatsrechtlichen Ausdruck findet diese Entwicklung in der Erteilung des römischen Bürgerrechts an alle freien Einwohner des Reiches durch Caracalla (211—217). In gleicher Weise verschwindet das römische Wesen aus dem Recht. Ueber dem römischen wie über jedem nationalen Recht taucht das natürliche und allgemeine, das Menschenrecht auf. Ebenso verlieren Litteratur und Kunst den griechisch-römischen Typus, sie werden verallgemeinert, ohne gleichzeitig an Tiefe und Kraft zu gewinnen. Diesem Kosmopolitismus auf sozialem und geistigem Gebiet entspricht auf religiösem die Religionsmischung, der Synkretismus.

Die religiöse Frage war im dritten Jahrhundert die eine große Frage, die alle Gemüter bewegte. Vieles hat zusammengewirkt, der Religion diese zentrale Stellung im Volksleben zurückzuerobern. Man mag diese Erscheinung erklärbar finden oder nicht, jedenfalls ist es Thatsache, daß der Skeptizismus in seinen verschiedenen Formen nicht mehr genügte, daß neue religiöse Bedürfnisse energisch sich geltend machten, daß wieder zu Ehren kam, woran sich der frivole Spott versucht hatte. Unser Gewährsmann mag hier selbst das Wort erhalten:

> Die römische Gesellschaft im dritten Jahrhundert hat den Geschmack an dem verloren, was sie früher befriedigte. Die Augen sind ihr geöffnet, die Illusionen genommen. Sie hat den Geschmack am Ruhm verloren, am sinnlichen Genuß und an den Philosophien, die ihr bisher Nahrung gaben. Sie braucht etwas besseres, ein neues Ideal, eine neue Quelle der Anregung, ein neues Prinzip geistigen Lebens; und da sie auf Erden nichts derartiges findet, wendet sie sich wieder an ihre Götter; sie appellirt an das religiöse Gefühl; sie sucht in der übersinnlichen Welt den Trost und die Hoffnungen, deren sie bedarf (S. 19).

Und welche Fülle von Gottheiten und Kulten bot ihre Dienste an! An Nothelfern mangelte es nicht. Da waren die alten Götter Griechenlands und Roms. Sie erhielten sich in der Autoritätsstellung, die jahrhundertelange Bewährung ihnen verschafft. Die Geschicke des Staates wie der einzelnen Familie blieben unter ihrem Schutz; alle wichtigen Akte des öffentlichen und privaten Lebens wurden zum Zeugnis der Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die alten Gottheiten. Mochten auch die Bräuche und Formeln, mit denen man sie ehrte, unverständlich geworden sein; ihnen zu entsagen wagte man nicht.

Jungen Ursprungs war der Kaiserkult. Unbegreiflich will uns die göttliche Verehrung von Menschen erscheinen, zumal solcher, deren Charakter und Wirken kaum das sittliche Niveau des Durchschnittsmenschen erreichte. Also war die Vergötterung eine Ausgeburt des Wahnsinns, die Aufnahme des Kultes ein Akt des Servilismus? Diese uns naheliegende Erklärung reicht nicht aus. Der Grund der Vergötterung der Kaiser liegt tiefer, die Allgemeinheit ihrer Verehrung hat andre Motive. Die Umwandlung der Republik in die Monarchie brachte es mit sich, daß nicht mehr der Genius des römischen Volkes, sondern der Genius des regierenden Kaisers offiziell verehrt wurde. Der Kaiserkult war die allgemeine Staatsreligion — er war staatsbürgerliche Pflicht, denn er war Ausdruck der Anerkennung der bestehenden Gewalt; er war aber auch die Form, in der das Regiment der Kaiser als segensreiches verehrt wurde, in der die Dankbarkeit für den Frieden, den sie dem Reiche gebracht, sich aussprach. Von der politischen und sozialen Seite abgesehen, hatte der Kaiserkult für das Heidentum die große Bedeutung, daß in ihm ein über das ganze römische Reich verbreiteter Kult sich herausbildete, ein wirklich allgemein anerkannter inmitten des Wirrwarrs von Kulten, ein Sammelpunkt in der Zersplitterung.



Offizielle Huldigungen wurden nur dem Genius des Kaisers zu teil. Aber auch der geringste Unterthan glaubte seinen besonderen Genius zu haben; an seinem Geburtstage spendete er ihm ein Opfer. Jeder Ort, jeder Stand, jeder Verein hatte in gleicher Weise seinen Genius, seinen Schutzgeist. Alle Eigenschaften und Tugenden wiesen hin auf entsprechende Genien, man sprach von einer Libertas (Freiheit), Spes (Hoffnung), Pietas (Frömmigkeit). Wie man sich diese Genien vorstellte? Sehr verschieden jedenfalls, entsprechend dem Bildungsgrade dessen, der die Uebertragung anstellte. Jedenfalls waren es Geister, die zwischen Himmel und Erde vermittelten, ihre Existenz stand außer Frage. Sie waren ein unentbehrlicher Faktor des Lebens, man ließ sich drum klugerweise nicht auf gefährliche Grübeleien ein, so wenig der Katholik über seine Heiligen eine Auskunft verlangt, die ihm niemand in seinem Sinne geben kann.

Das religiöse Bedürfnis aber wurde durch diese Kulte nicht gesättigt. Unruhig schaute man aus nach neuen Wegen und Mitteln — das Morgenland trat helfend ein.

> Seit langer Zeit hatte die gemischte Bevölkerung, welche frühzeitig sich nach Rom ergoß, und die eingebornen Römer selbst eine Schwäche für die Kulte Phrygiens, Aegyptens und andrer orientalischer Länder gezeigt, während eine eifrige Propaganda in der Großstadt festen Fuß zu fassen suchte. ... Die Zeit der großen Eroberungen in Afrika, Macedonien und Asien macht die Berührungen mit dem Orient häufiger; Götter und Menschen erfahren die unwiderstehliche Anziehungskraft der siegreichen Stadt. Einer nach dem andern lassen sich die Götter Aegyptens, Phrygiens, Karthagos, Syriens in den Vorstädten nieder und erzwingen sich den Eingang in die geheiligte Umwallung der Stadt. Sie werden verjagt und proskribirt; sie erneuern den Angriff mit unermüdlicher Ausdauer. Selbst diejenigen, welche die Aufgabe haben, sie zurückzuweisen, machen ihnen Konzessionen, zuweilen aus politischen Gründen, zuweilen aus Sympathie oder aus Aberglauben. Seit dem Tode Tibers lassen die Proskriptionen nach; immer zahlreicher eilen die fremden Götter herbei; immer größer wird ihr Einfluß. Im dritten Jahrhundert sind sie in Rom wie zu Hause (S. 45. 46).

Groß war die Anziehungskraft der alexandrinischen Gottheiten, der Isis und des Serapis. Die Kaiser Septimius und Alexander Severus haben ihnen besondre Ehrfurcht gezeigt. Isis gewann vor allem als die Schutzgöttin weiblicher Funktionen Einfluß, aber schon die prunkenden Feste, die man ihr zu Ehren feierte, mußten Eindruck machen. Die geheimnisvolle Symbolik und die wechselnden Bilder der Prozessionen übten einen bestrickenden Zauber aus auf Geist und Sinne der Zuschauer. — Nicht minder war beliebt der Kultus der „großen Mutter," der Cybele, der Personifikation der fruchtbaren Natur. Er stammte aus Phrygien. Es war ein sinnlich aufregender Kult, an den sich manche Unsauberkeiten anschlossen. Aber die wahnsinnige Raserei, in welche die Priester sich künstlich versetzten, um sich dann durch Geißelhiebe und Messerstiche zu verstümmeln, wirkte ansteckend. — Von den in bescheidenerem Umfange Anerkennung findenden syrophönizischen Gottheiten Baal und Astarte sehen wir hier ab, um noch den wichtigsten Bestandteil des synkretistischen Heidentums herauszugreifen, den Mithrasdienst. Ob Mithras, der alte arische Gott der aufgehenden Sonne und des segenspendenden Lichtes, schon im ersten Jahrhundert in Rom einen organisirten Kult hatte, ist sehr fraglich; jedenfalls bestand ein solcher seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts. Marc Aurel errichtet ihm einen Tempel an der Stelle, wo sich heute Sankt Peter erhebt. Unter den Severern wird Mithras in der römischen Gesellschaft der bevorzugte Gott. Nicht so sehr seiner Stellung als Naturgott verdankte er dies, als seiner allmählichen Umwandlung in eine sittliche Gottheit. Man feierte ihn als den Urheber alles Lebens, als die über Winter und Finsternis triumphirende Sonne, aber hielt ihn höher noch als den, der sittliche Reinheit bringt und die Unsterblichkeit seinen Gläubigen verbürgt. Diese bildeten eine geschlossene Gesellschaft, Renan hat sie eine Art heidnischen Freimaurertums genannt. Man kann sie auch in mancher Beziehung mit der „Heilsarmee" vergleichen. Als orientalische

Religion war der Mithrasdienst reich an symbolischen Zeremonien, deren eine das Bad im reinigenden Blut war, wodurch eine vollständige Wiedergeburt herbeigeführt wurde. Es gab verschiedne Grade; durch furchtbare Prüfungen stieg man von den niedern empor zu den höhern. Man erprobte die Seelenstärke der Kandidaten und die Größe ihres Vertrauens auf Mithras, indem man sie lebensgefährlichen Uebungen aussetzte. Der in die Gemeinschaft Aufgenommene war fortan ein „Krieger" des Mithras, verpflichtet zum Kampfe gegen das Böse. Ueberwindung der untern Welt eröffnete ihm die obere, sein Ziel war, unbesiegbar zu werden, wie Mithras selbst. Diese soldatische Auffassung des Gläubigen hat dem Mithrasdienst viele Anhänger in der Armee verschafft.

Nur einen kleinen Teil der Gottheiten haben wir genannt, die in der römischen Gesellschaft Verehrer suchten und fanden. Sie waren so zahlreich, daß es auf den ersten Blick scheint, als hätte diese Konkurrenz zu einem Massenmorde führen müssen — ein Irrtum, auf der Voraussetzung ruhend, daß diese Götter sich gegenseitig ausschlossen. Viele der Götter pflegten freundnachbarliche Beziehungen, unterstützten einander, und selbst Priester fanden es ganz in der Ordnung, mehreren Göttern zugleich ihre Dienste zu widmen. So war es natürlich, daß im Volksbewußtsein erst recht die Unterschiede als bedeutungslos empfunden wurden, daß man die Gottheiten wirklich vermischte, daß jeder nach Belieben bei den verschiedenen Kulten Anleihen machte, hier einen Brauch entnahm, dort eine Vorstellung, der einen Gottheit die Sorge für Wohlergehen im Diesseits anvertraute, von der anderen Hilfe erwartete, wenn sich seine Augen geschlossen. Die gläubige Menge hielt damals schon große Stücke auf die Quantität, sie eilte von einem Altar zum andern. Die Götter waren nicht eifersüchtig, oder man ignorirte dann solche Neigungen. Die gleichzeitige Verehrung zahlreicher Heiligen wird durch römische Katholiken ebensowenig als Widerspruch oder Verrat betrachtet wie im alten Rom die Verehrung vieler Götter. Und die Gebildeten folgten willig diesem Zug der Zeit, aus Bedürfnis viele, aus Mode manche. Verwöhnte Genußmenschen verlangten nach der Abwechslung und den Aufregungen mehrerer Mysterien oder Kulte; hier konnten sie für kurze Stunden die Leerheit ihres Lebens vergessen. Also eine wirkliche Mischung der Götter und Religionen fand in Rom statt!

Woher diese? Das Heidentum als solches allerdings hat die Tendenz, die vielen Gottheiten zu kombiniren, Züge der einen auf die andern zu übertragen. Aber die Blüte des Synkretismus, wie ihn das dritte Jahrhundert aufweist, ist auch innerhalb der Geschichte der heidnischen Religionen eine auffällige Erscheinung. Dieser Umfang des Synkretismus ist erklärlich nur, wenn die bis in das graue Altertum nachweisbare Sitte der Römer in Anschlag gebracht wird, die Götter aller unterworfenen Völker anzuerkennen, die fremden Götter in den eigenen religiösen Haushalt aufzunehmen, wie die besiegten Nationen in den politischen Staatsverband. Dazu waren die fremden Kulte, die im dritten Jahrhundert in Rom ein empfängliches Publikum fanden, damals schon selbst mehr oder weniger synkretistisch angehaucht, vermengt mit Elementen, die ihrem ursprünglichen Wesen fremd waren, daher auch zu weiteren Verbindungen prädisponirt. Die römische Religion selbst aber war durch ihr Wesen jeder Bereicherung fähig. Sie war elastisch wie keine andere, und nichts stand der weitesten Ausdehnung der Götterschar entgegen, jede Personifikation einer Thätigkeit vermehrte sie.

Gastfreundschaft war so allen Religionen in Rom sicher, wenn sie nicht wie die christliche exklusiv und feindlich gegen den alten Nationalkult auftraten. Das Geheimnis ihres Erfolges lag nicht in ihrer Herkunft — die Götter der verachteten Aegypter wurden besonders umworben —, sondern in ihrer Kraft, dem religiösen Bedürfnis zu genügen, in ihrer Fähigkeit, die Fragen zu beantworten, die mehr und mehr zu Lebensfragen der römischen Gesellschaft wurden. Worin bestanden diese? C M



# Zum sozialen Frieden

3. (Zweite Hälfte)

## Die sozialen Richtungen der Gegenwart

Die nächste Bewegung, die Schulze-Gävernitz bei seiner Umschauung auf dem Gebiete sozialer Bestrebungen in England ins Auge faßt, ist der Puseyismus, jene katholisirende Richtung der Hochkirche, die in den höhern Ständen ihre Anhänger hat. Wie man auch über diesen katholischen Protestantismus denken mag, das Verdienst hat Pusey und seine Richtung, daß sie die Höchsten an Besitz und Bildung an ihre Pflichten gegen die Armen lebhaft erinnert und ihnen das mittelalterliche Ideal der Wohlthätigkeit wieder vorgehalten haben; Pusey hat auch seine Geistlichkeit zu einer selbstlosen Thätigkeit unter den Verwahrlosesten erzogen und den neugegründeten Frauenorden ihre Arbeit an den Verkommenen angewiesen.

Hier sind auch die im Gegensatz zu Pusey sich „evangelisch" nennenden Jünglingsvereine und Sonntagsschulen zu erwähnen. Als charakteristisch für diese gerade an die Verwahrlosesten sich wendenden Bestrebungen hebt Schulze-Gävernitz mit Recht hervor, daß sie die neue Zeit nicht erkennen, also vergebens das Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber auf den alten patriarchalischen Standpunkt zurückzuschrauben versuchen. Der Arbeiter will als Mensch geachtet sein, er will nicht mehr „Unterthan," sondern „Staatsbürger" sein, nicht Produktionsmittel, sondern Mitarbeiter an dem Werke der nationalen Produktion.

Interessanter für uns Deutsche ist die sogenannte Universitäts- oder Universitäts-Ausdehnungsbewegung. Damit sind die Unternehmungen bezeichnet, die den arbeitenden Klassen Anteil an der Bildung der höhern Stände gewähren wollen. „Die Universität wird zum Volke gebracht, wenn das Volk nicht zu den Universitäten kommen kann." Der Segen dieser Unternehmungen besteht aber nicht etwa bloß in der gesteigerten Bildung, die den Arbeitern zu teil wird, sondern nicht zum wenigsten in der engen Berührung, dem freien Verkehr zweier sich sonst im Leben kaum berührenden Gesellschaftsklassen auf dem Boden gesellschaftlicher Gleichheit. Der Professor, der sich zu einer Vorlesung vor Arbeitern versteht und mit ihnen debattirt, thut das ohne Stolz, ohne dünkelhafte Ueberlegenheit aus dem Gefühl der Gleichheit heraus. Die höhern Stände lernen die niedern kennen und schätzen, lernen von ihnen. Das ist der große Segen.

Als Typus dieser Bewegung kann Arnold Toynbee gelten, ein junger, leider einunddreißigjährig verstorbener (1883) Oxforder Gelehrter. Er hatte einen für sein Alter überraschenden Einfluß nicht nur unter seinen Berufsgenossen, sondern auch in den Arbeiterkreisen gewonnen. Er war eine jener großartigen Naturen, die sich in selbstlosem Streben aufzehren, die nicht so sehr durch ihre außerordentliche geistige Begabung wirken, als vielmehr durch die Reinheit ihres Charakters, die Selbstlosigkeit ihres Strebens, die Innigkeit ihrer Anempfindung. Der Grundgedanke seines Lebens, an dem sein Christentum, wenn auch nicht ein ausgeprägt dogmatisches, den Hauptanteil hat, war der, die Universitäten und die ihnen verwandten Kreise mit den arbeitenden Klassen in Berührung und gegenseitige Beeinflussung zu bringen. Bildung und Wissenschaft sind wie der Reichtum daseinsberechtigt nur durch die Pflichten, die sie zum allgemeinen Besten ihren Trägern auferlegen. Wo sie vornehm sich zurückziehen, müssen sie, wie jedes unthätige Organ, verkümmern. Der Gelehrte soll nicht „herabsteigen" zum Volk, er soll mit ihm verkehren im Gefühl der Gleichberechtigung, ja mit dem Bewußtsein, von dem Arbeiter lernen zu können und zu müssen. Toynbee selbst ging mit gutem Beispiel voran, aber erst nach seinem Tode brachten seine Gedanken ihre Früchte.

Seine Freunde gründeten mit Unterstützung der Universität Cambridge in Ost-London eine „Universitätsniederlassung." Diese sollte zunächst den jungen Studirten, die, von der Universität kommend, sich etliche Monate oder Jahre dem Dienste des Volkes widmen wollen — und es ist Sitte geworden, daß die jungen Männer der besten Kreise, wenn nicht dauernd, so

doch wenigstens einen Abend der Woche in Ost-London unter ihren geringen Brüdern weilen — diesen jungen Studirten sollte Toynbee-Hall ein Mittelpunkt, eine Heimat sein. Diese „Residenten" werden außerdem von den besten Gelehrten in dem Volksunterricht unterstützt. Das Vorlesungsverzeichnis weist die glänzendsten Namen aus der Aristokratie, der Geistlichkeit, dem Parlament, der Wissenschaft auf.

Die Räume von Toynbee-Hall sind heute der Kampfplatz von Meinungen jeder Art und jeder Klasse. Neben Tausenden von Arbeitern, die hier Erholung und Belehrung finden, verkehren in Toynbee-Hall die angesehensten Männer des Staates und wissenschaftliche Namen ersten Ranges. Man kann dort alle politischen Ansichten hören, auch solche sozialrevolutionärer Verzweiflung, wie sie einem unorganisirten und daher hilflosen Arbeiterstande eigen sind; eigentümlicher aber ist es, solche Ansichten alsdann von Arbeitern bekämpft zu sehen, aus einem der dem höher stehenden Arbeiter eigentümlichen Gesichtspunkte: dem gewerkvereinlichen oder dem genossenschaftlichen. Was kann mehr dazu beitragen, jene verzweiflungsvollen Meinungen zurückzudrängen, als solche Gegnerschaft und die ruhige Besprechung derselben mit Angehörigen der sogenannten „kapitalistischen Klassen," deren Selbstlosigkeit schon durch ihre Anwesenheit und Arbeit an diesem Orte feststeht? Keiner wird seiner Meinung wegen verdammt, sondern jede Meinung gehört, wenn sie nur in der Form der ordnungsmäßigen Debatte sich äußert und sachlich erwogen ist.

Diese Freiheit und Toleranz ist der immer wiederkehrende charakteristische Zug aller dieser sozialen Bestrebungen und, wie es scheint, die unerläßliche Bedingung für ihr Bestehen und ihren Erfolg. Dieser freie englische Geist liegt in dem englischen Wesen überhaupt dank der Geschichte. Dazu kommt eine große Gewandtheit des englischen geförderten Arbeiters in der Debatte. Giebt es doch in einer analogen Anstalt Ost-Londons, in dem Oxford-House, eine besondre Debattirgesellschaft, die sich mit politischen und sozialen Fragen beschäftigt und ihre Mitglieder in der Debatte und freien Aussprache schult.

Von der Großartigkeit von Toynbee-Hall können wir uns auf dem Festlande keine Vorstellung machen. Nicht allein, daß allerlei gesellige Veranstaltungen gepflegt werden, auch Gemäldeausstellungen, Ausflüge nach den Museen des Westens, Klassen für Zeichnen, Modelliren u. s. w. dienen der Weckung und Verbreitung des ästhetischen Sinnes. Die verschiedensten litterarischen und wissenschaftlichen Vereine haben dort ihren Sitz. Da ist eine „Gesellschaft für Litteratur des Elisabethischen Zeitalters," die „Shakespearegesellschaft," die „philosophische Toynbeegesellschaft" u. s. w.

Aber Toynbee-Hall ist nicht einzig in seiner Art. Das Oxford-House ist schon erwähnt. Vom „Volkspalast" haben wir auch sonst gehört.*) Und London ist nicht der einzige Ort, der diese „Universitäten" besitzt. Bemerkenswert ist, denn darin tritt der Unterschied, der zwischen dem Londoner Arbeiter und dem Arbeiter des Nordens besteht, deutlich zu Tage, daß diese Veranstaltungen in London von den oberen Ständen, im Norden dagegen von den Arbeitern, von den Gewerkvereinen, den Genossenschaftlern selbst ausgehen. Der Ton, der diese Bestrebungen trägt, ist der der vollsten Achtung des Arbeiters, den keinerlei Wohlthätigkeit in Abhängigkeit bringen soll, dessen Selbständigkeit in jeder Beziehung gewahrt wird.

Selbständigkeit der unteren Klassen ist, wo sie vorhanden, der Ausgangspunkt, wo sie nicht vorhanden ist, der Zielpunkt der geschilderten Bestrebungen. Sie sind von dem goldenen Grundsatz getragen, ohne den alle Bemühungen um die unteren Klassen vergeblich sind: „help them to help themselves," Hilfe zur Selbsthilfe; helft ihnen, selbständig zu werden und der Hilfe nicht mehr zu bedürfen.

Und diese aus dem Bewußtsein sozialer Verpflichtung hervorgegangenen Bestrebungen: welches Ergebnis haben sie gebracht? Mag in Ost-London der Klassengegensatz nicht überbrückt sein, im Norden begegnen die Arbeiter in ihren Vereinen sich mit den „Angehörigen der professionellen Berufsarten," Juristen, Geistlichen, Aerzten u. s. w. auf gleichem Fuße als freie Glieder eines freien Staates. Und die bestgestellten und geistig höchststehenden Arbeiter wirken an den geschilderten Bestrebungen aufs eifrigste mit, die doch nicht auf Geldspenden, sondern auf persönlicher Hingebung gerade der Besten der Nation beruhen.

*) Vgl. Bode, Der Volkspalast in Ost-London in: „Der Arbeiterfreund" 1888, Heft 2.



So sind denn die Universitäten, einst die Hochburgen der aristokratischen Gesinnung, heute demokratisirt. Diese Demokratisirung ist noch weiter im Fortschreiten begriffen, indem die Universitäten auch Wanderlehrer ausschicken, die überall da ihre Vorlesungen in Klassen halten, wo sich das Bedürfnis darnach zeigt. Und dies Bedürfnis ist vorhanden. Jährlich nehmen an diesen Wandervorlesungen etwa 30 000 Personen teil, und so Tüchtiges wird geleistet, daß das Examen eines Schülers dieser Vorlesungen, bez. Klassen einem Studenten Ehre machen würde.

Der Geist Carlyles hat aber nicht allein die positiven und konservativen Richtungen Englands ergriffen, auch die Radikalen haben ihm ihren Zoll gezahlt. Die Positivisten stimmen denselben Ton des Sozialismus an, den wir in jenem Lager hören. Aber wir eilen zu der Strömung, die uns weit mehr interessirt, zu der Sozialdemokratie, oder wie Schulze-Gävernitz schreibt, zum Sozialismus, was allerdings nicht unmißverständlich ist, da damit bisher der Gegensatz gegen den Individualismus bezeichnet worden ist.

Aus England stammend, in Deutschland in ein System gebracht, ist die Sozialdemokratie erobernd nach England zurückgekehrt. Ihre Hochburg ist London. Die Zustände der Massenarmut der Riesenstadt, namentlich im Osten, sind der fruchtbare Boden für ihre Propaganda. Die Massen ungelernter und unorganisirter Arbeiter, das Proletariat, das sich dort nicht allein aus England, sondern auch vom Festland her angesammelt hat, jene Elendesten der Elenden, die Hungers sterben und durch die glänzendsten Viertel der Welthauptstadt ziehen, um ihre Lumpen Prediger ihrer Not sein zu lassen, sie sind die Anhänger der Sozialdemokratie zu allernächst. Ihnen schließen sich hoffnungslose professionelle Berufsarten, Beamte, Rechtsanwälte, Lehrer, Aerzte an, und teils vom Anblick des allgemeinen Elends ergriffen, teils Nachwirkungen der älteren Nationalökonomie folgend, stehen auch Professoren und Dozenten an den südenglischen Universitäten auf Seiten der Sozialisten.

„Das Elend jener Massen besteht aber darin, daß sie nicht der Großindustrie angehören, daß sie nur die ungelernte Kraft ihrer Hände auf den Arbeitsmarkt bringen." Da sind die Dockarbeiter und die kleinen Handwerker, die mit der Großindustrie einen Verzweiflungskampf kämpfen, da sind die Arbeiter des Schneidergewerbes, die unter dem System des „Schweißtreibens" zu einem menschenunwürdigen Dasein herabsinken. Dem Massenelend steht die Massenwohlthätigkeit fast ganz ohnmächtig gegenüber. Was die Barmherzigkeit thut, ist staunenerregend. Ungefähr 100 Millionen Mark giebt die Privatwohlthätigkeit Londons jährlich an die Armen, 1888 wurden 13 Millionen freier Mittagessen gespendet. Dennoch bleibt die Armut ein unersättlicher Abgrund. Während in England und Wales das durchschnittliche Lebensalter der oberen Klassen 55 Jahre beträgt, sinkt es in einem Stadtteil Süd-Londons auf 29 Jahre herab; während die Kindersterblichkeit innerhalb des ersten Lebensjahres 8 Prozent für die wohlhabenden Klassen beträgt, übersteigt sie bei den ärmeren 30 Prozent.

Unter diesem Elend gewinnt die Sozialdemokratie ihre Anhänger, dagegen ist der entwickelte englische Arbeiter im Norden für sie fast ganz unzugänglich. Macht sie auch hier Fortschritte, so thut sie es um den Preis eines Programmwechsels. Sie muß aufhören, Gewaltpartei zu sein, und muß sich auf den Boden des Bestehenden stellen. So hat sich die Sozialdemokratie in zwei Richtungen geteilt: die revolutionären Elemente, durch nichts von den Anarchisten unterschieden, haben sich in der „sozialen Liga" zusammengefunden. Sie sind Feinde der Gewerkvereine, sowie jeder Arbeiterschutzgesetzgebung oder jedes Schrittes, der den Zusammenbruch des heutigen morschen Gesellschaftszustandes hinausschieben könnte. Revolution ist das einzige Heil. Diese Richtung hat nun bei den Gewerkvereinen, die etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Arbeiter umfassen, auf keinen Beifall zu rechnen. Denn sein praktischer Sinn sowie die geschichtliche Erfahrung belehren den Gewerkvereinler, nicht in undurchführbaren Zukunftsbildern das Heil zu suchen, sondern einzelnen, praktisch erreichbaren Zielen zuzustreben. „Man kann mit Sicherheit sagen, daß die Gewerkvereine und damit der eng-

lische Arbeiterstand überhaupt den Aposteln des Umsturzes auch in Zukunft verschlossen bleiben werden." Andrerseits ist Schulze-Gävernitz der Ueberzeugung, daß die genannten Vereine doch auf die Sozialdemokratie eingehen werden, wenn sie anständig wird und soweit sie einzelne praktische, greifbare Ziele steckt. Und selbst wenn die Versöhnung zwischen Sozialdemokratie und Gewerkverein die Arbeiterpartei zu einer parlamentarischen Macht emporhebt, so liegt darin keine Gefahr.

Ein englischer Arbeiterführer gleicht eben nicht gewissen Radikalen des Festlandes, welche nichts als ihre Theorie kennen und um dieser willen die Welt vorhanden wähnen. Das vielmehr ist das Großartigste an jenen Arbeiterorganisationen, daß sie den Arbeiter zur Politik erziehen.

Und dazu kommt der dem Engländer eigne nüchterne, praktische Sinn, der sich auch im Arbeiter nicht verleugnet, und das deutliche Gefühl, daß das Interesse des Ganzen schädigen das eigne Interesse schädigen heißt. Sitzen diese Arbeiterführer, die nicht Namen und Ruhm, sondern greifbare Erfolge suchen, im Parlament, so wird die Gesetzgebung die Interessen der arbeitenden Massen eingehender als bisher berücksichtigen. Eine Gefahr für das Bestehende ist nicht zu fürchten.

Ein andrer, der englischen Sozialdemokratie eigentümlicher Zug ist ihre christliche Färbung. „Es scheint fast, als ob der Sozialismus, wie er einmal, um in England Verbreitung zu finden, auf den Boden des Bestehenden tritt, so andrerseits sich dort christianisiren müsse."

Nicht allein, daß viele Sozialisten ernste Christen sind, es giebt ausgesprochen christlich-sozialistische Organisationen, die wohl in den alten Christlich-Sozialen ihre Vorgänger haben, aber doch durch die Betonung des Staatseingriffs sich wesentlich von ihnen unterscheiden. Zu nennen sind hier die „Christlich-sozialistische Gesellschaft" und die „Gilde des heiligen Matthäus," welch' letztere namentlich aus Geistlichen besteht. Das Reich Gottes, dies sind die hervortretenden und auch in den Predigten ausgesprochenen Gedanken, ist nicht bloß jenseitig, sondern auch diesseitig. Jesus ist gekommen, die „Stolzen," die „Mächtigen" und die „Reichen" zu bekämpfen und nicht bloß eine innere Veränderung der Menschen, sondern einen äußern Umschwung herbeizuführen. Stolz, Macht, Reichtum sind Sünde. Das heutige System der Güterverteilung ist also vom christlichen Standpunkte aus verwerflich. Der Sozialismus ist eine neue Offenbarung des Christentums. Politik, Gesetzgebung, Volkswirtschaft, jeder Teil des menschlichen Lebens sei von den Christen in Anspruch zu nehmen.

So besteht denn zwischen den Sozialisten und diesen Kirchlichen eine lebhafte Berührung. Geistliche reden in den sozialistischen Versammlungen oder halten auf Wunsch eine Predigt, während wiederum jeder Sozialist in einer christlichen Zeitschrift oder vor einer christlichen Versammlung zu Worte kommen kann. Also wiederum jene Weitherzigkeit, die allen sozialen Bestrebungen Englands eigen ist.

Nehmen wir zu dieser dem Arbeiter gezollten Achtung, wie sie sich in dieser Weitherzigkeit ausspricht, noch hinzu, wie der Arbeiterstand selbst wirtschaftlich sich gehoben, wie er sich eine politische Macht und Schulung zu erwerben im Begriffe steht, um mögliche Forderungen im Parlamente auf Grund des Bestehenden durchzusetzen, beachten wir ferner, wie die soziale Arbeit der Höherstehenden und ihre fortgesetzte Berührung mit dem vierten Stande die Klassengegensätze praktisch überwunden werden, so giebt sich ein Bild sozialen Ringens, das zu der Hoffnung berechtigt, das letzte Wort darin wird Friede sein.

P D

---

## Habent sua fata libelli

Von einem Mitglied des Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses geht uns folgender Artikel zu:

Das Göhresche Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" geht seinen Weg; es wird lebhaft gekauft und gelesen, und Uebersetzungen in fremde Sprachen stehen in Aussicht. Auch die Stimmen der Presse mehren sich; es wird kaum noch ein angesehenes Blatt zu finden sein, das nicht eine mehr oder weniger eingehende Besprechung davon gebracht hätte. Und im allgemeinen darf der Verfasser mit der Beurteilung seines Erstlingswerkes wohl zufrieden sein; denn wenngleich dessen Inhalt und Tendenz es mit sich bringen, daß die Stellungnahme der verschiedenen Parteiblätter eine weit auseinandergehende ist, so wird doch allgemein die Bedeutsamkeit der Schrift nach Inhalt und Form anerkannt.



Eine abweichende und recht eigentümliche Stellung nimmt in dieser Hinsicht freilich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" ein, die das Buch in ihrer Nr. 316 bespricht und ihm zwar den Wert einer ganz unterhaltenden Lektüre zuschreibt, den Inhalt jedoch kurzweg als eine „religiös aufgestutzte, sozialistische Phantasterei" bezeichnet und am Schlusse des griesgrämlichen Artikels ausdrücklich von den Leitern des Evangelisch-sozialen Kongresses eine Zusicherung darüber verlangt, daß sie mit den Zwecken und Zielen ihres Generalsekretärs nichts gemein haben.

Letztere Aeußerung giebt uns Veranlassung zu einigen Bemerkungen, da die „Christliche Welt" den Bestrebungen des Kongresses nahe steht und dessen grundsätzliche Stellung zu den Reden und Schriften seiner einzelnen Mitglieder — auch der an der Geschäftsleitung beteiligten — nicht verdunkelt zu sehen wünscht.

Formell können wir die „Nordd. Allg. Ztg." in dieser Hinsicht vollkommen beruhigen; die Schrift des Herrn Göhre ist eine durchaus selbständige und ist weder mit dem imprimatur des Kongresses versehen noch von ihm vorberaten oder gar in seinem Auftrage geschrieben. Die Mitglieder des Kongresses können daher für deren Inhalt ebensowenig verantwortlich gemacht werden, wie etwa für die Ansichten des Herrn Professors Adolf Wagner über Bodenreform, für die wirtschaftlichen Reichstagsbriefe des Herrn Nobbe oder für die Stellung des Herrn Stöcker und der ihm nahestehenden Zeitung „Das Volk" zur Kasseler Reichstagswahl. Der Evangelisch-soziale Kongreß ist eben kein geschlossener Verein, der seinen Mitgliedern eine bestimmte kirchliche, politische oder wissenschaftliche Doktrin vorschreibt, sondern eine freie und zwanglose Verbindung evangelischer Männer, die sich die Aufgabe gestellt haben, die gesellschaftlichen Zustände und Erscheinungen der Zeit nicht von einseitig merkantilen oder gewerblich-individualistischen Gesichtspunkten aus zu betrachten, sondern diese unter das Licht des Evangeliums zu stellen, an seinem sittlich-religiösen Geiste zu messen und so eine soziale Reform der Gesinnung herbeizuführen, deren unsre Zeit aufs dringendste bedarf, wenn anders unsre christliche und nationale Kultur nicht Gefahr laufen soll, den Zuckungen einer revolutionären Umwälzung oder dem Terrorismus einer Partei anheimzufallen, die — wie Göhre mit Recht sagt — ihrem innersten Wesen nach die Verkörperung des konsequentesten, widerchristlichen Materialismus ist.

In diesen Grundanschauungen wissen sich die Mitglieder des Evangelisch-sozialen Kongresses einig, und da die ganze Schrift Göhres in diesem Sinne geschrieben, von diesem Geiste durchdrungen und von dieser Auffassung getragen ist, so darf sich ihr Verfasser auch mit vollem Recht als Mitglied des Kongresses betrachten, wie ihm andrerseits auch der Kongreß mit vollem Vertrauen die äußere Leitung seiner Geschäfte überweisen darf.

Steht die „Nordd. Allg. Ztg." auf einem andern Standpunkte, hält sie die bestehenden gesellschaftlichen Zustände für so gesund und dem christlichen Gebot der Nächstenliebe so sehr entsprechend, daß nach ihrer Ansicht die evangelischen Männer die Hände in den Schoß legen können, und daß die Kirche als geordnetes Organ oder als Verkündigerin der Heilsbotschaft sich zur unbedingten Vertreterin oder Verfechterin des Bestehenden machen darf — nun wohl, so steht sie eben den Bestrebungen des Kongresses fern, und es ist gut, daß dieser nachgerade seine Freunde und Gegner kennen lernt.

Wir indessen sind andrer Ansicht und können Göhre nur dankbar sein, wenn er die während seines Lebens unter sächsischen Fabrikarbeitern gewonnenen Erfahrungen, die wir übrigens nicht für so oberflächlich und bedeutungslos halten wie der Gewährsmann der „Nordd. Allg. Ztg.," dazu verwertet, um die Reformbedürftigkeit der sozialen Arbeiterverhältnisse kräftig zu betonen und den Nachweis zu führen, wie wenig sie den An-

forderungen entsprechen, die an ein christliches Gemeinwesen zu stellen sind.

Gehen wir indessen, um unserm Kritiker in jeder Hinsicht gerecht zu werden, etwas näher auf die Einwendungen ein, die er gegen das Göhresche Buch geltend macht.

Zunächst stellt er die Behauptung auf, der ganze materielle Inhalt des Buches sei jedem längst bekannt, der überhaupt Anlaß gehabt habe, sich um diese Dinge zu bekümmern. Es habe wahrlich keiner Entdeckungsreise im erborgten Handwerkerkostüme bedurft!

Da ist nun freilich ein Mann wie Professor Hans Delbrück andrer Ansicht, man lese doch, was er darüber in den „Preußischen Jahrbüchern" gesagt hat! Aber auch das lesende Publikum urteilt offenbar anders, da es dem Buche augenscheinlich großes Interesse entgegenbringt, was bekanntlich nicht der Fall zu sein pflegt, wenn der Verfasser einer Schrift nur allbekannte Dinge vorbringt und längst Gesagtes nachbetet.

Sodann tadelt es der Rezensent, daß Göhre „ebenso wie Bebel" ein Gegner des absolutistischen Systems sei, nach dem der Fabrikbesitzer seine Fabrikordnung lediglich nach eignem Ermessen festzustellen habe, und daß Göhre dies als das Gegenteil von wirtschaftlicher Freiheit zu bezeichnen wage.

Ex ungue leonem — wir haben wahrscheinlich in dem Kritiker einen Mann vor uns, dem gerade dieser Punkt besonders weh thut! Aber er gestatte uns, ihm zu sagen — ohne daß wir hierzu irgendwie Partei nehmen wollen —, daß außer Bebel und Genossen auch noch andre Männer so ketzerisch sind, einem erweiterten Einfluß der Arbeiter auf die Organisation der Fabrikverfassungen das Wort zu reden! So sagt z. B. Dr. Oldenberg in seiner Schrift „Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie" darüber Folgendes:

> Bekanntlich kommt in den letzten Jahrzehnten die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß das unbeschränkte Kommando des Fabrikherrn in nächster Zukunft ebenso notwendig durch Gewerkvereine, Arbeiterausschüsse u. s. w. beschränkt werden muß, als sein unbeschränkter Bestand bisher, zur Zeit des ersten Aufkommens der großen Industrie, unerläßlich gewesen ist.

Endlich aber — und das bildet den Hauptangriffspunkt — wirft der Rezensent der „Nordd. Allg. Ztg." Herrn Göhre vor, sein Idealismus sei ein durchaus haltloser, verworrener, der sich über die Ziele und Aufgaben der Kirche weder den politischen und sozialen Träumen der Sozialdemokratie noch dem bestehenden Staate gegenüber irgendwie klar sei. Und hier ist es besonders ein Umstand, der seinen ganzen Zorn herausfordert, daß nämlich Göhre die Sorge um die Erhaltung der heutigen gesellschaftlichen Zustände und um den Bestand der herrschenden Staatsform nicht der Kirche, sondern den Trägern und Interessenten jener Staatsform selbst zuweist, ja daß er sich zu dem Worte versteigt, die Kirche als solche habe kein Interesse an einer bestimmten Staatsform; es sei ihr und ihren Dienern gleichgiltig, ob sie in einem Feudal-, Manchester- oder Sozialstaate lebe.

Wir geben nun gern zu, daß Herr Göhre besser daran gethan hätte, das an sich Richtige in diesem Gedanken in eine weniger mißverständliche Form zu kleiden, und daß er dafür eine andre Fassung hätte suchen sollen, als man sie neuerdings bisweilen im Osservatore Romano findet.

Richtig ist es, ja unzweifelhaft, daß es der Kirche als Verkündigerin des in Christo erschienenen Heils und als Spenderin der Sakramente nach Gottes Wort in gewissem Sinne gleichgiltig sein darf, unter welcher Staatsform sie die ihr anvertrauten Gnadengaben verwaltet; als Trägerin der ihr obliegenden eminent sozialen Aufgabe aber, das Reich Gottes auf Erden bauen zu helfen, kann und darf es ihr nicht gleichgiltig sein, ob sie den Sauerteig des Evangeliums in verdorbenes oder in kräftiges und gesundes Mehl mischt! Sie hat in der That recht wohl ein Interesse daran, daß die „Träger und Interessenten des Staates," der seinen Bürgern als historisches Produkt eigner und väterlicher Kulturarbeit ans Herz gewachsen ist, und in dem sie die starken Wurzeln ihrer nationalen Kraft finden sollen, von dem Geiste des Evangeliums erfüllt seien, und daß auch im öffentlichen Leben das Salz nicht dumm werde; ja wir meinen, sie sei gerade in unsrer Zeit ganz besonders daran interessirt!



Sollte sich dann freilich, was wir nicht hoffen wollen, „im Ringen der Geister die Kraftlosigkeit und Lebensunfähigkeit des Bestehenden herausstellen," so werden allerdings die Pflichten der Kirche nicht ohne weiteres durch diesen Hinfall berührt — sie muß vielmehr die ihr anvertraute Heilsbotschaft den neuen Menschen ebenso darbieten, wie den alten; ob sie aber ruhigen Herzens und gleichgiltig diesem Zusammensturz zusehen darf, das ist denn doch eine andre Frage! Sie wird sich vielmehr sehr ernst prüfen müssen, ob sie auch ihre Kräfte angemessen habe walten lassen, und ob sie sich dem niedergehenden Staatswesen und der zusammenbrechenden Gesellschaft gegenüber frei von Schuld fühle!

Dagegen aber hat wohl auch Herr Göhre nichts einzuwenden; sein Buch liefert, wo man es auch aufschlagen mag, den Beweis dafür, daß er in der evangelischen Kirche nicht die auf einsamer Höhe thronende Herrscherin erblickt, die an dem jähen Untergang einer Kulturwelt und an den sie umgebenden staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen kein Interesse habe — man muß ihn vielmehr nicht verstehen wollen, um dies aus seinem Buche herauszulesen und um die zitirte Stelle in diesem Sinne zu deuten.

Was Herr Göhre dort sagen will, ist, wie uns scheint, Folgendes: Wenn der deutschen Sozialdemokratie das materialistische Rückgrat ausgebrochen wird, wenn bei den Massen an Stelle der jetzigen platten Nützlichkeitsethik wieder religiöses Sittlichkeitsgefühl tritt, wenn dem philosophischen Atheismus das fadenscheinige Kleid angeblich allein waschechter Wissenschaftlichkeit abgestreift wird und an seine Stelle wieder lebendiger Gottesglaube mit dem Bewußtsein sittlicher Ewigkeitsentwicklung tritt, dann hat die Kirche an diesem Geschlechte ihre Pflicht erfüllt, dann hat sie gethan, was sie vermocht hat, und hat der Gesamtheit und dem Einzelnen das Eine gerettet, was not thut!

Haben sich dann zugleich die bestehenden Mächte im Staats- und Gesellschaftsleben hinreichend mit dem sittlich-religiösen Geiste erfüllt, den ihnen das Evangelium darbietet, so werden sie sich auch auf dem Wege innerer Reform weiter bilden und der historische Entwicklungsgang wird nicht unterbrochen werden; haben sie aber die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkannt, hat sich ihre Unfähigkeit zum Leben erwiesen und müssen sie andern Staatsgebilden Platz machen — wohl, so wird die Kirche ein ruhiges Gewissen haben und wird auch in der umgewandelten wie auch immer sich gestaltenden Welt fortfahren, das Evangelium zu predigen. Manebit crux dum volvitur mundus!

Nur möge der Rezensent des Göhreschen Buches die evangelische Kirche nicht für eine Art von polizeilicher Schutzanstalt halten, deren Aufgabe es etwa sei, einer bestimmten Staats- oder Gesellschaftsform den Rücken zu decken und sich zur Dienerin, ja zur Verteidigerin sozialer Uebelstände und Unterlassungssünden unsrer Zeit zu machen! Die Aufgabe der Kirche ist es vielmehr, den Völkern die Glaubens- und Liebesschätze des Evangeliums darzubieten: den Willigen zum Leben und den Widerstrebenden zum Tode!

Darin ist der Evangelisch-soziale Kongreß sicherlich mit seinem Generalsekretär ganz einig.

---

## Die Aufgaben des Gustav-Adolf-Vereins in der Gegenwart

Ueberblick: 1. Die evangelische Diaspora und die Begründung des Vereins; 2. Seine Thätigkeit von 1844—1864; 3. Seine Thätigkeit seit 1865; 4. Ausblick.

### 1. Die evangelische Diaspora und die Begründung des Vereins

Es liegt in dem Wesen der freien christlichen Liebesthätigkeit begründet, daß sie anhebt, wenn im einzelnen Fall ein Notstand schärfer hervortritt, den sie zu beseitigen bemüht ist; erst allmählich ergiebt sich, daß ein immer sich erweiterndes Arbeitsfeld vorhanden ist, das fort und fort neue Kräfte und neue Mittel beansprucht. Auch der Gustav-Adolf-Verein hat diese Erfahrung machen müssen. Bald werden es sechzig Jahre, auf die er zurückblicken kann; es wird darum an der Zeit sein,

einmal ins Auge zu fassen, welche Wandlungen seiner Thätigkeit bisher beschieden gewesen sind.

Als man im Anschluß an die Feier des zweihundertjährigen Gedenktages der Lützener Schlacht 1832 den ersten Aufruf erließ, der dann die Sammlungen eröffnen sollte, aus denen sich die Gustav-Adolf-Stiftung gebildet hat, dachte man zunächst an die Notrufe, die an die evangelische Bevölkerung Sachsens von Zeit zu Zeit ergingen aus den armen evangelischen Gemeinden Böhmens, und ihnen wollte man vor allen Unterstützung zugehen lassen. Bald sah man aber, es werde sich um ein ungleich weiteres Arbeitsgebiet handeln. Die erste Gemeinde, die überhaupt eine Unterstützung der Gustav-Adolf-Stiftung erhielt, wurde Karlshuld im Donaumoos in Bayern (1833).

Im alten heiligen römischen Reiche war wohl in gewissem Sinn der Satz Cuius regio, eius religio (die Unterthanen folgen der Konfession ihres Landesherrn) in Geltung, aber auch außerhalb Preußens, das ja auch selbst am Niederrhein und seit 1740 in Schlesien katholische Landesteile umfaßte, fehlte es nicht ganz an Gegenden, wo eine Mischung der Konfessionen eingetreten war. Um seinen armen Glaubensgenossen zu helfen, hatte das Corpus Evangelicorum des Regensburger Reichstags die Germersheimer Kasse gegründet, die dann unter den Stürmen der Revolution verloren ging. Allein diese Unterstützung war kümmerlich, zumal seit dem Toleranzedikte Kaiser Josephs II. die evangelischen Gemeinden Oesterreichs wieder aufleben durften.

Wir lassen hier jedoch vorerst Oesterreich beiseite, um lediglich zu betrachten, wie sich die konfessionellen Verhältnisse im Reich gestalteten. Hier wurde durch den Luneviller Frieden 1801 das linke Rheinufer Frankreich zugesprochen und dann zur Entschädigung der Reichsfürsten, die dabei Verluste an Landgebiet erlitten, die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer vollzogen. Weitere Umbildungen ergaben die Schöpfung des Rheinbundes und nach der Niederwerfung der Fremdherrschaft die Neugestaltung Deutschlands auf dem Wiener Kongreß. Das einst ganz katholische Bayern gewann außer der Rheinpfalz die markgräflichen Lande in Mittelfranken, Nürnberg mit seinem weiten Landgebiet und die Territorien einer ganzen Anzahl andrer evangelischer Reichsstände, sodaß fortan ein Drittel seiner Bevölkerung dem Protestantismus angehörte. Das protestantische Württemberg gelangte während derselben Zeit zu einer starken katholischen Bevölkerung, insbesondre durch die schwäbisch-österreichischen Lande im Süden, durch das Deutschordensgebiet und einen Teil des Hohenlohischen im Norden des Stammlandes. Waren hier noch die Wohnsitze der beiden Konfessionen deutlich geschieden, so wurde die Sache ungleich buntscheckiger in Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, drei der „Zufallstaaten," wie sie ohne Rücksicht auf geschichtliche Entwicklung die Diplomatie zu schaffen für gut fand. Von ihnen vor allem gilt Joseph Görres Ausspruch, „im Religiösen habe sich das alte Reich zu einem Lebermeere umgestaltet, wie es die griechischen Seefahrer im Norden gefunden: nicht Wasser, Land und Luft, sondern ein dickes geronnenes Magma von allem." Die Bevölkerung war ja in der Konfession geblieben, die sie zur Zeit der alten Reichsstände gehabt hatte, und nun lagen die Gebiete des alten und neuen Glaubens, mit der heutigen staatlichen Gestaltung verglichen, scheinbar aufs willkürlichste durcheinander. Wer hier zu lesen vermag, dem erzählt diese Verteilung der Bekenner noch bis zur Gegenwart ein reiches Stück Territorialgeschichte.

Um ein besseres Einvernehmen zwischen den beiden Konfessionen zu erzielen, griff Nassau zu einer Radikalkur; bereits im Jahre 1817, also noch unter dem Zeichen des Nationalismus, wurde dort die Simultanschule eingeführt, sogar mit gemeinsamem Religionsunterricht der Schüler bis zum zwölften Jahre, und der Fronleichnamstag auch zum Feiertag für die Evangelischen erklärt. Wie die konfessionellen Verhältnisse dort lagen, ergiebt deutlich die Thatsache, daß, als bald darauf in einem früher kurmainzischen Dorfe am südlichen Taunus für die neu entstandne evangelische Gemeinde das Kreuz auf die neue Kirche aufgesetzt wurde, die daselbst wohnhaften Katholiken verwundert die Köpfe schüttelten: „Sein denn die Lutherischen



auch Christen?" Eine Ueberraschung, von der später noch aus so manchem andern Orte der Diaspora berichtet worden ist.

Die politische Zusammenschweißung konfessionell verschiedner Landesteile mußte hier wie überall ganz von selbst zu einem Eindringen der katholischen Bevölkerung in die protestantische und der protestantischen in die katholische führen. Das Leben am Regierungssitze, die Beamten, die von einem Teile des Landes in den andern versetzt werden konnten, die Garnisonplätze und die innerhalb des politischen Ganzen entstandne Niederlassungsfähigkeit halfen selbst bei den noch unvollkommenen Verkehrsmitteln jedes an seinem Teile zum Entstehen einer Diaspora.

Unter solchen Verhältnissen sehen wir die Gustav-Adolf-Stiftung ihre Thätigkeit beginnen. Wohl waren es zunächst recht bescheidne Mittel, über die sie zu verfügen hatte, aber es sollte doch auch erst allmählich in so viele von der Welt abgeschiedne Wohnstätten der Evangelischen die Kunde eindringen, daß es eine Anstalt gebe, die sich vorgesetzt habe, ihnen Hilfe zu bringen. Damals konnte man in der That wohl glauben, „der Beruf des Gustav-Adolf-Vereins sei der, sich selbst unnötig zu machen." Die Bittgesuche mehrten sich zwar, aber auch die Mittel, sie zu befriedigen; vorzugsweise waren es österreichische Gemeinden, denen sie zugewendet wurden. In allen Staaten des deutschen Bundes, mit Ausnahme von Oesterreich und Bayern, denen der Gustav-Adolf-Verein für politisch verdächtig galt, hatten sich nach und nach Kreise gebildet, die mit eintraten für die Pflege der Diaspora, und innerhalb weniger Jahre hat sich die mit Recht so gerühmte Gliederung in Haupt- und Zweigvereine, die im Leipziger Zentralvorstand einen festen Mittelpunkt fanden, bereits eingelebt. Die Hauptversammlung des Vereins in Göttingen 1844, die den Anschluß der preußischen Vereine an die Gustav-Adolf-Stiftung brachte und die Zahl der Hauptvereine bereits auf zweiunddreißig erhöhte, kann als Abschluß der ersten Phase der Vereinsthätigkeit gelten.

W—l

## Gottfried Keller und seine Werke

### 2. Religiös-sittlicher Standpunkt des Dichters

Für einen Roman- und Novellendichter beschäftigt sich Keller auffallend viel mit prinzipiellen Fragen der Religion und Moral. Er ist auch in diesem Stück ganz ein Kind seiner Zeit, in der die Fragen nach Gott, Christentum, Kirche, nach unsrer Stellung zur Welt des Diesseits und des Jenseits wieder in den Vordergrund des Interesses zu treten anfangen.

Die ergiebigsten Aufschlüsse über die religiös-sittlichen Anschauungen des Dichters erhalten wir aus dem „Grünen Heinrich," unter dessen Maske der Dichter überall sich selber ausspricht, und aus den Gedichten; wir werden den Dichter so viel wie möglich selbst reden lassen.

In dem erstgenannten Buch entwickelt sich vor uns ein ungemein reiches Gemütsleben, eine überaus zarte, poetisch angelegte Kinderseele, die sich frühzeitig ihre eigne Welt schafft, die nicht selten mit der Wirklichkeit in starke Kollision kommt. Von Haus aus religiös und von einem kindlichen, wenn auch etwas abenteuerlichen Glauben beseelt, wächst der „grüne Heinrich" in zunehmender Gottentfremdung und immer entschiedener werdender Abneigung gegen die überkommene Form der Religion heran. Er schiebt die Schuld daran auf die Erziehung in Haus und Schule. Von seiner etwas nüchternen, praktischen, freilich auch sehr aufs Sparen angewiesenen Mutter lernt er Gott kennen „vorzüglich als den Erhalter und Ernährer jeglicher Kreatur und als den Schöpfer unsres schmackhaften Hausbrotes."

Das Leben, die sinnliche Natur waren merkwürdigerweise mein Märchen, in dem ich meine Freude suchte, während Gott für mich zu der notwendigen, aber nüchternen und schulmeisterlichen Wirklichkeit wurde, zu welcher ich nur zurückkehrte, wie ein müdgetummelter hungriger Knabe zur alltäglichen Hausſuppe, und mit der ich so schnell fertig zu werden suchte als möglich.

Dennoch unterhält das Kind einen lebhaften, höchst originellen Verkehr mit Gott, dem es freilich nicht an krankhaften Auswüchsen fehlt:

So gereichte es mir eine Zeit lang zu nicht geringer Qual, daß ich eine krankhafte Versuchung empfand, Gott derbe Spottnamen, selbst

Schimpfworte anzuhängen. Mit einer Art behaglicher und mutwilliger zutraulicher Stimmung begann immer diese Versuchung, bis ich nach langem Kampf nicht mehr widerstehen konnte und in vollem Bewußtsein der Blasphemie eines jener Worte hastig ausstieß, mit der unmittelbaren Versicherung, daß es nicht gelten solle, und mit der Bitte um Vergebung. . . . Nun geschah es aber, daß in dem Maße, als ich ihn deutlicher erfaßte und sein Wesen mir unentbehrlicher und ersprießlicher wurde — mein Umgang mit Gott sich verschämt zu verschleiern begann, und als meine Gebete einen gewissen Sinn erhielten, mich eine wachsende Scheu beschlich, sie laut herzusagen."

Von derselben psychologischen Erscheinung handelt die Geschichte von dem „Meretlein," das nicht beten konnte (Bd. I, Kap. 5), die mit wunderbarem Geschick den Geist einer zelotischen Zeit wiedergiebt. Man darf hier nicht von böswilliger Verstockung reden — das „Meretlein" gilt freilich für ein Hexenkind —, vielmehr ist jene Scheu, vor andern zu beten, aus einem krankhaft übertriebenen Zartgefühl zu erklären, das aber aus Religiosität selber entspringt; es giebt eine Keuschheit auch im religiösen Leben, die bei zarten Seelen wohl zu einer Krankheit ausarten kann, die zart behandelt sein will.

Das Fazit, welches Heinrich aus seinen Knabenjahren zieht ist betrübend:

Ich betrachte diese halb gottlose Zeit gerade der weichsten und bildsamsten Jahre als eine kalte öde Strecke und weise die Schuld einzig auf den Katechismus und seine Handhaber.

Hierüber erklärt er sich näher in folgender Auslassung, die manches zu denken giebt:

Ein kleines Buch voll hölzerner blutloser Fragen und Antworten, losgerissen aus dem Leben der biblischen Schriften, nur geeignet, den dürren Verstand bejahrter und verstockter Menschen zu beschäftigen, mußte . . . in ewigem Wiederkäuen auswendig gelernt und in verständnislosem Dialoge hergesagt werden. Harte Worte und harte Bußen waren die Aufklärungen; beklemmende Angst, keines der dunklen Worte zu vergessen, die Anfeuerung zu diesem religiösen Leben . . . Wenn man diese gegen die verwilderte Sündhaftigkeit ausgewachsener Menschen gerichteten, vierschrötigen, nackten Gebote neben den übersinnlichen und unfaßlichen Glaubenssätzen gereiht sah, so fühlte man nicht den Geist wehen einer sanften menschlichen Entwicklung, sondern den schwülen Hauch eines rohen und starren Barbarentums . . . . Es giebt geborene Protestanten, und ich möchte mich zu diesen zählen, weil — nicht ein Mangel an religiösem Sinn, sondern, freilich nur unbewußt, ein letztes seines Räuchlein verschollener Scheiterhaufen, durch die hallende Kirche schwebend, mir den Aufenthalt widerlich machte.

So begrüßt er denn mit Freuden den Zeitpunkt, der ihn aus dem Zwang der Kirche befreit. Die Schilderung der ersten Kommunion, die für ihn den Abschluß seines kirchlichen Lebens bedeutet, ist traurig, fast widerlich zu lesen:

Noch ein paar Stunden, und ich sollte frei sein von allem geistigen Zwang, frei wie der Vogel in der Luft . . . Je näher das Ende rückte und mir die Freiheit winkte, desto trefflicher fand ich die Predigt und ich nannte in meinem Herzen den Pfarrer einer wackern Mann.

Damit ist er fertig mit dem Gott, wie ihn die Kirche lehrte, ohne daß darum sein religiöses Leben erstorben wäre. Es ist ein poetischer Gottesglaube, dem er sich nun hingiebt, vermischt mit allerlei romantischen Gefühlen. Die Lektüre Jean Pauls und die erste kindlich zarte Liebe zu der märchenhaften Anna, der Tochter des feinsinnigen Schulmeisters, sind dabei nicht ohne Einfluß.

An sie knüpfte ich alles, wessen ich über den Tag hinaus bedurfte, und sie war das stille Licht, welches das verdunkelte Herz jeden Abend erleuchtete, wenn die Sonne niederging, und in der erfüllten Brust wurde mir dann immer auch unser guter Freund, der liebe Gott, sichtbar, der um diese Zeit mit erhöhter Klarheit begann, seine ewigen Rechte auch an mir geltend zu machen.

Die Gottesvorstellung, die ihm zusagt, findet er bei Jean Paul (dessen eigentümliche Sprache Keller hier vorzüglich trifft):

Inmitten der Abendröten und Regenbogen, der Lilienfelder und Sternensaaten, der rauschenden und blitzenden Gewitter, inmitten all des Feuerwerks der Höhe und Tiefe — in diesen saumlosen schillernden Weltmantel gehüllt der Unendliche, groß, aber voll Liebe; heilig, aber ein Gott des Lächelns und des Scherzes; furchtbar von Gewalt, doch sich schmiegend und biegend in eine Kinderbrust, hervorguckend aus einem Kindesauge wie das Osterhäschen aus Blumen! Das war ein andrer Herr und Gönner als der silbenstecherische Patron im Katechismus.

Diese pantheistische Gottesvorstellung finden wir auch allenthalben in den Gedichten; in der Natur sucht und findet er seine Gottheit:

Tausendfach wollen die Blumen entriegeln
Aus ihrer Brust den gefangenen Gott.



Mit einem persönlichen Gott weiß er nichts anzufangen; einmal in höchster Not kehrt er später noch zum Gebet zurück, aber wie „zu einer außerordentlich verjährten Maßregel."

Das eine und andre Mal bekommt man den Eindruck, als gehe seine Anschauung von Gott schließlich in barem Atheismus auf. Zwar mit einer Narrenfigur wie der des entlaufenen Schulmeisters Gilgas im „Grünen Heinrich" wird er diesem keine Jünger erwerben wollen. Dieser Ritter des Atheismus ist mit köstlicher Ironie geschildert.

„Er war ausgezogen, um die Welt zu sehen und zu genießen, nachdem der liebe Gott aus derselben weggeschickt worden."

Dennoch bekennt Heinrich sich selbst als einen Anhänger „des lebenden Philosophen" — Schopenhauer ist gemeint —, „der gleich einem Zaubervogel, der im einsamen Busch sitzt, den Gott aus der Brust von Tausenden hinwegsang." — Doch ist auch das nicht das letzte Wort: wir haben hier keine einheitliche Anschauung; wir haben einen Dichter mit seinen Stimmungen vor uns und keinen Philosophen mit einem System. Die Sehnsucht nach Gott bleibt ihm, und in der „Stille der Nacht" geht ihm die Ahnung dieses Gottes auf:

Doch wie im dunklen Erdenthal
Ein unergründlich Schweigen ruht,
Ich fühle mich so leicht zumal
Und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund:
Es ist, als thät der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund. (Bd. IX, S. 17)

Ist in Beziehung auf Kellers Anschauungen über Gott bei aller Neigung zum Nihilismus doch ein Hin- und Herschwanken nicht zu leugnen, so macht er nun aus seiner entschiedenen Abneigung gegen alle positive Religion, insbesondre gegen die christliche Kirche und alles, was mit ihr zusammenhängt, nicht den geringsten Hehl. Er behandelt die Kirche wie ein altes ausgebrauchtes Möbel, das man im Zimmer nur stehen läßt, weil es von ehrwürdiger Großvaterzeit herstammt; für die offiziellen Vertreter der Kirche hat er nur Geringschätzung und Hohn; von der Lehre der Kirche redet er mit empörender Oberflächlichkeit und staunenswerter Unkenntnis.

Er schreibt sich zwar Liebe zur Person Christi zu, aber in einem Atem damit bekennt er seinen Widerwillen „gegen alles, was sich christlich" nennt. „Denn wo sich Christentum geltend machte, war für mich reizlose und graue Nüchternheit." Mit dem Schulmeister steht Heinrich so gut, weil jener „sich nicht gut mit der Kirche stand und behauptete, ihre gegenwärtigen Diener wären unwissende rohe Menschen." Die Worte „Sünde," „Sünder", „Barmherzigkeit" sind ihm lächerlich und verhaßt. Das Erkennen und Bekennen der Sündhaftigkeit, das ihm im Konfirmandenunterricht zugemutet wird, hat ihm einen „zu handwerksmäßigen Anstrich, einen widerlich technischen Geruch wie von einer Leimsiederei oder von dem säuerlich verdorbenen Schlichtebrei eines Leinewebers" (!).

Der Begriff „Glauben" bleibt ihm etwas gänzlich Unverständliches.

O wie unsäglich blöde klingt mich das Wort an! Es ist die allerverzweifeltste Erfindung, welche der Menschengeist machen konnte in einer zugespitzten Lammeslaune (!). Ich kann nicht einmal bitten um Glauben, weil, was ich nicht wünsche, mir niemals wünschbar sein kann; weil ein klares Unglück, das ich begreife, noch immer eine lebendige Luft zum Atmen für mich ist, während eine Seligkeit, die ich nicht begriffe, Stickluft für meine Seele wäre.

Von der Forderung des Christentums: „Liebet einander!" weiß er nichts zu sagen, als daß man auf Befehl und theoretisch (!) nicht lieben könne. Im Gegenteil: die Rücksicht auf den lieben Gott mache einem die Wohlthat zur Last, weil sofort der Eigennutz hereinspiele.

Die Novelle „Das verlorene Lachen," die letzte in der Sammlung „Leute von Seldwyla" und ästhetisch angesehen eine der vollendetsten, hat zum Thema den Gedanken: zu einem glücklichen Leben brauchen zwei wohlgebildete Menschen, die ihrer gegenseitigen Liebe sicher sind, die Kirche nicht; ja diese kann nur störend in ihr Leben eingreifen. Es handelt sich um ein glückliches Ehepaar, das durch die Kirche und ihren

berufsmäßigen Diener auseinander kommt; nach mancherlei Versuchen der Frau, unter irgend einer Religionsform ihre Seelenruhe zu finden — aufgeklärter Protestantismus, bornirter Katholizismus, muckerisches Sektenwesen erweisen sich dabei als gleich nichtsnutzig —, versöhnen sich die Gatten dem rein menschlichen Zug ihres Herzens folgend und jede Rücksicht auf Religion und Kirche über Bord werfend. Sie finden ihr Glück eins im andern und „lassen den lieben Gott einen guten Mann sein" — dieser Ausdruck kehrt bei Keller öfters wieder.

Charakteristisch ist das folgende Gespräch nach der Versöhnung:

Sie: Jucundus, was wollen wir nun mit der Religion oder mit der Kirche machen? — Nichts, antwortete er, wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollen wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufnen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen. Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen sind, so verfallen ihre Tempel, und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Ruhe und Stille ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblüht und leuchtet wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden.

Das verlorene Lachen war wiedergefunden ohne den „Kirchenmann."

Die Ruhe, mit der hier Kirche und Religion abgethan und über sie hinweg zur Tagesordnung gegangen wird, ist schmerzlicher als die beißendste Satire. Ihr läßt der Dichter freien Lauf gegenüber den Dienern der Kirche; wo ein solcher auftritt — und dies geschieht oft in Kellers Schriften —, darf man sicher sein, daß es ihm schlecht geht. Allein es sind vielfach — aber nicht durchweg — eben Karrikaturen; man kommt deshalb leichter darüber weg. Eine Probe, die noch eben auf der Grenze gutmütigen Spottes liegt, und bei der man sich des Lächelns nicht erwehren kann, bietet die „Wochenpredigt" (Bd. XI, S. 189). Hier wird das beschauliche Treiben eines Landpfarrers übertrieben, aber äußerst anschaulich geschildert. Derselbe ergeht sich nach der Predigt im Garten; da heißt es:

Hier hat er Ranken angebunden,
Ein nagendes Räupchen abgelesen,
Dort aufgehoben einen Besen
Und an das Gartenhaus gelehnt;
Dann einen Augenblick gewähnt,
Er wolle auf den Sonntag Morgen
Noch schnell für eine Predigt sorgen.
Doch ist er hiervon abgegangen,
Hat einen Schmetterling gefangen
Wirft einen Socken über den Hag,
Der mitten in einem Beete lag u. s. w.

In dem sonst so schönen Gedicht „Rosenwacht" (Bd. IX, S. 42) spielt „das Kirchenmännlein und sein schwarzes Buch" eine gar traurige Rolle am Sterbebett:

Du armer Dunkelmann, was suchst du hier,
Die Menschen nicht, noch Blumen lauschen dir.

Das Totenamt läßt der Dichter die untergehende Sonne halten, flüssig Sonnengold ist der Nachtmahlkelch.

Allein das sind mehr Produkte dichterischer Stimmung oder Verstimmung. Aus ernsterer Reflexion ist entstanden die Gestalt des Pfarrers von Schwanau im „Verlorenen Lachen." „Er stand auf der äußersten Linie der Streiter für die zu reformirende Kirche, die religiöse Gemeinde der Zukunft." Mit herber Ironie wird an diesem Beispiel dargethan, daß eine aufgeklärte Theologie so wenig Existenzberechtigung habe wie die orthodoxe.

Seinen Schilderungen [vom Leben nach dem Tod] konnte dann die unvermählt gebliebene Greisin entnehmen, daß wir in unsern Kindern und Enkeln fortleben; der Arme im Geiste tröstet sich der unsterblichen Fortwirkung seiner Gedanken und Worte; der durch haushälterischen und sparsamen Sinn oft Geplagte freute sich, daß nicht ein Atom seines Leiblichen wirklich verloren gehe, sondern in dem Haushalte der Natur in ewig wechselnder Gestaltung zu Ehren gezogen bleiben und verschwenderisch zur Hervorbringung von tausend neuen Keimen beitragen werde. Der Mühselige und Beladene endlich durfte auf ein durchgreifendes Ausruhen von aller Beschwerde hoffen.

Das Gebäude seiner Rede tapezierte er mit tausend Verslein und Bildern aus den Dichtern aller Zeiten und Völker auf das schönste aus, wie nie zuvor gesehen worden. Es war wie in dem Stübchen eines Zolleinnehmers, der die Armut seiner vier Wände mit Bildausschnitten und Fragmenten, mit Briefköpfen und Wechselvignetten aus allen Ecken der Welt überklebt und vor seinem Fenster ein Kapuzinerchen stehen hat, das die Kapuze auf- und abthut.

Die Gemeinde hatte sich seit drei Jahrhunderten für stark genug gehalten allen äußeren Sinnenschmuck zu verschmähen, um das innere geistige Bildwerk der Erlösungsgeschichte um so eifriger anbeten zu können. Jetzt, da auch dieses gefallen war vor dem rauhen Wehen der Zeit, mußte der äußere Schmuck wieder herbei, um den Tabernakel des Unbestimmten zieren zu helfen.

Der aufgeklärte Reformer macht denn auch kläglichen Bankrott mit seinem Glauben und zieht es vor, seinen „fadenscheinigen Reformatorenrock an den Nagel zu hängen."

In diesem Zusammenhang fehlt es bei Keller auch nicht an wirklich hartem, verletzendem Sarkasmus und nicht einmal ganz an wirklichen Frivolitäten. Allein das sind doch nur vorübergehende Ausbrüche ähnlich den Luftblasen, die aus stillem, tiefem Gewässer aufsteigen. Seine Welt- und Lebensanschauung im ganzen ist durchaus nicht leichtsinnig oder frivol, im Gegenteil ernst, schwer, an Pessimismus grenzend. In die Natur, die er mit hoher Kunst besingt, trägt er seine Stimmungen, sein Glück und sein Leid hinein. Dabei sind seine Naturschilderungen nie nebulose Schwärmereien, sondern stets gedankenvoll; der Frühling weckt in ihm die Hoffnung auf den Völkerfrühling:

Wo einig alle Völker beten
Zu einem König, Gott und Hirt.

Die Sommernacht mahnt ihn an die schöne Sitte der Heimat, wo die Burschen des Ortes in der Stille der Nacht der armen Witwe die Arbeit des Erntens besorgen. Im „Duft und Reif" des Herbstes sieht er die Traumgestalt der Freiheit durch die Lande ziehen, eine bleiche, hohe Königin ohne Heimat. Der Winter mahnt ihn, alles, was uns zügellos erregt, Haß und Liebe, zur Ruhe zu betten wie unter eine sanfte Schneedecke.

Für die Not des Lebens hat der Dichter einen scharfen Blick, die Parias der Gesellschaft werden mit ungemeiner Naturwahrheit, aber auch mit Teilnahme und Liebe geschildert. Für die Armen und Elenden hat er einen ausgeprägten Sinn; für den Bettler, Vagabunden ein warmes Herz. Es geht durch seine Werke in dieser Hinsicht ein demokratischer Zug im guten Sinn. Scharf antithetisch gefaßt ist der übrigens schöne Spruch:

Berge dein Haupt, wenn ein König vorbeigeht,
Tief an der Brust des Geliebten, der freisteht;
Aber dem Bettelj'ung'n laß es erglänzen,
Welchen das Elend des Lebens vorbeiweht.

Die arme alte Mutter, die sich das Notwendigste für den in der Ferne umherschweifenden Sohn entzieht, wird im „Grünen Heinrich" mit großer Zartheit und Liebe geschildert. Die Erfahrungen, die Heinrich in den Tagen seiner höchsten äußeren Not in den Volkskreisen macht, in denen er als Arbeiter verkehrt, legen ihm den Gedanken nahe: „Warum sollst du nicht untertauchen in dieser glückseligen Verborgenheit, allem ideal- und ruhmsüchtigen Treiben entsagend?"

Die Lebensmaxime aller Kellerschen Charaktere ist: „Lebe, wie du denkst." Der „grüne Heinrich" lebt, wie er denkt; er bleibt sich selber treu, das ist wahr, aber er gerät darüber an den Rand des Abgrundes, und seine alte Mutter stirbt im Gram über den verlorenen Sohn. Möglichste Freiheit von Autoritäten, dieses Ziel verfolgen die meisten seiner originellen Charaktere; nur das Sittengesetz in der eignen Brust wird anerkannt. Alle sind mit einer kräftigen Sinnlichkeit ausgestattet, aber das Gesetz der Sitte und des Anstandes verletzen sie nicht. In dieser Beziehung ist die Judith im „Grünen Heinrich", bezeichnend. Diese Gestalt in ihrer Mischung von starker Sinnlichkeit und keuscher strenger Selbstbeherrschung — auch bei dem gefährlichen, halb spielenden, halb verliebten Verkehr mit dem jugendlichen Heinrich, in dem sie doch „den Mann liebt, der in ihm verborgen ist" — ist ein wahres Kunstwerk dichterischer Charakteristik. Selbständig ist auch Judith durch und durch und von einer großartigen Freiheit der Lebensauffassung, ein starkes, schönes Weib.

Obwohl man unserm Dichter die Worte Fausts in den Mund legen könnte:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden,
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn —

dennoch beschäftigt ihn der Gedanke an ein Leben nach dem Tode vielfach; aber doch nur, um die Frage nach seinem Sein schließlich zu verneinen. Er will kein höheres Glück als das der diesseitigen Welt und will sich bescheiden, wenn dieses zur Neige geht.

Den Gedanken an ein persönliches Fortleben nach dem Tode scheint er gänzlich abzuweisen: Alles vergeht, das ewige Licht, die Welle des Meeres, der Blumenduft —

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen,
Deine Lust und deinen Schmerz
Endlos durch die Himmel tragen?
Ewig ist, begreifst es du,
Sehnend Herz, nur deine Ruh'.

Ja er macht den Gedanken der Unsterblichkeit sogar lächerlich; so in der obengenannten „Wochenpredigt":

So spricht er von dem ewigen Leben,
Das nach dem Tod es werde geben:
Wie man auch da noch müsse ringen,
Und immer weiter vorwärts dringen,
Und nie von Handel und Wandel frei,
Bis man zuletzt vollkommen sei,
Von einem Stern zum andern hüpfen,
Und endlich in den Urquell schlüpfen . . .
O Pfäfflein, liebes Pfäfflein sag,
Ist dir zu lang der Eine Tag,
Was willst du mit all den Siebensachen,
Den Millionen Sternen und Jahren machen?

In dem Gedicht „Krötensage" (Bd. X, S. 103) läßt er die aus ihrer steinernen Behausung aufgeschreckte Kröte sprechen:

So hab ich ein langweilig Stück
Unsterblichkeit erworben,
Hätt ich getrunken lebendige Luft,
Längst wär ich vernünftig gestorben.

Deutlich genug sprechen auch die folgenden Strophen (Bd. IX, S. 183):

Ich hab in kalten Wintertagen,
In dunkler hoffnungsloser Zeit,
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit!

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh ich, daß ich wohlgethan;
Ich habe neu das Herz umkränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand;
Ich schau hinauf zum weiten Dome
Und such kein bessres Vaterland.

Dies ist die eigentliche Ansicht des Dichters über die Unsterblichkeit; ja dieses Verzichten auf ein „besseres Vaterland" wird gewissermaßen als ein Sichbescheiden gefeiert. Von den verwelkenden Rosen heißt es („Rosenwacht"): „Dann legen sie bescheiden ihr Gewand dem Herrn des Lebens in die Vaterhand." Und dennoch neben all diesem Verneinen schlagen auch wieder Stimmungen durch, die wenigstens eine Sehnsucht nach einer jenseitigen Welt verraten — und mit diesen erfreulichen Zeugnissen wollen wir diesen Abschnitt beschließen:

Heinrich hört bei Annas Leiche, der er die Totenwacht hält, in der Morgenfrühe ihren Vater, den Schulmeister, ein Lied zum Lobe der Unsterblichkeit auf der Orgel spielen. Dabei heißt es:

Ich lauschte der Melodie; sie bezwang meine körperlichen Schrecken; ihre geheimnisvollen Töne öffneten die unsterbliche Geisterwelt und ich glaubte derselben durch ein neues Gelöbnis mit der Entschlafenen um so sicherer anzugehören.

Und den „Zweifellosen" (Bd. IX, S. 195) ruft der Dichter zu:

Es ist nicht Selbstsucht und nicht Eitelkeit,
Was sehnend mir das Herz grabüber trägt;
Was mir die kühngeschwungne Brücke schlägt
Ist wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit!

Sie ist so eng die grüne Erdenzeit,
Unendlich aber was den Geist bewegt!
Wie wenig ists, was ihr im Busen hegt,
Da ihr so satt hier, so vergänglich seid! . . .

Das Sehnen bleibt, das uns hinüberzieht.

P B—r



## Verschiedenes

**(Kreuz und Blitzableiter)** Ein moderner Dichter durch und durch ist Heinrich Ernst Bachler. Seiner Sammlung „Aus gährender Zeit" entnehmen wir folgendes Gedicht, das ohne Zweifel durch sämtliche sozialdemokratische Blätter die Runde machen wird, wenn nicht schon gemacht hat.

Weltverloren, einsam thronend,
Ragt das Kreuz auf spitzem Turm;
Dreist blickts auf die Lande nieder,
Imponirt dem Erdenwurm.

Aber höher als dies Zeichen
Kletterte der Eisendraht,
Zähmt des Blitzes Feuerzunge,
Wenn sie tückisch sich ihm naht.

Ueberm Spuk des Mittelalters
Des modernen Geistes Spur! —
Sinke Kreuz! Es überragt dich
Eine höhere Kultur.

R

**(Familien-Bibel des Neuen Testaments)** hrsg. von Emil Zittel, I. Band: „Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte." Karlsruhe, 1882. II. Band: „Die Briefe und die Offenbarung des Johannes." Karlsruhe, 1886. Preis 20 Mk.

Wenn der Herausgeber dieser „Haus- und Familien-Bibel" als das von ihm und seinen Mitarbeitern erstrebte Ziel dies bezeichnet: „eine Uebersetzung, welche den treuherzigen Ton und alle Vorzüge der Luther-Bibel festhält und doch alle Fehler und alles um des Alters willen un- und mißverständlich Gewordene beseitigt und den Inhalt des kritisch berichtigten griechischen Originals so deutsch und unmißverständlich als möglich wiedergiebt," so kann ich nach jahrelangem Gebrauch und vielfacher Vergleichung mit andern Uebersetzungen bezeugen, daß seine und seiner Genossen mühevolle Arbeit einen Fortschritt über die bisherigen Arbeiten wie auch gewissenhafte Objektivität erkennen läßt und jedem, dem es um das Verständnis des Sinnes der neutestamentlichen Bücher zu thun ist, wesentliche Dienste zu leisten vermag. Ebenso empfehlens- und dankenswert sind die vorangestellten genauen Inhaltsübersichten, besonders im ersten Bande. Was endlich die vom Standpunkte der historisch-kritischen Theologie aus geschriebenen Einleitungen und Anmerkungen betrifft, so sind sie zwar von gehässiger oder absprechender Polemik gegen andre Richtungen und Ansichten über Echtheit und Abfassungszeit der einzelnen Bücher durchaus frei, lassen aber auch diese zu wenig zu Worte kommen, sodaß in dem nichttheologischen Leser die irrige Meinung entstehen kann, als ob die ihm hier entgegentretende Ansicht die alleinige wissenschaftlich begründete und allgemein giltige sei.

St

## Quittung

Für die Kolonie Friedrich-Wilhelmsdorf 20 Mk. von Fr. E S.
Für die innere Mission 1 Mk. von E U Ringenhain.
Für die deutsche evangelische Kirche in Rom 8 Mk. von Pauli, Pfr. em.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 34 der „Chronik der Christlichen Welt"**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Cand. theol.** bester Familie, musikal., absolv. Semin.-Kurs, sucht Stellung als Hauslehrer oder am Institut ꝛc. Adresse zu erfr. in der Exp. d. Bl.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**Lutherdrucke auf d. Hamburger Stadtbibliothek 1516—1523.** Von A. v. Dommer. Preis brosch. ℳ 10.—.

**Der Nächste**

Soziales Drama in 5 Aufzügen von

**Friedrich Lange**

(vergl. die Besprechung in Nr. 30 d. Bl.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie durch die Verlagsanstalt u. Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg gegen Einsendung von Mk. 1.50.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**CITATENSCHATZ**

Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen. Auf Grund von Zeuschners Citatenschatz vollständig neu bearbeitet von Hans Nehry. Geb. in Satin M. 6.50, in Leder M. 11.50, in Atlas M. 11.50.

Demnächst erscheint:

**Lager-Katalog Nr. 17 Theologie.**

(Ca. 4000 Nummern.)

Noch steht zu Diensten:

**Katalog Nr. 14 Philosophie.**

Nr. 15/16. Geschichte, Geographie und Hülfswissenschaften.

**G. Fritzsche**, Hamburger wissenschaftl. Antiquariat, Hamburg, Gerhofstraße 5.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 35 — Leipzig, den 27. August — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vater Unser: 5. Die vierte Bitte — Die religiöse Lüge — Die Religion der römischen Gesellschaft im dritten Jahrhundert: 3. Die religiöse Stimmung der römischen Gesellschaft des dritten Jahrhunderts; 4. Die Versuche religiöser Reformation — Zum sozialen Frieden: 4. Der soziale Friede — Die Aufgaben des Gustav-Adolf-Vereins in der Gegenwart: 2. Die Thätigkeit des Vereins 1844—1864; 3. Die Thätigkeit des Vereins seit 1864 — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 7 — Gottfried Keller und seine Werke: 3. Reflexion über den Standpunkt des Dichters — Bücher und Schriften: Eduards Traum — Anzeigen


## Vater Unser

### 5. Die vierte Bitte

Die drei ersten Bitten rühmen Gottes Majestät und Fülle. Die vier letzten erzählen die Nöte der Menschen. Die leibliche ists zuerst, um deren Abwendung wir bitten: Unser täglich Brot gieb uns heute.

Viele haben unter dem täglichen Brot das Wort Gottes verstanden. Man hat gemeint, die Erde habe keinen Raum im Christentum. Aber Gott ist nicht nur ein Gott des Himmels, sondern auch der Erde. Wir leben nun einmal auf ihr. Wir sind also ihren Gesetzen und Bedürfnissen unterworfen. Wir dürfen auch ihre Nöte vor Gott bringen.

Jesus bittet nicht um Wein, nicht um Fleisch, nicht einmal um ein Obdach. Das tägliche Brot ist der Inhalt seines Gebets. Er verlangt also nur das Allernotwendigste. Denn Brot ist das Notwendigste. Gewöhnlich wird es nicht besonders geachtet. Auch hier gilt: Erst im Verlust lernt man den Besitz schätzen. Man sagt: In der Wüste läßt man den Edelstein liegen und greift nach dem Brote.

Was verlangst du von den Gütern der Erde? Bist du auch so ein bescheidner Beter wie Jesus? Oder verlangst du Reichtum? Es ist angenehm, nicht Tag für Tag rechnen zu müssen. Aber diese Rechenstunden machen das Dasein noch lange zu keiner Hölle, und der Reichtum giebt dem Herzen keinen Frieden. Oder verlangst du nach Bildung? Es ist angenehm, die Bildung seiner Zeit in großen Zügen zu beherrschen. Aber es giebt noch eine bessre als die Bildung des Verstandes, die Bildung des Herzens. Oder verlangst du nach Ehre? Es ist angenehm, mit zuvorkommender Ehrerweisung empfangen zu werden. Aber es giebt noch ein bessres, als das Ansehen bei den Menschen. Das macht auch nur Thoren glücklich. Wir sollen von den Gütern der Erde nicht mehr verlangen, als eben unbedingt zum Leben notwendig ist. Was wir aber darüber haben, dafür sollen wir ganz besonders danken. Davor sollen wir uns aber auch ganz besonders fürchten, daß es uns nicht zur Versuchung werde.

Diese Genügsamkeit ist nicht finstre Askese. Der allergenügsamste unter den Menschen ist trotzdem der allerfröhlichste gewesen. Er freut sich an den blühenden Lilien, an den sorglosen Vögeln. Er freut sich an den harmlosen Kindern, an dem stillen Glück der Ehe. Ja man kann sagen: Je genügsamer wir sind, umso mehr freuen wir uns. Umso höher achten wir, was über des Lebens Notdurft hinausgeht. Das „tägliche Brot" ist die Verurteilung der großen Jagd nach dem Glück. Es ist die Verurteilung eitler Vergnügungssucht, jedes unnützen Luxus. Nicht gegen die Kultur ists gerichtet, aber gegen alle Kulturseligkeit.

Das „heute" ist die Verurteilung des sorgenvollen Sinnes. Manche Menschen können gar nicht anders, als daß sie immer mit umwölkter Stirn der Zukunft entgegengehen. Sie meinen durch ihre Sorglichkeit das Schicksal sich günstig zwingen zu können. Das heißt sich selbst das Dasein zu einer Qual machen. Christus empfiehlt kindliche Sorglosigkeit. Von seinen Lippen ist dieser Rat keine Verführung zu Leichtsinn. Wir sollen nicht für morgen sorgen. Man kann sagen: Wir sollen nicht einmal dafür beten. Jeder Tag hat seine Freude, seine Plage, seine Aufgabe. Erfülle diese, so hast du genug gethan. Säe, wenn es Zeit zu säen ist. Das Wachsen überlasse Gott. Arbeite an der Maschine, wenn es Zeit dazu ist. Den Erfolg gieb in Gottes Hand.

Das „gieb" ist die Verurteilung jener neuesten Weltanschauung, die über der Erde den Himmel, über dem toten Naturgesetze den lebendigen Gott verloren hat. Nicht nur die ackerbautreibenden Völker sollen die vierte Bitte beten. Sie gehört auch in Industriestaaten. Denn zur Industrie muß Gott auch seinen Segen geben. Auch das Zeitalter der Maschinen und der Wechsel ist ihm noch nicht über den Kopf gewachsen. Er führt nicht nur reiche und karge Ernte, sondern auch Handelsaufschwung und Handelskrisen herbei.

Das „uns" ist die Verurteilung des Sprichworts der Selbstsucht: jeder ist sich selbst der Nächste. Leider beherrscht es auch so viele Gebete. Man betet für seine Person, für seine Familie, für sein Geschäft. Denn die Liebe der meisten Menschen geht so weit, so weit die Sphäre ihrer Interessen reicht. Gottes Güte geht so weit, so weit der Himmel reicht. Kinder sind dem Vater ähnlich. An der Freudigkeit, mit der du das „uns" in der vierten Bitte aussprichst, kannst du erkennen, wie weit du Gottes Kind geworden.

Das „unser" ist die Verurteilung alles Müßigganges und aller Unehrlichkeit. Denn wir sagen damit: Gieb, daß wirs unser nennen dürfen. Aber was ich durch Unehrlichkeit mein nenne, das gehört eigentlich nicht mir, sondern meiner Sünde. Nur ehrliche Arbeiter dürfen die vierte Bitte in den Mund nehmen. Arbeit ist nun einmal der einzige Preis, um den das Leben feil ist.

V W

## Die religiöse Lüge

So lautet die Ueberschrift über ein Kapitel von Max Nordaus vielgelesenem Werke: „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit." Dies Buch ist ein planmäßiger, haßdurchglühter und äußerst geschickter Angriff auf alle bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, auf Kirche und Religion, Monarchismus und Aristokratie, aber auch Parlamentarismus; auf unsre sozialen, wirtschaftlichen Zustände, auf die Ehe 2c. Es sei alles überlebt, falsch; es ist Lüge, sich noch dazu zu bekennen; es ist Feigheit, diese alten knarrenden Gebäude nicht einzureißen. Und diese Lüge, diese Feigheit ist der Grund unsers neuzeitlichen Pessimismus. Unsre Handlungen stimmen nicht mit unsern fortgeschrittenen Einsichten. Wir sind gespalten, tief unglücklich, Skeptiker, Pessimisten durch und durch. Der Verfasser will daher uns die Augen öffnen, will uns unsre Lüge, unsre

Feigheit vor Augen stellen, will aber auch sein Ideal, das Ideal der neuzeitlichen gebildeten Menschheit überhaupt, den Zustand der glücklichern Nachwelt als einzigen Trost diesem Jammerthal reichen.

Dies Werk Nordaus hat seit 1883 vierzehn Auflagen erlebt. Das will viel heißen, wenn man bedenkt, daß ernste Dinge heute erstaunlich wenig gelesen werden. Wer liest aber das Nordausche Buch? Die Gebildeten! Dorthin wendet er sich, dort hat er eine starke Gemeinde. Wenn er nun seinen ersten und wuchtigsten Angriff gegen die Religion richtet, als die Hauptstütze der alten Gesellschaft, so hat ein christliches Blatt entschieden die Pflicht, diesem waghalsigen Himmelsstürmer einmal seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Gehen wir gleich mitten in die Sache hinein! Was versteht Nordau unter der „religiösen Lüge"?

Die verbreitetste und mächtigste unter den Einrichtungen, die uns die Vergangenheit hinterlassen hat, ist die Religion. Unter ihrem Banne steht die ganze Menschheit. Die Religion nimmt den Kulturmenschen bei seinem Eintritt ins Leben in Empfang, sie ist seine hartnäckige, aufdringliche Begleiterin durchs ganze Dasein und läßt selbst im Tode nicht von ihm. Ueberall, in den wichtigsten Augenblicken unsers Lebens, hat der Priester zu thun und zu reden; und es ist schwer, fast unmöglich auch für den Aufgeklärten, sich mit kühnem Entschluß diesem Banne vollständig zu entziehen. Denn Thatsache bleibt, daß in Deutschland der Freidenkerbund ganz geringe Ausdehnung hat; daß in Oesterreich fast nur die Juden von dem erlaubten Austritt aus der Religionsgemeinschaft Gebrauch machen; daß in Frankreich auch die Aufgeklärten äußerlich in der Kirche bleiben, daß in England es unmöglich ist, als erklärter Atheist zu leben. Ja selbst die Gottesleugner erfinden doch wieder etwas, das sie mit dem überwundnen Namen „Religion" bezeichnen; „freireligiöse" Gemeinden werden gegründet, sodaß man sich an das Wort jenes Atheisten erinnert: „Bei Gott, ich bin ein Atheist."

Wie ist dies zu erklären? Aus derselben Ursache, die der Anfang der Religion überhaupt ist, aus mangelhafter Anwendung unsers Denkvermögens, ja aus der Endlichkeit und Unvollkommenheit des Denkorgans selbst, aus dessen funktioneller Schwäche.

Dies ist so zu verstehen:

Die Religion entstand, indem der Mensch in den Erscheinungen, die ihm Schrecken einjagten, deren Ursache aber unsichtbar blieb, die Willkür eines menschenähnlichen Wesens anerkannte. Die Religion entstand aus der Furcht; aus diesem Gefühl gehen alle ursprünglichen Handlungen des religiösen Kultus hervor. Man vermeidet, den unbekannten Feind zu reizen; ist dieser aufgebracht, so muß man ihn mit allen Mitteln versöhnen; man fröhnt seiner Habgier, indem man ihm Geschenke macht, ihm Opfer bringt. Man schmeichelt seiner Eitelkeit, indem man ihn preist und seine Eigenschaften rühmt ꝛc. Alles aber beruht auf einem Denkfehler.

Jedoch gehören zur Religion noch andre Dinge, nämlich die Annahme einer Seele im Menschen und deren Fortdauer nach dem Tode. Auch hier ist der Denkfehler der, daß man nach einer Ursache der Seelenvorgänge sucht und diese in der phantastischen Vorstellung einer selbständigen Seele findet; rohe Völker stellen sie sich als Tier, z. B. als Schlange, als Schmetterling, Maus u. s. w. vor.

Der Gedanke der Fortdauer der Seele nach dem Tode entsteht zunächst aus dem Auflehnen des Menschen gegen die völlige Vernichtung seines Ichs. Alle Dinge, die nur da sind, weil wir sie wahrnehmen, ja deren Existenz außer unsrer Wahrnehmung wir uns gar nicht vorstellen können, sollen fortdauern, und das, was ihnen erst ihr Dasein giebt, das sie wahrnehmende Ich, soll aufhören? Das ist undenkbar. Denn der Mensch kann sich überhaupt nicht als nichtseiend denken; unsre Generation ist nicht daran gewöhnt, ihre Gedanken sind durch die lange Gewohnheit unsers Geschlechtes noch zu undisziplinirt.

So ist also das Schlußurteil:

Die Religion ist eine durch die Unvollkommenheit unsers Denkorgans bedingte funktionelle Schwäche und eine der Formen unsrer Endlichkeit. Durch die Wirkung der Kausalität und der den Anthropomorphismus bedingenden Unfähigkeit, sich Kräfte anders als in gewohnten organischen Formen vorzustellen, kam der Mensch zum Gottesbegriff; durch die ungenaue Beobachtung der Erscheinungen des Lebens und Todes, des Schlafes und Traumes zur Annahme einer Seele, und durch das Unvermögen des Ichs, sich als nichtseiend vorauszusetzen, zum Glauben an die individuelle Unsterblichkeit in irgend einer Form.



Dieser Gedankenfehler aber wirkt heute noch, entweder als wirkliche positive Religion oder als Aberglaube, zu dem einmal jeder Mensch durch Vererbung von Natur veranlagt ist. Die Vererbung ist das Gedächtnis der Spezies, also können wir nicht anders denken, als wir es angeerbt haben; wir können erst nach Jahrtausenden die Welt richtig, d. h. naturwissenschaftlich betrachten; erst strenge Geistesdisziplin wird die Denkfehler auslöschen, die hunderttausend Generationen vor uns gemacht haben, an die unser Hirn einmal gewöhnt ist.

Dazu kommt noch als accessorischer Erhaltungsgrund der Religion die natürliche Feigheit des Menschen. Er hat nicht die trotzige Unabhängigkeit, den Kampf mit dem Schicksal allein aufzunehmen, sondern er will den Schutz eines Gottes, der ihm im Getümmel der Schlacht den Schild vorhalte, wie Pallas Athene dem Achilles. So giebt es keine großartigere und tröstlichere Illusion, als die Selbsttäuschung durch Glauben und Gebet. Ferner kommt hinzu das Bedürfnis eines Ideals, d. h. der Mensch will an einem großen Ganzen teilhaben und wissen, daß dies Ganze, die Menschheit, vorwärts strebt, um einen ihr vorgesteckten Rahmen auszufüllen. Der gemeine Mann nun hatte dieses Bedürfnis nach einem höhern Zustande der gesamten Menschheit nur unter der Form religiöser Ideen und Zeremonien ausgedrückt, im Sonntag, in der gemeinsamen Andacht, in den prächtigen kirchlichen Monumentalbauten, in den Kultusübungen, Kniebeugungen, Bekreuzigungen u. s. w.

Aber wie steht es denn mit der Ueberschrift: Die religiöse Lüge? Bisher war nur von Selbsttäuschung die Rede, von einer ehrlichen Schwäche, einem aufrichtigen Gebrechen. Unter der religiösen Lüge versteht Nordau „die Verehrung, welche auf der Höhe der Kultur stehende Menschen den positiven Religionen, ihren Glaubenssätzen, ihren Einrichtungen, Festen, Zeremonien, Symbolen und Priestern zollen." Und nun beginnt ein erbarmungsloses Gericht über diese verhaßten Gegenstände. Zunächst über die Bibel.

Wir unterscheiden in diesem Wust altpalästinischen Aberglauben, dunkle Anklänge an indische und persische Fabeln, mißverstandene Nachahmungen ägyptischer Lehren und Bräuche, ebenso trockene wie geschichtlich unzuverlässige Chroniken, allgemein menschliche, erotische und nationaljüdisch-patriotische Poesien, die sich selten durch Schönheiten ersten Ranges, häufig durch Ueberschwänglichkeit, Roheit, schlechten Geschmack und echt morgenländische Sinnlichkeit auszeichnen, u. s. w.

Und dennoch kann der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts vor diesem Buche noch Respekt heucheln? Oder vor den Liturgien der Christen, die nichts sind als ein Niederschlag des Sonnenkults der Arier, der Mystik des Buddhismus, des Isis- und Osirisdienstes der Aegypter? Und die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts wahren eine ernste, ja feierliche Miene, während sie Kniebeugungen, Handbewegungen, Zeremonien und Sprüche wiederholen, die vor Jahrtausenden, in der Stein- und Bronzezeit, am Nil oder Ganges von armselig unentwickelten Menschen erfunden wurden! Ein entsetzlich toller Widersinn, eine unwürdige Komödie!

Weiter! Was ist für ein Unterschied zwischen der Wahl eines neuen Papstes, und der Einsetzung eines Dalai-Lama? Warum wird die Papstwahl dennoch wie ein ungeheuer wichtiges Ereignis von den Diplomaten betrachtet und behandelt? Ferner, jede einzelne Religionshandlung wird zur sträflichen Komödie und lächerlichen Satire, wenn sie der Bildungsmensch des neunzehnten Jahrhunderts übt. Man spricht Gebete, macht Kniebeugungen, nimmt an Messen und sonstigen Gottesdiensten teil und geht dadurch auf die Voraussetzung ein, daß es einen Gott gebe, der durch Anrufungen, Bewegungen, Weihrauchdüfte und Orgelklänge angenehm berührt werde, jedoch nur dann, wenn die Anrufungen in bestimmten Worten geschehen, und wenn das Zeremoniell von Personen in bestimmter bizarrer Kleidung, in Mäntelchen und Roben von einem Schnitt und einer Farbenzusammenstellung, wie sie kein vernünftiger Mensch tragen würde, geübt wird. Und diese kindischen Vorstellungen werden sogar

von dem Staate des neunzehnten Jahrhunderts unterstützt! Derselbe Staat, der Universitäten, Schulen, Bibliotheken errichtet, baut auch Kirchen; derselbe Staat, der Professoren anstellt, besoldet auch Priester. Er ernennt Professoren mit dem direkten Auftrag, zu lehren und zu beweisen, daß die Weltvorgänge von natürlichen Gesetzen regiert werden und daß zweimal zwei vier sei; allein neben diesen Professoren der exakten Wissenschaften ernennt er auch Professoren der Theologie, die den ebenso direkten Auftrag haben, zu lehren und wohl nicht zu beweisen, aber zu behaupten, daß die neugebornen Menschen mit einer Erbsünde behaftet seien, daß Gott eines Tages einem Menschen ein Buch in die Feder diktirt habe, daß sich ein Mehlteig durch einige darüber gemurmelte Worte in Fleisch, und zwar in das Fleisch eines bestimmten, nach ihrer eignen Behauptung vor bald zwei Jahrtausenden verstorbenen Menschen verwandeln könne und daß Drei Eins seien und Eins Drei. Noch absurder ist Folgendes: Man bestraft die Zauberinnen, die einem Dienstmädchen vorlügen, das Herz ihres flatterhaften Liebhabers ihm wieder zuzuwenden. Aber man besoldet Männer und zollt ihnen öffentliche und private Achtung, die demselben Dienstmädchen Geld ablocken unter dem nicht minder betrügerischen Vorwande, durch allerlei Hokuspokus ihre gestorbenen Verwandten aus dem Fegefeuer zu befreien. . . . Und so geht es weiter: Alles lügt. Der Staat lügt, wenn er Bittage verordnet, Priester anstellt, Kirchenfürsten in sein Oberhaus beruft; die Gemeinde lügt, wenn sie Kirchen baut, der Richter lügt, wenn er Verurteilungen wegen Gotteslästerungen und Beleidigung von Religionsgenossenschaften ausspricht; der neuzeitlich gebildete Priester lügt, wenn er sich dafür bezahlen läßt, daß er Handlungen vornimmt und Worte spricht, von denen er weiß, daß sie alberner Hokuspokus sind; der aufgeklärte Bürger lügt, wenn er für den Priester Verehrung affektirt, zum Abendmahl geht, sein Kind taufen läßt. Alles Lüge, Lüge!

Aber es wird anders kommen! Das Wort des Dichters und Denkers wird das des Predigers, der Theater-, der Konzert- oder Versammlungssaal die Kirchenhallen überflüssig machen. Man wird seine Erholung nicht mehr transcendental, sondern vernünftig suchen. Das Theater wird wieder auf seine alte Höhe kommen und zur Bildungsstätte werden: man wird dann auf der Bühne freilich keine Gassenhauermelodie, keine Zote mehr hören, kein beschränktes Gelächter, keine lüsterne Halbnacktheit, sondern man wird schauen, wie in schöner Verkörperung die Leidenschaften mit dem Willen und die Selbstsucht mit der Entsagungsfähigkeit ringen. Der gemeinsame kirchliche Kultus wird ersetzt werden durch gemeinsame Handlungen der Wohlthätigkeit; dadurch wird die allgemeine Zusammengehörigkeit der Menschen schöner und kräftiger versinnbildlicht als durch gemeinsames Eintauchen schmutziger Finger in ein Weihwasserbecken oder gemeinsames Beten und Singen. So ist die Kultur der Zukunft.

Wir haben zwar noch die Wahl: entweder zurück zu den alten Zuständen, oder vorwärts! Vorwärts aber wird es gewiß gehen. Denn die Gegenwart ist unleidlich mit ihrem Gegensatz zwischen Gesinnung und Handeln, mit ihren beiderlei Existenzen. Das höchste Glück wäre das Nirwana, die absolute Ruhe, die selige Wunschlosigkeit; uns Menschen aber ist bloß Entwicklung beschieden, Entwicklung der Gesamtheit, an der jeder Einzelne teil nimmt, an der jeder arbeitet. Das Ganze, die Spezies tritt an die Stelle Gottes. An Stelle der religiösen Moral, die mit Strafen und Belohnungen im Jenseits operirt, tritt die Solidaritätsmoral, die lautet: „Thue alles, was das Wohl der Menschheit fördert; unterlasse alles, was der Menschheit Schaden oder Schmerz zufügt.“ Und warum soll ich dieses Gute thun und das Schlechte lassen! Die Theologie sagt: „Weil es Gott so will.“ Die Solidaritätsmoral: „Weil du nicht anders kannst.“ Denn da du ein Teil der Menschheit bist, so ist ihr Gedeihen dein Gedeihen und ihr Leiden dein Leiden. Thust du also das, was ihr gut ist, so erweisest du dir ein Gutes; thust du aber das, was ihr schlecht ist, so fügst du dir ein Schlechtes zu. Die blühende Menschheit ist dein Paradies, die verkümmernde deine Hölle. Das ist die Moral der Zukunft. Eine Religion der Zukunft giebt es nicht mehr.



Das sind ungefähr die Gedanken des Verfassers über Herkunft, Wert und Zukunft der Religion. Er verkündigt sie unter dem Aushängeschild „Konventionelle Lüge,“ obgleich die Hauptsache der Angriff auf die Religion selbst ist. Vielleicht ist der Titel etwas der Reklame wegen so gewählt. Immerhin ist das Buch geistreich geschrieben, in schöner, fließender, drastischer Sprache. Um so gefährlicher ist es.

Was sollen aber wir dazu sagen?

Zunächst müssen wir unsre Verwunderung ausdrücken über das auffallend entwickelte Selbstgefühl des Verfassers. Er nennt sich und seine Gesinnungsgenossen „auserlesene Kraftseelen,“ „Vollmenschen,“ „Ausnahmsmenschen, die den stolzesten und vollendetsten Typus unsrer Gattung darstellen.“ Er hat dem Buche sein sehr schmeichelhaftes Bildnis mitgegeben.

Der Hauptgegenstand seines Hasses oder auch seines Mitleides sind nun die Priester, diese Medizinmänner der Religionen, diese Dummköpfe, Heuchler und Lügner mit allem, was sie sagen und thun.

Wir als Protestanten könnten nun meinen: Das geht uns nichts an! Er meint die katholische Religion, nicht uns, und wir können nur sorgen, daß wir nicht wie so oft mit der römischen Kirche leiden müssen, wo wir nicht mit ihr gesündigt haben. Allein wir finden, daß der Verfasser kurzerhand unter der römischen Religion das Christentum, ja die Religion selbst meint und verwirft. Dem gegenüber müssen wir uns wahren; wir hören auch, daß er Luther und die Reformation ebenso verächtlich behandelt, da sie nur einen unwürdigen Traum durch einen ebenso unwürdigen ersetzten. Es ist dem Verfasser völlig gleich, ob katholisch oder protestantisch: Jede Religion ist Dummheit und Betrügerei.

Da muß man denn doch Nordau den Vorwurf machen, daß er seinen Gegenstand, die christliche Religion, gar nicht kennt. Er weiß nur ganz oberflächlich, daß in der Bibel allerlei Wundergeschichten vorkommen, daß in den katholischen Kirchen allerlei Zeremonien gemacht werden. Beides ist ihm lächerlich, weil unverständlich. Der Verfasser ist gewiß kein Christ, sondern vermutlich ein Jude. Die Juden finden offenbar auch Gnade vor seinen Augen, da sie bei dem allgemeinen Gericht nicht als Angeklagte vorkommen. So kann denn Nordau meinen, daß es die einzige Aufgabe der Theologieprofessoren sei, zu beweisen, daß die Geschichte von Adam und Eva, von der Schlange im Paradies, von Josua und dem Sonnenstillstand, von der Hochzeit zu Kana buchstäblich wahr sei; er meint, daß diese in seinen Augen traurigen Gelehrten nur mit Himmelsfreuden und Teufelsqualen ihre dürftige Moral stützen, daß sie, es kurz zu sagen, allein auf den menschlichen Aberglauben bauen. Dementsprechend beurteilt er auch die Bibel.

Woher weiß er aber denn, daß die Bibel aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetzt ist, daß sie eine lange Litteraturgeschichte hat? Er weiß es von Theologen. Wer hat ihm gesagt, daß das Christentum eine Entwicklungsstufe der Religion überhaupt bildet? Die Theologen. Freilich nicht die Fegfeuerpriester, die „Medizinmänner,“ aber Gelehrte der protestantischen Theologie.

Und woher hat er denn seine Zukunftsmoral, die Solidaritätsmoral? Er lese den Spruch: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“ Er lese: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen auch.“ Da haben wir seine ganze Weisheit, die er mit so großer Reklame als Moral der Zukunft anpreist, schon lange in der Schrift selbst ausgedrückt, aber nicht nur als Forderung, sondern auch mit der Kraft, sie zu verwirklichen. Denn wie kann ein Mann, der einmal Weltgeschichte gelernt hat, so naiv sein, zu glauben, daß eine derartige dürftige Moral von selbst sich nicht nur einbürgern, sondern sogar eine Lebensmacht werden könne! Er beklagt sich, daß die Priester trotz Himmel und Hölle ihre Moral nicht zu Fleisch und Blut bringen. Mit welchen Mitteln will er dann die seinige einführen? Nordau ist der Träumer, der Phantast. Da habe ich vor dem abergläubigsten Priester noch mehr Respekt, wenn er in seinem kleinen Kreise das Reich Gottes und damit auch das Solidaritätsideal Nordaus ver-

wirklicht. Oder was können diese „Kraftmenschen," diese „Vollmenschen" für Thaten aufweisen, die den zivilisatorischen und kulturellen Erfolgen des verhaßten Christentums in der Welt auch nur annähernd gleich kämen? Wenn sie so durchglüht sind von dem Gedanken, daß sie mit der ganzen Menschheit solidarisch eins seien: Wo sind denn ihre Thaten der Entsagung, der Mildthätigkeit, der Barmherzigkeit? Wo thaten sich die „Vollmenschen" durch ihre Menschenliebe hervor? Auf ihrer Seite ist die Phrase, die Anmaßung, der Schwindel, die Lüge, indem Genußmenschen sich als Priester der neuen allgemeinen Menschenliebemoral hinstellen wollen.

Schon dadurch machen sich diese Himmelsstürmer lächerlich, ja verächtlich vor den Augen jedes vernünftigen Mannes, der ihre Werke kennt. Vollends lächerlich aber werden ihre Angriffe dem gebildeten Theologen vorkommen. Denn was sie uns sagen über Ursprung der Religion, ist für die Religionsphilosophie ein längst überwundener Standpunkt. Nordau sagt nichts, was nicht schon lange Strauß und Feuerbach gesagt hätten, nur daß diese ihre Sache ernster und wissenschaftlicher betrieben. Nordau aber ist oberflächlich und unwissend in den meisten Behauptungen. Er hat, um es nochmals zu sagen, keine Ahnung von dem Unterschiede zwischen der römischen und protestantischen Theologie. Er weiß nicht, daß die letztere fortgeschritten ist und noch fortschreitet, daß sie sich auch in den verwickeltsten Fragen der Naturwissenschaft zurecht findet, daß sie mit dieser sich wohl auseinanderzusetzen weiß. Er hat keine Ahnung, daß diese Theologie innerhalb der Bibel Sagen, Mythen und Judaismen, ja sogar heidnische Einflüsse kennt und zugiebt. Er hat keine Ahnung, worin trotzdem das Ewige der christlichen Religion besteht, nämlich darin, daß der Mensch für seine Thaten verantwortlich ist, daß er ihre innern Folgen an sich spürt und für seine Vergehungen, die als Schuld auf ihm lasten, Vergebung verlangt und erhält. Er weiß nicht, daß ein Hauptgedanke des Neuen Testamentes der des Reiches Gottes auf Erden ist, ein Gedanke, der gegenüber der armen aufgeklärten Solidarität der Menschheit unendlich groß und reich und mannigfaltig ist. Er macht sich einen Strohmann von Religion und haut ihm dann mit großer Emphase den Kopf ab. Aber so wills ein großer Teil der Gebildeten, und das weiß man, und darum schreibt man.

Und dennoch wollen wir von diesem Buche nicht scheiden, ohne etwas gelernt zu haben. Ja, er hat Recht, nirgends wird so viel gelogen als in der Religion. Ist es nicht Lüge, wenn protestantische Beamte in Aachen die Heiligtumsfahrt mitmachen? Ist es nicht Lüge, wenn protestantische Potentaten den Papst wie ein Wesen höherer Art respektiren? Ist es nicht Lüge, wenn wir den Christennamen tragen, ohne es zu sein, wenn wir behaupten, im Besitze des seligmachenden Glaubens zu sein, und nicht brennen vor Begierde, diesen Glauben zur Geltung, zur Ehre, zur allgemeinen Herrschaft zu bringen?

Aber noch eins! Daß ein Litterat, der von seiner Feder lebt, solche Sachen schreibt, ist sehr begreiflich. Daß sie aber gelesen werden und soviel Aufsehen machen unter Christen, das ist tieftraurig. Wie ist dem entgegenzuarbeiten? Wir müssen uns der Gebildeten bemächtigen, ehe sie an solche Lektüre kommen, damit sie sie richtig beurteilen und sich nicht dadurch bestechen lassen. Wir müssen den Religionsunterricht an den höhern Schulen mit mehr Erfolg treiben. Wir dürfen nun einmal nicht mehr die buchstäbliche Glaubwürdigkeit der Bibel behaupten, denn das wäre Unwahrhaftigkeit. Wir müssen die sichern Ergebnisse der Kritik den jungen Leuten mitteilen, damit sie dann, wenn ihnen ein solches Buch in die Hände fällt, sagen können: Das wissen wir aus der Religionsstunde, wir wissen aber auch noch mehr darüber und Besseres. Wir wissen, was wir von den Erzählungen des Alten Testamentes zu halten haben, aber auch welchen tiefen Gedankeninhalt sie besitzen. Hinweg mit dieser frechen Unkenntnis, wir wissen mehr, als du uns sagen kannst. Vor allen Dingen aber: wir Protestanten müssen selbst fest gegründet sein in unserm Glauben und müssen uns vor Ueberstürzungen ebenso hüten wie vor unbesonnenem Halten an veralteten Meinungen, damit wir zur Einigkeit auch in der wissenschaftlichen Fassung des Glaubens



gelangen können. Wenn solche auf Unwissenheit beruhende Angriffe wie der Nordaus etwa dazu beitragen sollten, daß wir uns besinnen, uns vertiefen, uns läutern und einigen, dann komme du nur und reiße den Mund weit auf, du Geist, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft." Ka

---

## Die Religion der römischen Gesellschaft im dritten Jahrhundert

### 3. Die religiöse Stimmung der römischen Gesellschaft des dritten Jahrhunderts

Réville spricht geradezu von einer religiösen Erweckung der heidnischen Gesellschaft des dritten Jahrhunderts, eine hohe Anerkennung, aber der Ausdruck ist nicht unzutreffend. Man wollte glauben, denn man brauchte den Trost und die Gewißheit, die der Glaube gewährt. Man glaubte darum viel, nur zuviel. Der Glaube wurde zum Aberglauben. Auch hohe Bildung schützte nicht davor; Wundersucht und Wunderglaube war in den höhern Schichten nicht minder verbreitet als in den niedern. Die Unfähigkeit, Natürliches von Uebernatürlichem scharf zu unterscheiden, erzeugte einen Mangel an Kritik, der es manchem Schwindler ermöglichte, mühelos die Herzen zu berücken, sich die Taschen zu füllen. Wohl wurde dieser oder jener Orakelspruch angezweifelt — wenn er ungünstig lautete! Aber das Vertrauen zu den Orakeln an sich litt darunter nicht, man suchte nur ein andres auf oder machte einmal den Versuch mit andern bewährten Mitteln, das Dunkel der Zukunft aufzuhellen, man fragte vielleicht das Los oder konsultirte die Sterndeuter.

Die Formen solchen Aberglaubens haben etwas Kindliches, Naives. Man muß sich aber hüten, um dieser unscheinbaren und wenig ansprechenden Form willen die Empfindungen und Anschauungen gering zu achten, die zu Grunde liegen. Die heidnische Religiosität des dritten Jahrhunderts ist in Wahrheit eine lebendige gewesen, von wahrhaft religiösen Gedanken bewegt und getragen. Das ruhelose Hin- und Herlaufen von einem Gott zum andern war der Ausdruck der mit wachsender Klarheit sich herausstellenden Erkenntnis, daß von oben her dem Menschen Hilfe kommen müsse. Und diese Hilfe wurde um so dringender begehrt, je höher das Ziel gesteckt wurde, je höher man den Zweck des Menschenlebens bestimmte, je mehr der Glaube an ein zukünftiges Leben weitere Kreise ergriff.

Das Bild von dem zukünftigen Leben war, wenn überhaupt in bestimmten Umrissen gedacht, ein sehr verschiednes — selbstverständlich in einem subjektivistischen Zeitalter! Aber ein Zug war den Zukunftsbildern gemein: die Ueberzeugung, daß von dem irdischen Leben der Zustand im Jenseits abhängt: Der sittliche Glaube an eine Vergeltung. Der Blick für den Unterschied von Gut und Böse schärft sich, die Vorstellung gewinnt Raum, daß in der menschlichen Natur böse, unreine Elemente ruhen. Man ist fast versucht zu sagen, daß das Gefühl der Sünde sich zu regen beginnt. Aus der Anerkennung des vorhandenen Bösen ergab sich die Pflicht, dasselbe zu bekämpfen und auszuscheiden, denn nur der reine Mensch kann den reinen Göttern nahen. Daher die vielen Zeremonien der Reinigung, die Abwaschungen und Bäder; daher auch eine Askese, die an Peinlichkeit oftmals der mönchischen nicht nachstand! Also sittlich erhebende Wirkungen gingen aus von dem Synkretismus, aber auch religiöse. Denn die sittliche Säuberung vermittelte ein engeres Verhältnis zu den Göttern, sogar vollständige Vereinigung in der Ekstase.

Gegenüber der herkömmlichen Geringschätzung und Mißachtung des griechisch-römischen Heidentums der ersten Jahrhunderte sind solche Hinweise auf dessen positiven Kräfte wie sie Réville giebt, mit Freuden zu begrüßen. Daß nur ein verschwindend kleiner Teil der heidnischen Gesellschaft die Verehrung der Götter in der eben geschilderten Reinheit und Geistigkeit vollzog, entwertet die Thatsache des Fortschrittes nicht. Denn jede Religion, auch die christliche, muß die Erfahrung machen, daß die große Masse Geistiges in sinnliche Formen herabzieht, Ideale schief auffaßt, bei äußerer Be-

teiligung an Zeremonien und Sitten fremde Gesichtspunkte und Vorstellungen herzubringt.

So hoch man aber auch die Vorzüge dieser synkretistischen Religiosität schätzen mag, stärker noch waren ihre Mängel. Es fehlte ihr die Einfachheit und Natürlichkeit, deren eine Religion bedarf, um zu wirken. Man wollte die vorhandenen Ueberlieferungen festhalten und doch die neuen Ueberzeugungen nicht aufgeben, die ihnen widersprachen. So griff man zur allegorischen Umdeutung. Dieses Mittel verschleierte wohl den Konflikt zwischen dem neuen Glauben und den alten Göttergeschichten, aber es gelang dadurch nicht, die Menge zu fesseln, mit den neuen Anschauungen wirklich zu durchdringen. Das Gleiche gilt von den Mysterien. Das dritte Jahrhundert schwärmte für sie. Die Wirklichkeit befriedigte nicht, man machte darum die Vorgänge der Natur, die Ueberlieferungen der Geschichte und Religionen zu geheimnisvollen Symbolen von Wahrheiten. In diese eingeweiht zu werden, war für viele höchstes Ziel des Wissensdurstes, auch des Ehrgeizes, jedenfalls der Mode. Je enger der Kreis der Wissenden, um so größer der Reiz. Das Bewußtsein, der Einzige zu sein, der in die Geheimnisse eingedrungen, die Aussicht wenigstens, daß kein andrer in Zukunft dies werde thun können, war das Höchste. Als der Kaiser Septimius Severus in Aegypten sich in die Mysterien des Serapiskultes hatte einweihen lassen, nahm er alle Bücher mit sich fort, welche die geheimnisvollen Lehren enthielten. Sicher haben die Mysterien manchen Nutzen gestiftet, denn sie boten Religion nicht als Lehre, sondern wirkten durch die Anschauung. Die Götter traten hier auf, leibhaftig, dem sinnlichen Auge sichtbar; das Schicksal der menschlichen Seele wurde in symbolischen Zeremonien vorgeführt. Diese „illustrirte Theologie“ redete eine Sprache, die jeder verstand. Aber nur eine Elite vernahm sie, nicht das große Publikum. Daher mußte die Wirkung auch der Mysterien eine beschränkte bleiben.

Zur Charakteristik der religiösen Stimmung des dritten Jahrhunderts genügt aber noch nicht das Gesagte. Eine wichtige Ergänzung bieten die positiven Versuche religiöser Reformation, die innerhalb des Synkretismus während unsrer Periode unternommen worden sind.

### 4. Die Versuche religiöser Reformation

Sie gehen aus von dem Hofe der Severer oder empfangen wenigstens von hier aus entscheidende Anregungen. Das dritte Jahrhundert war „das Jahrhundert der intelligenten heidnischen Frau“: Julia Domna, die Gemahlin des Septimius Severus (193 bis 211), eine Syrerin von Geburt, zeigte sich der Stellung gewachsen, in die sie die Erhebung ihres Gemahls zum Kaiser versetzte. Die große Freiheit, welche die römische Sitte der Frau als solcher gewährte, lieferte ihr die Möglichkeit, die reichen Gaben, die sie besaß, zur vollen Entfaltung zu bringen. Ihr brennender Ehrgeiz warf sich auf die Politik; sie wollte herrschen — um jeden Preis. Sie erstickte den Schmerz um den Tod ihres Lieblingssohnes Geta, um unter dem Mörder Caracalla (211 bis 218), ihrem zweiten Sohne, den politischen Einfluß nicht zu verlieren, der für sie Lebensbedingung war. Als das Szepter ihren Händen entfiel, hatte sie die Energie, sich selbst den Tod zu geben durch Verhungern. Diese Fürstin war zugleich eine „Königin der schönen Wissenschaften.“ Ihr Salon war der Sammelpunkt für Kunst und Wissenschaft; Dilettanten und wirkliche Gelehrte fanden sich hier zusammen. Was Rom an geistigem Leben besaß, drängte sich an sie heran. Alle Fragen, die den Gebildeten bewegten, wurden in diesem Kreise erörtert, die religiösen gewiß nicht als die letzten.

Ein Werk giebt uns Kunde von der Art, wie man hier über die Religion dachte: Die Biographie des Apollonius von Tyana, die der neupythagoreische Philosoph Philostratus auf Befehl der Kaiserin Julia Domna verfaßte. Dieser Apollonius hatte im ersten Jahrhundert gelebt, war ein Zeitgenosse Jesu gewesen und fast hundertjährig unter Nerva gestorben. Er war ein wandernder Philosoph gewesen, die halbe Welt durchreisend, angestaunt von seinen Zeitgenossen um der Wunder willen, die er vollbracht haben sollte, und verehrt als Reformator von Religion und Sittlichkeit. Das Leben dieses Mannes schildert Philostratus. Wo das Bild, das er zeichnet, historisch treu ist, wo romanhafte Dichtung: Wer kann das feststellen? Nicht Geschichte, nicht Roman ist diese Biographie, sondern „ein Evangelium.“ In der Person des Apollonius sollte der heidnischen Gesellschaft ein religiöses Ideal dargeboten werden, „kein abstraktes, sondern ein in der Person eines göttlichen Menschen fleischgewordenes Ideal.“ Dieser Apollonius erscheint als ein mit eigentümlichen Kräften ausgestattetes Wesen: Er vermag in die Zukunft zu schauen, hat Macht über die Elemente der Natur, kann Wunder thun, z. B. von den Toten auferwecken. Aber er ist doch kein Gott — er wäre sonst kein Vorbild — sondern ein durch sittliche Reinheit vom Göttlichen ganz durchdrungener Mensch. Es giebt viele Götter, alle verehrungswürdig, aber einen, der sie alle überragt, den höchsten Gott, der die Welt geschaffen und geordnet, der Gott des Lichtes und der Reinheit, der sich kundthut in dem Lichtkörper der Sonne. Dieser höchste Gott verlangt keine blutigen Opfer, sondern einen Dienst durch reine Gesinnung, durch Gerechtigkeit, durch Menschenliebe der That. Die vielen gemeinsamen Züge, die das Leben dieses Apollonius bei Philostratus mit dem Leben Jesu aufweist, haben den Gedanken nahegelegt, der Autor habe die Absicht gehabt, dem Christus der christlichen Kirche einen heidnischen Christus gegenüberzustellen. Und in der That sind die Uebereinstimmungen des äußern Lebensganges ganz auffallend groß. Aber wenn auch die Annahme dieser Tendenz abzulehnen ist: thatsächlich ist dieser Apollonius das heidnische Gegenstück zu dem Christus der Kirche. Denn er verkörpert das sittliche und religiöse Ideal des Heidentums, er zeigt, wie ein Mensch zu ihm emporsteigt, es wirklich erreicht. Dieser Apollonius lehrte eine Gottesverehrung, die dem synkretistischen Zeitalter angepaßt war und doch darüber hinauswies: eine geistige Universalreligion, die alle Kulte bestehen ließ, aber anleitete, in allen die Offenbarung des einen höchsten Gottes zu sehen.



Die Ermordung Caracallas (218) eröffnet einem vierzehnjährigen Knaben den Weg zum Throne. Durch einen kühn entworfenen und gewandt ausgeführten Staatsstreich gelingt es Julia Moesa, der Schwester der Julia Domna, den einen ihrer Enkel, Bassianus mit Namen, auf den Thron zu erheben. Er war Oberpriester des Gottes Elagabal in Emesa in Syrien und blieb Priester dieses Gottes, als Mutter und Großmutter ihm den Purpur verschafft. Auch als Kaiser hat er dem Dienste dieses Elagabal so ausschließlich sein Leben gewidmet, daß der Name des Gottes auf ihn übertragen wurde. Seine kurze Regierung oder besser die Zeit, in der er den Namen des Regenten führte, indes seine Großmutter die Leitung des Staates in der Hand hatte, ist eine der dunkelsten Perioden der Sittengeschichte. Und seine und seiner Mutter Julia Soaemias schamlose Ausschweifungen geschahen im Dienste ihres Gottes! Dieser Gott, als Sonnengott und Prinzip des Lebens und der Fruchtbarkeit verehrt, sollte allen andern Göttern übergeordnet werden. Der Kult des Elagabal wird nach Rom verpflanzt, sein Symbol, ein großer schwarzer Stein in feierlichen Prozessionen durch die Stadt geleitet. Der Priesterkaiser selbst hielt die Zügel der tadellosen sechs weißen Pferde, die den Wagen zogen, auf den der Stein gestellt war. Rückwärts schielt er, um keinen Augenblick seinen Gott aus den Augen zu verlieren. Die höchsten Staatsbeamten müssen es sich als Ehre anrechnen, in der Kleidung orientalischer Priester an den Huldigungen teilnehmen zu dürfen, die dem schwarzen Stein erwiesen werden. Rom war auf dem besten Wege seinen Rest von Sittlichkeit und Religiosität an diesen Synkretismus zu verlieren, der eine Einheitsreligion schaffen wollte, indem alle Kulte durch den einen orientalischen aufgesogen werden sollten: Da fand Elagabal den Tod in einer seiner würdigen Weise; mit ihm starb seine Mutter (223). Ohne nachweisbare Wirkungen auf die Folgezeit sinkt diese Religionspolitik zusammen — eine traurige Episode, aber als Versuch religiöser Reformation ein interessantes Gegenstück zu dem, was vor und nach ihm unternommen wurde.

War in Elagabal eine seltene Fülle von Verworfenheit

vereinigt, so in Alexander Severus (222 bis 235), seinem ihm nachfolgenden Vetter, ein hohes Maß von Tugenden. Hatte Julia Soaemias ihren Sohn die Wege des Lasters gewiesen, so war Julia Mammäa eine Führerin zu allem Guten und Edeln, ein Schutzengel und Vorbild dem jungen Alexander, als dieser siebzehnjährig an die Spitze des Staates gestellt wird. Er war als Mensch bewunderungswürdig durch die Reinheit seiner Sitten und den Idealismus, der ihn stets beseelte. Aber das Unglück seines Lebens war, daß das Geschick ihn an einen Platz stellte, wo moralische Größe nicht ausreichte, sondern auch energisches, thatkräftiges Handeln erwartet wurde, verlangt werden mußte. Er büßte seine Schwäche als Regent mit dem Tode; eine rauhere, aber festere Hand ergriff die Zügel der Regierung.

Alexander Severus, streng in Fragen der Sittlichkeit, war von weitgehendster Toleranz auf dem Gebiete der Religion. Wenn man nur überhaupt Gott verehrte! Die Form der Verehrung war ihm Nebensache. Diese weitherzige Haltung war von großem Vorteil für die Christen, — seine Mutter ließ sich von dem großen Theologen Origenes besuchen — aber genügte doch nicht, ihn zum Uebertritt zu ihrer Gemeinschaft zu bewegen. Nicht einem einzelnen Kult wollte er sich ganz hingeben, sondern er wollte die Vorzüge aller genießen. Aber nicht in einer Sammlung von Lehren, nicht in einer Sammlung von sinnvollen Kultgebräuchen suchte er Befriedigung für seine eklektischen Neigungen, sondern in einer gemeinsamen Verehrung der durch erhabene Gesinnung und durch Seelengröße ausgezeichneten Männer der Vergangenheit. Das religiöse Ideal des Alexander Severus war der Kult der Heiligen des Heidentums. Er war regelmäßiger Besucher der verschiedensten Tempel, aber des Morgens suchte er Erbauung in seinem Betgemach. Es war ein Heiligtum, wo die hervorragendsten und edelsten Persönlichkeiten der Vergangenheit im Bilde zu ihm sprachen. Da war ein Apollonius von Tyana neben Christus, ein Orpheus neben Abraham — die größten Wohlthäter der Menschheit und des römischen Reiches, doch nur die, die durch wunderbares Leben oder Apotheose als besonders begnadete legitimirt waren. Die Vielheit religiöser Formen des Synkretismus war hier in eine Einheit zusammengefügt. Aber diese Einheit war nur für einen Mann wie Alexander Severus befriedigend; es war keine wirkliche Einheit. Das zusammenhaltende Band war der ideale Sinn Alexanders, sein Tod löste wieder das Band zwischen einem Apollonius und Christus.

---

Der Totaleindruck der religiösen Zustände der antiken Gesellschaft im dritten Jahrhundert ist der einer endlosen Verwirrung: Ein buntes Durcheinander von Kulten, Vermischung zwischen den schon vorhandenen, Entstehung neuer, Reformversuche, die ihre Urheber nicht überdauern. Aber ein Zug tritt in diesem Chaos mit wachsender Deutlichkeit hervor, der Zug zum Monotheismus. Es giebt Ein höchstes göttliches Wesen, alle übrigen Götter sind seine Aeußerungen und Offenbarungen; diese Ueberzeugung bricht sich mehr und mehr Bahn. Aber man braucht eine sichtbare Darstellung dieses Einen Gottes; man glaubte sie zu finden in der Sonne. Daher die Verehrung der Sonne, wohin man schaut, bei den aus dem Osten stammenden Religionen wie bei denen des Abendlandes.

Was hat denn nun alles in allem der Synkretismus für das Heidentum geleistet? Er hat nicht nur die vorhandenen Religionen vereinigt, sondern das religiöse Bewußtsein geradezu umgeformt, hat ihm einen neuen Inhalt gegeben, indem er ihm ein neues Ideal zeigte:

> Den Heroismus der Heiligkeit, die Wiedergeburt, das durch die Reinheit des Herzens verbürgte Heil, das schon hienieden seinen Anfang hat, um in einer höhern Welt ewig fortzudauern, die allgemeine Verbrüderung, ungeachtet der sozialen und nationalen Unterschiede, die Sorge für die Niedrigen und Bedrängten, das Sehnen nach geistigem Fortschritt und Vervollkommnung, den Durst nach einer lebendigen Gemeinschaft mit den Göttern.

Den Vorteil aus dieser Entwicklung des Heidentums zog das Christentum. Der Synkretismus hat die römische Welt mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es eine über die Schranken der Nationalität oder der Rasse erhabene Universalreligion gebe; die einzige, die wirklich diesem Anspruche genügte, war die christliche. Und diese brachte nicht nur eine geistige Einheit, sondern auch eine sichtbare, in dem festgefügten Bau des hierarchischen Organismus. Der Synkretismus hat der christlichen Kirche den Weg bereitet. C M



## Zum sozialen Frieden

### 4. Der soziale Friede

Wir haben in die thatkräftige Arbeit fast aller Gebildeten Englands hineingeschaut, die, hervorgegangen aus einer Wiedergeburt der Gesinnung, dem vierten Stande Anteil an allen Gütern der Nation verschaffen und dadurch seine weltverneinende Stimmung überwinden will. Wenn diese Arbeit nicht fruchtlos ist, dann muß sich das auf dem Punkte zeigen, wo der Kampf geführt wird: In dem Verhältnis der Arbeitgeber und Arbeiter zu einander. Wenn wirklich England eine soziale Wiedergeburt erfahren hat, so müssen die Arbeitgeber dahin gekommen sein, die Arbeiter als gleichberechtigt und ihre Arbeit nicht sie selbst als Ware anzusehen. Sie müssen an der Hebung des Arbeiterstandes ein lebendiges Interesse haben und daran mitarbeiten. Am Arbeiter muß sich die Umwandlung darin zeigen, daß er im Arbeitgeber nicht seinen gebornen Feind, in der heutigen Produktionsweise nicht die unvermeidliche Knechtschaft sieht, in der ihn ein ehernes Lohngesetz hält; er muß erkannt haben, daß auch unter den bestehenden Verhältnissen und unter ihnen vielleicht erst recht sein Interesse gewahrt bleibe; er muß ein Interesse am Gedeihen der Industrie, ja am Wohlbefinden des Unternehmers haben, dann ist er versöhnt. Kämpfe, Lohnbewegungen, Arbeitseinstellungen sind nicht ausgeschlossen, aber sie sind nicht Ausgeburten der Leidenschaft und des Hasses, Akte der Verzweiflung oder der blinden Habgier, sondern ruhen auf besonnener Erwägung und sind des persönlichen Hasses entkleidet: Dann herrscht sozialer Friede.

Zu diesem Ziel ist in der That in England die Entwicklung gekommen oder wird sie kommen. Ueberblicken wir an der Hand der Fabrikgesetzgebung, der Wohlfahrtseinrichtungen oder der Gesetze über die Koalitionsfreiheit der Arbeiter den Fortschritt, den das Verhältnis der beiden in Frage kommenden Stände gemacht hat, so zeigen sich drei Perioden: Einmal in der Zeit des Manchestertums auf seiten der Arbeitgeber gänzliche Gleichgiltigkeit gegen das Wohl des Arbeiters und völlige Ablehnung irgendwelcher Selbständigkeit desselben. Diese Zeit entwickelt in den Arbeitermassen den Geist der Revolution, der im Chartismus ausbricht. Es tritt ein Umschwung ein. Der christliche Geist fängt an, sich zu regen. Der Arbeitgeber wird der Fabrikpatriarch. Es entstehen die vielgerühmten Wohlfahrtseinrichtungen, die in der von Sir Titus Salt erbauten Arbeiterstadt Saltaire ihr Muster finden. Aber es zeigt sich, daß diese Wohlthätigkeit dem Arbeiter die Freiheit bindet; die erwachenden Selbständigkeitsbestrebungen der Arbeiter erbittern den wohlwollenden Fabrikpatriarchen als Undankbarkeit nur. Es fehlt das volle Verständnis und der Wille für freiheitliche Arbeiterorganisation. Statt sozialen Frieden bringt auch diese Periode wachsende Unzufriedenheit. Endlich beginnt die Erkenntnis durchzuschlagen, daß der Arbeiter ein volles Recht auf Gleichberechtigung und Selbständigkeit habe, die moderne Zeit — und der Arbeiter söhnt sich mit der gesellschaftlichen Ordnung aus.

Für uns Deutsche ist es vielleicht am interessantesten, diese Entwicklung an der Geschichte der Koalitionsfreiheit, d. h. der Stellung der gesetzgebenden Gewalt und der herrschenden Klassen zu den Verbindungen der Arbeiter zu verfolgen. Auch hier sind deutlich drei Perioden zu unterscheiden: Während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts völlige Unterdrückung jeder Regung für Zusammenschluß in der Arbeiterwelt. Die im Jahre 1800 auf Petitionen der Arbeitgeber zum Abschluß gebrachten Gesetze „Combination Laws“ verbieten unter Gefängnisstrafe jede Arbeiterkoalition. Man hoffte dadurch die Arbeitseinstellungen, unter denen, wie erwähnt, bereits das vorige Jahrhundert zu leiden hatte, zu beseitigen. Aber was trat ein? Die Arbeiterverbindungen werden geheim; sie wachsen über

ganz England; der Schein des Märtyrertums verleiht ihnen anziehende Kraft. Die Bücher des Vereins sind in der Heide versteckt, der Eintretende hat feierlich zu schwören, die Mitglieder nicht zu verraten. Ein schottischer Gewerkverein forderte (in der Zeit um 1820) von jedem Neuling den Eid: „Ich schwöre freiwillig zum allmächtigen Gott und vor diesen Zeugen, daß ich mit Eifer und Schnelle ausführen will, soweit meine Kräfte gehen, jede Aufgabe und jeden Befehl, den die Mehrheit meiner Brüder auf mich legt, zur Beförderung unsers gemeinsamen Besten, wie z. B. die Bestrafung der Reichen, Ermordung tyrannischer Arbeitgeber, Zerstörung von Fabriken, daß ich auch mit Freuden beitragen werde, diejenigen meiner Brüder zu unterhalten, welche infolge dieser Bestrebungen gegen die Tyrannei arbeitslos werden." Das war die Zeit, als in Lancashire Fabriken mit Kanonen armirt wurden. Es war nötig. Der Chartismus loderte hell auf im Aufstand.

Die Fruchtlosigkeit gewaltsamer Unterdrückung der Arbeiterorganisation lag offen zu Tage. So kam die Zeit der halben Freiheit. Die Gewerkvereine blieben verboten. Der Erfolg war, daß sie sich still entwickelten und verbreiteten. Sie wurden eine Macht. Eine Kommission der Regierung untersuchte sie. Die Untersuchung fiel zu ihren Gunsten aus. Die Stimmung im Parlament schlug um, und heute erfreut sich der englische Arbeiter einer Koalitionsfreiheit, wie sie seinen Wünschen und Bedürfnissen entspricht. Er verdankt sie zur Zeit dem Grundrecht des englischen Bürgers, sich unter freiem Himmel versammeln zu dürfen. Die alten Freiheits- und Rechtsbegriffe Englands haben die Grundlage der neuesten Zeit abgegeben.

George Howell, ein früherer Arbeiter und heute ein angesehener nationalökonomischer Schriftsteller, zieht aus dieser Entwicklung für die herrschenden Klassen folgende Lehre:

> Repressivgesetze sind sowohl unwirksam als gefährlich und unterdrückend. Ihre Wirkung ist Demoralisation der Gesinnung; die Begriffe von Recht und Unrecht werden verwirrt, bis ein Gefühl erlittener Ungerechtigkeit die schlimmsten Uebel der Gewaltthat und Wildheit hervorbringt. Menschen, welche wissen, daß sie Verbrecher durch die bloßen Bestrebungen sind, die sie im Auge haben, kümmern sich wenig, ob in den Mitteln, die sie anwenden, neue Verbrechen hinzukommen.

Die einst so erbittert verfolgten Gewerkvereine haben sich in der Folge als die besten Friedensorganisationen erwiesen. Verfolgt man nämlich die Kämpfe zwischen Arbeitgeber und Arbeiter in den einzelnen Industrien, so ergiebt sich das Grundgesetz, daß überall da, wo die Arbeiter sich organisirt haben, der Kampf aufgehört hat, ein blindleidenschaftlicher zu sein, vielmehr in die ruhigen Bahnen der gegenseitigen Erörterung gelenkt worden ist. Traten die Arbeiter organisirt den Arbeitgebern gegenüber, so waren diese gezwungen, mit jenen zu verhandeln. Diese Verhandlungen, anfänglich von einzelnen Arbeitgebern in die Hand genommen, erhielten endlich selbst eine feste Organisation in den Einigungskammern, in denen sowohl über etwa vorgekommene Verletzungen eines bestehenden, vereinbarten Rechts verhandelt oder auch ein solches, z. B. die Lohnhöhe, festgesetzt wurde. Die Folge war die immer mehr sich ausbreitende Erkenntnis, daß das Gedeihen der Industrie das beiderseitige Interesse sei. Die Arbeiter lernten einsehen, daß es ein gewisses durch die Macht der Verhältnisse festgesetztes Lohnmaximum giebt, das zu überschreiten unklug sei, weil dadurch die Industrie, also der Arbeiter geschädigt werde. Dieses Urteil setzt natürlich eine möglichst genaue fachmännische Kenntnis der Gesetze, die Handel und Industrie beherrschen, der Statistik, der ganzen Weltlage voraus. Die Beamten der Gewerkvereine sind deshalb Fachmänner auf diesem Gebiet, sie stellen ihre Kenntnis in den Dienst der arbeitenden Klasse, aus der sie selbst hervorgehen. So wird ein Gewerkverein nur dann einen Streik anordnen, wenn gewiß ist, daß die Forderung der Arbeiter durchführbar, in den bestehenden Verhältnissen begründet ist, und wenn die Unterhandlungen mit den Arbeitgebern zu keinem Ziel führen wollten. Der Streik wird seltner, aber er wird fast immer für den Arbeiter siegreich, weil er nichts ist, als ein wirtschaftlicher, nicht ein gehässig persönlicher Schritt, weil im Streik der Arbeiter sich bewußt ist, nichts andres zu thun, als der Verkäufer thut, wenn er einem Kunden die Ware nicht zu einem unmöglichen Preis liefert.



Andrerseits hat aber auch der Arbeitgeber einsehen lernen, daß es einen Minimallohn giebt, unter welchen den Arbeiter herabzudrücken nicht unbestraft bleibt. Die Industrie selbst leidet darunter. Die Erfahrung lehrt, daß das Interesse des Arbeiters und des Arbeitgebers zusammenfällt. Denn der schlechtbezahlte Arbeiter leistet nicht dasselbe, wie der gut bezahlte, ja die Statistik weist nach, daß neben der Verteuerung des Arbeiters ein Prozeß der Verbilligung der Arbeit hergeht. Eine zufriedene, wohlsituirte Arbeiterschaft zu haben, muß der Arbeitgeber als im eigensten Interesse liegend unbedingt anerkennen.

An Stelle des Kampfes ist also eine gewisse Arbeitsgemeinschaft getreten auf Grund des Bewußtseins, in der Industrie eine Interessengemeinschaft zu haben. Der Arbeiter fühlt sich nicht willenlos in die Hand des Arbeitgebers ausgeliefert, er ist selbständig geworden, fühlt sich als gleichberechtigtes Glied im Staat und in der Gesellschaft, die sein Streben auf Hebung seiner Lebenshaltung, überhaupt seiner Existenz nicht verurteilt, sondern billigt und unterstützt. Damit ist der revolutionäre Geist unverträglich, das bedeutet den sozialen Frieden. Wo der Arbeiter im Gewerkverein organisirt ist, da ist sozialer Friede. Die Organisation hat aber in der Großindustrie am ehesten und festesten sich entwickelt. Demnach ist die Großindustrie für den sozialen Frieden ein Segen.

Anders liegen die Dinge bei den unorganisirten Arbeitern, die nicht in der Großindustrie thätig sind. Damit sind die Massen gemeint, die dem Pauperismus für immer zum Opfer gefallen zu sein scheinen. Ihre Rettung liegt nicht in der Wohlthätigkeit — diese hält vielmehr die Menschen im Elend fest —, sondern in der Hilfe zur Selbsthilfe, d. h. zur Organisation. Das trat deutlich in dem großen Streik der Dockarbeiter 1889 zu Tage.

Dieser Streik, von dem der ehemalige Minister Graf Rosebery gesagt hat, er bezeichne „einen Abschnitt nicht nur in der Geschichte Englands oder der Arbeit, sondern der Menschheit," hat gezeigt, welche Macht die organisirten Arbeiter besitzen. Der Sieg der Ausständischen war nur möglich durch festen Zusammenschluß der Dockarbeiter unter einander und den Anschluß aller verwandten Arbeiter an sie. John Burns, ein Beispiel jenes fortgeschrittensten englischen Arbeiters, der in Bildung wie Selbstgefühl mit den übrigen Klassen der Gesellschaft sich völlig gleichstellt, hatte in die unzusammenhängende Masse der Dockarbeiter den Gedanken der Organisation hineingetragen. Ein Arbeiter des Westens, eilte er nicht selten gegen drei bis vier Uhr des Morgens nach dem Osten, um zu den Dockarbeitern zu reden. Um sieben oder acht Uhr war er wieder bei seiner Arbeit. Er hat auch die ganze Ausstandsbewegung in seiner Hand zu behalten und jede fremde Beeinflussung fern zu halten gewußt. Die Ausständischen blieben in den Grenzen der Ordnung, gerade weil sich der Staat jedes gewaltsamen Eingriffs in die Bewegung enthielt.

> In der That zeigte der Dockarbeiterausstand, daß man in England heute gelernt hat, in welcher Weise der Staat Massenbewegungen am geschicktesten behandelt. Allen denen, die ein Interesse an Kartätschen gehabt hätten, war die Stellung der Behörden ein Dorn im Auge.

Zeigte sich in dieser unparteiischen Haltung des Staates, daß in England seit den letzten zwanzig Jahren andre Anschauungen herrschend geworden waren, so noch mehr in der unbedingten Teilnahme, welche die Ausständischen unter allen sonstigen Ständen der Gesellschaft fanden. Wären nicht den völlig mittellosen Arbeitern von allen Seiten die reichlichsten Unterstützungen zu teil geworden, sie hätten den Widerstand nicht ausgehalten. So fühlten aber die Arbeiter, daß sie ihre wärmsten Freunde unter den Gebildeten hatten, daß die öffentliche Meinung unter der Führung der Geistlichkeit ihre Bundesgenossin war. Auf diese Weise wurde möglich, was bis dahin für unmöglich galt: Man sah aus dem Massenelend von Ostlondon sich eine breite Schicht emporheben zu einem bessern Dasein. Der Weg dazu heißt Organisation. Ihr gewährt das Gesetz jetzt Raum, die öffentliche Meinung Unterstützung. Und so sind denn auch seit dem Dockarbeiterausstande die Gewerkvereine unter den ungelernten Arbeitern wie Pilze aus der Erde

geschossen, und wenn sie auch radikaler sind als die alten Gewerkvereine, ja sogar in gewissem Gegensatz zu ihnen stehen, so ist doch der erste Schritt gethan, um den fünften Stand zu emanzipiren, und es steht zu hoffen, daß der Geist des sozialen Friedens auch hier der herrschende bleibt. Die aber, welche die ungelernten Arbeiter bei ihren Organisationsbestrebungen am eifrigsten unterstützen, ohne ihre Selbständigkeit zu verletzen, das sind die Gebildeten, frühere hochgestellte Staatsbeamte, Minister, Geistliche, selbst Frauen der hohen Aristokratie.

Ueberblickt man die Lage des Arbeiters in England, so ist die Lehre von Engels und Marx, daß die Großindustrie den Arbeiter unbedingt zum Proletarier mache, den Reichtum in wenige Hände fließen, die Mittelstände aber verschwinden lasse, durch die Statistik widerlegt. England befindet sich nicht mehr in einer den Arbeiter zur niedrigsten Lebenshaltung verurteilenden Bewegung, die materielle Lage des Arbeiters hat sich stetig gebessert; vor allem aber zeigt die Statistik, daß das Kapital immer mehr aus den Händen weniger sich an die breite Masse verteilt. Die bis jetzt hervortretende Kluft zwischen Arm und Reich beginnt sich in England auszugleichen. Die von der Einkommensteuer erfaßten Einkommen von 150 bis 500 Pfund Sterling, die dem Arbeiterstande vorwiegend angehören, haben um 21,4 Prozent zugenommen, während die Zahl von Einkommen über 5000 Pfund Sterling um 2,3 Prozent abgenommen hat.

So befindet sich England in seinem sozialen Leben in einer aufsteigenden Bewegung. Ihr Geheimnis liegt im letzten Grunde in dem Umschwung der Gesinnung unter den Gebildeten. Wir haben in Deutschland andre geschichtliche Grundlagen, auf denen unser soziales Leben sich zu entwickeln hat, aber so viel ist sicher, ohne eine gründliche Zuwendung unsrer höhern Stände zur sozialen Gesinnung, ohne sittliche Wiedergeburt wird auch bei uns kein gesundes soziales Leben gedeihen können.

Als Christ aber überblicke ich mit Freuden einen geschichtlichen segensreichen Prozeß, an dem das Christentum vollkommenen Anteil hat. Nicht allein, daß Geistliche und kirchliche Laien lebendig bei der praktischen Arbeit beteiligt sind, die ganze Bewegung beruht auf dem christlichen Gedanken von dem unendlichen Wert der Einzelpersönlichkeit: Auch das geringste Dasein hat ein Recht auf Freiheit und geistige Güter; nicht das eigne Interesse ist das maßgebende, sondern der Dienst an der Gesamtheit, nicht Egoismus, sondern Sozialismus entspricht auf wirtschaftlichem Gebiete dem Evangelium. Wir sind dem Verfasser dankbar dafür, daß er sich den christlichen Grundgedanken einer Bewegung nicht verhüllt hat, der er mit so wohlthuender Begeisterung gefolgt ist. P D

---

## Die Aufgaben des Gustav-Adolf-Vereins in der Gegenwart

### 2. Die Thätigkeit des Vereins 1844—1864

Die folgenden zwanzig Jahre bis zum Beginn der politischen Neugestaltung Deutschlands umspannen in der Geschichte des Vereins eine Zeit stetig wachsender segensreicher Wirksamkeit. Es waren überzeugungstreue, umsichtige Männer, die an der Spitze standen, der für den Verein unvergeßliche Georg Großmann († 1857) vor allen. Aber nicht die Persönlichkeiten waren es, die ihn trugen; im evangelischen Volke Deutschlands war der Sinn für das von ihm verfolgte Ziel erwacht, und er sollte sich in immer weitere Kreise verbreiten. Die vierte Hauptversammlung, im September 1845 zu Stuttgart abgehalten, hatte bereits von einer Gesamteinnahme von 180000 Mark zu berichten. Zwei Jahre darauf, auf der Hauptversammlung zu Darmstadt, kam zum erstenmale die große Liebesgabe zur Verteilung in dem stattlichen Betrage von 18000 Mark, die dem schlesischen Grenzstädtchen Liebau zufielen; die unterliegende Gemeinde war Geisa gewesen in dem gut protestantischen Sachsen-Weimar, das durch seine Erweiterung 1815 zu einem Stück Fuldaer Gebietes an der Rhön und damit zu einer evangelischen Diasporagemeinde gekommen war, die noch lange in der Pflege des Gustav-Adolf-Vereins hat bleiben müssen. Als dann 1848



die politische Erregung, in der sich unser Vaterland befand, es unthunlich erscheinen ließ, eine Hauptversammlung abzuhalten, entschloß sich der Zentralvorstand in Leipzig zu einem schriftlichen Bericht, der von dem Wachstum des Vereins zeugen konnte; waren doch seit 1843 nicht weniger als 360 Gemeinden unterstützt worden mit 864765 Mark. Auch auf römischer Seite hatte man seine Thätigkeit beachten gelernt; die erste Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, die im Mai 1848 nach Mainz einberufen wurde, hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm einen Konkurrenten für ihre katholischen Diasporagemeinden in protestantischen Gegenden an die Seite zu setzen, den Bonifacius-Verein, der 1850 seine Thätigkeit begonnen hat.

Die Folgen der Revolutionsstürme von 1848 und 1849 wurden rascher überwunden, als man anfänglich erwartete. An einigen Punkten hatten sie sich sogar als heilsam erwiesen. In geringerm Maße gilt dies für Oesterreich, wo die politische Gleichstellung der Konfessionen für die evangelischen Gemeinden bei manchen weitgehende Hoffnungen erweckte, die der Abschluß des Konkordats bald wieder abkühlen sollte. Wichtiger wurde es, daß 1849 auch in Bayern es gelang, dem Gustav-Adolf-Verein Eingang zu verschaffen; zehn Jahre lang war es dort den Evangelischen unter dem Ministerium Abel verboten, Gaben anzunehmen von dem Verein, der nach einem Gustav Adolf, dem grimmen Bayernfeinde, den Namen führe. Jetzt war der Bann gelöst, auf der Hamburger Hauptversammlung 1851 war der neugebildete bayrische Hauptverein zum erstenmale vertreten, zwölf Jahre später konnte auch Oesterreich als Hauptverein mit erscheinen. Wenn man dagegen in Mecklenburg-Schwerin jetzt für gut fand, die Vereinsthätigkeit einzustellen, so wurde dies im Nachbarlande Schleswig-Holstein reichlich ausgeglichen; galt doch damals dort die Beteiligung an dem Gustav-Adolf-Verein als ein Opfer für die deutsch-nationale Sache.

Neben der Ausgestaltung in der Organisation macht sich aber auch eine von Jahr zu Jahr reger werdende Teilnahme für den Verein geltend. Auf der Versammlung zu Koburg 1853 meldete der Jahresbericht für 1852,*) daß 238 Gemeinden mit 174606 Mark unterstützt worden waren, 1860 zu Ulm für 1859: 533 Gemeinden mit 483051 Mark, 1865 zu Dresden für 1864: 723 Gemeinden mit 586902 Mark. Es ist dies die intensivste Kraft, die der Verein überhaupt beweisen konnte; denn mit den wachsenden Ansprüchen aus allen Teilen der Diaspora war es ihm gelungen, nicht nur die Gesamteinnahmen entsprechend zu steigern, sondern auch seine Leistungen an die Einzelgemeinden zu erhöhen, 1864 bis auf 811 Mark durchschnittlich. Die vermehrten Ansprüche aber, die an den Verein in dieser Zeit gestellt werden, sind zum großen Teil zurückzuführen auf den wirtschaftlichen Umschwung, der sich in Deutschland und auch schon in Oesterreich damals geltend zu machen begann durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes und die damit gegebene Verkehrserleichterung, die Hebung der Industrie in Gegenden, die bisher lediglich oder doch vorzugsweise ackerbauend gewesen waren.

### 3. Die Thätigkeit des Vereins seit 1865

Innerhalb weniger Wochen ließ das Jahr 1866 in Trümmer gehen, was die Diplomatie der heiligen Allianz einst gebaut hatte; nach dem blutigen Ringen mit der französischen Macht wurde das protestantische Kaisertum in Deutschland aufgerichtet. Beide Male waren Roms Sympathien den Gegnern Preußens zugewandt; man hatte diesen Staat niederzuwerfen gedacht und sollte nun selbst eine Niederlage erleben, über die auch das ökumenische Konzil nicht hinweghelfen konnte. Im innern kirchlichen Leben brachte die Annexion von Kurhessen, Hannover und Schleswig-Holstein durch Preußen unerwartet schroffe Gegensätze hervor, die auszugleichen bis heute nicht gelungen ist. Bedeutungsvoller aber noch wurde es, daß, um dem neuen Reiche bessern Zusammenhalt zu geben, 1871 die Freizügigkeit im Reichsgebiete zum Gesetz erhoben wurde. Bei

*) Hier und im Folgenden sind durchgängig nur die Summen angeführt, die wirklich zur Verteilung gelangt sind; alle die Beträge, die zur Kapitalisirung bestimmt werden, aber ausgeschlossen.

dem gewaltsamen Aufschwung, den jetzt die Industrie unter dem Milliardensegen nahm, kam nun in die deutsche Bevölkerung bis in den entlegensten Bergthälern und in den vergessensten Heidedörfern die Sucht, ihr Glück zu machen, und damit eine Unstetigkeit, wie sie die vergangenen Jahrhunderte auch nicht entfernt gekannt hatten. Das Hereinströmen der Landbevölkerung nach den Städten, wo sie leichtere Arbeit und bequemeres Leben zu finden glaubt, die Errichtung industrieller Unternehmungen in Gegenden, die bis dahin nur Landbau getrieben hatten und nun durch das immer dichter gewordne Eisenbahnnetz in den Handelsverkehr gezogen waren, gab den Städten und vielfach auch den Landgemeinden ein völlig neues Gepräge.

Dies plötzliche, gewaltsame Ineinanderschieben der Volkselemente brachte von selbst auch eine ebenso gewaltsame Verschiebung in den bisherigen Bekenntnisstand. Im allgemeinen zeigt sich hier ein rasches und lebhaftes Eindringen katholischer Bevölkerung aus dem Osten und Süden nach Nord- und Mitteldeutschland und ein ebenso energisches Eindringen evangelischer Bevölkerung von Nord- und Mitteldeutschland nach West- und Süddeutschland. So sehen wir innerhalb von zwei Dezennien das mächtige Anwachsen der katholischen Gemeinden in Berlin, in Breslau, in Frankfurt a. M., und naturgemäß mußte gleichzeitig um jede dieser Städte in den bis dahin fast völlig protestantischen Vororten, wo schon die billigern Wohnungsmieten den Zuwanderer anlocken, eine Kette von katholischen Gemeinden sich bilden. Und was von den großen Städten gilt, gilt teilweise in noch stärkerem Grade auch von den Mittel- und Kleinstädten, wo die Industrie neue Fabriken entstehen ließ und ihre Arbeitskräfte von außen herbeizog. Diesem raschen Anwachsen der katholischen Diaspora in Nord- und Mitteldeutschland entspricht völlig das Anwachsen der evangelischen Diaspora in bisher völlig katholischer Gegend. München, zu Anfang dieses Jahrhunderts noch ohne Protestanten, steht im Begriff, eine dritte evangelische Kirche zu bauen; Köln zählt jetzt etwa 40000 Evangelische, nachdem die volkreichen Vorortsgemeinden von Deutz, Ehrenfeld und Nippes in den Stadtbezirk mit hereingezogen sind; um Mainz, dessen protestantische Bevölkerung selbst stark gewachsen ist, liegt jetzt ein ganzer Kranz evangelischer Gemeinden, Kastel-Kostheim, Weißenau, Mombach, Bretzenheim, mit einer Reihe von Filialen, alle erst entstanden in den letzten zwanzig Jahren. So kann es denn nicht länger auffallen, wenn die Zahl der beim Gustav-Adolf-Verein um Unterstützung bittenden Gemeinden in Bayern einschließlich der Pfalz 1870 noch 55 betragen hat, 1890 aber 114, wenn Württemberg von 23 Gemeinden im Jahre 1868 heute auf 43, Baden von 22 Gemeinden 1868 heute auf 64 Gemeinden gekommen ist; denn zumeist handelt es sich hier um Orte, in die erst neuerdings evangelische Bevölkerung eingewandert ist.

Es liegt auf der Hand, daß diese neu entstandne Diaspora bei weitem nicht die kernige Zähigkeit besitzt, mit der böhmische oder gar innerösterreichische Berggemeinden in hundertjährigem Kampfe ihre Existenz verteidigen. Sie bestehen vielmehr meist aus Elementen, die bis dahin nichts von der Diaspora gewußt haben und nun sie kennen lernen. Dies erzeugt notgedrungen bei vielen Indifferenz; haben sie als Arbeiter ihren Erwerb gefunden, so treten nur zu viele in Mischehen ein, um ihre Kinder dann der eingesessenen und damit herrschenden Konfession zu überliefern. Außerdem sind es meist recht Unbemittelte, die selbst bei bestem Willen wenig oder nichts zum Ausbau des Gemeindelebens thun können. Sollen diese neugebildeten Industriegemeinden nicht unerbittlich der Sozialdemokratie verfallen, und was in ihnen kirchlichen Sinn sich noch bewahrt hat, dem Romanismus, so bedürfen sie dringend der Hilfe.

Anzuerkennen ist, daß in den Rheingegenden und in einem Teile von Westfalen unter den Großindustriellen sich nicht wenige finden, die selbst zu kirchlicher Versorgung der zugezogenen Evangelischen die Hand geboten haben, namentlich auch durch Beschaffung von Kapitalien zu mäßigem Zinsfuß. Hierdurch, aber vielleicht mehr noch durch das dem Niederrhein und Westfalen eigne Organisationstalent ist es erreicht worden, daß trotz der starken Vermehrung der evangelischen Bevölkerung die Zahl der Gemeinden, die der Gustav-Adolf-Verein dort zu unterstützen hat, eine begrenztere geblieben ist. Das Rheinland hatte 1862 54, 1890 77 in Unterstützung befindliche Gemeinden, Westfalen 1870 58, 1890 82 Gemeinden. Die Zahlen zeigen dort eine größere Stetigkeit als im Osten, weil ungleich mehr Gemeinden auf eigne Füße gestellt werden konnten, und wiederum bei so mancher der in der Unterstützung gebliebenen es sich um den Weiterausbau handelt, der erst möglich ist, wenn das Gemeindeleben festen Boden bereits unter sich hat.



In Schlesien hat die Hebung der Industrie und vor allem des Montanbetriebes, die eine starke Einwanderung katholischer polnischer Arbeiterbevölkerung hervorgerufen hat, allmählich die Zahl der zu unterstützenden Gemeinden von 62 im Jahre 1862 auf 129 im Jahre 1890 gebracht. Worin dies Land allen andern preußischen Landesteilen vorangeht, ist die dort geübte Pflege der Konfirmanden- und Rettungsanstalten für evangelische Kinder der Diaspora, die dadurch vor der Aufnahme in katholische Klöster und, was gleichbedeutend ist, vor der Ueberleitung zur römischen Kirche bewahrt bleiben sollen; und doch zeigt es sich selbst hier, daß die zu diesem Zweck vorhandnen Anstalten noch keineswegs ausreichen.

Am hilflosesten sind die Provinzen Posen und Westpreußen geblieben, die altpolnischen Gebiete, wo katholisch mit der polnischen, evangelisch mit der deutschen Nationalität zusammenfällt. In Posen zeigt die Statistik der Konfessionen noch deutlich, in welcher Weise dort die deutsche Kolonisation sich vollzogen hat. Ein Drittel der Bevölkerung des Landes bilden Evangelische, und diese verteilen sich so, daß sie in den Städten der Zahl der Katholiken am nächsten kommen, wogegen sie in den Landgemeinden nur ein Drittel, in den Gutsbezirken nur ein Sechstel der Bewohner ausmachen. Die Stadt Posen, in ihrer christlichen Bevölkerung zu Zweifünfteln evangelisch, hat jetzt in den Ortschaften dicht vor ihren Thoren, zumal in Jersic eine starke, kirchlich noch ganz unversorgte evangelische Arbeiterbevölkerung. Die Zahl der unterstützungsbedürftigen Gemeinden der Provinz ist von 60 im Jahre 1862 auf 101 im Jahre 1890 gestiegen. Wenn Westpreußen 1884 nur 21, 1890 dagegen 52 bittende Gemeinden aufzuweisen hat, hängt dies damit zusammen, daß in den letzten Jahren die preußische Regierung endlich erkannt hat, wie die dauernde kirchliche Vernachlässigung der evangelischen Bevölkerung dieser Provinz zu einer völligen Polonisirung führen müsse; man hat darum neue Pfarreien errichtet, aber noch immer umfassen auch diese die Evangelischen von 30, 40 und mehr Ortschaften, und für die Ausstattung dieser Pfarreien mit Gotteshäusern u. s. w. ist eigentlich noch alles zu thun.

Wohin wir sehen im deutschen Reich, allenthalben sind die Anforderungen, die an den Gustav-Adolf-Verein gestellt werden, gewaltig gewachsen.

Wenden wir uns nun nach Oesterreich, dessen evangelische Kirche so wesentlich auf die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins angewiesen ist. 1862 waren dort 188 Gemeinden zu unterstützen, 1870 bereits 386, 1890 gar 551, und davon 346 allein in Cisleithanien. Auch in Oesterreich hat der Ausbau des Eisenbahnnetzes besonders in Böhmen, Schlesien und Mähren, die ja zugleich die wichtigsten Industriebezirke des Reiches einschließen, eine stattliche Reihe von Gemeinden in den Städten entstehen lassen, nachdem früher die evangelische Bevölkerung dort ganz vorzugsweise Landgemeinden angehört hatte. Das Verfassungsleben Oesterreichs, in den ersten Jahren dem Protestantismus günstig, hat bald eine Richtung eingeschlagen, die schweren Schaden bringen sollte durch die Schulgesetzgebung des Jahres 1869. Die Gewalt des römischen Klerus glaubte man zu brechen, als man die interkonfessionelle Staatsschule an Stelle der konfessionellen setzte; es war ein schwerer Mißgriff, der schließlich dazu geführt hat, die Macht des Romanismus nur noch drückender werden zu lassen. Heute müssen alle unsre Glaubensgenossen in Oesterreich, wo sie ihre Kinder in evangelische Schulen senden, sowohl die Leistungen für die Staatsschulen wie für ihre konfessionellen Schulen aufbringen; in Hunderten von armen Gemeinden aber, und zwar vorzugsweise bei den Deutschen Galiziens, versieht der evangelische Lehrer die Stelle des viele Meilen weit wohnenden Geistlichen, für sie hieße also das Aufgeben der Schule nichts andres als Unter-

gang der Gemeinde. Wie ein schwerer Alp lastet auf der evangelischen Bevölkerung Oesterreichs die Doppelbesteuerung für die Schule. Mehrere hundert evangelischer Schulen sind seit 1869 eingegangen, aus allen Teilen des Landes ertönt die Klage über das Schulelend. Der Monarch selbst hat bei Gelegenheit des Toleranzjubiläums das Ungerechte der Doppelsteuer anerkannt, aber bis heute hat der Staat nichts gethan, und nur zwei Landtage, der böhmische und der schlesische, sind ehrlich genug gewesen, den Gemeinden für ihre Schulleistungen zu entschädigen. Gewiß ist es gelungen, manches zu leisten: Das große evangelische Lehrerseminar in Bielitz, der Jubiläumsfonds zur Unterstützung der Witwen und Waisen evangelischer Pfarrer und Lehrer, Kirchen und Kapellen und Schulhäuser in den verschiedensten Landschaften sind rühmliche Zeugen davon — aber gesunden kann der Protestantismus Oesterreichs nicht, solange die jetzige Schulnot auf ihm lastet. Auch hier ein starkes Wachsen der Anforderungen, die an den Gustav-Adolf-Verein herantreten.

Wie hat sich nun der Verein mit den ihm gestellten Aufgaben abgefunden? An Eifer für das Liebeswerk hat es nicht gefehlt, die Einnahmen sind in gewisser Stetigkeit gewachsen. Der Bericht, welcher der Hauptversammlung in Mannheim 1890 vorgelegt wurde, hatte zu melden, daß 1889 an 1509 Gemeinden die Summe von 957656 Mark verteilt worden ist, auf die einzelne Gemeinde also durchschnittlich 634 Mark. Vergleicht man aber diesen Betrag mit dem, was vor fünfundzwanzig Jahren gespendet werden konnte, so ergiebt sich, daß heute die Einzelgemeinde ein Viertel weniger erhält als damals. Wird nun gar noch, und dies darf nicht außer acht bleiben, das Sinken des Geldwerts innerhalb dieser Zeit berücksichtigt, so wird die Differenz eine noch erheblich größere. Vielleicht wird man aber dem entgegenhalten, was der Gustav-Adolf-Verein aufbringe, sei ja nicht das Einzige, was in Deutschland für die Diaspora geschehe, es beständen auch die Sammlungen des Gotteskastens, die, vorzugsweise aus Hannover kommend, lediglich für lutherische Diasporagemeinden verwendet werden. Der Ertrag dieser Sammlungen war im vorigen Jahre 60000 Mark. Daß damit die an zweiter Stelle angesetzte Verringerung des Betrages in den Leistungen ausgeglichen wird, liegt auf der Hand, mehr aber auch nicht.

Solche zahlenmäßige Betrachtung einer Liebesthätigkeit, wie sie hier gegeben wird, mag für manchen der Leser etwas Trocknes und Abstoßendes in sich schließen; sie führt uns aber eine Thatsache vor Augen, die ernst genug zu uns spricht: seit dem Jahre 1865 haben die Leistungen für unsre evangelische Diaspora nicht mehr Schritt gehalten mit den wachsenden Anforderungen. Es zeigt sich dies bereits auf den Hauptversammlungen in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, und das damals eingetretene Nachlassen im Eifer für das Liebeswerk ist bis heute nicht ausgeglichen. Es kann unsrer deutschen evangelischen Bevölkerung der Vorwurf nicht erspart werden, daß unter den großen politischen Umwälzungen, welche die Schöpfung des neuen deutschen Kaisertums mit sich gebracht hat, die Fürsorge für die evangelische Kirche zu kurz gekommen ist. Es waren gewaltige Erschütterungen im öffentlichen Leben, die momentan sich hätten fühlbar machen können, wie es die Ereignisse von 1848 gethan hatten; die obige Darlegung hat aber ergeben, daß sie bis heute noch nicht überwunden sind. Es fehlt nicht an Momenten, die dafür sprechen, daß die hier gefundne Thatsache nur ein Glied ist in einer ganzen Kette von ähnlichen Erscheinungen auf dem Gebiete unsers kirchlichen Lebens. Die materielle Lage Deutschlands hat sich wesentlich verbessert, aber die Jagd nach dem Glück ist es, der unser evangelisches Volk den Vorzug eingeräumt hat vor seinen idealen und geistigen Gütern. W-l

---

## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

7

Der Gedanke an die Pflichterfüllung durchzieht eigentlich all seine Betrachtungen und bleibt sein Leitstern in allen



Wirrnissen und Traurigkeiten. So in dem Ausspruch vom 27. Mai 1849:

Selbst von denen verkannt werden, die man liebt, ist der Kelch der Bitterkeiten und das Kreuz des Lebens. Es giebt dem Lächeln hervorragender Menschen diesen gewissen schmerzlich wehmütigen Zug um den Mund, der uns immer wieder auffällt. Es ist die grausamste Prüfung, die hingebenden Gemütern vorbehalten ist. Gerade dies hat am häufigsten das Herz des Menschensohnes zusammengeschnürt, und könnte Gott leiden, so wäre dies die Wunde die wir ihm schlügen, und zwar täglich. Auch er, er vor allen, ist der große Mißverstandne, der im höchsten Grade Unverstandne. Ach ja! nicht ermatten, nicht erkalten, geduldig, mitfühlend, wohlwollend bleiben. Auf die Blume achten, die sich erschließt; das Herz belauschen, das sich öffnen will; immer hoffen wie Gott; immer lieben: Das ist unsre Pflicht!

Im Oktober 1849 schreibt er das kurze, tiefe Wort:

Pflichterfüllung hat den Vorzug, uns die Wirklichkeit der positiven Welt fühlbar nahe zu bringen, obwohl sie uns von ihr löst.

Später einmal:

Pflicht ist es, nützlich zu sein, nicht wie man möchte, sondern wie man kann.

Ferner:

Eine Pflicht, die du errätst, verpflichtet dich von dem Moment an, wo du sie erraten.

Und am 25. Januar 1868:

Was wird, wenn alles uns verläßt? Gesundheit, Freude, Neigungen, Frische, Gedächtnis, Fähigkeit zu arbeiten; wenn die Sonne uns kalt erscheint und das Leben alles Zaubers entkleidet? Soll man sich zu betäuben suchen oder lieber versteinern? Die Antwort lautet stets gleich: Klammre dich an die Pflicht. Die Zukunft kann uns nicht kümmern, wenn wir Frieden des Gewissens haben, uns versöhnt und im Reich der Ordnung fühlen. Sei, was du sein sollst, überlaß das weitere Gott. Er muß wissen, was das Beste ist, um seinen Ruhm zu wahren und den von ihm Abhängigen glücklich zu machen; sei es durch Fortleben oder durch Vernichtung. Und wenn es keinen heiligen und guten Gott gäbe, nur das große universelle Leben, das Gesetz alles Lebendigen, ein unpersönliches, unwirkliches Ideal, so löste die Pflicht noch das Rätsel und wäre der Polarstern der wandernden Menschheit:

Thue, was du kannst,
Es komme, was da mag.

Im Dezember 1880 ringt sich ihm wohl aus eigner schmerzlicher Erfahrung das Geständnis los:

Auf Glück verzichten und nur von Pflicht träumen, statt dem Herzen nur dem Gewissen gehorchen: Dies Martyrium hat seine Größe. Unsre Natur sträubt sich dagegen, aber unser bessres Ich behält die Oberhand. Auf Gerechtigkeit hoffen, ist Zeichen einer krankhaften Empfindlichkeit. Man muß sich ohne sie behelfen können. Männlichkeit des Charakters besteht in dieser innern Unabhängigkeit. Laßt die Welt über uns denken, was sie will, das ist ihre Sache. Sie hat das Recht, uns die Stelle, die uns gebührt, erst nach unserm Tode einzuräumen oder uns auf immer vorzuenthalten. Wir aber sollen handeln, als wäre das Vaterland dankbar, die Welt gerecht, die öffentliche Meinung klarblickend, das Leben billig und die Menschen gut.

Die eigne Melancholie überträgt er auf die ihn umgebende Welt. 28. März 1855:

Kein Grashalm, der nicht seine Geschichte hätte, kein Herz ohne seinen Roman, kein Leben, das nicht ein Geheimnis hütete, einen Stachel oder Dorn verbürge. Ueberall Kummer und Hoffnung, Komödie und Tragödie. Selbst unter Jahrhunderte alten Versteinerungen und den verzerrten Formen der Fossilen lassen sich noch die Stürme und Qualen der Jugend erkennen. Der Zauberring der Dichter und Prediger liegt in diesem Gedanken. Er läßt es wie Schuppen von den Augen fallen und erschließt die Tiefen des Menschenlebens. Er eröffnet dem Ohr eine Welt ungeahnter Melodien und lehrt merken auf den tausendstimmigen Gesang der Natur. Unglückliche Liebe macht sprachenkundig; Schmerz lehrt wahrsagen und zaubern.

Am 26. April 1868:

Zehn Uhr abends. Besuche. Spaziergang. Allein gewacht. Der Tag hat mir eine Reihe weiser Lehren gegeben. Ich sah, daß die Dornbüsche sich mit Blüten bedeckt haben und das ganze Thal wie neugeboren dasteht unter dem Hauch des Frühlings. Ich beobachtete das verkehrte Benehmen alter Leute, die nicht alt werden wollen und sich im Herzen gegen das natürliche Gesetz sträuben. Ich habe die Wirkung frivoler Ehen und geschwätziger Predigten gesehen; eitle Trauer und beklagenswerte Vereinsamungen. Ich habe mutwillige Gespräche über die Thorheit vernommen und mutwilligen Vogelgesang. Und alles sagte mir dasselbe: Setze dich in Einklang mit dem universellen Gesetz, ergieb dich in Gottes Willen, führe ein frommes Leben, wirke, so lange es Tag ist, sei ernst und doch heiter. Suche mit dem Apostel zu sprechen: Ich habe gelernt, mir genügen zu lassen an dem, was da ist.

Tief traurig sind die Klagen über ein verfehltes Leben. 26. August 1868:

Der Kelch, den du fern an dir vorübergehen lassen wolltest, ist zur Pein deines Lebens geworden: das Schamgefühl, als ein gewöhnliches Wesen, das seinen Beruf verfehlt hat, durchs Leben zu gehen

und zu leiden. Es ist eine bittere und stetig wachsende Demütigung, alt zu werden unter eigner Mißbilligung und der Betrübnis der Freunde ...

Willst du geheilt sein? lautete der Text am Sonntag. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen." — „Und so uns unser Herz verdammet, so wissen wir, wer größer ist als unser Herz."

Ueber das Heimweh der Seele heißt es am 26. April 1852:

In Krauses „Urbild der Menschheit" gelesen; es entsprach wunderbar meinen Gedanken und Bedürfnissen. Im allgemeinen übt dieser (deutsche) Philosoph immer eine wohlthuende Wirkung auf mich aus; seine innere, religiöse Heiterkeit hat etwas Fortreißendes. Er stimmt friedlich und auf ein Gefühl der Unendlichkeit.

Und doch fehlt mir etwas bei ihm. Die Bezugnahme auf den Kultus und die Gemeinschaft positiver Frömmigkeit. Wann wird wohl die Kirche, der ich innerlich angehöre, gegründet werden? Ich kann mich nicht wie Scherer dabei beruhigen, ganz allein Recht zu haben. Ich bedarf eines Christentums, in dem ich weniger allein stehe. Meine religiösen Bedürfnisse bleiben unbefriedigt wie meine sozialen und Herzensbedürfnisse. Vergesse ich ihrer in Schlaftrunkenheit, so erwachen sie bald mit herber Schmerzlichkeit ... Ich schwanke zwischen Sehnsucht und Niedergeschlagenheit, der Verzettelung im unendlich Kleinen und dem Heimweh nach unbekannten Fernen: Das Thema vieler französischen Romane von dem Leben in der Provinz. Nur daß mir alles Provinz ist, worin die Seele nicht ihre Heimat hat, jeder Ort, wo das Herz sich unbefriedigt, unruhig, beklommen fühlt. Richtig gesagt, ist dieser Aufenthalt die Erde, das geträumte Land der Himmel. Dies Schmerzgefühl ist ein ewiges Heimweh — der Durst nach Glück!

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, sagt Goethe. Männliche Resignation ist das Motto der Lebensmeister. Männlich, d. h. mutig, thätig, entschlossen, ausdauernd. Resignation bedeutet Verzichtleistung, Entsagung, Konzentration, Begrenzung. In gelassener Energie ruht die Weisheit der Erdensöhne und bewirkt die einzig mögliche Heiterkeit in diesem Dasein des Ringens und Kämpfens. Sie verleiht dem Märtyrer seinen Frieden und verheißt ihm den Triumph.

Im April 1852 schreibt er:

Wer unter uns hätte nicht sein verheißnes Land erblickt, seinen Tag der Entzückung gehabt und sein Ende in der Verbannung gefunden?

Ueberaus bezeichnend für ihn ist die Scheu, Gott zuzutrauen, er könne ihm auch etwas Gutes beschieden haben. 14. Mai 1852:

Unsre Systeme, sagt man, sind der Ausdruck unsers Charakters oder die theoretische Formulirung unsrer Lebenslage. Will sagen, wir glauben gern das selbst erworben zu haben, was uns doch gegeben ist, halten unsre Natur für unser Werk und unser Los für eigne Errungenschaft: Illusion, die der Eitelkeit und dem Freiheitsbedürfnis entspringt. Wir weisen den Gedanken ab, ein Produkt der Verhältnisse oder die Entfaltung eines in uns gelegten Keims zu sein. Und doch haben wir alles empfangen, und das, was wirklich unser eigen, ist nur ein geringer Teil und liegt zumeist auf dem Gebiete der Negation, des Widerstandes, der Fehler und des Unrechts. Wir erhalten alles, Leben und Glück, nur die Art, aufzunehmen, bleibt uns überlassen. Laßt uns vertrauensvoll aufnehmen, ohne Erröten, ohne Furcht. Nehmen wir auch unsre Natur hin aus Gottes Hand und seien ihr gegenüber barmherzig, fest, voller Interesse. Wir wollen nicht das Böse und Krankhafte in uns aufnehmen, aber uns annehmen trotz unsers Bösen und Krankhaften. Und wir wollen uns nicht vor einer reinen Freude fürchten! Gott ist gut, und was er gemacht hat, ist gut. Wir wollen allem, selbst dem Glück gegenüber entsagungsbereit sein. Wir wollen um einen Geist der Opferfreudigkeit, der Abgeschiedenheit, des Verzichtenkönnens, aber vor allem um einen Geist der Freude und Dankbarkeit, einen wirklichen religiösen Optimismus bitten, der in Gott den Vater sieht und für seine Wohlthaten nicht Verzeihung erfleht. Man muß wagen glücklich zu sein und es auch aussprechen, denn wir sind nur Hüter und nicht Urheber unsers Glücks! C B

---

## Gottfried Keller und seine Werke

### 3. Reflexion über den Standpunkt des Dichters

Was ist nun der Gesamteindruck, den wir von dem Dichter davontragen? Wie werten wir ihn? Das wird ohne weiteres zuzugeben sein, daß er nicht leicht zu nehmen ist. Es ist keine Alltagsware, die er auf den litterarischen Markt bringt. Eine ausführliche ästhetische und rein litterarische Würdigung seiner Arbeit war nicht der Zweck dieser Zeilen. Allein wir stehen nicht an, Gottfried Keller einen der ersten Plätze in der deutschen Litteratur anzuweisen. Die Zahl seiner Verehrer ist immer noch im Zunehmen begriffen; unter den Gebildeten sind sie vornehmlich zu suchen. Ich denke mir seine Werke jetzt und in Zukunft in den Händen des gebildeten Kaufmanns, des Beamten, des Offiziers, der gebildeten Frau. Den Einfluß Kellers auf diese Kreise darf man nicht unterschätzen. Eben



diese Kreise sind heutzutage — das sieht jeder, der sehen will — zum großen wenn nicht größten Teile der Kirche und dem Glauben der Kirche mehr oder weniger entfremdet. Diese Leser also werden die Anschauungen eines geistvollen anziehenden Schriftstellers, wie Keller es ist, mit Sympathie begrüßen; sie finden hier Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von ihrem Geist. Er ist mit seinen Ansichten über Religion, Christentum, Kirche, jenseitiges Leben geradezu ein Repräsentant eines großen Teiles der heutigen gebildeten Welt. Von diesen Lesern werden die, welche mit der Kirche ganz gebrochen haben, für ihren Standpunkt eine Stütze und gewissermaßen wieder eine Rechtfertigung finden, die Indifferenten werden in ihrer Gleichgiltigkeit bestärkt; für manche unselbständige Naturen wird der Dichter selbst der „Zaubervogel" werden, der Gott, Christentum, Kirche „aus der Brust hinwegsingt"; für viele kann sein Einfluß in der That schädlich und gefährlich werden.

Wie wollen wir uns einer solchen Erscheinung gegenüber verhalten, — wir, denen die Güter der Religion teuer sind, die wir noch ein Herz haben für unsere Kirche und es mit Schmerz empfinden, daß so viele sich von ihr abwenden und in schnödem Undank vergessen, was sie ihr verdanken? Wollen wir den Dichter mit Entrüstung abweisen als einen Abgefallenen, mit dem wir keine Gemeinschaft haben? Das wäre die eine Art, wie man sich mit ihm abfinden könnte. Es ist ja wahr: er hat manches Wort geschrieben, das uns verletzt, das wir nur bedauern können; vieles — namentlich in der Beurteilung der kirchlichen Zustände — ist übertrieben, karrikirt; in religiösen Dingen urteilt er fast durchweg oberflächlich und ohne Verständnis, nur seiner subjektiven Stimmung folgend; scheut sich auch nicht, das eine oder das andre mal frivol zu werden.

Für den ganzen Stand der offiziellen Vertreter der Kirche hat er weder Liebe noch Verständnis. Er hat oder thut wenigstens so als hätte er keine Ahnung davon, welche Ströme des Segens aus dem evangelischen Pfarrhause unserm Volke seit der Zeit der Reformation zugeflossen sind; er weiß nicht und will es nicht wissen, wie sehr das Leben des Pfarrers oft reich ist an Entsagung, Selbstverleugnung und Opfern aller Art; denn der Begriff „Pfarridylle" gehört allmählich auch zu dem Inventar des goldnen Zeitalters. Er urteilt über diese Verhältnisse ganz und gar wie ein oberflächlicher Weltmensch. Seine Pfarrer sind alle entweder beschränkte Menschen oder Heuchler.

Für die Schwächen dieses Standes hat er einen scharfen Blick und wer wollte leugnen, daß die Schattenseiten auch hier nicht fehlen? Daß viel Bequemlichkeit, viel Banausentum, viel Unfreiheit vorhanden ist; daß manche das scharfe Wesen der Zeit nicht spüren und nicht spüren wollen? Wo solche Schäden, wenn auch in herber Weise, bloßgelegt werden, da wollen wir nicht bloß verdammen, sondern an unsre Brust schlagen.

Wenn Keller über die Arbeit der Theologie, über die Versuche von rechts und von links, der Kirche aufzuhelfen, nur Geringschätzung an den Tag legt, so wollen wir nicht vergessen, daß derselbe geringschätzige Ton aus dem Munde von Theologen selber zu vernehmen ist. Bei den meisten theologischen Parteiorganen genügt ein Blick, um mit Bedauern gewahr zu werden, mit welcher Kälte, oftmals mit welchem Hohn hier über die gegenseitigen Arbeiten und Bestrebungen abgesprochen wird, und wenn es die redlichsten, bestgemeinten sind. Welch ein Mangel an brüderlichem Zusammenarbeiten auf ein großes Ziel hin, an jeglichem Gefühl der Zusammengehörigkeit und welch eine Fülle von Lieblosigkeit und eisiger Kälte starrt uns aus den Kirchenzeitungen der Rechten und der Linken oft entgegen! Es darf uns also nicht gar zu sehr befremden, wenn hier ein Weltkind, das der Kirche so wie so fernsteht, zu dem Resultat kommt, daß es mit den kirchlichen Bestrebungen eine hoffnungslose Sache sei; oder wenn er in einem seiner Gedichte einen Schulgenossen beklagt, weil er „im tiefen Moor der Theologie" stecken geblieben.

Daß Kirche und Theologie in unserer Zeit ihre Aufgabe ernster nehmen und angestrengter, redlicher arbeiten, als es seit lange geschehen ist, das sieht Keller nicht; es ist ihm nicht der

Mühe wert gewesen, sich danach näher umzusehen; nach unangenehmen subjektiven Eindrücken und Erfahrungen, die er mit großer Natürlichkeit und Lebendigkeit schildert, fällt er ein für allemal sein Urteil: das ist es, woraus ihm mit Recht ein Vorwurf zu machen ist. Und tausende von mehr oder weniger gedankenlosen Menschen werden in ihm einen Gesinnungsgenossen begrüßen: das ist das Bedauerliche und Gefährliche an der Arbeit Kellers. Er verleiht den Gefühlen Worte, von denen eine Menge von Gebildeten der Kirche und ihrer Lehre gegenüber beseelt ist.

Frappant war mir eine Strophe in den Gedichten, die doch zu beweisen scheint, daß Keller den Kern nicht zugleich mit der Schale preisgeben will. Er vergleicht das Evangelium mit dem jahrtausendelang in der Hand einer Mumie verschlossenen Weizenkorn und stellt die Frage:

Wer hindert uns, daß wieder man entwinde
Der Kirche Mumienhand, was sie verschloß,
Das Korn des Wortes, neu es auszusäen?

Es ist doch denkwürdig genug, daß derartige Stimmen aus Laienmund in unsern Tagen wiederholt stark und vernehmlich sich hören lassen. Solche Aeußerungen lassen sich nicht mit Schlagworten wie „Sünde," „Abfall," „Irreligiosität" abthun; im Gegenteil sie entspringen vielfach aus einem ernsten religiösen Bedürfnis, das nach einer bessern Nahrung verlangt als die war, mit der es bis jetzt abgespeist wurde. Daß bei solchen Expektorationen manche Ungerechtigkeit des Urteils, viel Unkenntnis des wahren Sachverhaltes, Unbekanntschaft mit dem Wesen des christlichen Glaubens selbst mit unterläuft: darüber brauchen wir uns nicht allzusehr zu wundern. Auch lassen sich diese Irrtümer wohl theologisch widerlegen, aber durch eine kalte Widerlegung werden solche Gemüter nicht beruhigt, und die Thatsache, daß manches in unsrer Kirche nicht so ist wie es sein sollte, wird damit nicht beseitigt. Es gilt vielmehr — und das ist die bereits vielfach schon erkannte und in Angriff genommene Aufgabe der Theologie in unsrer Zeit — die im Evangelium von Jesu Christo für Gebildete und Ungebildete gleicherweise beschlossenen Lebenskräfte immer mehr zu entbinden und ans Licht zu ziehen; mit Wort und That davon Zeugnis zu geben, daß die Kirche keineswegs die Anstalt ist, in der das Lebensbrot des Evangeliums zum Stein gewandelt und als solcher der hungernden Seele dargereicht wird. Dann werden solche vorwurfsvolle und hämische Stimmen, wie sie zum Teil auch in den Werken des Dichters laut werden, mit dem wir uns des nähern beschäftigt haben, mehr und mehr verstummen, und man wird wieder mit Dank einsehen lernen, was man an seiner Kirche hat. P B-r

## Bücher und Schriften

**(Eduards Traum)** Unter diesem Titel hat Wilhelm Busch bei Fr. Bassermann in München ein kleines Büchlein ausgehen lassen, auf das wir hiermit empfehlend hinweisen möchten (85 S.; 2 Mk.). Es ist — wie ja auch die meisten seiner Bilderbogen und -Bücher — durchaus ernst gemeint. Der Verfasser durchstreift das ganze Gebiet des menschlichen Lebens. Er beobachtet die Menschen im Arbeitskittel und im Sonntagsstaat, blickt in die Werkstätten des künstlerischen Gestaltens und der forschenden Wissenschaft, zeigt das Einzelstreben und das Zusammenleben. Auch vom sozialistischen Traumstaat wird ein Bild entworfen. Alles ist mit meisterhafter Anschaulichkeit geschildert, nicht in der Weise langatmiger Abhandlung, sondern in kleinen, lebensvollen, der Wirklichkeit abgesehenen Einzelbildern; vielfach durch eine kurze Einschaltung, ein Beiwort ganze Vorstellungskreise erschließend, wie auf seinen Bildern oft ein einziger Strich dem sich hinein versenkenden Auge weite Perspektiven eröffnet. Die Betrachtungsweise ist im ganzen pessimistisch: Der Einzelne voll Eigennutz, die Gesellschaft voll Lüge; den guten Menschen, den er sucht, findet er nicht.

So wäre das Buch als eine Satire auf unsre Zeit zu bezeichnen. Doch bricht überall der Humor durch, und der Schluß versöhnt ganz. Auf der breiten Heerstraße des Lebens nur zielverfehlendes Streben, fleischlicher Taumel, Absturz in die Tiefe. Aber auf einem zweiten, sehr schmalen Pfade stille Pilger, jeder sein Päckchen tragend, mit ruhig mildem Blick, bescheiden ihres Weges ziehend und durch ein enges Pförtchen ans Ziel gelangend, in eine herrliche Tempelstadt, ganz aus Edelsteinen erbaut und durchleuchtet von wunderbarem Licht, viel schöner als Sonnenschein. Nur wer ein Herz hat, vermag diesen Pfad zu schreiten, denn „Spaß beiseite, meine Freunde, nur wer ein Herz hat, kann so recht fühlen und sagen und zwar von Herzen, daß er nichts taugt. Das Weitere findet sich." Das Büchlein wird wohl nur einen beschränkten Leserkreis haben; es will, daß man nachdenkend sich hineinlese. Aber es wäre zu wünschen, daß die große Zahl derer, die sich an Wilhelm Busch ergötzen und vielfach seine Bücher nur als Sinnenkitzel genießen, auch diesem Büchlein einige ernste Stunden widmen möchten. Vielleicht würden sie dann auch seine übrigen Sachen mit reineren Augen ansehen. H Zw

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 35 der „Chronik der Christlichen Welt"



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Diese Nacht schenkte mir meine liebe Frau ein gesundes Töchterchen.
**Wachsmuth,** Pastor.
Wehrstedt, d. 20. Aug. 1891.

**Ich suche** f. den **1. Oktober d. J.** eine gebildete unabhängige **Dame** ev. Glaubens, die neben der Leitung des Haushaltes die Pflege meiner beiden Knaben im Alter von $3^1/_4$ und $^3/_4$ Jahren übernimmt. Liebe zu Kindern Hauptbedingung.
**Dr. E. Scheidemantel,**
Gymnasiallehrer, **Weimar.**

In der Vaterländischen Verlags-Anstalt H. Oberwinder, Berlin SW., Wilhelmstr. 30/31, erschien soeben:
**Bericht über die Verhandlungen**
des
**Zweiten Evangelisch-sozialen Kongresses**
abgehalten zu Berlin am 28. und 29. Mai 1891. gr. 80. 144 Seiten.
Nach den stenographischen Protokollen.
**Preis 1,50 Mk.**

Einladung zum Bezuge der Zeitschrift:

## Das zwanzigste Jahrhundert.

Deutschnationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur.
Herausgegeben von Erwin Bauer.
Verlegt von Hans Lüstenöder in Berlin W. 35.
**Vierteljährlich Mk. 2.50.**
**Am 15. Oktober erscheint das 1. Heft des 2. Jahrganges.**

„Eine Zeitschrift, die sich von dem Einfluß des Ultramontanismus und des Judentums vollkommen rein zu erhalten weiß, ist dadurch ohne Weiteres **jedem deutschen Protestanten** empfohlen. Die Hefte, welche uns vorliegen, enthalten des Interessanten und Anziehenden in Menge. Unabhängigkeit nach oben und unten, eine freie und gerade Sprache in durchaus anständigem Tone, Berücksichtigung aller einen gebildeten Deutschen interessirenden Fragen und Lebensgebiete — das ist der Grundcharakter dieses Blattes, das wir unsern Lesern aufs wärmste empfehlen".
**Dr. R. Weitbrecht** im „Protestantischen Familienblatt".

Kürzlich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

## Der Inhalt der Lehre Jesu

von **D. H. H. Wendt,** ord. Professor in Heidelberg.
A. u. d. T.: Die Lehre Jesu, II. Teil. XIV, 678 S. gr. 8°. **12 Mk.**

Der Vers. will nach geschichtlich-wissenschaftlicher Methode, aber **in einer auch für gebildete Laien verständl. Form** den Inhalt d. Lehre J. darstellen. Sämtliche in d. evang. Quellenberichten überlieferten Aussprüche J. werden als Glieder einer einheitl. relig. Anschauungsweise zu erklären gesucht. Hauptabschnitte: 1. D. geschichtl. Anknüpfung für d. Lehre J.; 2. Das Aeußere der L. J.; 3. D. Verkündigung J. v. Reiche Gottes im Allg.; 4. D. Zeugnis J. v. s. Messianität; 5. D. Ausblicke J. auf d. ind. Weiterentwicklung d. Reiches Gottes.

Die Darstellung beruht auf d. krit. Untersuchungen des **I. Teiles** (1886 VIII, 354 S. 7 Mk.), welcher enthält: 1. e. Untersuchung üb. d. Komposition des Markusevangel.; ferner d. Versuch einer zusammenhängenden Rekonstruktion der Matthäuslogia auf Grund d. Logiastücke im Matth. u. Lukas-Evang.; endl. e. Begründung d. Hypothese, daß im vierten Evang. eine ältere johanneische Redequelle verarbeitet ist.
**Göttingen.** **Vandenhoeck & Ruprecht.**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

## „Jose Caballeros, Princesas"

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**
**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**
Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine Beilage von H. G. Wallmann in Leipzig.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 36** **Leipzig, den 3. September** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vater Unser: 6. Die fünfte Bitte — Die Religionsstifter Mohammed und Buddha und Christus: 1; 2 — Kurfürst August I. von Sachsen: 1; 2 — Die Aufgaben des Gustav-Adolf-Vereins in der Gegenwart: 4. Ausblick — Alexander M. Mackay, der Pfadfinder der evangelischen Mission am Viktoria Nyanza — Bebels Zitate aus der Bibel — Vom Parsifal. Bayreuth, im Juli 1891 — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 19. Der Zerstreute — Bücher und Schriften: Zur Kirchenmusik; Das deutsche Kommersbuch — Anzeigen


## Vater Unser

### 6. Die fünfte Bitte

Die schauerlichsten Töne auf der Harfe menschlicher Stimmungen, die herbsten Tropfen im Leidensbecher sind die, wenn eine Seele seufzt: Herr strafe mich nicht in deinem Zorn. Die bitterste von allen ist die Not, aus der die fünfte Bitte quillt: Vergieb uns unsre Schuld. Denn der Uebel größtes ist noch immer die Schuld.

Ein religiöses Volkslied wirft die Fragen auf: Wo kommst du her, wo gehst du hin? Man könnte antworten: ich komme aus dem Lande der Schuld und gehe in das der Versuchung. Diese macht mir bange; aber jene verurteilt mich. Der Gedanke der persönlichen Schuld ist dem Bewußtsein der Gegenwart mehr und mehr entschwunden. Das Temperament, die Erziehung, die Verhältnisse macht man verantwortlich. Feige ists, vor dem Feind zu fliehen. Feige ists, aus Furcht vor Widerspruch von seiner wohlerwogenen Meinung gegen besseres Wissen zurückzutreten. Aber am feigsten ist, wer nicht die Verantwortung für seine eignen Thaten tragen will. Schwer ist die Last. Das kann nur die Verblendung leugnen. Fast jedes Jahr in unserm Leben trägt die göttliche Unterschrift: Er fand keine Frucht an ihm. Unter jedem Tage fast lesen wir: Zu leicht befunden. Unter den meisten Stunden steht: Schuldig. Die Schuld ist groß. Aber wer sie nicht erkennt, wer die Schuld seiner Schuld von sich abwälzen will auf andre, findet doch keinen Frieden. Er wird immer mehr das widerstandslose Opfer seiner sündigen Vergangenheit.

Wohl dem, den das Wort schuldig zur Erkenntnis seiner Sünde führt. Angenehm ist der Weg nicht. Aber er lohnt sich. Die Erkenntnis der Sünde führt zum Schmerz über sie. Aus solchem Schmerze aber quillt das Gebet: Vergieb uns unsre Schuld.

Wir haben Ursache, jeden Augenblick so zu sprechen. Geh dein Leben durch, nicht mit oberflächlichem Leichtsinn, sondern als ein strenger Examinator, du wirst wenig ganz schuldfreie Augenblicke in ihm finden. Aber am meisten fordert zu diesem Gebet die Abendstunde auf. Wenn nach dem Abendgeläut eine Stimme des Tages nach der andern verstummt, bis nur noch hin und wieder eine verlorene ertönt, wenn über das Lärmen da draußen wachsender Friede sich legt, und es ist, als zöge wieder ein Stück Paradiesesstille durch die Welt, ein Stück süßer Erinnerung an die verklungene Kinderzeit und ein Stück süßer Ahnung von einer bessern Zukunft der Menschheit, wenn die Stimmen des Tages, die Sorgen, die Pflichten auch in dir einschlummern: Wie sieht dein Menschenherz dann aus? Oft ists wohl wie ein Gotteshaus, in dem ein Halleluja des Dankes das andre verdrängt. Oft, oder vielmehr öfter ists ein Gerichtssaal, in dem scharf gestritten wird. Das Gewissen ist der Ankläger. Das eigne natürliche Ich ist der Verteidiger. Er entwickelt meist große Schlagfertigkeit, schlaue Winkelzüge, bethörende Schlüsse. Der Ankläger spricht mit ruhiger Würde, mit der vollen Kraft der Klarheit. Wir suchen uns oft über das Endurteil hinwegzutäuschen. Aber Hand aufs Herz, wenn wir ehrlich sind, lautet es fast immer: Schuldig. Darum laßt uns beten: Vergieb uns unsre Schuld. Es sollte kein Abend in unserm Leben sein, an dem wir nicht so gesprochen. Wers recht aus tiefstem Herzensgrund gethan, für den bricht der Morgen des ewigen Lebens an.

Wir bitten nicht: Erlasse mir die Strafe. Das hieße die ewige Gerechtigkeit zur Ungerechtigkeit verführen wollen. Die äußere Strafe der Sünde kann auch Gott nicht erlassen. Wir bitten nicht: Erlasse einen Teil unsrer Schuld. Das hieße in Gott einen Handelsmann sehen. Auch ein Erlaß des größern Teiles unsrer Schuld nutzt nichts. Denn der Rest ist noch so groß, daß er uns verderben müßte. Wir bitten: Vergieb uns unsre Schuld. Was ist denn Schuld? Sie ist nichts als das Bewußtsein: Ich habe Gottes Zorn verdient; ich darf zu ihm nicht beten; ich darf eigentlich gar nicht an ihn denken. Wir bitten also, Gott solle uns wieder fröhlichen Mut zu ihm machen. Er solle unsern Blick schärfen, daß er auch hinter der Sünde sein Vaterherz erkenne.

Aber nicht die persönliche Schuld allein ists, die wir vor Gott bringen. Wir sagen: Unsre. Die größte soziale Macht ist die Liebe; die gefährlichste die Sünde. Das ganze Volk muß fühlen, daß es unter Gottes Zorn steht. Herr, nimm ihm das Gefühl und gieb ihm neuen Glauben.

Die vierte Bitte wendet sich an die Allmacht, die fünfte an die Liebe Gottes. Nur die Liebe kann den Zorn überwinden. Sie ist das Höchste, was Gott uns geben kann. Darum fordert er auch das Höchste von uns: Liebe. Aber dann ist die Liebe nicht am größten, wenn sie weithin gerühmte Thaten vollbringt. Dann ist sie nicht am größten, wenn sie in stillem Martyrium duldet. Am größten ist sie, wenn sie vergiebt. Darum fährt die fünfte Bitte fort: Wie wir vergeben unsern Schuldigern. Der zweite Teil ist möglich auf Grund des ersten. Aber der Segen des ersten richtet sich nach dem Maße der Erfüllung des zweiten. V W

## Die Religionsstifter Mohammed und Buddha und Christus

### 1

Sag an, sind das die Knaben alle?
So sprach auch ich zum Heldenzug,
Als in der Völker Ruhmeshalle
Ich nach der Menschheit König frug.
Wohl schön von Antlitz, hoch von Adel
Fand ich da manchen Weibessohn,
Doch keinen ohne Fehl und Tadel
Im ganzen Völkerpantheon.

So hat Gerok im ersten Gedicht seiner „Palmblätter" gesungen. Und wir stimmen ihm zu, wenn wir alle die Männer anschauen, die er an uns vorüberziehen läßt: Im Lorbeerschmuck

die blutigen Sieger, die Künstler und Poeten im wallenden Gewand, den ernsten Chor der Philosophen und die friedlichen Eroberer, die Entdecker und Erfinder. Keiner von ihnen ohne Sünde, in keinem des Sünders Heil. Dieser Ruhm gebührt nur dem Einen, von dem der Dichter am Schlusse preist:

Er ist der ew'ge Geisterkönig,
Auf Gnad und Wahrheit ruht sein Thron,
Und Erd und Himmel tausendtönig
Jauchzt: Hosianna Davids Sohn!

Aber wird nicht auf Erden von vielen Millionen andern die Palme gereicht? Machen nur die genannten Heroen der Menschheit dem Menschensohne den Thron streitig? Treten ihm nicht vor allen die anspruchsvoll in den Weg, die wie er Religionen gestiftet haben, denen wie ihm ganze Völker anhangen, die, wie ihn die Seinen, ihre Anhänger Erleuchtete und Gottgesandte nennen?

Diese, die Religionsstifter, müssen wir auch mit Jesu verglichen und dabei gefunden haben, daß sie an sittlicher Würde und Hoheit hinter ihm zurückstehen; dann erst sind wir voll berechtigt, von und zu dem Anfänger unsers Glaubens zu sagen: „Du bist der schönste unter den Menschenkindern."

Allein ist ein solcher Vergleich auch möglich? Haben wir über die Stifter der Weltreligionen, des Christentums, des Buddhismus und des Islam, so zuverlässige Nachrichten, daß wir sagen können: So sind sie gewesen, so haben sie gelebt? Sind nicht vielmehr die heiligen Schriften aller drei Religionen nur für ihre Bekenner genügende Urkunden, Objekte des Glaubens, sofern sie vieles Wunderbare an und von Mohammed, Siddharta und Jesus erzählen?

Gewiß. Aber eben diese Wunder können, ja müssen wir gänzlich beiseite lassen hier, wo es sich darum handelt, die drei Persönlichkeiten nach ihrem sittlichen Werte zu prüfen und zu vergleichen. Da haben wir uns ganz und lediglich an das zu halten, was die Grenzen des Menschlichen nicht überschreitet, und was auch die strengste Kritik als geschichtlich gelten läßt. Und dazu dürfen wir auch das rechnen, was wir aus dem Leben Buddhas anführen und benutzen werden; denn das wird nicht mehr sein als der historische Kern, der nach dem Urteil der bei weitem meisten Forscher der Gegenwart aus der Buddhalegende ausgeschieden werden kann.

So dürfen wir die drei einflußreichsten Männer vergleichen. Wir wollen dies aber so thun, daß wir die Mahnung des einen unter ihnen befolgen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Nicht sowohl ihre Lehre als vielmehr ihr Leben fassen wir ins Auge; und darauf hin prüfen wir ihr Leben, ob es immer im Einklang mit ihrer Lehre gestanden, ob es den ihnen bekannten und von ihnen gestellten sittlichen Forderungen stets entsprochen, ob es ein Leben in vollkommner Liebe gewesen. Diesen Maßstab wird uns jeder als den rechten unbedenklich zugestehn.

2

Mit ihm messen wir zuerst das Leben Mohammeds, über das wir am ausführlichsten unterrichtet sind.

Das Leben des arabischen Propheten ist ein Leben des Kampfes gewesen. Durch bittre Lebenserfahrungen hat er hindurchgehen müssen. Sprosse eines edlen, angesehenen Geschlechts, fand er sich, da er bereits vor seiner Geburt den Vater und schon im sechsten Lebensjahre die Mutter verloren hatte, trotz aller Liebe edelmütiger Verwandten im wesentlichen doch auf sich selber angewiesen. Um sein Leben zu fristen, mußte er in seiner Jugend niedrigste Dienste verrichten, als Knabe Ziegen und Schafe hüten, als Jüngling bei Karawanen die Kamele treiben. Er hat sich in dieser harten Lebensschule bewährt und in ihr auch für sein späteres Leben gelernt. Denn auch, als ihm auf dem Gipfel seiner Macht große Reichtümer von allen Seiten zuflossen, ist er arm und äußerst einfach geblieben und hat durch seine Einfachheit und Leutseligkeit viele Herzen gewonnen.

Nicht minder hat er sich bewährt in den ersten, schweren Zeiten seines Prophetentums. Nur sehr langsam und schwierig hat er Anerkennung und Glauben gefunden. Er soll selbst gesagt haben: „Ich habe niemanden zum Islam aufgerufen, der



nicht zuerst Bedenken, Ueberlegung und Widerrede hatte, außer Abu Bekr; dieser hatte nichts einzuwenden und kein Bedenken." Die meisten, selbst nächste Verwandte, nahmen die neue Lehre nur mit Spott und Hohn auf und erklärten ihren Verkündiger für einen Narren. Auch Verfolgung und arge Bedrohung seines Lebens ist nicht ausgeblieben. Aber alles konnte Mohammed nicht irre machen, nachdem er einmal die feste Ueberzeugung gewonnen hatte, von Gott berufen und gesandt zu sein, und nachdem er die Scheu überwunden hatte, seine Lehre auch öffentlich zu predigen. Als ihn sein Oheim Abu talib auf Betrieb der Gegenpartei zum Schweigen bringen wollte und ihm vorstellte, in welch schwierige Lage er ihn versetze, und daß er unvermögend sei, ihn ferner zu beschützen, gab Mohammed zur Antwort: „Bei Gott, wenn sie die Sonne zu meiner Rechten und den Mond zu meiner Linken setzten und von mir forderten, daß ich meine Sache aufgebe, bis Gott sie offenbar mache, oder daß ich unterginge, so würde ich sie doch nicht aufgeben." Ebenso wenig vermochte Bestechung über ihn. Als seine Feinde in Mekka, die Kuraishiten, ihm durch einen Unterhändler das Angebot machten: „Wenn du Reichtum begehrst, so wollen wir alle für dich sammeln und dir soviel geben, daß du mehr besitzest als der reichste Kuraishit. Strebst du nach Ehre, so wollen wir dich an unsre Spitze stellen und in allem deinen Rat befolgen. Bist du krank, so wollen wir den besten Arzt suchen und bezahlen, damit er dich heile," erwiderte der also Versuchte: „Ist das alles?" und las dem Versucher eine Offenbarung vor mit der Bußforderung: „Machet euch auf zu dem einigen Gott und bittet ihn um Vergebung."

Das ist That und Sprache der innersten und vollsten Ueberzeugung. Mohammed glaubte an seine Mission, und als er die ersten Schwierigkeiten überwunden und die ersten Erfolge errungen hatte, brach sich in ihm sogleich das Bewußtsein von weltumfassender Sendung Bahn. Dafür sind beredtes Zeugnis die Missionsschreiben, die er bald nach seiner Pilgerfahrt von Medina nach Mekka an die Herrscher der benachbarten Reiche, auch an den byzantinischen Kaiser Heraklius sandte. Sie lauteten wahrscheinlich übereinstimmend: „Friede über den, welcher der rechten Leitung folgt. Ich rufe dich mit dem Rufe des Islam. Werde Muslim, und du bist gerettet, und Gott wird dir doppelten Lohn geben. Wenn du den Rücken kehrst, so lastet auf dir die Schuld der Christen (oder Kopten u. s. f.). O ihr Schriftbesitzer, kommt zu einem versöhnlichen Wort zwischen uns und euch, daß wir nur Allah anbeten und ihm nichts beigesellen. Keiner von uns soll den andern als Herrn über sich anerkennen außer Gott. Wenn ihr den Rücken kehrt, so bekennet doch, daß wir, die Muslims, die wahren Gläubigen sind." So schreibt nicht ein Wahnwitziger, für den ihn der stolze Beherrscher Persiens hielt, der das Schreiben geringschätzig zerriß, sondern einer, der sich als den Gesandten Gottes an die Menschheit fühlt und weiß. Er schreibt bündig und selbstbewußt, aber weder überschwänglich noch übermütig.

Von Uebermut hat sich Mohammed auch an dem glücklichsten Tage seines vielbewegten Lebens freigehalten, als er an der Spitze eines stattlichen Heeres siegreich in Mekka einzog. Da ist sein Erstes der Besuch der Kaba, des uralten arabischen Heiligtums, gewesen; und von der Thüre dieses Heiligtums aus hat er den dichtgedrängten Scharen auf dem Vorplatz verkündet: „Es giebt keinen Gott außer Allah, dem alleinigen; er hat keinen Genossen. Er hat sein Versprechen gehalten und seinem Knechte geholfen und allein die Scharen in die Flucht geschlagen."

Solche Demut des Glaubens hat er auch bei dem schwersten Verluste bewiesen, der ihn getroffen hat, bei dem frühen Tode seines ihm allein übergebliebnen Sohnes Ibrahim. Wohl brach der starke Mann am Sterbebette in lautes Weinen aus, aber er wußte sich auch zu trösten durch die Ueberzeugung von der Auferstehung der Toten und dem einstigen Wiedersehen und konnte am Grabe ausrufen: „Mein Sohn, sprich: Gott ist mein Herr, der Gesandte Gottes war mein Vater und der Islam mein Glaube."

Ein andrer schöner Zug in Mohammeds Charakter ist die dankbare und treue Anhänglichkeit an seine Freunde und Wohlthäter. Den Medinensern hat er es nie vergessen, daß sie ihn

einst, als er, in seiner Vaterstadt Mekka verhöhnt und verfolgt, zu ihnen geflohen war, gastfreundlich bei sich aufgenommen hatten. Als sein heißester Wunsch erfüllt, Mekka gewonnen und zum Mittelpunkte des Islam gemacht war, schlug er doch nicht hier seinen Wohnsitz auf, sondern kehrte nach Medina zurück, um bei seinen Hilfsgenossen auch ferner zu wohnen und sie dadurch zu ehren; und noch in seinen letzten Tagen hat er es den Seinen immer wieder eingeschärft, die Medinenser zu achten. „Sie waren meine Familie, bei der ich meine Heimat fand. Ehret und achtet die treuen Helfer, die einst den vertriebnen Flüchtling bei sich aufgenommen und durch ihren Beistand den Erfolg seiner Sache gesichert haben. Thut denen wohl, die ihnen wohlthun, und bestrafet die, welche ihnen unfreundlich begegnen."

In diesen letzten Tagen ließ sich Mohammed trotz großer Schwäche und vieler Schmerzen regelmäßig zur Moschee führen, um mit den Seinen zu beten und ihnen vorzubeten, solange die Kraft reichte. Einmal bestieg er sogar noch die Kanzel und sprach: „Ihr Muslims, es ist besser, in dieser Welt zu erröten als in der zukünftigen. Wenn unter euch einer ist, welchen ich geschlagen habe, so biete ich ihm meinen Rücken, daß er mich wiederschlage. Habe ich einen von euch beleidigt, so mag er mir Gleiches mit Gleichem vergelten. Habe ich einen seines Gutes beraubt, so nehme er sich, was ich ihm schuldig bin; ich stelle ihm alles, was ich besitze, zur Verfügung. Fürchte niemand, daß ich ihn deshalb hasse. Ich kenne keinen Haß." Die letzten Weisungen an die Seinen aber waren die drei Gebote vom Krankenlager aus: „Vertreibet aus Arabien die, welche sich nicht zum Islam bekennen. Gewähret allen, die sich zum Islam bekennen, gleiche Rechte mit den eurigen und ehret sie. Betet ohne Unterlaß."

Dieser letzte Wille charakterisirt den ganzen Mann. So ist er seit seinen ersten Erfolgen immer gewesen, auf beiden Seiten hinkend, zwischen Hohem und Himmlischem und zwischen Irdischem und Niedrigstem schwankend. Neben den angeführten schönen wie viele garstige Züge in seinem Leben! Eine fast unbegreifliche Verquickung des Geistigen und des Materiellen, des Sittlichen und des Sinnlichen. Wie tief hat er sich dadurch unter Jesum gestellt!

Derselbe Mohammed, der tagtäglich das Amt eines Vorbeters versah und gelegentlich äußern konnte: „Eine Religion, in der man nicht betet, ist keine gute Religion," und der sich des Umganges mit Gott und des Empfanges von Gottesoffenbarungen gewürdigt glaubte, konnte fortwährend Raub- und Rachezüge planen, blutige Schlachten herbeiführen und leiten und seinem Volke eine neue Kriegstaktik geben. Und Jesus ist friedlich umhergezogen und hat gesund gemacht; Jesus wollte nicht, daß auch nur ein Tropfen Blut für ihn vergossen würde; Jesus hat die Seinen nur die Kunst, selig zu werden, gelehrt.

Derselbe Mohammed, der es mit Ernst einschärfen konnte, daß dem äußern Bekenntnis die innere Ueberzeugung und die ganze Lebensführung entsprechen müßte, hat es selbst einmal zugestehen müssen, daß er Leuten reiche Beute überlassen habe, um sie zum Islam zu bekehren, hat sich bei den rohen Beduinenstämmen mit dem äußerlichsten Bekenntnis begnügt und hat nach der Einnahme Mekkas dessen sämtliche Bewohner, die soeben noch seine und seiner Lehre erbitterte Gegner gewesen, mit dem Eide der Huldigung zugleich das islamische Glaubensbekenntnis ablegen lassen. Wie ernst hat es dagegen Jesus mit der Bekehrung genommen; wie dringend und unablässig hat er den herzlichen und persönlichen Glauben gefordert; wie schwer hat er selbst dem Nikodemus, dem reichen Jüngling und andern die Nachfolge gemacht.

Derselbe Mohammed, der vor seinem Ende erklärte: „Ich kenne keinen Haß," und der in seinen Offenbarungen Gott so oft als den Gnädigen und Barmherzigen einführte, hat die rohe Aeußerung gethan: „Erschlagt jeden Juden, der in eure Hände fällt!", hat sich auf blutigem Schlachtfeld, angesichts verstümmelter Freundesleichen, zu dem Gelübde hinreißen lassen, sich dafür an den Leichen seiner Feinde rächen zu wollen, und hat selbst bei Anwandlungen von Großmut gegen besiegte Feinde immer die von der Amnestie ausgenommen, die ihn und seine Lehre



verspottet und beschimpft hatten. Und Jesus hat den Seinen geboten: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen" und hat für die, die ihm furchtbarste Qualen bereiteten und die ihn am Kreuze noch lästerten, kein Wort des Zornes und der Rachsucht gehabt, sondern gebetet: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Derselbe Mohammed, der gar oft zu den Seinen von der Notwendigkeit der Selbstzucht und des Fastens sprach, lag selbst tief in den Fesseln gewöhnlichster Sinnlichkeit, ehelichte eine schöne Frau nach der andern, sodaß er zuletzt dreizehn Frauen besaß, und scheute selbst davor nicht zurück, seinen Adoptivsohn Zaid zu bestimmen, daß er seine Frau Zainab verstieß, damit er sie selber gegen alles Recht und alle Sitte heiraten könnte. Um diese verwerfliche That zu bemänteln und die Bedenken der Zainab und die Vorwürfe der Seinen zu zerstreuen, gab er eine Offenbarung vor, welche die widerrechtliche Heirat als eine von Gott gewollte und gebilligte sanktionirte.

Und damit sind wir auf den dunkelsten Punkt in Mohammeds Leben gestoßen. Seine Offenbarungen sind nicht immer bloße Selbsttäuschung, sondern auch mehr als einmal offenbarer Betrug gewesen. Als ihm eine koptische Sklavin, ein Geschenk des ägyptischen Mukakis, einen Sohn geboren und er aus Freude darüber der Mutter die Freiheit geschenkt hatte, kam es zwischen dieser und den andern Frauen zu den widerwärtigsten Szenen, die auch nach außen drangen und peinliches Aufsehen erregten. Diesem Zwiste und Skandale machte Mohammed ein Ende durch die Offenbarung: „Wenn ihr euch dem Propheten widersetzt, wisset, daß Gott auf seiner Seite ist. Es stünde in seiner Macht, sich von euch allen zu trennen, und Gott würde ihm bessre Frauen geben." Als er nach einem beutereichen Zuge alle Beute für sein Eigentum erklärte und sie nach Gutdünken ungleich verteilte, sodaß Unzufriedenheit und Murren unter seinen Getreuen entstand, veröffentlichte er die 59. Sure des Koran, die sich ausschließlich mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Und als er durch einige Muslims im heiligen Monat Radschab gegen uralte arabische Sitte eine Karawane überfallen und ihre Begleiter töten ließ, stellte er nicht bloß seine Urheberschaft dieser hinterlistigen und frevelhaften That in Abrede, sondern brachte, als dies nicht durchschlug, den allgemeinen Unwillen durch eine äußerst schlau erdachte Offenbarung zum Schweigen, indem er zwar das Kämpfen im heiligen Monat als eine schwere Sünde bestätigte, aber den Unglauben und die Verführung zum Unglauben (die Karawanenführer waren Ungläubige, Feinde seines Glaubens gewesen) als noch größre Sünde brandmarkte. Wo fände sich im ganzen Leben Jesu etwas, das solchem auch nur im Entfernten ähnlich wäre? Er hatte kein Unrecht zu beschönigen und zu verdecken; er konnte selbst seine Gegner kühnlich fragen: „Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?"; in seinem Munde ist kein Betrug erfunden. Er überragt in diesem allen um eines Hauptes Länge, ja um des Himmels Höhe den Stifter des Islam, den wir erfunden haben als ein Rohr, vom Winde hin und her geweht, als einen groben Sünder, als einen falschen Propheten. St

---

## Kurfürst August I. von Sachsen

1

Mit den Worten: „Gott wird kommen!" war Kurfürst Moritz seinen in der Schlacht bei Sieversshausen empfangenen Wunden erlegen. Alsbald nahte das Haupt der ernestinischen Linie, die durch ihn der Kurwürde verlustig gegangen war, dem Kaiser mit der Bitte, seinem Hause die alte Ehrenstellung wieder zu verleihen. Wie voraus zu sehen, lehnte Karl V. das Gesuch ab; er könne doch nichts thun, was gegen die Ehre gehe. Der Nachfolger Moritzens in der sächsischen Kurwürde wurde sein Bruder August, ein Mann, auf den die sächsischen Stände schon seit längerer Zeit ihre Augen gerichtet hatten. Zweierlei gebot diesem die Klugheit bei seinem Regierungsantritt: erstens mußte er sich der herzoglich ernestinischen Linie nähern, zweitens sich die persönliche Freundschaft des Kaisers erhalten. Mit seinen

Verwandten setzte er sich so auseinander, daß ihnen nach den harten Verlusten doch wieder einigermaßen die Möglichkeit verschafft wurde, als deutsche Fürsten fortzudauern; er gab der Wittenberger Kapitulation eine weit günstigere Auslegung, als es sein Bruder gethan hatte.

Dem Kaiser war Kurfürst August persönlich nicht fremd. Als Karl V., mit den Vorbereitungen zu dem Schmalkaldischen Kriege beschäftigt, 1547 in Eger das Osterfest beging, war er in Begleitung seines Bruders an dem kaiserlichen Hoflager. Im Gefolge Ferdinands rückte er nach der Schlacht bei Mühlberg an der Spitze von zwanzig Fähnlein Knechten in Böhmen ein und war Zeuge, wie die Abgeordneten der Stadt Prag ihren König Ferdinand in feierlicher Versammlung auf dem Hradschin um Verzeihung baten, daß sie mit Johann Friedrich gemeinsame Sache gemacht. Mit dem Kaiser Ferdinand hielt Kurfürst August die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht, nicht minder mit dessen Nachfolgern Maximilian und Rudolf. Häufigere Besuche in Wien geben uns Zeugnis davon.

Es versteht sich von selbst, daß persönliche Freundschaft nur bestehen konnte, wenn der Sachse auch die Politik der jeweiligen höchsten Machthaber im Reiche unterstützte. Dies führt uns zunächst darauf, die Stellung Augusts als Reichsfürsten in seinem Verhältnis zu dem Kaiser näher zu betrachten.

2

Als Karl V. die Unmöglichkeit erkannte, den „Ketzern" die Konzessionen zu verweigern, durch die alles vereitelt wurde, was er seit vierunddreißig Jahren erstrebt hatte, da zog er lieber seine Hand teilweise von dem Staatsruder zurück und überließ es seinem Bruder, das Unleidliche zu vollbringen. Dieser berief 1555 die deutschen Reichsstände nach Augsburg. In die dort geführten Verhandlungen griffen die kursächsischen Gesandten mehrfach bedeutsam ein. Zunächst, als es sich um die Frage handelte, ob die protestantischen Reichsstände als Verwandte der im Jahre 1530 übergebnen Konfession bezeichnet werden sollten oder allgemein als Verwandte der Augsburger Konfession. Unterstützt von Brandenburg und Hessen, mit denen Kurfürst August die Erbverbrüderung erneuert hatte, gelang es den Sachsen, die allgemeinere Benennung durchzusetzen.

Viel schwieriger und von einschneidender Wichtigkeit war die Frage, wie es mit den geistlichen Gütern gehalten werden solle, wenn ein katholischer Bischof der Konfession beitreten wolle. Bekanntlich stellten die katholischen Reichsstände die Forderung, daß in diesem Falle die Güter der katholischen Kirche verbleiben sollten; sie verlangten die Anerkennung des reservatum ecclesiasticum. Kurfürst August schlug sich auf die Seite der Protestanten, die in der vorgeschlagenen Formel*) keine so große Beschränkung des evangelischen Bekenntnisses sahen, und riet seinen Glaubensgenossen, in dieser Beziehung der bestimmten Forderung Ferdinands nachzugeben, unter der Voraussetzung, daß den Protestanten eine Gegenforderung bewilligt würde: nämlich die, daß den der Konfession verwandten Unterthanen eines geistlichen Fürsten gestattet würde, bei ihrer Religion zu bleiben. Schließlich verstand sich des Kaisers Stellvertreter dazu, in einer besondern Deklaration diese Zusicherung zu geben; in dem offnen Reichstagsabschiede ließ er sie aber keine Stelle finden. Nach diesen Scheinerfolgen rieten die Sachsen zur Nachgiebigkeit in allem andern und zur Zurückstellung der übrigen Beschwerden; es sei für die Protestanten nicht mehr schicklich, nachdem das vortreffliche Werk des unbedingten Friedens zustande gekommen, die alten Gehässigkeiten hervorzusuchen. Das war allerdings kein geringer Dienst, den Kurfürst August als Reichsfürst dem Kaiser und dessen Bruder damals leistete.

Nicht lange nach dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens zog sich Karl V. von der Regierung ganz zurück; Ferdinand wurde Kaiser. Wieder störten Fehden und ärgerliche Händel die Ruhe im Reiche; auch Kurfürst August sah sich in seinem Besitzstand und seiner Würde von neuem bedroht. Johann

*) Wo der Geistlichen einer von der alten Religion abtreten würde, soll derselbe sein Erzbistum, Bistum alsobald verlassen, den Kapiteln aber eine Person der alten Religion zu wählen und zu ordnen zugelassen sein.



Friedrich der Mittlere, der Sohn des vielgeprüften Johann Friedrich des Großmütigen, der in Gotha residirte, erklärte sich für den gebornen Kurfürsten und trat in Verbindung mit dem fränkischen Raubritter Grumbach. Ferdinand hielt in diesen Wirren zu August. Die Gelegenheit, dem Kaiser einen Gegendienst zu erweisen, brauchte der letztere nicht lange zu suchen. Ferdinand lag alles daran, seinem Hause die kaiserliche Würde zu erhalten. Noch bei seinen Lebzeiten wünschte er deshalb die Wahl seines Sohnes Maximilian gesichert zu sehen. Durch die Unterstützung, die er bei Sachsen und Brandenburg fand, gelang ihm dies auch; beide Kurfürsten hielten das Zusammengehen mit dem Hause Oesterreich und einen österreichischen Kaiser für die Grundlage einer gedeihlichen Entwicklung des Reiches. Dieselbe Erscheinung bietet sich uns bei der spätern Ordnung der Nachfolge für Maximilian. Im Februar 1573 begab sich Kurfürst August nach Wien, um sich mit Maximilian II. über die allgemeine politische Lage und die besondern Anliegen der fürstlichen Machtpolitik zu verständigen. Damals wurden auch bereits Vorbereitungen getroffen, um dem ältesten Sohne des Kaisers, Rudolf, die Kaiserkrone zu sichern. R—n

---

## Die Aufgaben des Gustav-Adolf-Vereins in der Gegenwart

### 4. Ausblick

„Ich dachte, ich arbeitete vergeblich, und brachte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist." Diese Jesaiasworte mögen wohl manchem in den Sinn gekommen sein vor der Uebersicht, wie wir sie bisher über die Entwicklung der Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins gegeben haben. Allein zur Entmutigung, in die so mancher Kleingläubige leicht verfällt, soll sie unsern Lesern nicht dienen. Die Zahl der sich mehrenden Bittgesuche braucht uns nicht zu schrecken; sie erklärt sich vollauf aus der veränderten wirtschaftlichen Lage in Deutschland und Oesterreich, und der Wetteifer, in den der Bonifazius-Verein mit dem Gustav-Adolf-Verein tritt, beruht doch in erster Linie auf der Verschiebung der konfessionellen Elemente, die heute soweit gediehen ist, daß es an Orten nicht fehlt, die von beiden Vereinen als Diasporagemeinden unterstützt werden müssen. Römische Ruhmredigkeit mag dabei den Ihrigen wohl glauben machen, die vielen neu gegründeten „Missionsstationen" seien nur der Weg, dem Papsttum wieder die Alleinherrschaft zu verschaffen. Zuzugeben ist auch, daß es auf römischer Seite am guten Willen, dahin zu gelangen, keineswegs fehlt. Thatsächlich wird aber nur immer mehr das Gebiet verschwinden, das, wenigstens gilt dies für die Länder des deutschen Reiches, von einer der beiden Konfessionen allein besetzt ist, und hiermit muß in beiden Lagern hüben wie drüben gerechnet werden.

Dem Bonifazius-Verein stehen für seine Aufgaben jetzt anderthalb Millionen als Jahreseinnahme zur Verfügung, die auf eine viel kleinere Anzahl Gemeinden, als sie bei uns vorhanden ist, zur Verteilung gelangen.

Sollen wir uns nicht überflügeln lassen, so bedarf der Gustav-Adolf-Verein, der ja auf eine längere Wirksamkeit zurückzuschauen hat, einer erneuten Anstrengung. Manche seiner Hauptvereine, so der in Frankfurt a. M., verdanken, was sie heute leisten, nicht zum wenigsten dem, was die vorige Generation ihnen hinterlassen hat. Aber auch andre Hauptvereine, zumal in Niederdeutschland, sind mehr wie lau, die einst in der ersten Liebe eifrige Mithelfer gewesen waren. Als im Anfang der fünfziger Jahre in Sachsen bekannt wurde, daß in der Lausitz eine evangelische Diaspora entstanden sei, war dies ein Sporn zu erneutem Eifer für die Gustav-Adolf-Sache, und nicht anders hat man es in der Mark Brandenburg empfunden, als sich Bitten um Unterstützung im Schwiebuser Kreis erhoben, dessen langes Verbleiben unter österreichischer Herrschaft in den konfessionellen Verhältnissen heute noch fühlbar ist. In Pommern dagegen scheint man es als etwas Selbstverständliches anzusehen, den östlichsten Teil des Landes, die Herrschaften Lauenburg und Bütow, die einst polnisches Lehen gewesen sind, stets

mit ein paar Unterstützungsgesuchen beim Gustav-Adolf-Verein vertreten zu finden.

Die Hauptvereine von Württemberg, Rheinland und Westfalen sind und bleiben die, welche den andern Hauptvereinen vorbildlich sein müssen in ihrer Thätigkeit nach innen und nach außen. Die württembergische Konfirmandenanstalt in Altshausen (Oberschwaben) ist nur dadurch sobald in Blüte gebracht worden, daß man allenthalben bis in die höchstgelegenen Dörfer auf der Alp und im Schwarzwald sie zum Gegenstande besonderer Kollekten gemacht hat, zumal bei den Konfirmanden. Das rechtsrheinische Bayern mit seiner weitausgedehnten Diaspora in der Oberpfalz und Niederbayern besitzt noch immer keine Konfirmandenanstalt, so sehr sich auch das Bedürfnis dazu fühlbar macht; und nicht weniger dringend nötig ist eine solche Anstalt in Posen, wo man einstweilen das Surrogat der „fliegenden Konfirmandenanstalten“ eingerichtet hat. In dieser Hinsicht ist vom Bonifazius-Verein für die seinigen ganz erheblich mehr geleistet worden, als auf unsrer Seite geschehen ist; erleichtert allerdings wird ihm diese Aufgabe dadurch, daß die Leitung der Kommunikantenanstalten den Kongregationen anvertraut wird.

Will man in unsern Vereinen mehr Eifer für die Sache erwecken, so bedarf es besonders bei der städtischen Bevölkerung mehr der Anregung und mehr der Hinweise auf die Arbeit in der Diaspora. Die nach dem Vorbild der Missionsstunden geschaffenen Gustav-Adolf-Stunden verdienten ungleich mehr Verbreitung, als sie bisher gewonnen haben. Wie ferner die Verteilung der Missionsblättchen in weitesten Kreisen wirkt, ist bekannt; das Interesse für die Diaspora zu beleben, werden die vorhandenen Flugblätter des Zentralvorstandes wie einzelner Hauptvereine noch bei weitem nicht genug verwandt.

Vor Einem allerdings sollte man unsre Gemeindeglieder bewahren, ihnen immer wieder zu erzählen, wieviel Millionen der Gustav-Adolf-Stiftung seit ihrer Begründung zugegangen sind. Unsre Zeitungen, die ja darauf sich verstehen, wofür ihr Leserkreis empfänglich ist, und wissen, wie der Gegenwart vielstellige Zahlen imponiren, drucken diese Ziffern alljährlich mit wunderbarer Uebereinstimmung nach, von den Blättern der Großstädte bis zu den entlegensten Kreisblättern. Und doch schaden gerade diese Zahlen der Vereinssache viel mehr, als sie nützen. Mir ist noch nie ein Bericht eines Waisenhauses oder einer Missionsanstalt vorgekommen, der die Beträge mit aufgezählt hätte, die seit dem Bestehen der Anstalt eingegangen sind. Daß bei solcher Rechnung große Zahlen herauskommen, davon mag jeder sich überzeugen, wenn er einmal nachrechnet, was er für sich und seinen Hausstand, und sei es der bescheidenste, innerhalb dreißig Jahren verbraucht hat. Zugleich mag ihm dabei auch deutlich werden, wie dehnbar doch die Begriffe viel und wenig eigentlich sind.

Worauf es in der Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins allein ankommt, ist, zu wissen, in welchem Verhältnis die Leistungen stehen zu dem Bedürfnis der Diaspora. Dann dürfte aber keine Zahl eindrucksvoller wirken, als der Schuldbetrag von jetzt bald vier Millionen, der auf unsern Diasporagemeinden lastet. Hier handelt es sich um Aufgaben, die erst zur Hälfte, vielfach noch nicht einmal zur Hälfte erledigt sind, und aller Grund ist vorhanden, gerade diese Zahlen immer und immer wieder den zu unterstützenden sowohl wie den helfenden Gemeinden vorzuführen. Ist es doch eigentlich das Drückendste, was einer Diasporagemeinde, die ihre Kirche, ihr Schulhaus und ihre Pfarre hat bauen dürfen, durchzumachen bleibt: Der Kampf um die Abzahlung der Schuldlasten. Solange gebaut wird, sind zumal ländliche Gemeinden oft zu großen Opfern bereit. Ist der Bau aber vollendet, so erlahmt die Leistungsfähigkeit zusehends. Der Druck der Zinsen und die Schuldentilgung lasten dann auf den Gemeinden und haben Nöte im Gefolge, die ihnen bis dahin völlig unbekannt gewesen waren. Schon in finanziell besser gestellten Gemeinden können derartige Bauschulden zu schwerer Plage werden, wieviel mehr im Osten, wo die Kapitalien mit sieben und acht Prozent — solche Sätze gelten noch als ganz normal —, in Galizien sogar teilweise mit achtzehn Prozent zu verzinsen sind. Kein Wunder also, wenn wir gelegentlich hören, wie von einer ostpreußischen Gemeinde, Seeburg, deren Kirchlein vor nicht langer Zeit eingeweiht worden ist, eben noch die Gefahr abgewendet werden konnte, dieses dem Gerichtsvollzieher verfallen zu sehen. In noch höherem Maße aber lastet solche Bedrängnis auf österreichischen Gemeinden, und dort selbst auf manchen, die zeitweise für gut konsolidirt gelten mochten, wie die Gemeinde in Waitzen, die vor zwei Jahren, nur um ihr Hilfe gegen ihre Schuldenlast zu schaffen, um die große Liebesgabe der Hauptversammlung konkurriren mußte, und neuerdings zeigt sich in ähnlicher Hilflosigkeit die Gemeinde in Agram, die jetzt geradezu in ihrer Existenz bedroht erscheint.

Gewiß, hier ist viel Not zu lindern, und es bedarf aller Anstrengung, um der Menge der Bittenden zu helfen; aber doch spüren wir den Fortgang des Gotteswerkes. Wo vor dreißig Jahren noch Reiseprediger die Glaubensgenossen in der Zerstreuung aufsuchen mußten, sind jetzt allmählich Gemeinden entstanden, nur in Südbayern und am bayrischen Wald, wo in jungen Jahren auch Ahlfeld als Reiseprediger thätig war, leben die Evangelischen auch jetzt noch zu vereinzelt, um sie in festerer Weise zusammenschließen zu können. Wer ausschaut bei seinen Wanderungen durch die deutschen Gaue, kann weit und breit die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins verfolgen, von Konstanz bis zum Niederrhein, von den Gebirgsthälern Kärntens und den Kämmen der Karpaten bis zur Weichselniederung und ans Haff. So manches unscheinbare Reis ist zum stattlichen Baume herangewachsen, und auch wo Gemeinden nur mit bescheidenen Mitteln ausgestattet worden sind, ist oft viel mehr Segen gestiftet, als wir ahnen können.

Was von uns verlangt wird, ist fortgesetzte treue Arbeit in Einmütigkeit des Geistes. Wie ein Tholuck einst für den Gustav-Adolf-Verein eingetreten ist mit der vollen Kraft seiner Persönlichkeit, wie Sydows beredtes Wort Adele Dorn dazu geführt hat, Stifterin des ersten Gustav-Adolf-Frauenvereins zu werden, so wird auch die Zukunft nicht hinter ihren Vorgängern zurückbleiben. W—l



## Alexander M. Mackay,

### der Pfadfinder der evangelischen Mission am Viktoria Nyanza

Als die Kirchliche Missionsgesellschaft in England sich im Jahre 1876 anschickte, der Aufforderung Stanleys zu folgen und einen Missionsvorposten in das Herz Afrikas nach Uganda vorzuschieben, beschloß man, neben einer größern Anzahl junger Theologen auch einen in praktischer Arbeit geübten Mann auszusenden. Galt es doch, jener ersten Missionskarawane die Wege durch unbekannte und wilde Gegenden des dunkeln Erdteils zu bahnen, und die Niederlassung an einem von europäischer Kultur noch völlig unberührten Orte zu vollziehen. Nach langem Suchen und sorgfältiger Auswahl glaubte die Missionsgesellschaft den rechten Mann in einem jungen Schotten gefunden zu haben, den man sich aus einer Eisengießerei in — Kottbus holte.

Es war Alexander Mackay, dessen Name neuerdings auch in Deutschland so oft genannt wurde, als die Nachricht von seinem am 8. Februar 1890 erfolgten Tode alle evangelischen Missionskreise tief bewegte. Wenn schon der Umstand, daß seine Berufung auf das Missionsfeld ihn in einer kleinen deutschen Stadt traf, den Mann für uns Deutsche interessanter macht, als die große Menge seiner englischen Standesgenossen, so wird dieses Interesse noch durch die Erwähnung erhöht, die Mackays Name in den Schriften einiger unsrer Kolonialpolitiker gefunden hat. Man hat dort freilich wenig Gutes über ihn gesagt. Der Reichskommissar von Wißmann und Dr. Karl Peters haben in jenen Tagen, als die deutsch-englische Gereiztheit in Kolonialangelegenheiten ihren Höhepunkt erreicht hatte, diesen Missionar geradezu als englischen Unterhändler verdächtigt, der entgegen den deutschen Interessen ein großes englisches Kolonialreich vom Kap der guten Hoffnung bis an die Quellen des Nil begründen helfen wolle. Wer mit den Nachrichten von der denkwürdigen Ugandamission vertraut war, wußte zwar längst, wie ungerecht der

gegen Mackay ausgesprochene Verdacht war. Mackay hatte das deutsche Wesen bei seinem jahrelangen Aufenthalte in Berlin viel zu lieb gewonnen, als daß er seine Stimme gegen deutsche Einflüsse in Ostafrika erhoben hätte. Jetzt aber liegt zur großen Freude aller derer, die durch die Schmähungen gegen den verdienten, edlen Missionar seinerzeit schmerzlich berührt wurden, eine glänzende Rechtfertigung seiner Persönlichkeit vor dem gesamten deutschen Leserkreise. Mackays Tod hat seiner Schwester die Veranlassung gegeben, nach den Tagebüchern und Briefen des Verstorbenen ein Lebensbild von ihm zu zeichnen, und der Generalsuperintendent Wilhelm Baur, den die innigen Bande einer väterlichen Freundschaft mit dem afrikanischen Missionar verknüpften, hat diese Biographie nicht bloß ins Deutsche übertragen lassen, sondern auch noch mit einem warmherzigen Vorwort begleitet.*) Wir sind es dem in ungerechter Weise angeklagten Manne schuldig, das Buch, das in dieser Weise zu seiner Verteidigungsschrift wird, so viel als möglich bekannt zu machen, und thun das um so lieber, als es überaus fesselnd und lehrreich geschrieben ist. Missionsfreunde und Kolonialpolitiker werden es mit der höchsten Befriedigung aus der Hand legen. Nicht um das Lesen des Buches überflüssig zu machen, sondern um an einigen kleinen Proben den Wert des ganzen Bandes zu veranschaulichen, will der Schreiber dieser Zeilen versuchen, im Nachstehenden eine kurze Charakteristik von der Thätigkeit Alexander Mackays zu geben, wie sie die Schwester des Verstorbenen uns gezeichnet hat.

Mackay war ein Sohn der schottischen Berge. In dem kleinen Dorfe Rhynie lebte sein Vater als Pastor einer zur „freien Kirche“ gehörigen Gemeinde. Der ernste und strenge Sinn des Elternhauses hinterließ unvermerkt tiefe Spuren in dem empfänglichen Gemüte des gut beanlagten Knaben. Der Vater, ein wissenschaftlich fein gebildeter Mann, ließ es sich nicht nehmen, seinem Sohne bis zum fünfzehnten Lebensjahre allen Unterricht persönlich zu erteilen, wobei das, was wir humanistische und realistische Bildung nennen, in gleicher Weise zu seinem Rechte kam. Seine weiteren Studien machte der Jüngling in Aberdeen und Edinburg, wobei sich bei vorzüglichen wissenschaftlichen Leistungen allmählich seine Lust am Ingenieurfache herausstellte. Der Vater hinderte ihn nicht, seinen Neigungen zu folgen, obwohl er es lieber gesehen hätte, wenn der Sohn ein Prediger geworden wäre. Gab der junge Mackay doch schon jetzt zu erkennen, daß er auch im Reiche Gottes ein gutes Stück Arbeit leisten werde, welche Thätigkeit er auch als Lebensberuf ergreifen mochte. Von bestimmendem Einfluß war hierfür der Tod der Mutter gewesen, die den sechzehnjährigen Sohn nicht an ihrem Sterbebette sehen konnte, seiner aber umso mehr gedachte, weil sie fürchtete, seine Talente und die gewinnende Persönlichkeit möchten ihm gefährlich werden. Sie ließ ihm darum durch eine fromme Verwandte ihre Bagstersche Bibel, die sie während ihres ganzen Ehestandes gebraucht hatte, mit den Worten übergeben: „Suche in der Schrift; lies nicht allein, sondern suche darin.“ Dieses mütterliche Wort, das in auffälliger Weise an die frühesten religiösen Eindrücke unsers ersten deutschen Missionars Ziegenbalg erinnert, hat einen nicht geringen Anteil an dem spätern Entschluß des Sohnes, in die afrikanische Mission einzutreten, gehabt.

Um die deutsche Sprache gründlich zu erlernen, ging er Ende 1873 nach Berlin und fand bald eine Stelle als Techniker in der Berliner Union-Aktiengesellschaft für Eisengießerei in Moabit. Auch die hier verbrachte Zeit war nicht ohne Einfluß auf seinen innern Entwicklungsgang. Die Gesellschaft, die er in seiner Arbeitsstätte fand, schien freilich wenig geeignet, ihn in den frommen Gedankengängen zu fördern, mit denen er auch die Arbeit seiner Hände zu begleiten pflegte. Er schreibt einmal in Bezug auf seine Mitarbeiter: „Ich lebe hier unter den reinen Heiden; fast alle sind Atheisten und geben die Existenz Gottes nur durch den ständigen Ausruf: »Ach Gott!« zu; oft kehrt er mehr als einmal in einem Satze wieder.“ In dieser

*) Alexander M. Mackay. Pionier-Missionar von Uganda. Von seiner Schwester. Mit einer Skizze seiner Persönlichkeit aus persönlichem Verkehr von Wilhelm Baur. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung, 1891. 5 Mk., geb. 6 Mk.



Umgebung konnte der Mann der „freien Kirche“ natürlich keine Befriedigung finden, es sei denn, daß er sich berufen fühlte, seine Mitarbeiter auf seinen Standpunkt empor zu ziehen. Und das betrachtete er bald als seine Aufgabe. Er spricht das in einem Briefe an seinen Vater aus, wo er schreibt: „Vielleicht ist es eine mir von Gott bestimmte Schule, hier gegen den Unglauben ankämpfen zu müssen, damit ich später den andern Gegner, der nicht stärker sein kann, den Götzendienst, zu bekämpfen imstande bin.“ Der Gedanke, daß er zum Missionsdienst berufen sei, ist hier von ihm zum ersten male klar ausgesprochen. Er sollte bald greifbarere Gestalt in ihm gewinnen. Er fand Gelegenheit, dem Hause des damaligen Hofpredigers Wilhelm Baur näher zu treten, und die ebenso fromme wie feingebildete Art dieser Familie übte eine solche Anziehungskraft auf den Vereinsamten aus, daß er als Pensionär ihr ständiger Hausgenosse ward. Er hat es nicht bloß in der Zeit seines deutschen Aufenthalts, sondern später von Afrika aus vielfach bezeugt, wie segensreich der Einfluß der im Baurschen Hause verkehrenden frommen Kreise Berlins für ihn geworden ist. Er hat noch von Uganda aus viele Briefe mit ihnen gewechselt.

Am bedeutungsvollsten aber wurde für ihn eine in unsern Missionskreisen wohlbekannte litterarische Arbeit des Hausvaters. Hofprediger Baur schrieb damals gerade die Biographie eines Märtyrers in der Südsee, des Missionsbischofs Patteson. Die damit zusammenhängenden Gespräche übten einen fördernden Einfluß auf des jungen Mannes Entschluß, seine Arbeit in den unmittelbaren Dienst des Reiches Gottes zu stellen, wenn es sein könnte, ohne Aufgabe seines technischen Berufes. Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. In der Ugandamission fand sich ein Platz, der für unsern Mackay wie geschaffen schien; und wenn er sich auch mit seiner inzwischen erfolgten Uebersiedlung nach Kottbus noch ein wenig weiter von dem Mittelpunkt der betreffenden Missionsgesellschaft in London entfernte, so fand der, dem er von nun an als „ein auserwähltes Rüstzeug“ unter den Heiden dienen sollte, doch auch hier die Wege, die Berufung zum Missionsdienst in Mackays Hände zu führen. Im März 1876 kehrte er nach England zurück und schon im Mai desselben Jahres befand er sich auf der Reise nach Ostafrika, nach Uganda.

Man kann nach den vielen Artikeln, die unsre Zeitungen neuerdings über Uganda gebracht haben, den Schauplatz seiner Wirksamkeit als einigermaßen bekannt voraussetzen, und auch die Mission am Viktoria Nyanza hat ja in den letzten Jahren durch ihre schweren Verfolgungszeiten und die glänzende Bewährung der Heidenchristen in ihnen die Augen vielfach auf sich gezogen. Mackays Persönlichkeit und seine Arbeit heben sich in der uns vorliegenden Biographie besonders charakteristisch von diesem Hintergrunde ab. Wenn irgend einer, so widerlegt er jene verkehrten Anschauungen von der Wirksamkeit eines evangelischen Missionars, die sich immer noch hie und da in der Mission fernerstehenden Kreisen finden, als ob diese Sendboten der heimatlichen „Pietisten“ im schwarzen Rocke mit der Bibel in der Hand vor die erstaunten Neger hinträten, ihnen unverstandene Worte predigten und sich zufrieden gäben, wenn sie den Gewecktesten einige Gebete oder Lieder eingeprägt haben, die wegen der fremden Sprache niemals ihr inneres Eigentum werden könnten. Wir sehen den praktischen Mackay die ihm gestellte Aufgabe ganz anders angreifen. Es ist wahr, es war ihm von Haus aus mehr die äußere Seite der Missionsarbeit anvertraut, sodaß er von vornherein jener Missionskarrikatur durchaus unähnlich werden mußte. Wir werden jedoch bald sehen, daß er bei allen seinen technischen Arbeiten auch die geistliche Seite der Mission sehr wohl erfaßte und ausübte, wozu er schon durch den Umstand genötigt ward, daß zu Zeiten alle seine Mitarbeiter entweder ins Grab gesunken waren, oder aus Gesundheitsrücksichten nach Hause zurück kehren mußten, er also der einzige Missionar in Uganda war.

Was Mackay über seinen Aufenthalt und die Arbeit in der Hauptstadt des Königs Mtesa schreibt, erinnert zuweilen an die paulinische Lebensweise. Er arbeitete eine Zeit lang jeden Tag in der Schmiede, um Geräte für die Eingebornen zu machen oder ihnen solche auszubessern. Dafür bekam er als

Bezahlung Ziegen und Bananen, was den Missionaren gut zu statten kam, da sie fast nichts hatten, um sich solche zu kaufen. Doch geht auch diese Zeit für die direkte Missionsarbeit nicht verloren; denn so oft er bei solcher Arbeit war, versammelten sich mehrere Schüler aus dem sehr lernbegierigen Volke um ihn, die ihre Tafeln ablasen oder daran buchstabiren lernten. Es gab allerdings auch andre, noch mehr zeitraubende Arbeiten für ihn. Da hatte er in der ersten Zeit seines afrikanischen Aufenthaltes ein Stück Fahrstraße zu bauen, dann wieder ein Boot zusammenzusetzen, dessen einzelne Teile man von England mitgebracht hatte, einige Jahre später sogar ein ganz neues Schiff herzustellen, wofür erst Bäume gefällt, ein Ochsenwagen zum Transport gebaut und Bretter gesägt werden mußten. Nebenbei bemerkt zeigt Mackays Geschichte, wie viele von den Verkehrsmitteln, über deren Einführung in Ostafrika unsre Blätter jetzt lange Artikel bringen, in aller Stille von ihm und seinen Genossen schon dorthin gebracht und gebraucht worden sind.

Wenn schon alle diese Arbeiten ein scharfblickendes Auge und eine unermüdliche Hand forderten, so wird uns die große praktische Begabung Mackays vollends bewundernswert, wenn wir von seiner Thätigkeit an der Druckerpresse lesen. Die evangelische Mission strebt auf ihren Arbeitsfeldern überall dahin, dem bekehrten Volke die Bibel in seiner Muttersprache zu geben und die Christen im Lesen derselben zu unterweisen. Die Geschichte der Ugandamission hat in den letzten Jahren gezeigt, wie wichtig und erfolgreich dies Streben ist. Die verfolgten Christen haben es ganz allein unserm Mackay zu danken gehabt, daß sie in den Zeiten, wo sie vor Muanga und den Arabern in die Einsamkeit fliehen mußten, ein Buch mit den Evangelien und Gebeten mitnehmen und zu ihrer Stärkung lesen konnten. Fragt man aber nach den Hilfsmitteln, die dem Missionar für den Druck zur Verfügung standen, so erfährt man mit Staunen, daß er sie in der Wildnis alle selbst beschaffen mußte. Die Druckerpresse, die ihm von England nachgeschickt wurde, war unterwegs irgendwo liegen geblieben oder von faulen Trägern weggeworfen worden. Er wartete von Jahr zu Jahr vergeblich darauf. Da machte er sich einfach daran, das erste Entwicklungsstadium, das die Buchdruckerkunst bei uns in den vergangenen Jahrhunderten durchlaufen hat, mit seinen geringen technischen Hilfsmitteln wieder erstehen zu lassen. Er suchte passendes Holz und schnitt mit unsäglicher Mühe ein lugandisches Alphabet nach dem andern aus, bis er imstande war, erst die Lesetafeln für seine Knaben, dann einige kurze Gebete und endlich ganze Evangelien zu drucken. Man kann es wohl begreifen, wie sauer dem an europäischen Maschinenbetrieb gewöhnten Manne diese Arbeit geworden ist, und doch hören wir ihn nie über diese Last klagen, sondern nur darüber, daß er sich mit zu kleinen Auflagen seiner Bücher begnügen müsse, die bei den leselustigen Wagandas immer allzuschnell vergriffen waren.

Diese äußerliche Seite seiner Wirksamkeit in Uganda hat viel Zeit und Kraft verschlungen. Aber sie mußte gethan werden. Was andre Missionsgebiete fast mühelos aus Europa empfangen, konnte Uganda wegen der großen Entfernungen und der zuweilen jahrelang unterbrochenen Verbindung mit der Küste nicht erhalten. Mackay verlor übrigens bei allen diesen Geschäften niemals die höhern Gesichtspunkte aus den Augen, die ihn nach Uganda geführt hatten. So schreibt er gelegentlich nach Hause folgende auch für Deutschland jetzt besonders beherzigenswerte Sätze: „Wir brauchen dringend praktische Männer hier, da es sehr viel notwendige Arbeit giebt. Unter allem aber, was Uganda bedarf, steht obenan das »Eine, was not ist.« Und jede Arbeit, die nicht darauf hinwirkt und dies erstrebt, wird immer von verhältnismäßig geringem Werte sein.“ Unter diesem Gesichtspunkte will er es angesehen haben, wenn er den launischen Königen Mtesa und Muanga zu Willen ist, und ihnen bald ein Mausoleum für die verstorbene Königin, bald einen hohen Flaggenmast oder ein Haus baut. Alles sollte nur Mittel zu dem Zwecke sein, die Despoten günstig für die Mission zu stimmen. Und mit besondrer Freude berichtet er es jedesmal, wenn ihm auf den so gebahnten Wegen



ein eigentlicher Missionserfolg geglückt war. Am liebsten benutzte er dazu die Barasa, d. h. den königlichen Empfangstag, wo die angesehenern Bewohner von Uganda am Königshofe erscheinen durften. Mackay versäumte selten, sich einzustellen und meist gelang es ihm, die politischen Gespräche, die der König gern führte, auf das sittliche und religiöse Gebiet hinüberzulenken.

Bei einer solchen Gelegenheit erreichte er von Mtesa ein später allerdings wieder hinfällig gewordenes Verbot des Sklavenhandels, ein andres mal erschütterte er das Ansehen der Zauberer, die über die Seegeister zu gebieten vorgaben; hier war es auch, wo er den ständigen Angriffen der Araber ausgesetzt war, die sich den koranlesenden König von Uganda durch den weißen Fremdling nicht entreißen lassen wollten; hier galt es endlich auch, den schmerzlichsten unter den Missionskämpfen am Viktoria Nyanza auszufechten, den gegen die römischen Sendboten Lavigeries, die als schnöde Störenfriede sich in das hoffnungsvolle Missionsfeld eingeschlichen hatten. Eine Zeit lang hatte Mackay solchen Einfluß gewonnen, daß er Sonntag für Sonntag an den Hof kommen mußte, um für den König und seine Umgebung den Gottesdienst zu halten. In Verbindung damit war es ihm auch gelungen, eine stille Feier des Sonntags durchzusetzen.

Aber von langer Dauer waren diese schnell errungenen Erfolge nicht. Der launische Mtesa hörte dann wieder einmal auf die Einflüsterungen der Muhammedaner und schnell fielen Gottesdienst und Sonntag dahin. In solchen Zeiten des äußern Rückganges verwandte der Missionar doppelte Mühe auf die ihm viel liebere Missionsarbeit im kleinen. Mit welcher Liebe gab er sich den Knaben hin, die ihn in seinem Hause stets umlagerten, und wie freute er sich, wenn er wieder einige Erwachsene in aller Stille für die Taufe vorbereitet hatte. Am eifrigsten aber war er in Vorahnung der schweren kommenden Zeiten auf die Beschaffung einer christlichen Litteratur in der Lugandasprache bedacht. Er war dabei Uebersetzer, Verfasser und Drucker in einer Person; denn wenn auch eine Zeit lang tüchtige theologisch gebildete Missionare, wie O'Flaherty und Ashe, an seiner Seite wirkten, so war doch deren Wirksamkeit teils infolge der politischen Wirren, teils wegen ihres Gesundheitszustandes von so kurzer Dauer, daß keiner von ihnen imstande war, die Sprache der Eingebornen so zu beherrschen, wie Mackay. Er hat den Christen nicht nur eine lugandische Gottesdienstordnung und eine Reihe von Gebeten in die Hand gegeben, sondern sogar die Uebersetzung einiger Evangelien, und man kann getrost sagen, daß das Christentum niemals so tiefe Wurzeln im Lande geschlagen und so unvertilgbare Spuren in den Herzen der Eingebornen zurückgelassen hätte, wenn nicht diese Büchlein von Mackays Hand die ständigen Begleiter der Hunderte von evangelischen Christen in Uganda geworden wären.

So glücklich aber Mackay und die Freunde, die hinter ihm standen, über alle diese Missionserfolge waren, den Erfolg, der im Anfang am sichersten zu wirken schien, hat er nicht gesehen: die Bekehrung des Königs Mtesa. In ergreifender Weise hat sich der treue Mann um dessen Seele gemüht. Man vergegenwärtige sich z. B. die Szene, wie Mackay eines Tages vor versammeltem Hofe wieder die Vorzüge des Christentums gegenüber dem Islam preist, worauf Mtesa ausweichend antwortet, man wüßte nicht, ob man der Bibel oder dem Koran Glauben schenken solle.

Da, schreibt Mackay, stand ich auf von meinem Sitze und trat hin an die Matte, auf welcher der Katikiro sitzt. Hier kniete ich nieder und sagte mit tiefem Ernste: O, Mtesa, mein Freund! Wiederhole nicht immer diese Entschuldigung. Wenn du und ich am großen Tage des Gerichts vor Gott stehen werden, willst du dann dem allmächtigen Gott sagen, du hättest nicht gewußt, was du glauben sollst, weil Masudi dir das und Mackay dir etwas andres sagte? Nein! Du hast das Neue Testament, lies es doch. Gott wird dich danach richten. Denn noch keiner hat darin nach der Wahrheit gesucht, ohne sie zu finden.

Für den Augenblick war Mtesa dann wohl gewonnen, aber die Liebe zu allerlei Dingen, die er als Christ hätte lassen müssen, hat ihn bis an seinen Tod von der Taufe zurückgehalten. Mit tiefem Schmerze sah ihn Mackay als Heiden sterben.

Was Mackay über seine beinahe zwölfjährige Missionsthätigkeit nach der Heimat berichtet hat, war so voller Geist und Leben, daß die englischen Missionsfreunde wiederholt den sehnlichen Wunsch hatten, er möge einmal zurückkehren, um persönlich über seine Erlebnisse und den Stand der Arbeit in Uganda zu berichten. Und es wäre sicherlich auch keiner geeigneter gewesen, die so notwendige Vermehrung der Missionskräfte für das afrikanische Seengebiet herbeizuführen. Mackay hat aber die ganze Zeit seinen Posten nicht verlassen; zu manchen Zeiten ließ ihn der Eigennutz oder auch der Argwohn des Königs nicht frei, zumal als Bischof Hannington ermordet und der Araberaufstand an der Küste ausgebrochen war; und dann wieder, als es ihm freistand, sich von der gefährlichen Stelle zurückzuziehen, wollte er selbst nicht, obgleich er von Muanga und seinen Helfershelfern mehr als einmal mit dem Tode bedroht wurde. Charakteristisch ist hierfür die Antwort, die er seiner Missionsleitung gab, als man ihn 1889 einlud, nach England zu kommen. Er antwortete: „Wie können Sie mir schreiben: Komm heim! Bei diesem schrecklichen Arbeitermangel darf keiner seinen Platz verlassen. Schicken Sie mir zuerst zwanzig Männer, dann komme ich vielleicht und helfe Ihnen die zweiten zwanzig suchen." Seine persönlichen Wünsche und Bedürfnisse stellte er hinter die große Sache zurück, für die er lebte. Vielleicht fühlte er auch gar nicht so sehr das Bedürfnis einer heimatlichen Auffrischung, wie viele andre Missionare. Geistliche Gemeinschaft, über deren Mangel er nur im Anfange seines Aufenthaltes in Uganda klagte, fand er unter seinen Christen, von denen einige sehr gefördert waren; an geistiger und geistlicher Speise aber fehlte es ihm auch nicht. Soweit es die mangelhafte Postverbindung nur irgend zuließ, versorgte man ihn mit Zeitungen, Zeitschriften und neuen theologischen Büchern, über die er dann gern seine Gedanken in die Heimat zurückgelangen ließ. Seine reichhaltige Bibliothek erregte geradezu die Bewunderung von Emin Pascha, Stanley und seinen Offizieren, als sie auf ihrem Rückzuge nach der Küste mehrere Tage bei ihm zu Gaste waren.

Während der Wirren in Uganda, deren eine mit der Vertreibung sämtlicher Christen endete, zog er hinüber an das südliche Ende des Sees, wo er in Usambiro auf bessre Zeiten zu warten gedachte. Hier hat den sonst so widerstandsfähigen Mann in den ersten Tagen des Jahres 1890 das heimtückische Malariafieber gepackt, dem er in kurzer Zeit erlag. Er fand sein Grab zur Seite des Missionsbischofs Parker und einiger andrer Missionare, die alle hier vor den Thoren von Uganda als Opfer ihres Berufes gefallen waren.

Mackays Todesnachricht, die in die Heimat ganz überraschend kam, hat in weiten Kreisen den schmerzlichsten Widerhall gefunden. Man erkannte bei dieser Gelegenheit, daß bis weit über die Grenzen der missionirenden Kirche hinaus hie und da der Tod eines treuen und tüchtigen Missionars betrauert und geehrt wird, auch wenn er nicht wie ein Patteson oder Hannington als Märtyrer sein Leben verliert. Seine Schwester hat in ihrem Buche die wichtigsten der Stimmen gesammelt, die über ihn laut geworden sind. Hier mögen nur zwei ihren Platz haben, von denen die erste uns um deswillen besonders interessirt, weil sie von unserm Landsmann Emin Pascha herrührt. Dieser schrieb während der Unruhen in Uganda von seiner Provinz aus nach Europa:

Ich hoffe im Interesse der Zivilisation, der Mackay mit so glänzendem Erfolge gedient hat, daß sich seine Befürchtungen nicht bewahrheiten, und daß er sich noch lange der Aufgabe widmen kann, die zu einem so großen Segen gereicht für alle, denen er zu gleicher Zeit Lehrer und Freund ist. Es wäre ein ungeheurer Verlust für uns, besonders für mich, wenn er Uganda verließe. Seit die ersten Zeilen, die ich an Mackay schrieb, in seinem Besitze sind, hat er in der großartigsten, selbstlosesten Weise für mich gesorgt. Möge Gott, in dessen Schutz wir alle stehen, es ihm reichlich vergelten; ich bin nicht imstande, ihm genügend für alles zu danken.

Das andre Urteil stammt aus der Feder des Rev. Ashe, der einige Jahre Mackays Genosse in Uganda gewesen war, und betrifft mehr die religiöse Persönlichkeit des Missionars; es lautet:

Wie unersetzlich der Verlust Mackays ist, weiß nur, wer ihn genau gekannt und in der Arbeit gesehen hat. Er gehörte zu den wenigen, die furchtlos vorwärts blicken und uns den Eindruck machen, als ob sie das Antlitz des lebendigen Gottes sähen. Nie verzweifelte er an einem Menschen oder an einer Sache. — — — Mackay war ein demütiger, reiner, hochherziger Mann — mit einem Worte: ein großer Missionar. P



## Bebels Zitate aus der Bibel

Bebel ersucht in der Einleitung zu seinem Buche „Die Frau und der Sozialismus" (9. Auflage) auf Seite 6 die Gegner, „im Angriff ehrlich zu sein." Er wünscht, daß man seine Worte nicht verdreht, und fügt hinzu: „die meisten Leser werden dieses für selbstverständlich halten." Wie stimmt aber mit dieser Forderung sein eigenes Verfahren?

Nach Bebels Anschauung predigt das Christentum „die Verachtung der Frau" (S. 41). „Und Paulus, der in höherem Grade als Jesus selbst der Gründer des Christentums genannt werden kann, Paulus, der dieser Lehre erst den internationalen Charakter gegeben und sie der beschränkten jüdischen Sektirerei entriß, predigt: Die Ehe ist ein niedriger Stand; heiraten ist gut, nicht heiraten besser." Nun lautet aber die Stelle bei Paulus (1. Kor. 7, 38): „Endlich, welcher verheiratet, der thut wohl; welcher aber nicht verheiratet, der thut besser." Daß die Ehe ein niedriger Stand sei, ist eine Zuthat Bebels und noch dazu eine solche, die durch die Paulinische Anschauung geradezu ausgeschlossen wird. Denn aus dem genannten Kapitel geht ja (vgl. 26 und 28) klar hervor, daß der Apostel um der erwarteten Trübsal willen auf das Bedenkliche einer Heirat in einer solchen Zeit hinweist, aber da, wo diese Rücksicht wegfällt, stellt er die Ehe sehr hoch (Eph. 5, 31—33), wie aus der Vergleichung der Ehe mit dem zwischen Christus und der Gemeinde bestehenden Verhältnis unzweideutig offenbar wird.

Hat Bebel in diesem Falle sich eine unberechtigte Aenderung — um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — des apostolischen Wortes erlaubt, so zeigt er andern Sprüchen gegenüber eine ganz wunderliche Auffassung. Er zitirt: „Wandelt im Geist und widersteht den Wünschen des Fleisches. Das Fleisch verschwört sich wider den Geist und der Geist wider das Fleisch" (Gal. 5, 16. 17). „Diejenigen, die Christus erworben hat, haben ihr Fleisch gekreuzigt mitsamt seinen Leidenschaften und Begierden" (Gal. 5, 24). Nun steht aber zwischen den beiden Worten in Vers 19: „Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als da sind Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht...." Die Worte des Paulus sind daher doch eigentlich gar nicht mißzuverstehen. Bebel aber sagt über jene Sprüche: „Er selbst (Paulus) befolgte seine Lehren und heiratete nicht. Dieser Haß gegen das Fleisch, das ist der Haß gegen die Frau." Da Paulus die Männer (Eph. 5, 28) auffordert, ihre Frauen zu lieben, so widerspräche er sich selbst, wenn Bebel Recht hätte. Aber wie kann man auch nur jene Galaterstelle so gröblich mißverstehen?

Bebel ist wohl nicht ohne Vorurteil an die Aussagen des Jüngers Jesu herangetreten. Dies schließen wir aus seiner Behauptung, Jesus habe einer Sekte angehört, die sich die Selbstentmannung auferlegt hatte. Als Bestätigung hierfür gilt ihm Matth. 19, 11. 12. Aber dieses Wort soll doch nur besagen, daß das Reich Gottes das höchste Gut ist, und daß unter Umständen ein Mensch in die Lage kommen kann, zum Beweise für diese Wertschätzung jenes Reiches auf Wertvolles (ebenso wie der reiche Jüngling auf seinen Reichtum), also hier auf die Ehe, zu verzichten.

Daß Jesus die Ehe nicht verbietet, erhellt sowohl aus Mark. 12, 25, wo die Ehelosigkeit als der für das Jenseits natürliche Zustand bezeichnet wird, als auch aus seiner hohen sittlichen Auffassung der Monogamie (Matth. 5, 28. 32).

Alle bisher besprochenen Stellen sollen die asketische Natur des Christentums beweisen. Wie wir sahen, ist diese Bebelsche Beurteilung nur dadurch erklärlich, daß dieser Schriftsteller, der sich so gern auf die Wissenschaft beruft, durchaus unwissenschaftlich verfahren ist.

Nun nennt er noch einen Spruch der Bibel, der beweisen soll, daß Paulus sich „auch gegen die höhere Erziehung und Bildung der Frau" (S. 44) wendet. Er zitirt 1. Tim. 2, 12

folgendermaßen: „Einem Weibe gestatte man nicht, daß sie erziehe oder lehre, sondern sie gehorche, diene und sei stille.“ Es ist aber zu beachten, daß, während Bebel in der freien Wiedergabe der Bibelstelle „erziehe oder lehre“ schreibt, im Texte nur ein Wort steht, das Lehren bedeutet. Dem Weibe wird die öffentliche Lehrthätigkeit untersagt, aber es wird ihr durchaus nicht verboten, „daß sie erziehe.“ Im Gegenteil in Kap. 5, 10 wird ausdrücklich vorausgesetzt, daß die Kindererziehung von einem Weibe vollzogen werden kann. Die Einschiebung des Wortes „erziehe“ durch Bebel ist daher wissenschaftlich unstatthaft. Inwiefern nun aber das Wort des Apostels „gegen die höhere Erziehung und Bildung der Frau“ sprechen soll, ist unerfindlich. Man müßte sonst der Ansicht sein, daß höhere Bildung und öffentliches Auftreten dasselbe sei.

Richtig verstanden hat Bebel nur die wirklich auch gar nicht mißzuverstehenden Schriftworte, die den Mann als des Weibes Haupt bezeichnen, wenn auch die Folgerung, die er daraus zieht (S. 44), daß nämlich „jeder Pinsel von Mann“ sich „für besser halten“ kann als die ausgezeichnetste Frau, unser höchstes Erstaunen erregen muß. Als ob damit, daß ein Stand dem andern übergeordnet wird, gesagt wäre, daß jeder Einzelne des höheren Standes jeden Angehörigen des niedrigeren an Tüchtigkeit überträfe oder wenigstens das Recht hätte, sich das einzubilden. Darnach würde auch ein Vater, der ein Säufer wäre, sich für besser halten müssen als sein unschuldiges Kind, das ihm gehorsam ist.

Ferner aber, da Bebel bemerkenswerterweise nur von dem Gehorsam des Weibes redet und nicht auch von der Liebe, die nach der Schrift (Eph. 5, 25) die Männer ihren Weibern erweisen sollen, so müssen auch in diesem Falle die Leser seines Buches eine unrichtige Auffassung der biblischen Lehre erhalten.

Es ist beklagenswert, daß die Bebelsche Entstellung der Schriftlehre sich in der ersten wie in der neunten Auflage der „Frau“ vorfindet. Bebel scheint sich also in der langen Zeit nicht veranlaßt gefühlt zu haben, die Stichhaltigkeit seiner Behauptungen zu prüfen, oder falls er dies versucht hätte, müßte er es mit durchaus nicht vorurteilsfreiem Blick und mit wissenschaftlicher Leichtfertigkeit gethan haben. Wie aber reimt sich letztere mit der vielgerühmten Wissenschaftlichkeit, und wie stimmt sein Ersuchen, seine Worte nicht zu verdrehen, mit der Behandlungsweise, die er den Worten der Schrift zukommen läßt? Sollte hier nicht das Wort passen: Janssen macht Schule?

H K

## Vom Parsifal

Bayreuth, im Juli 1891

Vom Parsifal möchte ich den Brüdern im Norden erzählen, von den Stimmungen und Gedanken, die mich bei dessen Aufführung in dem Bayreuther Festspielhaus überkommen haben. So zahlreich die Geistlichkeit, zumal die englische, im vorigen Jahre in Oberammergau sich einfand, so gering ist sie heuer in Bayreuth vertreten. Und doch kann man auch dort Studien machen und einen Einblick in die Welt der Gegenwart gewinnen, einen Einblick sowohl nach der kulturhistorischen als nach der religiösen Seite.

Noch nie, noch nirgends haben Richard Wagners Meisterschöpfungen ähnliche Wirkungen hervorgebracht, ähnliche Triumphzüge gefeiert wie in diesen Tagen zu Bayreuth. Gleich bei der Auffahrt zu dem Hügel, auf dem der eigens für diese Festspiele errichtete originelle Musentempel steht, kann man sich davon überzeugen, daß unter den zivilisirten Nationen auch nicht eine einzige fehlt. Wie schwirren die Sprachen durch einander: Englisch und französisch, russisch und italienisch! Welche bunte Trachten bewegen sich auf und ab! Und nur eine Stimmung beseelt die Gesellschaft: Es ist etwas Großartiges um diese Festspiele.

Acht Jahre sind es her, seitdem der Telegraph aus der Lagunenstadt den Tod Richard Wagners meldete. Die Stimmen damals waren nicht vereinzelt, die mit Bestimmtheit versichern zu können glaubten: Nun wird auch das Werk mit dem Meister bald ins Grab gebettet werden. Welche Täuschung!



Fünfzehn Jahre sind dahingegangen, seitdem das Opernhaus in Bayreuth sich zum ersten male den Anhängern der Zukunftsmusik öffnete. Zum achten male seit 1876 sammeln sich deren Freunde. Aber während in den Vorjahren die Reklame sich in ihren Mitteln erschöpfte, um das Haus fortlaufend zu füllen, müssen heuer Hunderte umkehren, die unvorsichtig genug waren, es zu unterlassen, im voraus Plätze sich zu sichern, und nur wenige können um vierfachen Preis von Unterhändlern befriedigt werden. Leider sieht man infolge dessen die eigentlichen Jünger der Kunst nur sehr schwach unter den Zuschauern vertreten, während doch gerade für sie hier der Platz wäre. Es ist vielmehr dasselbe internationale Reisepublikum, das ich vor drei Jahren bei der nordischen Ausstellung in Kopenhagen, vor zwei Jahren in Paris, zuletzt in Oberammergau gesehen habe. Bayreuth ist für 1891 vorgeschrieben, darum eilt man jetzt dorthin. Darum kann ich nicht sagen, daß der Eindruck, den die zusammengeströmte Menge macht, der eines auserlesenen kunstsinnigen und kunstverständigen Publikums ist. Doch sieht man eine große Anzahl feingebildeter Leute. Es geht ein aristokratischer Zug durch die Masse, die es peinlich zu berühren schien, daß auf der Galerie der Versuch des Applaudirens gemacht wurde, der auch alsdann unterblieb und nur am Schluß der ganzen Vorstellung sich nicht mehr dämpfen ließ, obwohl auch dann kaum von hundert Händen ausgeführt, während alle übrigen mit Recht es vorzogen, in stillem Nachsinnen das Haus zu verlassen.

Der Gesamteindruck der Parsifalaufführung ist in der That ein überwältigender. Unbefriedigt wird niemand weggegangen sein. Es wirkt aber auch alles: Sänger und Sängerinnen nach Stimme und Spiel, Orchester (unsichtbar in einer Vertiefung vor der Bühne), Dekorationen und Inszenirung in solch virtuoser Weise zusammen, daß die Kritik mit einer Einstimmigkeit, wie sie sonst nie gefunden wird, nur Lob und Anerkennung spenden kann. Auch wir sind weit entfernt, mit unserm Lob zurückhalten zu wollen.

Aber ein andres ist es um die Besprechung der Aufführung, ein andres um die Kritik über den musikalischen Gehalt und Wert des Wagnerschen „Bühnenweihfestspiels“. Fragt man uns nach dem letztern, so können wir nicht verhehlen, daß auch diese virtuose Vorführung uns eine andre Anschauung über die Wagnersche Musik nicht beizubringen vermocht hat. Wir sagen dies offen heraus, auch auf die Gefahr hin, für musikalische Barbaren erklärt zu werden. Wer einmal in der klassischen Schule der Musik aufgewachsen ist, kann sich mit vielem in der Wagnerschen Musik nicht befreunden. Es ist ja unleugbar etwas Großartiges, Faustisch-Titanisches in ihr. Die Tiefen der Seele werden mächtig erregt. Oft fühlt man sich auf den Ozean hinausgeworfen, wo eine Sturzwelle um die andre das Schiff erbeben macht. Aber es ist ein Taumeltrank, der die Seele berauscht. Es ist zu viel des Sinnbestrickenden und Sinnverwirrenden und gar zu selten das Ruhige, Befriedigende, Nüchterne und Keusche, das der Seele allein wohlthut. Doch fehlen auch solche Klänge, die wie Töne aus der Kinderheimat herüberklingen, nicht völlig. Nur werden sie zu früh von dem Getöse weltlicher oder gar sinnlicher Laute übertönt und lassen dann lange auf eine Wiederholung warten.

Die Stimmung, mit der man das festliche Haus verläßt, ist weniger Ergriffenheit als Betäubung; und während man sonst mit innerer Befriedigung, unter harmonischem Eindruck von solchen Kunstprodukten Abschied nimmt, braucht die Seele nach dieser Aufführung eine Weile Zeit, zu sich selbst zu kommen und über die Eindrücke Klarheit zu gewinnen. Manche haben wohl auch von einer religiösen Gehobenheit, von einer geistlichen Erhebung gesprochen. Wir müssen gestehen, hiervon auch nicht eine Spur empfunden zu haben. Dazu ist das Festspiel, soweit christliche Beziehungen darin zum Ausdruck kommen, von zu vielen absonderlichen Momenten durchzogen. Ein biblisches, ein evangelisches Christentum suchen wir hier vergeblich. Aber an tiefen christlichen Gedanken fehlt es nicht.

Schon die Grundidee des Ganzen, wonach Parsifal eben als der „reine Thor“ sein Ziel erreicht, berührt sich wesentlich mit dem christlichen Grundsatz, daß wir wieder Kinder werden müssen, wenn

wir des Gottesreiches teilhaftig werden wollen. Thorheit ist im Parsifal als Einfalt des Sinnes, Unverdorbenheit des Gemütes, Unverworrensein mit den Lüsten der Welt zu verstehen. Eben darum, weil der Held der „reine Thor" ist, schenkt er der Stimme der Verführung kein Gehör, obwohl Kundry nicht bloß mit allen Reizen ausgestattet ist, sondern Parsifal an der empfindlichsten Seite zu packen versteht, an seiner Liebe zur Heimat, an seiner Anhänglichkeit an die Mutter. Aber es scheint zugleich, daß Wagner der Theorie von dem „unbeschriebenen Blatt" der Menschenseele huldigt, ohne ein tieferes Verständnis für das Verderben der menschlichen Natur zu besitzen; denn Parsifal überwindet alle Hindernisse und Versuchungen durch seine „reine Thorheit," während wir uns in der Menschenwelt vergebens nach einem solchen sündlosen Jungen umsehen werden.

Mehr noch: Parsifal ist imstande, nicht bloß sich selbst zu erlösen, er bietet Erlösung auch der „Frevlerin" Kundry. Bei der Frage nach der Anschauung Wagners über Wesen und Mittelpunkt des Christentums, wodurch dieses sich am wesentlichsten von allen übrigen Religionen unterscheidet, wir meinen den Begriff der „Erlösung," geht der Dichter seine völlig eignen Wege. Vom biblischen Standpunkte vermögen wir hier gar nichts mehr zu erkennen.

Daß er aber sogar biblische Szenen wie das Liebesopfer der Maria von Bethanien mit dem Ausgießen der Salbe und dem Waschen der Füße samt dem Trocknen mit den eignen Haaren im dritten Aufzug einer Kundry zuweisen kann, hat uns geradezu angewidert. Auch die Taufe der Kundry seitens des Parsifal macht einen ähnlichen Eindruck.

Anderseits hat das Einführen der gebeugten Kundry im selben Aufzuge, die nur die Worte: „Dienen, dienen!" hervorbringt, als Ausdruck ihrer Sinnesänderung und innern Umwandlung einen echt christlichen Klang. Dahin gehört auch die Rede Gurnemanz an den bewaffneten Parsifal im gleichen Akte:

Ja! woher kommst du denn?
Bei welchen Heiden weiltest du,
Zu wissen nicht, daß heute
Der allerheiligste Karfreitag sei?
Schnell ab die Waffen!
Kränke nicht den Herrn, der heute,
Bar jeder Wehr, sein heilig Blut
Der sündigen Welt zur Sühne bot!

Man hat seiner Zeit in der christlichen Presse am lautesten seinen Unmut über die Profanirung des Abendmahls im ersten Aufzug ergossen. Nun sagen wir ja auch: Das Sakrament des Altars gehört überall hin, nur nicht auf die Bühne. Allein es ruht in der That eine tiefe Weihe über diesem Teil der Aufführung. Dazu kommt, daß das Fehlen des Priesters und das gleichzeitige Austrinken der Becher seitens der Gralsritter am Schluß viel eher den Eindruck eines zeremoniellen festlichen Trinkgelages macht, sodaß, wären nicht die Worte: „Nehmet vom Wein!" wir kaum etwas daran auszusetzen wüßten. Auch das Auseinandergehen der Ritter nach vorausgegangnem Bruderkuß erinnert mehr an die altchristlichen Agapen, als ans Abendmahl.

Am schwierigsten wird das Problem zu lösen sein: Woher stammt nach Richard Wagner das Böse? Wie viel Macht hat es? Ueber wen übt es diese aus? Wir werden nicht fehlraten, wenn wir Kundry für eine Personifikation des Bösen halten. Allein auch hier vermissen wir die christliche Grundlage, und es scheint, als ob Wagner dem altgermanischen Dualismus, wie er sich auch im Parsismus und Manichäismus wiederholt, mit den Prinzipiengegensätzen nicht fern gestanden ist, wenn er überhaupt nur bis zu der Höhe dieser Religionsanschauungen sich emporgeschwungen hat.

Jedenfalls leuchtet soviel aus Parsifal heraus, daß Wagner hier von seinem Eigensten sowohl in Musik wie im Text mitgeteilt hat. Das Wehe, was das Festspiel durchzieht, es hat wohl zuerst in dem Herzen dieses genialen Mannes gezittert, und vielleicht hat er sich von ihm dadurch losgerungen, daß er es der Tonwelt übergeben hat. Wenn ein Menschenkind von harten Schicksalsschlägen getroffen worden ist, wenn einer die aufreibendsten Kämpfe mit einer verständnislosen oder boshaften Welt durchzufechten hatte, so war es Richard Wagner. Aber wer will sagen, ob er ohne diesen Lebensgang zu dem geworden wäre, was er geworden ist? Es lag gewiß auch in ihm etwas von der Naivität eines Parsifal. Wenn er aber im Kampfe mit der Materie nicht als siegreicher Parsifal hervorgegangen ist, so hat er doch jedenfalls die Sehnsucht nach Erlösung nie verloren. Das Seufzen der Kreatur hat verschiedene Laute. Auch im Parsifal tönt es durch. Zuletzt sehnt sich doch alles, was den Gottesfunken sich bewahrt hat, nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. J Sch



## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 19. Der Zerstreute

— Steht die Blutbuche noch?

— Ja, sie steht noch zur Freude jedes Besuchers des botanischen Gartens.

— Steht auch noch der Heidenturm, um den die Dohlen flatterten und krächzten?

— Ja, gewiß.

— Auf der Bank unter der Blutbuche saß ich mit dem hochverehrten Lehrer, als ich ihn zum letztenmale sah. Ich fühlte mich hochgeehrt, als er mich bei meinem Gruße erkannte, mich anredete und mich neben ihm niedersitzen hieß. Sein Gesicht hatte gerade den Ausdruck, von dem man in halbzärtlichem Scherze im Kreise seiner jugendlichen Verehrer behauptete, er sei nur zu sehen, wenn er „am Zeitalter litte." Er litt zuweilen wirklich am Zeitalter. Dann seufzte er tief, nahm die Brille ab und legte die Hand fest auf die Augen. Nun, Sie haben das ja auch beobachtet.

— Gewiß! War er auch zu Ihrer Zeit schon so zerstreut?

— O, davon wußten wir hundert Geschichten, die ihn uns nur noch lieber machten.

— Ich muß Ihnen etwas von ihm erzählen, das übertrifft wirklich alles. Es war drei Jahre vor seinem Tode, im Februar 1880. Er stand in seiner Vorlesung über die Kulturströmungen des achtzehnten Jahrhunderts bei Lessing, seinem Liebling. Er begeisterte uns alle, weil er selbst begeistert war: Licht entzündet sich nur an Licht, um ihn selbst zu zitiren. Wir näherten uns eben Lessings Streit mit Göze und Nathan dem Weisen.

Hospitanten kamen in Menge, der Lehrsaal war überfüllt. Als er an jenem Tage, es war der 15. Februar, um ein viertel nach drei Uhr eintrat, er las von drei bis vier Uhr, wurde ihm ehrfurchtsvoll Platz gemacht. Man sah, er war sehr zerstreut, oder besser, tief in seine Gedanken hineingezogen, er hatte die Hände auf dem Rücken, den Hut in den Händen. Dieser entglitt ihm, er wurde ihm rasch von vielen Händen aufgehoben. Er drehte sich mitten auf seinem Wege nach den dienstwilligen Studenten mit gütigem Lächeln um, verneigte sich freundlich und ging dann rasch zum Katheder.

Da und dort wurde noch eilig ein Tintenfäßchen aufgedreht, Federn gerichtet, Blätter sorgsam mit einem Rande versehen: die akademische Jugend war bereit, gegen Melchior Göze in das Feld zu ziehen. Der Vortrag begann:

In dem letzten Vortrage habe ich Ihnen von Lessings Leben in Wolfenbüttel, von dem so wahren und so kurzen häuslichen Glück des redlichsten Mannes und liebenswürdigsten Herzens erzählt.

Hier hielt er inne, es war uns überraschend, denn er sprach fließend und schlicht; sein Blick suchte durch das Fenster die kleine im Stile der Pavillons des vorigen Jahrhunderts erbaute freundliche Wohnung des Universitätsgärtners, die nahe bei dem Universitätsgebäude lag; dann sah er über die schweigende Schar seiner Zuhörer und fuhr fort:

Ich habe Ihnen nun heute darzustellen, wie ihm die leidenschaftlich werdende Fehde mit den Dogmatikern der Aufklärung eine Aufgabe stellte, an der er erfuhr, daß das persönliche Leid sich vergessen muß, wenn es gilt, der Krankheit der Zeit zu steuern.

Mit Betrübnis hatte er gesehen, wie das innere Leben der Menschen gefälscht wurde, weil wie eine starke Eisdecke der Bann der Aufklärung auf der fröhlichen Welt des Gemütes lag. Vergewaltigung des Gemütes durch beharrliche Grenzüberschreitungen des Verstandes war ein Zeichen der Zeit, die sich selbst mit Stolz „das Zeitalter des Liberalismus“ nannte. Die Menschen hatten Angst, sich lächerlich zu machen, ja sie waren sich selbst lächerlich, wenn sie der Wissenschaft zum Trotze sich zu Christus, dem Sünderfreunde, hingezogen fühlten und von Stellen Eindruck erfuhren, die die Wissenschaft als „eingeschoben“ nachgewiesen hatte.

Ihre Gelehrten riefen in die aufgeregte Gemeinde der Zeit hinein: „Ihr stützt eure Hoffnung auf die Seligkeit, euren Glauben auf jene Stelle des Apostels? Wartet noch ein wenig! Jene Stelle ist wahrscheinlich unecht. Es gilt manchem sogar als fest erwiesen, daß sie aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. stammt und nichts als eine Polemik gegen gewisse kleinasiatische Strömungen enthält. Vorsicht! Geduld! Stützt euch lieber einstweilen auf jenen andern Vers, er scheint völlig einwandfrei!“

Lessing sah mit Zorn, wie die „Seelsorger“ den Kampf gegen den Aberglauben, gegen die Teufels- und Dämonenvorstellungen kämpften, wie sie nachwiesen, daß auch Mohammed nicht ohne Religion und Buddha ein frommer Mann gewesen sei — während sie hätten sorgen sollen, nicht um die Meinung, die Peter und Martin von Mohammed und Buddha etwa hätten, sondern um die Seelennot Peters und Martins.

In andern Jahrhunderten hatte die Orthodoxie die freie Entfaltung und subjektive Gestaltung des religiösen Lebens verhindert, in Lessings Zeitalter verschob der „Verein für Wahrung der evangelischen Freiheit“ und seine Leute — — —

Schon lange hatte die Mehrzahl der Zuhörer die Feder hingelegt, viele erstaunt, manche beunruhigt, einige ergötzt, und unter diesen hatte einer, ein besonders Aufgeklärter, wiederholt die Augen von Befreundeten gesucht, zum Teile deren Aufmerksamkeit durch leises Husten oder ein kurzes Scharren mit dem Fuße auf sich zu ziehen gewußt, um dann die Schultern zu zucken und ironisch-amüsirt zu lächeln.

Endlich schrieb nur noch ein Student mit dem Eifer nach, der ihn seit neun Semestern seinen Lehrern so sehr empfohlen hatte, der rechtschaffene Johannes Stein, dessen einziger oder doch jedenfalls größter Kummer es war, wenn ihm ein Satz der Rede in seiner Nachschrift entgangen war. Erinnern Sie sich seiner?

— Ach ja, des Stein, oder des Steinchen, wie wir den kleinen, breitschulterigen Kommilitonen nannten, erinnere ich mich aus meinem letzten Semester sehr wohl. Wie manchmal kam er abends, um mein Heft zu vergleichen und ihm gewissenhaft das zu entnehmen, was es etwa mehr enthielt als seine Niederschrift.

— Eifrig kritzelte die Feder des redlichen Johannes über das Papier. Von dem allem merkte der Professor nichts; das innere Auge so leuchtend als das äußere und auf seinen Gegenstand fest gerichtet, fuhr er fort: — verschob der „Verein für Wahrung der evangelischen Freiheit“ und seine Leute völlig den Schwerpunkt des religiös angeregten persönlichen Lebens. Indem dieser seinen Freunden das Gewissen für die gesamte äußere Wahrheit der historischen Außenseite des Christentums schärfte, entwöhnte er sie, auf sich selbst ängstlich, sorgenvoll reuig und sehnsüchtig acht zu haben; seine Freunde verehrten so innig das zeitlich Richtige, daß sie keine Zeit fanden, das ewig Wahre zu erkennen und festzuhalten. Auch sie bedauerten die Trennung der Gemüter durch den Parteistreit der Zeit, auch sie versicherten oft und entschieden, sie wollten Frieden und nichts als Frieden, und zu diesem Zwecke behandelten sie, sobald es zu mündlichen oder schriftlichen Gesprächen kam, das Trennende und nicht das Verbindende, als ob man einen Graben, der die Nachbarn trennt, dadurch trocken lege, daß man Wasser aus zwanzig Röhren hineinlaufen lasse, um zuvor darzuthun, daß das Wasser das Trennende sei.

O, wie ungütig waren ihre Prediger und Redner gegen die Hungernden. Wenn deren eine große Anzahl sich versammelt hatte, um gespeist zu werden, dann trat wohl ein Redner mit der Bibel unter dem Arme auf und sagte: Hier ist ein Brot, ein schönes, großes Brot, mit dem will ich euch nun sättigen. Ich weiß, zum Sattwerden wollt ihr manches wissen. Dies Brot wiegt vier Pfund, zu seiner Herstellung verwandte man Mehl, Wasser, Sauerteig und Salz; über seinen Nährwert beruhigt uns erst eine gewissenhafte chemische Analyse; dieses Brot besteht aus elf und einem halben Prozent Wasser, aus beinahe sieben und einem halben Prozent eiweißartigen Stoffen, dreizehn und einem halben Prozent Dextrin und löslicher Stärke, ferner aus zwei und einem halben Prozent Zucker, und einem respektablen Anteil Stärke. Hört und staunt, meine Teuren, dies Brot hat über vierundsechzig Prozent Stärke! Daneben verschwindet der Fettgehalt so gut wie ganz, er erreicht nicht einmal ein Prozent. Es giebt Weißbrot und Schwarzbrot, die Thoren begehren Weißbrot, kräftigere Naturen wählen allein Schwarzbrot. Ich selbst kann nur das Schwarzbrot empfehlen, das der Bäcker Schneidig aus Mehl gebacken hat, das drunten in der Thalmühle aus dem Getreide gemahlen worden ist, das der Herr Schulze auf seinem Erbacker gezogen hat. — Ein Teil der Hungernden war über dieser Rede vor Erschöpfung eingeschlafen, ein Teil hoffte noch auf die Austeilung des Brotes, aber dem Redner war über seiner Auseinandersetzung eingefallen, daß er noch nie darnach gefragt habe, wer zuerst das Vorhandensein von Dextrin im Brote nachgewiesen habe und es drängte ihn, das zu Hause sogleich festzustellen. Er eilte deshalb aus der Versammlung fort und nahm in der Zerstreuung das „Brot“ wieder mit — —

Kaum hatte der Herr Professor diesen Satz ausgesprochen, so erhob sich jener Aufgeklärte mit großem Geräusch unter den Zeichen offenkundiger Entrüstung und verließ den Saal, mit ihm noch andre Studirende, namentlich einige Theologen.

Der Professor erwachte wie aus einem Traume und sagte mit herzgewinnendem Lächeln: Nicht wahr, es hat schon lange geschellt, und ich habe es überhört? Entschuldigen Sie freundlichst! Damit verbeugte er sich und verließ den Saal.

Nun, sagen Sie, wie reimen Sie sich das?!

— Ich sehe genau, wie das ward! Es war der 15. Februar, Lessings Todestag; indem er sich den Vortrag des Nachmittags innerlich zurecht legt, beschäftigt ihn die Frage, wessen Gegner Lessing heute sein müsse, und dieser Gedanke geht mit ihm die Treppe hinab, durch die Straßen bis zur Universität und läßt ihn vergessen, daß Lessing im achtzehnten Jahrhundert gelebt hat. Er hatte erkannt, daß Lessing nicht die Orthodoxie als solche bekämpfen wollte, sondern jedes Hemmnis, das der subjektiven Religion im Wege stand.

— Sie haben Recht. Ich erinnere mich, daß er einmal sagte: Der Liberalismus hat auf Lessing abonnirt. Die große Menge weiß so gut wie gar nicht, was eigentlich Lessing bekämpfte. Wie sollten sie staunen, wenn Lessing heute käme!

— Es war ein verehrungswürdiger Mann, und wir wollen ihm treu bleiben.



## Bücher und Schriften

**(Zur Kirchenmusik)** Immer lebhafter wird heute in weiten Kreisen das Bedürfnis nach einer Reform des gegenwärtigen Gemeindegesanges empfunden. Wohl haben sich große Vereine und Kirchenchöre vieler Orten gebildet und unter einsichtiger Leitung schon Großes gewirkt, aber nicht selten wird die Hauptaufgabe versäumt, und man sucht Ziel und Ehre in der Veranstaltung eines Konzerts, einer großen Aufführung, um nicht hinter weltlichen Gesangvereinen zurückzustehen. Alle Hochachtung vor diesen Veranstaltungen — aber der Kirchenchor muß in erster Linie der Kirche, der Gemeinde dienen, und zwar, soweit es angeht, im Rahmen des öffentlichen Gottesdienstes. Bei Aufführung größerer Werke, wie Oratorien, Passionen ꝛc., liegt die Sache anders. Aber ist es z. B. zu billigen, daß der Kirchenchor einer großen evangelischen Gemeinde die Zeit seiner Proben auf Schumanns „Der Rose Pilgerfahrt“ verwendet und dies — musikalisch gewiß feinsinnige, schöne — Werk im Konzert des nächsten Winters noch einmal aufzunehmen gedenkt? Ich meine, der Kirchenchor einer evangelischen Gemeinde hat andre, höhere Aufgaben zu lösen, deren gewissenhafte Erfüllung ihm nicht Raum zu solchen Ablenkungen geben kann. Und dabei müssen Geistliche und Kirchenchor in unmittelbarer Fühlung stehen. Nur dann können sie sich gegenseitig unterstützen und dadurch ihrem gemeinsamen Ziel, der Erbauung der Gemeinde, dienen. Hierzu ist es freilich unum-

gänglich notwendig, daß der Geistliche nicht allein mit vollem Interesse auch für diesen Teil des Kultus eintritt, sondern auch eine gewisse musikalische Bildung besitzt. Es bedarf nicht mehr des Hinweises auf die Verwandtschaft der Theologie und Musik, seitdem sie in unsers einzigen Martin Luthers Mund ihren klassischen Ausdruck gefunden. Glücklicherweise stehen heute die Bestrebungen ja nicht mehr vereinzelt da, die jungen Theologen während ihrer akademischen Studienjahre zur eindringenden Kenntnis unsrer Kirchenmusik anzuleiten. Wer das Glück hatte, die Anregungen eines Friedrich Spitta — des Bruders des ersten Bachbiographen Philipp Spitta in Berlin — in Bonn oder Straßburg zu empfangen, wird die Bedeutung dieser Bestrebungen im Interesse der Belebung unsers Kultus zu schätzen und praktisch zu verwerten wissen. Auch Köstlin, Zimmer, Kleinert, Bassermann u. v. a. haben Verdienste in dieser Hinsicht. Hierbei sei heute eines neuen Werkes gedacht, das ganz besonders geeignet erscheint, die Theologen mit den Grundfragen der kirchlichen Musik vertraut zu machen, aber auch das Interesse aller auf diesem Gebiete beteiligten Musiker und Musikfreunde wachzurufen. Es ist das erste größere hymnologische Werk des Heidelberger Professors und akademischen Musikdirektors Ph. Wolfrum: Die Entstehung und erste Entwicklung des deutschen evangelischen Kirchenliedes in musikalischer Beziehung.*) Hier wird zum erstenmale in knapper, allgemein verständlicher Form die Entwicklung des Kirchenliedes von seinen ersten Anfängen an von berufener Hand geschildert. In gediegener Darstellung vereinigen sich hier gelehrte eigne Forschungen mit den Ergebnissen der bisherigen hymnologischen Arbeiten zu einem Handbuche, das jedem, der nicht eingehende Studien auf diesem Gebiete machen will, ganz ausgezeichnete Dienste leistet. Mit gerechter Würdigung und Anerkennung werden die Vorarbeiten eines Thibaut, Tucher, Winterfeld, Bäumker, Bellermann, O. Douen, (le psautier Huguenot) u. a. berücksichtigt, daneben werden neue, bisher unbenutzte Quellen hinzugezogen, wie das reiche Heidelberger Gesangbuch aus dem Jahre 1573**) und das „Enchiridion," das aus der Bibliothek M. Fétis in die K. Bibliothek zu Brüssel wanderte und dort bisher unbenutzt ruhte; Wolfrum setzt seine Entstehung vor das Jahr 1529. — Die Vorzüge des vorliegenden Werkes bestehen in der kurzen, klaren, übersichtlichen Darstellung der Entwicklung des Kirchenliedes bis zur Reformation, in der meisterhaften Würdigung der hymnologischen Verdienste der großen Reformatoren und in den ausgezeichneten musikalischen Beilagen, die in der Auswahl der besten deutschen Kirchenlieder ein treffliches Bild ihrer ersten Geschichte darbieten. Daß manche Fragen noch ungelöst bleiben, thut dem Werte des Buches keinen Abbruch. Auch daß manche späteren Meister, die sich bedeutende Verdienste um das Kirchenlied erworben, gar nicht, eines J. S. Bach nur in einigen wenigen, allerdings goldnen Worten gedacht wird, mag manchen befremden, erklärt sich aber aus der Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat. Doch legt gerade dies den Wunsch nur um so näher, Wolfrum möchte die hier betretene Bahn fortsetzen und dem „hier gebotenen Grundstocke des Kirchenliedes die obern Stockwerke aufsetzen." Dann wird sich zugleich auch Gelegenheit eröffnen, auf die Entwicklung des mehrstimmigen Tonsatzes näher einzugehen, was bisher mehr oder minder vermieden ist. Und im Zusammenhang hiermit steht die Frage, wie weit auch unter uns ein mehrstimmiger Gesang in der Kirche zu erstreben wäre, wie ihn z. B. französische, englische und schweizerische Kirchen unter so freudiger Teilnahme der Gemeinden eingeführt haben — kein Kunstgesang, denn Gemeindegesang will und soll Volksgesang sein, sondern wahrhaft einfacher und dadurch erhebender Gesang, der auch nichts „Feierliches" oder „Würdevolles" einbüßt, wenn er mehrstimmig erschallt, so wie es jeder Stimme am natürlichsten und besten liegt. Möge denn auch das eben besprochene Werk dazu beitragen, den kirchlichen Gesang neu zu beleben und zu heben! In diesem Wunsche schließen wir mit Wolfrums Schlußworten:

„Ob der evangelischen Kirche jemals ein neuer Sangesfrühling beschieden ist? Ich wage es nicht zu glauben, vorläufig wenigstens ist nicht daran zu denken. Aber auch, wenn er eintreten sollte: der schönen, höchste Begeisterung und Lebensfreude atmenden Gesänge ihrer Jugendzeit wird die evangelische Kirche nie entbehren können, so lange sie öffentlichen allgemeinen Gottesdienst pflegt." A-W

**(Das deutsche Kommersbuch)** Eine kritische Studie, dargeboten der akademischen Jugend und der Philisterwelt von einem alten, aber jung gebliebenen Philister. Erlangen und Leipzig, Andreas Deicherts Nachf. (Georg Böhme). 59 S.; 75 Pfge.

In schwungvoller Sprache, mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung preist der Verfasser die echte, rechte Sangeslust des deutschen Studenten. Aber eben darum fühlt er sich gedrungen, mit rückhaltloser Offenheit und heiligem Ernst Zeugnis abzulegen wider eine Anzahl von Studentenliedern, in denen statt des Trinkens das Saufen, statt der Liebe die Zügellosigkeit, statt der Burschenfreiheit ungebundenste Frechheit verherrlicht wird. Der Verfasser hat sich der gewiß sehr widerwärtigen, aber ebenso gewiß auch hochnotwendigen Aufgabe unterzogen, den sittlichen Schmutz ans Licht zu ziehen, der in einer Anzahl derartiger Lieder des „Kommersbuchs für den deutschen Studenten" (Leipzig, Teubner), des „Allgemeinen Reichs-Kommersbuchs für deutsche Studenten" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) und des „Allgemeinen Deutschen Kommersbuchs" (Lahr, Schauenburg) aufgehäuft liegt. Wer selbst seine studentische Fröhlichkeit aus andern Liederbüchern genährt hat, dem will es unglaublich erscheinen, daß dergleichen gemeine Dinge in Kommersbüchern von fünfundzwanzig Stereotypauflagen angesehenen Verlags heute noch ihr lichtscheues Dasein fristen. Noch unglaublicher ist es, daß sie Verteidiger finden. Das Unbegreiflichste aber bleibt, daß zu diesen neben den Schreibern des Mosseschen „Ulks" und des „Berliner Tageblatts" in der „Münchner Allgemeinen Zeitung" (Wissenschaftliche Beilage vom 8. Sept. 1890) sich Geheimrat Professor Felix Dahn in Breslau gesellte, ein Liebling der deutschen Frauenlesewelt, „der hervorragendste vaterländische Dichter innerhalb der deutschen Universitätswelt." Er hat sich freilich seine „Abfertigung" sehr leicht gemacht. Da er sich durch den Verfasser der kritischen Studie als Mitherausgeber des „Allgemeinen Reichs-Kommersbuches" angegriffen sah, so überschüttete er ihn mit Kraftausdrücken wie „Posaunist," „Anblaser," „Zinkenirer" und suchte den Ungenannten, in dem er nicht mit Unrecht einen Geistlichen ahnte, als „Zionswächter," „Pastor oder Professor oder Konsistorialrat oder Superintendent oder Hofprediger" lächerlich zu machen. Mit Recht bemerkte der so „Abgefertigte" in seiner Entgegnung, der bezeichnenderweise die „Münchner Allgemeine Zeitung" die Aufnahme versagte und die deshalb im Reichsboten (dritte Beilage vom 12. Dez. 1890) abgedruckt wurde: „Es wird auch hier der alte Erfahrungssatz gelten, Freund, du hast Unrecht, denn du wirst grob .... Ein wenig Kenntnis der Geschichte des geistigen Lebens würde Ihnen gesagt haben, daß Theologen in nicht geringer Anzahl in der vordersten Reihe seiner Vorkämpfer gestanden und auch den deutschen Universitäten nicht selten viel mehr ihr eigentümliches Gepräge gegeben haben, als die Juristen. . . . Sie müssen es sich heutzutage schon gefallen lassen, Herr Professor, daß wir selbst an ein von ihnen herausgegebenes Kommersbuch den Maßstab christlicher Sittlichkeit legen, und sollten sich eigentlich nichts darauf zu gute thun, als sittlich denkender Mann solche Gemeinheiten, als Aesthetiker solche Gassen- und Gossenlieder und als Lehrer unsrer akademischen Jugend solches Gift erneut unter ihren Schutz zu nehmen. Bei dem Ernst unsrer Tage kommen wir nicht mehr aus mit der alten Lesart: je gepfefferter, desto besser! Französische Zügellosigkeit erzieht keine deutschen Männer, wie sie die Zukunft braucht. Seit Jahren und Jahrzehnten haben blühende und einflußreiche studentische Verbände, nicht blos der „heilige Wingolf," wie sie ihn verächtlich nennen, auch der Schwarzburgbund und die Vereine deutscher Studenten in ihren Liederbüchern, die Sie voraussichtlich keines Blickes würdigen, aufgeräumt mit dem sittlichen Schlendrian, der die herkömmlichen Kommersbücher durchwaltet. Christlich-deutsch! ist die Losung aller Studenten, die ihre Studentenzeit richtig ausnutzen. Und mit dieser Losung, die auch durch ihre Liederbücher zieht, verträgt sich auf das prächtigste, glauben Sie es nur, Herr Professor, echt studentische Fröhlichkeit." So hat das Druckheft, als dessen Verfasser sich der in frischer Thätigkeit stehende Reiseprediger des schlesischen Provinzialvereins für innere Mission in Liegnitz, Pastor Patzschke, genannt hat, schon seine Geschichte. Es sei allen, denen das Leben und Weben der akademischen Jugend nicht gleichgiltig ist, dringend zur Beherzigung und zur Unterstützung der darin dargelegten Bestrebungen empfohlen.*)

R K

*) Ueber sittliche Schäden auf den Universitäten wolle man hierzu vergleichen Friedrich Naumann, Die kirchliche Versorgung der evangelischen Studenten. Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Heft 97. (70 S.; 1,20 Mk.)

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1890. Preis 5 Mk.

**) Psalmen Dauids, und andere Geistliche Lieder, sampt dem Christlichen Catechismo, Kirchenceremonien und Gebeten. Jetzt widerumb auffs New Corrigiert, vnd mit etlichen Psalmen und Gesängen gemehrt. Gedruckt in der Churfürstlichen Statt Heidelberg, durch Joannem Meier in Verlegung Matthej Harnisch MDLXXIII.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 36 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Der Nächste**
Soziales Drama in 5 Aufzügen
von
**Friedrich Lange**
(vergl. die Besprechung in Nr. 30 d. Bl.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie durch die **Verlagsanstalt u. Druckerei A. G.** (vormals J. F. Richter) in **Hamburg** gegen Einsendung von Mk. 1.50.

Der „Holländer Hof," Heidelberg, Lauerstr. 30, Hospiz der Herberge zur Heimat daselbst, empfiehlt den geehrt. Reisenden seine hübschen Gastzimmer mit herrlicher Aussicht auf den Neckar. Gute Betten! Gute Küche! Billige Preise. Vorausbestellungen richte man gefl. an Hausvater Anjel.

## Zur Beachtung

Was die Teilnahme an dem Deutschen Ev. Gustav-Adolf-Fest in Görlitz vom 15. bis 18. September anlangt, wäre es außerordentlich wünschenswert, wenn die Festgäste mit ihrer Anmeldung zur Teilnahme nicht bis in die letzten Wochen zögerten. Man bestelle sich doch das Festmitgliedsbüchlein zu 3 Mk. und die Tischkarte zu 3 Mk. **bald** bei dem Bureau der ev. Kirchenverwaltung in Görlitz, Klosterplatz 21, unter Einsendung von 6 Mk. 10 Pfg. Ebenso wolle man **baldigst** Wohnung bei Herrn H. Druschki, Görlitz, Emmerichstraße 2491 bestellen, um den Görlitzern die Disposition zu erleichtern.


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 37 — Leipzig, den 10. September — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vater Unser: 7. Die sechste Bitte — Die Religionsstifter Mohammed und Buddha und Christus: 3 — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 8. (Erste Hälfte) — Kurfürst August I. von Sachsen: 3 — Die Ketzertaufe und die orthodoxe Kirche des Orients — Zur Nationalitätenfrage in der römischen Kirche der nordamerikanischen Union — Gustav Adolf. Historisches Charakterbild in fünf Aufzügen von Dr. Otto Devrient — Anzeigen


## Vater Unser

### 7. Die sechste Bitte

Hinter uns liegt die Schuld; vor uns die Versuchung. Alle Versuchung hat die Tendenz, in Schuld überzugehen. Darum beten wir: Führe uns nicht in Versuchung. Es ist besser, das Gift entfernen, als erst seinen Wirkungen entgegentreten. Es ist besser, vor Ansteckung bewahren, als dann die Krankheit bekämpfen.

Das ganze Leben ist eine stete Versuchung. Sie ist so allgemein als der Tod. Der Mann im Arbeitskittel, der Mann im Kaisermantel, beide sind ihr Ziel. Sie lauert hinter dem Herd und hinter dem Amboß. Die Blüte der Jugend, die Runzeln des Alters sind kein Schutz gegen sie. Sie ist treuer als unser Schatten. Sie geleitet uns des Tages auf Schritt und Tritt. Sie schleicht sich nachts in unsre Träume. Sie ist so alt wie die Menschheit, sie steht am Anfang ihrer Geschichte. Sie stirbt erst mit dem letzten Menschen. Auch das Christentum hat die Versuchung nicht aus der Welt gebracht. Selbst Jesus ist ihr nicht entgangen. Aber sein Leben warein stetes Siegen über sie. Das unsre ist oft ein fortgesetztes Besiegtwerden von ihr. Darum beten wir: Führe uns nicht in Versuchung.

Jeder Tag mit allem, was er uns bringt, mit seiner Thätigkeit, mit seiner Muße, mit Erfolg und Mißerfolg, jede Freude, die uns begegnet, die große, die kleine, die erwartete, die unerwartete, jedes Leid, das uns trifft, das tief einschneidende, das leicht überwindbare, das schon lange drohende, das plötzlich nahende, jede Lebenslage, in der wir uns befinden, Gesundheit und Krankheit, Erfüllung und Enttäuschung, jede Pflicht, die uns auferlegt wird, die leichte, die schwere, die umfassende, die begrenzte, jedes Wort, das wir hören, das heitre, das ernste, das zürnende, das schmeichelnde, jeder Mensch, der uns begegnet, der bekannte, der unbekannte, die einflußreichen, die einflußlosen, jedes Alter, in dem wir stehen, die Kindheit mit ihrem frohen Spiel, mit ihrem hellen Sinn, die Jugend mit dem ungestümen Feuer, mit der Richtung auf das Aeußere, auf das Sinnenfällige, die Fülle der Jahre mit dem emsigen Wirken, mit dem kräftigen Bewußtsein von Pflicht und Recht, die Tage des Silberhaares mit ihrem besonnenen Ernst, mit der Sehnsucht nach der bessern alten Zeit, alles, wohin das Auge schweift, was das Ohr vernimmt, was der Kopf denkt, was das Herz fühlt, was die Hand thut, alles kann uns zur Versuchung werden. Das Glück versucht deine Demut, das Unglück dein Gottvertrauen. Der unverdiente Tadel versucht deine verzeihende Liebe, das verdiente Lob deine Bescheidenheit. Die erfüllten Wünsche versuchen deine Dankbarkeit, die unerfüllten deine Ergebung. Die Versuchung hüllt sich in die Gestalt des Freundes ebenso wie in die des Feindes. Auch das Gebet, in dem es ist, als stiegen die Engel Gottes zu uns hernieder, kann ein Nest von Versuchungen werden. Auch das Gotteshaus, in dem heiliger Ernst uns empfängt, birgt überall Versuchungen. Darum beten wir: Führe uns nicht in Versuchung.

Das ganze Leben ist eine stete Versuchung. Aber die größte ist das Sterben. Man sagt, an Sterbebetten fühlt man die Schauer der Ewigkeit wehen. Die Versuchung kehrt sich nicht daran. Da stirbt einer, um dessen Lager knieen Weib und Kinder, stehen die Freunde. Aber von allen am nächsten ist ihm die Versuchung. Dort haucht ein Einsamer das Leben aus, dem keine freundliche Hand den Todesschweiß von der Stirn trocknet. Aber die Versuchung dringt auch in seine Einsamkeit. Dieser schaut sterbend zurück auf ein Leben an Erfolgen reich. Aber den Erfolg hat er nicht gehabt, daß sich die Versuchung nicht mehr an ihn heranwagt. Darum beten wir: Führe uns nicht in Versuchung.

Nicht das ist der Inhalt unsrer Bitte, daß Gott die Versuchungen uns erspare. Das wäre das Gebet der Feigheit. Ohne Versuchung giebts auch keine Bewährung. Vielmehr flehen wir, Gott wolle uns in den Versuchungen nicht unterliegen lassen. Er wolle zuerst klaren Blick uns schenken, damit wir erkennen, wodurch ein Wort, ein Ding, ein Mensch uns zur Versuchung wird. Er wolle weiter heiligen Ernst uns geben, damit wir fliehen, was unser Auge als gefährlich erkannt. Er wolle uns erhalten in demütiger Selbsterkenntnis, damit unser Selbstvertrauen uns nicht stürze. Er wolle uns ausrüsten mit fröhlicher Siegeszuversicht, damit wir nicht verzagen.

Das ist der Inhalt der sechsten Bitte. Aber ihre Voraussetzung ist, daß wir uns selbst nicht in Versuchung führen. Tollkühn nennt man den, der sich selbst an den Rand eines schwindelnden Abgrundes stellt. Wie aber soll man den bezeichnen, der sich selbst in Versuchung führt? Und doch thun wirs so oft. Wir spielen mit der Sünde. Unsre Phantasie ist geschäftig, ihr Bild zu entwerfen. Wir wissen, nur ein „sofort mit ihr Brechen" kann uns erretten. Und doch ziehen wir dem Sofort fast immer das Allmählich vor. So wird die sechste Bitte zum Gelübde. Nur als dieses kann sie jenes sein. Aber wo Gelübde und Gebet zusammentreffen, da ist der Sieg gewiß. V W

---

## Die Religionsstifter Mohammed und Buddha und Christus

### 3

Viel höher als der Prophet Arabiens steht der Buddha Indiens. Man hat ihn in Bezug auf „Reinheit der Stimmung" und wegen „Abwesenheit der Violenz, der Bitterkeit, des persönlichen Gefühles und der feindseligen Vorurteile" sogar über Christum gestellt. Prüfen wir, ob dieses Urteil zutrifft. Ueberblicken wir, um eine sichre Grundlage zu gewinnen, zuerst den Lebensgang des unter den Christen noch zu wenig bekannten Mannes.

Im nördlichen Indien, im Lande und Geschlechte der Sakya, wurde um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christo der

adlige Knabe Siddharta geboren. Sein Vater war einer der großen und reichen Grundbesitzer vom Sakyastamme und wohnte im Hauptorte des Sakyagebietes, in Kapilavastu. Später, als er Mönch und Stifter des Buddhistischen Mönchsordens geworden war, hieß Siddharta meistens Gautama oder Sakya-sinha, d. h. der Sakyalöwe oder Sakya-muni, d. h. der Sakyamönch.

Er wurde sicher ganz in der Weise der vornehmen indischen Jugend erzogen, mehr in kriegerischen Leibesübungen als in der brahmanischen Weisheit unterrichtet und mit aller irdischen Herrlichkeit umgeben. Dazu gehörte, daß er drei Paläste mit herrlichen Gärten erhielt, je einen für den Winter, den Sommer und die Regenzeit. Später vermählte er sich, ob mit einer oder mehreren Frauen, ist nicht bekannt, und hatte einen Sohn Rahula.

Inmitten dieses Wohllebens erwachte plötzlich in ihm — es heißt, infolge des ungewohnten Anblickes eines hilflosen Greises, eines elenden Kranken und eines Leichnams — der Gedanke an die Vergänglichkeit, und zwar mit solcher Gewalt, daß er trotz Bitten und Thränen der Seinen Haus und Familie verließ, im Alter von 29 Jahren, um frei zu werden von der Stätte der Unreinheit, dem Hause, und in die Heimatlosigkeit zu gehen, einer der vielen wandernden Asketen jenes Landes und jener Zeit zu werden. Zuerst vertraute er sich der Leitung zweier geistlichen Lehrer an, die ihn anwiesen, das höchste Ziel, die edle, ganze Ruhe, darin zu suchen, daß er durch lange fortgesetzte Beobachtung gewisser Körperhaltung seinen Geist alles bestimmten Inhaltes, jeder einzelnen Vorstellung entleere. Unbefriedigt von ihrer Theorie, verließ er sie und lebte lange Zeit in Wäldern mit fünf andern Asketen in strengster Kasteiung, um dadurch, besonders durch Anhalten des Atems und Entbehren der Nahrung, die gesuchte Erleuchtung zu gewinnen. Als er auch so das Ziel nicht erreichte und enttäuscht wieder reichlichere Nahrung zu sich nahm, verließen ihn seine Genossen als einen Abtrünnigen und Verlornen. Er blieb allein. Und da brachte ihm eine Nacht, die heilige Nacht der buddhistischen Welt, unter einem Baume, dem Baume der Erkenntnis, die Erleuchtung. Er vermeinte, plötzlich das Wissen erlangt zu haben von den Quellen, aus denen das Leiden der Welt fließt, und von dem Wege, der zur Vernichtung dieses Leidens und der Wiedergeburten zu immer neuem Leiden führt; er fühlte seine Seele erlöst von der Sünde der Begier, alles irdischen Wesens, des Irrens und des Nichtwissens. „In dem Erlösten — so soll er sich selbst über diesen Wendepunkt seines Lebens geäußert haben — erwachte das Wissen von der Erlösung: Vernichtet ist die Wiedergeburt,*) erfüllt der heilige Wandel, gethan die Pflicht, nicht werde ich zu dieser Welt zurückkehren — also erkannte ich."

So war aus dem Asketen Gautama der Buddha, der Erwachte, Erleuchtete geworden. Während er die Seligkeit seiner Erlösung genoß, trat die Versuchung an ihn heran, sogleich in das Nirwana einzugehen, sein Leben zu enden und sich so von allem noch möglichen Leiden zu befreien. Er widerstand dieser Versuchung durch den Gedanken an die, die er durch seine Erkenntnis und Lehre zum Frieden bringen könnte. Und wenn auch zu diesem Gedanken störend und beschwerend der andre trat, daß die im Irdischen Befangenen und Gefesselten seine Lehre nur schwer begreifen und widerwillig ergreifen würden, und er sich deshalb durch ihre Predigt nur eigne große Pein bereiten würde, so entschloß er sich doch dazu, seine Lehre zu verkündigen zum Heile andrer.

Zuerst predigte er zu Benares jenen fünf Asketen die vier buddhistischen Wahrheiten, die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unlieben vereint zu sein ist Leiden, von Lieben getrennt zu sein ist Leiden, das Begehrte nicht erlangen ist Leiden, kurz, das fünffache Haften am Irdischen, an den fünf Elementen des leiblich-geistigen Daseins: Körperlichkeit, Empfindungen, Vorstellungen, Strebungen und Bewußtsein ist Leiden; die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: es ist der Durst nach Sein, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, und der Durst nach Lust und Macht; die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: es ist die Aufhebung dieses Durstes, die gänzliche Vernichtung alles Begehrens; und die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens: es ist der heilige achtteilige Pfad: rechter Glaube, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken. Die Predigt hatte Erfolg. Die fünf Asketen ließen sich von Buddha die Weihe erteilen. Und so war der Anfang gemacht, der neue Mönchsorden, die buddhistische Gemeinde gegründet.

*) Zu nichte geworden ist die Notwendigkeit, nochmals geboren zu werden.



Buddha vergrößerte sie bald und rasch. Die Reisezeit über zog er predigend durch das Land, die Ruhezeit (die Monate Juni bis September) brachte er in beschaulichem Leben an einsamen Orten zu, zumeist in Wäldern und in den Gärten, die reiche Verehrer ihm und dem Orden samt den nötigen Gebäuden schenkten. Die Zahl dieser Verehrer unter Männern und Frauen war sehr groß, weit größer als die der eigentlichen Mönche; sie sind die Laienbrüder und Laienschwestern des Buddhismus.

In den letzten Monaten seines achtzigjährigen Lebens faßte Buddha noch einmal seinen Unterricht zusammen und gab seinen Schülern die letzten Winke und Ermahnungen. Nun konnte er ruhig scheiden, in der Gewißheit, daß seine Erkenntnis auch nach seinem Tode bleiben werde. Er starb zu Kusinara. Seine letzten Worte waren: „Wohlan, ihr Jünger, ich rede zu euch; vergänglich ist alles, was da geworden ist; ringet ohne Unterlaß!" Vor den Thoren der Stadt, gegen Sonnenaufgang, haben die Adligen von Kusinara seinen Leib mit allen Ehren, wie sie den Leichnamen der Großkönige erwiesen wurden, verbrannt.

Das Leben Siddhartas ist ein Leben der Entsagung gewesen. Der vornehme Jüngling, der in Genüssen schwelgen konnte und noch größern Reichtum zu erwarten hatte, gab allen Genuß der Gegenwart und alle Aussicht auf die Zukunft auf und wurde ein bettelarmer und heimatloser Asket, um die rechte Erkenntnis und durch sie die Erlösung zu erlangen. Der viel bewunderte und begehrte Weise, dessen Jünger und Verehrer nach Tausenden zählten, und dessen Belehrung berühmte Brahmanen und mächtige Fürsten suchten, ging Tag für Tag wie der geringste seiner Schüler im gelben Mönchsgewand und mit der Bettlerschale durch die Gassen, von Haus zu Haus und wartete, ohne eine Bitte auszusprechen und die Augen aufzuschlagen, stehend und schweigend, ob ihm ein Bissen Speise in seine Schale gethan würde.

Und diese Demut hat er nicht bloß nach außen gezeigt. Als ihn sein Schüler Ananda bat, vor dem Eingange in das Nirwana seinen Willen über die Gemeinde kundzuthun, gab er zur Antwort: „Was soll der Vollendete seinen Willen über die Gemeinde verkündigen? Der Vollendete meint nicht: ich will über die Gemeinde herrschen, oder: möge mir die Gemeinde unterthan sein. Seid eure eigne Zuflucht; sucht keine andre Zuflucht."

Mit dieser Demut ging Großmut Hand in Hand. Als im Magadhalande die Leute unwillig wurden über die vielen Bekehrungen des Buddha, wodurch Kinderlosigkeit, Witwentum und zuletzt der Untergang des Menschengeschlechtes kommen müsse, und deshalb schalten, beruhigte er seine darüber erregten Jünger und gebot ihnen, dem Schelten der Leute mit dem Spruche zu begegnen: „Die Helden, die Vollendeten bekehren durch ihr wahres Wort. Wer will schmähen den Erleuchteten, der durch der Wahrheit Macht bekehrt?" Auch solche, die nicht zu seiner Gemeinde gehörten, behandelte er mit großer Zuvorkommenheit; und selbst denen, die zu ihm kamen, um ihn durch Fragen und Gegenreden zu versuchen und in die Enge zu treiben, begegnete er stets mit der größten Ruhe und Milde. Sogar die Höhle eines berüchtigten Räubers und Mörders suchte er auf, um ihn zu retten; und es gelang ihm durch seinen klaren Blick und durch sein eindringliches Wort. Ja, bis auf die Tiere und Pflanzen dehnte er sein Wohlwollen aus; denn während der Regenmonate gab er auch aus dem Grunde das Wandern auf, weil in dieser Zeit nach der vorausgegangnen

Hitze überall unzähliges junges Tier- und Pflanzenleben erwachte und jeder Schritt und Tritt dieses Leben am Boden gefährdete, verletzen oder töten konnte.

Dieses unbegrenzte Mitleid Buddhas ist berühmt und viel bewundert; und doch war es nicht so unbegrenzt, wie es scheint, sondern hatte seine gar engen und hohen Schranken. Wohl war der Zutritt zu dem Orden jedem gestattet, zu welcher der vier Kasten Indiens er auch gehörte; wohl machte das geistliche Gewand alle gleich, Brahmanen und Gemeine, Fürsten und Sklaven; wohl war die Predigt Buddhas von der Erlösung allen gegeben, „zum Heile für viel Volk, zur Freude für viel Volk, zum Segen, zum Heile, zur Freude für Götter und Menschen“: und trotzdem waren und sind Erkenntnis und durch sie Erlösung nur auf verhältnismäßig wenige, auf Auserwählte beschränkt, jene, die Erkenntnis, auf die Verständigen, diese, die ganze Erlösung, auf das Mönchsgewand. Ein buddhistischer Spruch lautet bezeichnend: „Dem Verständigen gilt diese Lehre, nicht dem Thörichten.“ Und in der That, der Thörichte, der Ungebildete war völlig außer stande, die dialektische und schwierige Lehre Buddhas von dem Gesetze der Kausalität, von der Verkettung der Ursachen und Wirkungen zu verstehen. Und doch ist ohne diese Erkenntnis das rechte Wissen und ohne das rechte Wissen die Erlösung unmöglich. Hier entscheidet nicht ein Glaube des Herzens, sondern ein Wissen des Geistes. Und so erklärt sich die vielsagende Thatsache, daß in den heiligen Schriften des Buddhismus kein Sklave als Glied des Ordens erwähnt wird, daß die dort genannten Schüler Buddhas ausschließlich „Söhne edler Geschlechter“ sind. Die am Geiste Armen mußten sich damit trösten, in einer ihrer spätern Wiedergeburten als Verständige auf die Erde zu kommen. — Und Jesus rief alle Mühseligen und Beladnen zu sich mit der Verheißung: Ich will euch erquicken; Jesus bezeichnete sich zweifelnder Frage zur Antwort gerade deshalb als den Christus, weil er den Armen das Evangelium predigte; Jesus pries an erster Stelle die geistlich Armen selig und pries den Vater im Himmel dafür, daß er seine Lehre den Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbart hätte; Jesus forderte lediglich Vertrauen und Glauben und sicherte dem bußfertigen Glauben selbst eines Schächers in seiner letzten Lebensstunde die paradiesische Seligkeit zu.

Ebensowenig wie den Ungebildeten kam Buddha den Frauen entgegen. Sie sind ihm von den Fallstricken, die der Versucher dem Menschen gelegt hat, die gefährlichsten; in ihnen verkörpern sich nach buddhistischer Auffassung alle Mächte der Bethörung, die den Geist an diese Welt fesseln und von der Erlösung zurückhalten. Darum wurden auch lange Zeit von Buddha keine Frauen zu seinem Orden zugelassen; und nur mit ernstlichem Widerstreben hat er auf das Drängen seiner Pflegemutter diese ursprüngliche und in seinem asketischen Geiste wohl begründete Ordnung durchbrochen. Aber auch dann noch hat er die Nonnen als ein nur geduldetes und nicht gern gesehenes Element in der Gemeinde behandelt und sie zu einer fast demütigenden Unterordnung unter die Mönche verurteilt. „Eine Maria von Bethanien hat der Buddhismus nicht gehabt.“

Auch der Kälte müssen wir das Mitleid Buddhas zeihen. Der Mutter, die über ihr totes Kind trauert, wußte er keinen andern Trost zu bieten als den, daß er sie in die Häuser umherschickte, damit sie erführe, daß jedes Haus sein eignes Leid hätte, und daß der Toten mehr wären als der Lebenden. Als er einst gebrechlichen Alten und geplagten Fieberkranken begegnete, ging er an ihnen vorüber und nach Hause, um sich in Meditationen über das Leiden der Welt zu versenken. Und für seinen klagenden Lieblingsschüler Ananda hatte er, als er dem Tode entgegenging, nur diese verständige Rede: „Nicht also, Ananda, klage nicht, jammre nicht. Habe ich es dir nicht zuvor gesagt, von allem, das man lieb hat und dessen man sich freut, von dem muß man scheiden, es entbehren und sich von ihm trennen. Wie wäre es möglich, Ananda, was geboren, geworden, gemacht, der Vergänglichkeit unterthan ist, daß das nicht verginge? Das geht nicht an.“

Wie so ganz anders doch Christus! An die weinende Mutter des Jünglings zu Nain trat er, getrieben durch herzliches Mitgefühl, selbst heran mit dem Trostwort: Weine nicht!



er konnte es nicht lassen, allen Elenden zu helfen, die man vertrauensvoll zu ihm brachte und denen er begegnete; er wirkte, solange es Tag war, für das Volk und an dem Volk und behielt nur die Nacht für sich, für seinen Gebetsumgang mit dem Vater; — er rief den Seinen zum Abschied zu: Ich will euch nicht Waisen lassen!

Wie das Mitleid, so hat auch die Moral Buddhas viel Lob erfahren. Und sie verdient großes Lob. Denn Buddha suchte die Sittlichkeit und Heiligkeit nicht in äußerlichen Werken, sondern in der Gesinnung; in der Reinheit des Herzens und Wandels, in Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Man hat deshalb die buddhistische Moral der christlichen als ebenbürtig an die Seite gestellt und als den Kern auch der buddhistischen Sittlichkeit die Liebe gegen alle Wesen bezeichnet. Aber dabei sollte man doch nicht vergessen, daß die Liebe, wie sie sich hier darstellt und wie sie Buddha geübt hat, eben nur Mitleid ist, Mitleid mit demselben Fluche des Leidens unterworfnen Wesen, nicht aber sich aufopfernde Selbsthingabe an die Nächsten, mehr passive als aktive Liebe, weniger das herzliche Gefühl, das nicht anders kann, als die verständige Erwägung, daß es so sein muß, auch um des Lohnes willen, den an solches Handeln das Naturgesetz der Vergeltung knüpfen wird. Der Buddhismus gebietet nicht sowohl, den Feind zu lieben, als vielmehr, ihn nicht zu hassen. „Denn — so lautet ein buddhistischer Spruch — nicht durch Feindschaft kommt je Feindschaft zur Ruhe; durch Nichtfeindschaft kommt sie zur Ruhe; das ist die Ordnung von Ewigkeit.“ Und es ist wohl zu beachten, daß Buddha bei allem Wohlwollen, das ihn beseelte, nichts gethan hat, um das traurige Los der Eingebornen und Sklaven in seinem Vaterlande zu verbessern, daß er für alle Elenden nur das eine Heilmittel kannte und bot: „Nehmet eure Zuflucht zu Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde,“ d. h. werdet Mönche!

Christus aber hat ein warmes Herz und eine helfende Hand auch für die äußre Not seines Volkes und seiner Umgebung gehabt, und Christi Geist und Wort haben allerorten eine geordnete Armenpflege geschaffen, Krankenhäuser gebaut und die Ketten der Sklaven zerbrochen. Sie sind noch nach achtzehnhundert Jahren so lebenskräftig und so liebemächtig, daß sie eine ganze Gesetzgebung des mächtigsten Staates in den Dienst der bewahrenden und versöhnenden Nächstenliebe gestellt haben, in den Dienst des praktischen Christentums, wie mans genannt hat. Etwas dem auch nur im Entferntesten Aehnliches hat die ganze Geschichte des Buddhismus nicht zu verzeichnen. Sollte das nicht darin begründet sein, daß die buddhistische Liebe einseitig und mangelhaft, die christliche dagegen allumfassend und vollkommen ist? Diese ist es, weil und wenn sie die Liebe Christi ist, weil und wenn sie Erfüllung seines neuen Gebotes ist, daß seine Jünger sich unter einander lieben sollen, gleichwie er sie geliebet hat.

Christi Leben ist ein Leben der Liebe gewesen; er hat die Liebe gehabt und geübt, wie sie sein Apostel im Hohenliede des Neuen Testaments beschreibt, so schön und doch so wahr zugleich, daß jeder diese Beschreibung der Liebe unterschreiben muß. Diese Liebe ist Jesus gewesen; er ist die Liebe gewesen.

Und eben deshalb hat er auch geeifert. Er hat die Geißel im Tempel geschwungen über die, die mit ihrem äußerlichen Wesen und Schachergeist Gottes Haus zu einem Kaufhause und zu einer Mördergrube machten, und hat die Scheinheiligkeit und Selbstgerechtigkeit der pharisäischen Partei an den Pranger gestellt. Denn als Liebe freute er sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit. In dem Bewußtsein, daß er allein der Weg und die Wahrheit sei, und aus der Erfahrung heraus, daß die in Neid befangnen und durch Haß verblendeten Führer des Volkes diesem den Weg zur Wahrheit und zum Leben verschütteten und versperrten, hat er geeifert — nicht zelotisch, um zu verderben, sondern in Liebe, um zu retten.

Diesen sittlichen Eifer suchen wir bei Buddha und bei den Buddhisten vergeblich. Sie haben und üben ihn nicht, weil sie durchaus skeptisch sind, in allen nur Leidensgenossen sehen und im Nichts die Seligkeit suchen. Dieses Fehlen ist ein Fehler, die buddhistische Duldsamkeit ein Mangel, der christliche Eifer ein Vorzug, weil Ausfluß der sichern Ueberzeugung, im Besitze

der Wahrheit zu sein, und Ausdruck des liebevollen Bemühens, andre in den Besitz der Wahrheit zu bringen. Und so überragt Christus auch in dem, das man ihm als Fehler anrechnen will, in seiner Violenz und Bitterkeit, in seinem persönlichen Gefühle den Stifter des Buddhismus.

Auch diesem gilt, was ein andrer Vorläufer Christi gefühlt und bekannt hat, als er Jesum vor und neben sich sah, daß er nicht wert war, ihm die Riemen seiner Schuhe zu lösen.

St

---

## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

8. (Erste Hälfte)

Ueber Christus und die Entwicklung des Christentums spricht Amiel zu wiederholten malen eingehend. Man fühlt aus allem den frommen Sinn heraus, der keinen Andersdenkenden verletzen möchte, das Ringen nach Wahrheit, das Hoffen auf anbrechendes Licht und ein tiefes Verständnis für die Grundgedanken des Christentums, auch da, wo er ihrer kirchlichen Formulirung nicht zustimmt. Ja, man fühlt, wie er sie sich zu eigen gemacht hat, und sie selbst durch ihre Abstraktionen für ihn nichts an Tiefe und Bedeutung verloren haben, vielmehr in ihm ein Wasser geworden sind, das in das ewige Leben quillt.

1. Oktober 1849:

Gestern, Sonntag, das ganze Johannisevangelium wieder gelesen und Auszüge daraus gemacht. Mein Gedanke ist wieder bestätigt worden, daß man über Jesu Person nur ihm selbst glauben muß, und sein wahres Bild zu erkennen suchen, das hinter all den prismatischen Strahlenbrechungen steht, die ihn mehr oder minder verändern und verhüllen. Christi Worte, dies himmlische strahlende Licht, haben sich in Regenbogenfarben gebrochen und in tausend Richtungen verirrt. Es ist Aufgabe des historischen Christentums, von Jahrhundert zu Jahrhundert eine neue Ausgestaltung zu erleiden, das Verständnis Christi und des Heils immer mehr zu vergeistigen.

Ich bin starr über das Andauern so unglaublich viel judaistischer, formalistischer Elemente noch neunzehnhundert Jahre, nachdem der Erlöser verkündet, daß der Buchstabe töte und das Symbolum tot sei. Die neue Religion ist von einer Tiefe, daß sie selbst heute noch nicht verstanden wird, und den meisten Christen lästerlich erscheint. Die Person Christi ist Zentrum dieser Offenbarung. Die Begriffe von Offenbarung, Erlösung, ewigem Leben, Gottheit, Menschheit, Versöhnung, Gericht, Satan, Himmel, Hölle haben sich derartig verdichtet, daß in seltsamer Ironie Dinge von tiefer Bedeutung fleischlich erklärt werden. Es gilt Kühnheit und Freiheit wieder zu gewinnen. Die Kirche ist ketzerisch, die Kirche ist es, deren Blick getrübt und deren Herz zaghaft geworden. Wohl oder übel, es giebt eine esoterische Lehre. Es giebt eine relative Offenbarung: jeder dringt soweit ein in Gott, als Gott in ihn eingeht, wie, glaube ich, Angelus Silesius sagt. Das Auge, mit dem ich Gott erblicke, ist das nämliche, durch das er mich sieht.

Um den Pantheismus zu besiegen, muß das Christentum ihn in sich aufnehmen. Unsern heutigen Kleingläubigen müßte Jesus widerwärtig pantheistisch erscheinen, weil er das biblische Wort: Ihr seid Götter (Johannis 10, 34. 35) bestätigt hat, und St. Paulus ebenfalls, der uns gesagt: Ihr seid göttlichen Geschlechts.

Unsre Zeit bedarf einer neuen Dogmatik, d. h. eines tiefern Erfassens der Natur Christi und der blitzartigen Wirkungen, die von ihm auf Himmel und Erde ausstrahlen.

Am 26. Dezember 1852. Sonntag:

Wenn ich manche Fetzen unsrer Theologie und Kirche von mir werfe, so thue ich es, um Christus selbst besser zu erfassen. Meine Philosophie läßt das zu. Sie stellt mich nicht vor das Dilemma: Religion oder Philosophie? sondern: Huldigst du einer äußerlich dir aufgezwungenen oder innerlich erfahrenen Religion, einem unverstandenen oder verstandenen Glauben? Mir ist die Philosophie ein Modus, die Dinge wahrzunehmen, eine Art, die Wirklichkeit zu erfassen. Sie erschafft nicht die Natur, den Menschen, Gott, aber findet sie und sucht sie zu verstehen. Philosophie ist das Selbstbewußtsein, das alles, was es umfaßt, begreift. Es kann ein neues Leben in sich schließen, die Thatsache der Wiedergeburt, Erlösung und christliche Erfahrung. Die Intelligenz des christlichen Selbstbewußtseins ist ein integrirender Bestandteil der Philosophie, wie das christliche Selbstbewußtsein eine Hauptform des religiösen Bewußtseins ist und dieses wiederum eine wesentliche Form des Bewußtseins.

Von einer Philosophie, die sich für Religion ausgiebt, will er nicht viel wissen.

27. Mai 1860. Sonntag:

Heute Morgen eine Predigt gehört über den heiligen Geist; schön, aber unbefriedigend. Warum hat sie mich wohl nicht erbaut? Es fehlt ihr an Salbung. Und weshalb? Weil das Christentum von dem rationalistischen Standpunkt aus Würde predigt, nicht aber Demut. Es fehlt der Begriff der Buße, des ohnmächtigen Kampfes, der Strenge. Das Gesetz erscheint verwischt, Heiligung und Mystizismus nebelhaft: der spezifisch christliche Accent tritt nicht hervor. Mein Eindruck ist stets derselbe. Man muß dem Glauben nicht seinen Geschmack benehmen, ihn nicht in eine psychologische Moral auflösen. Ich habe ein Gefühl der Ungehörigkeit und wahren Unbehagens, wenn ich Philosophie von der Kanzel verkündigen höre. „Sie haben meinen Heiland weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben," können die Einfältigen mit Recht sagen, und ich spreche es ihnen nach. Die einen stoßen mich ab durch ihren priesterlichen Dogmatismus, die andern durch einen laienhaften Rationalismus. Es scheint mir, eine gute Predigt müßte wie Schleiermacher vollkommene, sittliche Demut mit energischer Unabhängigkeit des Denkens verbinden können, tiefes Sündenbewußtsein mit Achtung vor der Kritik und der Leidenschaft für das Wahre.

Interessant sind seine Gedanken über die Junghegelianer.

7. April 1851:

In einem Band von Ruge „Die Akademie" gelesen, worin (1848) der Humanismus der Junghegelianer in Politik, Religion und Litteratur in einzelnen Korrespondenzen und Artikeln zum Ausdruck kommt. Diese Schriftsteller erinnern an die scheinphilosophische Partei des vorigen Jahrhunderts. Sie sind Meister im Zersetzen durch Vernunft und Vernunftschlüsse, aber ganz unvermögend, irgend etwas aufzubauen, weil jedes Konstruiren auf dem Gefühl, Instinkt und Willen beruht. Das philosophische Bewußtsein tritt bei ihnen als vermittelnde Kraft auf, die Erlösung des Verstandes als Erlösung des Herzens, d. h. ein Teil hält sich für das Ganze. Sie lehren den radikalen Unterschied erkennen zwischen Intellektualismus und Moralismus. Die Philosophie will bei ihnen die Religion ersetzen.

Prinzip ihrer Religion ist der Mensch und das Höchste im Menschen der Gedanke. Ihre Religion ist also Religion des Denkens.

Zwei Welten: das Christentum bringt und verkündigt das Heil durch Willensänderung; der Humanismus durch Befreiung des Geistes. Das eine betrifft das Herz, das andre das Hirn. Beide wollen den Menschen zu seinem Ideal führen, aber das Ideal ist ein verschiedenes, wenn nicht dem Inhalt, so doch der Verteilung des Inhalts nach, durch das Uebergewicht und die Oberhoheit, die der einen oder andern innern Kraft eingeräumt wird. Der einen ist der Geist Organ der Seele, der andern erscheint die Seele als dem Geist untergeordnet. Die eine will erleuchten durch Besserung, die andre bessern durch Erleuchtung. Derselbe Unterschied wie bei Jesus und Sokrates.

Die Hauptsache betrifft die Sünde. Die Frage von der Immanenz, dem Dualismus steht dahinter zurück. Die Dreieinigkeit, das zukünftige Leben, Paradies und Hölle können als Dogmen zu existiren aufgehört haben; geistige Realitäten, Form und Buchstabe können verschwinden, die Frage des Menschen aber bleibt: Was erlöst mich? Wie gelange ich dazu, wahrhaft Mensch zu sein? Liegt die letzte Wurzel des Daseins in der Selbstverantwortlichkeit, ja oder nein? Gilt es das Gute zu thun oder zu erkennen? Handeln oder denken, welches ist das höchste Ziel? —

Wenn das Wissen nicht Liebe verleiht, dann ist es ungenügend. Nun verleiht es aber nur Spinozas amor intellectualis, Licht ohne Wärme, eine betrachtende, großartige, aber nicht mehr menschliche Resignation, denn sie ist wenig übertragbar und ein seltenes Privilegium der wenigsten. Die sittliche Liebe setzt den Mittelpunkt des Individuums in das Zentrum des Seins, er besitzt das Heil, den Keim des ewigen Lebens wenigstens im Prinzip. Lieben ist seiner vermögenden Kraft nach Wissen, Wissen seiner vermögenden Kraft nach aber nicht Lieben. Dies die Beziehung der zweierlei Anschauungsweisen. Die Erlösung durch das Wissen oder die intellektuelle Liebe ist also der Erlösung durch den Willen und die sittliche Liebe untergeordnet. Die erstere vermag von der Selbstsucht zu befreien, die zweite hebt das Ich über sich hinaus, macht es thätig und zugreifend. Die eine ist kritisch, reinigend, negativ, die andre lebendig, befruchtend, positiv. So geistig und inhaltreich die Wissenschaft an sich sein mag, so formell ist sie im Verhältnis zur Liebe. Die sittliche Kraft ist der Leben ausstrahlende Punkt.

Und diese Kraft wird nur durch sittliche Kraft erlangt. Nur Gleiches wirkt auf Gleiches. Demnach bessert ihr nicht durch Vernunftgründe, sondern durch euer Beispiel. Wendet euch nur an das Gefühlsvermögen; hofft Liebe nicht anders als durch Liebe zu erwecken. Seid das, wozu ihr eure Umgebung machen wollt. Euer Sein, nicht euer Wort muß predigen.

Aber um auf unsern Gegenstand zurückzukommen: die Philosophie soll die Religion nicht ersetzen. Revolutionäre sind keine Apostel, obwohl die Apostel Revolutionäre waren. Von außen nach innen bessern wollen — und unter außen verstehe ich auch den Verstand im Verhältnis zum Willen — ist irrtümlich und gefährlich. Der negative Teil der Arbeit der Humanisten ist gut, denn sie entkleidet das Christentum einer ganz äußerlich gewordnen Schale. Aber Feuerbach und Ruge können die Menschen nicht erlösen. Sie bedürfen Heiliger und Helden, um das Werk der Philosophie hinauszuführen. Die Wissenschaft ist die Macht des Menschen und die Liebe seine Kraft; er wird erst Mensch durch den Verstand, aber er ist Mensch nur durch das Herz. Im Wissen, Lieben und Können besteht das vollkommene Leben.

C B

---

## Kurfürst August I. von Sachsen

3

Eine solche Stellung zu dem Kaiser band dem Kurfürsten August, das sieht man klar, die Hände und schrieb ihm sein

Verhalten zu den Ständen des Reiches, insbesondre zu seinen protestantischen Glaubensgenossen, genau vor.

Schon bei Beginn der Reformation gab es unter den der Neuerung freundlichen Reichsfürsten und Ständen zwei Parteien: die einen vorwärts eilend und treibend, die andern besonnen und zurückhaltend; zu den Ersteren gehörte Landgraf Philipp, zu den Letzteren Friedrich der Weise. So blieb es auch später. Durch das Unglück, das den Landgrafen nach der Mühlberger Schlacht betroffen, war er gemäßigt geworden, er hielt sich nun zu der konservativen Partei, deren Seele Kurfürst August war. Wir sahen oben, daß dieser ein gewichtiges Wort in die Wagschale geworfen hatte bei dem Abschluß des Religionsfriedens: was wunder, daß er die 1555 geschaffenen Zustände auf jede Weise zu erhalten suchte, durch die doch wenigstens eine Grundlage, wenn auch eine verbesserungsbedürftige, für das Zusammenleben der beiden Religionsparteien geschaffen war. Seine ganze Politik geht deshalb darauf aus, zwischen den beiden oben charakterisirten Parteien unter den Protestanten einerseits, und zwischen Protestanten und Katholiken anderseits, zu vermitteln.

Nur zu oft erntet ein Vermittler wenig Dank, nur zu oft sieht er sich aber auch gezwungen, von dem seinerseits früher behaupteten Standpunkte allmählich mehr oder weniger abzuweichen. Diese Gefahren des Hinkens auf beiden Seiten hat auch August kennen gelernt.

Der geistliche Vorbehalt war es, der auf Sachsens Fürsprache unter die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens Aufnahme gefunden hatte; er war aber auch die Festsetzung, gegen die bereits 1555 manche Protestanten gesprochen und gegen die sie auch in den folgenden Jahren immer wieder ihre Stimme erhoben hatten; denn dadurch schien ihnen das Machtverhältnis der Parteien zu Gunsten der Katholiken zu sehr verschoben; sie aber erstrebten, wenn nicht das Uebergewicht, so doch das Gleichgewicht der Macht. Die Rufer in dem sich entspinnenden Kampfe waren die pfälzischen Kurfürsten.

Bereits auf dem ersten Reichstage, den Ferdinand 1556/57 in Regensburg hielt, stellte die oppositionelle Partei der Protestanten den Antrag, den geistlichen Vorbehalt zu beseitigen und ihren Glaubensgenossen, die unter katholischem Regiment lebten, unbedingte Religionsfreiheit zu gewähren; von einer entsprechenden Vergünstigung für die Katholiken in protestantischen Ländern war keine Rede. Gegen ein solches Unterfangen mußte Kurfürst August protestiren; besonders wies er den radikalen Antrag auf volle Religionsfreiheit zurück. Man sollte nun meinen, er hätte sich an die Spitze der Protestanten gestellt und sie in seinem Sinne zu leiten versucht; aber die Bildung einer ausgesprochen protestantischen Partei billigte er so wenig, daß er sich später (1570) sogar auf Verhandlungen über seinen Eintritt in den Landsberger Bund, eine Vereinigung meist katholischer Fürsten, einließ.

Bei den Beratungen, die in Regensburg über die Höhe der Türkensteuer eingeleitet wurden, trennte er sich so weit von seinen Glaubensgenossen, daß er am liebsten sofort dauernde Anstalten zur Bekriegung des Feindes im Osten getroffen hätte, während jene die Bewilligung einer geringen Summe von der vorherigen Erledigung der Religionssachen abhängig machen wollten. Nur in Bezug auf den geistlichen Vorbehalt war er bereit, wenn auch nur mit halbem Herzen, mit den übrigen evangelischen Fürsten zu gehen. Kaiser Ferdinand schnitt jedoch alle Verhandlungen ab; da erklärten die Protestanten feierlichst, daß sie sich an die Bestimmungen des Vorbehaltes nicht gebunden fühlten.

Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1559 ging es ebenso her wie auf dem eben geschilderten von 1556/57; die Forderungen der Protestanten wurden nicht erfüllt, die Türkenhilfe nichtsdestoweniger bewilligt.

Sieben Jahre vergingen, ohne daß die Reichsstände zu gemeinsamer Beratung zusammengetreten wären. Der am 23. März 1566 wiederum nach Augsburg berufene Reichstag sah Maximilian II. an der Spitze Deutschlands. Bei der protestantischen Partei war seit 1559 manches anders geworden. Der Kurfürst von der Pfalz, nunmehr Friedrich III., hatte sich



dem Calvinismus zugewandt und dies durch den auf seinen Befehl verfaßten und eingeführten Heidelberger Katechismus aller Welt deutlich kund gethan. Maximilian, dem Protestantismus als solchem nicht abgeneigt, war von tiefem Haß gegen den Calvinismus erfüllt. Er richtete deshalb an die Kurfürsten die Frage, ob nicht Friedrich III. von dem Religionsfrieden ausgeschlossen werden müsse. Da zeigte sich nun wieder der konservative Sinn des Kurfürsten August; er wollte trotz seiner Abneigung gegen den Calvinismus seine Hand nicht dazu bieten, daß von den 1555 getroffenen Bestimmungen abgegangen und offener Zwiespalt unter den evangelischen Fürsten herbeigeführt werde. Im Hintergrunde sah er Krieg und Fehden aller Art, und zu nichts verspürte er weniger Neigung, als Derartiges zu veranlassen. Die eigenartige Stellung, die der Sachse gerade auf diesem Reichstage einnahm, kennzeichnet Moritz Ritter in seinem Werke,*) auf das wir uns bei unsern Ausführungen vielfach stützen, folgendermaßen:

Die Erwartung aller Parteien war damals auf den sächsischen Kurfürsten gespannt. Er stand zum Kaiser in den Beziehungen freundschaftlichen Vertrauens; von den lutherischen Ständen wurde er als Führer umworben; mit dem katholischen Bayernherzog war er bei Gelegenheit der Wahl Maximilians in persönliche Beziehung getreten, welche unter den gemeinsamen Gefahren der Grumbachschen Umtriebe gefestigt wurde und gerade während dieses Reichstages sich zu einem Freundschaftsbund ausbildete, welcher fortan die beiden Fürsten in dem Bestreben, sich über das gemeinsame Beste des Reiches trotz ihrer kirchlichen Gegensätze zu verständigen, zusammenhielt. Alle diese Verbündeten hatte er von seiner Abneigung gegen den Calvinismus überzeugt, sie alle erwarteten von seiner überlegnen Einsicht und seinem allseitigen Einfluß die zur Beseitigung der neuen Lehre dienlichsten Mittel. Aber auch mit Friedrich III. hatte August noch am 31. Januar, als jener zur Vermittlung des Teilungsvertrages zwischen den sächsischen Herzögen nach Thüringen reiste, eine Zusammenkunft gehalten und mit Bezug auf den Reichstag über die religiöse Frage so mit ihm verhandelt, daß der Pfälzer sagte: „Wir finden bei Seiner Liebden gute Vertraulichkeit." Indem so der undurchdringliche Fürst alle von sich hoffen ließ, lag die Entscheidung der Dinge recht eigentlich in seiner Hand.

Friedrich III. wußte nun, wessen er sich von dem Kaiser zu versehen hatte; wer kann es ihm verdenken, wenn er im Jahre 1574, als es sich um die Vorbereitungen zu der Wahl Rudolfs zum römischen König handelte, Vorkehrungen treffen wollte, daß von diesem Zögling der Jesuiten nicht ähnliche Vorstöße gegen ihn gemacht würden? Es ist auch erklärlich, daß er schon jetzt mit seinen Wünschen hervortrat; denn wie wenig auf einem Reichstage in Bezug auf Beseitigung des geistlichen Vorbehalts u. a. zu erreichen war, hatte der letzte deutlich genug gezeigt. Für die von dem Kurfürsten von Mainz auf den 29. Juli ausgeschriebene Wahlversammlung formulirte er seine Forderungen genau; die wichtigsten betrafen Freistellung der lutherischen Religion in weitester Ausdehnung und die Zusicherung, daß der Religionsfrieden auch auf die Bekenner der calvinischen Abendmahlslehre Anwendung finde.

Dem stürmischen Drängen Friedrichs setzte Kurfürst August die gemessene Ruhe des kühlen Berechners entgegen. Die Fortschritte der Gegenreformation ließen auch ihm besondre Schutzmaßregeln für die Protestanten rätlich erscheinen; er glaubte diese aber völlig gesichert, wenn die Ferdinandische Deklaration in die Wahlkapitulation aufgenommen würde. Die Thätigung der Wahl Rudolfs mußte bis in das folgende Jahr verschoben werden; besonders war die Kränklichkeit Maximilians daran schuld. Am 11. Oktober 1575 wurden die bezüglichen Verhandlungen auf dem Reichstage in Regensburg eröffnet.

Friedrich III. entsandte als Vertreter seinen Sohn Ludwig dorthin; die übrigen Kurfürsten erschienen persönlich. Mag Ludwig auf eigne Hand gemäßigtere Forderungen gestellt haben, als es sein Vater 1574 gethan hatte, oder in seinem Auftrag: jedenfalls beantragte er nicht den Einschluß der Calvinisten, deren Freund er nicht war, in den Religionsfrieden, und statt allgemeiner Freistellung der Religion verlangte er nur Aufhebung des geistlichen Vorbehalts und Bestätigung der Ferdinandischen Deklaration. Wieder brachte der Kurfürst von Sachsen Vermittlungsvorschläge ein; er erklärte sich zufriedengestellt, wenn die Deklaration bestätigt würde. Wir wissen, daß diese

*) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges. 1. Band: 1555—1586. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung, 1889.

1555 nicht in das Friedensinstrument aufgenommen worden war: die Protestanten hatten sie in der Form eines Patents von Ferdinand erhalten. Einer großen Versäumnis hatten sie sich dadurch schuldig gemacht, daß sie nicht für deren Mitverbreitung gesorgt. Da geschah denn das Unerwartete, daß die geistlichen Kurfürsten behaupteten, sie wüßten nichts von dem Vorhandensein des Aktenstückes; sie bezweifelten sogar, daß es je ausgefertigt worden sei. Für sie schien zu sprechen, daß es der Kaiser vergeblich in seiner Kanzlei suchen ließ. Es konnte nicht fehlen, daß das Verhalten der katholischen Kurfürsten die Protestanten reizte; sie richteten deshalb persönlich an den Kaiser die Aufforderung, er solle sorgen, daß die Deklaration in Kraft bleibe und thatsächlich befolgt werde; im Falle eines abschläglichen Bescheides verweigerten sie ihre Teilnahme an den weitern Verhandlungen des Reichstages.

Die Lage war eine gespannte; wiederum hing alles ab von der Entscheidung des Kurfürsten August. Seitdem die Bartholomäusnacht in Paris alle Welt mit Entsetzen und Abscheu erfüllt hatte, war er noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß nur die Erhaltung der bestehenden Zustände im Reiche Segen bringen könne und daß unter allen Umständen ein blutiger Zusammenstoß der Parteien vermieden werden müsse; das Haus Oesterreich aber war in seinen Augen der Bürge für Erhaltung der staatlichen Ordnung und des innern Friedens. Da konnte für ihn die Entscheidung nicht zweifelhaft sein; er verzichtete auf die Geltendmachung der wohlberechtigten Ansprüche seiner Glaubensgenossen und verleugnete sein eigenstes Werk von 1555, indem er von der Bestätigung der Deklaration abiah. Brandenburg trat auf seine Seite, und so gingen zwei von den drei protestantischen Kurfürsten ohne Umstände auf den Vorschlag des alternden Kaisers ein, man möge die Erledigung der streitigen Sache dem nächsten Reichstage überlassen. Das war jedenfalls die einfachste Art für den Kaiser und den Sachsen, die unbequeme Sache aus der Welt zu schaffen; denn daß auf dem folgenden Reichstage nichts herauskäme, das wußten sie recht gut. Am 27. Oktober wurde darauf Rudolf zum römischen König erwählt und zur Erledigung der schwebenden Fragen ein neuer Reichstag auf den 15. Februar 1576 beschlossen.

Der Termin wurde auch jetzt nicht eingehalten; erst am 25. Juni 1576 traten die Stände in Regensburg zusammen. Neben der Frage über die Geltung der Deklaration war die über den geistlichen Vorbehalt immer noch nicht erledigt. Die Pfälzer traten schroff auf gegen den Kaiser und die katholischen Mitstände; um so nachdrücklicher verlangte der Kurfürst von Sachsen die Ansicht, die kirchlich getrennten Parteien müßten unter sich und mit dem Kaiser zusammengehen und von einer Erneuerung des Streites über den geistlichen Vorbehalt durchaus abstehen. Gegen die Verhandlungen über die Deklaration hatte er nichts einzuwenden, keinesfalls aber wollte er die Erledigung der andern Geschäfte aufgehalten wissen, möchte den Protestanten auch die Erfüllung ihrer Wünsche versagt werden. In diesem Sinne hatte er sich mit dem katholischen Herzog Albrecht von Bayern verabredet — dem Manne, der in seinem Lande den Jesuiten Thür und Thor geöffnet hatte —, als ihn dieser kurz vor Beginn der Reichstagsverhandlungen in Torgau besuchte.

Anfangs ließ es sich auf dem Reichstage so an, als ob die Protestanten diesmal zusammenstehen wollten; die meisten Gesandten waren angewiesen, die Türkenhilfe nur dann zu bewilligen, wenn mindestens die Deklaration bestätigt, also die diesem Reichstage eigens zugewiesene Aufgabe erledigt würde. In dieser Notlage ermannten sich die Katholiken der Haltung gegenüber der Protestanten im vorigen Jahre: sie erklärten sich dem Kaiser gegenüber außer stande, an den Verhandlungen weiter teilzunehmen, wenn über die von der Gegenpartei aufgeworfenen Punkte verhandelt würde. Hätten die Protestanten nur ihre Anträge entschieden aufrecht erhalten, so wäre es nach den Abmachungen des vorigen Reichstages zu einem von ihrer Seite durchaus unverschuldeten Abbruch der Verhandlungen gekommen. Wieder hatte Sachsen die Entscheidung in der Hand. Auch der Blödeste kann sich sagen, daß nach allem Vorausgegangenen



Kurfürst August nicht anders konnte, als von neuem die Interessen der evangelischen Partei den Reichsinteressen opfern. Am 8. September sagten sich die Sachsen von ihren Glaubensgenossen los, als diese in einem Schreiben an den Kaiser die Bewilligung der Türkenhilfe von der Bewilligung ihrer Forderungen abhängig machten. Nun hatten der Kaiser und die katholische Partei gewonnenes Spiel, wieder triumphirten sie über die uneinigen und deshalb unterwürfigen Protestanten. — Bei der Gesinnung des Kaisers Rudolf war das Ergebnis des Reichstages von 1576 jedenfalls einer der empfindlichsten Schläge, die die Protestanten treffen konnten.

Moritz Ritter charakterisirt die damalige Lage so:

Der Streit der kirchlichen Parteien beherrschte das öffentliche Leben nach wie vor; die Parteien schritten auf dem Wege des gewaltsamen Austrags ihrer Gegensätze voran: die Katholiken mit dem Ziel der Wiedergewinnung des Verlornen, die Protestanten mit der Absicht, das Gewonnene zu behaupten und zu erweitern; beide in ihren Hauptkämpfen auf das Gebiet des geistlichen Fürstentums geführt.

Trotz aller bisher schon bewiesenen Nachgiebigkeit gegen die katholische Partei glaubte Kurfürst August dem Kaiser doch noch nicht genug Beweise von seiner Ergebenheit geliefert zu haben. Bei dem Reichstage, der 1582 in Augsburg gehalten wurde, zielte die Instruktion für seine Gesandten nicht nur auf Abstand von den Angriffen gegen den geistlichen Vorbehalt, sondern auch auf den Verzicht der Ferdinandischen Deklaration: wahrlich eine Retraktation in größtem Stil. Gegen die Forderung durchgehender Religionsfreiheit, wie sie die Pfälzer wieder aufstellten, ließ er das Wort fallen, diese Freiheit setze das gleiche Recht der katholischen Unterthanen protestantischer Reichsstände voraus, die Neigung aber, papistische Abgötterei im eignen Lande zu dulden, sei weder bei ihm noch bei den andern Protestanten vorauszusetzen. Auch dieser Reichstag verlief denn wie alle frühern: ohne irgend einen Erfolg erzielt zu haben, zogen die Protestanten ab.

Die Reichstage waren also kein den Protestanten günstiger Kampfplatz, vielleicht hatten sie mehr Glück auf dem andern, der sich ihnen, wie oben gesagt, in dem geistlichen Kurfürstentum bot: da konnte am Ende die Streitfrage über den geistlichen Vorbehalt zu ihren Gunsten thatsächlich gelöst werden.

Zu Weihnachten 1582 hatte Erzbischof Gebhard Truchseß von Köln von Bonn aus seinen Entschluß kund gethan, zum protestantischen Bekenntnis überzutreten. Die Katholiken mußten, was für sie auf dem Spiele stand, wenn dem Kurfürsten sein Vorhaben gelang. In Norddeutschland waren bereits die geistlichen Fürstentümer bis zu der Weserlinie protestantischen Bewerbern zugefallen: von Köln aus würde ein neues siegreiches Vordringen der Protestanten gegen die Bistümer in Westdeutschland erfolgt sein: mußte man doch, daß in dem Straßburger Kapitel viele Freunde Gebhards saßen, hatte doch im Jahre 1577 vor den Domherrn des Trierer Erzbistums noch keiner die Priesterweihe begehrt. Deshalb trat die Gebhard feindliche Partei in dem Kölner Kapitel, an deren Spitze der Erzbischof Herzog Friedrich von Bayern stand, sofort mit den Waffen in der Hand auf, und der Statthalter Alexander Farnese von Parma sandte aus den Niederlanden alsbald Spanier, die die Deutschen im Notfall noch einmal Spanisch lehren sollten, wie sie es bereits 1547 gethan hatten. Diesem entschlossenen Vorgehen gegenüber, wie klägich erscheinen da die Protestanten! Wären sie wenigstens auf dem Papier einig gewesen, in der Schrift, die sie zur Verteidigung Gebhards dem Kaiser überreichen ließen! Kurfürst August setzte zwar seinen Namen unter dieses offizielle Schriftstück: aber dieser Verrenenemann des Kaisers und der katholischen Fürsten, der Fürst, der die Calvinisten als Vertreter einer ketzerischen Partei erst eben öffentlich verdammt hatte, der nichtete zugleich einen vertraulichen Brief an den Kaiser und entschuldigte sein Eintreten für Gebhard damit, daß er dadurch seine bisher Glaubensgenossen vor thätlicher Hilfe abhalte. Nur diesem Schreiben sagte sich der sächsische Kurfürst nicht nur von den Protestanten los, er äußerte sich dann auch noch recht abfällig über sie, indem er durchblicken ließ, daß von Worms zu Thoren bei ihnen ein weiter Schritt sei.

So bedeutend es auch ist, daß der weitere Verlauf des Kampfes um das Kölner Erzbistum zu verfolgen, wir müssen hier ab-

brechen; das Ende war, daß Gebhard unterlag und ein bayrischer Prinz sein Erbe wurde.

Wenn so die deutschen Protestanten es bitter erfahren mußten, daß Kurfürst August „die protestantischen Parteiinteressen der Erhaltung der alle umschließenden Ordnungen des Reiches" opferte, so ist es leicht erklärlich, daß er noch viel mehr gegen die Unterstützung der in fremden Ländern wider die katholische Uebermacht kämpfenden Glaubensgenossen war. Allen derartigen Bitten und Aufforderungen stellte er stets den Grundsatz entgegen, daß dem Auslande gegenüber die deutschen Protestanten neutral bleiben müßten. Es wäre thöricht, wollten wir verkennen, daß der sächsische Kurfürst durch die Mäßigung, die er in dem Kampfe der religiösen Parteien bewies, sich ein gewisses Verdienst erworben hat, aber ebenso verkehrt wäre es, zu verschweigen, daß er der katholischen Partei zu viel nachgegeben und so die Macht der Protestanten empfindlich geschwächt hat; er hat sich auch nicht gescheut, doppeltes Spiel zu treiben, um es mit keiner Partei ganz zu verderben; schließlich hat er sich gegen Ende seines Lebens in Bezug auf die Ferdinandische Deklaration geradezu in Widerspruch gesetzt mit seinem frühern Vorgehen.

R—n

## Die Ketzertaufe und die orthodoxe Kirche des Orients

Die Frage will noch immer nicht von der Tagesordnung der öffentlichen Blätter verschwinden, ob die evangelische Taufe der Kronprinzessin von Griechenland seitens der orthodoxen Kirche anerkannt sei oder nicht. Die „Chronik der christlichen Welt" vom 13. August d. J. bringt in der Angelegenheit wieder eine neue Kombination von Möglichkeiten, die nicht geeignet sind, die Sache zum Schweigen zu bringen.*) Und doch dürfte es Zeit sein, die Akten über den Fall zu schließen; denn von anderm abzusehen, scheint es außer Zweifel, daß der fragliche Uebertritt durchaus freiwillig erfolgt ist. Nach den im Eherecht für fürstliche Personen in Hellas geltenden Normen wird bei den Heiraten die Freiheit des Glaubens jedem einzelnen Teile durchaus gewahrt. (Vergl. Melissinos, Handbuch des Rechts I, 217.)

Die nachfolgenden Zeilen möchten nun dazu beitragen, auf Grund zusammenfassender Untersuchung der einschlagenden Quellen in Rücksicht auf den vorliegenden Fall den Lesern ein selbständiges Urteil darüber zu ermöglichen, wie die orthodoxe Kirche von Hellas nach ihrem Recht sich zu der Taufe derer stellen kann, die zu ihr übertreten.

Die Taufe wird in der orthodoxen Kirche so vollzogen, daß der Priester den Täufling dreimal im Wasser des Taufsteines untertaucht und dabei die Formel spricht: „Es wird getauft der Knecht Gottes N. N. in den Namen des Vaters (erstmaliges Untertauchen und Herausheben), Amen; und des Sohnes (zweitmaliges Untertauchen und Herausheben), Amen; und des heiligen Geistes (drittmaliges Untertauchen und Herausheben), Amen." Nach kurzem Gebet und Gesang wird dann der Täufling mit dem heiligen Oele gesalbt und zwar an der Stirn, den Augen, der Nase, dem Munde, den beiden Ohren, der Brust, den Händen und den Füßen. Dazu spricht der Priester die Worte: „Zur Besiegelung der Gabe des heiligen Geistes."

Diese beiden Akte, das Untertauchen und das Salben mit den angegebenen Formeln sind zur Taufe notwendig.

Für das Untertauchen beruft sich die orthodoxe Kirche auf den Wortlaut des Taufbefehls Christi, der ein Untertauchen fordere und auf die Taufe Christi durch Johannes, die ebenfalls durch Untertauchen erfolgt sei. Für die sich daranschließende Salbung fußt die Kirche auf dem 38. Kanon der Synode von Laodicaea aus dem Jahre 367, die zu den Lokalsynoden gehört, die außer den ökumenischen Synoden für die orthodoxe Kirche Verbindlichkeit haben. Die orthodoxe Kirche verwirft durch diese Ansicht auf das bestimmteste jede Taufe, die nicht durch Eintauchen des Täuflings geschieht, und geht darin so streng vor, daß, als z. B. im Jahre 1829 die Sitte einreißen wollte, den Täufling in den Taufstein zu stellen, ihn aber nicht unterzutauchen, sondern nur mit Wasser zu begießen nach Weise der Abendländer, solches von dem damaligen Patriarchen Agathangelos von Konstantinopel durch ein Ausschreiben untersagt wurde. Die orthodoxe Kirche kann daher die Taufe der abendländischen Kirchen, die nur durch Begießen des Kopfes des Täuflings geschieht, nicht billigen. Diese Meinung hat sie unzählige male ausgesprochen. Am schärfsten in der Neuzeit ist die abendländische Taufe bekämpft und verdammt in einer fanatischen Streitschrift vom Jahre 1746, die 1756 noch einmal aufgelegt wurde. Dies Buch, das den Titel führt „Brandmarkung der Besprengung," wurde von einem Griechen namens Eustratios Argentis verfaßt, unter Zustimmung der regierenden Kreise der Kirche. Es war gegen die Propaganda der römischen Kirche gerichtet.

Welche Grundsätze kann nun die orthodoxe Kirche befolgen, wenn andersgläubige Christen zu ihr übertreten? Soll sie deren Taufe anerkennen, oder sie noch einmal taufen, d. h. nach ihrer Ansicht, überhaupt taufen? Da bestimmt nun der 36. Kanon der apostolischen Kanones, die aus dem fünften Jahrhundert stammen, aber nach griechischem Urteil von den Aposteln selbst verfaßt sind, daß der Bischof oder Priester, der die Taufe der Ketzer anerkennt, dem Anathema der Kirche verfällt. Die zweite ökumenische Synode, die von Konstantinopel aus dem Jahre 381, dagegen macht bei der Aufnahme von Ketzern einen Unterschied. Arianer, also solche, die die Gottheit Christi im kirchlichen Sinne leugneten, und dergleichen sollten nicht noch einmal getauft, sondern nur mit dem heiligen Oele gesalbt werden, andre dagegen, z. B. solche, die die Taufe nur durch einmaliges Untertauchen vollzogen, bedurften nach der Meinung der Kirche der Taufe. Dieser Beschluß der Synode wurde von einer spätern allgemeinen Synode in Konstantinopel durchaus bestätigt.

Die Synoden lassen also, wie auch griechische Rechtslehrer anerkennen, unter Umständen eine mildere Praxis bei der Aufnahme von Ketzern zu; doch gerade die strengere Praxis der Synoden gegen die, die bei der Taufe nur einmal untertauchen, kann die Orthodoxen zu dem Schlusse kommen lassen, daß die abendländischen Christen, die bei ihrer Taufe nicht einmal einmal untergetaucht sind, bei einem Uebertritt zur orthodoxen Kirche jedenfalls wieder zu taufen sind.

Indessen ist diese letzte Schlußfolgerung nicht immer gezogen worden. Die Kirche hat jedesmal, wenn sie einen solchen Fall zu entscheiden hatte, den Zeitumständen und den persönlichen Verhältnissen des Uebertretenden Rechnung getragen. Es lassen sich aus der Geschichte verschiedne Beispiele dafür anführen; hier mögen deren zwei genügen, die den Vorzug sicherer Beglaubigung der Geschichte haben. Der Patriarch Jeremias III. zur Zeit Peters des Großen entschied auf eine Anfrage von Rußland her, ob man die von der lutherischen und calvinischen Kirche zur orthodoxen Uebertretenden taufen oder nur mit dem heiligen Oele salben sollte, dahin, daß das Letztere genüge. Dagegen erließ der Patriarch Kyrillos V. im Jahre 1756 ein Ausschreiben, wonach alle, die von der abendländischen Kirche überträten, noch einmal getauft werden sollten. Es war dies in der schon oben berührten Zeit, als man die Propaganda der römischen Kirche energisch bekämpfen wollte.

Die orthodoxe Kirche kann nach diesen Ausführungen bei ihrem Urteil über die Giltigkeit der Ketzertaufe sich auf eine zweifache Praxis in der Vergangenheit stützen. Sie kann mit Berufung auf die Entscheidung eines Patriarchen die Ketzertaufe anerkennen und nur durch die heilige Oelung ergänzen, sie kann mit gleichem Recht auch eine Wiedertaufe fordern. Welche Praxis sie im einzelnen Falle befolgen wird, hängt nach dem Zugeständnis der griechischen Rechtslehrer von den Zeitumständen ab. Diese besagten auch, daß schon die oben genannte Synode von 381 den Zeitumständen Rechnung getragen habe, als sie die Arianer mit milderer Praxis wieder in die Kirche aufnahm.

Die Kirche von Hellas nun ist nach dem endgiltigen Uebereinkommen mit Konstantinopel vom Juni 1850 autokephal,

*) Inzwischen hat die Chronik in Nr. 36 vom 8. September das „Definitive" zur Sache berichtet. D H

d. h. nicht mehr einem Patriarchen unterstellt und daher selbständig. Sie bekennt sich indessen zu denselben Dogmen und Sitten, wie die Mutterkirche, und bezieht noch zum Zeichen ihrer Verbindung mit Konstantinopel das heilige Salböl von dort. Die orthodoxe Kirche im allgemeinen ist in die Zeit eingetreten, die zur Auflösung der frühern einheitlichen Kirche in Landeskirchen führt. Eine aktive Verbindung dieser geschieht nur noch in Angelegenheiten, die die gesamte orthodoxe Christenheit angehen. Da pflegt der Patriarch von Konstantinopel Gutachten der einzelnen Landeskirchen einzufordern, um dadurch die Gesamtentscheidung der orthodoxen Kirche zu erhalten. Derartiges geschah z. B., als im Jahre 1864 der Fürst Cusa die rumänische Kirche in eine Verfassung bringen wollte, die die Freiheit dieses Teiles der Orthodoxie gefährdete. Es kann auch geschehen bei bedrohlich auftretenden Irrlehren und dergleichen.

In allen innern Angelegenheiten sind die autokephalen Kirchen, also auch die von Hellas, vollständig selbständig. Die Entscheidungen ihrer obersten Behörden, der Synoden, geschehen nach dem allgemein für die orthodoxe Kirche geltenden Recht, sofern dies nicht von der Partikulargesetzgebung eingeschränkt ist.

Der vorliegende Fall gehört nun zu denen, die von der einzelnen Landeskirche entschieden werden können. Der Patriarch von Konstantinopel wird in keiner Weise in die Sache hineinreden können, wenn die Synode von Hellas nach dem giltigen Recht entscheidet. Das hat die Synode gethan, indem sie der mildern Praxis folgte. Nachdem diese Entscheidung gefallen, ist nicht abzusehen, wie die Angelegenheit noch eine Fortsetzung gewinnen könnte. Was der Berichterstatter der „Chronik der christlichen Welt" damit sagen will, wenn er von dem jetzigen Verweser des Patriarchats, dem Metropoliten von Heraklea, eine Einmischung in die Angelegenheit befürchtet, ist vollends nicht abzusehen, da ja Heraklea gar nicht zu Hellas gehört.

Die Angelegenheit scheint vielmehr erledigt zu sein, möge man sie daher auch erledigt sein lassen. Ph M

## Zur Nationalitätenfrage in der römischen Kirche der nordamerikanischen Union

N.-A., den 17. Juli

Für die Beziehungen Amerikas zum Auslande ist es bezeichnend, daß sie stetig beeinflußt werden durch eine Fülle von Depeschennachrichten, die in ihrer widersprechenden Haltung und nichtssagenden, dunkeln Fassung vielfach diesen Teil der Blätter zu einer „Rätselecke" machen, aber trotzdem ernst genommen und ebenso besprochen werden. Den Zeitungsschreibern ist der Stoff, der ihnen dadurch geboten wird, hochwillkommen; aber die öffentliche Meinung ist und bleibt dabei eine unsichere, ewig schwankende. In den Streitfragen, die auf diesem unklaren Grunde entstehen, muß dies Mißverhältnis sofort zur Wirkung kommen: der Mangel an genauem Wissen wird ersetzt durch Heftigkeit, das Fehlen sachlicher Grundlage treibt zum Angriff auf die Persönlichkeiten. Für den Beobachter ist diese Erscheinung von großem Wert. Denn in solchem Streite kommen die wahren Ziele der Parteien viel eher zum Ausdruck, als wenn bestimmt umschriebene Fragen bestritten werden, wenn statt der Personen die Sachen reden. Die Möglichkeiten, die ein Gegner dem andern zuschreibt, lassen uns dessen Natur und die Tiefe des Gegensatzes zwischen beiden viel besser erkennen.

Auf Grund solcher Drahtberichte ist in den jüngsten Tagen ein heftiger Kampf der Nationalitäten innerhalb der katholischen Kirche der Union ausgebrochen. Sie betrafen ein Gesuch des Raphaelvereins für Auswanderer, der die Beschlüsse seiner Versammlung in Luzern durch den Abgeordneten Cahensly in Rom angeblich mit Unterstützung der europäischen Regierungen überreicht hatte. Die „vereinigte Presse" hat ihren Agenten in Rom, der nicht bloß diese Thatsachen, sondern auch den Inhalt der Beschlüsse auszugsweise mitteilte. Es mag recht wohl sein, daß er von Rom benutzt wurde, um die Stimmung Amerikas gegenüber den Bestrebungen des Raphaelvereins festzustellen; jedenfalls ist dieser Zweck gründlich erreicht worden.

Kaum waren die Telegramme bekannt geworden, so trat der Erzbischof Ireland in einer geharnischten Erklärung gegen das Vorgehen der „Ausländer" auf. Damit war das Signal zum Kampfe auf der ganzen Linie gegeben.

Auf der ganzen Linie; denn im Mittelpunkte des Deutschtums, in den Staaten Wisconsin und Illinois, hatte er nie geruht. Die Frage der freien Pfarrschule, teils wegen ihres konfessionellen Unterrichts, teils wegen der Pflege der besondern Sprache neben der englischen, ist die brennende Frage für die römische Kirche, und gerade in diesen Staaten wurde sie im vergangenen Jahre heftig umstritten. Es zeigte sich dabei ein merkwürdiges Bündnis zwischen den Bestrebungen der Nationalamerikaner und dem englisch redenden Klerus der römischen Kirche. Freilich war dies Bündnis kein offnes. Aber es entzog dem für konfessionellen und katholischen Unterricht kämpfenden Teil die Unterstützung der eignen Glaubensgenossen. Trotzdem siegte er im Bunde mit den deutschen Lutheranern. Der Zwang zur religionslosen öffentlichen Schule ist gefallen. In der Bewegung zeigte aber eine Organisation ihre Bedeutung, die, wie es scheint, immer mehr die Führung übernehmen soll: „der deutsch-amerikanische Priesterverein." Ihm gegenüber steht die Catholic clerical Union of Wisconsin; er selbst ist über die ganze Union verbreitet.

Hier also schon sind wir gezwungen, die Frage zu stellen: woher dies Bündnis, woher diese Erscheinungen? Die deutschen katholischen Blätter wissen darauf eine sehr einfache Antwort. Die sich als Amerikaner aufspielenden Irländer, sagen sie, sehen ihre Uebermacht, ja ihren Einfluß schwinden, deshalb verbünden sie sich mit dem fanatischen Amerikanertum, um die Deutschen im allgemeinen und damit auch ihren starken Rivalen in der katholischen Kirche zu vernichten. Diese Antwort ist die richtige.

Die Stellung des amerikanisch-irischen Klerus hat sich im Laufe der Zeit bedeutend verändert. Er war ehedem, weil die englische Sprache die seine war und er also Fühlung hatte mit den auf die Bildung einer Nation hinarbeitenden Elementen, der allein herrschende. Die Deutschen waren auch in Sachen der Kirche knownothings, Nichtswisser. Allmählich aber bildete sich ein deutsches Bevölkerungselement, das ebenso nationalamerikanisch gesinnt zu sein behauptet, wie das englischredende, aber seine Sprache nichts desto weniger beibehalten will. Hat es auch durch Erwerbung des amerikanischen Bürgerrechts die Verfassung des alten Vaterlandes abgeschworen, so ist es doch entschlossen, an dessen Sprache und Sitte, vor allem an seiner Geschichte festzuhalten. Dies Element ist dem andern durch seine Bildung bedeutend überlegen, ganz abgesehen von seiner vielleicht größern religiösen Kraft. Die höhere Bildung zeigt sich zumeist in seiner Sprachkenntnis. Der deutsche Priester spricht Englisch und vielfach auch Französisch. Er ist also viel brauchbarer als der irische, der bloß eine Sprache kennt. Ueberall zeigt sich diese Ueberlegenheit der Deutschen, nicht zum wenigsten in Handel und Gewerbe; auf allen Gebieten hat er „den Irischen" gelehrt, wer der „Nichtswisser" sei. Die höhere Leistungsfähigkeit des deutschen Priesters hat ihm zugleich das Wohlwollen Roms verschafft. Aus ihr fließt auch ein kräftiges Selbstbewußtsein, das nicht selten in Verachtung der irischen Brüder umschlägt. Nur eine Stimme aus vielen:

> Ich könnte aus eigner Erfahrung erzählen, wie in zwei eirischen [so schreibt mans, nicht ohne verächtlichen Beigeschmack] Settlements für lange, lange Zeit kein Priester erschienen war, denn die Herren Pfarrer hatten keine Zeit dazu. Da erbot sich dem Bischof ein deutscher Priester, der auch Französisch und Englisch sprechen konnte, diese verlassenen guten Leute zu besorgen, und obschon er auch Pfarrer war, besuchte er diese Orte einmal des Monats, und der Werktag, an dem er kam, war im Settlement wie ein gebotener Feiertag. Ich werde es nie vergessen, wie wir da viele Meilen weit durch kniehohen Schnee wateten.

Aber nicht nur den Deutschen gegenüber findet sich der irische Klerus in dieser Lage. Auch die andern Nationalitäten

*) Das Gesuch begehrte deutsche Priester und Bischöfe für die Deutschen in Amerika. Vgl. Chronik der Christlichen Welt Nr. 31, Sp. 263 und Nr. 34, Sp. 284. Hier ist auch der Entscheid des römischen Stuhles abgedruckt. D H

streiten gegen seine Taktik, die nur die englische Sprache anerkennt. Zuerst wird dieser Taktik der „Verlust von zehn Millionen Seelen" — diese Zahl giebt die Luzerner Denkschrift an — zugeschrieben, die infolge der mangelhaften oder ganz fehlenden Pastorirung in die Hände des „Protestantismus" gefallen seien. Die polnischen Katholiken verlangen in einer Petition für ihre halbe Million Gläubigen einen polnischen Bischof, da sie von den einheimischen nicht verstanden werden und kein Recht erlangen können und „mit dem Verluste der Hauptmerkmale ihrer Nationalität auch große Gefahr laufen, den Glauben ihrer Vorfahren zu verlieren." Schon werden Bilder des „Märtyrers des Glaubens," Bischofs Hryniwieckis, der fünf Jahre nach Sibirien verbannt war, unter den Polen verbreitet. Zu beachten ist, daß diese Bittschrift von Laien vertreten wird; der polnische Klerus behauptet, ihr fern zu stehen.

Sodann wirft man den irischen Bischöfen ihre Unfähigkeit vor. Sie haben es nicht vermocht, einen starken, zahlreichen einheimischen Klerus heranzubilden. Noch immer müssen die „seeleneifrigen Bischöfe Amerikas die Seminare in Europa absechten, um foreign priests für ihre Diözesen zu erlangen. Erst kürzlich habe ich von einem nicht deutschen Bischof gehört, er könne seine Pläne in seiner Diözese nicht ausführen, bis er mehr europäische Priester habe." Es fehlt ihnen die Begeisterung, die der fremde Priester mitbringt, die dem eingebornen Nachwuchs aber unter dem Druck der Verhältnisse verloren geht. Sie fehlt dem heutigen Amerikaner im allgemeinen, wobei man sich durch das wüste Gebrüll des Volkes bei dem bloßen Aussprechen des Wortes „die Sterne und Streifen" nicht täuschen lassen darf.

Aber nicht einmal in den eignen Reihen dieses irischen Klerus — und das ist der Vorwurf, der am meisten trifft — ist alles so, wie er es vorgiebt. Während er es den Amerikanern an Amerikanismus zuvorthun will, bleibt er, was er den andern vorwirft, Ausländer, treibt er ausländische, irische Politik. Er benutzt nur seine durch Sprache und Volkssitte gegebene Stellung, um seine besondern Zwecke durchzusetzen. So ist er für die Wahl Blaines eingetreten, damit dieser eine auswärtige Politik zu Gunsten Irlands betreibe. Und während er dem Raphaelverein unberechtigte Einmischung in die Verhältnisse Amerikas Schuld giebt, agitirt er selbst unausgesetzt mit den schlechtesten Mitteln in Irland.

Der deutschsprechende Katholizismus kann diese Vorwürfe umso eher erheben, weil beim Irländer Nationalität und Religion sich decken, während bei ihm die Sache nicht so einfach liegt: der Schweizer aus Uri spricht und liest wohl deutsch, aber er hat kein Interesse an Deutschland.

So ist es ganz natürlich, daß der irische Klerus sich um so fester an das Amerikanertum anschließt, und dessen Bestreben, die fremden Nationen auszurotten, unterstützt. Er thut alles, um die Diözesanen zu amerikanisiren, und leugnet systematisch, wo er es kann, das Vorhandensein von Deutschen, um die Bildung von deutschen Gemeinden zu hintertreiben. In Cleveland z. B. steht die zu zwei Dritteln fremdsprachliche Diözese unter einem englischredenden Bischof. Immer wieder betont dieser Klerus seine amerikanische Nationalität, seinen Patriotismus. Darin liegt wiederum ein Angriff auf die Nichtirischen. Dieser ist allerdings nur möglich unter der Unklarheit der Begriffe, die für Amerika mit „national" zusammenhängt. Die rechtliche Auffassung erteilt das Bürgerrecht jedem, der nach bestimmter Frist der heimischen Verfassung absagt und die amerikanische beschwört. Jeder Priester also, der diese Bedingung erfüllt hat, ist ein nationaler, kein ausländischer. Anderseits kann doch auch der Amerikaner, so wenig er sonst andre Gesichtspunkte neben dem materiellen und rechtlichen gelten lassen will, von einer höhern Auffassung von Nationalität nicht absehen, sodaß nur der als „national" erscheint, der sich im Denken und Fühlen mit der Mehrheit eins weiß und dies sein Denken und Fühlen in der gemeinsamen Sprache ausdrückt. Ja, die ganze Entwicklung geht darauf hinaus, aus dem internationalsten Völkergemisch eine Nation, ein Volk zu bilden. Hier wird also von dem Ausländer mehr verlangt, als Uebereinstimmung mit der Verfassung, und hier ist ein weites Gebiet der gegenseitigen Verdächtigung eröffnet, da ein objektiver Maßstab völlig fehlt.



Aber noch eine dritte Auffassung spielt hier herein. Da wo mehrere Nationen unter einer herrschenden zusammenwohnen, kann die Forderung z. B. eines nationalen Beamten wohl bedeuten, daß der Betreffende der besondern Nation, die ihm untersteht, angehöre. So können die Ungarn einen nationalen Bischof fordern, worunter sie nicht einen österreichisch-ungarischen Patrioten, sondern einen Mann ungarischer Abstammung verstehen. Unter diesen Bedingungen ist es leicht verständlich, daß die Behandlung der Frage, je nachdem man den Begriff national selbst anwendet oder beim Gegner angewandt glaubt, aufs neue zu Mißverständnissen führen muß. Daher stammt denn auch die Verbitterung der Parteien zu einem großen Teile. Man baut die Argumente auf Mißverständnisse.

Daß aber ein Eingriff von außen, wie er in dem Gesuch des Raphaelvereins an den Papst vorliegt, den größten Aufruhr anrichten mußte, stand bei dieser Sachlage zu erwarten. Es war bezeichnend genug, daß der Erzbischof Ireland der erste war, der sich in der Sache hören ließ. Er bezeichnete ziemlich offen den deutsch-amerikanischen Priesterverein als Urheber der Bewegung. Damit war gesagt, daß „sogenannte Bürger des freiesten Landes" das Ausland zur Ordnung der Verhältnisse anriefen. Sie waren also gegenüber dem Erzbischof in Baltimore verdächtigt. Jene sahen die Unabhängigkeit des Staates bedroht, und dieser mußte in dem Vorgehen die Selbsthilfe seiner Untergebenen sehen, die den Vorwurf mangelhafter Regierung in sich schloß. Es kam das auch in einer Unterredung zum Ausdruck, die Präsident Harrison und Kardinal Gibbons in einem Seebade hatten. „Zufällig trafen sich die Herren auf der Straße." Auf Einladung des Präsidenten trat der Kardinal in dessen Villa, wo ihm der Präsident erklärte, wie er sich über die Haltung des erzbischöflichen Stuhles den Ausländern gegenüber freue. Auch die Clerical Union of Wisconsins faßte Beschlüsse gegen „die unverschämte Einmischung in die Wahl amerikanischer Bischöfe, wodurch der großen Körperschaft gewissenhafter, aufgeklärter und eifriger amerikanischer Bischöfe unverdiente Beleidigungen zugefügt werden." Und der Kardinal erklärte, die amerikanische Kirche sei zum größten Teil eine Kirche von Eingeborenen, nicht eine von Ausländern, und ihr gegenüber sei der Episkopat treulich seinen Pflichten nachgekommen.

Das Erscheinen der Cahenslyschen Schrift hat an den Verhältnissen und der Haltung der Parteien wenig geändert.

Nunmehr ist auch die Antwort des Papstes erschienen. Sie war schon vorher telegraphirt worden. Sie entscheidet sich gegen irgend welche Neuerung der bestehenden Methoden in der Ernennung der Bischöfe.

Roma locuta est. Aber die Frage ist nicht gelöst. Rom hat sich den Forderungen der Nationalitäten gegenüber ablehnend verhalten. Auf dem diesjährigen deutsch-amerikanischen Katholikentage wird seine Entscheidung eine scharfe Kritik erfahren. Jedenfalls hat man im März dieses Jahres noch anders gedacht. Im Schreiben an die österreichischen Bischöfe vom 3. März fordert der Papst auf, „Versammlungen nach Nationen oder Provinzen oder andern örtlichen Verhältnissen zu stande zu bringen."

J H

## Gustav Adolf

Historisches Charakterbild in fünf Aufzügen
von Dr. Otto Devrient

Mit der Aufführung des „Gustav Adolf" hat sich der Luther-Festspiel-Verein in Jena ein neues unbestreitbares Verdienst erworben. Und Otto Devrient hat wiederum seine hervorragende Begabung für das geschichtliche Volksstück kundgethan. Ein eigentliches Drama ist auch dieses Schauspiel natürlich nicht, von Einheitlichkeit oder Entwicklung der Handlung ist nicht die Rede. Die fünf Aufzüge werden lediglich durch die Person des Schwedenkönigs zusammengehalten, ebenso wie ja auch in Wildenbruchs „Neuem Herrn" die Figur des Großen Kurfürsten allein eine Verbindung zwischen den einzelnen Vorgängen herstellt. Der kritische Maßstab, womit man den „Gustav Adolf" mißt, muß demnach auch ein andrer sein, als der, den man bei der Beurteilung eines wirklichen Dramas anlegt. Hier fragt

sichs vor allem: Ist die Zeichnung des Helden eine dichterisch wie geschichtlich wahre; ist die mit ihm verknüpfte Handlung derartig, daß die dargestellte Zeit auch wirklich eindrucksvoll geschildert wird; sind die einzelnen Szenen so fesselnd und packend geschrieben, daß sie die Zuschauer aus allen Volkskreisen unmittelbar ergreifen und zu gespannter und gehobener Teilnahme zwingen?

Es ist trotz allem Erfolge, dessen sich die neue Devrientsche Dichtung in ihrer trefflichen Aufführung in Jena zu erfreuen hatte, nicht zu leugnen, daß die unmittelbare Wirkung des „Gustav Adolf“ nicht an die des „Luther“ heranreicht. Das hat natürlich seinen Grund in der Gestalt des Helden selbst. Gustav Adolf ist doch auch nicht annähernd eine so volkstümliche Gestalt als Luther. Was von ihm das Durchschnittsbewußtsein des Volkes weiß, ist — mit einigen wenigen anekdotenhaften Zügen verbrämt — doch nur, daß er um des Glaubens und der Politik willen nach Deutschland zog, in raschem Siegeszuge sein Heer durch die Lande führte und bei Lützen siegte und starb — sein zuchtloses Heer als eine besondre Geißel unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges zurücklassend. Wer etwas mehr von ihm weiß, hat zudem doch nur die Ergebnisse der neuesten geschichtlichen Forschung vernommen, wonach es lediglich politische Fragen und Pläne gewesen sein sollen, die den beutedurstigen und länderhungrigen Schwedenkönig über die Ostsee lockten, an deren Gestaden er sein großes Reich gründen wollte. Zu allen diesen nüchternen Erkenntnissen kommen noch die bösartigen Schmähungen, mit denen unsre Ultramontanen diesen „schwedischen Bluthund“ überhäufen, dem man im Gustav-Adolf-Verein ein ehrendes Denkmal zu setzen sich erdreistet habe, Schmähungen, die nach berühmten Mustern von unsern „vorurteilslos und gerecht urteilenden“ Protestanten nur allzu oft liebedienerisch nachgeredet werden.

Das ist der Held, der nun begeisternd zur Volksseele reden will! Es ist fast zuviel verlangt, wenn das gelingen soll. Und es ist auch nicht recht gelungen; darum nicht recht gelungen, weil Devrient der modernen Forschung einen zu großen Spielraum gelassen hat. Das war vielleicht den Historikern und den Hetzkaplänen gegenüber vorsichtig und klug, aber der Wirkung seines Volksstückes hat es stark Eintrag gethan. Ueber der kritischen Zerfaserung des großen Mannes ist die Einheitlichkeit seines Wesens in die Brüche gegangen, und was an sogenannter geschichtlicher Wahrheit gewonnen wurde, ist an packender dichterischer Kraft und Schönheit verloren gegangen.

Solange der König mit rascher Thatkraft und zielbewußtem Sinn sein Werk vollbringt, jubeln wir ihm zu; von dem Augenblick an, wo er anfängt, unschlüssig zu schwanken, wo er sich der momentan erregten Stimmung hingiebt, da sinkt unsre Teilnahme für ihn; da ist er nicht mehr der Mann aus einem Gusse, sondern der in eine Vielheit widerstrebender Gefühle und Reflexionen verstrickte, moderne Mensch. Devrient hat in seinem Stücke diese Erfahrung machen müssen. In den beiden ersten Aufzügen, in denen Gustav Adolfs Eintritt in die deutschen Händel, sein entschlossener Wagemut inmitten einer kläglichen neutralen Fürstenschaft dargestellt wird, ist die begeisterte Spannung der Zuschauer eine gewaltige. Von dem Augenblicke an, da im dritten Aufzuge der Schwedenkönig sich an dem Jubel des Volkes berauschend ernst in Erwägung zieht, ob er die ihm durch Volksgunst dargebotene deutsche Kaiserkrone nicht annehmen solle und nur durch das sentimentale liebeständelnde Eingreifen seiner kindischen Gemahlin zur Treue gegen sich selbst gemahnt wird, da schwindet die Teilnahme für den schwachen Helden, und trotz allen noch folgenden kraftvollen Schönheiten des Werkes ist die erste Stimmung nicht wieder herzustellen. Umso weniger als der vierte Aufzug den König vor Nürnberg wiederum nur in seinen Entschließungen wechselnd und von allerlei Außendingen stark beeinflußt zeigt. Dieser König ist zu schwankend und weichherzig, zu behäbig und gutmütig, zu verliebt und scherzhaft; etwas mehr von der geschlossenen Ruhe, der starren Fertigkeit und der eisernen Willenskraft, die aus sich selbst Nahrung schöpft, wie sie etwa Schillers Wallenstein zeigt, würde hier besser am Platze sein.

Gerade aber das sei die historische Wahrheit, heißt es da, und darin bestehe Devrients Hauptverdienst, daß er nichts beschönigt und nichts verschleiert habe. Aber was heißt hier historische Wahrheit? Alle Achtung vor den kritischen Ergebnissen moderner Forschung, die den Mann psychologisch zergliedert hat, bis sie meinte, ihn zu verstehen — d. h. mit modernem Maßstabe gemessen — und bis in dem herrschsüchtigen Ostseekönig vom romantischen Glaubenshelden keine Spur mehr übrig blieb. Nur ist damit noch gar nicht gesagt, daß der König wirklich so ein komplizirt denkendes Geschöpf war; mir erscheint es sogar trotz alledem bei weitem wahrscheinlicher, daß er ein willensstarker, zielbewußter Mann aus einem Gusse gewesen ist, der zwischen Politik und Glauben feine Unterschiede gar nicht zu machen verstand. Denn ich meine, daß ein also von des Gedankens Blässe angekränkelter Held, wie ihn die moderne Forschung darzustellen liebt, schwerlich diesen raschen und gewaltigen Siegeszug durch Deutschland vollendet haben würde. Es wäre darum auch nach meinem Dafürhalten richtig und gut gewesen, wenn sich Devrient etwas mehr an die alte, größere Auffassung des Helden gehalten hätte; sein Gustav Adolf wäre dichterisch wirksamer und wahrer geworden, ohne darum irgendwie historisch unwahr zu sein. Dann hätte er auch statt des dritten Aktes mit seinen diplomatischen Händeln und akademischen Erörterungen über die Annahme oder Ablehnung der Kaiserkrone irgend eine andre bewegtere, unmittelbarer packende Szene aus der Glanzzeit des Königs gewählt. Und sicherlich dankbarer und volkstümlicher als diese höfische Festlichkeit zu Frankfurt wäre etwa der Einzug in Augsburg mit all dem vorgehenden Leid und dem folgenden Jubel gewesen. Aber mir ist, als hätte Devrient dieses Mal überhaupt nicht immer den richtigen Blick für das Volkstümliche und Fesselnde gehabt. Wie hätte er sich sonst die ergreifende Szene der ersten Landung auf deutschem Boden versagen können! Und ebenso hätte eine anschauliche Schilderung des feindlichen Heerlagers und seiner Zustände sicherlich trefflich als Folie für den Schwedenkönig und sein Heer dienen können. Hätten wir dadurch auch solche Szenen verloren, die bestimmt waren, ihn psychologisch zu verstehen, so hätten wir doch gerade solche gewonnen, die ihn uns historisch in seiner Mission begreifen ließen. Darauf aber mußte es schon deshalb ankommen, weil eine völlige psychologische Entwicklung durch ein mit breitem Pinsel gemaltes Volksstück überhaupt nicht gegeben werden kann.



Leidet nach meiner Anschauung die Figur des Helden selbst an allerlei Gebrechen, so muß ich der Darstellung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes volles Lob spenden. Hier ist alles anschaulich und packend geschildert: die Nöte des langen Krieges, die Streitereien der evangelischen Fürsten und Theologen untereinander, überhaupt das ganze klägliche Elend der deutschen Protestanten in der damaligen schweren Zeit.

Das Hereinziehen des Kurprinzen Friedrich Wilhelm in die Handlung ist freilich nicht viel andres als ein Theatercoup und entspricht in dieser Weise keineswegs der historischen Wahrheit. Aber ich möchte es doch nicht tadeln, weil dadurch wirklich allein das nötige versöhnende Element in das Schauspiel hinein kommt. Ohne eine lebendige hoffnungsvolle Aussicht auf kommende bessere Zeiten, auf einen dereinstigen Aufschwung und Sieg der guten Sache würde das Stück doch gar zu trostlos verlaufen: ein fremder König, der in Deutschland Herr werden möchte und ohne dauernden Erfolg gehabt zu haben dort stirbt.

Die Aufführung des Festspiels war eine sehr anerkennenswerte. Berufsschauspieler waren nur zwei dabei: der Dichter selbst, der mit staunenswerter Meisterschaft in kurzer Zeit die Einstudirung des figurenreichen bewegten Stückes auf der kleinen Bühne und mit ungeübten Kräften fertig gebracht hatte und nun mit schöner Kraft und Wärme den Schwedenkönig spielte, und Fräulein Wilhelmine Kuhlmann. Wer diese Dame als Katharine von Bora gesehen und dort in ihrer ganz vortrefflichen Darstellung der etwas herben Jungfrau und dann der lieblichen Hausfrau bewundert hat, mußte schier entsetzt sein, sie jetzt in dieser Weise als Königin wiederzusehen — zu bewundern war an diesem liebesiechen, jammerseligen Weibe jedenfalls gar nichts. Das große Heer der übrigen Spieler rekrutirte

sich aus der Stadt und Universität Jena. Alle Kreise hatten Mitglieder entsendet, um mitzuwirken. Daß da schauspielerisch manches verfehlt war, versteht sich von selbst, aber das lebhafte Interesse, mit dem alle Mitspielenden ernst bei der Sache waren, gab diesem Volksschauspiele auch dieses Mal seinen eigentümlichen und wohlthuenden Reiz. Die naive Kraft dieser Dilettanten mit allen ihren Schwächen und Mängeln steht oft weit über der gekünstelten Mache unsrer Berufsschauspieler.

An sechs Tagen wurde gespielt von 5 Uhr nachmittags bis weit nach 9 Uhr abends. Der Beifall war lebhaft, wenn auch nicht so stürmisch wie einst beim „Luther". Einige Worte, in denen ein warm-protestantischer Sinn sich kund gab, wurden besonders lebhaft beklatscht. Sonst, glaube ich, hat der warme Beifall und Dank mehr allen Aufführenden und dem vortrefflichen uneigennützigen Leiter des Ganzen, sowie dem Darsteller der Hauptrolle gegolten, als dem Dichter. Kann sich dieser zu einigen Aenderungen und manchen Kürzungen entschließen, so wird meines Erachtens auch dieses Schauspiel seinen Siegeszug durch die protestantischen Städte vollenden. Es ist sicherlich eine sehr dankenswerte Bereicherung jenes so kleinen Bestandes, den wir an guten geschichtlichen Volksstücken besitzen.

R B

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 37 der „Chronik der Christlichen Welt".**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Heute Abend schenkte uns der liebe Gott eine gesunde Tochter.
Störken b. Hann., 2. Sept. 1891.
P. **Meyer** und **Frau** geb. Thappuzeau.

Soeben erschien:
**Versuch einer kurzgefaßten und leichtverständlichen Glaubenslehre für Laien**
von H. Gebhardt, Pfarrer in Molschleben. 8°. geh. 1,60 Mk.
Von demselben Verfasser erschien früher im gleichen Verlage:
**Zur bäuerlichen Gaubens- und Sittenlehre von einem thüringischen Landpfarrer.**
Gr. 8°. geh. 3,60 Mk., geb. 4,60 Mk.
**Der Niedergang des kirchlichen Lebens auf dem Lande.**
8°. geh. 50 Pfg.
Gotha. **Gustav Schloeßmann.**

Heute wurde uns ein gesundes Töchterchen geboren.
Cadenberge, 28. August 1891.
**E. Wagner**, Pastor, und Frau **Elisabeth** geb. Jacobi.

Verspätet.
Meine Verlobung mit Fräulein **Margarethe Lilly**, Tochter des Herrn Hofbaurat **Lilly** und seiner Frau Gemahlin **Auguste**, geb. Oelert, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.
**Fabarius**, Königl. Divisionspfarrer der 16. Division, Koblenz.

Eine alleinstehende Lehrersfrau (Herrnhuterin) sucht zur Führung einer Hauswirtschaft, wo sie ihren neunjährigen Knaben mitnehmen kann, bei bescheidenen Ansprüchen Stellung. Anerbieten erbeten
**Stadtmission Dresden.**

**Die Jahresversammlung der Diasporakonferenz**, die auf den 30. September und 1. Oktober d. J. anberaumt war, ist auf unbestimmte Zeit verschoben worden.

Einladung zum Bezuge der Zeitschrift:
**Das zwanzigste Jahrhundert.**
Deutschnationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur.
Herausgegeben von Erwin Bauer.
Verlegt von Hans Lüstenöder in Berlin W. 35.
**Vierteljährlich Mk. 2.50.**
**Am 15. Oktober erscheint das 1. Heft des 2. Jahrganges.**

„Eine Zeitschrift, die sich von dem Einfluß des Ultramontanismus und des Judentums vollkommen rein zu erhalten weiß, ist dadurch ohne Weiteres **jedem deutschen Protestanten** empfohlen. Die Hefte, welche uns vorliegen, enthalten des Interessanten und Anziehenden in Menge. Unabhängigkeit nach oben und unten, eine freie und gerade Sprache in durchaus anständigem Tone, Berücksichtigung aller einen gebildeten Deutschen interessirenden Fragen und Lebensgebiete — das ist der Grundcharakter dieses Blattes, das wir unsern Lesern aufs wärmste empfehlen".
**Dr. R. Weitbrecht** im „Protestantischen Familienblatt".



**Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig.**
**Lexikon für Theologie und Kirchenwesen**
von **Dr. H. Holtzmann** und **Dr. R. Zöpffel**,
ordentl. Professoren an der Universität Straßburg.
**Lehre, Geschichte und Kultus**
Verfassung, Feste, Sekten und Orden der christlichen Kirche; das Wichtigste bezüglich der übrigen Religionsgemeinschaften.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
ca. 70 Bogen 8°. — **Preis 12 Mk., in geschmackv. Halbfranzband 14 Mk.**

Stadtpfarrer Professor Dr. Pfleiderer Ulm sagt im Ev. Kirchen- und Schulblatt für Württemberg:
Will man ein kurzes, doch nicht zu kurzes oder bloß andeutendes, sondern in gedrängter Knappheit vollständiges, in objektiver, aber nicht unkritischer Weise den Stoff und die Litteratur aller theologischen Gebiete darreichendes, leicht zu handhabendes Handlexikon zum Nachschlagen und zur Orientirung haben, so kann man unbedingt nichts Besseres kaufen, als das Holtzmann-Zöpffel'sche Buch. Ref. hat schon bei Besprechung der Lief. 1 bis 3 das Werk als ein ganz ausgezeichnetes in seiner Art gerühmt. Ich habe seit 10 Jahren die erste Auflage in Gebrauch und stets große Freude an dem äußerst praktischen Buch gehabt, und doch ist jene nicht mehr entfernt mit der neuen Auflage in Vergleich zu stellen. Denn abgesehen von der zeitgemäßen Vermehrung sind alle Artikel einer sorgfältigen, peinlich genauen Durcharbeitung unterzogen und repräsentiren in ihrer Schärfe das absolut sichere, historisch-feststehende in dogmatischen, exegetischen wie andern Dingen. Was darüber hinausgeht nach der Richtung kirchlicher, gläubiger Weiterbildung, Ausdeutung ꝛc., dies ist durchaus nicht übergangen, aber immer genau von dem unangreifbaren Bestand des wissenschaftlichen Besunds unterschieden. Und man mag sagen, was man will, daraus lernt man eben mehr als aus dogmatisch-befangener Verschleierung der historischen Wahrheit; und darum ist das Buch so unschätzbar (vgl. z. B. Artikel Messias, messian. Weissagung), sowie durch die eminent sorgfältigen und lückenlosen Litteraturangaben (von Lagarde 75 Zeilen Schrift, von Lange in Bonn 100 Zeilen). Parteilichkeit im Sinne des individuellen Standpunkts der Vers. kann man dem Werk nicht vorwerfen, das durchweg nur referirend auftritt, in den Biographien jeden mit gleicher Sorgfalt der Zahlen- u. a. Angaben behandelnd, und zwar bis auf die sämtlichen Theologen der Gegenwart hinaus. Es genügt z. B. den Artikel Luther (von Zöpffel) zu lesen, um vor dem Werk Respekt zu bekommen. Mit gleicher Liebe ist das Kleinste gegeben und in wenigen Zeilen die Fülle des Stoffs meisterhaft zusammengefaßt. Das Papier ist schwer, das Format handlich (gewöhnlich 8°), der Druck klar. . . .

**Die Ritschl'sche Theologie.**
Kritisch beleuchtet
von Professor D. **Otto Pfleiderer.**
ca. 11 Bogen. — Preis 4 Mk.
Das Buch enthält die unter den nachstehenden Titeln in den letzten drei Jahren in den „Jahrbüchern für protestantische Theologie" zum Abdruck gebrachten Aufsätze des bekannten Theologen: 1) Die Theologie Ritschl's nach ihrer erkenntnistheoretischen Grundlage, 2) Die Theologie Ritschl's nach ihrer biblischen Grundlage, 3) Die Theologie Ritschl's nach ihrer religionsphilosophischen Grundlage.

Kürzlich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
**Der Inhalt der Lehre Jesu**
von **D. H. H. Wendt**, ord Professor in Heidelberg.
A. u. d. T.: Die Lehre Jesu, II. Teil. XIV, 678 S. gr. 8°. **12 Mk.**
Der Verf. will nach geschichtlich-wissenschaftlicher Methode, aber **in einer auch für gebildete Laien verständl. Form** den Inhalt d. Lehre J. darstellen. Sämtliche in d. evang. Quellenberichten überlieferten Aussprüche J. werden als Glieder einer einheitl. relig. Anschauungsweise zu erklären gesucht. Hauptabschnitte: 1. D. geschichtl. Anknüpfung für d. Lehre J.; 2. Das Aeußere der L. J.; 3. D. Verkündigung J. v. Reiche Gottes im Allg.; 4. D. Zeugnis J. v. s. Messianität; 5. D. Ausblicke J. auf d. ind. Weiterentwicklung d. Reiches Gottes.
Die Darstellung beruht auf d. krit. Untersuchungen des **I. Teiles** (1886 VIII, 354 S. 7 Mk.), welcher enthält: 1. e. Untersuchung üb. d. Komposition des Markusevangel.; ferner d. Versuch einer zusammenhängenden Rekonstruktion der Matthäuslogia auf Grund d. Logiastücke im Matth. u. Lukas Evang.; endl. e. Begründung d. Hypothese, daß im vierten Evang. eine ältere johanneische Redequelle verarbeitet ist.
**Göttingen.** **Vandenhoeck & Ruprecht.**

**Heimstätte für Waisen, Eisenach in Thüringen**
gütigst empfohlen durch die H. Garnison- u. Hofprediger D. Frommel, Missionsdirektor D. Wangemann, Berlin, Hauptprediger Fries, Heiligenstedten, Hauptprediger Behrmann, Hamburg, Pastor Freytag, Ilfeld a. H., Pastor Philippi, Divisionspfarrer Delbrück, Hannover u. v. a. Freundliche Aufnahme einiger Prediger- und guten Familien angehörige Töchter vom 14. Jahre an. Ausbildung z. Past. Lebensw. 400 Mk. pro anno. Prospekte und Näheres durch
Fräulein **Mosche**, Adr. Frau Schramme, Querstr. 9, I.

# Fünfte Generalversammlung
des
## Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen in Kassel vom 29. September bis 1. Oktober 1891.

Unsre Glaubensgenossen in ganz Deutschland rufen wir hiermit für die Tage 29. bis 30. September und 1. Oktober d. J. zur

**fünften Generalversammlung des Evang. Bundes nach Kassel.**

Es begleitet uns zu dieser Versammlung die Zuversicht, sie werde gleich denen von Frankfurt a. M., Duisburg, Eisenach und Stuttgart eine für die deutsche evangelische Kirche gesegnete sein.

Von Jahr zu Jahr ist unser Bund an Aufgaben und Erfolgen wie an Zahl seiner Mitglieder und Vereine gewachsen. — Der Gedanke evangelischer Selbsthilfe hat in ihm den entschiedensten und verheißungsvollsten Ausdruck gefunden. In der Gemeinde wurzelt die Kraft unsrer Kirche, und nur der freie Zusammenschluß deutsch-protestantischer Männer aus allen Teilen des Vaterlandes, aus allen Kreisen des Volkes vermag zu retten, zu bewahren und weiter zu entfalten, was man uns entreißen möchte — das heilige Erbe der Reformation.

Von ihrem Geiste, der sich — weit über die Grenzen des evangelischen Bekenntnisses hinaus — allmählich der Gesamtheit unsers Volkes mitteilte, sind die Kräfte ausgegangen, welche in jahrhundertelangem Ringen zuerst seine innere Wiedergeburt, dann seine äußere Wiederaufrichtung in einem wahrhaft deutschen Reiche schufen. Dieselben Kräfte verbürgen diesem Reiche den Bestand und werden allein uns stark machen, die Gefahren zu überwinden, welche uns heute umringen.

Es ist ein verhängnisvoller Wahn, als könne jenes falsche Prophetentum, welches Gottes gewaltige Hand einst durch das Werk der Reformation gerichtet hat, nach seiner Neuerstarkung dem deutschen Volke je wieder Wegweiser oder Schild werden! — Aber ebenso gewiß verspricht allein erneute Vertiefung in das Wort unsers Gottes, ernste Umkehr zu seinem Zeugnis und vereintes Handanlegen zum Bau der Gemeinde die Heilung der Schäden, an denen unser Volksleben krankt.

Im Osten des deutschen Vaterlandes, wo nach Gottes Ratschluß die Fundamente zum Staat der Hohenzollern, dem protestantischen Kaiserreich, gelegt wurden, sammeln sich jetzt in einer weit überwiegend evangelischen Stadt Vertreter der römischen Kirche — als erachteten sie die Zeit für gekommen, wo dieser Kirche nichts mehr unerreichbar sei.

Im Westen führen ihre Priester zahllose Pilgerscharen einer abergläubischen Schaustellung entgegen, welche noch im Jahre 1844 tiefe Entrüstung selbst bei vielen Katholiken Deutschlands erregte und schon damals zugleich einen Triumph über die protestantische Vormacht bedeutete — als sollte vor aller Welt offenbar werden, daß man den stumm gemachten Gewissen und, an der Spitze der blind gehorchenden Massen, nach neuen größern Errungenschaften dem Staate der Reformation alles bieten könne!

Deutsche Protestanten, erweisen wir solchen Vorgängen gegenüber, daß unserm Volke nicht vergebens ein Luther geboren ward, daß noch heute sein Geist in uns waltet und der Bekennermut lebt, in welchem edle deutsche Fürsten, wie Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, auch im Leiden für die evangelische Sache unsern Vätern voranleuchteten. Werden wir hierzu stark in dem Glauben, der allein sieghaft machen kann, in dem Glauben an Jesum Christum den Gekreuzigten und Auferstandnen!

Dieser Glaube — seine heiligende und befreiende Gotteskraft — ist Deutschlands Hort. Auf ihm ruht seine Macht, seine Ehre, sein Heil für jetzt und alle kommenden Zeiten.

## Tagesordnung.

### Montag, 28. September.

4 Uhr: Sitzung des engern Vorstandes. Kasseler Hof.

8 Uhr: Desgleichen mit den Vorständen des Hessen-Kasseler Hauptvereins, des Kasseler Zweigvereins und dem Ortsausschuß. Kasseler Hof.

### Dienstag, 29. September.

8—12 Uhr: Geschlossene Sitzung des Gesamtvorstandes. Kasseler Hof.
Gleichzeitig 10—12 Uhr vormittags: Hauptversammlung des Hessischen Hauptvereins in der Aula des Realgymnasiums — Programme werden in Kassel ausgegeben — und:
Versammlung von Abgeordneten der akademischen Vereine im Kasseler Hof.

2—5 Uhr: Geschlossene Sitzung des Gesamtvorstandes, mit den Abgeordneten der Zweigvereine. Aula des Realgymnasiums (gegenüber dem Kasseler Hof).

5¾ Uhr: Aufstellung zum Zug in die Kirche: Ständeplatz (bei der Mädchenschule).

6 Uhr: Eröffnungsgottesdienst in der Martinskirche.
Predigt: Pfarrer Jatho, Köln.

8 Uhr: Zwanglose Begrüßungs-Versammlung für die Mitglieder und Freunde des Bundes mit Ansprachen und Gesängen. Großer Stadtparksaal. Leitung: Der Vorsitzende des Kasseler Zweigvereins, Landgerichtsrat Büff daselbst.

### Mittwoch, 30. September.

7½—9 Uhr: Spezialkonferenzen und Kommissionssitzungen im Kasseler Hof. Von ersteren stehen bis jetzt fest:

1. Konferenz betr. Parochialvereine. Vorsitz: Senior Dr. Bärwinkel, Erfurt.
2. Konferenz betr. Evangelische Arbeitervereine. Vorsitz: Pfarrer Lic. Weber München-Gladbach.

9½—1 Uhr: Erste öffentliche Hauptversammlung. Großer Stadtparksaal.
Eröffnungsansprache: Graf Wintzingerode-Bodenstein, Vorsitzender des Zentralvorstandes.
Wahl des Präsidiums.
Offizielle Begrüßungen durch das Kirchenregiment, die Stadtbehörden, die theologische Fakultät der Landesuniversität u. a.
Vortrag: „Das Verhalten der evangelischen Kirche zum Staat." Professor D. Kawerau, Kiel.

4—7 Uhr: Zweite geschlossene Sitzung des Gesamtvorstandes und der Abgeordneten der Zweigvereine. Aula des Realgymnasiums.

8 Uhr: Festversammlung des Evangelischen Bundes und der evangelischen Bürgerschaft. Großer Stadtparksaal.
Ansprachen haben zugesagt: Prof. D. Beyschlag, Halle a. S.; Pfarrer Brecht, Oberkochen (Württemberg); Professor D. Oncken, Gießen; Pfarrer Opper, Kassel, und Oberhofprediger D. Rogge, Potsdam.

### Donnerstag, 1. Oktober.

8½—1 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung. Großer Stadtparksaal.
Ansprache: Konsistorialrat Goebel, Halle, über das Thema: „Welcher Segen erwächst dem Einzelnen aus dem Anschluß an die Gemeinschaft?"
Generalbericht: Konsistorialrat D. Leuschner, Schriftführer des Zentralvorstandes.
Vortrag: „Wie hat sich protestantische Charakterfestigkeit gerade in unsern Tagen zu bewähren?" Konsistorialrat Professor D. Haupt, Halle.

4 Uhr: Festmahl auf Wilhelmshöhe.
Gemeinsame Fahrt dahin um ½2 Uhr in Sonderzügen der Kasseler Straßenbahn vom Meßplatz aus, zunächst zur Besichtigung der Wasserwerke.

8 Uhr: Schlußgottesdienst in der Martinskirche. Predigt: Pfarrer Hans, Augsburg.

Nach Schluß des Gottesdienstes finden sich die noch anwesenden Festteilnehmer im Kasseler Hof zusammen.

## Bemerkungen.

1. Die Abgeordneten der Hauptvereine (Mitglieder des weiteren Vorstandes) und die der Zweigvereine haben bei dem Eintritt in die für sie bestimmten Versammlungen ihre Beglaubigungen dem Schriftführer Konf.-Rat. D. Leuschner zu übergeben. Derselbe wird zu diesem Zweck je ¼ Stunde vor Beginn zur Stelle sein. Auch den Abgeordneten der Zweigvereine steht in den betreffenden Sitzungen das Stimmrecht zu. Die Tagesordnungen werden besonders versandt oder mit der Festkarte ausgegeben. — 2. Zu den öffentlichen Versammlungen am 30. September und 1. Oktober vormittags, sowie am 29. und 30. September abends haben auch Damen Zutritt. — 3. Gesuche um Wohnungen sind bis zum 15. September an Herrn Rektor Amelung, Grüner Weg 26, von da ab an Herrn Gymnasialdirektor Dr. Vogt, Königsstraße 47 zu richten. Auf den Gesuchen ist neben der Angabe, ob Hotel, Privatwohnung mit oder ohne Vergütung gewünscht wird, möglichst die Zeit der Ankunft zu vermerken. — 4. Empfang der Gäste findet bereits am Bahnhof selbst statt, und werden Führer zum Geleit nach dem Empfangszimmer und den Wohnungen dort bereit sein. Von Montag 28. September nachmittags 2 Uhr ab bis Mittwoch 30. September 10 Uhr vormittags ist ein Empfangszimmer im Hotel „Royal" gegenüber dem Bahnhof eingerichtet. Von da ab wird dasselbe nach dem Stadtpark verlegt. — 5. Für die im Empfangszimmer vorzunehmenden Eintragungen in die Präsenzliste wird außer der Angabe von Namen, Stand und Wohnort auch die des Landes (bezw. der Provinz), event. des Zweigvereines und der Wohnung in Kassel (Straße, Nummer) erbeten. Es empfiehlt sich, die Aufzeichnungen im voraus auf einer Visitenkarte zu machen. Abgeordnete der Haupt- und Zweigvereine haben auch diese ihre Eigenschaften zu bekunden. — 6. Ebenda, sowie in der Buchhandlung von A. Brunnemann, Kölnische Straße 11, werden die Festkarten mit Programmen und Liedern für die Gottesdienste und Versammlungen u. a. zu 2 Mk. und Karten für das Festmahl auf Wilhelmshöhe zu 3 Mk., welche letzteren auch zur freien Fahrt nach Wilhelmshöhe berechtigen, ausgegeben. Für den 29. und 30. September ist außerdem im Stadtpark Gelegenheit zu gemeinsamem Mittagessen zu 1,50 Mk. gegeben. — 7. Ein ständiges Auskunftsbüreau befindet sich in der Buchhandlung von A. Brunnemann, Kölnische Straße 11. — 8. Eine Niederlage von Verlagsartikeln der Bundes-Buchhandlung, Flugschriften u. s. w. wird in einem Vorraum des Stadtparksaales errichtet sein. — 9. Fahrpreisermäßigungen durch Verlängerung der Gültigkeit der Rückfahrkarten sind beantragt. Bekanntmachung wird durch Zeitungen ergehen.

**Merseburg und Kassel,** den 25. Aug. 1891.

**Der Vorstand des Evangelischen Bundes.**

Der Festausschuß.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 38** **Leipzig, den 17. September** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vater Unser: 8. Die siebente Bitte — Die geschichtliche und die christlich-religiöse Betrachtung Jesu Christi. Zur Verantwortung — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 8. (Zweite Hälfte) — Die päpstliche Encyklika über die Arbeiterfrage — Bischof Korum vor dem Richterstuhle des Neuen Testaments — Ein Gang durch Trier und seine Pilgerbücher: 1. Nach Trier! 2. Die katholische Anschauung von der Wichtigkeit der Reliquienschaustellung; 3. Die Gründe der Reliquienverehrung — Von Polizeistrafen — Quittung — Anzeigen


## Vater Unser

### 8. Die siebente Bitte

Die siebente Bitte steht mit der vorhergehenden im engsten Zusammenhang. Sie ist die notwendige Ergänzung. Darum wird sie auch besonders eng mit der sechsten verknüpft. Wörtlich heißt sie: Erlöse uns von dem Bösen. Luther sagt: von dem Uebel. Auch diese Uebersetzung hat ihr Recht. Denn das Böse, die Sünde, ist immer die Ursache des Uebels. Wir leben in einer Welt der Sünde. Darum umgeben uns überall Uebel.

Das Lied von dem Jammerthal der Erde kennen wir alle. Es ist zum Ueberdruß gesungen worden. Es ist so alt wie die Sünde. In allen Zungen wird es angestimmt. Man hat die Welt ein großes Krankenhaus genannt. Wer kann sie zählen, alle die Krankenbetten? Aber die schmerzhaftesten Krankheiten sind nicht die des Leibes. Schmerzhafter berührt uns die Schmähung unsers Namens, die Verdächtigung unsers Charakters, der Zweifel an unserm Wollen, die Verspottung dessen, was uns als heilig gilt. Man hat die Welt auch ein großes Gefängnis genannt. Die drückendsten Ketten sind nicht von Eisen. Drückender sind die Ketten unberechtigter und doch unumgänglicher Rücksichtnahme. Drückender sind die Sorgen, die allen freien Flug der Seele hemmen. Drückender ists, wenn unser Können zu einem Bleigewicht für unser Wollen wird. Man hat die Welt ein großes Thränenhaus genannt. Wir müssen in unserm Leben viel Thränen vergießen, ehe man Thränen über unser Streben vergießt. Mit Weinen fängt das Leben an, ohn' Weinen mans nicht enden kann. Und die Seufzer, die nicht zu Thränen werden, sind wie Sand am Meere. Man hat die Welt eine große Totenstätte genannt. Ueber manches Grab gehts hinweg, ehe wir uns ins eigne legen. Wir selber sind auch Totengräber. Wir begraben einen guten Vorsatz nach dem andern. Ein Ideal nach dem andern sinkt. Hoffnung um Hoffnung stirbt dahin. Die Erde ist wirklich ein Jammerthal. Auch die Welt im frischen Grün, im Blütenglanz des Frühlings bleibt ein solches. Denn jedes Werden trägt in sich das Vergehen. Es scheint, als wäre das Dichterwort wirklich wahr: Dort, wo du nicht bist, ist das Glück.

Mit was für Gefühlen, mit was für Gedanken sprichst du das Psalmistenwort von dem Jammerthale nach? Der Leichtsinn lallt: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist. Die Gleichgiltigkeit stöhnt: Man muß das Leben eben nehmen, wie es ist. Die Genußsucht denkt: Das beste ist Zerstreuung. Die Schwermut seufzt: Ach, wärs vorüber, ach, wärs vorbei. Die Resignation spricht: Das Ende steht frei. Der Pessimist orakelt: Was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht. Der Christ aber faßt alle Krankheiten des Leibes und der Seele, alle drückenden Ketten, alle Thränen und Seufzer, alle Gräber zusammen in das Wörtlein „Uebel" und betet: Erlöse uns von dem Uebel.

Er klagt nicht über die Last der Arbeit. Er jammert nicht über den harten Tritt der Zeit. Er murrt nicht über ein böses Geschick. Er untergräbt durch seine Klagen nicht seinen Lebensmut. Er nährt keine künstliche Todessehnsucht. Er wagt es, fröhlich zu sein, auch in einer traurigen Zeit. Dem ganzen Elend dieser Welt hält er seinen glücklichen Kinderglauben entgegen. Er betet: Erlöse uns von dem Uebel. In der Gewißheit der Erhörung wird auf seinen Lippen diese seufzende Bitte zum Jubelgesang.

Nicht äußere Erlösung verlangt er. Er ist zu nüchtern, um seinen Sinn auf Unmögliches zu richten. Er weiß, die Signatur des Erdenlebens bleibt immer Kampf. Aber der Christ fühlt sich wohl mitten im Kampf ums Dasein. Er hat Friede mitten in dem Hin und Her, dem Auf und Nieder dieses Lebens. Denn er ist innerlich los von alledem. Er hat die siebente Bitte betend, in sich eine Festung gebaut, in die die Uebel dieser Zeit nicht hineinreichen. Dies ist die selige Gewißheit, die in der Paulusfrage liegt: Wer mag mich scheiden von der Liebe Gottes? Er hat vor sich ein Leben, das an manchem Uebel reich ist, aber über dies Leben ist die Paulusverheißung gesprochen: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge — auch die Uebel — zum Besten dienen. Er hat über sich einen Gott, der auch Kinder zu Helden machen kann und noch immer, wie für Paulus, die Zusage hat: Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig. Und in weiter Ferne winkt ihm das Land der Sehnsucht, die zu Gott emporschaut, und der Hoffnung, die von Gott herabkommt, das Land, wo keine Thräne mehr fließt, kein Seufzer mehr gen Himmel steigt, das Land, wo kein Leben mehr stirbt, kein Tod mehr lebt, wo Schuld, Versuchung, Uebel, wo alles, was uns drückt und drängt, unter das Märchenwort fällt: Es war einmal, wo die Zeit hinübergeht in die Ewigkeit, wo von dem Vater Unser nur noch die Anrede gebetet wird, ohne das Wort der Sehnsucht: in dem Himmel, und der Beschluß: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. V W

## Die geschichtliche und die christlich-religiöse Betrachtung Jesu Christi

### Zur Verantwortung

Gegen den diesen Titel tragenden Aufsatz von mir in Nr. 25 des laufenden Jahrganges der Christlichen Welt hat J. Pestalozzi in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Eine Wächterstimme, Zeugnis im Geiste wahren Christentums an das deutsche Volk und die evangelische Christenheit," Jahrgang III, Heft 8, einen überaus heftigen Angriff gerichtet. Da Pestalozzi die Hoffnung ausdrückt, daß in der Christlichen Welt auf diesen seinen „Beitrag" zu dem obigen Thema hingewiesen werde, so will ich es nicht unterlassen, hierdurch meinerseits diesen Hinweis zu geben.

Ich habe in jenem Aufsatze kurz die verschiedene Art und Aufgabe der geschichtlichen und der christlich-religiösen Betrachtungsweise im allgemeinen zu charakterisiren und die notwendige Beziehung der letztern auf die erstere festzustellen gesucht, habe dann die Hauptgesichtspunkte, die der Historiker bei seiner rein geschichtlichen Betrachtung Jesu durchzuführen hat, bezeichnet

und endlich zu zeigen gesucht, welche Beleuchtung dieses geschichtliche Bild erfährt, wenn wir die christlich-religiöse Betrachtungsweise darauf anwenden. Ich habe dabei möglichst deutlich hervorgehoben, daß die religiöse Betrachtungsweise, die ich zur Geltung zu bringen suchte, nicht eine beliebige eigne sein solle, sondern die religiöse Anschauungsweise Jesu selbst, also jene Offenbarung von Gott und dem Reiche Gottes, in deren Zusammenhang Jesus selbst sich als den Messias im Reiche Gottes beurteilt hat. Daß die Geltendmachung einer religiösen Betrachtung, die von diesem Standpunkt aus geschieht, allen denen wertlos und thöricht erscheint, die überhaupt das von Jesus verkündigte Evangelium für keine Wahrheit, geschweige denn für die vollkommene Offenbarung Gottes halten, ist selbstverständlich. Aber im höchsten Grade befremdlich ist es doch, wenn auch einer, der ein „im Geiste wahren Christentums zeugender Wächter" sein will, gar kein Verständnis hat für dieses Streben, von der religiösen Anschauungsweise Jesu selbst aus Jesum Christum zu beurteilen. Pestalozzi hält die religiöse Betrachtungsweise, die ich auf das geschichtliche Bild Jesu Christi anzuwenden suche, für eine „Tünche"; er meint, daß ich es für eine ganz besondre Leistung des Theologen halte, wenn er Christum auch einmal rein geschichtlich zu betrachten vermöge, „um dann das auf diesem Wege gewonnene Bild in passender Weise zu übertünchen mit einer Farbe, die dem jeweiligen Geschmacke der herrschenden kirchlichen Richtung entspricht."

Die Erklärung dafür, daß Pestalozzi mit solcher Mißachtung von der von mir angewandten religiösen Betrachtungsweise redet, liegt natürlich darin, daß er es für ausgemacht hält, diese meine religiöse Betrachtungsweise sei gar nicht die echt christliche Anschauung, die Jesus selbst hegte und seinen Jüngern mitzuteilen suchte, und daß er mir auch gar nicht das aufrichtige Streben zutraut, das echte Evangelium Jesu zu erkennen und mich seiner Autorität zu beugen. Davon, daß ich redlichen Fleiß aufgewendet habe, mit den in der heiligen Schrift gegebenen Erkenntnismitteln eine möglichst genaue Erkenntnis dessen, was Jesus selbst gelehrt hat, zu gewinnen und diese gewonnene Erkenntnis auch für andre ausführlich darzulegen und zu begründen — wenngleich ich natürlich in jenem Aufsatze in diesem Blatte nur die Ergebnisse dieser größern Arbeit kurz berühren und verwerten konnte —, hat Pestalozzi keine Notiz genommen. Ich möchte aber für alle, die sich etwa durch seine Aeußerungen über mich beunruhigen lassen, noch die ausdrückliche Versicherung hinzufügen, daß ich die Aufgabe des theologischen Lehrberufs, nicht ein selbst zurechtgemachtes und nicht ein durch die menschliche Ueberlieferung umgebildetes Christentum, sondern das echte Christentum, wie es Jesus selbst in seiner Jüngergemeinde herstellen wollte, zu lehren und zu verteidigen, so gewissenhaft auffasse und auszuführen suche, wie einer. Natürlich weiß ich, daß ich bei meiner Auffassung und Anwendung der ursprünglichen Lehre Jesu in mannigfachem Irrtum sein kann, und ich werde mich deshalb für jede weitere Belehrung und Berichtigung möglichst zugänglich zu halten suchen. Aber sind nicht auch die, welche eine von der meinigen abweichende Auffassung vertreten, der Möglichkeit des Irrtums unterworfen?

Daß der über mich so schnell absprechende Pestalozzi sich selbst schon einmal ernstlich und gründlich mit der Frage nach dem Verhältnis der in Jesu Christo gegebenen Gottesoffenbarung zu der alttestamentlichen Offenbarung beschäftigt hat, ist mir recht zweifelhaft, nachdem ich den Satz von ihm gelesen habe, die (von mir Jesu zugeschriebene) Vorstellung, daß Gott der liebende Vater der Menschheit sei, der die Menschen zu Trägern seines Liebeswillens und eben damit zu Teilhabern seines eignen ewigen Lebens im Reiche Gottes machen wolle, sei im Volke Israel lange vor Jesu Erscheinung vorhanden gewesen, wofür u. a. auf 5. Mose 7, 13; Psalm 146, 8; Hos. 11, 4 zu verweisen sei. Eines so mangelhaften Urteils, das so gar nicht der Thatsache Rechnung trägt, daß Jesus bei seiner Anschauung von Gott, vom Reiche Gottes, von der Liebespflicht und vom ewigen Leben zwar anknüpfen konnte an Bestandteile der alttestamentlichen Offenbarung, aber doch einen unermeßlich bedeutsamen Fortschritt über den gegebenen Bestand hinaus vollzogen hat, die alttestamentliche Gottesoffenbarung zwar nicht aufgelöst, wohl aber zur Vollendung gebracht hat, sollte sich doch eigentlich jeder Christ, auch ein christlicher Laie, schämen.



Für Pestalozzi beruht die Bedeutung Jesu Christi darauf, daß durch ihn der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit und dem Gerichte Gottes Genüge geschehen sei. Er ruft aus: „Wie entsetzlich muß man das ganze Erlösungswerk Jesu Christi in der Welt schon behandelt haben, ehe man aus ihm selbst den Träger göttlichen Liebeswillens machen konnte, der die Forderungen der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit fallen gelassen hat?" Die Vorstellung, daß der Wert der Erscheinung Jesu Christi auf eine solche Vermittlung der Erlösung zu begründen sei, für die nicht die väterliche Liebe, sondern die richterliche Gerechtigkeit Gottes maßgebend gewesen sei, und bei der diese Gerechtigkeit zuerst hätte befriedigt werden müssen, damit dann das Liebeswirken Gottes habe Platz greifen können, wird bekanntlich durch die kirchliche Ueberlieferung getragen, durch höchst gewichtige christliche Autoritäten bezeugt und genießt in weiten Kreisen der Christenheit, und zwar, wie ich wohl weiß, gerade auch bei sehr vielen besonders treuen und glaubensfreudigen Jüngern Christi, des guten Vorurteils, ein echtester und wesentlichster Bestandteil der christlichen Anschauungsweise zu sein. Aber für uns Evangelische darf doch keine Ueberlieferung, und sei sie noch so alt und trage sie noch so christliche Titel, für den Glauben maßgebend sein, sondern schließlich müssen wir immer fragen und selbständig prüfen, ob Jesus, der für uns die Offenbarung Gottes schlechthin ist, mit seinem Evangelium die Ueberlieferung deckt oder nicht. Auch die bloße Berufung auf vereinzelte Worte der heiligen Schrift dürfen wir nicht als entscheidend gelten lassen; denn in den Büchern der heiligen Schrift ist die Gottesoffenbarung in mannigfach abgestufter Reinheit und Deutlichkeit mitgeteilt: im Alten Testamente minder rein und vollkommen als im Neuen, und in den verschiedenen Bestandteilen des Neuen Testamentes wieder in verschiedner Weise. Einen festen Standpunkt, auch um uns in der heiligen Schrift zurechtzufinden, haben wir nur, wenn wir Jesum selbst, wie wir ihn aus den Schriften des Neuen Testamentes erkennen, zu unsrer Autorität nehmen. Auf diesem Standpunkte stehend möchte ich den obigen Satz Pestalozzis so umwenden: Wie entsetzlich muß man das ganze Offenbarungswerk Jesu Christi mißverstehen, wenn man leugnet, daß er der Offenbarer und Träger des göttlichen Liebeswillens sein wollte, der die Forderungen der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes eben durch seine Offenbarung der Liebe Gottes und durch sein eigenes Wirken in göttlicher Liebe zu Bestand bringen wollte!

Einen Hauptanstoß hat Pestalozzi endlich daran genommen, daß ich gesagt habe: Bei außerchristlichen Anschauungen, wo die Gottheit menschenartig oder überhaupt naturhaft gedacht werde, möge eine Gottessohnschaft wohl als durch eine Zeugung nach menschlicher Art und durch eine hierbei erfolgende Uebertragung göttlicher Natur begründet aufgefaßt werden; bei christlicher Vorstellung aber könne es keine höhere Art der Begründung der Gottessohnschaft geben, als die darin besteht, daß Gott in einem von ihm gewirkten persönlichen Geistwesen (ich brauche diesen Ausdruck, um die höhere, gottverwandte Art des menschlichen Geistes im Unterschiede von niedern Geisteswesen zu bezeichnen) seinen göttlichen Geist, seinen göttlichen Liebeswillen walten läßt — —, sodaß eine Gemeinschaft Gottes mit diesem seinem Sohne entsteht, die eine Gemeinschaft des wesentlichen Seins und zugleich des sittlichen Wollens und Wirkens ist. Indem Pestalozzi hier den Begriff „entsteht" fett drucken läßt, zieht er aus meinen Worten die Schlußfolgerung: „So sehen wir deutlich, daß hier das bisherige Erfassen Christi als des vom Vater Ausgegangenen (Joh. 16, 27) zu einer außerchristlichen Anschauung gestempelt wird." Vor dieser Schlußfolgerung wäre Pestalozzi bewahrt geblieben, wenn er nur beachtet hätte, daß ich doch nicht bloß von einer entstehenden Gemeinschaft Gottes mit seinem Sohne rede, sondern auch davon, daß Gott durch das Waltenlassen seines göttlichen Geistes, seines göttlichen Liebeswillens in dem von ihm ge-

wirkten persönlichen Geistwesen jene Gemeinschaft mit seinem Sohne begründet. Ist denn ein solches Herstammen aus Gott, aus dem Geiste Gottes, aus dem Liebeswillen, der das wahre Wesen Gottes ausmacht, kein Ausgegangensein von Gott? Wenn Pestalozzi solche Stellen, wie Joh. 17, 14 und 16: „sie (die Jünger Jesu) sind nicht aus der Welt, gleichwie ich (Jesus) nicht aus der Welt bin" und ferner Joh. 1, 13; 1. Joh. 2, 29; 3, 17 f.; 4, 4—7; 5, 1 berücksichtigte, so würde er wohl merken, daß es nicht Willkür, sondern exegetische Pflicht ist, das „Ausgegangensein vom Vater" Joh. 16, 27 in dem oben bezeichneten Sinne zu verstehen.

Ich schließe mit der Bitte an Pestalozzi und alle die, welche ebenso mißtrauisch und aburteilend wie er der von mir vertretnen christlich-religiösen Anschauungsweise gegenübertreten, daß sie doch einmal versuchen mögen, ebenso aufrichtig, wie ich selbst es zu thun mir bewußt bin, von Jesus selbst zu lernen und bei religiösen Urteilen die Autorität der Offenbarung Jesu von Gott und dem Reiche Gottes über die Autorität aller Ueberlieferung zu setzen. Sie werden dann die Schönheit und Festigkeit dieses Standpunktes würdigen lernen und sich gewiß vor dem Urteile hüten, das Pestalozzi schnell fertig ausspricht: daß man es nicht vor seinem Gewissen und vor Gott verantworten könne, mit diesen Leuten, die sich zu einer von der unsern durchaus verschiednen Religion bekennen (damit meint er mich), noch in ein und derselben religiösen Gemeinschaft zu bleiben.

Heidelberg H H Wendt

---

## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

### 8. (Zweite Hälfte)

Gewisse Eigentümlichkeiten eines liberalen Christentums unterzieht er einer scharfen Kritik.

15. Juni 1869:

Das Defizit des liberalen Christentums liegt in seiner zu seichten Anschauung von der Heiligung oder, was auf dasselbe hinausläuft, von der Sünde. Der Fehler der verwaschen Liberalen findet sich auch im liberalen Christentum wieder. Ihr Thun ist von halbem Ernst, einer Art theologischer Weltlichkeit beseelt. Sehr frommen Seelen machen sie den Eindruck etwas profaner Redner, die tieferes Empfinden durch den leichten Ton, den sie heiligen Fragen gegenüber anschlagen, verwunden. Sie verletzen das Schicklichkeitsgefühl, beunruhigen die Keuschheit des Gewissens durch indiskretes Hervorkehren der Geheimnisse des innern Lebens. Sie scheinen mehr geistliche Betrüger, religiöse Schönredner zu sein nach Art der griechischen Sophisten als Führer auf dem Schmerzenswege, der zum Heil führt.

Die Herrschaft über Seelen gebührt nicht den Männern von Geist, nicht einmal Männern der Wissenschaft, sondern denen, die den Eindruck machen, die Natur durch Gnade überwunden, den feurigen Busch durchschritten zu haben und nicht die Sprache menschlicher Weisheit, sondern des göttlichen Willens zu reden. Die religiösen Dinge sind so geordnet, daß nur die Heiligkeit Autorität besitzt, daß Liebe kraft der Hingabe und des Opfers die Herzen gewinnt, überzeugt und eine heilsame Traurigkeit bewirkt.

Was religiöse, poetische, zarte, reine Seelen am wenigsten vertragen können, ist ein Herunterziehen oder Herabsetzen ihres Ideals. Man darf sich zu ihrem Ideal nie in Gegensatz stellen; muß ihnen vielmehr ein andres, reineres, höheres, geistlicheres vor Augen stellen und hinter einem hohen Gipfel ihnen einen noch höhern zeigen. Auf die Art wird keiner beraubt, alle ermutigt und zum Nachdenken angeregt. Dem, der sein Ziel vertauschen möchte, zeigt man ein neues Ziel. Man zerstört nichts, das man nicht ersetzte, und man vernichtet kein Ideal, ohne die Bedingungen des alten zugleich mit neuem, besserm, darüber hinaus liegendem Inhalt zu erfüllen. Würden die liberalen Protestanten die christliche Tugend mit einer größern Innerlichkeit, Intensität und Heiligkeit zur Darstellung bringen als bisher, und zwar in ihrer Person und durch ihren Einfluß, so hätten sie die von ihrem Meister geforderte Prüfung bestanden, und der Baum würde an seinen Früchten erkannt.

Die protestantisch kahle, formlose, verstandesmäßige Behandlung der Gemütsbedürfnisse, die in der reformirten Kirche der Schweiz am schroffsten zum Ausdruck kommt, stößt ihn aufs tiefste ab.

17. März 1861:

Heute nachmittag packte mich eine mörderische Ermattung. Ekel, Widerwillen am Leben, eine wahre Todestraurigkeit. Ich bin auf dem Kirchhof umher geirrt. Ich hoffte mich da zu sammeln, mit der Pflicht auszusöhnen. Eitler Traum! Selbst die Stätte der Ruhe war ungastlich. Arbeiter kratzten und hoben den Rasen aus; die Bäume waren kahl, der Wind kalt, der Himmel grau. Prosaische, profane Teilnahmlosigkeit entehrte die Zufluchtsstätte der Toten. Ich war frappirt von dieser großen Lücke in unserm Empfinden. Wo bleibt die Achtung vor den Geschiednen, die Poesie der Gräber, die Pietät der Erinnerung? Unsre Kirchen sind zu fest geschlossen, und unsre Kirchhöfe liegen zu offen da. Das Resultat ist das gleiche. Wessen Seele aufgeregt und gequält außerhalb des Hauses und der täglichen Misere eine Stätte sucht, um in Frieden zu beten; wer vor Gott seine Qualen ausschütten oder sich sammeln möchte angesichts der ewigen Dinge, weiß bei uns nicht wohin. Unsre Kirche ignorirt diese Art von Herzensweh, errät es nicht einmal. Sie hat wenig zuvorkommendes Mitleid, wenig feinfühlige Rücksichtnahme für schmerzliches Empfinden, besitzt keine Intuition für geheimes und unaussprechliches Herzeleid, ermangelt völlig der religiösen gnadenreichen Anmut. Unter dem Vorwande, geistliche Güter zu pflegen, läßt man uns sich wund reiben vor berechtigtem Verlangen. Wir haben den Sinn für das mystische Element verloren, und was ist Religion ohne Mystizismus? Eine Rose ohne Duft. Wir predigen immerfort Reue, Heiligung; aber Anbetung und Trost sind auch zwei wesentliche religiöse Elemente, denen wir wohl mehr Raum gönnen sollten.

Im religiösen Leben steht ihm das Streben nach Wahrheit am höchsten.

25. November 1863:

Das Gebet ist eine wesentliche Waffe der Religionen. Wer nicht mehr beten kann, weil er zweifelt, ob es ein Wesen giebt, zu dem das Gebet aufsteigt und von dem die Segnungen herabträufeln, ist in grausamer Weise einsam und entsetzlich verarmt. Was glaubst du nun selbst? — Augenblicklich wäre das schwer zu sagen. All deine positiven Glaubenssätze sind dem Studium unterworfen, zu jeder Metamorphose bereit. Vor allem suche ich Wahrheit, selbst wenn sie mich beunruhigt und alles bisher für wahr Gehaltene umstößt. Aber ich glaube, daß die höchste Vorstellung, die wir uns von dem Prinzip aller Dinge machen, auch die wahrste sein muß, und das am wahrsten ist, was den Menschen auf die harmonischste und vollkommenste Weise gut, weise, groß und glücklich macht.

Mein Credo ist in voller Umschmelzung begriffen. Aber ich glaube noch an Gott und die Unsterblichkeit der Seele. Ich glaube an die Heiligung, die Wahrheit und Schönheit; an die Erlösung der Seele durch den Glauben an die Vergebung. Ich glaube an die Pflicht und das sittliche Bewußtsein. Ich glaube selbst an das Gebet. Ich glaube an die grundlegenden Intuitionen des Menschengeschlechtes und die tiefen Bekenntnisse der Inspirirten aller Zeiten. Ich glaube, daß unsre höhere Natur unsre eigentliche Natur ist.

Kann daraus eine Theologie und eine Theodicee hervorgehen?

Vielleicht, aber zur Stunde ist es mir nicht klar. Es ist so lange her, daß ich nichts von meinem metaphysischen Standpunkt aus angesehn habe, daß ich in den Gedanken andrer lebe. Ich frage mich sogar, ob die Krystallisation meiner Dogmen nötig wäre. Wohl, wenn es gälte sie zu predigen oder dafür einzutreten; aber weniger zum Zwecke des Studiums, der Betrachtung und Belehrung.

Am 27. Dezember 1870 schreibt er:

Verliert die Religion, sobald der Glaube an ein bestimmtes Wunder, etwas lokal Uebernatürliches, ein unbeweisbares Mysterium hinfällig geworden, nicht an Saft und Kraft? Ist es richtig, den Einfluß auf die Massen zu opfern, um das denkende, gebildete Publikum zu befriedigen?

Meine Antwort lautet: Auch eine fromme Fiktion ist Fiktion. Die Wahrheit erhebt ein höheres Recht. Die Welt hat sich mit der Wahrheit auseinanderzusetzen, und nicht etwa umgekehrt. Kopernikus hat die Astronomie des Mittelalters gestürzt; um so besser! Das ewige Evangelium wälzt die Kirchen um; was schadet es? Wenn die Glaubensbekenntnisse fadenscheinig werden, hören sie auf, verbindlich zu sein. Man sieht Poesie, Allegorie, Gleichnis in ihnen, glaubt aber nicht mehr daran.

Schließlich ist ein gewisser Esoterismus unvermeidlich, denn die kritische, wissenschaftliche, philosophische Kultur ist nur einer Minorität zugänglich. Der neue Glaube sollte ein neues Symbolum zu gewinnen suchen.

Angesichts der kirchlichen Spaltungen des protestantischen Frankreichs im Frühjahr 1866 zeichnet er seine Stellungnahme zu diesen Fragen:

28. April.

Die Frage vom Uebernatürlichen hat die protestantische Kirche Frankreichs in zwei Teile zerbrochen. Die Liberalen bestehen auf dem Recht ihrer individuellen Ueberzeugung, die Orthodoxen auf ihrem Kirchenbegriff. Thatsächlich ist die Kirche eine Bejahung und besteht durch das positive Element, einen formulirten Glauben; das rein kritische Element löst sie auf. — Der Protestantismus ist eine Vereinigung zweier Faktoren: der Autorität der Schrift und der freien Forschung. Sobald der eine Faktor bedroht wird oder verschwindet, hört der Protestantismus auf. Es müßte eine neue Form des Christentums darauf folgen. Etwa eine Bruderschaft des heiligen Geistes oder ein christlicher Deismus. Ich würde darin keinen Nachteil erblicken. Aber ich halte die Ansicht der Anhänger der protestantischen Kirche für durchaus logisch, die das Symbolum der Apostel nicht daran geben wollen, die Ansicht der Individualisten dagegen für unlogisch, die den Protestantismus ohne Autorität erhalten zu können glauben.

Es ist eine methodische Frage, die die beiden Lager trennt. Ich scheide mich von beiden von Grund aus. Meiner Anschauung nach ist

das Christentum vor allem religiös und die Religion keine Methode. Sie ist Leben, höheres, übernatürliches Leben, geheimnisvoll in seinem Ursprung und praktisch in seinen Früchten. Vereinigung mit Gott, tiefe, stille Begeisterung, eine Liebe, die leuchtet, eine Kraft, die sich bethätigt, ein Glück, das sich ergießt, kurz, ein Zustand der Seele. Die Streitigkeiten der Methode sind nur von untergeordnetem Wert. Sie werden kein Herz trösten und kein Gewissen erbauen. Deshalb fühle ich mich bei diesen kirchlichen Kämpfen unbeteiligt. Ob die einen oder die andern den Sieg davon tragen, das Wesentliche hängt davon nicht ab. Denn die Dogmatik, Kritik und Kirche sind nicht die Religion selbst, und auf Religion und göttliches Lebensgefühl kommt es zumeist an. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Der Heiligste ist auch der Christlichste — dies Kriterium trügt nicht. „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt."

Was eine Persönlichkeit wert ist, ist auch ihre Religion wert. Der volkstümliche Instinkt und die philosophische Vernunft stimmen hierin überein. Seid fromm und gut, heldenhaft und geduldig, treu und ergeben, demütig und barmherzig. Aus welchem Katechismus ihr das gelernt habt, ist einerlei. Durch Religion lebt man in Gott, und durch all diese Streitigkeiten nur mit Menschen und Schwarzröcken. Darin liegt sicher keine Gleichwertigkeit.

Die Vollkommenheit als Ziel, Christi Beispiel zur Hülfe, das Göttliche einzig an seiner Vortrefflichkeit erprobt, ist hierin nicht das ganze Christentum enthalten? Wird es nicht vollendet, wenn Gott wird sein alles in allem? C B

## Die päpstliche Encyklika über die Arbeiterfrage

Die päpstliche Encyklika über die Arbeiterfrage ist bereits vor länger als drei Monaten, am 17. Mai d. J. erschienen. Sie hat unsers Wissens nicht die Beachtung gefunden, die man ihr auf päpstlicher Seite wohl gewünscht hätte. Die größeren Zeitungen haben sie seinerzeit ganz oder im Auszug abgedruckt, eine Diskussion darüber hat sich jedoch nur vereinzelt daran geknüpft. Die einzige Kontroverse, die aufgefallen ist, ist die zwischen dem sozialdemokratischen Vorwärts und der katholischen Kölnischen Volkszeitung, wohl einem der besten katholischen Tagesblätter, die wir in Deutschland haben. Noch weniger hat es den Anschein, als ob bisher irgendwo praktische Anwendung von den päpstlichen Ratschlägen gemacht worden sei.

Gleichwohl ist die Christliche Welt verpflichtet, ihren Lesern über die Encyklika zu berichten. Daß es bis heute noch nicht geschehen ist, bittet sie freundlichst zu entschuldigen.

Der Inhalt der Encyklika — dem größten Teile der Leser dürfte er kaum gegenwärtig sein — ist in großen Zügen etwa folgender:

Die heutigen sozialen Wirren sind eine Konsequenz der politischen, beide durch den Geist der Neuerung, der seit langem durch die Völker geht, hervorgerufen. Ihre Wirkung ist die Scheidung fast der gesamten Gesellschaft in wenige übermäßig Reiche und den von diesen nahezu versklavten arbeitenden Stand. Diesen Gegensatz zu beseitigen proklamirt eine „wühlerische Partei" die Abschaffung jedes Privatbesitzes und die Gemeinschaft aller Güter. Aber dies Programm ist weit entfernt, etwas zur Lösung der Frage beizutragen, vielmehr schädigt es gerade die, denen geholfen werden soll, die arbeitenden Massen; zweitens widerspricht es der angebornen Natur des Menschen und also der vernünftigen, natürlichen Ordnung, endlich dem geschichtlich gewordenen Recht und den göttlichen Geboten. Bei allen Versuchen zur Abhilfe gegenüber dem Notstande muß daher durchaus der Grundsatz festgehalten werden, daß das Privateigentum unanfechtbar und heilig ist. Von dieser einmal gegebnen unveränderlichen Lage der Dinge ist auszugehen. Eine Gleichmachung von Hoch und Niedrig, von Arm und Reich erscheint schlechthin nicht möglich. Die Linderung der mißlichen Lage der Arbeiter ist vielmehr anderswo zu suchen, und zwar bei der Kirche, der katholischen Kirche. Sie hilft durchgreifend und für immer, indem sie

1. aus dem Evangelium einen Schatz guter Lehren und Vorschriften für das gegenseitige Verhalten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer verkündigt und zur Anwendung bringen läßt; indem sie

2. religiöse Kräfte weckt und dadurch die Gesinnung der Menschen auch im sozialen Leben regelt und adelt; und indem sie

3. ohne Unterlaß auch positiv durch allerhand nützliche



Einrichtungen, durch Armenpflege und Ordensthätigkeit die Lage der niedern Volksschichten zu heben sucht.

Dies die direkten Aufgaben, die die katholische Kirche für die Lösung der sozialen Wirren erfüllt. Aber sie wirkt weiter auch indirekt. Sie beauftragt den Staat mit der Leistung bestimmt formulirter wirtschaftlicher Pflichten und verpflichtet die Arbeiter selbst und die Arbeitgeber zur Selbsthilfe und zur gemeinsamen friedlichen Organisation in Arbeitervereine unter dem Banner der katholischen Kirche. Jene Forderungen sind in der Hauptsache:

a) Gleicher Schutz für alle Bürger;

b) Schutz des Privateigentums;

c) Verhütung von Streiks durch vorbeugende Maßnahmen;

d) Wahrung der Sonntagsruhe;

e) Festsetzung einer Arbeitszeit, die der Leistungsfähigkeit der Arbeiter entspricht;

f) Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit;

g) Minimallohnsätze;

h) Garantie eines entsprechenden Gewinnanteils an der Arbeit für den Arbeiter;

i) Begünstigung des Erwerbs von Grundbesitz durch kleine Leute.

Die katholischen Arbeitervereine haben eine durchaus religiöse, katholisch-kirchliche Färbung, stehen unter geistlicher Leitung, schützen durch allerhand Kassen ihre Mitglieder in Krankheit, Not und Tod, vermitteln durch Schiedsgerichte Streitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und sind die berufene Gegenorganisation gegen die Organisation der sozialdemokratischen Arbeiterschaft.

Mit einem Appell an die Liebe der Brüder und dem apostolischen Segen an Patriarchen und Bischöfe, ihren Klerus und ihr Volk schließt das päpstliche Rundschreiben, das den Anspruch macht, die sozialen Wirren zu lösen, wenn — man ihm folgt.

Also ein Rezept nicht nur für die soziale Thätigkeit der katholischen Kirche selbst, sondern für die Instanzen und Leiter des gesamten öffentlichen Lebens, und wieder nicht nur eines bestimmten einzelnen Landes, sondern aller Länder der Welt, wo Katholiken wohnen: das internationale soziale Programm des römischen Katholizismus! Und der Papst präsentirt sich hier nicht bloß als Theologe und Kirchenpolitiker; er will zugleich auch der unfehlbare Nationalökonom, der maßgebliche Jurist und Staatsmann sein, der der Welt auch auf diesen profanen Gebieten Regel und Richtschnur giebt. Es ist das alte Spiel, nur in modernem Gewande. Der Statthalter auf Erden, die geistige Sonne der Welt ist selbstverständlich ausgerüstet auch mit unfehlbarem, weltumfassendem profanen Wissen und Wollen.

Wenn nur die Thatsachen dem nicht so schroff und hart entgegenstünden! Wenn nur wirklich der soziale Knäuel mit diesen simpeln Handgriffen zu entwirren wäre! Wenn nur wirklich die sozialen Probleme so glatt über diesen einen päpstlichen Leisten zu schlagen wären! Aber man denke nur einen Augenblick an die Verschiedenheit der sozialen Zustände bloß in England, Deutschland und Italien, man denke an den ganz verschiedenen sittlichen und gesellschaftlichen Charakter der europäischen Völker, man überlege die Gegensätze der wirtschaftlichen Geschichte und Entwicklung nur z. B. von Oesterreich und Amerika, man erinnere sich an die unendlichen Schwierigkeiten, die sich nur in einer einzigen wirtschaftlichen Detailfrage, bei der jüngsten internationalen Arbeiterschutzkonferenz so nachdrücklich geltend machten, daß diese Konferenz fast erfolglos wieder auseinander ging — und wir müssen den Kopf schütteln über den Anspruch des greisen Mannes zu Rom, im Namen der katholischen Kirche mit einem Schlage das größte Problem des Jahrhunderts beseitigen zu wollen.

Der Papst beginnt nun, wie schon erwähnt, seine Encyklika mit einer Untersuchung der Wurzeln, aus denen die heutigen sozialen Wirren herausgewachsen sind. Er erkennt nur eine solche an: „den Geist der Neuerung, der seit langem schon durch die Völker geht," der seit den Tagen der französischen Revolution und noch früher schon auf politischem Gebiete seine verderblichen Wirkungen entfaltet hat und der nun auch auf das staatswirtschaftliche Gebiet hinübergesprungen ist. Die ganze heutige po-

litische wie ökonomische Gestaltung des Völkerlebens erscheint dem Papste also als verhängnisvoll. Ganz folgerichtig. Denn der Papst steht bekanntlich heute noch auf dem Boden des Mittelalters, der Blütezeit der katholischen Kirche. Aber seit den Tagen der Reformation ist die Welt eine andre geworden. Völker, von Luthers Geist getragen, haben sich emanzipirt und sind ihre eignen Wege gegangen, wie im religiösen so im politischen und wirtschaftlichen Leben. Das aber kann im Auge des mittelalterlichen Papstes nichts andres denn ein Abfall von der normalen Entwicklung, der üble Zustand von heute nur die notwendige Folge daraus und die verdiente Strafe dafür, nimmermehr aber der Ansatz und Keim einer neuen Ordnung sein.

Um so auffälliger ist nun die Thatsache, daß der Papst trotzdem die ökonomische Lage der Gegenwart, das wirtschaftliche Problem richtig erkennt. Er führt es richtig zurück zunächst auf die Verbindung der Maschine mit dem großen Kapital.

Die Industrie, sagt er an einer Stelle, hat durch die Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel und eine neue Produktionsweise mächtigen Aufschwung genommen; das gegenseitige Verhältnis der besitzenden Klasse und der Arbeiter hat sich wesentlich umgestaltet; das Kapital ist in den Händen einer geringen Zahl angehäuft, während die große Menge verarmt; und dabei wächst in den Arbeitern das Selbstgefühl und das Gefühl der Stärke, sie organisiren sich in immer engerer Vereinigung. Das alles hat den sozialen Konflikt wachgerufen, vor welchem wir stehen. Wie viel in diesem Kampfe auf dem Spiele steht, das zeigt die bange Erwartung der Gemüter gegenüber der Zukunft. Ueberall beschäftigt man sich mit dieser Frage, in den Kreisen von Gelehrten, auf fachmännischen Kongressen, in Volksversammlungen, in den gesetzgebenden Körpern und im Rate der Fürsten. Die Arbeiterfrage ist geradezu in den Vordergrund der ganzen Zeitbewegung getreten.

Und eine Seite später:

In der Umwälzung des vorigen Jahrhunderts wurden die alten Genossenschaften der arbeitenden Klassen zerstört, keine neuen Einrichtungen traten zum Ersatz ein, das Staatswesen entkleidete sich zudem mehr und mehr der christlichen Sitte und Anschauung, und so geschah es, daß Handwerk und Arbeit allmählich der Herzlosigkeit reicher Besitzer und der ungezügelten Habgier der Konkurrenz isolirt und schutzlos überantwortet wurden. Die Geldkünste des modernen Wuchers kamen hinzu, um das Uebel zu vergrößern, und wenn auch die Kirche zum öfteren dem Wucher das Urteil gesprochen, fährt dennoch ein unersättlicher Kapitalismus fort, denselben unter einer andern Maske auszuüben. Produktion und Handel sind fast zum Monopol von wenigen geworden, und so konnten wenige übermäßig Reiche dem arbeitenden Stande nahezu ein sklavisches Joch auflegen.

In der That, das ist, in etwas agitatorischen Worten, die Wahrheit; das ist, wenigstens rein wirtschaftlich gedacht, das Problem. Die daraus resultirende Eigentumsfrage ist wenigstens der Ausgangspunkt aller heutigen sozialen Kämpfe.

Auch der Papst macht sie nun zum Ausgangspunkt nicht nur, sondern wie wir später sehen werden, fälschlicherweise auch zum ausschließlichen Mittelpunkt seiner Auseinandersetzung. Diese ist zunächst eine Polemik gegen die internationale Sozialdemokratie. Ihrer Forderung auf Abschaffung des Privateigentums setzt der Papst gleich schroff die Forderung der Aufrechterhaltung desselben in seinem ganzen bisherigen Umfange entgegen. Er begeht dabei einen wissenschaftlichen Fehler; er, der vorgeblich maßgebende Nationalökonom zeigt sich nicht einmal mit den Zielen der sozialdemokratischen Partei recht bekannt. Er schiebt ihr die Forderung unter: „Jeder private Besitz muß aufhören!“ Wer die sozialdemokratischen Schriften kennt, wer auch nur den jüngst veröffentlichten neuen Programmentwurf der Partei gelesen hat, weiß, daß das so nicht stimmt. Die Sozialdemokratie fordert nicht die Abschaffung des privaten Eigentums schlechthin, sondern nur diejenige des Privateigentums an den sogenannten Produktionsmitteln. Unter Produktionsmitteln aber werden die Mittel aller irgend welche Produkte erzeugenden Arbeit im weitesten Sinne verstanden, also: das Grundstück, auf dem, und das Gebäude, in dem gearbeitet wird; die Maschinen und Werkzeuge, die Rohstoffe und Hilfsstoffe der Arbeit, die Unterhaltungsmittel und Wohnräume, deren das Arbeitspersonal während der Arbeit und bis zum Verkaufe der Produkte bedarf. Alle Genußmittel im weitesten Verstande bleiben demnach im Privatbesitze. Ich gebe an dieser Stelle durchaus kein persönliches Urteil über die Lebensfähigkeit und Ausführbarkeit dieses sozialdemokratischen Programms ab, ich meine aber, daß man zum mindesten auch dem sozialdemokratischen Gegner vollste Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu teil werden



lassen und seine Erklärungen nicht verdrehen sollte. Es ist das Mindeste, daß man in solchen ernsthaften Dingen die Thatsachen kennt und der Wahrheit und Wirklichkeit voll ins Gesicht sieht.

Interessant ist, mit welchen Worten das sozialdemokratische Parteiorgan, der Vorwärts, diese dilettantische Position des Papstes abfertigt, doppelt interessant, weil diese Abfertigung zugleich eine wertvolle Interpretation des Programms von der Verwandlung des Privateigentums an den Arbeitsmitteln in Gemeineigentum enthält. Sie lautet:

Die Encyklika behauptet, daß die Sozialisten allen Besitz von den Individuen an die Gesamtheit übertragen wollen. Das ist falsch. Ueberhaupt heißt es, die Frage, um die es sich dreht bei der Beurteilung, ob der Sozialismus recht habe oder nicht, böswillig verdunkeln, wenn man behauptet, die Sozialisten wollten alles Privateigentum abschaffen. In Wahrheit handelt es sich um die Frage der Abschaffung jeder Beraubung und Ausbeutung der Besitzlosen durch die Besitzenden. Das Privateigentum, soweit es den Ertrag der ehrlichen Arbeit seines Besitzers darstellt, wollen die Sozialdemokraten nicht abgeschafft, sondern mit allen Mitteln geschützt haben — so steht die Sache. Nur soweit das Privateigentum als Mittel zur Ausbeutung wirtschaftlich Schwacher durch die wirtschaftlich Starken benutzt wird, soll es privater Willkür entzogen werden. Mit der Richtigstellung dieser Thatsache fällt das ganze Kartenhaus der Deduktionen, welche der Verfasser der Encyklika an seine falsche Behauptung geknüpft hat, über den Haufen.

Auch diese letzte Bemerkung ist zutreffend. In der That argumentirt der Papst in seiner nun folgenden Polemik gegen einen selbstgeschaffenen Feind. Aber auch die Art, wie er es thut, ist beweisunkräftig. Denn wenn er meint, daß die Sozialdemokraten gerade den sparsamen und sparenden Arbeitern mit dem Eigentumsrechte die Möglichkeit entzögen, ihr Erspartes in festem, unbeweglichem Privateigentum, etwa in Feld und Haus zinsbar anzulegen, so steht dem die vom Papste selbst als stichhaltig anerkannte Behauptung jener entgegen, daß eben unter der heutigen Gestaltung der Privateigentumsverhältnisse den Arbeitern diese Möglichkeit gerade entzogen und darum ihre Korrektur eine Notwendigkeit sei.

Den zweiten Grund, den er anführt, entwickelt er aus der Natur der Menschen. Was den Menschen adle und über das Tier zu der ihm eignen Würde erhebe, sei der vernünftige Geist. Mit diesem umfasse sein Denken unzählige Gegenstände, erschließe es aus dem gegenwärtigen die zukünftigen und mache ihn zum Herrn seiner Handlungen. Er müsse darum unter den Dingen die Wahl treffen dürfen, die er zu seinem eignen Wohle nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft als die ersprießlichsten erachte. Was aber dem Menschen die Sicherheit seines zukünftigen Wohles gewährleiste, sei der Besitz des Bodens, von dessen Erträgnissen allein im Grunde die Menschheit existire. Hieraus folge, daß es Rechte nicht nur auf die Erzeugnisse des Bodens, sondern auf persönlichen Bodenbesitz selbst, also Privateigentum geben müsse. Der Trugschluß, der hierin liegt, ist leicht erkennbar. Ebenso wie der „persönliche Besitz von Grund und Boden“ können auch andre Instanzen dem Einzelnen die Sicherheit seines augenblicklichen und künftigen Wohles gewährleisten. Das ist heute schon bei Tausenden und Abertausenden der Fall. Nach dem sozialdemokratischen Rezepte soll diese Garantie für alle die Gesellschaft übernehmen. Das ist an sich ein ganz diskutabler Gedanke, jedenfalls nicht weniger diskutabel, als die eben angeführte Begründung des Papstes. An sich braucht darin nichts zu liegen, „was der Vernunft und der angebornen Natur“ des Menschen widerspricht.

Der dritte Beweis, den der Papst beibringt, ist die Erfahrung der Geschichte. Sie bestätige ebenfalls, daß das Privateigenthum eine Institution sei, die solange existire wie die Menschheit. Gewiß. Aber dieses nicht allein. Weiß der Papst z. B. nichts von dem Gemeineigentum an Wald, Feld und Wiesen bei den alten Germanen, von dem Jobeljahr der Juden, von dem Gemeindeland der russischen Bauern noch heutigen Tages? Und ist es nicht eine Thatsache, daß, was die Geschichte gebildet, sie ebenso legitim wieder umbilden, ja aufheben kann?

Der Papst beruft sich endlich viertens auf die göttlichen Gebote als die letzte Sanktion der Unantastbarkeit des privaten Besitzrechtes. Er zitirt zum Beweis das siebente Gebot. Wie naiv! Denn das enthält selbstverständlich keine wirtschafts-

politische, sondern eine ausschließlich religiös bestimmte Forderung, die, welche noch heute gilt: Du sollst unter den bestehenden Zuständen nicht fremdes Gut neiden und mit Gewalt an dich zu bringen suchen.

So kommt am Schlusse seiner Beweisführung derselbe Papst, der mit Recht die immer zunehmende Ungleichheit der Eigentumsverhältnisse, den schwellenden Reichtum hier und die wachsende Verarmung da als das Unglück und das Verhängnis der Zeit, die Quelle des sozialen Konfliktes bezeichnet hat, zu dem Ergebnis, daß das Privateigentum unantastbar und heilig, daß es in seinem vollen Umfange aufrecht zu erhalten sei. „Vor allem ist," so sagt er wörtlich, „von der einmal gegebenen unveränderlichen Ordnung der Dinge auszugehen, wonach in der bürgerlichen Gesellschaft eine Gleichmachung von Hoch und Niedrig, von Arm und Reich schlechthin nicht möglich ist." „Das einzig Richtige", fährt er an einer andern Stelle fort, „ist, die Dinge nehmen, wie sie sind, und die Linderungsmittel [wohl gemerkt: nur Linderungsmittel] anderswo suchen." Das aber bedeutet nicht die Lösung des heute schwebenden sozialen Problems, sondern die Verewigung der heutigen Zustände. Linderungsmittel einer Krankheit sind noch lange keine Heilmittel, und äußere Pflaster, die die Wunden verkleben, genügen noch nicht, um den Krankheitserreger zu töten, der im Körper sitzt und immer neue Eiterbeulen aufbrechen läßt. Wie kleinlich, wie dilettantisch endet also die große theoretische wirtschaftliche Auseinandersetzung, die so verständig und vielversprechend begann!

Aber wie erklärlich, wie innerlich notwendig ist anderseits auch dies Resultat bei dem Oberhaupte der Kirche des Mittelalters. Es ist ja bekannt, daß der jetzige Papst einen Scholastiker des dreizehnten Jahrhunderts, Thomas von Aquin, zum maßgebenden Dogmatiker seiner Kirche erhoben hat. Ihm, den er in seiner Encyklika mehrfach anführt, folgt der Papst auch in der Auffassung der heutigen Gesellschaft und des Staates. Die Gesellschaft und der Staat, der zur Kirche steht wie der Mond zur Sonne, wird durch die einzelnen Stände gebildet. Ihre Existenz, ihr gegenseitiges Ineinanderarbeiten ist die Vorbedingung für die Existenz des Staates und der Macht der (katholischen) Kirche über ihn; ihre Konservirung ist darum oberste Pflicht. Darnach ist auch die Erhaltung des heutigen Arbeiterstandes eine Notwendigkeit. Und da sie ihm durch die heutigen Besitzverhältnisse bedingt erscheint, so sind auch diese notwendig, vernünftig, natürlich und unweigerlich aufrecht zu erhalten. Eine Korrektur des Privateigentums zu Gunsten der untern Klassen, die eine Emanzipation des Arbeiterstandes bedeuten würde, ist ihm demnach unstatthaft. Die katholische Kirche wird deshalb direkt zum Schutze des Privateigentums verpflichtet, dem Staate aber werden kraft der Herrscherstellung der „katholischen" Kirche, ganz dem parallel zur Erhaltung der bestehenden Verhältnisse ein Dutzend sozialer Verpflichtungen auferlegt, nach denen allein er zu handeln, über die hinaus er aber nicht zu gehen hat. Manche haben allerdings hierin ein Zugeständnis an die Selbständigkeit des modernen Staates und eine Schwenkung des Papstes ihm gegenüber erkennen wollen. Wohl mit Unrecht. Auch nach dieser neuesten Encyklika erscheint der Staat als unmündig und unselbständig, der nur aufs gehorsamste genau das auszuführen hat, wozu ihn die römische Kirche verpflichtet.

Uebrigens sind die Maßnahmen, die der Papst den Staaten vorschreibt, durchaus nicht neu, wenn auch, was anerkannt werden muß, in vieler Augen gewiß schon recht radikal. Sie überschreiten mehrfach das Mittelmaß der Forderungen unsrer landläufigen Sozialreformer. Ich erinnere hier an die päpstliche Forderung der Festsetzung eines Minimallohnes, eines Normalarbeitstages, eines Gesetzes über die Gewinnbeteiligung der Arbeiter am Ertrage ihrer Etablissements. Aber sie enthalten, wie gesagt, keinen einzigen originalen Gedanken; sie sind samt und sonders überallher zusammengetragen, und teils treffen sie Maßnahmen, die in manchen Ländern schon irgendwieweit verwirklicht sind. Auch scheinen sie willkürlich zusammengetragen. Manches fehlt, was man auf diesem Niveau der Reformbemühungen und in diesem Zusammenhange notwendig genannt gesehen hätte. Bemerkenswert ist auch, daß der Papst von einer staatlichen Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung, wie wir sie in Deutschland haben, nichts wissen will. Diese Versicherungen will er der Thätigkeit der freiwilligen Vereinigungen, d. h. der katholischen Arbeitervereine überlassen wissen.



So bleibt uns nur noch ein Letztes an der Encyklika zur Beurteilung übrig: das Arbeitsgebiet, das der Papst seiner Kirche als ihre unmittelbare Aufgabe begrenzt. Wir erinnern uns, worin es bestand: in dem Streite der Parteien, der Arbeiter und der Arbeitgeber, der Besitzlosen und Besitzenden soll die Kirche der Engel sein, der in der Gesinnung beide versöhnt. Aus dem Schatze der Lehren des Evangeliums soll sie ernste gute Vorschriften austeilen, daß der Arbeiter treu, ehrlich und fleißig seine durch freien Arbeitsvertrag übernommenen Pflichten erfülle, daß er sich aller Gewaltthätigkeit enthalte, daß er die Verbindung mit rüden und unsittlichen Elementen vermeide. Und dem Arbeitgeber schärft sie ernste, edle, humane Gesinnung, Fürsorge und Achtung vor seinen Untergebenen ein, weckt ihm das Bewußtsein der Verantwortung für ihr geistiges Wohl, ihre sittliche Bewahrung, ihre religiösen Ueberzeugungen, und warnt ihn mit ernstem Worte vor Ausbeutung, Geiz und Ungerechtigkeit. Aber auch seine Kirche hat noch ein Höheres, Schöneres als diese praktischen Vorschriften zu verkünden und zu verschenken: die Seligkeit eines gottinnigen Lebens, eines lebendigen Glaubens, der sich über alle Kümmernisse des Lebens hinwegschwingt, weil er in seiner Seele Güter und Gaben empfängt, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, keine Hand je betastet hat. Das ist die Botschaft vom Reiche Gottes, in dem es schon hienieden keine soziale Frage giebt, in dem sie gelöst ist durch die Liebe und den Frieden, der da webt. Und daraus wächst von selbst die dritte soziale Pflicht, die der Papst zur Linderung der Nöte seiner Kirche auferlegt, Armenpflege und Wohlthätigkeit. Gewiß, das sind drei Aufgaben, die auch wir nicht nur anerkennen, sondern auch für uns in Anspruch und zur Richtschnur nehmen und in deren Bethätigung wir alle uns mit dem Papste in freudiger Uebereinstimmung befinden.

Aber damit ist das soziale Programm des Papstes für seine Kirche und überhaupt erschöpft. Denn er weiß nicht, daß die Arbeiterfrage, über die er schreibt, mehr ist als eine bloße Lohn- und Magenfrage, wenigstens bei uns in Deutschland. Es ist ja ganz gut, Wohlthaten und Barmherzigkeit zu üben, — aber die Arbeiter wollen nicht Mitleid und Almosen, sondern Rechte und Freiheiten. Es ist ganz gut, die arbeitenden Massen organisiren und geistlicher Führung unterstellen zu wollen, — aber die Arbeiter wollen das selbst, aus eigner Kraft, nach eignem Gutdünken, nach eignem Wunsch und Willen thun, wollen sich ihre Führer selbst erwählen, wollen nicht mehr gegängelt sein, sondern als volle Männer selbständig teilnehmen an der Ordnung ihrer eignen und der Angelegenheiten der gesamten Gesellschaft. Es ist ganz gut, die Herrlichkeit und Seligkeit des Evangeliums zu predigen, — aber wo sind die Massen, die diese Predigt heute noch hören wollen? Das macht, daß die Arbeiterfrage der Gegenwart keine bloße Magenfrage ist; sie ist zugleich auch der Ausdruck der Sehnsucht der Arbeiterschaft nach größerer beruflicher und sozialer Freiheit und Selbständigkeit; sie ist ebenso sehr eine sittliche, eine Bildungs- und eine religiöse Frage.

Das übersieht der Mann des Mittelalters, und darum bricht er gerade an dem Punkte ab, wo für unsre evangelische Kirche und Gesellschaft das schwierigste soziale Problem sich enthüllt, wo es für uns die höchste Kraftentfaltung gilt. Aber — davon zu reden ist hier keine Veranlassung. P G

## Bischof Korum vor dem Richterstuhle des Neuen Testaments

„Wir sind schwach!" Bischof Korum in der Trierer Rede vom 20. August 1891

In seiner Ansprache an das Trierer Volk bei der Rockfeier am 20. August d. J. hat Bischof Korum nach dem übereinstimmenden Berichte der klerikalen Blätter (z. B. des „Mainzer

Journals" Nr. 194 vom 21. August) unter anderm folgende Sätze ausgesprochen:

An diesem Kleide haben die Schergen gezerrt; über dasselbe wurde, als er am Kreuzesstamme hing, das Los geworfen; es blieb unversehrt. .... Einst entströmte diesem heiligen Gewande göttliche Kraft. Das fromme demütige Weib sehnte sich nach dem Augenblicke, wo es das Kleid berühren durfte, und da entströmte durch den Heiland wunderbare Kraft dem heiligen Gewande. Möge auch jetzt reichlicher Segen über alle kommen, die dieses Gewand verehren.

Die Worte sind für die „Rockfrage," wenn man von einer solchen überhaupt noch reden kann, von der denkbar größten Wichtigkeit. Gesprochen bei der offiziellen Eröffnung der lange und sorgfältig vorbereiteten Wallfahrt, gesprochen von dem Manne, der die vielberufene „Tradition der Trierer Kirche" gleichsam in sich verkörpert, gesprochen nicht nur vor den willigen Ohren des vorher gläubigen ablaßbegehrenden Wallfahrerpublikums, sondern auch vor der öffentlichen Kritik der Wissenschaft, haben sie gewissermaßen einen urkundlichen Charakter. Wir haben in ihnen das offizielle, ex auctoritate episcopali verkündete Zeugnis für die Stellung der Trierer Hierarchie zu der geschichtlichen Frage nach der Echtheit des heiligen Rockes. Das Eigentümliche der Korumschen Lehre vom heiligen Rocke besteht aber darin, daß er den Trierer Rock für identisch erklärt hat einerseits mit dem Kleidungsstücke des Heilandes, das von dem blutflüssigen Weibe der evangelischen Geschichte berührt wurde, andrerseits mit dem von den römischen Soldaten unter dem Kreuze verlosten ungenähten Gewande Christi.

Dieselbe Meinung spukt zwar schon längere Zeit in den populären Rockbroschüren für Pilger herum, z. B. in der „mit Genehmigung der bischöflichen Behörden von Münster und Trier" herausgegebenen Schrift „Die Wallfahrt nach Trier" von Rektor A. Stöck (Dülmen, A. Laumann), desgleichen in dem von dem bischöflichen Sekretär Dr. Willems mit bischöflicher Genehmigung herausgegebenen Andachtsbüchlein „Wallfahrt nach Trier", wo es in der S. 54 f. abgedruckten „Litanei vom heiligen Rock" heißt:

Durch die Wunderkraft deines heiligen Rockes, durch dessen Berührung du einst das kranke Weib geheilt hast, erlöse [!!] uns, o Jesu!

— aber unmittelbar aus bischöflichem Munde haben wir diese Theorie zum erstenmale in der Korumschen Rede vertreten hören. Der Herr Bischof hat den Herren aus Argenteuil, die einen Konkurrenzrock Christi zu verteidigen hatten, gestattet, die Trierer Stoffreste mit der Lupe zu untersuchen; er wird es sich gefallen lassen müssen, daß von protestantischer Seite, wo man zwar keinen Rock Christi zu retten hat, aber den Besitz des Geistes unsers Erlösers zu erweisen gewillt ist, die Trierer Rede untersucht wird, zwar nicht mit der Lupe, sondern nur mit dem unbewaffneten Auge einer ganz simpeln geschichtlichen Erwägung. Das Neue Testament ist die in Betracht kommende Urkunde, und wir sind da in der glücklichen Lage, daß Korum nicht imstande ist, die Autorität dieser Urkunde in Abrede zu stellen.

Nach der Korumschen Rede muß selbstverständlich das von dem Weibe berührte Kleidungsstück Jesu identisch sein mit dem von den Soldaten verlosten Rocke des Erlösers. Das Neue Testament aber beweist deutlich, daß es zwei ganz verschiedne Kleidungsstücke gewesen sind, nämlich in der ersten Geschichte das Oberkleid, in der zweiten das Unterkleid Jesu.

Die Geschichte von dem blutflüssigen Weibe, auf die der Oberhirte der Diözese Trier anspielte, wird uns von den drei synoptischen Evangelien berichtet, nämlich Mark. 5, 25—34, Matth. 9, 20—22 und Luk. 8, 43—48. Vergleichen wir den griechischen Urtext, so stimmen alle drei Berichte darin überein, daß das von dem Weibe berührte Kleidungsstück Jesu das Oberkleid (griechisch himation, hebräisch simla, lateinisch toga) gewesen ist. Wie um jedes Mißverständnis unmöglich zu machen, fügen Matthäus (9, 20) und Lukas (8, 44) sogar hinzu, das Weib habe die Quaste (griechisch kraspedon, hebräisch zizith, von Luther frei mit „Saum" übersetzt) des himation berührt. Eine solche Quaste mußten nach dem Zeremonialgesetze 4. Mos. 15, 38 (Luther übersetzt hier „Läpplein") die Israeliten an den vier Zipfeln des aus einem großen viereckigen Stücke Tuch bestehenden Oberkleides tragen, und so erfahren wir auch aus dem Munde Jesu in seiner großen Strafrede wider die Pharisäer, daß sie, um den Schein besondrer Gesetzlichkeit zu erregen, diese Quasten auffallend groß trugen (Matth. 23, 5, wo Luther wieder die freie Uebersetzung „Saum" hat). Aber selbst wenn diese durchschlagenden sprachlichen Instanzen nicht vorhanden wären und nur ganz allgemein berichtet würde, das Weib habe das Gewand Jesu berührt, so würde schon die ganze Situation ergeben, daß es nur das Oberkleid gewesen sein kann. Der Heiland befand sich auf dem Wege zum Hause des Jairus im dichtesten Volksgedränge (Luk. 8, 45); das kranke Weib nahte sich ihm schüchtern von der Rückseite (Mark. 5, 27; Matth. 9, 20; Luk. 8, 44), und es ist unmöglich, daß es seine Absicht, das Gewand Jesu zu berühren, anders ausführen konnte, als durch Berührung eben des Oberkleides, welches so getragen wurde, daß zwei Zipfel mit den Quasten auf dem Rücken lagen. So ergiebt sich aus dem Quellenberichte der Evangelien, daß das Gewand Jesu, welches das „fromme, demütige" Weib berührt hat, sein Himation, sein Oberkleid gewesen ist.

Die zweite von Korum herangezogene Geschichte, die Verlosung des Rockes Jesu, findet sich im Evangelium Joh. 19, 23 und 24. Wörtlich nach dem griechischen Urtext übersetzt lautet diese Stelle:

„Als nun die Soldaten Jesum gekreuzigt hatten, nahmen sie sein Oberkleid (der Plural ta himatia ist nach Winer, Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms, 7. Auflage, Leipzig 1867, S. 166 als Plural des Umfangs im Deutschen am besten durch den Singular wiederzugeben) und machten vier Teile, für jeden Soldaten einen Teil, und das Unterkleid (griechisch chiton, hebräisch ketonet, lateinisch tunica); das Unterkleid aber war ungenäht u. s. w." Deutlich werden hier also unterschieden das Oberkleid des Herrn, das die Soldaten in vier Stücke zerschnitten, und das Unterkleid, das sie ganz verlosten.

Bischof Korum hat das Unglaubliche fertig gebracht, zwei so verschiedne Dinge wie das Oberkleid und das Unterkleid Jesu zu identifiziren und sie beide in dem einen Trierer Stoffreste wiederzufinden! Wer dächte nicht bei einer so verblüffenden Unkenntnis des Neuen Testaments an die Enthüllungen, die kürzlich ein Mitglied des unter Korums bischöflicher Aufsicht stehenden Priesterseminars über das wissenschaftlich so niedere Niveau dieser Anstalt veröffentlicht hat?*) Aber die Sache hat noch eine andre Bedeutung. Das auffällige Pochen auf den Apostel Paulus und die Bibelsprüche in seiner Rede richteten sich an die Adresse der Protestanten. Alle Achtung vor dem streitbaren Sinne des Kirchenfürsten, aber die Rüstung, in die er sich steckte, war ihm zu schwer und mußte ihn erdrücken. Unbewußt hat Korum sich selbst und der gesamten ultramontanen Auffassung das Urteil gesprochen. D—e

## Ein Gang durch Trier und seine Pilgerbücher

Uebersicht: 1. Nach Trier! 2. Die katholische Anschauung von der Wichtigkeit der Reliquienschaustellung; 3. Die Gründe der Reliquienverehrung; 4. Die Wirkungen der Reliquienschaustellung; 5. Das Evangelium Christi und die Schaustellung.

### 1. Nach Trier!

„Die Welt staunte über das unerwartete religiöse Schauspiel." So schreibt der bischöfliche Sekretär Dr. C. Willems von der Ausstellung des heiliges Rockes im Jahre 1844. Heutzutage hat sie wohl solches Staunen schon verlernt und unerwartet ist auch nichts, — weder die Ausstellung selbst, noch der Zudrang der Tausende zu dieser Ausstellung. Staunen aber muß man darüber, daß auch heute noch so viele Evangelische rufen: Friede! Friede! und ist doch kein Friede! — daß auch heute noch Evangelische sich verletzt fühlen durch jede Polemik, da es doch Pflicht, heilige Pflicht ist, unserm evangelischen Volke die Augen zu öffnen, daß es die große Kluft sieht,

*) Vgl. Chronik der christlichen Welt Nr. 30 und 37.

die uns von Rom trennt. Oder bedürfen die Gebildeten dessen nicht? Meines Wissens gar sehr.

Ja, eine große Kluft! Niemals hat sich diese Kluft vor meinen Augen so weit gezeigt als in diesen Tagen, und durch nichts ist mir ihr Dasein so bestätigt, als durch das Buch des bischöflichen Sekretärs, das er im Auftrage des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Trier geschrieben hat („Der heilige Rock zu Trier. Eine archäologisch-historische Untersuchung"), sowie eine kleinere Bearbeitung derselben Schrift, die ebenfalls mit bischöflicher Genehmigung gedruckt ist („Wallfahrt nach Trier"). Einige andre Schriftchen für Pilger, deren eins vor mir liegt und den Vermerk trägt: „Mit erzbischöflicher Genehmigung," sind fast wörtlich den genannten beiden Hauptschriften entnommen.

Ehe ich einiges aus diesen Schriften mitteile, seien mir wenige Bemerkungen über den äußern Hergang der Trierfahrt gestattet. Daß sich die Industrie die Gelegenheit zu nutze zu machen suchte, ist bekannt. Zahllos sind die Gegenstände, die mit dem Bilde des heiligen Rockes geschmückt zum Verkauf ausgeboten werden, darunter Geldtäschchen, Pfeifen, Kaffeetassen, Postkarten u. s. w. Wochenlang vorher schon herrschte in der katholischen Bevölkerung tiefgehende Erregung. Die ruhigsten Leute verrieten eine fieberhafte Reizbarkeit, wo sie nur den leisesten Widerspruch vermuteten.

Endlich kommen die langerwarteten Tage. Endlose Pilgerzüge führen die Scharen der Gläubigen gen Trier. Und vor meinem Hause vorbei zogen in den ersten Tagen von nachts zwei Uhr an endlose Prozessionen mit fliegenden Fahnen, Ave-Marias und Wallfahrtsliedern — an jeder Seite der Straße eine lange dünne Reihe, dazwischen hie und da ein Vorbeter. Den Beschluß bilden Wagen, auf denen in Heu die Alten und Kranken gebettet sind. Uebrigens das Ganze ein Bild, das nach meinem Geschmack jedes erhebenden Eindruckes bar ist. Packender wäre es vielleicht, wenn die Schar der Gläubigen in hellen Haufen einherzöge! Abends gehts heim zu Fuß und zu Wagen, — weltliche und geistliche Lieder singend, — hie und da auch einige Trunkene. Das kann ja nicht ausbleiben, und wenn es auch gerade kein sehr deutlicher Beweis ist für „eine überraschende Förderung christlichen Lebens," so dürfen wir doch darauf nicht allzuviel Gewicht legen.

Trier hat sich in jeder Weise zum Empfang gerüstet. Fast aus jedem Hause grüßen Fahnen, — zwei, — drei, — in allen Farben, gelb-weiß, violett-weiß, rot-weiß, weiß mit rotem Kreuz, auch schwarz-weiß und schwarz-weiß-rot. Fast jedes Haus birgt einen Laden, in dem Dinge mit dem Bilde des heiligen Rockes verkauft werden. Zahllose Wirtschaften nnd mächtige Zelte bieten leibliche Erquickung, stehen aber meist leer. Auch andre Speise wird dargeboten. So zeigt eine Wachsgruppe Jesum vor Pilatus. Ein Panorama zeigt Bilder aus dem gelobten Lande und aus dem Leben, Leiden und Sterben Jesu. Machen diese Bilder auch meist einen minderwertigen Eindruck, so ists doch immerhin ein Stück Evangelium inmitten dieses religiösen Festes.

In den Straßen herrscht dichte Fülle, aber keine Ueberfüllung. Dicht besetzt ist der große freie Platz vor dem Dom. Mit mehr als zwanzig Fahnen warten die Scharen, bis ihre Stunde schlägt, da sie „Triers kostbarsten Schatz" erschauen dürfen. Hierher und dorther klingt Beten und Singen ans Ohr. Viele machen sichs bequemer und warten ihrer Stunde in einem benachbarten Wirtshause. Eine essende, trinkende, plaudernde, hie und da auch etwas lärmende Menge. Von irgend welcher Begeisterung ist hierbei naturgemäß nichts wahrzunehmen. Wieder andre lagern — zumal zur Mittagszeit — auf dem nahen Marktplatz längs den Häuserreihen, ihre heimischen Speisevorräte verzehrend. Das Ganze macht den Eindruck eines Volksfestes. Daß es ein religiöses Volksfest ist, verrät sich erst auf dem Domplatz durch das Singen und Beten.

Und warum sollte die römische Kirche nicht ein Volksfest feiern? Haben wir doch auch unsre Missions-, Reformations- und ähnliche Feste, erwarten doch auch wir davon Belebung evangelisch-christlichen Geistes: mit Recht, wenn sie mit der nötigen Weisheit veranstaltet werden. So wird ohne Frage auch dieses Volksfest zur Förderung römisch-katholischen Geistes



reichlich das Seine thun. Aber was ist das für ein Geist? Was ist das für ein Christentum, das hier sich Stärkung holt? Die oben genannten Schriften geben uns darauf mit unheimlicher Klarheit die Antwort.

### 2. Die katholische Anschauung von der Wichtigkeit der Reliquienausstellung

Wenn ich mich damit zu den beabsichtigten Mitteilungen aus diesen Schriften wende, so übergehe ich die Teile, die den geschichtlichen Nachweis der Echtheit des heiligen Rockes zu führen suchen. Auch auf die scheinbaren oder wirklichen Widersprüche zwischen dem größern Buch und den kleinern Büchlein gehe ich nicht ein. Nur eins darf ich vielleicht nicht übergehen. In einem Büchlein von Wilhelm Geile, das mit erzbischöflicher Genehmigung gedruckt ist, befindet sich in den Bericht über das Protokoll der vorjährigen Untersuchung des heiligen Rockes die Bemerkung: „Das Kleid hat viel gelitten, bildet jedoch noch immer ein zusammenhängendes Kleid." In dem wirklichen Protokoll ist davon nichts gesagt, sondern — wenn auch mit vieler Unklarheit — nur von „lückenhaften Stoffteilen" die Rede.

Aber die Frage nach der Echtheit oder Größe oder Kleinheit der Ueberbleibsel des heiligen Rockes scheint mir äußerst geringfügig gegenüber der Offenbarung über die Grundanschauung katholischen Christentums, katholischer Weltanschauung, die uns aus diesem Fest entgegenleuchtet und die uns in jenen Schriften verständlich gemacht wird. Jene Frage kann von rein geschichtlich-wissenschaftlichem Interesse sein, diese Frage aber ist entscheidend dafür, ob zwischen Rom und uns an Frieden, ja auch nur an Verständigung zu denken ist, oder ob hier eine Kluft sich zwischen uns öffnet, über die keine Brücke mehr führt. Diese Frage scheint mir in der öffentlichen Besprechung wie im Urteil einzelner über diese ganze Veranstaltung nicht genügend beachtet oder doch nicht genügend deutlich beleuchtet zu sein.

Eigentümlich berührt es uns schon, daß solchen Schaustellungen eine geradezu ungeheure Wichtigkeit beigemessen wird, daß sie als Hauptstücke christlicher Frömmigkeitsübung erscheinen. So in den Worten:

> Nichts ist zu dem Zweck [der Flut des Unglaubens einen Damm entgegenzustellen] geeigneter, wie kirchliche Feierlichkeiten, welche entsprechend unsrer sinnlich-geistigen Natur mächtig auf die Sinne des Menschen wirken und durch sie auch die Seele erfassen. Die Ausstellungen des heiligen Rockes waren aber erfahrungsgemäß von den segenreichsten Folgen begleitet, sie haben von jeher in überraschender Weise das christliche Leben gefördert und auf ganze Generationen in nachhaltigster Weise gewirkt. (Vorwort des größern Buches, S. VI.) Schon diese Ausstellung der Reliquie (1512) hatte einen tiefen Eindruck auf das gläubige Volk gemacht und die religiöse Gesinnung in weiten Schichten von neuem belebt. (Ebenda S. 92.)

Wie sollte es auch anders sein. Meint doch Dr. Willems:

> Wahrlich, man müßte kein christliches Gefühl, keine Liebe zum göttlichen Heiland haben, wenn solche Andenken uns kalt ließen. (S. 7)

Teilt er doch aus einem Bericht über den Einzug des heiligen Rockes nach längerer Abwesenheit im Jahre 1810 mit:

> Thränen flossen von allen Augen, jeder hielt diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens und segnete den Urheber desselben. (S. 94)

Welche ungeheure Wertschätzung der Reliquien und ihrer Verehrung für das christliche Leben des Volkes im großen wie des einzelnen frommen Herzens! Wie befremdend für uns, die wir alle unsre religiöse Begeisterung aus dem Worte und immer wieder aus dem Worte schöpfen! Und wie warnend zugleich, daß nicht auch wir zu sehr darauf bedacht seien, „kirchliche Feierlichkeiten zu veranstalten, die, entsprechend unsrer sinnlich-geistigen Natur, mächtig auf die Sinne wirken."

### 3. Die Gründe der Reliquienverehrung

Auf welchem Grunde ruht nun diese ungeheuer wichtige Reliquienverehrung? Eine doppelte Begründung bietet uns Willems, die eine ist psychologisch, die andre biblisch.

> Es liegt tief in der menschlichen Natur begründet, das Andenken an teure Personen dadurch zu erkennen zu geben, daß man die Gegenstände in Ehren hält, welche denselben im Leben gedient haben oder mit ihnen in Beziehung gestanden. (S. 2.) Wie sollte man da nicht die Erinnerungszeichen an die Heiligen Gottes, ihre Bilder, die Gegenstände, die sie im Leben gebraucht, und vor allem ihre irdische Hülle hochschätzen und mit kirchlichen Ehren umgeben! (Ebenda!) Und wenn nun schon die Reliquien der Heiligen eine solche Verehrung verdienen,

wie hoch müssen dann erst die Reliquien unsers Herrn geschätzt werden? Die Reliquien erhalten ja ihren Wert gerade durch die Beziehung zu der heiligen Person, welcher sie im Leben angehörten. (S. 7)

So hat man denn auch eine Menge Reliquien aller Art gesammelt. Schon von alters her besaß man in Trier „große, heute noch erhaltne Kreuzpartikeln im Dom, man besaß die schon durch den Egbertschrein im zehnten Jahrhundert gleich dem heiligen Nagel, dem Zahn des Petrus, den Sandalen des heiligen Andreas bezeugten Ringe von der Kette Petri" (S. 153). Dazu kommt das Abendmahlsmesser und Abendmahlshandtuch Jesu u. a. — Was übrigens die „irdische Hülle" der Heiligen Gottes angeht, so haben andre Zeiten anders darüber gedacht, wie sie in Ehren zu halten seien. Sie hielten es nicht für schicklich, sie in der Welt herumzuzerren. Papst Gregor der Große schreibt:

In den römischen Ländern und im ganzen Abendlande gilt es für durchaus unstatthaft, ja als ein Sakrileg, die Leiber der Heiligen zu berühren; wer das wagt, dessen Verwegenheit wird nicht ohne Strafe bleiben. (S. 36)

Ja, derselbe Papst „gesteht, daß er es nicht wagt, das Grab des heiligen Paulus zu eröffnen, wie die heiligen Gebeine auch nur anzuschauen." (Wallfahrt nach Trier, S. 18.) Andre Zeiten, andre Sitten!

Was sollen wir dazu sagen? Gregor hat es vielleicht für pietätvoller gehalten, die Heiligenleiber in ihrer Grabesruhe zu lassen, als ihre Körper und Zähne und Finger und Beine hierhin und dorthin zu verschleudern. Das ist auch unsre Meinung. — Und die übrigen Reliquien? Sicherlich eine gewisse Ehrfurcht würde auch der evangelische Christ diesen toten Dingen entgegenbringen, wenn er zuverlässig wüßte, daß sie wirklich „im Leben einem Heiligen Gottes oder dem Herrn selbst gedient." Aber wie weit ist noch der Schritt von dieser Ehrfurcht bis dahin, daß solche Dinge „mit kirchlichen Ehren umgeben," daß sie zum Zielpunkt einer kleinen Völkerwanderung, daß gar von ihnen Wirkungen erwartet werden, wie die vorhin erwähnten und später noch zu besprechenden!

Die römische Beweisführung liebt es, hie und da auch einmal eine Stelle der heiligen Schrift zu mißbrauchen. So wird denn in unsrer Schrift als beweisende Stelle Apostelgesch. 19, 11 f. angeführt mit den Worten:

Ja, die Reliquienverehrung finden wir schon in der heiligen Schrift. Die Apostelgeschichte berichtet, daß die Gläubigen die Gürtel und Schweißtücher des heiligen Paulus den Kranken auflegten, um sie zu heilen. Man mußte also diese Gegenstände als Reliquien aufbewahren; die heilige Schrift hat kein Wort des Tadels über diese Handlungsweise der ersten Christen, und Gott selbst hat dieselbe durch offenbare Wunder gutgeheißen. (S. 5)

In der That eine echt römische Auslegung. Man lese doch dazu Apostelgeschichte 5, 12—16, wo erzählt wird, daß die Leute ihre Kranken auf die Straße legten, damit auch nur der Schatten des Petrus auf sie falle, und die Evangelienstelle Matth. 14, 35. 36, die davon redet, wie die Scharen sich um Jesum drängten, um den Saum seines Gewandes zu berühren. Was sagt eine verständige Auslegung zu diesen drei Stellen? Sie sagt: es ist hier nicht von „Gläubigen" und „ersten Christen" die Rede, sondern von der großen Masse des Volkes überhaupt; und da sind diese Berichte Zeugnis dafür, wie Großes das Volk von diesen drei Männer hielt und erwartete, aber zugleich Zeugnis dafür, wie der Glaube an ihre Macht — und so doch wohl der Glaube überhaupt, der am Irdischen hängen bleibt — umbiegt in Aberglauben.*) Ich weiß, daß ich mit diesen Worten mir nur das Achselzucken katholischer Ausleger zuziehen würde: aber ist denn die Kluft nicht auch auf diesem Gebiete bereits so groß, daß auf eine Verständigung darüber hinweg ohnehin nicht zu rechnen ist?

— Für die Verehrung des heiligen Rockes insbesondre hat nun unsre Schrift noch eine ganz eigentümliche Begründung:

Wenn auch keine geschichtliche Nachricht über diese heilige Reliquie des Herrn existirte, so wäre es doch von vornherein wahrscheinlich, daß dieselbe der Nachwelt aufbewahrt wurde .... Erscheint dieselbe ja in der heiligen Schrift von solcher Bedeutung, daß sie sogar Gegenstand einer Prophezeiung wurde .... Kein Evangelist unterläßt es, auf

*) Die Beurteilung des Verhaltens der Leute als Aberglaube scheint mir doch dem Wortlaute der Stellen Apostelgesch. 19 und Matth. 14 durchaus fernzuliegen. D H



diesen Vorgang am Fuß des Kreuzes ausdrücklich aufmerksam zu machen, und Matthäus und Johannes bemerken dazu, daß dies geschehen sei, damit die Weissagung in Erfüllung gehe. Es liegt also ein geheimnisvoller Zug hier verborgen; die Väter erklären, daß die ungenähte Tunika, welche nach Gottes Ratschluß nicht zerrissen und geteilt werden sollte, ein Symbol der steten Einheit der Kirche Christi sei. Unter diesen Umständen mußte dies heilige Gewand in den Augen der Apostel und der ersten Christen eine besondere Bedeutung gewinnen. Wenn daher irgend eine Reliquie des Herrn sorgsam aufbewahrt wurde, so wird es gerade die ungenähte Tunika des Herrn gewesen sein. Es kann daher wohl kein Zweifel bestehen, daß dies kostbare Kleinod der Nachwelt verblieb als ein Symbol der einen unzerstörbaren Kirche Christi. (S. 84)

Nun machen ja mehrere Orte Anspruch auf den Besitz des heiligen Rockes. Es wäre also denkbar, daß er in Partikeln geteilt wäre, „um viele Kirchen damit glücklich zu machen." Aber:

Unsers Erachtens würde es dem christlichen Gefühl von jeher widerstrebt haben, diese Reliquien wissentlich und absichtlich zu teilen, gerade wegen ihrer symbolischen Bedeutung. Wenn nach Gottes Ratschluß sogar die Henker das Gewand ungeteilt ließen, wie hätten die Christen dies Symbol der Einheit der Kirche zerstören können? Es muß also auch heute noch diese heilige Reliquie ungeteilt erhalten sein. (S. 88)

Man steht erstaunt — wenn es nicht zu trivial wäre, möchte ich sagen verblüfft vor diesen Sätzen und weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über diese Anschauung von der Vorsehung Gottes — über dieses wunderliche „christliche Gefühl" — über die Kühnheit des Schlusses — oder über die Naivität, die dieser ganzen Anschauung zu Grunde liegt. Wie denn? Merkt denn der Verfasser der Schrift gar nicht die Ironie, die darin liegt, daß diese heilige Reliquie ein Bild der unteilbaren Kirche sein soll? Welche denn? Die „lückenhaften Stoffteile," die mit Mühe und Not wieder vom Schimmel gereinigt und mit Notnähten zusammengeflickt wurden — ein Symbol der „steten Einheit der Kirche"? Oder dürfen wir etwa eben diesen Zustand des „heiligen Gewandes" als eine Weissagung betrachten auf das Ende der Wege der katholischen Papstkirche?

Kehren wir zu dem unterbrochenen Gedankengange zurück. Also aus Psychologie und heiliger Schrift ergiebt sich die Berechtigung und Notwendigkeit der Reliquienverehrung. Daher greift Gott selbst ein, um seine Heiligen, wenn sie etwa in Vergessenheit geraten, den Gläubigen wieder in Erinnerung zu bringen. Dafür nur ein Beispiel:

Der heilige Ambrosius, welchen hohe Abkunft, Bildung und Heiligkeit zu einem vertrauenswürdigen Zeugen machen, erzählt in mehreren Schreiben, wie er durch himmlische Erscheinungen im nächtlichen Gebet belehrt die bereits in Vergessenheit geratenen Grabstätten der vor kaum fünfzig Jahren für den Glauben gestorbenen Märtyrer Gervasius und Protasius in Mailand aufgefunden, ihre noch von frischem Blute überströmten und von süßem Wohlgeruch umgebenen Leiber unter feierlicher Mitwirkung von vielen Bischöfen und Priestern erhoben und in die Kirche übertragen habe. Bei dieser Uebertragung wurde ein Blinder, welcher nur mit dem Tuch die Augen berührte, plötzlich gesund in Gegenwart des Volkes. (S. 4)

Ein Gegenstück dazu wird aus Trier selbst erzählt. Ein frommer Bischof wollte feststellen, was für Reliquien des Herrn in dem Reliquienschrein verborgen lägen. Nach dreitägigem allgemeinen Fasten wird ein besonders frommer Mönch mit der Oeffnung beauftragt.

Er öffnete also den Schrein, in welchem der heilige Agritius diesen Schatz geborgen; allein, wie er den Deckel hebt, da nimmt ihm ein geheimer Ratschluß Gottes, gegen welchen es keine menschliche Weisheit giebt, das Licht der Augen. (S. 64)

Nun sagt zwar Willems:

Man kann ohne Bedenken annehmen, daß der Vorfall der Erblindung des Mönches im Lauf der Zeit ausgeschmückt und erweitert worden sei. (S. 47)

Wenige Zeilen danach aber meint er alles Ernstes:

Wer die Strafe der Erblindung des frommen Mönches lächerlich oder unmöglich findet, den kann man auf ähnliche Fälle im Alten Bunde, auf die Todesstrafe des Ozias, der die wankende Bundeslade vor dem Sturze schützen wollte, hinweisen. Auch Gregor der Große berichtet von dergleichen Vorfällen, welche unter seinem Vorgänger, sowie unter ihm selbst, bei notwendigen Restaurationsarbeiten in der Nähe der Gräber der Heiligen Petrus, Paulus und Laurentius sich zutrugen, wodurch Gott das Kirchengesetz jener Zeit nachdrücklich einschärfen zu wollen schien. Es war dies für die kaum dem Christentum gewonnenen und noch manchen heidnischen Gebräuchen anhänglichen Franken eine heilsame, ja notwendige Maßregel. (S. 47 f.)

Wie? So schreibt ein Jünger des, der auf die Frage des Jakobus und Johannes, ob sie auf die Samariter, die den Herrn nicht hatten beherbergen wollen, Feuer fallen lassen sollten, antwortet: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten“ (Luk. 9, 52—56)? Welche Weltanschauung, welches Christentum, in die uns diese wenigen Sätze hineinschauen lassen! Dort der alttestamentliche Richtergott mit allen Schrecken der Furcht, hier bei uns der barmherzige himmlische Vater, der seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute, der da regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, der da gütig ist auch gegen die Undankbaren und Boshaftigen! Welche Kluft zwischen diesen beiden Arten christlicher Weltanschauung, welche Enthüllung dieser Kluft in obigen Worten! E Str

---

## Von Polizeistrafen

Wenn die Christliche Welt der Besprechung aller das sittliche Leben des Volkes berührenden Fragen ihre Spalten öffnet, so dürfen vielleicht auch die folgenden Bemerkungen, die in jahrelangen, täglichen amtlichen Erfahrungen wurzeln, das Interesse der Leser beanspruchen. Es ist für die christlichen Gemeinden von der höchsten Wichtigkeit, daß mit ihren gesunkenen, insbesondre auch mit ihren in Strafe gefallenen Gliedern so verfahren werde, daß deren sittliche Hebung erzielt wird. Vielfache Hindernisse erschweren allerdings die Erreichung dieses Zieles, die nur zum Teil in der Schlechtigkeit der Gesunkenen selbst oder auch in ihren äußern und Familienverhältnissen ihren Grund haben; oft ist vielmehr die Strafe selbst und die Art, wie sie angewendet wird, ungeeignet, ihren eigentlichen Zweck zu erfüllen. Auf zwei Umstände besonders, die von höchst verderblichem Einflusse sind, soll im Folgenden hingewiesen werden.

1

Wie der Arzt, wenn er an ein Krankenbett gerufen wird, wie der Geistliche, wenn er z. B. zu einem Sühneversuche veranlaßt wird, nicht selten sehr bald den schmerzlichen Eindruck empfängt: hier ist wenig Hoffnung auf Hilfe, hier ist es wahrscheinlich zu spät, so kann auch der Beamte einer Korrektions-, städtischen oder Bezirksarbeitsanstalt oft, sehr oft bei Aufnahme eines Zugängers sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Einlieferung zu spät erfolgt sei, daß der Mensch schon zu tief gesunken sei, als daß man begründete Hoffnung für seine Besserung hegen dürfte. Wird dadurch der Seelsorger einer solchen Anstalt auch sich nicht abhalten lassen, alles zu thun, um auf eine sittliche Hebung hinzuwirken, so kann er doch andrerseits auch sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die gesetzliche Grundlage jener Anstalten der Besserung bedürftig ist, da sie an jenem entsetzlichen Zuspät oft selbst mit schuld ist. Wenigstens wenn man eine solche Anstalt — man verzeihe den nicht schönen, aber nur allzu wahren Vergleich — nicht bloß als den Kehrichthaufen ansieht, auf den der Schmutz zusammengekehrt wird, damit er nicht auf der Gasse liege, sondern den höchsten Zweck aller Strafe, den der Besserung im Auge hat, so wird man anerkennen müssen, daß die gesetzliche Grundlage jener Anstalten eine Aenderung bedarf. Es kommt ja vor, daß 50, 80, 100, ja 150 polizeiliche Haftstrafen an einem Menschen vollstreckt werden, ohne daß ein Besserungsversuch an ihm gemacht worden wäre, denn die polizeiliche Haft kann als ein solcher nicht betrachtet werden. Einige Tage oder Wochen in der schlechtesten Gesellschaft, ohne Arbeit, ohne eine seelsorgerliche Behandlung in Haft zuzubringen, das bessert ja erfahrungsmäßig in den meisten Fällen nicht, ist im Gegenteil geeignet, den Gesunkenen erst recht zu verschlechtern. Da lernt erst einer vom andern, was er selbst an Schlechtigkeit noch nicht wußte. Man stelle sich einmal vor, was es heißt, oben genannte Anzahl polizeilicher Haftstrafen zu verbüßen, 2, 5, 8, 10, 14 Tage in Haft zuzubringen und dann vielleicht ohne Arbeit, ohne Obdach, ohne Mittel hinausgesetzt zu werden, bis nach einigen Tagen wieder Haft und Entlassung unter gleichen Umständen folgt; was es heißt, in einem Jahre vielleicht 10 bis 20 polizeiliche Strafen zu verbüßen! Da ist z. B. ein Bettler, eine Dirne aus einer Stadt verwiesen, sie kehren zurück, und nun folgt endlos Haftstrafe, Ausweisung, Rückkehr u. s. f. So wurde mir z. B. jüngst aktenmäßig ein Fall bekannt, daß in anderthalb Jahren ein Mädchen so neunundddreißigmal polizeilich bestraft worden war. Eine andre hatte vor der ersten Einlieferung in 78 polizeilichen Strafen zusammen 584 Tage Haft wegen zwecklosen Umhertreibens, Lärm, Unzucht, verbotner Rückkehr verbüßt. Was soll man dazu sagen? Etwa: diese Menschen haben es nicht besser verdient? Wohl wahr; aber ist denn die menschliche Gesellschaft ihnen nicht einen Rettungsversuch schuldig? Was wird dieser Versuch aber für Erfolg haben, wenn er nach 50 oder 100 oder 150 polizeilichen Haftstrafen erfolgt? Das wird sich jeder selbst sagen: die Wahrscheinlichkeit einer sittlichen Rettung ist dann fast gleich Null; denn Ehrgefühl, sittlicher Halt und Gewissen mußten bei solchem Leben schwinden, Selbstachtung, Hoffnung auf Rettung und Glaube an Menschenliebe mußten ersterben. Das ließ sich voraussehen, und doch wurde ein rechtzeitiger Rettungsversuch an solch einem Unglücklichen — und ihrer sind viele — nicht gemacht! Warum nicht? Weil die gesetzlichen Bestimmungen nicht erfüllt waren, die eine Einlieferung erlaubten? Auch der liederlichste Lebenswandel, auch die größte Zahl von polizeilichen Strafen, die klar erweisen, daß ein Mensch für einen Korrektionsversuch reif ist, bieten nach den geltenden Bestimmungen keinen Grund zu einem solchen Versuche, wenn nicht andre Umstände, wie Arbeits- und Obdachlosigkeit, Zahlungsunfähigkeit für die Kosten selbstverschuldeter Krankheit u. s. w. hinzukommen. Nun, dann ist es doch furchtbare Wahrheit geworden: der Buchstabe tötet! Ja, der Buchstabe des Gesetzes ist am moralischen Untergange jener Unglücklichen mit schuld, weil er einen rechtzeitigen Besserungsversuch nicht ermöglichte. Oder erlaubten die gesetzlichen Bestimmungen eine frühere Einlieferung, und es fehlte nur an der Anwendung jener Bestimmungen?



Wenn der Polizeirichter mechanisch nach dem Buchstaben des Gesetzes nur immer neue Haftstrafe verfügt, die längst als erfolglos, ja schädlich und darum sinnlos sich erwiesen hat, da sie weder abzuschrecken, noch zu bessern, noch auch nur unschädlich zu machen vermochte, so muß ihn doch schaudern vor dem Gedanken, daß dadurch Hunderte moralisch mit zu Grunde gerichtet werden, eben darum, weil die Strafe ihren Zweck völlig verfehlt, man müßte denn „die Sühne“ dafür ansehen. Einige male mag polizeiliche Strafe allerdings wirksam sein, aber oft wiederholt, zweifellos nicht. Ist sie aber dann nicht überhaupt unsittlich? Was also erstrebt werden muß, das ist dieses: Erstens daß die in Polizeihaft befindlichen Personen nicht bloß vor dem verderblichen Einflusse der Mitgefangenen — durch Isolirung — geschützt, sondern auch seelsorgerlich bearbeitet werden, durch eigne Polizeigeistliche, damit die Haft einen bessernden Einfluß auszuüben vermöge. Zweitens daß das Gesetz dem Polizeirichter die Befugnis und die Pflicht zuspricht, unter Beirat des Polizeigeistlichen nach einer Anzahl von polizeilichen Strafen, die ein sittliches Sinken beweisen, rechtzeitig, d. h. so lange von einer Einlieferung Erfolg zu hoffen ist, die Unterbringung in eine Besserungsanstalt zu beantragen oder zu verfügen. Da könnte es nicht mehr so weit kommen, daß ein Stadtverwiesener 1749 Tage auf der Polizei zubrächte, ein andrer gegen 3000 Tage, das sind etwa acht Jahre! Die Unterbringung in eine Besserungsanstalt wäre z. B. auch ferner in dem Falle wünschenswert, ehe ein Mädchen unter sittenpolizeiliche Kontrolle gestellt wird. Ein ernstlicher Versuch, sie davon abzuhalten, zu belehren und zu warnen, wäre da dringend zu wünschen.

Es mag für den Juristen schwer sein, durch gesetzliche Bestimmungen diese frommen Wünsche zu erfüllen, ohne der Willkür Thür und Thor zu öffnen. Es soll durch Obiges auch keineswegs den Juristen in ihr Bereich gegriffen werden. Aber daß die jetzigen gesetzlichen Bestimmungen sittlich unzulänglich sind und daher geändert werden müssen: das zu konstatiren ist

wohl zunächst Aufgabe der Seelsorge, die das Weitere den dazu Berufenen überlassen muß. Von einem dritten Punkte, daß nämlich die polizeiliche Haftstrafe in gewissen Fällen einen andern Ersatz finden möchte, soll im Folgenden die Rede sein.

2

Ein andrer Uebelstand ist der, daß in unsern Strafanstalten die „Humanität" ohne Zweifel zuweilen am unrechten Orte angewendet wird. Man wolle nicht falsch verstehen! Unnötige Härte wäre grausam; Besserung ist der Hauptzweck der Strafe: das soll auch der Sträfling jederzeit fühlen. Aber es giebt Unverbesserliche oder solche, an denen die jetzt üblichen Besserungsmittel längst als wirkungslos sich erwiesen haben, trotz der vorzüglichsten Einrichtung, Leitung und Aufsicht einer Anstalt. Da sollten doch die Mittel verschärft werden. Wenn jemand sich in einen Abgrund stürzen will, so gebietet doch christliche Liebe, nötigenfalls nicht nur mit sanften Worten und Vorstellungen, sondern auch mit Gewalt ihn zurückzuhalten. So müßte auch mehr mit der Furcht vor der Strafe auf die Unverbesserlichen gewirkt werden. Wenn ein gesunder, arbeitskräftiger, aber arbeitsscheuer, liederlicher, trunksüchtiger Mensch, kaum aus einer Besserungsanstalt entlassen, sich sofort seinem alten Lebenswandel wieder ergiebt, sein Spargeld vergeudet, trinkt, bettelt, kampirt oder in wenigen Tagen sich das Delirium antrinkt, oder wenn ein Beurlaubter seinen Ausgang, auf dem er seine Verhältnisse ordnen sollte, mißbraucht, dann zeigt er doch damit, daß er keine Furcht vor der Besserungsanstalt hat. Der Ehrenpunkt aber kommt solch einem nicht mehr in Betracht, das Gewissen ist abgestumpft, die Vernunft bietet dem Leichtsinne kein genügendes Gegengewicht, eine Familie bietet keinen Halt, dagegen lockt schlechte Gesellschaft: was soll also solch einen vom Rückfalle in das Laster abhalten, wenn nicht die Furcht vor empfindlicher Strafe? Polizei- und Korrektionsstrafe aber sind mild, wenigstens für den, der Ehrgefühl nicht besitzt. Bei häufiger Wiederholung lernt in Strafanstalten ja selbst der Widerspenstigste allmählich der Hausordnung sich fügen, und dann hat er es nach *seinen* Begriffen recht erträglich. Draußen ist es vielleicht kalt; schlechte Kleidung, wunde Füße, Ungeziefer u. s. w. machen den Aufenthalt ungemütlich; in der Anstalt dagegen ist es warm und reinlich, und für Kleidung ist gesorgt. Draußen wird niemand gefragt, ob die Arbeit, mit der er sein Brot verdienen muß, ihm zuträglich, gesund und seinen Kräften angemessen sei; in der Anstalt wird darauf Rücksicht genommen, da giebt es umsonst jederzeit Arzt und gute Pflege auf der Krankenstube. Draußen giebt es elende Wohnung in schmutzigen Gasthäusern, im Freien; mancher redliche Mann, manche kränkliche Familie muß da in dumpfen, finstern Gassen wohnen; die Anstalt dagegen pflegt auf dem schönsten, gesündesten Punkte zu stehen, ist sanitäre Musteranstalt. Kurz, in vieler Beziehung ist es darin besser, als draußen. Was Wunder, wenn gar manche in eine Anstalt zu kommen sich nicht fürchten, sondern sie wohl gar, wenn sie abgerissen und herabgekommen sind, allemal freiwillig wieder aufsuchen, um sich zu erholen, ja wohl gar ein Verbrechen begehen, in der ausgesprochenen Absicht, ins Gefängnis oder Zuchthaus zu kommen. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß gegenüber dem Kampfe um die Existenz, den draußen jeder führen muß, erschlafften Menschen die gesicherte, sorgenfreie Existenz im Arbeitshause viel verführerisch Lockendes hat.

*Gegen solche*, wohlverstanden gegen solche Subjekte wäre doch eine Strenge am Platze, die ihnen wenigstens Respekt vor der Strafe einflößt, wenn sie nun einmal nicht aus bessern Gründen lernen, ihre Freiheit besser anzuwenden. Da wäre die *körperliche Züchtigung* am Platze, die jetzt wohl nur in wenigen Anstalten, und auch da nur gegen gemeine Disziplinarvergehen angewendet wird, noch dazu zum Entsetzen manches Humanitätsschwärmers, der in dieser Strafe eine Entwürdigung der ganzen Menschheit erblickt. Gewiß, ehrenvoll ist sie nicht; aber auch nur gegen solche, deren Ehrgefühl schläft oder erstorben ist, soll sie angewendet werden. Wie soll sie dann aber diese oder gar die ganze Menschheit entwürdigen? Man rede doch hier nicht von der Menschheit, sondern nehme



diese Menschen, wie sie sind. Wenn etwas menschenunwürdig ist, dann ist es nicht die Züchtigung, sondern der fast tierisch rohe Zustand der zu züchtigenden Menschen. Wer die Strafe für entwürdigend hält, der verfällt in den Fehler, den man bei sittlich gesunkenen Menschen fast immer findet, nämlich den, die Folge mit der Ursache zu verwechseln, d. h. anstatt der Sünde sich nur der Strafe zu schämen. Verbrechen und Vergehen wie grober Baumfrevel, Tierquälerei, Notzucht, rohe Schlägereien notorischer Raufbolde, fortgesetztes arbeitsscheues, liederliches Leben fordern doch das genannte Gegenmittel geradezu heraus. Wer solche Dinge zu begehen sich nicht schämt, dem kann die körperliche Züchtigung die Ehre nicht nehmen, denn er hat keine; oder schläft sie nur, nun so wird sie durch jene Strafe gewaltsam aufgerüttelt, und das ist notwendig. Sie bringt es dem Gezüchtigten, wenn alle Vorstellungen abprallten wie an einem Felsen, doch zum Bewußtsein, wie tief er in den Augen andrer gesunken ist; und wer auch dafür gleichgültig ist, dem jagt sie doch einen heilsamen Schrecken ein. Sie, als ultima ratio, nicht bloß gegen Disziplinarvergehen in den Anstalten, sondern *anstatt* einer polizeilichen Haftstrafe und als „Willkommen" bei Beginn einer Strafe angedroht und ausgeführt, würde dem für andre Gründe Unzugänglichen ein Denkzettel sein, den er so bald nicht vergißt. Er würde dann vielleicht nicht mehr zwanzig-, dreißigmal in ein Arbeitshaus kommen, wie jetzt geschieht. Milde am unrechten Orte wird Schwäche, so „Humanität" gegen die gezeichnete Menschenklasse. Mit der „Humanität" mag die körperliche Züchtigung sich nicht vereinigen lassen; mit der *christlichen Liebe*, die alle Mittel versucht, *um zu bessern*, verträgt sie sich wohl, so gut wie die Züchtigung eines Kindes.

Wir kranken an einer falschen Humanitätsdoktrin. Wenn jüngst ein „Sturm der Entrüstung" durch Amerika ging, weil ein gemeiner Mörder, der durch Elektrizität hingerichtet wurde (damit es ihm nur ja nicht weh thue!), drei Minuten bei der Hinrichtung bei Bewußtsein geblieben sein soll, so ist das gemachte Sentimentalität. Wer fragt denn, wie grausam, wie lange jener sein armes, unschuldiges Opfer gequält haben mag, unter welchen Leiden und Entbehrungen oft ein ehrenhafter Mann, eine brave Frau sich durch das Leben schlagen müssen? Lieber gegen diese mehr Mitleid; hier wäre es am Platze!

Dieselbe Sentimentalität aber ist es, die die körperliche Züchtigung als menschenunwürdige Grausamkeit bezeichnet, was sie nicht ist und nicht sein soll. Der gesunde Sinn der großen Mehrzahl des Volkes spricht sich auch unverhohlen und oft recht drastisch für derartige Strafen aus. Von denen, die oft, vielleicht amtlich, mit der sittlichen Hefe des Volkes zu thun haben, also sie und ihre wahren Bedürfnisse kennen, werden sehr wenige dagegen sein. Wie der Mensch, so sei auch seine Behandlung. *Suum cuique!* Christus, der sanftmütige, hat doch auch die Krämer im Tempel nicht höflich ersucht, ihren Platz zu räumen, sondern sie einfach hinausgetrieben und der Wucherer Tische umgeworfen, und die Pharisäer mit Worten angeredet, über die ein Humanitätsschwärmer sich billig entsetzen müßte — darum, weil gegen diese Leute andre Mittel wirkungslos und also zwecklos gewesen wären. Daß der Strenge in jedem Falle die *seelsorgerliche Behandlung* als Kommentar beigesellt sein muß, versteht sich von selbst. Ich kann versichern, daß mehr als einer, der sittlich immer wieder sank und dem ich in Ermangelung der gewünschten Strafe wenigstens mit Worten klar machte, welche Strafe ich für angemessen erachtete, mir in anerkennenswerter Selbsterkenntnis beipflichtete. Wer nur will, wird auch in solchen Worten, in solcher Strafe die aufrichtige Liebe herausfühlen; und wer nicht will, wird wenigstens Respekt bekommen.

Die Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft hat in Düsseldorf vor kurzer Zeit über diesen Punkt beraten und nach einem mir soeben erst zu Gesicht gekommenen Berichte folgende Beschlüsse gefaßt: „*Erstens*: die körperliche Züchtigung ist ein durchaus notwendiges Disziplinarmittel gegen alle Kategorien männlicher Strafgefangenen. *Zweitens*: die Einführung derselben als selbständige Strafe für einzelne Strafthaten ist ein unabweisbares und dringendes Bedürfnis."

Dürfte es nach Obigem nicht richtiger sein, nicht nur gegen Vergehen in Anstalten, sondern auch als Strafe für ehrlose Handlungen, die außerhalb der Anstalten verübt wurden, anstatt einer voraussichtlich wirkungslosen Polizeihaft, sowie als Willkommen die körperliche Züchtigung anzuwenden? Dürfte ferner, wenn nach dem Wunsche genannter Gesellschaft nicht mit der Hand, sondern durch eine Maschine, diese Strafe vollstreckt wird, nicht auch der Grund wegfallen, weshalb gegen weibliche Uebelthäter diese Strafe nicht angewendet werden soll, da diese, wenn sie sittlich einmal gesunken sind, erfahrungsmäßig oft tiefer fallen, als die Männer? Aerztliche Untersuchung, ob die Strafe ohne Gefahr der Schädigung an der Gesundheit vollzogen werden kann, würde selbstverständlich ebenfalls vorausgehen müssen.

Die christlichen Gemeinden, es sei wiederholt, haben Grund genug, den angeregten Fragen ihre Teilnahme zu schenken, sowohl um der Gefallenen als um der andern willen, denen jene eine fortwährende sittliche Ansteckungsgefahr, zumal in großen Städten, bereiten. F—r

## Quittung

Für den Evangelisch-sozialen Kongreß: 30 Mk. von W B, Magdeburg.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Wolf an der Mosel: 20 Mk. von demselben.

Für die evangelische Gemeinde Sypniewo in Westpreußen: 10 Mk. von demselben.

Für die kirchliche Not in Westpreußen: 10 Mk. Rabatt vom Verkauf der Schriften „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“ von G G, Dransfeld.

Für die evangelische Kirche in Rom: 20 Mk. von W B, Magdeburg; 1 von H, Obercrinitz.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 20 Mk. von W B, Magdeburg.

Zur Aufbringung des Pfarrgehaltes für Bethlehem: 200 Mk. durch P G v R, Helsingfors.

Für die deutsch-evangelische Mission in Ostafrika: 18,40 Mk. von Stockacher und Radolfzeller Diasporiten; 5 von H, Obercrinitz.

Für das Paul Flemming-Denkmal: 1,50 Mk. von demselben.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 38 der „Chronik der Christlichen Welt“**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol.,
mit absolvirtem Seminarkursus, der bereits ein Jahr Hauslehrer war, sucht sofort oder zum 1. Oktober eine Stelle als Haus- oder Institutslehrer. Offerten zu richten an Candidat **Eckler, Holtensleben, Reg. Magdeburg.**

**Predigtamtskandidat,**
im Unterrichten geübt, sucht Stellung als Haus- oder Institutslehrer oder als Vikar. Off. unter **O. Sch. 25** an die Geschäftsstelle d. Bl.

Demnächst erscheint:

**Kirchliche Zeit- und Streitfragen.**

Herausgegeben und redigiert von **Dr. Otto Pohl.**

**Heft 2.**

Bitten an die kommende Generalsynode.
Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach.

Inhalt: Einleitung — Abänderung bezw. Ausgestaltung der Kirchenverfassung — Synodale Stellung und Lage der Kirchenbeamten — Kandidaten — Schulen, Kultus und gottesdienstliche Handlungen — Sittlicher und religiöser Zustand der Gemeinden — Disziplinarordnung — Verwaltungssachen — Besondere Anträge — Schlußbemerkungen.

Als erstes Heft erschien innerhalb 4 Wochen bereits in dritter Auflage:

**Der Trierer Rock.**
Von **D. J. Ficks.**
Ein lehrreiches Stück katholischer Kirchengeschichte zur Wertschätzung der Reformation.

Subskriptionspreis für 6 Hefte jährlich 6 M. Das Einzelheft 1,20 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie durch die Verlagsbuchhandlung **Johannes Dreesen** in **Hadersleben.**



Es ist in weiteren Kreisen noch wenig bekannt, daß in Montreux der dortige Zweig des Vaterländischen Frauenvereins in den Wintermonaten eine Pension (Villa Wilhelma) für Herren und Damen hält, die des Anschlusses, der Pflege oder der Ruhe bedürfen. Die Pension ist mit allem modernen Komfort ausgestattet, wird aber mehr im Sinne christlichen Familienlebens ohne Zwang als hotelmäßig betrieben. Pensionspreis 5—6½ Frs. Für Ueberarbeitete und der Ausspannung oder des milden Klimas Bedürftige der gebildeten Stände (Geistliche, Kandidaten, Lehrer, Lehrerinnen u. s. w.) sind einige Stellen zu ermäßigten Preisen vorhanden. Schwerkranke, besonders an Tuberkulose und ansteckenden Krankheiten Leidende können nicht aufgenommen werden. Anfragen sind zu richten an den Frauenverein (Croix Rouge) Montreux-Clarens, Vorsitzende Frau v. Sydow.

## Siebente Jahresversammlung
des
## Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Bremen 1891.

**Dienstag, den 6. Oktober.**

12 Uhr: Sitzung des Zentralvorstandes im Oktogon des Künstlervereins.
6 Uhr: Festgottesdienst im Dom. Prediger: Herr Lic. Dr. Kirmß aus Berlin.
9 Uhr: Gemütliches Zusammensein im Senatszimmer des Ratskellers.

**Mittwoch, den 7. Oktober.**

8 Uhr: Nichtöffentliche Delegirtenversammlung im Oktogon des Künstlervereins.
9½ Uhr: Oeffentliche Generalversammlung im Kaisersaal des Künstlervereins: 1. Begrüßungen. 2. Jahresbericht des Vereinspräsidenten Herrn Pfarrers D. Buß-Glarus mit Ergänzungen des aus Japan heimgekehrten Herrn Pfarrers D. Spinner. 3. Rechnungsablage. 4. Bericht der Delegirten. 5. Verschiedene geschäftliche Angelegenheiten.
3 Uhr: Festmahl im Kaisersaal des Künstlervereins.
8 Uhr: Volkstümliche Abendversammlung im Kasino (auf den Häfen 106): 1. Begrüßungsansprache des Vorsitzenden des Bremer Zweigvereins. 2. Vortrag des Herrn Pfarrers D. Spinner: Der Missionar unter Kulturvölkern, seine Ausrüstung und seine Thätigkeit. 3. Ansprache des Herrn Pfarrers Christlieb aus Wenkheim in Baden: Warum will ich Missionar in Japan werden?

**Donnerstag, den 8. Oktober.**

Ausflug nach Bremerhaven zur Besichtigung der Häfen, der ostasiatischen Schiffe und der Schiffswerften, Begrüßung durch Herrn Pastor Cronemeyer. Bei günstigem Wetter Ausfahrt in See.

Anmeldungen, insbesondre Erklärungen darüber, ob Besorgung einer Wohnung im Gasthofe oder in einem Privathause gewünscht wird, erbitten wir baldigst zu Händen des Herrn Dr. med. Degener, Sielwall Nr. 64.

Das Festbüreau wird in der Nähe des Bahnhofs, im Hotel Germania, Bahnhofstraße 32, am Montag, den 5. Oktober, abends von 6 Uhr ab, sowie Dienstag, den 6. Oktober, von morgens 9 Uhr ab errichtet sein. Dort werden die geehrten Festgenossen jegliche Auskunft erhalten. Daselbst sind auch die Festkarten (unentgeltlich) und die Tischkarten (3 Mk.) in Empfang zu nehmen.

**Der Vorstand und das Festkomitee des Bremer Zweigvereins.**

**Heimstätte für Waisen, Eisenach in Thüringen**

gütigst empfohlen durch die H. Garnison- u. Hofprediger D. Frommel, Missionsdirektor D. Wangemann, Berlin, Hauptprediger Fries, Heiligenstedten, Hauptprediger Behrmann, Hamburg, Pastor Freytag, Ilfeld a. H., Pastor Philippi, Divisionspfarrer Delbrück, Hannover u. v. a. Freundliche Aufnahme einiger Prediger- und guten Familien angehörige Töchter vom 14. Jahre an. Ausbildung z. pass. Lebenszw. 400 Mk. pro anno. Prospekte und Näheres durch Fräulein **Mosche,** Adr. Frau Schramme, Querstr. 9, I.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

**„Jose Caballeros, Princesas“**

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Gnadenberger Cigarren-Lager**

**Eugen Diel, Gnadenberg** bei Bunzlau.

Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre

**„Molly“**

100 Stück 4 Mark.

**Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 39** **Leipzig, den 24. September** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 9 — Kurfürst August I. von Sachsen: 4; 5 — Eine Anfrage an die Herren Theologen Deutschlands aus den Kreisen christlicher gebildeter Frauen — Das Verhältnis von Staat und Kirche in Preußen — Ein Gang durch Trier und seine Pilgerbücher: 4. Die Wirkungen der Reliquienschaustellung; 5. Das Evangelium Jesu und die Schaustellung — Ein Wort für die „Chronik der Christlichen Welt" an die Freunde der „Christlichen Welt" — Verschiedenes: Das zwanzigste Jahrhundert; Allgemeine konservative Monatsschrift; Der Protestantenvereinskalender über den Evangelisch-sozialen Kongreß; Ueber den „heiligen Rock zu Trier" Zur Nachricht — Zur Beachtung — Anzeigen


## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

9

Am 15. April 1870.

Kreuzigung! Ueber das Wort mag man wohl nachsinnen am heutigen Tage. Haben wir doch Karfreitag.

Dem Schmerz fluchen ist leichter als ihn segnen. Aber es ist ein Zurücksinken auf den irdischen, fleischlichen, natürlichen Standpunkt. Wodurch hat das Christentum sich die Welt unterworfen, wenn nicht durch Vergöttlichen des Schmerzes, durch die wunderbare Verwandlung von Marter in Triumph, der Dornenkrone in einen Glorienschein, des Galgens in ein Symbol des Heils? Was bedeutet die Apotheose des Kreuzes anders als den Tod des Todes, die Niederlage der Sünde, die Seligpreisung des Märtyrers, das Zur Wonne werden des freiwilligen Opfers, die Herausforderung des Schmerzes. „Tod, wo ist dein Stachel, Grab, wo ist dein Sieg?" Genötigt, dies Thema durchzuarbeiten — das Todesringen des Gerechten, die Möglichkeit des Friedens inmitten der Todesqual und das Ausstrahlen des Friedens — hat die Menschheit begriffen, daß eine neue Religion geboren war, d. h. eine neue Art, das Leben zu deuten und das Leiden zu verstehen.

Der Schmerz war ein Fluch, den man zu fliehen trachtete. Er wird nun zu einer Läuterung der Seele, einer heiligen Prüfung, entsandt von der ewigen Liebe, zu einer göttlichen Gabe, bestimmt zu unsrer Heiligung, wird ein dem Glauben willkommner Beistand, eine seltsame Weihe für das Glück. O Macht des Glaubens! Alles steht unverändert und ist doch etwas ganz andres geworden. Eine neue Gewißheit straft die Erscheinung Lügen, durchbricht das Geheimnis, stellt einen unsichtbaren Vater hinter die sichtbare Natur, läßt aus Thränen Freude quellen und macht den Schmerz zur vornehmsten Glücksbedingung.

Am 17. Juli 1859.

Immer und überall wird die Erlösung zur Qual, die Befreiung zum Sterben, Linderung zur Opferung. Wer Gnade erlangen will, muß das rotglühende, eherne Kruzifix küssen. Das Leben ist eine Kette von Todesqualen, ein Golgatha, das man nur mit zerschundnen Knieen erklimmt. Man zerstreut sich, betäubt sich, stumpft sich ab, um der Prüfung zu entgehen, man wendet die Augen weg von der via dolorosa. Und immer von neuem muß man hinan. Man erkennt, daß jeder seinen Peiniger in sich trägt, daß der Dämon, die Hölle die eigne Sünde ist, daß die Sünde unser Abgott, und dieser Abgott, der den Willen des Herzens verführt, unser Fluch ist.

Der Sünde sterben! Dies wunderbare Wort des Christentums bleibt wohl die tiefste theoretische Lösung des innern Lebens. Hierin allein ruht der Friede des Gewissens, und ohne diesen Frieden giebt es keinen Frieden....

Ich las eben sieben Kapitel im Evangelium. Das ist beruhigende Lektüre. Unsre Pflicht aus Liebe und Gehorsam thun, Gutes wirken, das sind die darin vorwiegenden Gedanken. In Gott leben und sein Werk erfüllen, das ist Religion, Heil, ewiges Leben, Wirkung und Zeichen einer heiligen Liebe und des heiligen Geistes. Das ist der neue Mensch, den Jesus verkündet, und das neue Leben, in das man durch die Wiedergeburt tritt....

12. April 1868. — Mornex. Ostern. Acht Uhr morgens.

Feierliche, religiöse Eindrücke. Glockengeläut das ganze Thal entlang. Selbst aus den Feldern scheinen Choräle aufzusteigen.

Die Menschheit bedarf eines Kultus. Ist der christliche, alles in allem genommen, nicht der beste? Die Religion der Sünde, Buße und Erlösung, der Wiedergeburt und des ewigen Lebens ist keine Religion, deren wegen man zu erröten brauchte. Trotz allen Irrtümern des Fanatismus, allem Aberglauben des Formalismus, allen hinzukommenden Häßlichkeiten der Heuchelei, allen phantastischen Kindereien der Theologie hat das Evangelium die Welt umgestaltet und die Erde getröstet. Die christliche Menschheit ist nicht viel besser als die heidnische war, aber sie wäre viel schlimmer ohne Re ion und ohne ihre Religion. Jede Religion stellt ein Ideal und Vorbild auf. Das christliche Ideal ist erhaben und ein Vorbild von göttlicher Schöne. Man kann die Ausgestaltung der Kirchen mißbilligen und sich vor Jesu beugen. Man kann der Geistlichkeit mißtrauen und die Katechismen verwerfen und doch den Heiligen und Gerechten lieben, der gekommen ist, zu retten und nicht zu verdammen. Jesu Persönlichkeit wird immer der Maßstab für die Kritik des Christentums bleiben, und würde das Christentum auch zu Grabe getragen, so würde doch die Religion Jesu weiter leben. Auf den Glauben an den Gott Jesus würde dann der Glaube an Jesu Gott folgen.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, daß Mrs. Ward, die vor dem Erscheinen ihres Robert Elsmere Amiels Journal intime ins Englische übersetzt hat, augenscheinlich diese Stelle Robert Elsmere bei der Gründung seiner neuen Brüderschaft in den Mund legt. Und diese ist wahrscheinlich auch auf Amiels Bemerkung (siehe oben Spalte 821) zurückzuführen. Um so erstaunlicher bleibt es, daß sie von Amiels tiefem christlichen Bewußtsein nicht mehr aufgefaßt und auf ihren Helden und den Gehalt seiner neuen Religion übertragen hat.

Das vollendete Christentum ist ihm noch nicht in die Erscheinung getreten:

10. November 1852.

Wir haben zu viel Barbarenblut in den Adern und ermangeln des Maßes, der Harmonie und der Anmut. Das Christentum hat die menschliche Einheit zerstört, den Menschen in einen innern und äußern, die Welt in Erde und Himmel, in Hölle und Paradies geschieden; freilich um eine tiefere und wahrere Einheit herzustellen. Aber die Christenheit hat diesen mächtigen Sauerteig noch nicht verdaut. Die wahre Menschheit hat sie sich noch nicht erobert; sie lebt noch in dem Widerstreit von Sünde und Gnade, von hienieden und droben. Sie hat noch nicht das Herz Jesu erfaßt und sich angeeignet. Sie steht noch in dem Narthex*) der Buße und noch nicht im Einklang mit sich selbst; ja sogar die Kirchen tragen noch die Livree der Dienstbarkeit und kennen nicht die Freude der Töchter Gottes, die mit dem heiligen Geist getauft worden.

Schuld daran trägt die übertriebene Arbeitsteilung. Dumme und schlechte Erziehung, die nicht den ganzen Menschen entwickelt. Hierin liegt das Problem des ganzen Elends. Wir haben die Sklaverei abgeschafft, ohne die Frage der Arbeit zu lösen. Rechtlich giebt es keine Sklaven mehr, wohl aber thatsächlich. Und so lange die Mehrzahl der Menschen nicht frei ist, kann man die begriffliche Bedeutung des freien Menschen nicht empfinden, auffassen, ja nicht einmal realisiren. — Gründe genug.

Die Verweltlichung des Christentums geißelt er scharf:

März 1869.

Die Zahl der Menschen, die wahr sehen wollen, ist außerordentlich gering. Sie werden von Furcht vor der Wahrheit beherrscht, oder wenigstens von der Besorgnis, daß die Wahrheit ihnen nichts nützen werde, was ungefähr auf den Eigennutz als Prinzip der gewöhnlichen Philosophie herauskommt oder heißt, die Wahrheit sei für uns gemacht, wir aber nicht für die Wahrheit....

Die Menschheit hat stets die verfolgt oder getötet, die ihre eigen-

*) Vorhalle.

nützige Ruhe gestört haben. Der einzige Fortschritt, den sie begehrt, ist die Zunahme ihrer Genüsse....

Am 15. November 1876.

.... Die christlichen Völker offenbaren deutlich ein Gesetz der Ironie, sie bekennen die Bürgerschaft des Himmels, den ausschließlichen Kultus ewiger Güter; und niemals ist das Trachten nach vergänglichen Gütern, das An-der-Erde-hängen, der Durst nach Eroberungen glühender gewesen als bei diesen Völkern. Ihr Wahlspruch steht schnurstracks in Widerspruch mit ihrem thatsächlichen Streben. Sie segeln unter falscher Flagge und schmuggeln unter ruhmrediger Gewissensruhe. Und das ist nicht etwa heuchlerischer Betrug: nur Anwendung des Gesetzes der Ironie. Der Betrug ist so gebräuchlich, daß der Missethäter selbst ihn nicht bemerkt.

Alle Nationen leugnen ihn am hellen Tage ab, und keine fühlt, wie lächerlich sie dadurch wird. Man muß Japaner sein, um die possenhaften Widersprüche der christlichen Zivilisation zu bemerken. Man muß Bürger auf dem Monde sein, um völlig die Dummheit des Menschen und das Andauern seiner Illusion zu begreifen....

Gegen Ende seines Lebens, während sich seine echte, demütige Ergebung in den Willen Gottes mehr und mehr vertieft, scheint er in Bezug auf den Gehalt des Christentums immer abstrakter im Denken zu werden:

Am 4. Februar 1881.

Seit vielen Jahren ist mir der immanente Gott gewisser gewesen als der transcendentale, Jakobs Religion fremder als Kants und selbst Spinozas. Die ganze semitische Dramaturgie ist mir als ein Werk der Einbildungskraft erschienen. Die apostolischen Dokumente haben an Wert und Bedeutung in meinen Augen verloren. Der Glaube und die Wahrheit haben sich mir mit zunehmender Genauigkeit von einander getrennt....

In seinem Urteil über Renans Jesu Leben spricht sich dagegen ein tiefes Erfassen christlicher Grundbegriffe aus:

15. August 1871.

Zum zweitenmal Renans Leben Jesu in der sechzehnten Auflage der Volksausgabe gelesen. Charakteristisch für seine Analyse des Christentums ist es, daß die Sünde darin keine Rolle spielt. Und wenn etwas den Erfolg der frohen Botschaft unter den Menschen erklären kann, so ist es doch, daß sie die Befreiung von der Sünde brachte, mit einem Wort die Erlösung. Man hätte erwarten müssen, daß die Religion in religiöser Weise ausgelegt und ihr Hauptgegenstand nicht unterschlagen würde. Dieser „marmorbleiche Christus" ist es nicht, der die Kraft der Märtyrer gewesen und so viele Thränen getrocknet hat. Dem Verfasser fehlt der sittliche Ernst, und er verwechselt Adel mit Heiligung der Seele. Er behandelt einen rührenden Vorwurf als feinfühliger Künstler, aber sein Gewissen scheint an der Frage keinen Anteil zu nehmen. Wie kann man eine epikuräische Einbildungskraft, die sich die Wonnen eines ästhetischen Schauspiels erlaubt, mit den Todesqualen einer Seele, die leidenschaftlich die Wahrheit sucht, verwechseln? In Renan ist ein Ueberbleibsel seminaristischer Verschlagenheit; er erdrosselt mit heiligen Stricken. Seine verächtliche Süßigkeit mag ihm gegenüber der mehr oder minder listigen Geistlichkeit hingehen. Aber aufrichtigen Seelen schuldet man eine achtungsvollere Gerechtigkeit. Mag er das Pharisäertum verspotten, aber mit anständigen Leuten sollte er ehrlich verfahren.

Für Adolph Monod hat er eine warme Bewunderung:

Am 9. November 1851. — Sonntag.

Im Tempel St. Gervais die zweite Rede Adolph Monods gehört; vielleicht nicht so großartig, aber fast noch kühner und für mich erbaulicher als die vom vorigen Sonntag. Gegenstand war der Apostel Paulus oder das thätige Leben, wie der der vorigen der Apostel Johannes und das innere Leben des Christen. Ich war von den goldnen Ketten seiner Beredsamkeit wie gebunden; ich hing an den Lippen des Redners, entzückt von seiner Anmut, seinem Schwung und seiner Kunst, seiner Aufrichtigkeit und seinem Talent. Ich begriff, daß den Großen Schwierigkeiten nur erhöhte Inspiration verleihen und das, was andre straucheln macht, Anlaß ihrer höchsten Triumphe wird. Er hat anderthalb Stunden lang St. Paulus weinen lassen, ihn zur Amme gemacht, ihn seinen alten Mantel suchen, seine Vorschriften für Timotheus über Wein und Wasser trinken erteilen lassen, das Leinen, das er ausgebessert, besprochen, seinen Freund Tychicus, kurz lauter Dinge, die Lächeln hätten hervorrufen können. Und er hat anhaltend damit zu erschüttern und die ernstesten und ergreifendsten Lehren daraus zu ziehen gewußt. In Thränen des Schmerzes, der Barmherzigkeit und Zärtlichkeit hat er den ganzen Paulus wieder erstehen lassen, als Märtyrer, Apostel und Mensch, in einer Größe, Salbung, einer Wärme idealer Gestaltung, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist.

Die Apotheose des Schmerzes in unsrer Zeit des Wohlbehagens, wo Hirten und Herden in den Gefilden Capuas erschlaffen. Die Apotheose brünstiger Bruderliebe, in unsrer Zeit der Kälte und Gleichgiltigkeit Menschenseelen gegenüber. Die Apotheose eines menschlichen, natürlichen Christentums, das Fleisch und Blut und Leben geworden, in unsrer Zeit, wo die einen es sozusagen unter den Menschen herabwürdigen und die andern es darüber hinaus führen. Und endlich zum Schluß — die Notwendigkeit verlangt eines neuen Volkes, einer kräftigeren Generation, um die Welt zu retten angesichts der drohenden Stürme: „Wach auf, Volk Gottes! Säe mit Thränen, um mit Freuden und unter Siegesgesang zu ernten." Welche Studie ist solche Predigt! welche Schätze der Geschicklichkeit bewundert man und weint doch zugleich. Diktion, Komposition, Bilder, alles belehrend und köstlich. Ich war erstaunt, gerührt, ergriffen. C B



## Kurfürst August I. von Sachsen

4

Fragen wir nach den geheimsten Triebfedern dieser Handlungsweise des Kurfürsten gegenüber seinen protestantischen Mitständen, so sind sie, meine ich, darin zu suchen, daß Kurfürst August sich um jeden Preis im Besitz seiner Macht erhalten wollte. Ich will davon absehen, daß es ihm doch gewiß geschmeichelt hat, sich von allen Parteien umworben zu sehen, daß es ihm eine gewisse Genugthuung gewährt hat, die Entscheidung in seiner Hand zu haben: seine Stellung als Kurfürst im Reiche, sein Besitz an Land und Leuten war doch ganz und gar auf den deutschen Verhältnissen, wie sie sich von 1547—1555 entwickelt hatten, begründet; war es da denn ausgeschlossen, daß bei einem neuen Kriege der Kurhut wieder der ernestinischen Linie zu teil wurde? —

Daß auf die Erhaltung oder auch, wenn möglich, die Mehrung seiner Macht das Streben Augusts in erster Linie ausging, beweist auch sein Vorgehen in den Bistümern Merseburg, Meißen und Naumburg. In dem Kampf um diese merkte man nichts von Ergebenheit und Freundschaft zwischen Ferdinand und August. Wenn der Letztere das Spiel gewann, so liegt es zumeist daran, daß der Kaiser den Kurfürsten nicht entbehren konnte und es deshalb bei Verfügungen belassen mußte, an deren Befolgung August nicht dachte. Sein Bruder Moritz hatte Karl V. keinen Dienst erwiesen, ohne zu fragen, was ihm dafür würde; sollte August umsonst Ferdinand I. zu Willen sein? Auch darin folgte er der Politik seines Bruders, daß er gerade die genannten drei Stifter der protestantischen Religion zu öffnen und somit auch thatsächlich zu unterwerfen versuchte.

Kraft der ihm zustehenden Schutzherrlichkeit über sie nahm er die Vertretung der Bischöfe vor dem Reiche in Anspruch; auch erachtete er sie für verpflichtet, auf den Landtagen zu erscheinen und die dort bewilligten Landsteuern mitzutragen. Die Bischöfe nahmen aber dieselben reichsfürstlichen Rechte in Anspruch wie der Kurfürst, und Kaiser Ferdinand stellte sich auf ihre Seite. In einem Erlaß vom 25. Juni 1559 verbot er dem Kurfürsten außer anderm die Beeinträchtigung der Bischofswahl seitens des Kapitels. Für Meißen kam dieser Erlaß bereits zu spät; denn schon 1555 war auf Betreiben Augusts der Domherr Johann von Haugwitz zum Bischof gewählt worden mit der Verpflichtung, in dem Stift, soweit möglich, die protestantische Religion zu pflegen und selbst dabei zu bleiben; anfangs 1559 war dieser Vertrag erneuert worden.

In Merseburg wurde 1561 eine neue Bischofswahl nötig. Trotz aller von kaiserlicher und päpstlicher Seite angewandten Mühe erreichte auch hier der Kurfürst sein Ziel; die protestantische Mehrheit des dortigen Kapitels postulirte dessen achtjährigen Sohn Alexander als Bischof. Zwar erteilte der Kaiser dem Erwählten nicht die Regalien, weil er nicht die päpstliche Konfirmation erlangt habe; das hinderte aber den Kurfürsten nicht, für seinen unmündigen Sohn das Stift weiter zu verwalten. Durch die im Widerspruch mit dem oben erwähnten Erlasse Ferdinands erfolgte Besetzung von Schloß und Stadt Zeitz zwang Kurfürst August später auch das Naumburger Kapitel, ihm zu willfahren und auch dieses Bistum seinem Sohne Alexander zuzuwenden. Von der Zeit ab blieben die Stifter Meißen, Merseburg und Naumburg mit den kursächsischen Landen verbunden.

So hatte der sächsische Kurfürst für seine Person und sein Land den geistlichen Vorbehalt außer Kraft gesetzt: das Interesse seiner fürstlichen Macht ließ ihn hier über die Reichsgesetze hinwegsehen.

5

Aber auch als Landesfürst hat August eifersüchtig über seine Macht und deren unbedingte Anerkennung und Erweiterung gewacht. Das sechzehnte Jahrhundert war überhaupt die Zeit,

in der sich die Fürsten den größten Zuwachs an landesherrlicher Gewalt errangen: die wirtschaftlichen Verhältnisse sowohl wie die religiösen begünstigten ihre darauf gerichteten Bestrebungen. In letzterer Beziehung war es der 1526 aufgestellte und 1555 bestätigte Grundsatz: Cujus regio, ejus religio, der sie frei schalten und walten ließ. Gestützt auf dieses Gesetz führten sie religiöse Lehrbücher und Kirchenordnungen ein nach ihrem Belieben und übten eine Kirchenzucht, die zuweilen an das Unerhörte grenzt. Es läßt sich denken, daß Kurfürst August in keiner Beziehung hinter seinen Standesgenossen zurückblieb. In Kursachsen, namentlich in Wittenberg hatte seit 1546 Melanchthon die geistige und geistliche Führung übernommen. Wie Luther, so erachtete auch er als unbedingtes Erfordernis einer gedeihlichen Entwicklung der Kirche die Erhaltung der reinen Lehre, wie sie jener wieder ans Licht gebracht. Niemand kann indessen leugnen, daß dieser Begriff bei ihm immer dehnbarer geworden war. Hatte er 1530 bei Abfassung der Augsburgischen Konfession sich der altkatholischen Ausdrucksweise so viel als möglich genähert, um desto leichter Frieden stiften zu können, auch alles recht „in Glimpf gezogen," was gegen die Mißbräuche in der katholischen Kirche zu sagen war, so hatte er im Jahre 1537 sogar bei der Unterschrift der Schmalkaldner Artikel durch den bekannten Zusatz zu seinem Namen dem Papsttum unter gewissem Vorbehalt seine Berechtigung zugesprochen. Bei der Einführung des Interim vollends hatte er sich den Anschauungen der Katholiken noch mehr genähert und gar vieles in den äußren Gebräuchen und Formen bei ihrem Gottesdienst als gleichgiltig, als „Adiaphoron" bezeichnet, was auch die Protestanten ohne Sünde annehmen könnten. In Bezug auf die Fassung der einzelnen protestantischen Lehren war er sich ferner nicht gleich geblieben. Konnte er 1530 in Augsburg aus allzu großer Friedensliebe und Aengstlichkeit dem mächtigen Kaiser gegenüber die Straßburger und andre den Schweizern näherstehende Bekenner der evangelischen Lehre nicht schroff genug abweisen, so machte er ihnen im Jahre 1540 ein großes Zugeständnis, indem er in der damaligen Ausgabe der Augsburgischen Konfession im lateinischen Text dem zehnten Artikel eine unbestimmtere Fassung gab.

Kurfürst August, ein treuer Anhänger der lutherischen Lehre, war indessen überzeugt, daß Melanchthon im Geiste seines großen Meisters und Freundes lehre und wirke, war er doch selbst nach dessen Loci theologici unterrichtet und durch diese in die Lehre Luthers eingeführt worden. Deshalb ließ er Melanchthon und seinen Anhängern überall freie Bahn und schaffte ihm seine Feinde vom Halse. Wie im ganzen deutschen Lande, wollte er auch in seinem Fürstentum Ruhe haben; dazu kam, daß ihm nichts ferner lag als theologische Grübeleien, denen andre Fürsten jener Zeit, besonders Christoph von Württemberg, mit Vorliebe nachhingen.

Der bedeutendste Gegner Melanchthons war ohne Zweifel Matthias Flacius. Beide gerieten mit einander in Streit über den Begriff der reinen Lehre Luthers. Flacius mußte die kursächsischen Lande verlassen und flüchtete sich nach Magdeburg; von dort wurde er in das herzogliche Sachsen an die dort neugestiftete Universiät Jena berufen. Hier gewann er großen Anhang; so kam zu dem politischen Gegensatz der beiden sächsischen Linien auch noch der kirchliche.

Um keinen Zweifel darüber zu lassen, was in seinem Lande Rechtens sein solle, ließ Kurfürst August 1559 das Corpus doctrinae Misnicum erscheinen, das bezeichnend genug nur Schriften von Melanchthon enthielt, nämlich die Augsburgische Konfession nach der Fassung von 1533 und 1540, die Apologie dieses Bekenntnisses und die 1551 im Hinblick auf das Tridentiner Konzil verfaßte sächsische Konfession, die Loci theologici u. a. Allen Angriffen auf diese Lehrnorm stellte August den Satz entgegen, daß in ihr die göttliche Lehre klar genug sei, und forderte von seinen Unterthanen, sie ohne Widerrede anzunehmen und durch die That zu beweisen, daß sie sie in ihr Herz aufgenommen hätten.

Die Zwistigkeiten in den sächsischen Landen veranlaßten den Herzog Christoph von Württemberg, seine Versuche zur Aufstellung einer einheitlichen Lehrnorm für die evangelischen Kirchen wieder aufzunehmen. Von der dogmatischen Einheit



erhoffte er auch eine politische; einig im Glauben, meinte er, würden die Protestanten auch den Reichsgewalten gegenüber eher „für einen Mann" stehen können.

Daß in politischer Beziehung August anders dachte als Christoph, wissen wir; deshalb wich er dem Drängen des Württembergers zunächst aus. Nun trat aber ein Ereignis ein, durch das Herzog Christoph sich mehr als vorher aufgefordert fühlte, seine Einigungspläne zu betreiben. Kaiser Ferdinand hätte gar zu gern einen Ausgleich zwischen Katholiken und Protestanten zuwege gebracht. Unter die zu diesem Zwecke unternommenen Versuche gehören in erster Linie die Religionsgespräche. Ein solches fand 1557 in Worms statt. Bei dieser Gelegenheit traten die Gegensätze zwischen den verschiednen Richtungen unter den Protestanten offen zu Tage: die herzoglich sächsischen Theologen protestirten gegen die Lehraufstellungen der Kursachsen; daraufhin wurden sie ausgeschlossen und das Gespräch abgebrochen. In den folgenden Jahren verschärften sich die Gegensätze noch mehr. Jetzt sträubte sich auch Kurfürst August nicht mehr, zur Herbeiführung einer Einigung in der Lehre an einer Versammlung aller protestantischen Stände teilzunehmen, zumal Herzog Johann Friedrich ihm entgegen kam, und die voraussichtliche Wiedereröffnung des Konzils zu Trient es auch ihm geboten erscheinen ließ, daß die Protestanten mit einem einmütigen Bekenntnis aufträten. Weiter gehenden Anträgen von Württemberg und Hessen gegenüber verlangte er aber, daß die versammelten Reichsstände zu nichts angehalten werden sollten, als zu der erneuten Unterzeichnung der Augsburgischen Konfession.

Nach diesen Verhandlungen wurde die Versammlung am 21. Januar 1561 zu Naumburg eröffnet. Der Vorschlag des sächsischen Kurfürsten, die Konfession von 1530 zu unterschreiben, in der Vorrede aber die Uebereinstimmung zwischen dieser und der von 1540 zu erklären, fand Beifall. Das Ergebnis der Verhandlungen haben wir in der „Naumburger Repetitio der Augsburgischen Konfession und Apologie." In dem Vorwort heißt es über das Verhältnis der beiden Ausgaben der Konfession, die von 1540 und 1542 sei nur „ausführlicher gestellt" als die vorige; darum wollten die Versammelten ebenso wenig von dem spätern als von dem ersten von ihren Vorfahren und zum teil von ihnen übergebnen Bekenntnis abweichen, zumal „solche erklärte Konfession jetzund dem mehrerteil" bei ihren Kirchen und Schulen in Gebrauch sei. Das Schriftstück unterschrieben indessen nur die Fürsten von der Pfalz, Kursachsen, Württemberg, Hessen und Baden.

Einen neuen Versuch, die in der Folge durch Ausbreitung des Calvinismus noch mehr getrennten Glaubensbrüder zu einigen, machte Kurfürst August im Jahre 1569. Am 8. September versammelten sich die Vertreter sämtlicher protestantischen Fürsten zu Erfurt. Wie vorauszusehen war, kam man auch hier nicht überein; durch Sachsens Vermittlung wurde nur so viel erreicht, daß über den Calvinismus, der in der Pfalz die Herrschaft gewonnen hatte, nicht gestritten und somit eine weitere Erregung der Gemüter verhindert wurde.

Doch es währte nicht lange, daß Kurfürst August den Pfälzern gewogen blieb. Wie als Reichsfürst, so machte er auch als Landesfürst seit der Bartholomäusnacht eine bedeutsame Schwenkung. Die Calvinisten sah er jetzt als die Partei an, durch die auch in Deutschland eine Störung des Friedens herbeigeführt werden könne. Nun mußte er gerade damals die bittre Erfahrung machen, daß Personen in seiner nächsten Umgebung den Versuch wagten, die calvinische Abendmahlslehre in seinem Lande zur geltenden zu erheben. Bereits 1571 hatten sie einen darauf zielenden Vorstoß gemacht, als sie für die lateinischen Schulen einen Katechismus ausgehen ließen, in dem sie doppelsinnige Formeln anbrachten, sodaß die Lehrsätze recht wenig bestimmt lauteten. Da erhoben die Gegner ihr Haupt; die Folge war, daß Kurfürst August die Theologen und Superintendenten seines Landes zu einer neuen Formulirung der mit dem Abendmahl zusammenhängenden Lehren aufforderte mit der Anweisung, das Bekenntnis solle ein gut lutherisches sein. Eine Reise nach Wien zu dem Kaiser bestärkte ihn in seinem Haß gegen die Calvinisten, der sich bald furchtbar äußerte. Ein Brief des Superintendenten Stößel an den Hof-

prediger Schütz war an eine verkehrte Adresse gelangt. So kam die Absicht des Verfassers und des Adressaten, die kursächsische Kirche unvermerkt zu der calvinischen Abendmahlslehre herüberzuziehen, an den Tag. Der Kurfürst, von diesem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, sah darin ein schweres Verbrechen und nahm, jähzornig und herrisch, wie er war, an den Urhebern des Planes, besonders an dem Rat Craco, grausame Rache. Dann ordnete er unter Androhung der Landesverweisung an, daß die in einer neuen Lehrformel niedergelegte alte lutherische Abendmahlslehre überall in seinem Lande von den Geistlichen bekannt und gepredigt würde. Nur wenige leisteten dem Befehle nicht Folge; ein Beweis, wie treu die kursächsische Geistlichkeit an Luthers Lehre hing.

Nunmehr war der Kurfürst auch geneigt, mit andern lutherischen Landesfürsten zusammen eine neue für ihre Länder insgesamt geltende Lehrformel aufstellen zu lassen; damit kam er dem so oft ausgesprochenen Wunsche des Herzogs von Württemberg endlich freundlich entgegen. Gefördert wurden diese Bestrebungen noch dadurch, daß am 26. Oktober 1576 der durchaus calvinistisch gesinnte Friedrich III. von der Pfalz gestorben war; sein Sohn und Nachfolger Ludwig hielt sich zu der streng lutherischen Partei. Die Frucht der eingeleiteten Verhandlungen ist die von Andreä, Chemnitz und Selnekker endgiltig verfaßte Formel der Concordia, zu deren strenger Nachachtung die kursächsische Geistlichkeit durch eine neue Kirchenordnung von 1580 verpflichtet wurde. Das war die letzte bedeutende That, die Kurfürst August als Landesfürst in kirchlicher Beziehung ausgeführt hat.

Er starb am 20. Februar 1586, zu einer Zeit, wo in der Pfalz der Calvinismus unter Joachim Kasimir die Herrschaft zurückeroberte, die Scheidung und somit Schwächung des Protestantismus also von neuem der Welt kund wurde; wo anderseits die katholische Restauration überall ihr Haupt mächtig erhob; wo man endlich „unter rasch fortschreitendem Verfall der Reichsverfassung" in eine „neue Epoche deutscher Kämpfe" eintrat. R—n

---

## Eine Anfrage an die Herren Theologen Deutschlands aus den Kreisen christlicher gebildeter Frauen

Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Diese herrliche Verheißung unsers Herrn hat ihre Kraft bisher bewährt in allen Verhältnissen des öffentlichen und privaten Lebens; wer hätte sie nicht auch schon in seinem eigensten persönlichen Leben erfahren dürfen, wenn es ihm ernstlich um Erkenntnis der Wahrheit zu thun war? Und würden wir die befreiende Macht der Wahrheitserkenntnis nicht noch in viel größerm Umfange erfahren haben, wenn wir ernster darum gerungen hätten?

Eine wichtige Frage, die in unsrer Zeit eine brennende geworden ist, scheint mir in dem Ringen um diese Wahrheitserkenntnis ganz besonders vernachlässigt zu sein, ich meine die Frauenfrage.

Wäre es nicht längst in erster Reihe die Pflicht der evangelischen Theologie gewesen, in freier, vorurteilsloser, echt protestantischer Schriftforschung diese Frage zu behandeln? Oder hat sie es vielleicht gethan? Mir wenigstens ist keine einzige wissenschaftlich-theologische Schrift bekannt geworden, so sehr ich auch darnach gesucht habe, die diese Frage zum Gegenstande gründlicher Untersuchung gemacht hätte. Veranlassung dazu hätten die Verhältnisse des praktischen Lebens sowohl, als auch die verschiedenartigsten Schriftstellen wahrlich reichlich genug gegeben. Mit einer Predigtweise, wie etwa der berühmte Monod dieses Thema behandelt in seinen Predigten „Das Weib," und wie er dazu die betreffenden Schriftstellen ein- und ausdeutet, ist wahrlich zur Klarstellung dieses Punktes nichts gethan; im Gegenteil, es ist das eine Tröstung und Beschwichtigung, die jeden klar denkenden und gesund fühlenden Menschen verletzen muß. Thatsächlich wird durch eine solche Art der Schriftbehandlung mehr Schaden als Nutzen gestiftet; denn ich habe es erlebt, daß gerade sehr tüchtigen und charaktervollen Frauen dadurch das Christentum fremd, ja verleidet ward.



Wollen es die Theologen etwa wirklich der Sozialdemokratie überlassen, diese ungemein wichtige, mit der sozialen und religiösen Frage so eng verflochtene Frauenfrage in die Hand zu nehmen und sie in ihrer Weise, vielleicht aus einem falschen Prinzip heraus zur Entscheidung zu bringen, ähnlich wie sie die Sonntagsfrage in eine schiefe Richtung zu drängen suchen? Das dürfte wohl weder zum Segen der Kirche noch der Frauen, sowie des gesamten Volkslebens ausschlagen.

Meine Frage an die Herren Theologen allgemein gefaßt ist nun diese: Hat die Ansicht der Apostel Paulus und Petrus über die Stellung der Frauen im öffentlichen und privaten Leben göttliche Autorität, weil sie in Uebereinstimmung mit Christi Sinn und Geist ist, oder entbehrt sie dieser Uebereinstimmung und wäre vielleicht aus den damaligen kulturgeschichtlichen Zeitverhältnissen zu erklären, also nicht für alle Zeiten verbindlich?

Viele Punkte scheinen mir für letztere Anschauung zu sprechen. In einigen Punkten sicher ist die göttliche Autorität der Ansichten Pauli von allen, auch den strengsten evangelischen theologischen Richtungen bisher verneint worden, wenn auch mehr stillschweigend, so doch allgemein durch die Praxis: wir halten uns nicht mehr für verpflichtet, bedeckten Hauptes zu beten, wie Paulus das 1. Kor. 11, 5—6. 10. 13 verlangt.

Sodann: wenn der Apostel 1. Kor. 7 der Ehelosigkeit das Wort redet, so wird dem oft mit einer Energie, die fast komisch wirken könnte, widersprochen, auch von solchen strengen Bibelgläubigen, die sonst auf jedes Wort des Apostels schwören. Sie sprechen es bei jeder Gelegenheit als Dogma aus, daß der einzige von Gott gewollte Beruf des Weibes die Ehe sei.

Ich möchte aber etwas näher auf die andern, die Frauenfrage betreffenden Schriftstellen eingehen. Ich betone jedoch ausdrücklich, daß ich weit entfernt davon bin, theologische Lehrsätze aufstellen zu wollen; nur Fragen und Bedenken erlaube ich mir hier offen zu äußern, wie sich diese wohl jedem denkenden Laien beim ernsten Forschen in der Schrift aufdrängen; ich bitte nur um Belehrung.

Die erste und grundsätzlich wichtigste Frage drängt sich mir auf aus folgenden beiden apostolischen Stellen: 1. Kor. 11, 3. u. 7:

Ich lasse euch aber wissen, daß Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt; der Mann aber ist des Weibes Haupt; Gott aber ist Christi Haupt. — Der Mann aber soll das Haupt nicht bedecken, sintemal er ist Gottes Bild und Ehre; das Weib aber ist des Mannes Ehre;

sowie Eph. 5, 22—33:

Die Weiber seien unterthan den Männern, als dem Herrn. Denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeine, und Er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeine ist Christo unterthan: also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen. Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleichwie Christus auch geliebet hat die Gemeine und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte, und hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort, auf daß er sie ihm selbst darstellte, eine Gemeine, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich. Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben als ihre eignen Leiber. Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst. Denn niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset, sondern er nähret es und pfleget sein, gleichwie auch der Herr die Gemeine. Denn wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebeine. Um deswillen wird ein Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und werden Zwei ein Fleisch sein. Das Geheimnis ist groß: ich sage aber von Christo und der Gemeine. Doch auch ihr, ja ein jeglicher habe lieb sein Weib als sich selbst; das Weib aber fürchte den Mann.

Also die erste Frage ist diese: Wie ist das Verhältnis der Frau zu Christus aufzufassen? Hat sie eine andre Stellung zu ihm als der Mann? Eine erst durch den Mann vermittelte? Hat die Frau etwa auch ein andres Sittlichkeitsideal, als der Mann es hat an Christus? Fast könnte es scheinen, als sei das allerdings die Meinung des Apostels, und doch widerspricht er selbst dieser Annahme Galater 3, 28:

Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu.

Ich komme zu der zweiten Frage. Sie betrifft die Stellung der Frau ihrem Manne gegenüber in der Ehe.

Leider haben wir für dieses Verhältnis keine bestimmte

Weisung von Christus; doch wo er auf die Frage der Pharisäer über die Ehescheidung antwortet (Matth. 19 und in den Parallelstellen), behandelt er beide Teile, Mann und Frau, als völlig gleichberechtigt und gleichverpflichtet. Für das Gemeinschaftsleben im allgemeinen aber giebt er nur das Gebot der Liebe und der Demut, in dem einer dem andern dienen solle (Matth. 23, 8—12, dazu die Parallelstellen). Sollte er dies nicht auch auf das innigste menschliche Gemeinschaftsverhältnis angewendet wissen wollen?.

Die geheimnisvollste und mir völlig unbegreifliche Auseinandersetzung des Apostels Paulus bezüglich des ehelichen Verhältnisses bleibt mir aber Eph. 5, 22—33 (vgl. oben). Wäre ich nicht stets dessen eingedenk, daß Paulus unter den Dienern und Boten Christi das größte religiöse Genie und ein sittlicher Charakter ersten Ranges ist, ich würde versucht sein, in dieser Entwicklung die größte männliche Anmaßung zu finden, deren nur ein Orientale fähig ist, sogar in Rücksicht auf Christus diese Parallele eine Blasphemie zu nennen.

Was stellt denn den Herrn Christus so hoch seiner Gemeinde gegenüber und giebt ihm das Recht der Forderung des Gehorsams in allen Dingen? Ists nicht vor allem die Einzigartigkeit seiner heiligen Persönlichkeit und seines Erlösertodes, womit er sich diese Gemeinde teuer erworben und gewonnen hat und er sie fortan bauet und zur Vollendung führt durch Ausgießung seines heiligen Geistes? Wo ist auch nur eine Spur dieser Rechtsgrundlage in dem Hoheitsanspruch des Mannes der Frau gegenüber?

Ferner: Ist die Begründung des männlichen Hoheitsanspruches in 1. Tim. 2, 13f.

Denn Adam ist am ersten gemacht, darnach Eva. Und Adam ward nicht verführet, das Weib aber ward verführet, und hat die Uebertretung eingeführet

und in 1. Kor. 11, 8f.

Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib ist vom Manne. Und der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen

bei den Ergebnissen der heutigen wahrheitsgemäßen Geschichts- und Schriftforschung als berechtigt aufrecht zu erhalten? Angenommen aber, die theologische Wissenschaft vermöchte es heute nicht mehr, den Standpunkt des Apostels Paulus zu teilen, der augenscheinlich für geschichtliche Thatsache hält, daß Eva um Adams willen aus einer seiner Rippen gemacht und später zuerst verführt wurde, würde sie dennoch die Folgerungen, die sich dem Apostel aus dieser Thatsache ergeben, aufrecht erhalten wollen und können?

Ich komme zu dem dritten Punkte, zur Stellung der Frau im öffentlichen Leben, und zwar zuerst als lernende 1. Kor. 14, 35:

Wollen sie aber etwas lernen, so laßt sie daheim ihre Männer fragen. Es steht den Weibern übel an, unter der Gemeine zu reden.

Es handelt sich doch wohl darin um das Lernen zur Erlangung religiöser Erkenntnis. Ist es nun wirklich in Christi Sinne und Geiste: erstens, daß es völlig in das Belieben der Frau gestellt ist, ob sie „etwas lernen will“ oder nicht; gilt denn nicht auch ihr die sittliche Forderung 1. Kor. 14, 20: „Werdet nicht Kinder an dem Verständnis, sondern an der Bosheit seid Kinder; am Verständnis aber seid vollkommen“? und Kol. 1, 11: „Wachset in der Erkenntnis Gottes“ u. a. m.? Zweitens: entspricht das der Praxis Christi, die Frau mit diesem Lernbedürfnis nur an ihren Mann zu verweisen? Hat nicht Christus allezeit auch die Frauen um sich versammelt, und lesen wir je, daß er sie ins Haus verweist? Sogar das Weib, die seine Rede mit einer lauten Seligpreisung unterbricht (Luk. 11, 27), ermahnt er nicht zum Schweigen, sondern antwortet ihr mit einer Belehrung von großer Wichtigkeit.

Der vierte Punkt nun betrifft das Verbot des Lehrens, 1. Tim. 2, 12:

Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre.

Ich frage wieder: Haben wir auch dafür einen Maßstab in Christi Handlungsweise? Mir scheint dies so; aber ebenso scheint mir auch hier wieder die Uebereinstimmung zwischen Christus und Paulus zu fehlen. In allen Evangelien lesen wir nämlich, daß die ersten, von Christus selbst beauftragten



Verkündiger der Auferstehungsthatsache die Frauen gewesen sind. Und nicht nur das; der Maria Magdalena giebt er einen Auftrag prophetisch-lehrhaften Inhalts von der größten Wichtigkeit: „Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott.“ Jesus läßt also seine Jünger durch dieses Weib erstens darüber belehren, daß er zu ihnen in ein neues [? D. H.] Verhältnis getreten, ihr Bruder geworden sei, und zweitens über seine eigne, der Auferstehung nun folgende Vollendung. Giebt diese Schriftstelle nicht viel zu denken?

Eine Einschränkung hinsichtlich ihrer Lehrthätigkeit scheinen allerdings auch von ihm die Frauen zu erfahren. Er bildet keine weiblichen Apostel gleich den männlichen aus, die er mit dem Evangelium in die ungläubige, feindselige Welt hinaussendet; seine den Frauen gegebenen Aufträge gelten nur seinen Gläubigen. Oder gälte das etwa auch den mitversammelten Frauen, was uns Apostelgeschichte 1, 8 berichtet wird von den letzten Reden des Herrn: „Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem, und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde.“ Sowie die Worte in Matth. 28, 19 und Luk. 24, 48 f.? Jedenfalls ein Verbot dieser weitergehenden Verkündigung durch die Frauen lesen wir nirgends. Läßt nicht vielmehr die Erzählung von Jesu und der Samariterin Evang. Joh. 4 auf das gerade Gegenteil schließen?

Diese Geschichte ist mir in vieler Beziehung lehrreich. Zunächst das Gespräch an sich, soweit es uns mitgeteilt ist. Von den einfachsten Dingen ausgehend leitet der Herr über zu dem, was seine ganze Seele erfüllt, indem er zu dem Weibe (nicht etwa in erbaulicher Art, nur an ihr „Gefühl“ sich wendend) religiöse Wahrheiten von größter Tiefe und Tragweite ausspricht. Keine Spur von geistiger Herablassung ist bei ihm zu bemerken, wie sie so leicht bedeutende und unbedeutende studirte Männer im Gespräch mit Frauen fühlen lassen, die oft so verletzend, mitunter aber auch komisch wirkt. Sollte es sich nicht empfehlen, zumal für die Herren Theologen, den „Damen“ gegenüber auch einfach von dem zu reden, was diese Herren selbst begeistert und bewegt, und nicht so oft zu thun, als übersteige das unsern Horizont und sei nicht geeignet für eine „Damenunterhaltung,“ als müsse diese sich nur immer hübsch auf der Oberfläche halten, damit ja nicht die „echte Weiblichkeit“ in Gefahr gerate, durch geistige Vertiefung ihres „Zaubers entkleidet“ zu werden. Doch das nur nebenbei.

Die Hauptsache, um die es sich für mich in der Geschichte von der Samariterin handelt, bezüglich meiner obigen Frage ist dies, daß Christus, nachdem er sich dem Weibe als den verheißenen Messias zu erkennen gegeben hat, sie keineswegs etwa zurückhält und in die Stille verweist, da sie nun hingeht in die Stadt, den Leuten dort ihre persönliche Erfahrung mitzuteilen und sie zu Christo zu rufen.

Und wie die Samariter nun diesem Rufe folgen und schließlich den Herrn bitten, bei ihnen zu bleiben, wie er diese Bitte gewährt, wie dann diese Leute das schöne Bekenntnis zu dem Weibe ablegen: „Wir glauben nun fort nicht und deiner Rede willen, wir haben selbst gehöret und erkannt, daß dieser ist Christus, der Welt Heiland“: hat sie da nicht einen gesegneten Erfolg ihrer Wirksamkeit „durchs Wort“ aufzuweisen, um den jeder männliche Prediger sie beneiden könnte? Und wäre nicht wahrscheinlich ganz Samaria um seine seligste Erfahrung gekommen, wenn das Weib nach der Unterhaltung mit Christus nun still nach Hause gegangen wäre und den Leuten nur durch einen „reinen stillen Wandel ohne Wort“ gepredigt hätte? Jedenfalls hat sies auch daran nachher nicht fehlen lassen, und daran darf es wohl kein Jünger und Prediger Christi fehlen lassen, wenn das Wort die rechte Kraft haben und nachhaltig wirken soll.

Bei vielen Gelegenheiten bleibt aber oft gar nicht so viel Zeit, um in dieser langsamen, nicht sogleich die Aufmerksamkeit erweckenden Weise zu predigen; soll darum die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen? Es wird doch gerade oft genug den

Frauen (in spöttischer Weise) eine bedeutende Redegabe zuerkannt; warum soll diese nicht geheiligt und in den Dienst des Reiches Gottes gestellt werden wie jede Gabe? In der Apostelgeschichte 21, 8 f. wird uns ja auch berichtet, daß die vier Töchter des Evangelisten Philippus in Cäsarea weissagten. Wenn also der heilige Geist sich bei den Frauen mit den gleichen Gaben erweist, wie bei den Männern, heißt es denn dann nicht wider den heiligen Geist streiten mit solchen Verboten des Lehrens?

Hiermit habe ich nun schon den letzten Punkt berührt: die Befähigung der Frau zur öffentlichen Arbeit im Reiche Gottes. Veranlassung dazu bietet mir zunächst 1. Petri 3, 7:

Gebet dem weiblichen, als dem schwächsten Werkzeuge seine Ehre, als auch Miterben der Gnade des Lebens.

Ich muß auch hier wieder gestehen: niemals finde ich in des Herrn Christus Reden hinsichtlich der Frauen einen solchen herablassenden Ton, wie er aus diesen Worten klingt. Ich frage: was heißt das „schwächste Werkzeug“ und: wessen „Werkzeug“ und wozu? Ists nicht so gemeint: Gottes oder Christi zum Bauen seines Reiches? Gilt denn aber auch im Reiche Gottes der als schwach und minderer Ehre wert, der über geringere physische Kräfte zu verfügen hat? Ist nicht in diesem Reiche die größte Kraft, zufolge einer Fülle von Bibelstellen, der Glaube, der durch die Liebe thätig ist? Wem aber hat Christus ein größeres Lob des Glaubens gespendet, als dem kananäischen Weibe (Matth. 15, 28)? Und um Gottes Liebe in ihrer größten Innigkeit und Treue anschaulich zu machen, gebraucht Jesaias 49, 15 das Bild eines Weibes, die ihres Kindleins nicht vergessen könne. U. s. w.

Wenn also die Frau nicht minder eines bergeversetzenden Glaubens fähig ist als der Mann und sie in der Liebe sogar Hervorragendes zu leisten vermag: mit welchem Rechte bezeichnet denn Petrus das Weib als das „schwächste Werkzeug,“ dem auch „seine Ehre“ gegeben werden solle —, also nur eine verhältnismäßige Ehre, wie ja auch aus den vorhergehenden Versen zu schließen ist? Und ferner: gilt denn nicht auch in Bezug auf die Frauen, was Paulus von der Mannigfaltigkeit der geistlichen Gaben schreibt (1. Kor. 12)? Was berechtigt denn die Apostel, die Frauen alle in eine Schablone zu zwängen und ihnen zu verbieten, ihre „mannigfaltigen Gaben des Geistes“ sich auch in ihnen erzeigen zu lassen zum „gemeinen Nutzen?“ Ich vermag es kaum zu fassen, wie der Apostel Paulus mit seinen sonstigen großartigen Freiheitsgedanken und Grundsätzen der Hälfte der Menschheit so furchtbare Fesseln anlegen konnte. Ist das nicht um so erstaunlicher, als ihn doch Propheten des alten Bundes, wie Joel (3, 1), auf den sich ja auch Petrus in seiner ersten Pfingstpredigt bezieht (Apostelg. 2, 16—18: „Das ist es, daß durch den Propheten Joel zuvor gesagt ist: Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch, und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen und eure Jünglinge sollen Gesichter sehen und eure Aeltesten sollen Träume haben, und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in den selbigen Tagen von meinem Geiste ausgießen und sie sollen weissagen“) hätten eines andern belehren müssen?

Und wenn ich nun bedenke, welche außerordentlich weittragenden Konsequenzen aus den Ansichten der Apostel in diesem Punkte sich durch beinahe zwei Jahrtausende geltend gemacht haben, so staune ich, aber sicher nicht freudig, wie die theologische Forschung bisher diesen wichtigen Gegenstand so hat umgehen können. Wie ist es nur möglich gewesen, frage ich mich immer und immer wieder, dieses Gebiet von der wissenschaftlich-theologischen Forschung so gänzlich auszuschließen? Oder wenn man das nicht so gänzlich gethan hat, als es mir scheint, warum werden wir Laien nicht mit den Ergebnissen bekannt gemacht?

Es nimmt mich das umso mehr Wunder, als ich immer voller erkenne, daß die Frauenfrage kein Gebiet für sich ist, das still in Frauenvereinen auszubauen wäre, sondern vielmehr für die religiöse wie soziale Frage von der größten Bedeutung und Tragweite ist! Wäre nicht auch vielleicht darauf zurück-



zuführen, daß der „lebendige Leib,“ den die Gläubigen in Christo darstellen (Röm. 12, 4; 1. Kor. 12, 12 u. 27), zu einer recht normalen, gesunden Entwicklung noch nicht hat kommen können, weil man der Hälfte der Glieder dieses Leibes stets nur „einerlei Geschäfte“ zugewiesen hat: muß der Leib da nicht notwendig irgendwie verkümmern? Was hat die Kirche der Reformation zumal für eine Entschuldigung in dieser Hinsicht? Da doch schon Luther auf einem so freien Standpunkte hinsichtlich der Schriftforschung stand, wie er köstlicher nicht gedacht werden kann, der besonders gut gekennzeichnet wird durch Aussprüche wie etwa folgender:

Das aber ist der rechte Prüfstein für alle Bücher, wenn man sieht, ob sie Christum treiben oder nicht; was Christum nicht lehrt, ist nicht apostolisch, wenns gleich Petrus oder Paulus lehret; was Christum prediget, apostolisch, wenns gleich Judas, Hannas oder Pilatus thäte.

Warum sind die gestrengen Herren Lutheraner nicht in diesen Bahnen weiter gewandelt?

Was berechtigt denn überhaupt einen Menschen, und wenn es der Apostel Paulus ist, einer nur irgendwie vorhandenen geistigen Fähigkeit und Begabung Fesseln anzulegen und ihr einen bestimmten engen Wirkungskreis anzuweisen, in dem diese Begabung nur allein und ausschließlich sich bethätigen dürfe, und wenn dieser enge Kreis den Fähigkeiten und Begabungen nicht genügend Raum zur Bethätigung bietet, diese dann einfach zu lebenslänglicher Haft zu verurteilen? Ziemt es uns Menschen nicht vielmehr, jeder geistigen und geistlichen Begabung zu ihrer gesunden Entwicklung und Bethätigung Freiheit und Förderung zu gewähren? Müßten nicht gerade die geistbegabtesten Persönlichkeiten des weiblichen Geschlechts sich von einem Evangelium abgestoßen fühlen, das für sie keine Freiheitsluft hat? Und wenn es nur Menschensatzungen wären, die die Frauen von dieser Freiheitsluft des Evangeliums absperrten, könnten diese dann eine Kirche als ihre treue Mutter lieben, die das durch die Jahrhunderte hindurch duldete, ohne sich auch nur zu rühren?

Ist denn nicht dieser furchtbare Geisteszwang, den unser Geschlecht durch die Jahrtausende hindurch hat tragen müssen, nächst dem Gewissenszwang, unter dem Luther geseufzt und gerungen, und gegen den er dann mit aller Kraft gekämpft hat, der schlimmste, der einem geistbegabten Wesen auferlegt werden kann? Ja, er ist eben in vielen Beziehungen derselbe.

Ist es dieser Thatsache gegenüber nun nicht heilige Pflicht, daß mit dem größten sittlichen und wissenschaftlichen Ernst untersucht werde, ob dieser Zwang wirklich dem Geiste und Willen Christi entspricht? Stellt es sich dann dabei heraus, und zwar unzweideutig, daß dem wirklich so ist, nun dann haben wir uns einfach stillschweigend zu fügen und die schwere Last, die Gottes Wille uns auferlegt, in Geduld zu tragen. Ergiebt es sich aber, daß nur Menschensatzung ein so schweres „Joch“ auf der Jüngerinnen Hälse legt, so verlangt Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und Gewissen, daß es energisch abgeschüttelt werde, folge daraus, was da wolle!

Sollen wir uns nun mit der Bitte um Hilfe in diesem Ringen an die Kirche und Theologie wenden, oder an die Sozialdemokratie?

Ich ziehe das Erstere vor in der freudigen Zuversicht, daß in unsrer Kirche doch, trotz aller Versäumnis, der Geist des Herrn regiert, von dem es verheißt: „der wird euch in alle Wahrheit leiten.“

„Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“*)

M—o

## Das Verhältnis von Staat und Kirche in Preußen

„Welche Entwicklung hat das Verhältnis von Staat und Kirche in Preußen im neunzehnten Jahrhundert genommen, und welcher Verbesserungen ist es fähig und bedürftig?“ — so

*) Die Verfasserin hat den Wunsch ausgesprochen, daß der Verfasser der „Bitteren Wahrheit“ ihre Anfrage beantworten möge. Diesem Wunsche wird in einer der nächsten Nummern entsprochen werden.

D H

lautet das Thema eines Vortrages, den Professor Beyschlag auf der diesjährigen Konferenz des Landeskirchlichen evangelischen Vereinigung gehalten hat. Der Vortrag ist im Druck erschienen (Halle, Eugen Strien, 1891; 25 S.; 40 Pfge.) und hat auf ernsthafte Beachtung Anspruch.

Ich muß es mir versagen, auf die geschichtlichen Ueberblicke, die Beyschlag giebt, ausführlicher einzugehen; sie mögen bei ihm nachgelesen werden. Was sich wie ein roter Faden durch die Geschichte dieses Jahrhunderts hindurchzieht, ist Bevormundung und Hintansetzung der evangelischen, Nachgiebigkeit und Liebedienerei gegen die römische Kirche; und dies unter dem Aushängeschild einer Parität, die, als Grundsatz voll logischen Widersinns, in der thatsächlichen Ausübung zur stärksten Imparität sich gestaltet hat. Die Beweise für diese Behauptung wird jeder, der im kirchlichen Leben steht, aus eigner Erfahrung leichtlich vermehren können. Ich stehe davon ab, es ist zu bitter schmerzlich.

Auf einen Punkt aber möchte ich doch hinweisen, der für Beyschlag außerhalb seiner Betrachtungsweise lag, der aber gleichfalls besonders deutlich zeigt, wie völlig hinfällig die immer noch prätendirte Fürsorge der Staatsregierung für die evangelische Kirche ist. Es ist hinlänglich bekannt, daß die Kirche die Mutter der Volksschule ist und daß die meisten Dotationen der Schulstellen kirchlichen Ursprungs sind. Trotzdem behauptet die Regierung grundsätzlich den Standpunkt, daß diese Dotationen Eigentum der Schulstellen oder der Schulgemeinde seien, und verlangt von den Kirchengemeinden den Nachweis des Gegenteils. Bekanntlich ist dieser bei der frühern Sorglosigkeit in Verwaltungssachen schwer zu führen. Der Schule also wird das weitestgehende Wohlwollen zugewandt, die Kirche aber unter Abweisung aller Gründe der Billigkeit auf den starrsten Rechtsboden verwiesen. Nur etwa den Büttel auf dem Gebiete der Schule zu spielen, wird sie allenfalls für gut genug gehalten.

In dem ganzen Umfang des staatlichen Lebens, wo nur irgend die Kirche in Frage kommt, haben wir die stets wiederkehrende Erscheinung, daß die Anforderungen an die Kirche aufs äußerste gesteigert, die Aeußerungen des Entgegenkommens auf das knappste eingeschränkt werden. Ein Staat aber, der so verfährt, hat nicht mehr das sittliche Recht, die Entwicklung der Kirche zu leiten.

Hier spricht Beyschlag den meisten bewußt evangelischen Christen aus dem Herzen:

> Müßte oder könnte man diesen augenblicklichen Zuständen in Preußen irgend welche Dauerhaftigkeit zutrauen, dann bliebe denen, welche die evangelische Kirche lieb haben, kaum etwas andres übrig, als sich der Bewegung auf Wegfall des landesherrlichen Summepiskopats und damit auf prinzipielle Aenderung unsers Verhältnisses zum Staate anzuschließen.

Aber Beyschlag vertraut, daß die von Gott geordnete unbiegsame Natur der Dinge hier Wandel schaffen wird. Und sicherlich, so gewiß alle Lebensgrundlagen des preußischen Staates protestantisch sind, so naturnotwendig wird er sich eines Tags gegenüber der Anmaßung Roms auf seine evangelische Art und Sendung wieder besinnen.

Von dem so zur Selbstbesinnung gekommenen Staate erwartet Beyschlag, daß er der römischen Kirche alle Freiheit gewähren werde, die mit der Sicherheit des Staates und seinen Verpflichtungen gegen das evangelische Bekenntnis vereinbar ist, aber jedes positive Gemeinschaftsband mit ihr lösen.

> Man wird sie ihre Bischöfe frei wählen lassen, aber dieselben nicht wie Fürsten behandeln noch zu Ratgebern der Krone machen, und jede Uebertretung der Staatsgesetze an ihnen und ihrem Klerus unnachsichtlich ahnden. Man wird ihr die einmal zugesagte Dotation, vorausgesetzt, daß sie sie nicht durch Auflehnung gegen den Staat verwirkt, belassen, im übrigen aber sie ebenso wie die nicht bevorzugten Kultusgemeinschaften auf ihre eigne Steuerkraft verweisen. Man wird ihr Ordenswesen auf seine Gemeinnützlichkeit oder -schädlichkeit prüfen und es jedenfalls nur innerhalb ihres eignen Bedürfnisses, mit Ausschluß aller Propagandazwecke, gestatten. Man wird die der katholischen Jugend dienende Volksschule von aller klerikalen Beeinflussung freistellen und, ohne daß dem katholischen Dogma in ihr zu nahe getreten werden dürfte, dafür sorgen, daß ihr Geist ein gemeinchristlicher und deutsch-nationaler sei.
>
> Werde dies System mit fester Hand durchgeführt, so werde man die politischen Schwierigkeiten, die der römische Katholizismus bereitet, endlich überwinden. Daß dies möglich ist, ist auch meine Ueberzeugung, aber ich fürchte, es wird erst noch vieler übler Erfahrungen bedürfen, ehe der preußische Staat den zu solchem Vorgehen erforderlichen Mut gesammelt hat. Möchte es ihm erspart bleiben, daß es der Mut der Verzweiflung sei.

Für die evangelische Kirche verwirft Beyschlag das System der „Trennung von Staat und Kirche“ meines Erachtens mit Recht: Suum cuique, nicht idem cuique. Preußischer Staat und evangelische Kirche sind nach Art und Entstehung auf ein Gemeinschaftsverhältnis angewiesen. Der Staat, der nicht bloß Rechts- und Notstaat sein will, sondern das ganze Kulturleben des Volkes umfaßt, insonderheit auch Bildung und Erziehung, muß sich zu der Kirche freundschaftlich stellen, die für diese Kultur zielsteckend und bahnbrechend geworden ist, durch ihre Glaubensüberzeugung seine Aufgabe mit der Würde des göttlichen Berufs umkleidet und durch Unterricht, Predigt und Seelsorge die sittlichen Anschauungen und Kräfte bildet, von deren Vorhandensein aller Erfolg der staatlichen Bestrebungen abhängt. Die evangelische Kirche aber muß sich zu dem Staate freundschaftlich stellen, weil einerseits unter den obwaltenden Umständen ihr Bestand als Volkskirche und damit ihre Einwirkung auf das gesamte öffentliche Leben nur durch das landesherrliche Kirchenregiment sicher gestellt ist, und weil andrerseits mit Wegfall dieses Regiments die geistlichen Leiter der Kirche mit Zwangsbefugnis ausgestattet werden müßten, was für die evangelische Kirche nur zum Unheil ausschlagen könnte. Denn Beyschlag wird wohl Recht haben, wenn er sagt,

> daß ein weltliches Kirchenregiment für die wahre Freiheit der Kirche, d. h. für die unbevormundete Entwicklung ihres innern, geistlichen Lebens, größere Bürgschaft giebt als ein geistliches. Es hat nie getaugt, diejenigen, welche ihrem eigentlichen Beruf nach „zu bitten haben an Christi Statt“ (2. Kor. 5, 20), zugleich mit dem Befehlen und Strafen im Namen des Gesetzes zu betrauen.

Unter diesen Voraussetzungen faßt Beyschlag die berechtigten Beschwerden der evangelischen Kirche gegen das landesherrliche Kirchenregiment dahin zusammen, daß sich dieses „viel zu geistlich geartet, viel zu sehr in die innerlichen Fragen des kirchlichen Lebens sich einzumengen gewöhnt und dadurch der Kirche selbst, der Gemeinde der Gläubigen, den Lebensodem freier Selbstbestimmung benommen“ habe. Dem entgegen solle das landesherrliche Kirchenregiment sich auf die Regelung der äußern Angelegenheiten der Kirche beschränken, die materielle Entscheidung der innerlichen Angelegenheiten aber der Gemeinde der Gläubigen überlassen, „in welcher auch der Landesherr nur ein einfaches Glied ist.“

Dieselbe Selbstbescheidung fordert Beyschlag auch von den Konsistorien, und hier führt er eine besonders scharfe Sprache:

> Unsre Konsistorien haben sich gewöhnt, sich überaus geistlich zu geberden, da sie doch um kein Haar breit geistlicher sind als der vom selben Landesherrn ernannte Kultusminister; sie führen in allen innern kirchlichen Fragen das große Wort; ja sie fühlen und geberden sich als die Oberseelsorger der Gemeinde, die als berufenste Wächter der Rechtgläubigkeit das Seelenheil derselben zu hüten hätten. Wie seltsam kontrastirt das alles mit dem Titel „Königlich,“ den sie mit Emphase führen.

Er hält dem das Wort Luthers entgegen: „So aber die Obrigkeit sich vermißt, der Seele Gesetze zu geben, so greift sie Gott in sein Regiment, verführt und verdirbt die Seelen,“ und formulirt seine Forderungen an die Kirchenregierung wie folgt:

> Wollte Gott, unsre landesherrlichen Behörden ... fänden ihre Hauptsorge darin, Gemeinden zu stiften, Parochien zu teilen, den Bau von Kirchen zu fördern, Geldmittel zu beschaffen und alte Mißbräuche, namentlich in Geldsachen, abzustellen; sie suchten ihre Ehre vielmehr darin, die Anliegen der Gemeindekirche der Staatsgewalt gegenüber zu wahren und der politischen Geringachtung der evangelischen Kirche und Bevorzugung der römischen kräftig entgegenzutreten, anstatt mit dem Schwergewicht der Staatsgewalt auf der freien Selbstverwaltung und Selbstbestimmung der Gemeinden zu lasten.

In der Einzelgemeinde und darüber hinaus in den Synoden sieht Beyschlag die Erscheinung der Kirche, d. h. der Gemeinde der Gläubigen, darum wünscht er mit vollem Recht das Schwergewicht aller innerkirchlichen Entscheidungen hierher verlegt zu sehen. Neuer Gesetzgebung bedarf es dazu nicht, es kommt nur darauf an, die Bestimmungen unsrer „Kirchengemeinde- und Synodalordnung,“ die Beyschlag für die beste der in Deutschland vorhandenen Kirchenverfassungen erklärt, völlig in Wirksamkeit

zu setzen. Allerdings ist dazu noch erforderlich, daß mit der schon in Artikel 17 der Verfassung verheißenen Aufhebung des Patronats endlich Ernst gemacht werde, denn „wo wahre Kirche ist, da muß auch das Recht sein, die Geistlichen zu wählen und zu verordnen."

In Anbetracht der großen Wichtigkeit, welche die hier zur Sprache gebrachte Angelegenheit für die preußische Landeskirche und damit auch für die evangelische Kirche Deutschlands hat, möge es mir gestattet sein, auf Grund des Vorigen die zu erstrebenden Ziele meinerseits zusammenzustellen.

1. Das landesherrliche Kirchenregiment besteht fort, aber es beschränkt sich auf die Leitung der äußern Angelegenheiten der Kirche.

2. Die Konsistorien werden demgemäß ihres geistlichen Charakters entkleidet und zu rein staatlichen, mit Zwangsgewalt ausgestatteten Behörden.

3. Zu diesen Konsistorien treten die Generalsuperintendenten nur in einen losen Zusammenhang, etwa als beratende Mitglieder. Im übrigen sind sie Seelsorger der Geistlichen und Obervisitatoren des kirchlichen Gemeindelebens, letzteres im Auftrage der Provinzialsynode, die ihnen noch andre Hilfskräfte beigeben kann, und lediglich ausgerüstet mit der geistlichen Gewalt des Wortes.

4. Dieselbe Stellung nehmen in dem engern Umfange des Kreissynodalbezirkes die Superintendenten ein. Sie hören auf, Staatsbeamte zu sein, und werden der Pflicht, für die äußern kirchlichen Angelegenheiten zu sorgen, entbunden (vgl. Nr 6).

5. Etwaigenfalls kann die Wahl der Generalsuperintendenten und Superintendenten durch die betreffenden Synoden vorgesehen oder wenigstens ein Vorschlags- und Einspruchsrecht diesen gegeben werden.

6. Der Gemeindekirchenrat (beziehentlich die kirchliche Gemeindevertretung) entscheidet über die Gemeindeangelegenheiten, nicht bloß nominell, sondern thatsächlich. In äußern Angelegenheiten ist ihm das Konsistorium unmittelbar vorgesetzt, in innern, so weit erforderlich, der Kreissynodalausschuß. Wo gegenwärtig die Thätigkeit des Gemeindekirchenrats noch gelähmt ist — sei es durch die Unlust und Schwerfälligkeit der Aeltesten, sei es durch die Scheu des Pfarrers vor umständlichen Beratungen oder seine Ungeneigtheit, sich der Selbstherrschaft zu begeben —, da ist seitens des Konsistoriums, das über die formale Ausführung der Kirchenverfassung zu wachen hat, mit allem Nachdruck darauf hinzuwirken, daß die Selbstthätigkeit der Gemeindeorgane zum Leben entbunden werde. Namentlich sind die vorgeschriebenen monatlichen Sitzungen des Gemeindekirchenrats durchzuführen und die Protokollbücher öfter zu revidiren.

7. Die Aufhebung des Patronats und eine einheitliche Regelung der Pfarrgehälter, wie eine gründliche Stolgebührenentschädigung ist unverzüglich in Angriff zu nehmen.

8. Die Geistlichen sind von der technischen Schulaufsicht zu entbinden. Ihnen verbleibt aber das Recht, im Auftrage des Gemeindekirchenrats oder (für die höhern Geistlichen) der Synoden von dem gesamten Unterrichtsbetrieb (nicht bloß vom Religionsunterricht) Kenntnis zu nehmen. Dem Lehrer gegenüber haben sie lediglich die Autorität des Wortes und der Persönlichkeit. Etwaige Beschwerden sind an die zuständige Schulaufsicht zu richten.

Zum Schluß noch eins. An der jüngern Generation der Geistlichen kann man beobachten, daß sie im Vergleich zu der ältern eine größere Neigung besitzt, in die Bewegungen des öffentlichen Lebens einzutreten und einzugreifen. Hier erwächst dem Staat eine Hilfsmacht, wenn er sie zu gewinnen versteht. Allerdings darf er nicht verlangen, daß sie sich, je nachdem oben der Wind weht, zum Anwalt seiner einzelnen Bestrebungen mache. Aber für den Bestand des Staates, für staatliche Autorität, für Vaterlandsliebe und Königstreue werden sie umso begeisterter eintreten, jemehr sie sehen, daß der Staat sich seines protestantischen Charakters bewußt wird und aus Wohlwollen gegen die geistesverwandte evangelische Kirche ihr Mittel und Freiheit für ihre innere Entwicklung bietet. Von der römischen Geistlichkeit kann er solchen Dienst niemals erwarten. Jetzt liegt



aber bereits bei vielen die Sache so, daß nicht mehr der unwillkürliche Trieb des Herzens sie für die Regierung eintreten läßt, sondern absichtlicher Willensentschluß, gegründet auf die Erwägung, daß die Obrigkeit Gottes Ordnung ist, auf die Dankbarkeit für das, was unser Hohenzollernhaus für die evangelische Kirche gethan hat, und auf die Hoffnung besserer Zeiten. Diese Beweggründe werden sich auf die Dauer zu einem wirksamen Handeln für die bestehende Staatsordnung schwerlich stark genug erweisen. Dazu ist eine wirkliche Freude an ihr erforderlich. Die Regierung wird daher zu erwägen haben, ob es in ihrem Interesse liegt, einen großen und einflußreichen Stand (das ist er und wird er immer mehr wieder werden!) in gleichgiltige Loyalität versinken oder gar demokratische Neigungen gewinnen zu lassen. Daß diese Gefahr hie und da thatsächlich vorhanden ist, wird kein Kundiger leugnen. Man mag sie beklagen, aber muß mit ihr rechnen. H-Zw

## Ein Gang durch Trier und seine Pilgerbücher

### 4. Die Wirkungen der Reliquienschaustellung

Wir erwähnten schon vorher, als wir von der Wichtigkeit sprachen, die der Reliquienverehrung nach Willems Schrift beigemessen wird, die Wirkungen, die solche Schaustellungen hervorrufen sollen. Es ist jedoch nicht genau gesagt, daß die Schaustellung, also etwa die gemeinsame Feier, solche Wirkungen hervorrufe. Nicht die Begeisterung, die ja stets durch große gemeinsame Festlichkeiten geweckt wird, auch nicht etwa zündende, herzandringende Worte, nein, der bloße Anblick des heiligen Rockes oder dann seine Berührung bringt diese Wirkungen hervor. Betrachten wir diese nun im einzelnen.

Die Reliquien sind für das Christentum eine stete Erinnerung an die Tugenden der Heiligen und eine Mahnung, ihrem Beispiel nachzufolgen. (S. 3)

Darin liegt ein Körnlein Wahrheit. Wenn ich die Stätten durchwandle, da ein Luther gelebt, gewirkt, gestritten und gesiegt hat, und wenn ich dann eben dies Leben, Wirken, Streiten und Siegen an diesen Stätten an meinem Geistesauge vorüberziehen lasse: das mögen wohl Stunden sein, die sich tief in die Seele einprägen und Wert behalten fürs Leben. Oder wenn ich gar die Stätten schauen darf, da der Herr gewandelt ist in göttlicher Reinheit und unendlicher Liebe, und wenn ich dieses Leben und diese Liebe an diesen Stätten an meinem Herzensauge vorüberziehen lasse: das mögen wohl unvergeßliche Stunden sein, in denen das Herz einen kräftigen Trieb bekommt, in der rechten Nachfolge Christi zu wandeln. — — Aber dieselbe Wirkung sollte nun ein Gewandstück, ein Nagel, ein Holzsplitter, gar ein Zahn des heiligen Petrus oder eine Sandale des heiligen Andreas hervorrufen? Ist es wirklich glaublich, daß der Blick auf einen Zahn des Petrus mir eine Mahnung wird, „seinem Beispiel nachzufolgen"? Oder denn: ist es wirklich glaublich, daß selbst die eben genannten Reliquien des Herrn eine solche Wirkung üben? Meines Erachtens wäre das nur durch eine krankhafte Erhitzung der Phantasie möglich, und dann dürfte mit dem Fieber zugleich die Wirkung verfliegen. Oder aber, ich lasse wirklich im Anblick seines Rockes u. s. w. sein Leben, Leiden und Sterben an mir vorüberziehen und werde dadurch angetrieben, ihm nachzufolgen. Aber ists dann nicht eine Täuschung, daß mir da die Reliquie eine wesentliche Förderung ist? Kann ich denn nicht ohne sie ebenso gut das Leben, Leiden und Sterben des Herrn betrachten, ebenso gut und ebenso wirkungsvoll? Sollte solche Betrachtung wirklich durch den Anblick solcher Reliquien kräftiger und inniger werden? Zumal wenn wogende, drängende Volksmassen diese Betrachtung stören?

Aber noch ein weiterer Nutzen erwächst aus der Verehrung der Reliquien: die Fürsprache der Heiligen, Schutz und Hilfe in leiblicher und geistlicher Not. Das sagen uns die zahlreichen Wunder, die an den Gräbern der Heiligen oder durch ihre Reliquien geschehen sind. (S. 4)

Da werden uns nun zunächst einige geistliche Wunder erzählt. Daß die erste Ausstellung des heiligen Rockes (1512) „die religiöse Gesinnung in weiten Schichten von neuem belebt" hat (S. 92), haben wir schon gehört. Von der Ausstellung aus dem Jahre 1844 erzählt unsre Schrift:

Welcher Segen dadurch im christlichen Volke verbreitet wurde . . , das weiß Gott allein. Hier nur einige Züge von vielen. Ein Wallfahrer hatte eine nicht gerade bedeutende Summe wiederzuerstatten; schon stand er im Begriffe, in den Dom einzutreten, als ihn der Gedanke an das unrechte Gut befällt. Auf der Stelle kehrt er um, reist nach Hause, giebt das unrechte Gut zurück und macht seine Wallfahrt von neuem. Ein andrer Pilger steht ergriffen und nachdenklich vor dem heiligen Gewand; auf einmal geht er einige Schritte seitwärts zu einem andern Wallfahrer aus seiner Heimat, reicht ihm die Hand und spricht: „Solange gehe ich dir schon nach, und du wolltest mir nie verzeihen; willst du mir auch hier nicht vergeben?“ „Ja,“ erwiederte sofort der Angeredete in tiefer Rührung, „hier verzeihe ich dir.“ (S. 101)

So waren überhaupt „die Mitglieder der Ehrenwache Zeugen der rührendsten Szenen, sahen selbst Ungläubige und Spötter, auf einmal wie umgewandelt, in Reue und Bußgesinnung wieder zum Gotte ihrer Jugend zurückkehren“ (S. 97). Ich lasse dahingestellt, wie Menschenauge so etwas sehen kann. Hier möchte auch der Ort sein, einige Verse aus den Wallfahrtsliedern anzuführen (Anhang zur „Wallfahrt nach Trier“).

O Kleid, das unzerschnitten ist,
Darüber Los geworfen ist, —
Du zündest Lust und Liebe an,
Das Herz nicht widerstehen kann. (S. 58)

Den Herrn hast du umhüllet;
Dein Ruhm die Erd erfüllet!
Mein Dank dir heiß erquillt. (S. 60)

Mit dem Mantel ließ Elias
Dem Propheten Wundergab;
Mit dem Kleide gab der Heiland
Uns ein Zeichen seiner Gnad.
Dieses Kleid, es soll mich decken,
Wenn mich das Gericht will schrecken.
Dreimal heilig Christi Kleid. (S. 61)

O heilig Kleid, du sahst die Qual,
Benetzt vom Tau der Gnaden,
Bedecke all die Sünden mein,
Damit ich darf zum Himmel ein. (S. 61)

Dazu kommen nun eine Menge leiblicher Wunder. Die Heilungsgeschichte der neunzehnjährigen Gräfin von Droste-Vischering ist bekannt (S. 105). Ich teile hier einige andre mit. Eine Frau Anna Wagner aus Gontheim litt seit vier Jahren an Knochenfraß des Unterkiefers.

In Demut verehrt sie das heilige Gewand, legt ein an dasselbe gerührtes Bild auf die eiternde Wunde und findet dieselbe geschlossen. (S. 105)

Zwei Kinder leiden an Erbgrind.

Am Abend des 24. August verbindet die frommgläubige Mutter den Kopf beider Kinder mit einem an den heiligen Rock angerührten Tuch, und siehe, am andern Morgen waren die Kinder vollständig geheilt. (S. 105.) Rebekka Lomberz aus Köln, 34 Jahre alt, litt seit einem Jahre an vollständiger Heiserkeit und beständigem Brustleiden, Uebel, welche durch ärztliche Hilfe nicht gehoben wurden. Am 15. September findet sie bei Verehrung des heiligen Rockes zunächst nur Linderung; am Abend aber, als sie die Reliquie wieder besuchen darf und ihren davon berührten Ring mit vertrauensvollem Gebet in den Mund nimmt, erhält sie die Sprache vollkommen wieder und hatte später nie mehr trotz Aufregungen und Erkältungen an dem frühern Uebel zu leiden. (S. 107)

Nehmen wir zu diesen Wundern an Leib und Seele noch die Ablässe, die den Verehrern des heiligen Rockes und der Reliquien erteilt werden, so haben wir wohl ein ziemlich deutliches Bild von den Wirkungen der Reliquienverehrung.

### 5. Das Evangelium Jesu und die Schaustellung

Hier sind wir nun an dem eigentlichen springenden Punkt unsrer ganzen Frage angelangt, an dem Punkte, wo wir aus religiösem, aus christlichem Interesse Widerspruch erheben müssen gegen die z. B. sich abspielende Schaustellung wie gegen die Reliquienverehrung überhaupt. Ja, nicht die Frage nach der Echtheit oder nach der Größe der Reliquie ist das Wichtigste. Das vielmehr ist der vornehmste Gesichtspunkt bei der Beurteilung des Schauspiels, das in diesen Tagen die römische Kirche der Welt bietet: die Frage, ob es mit dem Evangelium Jesu Christi und der Gottesverehrung, die er der Welt gelebt und gelehrt hat, zu vereinigen ist, von toten Dingen solche gewaltige Wirkungen zu erwarten, wie die eben besprochenen, — oder denn, ob es mit diesem Evangelium und



dieser Gottesverehrung sich vereinigen läßt, daß Gott diesen und jenen Ort, dieses oder jenes tote Stück durch solche gewaltige Wunderwirkungen auszeichnen soll. Wir antworten: Nein! Willems sagt:

Wer also glaubt, die katholische Reliquienverehrung thue der Ehre Gottes Eintrag oder sei gar ein Götzendienst, der hat keinen Begriff von dieser Verehrung oder will sich nicht belehren lassen. (S. 6)

Auch sind es nicht die Reliquien, die die Wunder wirken; diese beweisen nur, „daß Gott diese Verehrung durch sein göttliches Siegel beglaubigt und bestätigt hat; denn Gott allein kann Wunder wirken.“ (S. 6)

Aber wie? Müssen denn jene eben erwähnten Heilungen nicht in jedem Vorurteilsfreien, nach schlichtem, klarem Menschenverstand Urteilenden den Eindruck erwecken, als sei doch wirklich und thatsächlich in dem Rock selbst Heil- und Wunderkraft, die durch die Berührung in jenes Bild, in jenes Tuch, in jenen Ring überströmt sei? Bilden nicht gerade diese Erzählungen eine ganz eigentümliche Beleuchtung des Satzes: Wer also glaubt, die katholische Reliquienverehrung . . . . sei gar ein Götzendienst, der hat keinen Begriff von dieser Verehrung oder will sich nicht belehren lassen?

Aber es sei dem, wie ihm wolle. Das bleibt doch bestehen, daß hier Gottes Gnade und Barmherzigkeit an einem Orte stärker, daß ihm das Gebet an einem Orte wohlgefälliger erscheint, als am andern. Eben das aber widerstreitet dem Worte des Herrn von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, — eben das widerstreitet unserm christlichen Gefühl, weil es uns ein Umbiegen der reinen Geistigkeit Gottes und seiner Verehrung ins Materielle, und eben damit ein Zurückbiegen des Christentums ins — nun mindestens ins Samariter- und Judentum ist. Wenn das Gebet nicht aus des Herzens Tiefen aufsteigt, dann ists ein kraftloses Gebet, mag der Ort noch so altehrwürdig und durch Ueberlieferung geheiligt sein; aber überall da, wo Menschen aus Herzens Tiefe zu ihm rufen, da hört und hilft der Herr, es sei, wo es sei! O herrlicher Himmelsdom, der sich himmelhoch erhebt über den Staub und die Heiligtümer aller andern Religionen und Arten der Gottesverehrung! Aber auch — o tiefe Kluft, die uns damit trennt von einer Kirche, die mit ihren Gedanken über Reliquienverehrung die reinen geistigen Höhen christlicher Gottesverehrung verliert und zurücksinkt in Samariter- und Judentum — um nicht zu sagen noch tiefer! O tiefe Kluft, die uns trennt von einer Kirche, die mit ihren Gläubigen sagt:

Singet, singet: Dreimal heilig,
Dreimal heilig Christi Kleid!
Denn es ward ja einst gewürdigt,
Zu umhüllen Gottes Leib.
Singet zu des Kleides Ehren
Mit des Himmels Engelchören
Dreimal heilig Christi Kleid! (Wallf. n. Tr. S. 61)

Ists zuviel gesagt, wenn wir behaupten, hier sei eine ganz andre Welt, ein ganz andres Christentum, und keine Brücke scheine mehr von hüben nach drüben, von drüben nach hüben zu führen? —

Aber bleibt denn bei alledem nicht die Thatsache der Wunder bestehen? Oder wollen wir sagen, es sei dort ganz und gar nichts von alledem geschehen, was unser Buch berichtet? Ich gehe nicht so weit. Aber was dann? Nun, ich könnte mirs leicht machen und einfach auf 2. Thess. 2, 3—10 verweisen. Aber ich habe es nicht nötig, soweit zu gehen. Gewährt uns denn der Brief der Gräfin Droste-Vischering nicht einen Blick in die Werkstätte dieser Wunder? Es heißt da:

Schon gleich, wie ich von dem wirklichen ungenähten Rock Christi hörte, welcher im Dom zu Trier den Gläubigen zur Verehrung sollte ausgestellt werden, hatte ich ein großes Verlangen, dorthin zu können, und ein großes Vertrauen, daß ich den Gebrauch meines Fußes durch die Berührung des heiligen Rockes wieder erlangen würde, wenn mir dieses erlaubt werden könnte, und wenn es der heilige Wille Gottes wäre. Zugleich aber nahm ich mir fest vor, nicht um die Befreiung von den Schmerzen zu bitten, sondern nur einzig und allein in Hinsicht meiner körperlichen Leiden um die Gnade, meinen Fuß etwas gebrauchen und ohne Krücken gehen zu können. . . . Mein fester Glaube und mein unerschütterliches Vertrauen auf die Allmacht und Barmherzigkeit Gottes vermehrte sich so sehr durch den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars, daß ich kaum den Augenblick unsrer Abreise erwarten konnte und mehrere schlaflose Nächte zubrachte, in denen ich dann in aller Ruhe den lieben Gott um Erhörung flehen

konnte, wenn es sein heiliger Wille wäre. Mit welchen Gefühlen ich die Reise antrat, kann ich nicht sagen. Im Wagen suchte ich mich durch Beten und Betrachten, so gut wie ich konnte, vorzubereiten zu der großen Gnade, die mir bevorstand, vor dem heiligen Rock beten und meine Sünden beweinen zu können. . . . O wie war es mir zu Mute, als wir nun in Trier hereinfuhren! Mit tief bewegtem und klopfendem Herzen erwartete ich den Augenblick, wo wir am andern Tag durch den Herrn Generalvikar Müller in den Dom sollten eingelassen werden; zwischen neun und zehn Uhr war diese glückliche Stunde. Ich zerfloß in Thränen und konnte nur mit Mühe vorankommen, je näher wir dieser heiligen Reliquie kamen. . . . Ich hatte die Erlaubnis bekommen, den heiligen Rock zu berühren, weil ich gerade dieses so sehr wünschte. Da sagte mir Großmama aber, es könne in diesem Augenblick nicht gut geschehen wegen der Menge der Menschen, wir könnten aber den Abend wieder kommen. Der heilige Geist gab mir aber den Gedanken ein, den heiligen Rock mit demselben festen Glauben und Vertrauen anzuschauen, was ich haben würde bei der wirklichen Berührung desselben. Dies that ich nun auch mit der mir möglichen Ehrfurcht, von der ich durch und durch ergriffen war, und versuchte in dem ganz festen Vertrauen auf die Hilfe Gottes im Namen Jesu Christi meinen Fuß zu strecken, der auch in demselben Augenblicke gleich bis auf die Erde kam. Welch ein Augenblick! (S. 112 f.)

Wer überhaupt der Meinung ist, daß eine gewaltige Erregung des Herzens auch auf den leiblichen Zustand hemmend oder fördernd einwirken kann, dem giebt u. E. dieser Brief den Schlüssel zum Verständnis dieser Wunderheilungen, soweit sie nicht auf irgend welcher Täuschung beruhen.

In welch gewaltige Tiefen der Erregung läßt er uns hineinschauen. Unsre Ansicht scheint 1810 auch die des Generalvikars Cordel gewesen zu sein, wenn er schreibt:

Gichtbrüchige, die sich hatten herbeiführen lassen, gingen nachher allein; man schrie: Wunder! und dies veranlaßte, daß viele Bresthafte sich herbeiführen ließen. Allein man sah keine Wirkungen, die nicht durch natürliche Ursache konnten herbeigeführt werden, und erkannte daher kein Wunder an. (S. 95)

Es dürfte dagegen wenig verschlagen, wenn Willems zu den Wundern von 1844 bemerkt:

Die Mannigfaltigkeit der wunderbaren Wirkungen macht alle Versuche zu Schanden, dieselben aus augenblicklicher Aufregung oder nervöser Aufreizung zu erklären. (S. 110)

Scheint doch selbst Hansen, der die Wunderheilungen von 1844 beschrieben hat, wenigstens die Möglichkeit einer psychologischen Erklärung zuzugestehen, wenn er sagt:

Sollte es auch manche geben, die in diesen Thatsachen nicht eine unmittelbare Beteiligung göttlicher Allmacht und Gnade erblicken, sondern glauben mögen, sie anders erklären zu können, es bleiben auch für sie Thatsachen, außerordentlich in ihrer Art, von denen der menschliche Geist demütig bekennen muß, daß er nach der gewöhnlichen Erfahrung ihren Kausalzusammenhang nicht zu erklären vermag. (S. 105.)

Und nun die geistigen Wunder? Wollen wir leugnen, daß solche „rührende Szenen" wie die vorhin erwähnten sich wirklich zugetragen haben? Keineswegs. Aber was beweist das? Ob solche „rührende Szenen" der Versöhnlichkeit u. dergl. sich nicht auch in der Heidenwelt hie und da abspielen mögen? Auf wen sollen solche Erzählungen Eindruck machen? Ach, es fehlt nicht an Gebildeten und Ungebildeten, die das als die Aufgabe aller gottesdienstlichen Veranstaltungen ansehen, daß eine gewisse religiöse Rührung erweckt und auch wohl an diesem oder jenem Punkte eine Besserung hervorgerufen werde. Alle Religionen, alle Religionsübungen, die diese Wirkungen hervorrufen, sind ihnen im letzten Grunde gleichwertig. Für solche Betrachtungsweise, die die Aufgabe der Religion und des Gottesdienstes in der Weckung augenblicklicher religiöser Rührung und atomistischer Besserung dieses oder jenes Schadens in Herz und Leben erfüllt sieht, mögen solche Erzählungen wirkungsvoll sein und wenigstens eine relative Berechtigung solcher Schaustellung im Schoße einer christlichen Kirche darthun. Wer aber von solcher atomistischen Betrachtungsweise absieht, wer die ganze Fülle, die ganze Höhe und Tiefe, Klarheit und Herrlichkeit des Evangeliums mit dem Auge seines Herzens geschaut hat, und wer darin die Aufgabe alles christlichen Gottesdienstes sieht, daß dies Evangelium in seiner Gesamtheit, in seiner ganzen geistigen Klarheit und Schöne immer tiefer dem Herzen alles Christenvolkes eingeprägt werde: der muß ja doch, meine ich, unbeirrt durch solche „rührende Szenen" mit schmerzlichem Unwillen erkennen, daß hier im Namen des Christentums eine religiöse Feier veranstaltet wird, die wir nicht anders ansehen können, denn als Widerspiel der Gottesanbetung im Geist und in der Wahrheit, ein Zurückbiegen des Evangeliums zum mindesten in Samariter- und Judentum.



Um nun zum Schluß noch mit wenigen Worten auf den Anfang zurückzugreifen. Ist im Angesicht der eben entwickelten Gedanken, im Blick auf die Gedankenwelt, die die besprochene Schrift unserm Blick enthüllt, wirklich der Ruf am Platze: Friede! Friede! Oder ists nicht vielmehr in Wahrheit heilige Pflicht, unserm evangelischen Volke, gebildet und ungebildet, die Augen zu öffnen für die Irrwege des römischen Christentums? Ich glaube, von einer Kirche, die ihre Gläubigen singen lehrt:

Singet, singet: Dreimal heilig,
Deimal heilig Christi Kleid!
Singet zu des Kleides Ehren
Mit des Himmels Engelchören!
Dreimal heilig Christi Kleid!

von einer solchen Kirche ist kein Friede, ist nicht einmal Verständigung zu erhoffen für eine Gemeinde des Herrn, die in allen ihren gottesdienstlichen Veranstaltungen, wie in aller Frömmigkeit — wenn auch in aller Schwachheit — sich beherrschen läßt von dem Wort des Herrn: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

E Str

---

## Ein Wort für die „Chronik der Christlichen Welt" an die Freunde der „Christlichen Welt"

Das dritte Quartal, für Wochenschriften immer das mindest günstige, hat zwar unsrer „Chronik" einen geringen Zuwachs von Abonnenten gebracht, sodaß jetzt die Zahl von 900 erreicht ist. Die Lage des Blattes ist aber damit doch noch eine so wenig befriedigende, daß ich mich veranlaßt sehe, angesichts des bevorstehenden Quartalswechsels einen neuen, dringenden Appell an die Freunde der „Christlichen Welt" zu richten.

Ich erhalte unausgesetzt aus dem Leserkreise der „Christlichen Welt" freundliche ermutigende Versicherungen der Anerkennung und Dankbarkeit für dieses Blatt. Ich darf das aussprechen, weil ich am besten weiß, daß nicht mir, sondern dem stolzen und eifrigen Kreise unsrer Mitarbeiter das Verdienst hiervon zukommt. Und ich spreche es in diesem Zusammenhange aus, weil ich aus solchen Kundgebungen das Recht zu einem freundschaftlichen Vorwurfe ableiten möchte. Ist unsern Lesern wirklich an der Gründung und Fortführung der „Christlichen Welt" ein Dienst geschehen, für den sie uns Dank wissen, warum beweisen sie uns nicht diesen Dank durch den geringen Gegendienst, die von uns unternommene „Chronik" mit zu unterstützen? Einen geringen Gegendienst nenne ichs; denn was ich vermisse und begehre, ist nichts weiter als eine probeweise Quartalsbestellung mit einer Mark Unkosten.

Gewiß wird nicht jeder, dem die „Christliche Welt" lieb ist, auch die „Chronik" mögen. Darum geben wir beide Blätter als durchaus selbständig neben einander heraus. Wir rechnen bei der „Chronik" für die Zukunft auf Besteller, die sich der „Christlichen Welt" gegenüber immer ablehnend verhalten werden. Aber für die erste Zeit könnten unsre Freunde, unsre näheren Freunde von der „Christlichen Welt" der „Chronik" etwas mehr Interesse, meinetwegen uneigennütziges Interesse entgegenbringen. Von mehr als 3600 Bestellern der „Christlichen Welt" haben im besten Falle nur 900 überhaupt den Versuch gemacht, auch die „Chronik" zu halten. Das bleibt doch stark hinter unsern bescheidnen Erwartungen zurück. 700 von den 2700, die uns im Stich ließen, noch gewonnen, und wir würden im nächsten Quartal mit unsrer „Chronik" wenigstens im offnen Fahrwasser schwimmen.

Ich würde die Trommel nicht so lebhaft rühren, wenn ich nicht von der edlen und wichtigen Bestimmung der „Chronik" so lebhaft durchdrungen wäre. Die „Chronik" soll unsrer evangelischen Christenheit ein unparteiisches und zuverlässiges Nachrichtenblatt schenken. Sie hat das noch nicht. Der von etlichen Tages- und Wochenblättern in Hinsicht der Mannichfaltigkeit und Schnelligkeit trefflich besorgte Nachrichtendienst pflegt in allen diesen Organen ausnahmslos nicht nur mit andern Zugaben parteikirchlicher Tendenz verbunden aufzutreten, sondern diese parteikirchliche Haltung durchdringt und entwertet mehr

oder minder den Nachrichtendienst selber. Das Publikum hat sich leider so sehr daran gewöhnt, an der freilich pikanteren Manier dieser Berichterstattung sich — man verzeihe das Wort — so sehr den Magen verdorben, daß gerade unsrer „Chronik" seit ihrem Erscheinen immer wieder der Vorwurf „zu großer Objektivität" begegnet ist. Uns ist sie noch viel zu wenig objektiv; denn immerhin bleibt Unparteilichkeit für jeden Berichterstatter und Redakteur eine Tugend, die man nur üben kann, wenn man sie erstrebt.

Nun denn, wir erstreben sie und hoffen, wenn nur das Verständnis und die Kenntnis unsers Unternehmens in weitere Kreise gedrungen sein wird, dann werden wir auch unser Publikum haben. Selbstverständlich werden mit der wachsenden Teilnahme auch unsre Leistungen steigen können und müssen. Der bisher in der Regel festgehaltene Nummerumfang von einem halben Bogen genügt nur etwa in der sogenannten Sauren-Gurkenzeit; sonst drängt der überfließende Stoff gebieterisch auf Erweiterung hin. Im nächsten Quartal wird uns die preußische Generalsynode zu besondern Leistungen zwingen. Aber schließlich kann ein Blatt mit einer Haltegebühr von jährlich 4 Mark nur durch die Gunst des Publikums Lebens- und Leistungsfähigkeit gewinnen.

Verlagshandlung, Redaktion und Berichterstatter sind entschlossen, mit allen Kräften freudig für das hohe Ziel, das sie sich mit der „Chronik" gesteckt haben, weiterzuarbeiten. An die Freunde der „Christlichen Welt" richte ich aber den Appell, ihre Unterstützung dabei nicht länger zu versagen. Mittel und Wege dazu giebt es mancherlei: als das Bescheidenste und Nächstliegende sei eine probeweise Bestellung der Chronik für das neue Vierteljahr wiederholt warm empfohlen.

R

## Verschiedenes

**(Das zwanzigste Jahrhundert)** Deutsch-nationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur, herausgegeben von Erwin Bauer. Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin.

Die Voranzeige dieser neuen Zeitschrift verspricht vieles, was den Freunden der Christlichen Welt angenehm zu hören ist. „Die Ideen und Schlagworte, die dieses Jahrhundert beherrscht haben, haben sich überlebt. Die Welt ist, nachdem sich der Kampf um die politische Freiheit erschöpft hat, im Demokratismus, im Materialismus und im Naturalismus versumpft. Das Volk aber seufzt unter dem wirtschaftlichen Drucke der »Systeme« und »Doktrinen« des neunzehnten Jahrhunderts und ihrer Schöpfungen." Das neu heranwachsende Geschlecht muß daher kämpfen „für die nationale Idee und wirtschaftliche Emanzipation der mittleren und unteren Stände, gegen die Schablone des untergehenden neunzehnten Jahrhunderts, gegen seine gesellschaftliche Lüge und gegen die Mächte der demokratisch-materialistischen Epoche von 1848, die das öffentliche Leben beherrschen, gegen den Kapitalismus, die Zügellosigkeit des Egoismus, das Fraktionsunwesen und die verlogene politische Parteipresse."

Solches und Aehnliches klingt recht gut, und wenn dann noch kommt, daß die neue Zeitschrift „den Ultramontanismus und alle Rückwärtserei und politische, soziale und religiöse Orthodoxie" bekämpfen und „für das reine evangelische Christentum" eintreten will, so mögen wir uns darüber wohl freuen. Daß schließlich ein solches Unternehmen, das von Anfang an ein Kampfblatt sein will, nicht immer im sanftesten Ton gehalten werden kann, ist ja selbstverständlich; ebenso daß, wo alles so ziemlich neu sich gestalten soll und man bewußterweise im Sturme und Drange einer Uebergangszeit schreibt, nicht alles immer folgerichtig und bis ins einzelne klar durchdacht sein wird.

Und so habe ich die ersten Hefte mit prüfendem Wohlwollen durchgelesen. Nur drei liegen mir vor, das dritte, das vierte und das siebente. Noch möchte ich darum ein endgiltiges Urteil nicht abgeben. Aber gefallen hat mir nicht, was ich bisher las, wenigstens nicht so, daß ich schon loben oder gar empfehlen könnte. Es gefällt mir wohl die Kühnheit des ganzen Unternehmens und die jugendliche Frische, mit der es begonnen wurde. Es gefällt mir der echt deutsche Sinn und Stolz, aus dem heraus es geschrieben wird. Aber es mißfällt mir sehr, daß schließlich alles und jedes immer nur auf das Eine hinausläuft: auf den Haß gegen das Judentum. Im Grunde ist es nichts als eine antisemitische Zeitschrift, und zwar eine in gehässigem Tone gehaltne. Die Gefahren des semitischen Wesens und seiner Herrschaft klar zu legen, ist verdienstlich, aber nicht verdienstlich die dabei geübte Uebertreibung und der dabei angeschlagene witzelnde satirische Ton. Ich kann daher an den sonst von sicherer Kenntnis der Berliner Litteraturwirtschaft zeugenden Briefen des Journalisten Isidor Feilchenfeld durchaus keinen Gefallen finden; mich widert diese Art Polemik sogar an. Und bei den politischen Kannegießereien des Rentiers Lehmann vermisse ich vollends den Jugendmut des Unternehmens; das ist doch nichts als ein nörgelndes Schmollen darüber, daß Bismarck aus dem Amte entlassen wurde. Glaubt denn Erwin Bauer wirklich, an dem Altreichskanzler einen Eideshelfer für sein zwanzigstes Jahrhundert zu haben? Sollte er einen solchen nicht eher ganz wo anders finden? An einer Stelle nämlich, die er häßlich und unwürdig mit Gedankenstrichen zu befehden liebt. Und meint er das nicht, so mag er als Herausgeber eines Blattes mit diesem Namen wenigstens kein laudator temporis acti sein.



Wie sich schließlich der angeschlagene gehässige und hetzende Ton mit dem „reinen evangelischen Christentum" vertragen und wie dieses überhaupt gedacht werden soll, ist mir bislang noch unerfindlich geblieben. Vielleicht beruhigen und belehren mich hierüber weitere Hefte. Ich werde gern noch eine Weile weiter prüfen, ob nicht schließlich doch etwas Tüchtiges dabei herauskommt, wo man mit so gutem Willen und zu solch ernstem Zwecke an die Arbeit geht. R B

**(Allgemeine Konservative Monatsschrift)** für das christliche Deutschland. Leipzig, Georg Böhme Nachf. E. Ungleich. Herausgeber: Dietrich v. Oertzen und Prof. D. Martin von Nathusius. Redakteur: Alexander Wiedow. Jahrgang 1890.

Meine anerkennende Besprechung des Jahrganges 1889 der A. K. M. im vorigen Jahre hat mir ziemlich erregten Tadel eines anderen Freundes der Christlichen Welt und Lesers der Monatsschrift eingetragen. Ich habe deshalb den neuen Jahrgang mit besondrer Aufmerksamkeit gelesen. Um es gleich von vornherein zu sagen: ich habe mein damaliges wesentlich günstiges Urteil nur aufs neue bestätigt gesehen. Und zwar trotzdem, daß in den neuen zwölf Heften neben mehrfacher lobender Erwähnung der Christlichen Welt auch zweimal eine recht herbe Kritik an ihrem Herausgeber geübt wird. Namentlich der erste dieser beiden Ausfälle ist sehr häßlich.

Die Ansicht des Pfarrers Lic. Rade, der meint, bei allen denen, die sich ihren Worten nach zu Christo dem eingeborenen Sohne Gottes als dem alleinigen Mittler des Heils bekennen, das Wesentliche des Christenglaubens und darum ein weitumfassendes einigendes Band zu finden, wird als „unglaublich kindlich" bezeichnet. Denn die wahre Erkenntnis, nicht die ehrliche Meinung bilde die Grundlage des echten Glaubens. Diesen Standpunkt der Monatsschrift möchte ich nun meinerseits am liebsten auch mit einem gehörigen Kraftausdruck bezeichnen; ich versage mir das aber, weil ich hier eben vor allem den Punkt finde, bei dem nicht einmal ein Verstehen des Standpunktes der Christlichen Welt seitens der Monatsschrift möglich ist, geschweige denn ein Billigen dieser Ansichten, die eben im Glauben etwas ganz anderes und viel, viel mehr erblicken als ein auf erkenntnismäßiger Grundlage erbautes Fürwahrhalten. Hier kann ich getrost sagen: wir suchen den konservativen Standpunkt nicht nur zu verstehen, sondern wir verstehen ihn auch wirklich — ohne ihn zu billigen; aber drüben versteht man uns absolut nicht. Und zwar deshalb nicht, weil die A. K. M. trotz allem Ableugnen in dem zweiten der angedeuteten Angriffe auf die Christliche Welt doch eine Parteizeitschrift ist. Nicht in dem Sinne, daß sie einer besonderen politischen oder kirchlichen Partei ausschließlich diene; sie hat in der That gerade über ihre Gesinnungsgenossen im öffentlichen Leben viel zu klagen und könnte fast ein oppositionelles Organ genannt werden. Aber in dem anderen Sinne, daß das, was sie „christlich" und „entschlossen christliche Ueberzeugung" nennt, eben doch nur das orthodoxkirchliche Christentum ist. Und in dem anderen Sinne, daß sie überhaupt alle gemäßigten, vermittelnden, versöhnenden, einigenden Bestrebungen auf politischem und kirchlichem Gebiete auf das heftigste anfeindet und verurteilt und ein Zusammengehen mit Leuten anderer Richtung eigentlich nur dann billigt, wenn — nun, ich will auch einmal boshaft sein — dieses Zusammengehen den Beifall Stöckers gefunden hat, also z. B. in der Frage des Evangelisch-sozialen Kongresses. Sie muß das, weil sie entschieden „konservativ" sein will. Aber darum ist sie eben ein Parteiunternehmen.*)

Auf dieses Gegensätzliche in unsrer Auffassung will ich mich nicht weiter einlassen, auch auf die Einzelheiten der an der Christlichen Welt geübten Kritik nicht; hier gähnen Abgründe, die wir auch bei gutem Willen auf beiden Seiten nicht werden überbrücken können. Aber schließen will ich meine Anzeige der A. K. M. nicht ohne das erneute Bekenntnis, daß mir auch heute noch diese Zeitschrift eine sehr werte ist, und daß ich sie mit vieler Freude gelesen habe. Nach wie vor finde ich auch die darin niedergelegten Ansichten im wesentlichen maßvoll vorgetragen, den Ton also einen vornehmen oder doch zum mindesten sehr anständigen. Ohne daß ich mein im Vorjahre gespendetes Lob sonst im einzelnen noch einmal wiederholen will, empfehle ich die A. K. M. erneut unsern evangelischen Häusern als eine anregende und fesselnde Lektüre. R B

**(Der Protestantenvereinskalender über den Evangelisch-sozialen Kongreß)** Im Protestantenvereinskalender für 1892 (Der Protestant. Berlin, Haack) findet sich eine „Jahreschronik aus dem Tagebuche eines Dorfpfarrers herausgegeben von Dr. Kalthoff." Darin erfährt der Evangelisch-soziale Kongreß folgende umfassende Würdigung:

„Wenn die Berliner Herren, die sich neuerdings in weißen Kravatten und schwarzen Fräcken als geistliche Anwälte des Volkes aufspielen, unser Gespräch am runden Tisch hätten belauschen können, würden manche von ihnen gewiß krebsrot im Gesichte geworden sein vor Zorn. Machen sie da ein großes Wesen von ihrem Evangelisch-sozialen Kongreß, als ob sie endlich den Stein der Weisen entdeckt hätten, daß auch die Kirche den Beruf habe, etwas für das Volk und seine soziale Not zu thun! Die Herren müssen wohl mit ihrem Himmel und dem Glauben, der sie in denselben führen sollte [!], bislang allzusehr beschäftigt ge-

*) Besonders erfreulich war der jüngste Artikel über den Evangelisch-sozialen Kongreß im Juliheft, der nach Abfassung obiger Anzeige erschienen ist, aus der Feder des Mitherausgebers Professor v. Nathusius. Bei allen Meinungsverschiedenheiten ist da wahrlich Boden genug zum freudigen Zusammenarbeiten gegeben. R

wesen sein, daß ihnen die Erde und die Werke, die wir auf derselben thun sollen, so fremd haben werden können. . . . Ein Pfarrer, der seine Gemeinde kennt und mit seinem Volke lebt, braucht doch keine behördlichen Rezepte [!], um praktisches Christentum zu treiben! Hat er das Herz auf dem rechten Fleck, so macht er die Sache ganz von selbst. . . . ."

Die Parteigenossen hätten alle Ursache, sich bei den Herren Kalthoff und Werckshagen über diese wahrhaft selbstmörderische Art, ernste kirchliche Unternehmungen herunterzureißen, zu beklagen. R

**(Ueber den „heiligen Rock zu Trier")** sind uns folgende Schriften zugegangen, die wir dem Interesse unsrer Leser angelegentlich empfehlen: 1. Der Trierer Rock. Ein lehrreiches Stück katholischer Kirchengeschichte zur Wertschätzung der Reformation. Von D. J. Rieks. Hadersleben, Dreesen. 1,20 Mk. 2. Der heilige Rock zu Trier. Eine Anklageschrift gegen Dr. C. Willems, bischöfl. Sekretär. Halle, Strien. 20 Pfge. 3. Der heilige Rock von Trier im Jahre 1844 und 1891. Ein geschichtlicher Rückblick von D. Th. Förster. Ebenda. 30 Pfge. 4. Der heilige Rock von Trier gerichtet von seinen eignen Freunden. Von Friedrich Jaskowski, katholischem Geistlichen im Regierungsbezirk Trier. Saarbrücken, Klingebeil. 1,20 Mk. 5. Vaterländisch-kirchliche Erinnerungen aus Trier. Ein protestantisch-patriotisches Pro memoria zur Trierer Rockausstellung von 1891. Von D. Willibald Beyschlag. Halle, Strien. 50 Pfge. 6. Der heilige Rock zu Trier. Dritte vermehrte Auflage. Schriften für das evangelische Deutschland Nr. 8. Barmen, Klein. 10 Pfge. 7. Der heilige Rock oder Jesuiten in Sicht! Sendschreiben an Bischof Korum von Peilnctosi. Freundschaftliche Streitschriften Nr. 36. Barmen, Wiemann. 20 Pfge. 8. Was will die römische Papstkirche mit der Trierer Rockausstellung? Vortrag, gehalten im Zweigverein des Ev. Bundes zu Remscheid von Pastor Siebert. Freundschaftliche Streitschriften 38. Ebenda. 30 Pfge. 9. Offenes Sendschreiben an die deutschen Bischöfe in Sachen des sogenannten heiligen Rocks zu Trier. Von W. E. Schirmer, katholischem Pfarrer in Düsseldorf. Freundschaftliche Streitschriften Nr. 37. Ebenda. 10 Pfge. 10. Der sogenannte „heilige Rock" zu Trier, ein Betrug der Klerisei. Ein Mahnwort an alle Christen von Dr. Junius, Leipzig, Minden. 50 Pfg. 11. Die Anbetung der „lückenhaften Stoffteile" in Trier. Eine historisch-archäologische Untersuchung von W. Thümmel, Pfarrer in Remscheid. Ebenda. 85 S. 75 Pfge. Die letzte Schrift giebt der Staatsanwaltschaft in Trier zu erwägen, ob nicht in der Rockausstellung der Thatbestand des § 263 des Strafgesetzbuchs vorliege.

**(Zur Nachricht)** Der gegenwärtige Preis der Familienbibel des Neuen Testaments, herausgegeben von D. Emil Zittel beträgt nicht, wie in der Anzeige dieses Werkes in Nr. 34 der Christlichen Welt angegeben war, 20 Mk., sondern ungebunden 10 Mk. und gebunden 12 Mk.

## Zur Beachtung

Um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements auf die „Christliche Welt" bitten angesichts des nahenden Quartalwechsels

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 39 der „Chronik der Christlichen Welt"**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Auf meine Bitte in Nr. 31 sind mir nachfolgende Gaben eingesandt: ungenannt 1 M., Fr. M. K. 3 M., G. v. Mücke 3 M.

Ich sage den freundlichen Gebern herzlichen Dank.

**Pastor Müller**
in Suckow

Der **„Holländer Hof,"** Heidelberg, Lauerstr. 30, Hospiz der Herberge zur Heimat daselbst, empfiehlt den geehrt. Reisenden seine hübschen Gastzimmer mit herrlicher Aussicht auf den Neckar. Gute Betten! Gute Küche! Billige Preise. Vorausbestellungen richte man gefl. an Hausvater Ansel.

**Cand. theol.,**

mit absolvirtem Seminarkursus, der bereits ein Jahr Hauslehrer war, sucht sofort oder zum 1. Oktober eine Stelle als Haus- oder Institutslehrer. Offerten zu richten an Candidat **Eckler, Holtensleben, Regbz. Magdeburg.**

Suche für meine Schwester, die mir bis zu meiner Verheiratung 3 Jahre lang treu zur Seite gestanden und den Haushalt geführt hat, eine Stelle als Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau.

**Pastor Müller**
Suckow, Regbz. Cöslin.

Im Begriff, das Lebensbild meines sel. Vaters zusammenzustellen, wäre ich den verehrten Besitzern von

**Briefen Karl Geroks**

herzlich dankbar, wenn sie mir dieselben auf kurze Zeit gütigst zur Verfügung stellen möchten.

Stuttgart,
Rotebühlstr. 80
Stadtpfarrer G. Gerok

**Predigtamtskandidat,**

im Unterrichten geübt, sucht Stellung als Haus- oder Institutslehrer oder als Vikar. Off. unter **O. Sch. 25** an die Geschäftsstelle d. Bl.



## Evangelischer Bund in Kassel.

Zum erstenmale wird den Freunden und Vertretern der **Parochial- oder Kirchenvereine** Gelegenheit geboten werden, ihre Erfahrungen mit einander auszutauschen. Gelegentlich der fünften Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Kassel wird Mittwoch, den 30. September vormittags 7½ bis 9 Uhr eine Spezialkonferenz von Vertretern der Parochialvereine im „Kasseler Hof" stattfinden, die auf Wunsch zu andrer Stunde noch fortgesetzt werden kann. Es sind dazu alle Freunde der Sache freundlichst eingeladen. Vereine, welche keine Vertreter senden können, werden gebeten, möglichst noch vor der Versammlung in Kassel Herrn Senior und Superintendent **Dr. Bärwinkel** in Erfurt von ihrem Bestehen Mitteilung zu machen, bezw. Statuten und sonstige Nachrichten über ihre Wirksamkeit zu senden.

Demnächst erscheint:

# Kirchliche Zeit- und Streitfragen.

Herausgegeben und redigiert von **Dr. Otto Pohl.**

**Heft 2.**

Bitten an die kommende Generalsynode.

Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach.

Inhalt: Einleitung — Abänderung bezw. Ausgestaltung der Kirchenverfassung — Synodale Stellung und Lage der Kirchenbeamten — Kandidaten — Schulen, Kultus und gottesdienstliche Handlungen — Sittlicher und religiöser Zustand der Gemeinden — Disziplinarordnung — Verwaltungssachen — Besondere Anträge — Schlußbemerkungen.

Als erstes Heft erschien innerhalb 4 Wochen bereits in dritter Auflage:

**Der Trierer Rock.**

Von **D. J. Rieks.**

Ein lehrreiches Stück katholischer Kirchengeschichte zur Wertschätzung der Reformation.

Subskriptionspreis für 6 Hefte jährlich 6 M. Das Einzelheft 1,20 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie durch die Verlagsbuchhandlung **Johannes Dreesen** in **Hadersleben.**

Kürzlich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Der Inhalt der Lehre Jesu

von **D. H. H. Wendt,** ord. Professor in Heidelberg.

A. u. d. T.: Die Lehre Jesu, II. Teil. XIV, 678 S. gr. 8°. 12 Mk.

Der Verf. will nach geschichtlich-wissenschaftlicher Methode, aber **in einer auch für gebildete Laien verständl. Form** den Inhalt d. Lehre J. darstellen. Sämtliche in d. evang. Quellenberichten überlieferten Aussprüche J. werden als Glieder einer einheitl. relig. Anschauungsweise zu erklären gesucht. Hauptabschnitte: 1. D. geschichtl. Anknüpfung für d. Lehre J.; 2. Das Aeußere der L. J.; 3. D. Verkündigung J. v. Reiche Gottes im Allg.; 4. D. Zeugnis J. v. s. Messianität; 5. D. Ausblicke J. auf d. ind. Weiterentwicklung d. Reiches Gottes.

Die Darstellung beruht auf d. krit. Untersuchungen des **I. Teiles** (1886 VIII, 354 S. 7 Mk.), welcher enthält: 1. e. Untersuchung üb. d. Komposition des Markusevangel.; ferner d. Versuch einer zusammenhängenden Rekonstruktion der Matthäuslogia auf Grund d. Logiastücke im Matth. u. Lukas Evang.; endl. e. Begründung d. Hypothese, daß im vierten Evang. eine ältere johanneische Redequelle verarbeitet ist.

**Göttingen.** **Vandenhoeck & Ruprecht.**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

# „Jose Caballeros, Princesas"

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Gnadenberger Cigarren-Lager**

**Eugen Diel, Gnadenberg** bei Bunzlau.

Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre

**„Molly"**

100 Stück 4 Mark.

**Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 40 — Leipzig, den 1. Oktober — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Preiset Gott an euerm Leibe! 1. Kor. 6, 20 — Paulus: 1. Paulus und seine Tarsische Heimat — Steine statt Brot — Die Konfutation der Augsburgischen Konfession: 1 — Die Gustav-Adolf-Tage von Görlitz (14.—18. September 1891) — Shakespeares Hamlet: 1. Der Streit der Ansichten — Verschiedenes: Der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein; Aus dem Briefe eines Berliner Kandidaten; Ein persides Reporterstückchen — Zur Beachtung — Anzeigen


## Preiset Gott an euerm Leibe!

1. Kor. 6, 20

Respekt vor dem Leibe! Denn er ist Gottes Gabe, von der Meisterhand des Schöpfers als Wohnhaus der unsterblichen Seele künstlich und fein bereitet: aufrechten Ganges mit Herrschertritt wandelt er über die Erde, das Haupt ragt himmelan, das Angesicht ist der Seele Spiegel, die arbeitenden Hände — die mehr wert sind als Flügel — und der redende Mund sind Werkzeuge des persönlichen Geistes. „Deine Hand, o Gott, hat mich gemacht und bereitet. Du warst über mir im Mutterleibe. Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbarlich sind deine Werke, das erkennt meine Seele wohl."

Aber der Leib ist doch zugleich das, was wir mit den Tieren gemeinsam haben, unser verweslich Teil; von Erde genommen, muß er wieder zu Erde werden; ein „nichtiger" Leib, der uns niederdrückt, eine zerbrechliche „Hütte," in der wir „beschwert" sind —? Ja, dieser arme Fleischesleib mit seiner Schwachheit und Schwerfälligkeit, seinen Schmerzen und Lüsten, seinen Krankheiten und seinem Todeskampf preßt der Seele des Frommen den Seufzer aus: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe!"

Doch hüten wir uns, in solche wehmütigen Klagen über den nichtigen Leib allzuschnell einzustimmen! Das könnte unchristlich, heidnisch sein. — In der Blütezeit des klassischen Altertums war bei edeln Weltweisen auch schon die Rede von dem Leibe als dem „Kerker der Seele," bei den Pythagoräern hieß es σῶμα σῆμα (der Leib ein Grab), ja Aristoteles vergleicht sogar einmal das Verhältnis von Leib und Seele mit der sogenannten kappadokischen Strafe, d. i. jener entsetzlichsten Form der Todesstrafe, wo der Leib des Verurteilten mit einem verwesenden Leichnam zusammengeschnürt lebendig begraben wurde! Seltsam mögen uns solche Urteile vorkommen gerade aus dem Munde der Griechen, die in ihren olympischen Spielen und in den Meisterwerken der bildenden Kunst die Herrlichkeit des Menschenleibes voll dargestellt und angeschaut haben. Aber jene Urteile sind deutliche Zeugnisse — nicht etwa bloß eines hochfliegenden Idealismus, sondern — der Zwiespältigkeit, der Trost- und Friedlosigkeit der heidnischen Weltanschauung. Und daneben steht, in nur scheinbarem Gegensatz, jener praktische Materialismus, die freche Ueberschätzung der Sinnlichkeit, deren Wahlspruch der Apostel Paulus anführt: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot."

So schwankt das Heidentum zwischen falscher Ueberschätzung und Unterschätzung der Leiblichkeit; denn es kennt nicht den einigen guten Schöpfer der Welt, der auch die Materie, die Sinnenwelt erschaffen hat, in der Materie sieht es vielmehr das Prinzip des Bösen; es kennt ferner nicht die Tiefen der Sünde und Schuld, noch die Thatsache der göttlichen Erlösung. Auf dem geistigen, sittlich-religiösen Hintergrunde nimmt sich demnach die Wehklage über den Leib als Kerker des Geistes ganz verschieden aus: der Heide drückt darin seine Verachtung der Leiblichkeit aus, der Christ dagegen den frommen Schmerz über die Zerrüttung, welche die Sünde an Leib und Seele des Menschen angerichtet hat, zusammen mit der gläubigen Hoffnung auf Erlösung des Leibes und der Seele. „Denn auch die Kreatur (die Sinnenwelt) soll frei werden von dem Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes." Nicht Vernichtung, sondern Verklärung der Leiblichkeit gilt hier als Ziel.

Besinnen wir uns doch darauf, wie viele reiche Motive zur Wertschätzung der Leiblichkeit in den christlichen Glaubensgedanken eingeschlossen sind!

Wir bekennen: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat." Wir glauben, daß Jesus Christus einen wahrhaftigen Menschenleib, nicht nur einen Scheinleib an sich getragen hat; jedes Weihnachtsfest verkündigt uns: Das Wort ward Fleisch, in ihm wohnte die Fülle der Gottheit leibhaftig. Wie ist doch der Menschenleib geadelt und geweiht dadurch, daß Christus ihn gehabt, vollends daß er ihn am Kreuz geopfert hat und zum bleibenden Gedächtnis daran im heiligen Sakrament verkündigen läßt: „Das ist mein Leib." Mit Bedacht sagt der Apostel in unserm Text: „Ihr seid teuer erkauft; darum so preiset Gott an euerm Leibe!" Es gilt: Opfer um Opfer. Wir glauben ferner, daß Gott uns seinen heiligen Geist gegeben hat; daraus folgert der Apostel: „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott, und seid nicht euer selbst?" Wir glauben endlich die Auferstehung des Leibes, wir hoffen, daß dieser nichtige Leib verklärt werden soll zur Aehnlichkeit des verklärten Leibes Christi, daß das Verwesliche anziehen wird die Unverweslichkeit und das Sterbliche wird verschlungen werden vom Leben.

Darum noch einmal: Respekt vor dem Leibe! Freilich sind wir nicht Schuldner dem Fleisch, daß wir nach dem Fleisch leben. Die fleischlich leben, kennen Gott nicht, sondern lästern ihn. Prasser, Säufer, Wollüstlinge verachten die Gabe Gottes, freveln an seinem Tempel. Schuldig sind wir vielmehr, den Leib zu betäuben und zu zähmen, daß er diene und unterthan sei dem Geist und seinen Herrn nicht aus dem Sattel werfe. Das heißt aber nicht, daß wir den Leib mißhandeln sollen und ihm nicht seine Ehre thun zu seiner Notdurft; mönchische Askese ist „selbsterwählte Geistlichkeit," aber kein Gottesdienst. Denn Gott will, daß wir den Leib als seine edle Gabe gewissenhaft schonen und pflegen, freilich nicht verzärteln, daß wir ihm Freude, Ruhe und Erholung gönnen, damit er frisch und tüchtig sei für die tägliche Berufsarbeit. Ja, schonen sollen wir den Leib im Grunde dazu, daß wir ihn opfern im Dienste Gottes und des Nächsten. Das soll unser vernünftiger täglicher Gottesdienst sein, daß wir unsre Leiber hingeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, daß wir unsre Glieder begeben nicht der Sünde zu Waffen der Ungerechtigkeit, sondern Gotte zu Waffen der Gerechtigkeit.

Und wenn unser Leib durch Siechtum oder Alter matt und zur Arbeit untüchtig geworden ist, dann ist eben das Leiden unsre von Gott uns zugewiesene Arbeit, welche wir in Geduld und Treue ausüben sollen. Auch durch Stillehalten in Pein und Schmerz opfern wir den Leib und preisen Gott an unserm Leibe. O A

## Paulus

### 1. Paulus und seine Tarsische Heimat

Unter allen bedeutenden weltgeschichtlichen Persönlichkeiten ist kaum eine zu nennen, die in so hohem Grade durch ein bestimmtes einzelnes Erlebnis zu allem Wirken, ja in ihrem ganzen Charakter bereitet und gestaltet wäre, wie der Apostel Paulus. Die wundersame Erfahrung, die er auf dem Wege nach Damaskus gemacht hat, ist nicht nur von umgestaltendem Einfluß gewesen auf sein Denken und Leben, sie ist ihm auch zugleich die entscheidende Berufung gewesen zu seiner apostolischen Wirksamkeit. Seine Bekehrung zum Christen und seine Bestimmung zum Heidenapostel fällt für sein Bewußtsein in einen Moment zusammen. So spricht er Galater 1, 15: „Als es dem, der mich von Mutterleibe an ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, gefiel, seinen Sohn an mir zu offenbaren, auf daß ich ihn unter den Heiden verkünde, da wandte ich mich sofort nicht an Fleisch und Blut ꝛc.“ Erfahrungen aber erhalten ihre eigentümliche Bedeutung und ihren dauernden Wert durch den, der die Erfahrung macht: die Genossen des Paulus sahen einen Lichtschein oder hörten unverstandene Laute; er seinerseits sah den Heiland und hörte Worte, die sein Leben umgestalteten. So bleibt es von großem Interesse, nachzuforschen, ob es möglich erscheint, sich von dem frühern Entwicklungsgange dieses Mannes ein Bild zu entwerfen, ehe er durch diese Erfahrung in das helle Licht der Geschichte hineintritt. Hier läßt uns aber die Bibel im Stiche, nur wenige Notizen werden uns gegeben. Es gehört zu den charakteristischen Eigenheiten biblischer Erzählungsweise, nicht zu schildern, sich nicht auf psychologische Entwicklungen einzulassen, sondern vielmehr schlicht und recht Thatsachen zu bringen. Mögen wir selbst versuchen, Folgerungen daraus zu ziehen.

Nun tritt Paulus in die Geschichte ein mit dem Augenblick, wo er, wie es heißt, Wohlgefallen hatte an der Ermordung des Stephanus, des ersten Blutzeugen Christi; die Zeugen, so wird erzählt, legten ihre Kleider ab zu Füßen eines jungen Mannes, namens Saul, und steinigten den Stephanus. Von dem frühern Leben dieses Saulus wird uns nur ein Doppeltes berichtet: daß er aus Tarsus in Cilicien stammte, und daß er als Pharisäer erzogen war, letzteres in Jerusalem unter Leitung des berühmten Rabbi Gamaliel.

Es ist in neuerer Zeit vielfach Sitte geworden, bei dem Mangel an unmittelbaren geschichtlichen Nachrichten die Antriebe für die Entwicklung großer Männer in dem zu suchen, was Natur und Kultur ihrer Umgebung ihnen zutrug. Auf diese Art hat man die fast ganz unbekannte Lebensgeschichte Shakespeares bunt und farbig zu gestalten versucht; so hat es der Franzose Renan in geradezu widerwärtiger Sentimentalität unternommen, das Leben unsers Erlösers selbst durch den Hinweis auf die schöne Natur und die angeblich so kindlich einfachen Bewohner Galiläas verständlicher zu machen, und hat dadurch einen durch sonstige wissenschaftliche Leistungen wohlverdienten Gelehrtenruhm verkleinert und gegen den Beifall einer unverständigen Menge vertauscht. Es liegt am Tage, daß solche Versuche mißlingen müssen. Das Ungemeine, das den großen Mann ausmacht, kann man nicht erklären durch das Gemeine, das allen zu teil wird. Immerhin aber ist es gestattet, durch einen Blick auf solche Vorgeschichte eine oder die andre Eigentümlichkeit des Paulus in ein besondres Licht zu stellen oder wenigstens solche Umstände als Anknüpfungspunkt für wichtigere Erwägungen zu benutzen.

Cilicien ist sein Vaterland, Tarsus sein Geburtsort; es ist ein bloßer Einfall, wenn noch vor kurzem ein Gelehrter versucht hat, auf Grund einer ganz haltlosen spätern Sage eine andre Herkunft anzunehmen. Die Provinz Cilicien liegt



im südöstlichen Winkel Kleinasiens, Tarsus an dem dort schiffbaren Flusse Cydnus, am südlichen Eingange des Hauptpasses, auf dem die Erzeugnisse des Innern über das Taurusgebirge dem Seeverkehr zugeführt werden. Verheerende Kriege waren in den letzten Zeiten der römischen Republik über diese Gegenden dahingezogen; Tarsus hatte seine Rolle in ihnen gespielt und war zur Belohnung seiner Treue vom Kaiser mit den Rechten einer freien Stadt beschenkt worden. Handel und Gewerbe blühten in reichem Maße; charakteristisch ragte die Ciliciumweberei hervor, welche die Haare der zahlreichen an den Abhängen des Taurus weidenden Ziegen zuerst zu groben Haarlitzen, sodann zu Decken, Tuchschuhen, Mänteln und Zelten verarbeitete. Auch unser Paulus trieb bekanntlich diese Zelttuchweberei. Es war eine weise jüdische Gewohnheit, auch solche Jünglinge, die zu Schriftgelehrten bestimmt waren, ein Handwerk lernen zu lassen, um sie selbständig in der Welt zu machen; Paulus legt hernachmals großes Gewicht darauf, daß er auch als Apostel nicht von den Gemeinden abhängig war, sondern sich sein Brot selbst zu erwerben wußte. Noch lebte in Tarsus eine kräftige heidnische Religiosität, während in den großen Hauptstädten der damaligen Welt diese längst in die beiden Extreme des Unglaubens und des Aberglaubens auseinandergegangen war. Frömmigkeit in unserm Sinne war diese Religiosität nun freilich nicht. Als Stadtgründer galt Sardanapal, der Ninivite, dem ein höchst unflätiger Kultus gewidmet war. Der griechische Geograph Strabo, der nicht lange vor des Paulus Geburt diese Gegenden bereist hatte, berichtet darüber Folgendes:

> Hier ist auch ein Denkmal des Sardanapal und ein steinernes Bild, wie der den Finger der rechten Hand zusammendrückt, um ein Schnippchen zu schlagen. Einige sagen, es stehe eine Inschrift in assyrischer Sprache folgenden Inhalts darauf: Sardanapal hat Tarsus und Anchiale in einem Tage erbaut. Iß, trink und koſe, da das Uebrige nicht viel wert ist.
>
> Wohl dir bewußt, daß du sterblich geboren, ergötze nach Lust dich,
> Schwelgend im Freudengenuß, denn im Grab ist keine Vergnügung.
> Bin ja auch ich jetzt Asche, des großen Ninus Beherrscher.
> Nur was ich aß und verschwelgte, das hab' ich, und wenn ich in Liebe
> Wonne genoß; doch dahin sind alle die Freudengenüsse.
> Sei dies weise Ermahnung zum Leben der sterblichen Menschen.

Immerhin ist es merkwürdig, daß wir gerade bei dem in Tarsus gebornen Paulus diese Gedanken fast genau mit denselben Worten ausgedrückt finden 1. Korinther 15, 32: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ Solche Eindrücke mögen auch mitwirken bei den häufigen Anspielungen des Apostels auf heidnischen Gottesdienst, die fast immer in scharf polemischer Art gehalten sind. Uns modernen Menschen liegt es so nahe, in dem Heidentum gleichsam ein werdendes Christentum zu sehen, ein Vorstammeln dessen, was hernach zur bewußten Anbetung des einen Gottes wird. Paulus nicht also: die furchtbare Schilderung, die er im Römerbriefe (zweite Hälfte des ersten Kapitels) vom Heidentum giebt, wo er darstellt, wie die Verleugnung des wahren Gottes zur Kreaturvergötterung führt, und wie diese sich straft durch verstärkte Sünde, besonders auch durch widernatürliche Geschlechtslust, beruht augenscheinlich auf eigner scharfer Beobachtung. Es ist ein erschütternd ernster Gedanke, der von ungemeinem Tiefblick zeugt: wer Gott über der Natur vergißt, den wird sein Naturdienst zuletzt zur gemeinsten Unnatur führen! Und vieles dem Aehnliche könnte man anreihen.

Neben dem bisher Genannten war Tarsus ausgezeichnet durch seine berühmte Philosophenschule. Ein Spötter vergleicht die große Zahl von gelehrten Weltweisen mit einer Schar Wasservögel, die am Ufer des Cydnus sitzen und sich an seinem Naß berauschen. Es fragt sich, ob Paulus von solcher gelehrten Bildung etwas mitgenommen habe. Vielfach hat man sich von der klassischen griechischen Bildung des Apostels einen hohen Begriff gemacht. Es ist wahr, Paulus verstand Griechisch und wußte es schriftstellerisch mit hinreißender Gewalt zu handhaben; es ist ein unleugbarer Vorzug der Studirten, daß sie seine Briefe in der Ursprache zu lesen vermögen. Die religiöse Tiefe, die erbauliche Kraft, die belehrende Gedankenfülle seiner Schriften kommt freilich in Luthers Uebersetzung vollkommen zu ihrem Recht; aber die eigentümliche Schärfe der Beweis-

führung, der dialektische Charakter seiner Rede, die oft gewaltsame und packende Art, wie er seines Gegners Worte faßt, wendet, widerlegt, die Mischung persönlicher und sachlicher Argumente, kurz alles, was wir als das Temperament, als den Stil im engern Sinne bezeichnen können, das kann die deutsche Gemeindebibel nicht in gleichem Maße wiedergeben. Um davon eine genauere Anschauung zu gewinnen, nicht zu erbaulichem und kirchlichem Zwecke, ist es empfehlenswert, auch gelegentlich eine andre Uebersetzung zur Hand zu nehmen, die mit den feiner nüancirten Sprachmitteln unsrer Zeit auch das menschlich Charakteristische dieser Briefe besser zum Bewußtsein bringt. Da diese Betrachtungen derartige Zwecke verfolgen, so sollen sie sich der Weizsäckerschen Uebersetzung bedienen, die in dieser Rücksicht des höchsten Lobes würdig ist.*)

Gehört demnach der Apostel Paulus, ganz abgesehen von dem göttlichen Offenbarungsinhalt seiner Schriften (wir reden hier geflissentlich nur von dem natürlichen Untergrunde seiner Persönlichkeit), zu den gewaltigsten Schriftstellern aller Zeiten, so ist er doch nichts weniger als ein Philosoph in dem damals giltigen Sinne des Wortes. Vielmehr dürfte man nicht ohne Grund darauf hinweisen, wie scharf seine zweifellos auf Erfahrung gegründete Abweisung der damals herrschenden Weltweisheit ist. „Wo bleiben die Weisen?“ fragt er (1. Kor. 1, 20), „wo die Schriftgelehrten? wo die Streitkünstler dieser Welt? Hat nicht Gott die Weisheit der Welt zur Thorheit gemacht?“ Und nun folgt die wundersam tiefe Stelle, in der erwiesen wird, daß die Wahrheit und Weisheit des Evangeliums ganz andern Charakters, eine Wissenschaft höhern Ursprungs ist.

Ebenso wenig wie ein Philosoph, war Paulus ein klassischer Stilist. Nirgends finden sich bei ihm die abgerundeten vollen Perioden der griechischen Schreibweise, wie sie selbst im Neuen Testament durch Lukas oder den Verfasser des Hebräerbriefes jezuweilen geboten werden, nirgends eine Spur von Eleganz oder gesuchtem rhetorischem Schmuck; wie oft im Gegenteil begegnen uns abgerissene, unvollendete Sätze, ungenaue, wenig ausgeführte Bilder, ein Erstens, dem kein Zweitens folgt, und dergleichen mehr, was der packenden Wirkung seiner Schreibart niemals, aber der schulmäßigen Regelmäßigkeit beständig Abbruch thut. Paulus hat nie verleugnet, daß seine eigentliche Muttersprache das Hebräische ist. Die Stimme bei Damaskus redet hebräisch mit ihm; im Gebet, im Verkehr mit Gott können wir nur die Muttersprache gebrauchen; auch die letzte große Verteidigungsrede auf dem Tempelplatz zu Jerusalem ist ebenso gehalten. Tausend kleine Züge in seinen Briefen verraten, daß er hebräisch denkt; er, der zitatenreichste Schriftsteller der Welt, der nicht zehn Zeilen schreibt, ohne Worte aus dem Alten Testament oder den apokryphischen Büchern anzuführen, hat die griechischen Schriftsteller, die wahrlich religiöse Anknüpfungspunkte genug boten, unberücksichtigt gelassen.

Allerdings hat man gerade daraus, daß ein paar Anführungen dieser Art vorhanden zu sein scheinen, auf eine griechische Bildung des Paulus schließen wollen. Es sind aber doch nur drei, die in Betracht kommen können. Das eine Mal führt er in seiner großen Athenischen Rede das Wort des Dichters Aratos an: „Wir sind seines Geschlechts,“ den Schluß eines Hexameters; aber bezeichnenderweise führt er sie so ein: „Wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben,“ also durchaus nur als ein geflügeltes Wort, ohne Angabe der Herkunft (Apostelg. 17, 28). Eine andre Stelle ist 1. Kor. 15, 33, wo wir einen Vers des attischen Lustspieldichters Menander lesen: „Die Sitte gut verdirbt der Umgang schlecht“ (böse Geschwätze verderben gute Sitten); aber auch hier nennt er es gar nicht als Zitat und macht eine leise Veränderung, die den Vers zerstört, sodaß er also für den Wohllaut griechischer Verse kein Ohr gehabt und das Wort lediglich als Sprichwort aufgenommen hat. Aehnlich verhält es sich mit dem dritten Beispiel im Titusbrief, wo „von einem Propheten aus ihrer Mitte“ (es war Epimenides, ein Zeitgenosse der sieben Weisen) ein Hexameter angeführt wird: „Lügner sind von je die Kreter, böse Bestien, faule Bäuche“ (Titus 1, 12). Die Wirkung hat

*) Das Neue Testament übersetzt von Karl Weizsäcker, D. Th. Vierte bearbeitete Auflage. Freiburg i. Br., Mohr, 1888. 4 Mk.



also seine Geburtsstätte nicht auf ihn gehabt, daß man ihm eine hellenische Bildung zuzuschreiben berechtigt wäre.

Nichtsdestoweniger lassen sich doch manche Dinge anführen, die auch in seiner Herkunft aus Tarsus uns eine providentielle Bedeutung erkennen lassen. Vor allem kommt hier schon der äußerliche Umstand in Betracht, daß Paulus von Geburt ein römischer Bürger war; er benutzte dies Vorrecht nicht selten, um manche Schwierigkeiten gegenüber den römischen Behörden zu ebnen, um sich selbst eine rücksichtsvollere Behandlung zu sichern; auf Grund dieser Stellung konnte er sich in seinem Prozeß am Ende seiner Laufbahn auf den Kaiser berufen; dieser seiner Stellung schreibt es die Sage zu, daß er mit dem Richtschwert, nicht unter Martern getötet ist, wie er denn ja auf Bildwerken noch heut das Schwert als Symbolum führt. Wir wissen nicht, welchem Verdienste sein Vater diese Auszeichnung verdankt hat. Auch der Name Paulus mag hier seinen Ursprung haben. Es ist bekannt genug, daß unser Apostel zunächst den jüdischen Namen Saulus trug, und erst Apostelgeschichte 13, 9 dient die beiläufige Bemerkung: „Saulus, welcher auch Paulus heißt,“ dazu, den Uebergang zu dieser von jetzt an ausschließlich gebrauchten Benennung zu bilden. Man hat verschiedentlich, aber vergebens nach einem unmittelbaren Anlaß dieser Namensänderung gesucht; denn der Umstand, daß einige Verse zuvor ein Prokonsul Sergius Paulus erwähnt wird, der hernach gläubig ward, kann unmöglich eine Erklärung geben; noch weniger ist es ein neuer Name nach der Bekehrung, wenngleich wir damit keineswegs die volkstümliche Bezeichnung beanstanden wollen, daß aus einem Saulus ein Paulus werden kann. Vielmehr wird es sich wohl so verhalten, wie es ja auch heutzutage bei unsern jüdischen Mitbürgern nicht ganz ungebräuchlich ist, daß man einen prononzirt jüdisch klingenden Vornamen für den täglichen Gebrauch in einen einigermaßen ähnlich lautenden deutschen verwandelt. So mag der junge Hebräer Saulus bereits in Tarsus den Rufnamen Paulus angenommen haben, den er hernach allein führte, als sein heidenapostolisches Wirken ihm einen griechisch-römisch klingenden Namen wünschenswert machte.

Doch dies sind Aeußerlichkeiten. Wichtiger bleibt, daß auch in der Persönlichkeit des Apostels und des Schriftstellers großstädtisches Wesen sich bemerkbar macht. Sein ganzes Leben bewegt sich in städtischer Umgebung. Da fühlt er sich zu Hause, da weiß er in wunderbarer Weise die Leute zu nehmen. Unter den Kleinbürgern, den Sklaven, den Handwerkern, den Arbeitern der Handelsstädte ist er heimisch und wiederum ebenso geschickt, mit natürlicher Würde und Gewandtheit auch den Vornehmsten zu imponiren. Wie anders stellt er sich dar, als die Fischer und Landleute Galiläas. In seinen Schriften tritt uns das ganz besonders entgegen bei den Bildern, die er anwendet. Versenken wir uns in die reiche Bilderwelt der Reden unsers Herrn: da duftet alles von frischem Landleben, wir sehen die Vögel des Himmels, die Lilien des Feldes, den Sämann mit seinem guten Samen, den Feind mit dem Unkraut, den satten Bauern, dem sein Feld reichlich getragen, den Weingärtner, der seinen Knechten den Weinberg austhut oder Arbeiter dingt für seine Lese, den Hirten, der das verlorene Schaf sucht, den Ackersmann, der sich freut, wenn sein Feld weiß ist zur Ernte. Wie ganz anders ist die Anschauungswelt in den Briefen des Apostels Paulus. Da sind es die Schauspiele des großstädtischen Lebens, die ihm seine Bilder leihen. Die Athleten, die lange Wochen ihren Leib betäuben, um stark zu werden im Kampf, die Wettläufer, die einem Siegeskranz nachjagen, die Zirkuskämpfer, die leidend der Welt ein Schauspiel werden, der Triumphzug mit den gefangen geführten Feinden, der kleine jüdische Haushalt, der zu Ostern den Sauerteig ausfegt, die Töpfergeräte, die nach Willkür des Arbeiters zu Lob oder zu Schande auf der Scheibe gefertigt sind: das sind die Bilder, in denen Paulus sich bewegt. Wenn wir diese und ähnliche Züge in Verbindung bringen mit seiner Herkunft aus Tarsus, so ist ja freilich nach dem oben Gesagten nichts weniger unsre Meinung, als dies, sein Wesen durch solche Erörterungen erklären zu wollen. Aber immerhin geben sie neben unzweifelhaften thatsächlichen Einwirkungen doch den Faden, an den

wir eine Reihe von besondern Beobachtungen zwanglos anknüpfen konnten. Der eigentliche Grundzug seines Wesens wird freilich vielmehr durch die Thatsache bezeichnet, daß er trotz seiner Herkunft aus der griechisch gebildeten Großstadt im schärfsten Sinne des Wortes ein Jude war. Darum davon das nächste Mal: Paulus ein Jude. Rö

## Steine statt Brot

Es ist ohne Frage in der schweren Krisis, in der sich unsre Kirche in der Gegenwart befindet, von der allergrößten Bedeutung, daß sich alle, die im Glauben unsrer Kirche stehen, in der rechten Stellung zur Inspiration der heiligen Schrift und ihrer Irrtumslosigkeit zusammenfinden. Dieckhoff

Der Ernst der Zeit hat vielfach aufrichtige Christen getrieben, über sonst stark empfundne Unterschiede der Erkenntnis und Lehre hinweg Verständigung zu gemeinsamem Handeln zu suchen. Dabei stellte sich dann wohl ein größres Maß gemeinsamer Glaubensüberzeugung heraus, als man aus der Ferne und unter dem Druck der Partei- und Schultraditionen vermutet hatte.

Auf manche Gemüter und Richtungen scheint jedoch der gleiche Eindruck einer ernsten Lage die entgegengesetzte Wirkung auszuüben. Je mehr draußen im Volke die Verwirrung der Geister über Gott und göttliche Dinge um sich greift, desto mehr zieht man sich in den engsten Kreis der eignen Anschauungen und Genossen zurück und sieht schließlich in der unbeugsamen Starrheit, mit der man den einseitigsten und kurzsichtigsten Standpunkt festhält, die Rettung für sich und andre. Ja zuweilen scheint es, als hätte man auf dieser Seite den Sinn für das, was die Sehnsucht der vielen noch Suchenden und das bleibende Bedürfnis der einfältig Frommen verlangt, völlig verloren. Sonst würde man nicht meinen, den hungernden Seelen einen Dienst zu thun, indem man ihnen Steine statt Brot bietet.

Nicht anders kann ich es nennen, wenn man heute in gewissen kirchlichen Kreisen mit erstaunlichem Eifer auf die endlich für überwunden gehaltene alte Inspirationslehre zurückkommt, als auf den Fels, auf den Christus seine Gemeinde gestellt habe, statt mit andern Christen in der Darbietung eines lebendigen und darum Leben weckenden Evangeliums zu wetteifern.

Es war doch ein Unerwartetes, daß jüngst die Behauptung: „Die heilige Schrift bleibt dem Christen Gottes Wort, auch wenn er die Inspirationslehre hat aufgeben müssen," hier einen Sturm der Entrüstung, dort so viel vorsichtiges Kopfschütteln erregte. Die positive apologetische Absicht, in der Propst Kier von Tondern so sein Thema und dazu seine Thesen für die Kieler theologische Konferenz formulirte, lag für jeden nicht übelwollenden Leser so klar vor Augen, daß es des tendenziösen Sperr- und Fettdrucks erbaulicher Kirchenblätter bedurfte, um sie in ihr Gegenteil zu verkehren. Der Vortrag ist inzwischen im Druck erschienen; er sei unsern Lesern warm empfohlen, damit sie sich von der Harmlosigkeit der hier von der heiligen Schrift vorgetragenen Ansicht, von der redlichen Bibelgläubigkeit des hart Angefochtenen überzeugen.*) Aber weder Kropp noch Breklum

*) Bedarf es einer besondern Inspirationslehre? Vortrag, gehalten auf der theologischen Konferenz in Kiel am 7. Juli 1891 von Propst P. O. Kier in Tondern. Mit einem Nachwort von Prof. D. Kawerau in Kiel über Luthers Stellung zur heiligen Schrift. Kiel, Homann. 32 S. 60 Pfge. Kier hätte getrost seinen Standpunkt als den eines Inspirationsgläubigen bezeichnen können, indem er wie ungezählte als „rechtgläubig" anerkannte Männer vor ihm zwischen einer buchstäblichen, mechanischen und freieren, organischen Inspiration unterschied. Er hat das verschmäht, und zum neuen Zeichen, wie sehr es manchen Wächtern der Ueberlieferung um Worte und Formeln zu thun ist, hat er dadurch ungeahnte Leidenschaften entfesselt. Daß eine solche Rede und Stellung in der Kirche Luthers überhaupt Anstoß erregen, von Glaubens wegen Widerspruch aufwecken konnte, daß Männer wie Klostermann, Bestmann, Soltau auch auf der Konferenz selbst noch irgend ein Interesse des Evangeliums und der Wahrheit gegenüber Kier wahren zu müssen meinten, ist eins der traurigsten kirchlichen Ereignisse unsrer Tage. Ein Mann wie Soltau, der da erklärt, „der heilige Geist kümmre sich nicht um Kleinigkeiten," hat die alte



noch Generalsuperintendent Ruperti von Kiel, der doch heute wissen muß, daß er Kier unrecht gethan hat, haben bisher für nötig gehalten, das Aergernis, das sie durch ihr übereiltes Verdammungsurteil über den noch ungehaltenen Vortrag abgegeben hatten, durch eine offne Anerkennung des darin vertretnen Glaubensstandpunkts zu sühnen. Im Gegenteil, im Hannöverschen wie in Berlin, auf der Augustkonferenz, haben noch andre Theologen sich beeilt, zwischen sich und Kier den bekannten breiten Graben zu ziehen, der die Gläubigkeit von der Ungläubigkeit trennen soll.

Man sagt, die Rücksicht auf die Schwachen in der Gemeinde habe die Vorkämpfer der alten Inspirationslehre auf den Plan getrieben. Daß dieser Beweggrund im Spiele ist, nehmen wir gern an, aber er führt eine Täuschung mit sich. Denn die Theologen und die von ihnen herausgegebenen Blätter haben in diesem Falle die Unruhe in die Gemeinden hineingetragen; wo sie verständigen und belehren, Hand in Hand mit Kier das fromme Schriftverständnis fördern sollten, haben sie agitirt und die Erregung der schwachen Gemüter damit erst künstlich erzeugt. Und so ist es immer und überall, wo Theologen der Gemeinde die alte Inspirationslehre vortragen und ihren Eifer für diese Menschenlehre entfachen, als wäre sie der Eckstein des christlichen Glaubens, mit dem alles steht und fällt: da sind diese Theologen schuld an der Beunruhigung, die den so mißleiteten Gemütern auf die Dauer nicht erspart bleiben kann, sind schuld an den innern Schwierigkeiten, in denen so manche unsrer Laienchristen ihres Glaubens verlustig gehen, über die hinwegzuhelfen eben sie durch ihr Amt und ihre Bildung verpflichtet waren.

Eine Laienorthodoxie, die gerade im Punkte der Inspirationslehre besonders empfindlich ist, haben wir allerdings in vielen Gegenden als Erbe früherer Zeiten. Unter Theologen sollte darüber Klarheit bestehen, daß die Bedürfnisse dieser Laien von seiten der Theologie niemals befriedigt werden können. Denn ihnen ist nichts geholfen, wenn die buchstäbliche Inspiration und Irrtumslosigkeit des biblischen Urtexts behauptet wird; nur die Inspiration der Lutherbibel könnte ihrem vermeintlich religiösen Verlangen genugthun. In der That kann das extreme Luthertum (das freilich dann kein Luthertum mehr ist) noch bei einem ähnlichen Satze ankommen, wie ihn das Konzil von Trient über die Vulgata beschlossen hat. Wie dort die Vulgata, die lateinische Bibelübersetzung, die in der römischen Kirche maßgebendes Ansehn genießt, für die „authentische Uebersetzung" der Bibel erklärt worden ist, so werden jene Lutheraner noch die von Luther verdeutschte Bibel zur authentischen (d. h. von demselben heiligen Geist, der den Urtext diktirt hat, gleichfalls diktirten) Uebersetzung der heiligen Schrift erheben müssen. Denn erst dann wird die Laienorthodoxie das inspirirte, unfehlbare Buch selbst in den Händen haben.

Wie wenig entfernt wir von dieser Konsequenz sind, zeigt der Kampf um die revidirte Lutherbibel. Bekanntlich ist Luthers deutsche Bibel von namhaften gläubigen Theologen einer Durchsicht unterzogen worden, wobei man einmal echte Luthersche Lesarten für die in spätern Drucken eingeschlichnen Veränderungen eingesetzt, an vielen Stellen jedoch offenbare Uebersetzungsfehler Luthers berichtigt hat. Es ist, nebenbei gesagt, meine und vieler Meinung, daß die Revisoren darin noch nicht weit genug gegangen seien. Jedenfalls unterliegt eine solche Leistung jeglicher Kritik; ist sie übel gelungen, soll man sie ablehnen und besser machen. Aber das sollte man denken, daß das Unternehmen an sich gerade bei den Bibelgläubigen den entschiedensten Beifall und Beistand finden müßte. Denn je direkter jedes einzelne Bibelwort aus Gott stammt,

Inspirationslehre so wenig wie Kier. Und wer am Urtexte des Alten Testaments so eifrig herum konjizirt, wie Professor Klostermann, hat dieser Lehre so viele tötliche Streiche versetzt, daß er sich nicht wundern darf, wenn ein Pastor auftritt und sagt, sie sei nun wirklich tot. — Sehr wertvoll ist Professor Kaweraus Nachwort, da es über Luthers Stellung zur Schriftfrage durchaus nicht nur das beibringt, was allen, die Theologie studirt haben, bekannt ist oder doch bekannt sein sollte. Vgl. zu dieser Frage den Artikel in Nr. 31 und 32 d. Bl., 1. Jahrg. 1887: „Luther und die neutestamentliche Kritik," sowie über die Kieler Konferenz Nr. 31 dieses Jahrgangs.

desto mehr muß doch darauf ankommen, daß es dem nur des Deutschen mächtigen Gemeindegliede aufs genaueste und treueste verdeutscht wurde! Jede Annäherung des Luthertextes an den Urtext müßte von diesem Standpunkte aus, so scheint es, mit frommer Freude und Dankbarkeit begrüßt werden.

Aber das Gegenteil ist der Fall. Mecklenburg verschließt sich, wie man hört, der revidirten Bibel, von den Lutheranern Nordamerikas zu schweigen. Und auf der sächsischen Landessynode machte sich kein Geringerer als Luthardt zum Sprecher der aus lauter vermeintlichem Luthertum gegen die Bibelrevision Bedenklichen.*) Gerade als sächsischer Landpastor möchte ich dagegen es aussprechen, daß unsre landeskirchlichen Gemeinden sich die Einführung der revidirten Bibel gern gefallen lassen werden, wenn nicht die Pastoren und Pastorenblätter Unruhe und Mißtrauen dagegen in sie hineintragen, was zu verhindern Herr Professor Luthardt vor andern in der Lage sein wird. Gerade der einfältige, schlichte Bibelleser wird sich von einem frommen Sachverständigen über den Sinn der Bibelverbesserung gern belehren lassen. Und ich denke, es ist nötiger, gemeinsam darauf hinzuarbeiten, daß die Bibel von unserm Volke mehr gelesen und besser verstanden werde, als daß eine Erregung für den Buchstaben der Lutherbibel, menschliche Leidenschaft für ein menschliches Werk, in den Gemütern entzündet wird.

Kehren wir zur alten Inspirationslehre zurück. Es ist von Glaubens und Evangeliums wegen die Pflicht aller einsichtigen evangelischen Pastoren, Professoren und Kirchenleiter sonst, dem Versuche, diese Lehre unsern Gemeinden aufs neue aufzujochen, mit allem Ernste einmütigen Widerstand zu leisten. Alle unsre kirchlichen Parteien haben eine doppelte Erkenntnis als gemeinsamen Besitz: die negative, daß die Lehre von einer buchstäblichen und unmittelbaren, mechanischen Inspiration mit dem Thatbestande der heiligen Schriften nicht vereinbar, also irrig ist; und die positive, daß doch in den heiligen Schriften Gott selbst durch seinen heiligen Geist so wie nirgends sonst zu uns redet.

Zu diesem gemeinsamen Besitz sich zu bekennen ist vor allem die Pflicht der theologischen Lehrer an den Universitäten. Daß kein deutscher Professor die Lehre von der buchstäblichen Inspiration und Irrtumslosigkeit noch vertritt, darf man wohl behaupten. Auf der Berliner Augustkonferenz haben die akademischen Mitglieder Grau von Königsberg, Zöckler und Nathusius von Greifswald darum einen harten Strauß mit den Mitgliedern aus dem Pastorenstande zu kämpfen gehabt. Leider aber ist auf dieser Seite doch auch wieder ein verwirrendes Bestreben hervorgetreten, „besser zu sein als andre." Sie meinten sich den Schein einer Stellung wahren zu müssen, die jene Pastoren und die dahinter stehende Laienorthodoxie befriedigen möchte. Aber das können sie nicht. Es hilft nichts, es muß hier Aergernis gegeben werden: alle neuern Inspirationstheorien befriedigen nicht das Verlangen, das das menschliche Kunstwerk der alten, für jeden aufrichtigen wissenschaftlichen Theologen heute unmöglichen Inspirationslehre in der That befriedigte.

Wie auch die konservativste Theologie, die wir auf deutschen Kathedern haben, die Rostocker, über Inspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift denkt, darüber mögen einige Sätze aus Professor Dieckhoffs in dem streng lutherischen Verlage von Justus Naumann in Leipzig soeben erschienener Schrift**) Auskunft geben:

Die angeführten Beispiele werden genügen, um zu zeigen, daß ein Zurückgehen auf die absolute Fassung der Inspiration und der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift unmöglich ist. Eine solche absolute Irrtumslosigkeit auch in den bedeutungslosesten Nebensachen, wie sie von dem absoluten Inspirationsbegriff gefordert wird, bietet die heilige Schrift nicht dar. Man hat die heilige Schrift gegen sich, wenn man sie unter die Forderung absoluter Irrtumslosigkeit stellt. Aber welches berechtigte Interesse des Glaubens verlangt denn auch, daß an der absoluten Fassung der Inspiration und der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift festgehalten wird? (S. 97 f.)

Es ist nicht unberechtigt, das inspirirende Wirken des heiligen Geistes in den Aposteln, in den heiligen Schriftstellern, mit dem Wirken des heiligen Geistes in den Gläubigen unter einen gemeinsamen allgemeinern Gesichtspunkt zusammenzustellen. (S. 99)

Das Verhältnis zwischen dem inspirirenden Wirken des heiligen Geistes und der Geistesthätigkeit der heiligen Schriftsteller auf Grund der ihnen von Gott gewordnen Ausrüstung läßt sich nicht näher bestimmen und bedarf auch einer nähern Bestimmung nicht. (S. 100)

So ist mit dem Einfluß der menschlichen Mitwirkung auf die Gestaltung des Schriftworts auch das der menschlichen Geistesthätigkeit anhaftende Unsichere durch die Thatsache der Inspiration nicht gänzlich ausgeschlossen. (S. 102)

Leugnen läßt sich doch nicht, daß in der heiligen Schrift nicht alles zu dem gehört, was der Glaube aus ihr entnehmen soll, daß es wirklich in ihr ein Gebiet des Nebensächlichen und Unwesentlichen giebt, von dem man mit Augustin mit Recht sagt: Nihil ad rem! Ad summam rei nihil interest!*) (S. 108)

Deshalb muß man sich von diesem absoluten Inspirationsbegriff unsrer alten Dogmatiker in aller Bestimmtheit scheiden. (S. 103)

Man schätze diese negative Seite der Sache nicht gering. Sie ist eine Erlösung. Wenn wir sagen dürfen: „Hier irrt die Bibel," brauchen wir nicht jene zweifelhaften Künste der Harmonistik, die den Wahrheitssinn geradezu verderben, brauchen nicht zum Schutze gegen die tausend umherlaufenden Rätselfragen und Spottreden, die über einzelne Bibelstellen umgehen, jenen Schatz ans Anekdotenhafte streifender Schlagfertigkeiten anzuhäufen, mit denen der inspirationsgläubige Christ sich aus der Verlegenheit ziehen muß. Der Bann ist gebrochen, den Kier überwand, als er zu den Füßen seiner harmonisirenden Lehrer sich gelobte:

Ich aber habe mir damals gelobt, ich wolle auch um Gottes willen niemals unredlich sein, denn solches könne Gott nicht gefallen.

Eine ernste Schwierigkeit dabei ist nur die, wie wir in solcher Wahrhaftigkeit die durch frühere und moderne Irrlehrer (in diesem Stücke waren und sind sies) falsch gewöhnten Gemeindeglieder mit dem wirklichen Thatbestande der Bibel nach seiner menschlichen Seite vertraut machen sollen. Kier hat seine letzte These, daß man die Gemeinde nicht auf der Kanzel, aber im Konfirmandenunterricht und in der Litteratur darüber belehren solle, unbegreiflicherweise zurückgezogen. Ich bekenne mich zu ihr; aber damit meine ich nicht, die Frage erledigt zu haben: das ist so im Vorbeigehn unmöglich.

Lieber möchte ich zum Schluß den Finger auf die positive Arbeit legen, die Professoren und Pastoren aller Richtungen gemeinsam thun müssen: die Herrlichkeit der Bibel, das in ihr uns gegebene Gotteswort gilt es vor aller Welt, sonderlich vor der Gemeinde hell aufleuchten zu lassen, so hell, wie es hinter der doch auch viele Schönheit und Wahrheit verdeckenden Schutzmauer der alten Inspirationslehre niemals geleuchtet hat. Will jemand dazu durch eine neue Inspirationstheorie helfen, so soll man sein Bemühen achten und davon Gewinn zu ziehen suchen. Mir ist der Satz mehr wert: „Die Bibel ist Gottes Wort" als der andre: „Die Bibel ist inspirirt." Jener sagt mir, was ich an der Bibel habe, dieser will mir etwas darüber sagen, wie die Bibel entstanden ist. Dieses interessirt mich zunächst religiös gar nicht, und ich würde mich drein finden, wenn Gott der Herr meine fromme oder unfromme Neugier darüber hinieden nur unvollkommen befriedigen wollte. Daß aber Gott in erster Linie der Urheber der heiligen Schrift ist, daß er sie mir zu meinem Heil gegeben hat, daß die Gemeinde in ihr den Ort besitzt, wo sie ihn am deutlichsten und vernehmlichsten reden hört, darauf kommt es an.

In diesem Bestreben müssen auch die Theologen, die sich nicht rühmen „orthodox" zu sein, oder gar sich rühmen es nicht zu sein, mit der „orthodoxen" wetteifern. Die Klagen über die Art, wie vielfach alt- und neutestamentliche Kritik getrieben wird, sind freilich berechtigt. Der profane Ton, in dem gewisse neuere Kommentare geschrieben sind, muß verletzen. Es gehört nicht zur Wahrhaftigkeit der Wissenschaft, daß der Schriftsteller schreibt, als hätte er kein inneres Verhältnis zu den Sachen. Die wahr-

*) Sitzung vom 12. Juni 1891. Man vergleiche Oberkonsistorialrat Rülings kurzes und treffendes Wort für die revidirte Bibel in der Sitzung vom 23. Juni.

**) Die Inspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift. Von D. Aug. Wilh. Dieckhoff, Konsistorialrat und Professor der Theologie zu Rostock. Leipzig 1891. 110 S. 2 Mk. Das Buch ist dogmengeschichtlichen Inhalts und sei dem Interesse der Theologen warm empfohlen.



*) „Zur Sache macht das nichts aus. Für die Hauptsache kommt darauf nichts an." D H

haft vornehme Wissenschaft erträgt nicht nur die Pietät, sondern fordert sie. Auf den jungen Mann aber kann die Bibelwissenschaft, wo sie kühl bis ans Herz hinan oder gar ans Frivole grenzend ihm entgegentritt, nur abstoßend wirken und ihn ins andre Lager treiben. (Daß damit kein unnötiges Pathos verlangt sein soll, brauche ich kaum hinzuzufügen.) Ein Professor der Theologie sagte mir einmal: Die theologische Wissenschaft sei dazu da, alle menschlichen Stützen des Glaubens zu zerbrechen. Es war die Auffassung eines hohen christlichen Idealismus. Aber die Theologie hat nicht nur die Aufgabe, das Menschliche in dem überlieferten Christentum aufzuzeigen, sondern damit zugleich den Glanz des echten Evangeliums an ihrem Teil immer klarer herauszuarbeiten; ja auch so ist ihre Aufgabe nicht erschöpft, sondern mit vollem Bewußtsein soll sie dem neuen Geschlecht zu einer neuen Verbindung des Menschlichen und Göttlichen helfen, die das suchende Gemüt befriedigt. Das ist bauende, erbauende Arbeit und etwas ganz andres als „historische Kritik."

Zugegeben also, daß auf Seiten der „liberalen," „wissenschaftlichen" Theologie in dieser Richtung nicht selten gefehlt worden ist, so mangeln doch auch auf dieser Seite die Zeugnisse für die Herrlichkeit der Bibel nicht, und die ernste Bibelwissenschaft ist selbst solch ein Zeugnis. So wunderlich das manchem klingen mag, Wellhausen hat nicht wenigen die Herrlichkeit der Bibel neu aufgeschlossen. Und dafür sollte man auf der andern Seite auch den Sinn haben. Was sollte es, wenn Grau auf der Augustkonferenz mitten im Kampf gegen die Inspirationsfanatiker jede Gemeinschaft mit Haupt weit von sich wies — um der Artikel willen, die im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift erschienen sind (Nr. 25 ff.).*) Mag er den Unterschied der beiderseitigen Theorien noch so stark empfinden, die Gemeinsamkeit der Tendenz und des Glaubens muß er doch erkennen und sollte er überall offen anerkennen. Wir kommen nicht vorwärts in der ernsten positiven Arbeit, die es hier zum Segen der Gemeinde zu thun gilt, wenn wir nicht die Einigkeit in den Motiven stärker empfinden als die Unterschiede in den Methoden und Ergebnissen. Trotz allem Gezänk und Anathema auf Konferenzen und in Kirchenzeitungen halte ich dafür, daß in der Schriftfrage die verschiednen theologischen Richtungen einander näher sind denn je. Wer aber der Gemeinde Theorien über die Bibel vorträgt und das für wichtiger hält, als die Gemeinde in die Kenntnis und das Verständnis des lebendigen Gotteswortes selbst einzuführen, der bietet ihr Steine statt Brot.

R

## Die Konfutation der Augsburgischen Konfession

1**)

Am Nachmittag des 25. Juni 1530 hatte im Saale des Bischofshofes zu Augsburg vor dem Kaiser und den versammelten Ständen des Reiches der sächsische Kanzler Dr. Beier die Augsburgische Konfession verlesen. Sechs Wochen danach, am 3. August, waren die Stände wieder an der gleichen Stätte versammelt, um die „Widerlegung" anzuhören, die im Namen des Kaisers von dem kaiserlichen Sekretär Alexander Schweiß daselbst vorgelesen wurde. Diese „Konfutation," wie sie gemeinhin genannt wird, sollte nach kaiserlichem Willen das Schlußwort in der großen religiösen Kontroverse der Zeit sein; das Bekenntnis der evangelischen Stände sollte damit endgiltig beantwortet und dem Glauben in deutscher Nation hiermit die richtige Bahn vorgezeichnet sein. Bekanntlich hat der Kaiser diesen seinen Willen nicht durchgesetzt, da sich die evangelischen Stände, in Uebereinstimmung mit ihren Theologen, durchaus nicht für widerlegt ansahen, vielmehr durch Melanchthon in dessen „Apologie" eine Verteidigung ihres Bekenntnisses der kaiserlichen Konfutation entgegenstellten.

Die Geschichte dieser denkwürdigen Widerlegungsschrift war bis vor kurzem in ein eigentümliches Dunkel gehüllt. Merkwürdig war es ja, daß man schon in Augsburg Schwierigkeiten machte, den Evangelischen einen genauern Einblick in diese kaiserliche Antwort zu gestatten; noch merkwürdiger war es, daß eine offizielle Herausgabe dieses wichtigen Aktenstückes niemals, weder von Seiten des Kaisers, noch von Seiten der römischen Kirche erfolgt ist, daß man zwar wiederholt einen Ansatz zur Veröffentlichung gemacht, diesen aber bald wieder aufgegeben hat. Gleichwohl war die Konfutation uns nicht völlig unbekannt geblieben. Waren doch schon während der Verlesung einige Aufzeichnungen gemacht, die Melanchthon bei der Ausarbeitung seiner Apologie hatte benutzen können. Dann hatte im Jahre 1531 einer der Mitarbeiter an der Konfutation, Johann Cochleus, in Dresden einen Auszug aus dem kaiserlichen Buche auf eigne Hand veröffentlicht. Derselbe hatte wenige Jahre danach in einer großen Streitschrift gegen das Bekenntnis der Evangelischen vier Aufsätze abdrucken lassen, die nach seiner Angabe zu Augsburg als Widerlegung der vier ersten Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses ausgearbeitet worden waren. Endlich waren auch seit 1573 verschiedne Handschriften der Konfutation von einzelnen Gelehrten durch den Druck bekannt gemacht; diese boten einen im ganzen übereinstimmenden, im einzelnen aber mannigfache Differenzen zeigenden Text des Buches dar. Außerdem war bekannt, daß die Kommission katholischer Theologen, die in Augsburg im Auftrage des Kaisers an der Widerlegungsschrift gearbeitet hatte, ihre Arbeit mehrfach hatte neu redigiren müssen; man wußte, daß der Kaiser einen ihrer Entwürfe ziemlich ungnädig als unbrauchbar zurückgewiesen hatte, wußte auch, daß das Buch, das sie zuerst dem Kaiser vorgelegt hatten, viel umfangreicher gewesen sein mußte, als die schließlich den Ständen vorgelesene Konfutation, daß ihr Buch auch ursprünglich mit einer Anzahl Beilagen ausgestattet gewesen war, die hernach zurückgelegt sein mußten. Gern hätte man jene katholische Kommission in ihrer Arbeit während jener sechs Wochen bis zur Vollendung der Konfutation näher beobachtet, die verschiednen Gestalten und Schicksale ihrer Arbeit genauer kontrollirt — aber das bisher bekannte Quellenmaterial ließ über allerlei Vermutungen nicht hinauskommen.

Erst die neueste Zeit hat uns glückliche und wertvolle Funde gebracht und damit jene Vorgänge in Augsburg uns genügend gelichtet. Professor Theodor Brieger in Leipzig stieß bei Arbeiten, die er vor wenigen Jahren im Archive des Vatikans machte, auf eine Abschrift des ersten umfänglichen Entwurfs der Konfutation. Glückliche Funde in der Wiener Hofbibliothek förderten des weitern einen reichhaltigen Schatz von Akten ans Licht, aus denen der Gang der Kommissionsarbeiten noch mit hinreichender Deutlichkeit zu ermitteln war. Ein junger Kirchenhistoriker, Johannes Ficker in Halle, hat in mühsamer und sorgfältiger Arbeit diese Schätze gehoben, durch weitere Nachforschungen vermehrt und bietet nun in seinem eben erschienenen Werke über die Konfutation zum erstenmale den Text dieses Buches in seiner ersten Gestalt nebst den dem Kaiser vorgelegten Beilagen und verfolgt in seiner vorzüglichen Einleitung aufs sorgsamste die Geschichte dieses Buches von den ersten Vorarbeiten an bis zu den ver-

*) Ein vermehrter Sonderabdruck ist bei Velhagen und Klasing erschienen: Die Bedeutung der heiligen Schrift für den evangelischen Christen. Von D. Erich Haupt. 96 S. 80 Pfge. Diese Aufsätze scheinen den Unwillen mancher Inspirationsfreunde besonders erregt zu haben. Zu welchen zweifelhaften Mitteln, ihren Gefühlen Luft zu machen, die „heilige Einfalt" zuweilen greift, bewies ein Artikelchen an hervorragender Stelle der Kreuzzeitung, Nr. 417: „Zuruf. Herrn Prof. D. E. Haupt, der in seiner Schrift „Die Bedeutung der h. Schrift für den evangelischen Christen" die Auktorität der h. Schrift in einer subjektiven Taxation derselben seitens des Lesers aufgehen läßt, erlaubt sich ein Leser der Kreuzzeitung an die Worte des Herrn im Ev. Johannis 15, 5—7 zu erinnern." Das Unerhörte dabei ist, daß die Kreuzzeitungsredaktion eine solche Zuschrift, die sogar den Mißbrauch eines Bibelworts nicht scheut, in ihrem redaktionellen Teile veröffentlicht. Vielleicht macht es auf die Kreuzzeitung einigen Eindruck, wenn ich ihr dagegen die Würdigung vorhalte, die das Organ der Augustkonferenz, die Evangelische Kirchenzeitung, der Hauptschen Schrift widerfahren läßt. Nach der Evangelischen Kirchenzeitung (Nr. 36) sucht Haupt „eine die Berechtigung der historischen Kritik voll anerkennende, aber gleichzeitig die Autorität der Bibel als Gotteswort sicher stellende Auffassung zu begründen. Daß hierbei . . zwischen gesunder und maßloser Kritik viel zu wenig unterschieden wird, verhindert es nicht, daß doch manches Treffende und wirklich Erbauliche zum Ausdruck gelangt." Das klingt ganz anders als jener „Zuruf."

**) Vergl. Johannes Ficker, Die Konfutation des Augsburgischen Bekenntnisses. Ihre erste Gestalt und ihre Geschichte. Leipzig, J. A. Barth, 1891. 10 Mk.

geblichen Anstalten des Jahres 1532, eine offizielle Ausgabe des kaiserlichen Buches zu besorgen. Heben wir aus dem reichen Inhalte des Fickerschen Buches Einzelnes heraus, das für weitere Kreise Interesse hat.

2

Am Tage nach der Uebergabe der Augsburgischen Konfession versammelte der Kaiser die katholischen Stände und begehrte Rat, wie jetzt mit den Protestanten zu verfahren sei. Sie antworteten am 27. Juni, der Kaiser möge die Schrift durch verständige, nicht gehässige Gelehrte prüfen und durch sie feststellen lassen, was mit der Kirchenlehre darin übereinstimme, und was, als widersprechend, widerlegt werden müsse. Für Abstellung der Mißbräuche möge der Kaiser Mittel und Wege suchen. Er möge auch den päpstlichen Legaten Campegi um seinen Rat dabei angehen. Dieser ging mit Eifer auf die Sache ein. Er empfahl dem Kaiser, die Artikel der Augustana zum Zwecke der Widerlegung an die anwesenden katholischen Theologen zu verteilen; diese sollten vor allem hervorheben, was von den evangelischen Glaubenssätzen schon längst von der Kirche als ketzerisch verdammt sei. Außerdem gelte es, das, was die Protestanten von ihrer Lehre hier verschleiert hätten, ans Licht zu ziehen. Die vom Kaiser ihnen zu gebende Antwort müsse endgiltige Entscheidung bringen, nicht etwa nur Material für weitere Verhandlungen bieten. Bekanntlich hatten ja die Protestanten, gestützt auf das kaiserliche Ausschreiben zum Reichstage, sich in ihrem Bekenntnis als eine in der katholischen Kirche vollberechtigte Partei hingestellt und erwarteten Verhandlungen mit den Gegnern als mit einer Gegenpartei. Aber eben diese Auffassung der Verhältnisse mußte von seinem Standpunkte aus der päpstliche Legat aufs äußerste bekämpfen. Der Kaiser übertrug hierauf Campegi die Einrichtung einer Theologenkommission und die Verteilung der Arbeiten in ihr, versprach ihm auch, in keiner Weise sich auf weitere Verhandlungen mit den Protestanten einlassen zu wollen; doch behielt er den Gedanken an eine endgiltige Entscheidung durch ein Konzil vor und forderte auch den Legaten auf, in Sachen der von den Protestanten gerügten Mißbräuche selber Vorschläge zu machen, wie hier Abhilfe geschaffen werden könnte.

So ungelegen dem Legaten diese letztern Gedanken des Kaisers waren, so begierig ergriff er die ihm erteilte Vollmacht, die katholischen Theologen zur Widerlegungsarbeit zu sammeln. Es waren ihrer etwa zwanzig in Augsburg zur Hand, unter denen Eck, Fabri und Cochleus die bekanntesten und auch in der nachfolgenden Arbeit vorzüglich beteiligten gewesen sind. Es waren die feindseligsten Persönlichkeiten, die bisher gegen Luther und die Reformation auf dem Kampfplatze gestanden hatten. Manche unter ihnen hatten schon seit Jahren in ihren Streitschriften das Anklagematerial gesammelt, das jetzt zur Verwendung kommen sollte. Cochleus hatte eben ein umfängliches Manuskript „vom christlichen Glauben, von den Sakramenten und den Zeremonien" beendet. In frühern Schriften hatte er wiederholt aus Luthers Predigten und Streitschriften Exzerpte in feindseliger Absicht angelegt. Auch Eck hatte soeben 404 Artikel zusammengestellt, über die er sich erboten hatte, mit den Lutheranern zu disputiren. Der Legat selbst hatte während der Reise zum Reichstag für den Kaiser eine Schrift aufgesetzt unter dem Titel „Die Früchte des lutherischen Evangeliums, wie sie an den Wiedertäufern in Deutschland zu sehen sind." Vier andre von den Theologen hatten gemeinsam den sogenannten Schwabacher Artikeln Luthers eine Schrift entgegengestellt, in der sie die Fürsten darauf hinweisen wollten, daß Luther in jenen Artikeln seine wahre Meinung trügerisch verschleiert habe. Von ähnlicher Tendenz waren nun die Beilagen, die für das dem Kaiser zu übergebende Buch von einzelnen Kommissionsmitgliedern jetzt bereit gestellt wurden. Fabri lieferte eine Sammlung von „Ketzereien, die zuvor auf heiligen Konzilien verdammt, aber von den Lutheranern wiederum aus der Hölle hervorgeholt sind." Aus Ecks Feder stammen wohl die „Sektenungeheuer, welche von Luther und den Lutheranern ausgegangen sind." Gleichem Zwecke der Verdächtigung dient die vermutlich von Fabri verfaßte Schrift



„Die entsetzlichen und sehr schädlichen, höchst verdammlichen Früchte des Lutherischen Evangeliums."

Es ist Ficker dafür zu danken, daß er diese lehrreichen und charakteristischen Erzeugnisse fanatischen Hasses gegen die Reformation, womit damals die römischen Theologen Deutschlands den Kaiser zur Vernichtung des Luthertums aufzustacheln suchten, ans Tageslicht gezogen hat. Nicht nur, daß in diesen Schriften das Luthertum für alle Schrecken des Bauernkrieges und für alle Verirrungen der Wiedertäuferei verantwortlich gemacht wird; man scheut sich auch nicht, allerlei unverbürgten Klatsch zur Verdächtigung Luthers und seiner Genossen dem Kaiser aufzutischen. Von einem Verständnis Luthers und der treibenden Kräfte der religiösen Bewegung ist natürlich keine Spur vorhanden. Die Methode, aus dem Zusammenhange gerissene Zitate aus den Schriften der Reformatoren zusammenzustellen, um Haß und Verachtung gegen sie zu erwecken, steht hier in üppiger Blüte. Es genügt, einige Stellen zur Probe mitzuteilen:

Es geht das Gerücht, daß Luther und etliche seiner Anhänger mehrere Jahre hindurch das Sakrament weder unter einer noch unter beiderlei Gestalt genommen haben sollen.

Unruhe und Aufruhr war bisher in Deutschland eine unerhörte Sache. Denn die Deutschen lebten beständig in gegenseitigem Frieden; man meint, daß sie daher ihren Namen (Germani) empfangen hätten.

Auch erzählte man dem Kaiser ganz ungenirt, Luther habe erst durch seine Predigten und Flugschriften die Bauern zum Aufruhr angestachelt, dann aber habe er, sobald er gesehen, daß die Sache schief ging, die Fürsten angetrieben, die Bauern wacker niederzuschlagen. Auch das wurde nicht verschwiegen, daß er den Kaiser einmal „Madensack" genannt und geschrieben habe, es sei eine Zuchtrute Gottes, daß so viele Fürsten thöricht seien. Was für eine Vorstellung mußte der Kaiser von den Gesinnungen der Evangelischen erhalten, wenn ihm zusammenhangslos der Ausspruch Zwinglis vorgeführt wurde: „Christen ein Gesetz auflegen heißt Gott versuchen!" Und welche groben Entstellungen waren es, wenn man dem Kaiser hier vorredete, Luther mache aus dem Dekalog (den zehn Geboten) acht, Zwingli dagegen elf Gebote! oder gar, daß sie gelehrt hätten, die Erbsünde sei keine Sünde. Doch lassen wir diese „Beilagen" und achten auf den Gang, den die Arbeit der Theologen an der Widerlegungsschrift selbst nahm. G K

## Die Gustav-Adolf-Tage von Görlitz

(14.—18. September 1891)

Den geschichtlichen Verlauf der Görlitzer Gustav-Adolf-Tage zeichnet für den Augenblick die „Chronik der christlichen Welt"; wer hernach die einzelnen Reden und Vorträge genauer kennen und nutzen will, dem wird der vom Zentralbüreau herauszugebende Bericht das alles umfassend und wortgetreu darbieten; und es kann ja allerdings nicht genug und nicht oft genug darauf aufmerksam gemacht werden, welche Fundgruben und Schatzkammern für Gustav-Adolfs-Werk und Kirchengeschichte zugleich diese Berichte darstellen. Hier handelt es sich um das Gesamtbild, um eine zusammenfassende Erinnerung, um den Ertrag.

Was bot Görlitz dem Gustav-Adolf-Verein? Was der Verein der Stadt? Was bleibt ihr? und was dem Verein?

Schon das Festmitgliedsbüchlein, das zugleich die Legitimationskarte hergab, und ein großer Bilderbogen mit Ansichten von Görlitz, in den die Tischkarte gewickelt war, zeigte dem Besteller (denn beides wurde voraus verschickt) oder Empfänger die schöne, sehenswerte Stadt mit herrlichen Parkanlagen und Ausblicken aufs Gebirge, mit ihrer Landskrone und ihrem Neißethal, mit ihren Kirchen, deren drei in den Dienst des Gustav-Adolf-Vereins gestellt wurden, vor allem der mächtigen Peterskirche mit ihren zwei schönen neuen Türmen: eine willkommene und preiswürdige Feststadt für den Ernst der Arbeit wie für die Muße der Erholung.

Als siebzehnjähriger Jüngling — nach der hübschen Wendung des D. Erdmann — hatte einst (1849) der Gustav-Adolf-Gesamtverein Breslau besucht, seitdem sein Fuß den schlesischen Boden nicht mehr betreten. Zwar längst schon

hatte Görlitz nach ihm ausgeschaut — aber erst sollte St. Peter und Paul im Schmuck seiner beiden Türme dastehen, dann wollte es den geehrten Festgast empfangen. Und es hat ihn festlich empfangen, im Wehen seiner Fahnen, unter Festklängen und Triumphbogen mit weihevoller Inschrift: „Mit Gott wollen wir Thaten thun," und wie die wohlgewählten Sinnsprüche dann weiter lauteten. Und Görlitz bot geschichtliche Erinnerungen — das wohlgelungene und mit verdientem Beifall aufgenommene Festspiel des letzten Abends und Scherz- und Ernstrede mancherlei haben sie in erhebender und freundlicher Weise vergegenwärtigt — eine Stadt, die früh der Reformation die Thore geöffnet und um ihretwillen Schweres erlitten hat.

Ueberaus erfreulich war die warme Weise, womit das Oberhaupt der Stadt, die eindringende Kenntnis und Würdigung der Gustav-Adolf-Sache, mit deren Kundgebung der zweite Bürgermeister die Abgeordneten schon bei der ersten Begrüßung willkommen hieß, und dementsprechend der Abschiedstrunk, den die Stadt nach dem Festspiel noch ihren Gästen darbot. Aber wohlthuender und wichtiger als das alles war dem Gustav-Adolf-Freunde die große Beteiligung der Einwohnerschaft an den Festgottesdiensten, an der sogenannten christlichen Volksversammlung, an dem Schlußkommers — über tausend Festkarten sind ausgegeben worden — und selbst an den eigentlichen Verhandlungen, wo allerdings die Beteiligung im Gustav-Adolf-Vereinsinteresse am wichtigsten ist. Wie war es doch die schönste Unterbrechung der Klagen über die Diasporanöte, als eine ungenannte Dame mittenhinein 1000 Mark zur Verfügung stellte. Und erquicklich schon war es dem Vorsitzenden D. Fricke gewesen, als ihm beim Einzuge in die Stadt der Droschkenführer auf seine Frage nach der Ursache der festlichen Ehrenpforten erwiederte: „Wissen Sie das nicht? Der Gustav Adolf kommt zu uns." Reiche Gaben auch hat Görlitz und die umliegende Landschaft und die Provinz zum Festangebinde dargebracht; wir schweigen von Paramenten und Kirchengefäßen, nennen da nur um der schönen Form der Darreichung willen das Kruzifix der Töchterschule mit der Ansprache ihres Rektors Linn; aber namens der Zweigvereine der Gustav-Adolf-Stiftnng brachte der Vorsitzende des Hauptvereins, der schlesische Generalsuperintendent, 1100 Mark, seitens der schlesischen Kirchgemeinden Pastor Weikert-Groß Wandris und Exzellenz von Geiseler 2780 Mark, seitens der Gustav-Adolf-Zweig- und Frauenvereine der sächsischen Oberlausitz Oberkirchenrat Keller und Pastor Scheuffler-Lawalde 1520 Mark für die Diaspora Schlesiens und speziell von Glatz, seitens der Konfirmanden der preußischen Oberlausitz für eine Konfirmandenanstalt Superintendent Meisner u. a. 860 Mark, seitens der schlesischen Frauen- und Jungfrauenvereine Archidiakonus Schönwälder 325 Mark bar, oberschlesische Gemeinden 513 Mark, die Stände des preußischen Markgrafentums Oberlausitz 300 Mark, Gymnasiasten und höhere Bürgerschüler 200 Mark, vor allen andern sehr erfreulich die evangelische Lehrerschaft Schlesiens 540 Mark für arme Diasporalehrer — in Summa 8037 Mark (eingerechnet eine Gabe aus Siebenbürgen von 224 Mark). Und die Festkollekte hat über 1000 Mark ertragen.

Und was hat die Gustav-Adolf-Versammlung Görlitz gebracht? Wir sind überzeugt, wir wissen es, auch diesmal hat die begeisterte Art des Geh. Kirchenrats Fricke, getragen von tiefen Studien der Geschichte und großem kundigen Blick in die Gegenwart, Begeisterung geweckt. Die drei Festprediger hatten insgesamt alttestamentliche Texte gewählt, die Festprediger des ersten Tages, Superintendent Streetz aus Koischwitz bei Liegnitz in der Dreifaltigkeitskirche Jesaja 6, 1 ff., Pastor von Seydewitz aus Leipzig in der Frauenkirche 3 Mos. 20, 7, endlich der Hof- und Dompredigcr Faber aus Berlin den originellen Text Jeremia 38, 7—13. Wenn es den beiden ersten darum zu thun war, auf innerliche Weihe und Bereitung zum Feste zu dringen, so machte der dritte in packender, geistvoller und — was wir sehr hoch halten — das Zeitmaß achtender Weise den Mohren zu einem Vorbilde am Gustav-Adolf-Fest: seinen Heldengang zum Thore Benjamin, sein Liebeswerk in der Grube des Verderbens, seinen gesegneten Griff in des Königs Schatzkammer. Die Anwendung war eine überaus gewandte und reichhaltige; sonderlich gefiel — neben dem Mute des Mannes —, wie er rasche, kräftige, freudige und schonende Samariterhände herbeiwünschte. Auch der Jahresbericht, diesmal mit Recht vor alle höflichen Formalien in der Hauptversammlung gestellt, hat seines Eindruckes nicht verfehlt. In kräftiger, lebendiger Weise das Geeignete wohl auswählend, brachte Schulrat Hempel das Wichtigste in knapper Form zum Vortrage. Wir unsererseits müssen hier allerdings daraus weitere Auswahl treffen. Böhmen, Mähren, Galizien, Westpreußen, Posen, Schlesien, die rheinische Eifel, das Saargebiet und Lothringen sehen flehend nach Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins aus; die österreichischen Schulen werden mehr und mehr dessen Sorgenkinder; wichtig wie die Kirche in Rom ist die zu Fulda. Die Zweigvereine haben sich auf 1817, die Frauenvereine auf 470 vermehrt. Nimmt man die Einnahmen der befreundeten ähnlichen Vereine und Gaben aus einigen fremden Ländern hinzu, so hat das Jahr 963 055,55 Mark ergeben; die Gesamtsumme dessen, was der Verein bisher in seinen 59 Jahren verwendet, beträgt 24 963 770,46 Mark. 17 Legate sind 1889—90 an die Zentralkasse gezahlt mit 147 785,29 Mark (gegen ebensoviel Legate im Betrage von nur 45 514,95 im Vorjahre); das bedeutendste war das des Fräulein Juliane Schaller zu Berlin von 80 988 Mark. An kleinern Legaten hat der Stuttgarter Hauptverein weitaus am meisten empfangen, ist aber in seiner Gesamtleistung vom Rheinlande her überflügelt, nachdem er bisher an der Spitze der beitragenden Vereine gestanden. Die bei Berlin gelegnen Ländereien, die seiner Zeit Herr L. Momm in Forest bei Brüssel dem Verein schenkte, sind nun verkauft bis auf ein Teilstück, bezüglich dessen vom Berliner Magistrat das Enteignungsverfahren eingeleitet worden ist. Der Gesamterlös beläuft sich auf 125 253 Mark, der Gesamtbetrag der Johann-Wilhelm-Momm Stiftung auf 195 029,15 Mark. Uebrigens hat Herr L. Momm auch auf das Flugblatt Nr. 74 des Zentralvorstandes, das die Notstände Galiziens schilderte, 5000 Mark eingesandt, die sofort verteilt große Freude bereitet haben. Kirchen sind 19 fertiggestellt, Schulhäuser 7; begonnen 16 gottesdienstliche Gebäude, 10 Pfarrhäuser bezogen. 8 Schulen sind in Angriff genommen. Ausscheiden konnten aus der Vereinspflege 19 Gemeinden, aber 75 neue mußten aufgenommen werden. Eindrucksvoll wie der Jahresbericht, aber selbstverständlich mit noch größerer Spannung vernommen war der Bericht Professor D. Nippolds über das Liebeswerk.



Unter den persönlich Begrüßenden fehlten leider (entschuldigt) die Regierungen und auch ein Vertreter des Berliner Evangelischen Oberkirchenrats; Generalsuperintendent Erdmann und Konsistorialpräsident Stolzmann brachten ihre Grüße dar; auch in längerer Erörterung der Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät von Breslau, Konsistorialrat Meuß. Der ungarische Bischof Baltik dankte für den Besuch des Vorsitzenden D. Fricke anläßlich des Jubelfestes der evangelischen Kirche Ungarns. Superintendent Dr. Haase aus Teschen konnte berichten, daß das von ihm begründete Krankenhaus sich auf einem Areal von 4 Joch in 8 schmucken Pavillons und 2 Wirtschaftsgebäuden inmitten freundlicher Parkanlagen erhebe; es hat bisher 150000 Fl. gekostet, aber nun bedarf es zur innern Einrichtung noch 25000; 100 Offiziere sollen dort für den Kriegsfall untergebracht werden können, und dazu müssen die Betten beschafft werden; auch die Einrichtung des Schwesternhauses; die Schwestern selbst werden gemäß huldvoller Genehmigung der Frau Großherzogin von Sachsen in Weimar ausgebildet. Seitens der belgischen Synode sprach Divisionspfarrer Dr. Hermens-Köln bestimmte Wünsche aus, alle darauf hinausgehend: das evangelische Werk schreitet in Belgien fort, aber eben deshalb bedarf es durchaus erhöhter Mittel. So bat auch in dringlicher Bitte unter anschaulicher und entsprechender Darstellung der Verhältnisse in Kroatien und Bosnien Pfarrer Dr. Kolatschek aus Agram um Beistand in den Nöten seiner Gemeinde. Und ob so der eine noch für das Elend Galiziens oder der andre für die weitausgreifende Bedeutung deutsch-evangelischer Gemeinden in Kairo oder in den schier unermeßlichen

Ländern Südamerikas hat, immer war es zugleich eine Bereicherung der Kenntnis der kirchlichen Gegenwart, eine Befruchtung evangelischen Liebeswirkens an den Glaubensgenossen. Nur das sei noch namentlich aufgeführt, wie Superintendent a. D. Oßwald aus Beyernaumburg in seinem Vortrage über die Stellung und Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche in Italien mahnte, auch ordinirte Geistliche, tüchtige, reife Männer zu nutz deutscher Glaubensgenossen nach den wichtigern Städten Italiens zu senden. Aber wie packend sprachen die drei Konsistorialräte Dibelius, Reichard, Koch in der Abendversammlung, vielleicht nicht am geistreichsten, aber am unterrichtendsten und gewiß förderlichsten für die Diasporaarbeit seiner Provinz Westpreußen der letztgenannte, dem die erschütterte Versammlung mit einer spontanen Kollekte von 286 Mark antwortete. Heilruf, Dank und Segen haben D. Rogge und Präsident Fricke, dieser beim Abschied, jener im Toaste über Görlitz ausgesprochen; ja es wird ein bleibender Gewinn für Görlitz sein, wenn aus so reicher Aussaat Früchte aufgehen.

Aber nicht bloß im Blick auf Görlitzens Bürgerschaft, für das nachfolgende Geschlecht seiner Söhne und Töchter wünschen wir das. Es war eine große Zahl jüngerer Geistlicher aus den benachbarten Gegenden, aus Sachsen, der Lausitz und aus Schlesien herbeigeeilt, die meisten wohl zum erstenmale Zeugen des großen Gustav-Adolf-Festes. Möge auch ihnen Segen aufblühen und bleibende Liebe zu der großen Arbeit, dem heilsamsten Werke des gesamten Protestantismus, das erneuerten eifrigen nnd treuen Nachwuchs braucht. Denn die Alten bleiben nicht immer. Er ist nicht mehr gekommen, der allzeit fertige und bereite Natorp, und nicht mehr der sinnige freundliche Münchner Städelen, und wie sie alle heißen, die der Gustav-Adolf-Verein jetzt nur mehr zu seinen bleibenden Erinnerungen rechnen kann und deren die Versammlung mit Dank und Wehmut gedachte. Ihr Angedenken bleibe im Segen!

Das hoffen wir auch von dem großen Liebeswerke, daß es bleibenden Segen schaffe. Bedürftig waren die Gemeinden alle drei — schwer, ja unmöglich zu sagen, welche am meisten? Die geschichtliche Bedeutung der schwäbischen Oberamtsstadt Wangen im Algäu, der alten Reichsstadt, der Lohn der Treue Württembergs am Gustav-Adolf-Werke war es wohl, der die meisten Stimmen auf Wangen lenkte. Deutsch-Zegling in Siebenbürgen und Feurstein in Posen empfingen als Schmerzensgeld je über 5500 Mark, Wangen 17 700. Bewegten Herzens dankte der dortige Pfarrer Fauser.

Der Zentralvorstand bedurfte mehrfacher Erneuerung. Durch die Neuwahl hierdurch sind ihm geblieben für Leipzig Oberbürgermeister Georgi und Superintendent Pank, neu gewählt ward ein Mitglied der ersten deutschen Rechtsbehörde, Reichsgerichtsrat Freiesleben; außerhalb Leipzigs aber ward wiedergewählt von früheren Mitgliedern als jetzt wieder wählbar D. Rogge, neu eingetreten sind Pfarrer Terlinden, hochverdient durch das Rheinisch-westfälische Gustav-Adolf-Blatt, in dem auch Westfalen für eine Wahlperiode gern seinen Vertreter sehen wird. Stadtpfarrer Müller aus Hermannstadt — im Blick auf das ferne Siebenbürgen, — der Bayer Oberkonsistorialrat Burger, der Westpreuße Konsistorialrat Koch.

Es war schmerzlich, daß nach den Statuten die Nasemann und Niemann nicht wieder gewählt werden konnten, und am meisten, doch unvergeßlich und unersetzlich Bischof D. Teutsch. Und doch vertrauen wir, sie bleiben uns die Alten.

Daß künftig auch der Dresdner Hauptverein im Zentralvorstande eine Stelle finden kann, wird eine kleine Statutenänderung billigerweise wenigstens ermöglichen müssen.

Bei dem edlen Rangstreite um das Fest des nächsten Jahres trat Darmstadt vor Bremen ehrenvoll zurück. Um 1893 werden voraussichtlich noch Darmstadt und Stuttgart mit einander ringen. So ist der Festort des nächsten Jahres Bremen.

Auch die Nachfeier auf dem Oybin wird ihren Teilnehmern unvergeßlich bleiben. H



# Shakespeares Hamlet

## 1. Der Streit der Ansichten

Zwei Tragödien sind es, die seit ihrem ersten Erscheinen die Kunst litterargeschichtlicher Auslegung in besonderm Maße in Anspruch genommen haben: Goethes Faust und Shakespeares Hamlet. Von diesem soll hier die Rede sein, und zwar im Lichte einer Auslegung, die Professor Karl Werder in seinen „Vorlesungen über Shakespeares Hamlet, gehalten an der Universität zu Berlin“ (Berlin, Wilhelm Hertz) im Jahre 1875 zuerst veröffentlicht hat. Sie ist damals viel besprochen, aber meines Erachtens noch nicht widerlegt worden. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Streit, der ja nach Heraklit der Vater aller Dinge und darum auch aller Erkenntnis ist, in Bezug auf diese wichtige Frage der Litteratur und Geistesgeschichte bei unsern Lesern aufs neue anzuregen.

Hamlet, der Charakter als solcher wie das Stück im ganzen, ist ein erhabenes Rätsel, an dessen Lösung man in Deutschland bereits seit einem Jahrhunderte herumbuchstabirt.

Der dunkle Punkt, um den alle Auslegungsversuche oscilliren, ist der gesuchte Erklärungsgrund für das unbegreifliche Zögern Hamlets im Blick auf die ihm gestellte Aufgabe, nämlich den Vollzug der Rachethat gegenüber dem verbrecherischen König. Vor Werder suchte man diesen Grund allein in der Seele, dem Charakter des Helden. Diesen Ausgangspunkt nahmen die berühmten, im übrigen auch bis heut unübertroffenen Ausführungen Goethes im Wilhelm Meister und begründeten so jene Unentschlossenheitstheorie (die psychologische Ansicht, wie ich sie nennen möchte), die auf dem Gebiete der Hamletforschung bis auf Werder fast diktatorisch geherrscht hat. Goethes Urteil über Hamlet lautet folgendermaßen*):

> Shakespeare schildert eine große That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann. Jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schoß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird vernichtet. Das Unmögliche wird von ihm gefordert; nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist.

Danach würde sich die dramatische Situation und Handlung etwa folgendermaßen gestalten.

Hamlet, durch den Geist seines Vaters, die Stimme der göttlichen Gerechtigkeit, als Rächer gegenüber seinem brudermörderischen Oheim aufgerufen, stürzt sich auf diese Aufgabe mit dem leidenschaftlichen Feuer eines edlen kräftigen Jünglings und erspäht, in den Mantel des Wahnsinns gehüllt, mit Sehnsucht die erste günstige Gelegenheit, um den Dolch der Rache in das Herz des Verbrechers zu senken. Jedoch als Mann des Wortes und Gedankens, nicht aber der That fehlt ihm die nötige Energie, die den Helden macht; ein günstiger Moment nach dem andern geht unbenützt vorüber; während Hamlet über die Schwärze des menschlichen Herzens im allgemeinen und die Schlechtigkeit seines Oheims im besondern philosophirt, während Willensschwäche ihn zur Verzweiflung, vom verstellten Wahnsinn fast zum wirklichen treibt, während seine heillose Skepsis, selbst das Zeugnis des Geistes bezweifelnd, durch das Mittel einer theatralischen Aufführung sich von der Thatsächlichkeit der Schuld zu überzeugen strebt und doch dadurch nur den schon regen Verdacht des verbrecherischen Königs verstärkt, handelt dieser, sein ihm dreifach überlegener Gegner ebenso thatkräftig als klug und besonnen, indem er, nachdem Hamlets Sendung nach England ihren Zweck verfehlte, sich der Rache des Laertes mit Erfolg bedient, um den gefährlichen Feind zu vernichten. Die schließliche Erfüllung der lange verzögerten Pflicht im Todeskampf erscheint als Akt der Verzweiflung wenig geeignet, die Schuld seines Lebens aufzuwiegen und den blutigen Ausgang des Stückes, den Hamlets Unthätigkeit und Unentschlossenheit mit verursacht hat, sittlich zu rechtfertigen.

Diese vermeintliche Schuld des Helden hat übrigens

*) Wilhelm Meisters Lehrjahre, Buch 4, Kapitel 13, Schluß.

Goethe*) weniger betont als vielmehr spätere auf ihm fußende Litterarhistoriker, so Schlegel, Tieck, Gervinus u. a., bei denen das „edle, reine, höchst moralische Wesen“ an Heimtücke und Hinterlist bereits auf dem Standpunkt seines Oheims angelangt erscheint.

Aber ist denn dieser Hamlet, dieser Typus aller gedankenreichen und thatenarmen Naturen, wirklich der Hamlet Shakespeares? Ich sage mit Werder: Nein. Oder was verlangt diese Auslegung eigentlich von dem Helden, was ist die große That, die auf seine schwache Seele gelegt ist? Doch nichts andres, als die naive Heldenthat eines Siegfried. Hamlet soll nach biederer Reckenart den königlichen Drachen erschlagen, um als Retter des Landes von dem dankbaren Hof und Volk auf den Thron seiner Väter erhoben zu werden. Und zu dieser rein physischen Kraftproduktion, zu diesem einfachen Gewaltstreich, dem die Krone des Erfolges winkt, wäre Hamlet zu feig, zu schwachherzig? Er, dem in der edlen Fechtkunst keiner gewachsen ist, der Polonius, Laertes und den König ersticht, im Grab der Ophelia mit Laertes ringt, der überall das Gegenteil von weibischer Schwachheit, männliche Entschlossenheit und Heldenmut, an den Tag legt? Hamlet:

Des Staatsmanns, Forschers, Kriegers Aug, Zung, Schwert,
Die Hoffnung und die Rose Dänemarks.

Stets folgt er nach Art genialer Naturen dem mächtigen Impuls des Augenblicks, und gerade in der Erfüllung seiner Lebensaufgabe, die noch dazu als eine so leichte erscheint, sollte ihm die Thatkraft versagen? Nein, ein solcher Hamlet, den Willensschwäche zum tragischen Helden stempelt, ist eines Shakespeares unwürdig! Aber auch abgesehen vom Charakter des Helden, wie uneben und ungleichartig ist die Technik des Dramas! Vor allem das Schauspiel im Schauspiel, das doch offenbar an bedeutender Stelle einen so breiten Raum einnimmt, wird geradezu unerträglich, wenn es, bloß ein müßiger Einfall des Helden, den Gang der Handlung hemmt, nicht fördert!

Eine andre der Goethischen diametral entgegengesetzte Anschauung wird zwar dem Helden des Stückes in höherm Maße gerecht, entspricht aber dem Drama im ganzen noch weniger als jene. Hier tritt das christliche Bewußtsein Hamlets als Erklärungsgrund ein im Sinne des Spruches: „Mein ist die Rache, ich will vergelten.“ Man könnte sie darum im Unterschied von jener psychologischen die theologische Ansicht nennen. Hamlet, eben von Wittenberg gekommen, jenem Vorort des Protestantismus, glaubt sich im Vollgefühl seiner geistigen Kraft zum Reformator des faulen Staates Dänemark berufen. Eine große Zukunft scheint ihm bevorzustehen. Da bricht das Verhängnis über den Helden herein. Die Stimme aus der Unterwelt, die Stimme des höllischen Verführers treibt den Jüngling mit dem Stachel der Rache auf die Bahn des Verderbens; sein heldenmäßiges und sein christliches Bewußtsein geraten in Zwiespalt, und über diesem ungeschlichteten Widerstreit zwischen Bös und Gut, Rachedurst und Feindesliebe, Heldendrang und christlicher Ergebung geht der Held unter langsamen Martern der Verzweiflung jämmerlich zu Grunde.

*) Es sei hiermit ausdrücklich hervorgehoben, daß Goethes großartige Würdigung dieses Stückes — abgesehen von der zu geringen Wertschätzung des Helden, d. h. von der sogenannten Unentschlossenheitstheorie — dem Drama im ganzen doch durchaus gerecht geworden ist. Oder kann über dieses etwas Treffenderes gesagt werden, als in folgenden Worten Wilhelm Meisters (Buch 5, Kapitel 16, Schluß), die auch die Werdersche Ansicht im Keim zu enthalten scheinen: Es gefällt uns so wohl, es schmeichelt so sehr, wenn wir einen Helden sehn, der durch sich selbst handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm sein Herz gebietet. . . . . Geschichtsschreiber und Dichter möchten uns gern überreden, daß ein so stolzes Los dem Menschen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer starr und eigensinnig durchgeführten Idee von Rache ein Bösewicht bestraft, nein, es geschieht eine ungeheure That, sie wälzt sich in ihren Folgen fort, reißt Unschuldige mit; der Verbrecher scheint dem Abgrunde, der ihm bestimmt ist, ausweichen zu wollen und stürzt hinein, eben da, wo er seinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. . . . Das Fegefeuer sendet seinen Geist und fordert Rache, aber vergebens! Alle Umstände kommen zusammen und treiben die Rache, vergebens! Weder Irdischen noch Unterirdischen kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist. Die Gerichtsstunde kommt. Der Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht, und das andre sproßt auf.



Nur als Modifikation dieser Betrachtungsweise kann die historische Ansicht erscheinen. Danach ist Hamlet eine Uebergangsgestalt, mit dem einen Fuß im heidnischen, mit dem andern im christlichen Zeitalter wurzelnd. Unter dem furchtbaren Druck dieser zwei sich gegenseitig ausschließenden Weltanschauungen, der Forderung der Blutrache, der sein heidnisches Heldentum entspricht, und der der Ergebung und Vergebung, wohin seine christliche Gesittung ihn weist, bricht der starkgefügte Bau dieser Heldenseele zusammen. Soviel Einnehmendes diese Gedankengänge auf den ersten Blick haben mögen (eben weil sie ein Moment der Wahrheit enthalten), so stellen sie doch thatsächlich den Plan des ganzen Stückes auf den Kopf.

Hamlets Aufgabe wäre danach, seine Aufgabe eben nicht zu erfüllen; die Schuld des Verbrechers soll nicht gerochen, sondern der Strafe des Jenseits überlassen bleiben; und endlich würde sich hier das Unikum ereignen, das man in sämtlichen Dramen alter Zeiten und Völker vergeblich suchen dürfte, daß der Held die tragische Schuld, die That der Blutrache, erst begeht, nachdem er bereits die Todeswunde, die Strafe für diese seine Schuld, im Herzen hat.

Das heißt aber Rätsel durch Rätsel lösen, das sind nicht Aufhellungen, sondern Verdunkelungen des Problems. Bei alledem kommt diese von Werder übrigens nicht erwähnte Ansicht der seinigen, wie wir sehen werden, näher als die Goethische, indem Hamlet doch wenigstens als tragischer Held aufgefaßt wird und das, was ihn verhindert, seine Aufgabe zu erfüllen, als Forderung des christlichen Bewußtseins zugleich eine objektive, außer ihm liegende Größe repräsentirt. Sagt Goethe: er kann den König nicht töten, weil er nicht Held genug ist; sagt die andre Auslegung: er darf ihn nicht töten, weil er ein christlicher Held sein will, so erklärt Werder ebenfalls: er darf es nicht thun, aber aus einem Grunde, der zugleich außerhalb seiner Seele in der Sache selbst liegt. Mit einem Wort: die Erfüllung seiner Aufgabe ist nicht subjektiv, sondern objektiv unmöglich, weil sie weder dem nächsten noch dem höchsten Zweck entsprechen würde.

Das ist der Schlüssel zum Rätsel, hier nimmt Werder seinen Ausgangspunkt. Versetzen wir uns doch nur in Hamlets Gemüt nach der Szene mit dem Geist! Welches ist denn in Wahrheit die Aufgabe, die so furchtbar lastend auf dieser starken Seele ruht? Eine Schuld ist zu rächen, über der längst das Grab sich geschlossen hat, von der kein Sterblicher auf dem weiten Erdenrund eine Ahnung hat, außer Hamlet und dem Schuldigen, dem Verbrecher selbst. Freilich könnte Hamlet ihn niederstechen und so in plumper, roher Aeußerlichkeit seine Aufgabe erfüllen. Aber die Folgen, die Folgen! Hamlet würde dann statt als Rächer als Verbrecher in den Augen der Welt erscheinen, als ruchloser Mörder eines in rechtmäßiger Thronfolge zur Regierung gelangten milden und weisen Regenten; er würde so nicht nur nutzlos sein Leben hinopfern, sondern, was doch die Hauptsache ist, dem höchsten Zweck der göttlichen Gerechtigkeit würde gar nicht entsprochen; in dem Grabe des Verbrechers läge auch das Verbrechen auf ewig verscharrt; nicht die göttliche Gerechtigkeit, sondern die menschliche Ungerechtigkeit würde hier triumphiren! Oder sollte Hamlet sich berufen auf das Zeugnis eines Geistes, eines Schemens ohne Fleisch und Bein?

Nein, seine Aufgabe ist eine andre: er als Werkzeug der göttlichen Strafgerechtigkeit soll die Schuld des Königs ans Tageslicht ziehen, der Schuldige soll zum Geständnis und Bekenntnis gezwungen werden, und dann erst, wenn das Verbrechen deutlich vor aller Welt erwiesen ist, wenn der Mund des Sünders sich aufgethan und die Schuld bekannt hat, kann ihn die Rache auf ewig schließen.

Von der unsäglichen, für menschliche Kräfte unüberwindlichen Schwierigkeit dieser Aufgabe überzeugt ein Blick auf Hamlets gewaltigen Gegner, jenen „lächelnden verdammten Schurken,“ jenen Teufel in der Lichtgestalt eines gerechten, wohlwollenden, höchst jovialen Königs und Oheims.

Auch er kommt bei Werder mehr zu seinem Recht. Er ist ganz eigentlich die zweite Hauptperson des Dramas; seine Schuld und deren Vergeltung durch die göttliche Nemesis bilden die

Motive der Handlung, die keinen Augenblick rastend mit beflügelten Schritten ihrem blutigen Endziel entgegeneilt.

So beschaffen ist der Ausgangspunkt der Werderschen Ansicht, die man, insofern hier Hamlets Charakter hinter der Handlung im allgemeinen zurücktritt, als die dramatische bezeichnen könnte. In ihrer Beleuchtung wollen wir nun den Gang der Handlung im großen und ganzen betrachten. H-Sch

## Verschiedenes

**(Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein)** hält am 6. und 7. Oktober in Bremen sein Jahresfest, das durch die Gegenwart seines ersten Missionars Spinner einen besondern Vorzug genießt. Leider scheint das Bremer Festkomitee nicht das Geringste gethan zu haben, um auch in Bremen dem schönen Namen des Vereins zu Ehren zu helfen und die Feier auf ökumenischere Grundlage zu stellen. Wenn niemand anders als der Vorstand des Bremer Zweigvereins einlädt, so bedeutet das für jeden, der die Bremer kirchlichen Verhältnisse kennt, daß die Bremer Liberalen mit ihrem Anhang das Fest ausschließlich begehen werden. Es scheint von seiten des Bremer Zweigvereins auch nicht der Versuch gemacht zu sein, Personen in die Festleitung hereinzuziehen, die der gesamten Feier auch für Bremen einen weitherzigen Charakter schaffen würden.*) Mitglieder des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins, die wie Schreiber dieses sich ihm in einem ganz andern Sinne angeschlossen haben, gewinnen aus solchen Beobachtungen keine Freudigkeit zum Besuche der Jahresversammlung, geschweige daß fremd und gegnerisch Gestimmte dadurch irgend umgestimmt und zu Freunden gemacht werden.

Ich ergreife die Gelegenheit, um auch ein Wort für den Verein zu sagen, das ich schon seit längerer Zeit auf dem Herzen habe. Pastor D. Warneck hat im Maiheft seiner Missionszeitschrift auf Grund amerikanischer Berichte gegen die Sendlinge des Vereins die Beschuldigung ausgesprochen, daß sie durch Verbreitung rationalistischer Theologie, insbesondre der Bibelkritik, „Verwirrung in den christlichen Kreisen Japans“ anrichteten. Bei der Autorität, die D. Warneck in Missionssachen überall bei uns genießt, mußte diese Beschuldigung höchst peinlich berühren und weithin Glauben finden. Wer jedoch gerade Missionar Spinners Stellung zu Theologie und Kritik kannte, mußte jener Anklage mißtrauen, denn gerade er hat Aeußerungen gethan, die ihn nicht als Verkündiger einer liberalen Theologie, sondern des alten Evangeliums in Japan erscheinen lassen. Und wie gering braucht das Maß von „Bibelkritik“ zu sein, an dem amerikanische Missionare etwa Anstoß nehmen mögen! Anerkennung des biblischen Thatbestandes, wie er mit der buchstäblichen Inspiration sich nicht verträgt — und gleich ist in ihren Augen der moderne deutsche Theologe fertig! Konnte in Deutschland jüngst ein Kier wie ein Zerstörer des Glaubens angeklagt werden, wie leicht mochte da ein deutscher Missionar bei den amerikanischen Brudermissionen Mißtrauen erwecken. Und gerade in Japan kann es ja gar nicht anders sein, als daß jene kritischen Fragen von den gebildeten und gelehrten Japanern an den Missionar herangebracht werden. Ignoriren kann er dort das heikle Gebiet nicht, also muß er es mit aller pädagogischen Weisheit, aber auch mit aller Wahrhaftigkeit behandeln. Einigem Verständnis des hier für unsre Missionare gegebenen Problems wären wir gern bei D. Warneck begegnet, er würde dann nicht so schnell sich auf die Seite der Ankläger gestellt haben. D. Spinner hat denn auch im dritten Heft der Zeitschrift für Mission und Religionswissenschaft auf jene Angriffe eine in Ton und Inhalt sehr wohlthuende vorläufige Erklärung gegeben, und wir zweifeln nicht, daß gerade dieser Streitfall bei seinem Auftreten in Bremen den Ausgangspunkt wertvoller Mitteilungen bilden wird. R

**(Aus dem Briefe eines Berliner Kandidaten)** Dem Briefe eines Berliner Kandidaten der Theologie entnehmen wir Folgendes:

„Kommt nicht bald der versprochene Artikel über Verwertung der Kandidaten? (Vgl. Nr. 21, Sp. 496.) Wir brachliegenden 120—140 Kandidaten in Berlin lechzen nach kirchlicher Beschäftigung. Aber keine Seele kümmert sich um uns, und unoffiziell tüchtig helfen zu dürfen, praktische Anleitung durch irgend einen ältern Pastor zu genießen, dazu kommt man bei den Berliner Verhältnissen zu schwer. Es wird von „Ueberfüllung“ geredet, ja, warum bekommen denn da aber nicht einmal die nach Hilfe rufenden Gemeinden Kandidaten und Hilfsprediger? — Weil die Büreaukratie über die schnelle christliche Hilfe geht!! Z. B.: Gemeinde N. N. Der zweite Pastor wird Ostern schwer krank. Man bittet Konsistorium um Hilfe für ein halbes Jahr während dessen Krankheit. Pfingsten stirbt er. Man bittet wieder Anfang Juni um Hilfe, bis der neue Pastor gewählt sei. Antwort kommt — — Ende August!! Und welche? »Ja. Aber bitte vorerst zu schreiben, was soll der Hilfsprediger thun? Wie viel giebt die Gemeinde zum Gehalt?« Nun dankte man, denn ehe die zweite Antwort zurückkommt, ist ja der neu gewählte Pastor da, und man braucht sich dann um keine Aktenlagerung im Konsistorium mehr zu kümmern. Und die Gemeinde? Etwa hunderttausend Seelen, bloß drei Pastoren, von denen je einer während des Sommers noch verreist war. Der jüngste hatte z. B. achtzehn Konfirmationsstunden wöchentlich, täglich drei bis vier

*) Ich weiß nicht, ob dieser Versuch von Erfolg gewesen wäre. Vielleicht sind die Verhältnisse in Bremen, und besonders auf dem Missionsgebiete, dafür zu verfahren. Dann will ich nicht anklagen, sondern nur klagen. Daß es anders werde, müssen doch die Christen auf beiden Seiten von Gott erbitten — um der heiligen Sache willen!



Beerdigungen, so und soviel Massen- oder Einzeltrauungen und Taufen! Abgesehen von den verschiedenen Sonntagsschulen, Jünglingsvereinen, Bibelstunden ꝛc.! Nicht wahr, dabei ist doch durchaus keine schnelle Hilfe nötig?! Dabei kann man doch wirklich nicht vom althergebrachten Wege abgehen und erst sofort den Hilfsprediger schicken und darnach erst über die Formalien (Geld, Geschäftsordnung ꝛc.) beraten? ... Und wie hier, habe ich in verschiedenen Berliner Gemeinden, wo ich um Arbeit anfragte, gehört: Seit einem halben oder viertel Jahr warten wir schon auf Antwort vom Konsistorium, — ja ja, die halbangefangnen Kirchenbauten liegen oft dreiviertel Jahr lang brach (z. B. Gethsemanekirche vom Mai bis 20. Oktober 1890!!), weil neunzehn Instanzen zu durchlaufen sind, und die Gemeindeneubauten ebenfalls. ... Könnte da das Konsistorium nicht einmal so energisch sein wie bei den weißen Kleidern der Konfirmandinnen und dekretiren: Von morgen ab zerfallen die Riesengemeinden (über 100 000 Seelen) St. Joh., Zion, Thomas, Heilig Kreuz ꝛc. in drei, vier, fünf verschiedene Parochien zu 30 000 Seelen; die alten Pastoren übernehmen je ein Pfarramt, die winzigen Innenstadtgemeinden geben auch noch ihre überflüssigen Pastoren nebst Gehalt her, die dreißig Kandidaten jeder Diözese werden verteilt und helfen in bestimmten Bezirken, bis alles geordnet ist; die Synode zahlt die gesparten 200 000 Mark sofort, und jede nun kleine, übersehbare, darum lebensfähige Gemeinde spart und sammelt im folgenden Jahre Geld! Das wäre doch mal eine That.“ —

Wir sind weit entfernt, zu meinen, daß die Dinge für das Brandenburgische Konsistorium so einfach liegen, daß es dieser letzten Forderung irgend genügen könnte. Es bedürfte dazu eines neuen Kirchengesetzes, und zwar eines so sehr in die rechtlichen Verhältnisse einschneidenden, daß wir wenig Hoffnung auf sein baldiges Zustandekommen hegen. Auch haben wir in diesen Spalten gern die Gelegenheit ergriffen, anzuerkennen, daß die Besserung der kirchlichen Verhältnisse in Berlin doch fortschreitet, wie wir denn nicht verschweigen wollen, daß, unsers Wissens der obige Fall aus der Gemeinde N. N. sich noch unter dem Regiment des frühern Konsistorialpräsidenten abgespielt hat.*) Auch scheint es uns kaum glaublich, daß von seiten der betreffenden Gemeindeleitung alle möglichen Wege, eine Beschleunigung des Verfahrens bei der Behörde zu erlangen, beschritten worden sind. Aber das wissen wir auch, daß die Geschäftsbelastung gerade beim Brandenburger Konsistorium eine große ist, und das verstehen wir nicht, warum man da nicht Abhilfe schafft. Warum giebt es überhaupt nicht ein besondres Konsistorium für die Stadt Berlin? Warum nicht wenigstens im Konsistorium für die Mark Brandenburg eine besondre Abteilung für Berlin? Das sind doch keine neuen Gedanken, warum tritt man solchen notwendigen Reformen nicht näher?

Ausdrücklich sei versichert, daß wir uns nicht einbilden, der Briefschreiber oder wir mit unsern Bemerkungen seien den verwickelten Berliner Verhältnissen gerecht geworden. Aber der Brief enthält ein Stimmungsbild, das vielleicht nicht nur für uns lehrreich ist. Und vielleicht nimmt sich auch jemand der hundertzwanzig brachliegenden Berliner Kandidaten an und reiht sie ein in die kirchliche Arbeit. R

**(Ein perfides Reporterstückchen)** „Eine vom stärksten Realismus durchhauchte Traurede erregte jüngst sowohl bei den zunächst Beteiligten wie auch bei dem in der Kirche erschienenen Publikum, gerechten Unwillen und nicht geringes Aufsehen. Es war in einer kleinen Kapelle im Südwesten unsrer Stadt [Berlin], wo vor einigen Wochen die kirchliche Einsegnung eines den bessern Ständen angehörenden Paares durch einen in dortiger Gegend sehr bekannten und besonders bei der weiblichen Welt beliebten Prediger stattfand. Schon vor Beginn der feierlichen Handlung wurden die zahlreich erschienenen Zuschauer sowie auch die bereits versammelten Hochzeitsgäste durch einen unangenehmen Zwischenfall auf das allerpeinlichste berührt. Zwei Damen nämlich, entferntere Verwandte des Bräutigams, standen im Begriff, mit möglichst wenig Geräusch ihre Plätze zu wechseln, als sie sich plötzlich in ihrem Vorhaben durch den eben vor den Altar getretenen Geistlichen gestört sahen, der ihnen mit erhobener Stimme zurief: „Ich muß das Publikum darauf aufmerksam machen, daß hier weder ein Theater, noch ein Zirkus, noch eine Schaustellung ist, in welcher man etwas Interessantes zu sehen bekommt, sondern eine Kirche, also ein Raum, in dem man sich würdevoll und ruhig zu verhalten hat!“ Man kann sich die Beschämung der beiden also abgekanzelten Damen vorstellen, und wird es begreiflich finden, daß nach diesem fatalen Vorkommnis die weihevolle Stimmung bei allen, sozusagen, einen „Riß“ bekommen hatte. Nach diesem Zwischenfall begann der Geistliche seine Ansprache an das junge Paar. Sei es nun, daß derselbe noch unter dem Eindruck des eben gehabten Aergers stand, oder gehört es zu den Gepflogenheiten des geistlichen Herrn, jedenfalls wimmelte die Rede von entrüsteten Anspielungen auf die jetzt modernen Ehen, von Verwarnungen, Drohungen und Aufzählungen von allerlei abschreckenden Beispielen, sodaß sie mit bestem Fug und Recht eine „Trauer“-, nicht aber eine Traurede genannt werden durfte. Unter anderm hielt es der Geistliche für angemessen, die junge Braut darauf hinzuweisen, welch ein Wagnis es unter heutigen Verhältnissen sei, einen Bund fürs Leben zu schließen. Tagtäglich lese man von Veruntreuungen und Unterschlagungen, welche die Männer begingen, um unerlaubten Lastern zu frönen, und das Ende sei dann gewöhnlich „ein Sprung ins Wasser,“ oder — hier machte der Redner

*) Vor Abschluß der Nummer geht uns noch eine zweite authentische Schilderung des oben geschilderten Vorgangs in der Gemeinde N. N. zu. Sie weicht in einigen Punkten von obiger Darstellung ab, aber die Summa ist dieselbe, darum lassen wir uns auf einzelne Korrekturen des mitgeteilten Briefes nicht ein. D H

eine nicht mißzuverstehende Handbewegung — „der Strick." „Ehebruchstragödien," so führte der Geistliche weiter aus, seien an der Tagesordnung, und als Beweis für die Leichtfertigkeit, mit der im allgemeinen die Ehen geschlossen würden, möge die erschreckend große Zahl der eheverlassenen Frauen dienen, die in Berlin beispielsweise die Zahl von nahezu 12 000 erreiche. — In der That eine überaus tröstliche und ermutigende Perspektive für die junge Frau, und erregte dieser Passus denn auch bei einigen der Gäste einen so hochgradigen Unwillen, daß sie lediglich aus Rücksicht für das Brautpaar auf ihren Plätzen verblieben. Des weiteren erging sich der Redner in scharf mißbilligenden Aeußerungen darüber, daß die meisten Ehen heutzutage „Geld- und Vernunftheiraten" seien, bei denen die Liebe eine vollkommen untergeordnete Rolle spiele. Man konnte hierbei nicht ganz verstehen, ob dieser Vorwurf den jungen Ehemann treffen sollte oder „bloß" allgemein gemeint war. Aber nicht allein die Männer, auch das weibliche Geschlecht wurde tüchtig ins Gebet genommen, und besonders die Frauen, die nicht imstande seien, „einen ordentlichen Teller Suppe" zu kochen, wobei es denn nicht zu verwundern wäre, wenn die Männer das angebrannte Essen stehen ließen und in die Kneipen gingen und dadurch der Grund gelegt würde zu Streitigkeiten und ehelichem Zwist. Am Schluß dieser eigenartigen, ihren Eindruck auf das junge Paar nicht verfehlenden Traurede (!!) gestattete sich der Geistliche noch die geschmackvolle Andeutung, „daß hier in dieser Kirche niemand verpflichtet sei, Geld in die aufgestellten Büchsen zu thun. Wer aber mit einer freiwilligen Gabe sich nahe, der mache sich dem Herrn angenehm, und bilde diese Gabe gewissermaßen für ihn eine „Reichsbankanleihe im Himmel, ein »Telephon!« nach oben, das, bildlich gesprochen, eine Verbindung herstelle zwischen dem fröhlichen Geber und dem himmlischen Empfänger." — Ein „Telephon" — und eine „Reichsbankanleihe" im Himmel — das ist in der That der Gipfel moderner Realistik der Auffassung, die sich namentlich im Munde des Geistlichen höchst eigenartig ausnahm, der vor kurzem noch mit scharfen Worten auf den allem Weltlichen so fernen Charakter des Raumes hingewiesen hatte, in dem er sprach!" —

So zu lesen im Berliner Lokalanzeiger 427 vom Sonntag, 13. September. Ein schlichter Mann brachte mir ihn, entrüstet — nicht etwa über die Erfindungsgabe des Reporters — nein, über die „Gemeinheit" des Predigers. Ich hatte Mühe, ihn von der Unmöglichkeit des Berichtes zu überzeugen — bei seiner Frau ist wohl alle Mühe vergeblich gewesen. Sie glaubte dran, es stand ja in der Zeitung. Und in wie vielen Häusern, in die der Berliner Lokalanzeiger, das am weitesten verbreitete Berliner Blatt, gelangt, mag der Bericht ebenso gläubig hingenommen sein, ebenso lebhafte Entrüstung gegen Prediger, Kirche und Trauung erweckt haben!

Und was geschieht dagegen? Gar nichts. Man kann gegen die Geistlichen ins allgemein alles schreiben und sagen — wenn mans geschickt anfängt, d. h. keinen bestimmten namhaft macht, so kräht kein Hahn danach. Keine Beschwerde über Vorkommnisse auf andern Gebieten, über Gerichte, Eisenbahnen, Schulen, kommt in die Presse, ohne daß sofort eine Behörde eingreift und untersucht, falsche Angaben berichtigt oder wirkliche Uebelstände abstellt. Nur aus dem kirchlichen Leben laufen täglich durch die Tagesblätter allerlei pikante Nachrichten, ohne daß sich jemand darum kümmert. Und doch liegt es nicht nur im Interesse des geistlichen Standes, sondern der evangelischen Kirche, hier mehr acht zu haben. Ohne Zweifel ist doch, daß eine Erzählung, wie die obige, nicht gerade geeignet ist, die kirchliche Trauung begehrenswert zu machen. Wäre sie wahr — ich halte das für unmöglich —, so ist es dringend wünschenswert, die Gemeinde wissen zu lassen, daß eine Taktlosigkeit, wie sie in einer solchen Traurede liegen würde, nicht ungerügt bleibt. Ist sie erfunden, so muß doch der Eindruck, den das gedruckte Wort auf Tausende gemacht hat, möglichst kräftig verwischt werden. Ist sie aber halbwahr, so ist erst recht eine Richtigstellung am Platze. Deshalb sehen wir nur nicht zu vornehm und geringschätzig auf solche Preßgeschichtchen hernieder! Es ist durchaus notwendig, wenn auch vielleicht nicht angenehm, hier eine strengere Kontrolle zu üben, und in erster Linie dazu verpflichtet scheint das Kirchenregiment.

## Zur Beachtung

Von seiten der Post sind mehrfach Bestellungen auf die „Chronik der christlichen Welt" zurückgewiesen worden mit dem Bemerken, daß man auf die „Chronik" nur zugleich mit der „Christlichen Welt" abonniren könne. Dies ist ein Irrtum. Die „Chronik der christlichen Welt" ist ein durchaus selbständiges Unternehmen und kann auch von solchen bezogen werden, die die „Christliche Welt" nicht halten. Postnummer ist 1339a. Vierteljährliche Haltegebühr 1 Mark.

Unsre Freunde seien gebeten, Probenummern sowohl der „Christlichen Welt" als der „Chronik der christlichen Welt" zu verbreiten; die Verlagshandlung stellt solche in beliebiger Anzahl zur Verfügung.

Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede beliebige Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Feine glanzleinene Einbanddecken zu den vier erschienenen Jahrgängen der „Christlichen Welt" sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Die Jahrgänge 1888 und 1890 sind broschirt oder gebunden zu haben. 1888 broschirt 6, gebunden 9 Mk., 1890 broschirt 8, gebunden 11 Mk. Vom Jahrgang 1887 sind einige Nummern, vom Jahrgang 1889 die beiden ersten Quartale vergriffen. Die Verlagshandlung kauft gut erhaltne vollständige Exemplare zurück. Das erste Quartal dieses Jahrgangs kann nachbezogen werden. Durch den Nachdruck einiger Nummern ist es wieder vollständig zu haben.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 40 der „Chronik der Christlichen Welt"**



# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Eine alleinstehende Lehrersfrau (Herrnhuterin) sucht zur Führung einer Hauswirtschaft, wo sie ihren neunjährigen Knaben mitnehmen kann, bei bescheidenen Ansprüchen Stellung. Anerbieten erbeten
**Stadtmission Dresden.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig:
**Geschichte der modernen**
Kunst. Von Adolf Rosenberg. 3 Bde. Preis für den Band 10 ℳ broschirt, in Lederhalbfranz gebunden ℳ 13.50. 6. Auflage. 2 Bände. Broschirt ℳ 12.—, in Leinwand geb. ℳ 14.50, in Halbfranz geb. ℳ 17.—.

## Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Dresden am 14. und 15. Oktober 1891.

### Tagesordnung.

**I. Mittwoch, den 14. Oktober:**

A. Von 3 Uhr nachmittags ab: Konferenz der Delegirten im obern Saal der 3 Raben, Marienstraße 18/20 I.

1. Jahresbericht des Generalsekretärs (P. Keller-Berlin).
2. Kassenbericht des Schatzmeisters (P. Philipps-Berlin).
3. Weitere Organisation des Verbandes (P. Weber-M.-Gladbach).
4. Mittel und Wege lokaler Agitation (Hofprediger Klemm-Dresden).
5. Anschreiben an die Gemeindekirchenräte (P. Keller-Berlin).
6. Besprechung über die Herausgabe des Fachorgans (P. Becker-Kiel).
7. Bericht über die litterarische Denkschrift (P. Keller-Berlin).
8. Preisausschreiben über das sechste Gebot (P. Weber-M.-Gladbach).
9. Petitionsangelegenheiten (P. Philipps-Berlin).
10. Theater (P. Keller-Berlin).
11. Bestimmung von Ort und Zeit der nächsten Konferenz.
12. Neuwahl des Vorstandes.

B. Um 7 Uhr: Gottesdienst in der evangelischen Hofkirche.

C. Um 8 Uhr: Fortsetzung der Delegirtenkonferenz im obern Saal der 3 Raben, Marienstraße 18/20 I.

D. Um 8½ Uhr: Oeffentliche Männerversammlung in der Zentralhalle, Fischhofplatz.

1. Die Prostitution kein notwendiges Uebel (P. Weber-M.-Gladbach).
2. Gleiches Recht für Mann und Weib (P. Keller-Berlin).

**II. Donnerstag, den 15. Oktober:**

A. Oeffentliche Vorträge (nur für Männer) von 9—1 Uhr, im Sitzungssaal der Stadtverordneten, Landhausstraße 7 II.

1. Die soziale Frage und das sechste Gebot (Ref. P. Hötzel-Magdeburg).
2. Kunst und Sittlichkeit (Ref. P. Krücke-Alt-Landsberg).

B. Um 2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.

C. Danach: Gemeinsamer Spaziergang und Fortsetzung der Delegirtenkonferenz von 4 Uhr ab im obern Saal der 3 Raben.

D. Um 8 Uhr: Oeffentliche Frauenversammlung bei Helbig, weißer Saal, Theaterplatz 4.

Die Pflege der Sittlichkeit durch die Familie:
a) an den Kindern (Hofprediger Klemm-Dresden),
b) an den Dienstboten (Sup. Niemann-Kyritz),
c) in der Geselligkeit (Konsist.-Rat P. D. Kühn-Dresden).

NB. Als **stimmberechtigte Delegirte** werden, wenn anwesend, angesehen: 1. Sämtliche Vorstände der deutschen Sittlichkeitsvereine. Jeder Vorstand wird um Sendung von mindestens 3 Deputirten gebeten. 2. Je ein Deputirter der Vorstände der Magdalenen-Asyle und Magdalenen-Hilfsvereine. 3. Je zwei Deputirte der Landes- und Provinzialvereine für innere Mission (Bezirksvereine haben je nur eine Stimme). 4. Je ein Deputirter der deutschen Stadtmissionen. 5. Je ein Deputirter der Gefängnis-Vereine resp. Gesellschaften. 6. Die Strafanstalts- und Irrenanstalts-Geistlichen. 7. Ein Vertreter des allgemeinen Armenpflege-Vereins. 8. Je ein Vertreter der Arbeiterkolonien und der Genossenschaft zur Herstellung billiger Arbeiterwohnungen. 9. Solche einzelne Persönlichkeiten, welche der Konferenz als hervorragende Vertreter der Sittlichkeitsfrage als legitimirt erscheinen. 10. Vertreter der Enthaltsamkeitsvereine resp. Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht.

Zu zahlreichem Besuch der Konferenz ladet ein ergebenst

**Der Vorstand der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine.**

**P. Lic. Weber**-M.-Gladbach, Vorsitzender. **P. F. Keller**-Berlin, Generalsekretär. **P. W. Philipps**-Berlin, Schatzmeister.
Konsist.-Rat **Falan**-Posen. **P. Becker**-Kiel. **P. D. Büttner**-Hannover. Freiherr **v. Cramm-Burgdorf**-Berlin. **P. Hötzel**-Magdeburg. Hofprediger **Klemm**-Dresden. **P. Koopmann**-Hamburg. Rentner **Kunzinger**-Stuttgart. Oberpfr. **Medem**-Magdeburg. Sup. **Niemann**-Kyritz. **P. Oldenberg**-Berlin. Div.-Pfr. **Runge**-Königsberg. **P. Schubart**-Breslau.

### Das Lokalkomitee für Dresden.

**Ackermann**, Geh. Hofrat, Rechtsanwalt. **Behrens**, Kaufmann, Stadtverordneter. Lic. **Benz**, Konsist.-Rat, Sup. Dr. **Böhmert**, Geh. Reg.-Rat. **von Bosse**, Geh. Reg.-Rat. Lic. Dr. **Buddensieg**, Seminardirektor. **von Burgk** auf Burgk. D. **Dibelius**, Konsist.-Rat, Sup. **Eichenberg**, Schulrat. **Frohberg**, Altersrentenb. -Kontroleur. **Gleitsmann**, Fabrikant. **Klemm**, Hofprediger. D. **Kühn**, Konsist.-Rat, Pfarrer. **Kuhn**, Stadtrat. **von Kyaw**, Landgerichtsdirektor. Direktor Dr. **Lehnert**. D. **Meier**, Oberkonsist.-Rat, Oberhofprediger. Dr. **Meyer**, Rektor, Prof. **Morgenstern**, Reg.-Rat. Dr. **Nake**, Stadtrat. **Niederlein**, Bez.-Schuldirektor. Dr. **Riedner**, Medizinalrat. **von Nahr**, Oberst z. D. Dr. **Steiner**, Geh. Medizinalrat. Dr. **Stübel**, Oberbürgermeister. **Graf Pfeilthum von Eckstädt. Podel**, Geh. Reg.-Rat. P. **Weidauer**, Vereinsgeistlicher. Dr. **Wohlrab**, Rektor, Prof. **von Zahn**, Oberkonsist.-Rat. **von Zahn**, Buchhändler. P. **Zimmermann**, Vereinsgeistlicher.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 41 — Leipzig, den 8. Oktober — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Paulus: 2. Paulus ein Jude — Die Frauenfrage ist eine Männerfrage — Die Konfutation der Augsburgischen Konfession: 3 — Das internationale Kongregationalistenkonzil zu London — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 10 — Ein neues Werk über Gustav Adolf — Verschiedenes: Illustrirte Hausbibel; Ueber die religionslose Staatsschule in Frankreich — Anzeigen


## Paulus

### 2. Paulus ein Jude

Es ist bekannt, daß sich das damalige Judentum in zwei scharf gesonderte Hälften teilte, die wir kurz bezeichnen können als das helleniſtische und das hebräische Judentum. Ersteres war vorzugsweise in der Diaspora, der Zerstreuung, zu Hause; sie redeten nicht nur griechisch, auch ihre Denkweise war zum größten Teil griechisch geworden, und es war ihnen ein Herzensbedürfnis, ihre jüdische Herkunft, auf die sie stolz waren, ihre jüdische Schriftoffenbarung, an die sie glaubten, mit der heidnischen Bildung, insonderheit mit der platonischen Philosophie, wie man diese damals verstand, auszugleichen, ihr jüdisches Gesetz, das sie mit Gewissenhaftigkeit hielten, als symbolische Darstellung tiefer Gottesweisheit aufzufassen. Man kann sich trotz mancher Unähnlichkeiten einigermaßen ein Bild von ihnen machen, wenn man auf die gebildeten Juden unsrer Zeit blickt, die auch ihre alte Ueberlieferung beibehalten und doch in unsre moderne Bildung eingehen möchten. Wenn diese aber bei solchem Bestreben mit ihrem väterlichen Gesetze brechen, so benutzten die damaligen Helleniſten vornehmlich die allegorische Erklärung des Alten Testaments, um aus dem heiligen Buchstaben in schönster Unbefangenheit die platonische Philosophie entnehmen zu können. Wir haben ein merkwürdiges Beispiel dieser Denkweise in den uns erhaltenen zahlreichen Schriften des alexandrinischen Juden Philo, der ungefähr mit Paulus gleichzeitig lebte. Die hebräischen Juden dagegen, deren Hauptsitz Palästina war, die aber auch in der Diaspora zahlreich vertreten waren, sind etwa unsern orthodoxen Juden zu vergleichen, die sich mit Bewußtsein den sonstigen Bildungselementen fernhalten; die stärkste Ausprägung ihrer Richtung war der Pharisäismus, ihre geistige Nachkommenschaft das rabbinische talmudistische Judentum.

Die Judenschaft zu Tarsus war nicht helleniſtisch, auch Paulus nicht, der vielmehr in den Ueberlieferungen des alttestamentlichen Judentums lebt und webt; die hochberühmte Kunst der Auslegung und philosophischen Verklärung, die von den Helleniſten an der heiligen Schrift geübt wurde, weist er im ersten Korintherbriefe kräftig zurück, und selbst, wo ihm solche bei einem ihm so nahestehenden und hochgeschätzten Manne wie Apollos begegnet, fühlt man seinen freundlich anerkennenden Worten an, wie er solche Anerkennung nur schwer seiner eignen Natur abgezwungen hat. Bei aller Geistesfreiheit, bei aller durch sein späteres Leben bethätigten Ueberzeugung, daß durch Christus die Schranken zwischen Judentum und Heidentum gestürzt seien, hat ihn das eigentümlich israelitische Volksgefühl, die herzliche Liebe zu seinen Stammesangehörigen nie verlassen. So spricht er es voll aus in der Stelle Phil. 3, 4 ff.: „Wiewohl ich auch im Besitze dessen bin, was die Zuversicht im Fleische giebt. Meint ein andrer sich aufs Fleisch verlassen zu dürfen, ich kann es noch mehr: ich, mit acht Tagen beschnitten, aus dem Volk Israel, dem Stamme Benjamin, Hebräer von Hebräern, im Gesetze Pharisäer, im Eifer Verfolger der Gemeinde, in der Gerechtigkeit, der des Gesetzes, ohne Tadel bestanden.“ Aber auch noch sonst. So Röm. 9, 1 ff.: „Ich rede die Wahrheit in Christus, ich lüge nicht — mein Gewissen bezeugt es mir im heiligen Geist —, wenn ich sage, daß ich einen großen Kummer und beständigen Schmerz im Herzen trage. Wünschte ich doch lieber selbst verbannet zu sein von Christus zum besten meiner stammverwandten Brüder nach dem Fleische, die da sind Israeliten, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit, die Bündnisse, die Gesetzgebung, der Gottesdienst und die Verheißungen, welche die Väter für sich haben, und aus welchen der Christus stammt nach dem Fleische.“ Oder Röm. 11, 1.: „Nun frage ich, hat Gott sein Volk verstoßen? Nimmermehr! Bin ich doch selbst ein Israelite aus Abrahams Samen und Benjamins Stamm!“ Wer kann solche Stellen lesen, ohne mit Rührung die wunderbare Liebe nachzufühlen, die der Apostel seinem Volke weiht? Suchen wir uns nun in einigen wesentlichen Zügen klar zu machen, wie die hebräisch-jüdische Art des Apostels uns in seinen Briefen entgegentritt.

Da erblicken wir zunächst, wie teilnahmsvoll Paulus in der geschichtlichen Vergangenheit seines Volkes lebt und webt. Adam und Eva, Abraham, Sara, Hagar, Ismael und Isaak, Jakob und Esau, Moses, sie stehen ihm vertraut da; es ist, als ob er sie ohne weiteres in seine Gegenwart hineinversetzte. Lehrt er von der Glaubensgerechtigkeit, so ist es Abraham, an dessen Vorbilde er sie erweist. Will er den Gegensatz der Gesetzesknechtschaft und der Freiheit der Gotteskinder schildern, so tritt ihm das Bild von Hagars Sohne Ismael, von Saras Sohne Isaak entgegen. Redet er in gewaltigen Worten von dem Geheimnis der Gnadenwahl, so müssen Jakob und Esau mit ihrem vorbestimmten Gegensatz ihm die Farben liefern. Will er warnen vor Götzendienst und heidnischer Unzucht, so dient ihm die ganze Geschichte von Israels Wüstenwanderungen zum warnenden Vorbild. Ueberall greift er in originaler Weise aus dem Vollen, nirgends ist herkömmliche Beweisführung, die heilige Geschichte ist ihm Leben geworden. Und doch liest er sie als ein Jude. Es giebt manche Stellen, wo wir den Eindruck haben, daß er die in der Bibel erzählte Geschichte durch das Medium jüdischer Ueberlieferung geschaut hat; etwa wie wir uns selten klar machen, daß in der Paradiesesgeschichte nichts von einem Apfelbaum steht, in Abels Geschichte weder von einem aufsteigenden noch einem absteigenden Opferrauch, im Matthäusevangelium nichts davon, daß eine Dreizahl von Weisen aus dem Morgenlande gekommen, geschweige denn, daß es drei Könige gewesen seien. Gerade die oben zuletzt angeführte Stelle giebt ein interessantes Beispiel: der Felsen, aus dem Moses Wasser geschlagen, wird ein mitgehender Fels genannt und von dem Apostel dann geistvoll auf Christus gedeutet, was einer spätern jüdischen Sage entspricht.

Ueberhaupt lebte der Apostel in der Schrift Alten Testamentes; sie war ihm der Inbegriff göttlicher Offenbarung, und aus ihr mußte auch das Verständnis des Evangeliums ge-

wonnen werden. Da wo unsere Art zu schließen aus inneren Gründen folgert und unmittelbar auf das Resultat losgeht, sucht Paulus nach einem Schriftbeweise, sollte er ihn auch auf Umwegen gewinnen müssen. Wenn er beispielsweise klar machen will, daß der Prediger des Evangeliums ein Recht darauf hat, von der Gemeinde Unterhalt und Nahrung zu empfangen, so geht er etwa auf die biblische Stelle zurück: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden," und fragt dann: „Sorget Gott auch um Ochsen?," um durch Verneinung solcher Frage dies Wort auf die Prediger anzuwenden. Kein Gedanke, daß Paulus in jedem Falle untersuchte, was eine von ihm angezogene Stelle in ihrem ursprünglichen geschichtlichen Sinne besagen möchte; jedes Wort wird von ihm unmittelbar nach seinem religiösen Sinn angewandt; und doch hat diese scheinbar so ungeschichtliche Methode die religiöse Bedeutung des Alten Testaments sicherer verstehen gelehrt, als es uns heute vielfach trotz der geschärften neueren Wissenschaft gelingen will. In den prägnanten Stellen des Alten Testaments traten ihm die Wahrheiten des Evangeliums entgegen, und indem er sie deutet in der scheinbar so willkürlichen Art der damaligen Juden, hat er doch in Wahrheit gerade ihre tiefe pädagogische Bedeutung erkannt. Sein berühmtes Wort, daß das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christus sei, d. h. — denn so lautet das Wort griechisch — ein Pädagog, ein Erzieher, hat die vielberühmte Lessingsche Entdeckung von der Erziehung des Menschengeschlechts in klarer Erkenntnis vorweggenommen.

Unbedenklich tritt der Apostel auch darin der Sitte seiner Zeit bei, daß er das Bibelwort allegorisch deutet. Er braucht dies Wort im vierten Kapitel des Galaterbriefes,*) um den vielbesprochenen Vergleich zwischen Abrahams Söhnen zu begründen. Wegen der typischen Bedeutung dieser Stelle mag hier eine etwas eingehendere Erklärung gegeben werden. Paulus will die Galater warnen vor dem Rückfall in das gesetzliche Leben und sagt, daß das Gesetz selbst solche Neigungen zurückweisen könne. „Sagt mir doch, die ihr unter dem Gesetz sein wollt, hört ihr denn das Gesetz nicht?" Und nun beruft er sich auf das, was geschrieben steht: Abraham hatte zwei Söhne, den Ismael von der Magd Hagar, den Isaak von der Freien, der Sara. Jener war einfach fleischlich sein Sohn, dieser dagegen erzeugt auf Grund der im Glauben ergriffenen göttlichen Verheißung. Das deutet er uns allegorisch so: Abrahams fleischliche Kinder sind die Juden; sie sind ein Knechtesvolk, das unter dem sinaitischen Gesetze steht, wie denn auch der Berg Sinai in Arabien Hagar genannt wird; das fleischliche Israel ist also dem Ismael zu vergleichen. Dagegen die Christen sind vom Gesetze ledig, Kinder des himmlischen, obern Jerusalem, frei gleich dem Isaak, dem Sohne der Sara. — Hier zieht er nun wieder eine Stelle aus dem Jesaia bei, die ihrem eigentlichen Sinne nach auf das durch Babylon zerstörte Jerusalem geht und ihm Wiederaufbau, neue, starke Bevölkerung zusagt: „Freue dich, du Unfruchtbare, die nicht gebiert; brich in Jubel aus, die nicht kreist; denn die Einsame hat viele Kinder, mehr als die, die einen Mann hat." Diese Stelle könnte auch von Sara gesagt sein, die, erst unfruchtbar, den Sohn der Verheißung geboren hat. So gewinnt er den Gedanken, daß die Christen Kinder der Freiheit sind; und wenn sie auch von den Gesetzesmenschen, den Juden, verfolgt werden, wie einst Isaak von Ismael, so wird eben doch der Magd Sohn hinausgetrieben werden. — Es wäre ganz vergebliche Mühe, in der Darstellung des Alten Testaments, geschichtlich betrachtet, diesen Sinn suchen zu wollen, so wenig wie das, was Paulus einträgt, in dem Worte vom dreschenden Ochsen liegt. Rein äußerlich betrachtet, folgt Paulus in dem einen wie in dem andern Fall der damals unter den Juden herrschenden willkürlichen allegorischen Schrifterklärung. Der gewaltige Unterschied ist nur der, daß er es thut auf Grund der ihm geoffenbarten Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen Vorbereitung (Altem Testament) und Vollendung, Weissagung und Erfüllung, und daß er uns dadurch den Weg gewiesen hat zu

*) Vers 24. ἅτινά ἐστιν ἀλληγορούμενα. Luther: Die Worte bedeuten etwas.



dem richtigen Verständnis, wenn wir uns gleich die Einzelheiten heutzutage anders vermitteln und vermitteln müssen, während die übliche Auslegung der Rabbinen vielfach nur in die Geschichte menschlicher Thorheiten gehört. Ebenso mag heute ein frommer Bibelleser im einzelnen manche Irrwege gehen, die ihm ein gelehrter Erklärer leicht aufweisen kann; wenn er die Bibel nur aus dem rechten religiösen Verständnis heraus erfaßt, so wird er doch den Sinn besser treffen, als der gelehrteste Ausleger, wenn solchem die religiöse Bedeutung der Schrift verschlossen ist. Denn um Religion zu lehren, zu wecken, ist die Schrift gegeben, und hier gilt analogerweise das Wort Goethes: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn."

Es ist kein Widerspruch gegen diese Hervorhebung der spezifisch jüdischen Art des Apostels, wenn er die Bibel in der Regel nach der griechischen Uebersetzung der siebenzig Dolmetscher (Septuaginta) benutzt, die damals allgemein in Gebrauch war; gerade wie auch heute ein Geistlicher, der selbst des Urtextes wohl mächtig ist, sich der Lutherschen Bibelübersetzung bedient. Auch mitunter so, daß eine einzelne Wendung der Uebersetzung dazu dient, einen Gedanken hervorzuheben, der an sich im Urtext nicht steht. Ein solcher Fall liegt Gal. 3, 16 vor: „Nun sind die Verheißungen dem Abraham zugesprochen und seinem Samen. Es heißt nicht: und den Samen, in der Mehrzahl, sondern in der Einzahl: und deinem Samen, das heißt Christus." Es muß ehrlich und unbefangen zugestanden werden, daß in einer solchen Darlegung, zu welcher der hebräische Text keinen Anlaß giebt, ein eigentlicher Beweisgrund nicht zu finden ist, sondern geisterfüllte Wendungen, um einen tiefen Gedanken desto prägnanter auszudrücken; immer aber sind es Gedanken, die auch wir, wenngleich in andrer Vermittelung, der Schrift entnehmen können. Im übrigen ist der Apostel des Urtextes wohl mächtig, und so oft es ihm notwendig erscheint, greift er statt auf die Worte der Septuaginta auf diesen zurück.

Diese kurzen Hinweisungen werden genügen, um es klar zu stellen, daß Paulus ein Jude war und diesen natürlichen Untergrund seines Wesens nicht verleugnete. Viel wichtiger aber für seine spätere Entwicklung ist die scharfe Hervorhebung der Thatsache, daß er seiner Richtung nach ein Pharisäer war.

Rö

## Die Frauenfrage ist eine Männerfrage*)

Die Frauenfrage ist von Anfang an nur eine Männerfrage gewesen. Es hat sich niemals, auch dann nicht, wenn etwa die Vorkämpferinnen durch ihr Auftreten und Leben das ursprüngliche Recht verdunkelten, um ein Unerhörtes gehandelt, um eine völlig neue Stellung, die die Frau fortan einnehmen solle, es hat sich allein um die Aufhebung der Ausnahmestellung des Mannes gehandelt: die Frauen stellen an den Mann die Forderung, daß er sich mit demselben Maße messe, mit dem er die Frau mißt.

Alle Seiten, die die Frauenfrage hat, laufen in dieser einen Grundforderung zusammen; wird diese erfüllt, so ergiebt sich eine ruhige, freundliche, edle und sachgemäße Behandlung, wie jene Seiten auch heißen mögen — die Frau und die Gesetzgebung, die politischen Rechte der Frau, die Freigabe der Berufe, die Frauenbildung —, ganz von selbst. Solange jene Grundforderung noch nicht allseitig in ihrem Rechte anerkannt und verwirklicht ist, solange ist jede Teillösung der Frauenfrage entweder ein beklagenswerter, langer Aufschub der prinzipiellen Lösung oder ein armer Notbehelf, der so wenig dauernd nützen kann, als wie z. B. erstaunliche einzelne Kuren berühmter Aerzte dem Gesamtzustande der Gesundheit in einem Volke helfen können. Die Lösung der Frauenfrage ist aber eine Lebensfrage unsers Volkes. Das Schicksal der Völker hat immer von der Stellung, die sie sich zur Frau gaben, abgehangen. In der Entwicklung unsers Volkslebens geht der Zeiger den stetigen, grausamen Gang nach der zwölften Stunde hin, und wer sein

*) Die Vorbemerkung ist vielleicht nicht überflüssig, daß dieser Artikel nicht die Antwort auf die offene Anfrage in Nr. 39 geben will. Wir bringen ihn vielmehr zur Begrüßung der am 14. und 15. Oktober d. J. in Dresden tagenden Sittlichkeitskonferenz. D H

Volk liebt, sieht mit Unruhe, ob es nicht auf sein Heil denken will, solange noch die Frist vergönnt ist.

Aber gerade in Deutschland steht die Anerkennung des Grundgedankens der Frauenfrage, wonach die Frau nicht zwei Schritte voraushaben will, sondern der Mann zwei zurückthun soll, damit die Frau ihm zur Seite bleiben kann, noch im weiten Felde, da in Deutschland die Erniedrigung der Frau die Krankheit unsers Volkskörpers ist.

Diesen Eindruck hat auch John Stuart Mill von der Lage der deutschen Frau gehabt, und jüngst hat ihn T. de Wyzewa in der Revue des deux mondes vom 15. März 1891 ausgesprochen. Da er unsre Litteratur zu kennen scheint, so mußte er vor dem Betreten Deutschlands auf das Entgegengesetzte gefaßt sein; wenn er nun in Deutschland als Unvorbereiteter und Unbefangener das gesehen hat, was so viele Deutsche mit Scham und Schmerz schon so lange sehen, dann darf er uns als ein Zeuge gelten, den wir hören sollten. Er sagt Seite 389: „Vielleicht führt der Mangel an verfeinerter Sinnlichkeit zu dem vorherrschenden, ja dem einzigen ganz unerfreulichen Zuge der deutschen Unpolirtheit: die tiefe, dauernde und unveränderliche Verachtung gegenüber der Frau. Die Frau wird auf allen Stufen der Gesellschaft und, seltene Ausnahmen abgerechnet, überall in Deutschland wie ein geringeres Wesen betrachtet und im Zustande völliger Unterwürfigkeit gehalten. In den öffentlichen Gärten spielen die kleinen Knaben nicht mit den kleinen Mädchen, beide bleiben getrennt, und ebenso machen es ihre Eltern. Sobald diese in einen Saal kommen, trennen sie sich, der Mann sucht die Männer, die Frau geht zu den Frauen. Der Mangel an Unterhaltungsstoff ist bei den Eheleuten so groß, daß ich Ehepaare ganze Stunden habe im Wagen oder im Bierhause neben einander sitzen sehen, ohne daß eins ein Wort mit dem andern sprach. Der große satirische Darsteller der deutschen Sitten, Oberländer, hat irgendwo ein für die deutsche Ehe geradezu symbolisches Bild gezeichnet: ein dicker Mann sitzt in einem Café und sagt zu seiner Frau, die ebenso unbeweglich neben ihm sitzt: Da, Gretchen, du kannst mein Bier trinken, es ist warm, und ich will mir frischeres geben lassen.“ Zu dieser Charakteristik bietet er auf Seite 382 das Zeugnis einer Erfahrung, wie sie die Frauen in Deutschland täglich machen müssen; er berichtet dort von seinem ersten Reisetage und erzählt: „In Aachen stieg eine junge Frau in unsern Wagen ein. Die beiden Deutschen grüßten mit keiner Bewegung und dachten auch nicht daran, die Gepäckstücke wegzulegen, die die Bänke ganz bedeckten, und der Aermsten ward nicht einmal, als sie glücklich saß, das verbindliche Lächeln, mit dem man mich im Nordbahnhof in Paris beehrt hatte. Meine Reisegefährten begnügten sich damit, jeder eine Zigarre anzuzünden, die Fenster weit zu öffnen und es sich dann in ihrer Ecke bequem zu machen, um nicht vom Luftzuge getroffen zu werden. Und als dann nach einer Viertelstunde stiller Hinnahme des Luftzuges die junge Frau den Mut fand, eines der Fenster zu schließen, öffnete es der eine Deutsche ärgerlich sofort wieder. Er lehnte sich hinaus, stellte sich, als suche er etwas, und brummte dann, ohne Zweifel habe der Wind das Täfelchen »Nur für Damen« von dem Fenster unsrer Abteilung mitgenommen — ein Witz, der die zwei Freunde bis Köln erheiterte.“

Möchten die tausend Männer, die diesen französischen Bericht lesen und seine Verwendung zum Beweismittel als eine unberechtigte Verallgemeinerung eines einzelnen Falles mißbilligen, doch einmal daran denken, wie bei ihnen, bei ihnen allen, in dem Augenblicke, wo eine Meinungsverschiedenheit mit einer Frau bestand, die aus dem Wesensunterschiede von Männer- und Frauenfühlen entsprang, aus der Tiefe des zornigen Herzens eine heftige Frauenverachtung heraufstieg, die seither, überdeckt durch die Sitte des Standes und die Liebe zu einer einzelnen Frau, nur nicht bewußt geworden war.

Theoretisch denken ja unsre Männer anders. Auch jene beiden Deutschen, die dem Franzosen nun zu Typen des deutschen Mannes geworden sind, würden, wenn man ihnen vor jener Reise gesagt hätte, daß sie gegen Frauen unritterlich seien, das mit Entrüstung weit weg gewiesen haben; vielleicht hätte der eine sogar gesagt, er sei ja in seinen Kreisen als ein wahrer „Frauenlob“ bekannt.



Hier gilt es nun sich an eines zu erinnern. Es giebt eine vorgebliche Praxis der Ethik, das ist das Thun, das so ziemlich alle Leute von guter religiöser und intellektueller Bildung als das wünschenswerte anerkennen, ein Bekennen jener Ethik, die die Bibel und ihre frommen Ausleger, die Sophokles und Goethes Iphigenie lehren, die man bekennt, wenn man etwas drucken läßt, wenn man öffentlich spricht. Aber das Wort läßt sich umdrehen: es giebt eine Ethik der Praxis, das ist die ungeschriebene, von Völkern, die dem Untergange zutreiben, und wenn er noch Jahrhunderte auf sich warten läßt, erlebte, eine Ethik, die man nicht drucken läßt, die aber sich weiterflüstert, weiterlächelt, die wie die ungesehene, allverbreitete Luft aus ihren Wirkungen erkannt wird, während wohl ein Kind ihr Dasein mit guten Gründen ableugnen kann.

Diese Ethik der Praxis müssen jene erst sorgfältig beobachten, die dem Satze widersprechen wollen, daß die Frau thatsächlich in Deutschland gering geschätzt wird. Man darf nicht an die vielen einzelnen besser denkenden und damit zugleich auch besser handelnden Männer erinnern; es kommt hier allein in Frage, was die Masse denkt, die Masse unsers Volkes, auch die Masse der Gebildeten, auch die Masse der christlichen und konservativen Leute. Deshalb berufe man sich auch hier nicht zum Zwecke der Widerlegung auf die schöne Ritterlichkeit, mit der der gebildete Mann im geselligen Verkehre der gebildeten Frau begegnet. Jenes innere adlige Verhältnis des Mannes zur Frau, von dem aus allein die Frauenfrage entscheidend gelöst werden kann, ist erst dann vorhanden, wenn die Ritterlichkeit der Frau, nicht der Dame gilt, wenn sie also naiv auch dem armen Weibe und der Magd gegenüber wirksam ist. Wer der Dame eilig respektvoll den Sonnenschirm aufhebt, aber die alte Bäuerin die auf die Straße gerollten Aepfel allein aufleſen läßt, hat die Höflichkeit der Abrichtung, aber nicht die Höflichkeit des Herzens.

Und auch jene Einzelnen, von denen man rühmliche Aeußerungen in einem dankbaren Gedächtnisse aufbewahrt hat, und die nun dazu verwendet werden, die Lösung der Frauenfrage geradezu aufzuhalten, jene Einzelnen müssen doch genauer angesehen werden, ehe man in ihrem Namen die Breite jener tiefen Schatten wegleugnet. Ein nüchterner Beobachter unterscheidet genau zwischen dem, was ein Redner offiziell sagt, etwa in einer Rede bei Eröffnung einer Haushaltungsschule, und dem, was er thut, wenn er sich fünf Stunden später in der Restauration mit weiblicher Bedienung am Stammtische gehen läßt. Daudet giebt ein ganz typisches Bild einer solchen Rhetorik, das für uns ebenso gilt, wie die später verwendeten Zeichnungen aus skandinavischer Feder, und für uns um so wertvoller ist, als die deutschen Schriftsteller nicht dieselbe innere Entschiedenheit der sittlichen Beurteilung haben, wie Daudet, Björnson, Ibsen. Numa Roumestan, der Minister des öffentlichen Unterrichtes, erinnert sich plötzlich, als er hört, daß eine Schauspielerin, um deren Gunst er sich bewirbt, sich in dem Bade Arvillard-les-Bains bei Grenoble aufhält, daß er versprochen hat, bei der Grundsteinlegung des neuen Lycée in Grenoble anwesend zu sein; er verläßt seine Frau, die Hoffnungen, die in seinem Hause aufgehen, „um in Arvillard seine Rede für jenes Fest zu schreiben.“ In Begleitung der Schauspielerin macht er einen Ausflug nach Chateau-Bayard; auf der Höhe des Schlosses, vor der ersehnten Stunde, die seine Untreue besiegelt, liest er die Worte, die Bayards Mutter dem scheidenden Sohne zuruft: „Pierre, mein Freund, ich rate dir, daß du vor allen Dingen Gott liebest, fürchtest und ihm dienest, ohne je untreu gegen ihn zu werden, sofern es dir vergönnet ist“; Numa erhebt sich, sieht begeistert in das Land hinaus und ruft: „Das muß man der Jugend sagen, das müssen alle Eltern, das müssen alle Lehrer — —,“ er hält inne, schlägt sich vor die Stirn, er hat die so lange gesuchte glückliche Anknüpfung für seine Rede gefunden, er zieht sich in die Burg zurück, um die ethische Trunkenheit, in die ihn die Geschichte Bayards versetzt hat, sofort für die Ausarbeitung seiner Rede auszunützen, — die Schauspielerin folgt ihm — — und in

Grenoble hält er dann seine in Chateau-Bayard entworfene Tugendrede. (Daudet, Numa Roumestan, Kapitel 11—13.)

Die Erniedrigung der Frau beginnt im Elternhause; sie beginnt vor der Geburt der Tochter durch die Angst, es möchte eine Tochter geboren werden. Es giebt große Kreise in unserm Volke, vor allem Familien der mittlern Stände, wo der junge Vater, dem eine Tochter geschenkt worden ist, innerlich feige vor dem ersten Begegnen mit seinen Bekannten, Klubfreunden und Sportsgenossen zurückweicht, weil er nun alle die Dinge hören muß, die er selbst bei gleichem Anlasse als Unverheirateter im Munde führte. Die Erniedrigung setzt sich fort, wenn die gesellschaftliche Schulung beginnt und das junge Mädchen zurecht gewiesen wird, daß sie sich „dumm gestellt" habe, als sie ein in der Gesellschaft gewagtes keckes Wort nicht mit Lächeln, nicht einmal mit einem Aushilfslächeln hinnahm. Wie viele Mütter sehen dann mit Stolz auf die Tochter, die in schlichtem Ernste verstummt, wenn zweifelhafte Anekdoten erzählt werden, die schweigt, wenn ein leerer junger Mensch, ein schön gekleideter, eleganter, redegewandter, die Nichtigkeiten vor ihr aufsagt, die man seltsamerweise Unterhaltung zu nennen beliebt?! Unsre Bälle mit ihren Frauentoiletten, mit ihren Gebräuchen und Rechten zeigen, daß thatsächlich die sittliche Würde der Frau gar nicht in Frage kommt, wo sie im Wege ist. Wenn eine Mutter sich ehrlicherweise zur Verteidigerin unsrer durch und durch französischen Ballgalanterie macht, so kann man ruhig sagen, daß sie nie von dem Beobachtungsaustausch junger Herren nach einem Balle gehört hat.

Das Mädchen, das durch diese Geselligkeit hindurchgegangen ist und dann lachend sich an der erbärmlichen Koketterie mit dem Pantoffelregimente in den Brauttagen und am Hochzeitstage beteiligt hat, könnte zwanzig Jahre später den innern Wert der lachenden Gesichter, die sie damals umgaben, erkennen, wenn dieselben Menschen nun sie mit der „Schwiegermuttervorstellung" necken und innerlich verwunden. Zwei andre scherzhafte Wendungen, so scherzhaft, daß keine „vernünftige" Frau etwas andres thun kann, als lächeln, wenn sie nicht Psychologe genug ist, um daraus zu erkennen, wie viele Männer das Gebundensein an eine Frau nicht theoretisch ansehen, sondern thatsächlich empfinden, sind der Ausdruck: „Er reist ohne Gepäck" von einem Manne, der ohne seine Frau reist, und: „Er läßt seinen Drachen steigen," von einem Manne, der mit seiner Frau spazieren geht, beides Redensarten, die durch ganz Deutschland verbreitet sind, Zeugnisse der abwärts führenden Wege, auf die das Volk geraten ist, dem Tacitus Lob von der hohen Frauenverehrung galt.

Sanctum aliquid et divinum, „etwas Heiliges und Ahnungsreiches," so sagte vor siebzehn Jahrhunderten Tacitus, sehen die Deutschen in den Frauen. In unsern Tagen hat dann ein deutscher Dichter sagen wollen, daß der rechte, der kürzeste Weg zu Gott in der Liebe, im Glauben, im starken Hoffen, in der Selbstlosigkeit, dem Erbarmen und Verzeihen liege, so wie das Frauenherz liebe, glaube, hoffe, entsage, dahingebe, verzeihe; Gottes Wesen habe sich in der Frauenart am reinsten angedeutet; und diese seine Meinung faßte er in die Worte zusammen: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Nun, diese edlen Worte kann man heute nicht mehr zitiren, sie werden allein noch zur ironischen Verhöhnung der Frau gebraucht, es wird das Lächeln der Auguren gelächelt, sobald ein Harmloser sie harmlos nennt. Der Mann bezeichnet unter Männern jeden ihm unbequemen und unverständlichen Zug der Frauennatur mit diesem Worte.

Was würde Tacitus heute sagen, wenn ihm, wie Cicero in jener hübschen Erzählung, ein kurzer Gang an den Läden unsrer Städte vorüber, eine Wartestunde vor den illustrirten Zeitungen unsrer Restaurationen inmitten des Verkehrs zwischen den Gästen und den Kellnerinnen vergönnt wäre, und er nun bestimmen sollte, als was die Frau dem heutigen Geschlechte erscheint? Die Bilder unsrer Kunstläden, die Mädchenbilder in den Ecken der Kolonialwarenläden, Friseurgeschäfte und Zigarrenhandlungen, die Berliner und Wiener Witzblätter geben die Antwort. Wenn eine Kellnerin, die von braven Eltern erzogen und in sich ehrbar geblieben ist, sich fragt, wie viele Gentlemen unter den Herren waren, die sie zu bedienen hatte, was wird sie antworten? In einer Restauration in Genf benahmen sich vor einigen Jahren mehrere junge Leute unartig gegen die Kellnerin; ein Genfer, der Deutschland genau kannte, erklärte mir gegenüber: Das sind gewiß Deutsche! Er hatte sich leider nicht geirrt. Aber es ist unter uns so geworden, daß, wer sich gegen die üblichen Freiheiten, die sich der Mann herausnimmt, ausspricht, als lächerlich oder einfältig, wahrscheinlich sogar in fast allen Fällen als ein Heuchler gilt, obgleich der, den man beruft, zugestehen muß, daß solch ein schutzloses Mädchen doch auch eine unsterbliche Seele hat, über die sie Rechenschaft ablegen muß, und daß es ihm unangenehm wäre, wenn ihm seine Mutter zugesehen hätte. Der Masse unsrer Männer ist die Ritterlichkeit abhanden gekommen, die innere — ein Verlust, der ein Volk zu seinem Sedan führt.

Jene Geschäftsannoncen mit dem Reizmittel koketter Mädchenköpfe oder Ballerinafiguren sind ein naives Eingeständnis der Unsittlichkeit, die die Vorstellung der Männer von dem Weibe heute bezeichnet. Der Mangel an Sittlichkeit und Schönheit des Denkens gegenüber der Frau ist die Ursache aller seither aufgeführten Erscheinungen des häuslichen und öffentlichen Lebens.

Indem ich mich der herrschenden unsittlichen Weltanschauung und der daraus fließenden Praxis nun unmittelbar zuwende, bemerke ich ausdrücklich, daß es sich mir hier nicht um solche Fälle handelt, wo eine starke Leidenschaft einen zu schwachen sittlichen Willen überwindet und der Gefallene das Bewußtsein der Sünde und das Gefühl der Reue in sich trägt, sondern um Lehren und Handlungen, die auf dem Glauben an ein gutes Recht beruhen.

Wenn Björnstjerne Björnson in seinem Romane „Das Haus Kurt" erzählt, wie ein hochangesehener Prediger die Behauptung, daß das Weib dasselbe Recht habe, Keuschheit vom Manne zu fordern, wie der Mann von der Frau, für unchristlich erklärt (Jankesche Uebersetzung, S. 221), und wenn er bei einer Aufnahmeberatung, die den Helden Thomas Rendalen betrifft, einen ruhigen, angesehenen Mann aussprechen läßt: „Ja, ich konnte mir beinahe denken, daß Rendalen kein Christ ist. Das Weib mit dem Manne gleichstellen, ist gegen das Christentum" (S. 218), so faßt er die unbewußten Gedanken der Masse und die bewußten Gedanken vieler in ein knappes Wort. Das herbe Ergebnis seiner Beobachtungen, daß die Männertugend in strengen Anforderungen an die — Frauentugend bestehe, gestaltete sich ihm zu dem Drama „Ein Handschuh." Svava, die Tochter eines Lebemannes, des reichen Handelsherren Ries, und einer Frau, die schweigen gelernt hat, hat einen Mann gefunden, dem sie vertraut. Sie erzählt dem Vater, wie sie ihn fand:

> Er stand da, so sicher und so klar und so rein — —
> Ries. Was verstehst du unter „rein," mein Mädchen?
> Svava. Das, was im Worte liegt.
> Ries. Ich frage just, was du in dieses Wort legst?
> Svava. Nun — das, was man, wie ich hoffe, darunter versteht, wenn man es von mir selbst gebraucht.
> Ries. Wie? — Es hat dieselbe Bedeutung für dich — gleichviel, ob es dem Manne gilt oder der Frau?
> Svava. Ja, natürlich! (Reclam, S. 14)

Ries spricht aus eigner Erfahrung heraus:

> Mir ist bange für all deine überirdischen Theorien. Du kommst nicht durch damit.

Alf, Svavas Verlobter, gehört zu der großen Masse der Männer, die ihr Besitztum nicht mit andern teilen wollen, sich aber gestatten, was ihnen gutdünkt. Er sagt zu Svava:

> Jedesmal, wenn einer dich zum Tanze aufforderte, wurde ich eifersüchtig. Ja, sieh mich nur an! Ich gönnte es ihm nicht. Nein, auch nicht einem! Bei Gott, ich ertrags nicht, daß jemand dich berührt.

Man sieht, er kennt Seinesgleichen. Dann fährt er fort:

> Wenn ich dich von weitem unter den andern sehe und z. B. bloß einen flüchtigen Schimmer von deinem Arme — so denk ich: dieser Arm lag um meine Schulter, um meinen Hals — und um den keines andern in der ganzen Welt! Sie ist mein — mein gehört sie und keinem, keinem, keinem andern. (S. 18)

Svava erfährt, woher diese Ausschließlichkeit kommt, sie erfährt, daß Alf eine „Vergangenheit" hat; die Welt wünscht nicht, daß Svava einen „Skandal mache," denn Svava, natürlich

nur Svava, macht den Skandal, wenn sie nun ihrerseits Alf mit dem Maße mißt, mit dem er sie mißt, — jene Welt, die es im „Hause Kurt“ für selbstverständlich hält, daß der frivole John Kurt in der besten Gesellschaft der Stadt dinirte, und die es gerade durch diese Anerkennung verschuldet, daß Thomasine Rendalen die Frau von John Kurt wird (S. 38), — jene Welt, die die schuldige Frau hetzt wie ein Wild und dem schuldigen Manne die Rechtswohlthat „der menschlichsten und liebenswürdigsten Schwäche“ zugesteht, jene Welt wünscht, nein verlangt, daß Svava Alf nimmt. Sie aber hebt den Handschuh auf, erst gegen diese Welt, dann gegen den Verlobten, nicht weil er gefallen ist, das betrübt sie, aber sie verzeiht es ihm, nein, nicht deshalb, sondern weil er die Sünde als sein Recht, als das Recht des Mannes ansieht und auch von ihr angesehen wissen will.

Alf selbst hat sich in seiner „guten Sache“ zum Worte gemeldet. In der Neuen Freien Presse vom 13. August 1889 sagt der schwedische Dichter Ola Hansson in einem Originalbeitrage, den wir wie eine Stimme aus Deutschland-Oesterreich betrachten dürfen, da die Neue Freie Presse den Schweden um seiner von ihr gebilligten und vertretenen Weltanschauung und ästhetischen Richtung willen als Mitarbeiter gewonnen hat:

Sobald man [bei Untersuchung nach dem Rechte der Sinne] zur Frage nach den Heilmitteln kommt, hört die Einigkeit auf. Etliche sehen die einzige Rettung in der Askese; und diese Ansicht ist gegenwärtig höchste Fashion in Skandinavien. Andre wieder meinen, es sei naturwidrig und verhängnisvoll, nicht weniger aus seelisch-moralischen, als aus physisch-sanitären Gesichtspunkten, von jungen Leuten eine vollkommene Enthaltsamkeit bis zur Ehe zu fordern, da diese in der Regel erst in vorgeschrittenem Alter geschlossen werden kann; aber all solches Gerede ist durchaus Kontrebande. Björnstjerne Björnson, der auf Vortragstournee in den skandinavischen Ländern umherreist und die „reinen“ Männer in bengalische Beleuchtung stellt, wird von den Damen applaudirt und steckt so und so viel tausend Kronen in seine Taschen. Garborg dagegen, der sich entschieden mißtrauisch gegen diese „reinen“ Männer verhält und gar nichts mit der Björnsonschen Dame anzufangen weiß, die ihrem Verlobten den Handschuh (s. oben) ins Gesicht wirft, als sie entdeckt, daß er nicht „rein“ ist — Garborg, der einem gesunden, freien, natürlichen Verkehr zwischen jungen Männern und jungen Frauen das Wort redet, sitzt droben in seinem Blockhaus zwischen den Bergen und kann froh sein, daß er es überhaupt hat.

Ola Hansson, dem die Neue Freie Presse 1887 eine „Keuschheit von fast krankhafter Verletzbarkeit“ nachrühmte, hat hier das innere Wünschen und Fühlen unsrer neuen Generation offen ausgesprochen. Für diese neue Generation, soweit sie Deutschland angehört, hat dann Karl Frenzel in der deutschen Rundschau 1890, S. 317 f. das Wort ergriffen; er sagt hier:

Daß ein junges kluges Mädchen [wie Svava], das ein Kinderasyl gegründet hat, außer sich geraten soll, weil ihr Verlobter nicht mehr so rein und jungfräulich ist wie sie, sondern, ehe er sie kannte, ein unreines Verhältnis mit der Gesellschafterin seiner Mutter gehabt hat, verfällt der Komik, nicht der Tragik.

Wie sind Alf und seine deutschen Genossen zu ihrer Lebensanschauung gelangt? Zwei Vorstellungsströme ziehen in den letzten Schuljahren der höhern Knabenschulen durch die Köpfe der jungen Leute. Der eine setzt sich aus den idealen Elementen zusammen, die vor allem die erweiterte Kenntnis der Geschichte und die Dichtwerke darreichen, und erzeugt einen Idealismus, der mit achtzehn Jahren echt und erfreulich ist, einen Idealismus, über dessen gelegentliche Aeußerungen sich in der Schule der Lehrer bei dem Durchlesen des Schulaufsatzes, zu Hause aber die Mutter von Herzen freut. Daneben zieht ein zweiter Vorstellungsstrom, der die Zukunft, das Weib, das Verhältnis zu ihm, die Grundrechte der männlichen Natur betrifft; es überliefern sich von frühreifen Menschen und ältern Bekannten her die Anschauungen von physisch-sanitären Notwendigkeiten, von dem, was der Mann bedarf, und eine Stimme, die, um die Worte des trefflichen Ribbing (Sexuelle Hygiene, S. 67) zu wiederholen, darauf aufmerksam macht, „daß die Geschichte keine Zeile enthält, aus der der Untergang eines Volkes oder Geschlechtes durch Keuschheit hervorginge, dagegen viele lehrreiche Kapitel, die das Gegenteil predigen,“ würde nur von Einzelnen verstanden.

Diese zwei beherrschenden Vorstellungsströme, ein ethisch-idealer und ein derb-diesseitiger, gehen neben einander her. Aus dem ersten schöpft der zum Manne Gewordene den Stoff



seiner Reden und den Inhalt seiner Ermahnungen, wenn er Vater wird, aus dem zweiten leitet sich sein Verhalten seiner Frau gegenüber ab. Ich glaube nicht, daß es viele junge Männer giebt, die vor Vollzug ihrer Ehe in sich den Verzicht geleistet haben, ohne den eine sittliche Ehe nicht zustande kommt; aber den Einzelnen trifft heute kaum noch eine Schuld: die Auffassung von dem Rechte des Mannes und die trostlose Ueberschätzung des sinnlichen Elementes in dem Verhältnisse von Mann und Weib ist ein Erbgut seit einigen Generationen geworden.

Diese Lehre von den Grundrechten des Mannes führt einerseits zu der Vernichtung der innern Schönheit des ehelichen Verhältnisses, andrerseits zur Zulassung der Prostitution. Der Sündenfall der Gedanken erzeugt sich eine Praxis, die Praxis schafft sich schnell eine Ethik, und diese Ethik giebt der Praxis damit gleichsam ein gutes Gewissen und eine vergrößerte Ausdehnung. Ich will hier nicht, sei es von der Gedankenlosigkeit, sei es von der Gewissenlosigkeit der Stadtverwaltungen und Regierungen sprechen, die nach dem so schändlichen Ventilsystem in der Prostitution ein Ventil öffnen wollen, um, wie sie meinen, größere Schäden zu verhindern, und dabei nur den sittlich-schwachen Willen als die Großmacht der Welt anerkennen und, indem sie ihn anerkennen und großziehen, das innere Schicksal noch ungeborener Geschlechter dem Verderben preisgeben. Ich will auch nicht von der Seite der Frage reden, die den Arzt vor allem interessirt. Auch das Schicksal der herabgewürdigten Opfer bleibe unberührt.

Ich will nur von dem unabsehbaren Jammer der innern Verfälschung reden, die der Fall des Mannes, dessen „Bestes“ das Ventilsystem angeblich will, für ihn mit sich führt: Möglichkeiten schöner seelischer Entwicklungen werden in dem Gefallenen früh vernichtet; sein Wesen bildet sich, wenn die Sünde dauert, so aus, daß der Boden seiner Seele in den Jahren der geistigen Selbständigkeit gewisse Ideen und deren Verständnis gar nicht hervorbringt, vor allem in Hinsicht auf Treue, Gewissenhaftigkeit, Liebe, Freundschaft, Poesie, Naivität, geistigen Frauenwert u. dgl. m., sodaß dann selbst auch die religiöse Wendung des Innenlebens gerade in diesen Beziehungen keinen Frühling mehr erwecken kann; die Verfälschung aller menschlichen Beziehungen durch die Bewußtheit des verborgnen und entschlossen gehüteten Geheimnisses; die Verfälschung schon eines einfachen kleinen zum Aufatmen bestimmten Spazierganges durch die sich eindrängenden unreinen Vorstellungen; die Bedrohung aller Willensrichtungen nach dem Gesetze des Geistes, daß eine Gesundung an einer Stelle dem Ganzen zu gute kommt, daß eine Erkrankung an einer Stelle das Ganze bedroht.

Es giebt ein Glück, das der sittlich-kräftige Wille denen bereitet, die nicht gefallen sind oder sich früh retteten, das über alles diesseitige Glück geht: das Gefühl, die schönen Güter Treue, Liebe, Freude an der Kunst, Verehrung eines schönen Frauenangesichts, Anschauen von Statuen, niemals verunehrt zu haben. Es giebt ein tiefstes Unglück, das ist erst die Thatsache der Verunehrung alles dessen, was man berührt, dann die Erkenntnis dieser Verunehrung. Demgegenüber ist das Unglück, vor dem sich ein Alf fürchtet, oder das Miette, die Heldin in Zolas La fortune des Rougon, in ihrer Sterbestunde so bitter empfindet, daß sie nicht hat Weib sein dürfen (a. a. O. Kapitel 5, S. 264), eine Auszeichnung durch das Schicksal. Wem die mythenschaffende Phantasie der Griechen gegeben wäre, der könnte an einem Midas der Sinnlichkeit zeigen, wie sich einem solchen alles verwandelt.

Dieser Boden bringt nicht Frauenverehrung hervor. Vielmehr hat die Garçonanschauung die seltsame sittliche Farbenblindheit aller in Bezug auf die Stellung der Frau und den unvergleichlich hohen Wert der Frauenart erzeugt. Wie diese Garçonbeurteilung der Frau im Gesetze zum Ausdrucke gekommen ist, muß ein andrer ausführen. Wie sie sich im Leben der Familie und der Gesellschaft äußert, habe ich in diesen Andeutungen dargelegt.

Die Lösung der Frauenfrage ist nach dieser Darlegung an einen sittlichen Umschwung gebunden. Der kann nicht von den

Kranken ausgehen, er muß von den Gesunden ausgehen: die Mütter müssen den Kampf um die Lösung der Frauenfrage und damit um die Zukunft des deutschen Volkes aufnehmen in der Form eines Kampfes um die Seele ihrer Kinder, ohne Angst wegen der vorgeblichen Unbesiegbarkeit trüber Erbschaften. Als der graue Schrecken der „Kreuzersonate" vor einem Jahre über Deutschland zog, da verband wohl manche erschütterte Frau und Mutter diesen frischen Eindruck mit einem frühern, aus Ibsens „Gespenstern" gewonnenen von der Vererbung, die den Jammer verborgener Mitgift unausrottbar, gleichsam unsterblich mache. Zum Troste sei die Geängstete an die Verheißung der Wiedergeburt und an das gütige Wort des Römerbriefes erinnert: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade viel mächtiger geworden," und sie sei zugleich an die tröstliche Versicherung eines so tiefen und liebenden Menschenkenners, wie es Björnstjerne Björnson ist, erinnert; er sagt im „Haus Kurt": die Erblichkeit sei keine Bestimmung, sondern nur Bedingung (S. 212), womit er sagen will, daß, wer die Bedingungen, unter denen ein verhängnisvolles Erbe wirken könne, fernhalte, das Erbe selbst beseitige. Wenn unsre Mütter diese Arbeit der Frau Thomasine Rendalen aufnehmen, dann werden Söhne und Männer wieder heraufwachsen, die das Echo ihrer Gesinnung in den schönen Worten Frederik William Robertsons werden zu vernehmen glauben: „Von jeher war mir das Weib ein heiliger Traum. Heirat schien mir Entweihung. Ich erinnere mich aus meiner Jünglingszeit, daß ich ganz böse wurde, als ich von einer lieblichen Schwedin — dem holdesten Geschöpf, das ich je gesehen — hörte, sie werde sich wahrscheinlich verheiraten. Ich besaß von ihr eine Haarlocke, Zeilen von ihrer Hand und Bücher, und ich betete sie an wie einen wandelnden Regenbogen, ohne andre Gefühle oder Wünsche, und doch war ich damals schon achtzehnjährig. Sie war für mich noch jahrelang wie einer ihrer heimischen Fjorde, der in ruhiger, klarer, ungetrübter Schöne, tief, tief unten den Himmel wiederspiegelt, aber so tief, daß ich nie an den Versuch dachte, diesen Himmel zu erreichen. So war ich. Ich kann in Wahrheit sagen, mein Herz war wie die Rhone beim Austritt aus dem Genfer See." H O

## Die Konfutation der Augsburgischen Konfession

3

Die Arbeit an der Widerlegungsschrift hoffte man zunächst in der Weise am schnellsten fördern zu können, daß man die Beantwortung der einzelnen Artikel an verschiedene Theologen verteilte. Aber man scheint doch bald eingesehen zu haben, daß auf diesem Wege die Arbeit zu ungleichartig wurde. Nur die Beantwortung der vier ersten Artikel der Augustana ist uns von diesem ersten verfehlten Versuche erhalten geblieben; wie viel sonst noch fertig gestellt worden ist, wissen wir nicht. Als Cochleus zwei von ihm verfertigte Artikel zur Begutachtung vorlegte, erhob sich in der Kommission gewichtiger Widerspruch. Man fand seine Arbeit zu heftig und zu weitschweifig, und da auch der Kaiser gerade jetzt die Kommission mahnen ließ, möglichst knapp und leidenschaftslos ihre Antwort zu stellen, so wurden diese ersten Versuche beiseite gelegt, und es wurde — etwa am 2. Juli — der Beschluß gefaßt, die Ausarbeitung des kaiserlichen Buches einem einzigen Manne anzuvertrauen. Als der hierfür Geeignete wurde einmütig Johann Eck gewählt.

Binnen weniger Tage stellte dieser nun eine Vorlage her, die in der Kommission in gemeinsamer Beratung geprüft, teilweise in den Ausdrücken verschärft und für die Ueberreichung an den Kaiser fertig gestellt wurde. In einem Vorwort waren die Grundsätze niedergelegt, nach denen die Schrift gearbeitet worden war. Wo man das Bekenntnis der Evangelischen gut heißen mußte und nichts an ihm auszusetzen fand, da galt es dem Kaiser zu sagen, daß es sich hier um die alte Lehre der Kirche, nicht um Erzeugnisse der Reformatoren handle; zugleich sei aber auch darauf hinzuweisen, daß die hier von den Protestanten bekannte gemein-katholische Lehre mit allerlei Privatäußerungen ihrer Theologen in schreiendem Widerspruch stehe. Aber daneben seien auch im Bekenntnis der evangelischen Fürsten



alte, schon längst von der Kirche verurteilte Irrlehren wieder vorgetragen; und dazu seien bei weitem noch nicht alle Ketzereien Luthers hier ausgesprochen! Besondern Erfolg versprach man sich endlich davon, daß man dem Kaiser die Irrtümer und Rotten der Anabaptisten und der Sakramentsschwärmer als die bittre Frucht der lutherischen Lehre vorstellte. Diesen Grundsätzen gemäß hatte Eck die Vorlage gearbeitet, und wir begreifen, daß auf diesem Wege seine Arbeit zu einer mit steigender Heftigkeit geschriebenen Anklageschrift, einer recht gehässigen Denunziation der Reformatoren werden mußte. Noch befindet sich in Wien das Exemplar des Eckschen Entwurfes, in das bei den Kommissionsberatungen von verschiedenen Händen die Aenderungen, die hier beschlossen wurden, eingetragen worden sind. Auch eine deutsche Uebersetzung wurde angefertigt, die aber, da man recht schnell dem Kaiser die Arbeit zustellen wollte, unvollendet blieb.

Am 12. Juli konnte an Stelle des erkrankten Legaten dessen Bruder dem Kaiser die Kommissionsarbeit in einem vollständigen lateinischen und einem unvollendeten deutschen Exemplare samt den oben erwähnten Beilagen überreichen. Das ist jene erste Gestalt der Konfutation, die jetzt zum erstenmale durch Ficker an die Oeffentlichkeit gezogen ist. Sie führt hier den Titel: „Katholische und gleichsam aus dem Stegreif erteilte Antwort auf etliche Artikel, die der katholischen, kaiserlichen, spanischen Majestät dieser Tage auf dem kaiserlichen Reichstag zu Augsburg durch die durchlauchtigsten Fürsten, den Kurfürsten von Sachsen und einige andre Fürsten und zwei Städte überreicht worden sind." Diese ganze Schrift ist formell als ein an den Kaiser gerichtetes gutachtliches Schreiben der Theologen gefaßt. Nicht der Kaiser antwortet den Protestanten, sondern seine Theologen berichten ihm, wie viel oder wie wenig von dem Bekenntnis der Protestanten zu halten sei. Das Anklagematerial der Exzerptensammlungen, die von katholischer Seite aus den Schriften der Reformatoren früher angefertigt worden waren, ist hier reichlich benutzt. Eck ist so wenig wählerisch und besonnen im Zusammenraffen seiner Anklagen gewesen, daß er vor der Albernheit nicht zurückschreckt, in seiner Antwort auf den vierten Artikel der Augustana es Luthern zum Verbrechen zu machen, daß in seiner Bibelübersetzung Gal. 5, 6 durch einen neckischen Druck- oder Schreibfehler „der Glaube, der durch die Liebe thätig ist" verkehrt ist in „die Liebe, die durch den Glauben thätig ist"!

Bei näherer Prüfung der massenhaft hier aufgehäuften Zitate aus Luthers und andrer Schriften fühlt man sich lebhaft in die Kämpfe unsrer Tage hineinversetzt. Denn all jene würdigen Klopffechter, die das Rom von heute gegen die Protestanten losläßt, Gottlieb, Evers, Majunke, Röhm und wie sie sonst heißen mögen, machen es noch genau so, wie hier Eck mit seinen Zitaten; ja es sind zum Teil noch heutigentages dieselben Lutherworte und dieselbige Böswilligkeit im Zitiren oder dieselbige Unfähigkeit, Luther zu verstehen, mit denen wir bis zur Ermüdung und bis zum Ueberdruß uns auseinandersetzen müssen. Was einst der treffliche schwäbische Theologe Johann Brenz über die am 3. August verlesene (spätere) Konfutation geurteilt hat, das gilt in verschärftem Maße von diesem Entwurf vom 12. Juli: „Wahrlich", so schreibt Brenz, „ein so erbärmlich dummes Machwerk, daß ich mich für den römischen Namen schäme, daß sie in ihrer Kirche nicht Männer fanden, welche wenigstens mit Klugheit und Anstand uns Häretikern antworten könnten!"

Für uns Evangelische hat diese „katholische Antwort" dadurch einen besonderen Wert, daß sie Artikel für Artikel die Augsburgische Konfession erst wörtlich anführt und dann ihre Kritik daran übt. Bekanntlich ist ja sowohl das deutsche wie das lateinische Original des Bekenntnisses unsrer Väter verloren gegangen; ersteres ist aus dem Mainzer Archiv verschleppt, letzteres aus dem kaiserlichen Archiv in Brüssel nach Spanien gesendet und dort zu größerer Ehre Gottes vernichtet worden unter dem Vorwande, damit nicht einmal die Protestanten es als eine Reliquie verehren könnten. Da aber Melanchthon nicht nur bis zum Tage der Verlesung der Augustana unablässig am Texte gefeilt und geändert hat, sondern auch nach

der Uebergabe, als er sich dazu entschloß, seine Arbeit drucken zu lassen, abermals der Versuchung, daran zu bessern, nicht widerstanden hat, so liegt die Frage, wie eigentlich der Text ausgesehen habe, der als der authentische des 25. Juni 1530 zu gelten hat, recht verwickelt. Daß die sogenannte Invariata, nämlich der von Melanchthon in den Druck gegebene Text, selber schon eine Variata gewesen ist, steht außer Zweifel. Nun haben aber jene katholischen Kommissionsmitglieder Abschriften der Augustana in Händen gehabt, die nach dem dem Kaiser übergebenen Exemplare angefertigt worden sind. Wir bekommen also plötzlich von hier ein wichtiges Zeugnis über die Beschaffenheit der authentischen Augsburgischen Konfession. Freilich ist der Ertrag nicht so groß, als man erwarten möchte. Denn bei der Eile, mit der hier gearbeitet worden ist, hat man den Text der Artikel leider meist nicht vollständig ausgeschrieben, sondern nach wenigen Zeilen sich mit einem fatalen „u. s. w." begnügt. Außerdem muß aber auch bei der Hast, mit der die Schrift zusammengestellt worden ist, mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß manche Abweichung, die der hier vorliegende Text der Augustana aufweist, namentlich in häufigen Wortumstellungen, lediglich der Flüchtigkeit der Schreiber zuzurechnen ist. Mit voller Sicherheit läßt sich aber jetzt konstatiren, daß in Artikel 13 der Augustana (vom Brauch der Sakramente) der wichtige polemische Schlußsatz gegen die katholische Sakramentslehre in dem authentischen Exemplare nicht gestanden hat, daß also der spätere Druck unsers Bekenntnisses an diesem Punkte den römischen Irrtum viel schärfer zurückweist, als es Melanchthon dem Kaiser gegenüber gethan hat.

Meines Erachtens wird aber nun auch die alte Streitfrage, wie das Bekenntnis unsrer Väter eigentlich in dem wichtigen Artikel 10 vom Abendmahle gelautet habe, zur Erledigung kommen. Es stand hier nämlich in Frage, ob im lateinischen Text zu der Aussage, „daß Christi Leib und Blut im Abendmahl wirklich vorhanden sei und ausgeteilt werde" (vere adsint et distribuantur), noch das wichtige Wörtchen „vescentibus" („denen, die davon essen") hinzugefügt war oder nicht. Ohne diesen Zusatz würde das Bekenntnis der Augustana einfach katholisch lauten, während gerade durch diesen Zusatz — sobald „vescentibus" zu dem ganzen Ausdruck „vere adsint et distribuantur" gezogen wurde — die evangelische Anschauung, wonach das Abendmahl nicht allein für den Genuß der Gemeinde eingesetzt ist, sondern auch Christi Gegenwart lediglich eine Gegenwart im Genuß und für den Genuß ist und von diesem schlechthin nicht abgelöst gedacht werden kann, zum Ausdruck gebracht wird. Mit diesem Zusatz kann Artikel 10 als evangelisches Bekenntnis interpretirt werden. (Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die Fassung des Wortlauts im deutschen Text der Augustana diese evangelische Interpretation nicht gerade begünstigt; der Schein einer Uebereinstimmung mit der römischen Lehre ist hier nicht vermieden, wohl gar beabsichtigt.) Nun ergiebt sich, daß in der in Rom aufbewahrten spätern Abschrift der „katholischen Antwort" das wichtige „vescentibus" fehlt. Schon möchte man daher zufahren und Melanchthon anschuldigen, daß er an diesem Punkte die evangelische Sache direkt verleugnet habe.*) Aber in dem Konzept, das uns Wien aufbewahrt, steht das entscheidende Wort; daher ist es von Ficker m. E. mit Recht in den Text seiner Ausgabe aufgenommen. Das Fehlen in dem römischen Exemplar muß als ein Schreibfehler gelten. Dafür spricht auch, daß die katholischen Beantworter unsers Bekenntnisses in Artikel 3 (S. 13) ausdrücklich den Lutheranern den „abscheulichen und gottlosen Irrtum" vorrücken, sie bekennten zwar, daß Brot und Wein im Abendmahl mit Christi Leib und Blut vereinigt seien, aber sie beschränkten diese Gegenwart auf den Akt des Abendmahlsgenusses und leugneten Christi Gegenwart, sobald Brot und Wein außerhalb des Aktes der Kommunion betrachtet würden. Die Konfutatoren haben, wie wir sehen, die Bedeutung des „vescentibus" hier ganz richtig erkannt. G K

*) Er müßte nämlich, da die meisten Handschriften der Augustana das „vescentibus" haben, es in letzter Stunde noch aus Konnivenz gegen die Römischen gestrichen haben.



## Das internationale Kongregationalistenkonzil zu London

Konnte Döllinger schon vor zwanzig Jahren die englischen Kirchenkongresse wegen des daselbst üblichen ruhigen Austausches der entgegengesetztesten Meinungen ein für den Ausländer beneidenswertes Schauspiel nennen, so zeigte die kürzlich abgehaltene erste allgemeine kongregationalistische Konferenz, daß nunmehr auch unter den Dissentern derselbe Geist gegenseitiger Hochachtung und Verehrung trotz aller Unterschiede im einzelnen eingezogen ist. Einer Anregung der beiden bisherigen und seitdem leider verstorbnen Hauptführer des englischen und amerikanischen Kongregationalismus, DD. Hannay und Dexter, zufolge vereinigten sich in London vom 13. bis 21. Juli dreihundert Abgesandte der verschiedenen independentistischen Gemeinden namentlich in England, Nordamerika und Australien, denen sich noch Vertreter zahlreicher andrer englischer Freikirchen, sowie holländischer, schwedischer und böhmischer Separatisten zugesellten. Somit dürften ihre inhaltreichen Verhandlungen vorzüglich geeignet sein, auch in andern Beziehungen als der eben angedeuteten weitern Kreisen den gegenwärtigen Zustand des religiösen Lebens unter den Völkern englischer Zunge im allgemeinen und bei den Kongregationalisten im besondern zu veranschaulichen.

Bekanntlich geht deren Ursprung auf die Ultrapuritaner der Reformationszeit zurück, die nicht nur die bischöfliche Verfassung der Staatskirche, sondern auch das Presbyterialsystem der älteren Nonkonformisten verwarfen und vielmehr die Unabhängigkeit jeder einzelnen Gemeinde als das allein Schriftgemäße ansahen. Nachdem ihr erster Versuch, 1581 in Middelburg auf Seeland eine kleine Gemeinde zu stiften, gescheitert und ihr bisheriger Hauptführer Robert Brown zur Episkopalkirche übergegangen war, traten an die Spitze der immer mehr anwachsenden Partei namentlich Henry Barrow, John Greenwood und John Penry. Da sie sich der Uniformitätsakte nicht fügten, wurden sie 1593 gehenkt, nachdem die ersten beiden ziemlich sechs Jahre lang in dem alten Fleet Prison geschmachtet hatten, neben dem jetzt die Memorial Hall sich erhebt: der Schauplatz der meisten Verhandlungen des Konzils. Aber bereits waren andre nach Holland geflüchtet, von dem eben erst selbst zur Unabhängigkeit gelangten Volke mit offenen Armen aufgenommen. Namentlich in Amsterdam gründeten Henry Ainsworth und Francis Johnson eine blühende Gemeinde, die 1609 durch John Robinson und seine Getreuen, bisher in Scrooby auf der Grenze von Nottinghamshire, verstärkt wurde. Kurz nachher siedelte die Kolonie nach Leyden über, wo am 24. Juli eine amerikanische Deputation dem Gedächtnis John Robinsons eine mächtige Bronzetafel weihte. Von hier aus waren nämlich 1620 über Southampton und Plymouth die sogenannten Pilgerväter auf dem Maiflower nach Massachusetts gegangen, wo sie den ersten Grund zu der spätern nordamerikanischen Union legten.

Wie man sieht, war der Grund auch zu dieser Separation vor allem die Verfassungsfrage, die ja überhaupt in England und Amerika nicht nur kirchenpolitische, sondern direkt religiöse Bedeutung hat. Kein Wunder also, wenn auch während der Konzilsverhandlungen und namentlich bei dem einleitenden „Befreiungsfrühstück," das den Delegirten die Liberation Society für Entstaatlichung der Kirche von England gab, wacker auf diese geschmäht und dagegen den Freikirchen alles Verdienst nicht nur an der Größe Amerikas, sondern auch an dem Aufschwung Englands und Australiens zugeschrieben ward. Ein ziemlich starkes Quantum derartiger Selbstberäucherung muß man sich nun einmal auf englischen und amerikanischen Kirchenversammlungen gefallen lassen; daß das internationale Kongregationalistenkonzil über der großen Vergangenheit nicht die neuen Aufgaben der Gegenwart vergaß, das zeigten seine sämtlichen weiteren Verhandlungen.

Zunächst in Bezug auf die Lehre stellte sich gleich die Eröffnungsrede des Dr. Dale von Birmingham, wohl der bedeutendsten wissenschaftlichen Kraft des englischen Kongregationalismus, ganz und voll auf den Boden der modernen englischen Theologie. Die drei von ihm ganz besonders hervor-

gehobenen Punkte bezeichnen in der That diejenigen Lehren, die zuerst nur von einzelnen Parteien vertreten, jetzt dem gesamten englischen Christentum vor allem sein charakteristisches Gepräge geben. Daß zunächst durch Christi Menschwerdung die Welt mit Gott versöhnt sei, das hatten zuerst Traktarianer im Interesse ihres Kirchenbegriffs gelehrt, dann aber auch breitkirchliche Theologen auf die Ethik angewandt. Sogar die Evangelikalen acceptirten in letzter Zeit die erneuerte altkirchliche Lehre, und Dr. Dale selbst hatte bereits früher auf ihre Bedeutung hingewiesen. Jetzt bezeichnet er die Inkarnation als die auch ohne die Voraussetzung der Sünde unumgängliche Vollendung der Einheit zwischen Gott und Mensch. Aber nachdem diese nun einmal hergestellt ist, so fuhr er fort, sind schon alle Menschen Gottes Kinder und brauchen es durch Buße und Glauben nicht erst zu werden, sondern haben nur die Thatsache anzuerkennen, daß sie es sind. Das Gleiche war zuerst namentlich von Maurice und Robertson behauptet worden, jetzt wird es auch von evangelikaler Seite an Stelle der Erlösung durch die Bekehrung gelehrt. Was aber endlich der frühern Erweckungstheologie noch ferner lag, das war das rege Interesse an allen Fragen des alltäglichen, öffentlichen wie privaten Lebens, das, zuerst wiederum von breitkirchlichen Geistlichen bewiesen, jetzt eben auch die Dissenter zu ergreifen begonnen hat. Ueberall, so führt Dr. Dale aus, sollte sich christliches Leben zeigen, an der Börse, in der Presse, vor Gericht, im Parlament, in der Werkstatt, im Atelier, an der Universität und in der Kirche. Doch komme ich namentlich auf diesen Punkt besser nachher gelegentlich der bezüglichen Debatten nochmals zurück.

Zunächst bezeichnete zu diesem glänzenden Vortrag einen sonderbaren Gegensatz die Konzilspredigt von Dr. Goodwin aus Chicago. Sie war vielmehr streng orthodox, selbst in ihrer Länge von anderthalb Stunden. Wie die Pilgerväter, so verlangte der Redner auch jetzt noch Glauben an die irrtumslose Inspiration der Schrift. Wohl habe Luther einige ihrer Teile verworfen, aber er war auch kein Puritaner. Hätte er hundert Jahre länger gelebt, so würde er seinen Fehler verbessert haben. Calvin dagegen habe zwar Servet verbrennen lassen, aber zu seiner Zeit sei er dazu berechtigt gewesen. Er stand doch unter seinen Zeitgenossen da, wie der Montblanc unter den Bergen der Alpen. Daß alles dies bei der Gemeinde starke Mißbilligung fand, läßt sich leicht vorstellen; aber weshalb hatte man überhaupt einen solchen Mann zum Repräsentanten des Konzils gewählt?

In Wahrheit beklagte von den folgenden Sprechern nur noch Professor Simon von Edinburgh die moderne Entwicklung der Theologie als einen Abfall. An Stelle des Trinitätsglaubens sei eine Art von Swedenborgianismus getreten, bei dem das Werk des heiligen Geistes in dem Christi aufginge; die Versöhnung werde auf die Menschen und nicht auf Gott bezogen; die Bekehrung sei nur noch eine Entscheidung für Christus, die Wiedergeburt ein Prozeß innerer Umbildung; in der Rechtfertigungslehre lenke man von Genf nach Rom zurück, und in der Eschatologie gelte teils Konditionalismus, teils Universalismus. Und doch erkannte selbst ein so pessimistischer Beurteiler der Gegenwart als einen großen Fortschritt der Neuzeit die „Christologisation" der Dogmatik an, die überhaupt, zum Teil unverkennbar unter deutschem Einfluß, jetzt vielfach in England und Schottland befürwortet und so auch auf dem Konzil von zahlreichen Rednern gefordert ward. Ebenso wurde ausgesprochen, daß man auch in andern Stücken wirklich zu richtigern und bessern Erkenntnissen gelangt sei, und daß man mit deren Hilfe seinen Glauben neu konstruiren müsse, nachdem die systematische Theologie lange genug vernachlässigt worden sei — und nicht bloß von kongregationalistischer Seite, sondern aus verschiedenen Gründen beinahe ganz allgemein. Allerdings aber war bisher vielfach und noch ganz vor kurzem im Gegensatz zu den Geistlichen der Staatskirche den Predigern der Dissenter und namentlich der Kongregationalisten überhaupt mangelhafte theologische Bildung vorgeworfen worden: jetzt empfahl das Konzil die Gründung neuer Colleges und den Besuch deutscher Universitäten. Auch könnte man Frauen und junge Männer noch weit mehr zum Dienste an andern heranziehen, während



vor einer verfrühten Verwendung von Kindern zu warnen sei. Vor allem müßten wirkliche Gemeinden gebildet werden, wozu aber wiederum Abschaffung jeder Bekentnisverpflichtung erforderlich wäre. Denn jetzt fördern sie nur die Unehrlichkeit und Trägheit. Vollends von einem jungen Christen die Unterschreibung irgendwelcher Artikel zu fordern, sei ebenso absurd, als von einem Kinde zu erwarten, daß es erst einmal die Geschichte seiner Eltern, die Motive ihrer Handlungen und die Gründe ihrer Liebe zu ihm kenne, ehe es als Glied der Familie anerkannt wird. Die alte polemische Theologie sei jetzt ein ausgebrannter Vulkan; selbst friedliche Rivalität solle man unterlassen. Endlich möchte man doch von dem einzelnen Geistlichen nicht mehr so viel Predigten verlangen, sondern ihm mehr Zeit zu sozialer Thätigkeit geben. Und das führt uns zu den bemerkenswertesten Verhandlungen des ganzen Konzils.

Neben jener Unterbildung seiner Geistlichen ward dem Kongregationalismus bisher vielfach als zweiter Mangel einseitiger Individualismus nachgesagt. Ja, man hat ihn als die Bourgeoisie par excellence bezeichnet. Nach den Verhandlungen des 16. Juli wird das kaum mehr möglich sein. Dr. Washington Gladden proklamirte die völlige Ausgleichung des Gegensatzes zwischen Kapitalist und Arbeiter, Mr. Albert Spicer zwangsweise Höchstkultivirung des Grund und Bodens. Der bekannte Arbeiterführer Ben Tillett, auf englischen Kirchenkonferenzen längst keine unbekannte Erscheinung mehr, aber hier unter seinen Konfessionsgenossen besonders warm begrüßt, erklärte mit bewundernswertem Freimut Totschlag für Barmherzigkeit im Vergleich zu der Aushungerung und Unterdrückung von Arbeitern und Arbeiterinnen und den Baccaratskandal für Harmlosigkeit gegenüber dem En gros-Spiel mit Ringen und Monopolen, Aktien und Menschenseelen. Der letzte Vortrag endlich von Dr. Richard Cordley bezog sich auf die Alkoholfrage und forderte staatliches Verbot allen öffentlichen Verkaufs von geistigen Getränken: freilich eine selbst für englisch-amerikanische Verhältnisse extreme Position, aber doch hundertmal gesünder, als die laxe Gleichgiltigkeit, die im allgemeinen noch in Deutschland dem Problem gegenüber herrscht.

Noch eine andre Frage ward den Abend darauf verhandelt, die bei uns bisher nur für lächerlich galt: Die Frage des Weltfriedens. Indes scheint sich seit dem vorjährigen Universal Peace Congress, an dem ja einige unsrer fortschrittlichen Abgeordneten teilnahmen, selbst in Deutschland das Urteil etwas geändert zu haben; jedenfalls ist in England, das zeigte das Maimeeting der Peace Society in diesem Jahr, die öffentliche Meinung allgemein dem Gedanken internationaler Schiedsgerichte günstig. Nachdem sich in letzter Zeit die verschiedensten Denominationen gegen den Krieg erklärten, bezeichnete ihn auf dem Kongregationalistenkonzil der amerikanische Exsenator James W. Patterson und der ehrwürdige Londoner Prediger Newman Hall als einen systematisirten Ueberrest früherer Roheit, der nichts entschiede, als wer die größten und besten Bataillone habe, und Rev. F. Herbert Stead meinte, der Kongregationalismus sei vor allem geeignet, Apostel des Weltfriedens zu werden.

Für alle diese Aufgaben bedarf es aber nun offenbar einer strafferen Organisation, als sie die independentistischen Gemeinden bisher besaßen. Namentlich in England ist neben jenem ersten Prinzip von der Selbständigkeit der Einzelgemeinde das andre von der Verbindung mit andern Gemeinden, das der Denomination den Namen gegeben, allzusehr zurückgetreten. Und das war ihr drittes bedenklichstes Gebrechen. Bis zur Gefährdung des Unabhängigkeitsprinzips hatte daher erst letzten Winter Dr. Joseph Parker, der einflußreichste Kongregationalistenprediger in London, einen engern Zusammenschluß der Congregational Union gefordert, hatten vergangenen Mai die schottischen Kongregationalisten eine Verbindung zwischen den zerstreuten Gemeinden gewünscht und empfahl nun auch das Konzil immer und immer wieder eine Zusammenfassung engerer oder weiterer Kreise. „Es ist sonnenklar," sagte Rev. A. Hastings Roß aus Michigan, „wenn sich der Kongregationalismus nicht organisiren und wirksam organisiren läßt, so muß er verschwinden." Gewiß eine bemerkenswerte Schlußfolgerung aus

entgegengesetzten Voraussetzungen und eine eindringliche Warnung vor künftigen Separationsexperimenten. So berechtigt auch das amerikanische Prinzip des allgemeinen Priestertums jedem Hierarchismus gegenüber ist und bleiben wird: absolute Unabhängigkeit von einander (die in Wahrheit oft die größte Abhängigkeit von einzelnen Personen bedeutet) kann nicht die Verfassung der Zukunftsgemeinden sein.

Der Kongregationalismus hat seinen Platz (und es ist ein Ehrenplatz) in der Kirchengeschichte der Vergangenheit, er kann zu der Kirche der Zukunft wertvolle Elemente beitragen, aber wenn sich das Christentum jemals wieder als das Salz der Erde, als das Verbindungsband der menschlichen Gesellschaft, das leitende Prinzip im ganzen Leben bewähren soll, dann wird es seine treibenden Faktoren kaum in zahllosen verbündeten, aber unabhängigen Republiken finden; dann wird es nötig haben, durch eine engere Konzentration seine Kraft zu sparen und seine Leitung zu vereinfachen.*)

Und so wünschte auch das Konzil endlich noch neben festerem Zusammenschluß der Denomination zugleich engern Anschluß an andre und nahm damit zum Schluß noch einmal an den modernsten kirchlichen Bestrebungen regsten Anteil. Die Wiederherstellung der einen katholischen Kirche: dies ursprüngliche traktarianische Ideal, ist ja jetzt das Ziel aller Parteien und Gemeinschaften geworden. Daher die mannigfachen Unionsbestrebungen der letzten Jahre, von den vergeblichen Versuchen des neuen Bischofs von Jerusalem, Dr. Blyth, und seiner ultrahochkirchlichen Parteigänger, sich der griechischen Kirche zu nähern,**) und den erst recht aussichtslosen Vorschlägen Mr. W. T. Steads, gegen Parnell ein katholisch-nonkonformistisches Kartell zustande zu bringen, an, bis auf die nüchternen und daher zum Teil auch bereits gelungenen Pläne, einzelne Parteien derselben Denomination oder auch alle Freikirchen, ja vielleicht Staatskirche und Dissent zu amalgamiren. Der den letzterwähnten Anträgen gegenüber von nonkonformistischer Seite bisher eingenommene Standpunkt ward nun auch auf dem Konzil vertreten: Einheit, aber nicht Einförmigkeit, die nicht nur unnötig, sondern auch unnatürlich sei. Denn für die Kirchenverfassung gebe es keine biblischen Vorschriften, sie habe sich nach den Verhältnissen zu richten. Schon diese Erkenntnis ist aber gegen früherhin ein ungeheurer Fortschritt, wenngleich bis zur völligen Einheit auch nur der Dissenterkirchen erst noch mancher Unterschied wird ausgeglichen werden müssen. Immerhin neigt sich die vielverspottete Zerrissenheit des englischen Christentums entschieden ihrem Ende zu, und wenn dort in nicht allzuferner Zeit gewiß Einigkeit herrschen wird — sollte sie dann nicht auch anderswo herzustellen sein, wo doch die Schwierigkeiten beträchtlich geringer sind? C C

*) R. E. Bartlett, The Church of England and the Evangelical Party. Contemporary Review 1885, 47. 49.

**) Vgl. Chronik der christlichen Welt Nr. 37, Sp. 307.



## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

10

Die bisher angeführten Beispiele behandeln zumeist die tiefsten Probleme. Eben so häufig zieht Amiel aber auch Dinge aus dem Leben, aus der Natur in den Bereich seiner Betrachtungen, und diese lesen sich häufig wie Gedichte.

Dezember 1850:

Jede Knospe blüht nur einmal, und die Schönheit der Blume erreicht nur auf Augenblicke ihren Höhepunkt. Dasselbe wiederholt sich auf geistigem Gebiete. Jedes Gefühl hat seinen Augenblick des Aufbrechens, seinen Augenblick voll erblühter Hoheit. Jeder Stern durchschneidet nachts nur einmal den Meridian und flimmert nur einen Augenblick zu unsern Häupten. So steht am Himmel der Geisteskräfte jeder Gedanke auch nur einen Augenblick in seinem Zenith, wo er sein volles Licht und seinen höchsten Glanz entfaltet. Bist du Künstler, Dichter oder Denker, so fasse deine Ideen und dein Empfinden auf diesem bestimmten, aber flüchtigen Punkte — ihrem Höhepunkte — zusammen, halte es fest, denn um zu verewigen bist du ja da. Was vorhergeht, sind nur unklare Entwürfe oder dunkle Vorgefühle; was folgt, abgeschwächte Erinnerungen oder ohnmächtiges Zurückverlangen. In diesem Augenblick hast du das Ideal berührt.

Am 31. Oktober 1852. Lancy.

Spaziergang. Herbstlandschaft. . . . Ich hielt den Zauberring in Händen, brauchte eine Erscheinung nur damit anzurühren, und sie erschloß mir ihre moralische Bedeutung. In jeder Landschaft drückt sich ein Zustand der Seele aus, und wer in beiden zu lesen versteht, ist überwältigt von einer Aehnlichkeit bis ins Einzelnste hinein. Wahre Poesie ist wahrer als die Wissenschaft, denn sie verfährt synthetisch, greift von vornherein heraus und faßt das auf, was die Vereinigung aller Wissenschaft bestenfalls einmal zu wege bringen wird. Der Dichter errät die Seele der Natur, der Gelehrte trägt nur Material zu ihrer Erforschung herbei.

Am 4. Oktober 1873.

Lange im Mondenschein geträumt, in dessen wirr geheimnisvollem Glanz mein ganzes Zimmer schwimmt. Sein phantastisches Licht bringt uns in eine Stimmung, so unbestimmt, so nebelhaft, daß wir nur davon stammeln können. Es ist, als ob das Unendliche, Unfaßbare daher geflossen komme als tausendfacher, dahinschmelzender Klang. Als ob der Wiederhall aller unerfüllten Wünsche, alles nie gekündeten Wehs herüberklinge in vagen Tönen und sich aushauche in leisem Gemurmel. Unmerkliches, unbewußtes Klagen wird laut, schluchzt und atmet auf in dem Gefühl der Leere und erstirbt vor Traurigkeit.

In der Jugend tönen diese Aeolssaiten eitel Hoffnung. Beweis genug, daß der Grundton unsers Seins sich aus tausend untrennbaren Klängen zusammensetzt, die erst in ihrer Gesamtheit unserm Dasein die Klangfarbe verleihen.

Sage mir, was du im einsamen Kämmerlein träumst, wenn der Mondschein bei dir einkehrt und deine Lampe erlischt. Ich sage dir dann, wie alt du bist, und ob du glücklich bist.

Es läßt sich denken, daß Amiel, in dem Unendlichen und Unaussprechlichen so zu Hause, sich in dem Tau der Musik immer wieder gesund badet, dann aber doch versuchen muß das Unaussprechliche in Worte zu fassen. Er spricht oft über Musik und giebt namentlich feine Charakteristiken Mozartscher und Beethovenscher Quartette. Seine Ausführungen gleichen musikalischen Phantasien in Worten.

Merkwürdig ist sein schnelles Erfassen und Beurteilen Wagnerscher Musik. Er schreibt am 28. Mai 1857 (Vaudoeuvres):

Wir gingen hinunter nach Genf, um im Theater den Tannhäuser von Richard Wagner, den eine deutsche durchreisende Truppe aufführte, zu hören.

Wagner ist ein mächtiger Geist, er hat Empfindung für Poesie. Dies Werk ist sogar eher poetisch als musikalisch zu nennen. Das Unterdrücken des lyrischen Elementes und folglich der Melodie ist bei ihm systematisch gewollt. Weder Duette noch Terzette. Monologe und lange Arien sind gleichfalls verschwunden. Es bleibt nur die Deklamation (das Rezitativ) und die Chöre. Um das Konventionelle im Gesange zu vermeiden, verfällt er einem andern: er läßt gar nicht singen. Die Stimme wird dem deutlich ausgesprochenen Wort untergeordnet, und aus Besorgnis, daß ihm die Musik davonfliege, beschneidet er ihr die Flügel. Sonach sind seine Werke mehr symphonische Dramen als Opern. Die Stimme ist auf die Stufe des Instruments herabgedrückt, auf das Niveau der Violinen, Pauken und Oboen und instrumental behandelt. Der Mensch ist von seiner hohen Stelle herabgestiegen, und Zentrum und Nachdruck des Werkes in den Taktstock des Dirigenten verlegt. Es ist unpersönlich gewordene Musik, junghegelianische Musik, Musik der Massen, statt individueller Musik. In dieser Hinsicht ist sie recht die Musik der Zukunft, die Musik der Sozialdemokratie, als Ersatz der aristokratischen, heroischen, subjektiven Musik.

Die Ouverture hat mir noch weniger gefallen als das erstemal. Sie entspricht den Naturstimmen, ehe es Menschen gab. Alles ist enorm, wild, elementar, wie Wälderrauschen und wilder Tiere Gebrüll. Furchtbar und dunkel, denn es fehlt der Mensch, d. h. der Geist, der Schlüssel des Rätsels, die betrachtende Persönlichkeit.

Die Idee des Stückes ist großartig. Der Kampf der Wollust mit der reinen Liebe, des Fleisches mit dem Geiste, des Tiers mit dem Engel im Menschen. Die Musik ist immer ausdrucksvoll, die Chöre sehr schön, die Orchestration geschickt, aber das Ganze ermüdend und übertrieben, zu überladen, zu viel Arbeit. Vor allem mangelt es an Heiterkeit und Lebendigkeit. Kein Lächeln, keine Flügel. Poetisch fühlt man sich ergriffen, aber der musikalische Genuß stellt sich nur zögernd ein, ist oft zweifelhaft, und es bleibt nur ein allgemeiner Eindruck zurück.

Die Wagnersche Musik stellt die Absetzung des Ich dar und die Emanzipation aller unterdrückten Mächte. Sie ist ein Rückfall in den Spinozismus, der Triumph des Fatalismus. Sie hat ihre Wurzel, ihren Stützpunkt in zwei Tendenzen unsrer Zeit, dem Materialismus und Sozialismus, die beide den wahren Wert der menschlichen Persönlichkeit verkennen und ihn in der Allgemeinheit von Natur oder Gesellschaft aufgehen lassen.

Seine Betrachtungen erstrecken sich auf die verschiedensten Lebensgebiete.

Am 27. Februar 1851.

Der Denker verhält sich zum Philosophen wie der Dilettant zum Künstler. Er spielt mit dem Gedanken und entlockt ihm eine Menge hübscher Einzeldinge, sorgt sich aber mehr um Wahrheiten, als um die Wahrheit. Das Wesentliche des Gedankens, seine Konsequenz und Einheit entgehen ihm. Er handhabt sein Instrument auf angenehme Weise, beherrscht es aber nicht und schafft es noch weniger. Er ist Gärtner und nicht Geologe. Er bearbeitet die Erde nur soviel, als nötig ist,

damit sie ihm Blumen und Früchte trage. Er durchfurcht sie nicht tief genug, um sie zu ergründen. Mit einem Wort, der Denker ist ein oberflächlicher, fragmentarischer, litterarischer, neugieriger Philosoph: Redner, guter Gesellschafter oder Schriftsteller. Der Philosoph aber ist ein wissenschaftlicher Denker. Denker haben die Aufgabe, Philosophen zu erwecken und volkstümlich verständlich zu machen. Sie sind neben ihrer gesellschaftlichen Annehmlichkeit von doppeltem Nutzen. Sie sind die Plänkler der Armee der Lesenden, die Aerzte des Volkes, die Wechsler des Gedankens, den sie in bare Münze umsetzen. Der Denker ist der ernsthafte Litterat und darum populär. Der Philosoph ist der Spezialweise, der Form seiner Wissenschaft, nicht ihrem Inhalt nach, und deshalb kann er nicht populär sein. In Frankreich kamen auf einen Philosophen (Descartes) dreißig Denker. In Deutschland kommen auf dreißig Denker zwanzig Philosophen.

Januar 1851 heißt es:

Für die Lebensführung sind Gewohnheiten entscheidender als Grundsätze, denn Gewohnheit ist Fleisch und Instinkt gewordener Grundsatz. Seine Grundsätze ändern, heißt nur, dem Buch einen neuen Titel geben. Alles kommt auf neue Gewohnheiten an, wenn man das Leben seinem innersten Wesen nach umgestalten will. Das ganze Leben ist nur ein Gewebe von Gewohnheiten.

Am 15. August 1851.

Es ist erstaunlich, wie oft wir in tausenderlei Abhaltungen und Pflichten verstrickt werden, die eigentlich keine sind und uns nichtsdestoweniger in ihr Spinngewebe verwickeln und die Bewegung unsrer Flügel hemmen. Unordnung macht uns zu Sklaven. Deine heutige Unordnung zieht Wechsel auf deine Freiheit von morgen. Hindernisse, die man sich auftürmen läßt, hemmen jede Leichtigkeit der Bewegung und entstehen durch Aufschieben. Fertig sein können, heißt abschließen können. . . . . Fertig werden können, heißt im Grunde bereit sein zum Sterben.

Den Eigensinn charakterisirt er auch auf seine Weise:

Dezember 1859.

Eigensinn ist Bejahung deines Wollens, das sich nicht zu rechtfertigen vermag, ist hartnäckig ohne glaubwürdigen Grund, ist Beharrlichkeit der Eigenliebe statt der Vernunft oder des Gewissens.

Seine sittliche Feinfühligkeit äußert sich in kleinen Zügen.

Dezember 1856.

Wie oft sind wir nicht Heuchler, indem wir äußerlich und andern gegenüber dieselben scheinen, und uns doch bewußt sind, innerlich andre geworden zu sein. Nicht Heuchler im gewöhnlichen Sinne, denn wir entlehnen ja von niemand außer uns etwas; aber es ist doch eine Art Lüge, die etwas Demütigendes hat. Dies die Strafe, die uns die angenommene Maske in das Gesicht schleudert, die unsre Vergangenheit der Gegenwart auferlegt. Aber die Demütigung ist heilsam, sie bringt Beschämung hervor, und die Beschämung gebiert Reue. So dient einer aufrichtigen Seele das Böse zu Gutem, und der Fall führt zum Auferstehen.

Ueberaus fein reflektirt er über Dinge des geistig sittlichen Lebens:

7. November 1862.

Eine ironische Lebensauffassung und Betrachtungsweise ist überaus verderblich, boshaft und ungesund. Ewiges Belächeln, gleichgiltiges Kritisiren, herzloses Mokiren zerfrißt, verhöhnt und reißt nur nieder. Jeder Anteil an persönlicher Verpflichtung, jede verletzbare Zuneigung wird damit abgeleugnet und abgelehnt, es wird nur zu verstehen gesucht, aber nicht zu handeln. Zur Gewohnheit, zum System und Zeitvertreib geworden, untergräbt das Kritisiren alle moralische Energie, allen Glauben, alle Kraft, . . . . Wir sind da um zu handeln, denn die Pflicht läßt sich nicht verneinen. Deshalb darf man Vorurteile nicht verdammen, wenn man nur Zweifel an ihre Stelle zu setzen hat. Und die man unfähig wäre, zu trösten, darf man nicht auslachen.

Den 19. März 1868.

Wer gern spottet, giebt sich selten hin. Warum auch? Hingebung ist eine ernste Sache, und zu lachen aufhören hieße aus der Rolle fallen. Zur Hingebung gehört Liebe; um zu lieben, muß man an die Realität dessen, was man liebt, glauben. Man muß sich leider selbst vergessen, sich aufgeben können, mit einem Wort: ernst werden. Ewiges Lachen ist absolute Isolirung, Kundgebung vollkommener Selbstsucht. Um den Menschen Gutes zu thun, muß man sie beklagen, aber nicht verachten. Nicht von ihnen sagen: die Dummköpfe, sondern: die Unglücklichen! Ein pessimistischer und nihilistischer Zweifler strömt nicht so eisige Kälte aus, als ein atheistischer Hans Narr.

Gegenseitige Achtung verlangt Diskretion und Zurückhaltung selbst bei den Erweisungen der Liebe. Es muß unser Anliegen sein, denen, mit denen wir das Leben teilen, den größtmöglichsten Bereich von Freiheit zu erhalten. Man muß gegen das eigne instinktive Einmischungsgelüste mißtrauisch sein, denn unter dem Schein der Fürsorge verbirgt sich zuweilen nur der Trieb, den eignen Willen geltend zu machen.

Den 28. Dezember 1880.

Der ursprüngliche Charakter kann noch so sehr von äußern Anschwemmungen der Kultur und Selbsterrungenschaften verdeckt sein, er bricht doch immer wieder durch, wenn die Jahre das Nebensächliche und Zufällige verbraucht haben. Nur große moralische Krisen bilden davon eine Ausnahme. Sie können die Seele umgestalten, aber es ist nicht auf sie zu rechnen. Sie sind möglich, aber nicht wahrscheinlich. Man



muß sich zu Freunden Menschen erwählen, deren gute Eigenschaften etwas Angebornes sind, deren Tugenden im Temperament wurzeln. Freundschaft auf angewöhnte Vorzüge, auf scheinbare Tugenden gründen, heißt auf angeschwemmtes Land bauen. Man riskirt dabei zu viel.

Ausnahmen sind Fallstricke, die uns besonders verdächtig sein müssen, wenn sie unsrer Eitelkeit schmeicheln. Einen Flatterhaften zu fesseln, hat für jede Frau etwas Verlockendes. Ein stolzes Weib zu zärtlichen Thränen zu rühren, wird jeden Mann berauschen. Das sind aber trügerische Anziehungskräfte. Verwandtschaft der Naturen, gegründet auf das Streben nach dem gleichen Ideal und auf dasselbe geistige und sittliche Niveau, hat allein Wert. Wahre Liebe veredelt den Freund, stärkt ihm das Herz und weiht sein Leben. Das geliebte Wesen braucht gar nicht rätselhaft wie eine Sphinx zu sein, wohl aber durchsichtig wie ein Diamant. Dann werden Bewunderung und Anhänglichkeit nur wachsen und zunehmen mit dem Kennenlernen.

Dezember 1880.

Es ist etwas Fürchterliches um die Eifersucht. Sie gleicht der Liebe und ist doch nur ihr Zerrbild. Sie erstrebt nicht das Gute des geliebten Wesens, wohl aber seine Abhängigkeit von sich und den eignen Triumph. Liebe ist vergessen des eignen Ich, Eifersucht die leidenschaftlichste Erscheinungsform der Selbstsucht, Ueberspanntheit des despotischen, eiteln, begehrlichen Ich, das sich nicht vergessen und unterordnen kann.

Er spricht über Verstimmung und innere Freiheit.

22. November 1880.

Wie kann man seiner Verstimmung Herr werden? Am besten wohl durch Demut. Wenn man seine Schwäche kennt, warum wütend werden und die andern erst darauf aufmerksam machen? Wir sind gewiß wenig liebenswürdig, haben aber recht. Ferner durch die Erwägung, daß man trotz andrer Unhöflichkeit doch bleibt, was man ist. Hat man sich überschätzt, so muß man nur seine Meinung herunterschrauben. Verzeihen ist die Hauptsache. Nur ein Mittel bewahrt uns vor Widerwillen gegen die, die uns Uebles und Unrecht zugefügt — das ist: ihnen Gutes thun. Man überwindet seinen Zorn durch Güte. Andre ändert man dadurch freilich nicht, aber man bezwingt sich selbst. . . .

Dezember 1880.

Der Mensch gleicht einer Leidenschaft, die den Willen ins Spiel zieht, den Verstand vorwärts treibt, und so führen die Organe, die scheinbar den Geisteskräften dienen, nur die Befehle der Leidenschaft aus. Der Determinismus hat recht in Bezug auf gewöhnliche Wesen. Innere Freiheit bildet die Ausnahme und wird nur erlangt durch einen über das eigne Ich davongetragnen Sieg. Selbst wer sie gekostet hat, ist nur in Intervallen und in Momenten des Aufschwungs frei. Wirkliche Freiheit ist kein dauernder Zustand, kein unverlierbares, stets erreichbares Eigentum. Man ist nur in dem Maße frei, als man sich nicht selbst betrügt, als einem die Ausflüchte und Instinkte der Natur nichts vormachen. Man wird frei nur durch Selbstkritik und Energie, d. h. durch Entäußerung und Beherrschung des eignen Ich. Wir Menschen sind bezwungen, aber der Befreiung fähig; gebunden, aber imstande, uns loszumachen. Die Seele ist wie der Vogel im Käfig: er kann nur darin herumflattern.

Zum modernen Menschen fühlt er sich im Gegensatz.

7. Januar 1866:

Im Grunde hat der moderne Mensch ein großes Bedürfnis, sich zu betäuben, einen geheimen Abscheu vor allem, was ihn vor sich selbst verkleinern könnte. Deshalb ist ihm das Ewige, das Unendliche, die Vollkommenheit ein Schreckbild. Er will mit sich zufrieden sein, sich bewundern, sich beglückwünschen und deshalb wendet er die Augen weg von allen Abgründen, die ihn an sein Nichts gemahnen. Darin liegt die Kleinheit so vieler unsrer großen Geister, der Mangel an persönlicher Würde unsrer zivilisirten Grauschimmel, verglichen mit dem Araber der Wüste; die zunehmende Frivolität unsrer zwar täglich gebildeter, aber auch täglich oberflächlicher werdenden Massen in Bezug auf ihren Begriff von Glück.

Tröstliche Gedanken hat er über das Altwerden:

Den 4. Dezember 1863.

Das ganze Geheimnis, innerlich jung zu bleiben bei zunehmenden Jahren und weißen Haaren, ist Begeisterungsfähigkeit, die wir uns durch Poesie, Versenken in Gott und werktätiges Leben erhalten können. Kurz gesagt, durch Bewahrung des innern Gleichgewichts. Ist alles in uns im Reinen, dann können wir mit Gottes Anordnung in Uebereinstimmung bleiben.

5. Mai 1860.

Alt werden ist schwerer als sterben, weil ein für allemal auf ein Gut verzichten weniger hart ist, als das Opfer täglich im einzelnen zu wiederholen. Den eignen Verfall ertragen, sich in das Abnehmen schicken können, ist bittrer und eine seltnere Tugend, als mutig durch den Tod zu dringen. Es liegt ein Heiligenschein über einem tragischen und vorzeitigen Tode. Zunehmende Hinfälligkeit aber erscheint nur als eitel Traurigkeit. Sieht man aber genau zu, dann ist ein frommes und resignirtes Altwerden ergreifender als das feurige Heldentum der Jugend. Das Ausreifen der Seele ist mehr wert als Aufleuchten der Gaben und Ueberschuß an Kräften. Das Ewige in uns soll aus allen Verheerungen, die die Zeit anrichtet, Vorteil ziehen. Das ist wahrhafter Trost.

Dezember 1874.

Wenn der Kranz der Jugend auf unsrer Stirne welkt, laßt uns wenigstens versuchen, die Tugenden der Reife zu erlangen. Laßt uns besser, sanfter, ernster werden, wie die Frucht des Weinstocks reift, während die Ranke gelb und welk wird. C B

## Ein neues Werk über Gustav Adolf

Ueber Gustav Adolf haben wir, wenigstens des Volkstümlichen und Gemeinverständlichen, nicht allzu viel in unsrer Litteratur. Es ist daher nur willkommen zu heißen, daß der Diasporapfarrer Eduard Lamparter zu Dettingen in Hohenzollern es unternommen hat, unserm evangelischen Volke das Bild des großen Königs und die schweren Glaubenskämpfe seiner Zeit lebendig vor Augen zu führen, und zwar auf Grund geschichtlich unanfechtbaren Materials, der besten wissenschaftlichen Werke und vor allem auch der Briefe Gustav Adolfs selbst. Dabei ist es des Verfassers Wunsch, seine Arbeit möge mit dazu dienen, Wichtiges, was noch in Bibliotheken und Archiven solcher Städte, die mit Gustav Adolf in geschichtlichen Zusammenhang traten, verborgen sein muß, ans Tageslicht zu locken und zur Nachforschung anzuregen. Bisher sind von Lamparters Buch, das den Titel führt: Gustav Adolf, König von Schweden, der Befreier des evangelischen Deutschlands (Verlag von D. B. Wiemann, Barmen) vierzehn Lieferungen erschienen, die Lieferung zu 30 Pfgen. Das Ganze ist auf etwa zwanzig Lieferungen berechnet. Ein Bild des Königs soll später beigefügt werden. Die ersten Lieferungen beschäftigen sich vornehmlich mit Gustav Adolfs Kriegsthaten und Regierung vor seinem Eingreifen in den deutschen Krieg; es ist dies der sozusagen sprödeste Teil; aber auch dies Stück ist uns wohlgelungen erschienen.

Der Verfasser darf von der gegründeten Ueberzeugung aus schreiben, daß auch angesichts der neuern Forschungen und trotz der wieder überhand nehmenden ultramontanen Anzapfungen und Verdächtigungen das Bild Gustav Adolfs getrost dem evangelischen Volke lebenstreu dargestellt werden kann.

Die menschlichen Schwächen, sagt er S. 108 f., vermögen den tiefen Eindruck seiner Persönlichkeit, wie sie sich in ihrer vollen Größe und Klarheit von dem dunkeln Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges abhebt, uns nicht zu verwischen. Wir brauchen deshalb auch nicht die Jugendsünde, durch welche er der Sinnlichkeit ein Opfer gebracht hat [ich meine: kein ganz geschickter Ausdruck], mit Stillschweigen zu übergehen, wollen auch nicht zur Deckung und Entschuldigung Gustav Adolfs an Davids Fall oder, um ultramontanen Geschichtsschreibern jeglichen Anlaß zu einer Beschimpfung des Königs vorwegzunehmen, an die mehr als zweifelhafte Sittenreinheit vieler Päpste erinnern. Hier ist das Urteil ein rein persönliches: uns kann diese eine gewiß bedauernswerte Verirrung Gustav Adolf nicht von der sittlichen Höhe stoßen, die wir ihn über allen damaligen katholischen und protestantischen Fürsten einnehmen und behaupten sehen. Im Jahre 1616 — Gustav Adolf war also zweiundzwanzig Jahre alt, er hatte vorher seiner Liebe zu Ebba Brahe entsagen müssen — gebar ihm die schöne Margarethe Cabelliau, die Tochter eines reichen niederländischen Kaufmanns, den Handelsgeschäfte in das Lager Gustav Adolfs geführt hatten, einen Sohn. Er erhielt den Namen Gustav Gustavsson. Der König ließ ihn durch einen eigens hierzu berufenen Lehrer sorgfältig erziehen. Später trug dieser natürliche Sprosse Gustav Adolfs den Namen eines Grafen von Wasaborg und erhielt im westfälischen Frieden das Stift Osnabrück. An der ersten Jugendliebe des Königs wie an seinem ganzen ehelichen Leben klebt kein sittlicher Makel.

Lamparter kommt dann auf jene Jugendliebe zu sprechen; er urteilt:

Vermöge ihrer blendenden Schönheit wäre Ebba Brahe die Zierde eines Königsthrones gewesen, aber durch das Maß ihrer geistigen Begabung und Bildung war sie wohl zu einer tüchtigen umsichtigen Hausfrau, nicht aber zu einer Königin berufen.

Allerdings auch die erwählte deutsche Fürstentochter, die schöne Marie Eleonore von Brandenburg mit ihrer heißen Liebe für den König und ihrer natürlichen Güte „konnte ihrem Gatten nicht das bieten, was wir bei der Frau eines Mannes suchen, dem in der Geschichte der Völker ein so hoher Beruf zugeteilt ist.“ Denn Gustav Adolf war eben nicht der Mann, der in Schäferstunden seine Zeit hätte vertändeln mögen, und „sie konnte nicht begreifen, warum ihr Gemahl Jahr um Jahr zu gefahr- und mühevollem Kampfe hinausziehen und, wenn er daheim war, vom Morgen bis in die Nacht sich abarbeiten sollte.“ Ueber die ersten Annäherungen an den Berliner Hof, die Brautwerbung, die Heimholung der jungen Braut teilt Lamparter alles Wünschenswerte mit.



Schön und würdig aber, von Lamparter mit wohlverdienter Wärme gezeichnet, steht in unentwegter Treue über den Tod hinaus neben dem großen König sein großer Reichskanzler Axel Oxenstierna. „Auch die schwersten Verluste, wie den Tod einer Tochter und eines Sohnes, trug er mit christlicher Ergebung. Aber nach der Schlacht bei Lützen hat er, wie er selbst berichtet, zum erstenmale eine Nacht in Kummer und Sorge durchwacht.“

Indem wir darauf hinweisen, wie sehr diese Darstellung des Lebens Gustav Adolfs zwar nicht für Schul-, wohl aber für Volksbibliotheken sich eignet, geben wir noch auszugsweise folgende Gesamtzeichnung von dem großen Könige aus Norden, wie sie im zweiten Heftchen (S. 99 ff.) sich findet:

Nicht Ehrgeiz und Ruhmsucht, sondern Gottesfurcht und Frömmigkeit waren die Quelle der sittlichen Regenteneigenschaften, seines Pflichtbewußtseins, seiner Treue in der Arbeit und seiner Selbstbeherrschung. Während in der ältern Geschichtsschreibung der Jubel und die Begeisterung, womit das evangelische Deutschland Gustav Adolf wie einen Engel vom Himmel aufnahm, nachwirkte, also daß man in ihm nur das Ideal eines frommen Fürsten, den Glaubenshelden und Märtyrer für die heilige Sache sah, sind neuere Geschichtsschreiber der Bedeutung und Stärke des religiösen Lebens, das ihn beseelte, zu wenig gerecht geworden. Wenn wir auch finden werden, daß es nicht bloß der evangelische Glaube und die evangelische Bruderliebe waren, die ihn bewogen haben, seinen Fuß auf deutschen Boden zu setzen, sondern daß das Gebot der Selbsterhaltung, der Abwehr des Feindes von den Grenzen des Reichs hierbei ebenso ausschlaggebend war, so wird uns dies doch nicht hindern, ihn auch jetzt noch als Retter und Befreier der bedrängten evangelischen Kirche Deutschlands zu preisen. Und wenn wir auch dies oder jenes in seinem Charakter oder Leben getilgt sehen möchten, die wenigen Schattenseiten vermögen doch das Lichtvolle, das eine lautere Frömmigkeit über seine Person, das sein Heldenkampf für das Evangelium über seine Geschichte ausbreitet, nicht zu verdunkeln.

Frömmigkeit gleich Kirchlichkeit kann fast allen evangelischen Fürsten Deutschlands in jener Zeit nachgerühmt werden, fast alle zeigen Interesse für kirchliche Fragen. Aber die geistige Schlaffheit, die es ihnen unmöglich machte, zu entschlossnem Handeln sich aufzuraffen, der Eigennutz und die Selbstsucht, von denen sie sich fast ausschließlich in ihrer Politik leiten ließen, sowie der Hang zur Sinnlichkeit, der in ihrem Privatleben zu Tage trat, lassen uns gerechten Zweifel in die Aufrichtigkeit und Tiefe ihrer Frömmigkeit setzen. Von Gustav Adolf hat einer seiner frühesten Geschichtsschreiber gerühmt, daß er nie mit Heuchelei etwas zu schaffen gehabt habe. Wen sein Glaube in Zeiten der Not vor Verzagtheit und Mutlosigkeit bewahrt und in Zeiten des höchsten Glückes in der Demut gegen Gott und in der Milde gegen Nebenmenschen erhält, dem wird wahrhaftige Herzensfrömmigkeit nicht abzusprechen sein. Chemnitz sagt von ihm in seinem großen gleich nach dem westfälischen Frieden herausgegebenen Werke über den schwedischen Krieg in Deutschland: „Keine Schlacht oder Namhaftes hat er jemals unternommen, daß er sich nicht mit dem Gebet zuerst zu Gott gewendet, keinen Sieg hat er jemals erhalten, daß er nicht dem gewaltigen Arm Gottes die Ehre gegeben und solchen als sein Gnadengeschenk angesehen hat. ....“ Oxenstierna giebt seinem Könige das Zeugnis: „Er war ein gottesfürchtiger Herr in allen seinen Werken und Thaten bis an sein Ende.“

Ein unerschütterlicher Glaube an die göttliche Allmacht und Vorsehung hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Er wußte, daß sein Schicksal in Gottes Hand ruhe.... Das Vertrauen auf Gottes Hilfe hat auch in den peinlichsten Lagen ihn aufrecht erhalten... In dem Briefe an seinen Kanzler, in welchem er diesem die Gründe darlegt, die ihn zu einem Angriffskriege in Deutschland bestimmen, schreibt er zum Schluß: „Was sonsten gethan oder nicht gethan werden kann, weiß Gott allein, der den Willen zum Beginne, die Kraft zur Ausführung und das Glück zum guten Ende mildreich verleihen wird, wenn es zur Ehre seines heiligen Namens und zu unsrer Seligkeit gedeihen kann.

H

## Verschiedenes

**(Illustrirte Hausbibel)** von D. R. Pfleiderer. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. Seit meiner letzten Anzeige in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs der „Christlichen Welt“ sind die Lieferungen 17—41 erschienen, sodaß jetzt nahezu die Hälfte des Werkes vollendet ist. Wenn die letzte Lieferung freilich erst mit dem ersten Buche der Könige abschließt, so vermerkt die Verlagsbuchhandlung, daß das Werk nicht über 100 Lieferungen hinausgehen wird, und daß die Hefte von den Büchern der Chronik an bei weniger Textbildern, aber je zwei Vollbildern und vermehrtem Text sich rascher folgen werden, als es bei den großen Schwierigkeiten, welche die Beschaffung und Herstellung der Bilder bis dahin gemacht hat, möglich gewesen ist. Diese Schwierigkeiten sind allerdings so groß gewesen, weil es sich darum gehandelt hat, sich den Weg zu manchen bis dahin noch gar nicht veröffentlichten Gemälden zu bahnen. Solche zum erstenmal erschienene Vollbilder sind diesmal „Rebekka am Brunnen“ von J. A. Koch, „Hiob und seine drei Freunde“ von Eberhard Wächter, „Daniel in der Löwengrube“ von A. Rethel, unter den kleineren „Die Zerstäubung des goldenen Kalbes“ von

Dominico Beccafumi, „Nathans Strafpredigt vor David“ von Joseph von Führich. Eine ganz besondre Acquisition hat der Herausgeber aber an einer Reihe von Eliasbildern gemacht, die, fast alle von niederländischer Herkunft, hier auch zum erstenmal veröffentlicht werden. Es sind „Elias und die Witwe, Elias von Raben gespeist, Eliä Himmelfahrt,“ alle drei von A. Bloemaert, und „Die Erweckung des Kindes der Witwe durch Elias,“ wahrscheinlich von Rembrandt. Neben den bekannten Namen tauchen auch einige neue auf. Wenn man ihre Reihe durchsieht, J. A. Koch, B. Rode, G. Hoet, Bernard Luini, Ciro Ferri, Govaert Flink, P. de Jode, A. Rethel, A. Bloemaert, J. Victor, Adrian de Werdt, Masaccio, Henri Singleton (letzterer ein erst 1839 verstorbener Engländer), so sieht man bald, daß sehr viele dieser Meister Niederländer sind. Jenes echt protestantische Land, dessen Bewohner so viel für den evangelischen Glauben gelitten haben, hat auch eine besondre Befähigung gezeigt, durch die Bilder seiner kunstbegabten und damals zugleich so frommen Söhne in den Geist der Bibel einzuführen! So sind denn auch wieder neben der Volksbibel von Julius Thater der Amsterdamer Bibel eine ganze Reihe von Bildern entnommen.

Es ist doch keine Frage, daß man besser in den Geist der Bibel eingeführt wird an der Hand eines Werkes, das es sich zur Aufgabe stellt, das Beste, was die Kunst geliefert hat, aus allen Völkern und allen Zeiten zu sammeln, als wenn man nur einem Meister folgt, der doch immer eine mehr oder weniger einseitige Auffassung hat. Dabei muß man freilich voraussetzen, daß der Herausgeber die richtige Wahl zu treffen weiß. Daß D. Pfleiderer das verstanden hat, kann eine einigermaßen sorgfältige Durchmusterung der 41 bisher erschienenen Lieferungen zeigen. Ich kann deswegen das treffliche Werk mit voller Ueberzeugung empfehlen und kann nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß es zu den vielen alten Freunden sich bald recht viele neue erwerben möge. W G

**(Ueber die religionslose Staatsschule in Frankreich)** berichten katholische Zeitungen u. a. Folgendes: Einem Leser des „Magazins für Pädagogik“ war Gelegenheit geboten, die neueste (18.) Ausgabe des staatlich eingeführten Lesebuches für Elementarschulen (Choix des lectures) zu durchblättern und mit der vorhergehenden (17.) Auflage zu vergleichen. Hierbei ergab sich, daß alle Lesestücke religiösen Inhalts verschwunden und durch andere ersetzt worden waren; ferner, daß das Wort „Gott“ aus dem ganzen Buche aufs sorgfältigste ausgemerzt worden ist. Die Ueberschriften der einzelnen Lesestücke haben mitunter ganz merkwürdige Wandlungen durchmachen müssen, wie einige Beispiele beweisen mögen:

| Alte Ausgabe: | Neue Ausgabe: |
|---|---|
| Der Tag der 1. hl. Kommunion. | Die Dampfsäge. |
| Pflichten der Menschen gegen Gott. | Die Atmungsorgane. |
| Die Jungfrau Maria. | Der Patriotismus. |
| Die Trappisten. | Die Steuern. |
| Notwendigkeit der Religion. | Tapetenfabrik. |

In den beibehaltenen Lesestücken finden sich u. a. folgende Aenderungen:

| | Alte Ausgabe: | Neue Ausgabe: |
|---|---|---|
| S. 14. | Danke Gott, mein Kind. | Schätze dich glücklich, mein Kind. |
| S. 15. | Gottes Güte und Weisheit hat unsere Kräfte in Einklang gebracht . . . | Unsere Kräfte stehen im richtigen Verhältnis. |
| S. 15. | Gott sieht dich. | Nichts bleibt verborgen. |
| S. 50. | Die Zukunft gehört Gott. | Die Zukunft gehört uns nicht. |
| S. 63. | Du wirst ein braver Christ werden. | Du wirst ein tüchtiger Knabe werden. |
| S. 63. | Wir beten für dich zu Gott. | Wir denken an dich. |
| S. 64. | Ertraget geduldig die von Gott geschickte Prüfung und ergebet euch in seinen Willen. | Ertraget geduldig die Krankheit; bei guter Pflege wird die Genesung nicht ausbleiben. |

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 41 der „Chronik der Christlichen Welt“**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Meine Verlobung mit Fräulein Elisabeth Schultz, Tochter des Herrn Professor D. Schultz, Abt zu Bursfelde, in Göttingen beehre ich mich hiermit anzuzeigen.
Den 29. September 1891.
**Lic. W. Wrede,**
Privatdozent der Theologie in Göttingen.

Als Lehrling für unser wissenschaftl. Antiquariat wird unter vorteilh. Beding. ein junger Mann mit entsprechend. Vorbildung gesucht von **Alfred Lorentz, Leipzig,** Kurprinzstr. 10.

Soeben erschien:
**Altes und Neues**
über das
**Weihnachtsfest.**
Von
**Paul de Lagarde.**
Mit einem Anhange:
**Zum letzten Male Albrecht Ritschl.**
**Preis 2 Mk.**
**Dieterich'sche Universitätsbuchhandlung**
(L. Horstmann) in Göttingen.

Eine alleinstehende Lehrersfrau (Herrnhuterin) sucht zur Führung einer Hauswirtschaft, wo sie ihren neunjährigen Knaben mitnehmen kann, bei bescheidenen Ansprüchen Stellung. Anerbieten erbeten.
**Stadtmission Dresden.**

Feine ganzleinene Einbanddecken zur Christlichen Welt, Jahrgang 1 bis 4 sind für je 1.60 Mk., durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Leipzig **F. W. Grunow**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

**Unser Reichskanzler.** Studien zu einem Charakterbilde von Moritz Busch. Billige Ausgabe. 2 Bde. Broschirt ℳ 6.—, in Leinwand geb. ℳ 8.50, in Halbfranz geb. ℳ 11.—.

**Vom alten z. neuen Reich.** Die politische Neugestaltung Deutschlands und seine Einigung durch Preussen. Von R. Pape. Brosch. 3 ℳ, in Leinwand geb. ℳ 4.25.

**Jahresversammlung**
**des Sächsischen Landesvereins des Evangelischen Bundes in Dresden am 20. und 21. Oktober.**

**Dienstag, den 20. Oktober.**

Abends 5 Uhr: Gottesdienst in der Frauenkirche; Predigt: Herr Konsistorialrat Prof. Dr. Haupt in Halle.

Abends 8 Uhr: Freie Vereinigung in Brauns Hotel: Gesänge, Ansprachen, Vortrag des Herrn Pastors Siebert in Remscheid: „Grundzug und Grundwesen des Kampfes zwischen dem evangelischen Deutschland und der römischen Papstkirche.“

**Mittwoch, den 21. Oktober.**

Vormittags 10 Uhr: Generalversammlung im Saale des K. Belvedère, Brühlsche Terrasse (nur für Mitglieder). Vortrag des Herrn Prof. Dr. Rietschel in Leipzig: Die Ziele des evangelischen Bundes.

Bericht. Jahresrechnung.

Antrag auf Aenderung von § 14 der Statuten, die Abhaltung der Jahresversammlung in Dresden betr.

**Der Vorstand des Sächsischen Landesvereins.**
**Meyer,** Sup.

Kürzlich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Inhalt der Lehre Jesu**
von **D. H. H. Wendt,** ord. Professor in Heidelberg.
A. u. d. T.: Die Lehre Jesu, II. Teil. XIV, 678 S. gr. 8°. 12 Mk.

Der Verf. will nach geschichtlich-wissenschaftlicher Methode, aber **in einer auch für gebildete Laien verständl. Form** den Inhalt d. Lehre J. darstellen. Sämtliche in d. evang. Quellenberichten überlieferten Aussprüche J. werden als Glieder einer einheitl. relig. Anschauungsweise zu erklären gesucht. Hauptabschnitte: 1. D. geschichtl. Anknüpfung für d. Lehre J.; 2. Das Aeußere der L. J.; 3. D. Verkündigung J. v. Reiche Gottes im Allg.; 4. D. Zeugnis J. v. s. Messianität; 5. D. Ausblicke J. auf d. ind. Weiterentwicklung d. Reiches Gottes.

Die Darstellung beruht auf d. krit. Untersuchungen des **I. Teiles** (1886 VIII, 354 S. 7 Mk.), welcher enthält: 1. e. Untersuchung üb. d. Komposition des Markusevangel.; ferner d. Versuch einer zusammenhängenden Rekonstruktion der Matthäuslogia auf Grund d. Logiastücke im Matth. u. Lukas Evang.; endl. e. Begründung d. Hypothese, daß im vierten Evang. eine ältere johanneische Redequelle verarbeitet ist.

**Göttingen.** **Vandenhoeck & Ruprecht.**

**Heimstätte f. Waisen,** Eisenach i. Thür. Vorz. empf. Aufn. einiger Pred.- u. gut. Fam. angeh. Töchter beh. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. u. Näh. d. Frl. Mosche, Georgenstr. 18, III.

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**
**„Jose Caballeros, Princesas“**
hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**
**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**
Preis per Mille **Mk. 57.—.**
In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch
**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Gnadenberger Cigarren-Lager**
**Eugen Diel, Gnadenberg** bei Bunzlau.
Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre
**„Molly“**
100 Stück 4 Mark.
**Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 42** Leipzig, den 15. Oktober **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Paulus: 3. Paulus ein Pharisäer — Die Konfutation des Augsburgischen Bekenntnisses: 4 — Ein ungesprochenes Wort Friedrich Fabris: Vorbemerkung. Wie die Kraft des Glaubens sich in der Liebe vollendet — Noch einmal in Sachen der Evangelischen Allianz — Das Ende des Falles Klein? Ein Appell an das Gewissen des Breslauer Konsistoriums — Das Trunksuchtsgesetz — Verschiedenes: Die metaphysische Grundlage des hierarchisch-jesuitischen und des sozialdemokratischen Systems und ihre Bekämpfung; Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft; Zur Jesuitenfrage — Anzeigen


## Paulus

### 3. Paulus ein Pharisäer

Ein geistreicher Theologe hat einmal gesagt, daß wir alle den Pharisäern am jüngsten Tage vieles würden abzubitten haben; jeder pflege dieser Menschenklasse gerade das beizumessen, was ihm selbst am unangenehmsten sei, der eine die selbstgerechte Gesetzlichkeit, der andre die peinliche Orthodoxie, dieser Weltflucht, jener irdischen Sinn bei der Messiashoffnung, alle die Heuchelei. Im Grunde sind doch die Pharisäer ihrem ganzen Wesen nach als die merkwürdigste und genaueste Ausprägung des gesetzlichen Judentums zu betrachten. Im Galaterbriefe (1, 13) sagt Paulus: „Ihr habt ja gehört von meinem einstmaligen Wandel im Judentum, wie ich die Gemeinde Gottes ganz besonders verfolgt und sie zerstört habe, und habe es im Judentum vielen Kameraden meines Stammes zuvorgethan, als übertriebener Eiferer, der ich war, für die Ueberlieferungen meiner Väter.“ Nach der Apostelgeschichte (22, 3) sagt er in Jerusalem: „Ich bin ein Jude, geboren in Tarsus in Cilicien, auferzogen aber hier in der Stadt, und zu den Füßen Gamaliels geschult im väterlichen Gesetz nach aller Strenge, und war ein Eiferer für Gott, so wie ihr alle es heute seid.“

Diese letzte Mitteilung der Apostelgeschichte ist mitunter in Zweifel gezogen worden, und eins ist richtig, einen dauernden Aufenthalt des Paulus in Jerusalem dürfen wir nicht voraussetzen. Denn eine wichtige Thatsache steht fest (und nur ihretwillen erwähnen wir diese Zweifelfrage), daß Paulus in den letzten Jahren vor seinem Auftreten bei der Steinigung des Stephanus nicht in Jerusalem gewesen sein kann; den Herrn Jesus hat er nie gesehen, in die Geschichte seiner Kreuzigung ist er nicht verwickelt gewesen. Der gewissenhafte Mann, der es durch sein eignes dauerndes Reuegefühl beweiset, daß auch die empfangene Vergebung nicht imstande ist, das Schuldgefühl für das eigne Bewußtsein ganz aufzuheben, der es nie völlig verwunden hat, daß er einst im falschen Eifer die Gemeinde Gottes verfolgt hat; — wenn er das Kreuzige, kreuzige ihn! mitgeschrien hätte, so würde er das noch weniger haben verschmerzen und verschweigen können. Spricht er doch auch in der dritten Person von jenen (1. Kor., 2, 8): „Wenn sie ihn erkannt hätten, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt.“ Er muß damals überhaupt den palästinensischen Bewegungen fern gestanden haben; auch des Täufers Johannes, der doch einen so nachhaltigen Eindruck auf seine Zeitgenossen gemacht hat, erwähnt Paulus niemals. Selbst des irdischen Lebens Jesu gedenkt der Apostel nur selten; einige Worte werden angeführt (über Ehescheidung; beim Abendmahl; Geben ist seliger als Nehmen), sonst nur Tod und Auferstehung. Es ist augenscheinlich, daß ein deutlich bestimmtes Bild des menschlich-geschichtlichen Heilands in dem Apostel nicht lebt, er entbehrt es auch nicht, sondern sagt geradezu: „Haben wir auch Christum nach dem Fleisch gekannt, davon wissen wir jetzt nichts mehr (2. Kor. 5, 16).“ Aber das schließt doch nicht aus, daß Paulus seine eigentliche Lehrzeit als angehender Schriftgelehrter in Jerusalem durchgemacht hat. Man muß sich nur nicht daran stoßen, daß er bei der Steinigung des Stephanus noch als Jüngling bezeichnet wird. Allerdings spricht Paulus im Philemonbrief, der um das Jahr 60 oder 61 verfaßt sein mag, als ob er ein Greis wäre; aber wer so, wie er, gearbeitet hat und dabei nicht eine allzustarke Konstitution besaß, mochte früh altern. Das hindert nicht, daß der eifrige Pharisäer im Jahre 35, wohin wir etwa die Steinigung des Stephanus verlegen mögen, im Anfange der dreißiger Jahre stehend als jugendlich angesehen werden konnte, zumal die allgemeine Ansicht des Altertums die männliche Reife später anzusetzen pflegte, als wir es heute thun. Demnach wird es angemessen sein, den Paulus seinem Lebensalter nach zu einem etwas jüngern Zeitgenossen unsers Erlösers zu machen und ihn in den ersten Jahren unsrer Zeitrechnung geboren zu denken. Dann kann es sehr wohl sein, daß der in den zwanziger Jahren zu Jerusalem geschulte als Dreißiger eben dahin wieder zurückkam, wo er vielleicht Familienverbindungen besaß — wenigstens wird später ein Schwestersohn des Paulus daselbst erwähnt — und daß der eifrige Gesetzesmensch durch die ihm bisher unbekannt gebliebene aufstrebende Bewegung der jungen christlichen Gemeinde auf das äußerste erregt wurde. War es doch gerade die Zeit, in der die spezifisch jüdische, pharisäische Partei über die römische Weltmacht einen kleinen Triumph davontrug. Die lange andauernde Gewaltherrschaft des Pontius Pilatus ward gebrochen. Der Kaiser ließ den Statthalter, der den reichlich verdienten Haß der Juden auch durch seine schmähliche Nachgiebigkeit bei der Kreuzigung des Herrn nicht gestillt hatte, als Opfer fallen und verbannte ihn. Der römische Zins wurde abgeschafft, sodaß für den Augenblick die versuchende Frage an Christus: „Ists auch recht, dem Kaiser Zins zu geben?“ ihre Bedeutung verlor. In solcher Hochflut jüdischen Bewußtseins erklärt es sich leichter, wie der neu hinzukommende Tarsische Pharisäer zu dem plötzlichen Ausbruch eines so wahnsinnigen Zelotismus angestachelt wurde, daß er sich ihn sein Leben lang nicht wieder vergeben konnte.

Was ist nun aber Pharisäismus? Man kann mit einem Worte sagen: der Pharisäer lebt und webt in der Welt des Gesetzes. Uns Christen wird es schwer, uns dahinein zu versetzen, daß mit dem Gesetze ein wahrer Kultus getrieben, ja daß es geradezu an die Stelle Gottes gesetzt wurde. Und wenn es allein das göttliche Gesetz gewesen wäre, göttlich in dem Sinne, den wir damit verbinden! Nun aber kam zu dem in dem mosaischen Gesetze Enthaltenen, das ja auch Zeremonien, Rechtsvorschriften, Sitten umfaßt, die ungezählte Menge der jüdischen Auflagen hinzu, die immer schärfer und spitzfindiger ausgebildet wurden. Nichts wäre irriger, als zu denken, daß sich die damaligen Schriftgelehrten wesentlich mit dem beschäftigt hätten, was wir Religion oder auch nur, was wir Moral nennen. Es kommt allerdings auch dergleichen in den Untersuchungen der Rabbiner vor und wird mit dem Namen der Haggadah bezeichnet; aber die bei weitem umfänglichsten und

für die Rabbiner belangreichsten Untersuchungen wurden auf die sogenannten Halachah gerichtet, die immer peinlicher werdende Auslegung des Gesetzes. Die Sache ist wohl erklärlich. Die mosaischen Gesetze waren alt und heischten immer neue Bestimmungen, um überhaupt anwendbar zu bleiben auf stets veränderte und stets verwickelter werdende Lebensverhältnisse. Wir vermögen uns kaum einen Begriff zu machen von der sonderbaren Methode und den kleinlichen Gegenständen dieser Untersuchungen, die mit Theologie so gut wie gar keine Gemeinschaft haben, vielmehr als das Zerrbild einer in Formalismus verödeten Jurisprudenz erscheinen. Ob man am Sabbath einen doppelten Knoten machen dürfe oder nur einen einfachen; ob ein Topf mit Speise, die am Freitag gekocht war, den Sabbath über durch untergelegte Kohlen heiß gehalten werden dürfe, oder nur durch Umhüllung von Flanell; ob man ein Paket am Sabbath auch dann noch tragen dürfe, wenn die Stadt durch Niederlegung eines Stadtthors eine offene geworden sei, oder nicht; dies und ähnliches waren Fragen, an deren Beantwortung ein unendlicher, peinlicher Scharfsinn verschwendet wurde. Das ganze Leben, das persönliche, gesellschaftliche, staatliche, religiöse, alles wird unter den Gesichtspunkt gestellt, daß es sich um pünktlichen Gehorsam gegen eine unglaubliche Zahl einzelner Gebote handelt. Man schwankt bei der Betrachtung dieser geschichtlichen Erscheinung stets hin und her: soll man ehrfurchtsvoll aufschauen zu den Männern, die immerhin das Große thun, daß sie mit Gottesfurcht und Selbstverleugnung sich ganz einer Sache hingeben, die sie für göttlich halten, oder soll man sich verdrießlich abwenden von der unendlichen Abgeschmacktheit der Form und des Inhalts, die uns hier entgegentritt? Nun kommt aber noch eine Hauptsache hinzu. An diese Verehrung des Gesetzes knüpft sich die mit orientalischer Glaubensglut umfaßte Zuversicht, daß ein Messias, ein glänzender, gottgesandter König kommen würde, um den frommen, gesetzestreuen Israeliten die höchste Macht über alle Völker und vollkommene Glückseligkeit zu bringen. Darum der Gesetzeseifer, weil von der Treue im Gesetz Heil und Seligkeit abhängt.

Hier enthüllt sich uns nun in überraschender Weise das innerste Wesen des Apostels Paulus. Der wird dem Pharisäer Paulus nicht gerecht, der lediglich in gewissen formellen Eigenschaften seiner späteren Denkart die Früchte seiner Bildung durch Gamaliel erblickt. Es mag richtig sein, daß die soeben geschilderte juristische Denkweise der Pharisäer auch hie und da in seinen Schriften erkennbar bleibt. Man hat darauf aufmerksam gemacht, wie oft Paulus Vergleiche gebraucht, die aus dem Rechtsleben entnommen sind: der heilige Geist ist das Pfand, d. h. das Draufgeld des ewigen Lebens; Galater 4 benutzt er zu seiner Darlegung den Grundsatz, daß auch der Erbe, so lange er Kind sei, rechtsunmündig sei; oder er sagt ebendaselbst: „Sind wir nun Söhne, so sind wir auch Erben" — „Söhne", nicht „Kinder", wie Luther übersetzt, weil den Töchtern eine Erbschaft nicht zusteht. Das mag sein, es ist aber unwesentlich. Aber dies ist in der That wesentlich, daß der junge Pharisäer lebte und webte in dem Gedanken der Gerechtigkeit vor Gott, durch welche allein die Seligkeit im Reiche des Messias verliehen werden könne. Dieser Grundgedanke, den er mit dem ganzen Feuer seiner gewaltigen Persönlichkeit umfaßte, dieses heiße Verlangen seiner auf Gott gerichteten Seele, gerecht zu werden, um selig werden zu können, ist auch die Grundlage seiner gesamten christlichen Auffassung geworden; aber so, daß an die Stelle der Gerechtigkeit aus Werken des Gesetzes die Gerechtigkeit aus Glauben getreten ist. Und damit haben denn freilich alle jene Begriffe einen neuen und vertieften Sinn empfangen. Sein zelotischer Pharisäismus befähigte ihn, wenn einmal die große Sinnesänderung stattgefunden hatte, nunmehr die Grundlehre des Evangeliums von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben gerade in dieser Form zu erfassen und zu verkündigen. So verstehen wir es, wie dieser gewaltigste Gegner aller Gesetzesgerechtigkeit doch so gar nichts an sich trägt von dem widerwärtigen Eifer des Proselyten, die Ansicht, die er einst selbst vertrat, jetzt möglichst schwarz zu malen; er gesteht es seinen Brüdern im Fleisch zu, daß sie



eifern um Gott, nur nicht mit Verstand (Röm. 10, 2), und wenn auch Klugheit, Heuchelei ist es wahrlich nicht, sondern ein gewaltig ernstes Anerkenntnis des wirklichen Thatbestandes, wenn er dem seiner Mehrheit nach sadducäischen Synedrium in Jerusalem am Ende seiner Laufbahn zuruft: „Ich bin ein Pharisäer, ein Pharisäersohn" (Apostelg. 23, 6). Rö

---

## Die Konfutation des Augsburgischen Bekenntnisses

4

Hatten die katholischen Theologen gemeint, ihre Sache recht gut gemacht und des Kaisers Dank sich verdient zu haben, so wurde ihnen jetzt eine schmerzliche Enttäuschung zu teil. Die Art und der Ton, in dem sie dem Bekenntnis der Evangelischen geantwortet hatten, mißfiel dem Kaiser aufs höchste und störte ihm seine viel versöhnlicheren politischen Pläne empfindlich. Er hoffte auf eine friedliche Verständigung mit dem lutherischen Zweige der Reformation; er sah wohl ein, trotz aller Entschiedenheit, mit der er der katholischen Kirche zugethan war, daß viel Mißbräuche der Abstellung dringend bedurften, und er war willens, in diesem Sinne zu wirken. In steigender Erregung, so wird uns berichtet, habe er die Arbeit der Theologen sorgfältig durchgelesen und vieles darin alsbald gestrichen. Auch unter den katholischen Ständen, vor denen das Schriftstück vollständig verlesen wurde, gaben nur wenige Stimmen dieser Arbeit Beifall. Die andern fanden sie nicht allein zu weitschweifig, sondern sie urteilten auch, daß das gehässige Vorrücken von Zitaten aus den Privatschriften der Reformatoren wenig förderlich sei, um Frieden und Eintracht zu schaffen.

So wurde denn eine gründliche Umarbeitung der Vorlage übereinstimmend vom Kaiser wie von den Ständen für nötig erklärt, für diese aber nicht allein größere Kürze und weniger Gehässigkeit, sondern vor allem auch gefordert, daß die neue Arbeit als Antwort des Kaisers in Uebereinstimmung mit den Ständen zu formuliren wäre. Die Schrift sollte also nicht eine Anklageschrift gegen die Reformation, sondern eine Forderung des Kaisers, wie sie sich fortan zu verhalten hätten, werden. Nur ungern hatte sich der Kaiser zu dieser Fassung entschlossen; denn wenn er einmal Forderungen stellte, so drängte sich die Frage, was dann geschehen sollte, wenn die Protestanten sich ihnen nicht unterwarfen, sofort seiner Erwägung als ein schweres Bedenken auf. Lieber hätte er die Rolle eines Vermittlers zwischen beiden Parteien beibehalten.

Dieser neuen Bestimmung der Konfutation gemäß wurden zunächst Vorwort und Nachwort von den Ständen und im Rate des Kaisers festgestellt; man schlug hier einen möglichst friedlichen und versöhnlichen Ton an. Die Hauptarbeit aber, die Antwort auf die einzelnen Artikel der Augustana, war naturgemäß wieder Sache der Theologen. Und wieder hat Johann Eck vor allen dabei die Feder geführt, der unter Benutzung, aber auch starker Verkürzung des ersten Entwurfes diese verbesserte Auflage lieferte. Der päpstliche Legat nahm diesmal an den Kommissionsberatungen persönlichen Anteil. Der Umfang der neuen Arbeit war nur etwa ein Drittel des Frühern; von dem Anklagematerial, das gegen die Reformatoren aufgehäuft worden war, mußte vieles geopfert werden.

Aber auch jetzt gelang die Arbeit nicht auf den ersten Wurf. Die in Wien aufbewahrten Manuskripte gestatten noch einen Einblick in die Revisions- und Superrevisionsarbeit der Theologen, der kaiserlichen Räte, des päpstlichen Legaten und der katholischen Stände; bald handelte es sich um formelle Aenderungen, wie sie der Stil von Aktenstücken, die in des Kaisers Namen ausgingen, erforderte, bald suchte der Legat den Ton wieder zu verschärfen, bald fanden die Theologen selber an ihrer Arbeit noch allerlei der Besserung Bedürftiges. Größere Aenderungen wurden dadurch nötig, daß man im kaiserlichen Kabinet es doch unzulässig fand, den Kaiser in eigner Person theologische Fragen abhandeln zu lassen; daher wurde aus dem Mittelstück der Arbeit der Name des Kaisers wieder möglichst entfernt, die theologischen Urteile, die hier abgegeben wurden, bekamen eine unpersönliche Fassung; nur im Vor- und Nach-

wort trat der Kaiser mit seiner eignen Person deutlich und kräftig hervor. Während so der lateinische Entwurf von einer Instanz zur andern hin- und hergeschoben wurde, wurde eine deutsche Uebersetzung der neuen Konfutation angefertigt, da man es für passend hielt, der in deutscher Sprache verlesenen Konfession in gleicher Sprache im Reichstage zu antworten. Noch in letzter Stunde wurde abermals eine Aenderung nötig, da man den ursprünglichen Plan, den evangelischen Ständen das Schriftstück einzuhändigen, fallen ließ und sich nur auf eine Verlesung beschränken wollte. Da die Zeit schließlich drängte, wurden für die Reinschrift des deutschen Exemplars ein Dutzend Schreiber genommen, unter die die einzelnen Lagen des Konzepts verteilt wurden. Auf diesem Wege wurden zwei Reinschriften angefertigt. Dabei ereignete sich in der Kanzlei das Versehen, daß in dem für die Verlesung bestimmten Exemplare eine ganze Lage (der Schlußteil von Artikel 24 und Artikel 25 und 26) vergessen wurde. Daher ist denn auch am 3. August nur ein unfreiwillig verstümmelter Text den Ständen des deutschen Reiches vorgelesen worden. Den lateinischen Text definitiv in einer Reinschrift zum Abschluß zu bringen, ist damals in der Eile unterlassen worden. Ein lateinisches Exemplar, das endgiltig mit dem deutschen Texte, an dem noch nach der Reinschrift Veränderungen letzter Hand vorgenommen worden waren, in Uebereinstimmung gebracht wäre, ist somit nicht vorhanden.

Schon während des Reichstages wurde der Gedanke laut, dieses den Evangelischen vorgelesene, aber nicht eingehändigte Buch durch den Druck allgemein bekannt zu machen. Cochleus wurde beauftragt, mit einem Drucker in Verhandlung zu treten. Auch der Legat war mit der Veröffentlichung einverstanden. Nur empfand man auch zugleich die Notwendigkeit, die so eilig entstandene, so vielfältig überarbeitete Schrift erst noch einmal gründlich zu revidiren und druckfähig zu machen. Das kaiserliche Dekret, das im Druck vorangestellt werden sollte, war bereits entworfen; Ficker teilt es uns jetzt auf S. 152 ff. zum erstenmale mit. Eine kleinere Theologenkommission sehen wir mit dieser Revisionsarbeit beschäftigt. Aber Cochleus mußte Augsburg verlassen, da sein Fürst, Herzog Georg von Sachsen, vom Reichstage heimkehrte, ehe die Arbeit vollendet war. Der Druck unterblieb; nur erhielt jetzt Fabri den Auftrag, die weitere Korrektur der Konfutation zu besorgen.

Zwei Jahre darauf wurde auf dem Reichstage zu Regensburg aufs neue über die Veröffentlichung dieses Buches verhandelt. Freilich wurde auch bei dieser Gelegenheit wieder eine sorgfältige Revision für nötig befunden. Die Stände machten die Herausgabe noch dadurch besonders schwierig, daß sie zugleich auch die Abfassung einer Widerlegung der Apologie Melanchthons forderten. Der Kaiser half sich aus den Schwierigkeiten, indem er diese nunmehr verdoppelte Aufgabe in die Hände des päpstlichen Legaten legte, also daß im Namen und unter der Autorität des Papstes die Herausgabe erfolgen sollte. Nur wurde eingeschärft, daß beide Schriften so elegant wie möglich stilisirt würden, um den Protestanten keine Handhabe zu Verunglimpfungen zu bieten. Campegi brachte als geeignete Persönlichkeit für diese Arbeit den vom Wormser Reichstage her bekannten Aleander bei der Kurie in Vorschlag. Die Stände freilich waren mit dieser Verschiebung der Angelegenheit nach Rom, mit dieser Vertröstung auf eine nochmalige Revision nicht zufrieden. Lebhaft forderten sie, die Konfutation, die doch in Augsburg schon genügend revidirt sei, jetzt sofort in Druck zu geben. Verstimmt und durch den ungestümen Ton verletzt, belehrte sie der Kaiser, die Angelegenheit sei viel zu wichtig, als daß man sich dabei übereilen dürfte. Und als nun die Stände mit ihrer nachdrücklichen Forderung nachließen — da schwand auch der Eifer, an die Herausgabe ernsthaft Hand anzulegen. Zwar wurden noch von den päpstlichen Gesandten Revisoren ernannt, aber diese nahmen die Arbeit erst gar nicht in Angriff. Und in Rom ließ man sich Zeit; man ließ wohl noch einmal im nächsten Jahre nach Deutschland zur Beruhigung melden, es sei die Konfutation auf Geheiß des Papstes „gelehrten und zuverlässigen" Männern zur Durchsicht übergeben, diese sollten auch eine Widerlegung



der Apologie ausarbeiten, beide Schriften sollten dann seiner Zeit veröffentlicht werden. Aber dabei ists geblieben. Den Protestanten ließ man den Triumph, daß die Gegner mit ihrer Antwort nicht ans Licht kamen; man darf es jenen nicht verdenken, daß sie sich diese Thatsache kräftigst zu Gunsten der Unwiderleglichkeit des evangelischen Zeugnisses deuteten.

Am kaiserlichen Hofe war die Thatsache der Konfutation unbequem, denn sie hinderte die etwa aus politischen Gründen möglichen friedlichen Vergleichsversuche; außerdem war man hier mit ihrem Ton und ihrer sachlichen Ausführung durchaus nicht einverstanden. An der Kurie aber war man nicht geneigt, eine in des Kaisers Namen ausgegangene Entscheidung der religiösen Frage zu publiziren. So ist es niemals zu einer authentischen Ausgabe der Konfutation gekommen; der Empfang einer in Rom revidirten und approbirten „Widerlegung" der Augustana ist der lutherischen Christenheit versagt geblieben.

G K

---

## Ein ungesprochenes Wort Friedrich Fabris

### Vorbemerkung

Mitten aus vollster Thätigkeit heraus ist Professor D. theol. Friedrich Fabri am 18. Juli d. J. im 68. Lebensjahre aus dieser Zeitlichkeit in die obere Heimat abgerufen worden. Am 30. Juni hatte er noch vor einem sehr ansehnlichen, großen Zuhörerkreise im Rathaussaale zu Nürnberg auf der Generalversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft über „die deutsche Auswanderung, ihre nationale Bedeutung und wirtschaftliche Verwertung" gesprochen. (Vergl. August- und Septembernummer der Deutschen Kolonialzeitung.) Vierzehn Tage noch vor seinem Heimgang hatte er in einem im Spessart gelegenen stillen Pfarrdorfe, wo ein Neffe von ihm Geistlicher ist, von der Kanzel Gottes Wort in Frische und Freudigkeit verkündet. Da brach plötzlich mit Gewalt ein zu spät erkanntes Herzleiden hervor und beendete nach nur elftägigem Kranksein dies reich begnadete und gesegnete Leben.

Die gesamte deutsche Presse brachte in ihren wichtigsten Organen der verschiedensten Richtungen — selbst die freisinnigen und ultramontanen fehlten nicht — kürzere oder längere höchst ehrenvolle Nachrufe. Fabri stand eben in Wahrheit über den Parteien, vielleicht manchmal zum Nachteil des äußern Erfolges. Die Tagesblätter erwähnten besonders Fabris Wirksamkeit auf kolonialpolitischem Gebiete, weil dieses dem größern Publikum vertrauter war und während der letzten zehn Jahre ihn am meisten beschäftigt hatte. Haben ihn doch die Leiter der Deutschen Kolonial-Gesellschaft in ihrem Nachruf den „Vater der deutschen Kolonialpolitik" genannt.

Bei seiner seltenen Vielseitigkeit der Begabung, der Interessen und der Thätigkeit ist es einem einzelnen Blatte unmöglich, sein Leben und seine Arbeiten nach allen Seiten zu würdigen. Es muß diese umfangreiche Arbeit einer größern Biographie vorbehalten bleiben. Eine solche wird, von Freundeshand in Angriff genommen, wohl Mitte nächsten Jahres erscheinen können. Inzwischen brachten die Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen eine Darstellung seiner siebenundzwanzigjährigen reich gesegneten Thätigkeit als Leiter genannter Gesellschaft; der Deutsche Ansiedler schilderte seine Verdienste und Sorge um die Erhaltung und Befestigung der deutschen Kirche und Schule im Auslande, besonders in Amerika. Dieses Gebiet lag ihm als Vorsitzendem der „Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika" sehr am Herzen. Von Fabris Arbeit in politischer, sozialer, philosophischer und kirchenpolitischer Richtung zeugen seine zahlreichen Schriften dieses Inhaltes, wie: „Die politische Bewegung und die Geistlichkeit" Würzburg, 1848. „Die materiellen Notstände der protestantischen Kirche Bayerns und deren mögliche Abhilfe" Nürnberg, 1849. Die bekannten „Briefe gegen den Materialismus" 1855, in mehreren Auflagen erschienen. Ferner „Sensus communis" 1861. „Die Wohnungsnot der Arbeiter in Fabrikstädten und deren Abhilfe" 1862. „Die politischen Ereignisse des Sommers 1866." „Zur Unions- und Verfassungsfrage" Gotha, 1867 (dritte Auflage). Vor allem „Staat und Kirche" Gotha, 1872 (dritte Auflage). „Wie weiter? Kirchenpolitische Betrachtungen zum Ende des Kulturkampfes" Gotha, 1887 u. a. m.

Wir wollen heute in diesem Blatte kein Urteil über Fabris theologische Bedeutung und Thätigkeit abgeben, sondern ihn selbst in einem Vortrage zu uns reden lassen.

Diesen Vortrag wollte Fabri als Vorsitzender des Westdeutschen Zweiges der Evangelischen Allianz in diesem Frühjahre in Florenz auf der Generalversammlung der Allianz halten. Bereits war er in Italien, an der Riviera angelangt, als er so unwohl wurde, daß der Arzt ihm streng verbot, nach Florenz weiter zu reisen. Wahrscheinlich war dieses Unwohlsein der erste Vorbote des schweren Herzleidens, das ihn hinraffen sollte. So konnte der ausgearbeitete Vortrag nicht gehalten werden. Von den verschiedensten deutschen Seiten wurde Schreiber dieses, dem es vergönnt war, den Versammlungen in Florenz beizuwohnen, aufgefordert, auf spätere Veröffentlichung des Vortrages doch hinzuwirken. So möge denn dies ungesprochene Wort des zu früh Vollendeten nicht nur in der großen englischen Ausgabe der Florenzer

Verhandlungen in englischer Uebersetzung, sondern auch in den Lauten seiner Muttersprache durch diese Blätter einen Weg in die Herzen deutscher evangelischer Christen finden. H J F

## Wie die Kraft des Glaubens sich in der Liebe vollendet

Verehrte Versammlung! „Wie die Kraft des Glaubens sich in der Liebe vollendet" lautet das Thema, das ich in dieser Stunde kurz vor Ihnen besprechen möchte. Es greift — wir empfinden dies unmittelbar — in den Mittelpunkt christlichen Denkens und Lebens. Sowohl für den Einzelnen im Blick auf die Entwicklung seines innern Lebens, wie für die gesamte Christenheit in ihrer Mannigfaltigkeit, ja wohl im Gegensatze der Bekenntnisse, der Kirchen und Parteien ist es von entscheidender Bedeutung, wie das Verhältnis des Glaubens und der Liebe aufgefaßt wird. Beide sind die Großmächte, die Grundpfeiler geistlichen Lebens: das wird von niemandem bestritten werden. Auch daß die Liebe „die größere sei," ist wohl allgemein anerkannt, nicht nur, weil der Apostel dies ganz bestimmt ausspricht, sondern weil diese Wahrheit sich auch in jedes Menschen Geist und Gewissen unmittelbar bezeugt. Aber nicht davon haben wir zu handeln. Ich würde es auch abgelehnt haben, darüber zu reden. Denn es ist vor kurzem ein Büchlein erschienen, das „den, wie der Apostel sagt, alles übertreffenden Weg" der Liebe nach Anleitung von 1. Kor. 13 in Tiefe und Einfalt auf vortreffliche Weise beschrieben hat. Die kleine Schrift ist von einem unerhörten Erfolg, oder ich sage lieber von einem ganz ungewöhnlichen Segen begleitet worden. In England, in Deutschland, in Nordamerika und sonst weithin hat sie viele Hunderttausende von Lesern gefunden. Ich spreche, wie Sie sehen, von Henry Drummonds Schrift: „Das Beste in der Welt." Wir als Allianzfreunde, als Freunde christlicher Einigung, dürfen uns dieses Wortes und des Erfolges, den es gefunden hat, ganz besonders freuen. Ich möchte sagen, seit eine Evangelische Allianz besteht, ist wohl kaum eine so allianzmäßige Schrift in die Oeffentlichkeit getreten, als diese Darlegung des Glasgower Professors der Naturwissenschaften. Sie ist in ihrem großen Erfolge nicht nur eine internationale, sondern auch eine interkonfessionelle Schrift. Sie ist eine der wenigen Veröffentlichungen, die man jedermann ohne Ansehung des Bildungsstandes, dem geistlich wie dem ungeistlich Gesinnten, den Angehörigen der verschiedensten Bekenntnisse in die Hand drücken darf, mit der Hoffnung, ihnen, wills Gott, einen Dienst zu leisten.

Das Thema, das mir vorliegt, berührt sich nun wohl mit den Darlegungen dieses vortrefflichen Büchleins, ist aber doch ein andres. Es bildet gewissermaßen eine Ergänzung oder, wenn man will, die Voraussetzung zu diesem Lobpreis der Liebe und ihres göttlichen Wertes.

Denn die Frage ist zunächst: Wie komme ich denn zur Erfüllung dieses königlichen Gebotes der Liebe? Ist der Glaube etwa die notwendige Voraussetzung? Hat er in sich die Kraft, unsern selbstsüchtigen Sinn zu überwinden und in den Weg der Liebe einzuführen? Zwar ist die Liebe auch ein allgemein sittliches Gebot, das als solches mehr oder minder in jedes Menschen Herz sich fühlbar macht. Und wir wollen es nicht gering achten, wenn auch Menschen, die ohne Glaubensgeist und ohne Glaubensleben noch dahingehen, zur Liebe, zum Frieden, zur Eintracht mahnen, wenn sie selbst Menschenfreundlichkeit, Güte, Wohlwollen in ihrem Wandel zu beweisen sich bestreben. Aber so achtenswert solch sittliches Streben ist, das Verständnis, der Umfang und die Kraft des königlichen Gebotes der Liebe ist auf diesem Standpunkte doch noch verschlossen.

Warum? — Man sagt mit Recht: die Selbstsucht, der Egoismus ist die Grundwurzel alles Bösen in dieser Welt. An uns und an andern können wir dies täglich bei einigem schärferen Aufmerken beobachten. Daß die geistbegabte Kreatur etwas von sich aus sein und wirken will ohne Gott, ohne den Zusammenhang mit ihm und seinen Lichts- und Lebenskräften, ja oft vielleicht im Gegensatze zu ihm, ist die Ursache alles Uebels, ist, könnte man sagen, die Tragik der Welt- und Menschheitsgeschichte. Ist dem so, so giebt es für uns alle, für jeden Menschen keine Frage von so unmittelbarer Bedeutung, wie die: Wie komme ich aus dieser Selbstbindung heraus?

Ein Doppeltes ist hierzu nötig. Das eine ist vornehmlich Sache des Menschen, das andre ein Werk Gottes.

Für uns gilt es zunächst aufrichtige, rückhaltlose Selbsterkenntnis zu gewinnen. An den Fehlern, die wir begehen, an den Sünden, die uns übermannen, an dem innern Unfrieden, der an unsern Herzen nagt, an der Eitelkeit aller irdischen Dinge, an der Unruhe und Hast, an den Freuden und Leiden dieses Lebens, an der Furcht des Todes, die uns beherrscht, sollen wir inne werden, daß wir nicht in dem wahren Elemente, wonach Seele und Geist oftmals dürsten, uns bewegen; daß wir in der Fremde und damit im Elend sind, daß wir einer Ergänzung, einer Erneuerung, die nur von oben kommen kann, bedürfen. Soweit kann, unter günstigen Verhältnissen wenigstens, der Mensch durch einige Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis gelangen; wie denn auch schon das Gesetz Erkenntnis der Sünde wirkt (Röm. 3, 20); er kann begierig, er kann aufnahmefähig werden für eine Hilfe, die sich von höherer Hand ihm darbietet.

Wir wissen, meine Brüder, daß solche Hilfe dargeboten ist, daß sie an Millionen von Menschen sich als solche auch schon erwiesen hat. Sie ist Gottes Werk, sie ist in Jesu vollbracht, in ihm uns zugänglich geworden. Reinigung von allen Befleckungen und Sünden, Friede mit Gott, Freude im heiligen Geist und eine lebendige Hoffnung aufs Zukünftige ist ihr Inhalt.

Wie werden wir solcher Güter teilhaftig? Darauf giebt es nur eine Antwort: durch den Glauben. Das ist seine unerschütterliche und grundlegende Bedeutung. Nur durch ihn erkennen wir unsre Gebrechen und überwinden die Macht der menschlichen Selbstsucht, nur durch ihn wird uns auch die Erkenntnis der uns in Christo zuvorkommenden Liebe Gottes, wie des Reiches der Liebe überhaupt aufgeschlossen und zugänglich gemacht. Was ist demnach dieses Glaubens Wesen, Art und Eigenschaft? Er ist das Organ, er ist das Mittel der uns in Christo erschlossenen Heilsdarbietung. Er ist die freudig bejahende Antwort auf die Frage Gottes, die er durch Jesum an uns richtet: Willst du mein Knecht, mein Kind, mein Erbe werden?

Damit ersehen wir, daß es bei dem heilbringenden Glauben um etwas andres, um etwas viel Höheres sich handelt, als um die willige Annahme irgendwelcher Glaubenssätze und Dogmen. So wichtig die christliche Erkenntnis, welche die Fülle der göttlichen Heilsthatsachen in ihrem Zusammenhange in einen Grundblick zu fassen sich bestrebt, an ihrer Stelle auch ist, so ist der grundlegende Akt des Glaubens, worin der Mensch die ihm dargebotene göttliche Gnade ergreift und damit einen neuen Lebensanfang setzt, doch etwas andres, etwas Höheres, als eine bloße neue und bessere Erkenntnis. Im heilbringenden Glauben vollzieht sich vielmehr eine neue Lebensmitteilung, Gott und Mensch berühren sich innerlich, und in dem Maße, in dem wir, nach Gerechtigkeit verlangend, zu Boden sinken, erfüllt uns Gott mit Heil und Friede, mit Kraft, Licht und Leben.

Das ist die Grundwahrheit, die Grunderfahrung, der Grundtrieb, der die Kirchen der Reformation geschaffen hat und bis heute sie trägt und erhält. Ein Doppeltes ergiebt sich daraus. Erstlich, daß bei dem heilbringenden Glauben es sich um eine persönliche Erfahrung handelt, daß, indem jeder Einzelne die Verantwortung für sein Seelenheil trägt, alle Stellvertretung und priesterliche Vermittlung ausgeschlossen und abgethan ist; damit aber auch zweitens alles Gesetzeswerk, alles eigne Thun und Verdienen. Auch die edle That der Liebe, Werke der Barmherzigkeit, die ernsteste Askese, vielleicht getragen von bewundernswerter Selbstverleugnung, sind hier nicht nur nicht entscheidend, sie werden zu Hemmnissen und Gefahren, wo sie den Glauben in seiner grundlegenden Bedeutung verdunkeln oder gar verdrängen wollen.

Wo ist nun aber, wenn der Glaube solch grundlegende Bedeutung hat, die Stelle der Liebe? Wir sagten, der Glaube ist das Mittel der Heilsaneignung, die Liebe nun ist ihr Erweis und ihr Ziel. So sind sie untrennbar verbunden, erfordern und bedingen sich gegenseitig. Schon in dem grundlegenden Glaubensakte, in dem der Mensch zur Umkehr kommt, tritt auch ein Affekt der Liebe zu Tage. Erstlich von Seiten

Gottes. Was ist denn seine Heilsdarbietung an uns anders, als eine Kundgebung erbarmender Liebe? Und wenn wir auf diese im Glauben Ja und Amen antworten, wenn dann der Friede Gottes zum erstenmale Geist und Herz mit seiner Lichts- und Lebenskraft in uns durchströmt, ist dann nicht auch unmittelbar, wie der Apostel bemerkt, die Liebe Gottes ausgegossen in unsre Herzen? (Röm. 5, 5.) Sehen wir dann nicht sofort Gott in einem neuen Lichte als unsern Vater? Erkennen wir dann nicht die Menschen, in unsrer Selbstsucht bisher oft uns fremd und ferne, als unsre Brüder? So ist die Liebe nicht etwas, was dem Glauben zu einer gewissen Zeit und an einer gewissen Stelle nachfolgt und sich ihm beigesellt, sondern sie ist unmittelbar in und mit dem Glauben gesetzt. Wo heilbringender Glaube ist, da ist auch der Trieb der Liebe in Kraft des Geistes erweckt. Es kann nicht anders sein, wenn der Glaube die lebensvolle Wiedervereinigung des Menschen mit Gott schafft.

Das Zeugnis des Herrn und seiner Apostel, das Zeugnis der christlichen Erfahrung spricht also dem Glauben eine große Kraft, ja eine Fülle von Kräften zu. Im Geistes- wie im Naturleben sollen Zeichen und Wunder ihm folgen. Selbst im natürlichen, im Geschäftsleben der Welt ist — um dies im Vorbeigehen zu bemerken — der Glaube, hier natürlich noch nicht der heilbringende, die Grundlage jedes Erfolges. In der Fülle von Kräften, die aus dem Glauben erwachsen und in der Erkenntnis, in der Gesinnung, im Wandel des Christen sich erweisen sollen, ist aber die Liebe die Zentralkraft. Sie ist des Glaubens erste und vornehmste Tochter. In ihr gewinnt der Glaube, als eine Kraft von oben, Gestalt und Leibhaftigkeit. Sie ist also in, mit und aus dem Glauben Grundtrieb und Grundregel des neuen Lebens. In diesem Sinne nennt der Herr die Liebe das größte und vornehmste Gebot (Matth. 22, 38), in diesem Sinne sagt der Apostel, die Liebe sei des Gesetzes Erfüllung (Röm. 13, 10), und an einer andern Stelle nennt er sie das Band der Vollkommenheit (Kol. 3, 14). Nicht auf die Grundlegung des neuen Lebens, wohl aber auf dessen Ausgestaltung und Vollendung bezieht sich sonach das königliche Gebot der Liebe. Es ist die Aufgabe, das Ziel unsers Weges in Christo; daher auch von dem Herrn wie von seinen Aposteln immer wieder das als Beweis und Kennzeichen der Liebe bezeichnet wird, daß wir Gottes Willen thun und seine Gebote halten (Joh. 14, 15. 21; 1. Joh. 5, 3). Sowie anderseits die Liebe der Beweis ist, daß der Mensch aus Gott geboren ist und ihn erkennt (1. Joh. 4, 7; 3, 9; 5, 18).

Zwei Gesichtspunkte möchte ich hier hervorkehren, um zu zeigen, warum dem so ist, warum des Glaubens Kraft sich in der Liebe vollenden muß.

Im Glauben vollzieht sich, wie wir sahen, eine persönliche Wiedervereinigung des Menschen mit Gott, der Quelle des Lichtes und des Lebens. Gottes Geist, jetzt näher bestimmt als der heilige Geist des neuen Bundes, das heißt als der Geist der Wiedergeburt und des neuen Lebens, der nun auch die Kräfte der Versöhnung wie der Verherrlichung Christi (Joh. 7, 39) in sich trägt, offenbart sich in dem Glaubenden, wird wirksam, ja wohnt in ihm (Röm. 8, 9; 2. Tim. 1, 14; Jak. 4, 5.) Dieser Geist ist nun das Mittel unsrer Umbildung, unsrer allmählichen Umgestaltung in das Bild Christi und Gottes. Man hört häufig, unsre Errettung, unsre Versöhnung sei das Ziel des Werkes Christi. Gewiß ist die Errettung vor allem not, doch ist dieser Begriff nach der Schrift zur Darstellung des ganzen Inhaltes des Werkes Jesu nicht ausreichend. Errettung ist zunächst ein negativer Begriff, er bedeutet Losmachung, nämlich von der Macht der Sünde, von der Gewalt der Finsternis und des Todes. Es handelt sich im Evangelium aber um etwas Positives, Reales, nicht nur um eine göttliche Zurechnung, sondern um eine neue Lebensgestaltung. Man hat mit Recht gesagt, das Evangelium zeigt uns nicht nur, wie wir selig sterben, sondern auch wie wir wahrhaft glücklich leben können. Unsre Errettung, unsre Versöhnung in Christo ist — wie auch der Tod Jesu im Blick auf seine himmlische Verherrlichung — nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Was ist denn der eigentliche Zweck,



das Ziel Gottes mit den Menschen? Schon ursprünglich sind wir zum Bilde Gottes geschaffen, und alle Werke und Offenbarungen Gottes müssen daher darauf gerichtet sein, dieses Ziel zu erreichen und zu verwirklichen. Paulus sagt, daß wir in Christo Erstgeborene der Kreaturen (Röm. 8, 23; vgl. Jak. 1, 18), daß wir etwas werden sollen zum Preise der Herrlichkeit Gottes (Ephes. 1, 6. 12; Phil. 1, 11; vgl. 1. Petri 5, 10 u. a.). Petrus drückt denselben Gedanken mit dem kühnen, weittragenden Worte aus, daß wir in Christo „göttlicher Natur wieder teilhaftig“ werden sollen (2. Petri 1, 4). Was heißt das?

Was ist Gottes Wesen und ewige Natur? Nicht mit metaphysischen Erörterungen, sondern mit einem ebenso klaren wie tiefsinnigen Ausspruch antwortet darauf die heilige Schrift: „Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm (1. Joh. 4, 16).“ Die Gesinnung der Liebe und der Wandel in ihr ist also der Erweis, daß wir in Jesu wieder göttlicher Natur teilhaftig geworden, daß wir aus Gott geboren sind (1. Joh. 4, 7). Wo es sich um die Rechtfertigung des Sünders vor Gott handelt, kommt die Liebe, unsrerseits wenigstens, nicht in Betracht; für das neue Leben aber, für unsere Heiligung ist die Liebe die entscheidende, alles beherrschende Grundkraft. Schon in den ältesten Zeiten der Kirche war die Liebe der Gläubigen untereinander der Gegenstand der Verwunderung und des Staunens für die sie umgebende Heidenwelt; und bis auf den heutigen Tag ist das Maß selbstverleugnender Liebe, das aus der Gesinnung und dem Wandel eines Christen hervorleuchtet, das unmittelbare Maß seiner Wertschätzung vor Gott, vor den Brüdern und vor der Welt.

Habe ich mit dieser Darlegung das Verhältnis von Glaube und Liebe, ich hoffe genügend, schriftgemäß und bestimmt gekennzeichnet, so erübrigt zur Erledigung des aufgestellten Themas doch noch, einer weiteren Gedankenreihe in kurzen Zügen unsre Betrachtung zu schenken. Bisher haben wir nur ersehen, daß die Liebe der Beweis des Glaubens ist. Wir sollen aber auch zeigen, daß des Glaubens Kraft sich in der Liebe vollendet, d. h. völlig, perfekt wird: is perfected in love, heißt es in der englischen Uebertragung. Es liegt darin nicht nur, daß der lebendige Glaube in der Liebe seinen entsprechenden, notwendigen Ausdruck findet, sondern noch ein Weiteres. — Etwas vervollkommnen, nach einem bestimmten Ziele hin zu einem Abschluß, zu einer gewissen Vollendung zu bringen, setzt eine Entwicklung voraus. Nur durch Uebung, nur durch fortgesetzte Ueberwindung von Schwierigkeiten und Hemmnissen gelangen wir, wie in jedem Gewerbe, in jeder Kunst oder Wissenschaft, zu einer gewissen Vollendung und Meisterschaft. Es ist nicht anders im Blick auf die Aufgaben und die Entwicklung unsres inneren Lebens. Wir beginnen, wenn des Glaubens Kraft in uns rege geworden ist, alle als Lehrlinge oder Lehrschüler oder, wie der Apostel es bezeichnet, als Kinder, denen zunächst Milch not ist, aber nicht, um Kinder an Verständnis und an Erfahrung zu bleiben, sondern um starke Speise vertragen zu lernen, um heranzuwachsen zu dem vollkommenen Mannesalter in Christo (1. Kor. 3, 2; Hebr. 5, 12; Eph. 4, 13). Die Erweckung, selbst die Bekehrung eines Menschen kann sich unter Umständen rasch, ja plötzlich, wie in einem Nu vollziehen. Nimmermehr aber, wenn man dies in neueren Zeiten auch da und dort bedenklicherweise behauptet hat, unsre Heiligung. Das widerspräche dem Begriffe des Lebens. Die Heiligung aber ist ja nichts andres, als die Ausgestaltung des neuen Lebens im Gläubigen. Wie im Naturleben das Reis, das ich heute pflanze, morgen noch nicht zu einem fruchttragenden Baume geworden ist, wie der Ackersmann, der heute säet, erst im Herbst die vollen Aehren erntet, so hat auch das Geistesleben des Menschen, so hat auch das innere Leben des Christen seine Entwicklungsphasen und bestimmten Gesetze des Wachstums. Ist die Liebe der Erweis, die Grundkraft des Glaubenslebens, so muß dies Gesetz des Wachstums auch von ihr gelten. Sie kann nur allmählich, unter täglichen Uebungen, im Kampfe mit der natürlichen Selbstsucht in uns und um uns, unter Fallen und Aufstehen, ja wohl auch unter vielen für die Entwicklung des neuen Lebens nicht entbehrlichen Leidens-

wegen perfekt werden, d. h. sich zur Grundkraft unsrer Gesinnung und unsres inneren Lebens gestalten und vollenden. Die Liebe ist also nicht nur die beste und edelste Gabe, die uns gegeben, sie ist zugleich die höchste Aufgabe, die uns gestellt ist. Gabe und Aufgabe bedingen sich ja jederzeit.

Nun ist es aber eine Thatsache, die zu allen Zeiten in der christlichen Kirche bald mehr bald minder, die auch heute offen in die Erscheinung tritt, daß auch da, wo Glaubenssinn vorhanden, das Maß der Liebe, mit dem der Glaube seine Kraft beweist, ein sehr verschiedenes, oft noch ein recht spärliches ist. Wie viele Perioden in der Geschichte der Kirche gewahren wir, wo sich nicht wider die Macht der Sünde und des gottlosens Wesens, nicht für die Wahrung und Verteidigung der Glaubenswahrheiten des Heils, sondern über theologische oder gar philosophische Spekulationen, über die Aufsätze der Aeltesten ein brennender Glaubenseifer entzündet, mit fleischlichen Herrschergelüsten sich verbündet, mit Feuer und Schwert alle Andersdenkenden fanatisch verfolgt hat; von Inquisition, von Hexenprozessen und andern Ausgeburten ungöttlichen Sinnes ganz zu schweigen. Orthodoxer Pharisäismus hat leider zu allen Zeiten und mehr oder minder in allen Kirchenparteien oftmals eine traurige und verhängnisvolle Rolle gespielt, und die Welt hat jederzeit, oft mit Schadenfreude, auf den klaffenden Gegensatz zwischen solchen Erscheinungen und dem Anspruche, daß das Christentum die Religion der Liebe sei, hingewiesen. Woher diese Erscheinungen? Woher so oft auch im Leben des einzelnen Christen dieser Gegensatz zwischen Glaubenseifer und Bezeugung des Glaubenseifers in der Liebe? Man könnte antworten, die große, unbekehrte Menge hat zu allen Zeiten das freimachende Evangelium nur als eine neue Gesetzesreligion verstanden, und sie kann es im Grunde auch gar nicht anders, da der natürliche Mensch vom Geiste Gottes nichts vernimmt (1. Kor. 2, 14). Wenn aber die Wächter des Heiligtums ihnen in den Gelüsten fleischlichen Eifers vorangegangen sind und vorangehen? Dann ist es ein Zeugnis, daß auch sie die geistliche Art des Evangeliums Christi mißkannt, daß sie nicht erkannt haben, daß die Kraft des Glaubens sich in der Liebe beweisen und vollenden müsse. Dann ist es ein Zeugnis, daß diese Wahrheit nicht ernst, nicht oft genug auch in unsern Tagen von allen Kindern Gottes in Wort und vor allem im Vorbilde, in der That verkündigt werden kann. Es gilt die Mühe und Anstrengung ernster Selbstzucht und Selbstverleugnung, auf daß dieses Zeugnis laut und vor aller Welt sichtbar sich in unsern Tagen kundgebe. Wir Schriftgelehrte und Träger des geistlichen Amtes sind zu solchem Zeugnis vor allen berufen. Um es recht zu geben, ist aber vor allem auch not, daß der orthodoxe Pharisäer in uns in Kraft der Liebe Jesu wahrhaft ertötet sei. Manche große Gefahr bedroht heute nicht nur die Sache des Reiches Gottes, nicht nur einzelne Völker, sondern unser gesamtes Kulturleben. Man sagt mit Recht, nur das praktische Christentum, d. h. der Glaube, der in der Liebe thätig ist, könne sie in ihrer zerstörenden Kraft fernhalten und überwinden. Aber auch für jeden einzelnen Christen liegt hier eine ernste, gewichtige und lohnende Aufgabe vor. Wir haben wohl alle manchmal die Erfahrung gemacht: von dem, was ich im Eifer, wenn auch in wohlgemeintem Glaubenseifer, gethan, hat manches nicht bald gegrünt, aber diese Erfahrung blieb uns erspart, wenn wir dem Gebote der Liebe gefolgt sind.

Doch einen letzten Ausblick muß ich der Erörterung meines Themas noch hinzufügen. Ich habe zu zeigen versucht, daß die Liebe der Beweis des Glaubens und ihre Darstellung daher die höchste Aufgabe unsers innern Lebens sei. Alle Aufgaben desselben werden hienieden aber von uns nicht in dem Maße der Vollkommenheit, sondern nur mehr oder minder annähernd gelöst. Zwar müssen Kräfte des ewigen Lebens hier schon in uns offenbar und wirksam werden, denn niemand wird des ewigen Lebens teilhaftig, der nicht schon auf Erden Kräfte des ewigen Lebens empfangen hat. Es ist im Grundblick jedes wahrhaften Christen, Zeit und Ewigkeit in eins zu fassen, die irdischen Dinge als phänomenal, erscheinend, vorübergehend, die himmlischen als real, als bleibend zu erkennen. Eben darum liegt das Ziel des Christen, seines Weges und seiner Vollendung nicht in dieser Welt, sondern in einer kommenden, zukünftigen. Wir säen hier, oft in Streit und unter Thränen, um dort im Lichte mit Freuden zu ernten. So wird auch die Liebe, das Grundgesetz des neuen Lebens, als solches erst in der Ewigkeit zu seiner vollendeten Darstellung gelangen. Und sie vor allem andern recht eigentlich. Der Apostel sagt uns, daß die Liebe allein bleibe, wenn alles andre vergeht, wenn selbst Glaube und Hoffnung aufhören werden. Dann werden, bemerkt der Apostel, auch die Sprachen aufhören. Glücklicherweise, möchte ich sagen, der Unterschied der Sprachen, der in dieser Welt oft so empfindlich den lebendigen Ausdruck der Gemeinschaft wo nicht hindert, doch aufhält und erschwert. Drummond sagt schön und treffend: „Liebe ist die wahre Volkssprache, Liebe ist eigentlich die Muttersprache aller Menschen.“ Hier in dieser Welt schon geistlich wahr, wird dies Wort in der Vollendung leibhaftig sich erfüllen. Dann werden oben noch eine Menge neuer, uns jetzt noch verschlossener Tiefen und Eigenschaften der Liebe sich uns aufschließen, alle Erkenntnis, alle Rede, alle Lebensbewegung in Geist und Kraft wird dann von ihr durchdrungen sein. Der Grund, warum allein die Liebe bleibe, ist nicht schwer zu erkennen. Handelt es sich bei der Welterlösung um die Wiedervereinigung des Menschen mit Gott, so kann die Weltvollendung nichts andres sein, als die Darstellung dieses nun vollendeten Gemeinschaftsverhältnisses. Ist aber das Grundwesen Gottes in dem Worte ausgesprochen: „Gott ist Liebe,“ so kann die selige Ewigkeit nichts andres sein, als die ungehinderte, vollendete Darstellung der Liebe Gottes in und an der gesamten, geretteten Kreatur. Das Leben in einem Lichte, das unvergänglich ist, findet dann seinen ewigen und unerschöpflichen Inhalt in einer ununterbrochenen Liebesbewegung, die von Gott auf alle Kreaturen mit friedevoller Wärme ausstrahlt und die Reigen der Seligen in ungetrübter und heiliger Gemeinschaft verbindet. Dann hat sich in Wahrheit des Glaubens Kraft an und in allen Erretteten in der Liebe vollendet.

## Noch einmal in Sachen der Evangelischen Allianz

Auf die erneute Klage, die gegen die Allianz in Nr. 31 der Christlichen Welt erhoben ist, sei es mir nach meiner Rückkehr vom Urlaub noch gestattet, zu erwiedern, daß die Allianz in einer bald fünfzigjährigen Geschichte eine Reihe der klarsten Zeugnisse über ihre Ziele abgelegt hat, denen sie noch heute treu ist. Sie muß daher dagegen Einspruch erheben, sich aus einzelnen Zeitungsberichten oder lokalen und ephemeren Wahrnehmungen beurteilen zu lassen. Betreffs der Florentiner Versammlung verweist sie auf den Bericht des unterzeichneten Sekretärs, den derselbe im Architektenhause zu Berlin im Mai d. J. gehalten hat. Dieser gedruckte Bericht ist der deutschen Presse übersandt und auch Herrn Generalsuperintendenten Kaftan inzwischen zugänglich gemacht worden. Ich darf hoffen, daß derselbe aus diesem Schriftstück anderweitige Einsicht über die Allianz gewonnen hat, besonders darüber, daß die Allianz nie daran gedacht hat, eine höhere Einheit der Kirchen bilden zu wollen, da sie weder ein System noch ein organischer Körper sein kann, nicht minder darüber, daß sie ausdrücklich ablehnt, ein neues Bekenntnis formuliren oder vorbereiten zu wollen. Die eignen Dokumente der Allianz dürften das Anrecht haben, berücksichtigt zu werden, wenn Urteile über sie gefällt werden.

Wenn meine Schlußfolgerung in Nr. 37 d. Bl. kategorisch als „falsch“ bezeichnet wird, so halte ich sie in allen Stücken als richtig aufrecht. Weil wir auch Christen andrer Denominationen achten und dulden wollen, können wir keiner Denomination wehren, sich auszubreiten — nur daß es nicht durch gehässige oder beleidigende Propaganda geschehe. Diese widerspricht dem Wesen der Allianz und wird von ihr gerügt. Für gefällige Mitteilung solcher Ausschreitungen sind wir dankbar und werden wir, falls sie von unsern Mitgliedern ausgehen sollten, Vermahnung eintreten lassen.*)

Baumann

*) Herr Generalsuperintendent D. Kaftan hat auf eine fernere Erwiederung seinerseits verzichtet. D H

# Das Ende des Falles Klein?

## Ein Appell an das Gewissen des Breslauer Konsistoriums

In ihrer Nummer 183 vom 21. April d. J. erregte zuerst die Kreuzzeitung durch einen flammenden Artikel „Gerechtigkeit!" die Gemüter für den Fall Klein. Unter dem 14. Mai berichtete unser Blatt in seiner Nummer 20 zu derselben Sache über „die Lahmlegung der sozialen Liebesthätigkeit eines evangelischen Geistlichen." Am 29. Mai beschloß der Evangelisch-soziale Kongreß, sich des hartgeschmähten Mannes in folgender Resolution anzunehmen:

Der Evangelisch-soziale Kongreß wolle beschließen: In Erwägung, 1. daß die kirchlichen Behörden Preußens wiederholt ihre Geistlichen ermahnt haben, sich in sozialer Liebesthätigkeit der Not des Volkes anzunehmen; 2. daß die von Pastor Klein zu Reinerz im letzten Winter zur Abwendung von Notständen in schlesischen Weberbezirken entfaltete Wirksamkeit (Sammlung von Geldmitteln, Einrichtung einer Volksküche, einer Naturalverpflegungsstation und dergl.) sich dem öffentlichen Bewußtsein als eine derartige Liebesthätigkeit dargestellt hat; 3. daß demzufolge die Verfügung des königl. Landratsamts zu Glatz vom 17. März d. J., die den Lehrern und Gemeindevorstehern bei disziplinarischer Strafe jede Mithilfe bei der Thätigkeit Kleins untersagte, die evangelische Bevölkerung befremdet und in eine unleugbare Erregung versetzt hat: spricht der Evangelisch-soziale Kongreß den leitenden Organen im Königreich Preußen gegenüber das Vertrauen aus, daß a) diese Angelegenheit eingehend geprüft und gegebenen Falls das Werk des Pastors Klein, sowie das Interesse der evangelischen Kirche um so nachdrücklicher geschützt werde, je mehr es sich als richtig herausstellen sollte, daß jene Liebesthätigkeit ohne Einmischung von Propagandatendenzen unterschiedslos auf alle Bedrängte auch andern Bekenntnisses sich erstreckt hat, und daß b) das Ergebnis dieser Prüfung der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werde.

Seitdem ist nichts mehr über diesen Fall, für den das Interesse weiter Kreise noch so lebhaft ist wie je, in die Oeffentlichkeit gedrungen. Soll die in obiger Resolution ausgesprochene zweite Bitte nicht erfüllt werden? Oder haben die Untersuchungen über den Fall noch zu keinem Ergebnis geführt? Oder scheut etwa der Gang der Untersuchung das Licht des Tages?

Jedenfalls läßt schon die Langsamkeit und die Heimlichkeit der Untersuchung einer Sache, die die wichtigsten Lebensfragen unsrer Kirche und Zeit berührt, erkennen, daß die beteiligten Behörden auch nicht mit einem Tropfen modernen Oels gesalbt sind. Warum diese Geheimniskrämerei? Warum dieses ängstliche Schweigen? Hat die Regierung ein gutes Gewissen, so muß ihr doch wahrlich daran liegen, daß die Oeffentlichkeit über jeden Schritt, den sie thut, um das gegebene Aergernis aus dem Wege zu räumen, aufgeklärt wird. Und noch unentschuldbarer ist die Langsamkeit des Vorgehens. Es sollte das Breslauer Konsistorium doch auch den Schein vermeiden, als wäre ihm nichts daran gelegen, daß die darbende Bevölkerung von Reinerz und Rückers nun schon solange von den Segnungen der Kleinschen Liebesthätigkeit — denn so schätzen wir sie — ausgeschlossen ist. Soll die Sozialdemokratie erst Feuer dahinter machen, indem sie zeigt, daß die bestehenden Ordnungen wirklich zu träge und zu morsch sind, um die sozialen Notstände abzustellen?

Nicht auf dem erwünschtesten Wege, nämlich durch das Konsistorium, auch nicht durch Pastor Klein selbst, den man unerhörterweise zum Schweigen gezwungen hat, aber auf den andern tausend Wegen, die Frau Fama zu finden pflegt, ist inzwischen doch eine Reihe von Thatsachen an die Oeffentlichkeit gedrungen, die geeignet sind, die für eine kirchliche Behörde denkbar schwerste Anklage gegen das schlesische Konsistorium zu begründen, nämlich die auf Preisgebung und Verleugnung christlicher Lebensinteressen.

Um nur das Zuverlässigste mitzuteilen: erstens hat das Konsistorium dem Pastor Klein Ende Juli oder Anfang August einen Verweis erteilt: das ist nach dem Disziplinargesetz vom 16. Juli 1886 § 7 die zweite in der Reihenfolge der sechs Disziplinarstrafen! Zweitens hat die königl. Regierung in Breslau am 12. September in Reinerz eine Konferenz abhalten lassen, in der von Pastor Klein die Auslieferung der von ihm gesammelten Gaben an die beiden ihm feindlichen Notstandskommissionen Reinerz und Rückers verlangt worden ist. Dies Verlangen ist von dem Superintendenturverweser Wittenhagen auf Anordnung des Konsistoriums unterstützt worden. Pastor Klein aber hat sich geweigert, ihm stattzugeben, da er die Verfügung über die ihm allein anvertrauten Gelder schon vorher einer von ihm gebildeten, aus hochangesehenen Gliedern des Kreises bestehenden Kontrollkommission übertragen hatte.

Diese beiden Thatsachen stehen fest. Hält man sie zusammen und fügt noch hinzu, daß die soziale Thätigkeit Kleins immer noch niedergehalten und er, der für seine Person und für seine Sache allen Grund hat, sich zu verteidigen, zum Schweigen verurteilt ist, so kann man der Erkenntnis nicht mehr ausweichen, daß das Breslauer Konsistorium, statt den Pastor Klein zu schützen und seine Arbeit zu fördern, ihn im Verein mit der Breslauer Regierung unterdrückt und mißhandelt hat.

Wenn die Gustav-Adolf-Versammlung in Görlitz, als sie sich von den Herren Stolzmann und Erdmann feiern ließ und sie ihrerseits feierte, eine Ahnung besessen hätte von der Art, wie diese Herren einen Diasporapfarrer, der auf ihren Schutz vor Gott und Menschen ein Recht hat, preiszugeben imstande sind!

Aber es handelt sich für uns nicht um Kleins Person. Wir haben eine schwerere Anklage erhoben als die Preisgebung eines Geistlichen.

Unsre Leser wissen, daß wir keinem Kirchenregiment irgend grundsätzliche oder faktiöse Opposition machen, daß uns überhaupt nichts ferner liegt, als zu schelten und zu krakehlen. Vielleicht macht es darum doch einigen Eindruck auf das Breslauer Konsistorium, wenn wir in letzter Stunde noch einmal unsre Stimme erheben, vor einer Erledigung der Kleinschen Sache zu warnen, durch die es als jeglichen kirchlichen Geistes und Verständnisses bar vor allen kirchlich Empfindenden bloßgestellt werden muß. Nach unsrer ganzen Kenntnis der Sachlage liegt hier der Fall vor, daß eine kirchliche Behörde, das Breslauer Konsistorium, ohne jedes Gewissensbedenken und ohne den geringsten Versuch einer andern Haltung dienstfertig seine Hand dazu bietet, staatsbehördlichen bureaukratischen Rücksichten zuliebe die Ausübung christlichen Liebeswerkes und den Einfluß der Kirche auf das Volk zu unterbinden.

Ein so scharfes Wort sind wir verpflichtet, noch eingehender zu rechtfertigen.

Wieder und wieder haben wir, als wir die erste Nachricht von dem Klein erteilten Verweise erhielten, geprüft, ob die von ihm in die Welt gesandten Schilderungen des Weberelendes und die auf Grund davon gemachten Mitteilungen in den Zeitungen, auch in unserm Blatte, irgendwelchen Anlaß zu einem Vorgehen gegen ihren Urheber bieten dürften. Wir haben keinen gefunden. Auf unsrer Suche sind uns in diesen Schilderungen nur drei Unrichtigkeiten aufgestoßen, über deren Bedeutung wir getrost unsern Lesern das Urteil überlassen. Es sind folgende:

1. In der Christlichen Welt Nr. 20, Sp. 467 war gesagt worden, daß die jährliche Armenunterstützung des Reinerzer Stadthaushaltplans 500 Mark betrage. Dazu kommen aber in Wahrheit noch 500 Mark für auswärtige Kranke!

2. In dem eingangs erwähnten Artikel der Kreuzzeitung „Gerechtigkeit" heißt es: „Sicherm Vernehmen nach sollen jetzt auch etliche Beamte in Reinerz wegen ihrer Beteiligung an Kleins Agitation strafversetzt werden." In Wahrheit ist schließlich nur einer, ein Postmeister, von diesem harten und ungerechten Schicksal betroffen.

3. In demselben Aufsatze ist auch gesagt, daß „die königliche Regierung seit Jahrzehnten noch nichts gethan habe." Auch dies ist, wenn man die Worte preßt, nicht genau. Denn die Regierung hat ja die 1890 dem Verkehr übergebene Eisenbahn Glatz-Rückers gebaut. Freilich geht sie nur gerade bis an die Grenze des notleidenden Bezirks, aber es ist doch „etwas," wenn auch vielleicht — etwas wenig. Und dann ist ja auch noch eine neue Kreischaussee bis Reinerz selbst angelegt. Allerdings hat sie der Kreis gebaut, aber die königliche Regierung hat wohl das Verdienst daran, die Erlaubnis dazu gegeben zu haben.

Das sind die einzigen, aber auch die einzigen Unrichtigkeiten, die wir in den Preßäußerungen, die für Klein einge-

treten sind, gefunden haben. Insbesondre hat sich uns das, was unser Artikel in Nr. 20 ausgeführt hat, Punkt für Punkt bestätigt. Unsre Leser dürfen mit ihrem Urteil getrost weiter auf den dort mitgeteilten Thatsachen fußen. Was immer über den Notstand gesagt und geschrieben ist, wird zur Genüge durch die Protokolle der amtlichen Notstandskommissionen (vgl. Nr. 21, Sp. 495 f.), durch ein Schreiben des Bürgermeisters Dengler, also des Hauptgegners Kleins, an die Vossische Zeitung vom 22. Januar d. J., sowie noch stärker schon 1884 in seiner Broschüre „Notwendigkeit einer Eisenbahnlinie Glatz-Reinerz-Nachod," und durch den vom vormaligen Landrat des Kreises verfaßten und mitunterzeichneten Notstandsaufruf vom 20. Februar d. J. vollinhaltlich erhärtet. Auch der Ton jener Preßäußerungen ist keineswegs ein gegen die Regierung feindseliger oder agitatorischer gewesen.

So können wir auch in den von Klein herrührenden Schilderungen keinen genügenden Grund zur Rechtfertigung des Verfahrens gegen ihn entdecken. Daß er in dem von der „Gartenlaube" erbetenen Artikel das Weberelend nicht bloß durch trockene Anführung von Zahlen, sondern durch Zeichnung packender Bilder aus dem Leben dargestellt hat, verlangte der Charakter eines solchen Unterhaltungsblattes, und ist doch kein Vergehen.

Warum also, fragen wir nochmals, warum hat man den Pastor Klein in Reinerz bei seinen Bemühungen um Linderung des Notstandes gehemmt und gehindert? Weshalb hat man ihm einen Verweis erteilt? Oder hat man dem Verweise vielleicht eine Belobigung hinzugefügt? Denn Entdeckung von Notständen und Einrichtung einer Abhilfe war es recht eigentlich, was die Männer geleistet haben, die die Geschichte der inneren Mission preist. Jedenfalls, da von keiner Seite ein Vorwurf gegen Kleins Verwaltung der Gelder erhoben ist, da der Vorwurf der „wilden und regellosen Armenpflege," den der katholische Arzt Dr. Schubert gegen Klein früher erhoben hat, durch die einmütige Erklärung von achtzehn Gemeindevorstehern widerlegt ist — über das alles hat schon unser Aufsatz vom 14. Mai ausführlich berichtet —, da Klein auch nichts in der Ausübung seiner nächsten Amtspflichten versäumt hat und der zunehmende Abendmahlsbesuch in seiner Gemeinde beweist, daß er ihr ein treuer Hirte ist: so steht man vor einem Rätsel. Dieses gestattet leider nur Eine Lösung: *das Breslauer Konsistorium mitsamt der Breslauer Regierung ist der Ansicht, jegliche ernste persönliche Bekümmerung des Geistlichen um die Hebung der materiellen Lage seiner Gemeindeglieder, geschweige des weitern Kreises seiner Umgebung, jedes eigne Urteil über ihre soziale Lage sei vom Uebel und müsse unterdrückt werden.* Hierin liegt die prinzipielle Bedeutung des Falles. Wie viel ist die Frage verhandelt worden, ob der Geistliche berechtigt oder verpflichtet sei, sich auch über die wirtschaftlichen Fragen ein Urteil zu bilden: gerade der Fall Klein beweist, daß der Geistliche unter Umständen gar nicht anders kann, wenn er wirklich ein Bote des Evangeliums sein will.

Die materielle Lage der Weber in seinem Bezirke war derart, daß, wer hier nur predigte von der inneren Seligkeit des Christenstandes, ohne zugleich die Hände zur Hilfe zu regen, nicht das ganze, lautere Evangelium verkündigte. Hier war der Beweis der Gesinnung der Nächstenliebe die einzige wirksame Predigt. Wer den hindert, hindert das Evangelium selbst und tritt den notwendigsten Lebensäußerungen der Kirche in den Weg. *Diese Schuld hat das Breslauer Konsistorium auf sich geladen*, und wenn es nicht überhaupt gleichgiltig ist gegen einen Appell an sein christliches Gewissen, so muß es schleunigst versuchen, sich zu rechtfertigen oder noch gutzumachen, was es gefehlt hat.

Wir müssen auf Grund unsrer Kenntnis der Sache fast fürchten, daß das Breslauer Konsistorium diesem großen christlichen und kirchlichen Gesichtspunkte keinen Einfluß auf seine Erwägungen gestatten wird. Vielleicht macht ein *kirchenpolitischer* Vorhalt eher Eindruck. Das Konsistorium hat offenbar lokalen und provinzialen Behörden damit einen Dienst gethan, daß es deren Versäumnisse und die dadurch verursachten und verewigten Notstände zudecken half. Vom Standpunkte einer höhern Staatsraison aber kann man sein Verhalten als höchst „inopportun" beurteilen. Denn was kann es angesichts der Gesamtlage der preußischen Kirchenpolitik Unzeitgemäßeres geben, als wenn das Konsistorium den Gegnern des staatlichen Kirchenregiments, den Gegnern der Konsistorialverfassung einen so schlagenden Beweis für die Unerträglichkeit der engen Verbindung von Staat und Kirche in die Hand giebt? Sieht denn das Breslauer Konsistorium nicht, welche Wirkung sein Verhalten auf die Parteiverhältnisse der preußischen Landeskirche ausüben muß? Daß dieser Fall, öffentlich bekannt geworden, was ja unvermeidlich bleibt, nur der von den Konsistorialen so gehaßten Hammersteinschen Bewegung zu gute kommen wird? Das ist ja als sicher vorauszusehen, daß die nächste preußische Generalsynode mit erdrückender Majorität die Hammersteinschen Forderungen zu den ihrigen machen wird. Und solchen Erlebnissen gegenüber kann kein aufrichtiger Freund der Kirche sich der Einsicht verschließen, daß es der Kirche in Preußen in der That an der nötigen „Freiheit und Selbständigkeit" fehlt. Man täusche sich nicht, selbst bis in die Reihen der Evangelischen Vereinigung und der Liberalen hinein ist die Sympathie für die Losung: *Weg mit dem Juristenregiment in der Kirche!* unter allerhand bösen Mißgriffen der preußischen Bureaukratie in der Kirchenleitung bedeutend gewachsen. Unsre nähern Freunde in der preußischen Landeskirche sind keine Anhänger dieser Reformgedanken, wir haben nach wie vor gegen die Hammersteinsche Bewegung als Ganzes unsre ernsten christlichen Bedenken: aber lieber wollen wir uns mit dem Hammersteinschen Programm befreunden, als solch ein Kirchenregiment verteidigen. Die Konsistorialverfassung verliert ihre Berechtigung, wo die Konsistorien den Beweis der That dafür schuldig bleiben, daß sie zum Segen der Kirche wenigstens wirken *wollen*, vielmehr ungescheut ihre Macht zu einer Knebelung des christlichen Lebens mißbrauchen! Nicht den hierarchischen Gelüsten der Pastoren, nicht einer verkehrten dogmatischen Doktrin vom Wesen des geistlichen Amtes, nein, dem Kirchenregiment selbst wird die Verantwortung zufallen, wenn die sogenannten Hammersteinschen Ideen siegreich vorwärtsdringen.



Dem tiefer blickenden Beobachter ergiebt sich aus dem Falle Klein freilich etwas ganz andres, als die Notwendigkeit der Hammersteinschen Reform; er wird einsehen, daß hier keine Aenderung der Kirchenverfassung hilft, daß der Schade tiefer sitzt, nicht in den Gesetzesparagraphen, sondern in den *Männern*. Was hätte es denn im vorliegenden Falle genützt, wenn Herr D. Erdmann Bischof von Schlesien und Herr Wittenhagen Superintendent mit dem Range der Räte zweiter Klasse gewesen wären? Wo liegt die Bürgschaft, daß sie anders verfahren hätten? Vielmehr gerade sie tragen die Hauptschuld an dem Verhalten des Kirchenregiments gegen Klein. Hätten Generalsuperintendent und Superintendenturverweser den Mut gehabt, ihre Person einzusetzen und sich entschlossen dem Ansinnen der Königlichen Regierung widersetzt, wie das ihre Pflicht war, die Sache wäre sicherlich ganz anders verlaufen. *Der Mangel ist nicht, daß der Staat in der Kirche herrscht, sondern daß die Welt in ihr soviel Macht hat.* An den Männern fehlt es, die bereit sind, ihr Alles dranzusetzen, daß Gottes Reich gebaut werde. Das ist eine furchtbar traurige Erkenntnis: die Kirche steht in der Gegenwart vor ungeheuern Aufgaben, und sie hat die Männer nicht, die Selbstverleugnung und Freimut genug besäßen, sie tapfer anzufassen. Oder wenn sie sie hat, so sitzen sie verborgen in einem Winkel. Wohl können sie auch da, im Lichte des Glaubens und der Ewigkeit angesehen, ebensoviel wirken, als wenn sie die höchsten Aemter bekleideten, aber für die *preußische Landeskirche* kann einem bange werden. Es ist ein offenes Geheimnis: in den leitenden Kreisen gilt nichts so hoch, als die farblose, graue Mittelmäßigkeit. Nur keine eignen Gedanken denken! Nur keine neuen, selbstgebahnten Wege gehen! Klein und Stöcker sind in gleicher Verdammnis wie Ziegler. Der Professor ist der beste, der „nichts geschrieben" hat, und der Pastor ist der beste, der „nichts gethan" hat. Steht es aber so um das preußische Kirchenregiment, so ist das ein Schade für das ganze protestan-

tische Deutschland. Denn als die größte unter den Landeskirchen wird die preußische immer einen erheblichen Einfluß zum Guten oder Bösen auf das Ganze ausüben. Gott sei Dank nur, daß wir keine Nationalkirche haben! Angesichts dieser Zustände können doch nur sonderbare Schwärmer sie ernstlich begehren. Nun Gott bessers! Er schenke Männer von protestantischem Mut an die Spitze der preußischen Kirche, die die Welt geringachten gegenüber der Liebe Gottes in Christo! —

Gerne wollen wir unsre Klagen und Befürchtungen Lügen strafen lassen, wenn der Fall Klein ein andres Ende nimmt, als wir vor Augen sehn. Geschieht das nicht, so werden keinerlei konsistoriale oder sonstige Erklärungen uns zum Weichen bringen, denn in der Hinsicht der Thatsachen haben wir festen Boden unter den Füßen. Was aber die gesamte kirchliche Presse einmütig mit uns fordern sollte, ist dies: daß das Breslauer Konsistorium die sämtlichen Akten in Sachen Kleins der Oeffentlichkeit übergiebt, oder daß es dem Pfarrer Klein befiehlt, dasselbe seinerseits zu thun. Staatsgeheimnisse würden dadurch nicht gefährdet und die Unschuld würde an den Tag kommen. R

## Das Trunksuchtsgesetz

In großen und kleinen Vereinsversammlungen, in großen und kleinen Blättern, überall, wohin man hört und sieht, wird das Reichsgesetz „zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke“ verhandelt. Dennoch müssen auch diese Blätter sich mit dem Gegenstande beschäftigen; er ist zu wichtig und liegt uns zu nahe, als daß wir mit verschränkten Armen den Parteien gleichgiltig zuschauen könnten. Die Leser dieser Zeitschrift einigt der Wunsch nach einem höhern, geistigern, sittlichern, christlichern Leben für uns und unser Volk: in dem Trachten und Ringen danach ist uns vielleicht nichts so sehr im Wege als die Verquickung unsers häuslichen und öffentlichen Lebens mit den Alkoholgetränken, dem Wirtshause und allem, was damit zusammenhängt. In Sachsen giebt es neben 20 800 Schenken und Branntweinverkaufsstellen nur 1450 Kirchen und Kapellen. Wenn man außerdem daran erinnert, wie viel Zeit im Jahre der deutsche Mann durchschnittlich dem Gottesdienste und wieviel dem Alkohol- und Wirtshausdienste widmet, so ist keine weitere Beweisführung nötig, um den Satz hinzustellen, daß auf eine Verminderung des Alkoholkonsums mit allen guten Mitteln hinzuarbeiten ist.

Da fragt es sich nun, ob staatliche Gesetze ein gutes Mittel sind, ob der „Staat“ eine Verbesserung der Sitten schaffen kann, und wenn er es kann, ob es seine Aufgabe, sein Recht ist, sittenbessernd einzugreifen. Damit treten wir in das Gebiet der Politik ein, und hier sind die verschiedensten Ansichten gestattet. Es sind nicht nur Alkoholinteressenten, nicht nur gewerbsmäßige Demagogen, die einer Bekämpfung der Trunksucht durch die Gesetzgebung grundsätzlich entgegen arbeiten. Wer wie Schreiber dieses einmal des Glaubens ist, daß die größtmögliche Freiheit das beste Heilmittel für alle Schäden, daß es für das Wohl der Menschheit am zuträglichsten ist, wenn die Wirksamkeit des Staates auf ein möglichst kleines Gebiet beschränkt bleibt, der muß auch dem Uebergreifen des Staates, d. h. der Büreaukratie und Polizei, in das Gebiet der Sittenverbesserung mißtrauisch oder feindlich gegenüberstehen. Der Urheber des vielberufenen Wortes, daß er England lieber frei als nüchtern sehen wolle, war Dr. Magee, ein sehr hervorragender Geistlicher, der vor einigen Monaten als Erzbischof von York gestorben ist. Aber solche radikale Individualisten sind in diesem Jahrzehnt, zumal in Deutschland, recht selten, und von ihnen geht der große Widerstand gegen das Trunksuchtsgesetz nicht gerade aus.

Auch würde der radikalste Individualist nicht notwendig ein Gegner des ganzen Gesetzentwurfes zu sein brauchen. Der Individualist verlangt Freiheit für den einzelnen Menschen gegenüber dem „Staate“ oder andern Körperschaften, aber er verlangt diese Freiheit doch immer nur für erwachsene, gesunde, normale Menschen, und für diese auch nur so lange, als sie ihre Mitmenschen an der Freiheit oder am Besitze nicht vergewaltigen. Für den Trunksüchtigen kann man ebenso wenig wie für den Blödsinnigen oder den an Verfolgungswahnsinn leidenden Geisteskranken volle Freiheit verlangen. Und wenn man den Erwachsenen das Recht lassen müßte, sich durch den Trunk zu ruiniren, so kann man dieses Recht doch den Kindern und jungen Burschen nicht zugestehen. Und wenn man den heimlichen Säufer, der sich in seiner Stube berauscht und dann seinen Rausch ausschläft, gewähren lassen muß, so lehrt doch der Individualismus nicht, daß dieser Säufer auch auf die Straße gehen, Lärm und Aergernis erregen, Schlägereien anfangen, Frau und Kinder mißhandeln dürfte. Der Gesetzentwurf verstößt in seinen meisten Bestimmungen nicht gegen die Grundsätze des Individualismus, schon deshalb nicht, weil jeder Gesetzgeber von vornherein mit der Thatsache rechnen muß, daß das deutsche Volk von der größten Freiheitsliebe erfüllt ist, sobald es sich um den geliebten Trunk handelt.

Aber wir leben in keinem nach individualistischen Grundsätzen eingerichteten Staate, darum kann auch ein Trunksuchtsgesetz nicht alle Freiheiten des Individuums beachten. Unsre Gemeinden sind z. B. verpflichtet, armen Familien den notdürftigsten Lebensunterhalt zu gewähren, auch denen, die durch den Trunk in die Not gekommen sind. Das Reich hat sich z. B. auch die Verpflichtung auferlegt, den Arbeitern bei Unfällen, in Krankheit und im hohen Alter beizustehen, selbst da, wo diese Arbeiter keine Hilfe nötig gehabt hätten, wenn sie stets nüchtern gelebt hätten. Wer der Gesamtheit solche Pflichten aufgebürdet wissen will, muß ihr auch die entsprechenden Rechte gewähren. Wenn ich mich in eine Lebensversicherung melde, so erkundigt sich ihr Vertreter, ob ich kein Trinker bin; Trinker werden zurückgewiesen. Der Staat ist eine Zwangsgesellschaft, er kann keinen Säufer aus seinem Verbande weisen, daher muß er andre Mittel haben, zu verhindern, daß die Trinker und Faulen nicht auf Kosten der mäßigen und fleißigen Menschen leben. Das haben die Gegner dieses Trunksuchtsgesetzes nie erwähnt, daß die Trinker meistens Schmarotzer am Staatskörper sind und daß der Staat bisher geradezu ein großes Unrecht begangen und das Laster unterstützt hat, indem er die Folgen des Lasters den guten Bürgern aufbürdete, indem er die Schmarotzer am Fleisch der Gesunden zehren ließ. Wer in seiner Freiheitsliebe soweit gehen will, daß der Säufer nach Belieben saufen darf, der muß zuerst verlangen, daß Staat und Gemeinden hinfort keinerlei Pflichten gegen die Trinker und ihre Familien mehr haben sollen.

Die große Gegnerschaft, die der Gesetzentwurf bisher gefunden hat, ist wohl weniger aus Liebe zur Freiheit, als aus Liebe zum Trunk und, bei den Brennern, Brauern, Wirten u. s. w., aus Liebe zum Gelde, das ja bekanntlich nicht stinkt, zu erklären. Ich will nicht sagen, daß alle Gegner dem Gesetze gelegentlich zu verfallen fürchten; aber sehr viele fühlen sich doch getroffen, indem der Entwurf den Genuß alkoholischer Getränke so ernst auffaßt. Ich weiß aus eigner Erfahrung, wie fatal es manchen Leuten ist, wenn die Vorliebe für Bier und Wein nicht als etwas Männliches, Natürliches, Schönes, sondern als etwas Bedenkliches und Unwürdiges hingestellt wird; manche haben eine Wut auf die Enthaltsamen, weil sie deren Gesinnung als einen Vorwurf gegen ihre geliebte Persönlichkeit aufnehmen: diese Charaktere sind von Natur gegen eine Beschäftigung der Gesetzgebung mit der ganzen Sache. Einwände gegen das Gesetz sind billig, wenn man sie wünscht. „Es ist ein Klassengesetz,“ ruft man aus und hat auf einmal Sympathie für den Schnaps des armen Mannes. Nur nebensächliche, leicht zu beseitigende Bestimmungen des Entwurfes sehen etwas nach Klassengesetz aus; daß der Branntwein härter angefaßt wird als die übrigen geistigen Getränke, kann doch nur ein Böswilliger aus seiner Eigenschaft als Arbeitergetränk erklären, statt aus seiner größern Giftigkeit für Körper und Seele. Andre wollen die Ehre Deutschlands gewahrt wissen: „Sind denn wir Deutschen auf einmal so lasterhaft geworden, daß wir unter Vormundschaft genommen werden müssen?“ Die so ausrufen, wissen nicht oder wollen nicht wissen, daß in den meisten zivilisirten Ländern die gleichen oder weitergehende Bestimmungen schon längst giltig sind, besonders in den Ländern, die als die freiesten

gelten. Wieder andre scheinen nicht zu wissen, daß auch für uns das Gesetz gar nicht viel Neues bietet; fast alle seine Forderungen und oft viel schärfere werden jetzt schon an die Bewohner der einzelnen Bundesstaaten oder der Provinzen, Kreise und Städte gestellt. Neu ist eigentlich nur die Entmündigung der Trunksüchtigen und ihre Verbringung in Trinkerheilanstalten, und gerade hiergegen ist sehr wenig Widerspruch erhoben. So schwer ist es auch, gegen diesen § 12 etwas vorzubringen, daß einige Zeitungen zu der Lüge ihre Zuflucht nehmen, Dr. Kahlbaum, der Besitzer der großen Nervenheilanstalt in Görlitz, habe die Trinkerheilanstalten für völlig wirkungslos erklärt. Ich habe mir von Herrn Dr. Kahlbaum ausdrücklich erklären lassen, daß man seinen Namen arg gemißbraucht hat.

Auf die einzelnen Bestimmungen des Gesetzentwurfes einzugehen, dazu ist hier nicht der Ort. Man braucht nicht für jeden Paragraphen zu sein, wenn man dem ganzen Gesetze Glück auf den Weg wünscht. Viele Verbesserungen sind nötig, aber auch leicht möglich. Ich habe an dem Bremer Mäßigkeitstage teilgenommen, wo der Vorstand acht Stunden, die öffentliche Versammlung fünf Stunden an dem Entwurfe beriet; auch diese Zeit reichte nicht aus, um auf alle Einzelheiten kurz einzugehen. Ich habe weiter Abänderungsvorschläge von einem halben hundert Mitgliedern des sächsischen Bezirksvereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke vor mir, nachdem ich tausend Fragebogen über den „Branntwein in Fabriken“ und den „Trunk auf dem Lande“ durchgelesen habe. Ich kann daher als Zeuge dienen, daß auch unter den eifrigsten Anhängern der Mäßigkeitsbestrebungen die Ansichten über die Einzelheiten dieses Entwurfes sehr weit auseinander gehen. Nur über die Hauptsache, daß auch der Staat an der Bekämpfung des Alkoholismus teilnehmen muß, und daß der vorliegende Entwurf als eine gute Grundlage zu einem Trunksuchtsgesetz dienen kann, sind wir einig.

Ein wichtiger Meinungsunterschied sei hier hervorgehoben. Es fragt sich, ob man die Trunksucht als Laster oder als Krankheit ansehen und demgemäß behandeln soll, oder wenn man sich für keins ausschließlich entscheidet, ob man sie mehr als Krankheit oder mehr als Laster betrachten will. Diese Fragen sind heute noch offen. Eine Anzahl meist jüngerer Aerzte hält und behandelt den Trinker nur als einen Kranken, einige Nichtärzte nur als einen Lasterhaften; die meisten Beurteiler halten ihn zugleich für einen Krankhaften und Lasterhaften und könnten nicht sagen, wo das Laster aufhört und die Krankheit anfängt. Es liegt auf der Hand, daß dieser prinzipielle Unterschied für die Gesetzgebung ungemein wichtig ist. Ist der Trunksüchtige ein Kranker, so kann er nicht bestraft werden, auch nicht wegen Verbrechen, die er im Rausche, der ja nur ein Folgezustand und Symptom seiner Krankheit ist, begangen hat; der Gesetzgeber kann mit ihm nichts andres anfangen, als ihn den Händen des Arztes zu überweisen. Ist dagegen die Trunksucht ein Laster, so ist auch der Säufer zu bestrafen, er ist für alle seine Handlungen verantwortlich, er gehört, wenn ihn der Staat nicht ganz seinem Schicksal überlassen will, in die Zwangsarbeitsanstalt oder in das Zuchthaus. Wie stellt sich der Gesetzentwurf zu dieser prinzipiellen Frage? Wie zu erwarten war, auf einen vermittelnden Standpunkt. Die sehr schwierige Frage nach der Verantwortlichkeit Berauschter hat man diesmal klugerweise unbehandelt gelassen, aber dennoch zeigt sich die Unsicherheit der Regierung darin, daß sie einmal die Trunksüchtigen in die Heilanstalt verweist, das andre mal die gewohnheitsmäßig dem Trunke Ergebenen, die sich öffentlich betrunken zeigen, mit Haft bestrafen will. Diese Halbheit des Gesetzes wird von den Aerzten stets angefochten werden. Der Arzt, der in dem Säufer nur den Unglücklichen, in neunzig Fällen unter hundert den erblich Belasteten sieht, wird stets wünschen, daß dieser Unglückliche schnell und ohne viele Umstände geheilt werde, und dem Juristen gram sein, der das langwierige Entmündigungsverfahren mit all seinen Unannehmlichkeiten erst haben will, währenddessen der Kranke kränker, vielleicht unheilbar wird und außer der Gesundheit Hab und Gut verschwendet. Sehr erwägenswert erscheint mir der Vorschlag eines befreundeten Arztes, wonach (wie in England) die Trunksüchtigen sich freiwillig zu einem einjährigen Verbleibe in einer Heilanstalt vor Gericht verpflichten können, und daß jedem Betroffenen von diesem Auswege Mitteilung zu machen ist, ehe das Entmündigungsverfahren beginnt.



Doch ich gerate wider Willen in Einzelheiten. Einen Segen des Gesetzes muß ich nennen, um nicht gar zu unvollständig zu sein. Es ist eine Schärfung des öffentlichen Gewissens. Schon heute, noch ehe es gilt, noch ehe seine Annahme außer Zweifel steht, hat es viel genützt. Es hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese böse Alkoholfrage gelenkt. Es hat die Zeitungsschreiber und manche andre gezwungen, diese Angelegenheiten ernst aufzufassen und nicht mehr im Tone der Witzblätter allein. Es ist für viele eine Mahnung gewesen, so hoffen wir zuversichtlich, sich zu fragen, ob sie den alkoholischen Getränken gegenüber die rechte Freiheit und Macht bewahrt haben. Das wird auch stets der Hauptnutzen des Gesetzes sein, daß es die Gewissen schärft, das Saufen in Mißkredit bringt. Wenn der Betrunkne später wegen öffentlichen Aergernisses mit Geld- oder Haftstrafe belegt wird, so ist ja fraglich, ob ihm das immer zu seiner Besserung dient; aber das ist außer Frage, daß eine so ernste Auffassung der Betrunkenheit durch die Gesetzgebung vielen Tausenden zu einer nützlichen Warnung und Besserung gereichen wird. Auch wenn das Gesetz gelten wird, werden die freie Thätigkeit der Einzelnen und Vereine das Beste in der Bekämpfung des Alkohols noch zu thun haben; aber ihre Arbeit wird dann leichter und erfolgreicher sein.*)

Bde

## Verschiedenes

**(Die metaphysische Grundlage des hierarchisch-jesuitischen und des sozialdemokratischen Systems und ihre Bekämpfung)** Von Julius Thikötter. Bremen, Rößler, 1891. 84 S. 1 Mk.

Das Schriftchen zerfällt in vier Abhandlungen, die der Verfasser in der litterarischen Gesellschaft zu Bremen vorgetragen hat: 1. die Verwandlung des Naturstaates in den Vernunftstaat nach Plato; 2. die Beherrschung des weltlichen Staates durch den Gottesstaat nach der Lehre der Hierarchie und der Jesuiten; 3. die Auflösung des Gewaltstaates in der freien Gesellschaft durch die Sozialdemokratie; 4. wie verwirklichen wir das reformatorische Lebensideal im Kampf gegen Hierarchie und Sozialdemokratie?

Es ist ein ebenso schätzbarer, wie origineller Beitrag zur brennendsten Frage des Tages, den uns der Verfasser geliefert hat, indem er also die Lehren der schwarzen und der roten Internationale und zwar auf ihre metaphysische Grundlage untersucht und ihre vielfache innere Verwandtschaft durch Vergleichung mit Plato ins Licht setzt. Er bleibt nicht stehen bei naheliegenden, mehr äußern Vergleichspunkten, bei den sozialdemokratischen Anklängen in den kommunistischen Einrichtungen des Platonischen Staates und den ähnlichen der Väter von Paraguay, überhaupt der sittlichen Würdigung des Privateigentums bei Plato wie von seiten der Hierarchie, dessen Aufgebung an beiden Orten den Auserwählten oder Vollkommnen, hier den Mönchen, dort den Genossen der beiden höhern Kasten auferlegt wird, sondern weist in überzeugender Weise nach, wie das mit schneidigster Konsequenz aus seiner Metaphysik abgeleitete Lebens- und Staatsideal des alten Plato gleichsam typisch ist für die von den hierarchischen und sozialdemokratischen Weltverbesserern in Aussicht genommene Neugestaltung der menschlichen Verhältnisse als erster Entwurf ihrer einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit bedeutenden idealen Gesellschaftsordnung, worin höchste Weisheit mit höchster Macht sich vereint zum Zwecke der Verwirklichung eines spekulativ oder anderweitig festgestellten höchsten Gutes.

Die ja mehrfach bemerkte frappante Uebereinstimmung der Platonischen Grundideen mit denen der mittelalterlichen Hierarchie, die in dem seit dem Vatikanum infalliblen Papsttum gipfelt, wird eingehend dargelegt. In der Ausbildung der letztern hat sich der Philosophen-

*) Seit lange lastet es mir als Unterlassungssünde auf dem Gewissen, daß ich unsre Leser nicht mehr für den Kampf gegen die Alkoholnot interessirt habe. Heute seien wenigstens einige Schriften kurz empfohlen: Martius, Handbuch der deutschen Trinker- und Trunksuchtsfrage. Ein Beitrag zur sozialen Reform. Gotha, Perthes. 392 S. 6 Mk. Bunge (Prof. der physiol. Chemie in Basel), Die Alkoholfrage. Leipzig, Vogel. 24 S. Tienken, Die Alkoholsitte der Gesellschaft. Gedanken eines Volksfreundes über das Trinken und die Trunksucht. Bremerhaven, Tienken. 18 S. 30 Pfg. Martius, Was sagt das Blaue Kreuz von sich selbst? Geschichte, Grundsätze und Praxis des Mäßigkeitsvereins vom Blauen Kreuz. Gotha, Perthes. 68 S. 40 Pfg. Böhmert, Die Reform der Geselligkeit und der Wirtshäuser. Volkswohlschriften 5. Leipzig, Duncker und Humblot. 24 S. 40 Pfg. Böhmert, Der Branntwein in Fabriken. Volkswohlschriften 7. 68 S. 1 Mk. v. Graisowsky, Der Trunk auf dem Lande im Königreich Sachsen. Volkswohlschriften 9. 49 S. 80 Pfg. Bode, Die Heilung der Trunksucht. Eine Belehrung für Trinker und deren Angehörige. Bremerhaven, Tienken. 35 S. 1 Mk. R

mantel in Stola, Mitra und Tiara verwandelt, ist der hellenische νοῦς*) in den heiligen Geist, dessen Organ die Hierarchen sind, übersetzt, an die Stelle des philosophischen Dogmas die kirchliche Doktrin getreten, an deren Ausgestaltung der Platonismus indirekt auch nicht wenig mitbeteiligt ist. Der Stellung der Virtuosen der Dialektik zu den übrigen Bürgern des Platonischen Staates entspricht in dem Gottesstaat der hierarchisch organisirten Kirche wesentlich die der Priester zu den Laien. Und wie den Platonischen Wächtern die Hopliten mit ihrem Schwert als Exekutoren zur Seite stehen, so muß das sacerdotium zur Erfüllung seiner Aufgabe, die Seelen zu Gott und zur Seligkeit zu führen, auf den weltlichen Arm rekurriren und dessen Dienste und insbesondre auch seine Strafgewalt gegen Häretiker u. s. w. in Anspruch nehmen.

Es verschlägt nichts, ob man mit Augustin die civitas terrena für ein latrocinium magnum erklärt, oder, wie noch kürzlich der Jesuit Hoensbroech, mit dem heiligen Thomas dem Staat von Haus aus die Bedeutung einer göttlichen Ordnung zuerkennt: immer muß nach römischer Lehre selbstverständlich der Staat Christo, d. i. der Kirche, d. i. dem Papste dienen und sich unterordnen, immer das imperium ad nutum pontificis sich richten und in Konfliktsfällen dem sacerdotium sich fügen, indem ja auch seinerseits der Staat, um seine niedern Zwecke zu erreichen, das Direktorium des heiligen Geistes, also der Kirche nicht entraten kann und ohne sie, geschweige denn im Widerstreit mit ihr der Verwilderung anheim fallen würde. Vortrefflich ist die bei bündiger Kürze lichtvolle und lebendige Ausführung über die Entwicklung des hierarchischen Gedankens, über die Art, wie die Mittel und Bundesgenossen, mit denen die Hierarchie ihren Anspruch auf Beherrschung der Staaten mit wechselndem Glücke geltend gemacht hat bis heute, über die hervorragende Rolle, die im Kampf für die Weltmonarchie des infallibilen Papstkönigs die Jesuiten spielen, unter Hinweisung auf ihre letzten Ziele und den Zustand der Dinge, der bei konsequenter Durchführung der jesuitischen Gedanken eintreten würde.

Ebenso fesselnd ist der folgende Abschnitt über den ganz eigenartigen, in der Geschichte kaum seines gleichen findenden Gang der sozialdemokratischen Bewegung wie über ihre Entstehung und Ausbreitung unter den modernen sozialen Mißständen, nachdem durch den Umschlag des Idealismus der Hegelschen Schule in atheistischen Materialismus und Naturalismus den Lehren von Marx und Lassalle der Boden bereitet war. Im Anschluß an Dühring, den bedeutendsten Philosophen der Partei in Deutschland, der, nach Thikötter ein in den Materialismus übersetzter Plato, — mit den aus der veränderten Metaphysik sich ergebenden Modifikationen — wieder ganz an Plato sich lehnt, wird dann das sozialdemokratische Lebens- und Gesellschaftsideal gezeichnet. In der „freien Gesellschaft" der Zukunft, die sich von dem bisherigen „Gewaltstaat" ebenso unterscheidet, wie der Vernunft- vom Naturstaat bei Plato, der Gottesstaat vom irdischen bei Augustin, fällt jeder Unterschied der Regierenden und Regierten weg, indem die der Gesamtheit eignende vollkommene Macht und Weisheit sich unter alle gleichmäßig verteilt, indem in dem Gehirn aller derselbe νοῦς gattungsmäßig sich erzeugt, um so mehr, wenn alle dasselbe essen, weil nach Feuerbach der Mensch ist, was er ißt. Der Zweck ist wie bei Plato die Realisirung der Seligkeit, die hier keine jenseitige mehr ist, sondern ganz zu der höchsten Steigerung der Reize und Werte des diesseitigen Daseins und dem gleichen Anteil aller an diesem materiellen allein wahren höchsten Gut besteht. Schließlich tritt an die Stelle des philosophischen oder kirchlichen das ebenso auf willkürlich phantastischen metaphysischen Voraussetzungen ruhende, ebenso infallible sozialdemokratische Dogma, das jeden Widerspruch zu Boden schlägt mit Gewalt. Das Endergebnis wäre nach Dühring statt der bisherigen Hölle der Himmel — auf Erden, in Wahrheit wohl wesentlich kein andres, geschweige denn ein besseres als unter der philosophischen oder hierarchisch-jesuitischen Bevormundung: nicht minder, ja noch viel mehr Untergang alles freien Geisteslebens und höhern Kulturfortschrittes durch den Zwang, den die Allgemeinheit übt, der durch die tendenziöse Nivellirung aller Lebensverhältnisse alle Individualität unterdrückt, die individuelle Freiheit auf den freigegebenen Geschlechtsverkehr reduzirt, Originalität und selbständige Charakterbildung als aristokratisch verpönt; unter der Herrschaft der materiellen Interessen, der tierischen Lebens- und Gesellschaftsinstinkte endlich ein Zurücksinken in kulturlosen Naturzustand, „ein Dasein nach der Schablone der Termitenbauten und Bienenstöcke."

Diesen Wahnideen wird nun in der Schlußabhandlung das Seligkeits- und Lebensideal des Evangeliums gegenübergestellt und gezeigt, wie wir dasselbe als Söhne der Reformation im Kampf gegen Sozialdemokratie und jesuitischen Romanismus, der von echt katholischer Frömmigkeit weit verschieden ist, gegen die wir keinen Krieg führen, in seiner Wahrheit und Tiefe zu erfassen und nach allen Seiten hin recht zu verwerten haben. „Nicht um Erfindung neuer Mittel handelt es sich, sondern um thatkräftigen freudigen Gebrauch dessen, was wir haben, — was wir der Reformation verdanken, in Familie, Schule, Gemeinde, Wissenschaft und Staat. An die Stelle des Außerordentlichen setzen wir das Ordentliche, aber unter Anwendung neuer Kraft und neuer Opfer, so lautet die praktische These des Verfassers. Dazu gehört vor allem auch, daß wir „die hellenischen und mittelalterlichen Eierschalen, die trotz der Reformation an der evangelischen Glaubenslehre hängen geblieben sind, endlich abwerfen" und überhaupt mit dem intellektualistischen Doktrinarismus und dem theologischen Schulgezänk einmal vollständig brechen, unter dessen Herrschaft der Indifferentismus gegen die evangelische Kirche und ihren Kultus großgezogen ist, der so viele Kräfte unsers Volkslebens lahmlegt. Anderseits sollen wir an der

*) d. i. die Vernunft.



Ueberwindung dieses Indifferentismus nicht verzagen, da er auch keineswegs gleichbedeutend ist mit der Gleichgiltigkeit gegen die Religion überhaupt, und die Person Jesu Christi insbesondre, vielmehr auch in sozialdemokratischen Kreisen noch religiöse Bedürfnisse und Nachwirkungen christlichen Geistes sich zeigen.

Aber ebenso beherzigenswert wie bezeichnend für den Sinn, in dem sie gehalten sind, heben wir aus den vielen einzelnen echt evangelischen Ratschlägen des Verfassers die Erinnerung hervor, die er an die warme Anerkennung der auf Organisation lebendiger Gemeinden gerichteten Bestrebungen knüpft, „auch hier vor allem das Erreichbare sich klar zu machen, vor übertriebenen Erwartungen sich zu hüten und alle Mittel zu verschmähen, die dem Geist der gottesdienstlichen Gemeinde widerstreben. „Niemals darf diese nach der Musterschablone politischer Parteien oder gar sozialdemokratischer Vereinigungen . . . arbeiten. Kein Kriegsmann verflicht sich nach den Worten des Apostels in Händel der Nahrung, aber noch weniger soll sich ein Prediger in politische und nationalökonomische Händel verflechten. . . Ueberspannt man die Forderungen an die soziale Leistungsfähigkeit der Prediger, so wird sich auch bald ein Kultus des sozialen Virtuosentums erzeugen, und es werden Forderungen gestellt, die der Durchschnittspfarrer absolut nicht befriedigen kann." Dazu noch den schließlich erhobenen und ja nie laut genug immer wieder zu erhebenden Mahnruf, daß wie die staatsfreundlichen Parteien gegenüber der Sozialdemokratie als eine sich betrachten und zusammenstehen sollten, gleicherweise die sämtlichen kirchlichen Parteien und innerkirchlichen Richtungen, unter denen keine ist, „die sich geweigert hätte, Jesum als den Herrn und diesen Herrn als den Christ zu bekennen und nach seiner Anweisung das Vaterunser zu beten, und nicht gewillt wäre, nach den Grundsätzen der Reformation dem evangelischen Volke zu dienen und mit Luther zu singen: „Ein feste Burg ist unser Gott!" sich die Hände reichen und in geschlossener Phalanx dem hierarchisch-jesuitischen Feinde begegnen sollten.

Wir schließen unsre Anzeige, indem wir unsre volle Zustimmung zu den Ausführungen des Verfassers erklären und sein wertvolles Schriftchen den Lesern der Christlichen Welt, bei denen ein Verständnis für die Aufgabe vorauszusetzen ist, die es so eindringlich ans Herz legt, „für den vorigen religiösen und sittlichen Wertgehalt des Evangeliums die demselben Entfremdeten wieder zu gewinnen, mit dem theologischen Schulstreit die Gemeinden nicht zu behelligen und zu verwirren, auf Grund des Evangeliums unserm Vaterlande unter der Losung: Mit Gott für Kaiser und Reich! treu zu dienen," aufs wärmste empfehlen.

M—t

**(Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft)** Von einem Laien. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1891. — Das Buch ist ein Bekenntnis. Mit warmem für die christliche Religion wie für die Wissenschaft begeistertem Herzen geschrieben, muß es im Herzen eines jeden vorurteilsfreien Lesers ein lebendiges Echo erwecken. Die christliche Gemeinde muß dem Verfasser dankbar sein, doppelt dankbar, weil er Laie ist. Denn sein Buch zeugt von gründlichem Verständnis des Wesens und der Bedeutung der evangelischen Heilswahrheit; das Christentum, für das er in die Schanze tritt, ist das des Geistes aus Gott und des Lebens aus der Ewigkeit. Und dazu kommt, daß eine bewundernswerte Nüchternheit und Freiheit von aller irreführenden Spekulation die Anschauungen des Verfassers von der Natur und ihren Erscheinungen trägt. Beides aber, jenes Verständnis und diese Nüchternheit, bewirken es, daß der Verfasser sein Ziel im rechten Sinne ebenso fest sich steckt, als glücklich und sicher gewinnt: die Möglichkeit und die Wirklichkeit des Bundes des Christenglaubens mit der Naturwissenschaft aufzuzeigen.

Er teilt den ganzen Stoff in vier Kapitel ein. Das erste behandelt die moderne Weltanschauung, wie sie sich ergiebt auf dem Grunde rein empirischer Naturbeobachtung ohne Beimengung irgend welcher spekulativen oder religiösen Betrachtungsweise. Der Verfasser führt uns ein in die Unbegrenztheit des Raumes; er läßt uns einen Blick thun in die Unendlichkeit der Zeit und in die erdrückende Weite der Welt- und Erdperioden und giebt dann einen kurz orientirenden Ueberblick über die Erscheinungen in der Natur, die die Hypothese von der allmählichen Entwicklung des Organischen auf Erden als Beweismittel stützen. In der Anerkennung jener beiden Thatsachen der Unendlichkeit von Raum und Zeit und im Bekenntnis zur Descendenztheorie Darwins faßt sich ihm das Wesen moderner naturwissenschaftlicher Weltanschauung zusammen. Das zweite Kapitel handelt von den Grenzen des Naturerkennens. Ein wehmütiger Zug geht durch diesen Abschnitt des Buches hindurch; denn das Ende unsrer Wissenschaft und unsers Geistesstrebens ist doch allenthalben und bleibt auch dem modernen Menschen jener Faustische Selbstverzicht: wir wissen, daß wir alle nichts wissen können. Die Natur in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen, in ihren mechanischen Kräften wie ihrem organischen Leben, ist ein großes Rätsel, das wir mit unserm natürlichen Geistesvermögen nicht zu lösen vermögen und von dem nicht einzusehen ist, wie es einst noch soll gelöst werden können. Des Rätsels Lösung ist allein der lebendige Gott: das zeigt uns das dritte Kapitel. Er ist es, der des Raumes unbegrenzte Tiefen ausfüllt, er ist es, der bis in der Zeiten Anfang zurückdringt und vorausschaut und hinwirkt bis in die Ewigkeit der Zukunft; er ist es, „der überall, wo wir es finden, das Leben schafft, bei den kleinsten Keimen beginnend, hinauf durch alles Lebendige bis zum Menschen selbst"; er ist es, in dem alle Hypothesen Gewißheiten sind und unabänderliche Gesetze werden; er ist es, der als lebendige Persönlichkeit dem persönlichen Geistwesen des Menschen helfend, fördernd, liebend gegenübertritt. Gott, das ewige und unendliche Rätsel, ist doch aller Rätsel Lösung. Wie aber er und seine Existenz nur durch Jesus zur Gewißheit werden

können, das zeigt das letzte Kapitel. In Jesu offenbart sich Gott als den, der ein Reich der Gnade und gegenseitigen Liebe in der Menschenwelt gründen will. Erst der Eintritt in dies Reich, der nur möglich ist durch eine totale Umänderung und Preisgabe des ganzen alten Menschen in demütiger Buße, erhebt den Menschen aus der Tiefe des Verflochtenseins in die Natur und ihre rohen Triebe zur Freiheit der sittlichen, nach Vollkommenheit ringenden Persönlichkeit empor.

Wir müssen uns mit dieser kurzen Charakteristik des Buches begnügen. Es birgt ganz ergreifende Betrachtungen und enthält über die Gesamtheit der modernen Geistesbewegungen Beobachtungen von schlagender Wahrheit; wir wünschen aufrichtig, daß das Büchlein sich einen großen und dankbaren Leserkreis gewinne. F G

(**Zur Jesuitenfrage**) liegen vom Büchermarkt einige Neuigkeiten vor. Heinrich Rocholl zeigt in einem kleinen Schriftchen: Die Jesuiten und das Elsaß (Magdeburg, E. Baensch jun. 1891. 18 S.; wie das am Ende des sechzehnten Jahrhunderts vorwiegend protestantische Elsaß durch die Thätigkeit der Jesuiten und der mit ihnen verbundenen Kapuziner wieder katholisch gemacht worden ist, und begründet damit seine Warnung vor der Wiederzulassung der Jesuiten. Es kann der evangelischen Christenheit gewiß nur dienlich sein, wenn ihr aus der Geschichte vorgehalten wird, wessen sie sich gegebenenfalls von den Jesuiten zu versehen hat, und wir erhoffen in dieser Richtung von der gegenwärtigen Bewegung nachhaltige Antriebe; es ist auch richtig, daß der neuzeitliche Staat, dessen Grundlage der Protestantismus ist, zu seiner Selbsterhaltung den Protestantismus schützen muß: aber der seiner selbst gewisse Protestantismus darf nicht nach der Hilfe des Staates rufen. Wir möchten daher wiederholt dafür eintreten, daß der Gesichtspunkt des gefährdeten Protestantismus aus der ganzen Behandlung der Sache ausgeschieden werde.

In dieser Beziehung befinden wir uns im Einklang mit dem Sonderabdruck aus den Deutsch-evangelischen Blättern: Die „Jesuitenfrage" vom politischen Standpunkt (Halle, Eugen Strien, 1891. 48 S., 80 Pfge.). Diese Schrift, die überhaupt zur Förderung der Sache viel schätzenswertes Material beibringt, giebt u. a. eine Uebersicht über die Streitkräfte des Jesuitenordens aus Anlaß der berühmten „zwei Dutzend" der Kreuzzeitung. Durch solche eingehende Beweisführung wird allerdings der ergötzlichen Naivität à la Vogel Strauß reichlich viel Ehre angethan; denn es sagt sich ja doch jeder bei einiger Ueberlegung, daß aus den Dutzenden von heute in wenigen Jahren Hunderte werden würden. Da hat der katholische Pfarrer Hirschberger einen helleren Blick. Derselbe bestreitet die ununterbrochene Fortdauer des Jesuitenordens zwischen 1773 und 1814 und erklärt die sofortige kräftige Wiederaufnahme der Ordensthätigkeit mit den Worten: „Die verhältnismäßig wenigen Patres, welche die Zeit der Auflösung des Ordens überlebt hatten, fanden sich zusammen und gewannen sehr bald neue Ordensgenossen." (Vgl. unten die Schrift von Nippold S. 71.) Sodann möchten wir aus der vorliegenden Schrift den Gedanken herausheben, daß im Kampfe gegen den Umsturz der Jesuitenorden und die katholische Kirche überhaupt eine sehr zweifelhafte Bundesgenossenschaft zu bieten habe. Trotz der neuesten Encyklika des Papstes gewährt die katholische Kirche, die sich grundsätzlich mit jeder Staatsform verträgt und, wie wir hinzufügen, einerseits im Mönchtum die Gütergemeinschaft als Ideal feststellt, anderseits in ihren maßgebenden Theologen zu der Berechtigung des Privateigentums nur eine unsichere Stellung zu gewinnen vermag, auf die Dauer weder gegen die Demokratie (vgl. Frankreich!) noch gegen den Sozialismus einen zuverlässigen Beistand. Jedenfalls werden die Jesuiten die Sozialdemokratie nur so bekämpfen, daß sie zugleich den modernen Staat mittreffen, der nach den Stimmen aus Maria-Laach der Vater der Sozialdemokratie ist. Von Interesse ist auch noch, was der Verf. über die Wirksamkeit oder vielmehr Erfolglosigkeit der Jesuiten in Missionen und auf dem Gebiete des Unterrichts aktenmäßig mitteilt.

Gründlich und wertvoll ist die Schrift von Ernst Schöll: Der jesuitische Gehorsam (Halle, Eugen Strien, 1891. 124 S., 2,40 Mk.). Der Verf. schöpft überall aus authentischen Quellen und zeigt, wie im Jesuitenorden auf die Dressur zu blindem Gehorsam alles hinauskommt. Er zeigt ferner, wie diese „Tugend der Tugenden" notwendig allen Wahrheits- und Rechtssinn, alle Gewissenhaftigkeit ertötet und die Persönlichkeit vernichtet: der Jesuitismus ist Anleitung zum moralischen Selbstmord. Beachtenswert ist dabei die Bemerkung eines jesuitisch erzogenen Katholiken, daß den Jesuiten diese Dressur bei den Deutschen am leichtesten und an den meisten gelingt, während von den Ungarn im Durchschnitt ein Drittel närrisch werde, ein Drittel darüber sterbe und nur das letzte Drittel darüber diese Methode aushalte. In der zweiten Hälfte seiner Schrift legt der Verf. die Wurzeln bloß, die der Jesuitismus in den mittelalterlichen Katholizismus hineintreibt, und führt des weiteren aus, welche Wirkungen sich aus der allseitigen Einführung der jesuitischen Prinzipien in die römische Kirche für das sittlich-religiöse Leben des Katholiken, für die Wissenschaft, für den Charakter, für die Presse, für den modernen Staat, für das Verhältnis der Konfessionen untereinander ergeben. Schöll läßt hierbei vorwiegend katholische Zeugen zu Worte kommen, „um dem heutigen Katholizismus seine eigene bessere Vergangenheit als Spiegel vorzuhalten." Ob er hineinblicken wird? Wird man nicht vielmehr auch in diesem Stück das Zeugnis der Geschichte zum Schweigen zu bringen wissen? Wir fürchten, der antichristliche Geist des Jesuitismus wird sich in der katholischen Kirche noch bedeutend steigern müssen, ehe er sich überschlägt.

Aehnlich angelegt wie die vorige ist die kleinere Schrift von Paul Tschackert: Die Unvereinbarkeit des Jesuitenordens mit dem deutschen Reiche, (Berlin, H. Reuther, 1891. 39 S.; 60 Pfge.) Auch sie zeigt an der Hand kurzer Auszüge aus dem Institutum societatis Jesu, also der offiziellen Sammlung der Ordensgesetze, daß der Jesuitismus — indem er an seinen Zöglingen die Forderung durchsetzt, in Gehorsam gegen die Oberen, letztlich den Papst, Willen und Einsicht zu opfern — wesentlich nichts andres ist, als systematische Anleitung zur Gewissenlosigkeit und Zerstörung des Familien- und Vaterlandssinnes, also Vernichtung der Kulturfaktoren, auf die das deutsche Reich zu seinem Gedeihen unbestreitbar angewiesen ist. Tschackert würde damit einverstanden sein, daß für den Fall der Aufhebung des Jesuitengesetzes in das allgemeine Recht etwa der Satz aufgenommen würde: „Genossenschaften, welche einem auswärtigen Souverän unbedingt Gehorsam leisten, sind innerhalb des deutschen Reiches verboten."

Wie sehr die katholischen Kreise unsers Volkes bereits vom Jesuitismus durchsetzt sind, zeigt Nippold, Der Jesuitenstreit in Rimbeck u. s. w. (Halle, Eugen Strien, 1891. 76 S., 1 Mk.). Nippold hat es unternommen, in einer Schriftenreihe den Einzelfällen der Agitation nachzugehen, die gegenwärtig zu Gunsten der Jesuiten überall da in Szene gesetzt werden, wo sich irgend die Möglichkeit dazu bietet. Er will das, was in der Lokalpresse verstreut ist und bald vergessen sein würde, sammeln und für die geschichtliche Beurteilung der Zukunft retten. Wir empfehlen diese Schriften besonders auch denen, die, in rein evangelischen Gegenden lebend, meist keine Ahnung davon haben, wie durch den Jesuitismus in der christlich sein wollenden ultramontanen Presse Unwahrhaftigkeit und Verrohung groß gezogen sind. H Zw

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 42 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Als Lehrling für unser wissenschaftl. Antiquariat wird unter vorteilh. Beding. ein junger Mann mit entsprechend. Vorbildung gesucht von **Alfred Lorentz, Leipzig,** Kurprinzstr. 10.

Predigtamtskandidat, bereits als Vikar thätig gewesen, **sucht** Stelle als Vikar oder Hauslehrer. Gefl. Off. unter **H. S. 24** an die Exp. d. Bl.

Eine alleinstehende Lehrersfrau (Herrnhuterin) sucht zur Führung einer Hauswirtschaft, wo sie ihren neunjährigen Knaben mitnehmen kann, bei bescheidenen Ansprüchen Stellung. Anerbieten erbeten.
**Stadtmission Dresden.**

Suche Stellung als Vikar oder Hilfsprediger.
Predigtamtskand. Dr. **Paul Luther,** Prenzlau, Wilhelmstr. 236.

## Chronik der Christlichen Welt

**Nr. 40. Inhalt:** Die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Deutschen Evangelischen Landeskirchen vom 1. Juli bis 30. September 1891 — Deutsche Evangelische Landeskirchen — Evangelische im Auslande — Römische Kirche — Verschiedenes — Aus Kirchenzeitungen — Personalien.

**Nr. 41. Inhalt:** Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der römischen Kirche vom 1. Juli bis 30. September 1891 — Die fünfte Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Kassel, 29. September bis 1. Oktober — Verschiedenes.

**Nr. 42. Inhalt:** Die fünfte Generalversammlung des evangelischen Bundes in Kassel, 29. September bis 1. Oktober (Schluß) — Zehnter deutsch-evangelischer Kirchengesangvereinstag zu Darmstadt am 29. und 30. September 1891 — Deutsche Evangelische Landeskirchen — Innere Mission — Verschiedenes — Aus Kirchenzeitungen — Personalien.

**Postnummer 1339a.**

**Anerkannt vorzügliche Cigarre:**

## „Jose Caballeros, Princesas"

hergestellt aus hochedlem **St. Felix-Tabak.**

**Mild im Geschmack. Tadellos im Brande. Alle Farbennüancen vorrätig.**

Preis per Mille **Mk. 57.—.**

In Originalkisten à 200 Stück für **Mk. 11.40** zollfrei und franko zu beziehen durch

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Gnadenberger Cigarren-Lager**

**Eugen Diel, Gnadenberg bei Bunzlau.**

Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre

**„Molly"**

100 Stück 4 Mark.

**Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.**


**Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig**

**Hierzu eine litterarische Beilage von Friedrich Pfeilstücker, Verlagsbuchhandlung in Berlin**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 43** Leipzig, den 22. Oktober **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Paulus: 4. Paulus der Christenverfolger — Die Konfutation der Augsburgischen Konfession: 5 — Zur Frauenfrage: 1. Die Frauenfrage und die Theologen; 2. Die Frauenfrage im Alten Testament — Von der fünften Generalversammlung des Evangelischen Bundes: 1. Der Verlauf der Kasseler Tage — Zum Prozeß Heinze — Shakespeares Hamlet; 2. Der Verlauf der Handlung — Verschiedenes: Joab; Ein bedenkliches Angebot; Unwissenheit in biblischen Dingen — Quittung — Anzeigen


## Paulus

### 4. Paulus der Christenverfolger

Das entscheidende Ereignis im Leben des Paulus ist seine Bekehrung, und zwar in einem noch ernsteren Sinne, als dies von jedem Christen gilt. Denn er ist sich dessen bewußt, daß seine Bekehrung eine plötzliche war, eine gewaltsam sein ganzes Herz ergreifende Umwandlung, für die er Tag und Stunde anzugeben weiß. Das wiederholt sich in dieser Form keineswegs in jedem Christenleben. Paulus war zuvor nicht etwa gleichgiltig, er war ein entschiedener Verfolger der jungen Gemeinde. Wie ist er dazu gekommen?

Wir können nicht angeben, welche Umstände ihn nach Jerusalem geführt haben; wohl aber sind wir einigermaßen imstande, das Jahr seiner Ankunft anzugeben. Es ist allerdings nicht die Art der alten Geschichtschreiber, mit der peinlichen Sorgfalt, wie wir es gewohnt sind, die Zeitrechnung für die von ihnen erzählten Begebenheiten anzugeben, am wenigsten thun dies die biblischen Berichterstatter. Dennoch läßt sich gerade im Leben des Paulus eine einigermaßen genaue chronologische Einreihung vornehmen, während wir hinsichtlich unsers Erlösers selbst bekanntlich weder Geburts- noch Todesjahr mit Sicherheit anzugeben wissen. Alles weist darauf hin, daß Paulus im Jahre 35 als etwa dreißigjähriger Mann der Hinrichtung des Stephanus beigewohnt habe. Dann ist er in demselben Jahre zum Behuf der Christenverfolgung nach Damaskus gegangen, auf dem Wege dahin bekehrt und hat drei Jahre daselbst gelebt, bis er nach seiner eignen Erzählung (2. Kor. 11, 33), im Korbe über die Mauer herabgelassen, entkommen ist. Wenn diese Flucht demnach 38 stattgefunden hat (vgl. Gal. 1, 18), so stimmt das vollkommen mit der Bemerkung des Paulus, daß damals der König Aretas (ein Nabatäerhäuptling) Herr von Damaskus gewesen sei, dessen jüdischer Ethnarch die Stadt absperren ließ, um ihn zu fangen; denn wenn wir die über diesen Fürsten, den Schwiegervater des Herodes Antipas, bei dem Geschichtsschreiber Josephus gegebenen Andeutungen mit einander vergleichen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß er gerade im Jahre 38 eine unangefochtene Herrschaft daselbst besessen hat, die ihm 39 wieder genommen wurde. Verstehen wir nun die Stelle Gal. 2, 1, wie es doch am nächsten liegt, so, daß die vierzehn Jahre von dem zuletzt genannten Termine an zu rechnen sind, also von des Paulus Flucht aus Damaskus und seiner Reise nach Jerusalem an, so hätte die hier erwähnte Zusammenkunft in Jerusalem, die mit dem sogenannten Apostelkonzil (Apgesch. 15) dieselbe ist, im Jahre 52 stattgefunden. Vor dieser Zeit wäre dann die erste eigentliche Missionsreise des Paulus gewesen (Apgesch. 13. 14), später die weitere Wirksamkeit in Kleinasien und Macedonien und Achaja. Anderseits wissen wir nun aus der Apostelgeschichte, daß Paulus zwei Jahre in Cäsarea und zwei Jahre in Rom gefangen gesessen hat. Dies ist aber doch offenbar vor die Neronische Verfolgung im Jahre 64 zu setzen, sodaß also die Gefangennehmung des Paulus in Jerusalem, mit der diese vier Jahre der Haft begannen (Apgesch. 21), wenn wir die lange Winterreise von Cäsarea nach Rom (Apgesch. 27. 28) in Betracht ziehen, wahrscheinlich in den Sommer 59 zu verlegen ist; mit welcher Annahme dann auch übereinstimmt, was uns über Amtsantritt und Abschied der beiden in Betracht kommenden Prokuratoren (Landpfleger) Felix und Festus anderweitig bekannt ist. Zwischen 52 und 59 liegt also die ganze große Missionswirksamkeit und die gesamte schriftstellerische Thätigkeit des Paulus, soweit es sich bei letzterer nicht um die sogenannten Gefangenschaftsbriefe handelt. Hiermit ist der allgemeine chronologische Rahmen für das Leben des Paulus gegeben, in den wir die einzelnen Ereignisse mit mehr oder weniger Sicherheit einfügen können.

Gern würden wir versuchen, uns ein Bild von der Persönlichkeit des noch jugendlich erscheinenden (Apgesch. 7, 57) Pharisäers zu entwerfen, der in die damals sehr aufgeregte jüdische Hauptstadt des Jahres 35 hineintrat; und einige Züge wenigstens können den bereits bemerkten noch hinzugefügt werden. Da mag uns zu Anfang eine auf den ersten Blick vielleicht wunderliche Frage beschäftigen, die aber doch ihre Wichtigkeit hat: war Paulus verheiratet? Petrus war bekanntlich Ehemann; bereits in den Evangelien wird seine Schwiegermutter erwähnt, und Paulus berichtet (1. Kor. 9, 5) ausdrücklich, daß derselbe auf seinen Missionsreisen von seiner Frau begleitet gewesen sei. Nun ist zweifellos, daß Paulus später nicht verheiratet war; aber er hätte ja Witwer sein können. Dies hat man seltsamerweise aus einer Stelle geschlossen, die doch allem Anscheine nach das Gegenteil sagt: „Den Männern aber, die keine Frau haben, und den Witwen sage ich: es ist ihnen gut, wenn sie so bleiben, wie ich auch; können sie sich nicht enthalten, so mögen sie heiraten; es ist besser, heiraten, als Glut leiden“ (1. Kor. 7, 8 f.); — da hat man gemeint, die „Männer“ als Witwer betrachten zu müssen um der gleich darnach genannten „Witwen“ willen, und demzufolge den Apostel auch. Die Voraussetzung ist offenbar falsch; aber es bleibt erwähnenswert, daß auch Luther, der doch in solchen Dingen ein feines Gefühl hatte, den Apostel für verheiratet, für verwitwet gehalten hat. Immerhin ist dies ein Hinweis darauf, daß der erste Eindruck, den man bei Lesung von 1. Kor. 7 von den Auseinandersetzungen des Apostels hinsichtlich der Ehe bekommt, der genauern Betrachtung nicht Stich hält. Es scheint zunächst allerdings, als ob Paulus die Ehe hier nur von der Seite der sinnlichen Befriedigung aus würdige und sie nur darum nicht verwerfe, weil Heiraten besser sei als Glut leiden, es aber an sich doch für besser halte, wenn man ledig bleibe. Auch dann freilich würden die Katholiken sich nicht auf ihn berufen können für ihre Heiligsprechung des ledigen Standes; denn er begründe seinen Rat, ledig zu bleiben, nicht mit dem verdienstlichen Trachten nach sittlicher Vollkommenheit, sondern ausschließlich mit den trüben Zeitumständen. Immerhin bleibt für einen evangelischen Christen, der die heiligende und fördernde Macht der christlichen Ehe an sich erfahren hat, die Auseinandersetzung,

die davon nichts erwähnt, etwas unbefriedigend. Aber man kann sich in der heiligen Schrift nicht genug davor hüten, auf Grund einer einzelnen Stelle gleichsam dogmatisch festlegen zu wollen, was die „Lehre“ des Apostels gewesen sei; man muß eben alles andre mit hinzunehmen. Nun aber zeigt sich — und das spiegelt sich in jener eigentümlichen Meinung Luthers wieder, die eben deshalb hier erwähnt ist — bei Paulus ein tiefes Gefühl für Familienleben und eine reiche Erfahrung darin. Ist er doch dadurch, daß er das Verhältnis von Mann und Weib mit dem zwischen Christus und seiner Gemeinde vergleicht, der eigentliche Schöpfer der tiefsten Auffassung christlicher Ehe geworden! Hat er doch in seinen Haustafeln (Eph. 5, 22 ff. Kol. 3, 18 ff.) das Familienleben auf das lieblichste mit seinen Mahnungen geheiligt! Wie zart sein Bild, wenn er den Thessalonichern sagt (1. Thess. 2, 7), daß er unter ihnen aufgetreten sei so linde, wie die nährende Mutter ihre Kinder hegt; oder den Galatern (4, 19), daß sie seine Kinder seien, um die er abermal Geburtsschmerzen leide! Wie kennt er die Stimmung eines Mutterherzens, das unmittelbar die Empfindung hat, ihr Kind sei geheiligt, auch wenn sie es von einem ungläubigen Manne empfangen hat (1. Kor. 7, 14)! So hat der unverehelichte Paulus in der Weisheit seines in Gott geheiligten Sinnes auch in das Gebiet des Hauses, der Familie die tiefsten Blicke gethan; wie er denn überhaupt an Vielseitigkeit in Auffassung und Verständnis des Lebens kaum von irgend jemand übertroffen wird.

Aeußerlich ist er ohne Zweifel eine unscheinbare Persönlichkeit gewesen, wie dies auch schon aus der bekannten Geschichte in Lystra hervorgeht (Apgesch. 14, 8 ff.). Hier hat das Wunder, das Paulus und Barnabas an dem lahmen Manne verrichteten, die Gemüter so sehr in Erregung versetzt, daß die Bewohner sie für Götter hielten, und zwar den Barnabas für Zeus, den Paulus für Hermes (Merkur), den kleinern, redegewandten, aber vom Vater der Götter abhängigen. Wer die Korintherbriefe aufmerksam liest, wird sich des Eindrucks nicht entschlagen können, daß der Apostel ein Bewußtsein davon hatte, sein persönliches Auftreten sei nicht allemal imponirend; man konnte es vielfach nicht miteinander reimen, daß er bald so demütig und nachgiebig, bald so gewaltig und entschieden auftrat. Er war zweifellos von großer Regsamkeit, ja Reizbarkeit des Empfindens und Denkens. Seine Gefühlsausdrücke in seinen Briefen sind sehr stark, stark in Lob und Tadel, in Schmerz und Jubel, und wie es zu gehen pflegt, beides mitunter ziemlich unvermittelt nebeneinander. So liegt auch zusammen das zarteste Gemütsleben mit dem schärfsten logischen Verstande, und in Verbindung mit seiner gewaltigen Glaubens- und Liebesglut macht ihn eben diese Mischung, selbst rein menschlich betrachtet, zu einem der hinreißendsten, packendsten Schriftsteller, von denen die Litteraturgeschichte weiß.

Vielleicht hängt diese Reizbarkeit seines Gefühlslebens ein wenig mit seiner vielbesprochenen Kränklichkeit zusammen. Zwar daß Paulus augenleidend gewesen sei, dürfte man allzuschnell aus der Galaterstelle (4, 13 ff.) geschlossen haben: „Ihr wisset, wie ich aus Anlaß leiblicher Schwachheit das erstemal bei euch das Evangelium verkündete, da habt ihr die Prüfung, die euch durch mein Fleisch zu teil ward, nicht mit Geringschätzung und Abscheu erwiedert, sondern ihr habt mich wie einen Boten Gottes aufgenommen, wie Christus Jesus. Kann ich euch doch bezeugen, daß ihr womöglich euch die Augen ausgerissen hättet, sie mir zu geben.“ Hier ist doch offenbar von einer Krankheit die Rede, die ihn einst in Galatien zu predigen veranlaßt hat, vielleicht ihn zeitweise gehindert, weiterzuziehen; und der Schlußausdruck ist doch nur eine sehr naheliegende volkstümliche Redewendung. Aber zu ernster Betrachtung fordert allerdings die Stelle 2. Kor. 12 auf. Hier sehen wir den Apostel auf seinen Höhen und in seinen Tiefen. In gewaltig dahinbrausender Rede schildert er seine Herkunft, seine Leiden, seine Arbeit, seine Entzückung in den dritten Himmel. „Damit ich aber,“ fährt er fort, „mich nicht überhebe, ward mir ein Dorn ins Fleisch gegeben, ein Satansengel, mich ins Gesicht zu schlagen, damit ich mich nicht überhebe. Wegen dessen habe ich den Herrn dreimal angerufen, daß er von mir weichen möge.



Und er hat zu mir gesagt: Meine Gnade ist dir genug; denn die Kraft kommt zur Vollendung an der Schwachheit.“ Hier wird man sich schwerlich dem Eindruck entziehen können, daß Paulus von einer andauernden leiblichen Krankheit redet, die ihn beugt und schwächt. Noch ganz neuerdings hat man in eingehender gelehrter Untersuchung darzuthun gesucht, daß hier das schreckliche Leiden der Epilepsie gemeint sei. Da liegt es denn nahe, solchen körperlichen Zustand zusammenzuhalten mit der allerdings unzweifelhaften Thatsache, daß Paulus Visionen gehabt und mit Zungen geredet hat, welches letztere doch jedenfalls einen ekstatischen Zustand voraussetzt; man hat darauf hingewiesen, daß auch andre religiöse Geister Epileptiker gewesen seien (z. B. Muhammed); und so war denn Paulus zu einer krankhaft erregten Natur geworden, deren Anlage einer natürlichen Erklärung der Bekehrungsgeschichte den Weg zu bahnen schien. Aber das sind doch alles vage Vermutungen. Wer will heute noch mit Sicherheit solche medizinische Frage ergründen? Und wie es sich auch damit verhalten mag, eins ist klar, daß die ganze Persönlichkeit des Paulus mit solcher Annahme im Widerspruch steht. Hier ist ungebrochene Festigkeit des Charakters, strengste Selbstzucht bei aller Leidenschaft, ruhigste, weitschauende Besonnenheit vereint mit dem feurigsten Eifer, nebenbei auch eine erstaunliche Kraft und Zähigkeit im Ertragen körperlicher Leiden und Strapazen. Mag seine Krankheit, ärztlich angesehen, gewesen sein, welche sie will, eine krankhafte Natur war dieser Mann nicht!

Nein, kräftig, energisch, noch jugendlichen Wesens trat er in das bewegte Jerusalem ein. Es war am Ende der Regierungszeit des Prokurators Pontius Pilatus. Schon zu Ostern 36 zog sein Nachfolger Vitellius ein, der es, wie bereits erwähnt, für nötig hielt, der erregten jüdischen Bevölkerung einige Zugeständnisse zu machen; er gab das heilige Kleid des Hohenpriesters heraus; der Zinsgroschen, die römische Marktabgabe, wurde aufgehoben; das jüdische, pharisäische Wesen schien neuen Erfolgen entgegenzugehen. Es erwehrte sich der Heiden; es erwehrte sich des in seiner Mitte aufstrebenden Christentums. Die Verfolgung begann, Stephanus erlitt den Märtyrertod. In diese Bewegung greift Paulus energisch ein. Nicht auf Kleinliches hat er seinen Sinn gerichtet. Wenn sich Paulus später mit der heftigsten Selbstanklage jener Zeit erinnert, so ist doch kein Gedanke daran, daß er sich irgend einer niedrigen That, irgend einer einzelnen boshaften Handlung zu beschuldigen hätte. Daß er die Gemeinde verfolgte, das war seine Sünde, die er später niemals ganz verwunden hat, das war damals, als er es that, sein Ruhm und sein Stolz. Sein Auge haftete nicht an Kleinem, Einzelnem, er sah der ganzen gewaltigen Sache ins Herz, er wußte, daß es sich hier für das Judentum um Sein und Nichtsein handelte. Was trat ihm denn durch den Mund des Stephanus als das Wesen der jungen Gemeinde entgegen? Deutlicher vielleicht seiner scharfen Feindschaft erkennbar, als die Jünger es selbst schon empfanden? Daß es mit dem Gesetze in seiner bisherigen Bedeutung ein Ende habe, daß nicht mehr das Gesetz den Weg des Heils bilde; und daß der Messias gekommen sei, aber als gekreuzigter Messias. Paulus kannte das Leben unter dem Gesetze mit seinen hoffnungslosen Qualen, mit dem Widerspruch zwischen Wollen und Können, wie er es Röm. 7 offenbar aus eigenster Erfahrung schildert, wie auch Luther es in der Klosterzelle gekannt hat; aber noch hielt er es fest mit der ganzen Glut seiner nach Gerechtigkeit dürstenden Seele. Auf den Messias hoffte er; aber welcher Anstoß dem jüdischen Bewußtsein, dem in dieser Beziehung so mancher alttestamentlichen Andeutung gegenüber die Decke Mosis über dem Angesicht hing, ein gekreuzigter Messias war, das spricht er selbst 1. Kor. 1, 21 ff. aus. Dieser neuen Welt stellt er sich entgegen. Das ist das Große an Paulus, daß er diesen Gegensatz erkannte, daß er wußte, wie im Christentum eine neue Geisteswelt die alte zu überwinden suchte. Darum hatte er Wohlgefallen an des Stephanus Tode, darum ließ er sich vom Synedrium in Jerusalem Briefe geben, um die Verfolgung der neuen Gemeinde überallhin fortsetzen zu können, damit der Feind sofort und endgiltig besiegt würde. Uns mutet freilich jede Religionsverfolgung, insonderheit wenn

sie mit Gefängnis und Tod vorgeht, so schlimm an, wie nur möglich. Mildere Sitten, klarere Erkenntnis des innerlichen Charakters aller religiösen Ueberzeugung haben es uns als selbstverständlich anerzogen, daß auf diesem Gebiete Gewalt üben an sich Sünde ist. Gewiß, eine solche Religionsverfolgung ist Sünde; aber sie ist vielfach die Sünde gerade von groß angelegten Charakteren. Eben in der spätern Reue des Apostels zeigt sich uns das ganz charakteristisch, daß er wohl seine Sünde erkennt, die Sünde aber nicht so sehr in der Verfolgung an sich sieht, sondern in seiner falschen Stellung zu Christus. Auch Paulus der Christenverfolger tritt uns entgegen als der große Mann, als die sittlich mächtige Persönlichkeit, die der schweren Versuchung unterliegt und dafür, wie hart! büßt sein Lebenlang in dem nie geschwundnen Reuegefühl; aber von der kleinlichen Niedrigkeit schwacher Charaktere hat er sich auch hier freigehalten. Rö

## Die Konfutation der Augsburgischen Konfession

5 (Schluß)

Nachdem wir in den vorangehenden Abschnitten der Entstehungsgeschichte und dem verunglückten Versuche einer offiziellen Ausgabe der Konfutation nachgegangen sind, müssen wir noch einmal zu ihrer jetzt neu entdeckten ersten Gestalt zurückkehren, um die Frage aufzuwerfen: Was ist aus ihr für die geschichtliche Würdigung unsers Augsburgischen Bekenntnisses zu lernen?

Wir sind ja durch die außerordentliche Bedeutung, die dieses Bekenntnis als Hauptsymbol der lutherischen Kirche in der Folgezeit erlangt hat und die es bis auf diese Stunde behauptet, daran gewöhnt, in ihm den echtesten Ausdruck des evangelischen Glaubens zu sehen. Man beruft sich gern darauf, daß auch Luther, der doch an der Abfassung nicht direkt beteiligt war, Melanchthons Werk wiederholt anerkannt und belobt hat, und wenn er es als eine „Leisetreterin“ bezeichnet hat, so konnte man wohl auch darin noch einen Vorzug dieses Bekenntnisses erblicken, insofern es maßvoll und wohl abgewogen im Ausdruck, Lutherische Uebertreibungen und Schärfen vermieden habe. Wer mit solchen Gedanken an die katholische Entgegnungsschrift herantritt, den muß aufs höchste überraschen, in welcher Weise hier die Augustana beurteilt wird. Nicht den echten Ausdruck des Geistes der Reformation meinen die Gegner hier zu erkennen, sondern eine Mischung von katholischen Wahrheiten und mancherlei evangelischen Neuerungen, aber so, daß sie an zahlreichen Stellen die Privatschriften der Reformatoren gegen das Augsburgische Bekenntnis als Zeugen aufrufen und daher in dieser Bekenntnisschrift eine sehr erhebliche Abschwächung und Rekatholisirung der genuin Lutherischen Lehre erblicken. Die Konfutation unterscheidet wiederholentlich zwischen dem Bekenntnis der evangelischen Fürsten und den Meinungen ihrer Prediger. Sie spricht gelegentlich aus: die Prädikanten hätten hier wohl nicht gewagt, ihre wahre Meinung den Fürsten zu offenbaren. Sie hält sich für verpflichtet, jenen Fürsten erst ein Licht darüber aufzustecken, was ihre Theologen eigentlich gelehrt hätten: so sehr scheint den Gegnern die Augsburgische Konfession dies zu verdunkeln. Wiederum fordert sie nun auf Grund des Augsburgischen Bekenntnisses die Unterdrückung und Vernichtung der großen reformatorischen Litteratur des vorangegangnen Jahrzehnts, weil diese mit der Augustana in Widerspruch stehe. Wir werden damit vor die Frage gestellt: War dies Befremden über den Lehrgehalt der Augsburgischen Konfession begründet? Und wenn das der Fall ist, werden dann nicht gerade die Schriften der Reformatoren aus der vorangehenden Zeit für uns eine besondre Bedeutung bekommen zur Ergänzung, vielleicht auch zur Berichtigung des in der Augustana gegebnen Bildes evangelischer Glaubenserkenntnis?

Mustert man das Anklagematerial der Konfutation im einzelnen, so erweist sich freilich vieles, was hier als Widerspruch aufgeführt wird, als böswillige oder unverständige Beurteilung. Ich verweise z. B. gleich auf das erste Zitat, das die Konfutation zur Anklage Luthers vorbringt, jene vielzitirte Stelle, in der Luther sich gegen das „homousios“ („gleichen Wesens“ mit dem Vater) erklären soll. Die Konfutatoren haben sich den frommen Betrug erlaubt, die Stelle nur halb anzuführen und die entscheidenden Worte wegzulassen: „Wer will mich nötigen, das Wort zu gebrauchen, wenn ich nur die Sache festhalte?“ Durch diese Schlußworte ist klar, daß Luther niemals materiell gegen die Nicänische Lehre von Christo hat polemisiren wollen, sondern sich nur das Recht bewahrt hat, Formeln und Terminologien abzulehnen, die nicht von der Schrift selbst bereits überliefert worden sind. Mag man so auch im Einzelnen vieles von jenem Anklagematerial zurückweisen müssen, so bleibt doch unzweifelhaft das bestehen, daß die Augustana zu solchem Befremden ein Recht gab. Zwar sind in ihr wesentliche Stücke des Evangeliums Luthers klar und kräftig zum Ausdruck gekommen; aber der Umstand, daß sie ein politisches Aktenstück war, den Zweck verfolgend, die Lehre der Evangelischen als eine von etlichem Gesträpp gesäuberte katholische Lehre darzustellen, hat in der Anordnung des Ganzen, in der Zurückstellung wichtigster Bestandteile der evangelischen Erkenntnis und in der Akkomodation an katholische Ausdrucksweise einen abschwächenden und die Position der Evangelischen verdunkelnden Einfluß geübt.

Ich weise nur auf zwei Punkte hin, um dieses Urteil zu illustriren. Mit der Voranstellung der Trinitätslehre beginnt das Bekenntnis von Augsburg, und zwar unter Berufung auf den Beschluß des Konzils von Nicäa. Will man es der Konfutation verdenken, wenn sie dieser Art sich einzuführen die Frage entgegenhielt, ob denn die Evangelischen jetzt Konzilsbeschlüsse für normativ erklärten, und wenn sie an die scharfe Kritik erinnerte, die gerade dieses Konzil in andern Teilen seiner Beschlüsse bei den Reformatoren gefunden hatte? Nicht als wenn es den Bekennern in Augsburg mit ihrem Bekenntnis zur Dreieinigkeit nicht ernst gewesen wäre; aber die Form, in der sie es thaten, war ihnen durch politische Rücksichten gewiesen, und über dem, was sie dort über Trinität und Christologie bekannt haben, sind alle die fruchtbaren neuen Erkenntnisse, die Luther und Melanchthon auf diesem Gebiete in ihren Privatschriften in so vorzüglicher Weise vorgetragen hatten — daß es nichts sei um eine von der Offenbarungsgeschichte losgelöste trinitarische Spekulation; daß alle christologische Erkenntnis bei der Menschheit Christi, bei seiner geschichtlichen Erscheinung einsetzen müsse und dergleichen mehr —, unausgesprochen geblieben.

Oder ein andres Beispiel. In Artikel 22 protestirt Melanchthon u. a. auch gegen die katholische Fronleichnamsprozession, ein Protest, der ganz besonders nahe gelegt war durch die Forderung des Kaisers in Augsburg, daß auch die evangelischen Fürsten nach alter Sitte an dieser Feier teilnehmen sollten. Aber mit was für einem Argument weist Melanchthon sie hier zurück? Das Sakrament dürfe nicht geteilt werden, darum pflege bei den Evangelischen diese Prozession unterlassen zu werden. Wie? Würden denn die evangelischen Fürsten mitgegangen sein, wenn der Kaiser Brot und Wein hätte umhertragen lassen? Blickt man von der Augustana in die Privatschriften der Reformatoren, so bekommt man bessern, genügendern Bescheid. Luther hat seine Feindschaft gegen die Fronleichnamsprozession, geschichtlich völlig richtig, damit begründet, daß dieses Fest zur Stärkung der päpstlichen Macht, zur Verherrlichung des Meßopfer haltenden Priestertums gestiftet sei; und Melanchthon hat an anderm Orte gut evangelisch jeder Prozession mit dem Sakrament den Kanon entgegen gehalten: „Sakramente sind nur Sakramente, solange sie stiftungsgemäß gebraucht werden.“ Jene Prozession ist nur denkbar vom Standpunkte der römischen Wandlungslehre aus; weil aber die Augustana aus politischen Gründen gegen dieses Dogma des Katholizismus nicht direkt die Stimme zu erheben wagte, darum fiel auch der Protest gegen die Prozession mit der Hostie so lahm aus, daß die Konfutation es leicht hatte, gegen dieses Argument Luther selbst als Zeugen zu zitiren.

Forderte die Konfutation auf Grund der Augustana Vernichtung der reformatorischen Privatschriften, so wird umgekehrt die evangelische Christenheit, die sich das volle Verständnis der Reformation sichern will, die Augustana nicht anders lesen und

deuten wollen, als im Lichte jener grundlegenden Zeugnisse der Reformation. Daran möge uns Roms Gegenschrift allezeit erinnern.*) G K

## Zur Frauenfrage

Uebersicht: 1. Die Frauenfrage und die Theologen. 2. Die Frauenfrage im Alten Testament. 3. Jesus und die Frauenfrage. 4. Allgemeine Gesichtspunkte für die Beurteilung der Frauenfrage im Neuen Testament. 5. Die Frauenfrage nach einzelnen neutestamentlichen Schriftstellen. 6. Ergebnisse.**)

Hochverehrte Frau!

Ihr ausdrücklicher Wunsch veranlaßt und berechtigt mich zu einer Antwort auf die Anfrage, die Sie ganz allgemein „an die Herren Theologen Deutschlands“ gerichtet haben. Damit möchte ich selbstverständlich weder irgend einem andern unsrer theologischen Mitarbeiter und Freunde das Wort abschneiden, noch den Schein erwecken, als ob ich mich zur Beantwortung Ihrer Frage besonders berufen fühlte. Im Gegenteil: nur wenn und nur soweit man Mangel an eigentlich fachmännischer Kenntnis und Erfahrung als eine Quelle unbefangenen und unparteiischen Urteils ansehen kann, dürften meine persönlichen Ansichten über die Frauenfrage als solche auf Berücksichtigung Aussicht haben. In der Praxis des Lebens ist mir die Frauenfrage bisher sehr wenig nahegetreten: ich bin weder Ehemann, noch Witwer, noch Bräutigam, weder Töchterschullehrer, noch Pfarrer; ich habe im allgemeinen keinen unmittelbaren und zusammenhängenden Einblick in die Verhältnisse der arbeitenden und nicht arbeitenden Frauen in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung, keine Verbindung mit Schriftstellerinnen, keine Beziehung zu den Vertretern und Vertreterinnen der leider sogenannten „Frauenemanzipation“; ich habe nie Frauenversammlungen beigewohnt oder die Thätigkeit von Frauenvereinen genauer zu beobachten Gelegenheit gehabt. Und wenn ich auch mancherlei über die Frauenfrage gelesen habe, so ists doch nicht genug, um mich für einen theoretischen Sachverständigen auszugeben. Auch das will ich nicht verhehlen, daß die mannigfache Litteratur über diese Angelegenheit, die ich in den letzten Monaten um Ihrer Anfrage willen studirte, mein Gefühl und mein Urteil viel hin- und hergezogen und mich zeitweise in die lebhafteste innere Aufregung versetzt hat. Nur der Umstand, daß Sie, hochverehrte Frau, in Ihrem anregenden Aufsatze ganz bestimmte Fragen gestellt haben, die entweder rein geschichtlich zu lösen oder doch von den Grundsätzen des christlichen Evangeliums aus zu beleuchten sind und deshalb nicht ein soziales Programm, sondern theologische und geschichtliche Bildung voraussetzen, giebt mir den Mut zur öffentlichen Meinungsäußerung.

Sie haben Recht: die wissenschaftliche Theologie des modernen Protestantismus weist kein Werk auf — wenigstens ist mir kein solches bekannt —, das die Frauenfrage in einer dem heutigen Stande der Schriftforschung wie den Verhältnissen des Lebens voll entsprechenden Weise vom Standpunkte des Evangeliums behandelte. Das, was Sie gesucht haben, nämlich eine grundsätzliche, in sich geschlossene Erörterung der Frauenfrage auf Grund des biblischen Stoffes und der kirchengeschichtlichen Erfahrungen, hätten Sie am ersten in den großen Werken über die christliche Ethik gefunden, — aber freilich wohl durch die Fülle der sonstigen ethischen Fragen sehr beeinträchtigt und nicht mit der für unsre Zeitverhältnisse notwendigen, allseitigen geschichtlichen und praktischen Würdigung. Was die wissenschaftlichen und praktischen Kommentare zur heiligen Schrift über einzelne Schriftstellen, was Realwörterbücher, Darstellungen der Geschichte der christlichen Sitte, Predigten und Traktate über die Frauenfrage bieten, sind in der Regel nur vereinzelte Bausteine, bei denen die schwierigste Aufgabe — ihre richtige Schätzung und Verwertung — dem Leser überlassen bleibt. Ueber Monods Predigten „Das Weib“ und eine Reihe ähnlicher deutscher Arbeiten*) möchte ich nicht ein so ganz scharfes Urteil aussprechen wie Sie. Diese Schriften haben doch wenigstens das Verdienst, die Frage aufgeworfen und ernsthaft, wenn auch vielleicht einseitig und nicht gründlich genug erörtert zu haben. Aber ich kann es Ihnen nachfühlen, daß eine derartige Behandlung der Angelegenheit Ihnen mehr eine für das Gemüt bestimmte Beschwichtigung als eine auch die Erkenntnis und den Willen befriedigende, klare Lösung zu bieten scheint. Diese mehr praktisch-theologische und „erbauliche“ Behandlung pflegt ja nur zu leicht einzelne Schriftstellen aus dem Zusammenhange herauszunehmen, mit einer gewissen Willkür in gesetzliche Vorschriften umzuwandeln und dabei oft — bewußt oder unbewußt — in einem andern, engern oder weitern, meist ganz allgemeinen, manchmal sogar ganz fremdartigen Sinn zu verwenden, — ohne sich auch nur einen Augenblick über das Recht und die Folgen eines solchen Verfahrens Gedanken zu machen, ohne den Unterschied der heutigen Lebensverhältnisse von dem geschichtlichen Hintergrunde des Alten und Neuen Testamentes in Rechnung zu ziehen, ja ohne auch nur mit andersartigen, aber ebenso deutlichen Stellen der heiligen Schrift sich auseinanderzusetzen. Dazu kommt dann vielfach die natürliche oder gesuchte Rhetorik, die mehr überredet als überzeugt, die für den Augenblick erhebt, aber auf die Dauer die alte Unsicherheit bestehen läßt, die durch die Schönheit der Rede und die Gewandtheit des Geistes die Schwierigkeiten vergessen macht und überspringt, aber nicht überwindet. Mit sogenannten „erbaulichen“ Reden, und seien sie noch so schön und geistvoll, kann man aber einen wirklichen allgemeinen Notstand auf die Dauer weder verhüllen noch bannen. Vielmehr geht es hier so wie mit allen andern Fragen des modernen Lebens: für das unbefangene, nüchtern prüfende Menschenauge wachsen zunächst die Aufgaben und Schwierigkeiten ins Riesengroße, und es ist nicht recht noch gut, auch nicht christlich, sich einer schwierigen Sachlage gegenüber voreilig zu trösten oder zu beruhigen.

So gewiß nun die Theorie nicht die Praxis hervorbringt und leitet, sondern von der Praxis hervorgerufen wird und immer besser und vollkommener gestaltet werden muß, so gewiß ist es an sich kein Vorwurf, daß auch von der Theologie bestimmte Fragen des praktischen Lebens noch nicht vollständig und gründlich gestellt, erfaßt, erledigt worden sind. Das ist vielmehr eine Thatsache, die man, zumal nach den ungeheuern Umwälzungen der gesamten Lebens- und Weltverhältnisse in unserm Jahrhundert, wohl auf allen Gebieten der Wissenschaft beobachten kann. Der weite und umfassende Gesichtskreis, den eine lebenskräftige Theologie mitten im Getriebe des modernen Lebens beherrschen muß, ist keineswegs leicht zu erwerben. Man kann dafür allgemein auf den seiner Natur nach konservativen Charakter religiösen und sittlichen Gemeinschaftslebens hinweisen, der allen Neuerungen zunächst mindestens mit einer gewissen Zurückhaltung gegenübersteht. Das gilt nach beiden Seiten. Die letzten Jahrzehnte der protestantischen Christenheit zeigen, wie erst allmählich und ruckweise die wissenschaftliche Theologie innigeren Zusammenhang mit den Problemen und praktischen Fragen der modernen Welt gewinnt und ihre eigne Arbeit darnach einzurichten und dadurch zu befruchten lernt; und wie anderseits die praktische Theologie und ihre Verwertung im Gemeindeleben nur allmählich und schüchtern auch die sichern Errungenschaften der theologischen Wissenschaft sich anzueignen und sachgemäß wirksam zu machen wagt.

*) In Nr. 41 wolle man auf Grund der leider zu spät eingegangenen Verfasserkorrektur Folgendes bessern und ergänzen: Sp. 957 Z. 13 von unten „Dafür könnte auch sprechen“ statt „spricht auch.“ Z. 5 von unten „Die Konfutatoren hätten dann“ statt „haben, wie wir sehen.“ Zum ganzen Artikel folgende Schlußsätze:

Allein in dem, was sie zu Artikel 10 bemerkt haben, lassen sie leider nichts davon spüren, daß sie den „vescentibus“ dieses Verständnis abgewonnen hätten. Sie reden hier so, als wäre Artikel 10 schlechtweg ein Bekenntnis zur katholischen Abendmahlslehre; sie stellen hier das löbliche katholische Bekenntnis der evangelischen Fürsten in den beliebten Gegensatz zu den „Irrlehren“ der evangelischen Theologen. Und es muß unsrerseits eingeräumt werden, daß Melanchthons „Leisetreten“ dies Verfahren der Gegner leider möglich gemacht hatte. D H

**) Vgl. die „Offene Anfrage an die Herren Theologen Deutschlands aus den Kreisen christlicher gebildeter Frauen“ in Nr. 39.

*) Wichern, Der Dienst der Frauen in der Kirche. 2. Aufl., 1858; Luthardt, Der Dienst der Frauen am Reiche Gottes, 1868; Frank, Christliche Frauen, 1873.

Der Umschwung, der sich somit in Praxis und Theorie in unsrer Zeit langsam, aber sicher vollzieht, betrifft vor allem die Grundlage des Christentums, die heilige Schrift. Seit Jahrhunderten fast nur dogmatisch erforscht und ausgebeutet, will sie nunmehr geschichtlich verstanden und in der Praxis nicht mehr als das unfehlbare Kompendium heilsnotwendiger Glaubenssätze, sondern als das köstliche Lebensbuch des göttlichen Evangeliums in der Person Christi angewandt werden. Dadurch wird sie uns nicht wertloser, unsicherer, fremder, unkräftiger, sondern vielmehr reicher, unangreifbarer, vertrauter, lebendiger. In dieser Umwandlung stehen wir mitten drin, und leider sind es gerade vielfach die „Gläubigen," die zu der selbsteignen, innern Kraft der heiligen Schriften das geringste Vertrauen haben und ihren Glauben in Gefahr sehen, wenn die theologische Behandlung der heiligen Schrift sich verändert. Und doch muß diese Neuerung, Punkt für Punkt, in großen und kleinen Dingen, in Grundsätzen, Methode und Einzelanwendung folgerichtig durchgeführt werden, und zwischen der Theorie und der Praxis, zwischen protestantischen Grundsätzen und protestantischer Behandlung der Schrift darf kein Widerspruch bestehen bleiben. Sonst kommen wir aus der unseligen Unsicherheit nie heraus. Deshalb muß uns aber auch jede besondre Anregung, die uns, zumal aus der Gemeinde heraus, dazu gegeben wird, willkommen und wertvoll sein; und ich bin überzeugt, daß Sie, hochverehrte Frau, sich auch im weitern Kreise unsrer Leser durch Ihre „Anfrage" lebhaften Dank verdient haben.

Bei den von Ihnen gestellten bestimmten Fragen handelt es sich einerseits um den ursprünglichen Sinn und Geltungsbereich einzelner Bibelstellen, andrerseits um ihre grundsätzliche Verwertung und Giltigkeit für die Verhältnisse der heutigen Christenheit, mit andern Worten um die allgemeinere Frage, in welchem Sinne die heilige Schrift und ihre einzelnen Teile für Leben und Glauben normative Bedeutung habe. Sie gestatten nun, daß ich um der Kürze und des bessern Verständnisses willen zunächst die allgemeinen Verhältnisse des weiblichen Geschlechts in Israel und dann Jesu Stellung zur „Frauenfrage" skizzire, um sodann die einzelnen apostolischen Worte nach ihrem Sinne und ihrer Bedeutung zu würdigen.

In Israel gilt, wie fast überall in der alten Kulturwelt, das weibliche Geschlecht als das minderwertige; es ist in seinen Rechten und Aufgaben beschränkt und in jeder Hinsicht abhängig. Sehr bezeichnend für das angenommene Wertverhältnis zwischen beiden Geschlechtern ist die gesetzliche Taxe 3. Mos. 27, 2—7, wonach die einzelnen Israeliten im Falle eines Selbstgelöbnisses sich freikaufen mußten: bei dem männlichen Geschlecht für das Alter von 1—5, 5—20, 20—60 Jahren je 5, 20, 50 Seckel, für das Alter von mehr als 60 Jahren 15 Seckel; bei dem weiblichen Geschlechte für dieselben Altersstufen nur je 3, 10, 30 und 10 Seckel. In der Ehe wird die Frau, die bisher unter der Gewalt ihres Vaters oder seines Stellvertreters stand, Eigentum des Ehemannes; aber nie nimmt die wirkliche Ehefrau in Israel eine sklavenähnliche Stellung ein. Die Polygamie ist rechtlich zulässig, aber nur bei Fürsten und ganz reichen Leuten häufig, häufiger ist — zumal bei Kinderlosigkeit der ersten Frau — die Bigamie. Der Grundgedanke und die Regel der israelitischen Familienordnung ist trotzdem die Monogamie, und zwar so sehr, daß die Ehe selbst als ein heiliger, von Gott geschlossener Bund gilt und in der Prophetie das maßgebende und sinnige Bild für das Verhältnis zwischen Gott und Israel wird. Deshalb ist auch die Frau nicht bloß die Magd, sondern die Gehilfin des Mannes. Die Verlobung ist Sache der Eltern, und zwar unter den Formen eines Kaufes; die Angehörigen der Braut erhalten Geschenke, eine Mitgift brauchen sie nicht zu stellen. Die Eheschließung selbst ist, wenn auch unter Anrufung Jehovas vollzogen, doch ein rein häuslicher und bürgerlicher Akt Die Heiligkeit der Ehe, hauptsächlich allerdings das Recht des Mannes, ist gesetzlich geschützt. Strenge Zucht und Zurückhaltung daheim gegenüber fremden Männern ist Pflicht der Frauen, auch haben sie keine selbständige Stellung in der Gemeinde und selbst an einer so wichtigen Handlung wie dem Passahmahl keinen Anteil; in den Synagogengottesdiensten stand ihnen nicht wie jedem erwachsenen Manne das Wort frei zum Lesen und Auslegen der Schrift.



Dennoch war ihre Selbständigkeit und Freiheit bei weitem größer als die der orientalischen Frauen in der Gegenwart: freier, öffentlicher Verkehr auch mit Männern, Teilnahme an öffentlichen Festlichkeiten und Aufzügen, an Gesang und Reigen, an Opfer- und Festmahlzeiten war ihnen keineswegs unmöglich. Der Luxus und die Toilettenkünste der Hebräerinnen waren zeitweise für Propheten geradezu öffentliches Aergernis; so verkündet Jesaias (3, 16 ff.) den Zorn Gottes über die stolzen und eiteln Töchter Zions. Frauengestalten wie Sarah und Rebekka, Mirjam und Ruth zeigen — von Esther und Judith ganz zu schweigen —, zu welcher Stellung und Bedeutung auch unter den rechtlich eingeschränkten Verhältnissen israelitische Frauen gelangen konnten; und gab es keine weiblichen Priester und Lehrer, so standen doch, was viel mehr besagen will, Prophetinnen wie Debora, ja sogar verheiratete Prophetinnen wie Hulda (2. Kön. 22, 14) in Israel auf. Uebrigens war das Leben der israelitischen Ehefrauen kein unthätiges Haremsleben, und auch das Dasein der Unverheirateten ward bis in die höchsten Kreise hinauf durch Arbeitsamkeit ausgefüllt. Allerlei Handarbeit, wie Kochen, Backen, Spinnen, Weben, Anfertigung von Kleidern, Teppichen und Gürteln für den Bedarf der Familie, für öffentliche Zwecke und für den Verkauf, bildete ihr Thätigkeitsgebiet; bei Frauen geringeren Standes auch das Mahlen auf der Handmühle, das Wasserholen u. dgl., in reicheren Häusern das Regiment über die Sklavinnen, bei unverheirateten Töchtern von Herdenbesitzern das Weiden und Tränken des Kleinviehes. Zuweilen gaben sich israelitische Frauen auch mit Totenbeschwörung, Zauberei und Wahrsagerei ab.

Da auch bei der israelitischen Männerwelt von einer höhern theoretischen Bildung überhaupt nicht oder doch nur spät für bestimmte kleine Berufskreise die Rede sein kann, so war eine soziale Kluft in dieser Hinsicht zwischen den Geschlechtern nicht vorhanden, und auch die rechtlichen und sozialen Ordnungen, die die Freiheit der Frauen beschränkten und sie im Vergleiche zum männlichen Geschlecht rechtlos machten, werden wohl nur in geringem Umfang oder bei ganz besondern Gelegenheiten schmerzlich zum Bewußtsein gekommen sein. Am meisten noch im Falle einer Ehescheidung: in der spätern Zeit machten die jüdischen Männer von dem gesetzlichen Rechte, auch um geringer Ursachen willen ihre Frau entlassen zu können, einen oft recht leichtfertigen Gebrauch. Und wenn überhaupt in den letzten Jahrhunderten vor Jesu Auftreten die rechtlichen Gesichtspunkte immer mehr die religiösen und sittlichen in den Hintergrund drängten, so waren doch früher in Wirklichkeit die ehelichen Verhältnisse bei den frömmeren Israeliten viel mehr der Idee entsprechend als die aus den Rechtsanschauungen des Gesetzes gebildete Vorstellung vermuten läßt. Charakteristisch für einen Konflikt zwischen den rechtlichen und sittlichen Anschauungen und seine relative Lösung ist 2. Mos. 21, 2 ff. Im allgemeinen aber ist es beachtenswert, daß die Pflicht der Ehrfurcht und des Gehorsams nicht bloß dem Vater, sondern auch ebenso der Mutter gegenüber eingeschärft wird (Sprüche Sal. 1, 8; 6, 20; Jesus Sirach 3, 5—18; 7, 29). Und wo fänden sich in der antiken Litteratur so tiefe und schöne Worte über die Bedeutung einer rechten ehelichen Lebensgefährtin wie in der Spruchweisheit und Poesie Israels? Man lese Psalm 123 und 128 oder Stellen wie Sprüche Sal. 11, 16; 14, 1; 18, 22. Jes. Sir. 7, 28, oder die herrlichen Worte „Ein fleißig Weib ist die Krone ihres Mannes," „Haus und Güter erbt man von den Eltern, aber ein vernünftig Weib kommt vom Herrn" (Sprüche 12, 4; 19, 14), und das berühmte Kapitel 31 der Sprüche Salomonis, das „Lob eines tugendsamen Weibes," und sein Seitenstück bei Jesus Sirach (26, 1. 18—24). Wenn selbst die Mahnung nötig wird: „Laß deinem Weibe nicht Gewalt über dich, daß sie nicht dein Herr werde" (Sirach 9, 2), so kann die Stellung der Ehefrau nicht so ganz sklavisch und einflußlos gewesen sein. Endlich sei auch darauf hingewiesen, daß nicht bloß die Bestimmungen des Gesetzes, sondern auch die Erzählungen der Geschichte (z. B. im Buche Ruth) und die Worte der Propheten (z. B. Jes. 1, 17) energisch Partei ergreifen für die Witwen.

Diesem Bilde entsprechen nun die mannigfachsten Züge auch des Neuen Testaments. Die geschilderte rechtliche Abhängigkeit und soziale Unselbständigkeit des weiblichen Geschlechts wird in allen neutestamentlichen Schriften vorausgesetzt: z. B. werden bei der Speisungsgeschichte die Weiber ebensowenig mitgezählt wie die Kinder; nach dem Gleichnis des Herrn wird Weib und Kind des verschuldeten Knechts mit seinem übrigen Eigentum verkauft; Paulus erwähnt unter den zahlreichen Erscheinungen des Auferstandenen die ersten, den Frauen zuteil gewordenen überhaupt nicht (Matth. 14, 21; 15, 38; 18, 25; 1. Kor. 15, 5 ff.) Andrerseits finden sich doch manche Anzeichen des thatsächlichen Einflusses der Frauen: die Mutter Elisabeth spricht in sehr bestimmtem Ton; Salome tritt mit öffentlicher Bitte bei Jesu für ihre Söhne ein; Herodes läßt sich durch Weib und Tochter bestimmen; Pilatus wird sogar in seinem amtlichen Thun von seiner Gattin behelligt; selbst Maria sucht Jesum in seinem Wirken zu beeinflussen, und nach dem Gleichnis des Herrn gelingt es dem unermüdlichen Drängen und Bitten der Witwe, auch den unbarmherzigen Richter zu überwinden (Luk. 1, 60; Matth. 20, 20; 14, 6. 8; 27, 19; 12, 46; Joh. 2, 3; Luk. 18, 1—5.) Eine Schar von Frauen folgt Jesu, steht ihm nahe, sorgt für ihn, ohne daß darin etwas Anstößiges gesehen würde (Luk. 8, 1—4); sie sind freilich nicht bei seiner Verklärung, bei dem Abendmahl, bei den Abschiedsreden und bei dem Geisteskampfe in Gethsemane gegenwärtig, wohl aber unter dem Kreuze, bei seinem Begräbnis und bei den Erscheinungen des Auferstandenen. Auch die klagenden Frauen im Zuge nach Golgatha, die Huldigung des Weibes im Hause Simons, das Gleichnis von den zehn Jungfrauen, die von den Sadduzäern ersonnene Geschichte von der Ehefrau der sieben Brüder, ferner die Erzählungen von der Samariterin am Brunnen und von der Ehebrecherin werfen Streiflichter auf Leben und Stellung des weiblichen Geschlechts in Israel (Luk. 23, 27; Matth. 26, 7 ff.; 25, 1—13; 22, 24 ff.; Joh. 4, 1 ff. 8, 1 ff.). Weiter achte man auf Gestalten wie die Witwe und Prophetin Hanna (Luk. 2, 3 ff.), das Schwesternpaar Martha und Maria, die Jesu befreundet sind und in ihrem Hauswesen selbständig und frei walten (Luk. 10, 38 ff. Joh. 11), und besonders auf die Person der Maria, der Mutter des Herrn. Die Apostelgeschichte und die neutestamentlichen Briefe vervollständigen in mannigfacher und charakteristischer Weise diese Bilder aus der damaligen Frauenwelt, zum Teil freilich auch aus dem außerjüdischen Gebiete. Bei der Angabe des ursprünglichen Bestandes der Gemeinde werden neben den elf Aposteln ausdrücklich die Frauen genannt; neben Ananias spielt sein Weib Sapphira eine ebenbürtige Rolle; um den Unterhalt der Witwen handelt es sich bei der Wahl der Siebenmänner oder Almosenpfleger; als eine edle, fromme Frau, für andre Frauen thätig, wird Tabea geschildert (Apostelgesch. 1, 14; 5, 1 ff.; 6, 1 ff.; 9, 36.) Als Hausbesitzerin erscheint zu Jerusalem die Maria, bei der die Mitglieder der Gemeinde sich versammeln (12, 12); auch die Purpurkrämerin Lydia aus Thyatira muß nach ihrer Handlungsweise neben großer Freiheit und Selbständigkeit eine größere Wohnung besessen haben (16, 13 f.). Andre typische Frauengestalten sind die Bernize, die Schwester Herodes' II. Agrippa, die wahrsagende Sklavin in Philippi, die vornehme Damaris in Athen, die vier mit der Gabe der Prophetie ausgerüsteten Töchter des Philippus in Cäsarea, die Priszilla, welche allem Anschein nach für die Ausbreitung des Christentums noch wirksamer gewesen ist als ihr Gatte Aquila, Lois und Eunike, die fromme Großmutter und die Mutter des Timotheus, und dazu die gegen das Evangelium aufgeregten und für das Evangelium eingenommenen Frauen in Antiochien, Thessalonich und Beröa (Apgesch. 25, 13; 16, 16; 17, 34; 21, 9; 18, 2; 2. Tim. 1, 5; Apgesch. 13, 50; 17, 4. 12.) Auch die Briefe des Paulus, insonderheit das sechzehnte Kapitel im Römerbriefe, erwähnen noch, zumeist mit den Worten höchster Anerkennung, neben der Priszilla eine Reihe christlicher Frauen, z. B. die Diakonissin Phöbe, die Maria, die Tryphena und Tryphosa, die Persis und die Mutter des Rufus. Der Ebräerbrief zählt unter den vorbildlichen Helden des Glaubens auch Frauen auf (11, 11. 31), der Jakobusbrief fordert als rechten Gottesdienst die Fürsorge für Witwen und Waisen (1, 27), und wenn der erste Johannisbrief in seiner Anrede „Kindlein" — „Väter" — „Jünglinge" das weibliche Geschlecht ganz übergeht (Kap. 2), so ist dafür der ganze zweite Johannisbrief an eine auserwählte christliche Frau gerichtet, es sei denn, daß man dort unter „Herrin" allegorisch eine bestimmte christliche Gemeinde zu verstehen hat. Auch was Paulus Röm. 7, 1 ff. aus dem Eherecht anführt, bezieht sich auf die Stellung der Frau.

Wie steht nun das Evangelium der so skizzirten Sachlage gegenüber?

---

## Von der fünften Generalversammlung des Evangelischen Bundes

zu Kassel, 29. September bis 1. Oktober

Uebersicht: 1. Der Verlauf der Kasseler Tage; 2. Die Thätigkeit des Bundes; 3. Die Zukunft des Bundes.

### 1. Der Verlauf der Kasseler Tage

Schon zum fünftenmale hat in diesem Jahre der Evangelische Bund zu einer Generalversammlung eingeladen. Von Jahr zu Jahr mehr hat er das evangelische Deutschland über seine Ziele und seine Richtung aufgeklärt. Man hat sich an ihn gewöhnt, man kennt ihn, und — wenn ich recht sehe — man hat ihn auch immer mehr lieb gewonnen und schätzen gelernt. Die Verhältnisse haben dazu beigetragen, immer weiter die Einsicht zu verbreiten, daß der Kampf gegen die römische Gefahr, gegen die Machtansprüche und die Geschichtsverdrehung des Ultramontanismus wie gegen die Lauheit und Lässigkeit des protestantischen Ehrgefühls eine Pflicht der evangelischen Christenheit ist. Deshalb darf der Evangelische Bund überall da, wo überhaupt Leben in den evangelischen Gemeinden ist, hoffen, gern gesehen und freundlich aufgenommen zu werden.

Diese Hoffnung hat den Zentralvorstand des Bundes — wie sein Vorsitzender, Graf von Wintzingerode-Bodenstein aussprach — erfüllt, als er die diesjährige Versammlung nach Kassel berief. Und sie ist nicht zu schanden geworden. Ein rühriges Lokalkomitee hatte alles aufs beste vorbereitet, um die Arbeiten zu fördern und die Stunden der Erholung zu verschönen. Der Magistrat begrüßte durch seinen zweiten Bürgermeister die Versammlung mit freundlichen, verständnisvollen Worten. Die Bürgerschaft nahm an den Gottesdiensten und Abendversammlungen regen Anteil. Das Kirchenregiment der Provinz, vertreten durch Generalsuperintendent Lohr, sprach seine ungeteilte Zustimmung zu den leitenden Ideen des Bundes aus und fügte dem herzliche Wünsche bei. Alles dies atmete Vertrauen und Verständnis und gab den Bundesmitgliedern das angenehme Gefühl, daß man sie als Freunde und Genossen in dem Kampfe um die Güter ansah, die nun einmal das wertvollste geschichtliche Erbe der Lebenden sind, die Güter der Reformation.

Daß der Bund diesen Kampf mit gewissenhaftem Ernste und mit den Waffen des evangelischen Glaubens führt, haben die in ruhigem Fluß, ohne störende Zwischenfälle und ohne die Depression lang hingezogener Debatten verlaufenden Verhandlungen gezeigt. „Gehetzt" ist wirklich mit keinem Worte, eher wird man sagen müssen, daß die Vorträge und Ansprachen einen etwas akademischen, zu wenig aktuellen Charakter trugen.

Gleich die warmempfundene Eröffnungsrede des Grafen von Wintzingerode betonte, daß der Bund nach wie vor dem einzelnen Katholiken und seiner ernsten innern Ueberzeugung nicht zu nahe treten wolle. In diesem Geiste war auch die vornehme Kritik gehalten, die der Vorsitzende an den Angriffen gegen das unserm Volke anvertraute Heiligtum des wahren Glaubens im letzten Jahre übte, an der Trierer Heiligtumsfahrt, den Konvertirungspraktiken, den Schmähungen protestantischer Ehen, der Agitation, die sich an die Sperrgeldervorlage und die Rückberufung der Jesuiten knüpfte. Als erfreuliche Symptome bezeichnete er die Fortschritte der evangelischen Arbeitervereinsbewegung und die Zurückweisung der deutschfeindlichen Kundgebungen römischer Blätter durch deutsche Katholiken. Mit großem Ernste und tiefer innerer Wärme wies er sodann auf

den herrschenden Charakterfehler der Gleichgiltigkeit gegen unsre evangelische Sache hin, wodurch gerade die evangelische Kirche furchtbar geschädigt würde. Als ein Gegenbild dazu zeichnete er das Leben des hochgemuten hessischen Landgrafen, dessen Standhaftigkeit und Mut, Pflichtgefühl und Treue uns allen ein leuchtendes Vorbild sein müsse.

Der Hauptvortrag des ersten Tages behandelte das Verhalten der römischen und evangelischen Kirche zum Staat. Ausdrücklich erklärte der Redner, Professor Kawerau aus Kiel, unsern Lesern wohlbekannt als Kenner der Reformationsgeschichte, daß er lediglich darstellen wolle, „mit was für einem Sinn beide Kirchen kraft ihrer prinzipiellen Auffassung des Staates ihre Mitglieder erfüllten." Nur im Vorbeigehen streifte er das praktische Verhalten des Zentrums zum deutschen Reiche und zum Staate Preußen, und nur in der Form von Folgerungen und Mahnungen legte er die Grundsätze für das Verhalten der evangelischen Kirche zum Staat dar. Der Hauptteil seines Vortrages war der Auseinandersetzung gewidmet, wie einerseits die römische Kirche und ihre Päpste, anderseits die Reformatoren über den Staat gedacht und welche Ergebnisse sie daraus für einzelne Gebiete des staatlichen Lebens gefolgert haben. So führte dieser Vortrag in die Tiefen der reformatorischen Gedankenwelt hinein und stärkte durch die schlichte Darlegung des Sachverhaltes das Bewußtsein der Hörer von dem Werte der reformatorischen Ideen.

Viel mehr an das Gewissen des Einzelnen wandte sich der Hauptvortrag des zweiten Tages, den Konsistorialrat, Professor Haupt aus Halle hielt: Wie hat sich protestantische Charakterfestigkeit gerade in unsern Tagen zu bewähren? Protestantische Charakterfestigkeit zu wecken und zu stärken, so führte er aus, sei die eigentlich zentrale Aufgabe des Bundes. Daß es daran in der Gegenwart so vielfach mangle, müsse tiefe Beschämung hervorrufen. Er wolle versuchen, die Gründe dieser Erscheinung aufzudecken, um die Wurzeln des Schadens womöglich abzugraben. Fünf solcher Gründe machten sich hauptsächlich in der Gegenwart kenntlich: Falscher Optimismus, der das Gemeinsame beider Kirchen in den Vordergrund stelle und das Unterscheidende auf sich beruhen lasse; falscher Individualismus, der darauf verzichte, das öffentliche Leben mit evangelischen Gedanken zu durchdringen; falsche Noblesse, die in übertriebener Weitherzigkeit und Toleranz sittliche Güter meine im Interesse der Liebe preisgeben zu dürfen; sittliche Feigheit, die den Spott der Gegner im litterarischen Kampfe oder ihre Feindschaft im Leben scheue; religiöse Indifferenz, die, da die Ueberzeugungen mangelten, auch keine Ueberzeugungstreue kenne. Wie aber führe der Weg, um alle diese Schwächen zu überwinden? Wie werde der Mensch ein protestantischer Charakter? Nur indem er die religiösen Grundlagen des Protestantismus zum beherrschenden Zentrum seines Lebens mache. Keine Kultur erzeuge Charaktere. Pflege des evangelischen Christentums in seiner schlichten Einfachheit, aber weltüberwindenden Macht, das sei allein das Mittel, wodurch die Grundlage für die Bildung des protestantischen Charakters gewonnen werde. Diesen Charakter gelte es dann vor allem in drei Punkten zu bewähren: Selbständigkeit des Urteilens und Handelns in kirchlichen Dingen sei der erste. Der zweite: Glaube an die Macht der evangelischen Wahrheit, der Widerstand gegen die Versuchung, Anleihen zu machen beim Romanismus. Der dritte: Bewahrung des Mutes und der unbedingten Siegesfreudigkeit trotz aller Niederlagen und Leidenswege. — Der Raum mangelt, um mehr zu bieten, als diese matte Skizze von dem durch gewaltig wirkende Sätze, hinreißende Glut der Rede und von Wort zu Wort vorwärts drängende Knappheit wiederholt den stürmischen Beifall der Hörer hervorrufenden Vortrage.

Dienten diese beiden Reden der Hauptaufgabe des Bundes, der Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, so lag in der religiösen Ansprache des Konsistorialrats Göbel aus Halle: „Welcher Segen erwächst dem Einzelnen aus dem Anschluß an die Gemeinschaft" der Schwerpunkt in dem Hinweis auf die zweite Aufgabe des Bundes: Pflege des Gemeinschaftsbewußtseins innerhalb der evangelischen Kirche. Von der Erbkrankheit des Protestantismus, da von Anfang an viel Zersplitterung unter Fürsten und Theologen gewesen wäre, von dem Mangel an Gemeinschaft auch unter der evangelischen Christenheit von heute und den Ansätzen zu seiner Ueberwindung ausgehend, präzisirte der Redner sein Thema dahin, daß er von dem Segen des lebendigen Anschlusses des Einzelnen an das Leben der Gemeinde, deren Glied er ist, reden wolle. Der Christ sei nichts für sich allein, nur durch die Gemeinschaft empfange er seinen Glauben, ohne sie verkümmere er. Wie dem römischen Christen die äußerliche Gemeinschaft, so müsse dem evangelischen die innerliche teuer sein. Diese Gemeinschaft decke sich, wenn die Kirche gesund sei, mit der Kirchgemeinde. Sie biete zunächst die gottesdienstliche Gemeinschaft. Niemand könne ohne sie gesundes religiöses Leben führen. Es sei ein Mangel, daß die Einrichtung unsrer Gottesdienste, vornehmlich der Abendmahlsfeier, viel zu wenig das Gepräge der Gemeinschaft trage. Ferner biete die Kirchgemeinde Gemeinschaft der Arbeit. Nur in ihr können die Kräfte des Einzelnen zweckvoll und wirksam ausgenützt werden, nur in ihr erwachse die Freudigkeit, die Erweckung schlummernder Gaben, die Wachrufung der Geister, sie gebe Mut zum Bekenntnis, Kraft zum Widerstand gegen die Verführung. Endlich solle die Kirchgemeinde Gemeinschaft der Freude sein, die den Vereinsamten tröste, die Geselligkeit mit edlem Inhalt erfülle und die sozialen Unterschiede überwinde. Unsere Zeit sei gemeinschaftshungrig, Fachvereine, politische Klubs, Vergnügungsvereine blühten, warum nicht die Gemeinschaft der Kirche? Gewiß auch deshalb, weil sie keine Gemeinschaft der natürlichen Menschen sein wolle, aber mehr noch, weil sie sich zu wenig als Gemeinschaft darstelle und ihre Glieder zu wenig zu der Erfahrung bringe, daß es eine Wahrheit ist: Ich glaube die Gemeinschaft der Heiligen.

Das ist in kurzen Zügen und schattenhaftem Umriß der Verlauf der Hauptversammlungen. Auf den Bericht des Schriftführers komme ich weiterhin noch zu sprechen. Aber der Einrahmung der Versammlungstage durch die beiden Gottesdienste zur Eröffnung und zum Schluß will ich hier noch gedenken. In jenem predigte Pfarrer Jatho aus Köln über die Einigkeit im Geist, in diesem Pfarrer Hans aus Augsburg über eines evangelischen Christen und darum auch des evangelischen Bundes Wahlspruch und Losungswort: Ich glaube, darum rede ich. Es waren zwei recht verschiedene Predigten, die erste reich in der Form, in ihrem Inhalte eine Reihe der tiefsten Fragen der Gegenwart berührend und den gesamten Umkreis der evangelischen Interessen mit dem Lichte der apostolischen Gedanken beleuchtend, die andre ganz an den Einzelnen gerichtet, die zentrale Grundfrage des persönlichen Glaubenslebens liebevoll erörternd, schlicht und schmucklos, aber gerade in dieser Schlichtheit von tiefer und, wills Gott, nachhaltiger Wirkung. E F

## Zum Prozeß Heinze

Von juristischer Seite wird uns geschrieben:

Der in den Tagen vom 28. September bis 1. Oktober d. J. vor dem Schwurgerichte zu Berlin verhandelte Prozeß gegen den Töpfer Heinze und seine Ehefrau, denen die Anklage die Beteiligung an der Ermordung des Nachtwächters Braun in der Nacht vom 26. zum 27. September 1887 vorwirft, hat zu verschiednen Erörterungen und Erwägungen Anlaß gegeben, die auch gerade im Kreise der Leser der Christlichen Welt ernste Beachtung verdienen.

Das Dasein von Zuhältern in Berlin war schon vor dem Prozesse bekannt, und Erscheinungen wie der Angeklagte Heinze, der, obwohl gesund und arbeitsfähig, sich völligem Nichtsthun hingiebt und sein Leben von dem Verdienste fristet, den seine sechzehn Jahre ältere und kränkliche Frau sich aus einem unsittlichen Gewerbe verschafft, sind vor den Gerichtshöfen Berlins keine Seltenheit. Aber der Einblick, den der Prozeß in die innersten Lebensverhältnisse solcher Zuhälter gewährt hat, die grelle Beleuchtung, in die er die ganze sittliche Verkommenheit

dieser Menschenklasse gerückt hat, regt die ernste Frage an, wie diesem Unwesen kräftig gesteuert werden kann.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das geltende Strafgesetzbuch keine genügende Handhabe bietet, den Zuhältern mit Nachdruck entgegenzutreten. Eine das Treiben dieser Menschen unmittelbar treffende Strafbestimmung fehlt. Die Vorschriften über Kuppler genügen aber nicht dem Bedürfnis, weil sie nicht auf alle Fälle des Zuhälterwesens anwendbar sind und die angedrohte Gefängnisstrafe auf eine so verkommene Menschenklasse nicht mehr abschreckend wirkt. Namentlich muß es bei den durch den Prozeß zu Tage getretenen Mißständen als Mangel empfunden werden, daß unter den verwandtschaftlichen und persönlichen Verhältnissen zwischen dem Kuppler und der verkuppelten Person, die zum Thatbestande der mit Zuchthaus belegten schweren Kuppelei gehören, das Strafgesetz nicht auch das Verhältnis des Ehemannes zu seiner Frau aufführt. Ein Gesetzentwurf, der diesem Mangel abhelfen soll, würde gewiß auf Zustimmung rechnen dürfen.*)

Aber wie wirkungsvoll ein solches Mittel sich auch im einzelnen Falle erweist, bei der Unmöglichkeit einer genauen polizeilichen Ueberwachung der Zuhälter würde es das Uebel nicht an der Wurzel fassen und allein nicht geeignet sein, das Zuhälterwesen völlig auszurotten. Vielfach sieht man die in Preußen und einem großen Teile Deutschlands zur Geltung gelangten sittenpolizeilichen Grundsätze als die Ursache an, die in großen Städten einen Mißstand wie das Zuhälterwesen notwendigerweise zur Folge habe, und erhofft eine Besserung des Uebels von einer durchgreifenden, den thatsächlichen Verhältnissen klar ins Auge sehenden Aenderung. Welche Auffassung als die richtigere dem Uebel am meisten entgegenarbeiten würde, kann hier nicht erörtert werden. Darüber aber sollte man sich keiner Täuschung hingeben, daß die Menschenschicht, deren Daseinsbedingungen uns der Prozeß enthüllt hat, bei ihrer Verachtung aller sittlichen Gesetze eine ernste Gefahr für die Gesellschaft bedeutet. Nicht nur der Einzelne, der unversehens in die Hände solcher Leute gerät, ist dieser Gefahr ausgesetzt; aus diesen Leuten bilden sich auch gegebenen Falles die Rotten, auf deren Beistand jede auf Umstürzung bestehender Verhältnisse gerichtete Bewegung mit Sicherheit rechnen kann. Die Frage, wie hier Abhilfe zu schaffen ist, sollte deshalb nicht unentschieden gelassen werden.

Weiterhin hat man auch aus verschiednen Vorkommnissen während der Verhandlung auf bedenkliche Mängel in unsrer Rechtspflege schließen wollen.

So bedauerlich es nun aber ist, daß die Verhandlung abgebrochen werden mußte, so ist es durchaus falsch, diese Notwendigkeit für einen Fehler unsers Strafprozesses zu erklären. In jeder geordneten Rechtspflege muß es als Grundsatz gelten, daß die Beweisaufnahme sich auf alle vorhandnen Beweismittel zu erstrecken hat. Nur dann darf ein neuer Beweisantrag abgelehnt werden, wenn das Ergebnis der bisherigen Verhandlung durch einen solchen nicht mehr abgeändert werden kann. Wann ein solcher Fall vorliegt, ist eine Frage pflichtmäßigen Ermessens der Richter. In dem Prozesse gegen die Heinzes aber, in dem der Schuldbeweis nur durch die Häufung einzelner Verdachtsgründe mittelbar geführt werden konnte, war gewiß eine weitere Aufklärung des Sachverhaltes durch einen neuen Zeugen nicht ausgeschlossen und der von dem Beklagten mit großer Bestimmtheit angebotene Entlastungsbeweis konnte also nicht übergangen werden.

Berechtigt ist dagegen der Anstoß, den das Verhalten der beiden für die Angeklagten als Verteidiger thätigen Anwälte erregt hat. Es kann ihnen der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie bei verschiednen Gelegenheiten ohne ersichtlichen Grund Reibungen mit dem Vorsitzenden gesucht und dadurch einen Ton in die Verhandlungen gebracht haben, der dem Ernste der Sache nicht entsprach, und daß sie auch in Aeußerlichkeiten, namentlich durch die zu sich genommene Sekterfrischung gröblich gegen den Ton verstoßen haben, der in unsern Gerichtshöfen üblich ist. Die Frage ist, ob der Vorsitzende solchem Verhalten gegenüber machtlos ist. Gewiß nicht; das Gesetz verleiht ihm die Sitzungspolizei und giebt dem Gerichte das Recht, die Ungebühr eines Rechtsanwalts mit einer Geldstrafe bis zu 100 Mk. im einzelnen Falle zu ahnden. Diese Befugnisse haben bisher noch stets ausgereicht, die Bedeutung und Würde der Verhandlung zu wahren. Ob im Prozesse gegen das Ehepaar Heinze der Gerichtshof den Verteidigern gegenüber zu milde verfahren ist, läßt sich aus den selten erschöpfenden Zeitungsberichten schwer beurteilen. Ohrenzeugen der Verhandlung hatten nicht den Eindruck, und das Gegenteil ergiebt sich nicht daraus, daß das Gericht von der Festsetzung einer Ungebührstrafe abgesehen hat. Man wird sogar dem Vorsitzenden Anerkennung nicht versagen können, weil er von der in einzelnen Fällen gewiß sehr angebrachten Festsetzung der Ungebührstrafe hier abgesehen hat. Die Strafe hätte die gereizte Stimmung gewiß nicht beseitigt, und seiner Aufgabe entsprach es mehr, über Kränkungen die sich gegen seine Person richteten, hinwegzusehen und nur das eine Ziel im Auge zu behalten, die Wahrheit zu ergründen. Jeder, der die Verhandlungen liest, wird zugeben müssen, daß er seine Persönlichkeit unparteiisch und selbstlos in den Dienst dieser Sache gestellt hat. Das Auftreten der Verteidiger muß deshalb nur umso schärfer verurteilt werden.

Aber einen noch schwereren Vorwurf muß man den Verteidigern daraus machen, daß sie den Angeklagten den Rat erteilt hatten, auf die zur Ermittelung der Wahrheit an sie gerichteten Fragen des Vorsitzenden nicht zu antworten. Der Rechtsanwalt als ein zur Ausübung der Rechtspflege gesetzlich mitberufenes Glied hat die Pflicht, dazu beizutragen, daß die Wahrheit ergründet werde. Er verletzt seine Pflicht, wenn er zu Mitteln greift, die diese Erkenntnis erschweren. Auch innerhalb dieser Grenze hat er ein weites Gebiet für seine Wirksamkeit. Er hat die Aufgabe, dahin zu wirken, daß die dem Angeklagten günstigen Thatsachen genügend betont und berücksichtigt, daß das Strafgesetz nicht falsch auf ihn angewendet und wesentliche Vorschriften des Verfahrens, die zum Schutze des Angeklagten gegeben sind, nicht übersehen werden. Auch in dem Falle, daß er von der Schuld des Angeklagten überzeugt ist, wird er bei solcher Auffassung seinen Pflichten der Rechtspflege dienen können. In dem Prozeß gegen die Heinzes haben aber die Verteidiger sich über diese Grenzen hinweggesetzt. Die Darstellung, die der Angeklagte selber auf die Fragen des Vorsitzenden giebt, ist unter allen Umständen eine der wichtigsten Grundlagen für die weitere Verhandlung. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Angeklagte nicht zum Antworten auf die Fragen des Vorsitzenden gezwungen werden kann. Macht er von dieser Befugnis Gebrauch, so muß das Gericht trotzdem unter erschwerenden Umständen versuchen, ihm den Nachweis seiner Schuld zu führen. Raten aber die Verteidiger selber dazu, dem Gerichtshofe jene wichtige Unterlage für die weitere Verhandlung zu geben, so verletzen sie damit ihre Berufspflicht, weil sie das Auffinden der Wahrheit erschweren. Nur die Erklärung läßt sich hierfür finden, daß sie es mehr für ihre Aufgabe ansehen, eine Freisprechung zu erzielen, als durch die Mitarbeit an der Aufklärung des Sachverhaltes ein gerechtes Urteil zu ermöglichen. Und umso berechtigter ist der allgemeine Unwille über das Verfahren der Anwälte, weil die Schlußfolgerung nahe liegt, daß sie den Angeklagten kaum den Rat erteilt haben würden, wenn sie von deren Unschuld überzeugt gewesen wären.

Der den Angeklagten von den Rechtsanwälten erteilte Rat ist aber deshalb am allerverwerflichsten, weil ihn unter den Zuhörern der Verhandlungen Leute anhörten, denen die Verletzung der Rechtsordnung schon eine Gewohnheit ist. Es kann unmöglich das Ansehen des Rechtes vor solchen Leuten gehoben werden, wenn sogar seine Vertreter es gering achten. Wie wir zu unsrer Befriedigung hören, ist gegen die Verteidiger ihres Vorgehens in diesem Prozesse wegen bereits die Disziplinaruntersuchung eingeleitet. So verdient dies auch sein mag, wir wollen doch davor warnen, das Auftreten der An-

*) Das wäre nun freilich u. E. ein schmerzlich geringer Ertrag des Prozesses. Keine Gesetzgebung kann Schande und Laster ganz aus der Welt schaffen, aber dazu müßten der Obrigkeit Mittel und Wege zu Gebote stehn, den Augiasstall des Berliner Zuhälterwesens bis auf den Grund auszuräumen. D H

wälte auf Einrichtung der freien Advokatur überhaupt zurückzuführen. Gewiß hat diese Einrichtung manche Schäden hervorgerufen, die nicht zum mindesten in dem Zusammenströmen einer größern Masse von Anwälten in die großen Städte, namentlich nach Berlin, ihren Grund haben; aber Schäden, wie sie sich im Prozesse gegen Heinzes gezeigt haben, sind seit 1879 noch nicht hervorgetreten und es wird deshalb richtiger sein, die Schuld nur in dem Einzelnen zu suchen. Bisher hat es noch immer das aus dem Anwaltsstande selber gewählte und in allen Provinzen mit den würdigsten Vertretern des Standes besetzte Ehrengericht verstanden, die treue Beobachtung der Pflichten, die der Stand auferlegt, in allen Fällen bei seinen Vertretern durchzusetzen. R F

## Shakespeares Hamlet

### 2. Der Verlauf der Handlung*)

Den Schauplatz des Dramas bildet der Hof des Dänenkönigs Claudius zu Helsingör, der rasch nach dem plötzlichen Tode seines königlichen Bruders als Gemahl der Königinwitwe den Thron bestiegen hat. Ein Krieg mit Norwegen droht. Daher die gewaltigen Heeresrüstungen, daher die nächtlichen Wachen der Offiziere auf der Schloßterrasse, daher auch das gespenstige Erscheinen des toten Königs in Helm und Harnisch, das das Blut der tapfern Krieger erstarren macht. Oder deutet dies auf größere Schrecken? Ahnungsvolle Schauer durchrieseln uns wie den Prinzen Hamlet, als er den wundersamen Bericht seiner Freunde vernimmt.

Ein ergreifendes Bild! Der königliche Prinz, trauernd um einen heißgeliebten Vater, zürnend seinem Oheim, dessen Falschheit er kennt, dessen Verbrechen er ahnt, hadernd mit seiner Mutter, deren begehrliche Schwachheit der Trauer um den Gemahl so schnell die Hochzeitsfreuden folgen ließ; seine düstere Stirn, das verweinte Auge, das Schwarz seines Gewandes stehen in unheimlichem Mißklang zu dem heitern Prunk des festlichen Hoflagers. Verzweiflung über das unendliche Weh der Menschheit, jenen steten Sieg des Bösen über das Gute, den ewigen Triumph der Ungerechtigkeit ist die Grundstimmung Hamlets gleich im Anfang des Stückes; man lese nur den ersten Monolog, worin er — jedes Wort ein herber Schmerzensschrei — angesichts des schalen Treibens dieser unseligen Welt mit finstern Selbstmordgedanken ringt. Hamlet, der herrliche, mit allen Gaben der Natur verschwenderisch ausgestattete Jüngling, wird unter der Last der fremden Schuld, die seine Jugend darniederbeugt, zum erhabenen Repräsentanten des menschlichen Wehs in seinen tausendfachen Formen und Gestalten.

Es folgt die Begegnung mit dem Geiste. Die bange Ahnung wird zur furchtbaren Gewißheit; die Schuld des Oheims, der gräßliche Brudermord, steht, dem Grab entstiegen, leibhaftig vor ihm da und fordert das Gelübde der Rache, das Hamlet mit feurigen Schwüren bekräftigt. Indem er den Namen jenes Schurken in die Schreibtafel einträgt, bricht er zugleich mit allem, was bisher ihm lieb und teuer war, mit Neigung, Freundschaft, Liebe, all den zarten Regungen der Menschenbrust, die das Leben freundlich schmücken und beglücken, um nur dem einen Gedanken der Rache zu leben und zu sterben.

Die Zeit ist aus den Fugen, — Fluch zu denken,
Daß ich geboren ward, sie einzurenken!

Diese Schlußworte des ersten Aktes sind der Schmerzensruf seiner von Mord und Verbrechen gequälten Seele, seine Klage über die traurige Rolle, die das Schicksal ihm zugeteilt hat. Wie er sie durchführen wird, wie den auf den Gipfel menschlicher Macht erhobnen Verbrecher entlarven und zum Geständnis bringen, er weiß es nicht, ahnt aber dunkel, daß das Verhängnis ihn selbst mit dahinraffen wird.

Diesem von nun an unerbittlich waltenden Verhängnis entspricht auch Hamlets verstellter Wahnsinn, zugleich der adäquate Ausdruck seiner Seelenzerrüttung. In seiner Exaltation, jener wunderbaren Mischung von Tiefsinn, Scharfsinn und Wahnsinn, will er vor König und Hof als Verkörperung des Verhängnisses erscheinen, das über dem Haupte des Schuldigen schwebt.

*) Vgl. Nr. 40: I. Der Streit der Ansichten.



In solcher Gestalt, als das verkörperte Verhängnis, erscheint der Prinz im zweiten Akte am königlichen Hofe, Befremden und Entsetzen erregend. Sein unter der Maske des Wahnsinns herzergreifender Abschied von der geliebten Ophelia, von der er, weil sie als Tochter des Hofmanns Polonius nie die Vertraute seiner Rachepläne werden kann, für immer scheiden muß, bringt den beschränkten Unterthanenverstand dieses klügelnden, eingebildeten Hofschranzen auf die naheliegende Vermutung, daß Hamlet aus Liebe zu seiner Tochter gemütskrank geworden sei. Der tiefer blickende König, dessen böses Gewissen sich regt, teilt diese Ansicht nicht, indem er dem Prinzen scheinbar zu seiner Zerstreuung, thatsächlich zu seiner Überwachung, jene beiden geschmeidigen Höflingsseelen zugesellt.

So handelt der König. Hamlet handelt nicht, weil er noch nicht kann. Die Schwierigkeit seiner Riesenaufgabe dringt beängstigend auf ihn ein. Hat er denn wirklich die felsenfeste Gewißheit von der ungeheuern Schuld, als deren Rächer er sich berufen fühlt? Nein, er hat sie nicht! Denn jener Sendling aus dem Geisterreich kann ebenso gut ein Blendwerk der Hölle, kann der Teufel gewesen sein, um in der Engelsgestalt seines Vaters ihn ins Verderben zu locken. Erst wenn das untrügliche Schuldbekenntnis vorliegt, wenn der Verbrecher selbst ihm Aug in Auge, seis, wie es sei, das Verbrechen eingestanden hat — erst dann kann Hamlet sicher fortschreiten auf der ihm gewiesenen Bahn.

Aber wie diese Gewißheit erlangen? Er steht ratlos. Da greift zum erstenmal sein großer, unsichtbarer Mitspieler, die verhüllte Hand des Schicksals, handelnd ein, immanent handelnd durch einen Zufall, dem von Hamlets Seite eigenste Neigung entgegenkommt.

Es ist das Erscheinen der Schauspieler, das im Bunde mit seiner Liebe zur szenischen Kunst den Plan hervorruft, nach antikem Muster durch die Zaubermacht des Schauspiels, den Spiegel der Dichtung, dem Schuldigen das Geständnis seiner That zu entlocken. In der That, das einzig mögliche und zweckmäßige Mittel, und zugleich welch großartiger Gedanke, nicht unwürdig des Helden eines Dichters, der wie kein andrer das Ideal der dramatischen Kunst, die Darstellung der menschlichen Schuld und göttlichen Vergeltung, in seinen Werken verwirklicht hat. Das Schauspiel im Schauspiel ist die schönste Verherrlichung der dramatischen Kunst in ihrer ethisch-religiösen Bedeutung!

Doch ehe wir mit der Handlung fortschreiten, gilt es noch Hamlets Seelenstimmung vor jenem Entschluß ins Auge zu fassen, auf Grund der ersten Hälfte des schon berührten Monologs am Schlusse des zweiten Aktes. Denn diese gehäuften Selbstanklagen Hamlets, der mit dem um Hekubas Schicksal in Thränen zerfließenden Schauspieler sich vergleicht und angesichts solcher Hingebung an eine Sache, die doch ein Nichts ist, die eigne Fühllosigkeit, den eignen Stumpfsinn verwünscht — diese Selbstanklagen Hamlets bilden das stärkste Aufgebot, das Werders Gegner (u. a. Prof. Hebler in der Zeitschrift „Im neuen Reich“ 1875) gegen dessen Ansicht ins Feld geführt haben. Hier hören wirs ja — so meinen sie — aus Hamlets eignem Munde, woran es ihm mangelt, nämlich an der nötigen Energie, Entschlossenheit und Thatkraft.

Allerdings liegen hier Selbstanklagen Hamlets vor, aber — so glaube ich im Sinne Werders, wenn auch nicht mit seiner Ausführung im Einzelnen einverstanden diesen Monolog verstehn und umschreiben zu müssen — das anklagende Selbst ist ein andres als das angeklagte. Hamlet, der sinnliche naive Held, ergrimmt über Hamlet, den denkenden sittlichen Helden, der unter die Notwendigkeit des Nichthandelnkönnens sich beugen muß, bäumt sich unwillkürlich auf gegen den Zwang der Situation, die ihm verwehrt, wie jener Schauspieler der zügellosen Leidenschaft sich hinzugeben und dem brennenden Rachedurst blindlings gehorchend „der Lüfte Geier mit des Sklaven Aas zu mästen.“ Darum, unter dem schmerzlich empfundnen Druck dieser notwendigen Selbstbeherrschung, schilt Hamlet sich einen Feigling, einen matten, stumpfen, taubenherzigen Schurken und ruft endlich in bitterm Hohn:

O Rache!
Welch ein Esel bin ich, o höchst brav,

Daß ich, der Sohn von einem teuern Vater,
Der mir ermordet ward . . . mit Worten nur,
Wie eine Dirne muß mein Herz entladen
Und mich aufs Fluchen legen, wie ein Weibsbild,
Wie eine Küchenmagd.

Aber daß dies alles nur der ohnmächtige Wutausbruch des von seiner sittlichen Aufgabe in Banden geschlagnen Helden ist, der eben dadurch sein (von Werders Gegnern geleugnetes) Dasein beweist, und nicht das Verdammungsurteil des handelnsollenden Hamlet über den aus Schwachheit nicht könnenden, zeigen die folgenden Worte auf das bestimmteste, mit denen er den Strom der Selbstanklagen abbricht: „Pfui, pfui! Gehirn, ans Werk!" Und das Werk, das sein Gehirn vollbringt, ist eben der Plan, durch das Schauspiel Gewißheit der Schuld zu erlangen. Sonst müßte er doch folgerichtig rufen: „Pfui, pfui, mein Arm, mein Schwert ans Werk!", wenn freilich auch hinterher die That nicht dem Entschlusse folgen würde, was aber hier, wo wir es mit Hamlets Gedanken zu thun haben, nicht ins Gewicht fallen kann.

Den zwingenden Beweis für diese Erklärung liefert aber der folgende Monolog, das berühmte „Sein oder Nichtsein." Noch umgiebt unsern Helden völlige Dunkelheit. Er weiß die Schuld des Königs und weiß sie nicht; er kennt seine Aufgabe und kennt sie nicht, oder bangt doch wenigstens vor dem Erfolg. Dem Sturme der Leidenschaft, der vorhin ihn übermannte, folgt thränenlose Resignation, und wieder fühlen wir in Hamlets Leid das Weh der ganzen Menschheit hindurchzittern. Er wünscht sich den Tod.

Sein oder Nichtsein, das ist die Frage. Ob es, sei es edler, im Gemüt zu dulden die Pfeil und Schleudern wütenden Geschicks, oder sich wappnend gegen eine See von Leiden durch Widerstand sie enden? Sterben, schlafen, nichts mehr, und denken, daß durch Schlaf wir enden das Herzweh und die tausend Schläge der Natur, des Fleisches Erbteil! — Ein Vollenden ists, andächtig zu erwünschen!

Aber was hindert ihn, mit der Last seines Lebens die seiner Aufgabe mutig abzuschütteln? Feige Furcht vor der That eines Ajax? Nimmermehr! „Denn wer ertrüge Streich und Hohn der Zeit, des Unterdrückers Druck, des Stolzen Schimpf, des Rechts Verzug" u. s. w., „wenn er die Quittung selbst sich stellen könnte mit bloßem Dolch." Nein, es ist das Denken und Gewissen des denkenden, sittlichen Menschen, dessen Dämmerlicht hinreicht, um das blinde Handeln zu verhüten, aber nicht hell genug scheint, um uns sehenden Auges handeln zu lassen. Das Denken über die Folgen seiner That und der Schlag des Gewissens, das sich für sie verantwortlich weiß, hält Hamlet vom Selbstmord zurück, ohne doch in seiner Beschränktheit ihm Licht über das dunkle Jenseits auszugießen; hält Hamlet von der Rachethat zurück, ohne doch in seiner Beschränktheit ihm Aufklärung zu geben über die Schuld, sodaß er der Folgen seiner That sich bewußt und mit gutem Gewissen handeln könnte.

So macht Gewissen Memmen aus uns allen,
Und der Entschließung angeborne Farbe
Wird angekränkelt von des Denkens Bläße.
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
Treibt diese Rücksicht ab von ihren Bahnen
Und bringt sie um den Namen Handlung.

Wiederum das zürnende Sichauflehnen des sinnlichen Helden, dessen auch Hamlet „angeborne Farbe," dessen Drang nach „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck," dessen mutigen Herzschlag wir deutlich vernehmen, gegen den denkenden, sittlichen Helden, der ihn „zur Memme zu machen" und seine Handlung „um den Namen der Handlung zu bringen" gezwungen ist; nur daß hier der ergreifende Klageton über die Beschränktheit unsers Wissens mitanklingt.

Diese Unterscheidung eines naiven und sittlichen Heldentums in Hamlet erscheint aber hier geradezu als geboten und läßt mit Sicherheit auf die Richtigkeit unsrer den vorigen Monolog betreffenden Erklärung zurückschließen.

Die Handlung schreitet fort. Das Schauspiel im Schauspiel beginnt. Hamlet hat seinen Zweck erreicht; in dem erbleichenden Antlitz seines Oheims, der plötzlich mit dem Hofe das Schauspiel verließ, stand die Schuld in klaren, deutlichen Schriftzügen zu lesen, und Hamlets Freund, Horatio, jetzt der Genosse seiner Rache, hat es ihm bezeugt. So besitzt er nun für seine Person Gewißheit der Schuld und kann mit gutem Gewissen handeln. Aber die Gewißheit des Erfolges seiner Rachethat fehlt ihm nach wie vor, weil die Welt, vor deren Forum das Verbrechen als erwiesen und offenkundig dastehen muß, es noch immer nicht kennt, noch immer den Rächer für den Verbrecher ansehen würde.

Wie vorher, so lautet auch jetzt noch Hamlets Losung: resigniren, den wilden Rachetrieb zügeln, bis das Schicksal, sein himmlischer Verbündeter, den Arm des Rächers herbeirufen wird.

Und dieses ruht und rastet nicht. Wir spüren mit Grauen sein geheimes Walten in der Seele des gekrönten Verbrechers, dessen finstre Gestalt fortan, je mehr Hamlet vom Schauplatz verschwindet, fast allein in den Vordergrund tritt. Ein Meister in der Kunst zu repräsentiren, hat er bald seine gewohnte Würde wiedergewonnen, und rasch zu handeln gewöhnt, beschließt er sogleich den Tod seines gefährlichen Feindes. Aber der Brand, den Hamlet in sein Gewissen geschleudert, brennt unter der heuchlerischen Hülle fort mit höllischer Flammenqual.

Schauerlich ist die Schilderung des betenden Verbrechers. Er will beten und kann nicht beten und muß doch beten und stammelt leere, inhaltlose Worte, um ungetröstet aufzustehen, ohne zu ahnen, wie nahe in diesem Augenblicke die göttliche Vergeltung über seinem Haupte schwebte.

Daß aber Hamlet bei dieser günstigen Gelegenheit den tötlichen Streich nicht führt, entspricht ebenso unsrer Fassung seiner Aufgabe (worauf auch Hamlets Worte, wenigstens mittelbar hindeuten) als es dem Plane des ganzen Stückes gemäß ist, wonach der König als ein in dreifachem Morde erwiesener Sünder zum Schlusse fallen soll.

Hamlet war, während der König betete, auf dem Gange zur Königin begriffen, die, wenn auch unschuldig am Blute ihres ersten Gemahls, dennoch durch jenes Schauspiel im Gewissen getroffen, den Sohn zu sich beschieden hatte. Diese Szene ist eine der ergreifendsten im ganzen Drama; der Sohn zum erstenmale mit der Mutter allein als Ankläger ihrer und ihres Gatten Schuld, diese schonungslos enthüllend, sodaß der Geist seines Vaters (jetzt nicht in Helm und Harnisch, sondern im schlichten Hauskleid) erscheinen muß, um seinem wilden, muttermordenden Rasen Einhalt zu thun.

Hier aber in dem so furchtbar geschändeten Eheheiligtum seines geliebten Vaters verläßt Hamlet die lange und mühsam behauptete Selbstbeherrschung; von leidenschaftlicher Wut übermannt führt er den verhängnisvollen Stoß gegen die Tapete, der dem Schuldigen galt, aber dem unschuldigen Polonius, dem bedauernswerten Opfer seiner Fürstendienerei, das armselige Leben kostet.

Diese Uebereilung, dieses Fallen aus seiner Rolle ist Hamlets Schuld, seine einzige Schuld, die er, der Rache des Laertes preisgegeben, mit dem Tode büßen muß. Nur durch seinen eignen Untergang kann er fortan die Lösung seiner Aufgabe erkaufen. In dem Zufall aber, daß nicht der König, sondern Polonius fällt, erkennen wir wiederum das wunderbare Walten des Schicksals, das die Fehler seines menschlichen Werkzeugs benutzend die Handlung ihrem Ziel entgegenführt. Denn gerade die Rache des Laertes soll andrerseits das Mittel werden, um den hinterlistigen Verbrecher im eignen Garn zu fangen.

Des Polonius Tod bildet einen Hauptwendepunkt im Drama, indem nun der König, der in seinem Herzen Hamlets Stoß sehr wohl gefühlt hat, diesen seinen Todfeind mit dem geheimen Todesbefehl nach England schickt. Das Verbrechen scheint zu triumphiren, der Rächer tritt in völliger Resignation vom Schauplatz ab, weil sein Kopf nicht mehr, sein Arm noch nicht gebraucht werden kann.

Im letzten Monolog, bevor er an Bord des Schiffes geht, erneuern sich die gewohnten Selbstanklagen beim Anblick der tapfern Truppen des Fortinbras. Aber daß er ohne Gegenwehr die gezwungne Reise antritt, ist ein Beweis der vertrauensvollen Hingabe seiner Sache in eine höhere Hand.

Indem wir jene rührende Episode, den tragischen Ausgang der Ophelia, die scheinbar durch Hamlets Verschulden ihrer verschmähten Liebe und dem Schmerz über den Tod des Vaters,

in Wahrheit aber dem Verhängnis zum Opfer fällt, das die Schuld des einzig Schuldigen heraufbeschworen hat, mit Hinweis auf ihre unübertreffliche Schilderung bei Goethe übergehn, sehen wir jetzt die Handlung zum Schlusse eilen, dem blutigen Fest des Todes, dem endlichen Siege der göttlichen Gerechtigkeit entgegen.

Das Schicksal, das Gericht Gottes schreitet voran mit eherner Konsequenz. Wir schauen sein geheimnisvolles Walten in dem dritten Zufall des Stückes, Hamlets Rettung durch den Korsaren, wodurch der Arm des Rächers wieder frei wird, um, sobald seine Stunde schlägt, dem Schicksal zur Verfügung zu stehen.

Dieses aber hat jetzt ganz allein die Lösung der unlösbaren Aufgabe in die Hand genommen; woran Hamlet verzweifeln mußte, vollführt nun auf staunenswerte Weise sein himmlischer Bundesgenosse, der alle Marionetten des Dramas, auch den verstockten Verbrecher, an unsichtbaren Fäden hält.

Und zwar ist über diesen im höchsten Rate beschlossen, daß er sich selbst den Untergang bereiten, mit eigner Hand sich die Grube graben soll. Laertes dient, wie schon angedeutet, als Mittel zu diesem Zweck, indem der König sich seiner wutschnaubenden Rache bedient, um seinen unversöhnlichen Feind, der nach Dänemark zurückgekehrt ist, endgiltig zu vernichten. Der von ihm angestiftete Zweikampf zwischen Hamlet und Laertes ist — wohl zu merken! — die erste Blöße, die der untadlige Sünder sich giebt, die erste Unthat, die, nicht sein alleiniges Eigentum, ein Bundesgenosse teilt, durch dessen sterbenden Mund sie dann ans Licht des Tages treten soll.

Wir stehen vor dem Schlußakte des Dramas, dem erschütternden Abschluß der Handlung. Grabesduft weht uns an seiner Pforte entgegen; der schädelschleudernde Hamlet, sein wüster Spott und gellendes Hohnlachen, aus dem der Menschheit ganzer Jammer heraustönt, sein verzweifeltes Ringen mit Laertes im Grabe der Ophelia, die ganzen Schauer der Kirchhofsszene stimmen unsre Seele zu dem tragischen Ernst, der fähig ist, den übermächtigen Eindruck dieser Schlußkatastrophe zu ertragen. Eine Schilderung derselben wäre Abschwächung.

Nichts ahnend und doch ahnungsvoll geht Hamlet in die ihm gelegte Schlinge. Das Fechtspiel beginnt vor dem in festlichem Gepränge versammelten Hofe. Das von des Königs Hand bereitete Gift im Becher wie an der Klinge thut seine Wirkung, nicht nach des Verbrechers, sondern nach des Schicksals hehrem Willen: die Königin stirbt, Laertes fällt, das Bekenntnis des teuflischen Verrats und seines Urhebers auf den Lippen, Hamlet sinkt zum Tode getroffen und vollführt im Sterben die Rachethat, die jetzt als höchster Akt der göttlichen Gerechtigkeit vor aller Welt erscheint. Denn daß Horatios Botschaft, den der sterbende Freund zum Herold seines furchtbaren Geschickes ernannt hat, nunmehr Glauben finde, dafür sorgt das beredte Zeugnis der stummen Toten, der Anblick der entsetzlichen Orgie, die der Tod hier gefeiert hat. Der Dämon aber, dessen Schuld sie alle zum Opfer gefallen, ist gerichtet; die göttliche Gerechtigkeit triumphirt.

Und Hamlet? Voll Wehmut, doch erhobnen Herzens schaun wir ihm nach, „wie Engelscharen ihn zur Ruh geleiten." Er hat als Held seine Schuldigkeit gethan, hat heldenmütig sein Geschick ertragen, und das Weh seines Lebens löst im Tode sich wohlthuend auf, das Weh der endlichen Menschheit in dem ewigen Jenseits.

H-Sch

## Verschiedenes

**(Joab)** Trauerspiel von Friedrich Wilhelm Hildebrandt.*) Verschiedene biblische Stoffe haben in den letzten Jahren dramatische Bearbeitung erfahren: Julius Dietel hat Tobias Erlebnisse in einem geistlichen Schauspiel und Werner Kraft den König Saul in einem biblischen Drama behandelt, und auch Jeremia hat in H. Weber einen dramatischen Dichter gefunden.**) Alle die genannten Dramen überragt an poetischem Werte bedeutend Hildebrandts Trauerspiel Joab.

*) Magdeburg, Kreutzsche Verlagsbuchhandlung, 1890. Brosch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

**) Tobias. Geistliches Schauspiel in fünf Abteilungen von Julius Dietel, Leipzig 1887; Saul. Biblisches Drama in fünf Aufzügen von Werner Kraft, Brandenburg a. H. (erschienen 1889) und Jeremia. Ein biblisches Drama in drei Akten samt einem Vorspiel von H. Weber. Basel, 1889.



So viel aus Holsteins Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts (Halle, 1886) zu ersehen ist, sind in früherer Zeit wohl jene drei ersten alttestamentlichen Gestalten, nie aber der Feldhauptmann und Schwestersohn Davids, Joab, zu solchem Zwecke verwendet worden. Welch glücklichen Griff Hildebrandt mit seiner Wahl dieses neuen Stoffes gethan hat, zeigt seine wohlgelungene Dichtung, und man wundert sich eigentlich, warum nicht schon ein andrer vor ihm sich diesen zur Tragödie so überaus geeigneten Gegenstand zu Nutze gemacht hat.

Das Alte Testament erzählt nämlich genug, um die gewaltige Persönlichkeit Joabs genauer erkennen und sich vorstellen zu können. Es ist darum von Diestel über Joab gesagt worden: „Die Licht- und Schattenseiten in diesem durchsichtigen Charakter liegen offen zu Tage. Dort ausgezeichnete militärische Tüchtigkeit, große Tapferkeit, gewaltige Energie, politischer Blick, vor allem unerschütterliche Anhänglichkeit an David, noch überragt durch seine treue Wachsamkeit für alle Interessen der Dynastie, indem er zu Gunsten der letzteren weder Davids Gefühle schont, noch seiner Befehle achtet, — hier dagegen rohe Gewaltsamkeit, tückische Rachsucht gegen seine Feinde, verzehrender Ehrgeiz gegen Nebenbuhler, nur nicht seinem königlichen Oheim gegenüber, ein durchaus politischer Charakter, dessen Handlungen, soweit sie uns vorliegen, religiöse Motive gänzlich fehlen, dem Könige ebenso unentbehrlich, wie unbequem, aber sehr bedeutungsvoll als eine der kräftigsten Stützen der jungen Monarchie, wie für die Befestigung des neuen Herrscherhauses."

In dieser Charakterzeichnung sind vielleicht die Schattenseiten zu stark aufgetragen; es wird die rohe Gewaltsamkeit auf die Rechnung jener Zeit überhaupt zu schreiben und die Rachsucht und der Ehrgeiz dadurch zu mildern sein, daß man die Thaten, die der Ausfluß jener Eigenschaften zu sein scheinen, auf tiefere und edlere Motive, wie die Sorge für den Bestand und die Sicherheit des Reiches, zurückführt. Natürlich hat der Dichter sich diese mehr psychologische Auffassung nicht entgehen lassen und dadurch den Joab zu einer solchen Heldengestalt zu machen gewußt, daß er der Sympathie aller Leser gewiß ist. Joab kämpft selbst dem König David gegenüber für ein höheres Prinzip, und gerade dieser Kampf für sein Ideal bringt ihn unverdientermaßen in Konflikt mit seinem König. Selbst da, wo der Held das einzige mal das Persönliche, das er sonst immer zurückdrängt, seinem Prinzip voranstellt und sich nun eben den Untergang zuzieht, wird uns seine Entscheidung und Handlungsweise verständlich und begreiflich, sodaß unsre Sympathie ihn bis an sein Ende nicht verläßt.

Das Prinzip, wofür er seine ganze Thatkraft in Bewegung setzt, nennt er uns selbst:

Das große Dreigestirn, das leuchtend mir
Vor Augen steht als höchstes aller Ziele,
Das mich begeistert hat bis diesen Tag
Und stets von neuem mich begeistern wird
Fortan zu jeder That und jedem Opfer,
Es ist: der Krone Glanz, des Reiches Macht,
Des Volkes Wohl.

Von diesen Zielen seines Handelns aus weiß er auch die That, die vor allem Anlaß zu dem Widerwillen des Königs wurde, die Tötung Abners, überzeugend zu verteidigen:

Gesetzt, du siehst ein giftiges Reptil
Heran sich schleichen sacht und unvermerkt
An deinen König, welcher arglos sich
Des augenblicklich ihn bedrohenden
Blitzscharfen Todesstiches nicht versieht —
Was wirst du dann zu thun für rätlich halten?
Verhandeln mit der Bestie? Sie belehren
Mit wohlgesetzten Worten? Sie bedrohen
Mit ernster Rede? Vor Gericht sie stellen
Und ihre böse Absicht dort entlarven?
Ich meine, von dem allen thust du nichts;
Du trittst und schlägst sie ohne Zögern tot,
Denn das allein ist das Vernünftige.

Selbst das Religiöse, das im Alten Testament nirgends hervortritt, fehlt im Gedichte diesem Charakter nicht; ich möchte das durchaus nicht tadeln, da ja für diese Zeiten nicht die Frömmigkeit des zweiten Tempels zu fordern ist, die allerdings einem Joab schwerlich gut anstehen würde. Es paßt zu seiner ganzen selbständigen Art, wenn er davon spricht, daß nur Gott allein und kein Mensch Ungnade über ihn verhängen könnte, und tief ergreift jene Szene, wo Joab am Altar sterbend einen gewaltsamen Tod als Strafe für das auf des Königs Geheiß an Uria verübte Verbrechen auffaßt.

Wie der Charakter Joabs nach allen Seiten hin scharf und deutlich gezeichnet ist, so ist auch der Aufbau des ganzen Dramas nur zu loben. Nach einer allseitigen Exposition der Stimmungen am Hofe und im Volke vor der Erhebung Absaloms folgt die Darlegung der Verwicklung, die immer größere Spannung verursacht. Die verschiedenen Fäden laufen endlich zusammen, und die Lösung und Entwirrung tritt ein auf die tragischste Weise. Ich mag nicht den Gang der Handlung und die Erfindungsgabe des Dichters verraten, damit ich dem Leser nicht den Duft der Unmittelbarkeit und Frische zerstöre.

Es ist wahr — aber auch dies ist ein Zeichen von der vortrefflichen Schilderung des Helden —, Davids Charakter verliert einem Joab gegenüber, und mancher Leser wird ein andres Bild von David bekommen, als er sich früher gemacht hatte. Aber man hat nicht zu vergessen, daß das Bild, welches das Trauerspiel für die letzten Jahre von David entwirft, historisch glaubwürdiger und besser bezeugt ist, als wenn man ihn sich als levi-

tischen Psalmensänger vorstellt, und daß Davids Gestalt, seine Bedeutung und seine Verdienste ohnedies so hoch und groß sind, daß sie auch durch die nicht zu leugnenden Schattenseiten in seinem Charakter niemals verwischt werden können. Uebrigens hat die Geschichte vielleicht selbst Recht, wenn sie sein Lebensende von jenem blutigen Vermächtnis entlastet, wonach Salomo an Joab des Vaters Strafe vollziehen sollte.

„Joab" darf sich mit Recht ohne jede nähere Bestimmung ein „Trauerspiel" nennen. Es hat ganz abgesehen davon, daß ein biblischer Stoff behandelt ist, seinen Wert und verdient rein als poetische Leistung betrachtet alle Beachtung. Denn dies Trauerspiel ist nicht nur eine Versifikation der biblischen Geschichte, sondern ein schönes Zeugnis von der dramatischen Begabung und der ungewöhnlichen Gestaltungskraft des Dichters. Dieser ist der ehrwürdige und hochverdiente, auch durch andre freisinnige und geistvolle Schriften bekannte, frühere Magdeburger Stadtsuperintendent Hildebrandt, der in der Muse seines Greisenalters mit jugendlicher Frische und Phantasie dem gewaltigen Stoffe Form und Leben zu geben verstanden hat. Die jüdische und die sogenannte kirchliche Presse haben sein Werk nur wenig berücksichtigt oder scharf bekämpft; die Gründe dafür sind bei beiden leicht zu erraten. Umsomehr aber sei die Dichtung unsern Lesern zur Beachtung empfohlen.

K M

**(Ein bedenkliches Angebot)** In der Beilage zum Daheim, Frauen-Daheim 1891 Nr. 52 liest man folgende Annonce:

„Suche zum 1. Oktober oder später gebildetes junges Mädchen als Stütze. Gewünscht Erfahrung im Waschen, Plätten, Kochen und Backen, Lust zu jeder Arbeit, Kinderliebe. Kein Gehalt, aber Familienanschluß.

N. bei N., Vorpommern. Frau Pastor N."

Ein solches Stellenangebot ist doch äußerst bedenklich. Das heißt den armen Mädchen, die darauf angewiesen sind, sich ihren Lebensunterhalt selber zu erwerben, die Löhne drücken! Die Frau Pastorin meints vielleicht ganz gut, aber sie hat nicht die Spur von sozialem Verständnis. Und das sollte in Pfarrhäusern vorhanden sein! R

**(Unwissenheit in biblischen Dingen)** „Der Bär" nennt sich ein Kalender für 1892, verlegt von Willdorff, Berlin C., Weinmeisterstr. 1 u. 2. In diesem Kalender läßt Herr K. Schaper in einer rührenden Weihnachtserzählung eine junge Dame, die an demselben Abend noch auf höchst ungewöhnliche Weise einen unbeschreiblich schönen, edlen und reichen Bräutigam bekommt, die Weihnachtsgeschichte in folgender Form vortragen:

„. . . Und die Hirten gingen dem leuchtenden Stern nach, und er hielt über Bethlehem grade über einem Stall. Da gingen sie hinein, und sie fanden das Christkindlein in einer Krippe liegen. Sie beteten es an und sangen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." W Th

## Quittung

Für die evangelische Kirche in Rom: 30 Mk., Überschuß von einer wohlgelungenen Harzfahrt von F G und W B in M.

Für den Evangelisch-sozialen Kongreß: Ein Verpflichtungsschein aus Magdeburg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 43 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Predigtamtskandidat, bereits als Vikar thätig gewesen, **sucht** Stelle als Vikar oder Hauslehrer. Gefl. Off. unter **H. S. 24** an die Exp. d. Bl.

Suche Stellung als Vikar oder Hilfsprediger.

Predigtamtskand. Dr. **Paul Luther**, Prenzlau, Wilhelmstr. 236.

Kürzlich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Der Inhalt der Lehre Jesu

von **D. H. H. Wendt**, ord. Professor in Heidelberg.

A. u. d. T.: Die Lehre Jesu, II. Teil. XIV, 678 S. gr. 8°. 12 Mk.

Der Verf. will nach geschichtlich-wissenschaftlicher Methode, aber **in einer auch für gebildete Laien verständl. Form** den Inhalt d. Lehre J. darstellen. Sämtliche in d. evang. Quellenberichten überlieferten Aussprüche J. werden als Glieder einer einheitl. relig. Anschauungsweise zu erklären gesucht. Hauptabschnitte: 1. D. geschichtl. Anknüpfung für d. Lehre J.; 2. Das Aeußere der L. J.; 3. D. Verkündigung J. v. Reiche Gottes im Allg.; 4. D. Zeugnis J. v. s. Messianität; 5. D. Ausblicke J. auf d. ind. Weiterentwicklung d. Reiches Gottes.

Die Darstellung beruht auf d. krit. Untersuchungen des **I. Teiles** (1886 VIII, 354 S. 7 Mk.), welcher enthält: 1. e. Untersuchung üb. d. Komposition des Markusevangel.; ferner d. Versuch einer zusammenhängenden Rekonstruktion der Matthäuslogia auf Grund d. Logiastücke im Matth. u. Lukas Evang.; endl. e. Begründung d. Hypothese, daß im vierten Evang. eine ältere johanneische Redequelle verarbeitet ist.

**Göttingen.** **Vandenhoeck & Ruprecht.**





**Heimstätte f. Waisen,** Eisenach i. Thür. Vorz. empf. Aufn. einiger Pred.- u. gut. Fam. angeh. Töchter beh. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. u. Näh. d. Frl. **Mosche**, Georgenstr. 18, III.

**Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**

**Stosch,** P. G., **Heilige Hoffnung.** Predigten nach dem Kirchenjahr geordnet, in der Klosterkirche zu St. Marienberg-Helmstedt gehalten. 4 M., geb. 5 M.

**Grau,** Prof. R. Fr., **Luthers Katechismus** erklärt aus biblischer Theologie. Eine kurze Glaubenslehre. 1,40 M., geb. 1,80 M.

**Cremer,** Prof. D. H., Wozu verpflichten uns die **Gebetsverheißungen des Herrn?** Vortrag. 40 Pf.

**Moore,** Daniel, **Die gläubig Entschlafenen.** Vier Vorträge gehalten in der Holy Trinity Church, Paddington. Uebersetzt von Fl. Seiffert. 80 Pf., geb. 1,20 M.

**Pfotenhauer,** P. J., **Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.** Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit, zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas. 2. Teil: Die Reduktionen und das Leben in denselben. Mit 1 Karte. 3,60 M.

**Zahn,** Joh., **Zehn vierstimmige Graduale** für die christlichen Feste, mit Benutzung alter Texte und Melodien bearbeitet und dem evangelischen Kirchengesangverein für Deutschland gewidmet. 60 Pf. In Partien 10 Ex. 5 M., 20 Ex. 9 M., 40 Ex. 16 M.

**Beck,** J. T., **Erklärung des Briefes Pauli an die Epheser** nebst Anmerkungen zum Brief Pauli an die Kolosser. Herausg. von Jul. Lindenmeyer. 3,60 M., geb. 4,50 M.

**Bender,** Aug., **Vorträge über die Offenbarung Gottes auf alttestamentlichem Boden** mit steter Berücksichtigung der kritischen Forschung. 3 M., geb. 3,60 M.

**Claravallensis,** Joh., **Die falschmünzerische Theologie Albrecht Ritschls** und die christliche Wahrheit. Allen Christgläubigen gewidmet. 2,40 M.

**Vollständiges Verlags-Verzeichnis von C. Bertelsmann in Gütersloh 1835—1891** auf Verlangen gratis.

**Zum Reformationsfest,**

dem großen Gedenktage, an welchem Luther seine 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, erschien in meinem Verlage:

**Reformationsbüchlein,**

5. Aufl., reich illustriert. (Preis 10 Pf.; 25 Ex. 2,25 M.; 50 Ex. 4 M.; 100 Ex. 7 M.; wozu nach auswärts die Frankatur kommt).

**Barmen.** **Hugo Klein.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig.**

**BALLADENBUCH**

Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—

**CITATENSCHATZ**

Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen. Auf Grund von Zeuschners Citatenschatz vollständig neu bearbeitet von Hans Nehry. Geb. in Satin M. 6.50, in Leder M. 11.50, in Atlas M. 11.50.

# La Bocaina

**St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage**

allgemein beliebt

**elegante volle Form**

sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.

**Preis per Mille Mark 72.—**

verpackt in 1/10-Kisten.

Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Gnadenberger Cigarren-Lager**

**Eugen Diel, Gnadenberg** bei Bunzlau.

Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre

**„Molly"**

100 Stück 4 Mark.

**Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 44 — Leipzig, den 29. Oktober — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Der Gotteskinder Sterben ein freier Opfertod — Paulus: 5. Paulus der Christ — Zur Frauenfrage: 3. Jesus und die Frauenfrage; 4. Allgemeine Gesichtspunkte für die Beurteilung der Frauenfrage im Neuen Testamente — Von der fünften Generalversammlung des Evangelischen Bundes: 2. Die Thätigkeit des Bundes; 3. Die Zukunft des Bundes — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: 20. Ein Sonett — Verschiedenes: Wie studirt man Theologie im ersten Semester; Der Bericht über den zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß; Das Alte Testament, übersetzt und erläutert von Reuß — Quittung — Anzeigen


## Der Gotteskinder Sterben ein freier Opfertod

Darum liebt mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ichs wieder nehme (Joh. 10, 17).

„Daß er sein Leben läßt, um es wieder zu nehmen," das ist es, was der Heiland als das Höchste in seinem menschlichen Dasein empfindet, als das, worin sein himmlischer Vater sein eignes göttliches Wesen am reinsten und deutlichsten in der Menschenseele wiederfindet und liebt. Das ist das heiligste Recht und der höchste Adel der Gottesmenschen.

Wer der Sünde gehört, der gehört dem Tode. Der kann sein Leben nicht von sich lassen. Denn es ist nicht sein; er hat nicht das Recht, es festzuhalten; es ist dem Tode verfallen. Des ersten Adam Kinder müssen ihr Leben dem geben, dessen Eigentum es geworden ist, müssen es geben und können nicht wieder nehmen, was nicht das ihre ist. Wie verhüllen sie ihr Angesicht vor diesem furchtbaren „Muß," vor der Stunde seiner Offenbarung, die immer näher kommt, unaufhaltsam, unvermeidlich, ungewiß und doch gewiß, fern und doch nah, bekannt und doch nie recht geglaubt! Wie suchen sie noch Aufschub für diese Stunde — und sie kommt trotz aller Mittel, für den Feigen wie für den Mutigen! Wie möchten sie sich wegtäuschen über ihre Todesknechtschaft im Taumel der Lust und im Lärm der Arbeit, in erkünstelter Ruhe, in Spott und in Scherz! Und im Herzen spüren sie es doch: „Mein Leben wird von mir genommen, und ich kann es nicht wieder nehmen."

Auch sie können ihr Leben von sich werfen, es verkürzen und verschwenden im Taumel der Sinne, es wagend verlieren in frevelhaftem Spiele, es verderben in Ueberdruß oder Verzweiflung. Aber sie lassen es doch nicht selbst. Ihre Sünde zwingt es ihnen ab, der finstre Geist, dem sie in ihrer Seele Raum gegeben haben, zerschneidet den Lebensfaden. Sie können es nicht wieder nehmen. Es gehört dem, dem sie es hingeworfen haben; es ist des Todes Eigentum.

Sein Leben von sich lassen, das kann nur, wer aus dem Tode in das Leben, wer aus der Knechtschaft in die Freiheit, wer aus der Welt in die Ewigkeit gegangen ist. Darum hat es nur Einer von sich sagen können mit ganzem eignen Rechte, ohne Zweifel und Bedenken — der Eine, der von oben stammte, der in irdischer Gestalt himmlisches Leben trug und als ein Pilger auf Erden in des Vaters Schoße war. Er hat es gekonnt, und er hat es gethan, und darum hat sein Vater ihn geliebt. Sein Leben gehörte nicht dem Tode, denn er hatte Macht empfangen, das Leben in sich zu tragen; es war seines Vaters ewiges Leben und war sein freies Eigentum. Und so hat er es frei dem hingegeben, aus dem er es empfangen hat, hingegeben an das große Werk seines Vaters, das Werk der Liebe an seinen Brüdern. Er hat es hingegeben, Stück um Stück. Da er hätte mögen Freude haben und Friede, verzehrt er sein Leben in Armut und Arbeit, in Not und Schmach. Da er die Krone hätte haben mögen, wählt er das Kreuz. Von der Stunde an, da die Taufe ihn zu dem Berufe der Schmerzen weihte, bis er am Kreuze sprach: „Es ist vollbracht," steht über seinem Leben geschrieben: „Ich lasse mein Leben von mir selber, frei und bewußt, in Liebe und Gehorsam. Ich lasse es, um im göttlichen Streben das unselige Sterben der Knechte des Todes zu überwinden."

Sein Leben so lassen, das heißt, es wiedernehmen, indem man es läßt. Des Herrn Sterben trägt schon die Auferstehung in sich, sein Kreuz die Osterherrlichkeit. Er giebt die Zeit und nimmt Ewigkeit, er giebt das Fleisch und nimmt Geist, er giebt das Sichtbare und nimmt das Unsichtbare. Ihm ist das Sterben Verklärung, das Ausziehen des Erdenleibes Verwandlung in die Gestalt des himmlischen Menschen. Was in der Zeit geschieden ist, Karfreitag und Ostern, das ist in sich selber eins. Indem der Herr seinem Vater sein Leben giebt, empfängt er es wieder als sein freies und ewiges Eigentum.

Wenn Einer gestorben ist, so sind sie alle gestorben. Jeder rechte Jünger des Herrn muß mit ihm sein Leben lassen, um es wieder zu nehmen, muß es wahrhaftig lassen und nehmen in der Kraft des Kreuzes und der Auferstehung, durch den Geist dessen, der in uns leben will im Glauben.

Vor unserm Auge steht die glorreiche Schar derer, die ihm nachgefolgt sind und ihr Kreuz getragen haben, die Jugend, Schönheit und Reichtum um seines Namens willen freudig dahingegeben haben in Schmach und Todesqual — die Heldenschar der Zeugen, deren Zahl nicht abgeschlossen wird, solange sich die Welt mit ihren Waffen empört gegen den Gesalbten Gottes, gegen seine Wahrheit und seine Liebe. Auf ihrem Banner steht geschrieben: „das Leben lassen, um es wieder zu nehmen." Aber unser Blick soll eine unendlich größere Heldenschar umfassen. Wer in des Herrn Kraft arbeitet, leidet und stirbt für Wahrheit und Recht, für Liebe und Treue, der läßt sein Leben für ihn; denn alles, was der Vater hat, das ist sein. Und niemand kann ein rechter Jünger des Herrn sein, der nicht frei, in Glauben und Liebe, sein Leben ließe. Wer Jesu Reich lieber hat als sich selber, der wird ein Märtyrer, ein Held, der auf dem Schlachtfelde stirbt. Wer seine Liebe wahrhaft in sich trägt, der verzehrt sein Leben, wie die Kerze „andern leuchtend sich verzehrt." Es ist kein Beruf so gering und so still — er fordert dieses Opfer des Lebens. Es ist kein Mensch so friedfertig und bescheiden — er muß freiwillig auf diesem Kampfplatze sein Leben hingeben, wenn er Christo nachfolgen will.

Die Welt spricht: „Erhalte dein Leben! Sorge, es zu schützen und zu pflegen, bis es dir abgezwungen, bis es aus deinen ermattenden Händen gerissen wird. Denke vor allem an dich selbst. Unternimm für andre nichts, was dein Leben gefährden, was dein Wohlsein mindern kann. Nur an das darfst du dein Leben setzen, was einem irdischen Leben selbst den nötigen Inhalt geben kann an Genuß, Ehre und Reichtum." Wer so denkt, dem wird sein Leben abgezwungen, und er kann es nicht wieder nehmen. Christus aber spricht: „Laß dein Leben; verliere es! Frage nicht, wie du es erhalten magst;

frage, was dein Gott und dein Heiland von dir fordern, was du thun kannst für das Reich Gottes, für die Sache der Ewigkeit, für das Wohl deiner Brüder. Setze dein Leben willig zu jeder Zeit an deine Pflicht.“ Wer Jesu Stimme hört, der muß seinem Gott frei sein Leben hingeben, muß es lassen. Sie thun es alle, die in Christo leben. Der Krieger, der für sein Volk streitet, wie die Mutter, die sich verzehrt in Arbeit und Wachen — der Arbeiter, der seine Jugendkraft in rastlosem Streben aufreibt in der Werkstatt der Kunst und der Erkenntnis, wie die, die in demütigem täglichen Dienen und Helfen ihre Jahre treu und hingebend opfern — sie alle lassen ihr Leben als Nachfolger ihres Heilands, lassen es, um es wieder zu nehmen.

Denn sie alle haben ihr Leben schon dahingegeben als das eine Opfer, an dem Gott Wohlgefallen hat, haben es an das Kreuz gegeben und zu ihrem Herrn gesprochen: „Nimm dieses Leben als dein Eigentum zu deinem Dienste, schalte damit nach deinem heiligen Willen, tilge daraus, was dir nicht gefällt. Ich bin dein, ich will nicht mehr mein eigen sein, will mein Leben nicht mehr als das meine haben. Nimm du es auf und bewahre es mir, und fülle es mit deinem himmlischen Leben und schenke es mir wieder als ein ewiges Erbe.“

Darum findet der Tod nichts an ihnen, was ihm gehörte. Was sein Eigentum sein könnte, das haben sie schon dahingegeben an Gottes Willen, an sein Gericht, an seine Gnade in Jesu Christo. So wird der Tod dem Christen ein Diener Gottes, ein Diener der Gnade, des Friedens und der Seligkeit. Und ob die Menschen meinen, daß dem Frommen sein Leben entrissen werde durch die Macht der Menschen oder durch die tausendfachen Gestaltungen der Dinge, die sie Zufall nennen — sie sehen nur trügerischen Schein: er hat sein Leben frei an seinen Gott gegeben, so ist denn auch sein Sterben ein freies Sterben. Er hat in seines Heilands Testament längst sein eignes geschrieben, und Tod und Welt können nichts, als Vollstrecker dieses Testaments sein. Denn er will, was seines Gottes Wille ist.

Wer sein Leben an Gott gegeben hat, der weiß, daß er es wiedernehmen wird. Denn was wir Gott gegeben haben, das ist unser wahrhaftiges, ewiges, gewisses Eigentum. Er ist das Leben, und in ihm leben sie alle. Darum — sein Leben lassen, wie Christus es gelassen hat, das heißt, es retten aus der Welt der Eitelkeit in die Welt der Wahrheit, aus dem Streit in den Frieden, aus dem Haß in die Arme der ewigen Liebe. Selig, wer gelernt hat, mit dem Herrn zu sprechen: „Darum liebt mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ichs wieder nehme.“ H Sch

## Paulus

### 5. Paulus der Christ

So zog Paulus denn dahin in dem blutigen Fanatismus der Christenverfolgung. „Er verwüstete die Gemeinde, er drang in die Häuser ein, schleppte Männer und Frauen fort und lieferte sie ab ins Gefängnis“ (Apgesch. 8, 3). Inzwischen diente diese Verfolgung nur zur Verbreitung der neuen Lehre. „Die Zerstreuten zogen herum mit der frohen Botschaft des Wortes“ (8, 4). „Deshalb ging Saulus, noch schnaubend Drohung und Mord gegen die Jünger des Herrn, zum Hohenpriester und verlangte von ihm Briefe nach Damaskus an die Synagogen, um, wo er Leute fände, die zu dieser Lehre hielten, sie, Männer und Weiber, gebunden nach Jerusalem zu bringen“ (9, 1 f.). Aber er kam nicht hin, wie er gewollt hatte. In der Nähe der Stadt umstrahlte ihn ein Licht, er erkannte den ihm sichtbar erschienenen Herrn, der ihm zurief: „Warum verfolgst du mich? Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ Geblendet, im Innersten getroffen, kam er nach Damaskus. Hier suchte ihn, durch Gottes Stimme getrieben, ein Jünger namens Ananias auf und fand ihn betend; er legte ihm die Hände auf und sagte: Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt, Jesus, der dir erschienen ist auf dem Wege, da du herkamst, daß du wieder sehend und voll des heiligen Geistes werden mögest. Und er ward sehend und ließ sich taufen und verkündigte sofort Jesum, daß er der Christ sei, der Sohn Gottes, wie denn Gott zu Ananias gesagt hatte: „Dieser ist mir ein auserwähltes Gefäß, zu tragen meinen Namen vor Nationen und Könige und Söhne Israels.“



Wer kennt nicht diese Geschichte, wie sie so anschaulich, so herzbewegend in der Apostelgeschichte uns berichtet wird? Wie leicht ist sie auch auszudeuten! Der jugendkräftige, fanatisch erregte Pharisäer ist im Begriff, die Jünger Jesu mit blutiger Verfolgung zu bekämpfen; ihre vermeintliche Gegnerschaft gegen das Gesetz, insofern ihnen das Gesetz nicht mehr als der ausschließliche, vollgenügende Heilsweg gilt, und ihre ihm lästerlich erscheinende Rede von dem gekreuzigten Heiland hat ihn mit Ingrimm erfüllt. Da geschieht das Wunder: auf dem Wege erscheint ihm der auferstandene Christus in verklärter Gestalt, so wie er den Jüngern am Ostertage erschienen war. Nun ist Paulus überführt: der Gekreuzigte lebt, lebt in göttlicher Macht und Herrschaft; damit ist das Aergernis seines Kreuzes gehoben, denn nun ist sein Tod nicht Untergang, nicht Niederlage, sondern der äußerste Beweis seiner Liebeshingabe, seine Auferstehung verbürgt den Sieg über Sünde und Tod. So ist auch das Gesetz nicht mehr das Mittel zum Heile; Paulus kannte schon den Fluch des Gesetzes, weil der sündige Mensch es nicht hält; nun findet sie ihr Ende, die stets neue Sisyphusarbeit des Gesetzesgehorsams, ein neuer Heilsweg ist geöffnet, der Glaube an den Heiland, der uns aus Gnade selig macht. So hat die Christuserscheinung den völligen Umschwung bewirkt: der Christenverfolger ist ein Christ geworden.

Aber allerdings muß es zu dem Ende eine wirkliche Christuserscheinung gewesen sein. Es muß hier wirklich das Hineinragen einer höhern Welt in diese irdische anerkannt werden. Es ist hier derselbe Fall, wie bei den Erscheinungen des aus dem Grabe Hervorgegangenen im Garten Josephs von Arimathia oder auf dem Wege nach Emmaus oder im stillen, verschlossenen Gemache zu Jerusalem. Hier scheiden sich zwei verschiedne Weltanschauungen. Die eine erkennt die eben gezogne Konsequenz an und erschaut in der Erscheinung bei Damaskus wie in den Ostergeschichten Wunder, Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes; die andre verwirft solche wunderbare Realität überhaupt und hat darum auch hier die Aufgabe, eine natürlich psychologische Erklärung dieses erstaunlichen Herganges zu versuchen. Wir werden darauf näher eingehen müssen.

Das Mittel, dessen man sich zur wunderfreien Erklärung dieses Erlebnisses bedient, ist die Annahme einer Vision, die dem Apostel geworden sei. Was ist eine Vision? Ein innerer, geistiger Vorgang, der im allgemeinen nur bei krankhaft erregten Personen beobachtet wird, aber immerhin auch bei religiöser Erregung nichts Seltenes ist und an sich psychologisch und physiologisch unschwer erklärbar erscheint. Unsre Sinnesnerven, speziell in Auge und Ohr, werden für gewöhnlich gesetzmäßig erregt durch die von außen kommenden Eindrücke; das Licht, das ins dunkle Zimmer gebracht wird, läßt mich sehen; das Wort, das der nebenstehende Freund an mich richtet, läßt mich hören. Wir wissen aber alle, daß auch mitunter aus rein innerlichen, zunächst körperlichen Ursachen Licht- und Tonerscheinungen entstehen. Die Funken oder farbigen Bilder bei dem gestoßenen oder geriebenen Auge, das Ohrensausen u. s. w. geben allbekannte Beweise; und jeder kennt aus eigner oder fremder Erfahrung die verwickeltern Erscheinungen dieser Art bei Krankheitsprozessen bis zu den Gesichten und Hallucinationen der Geisteskranken hin. In solchen Fällen können es rein geistige, seelische Erregungen sein, die als Folgen derartige Erregungen der Sinnesnerven hervorrufen, sodaß wir wirklich etwas sehen und hören, aber vermöge einer Einwirkung von innen, nicht von außen. Viele Vorgänge der Geschichte geben hierzu Belege; man denke an die Geschichte der alttestamentlichen Propheten, an manche Erscheinungen im Heidentum (Delphisches Orakel), an die Jungfrau von Orleans u. a. m. Wir können als Gesunde uns aus der allbekannten Erscheinung des Traumes eine recht deutliche Vorstellung davon machen. Hieran hat man nun angeknüpft und gesagt: Was der Apostel bei Damaskus gesehen hat, war eine Vision; er war subjektiv völlig von der Realität der Erscheinung überzeugt, gerade wie wir es im Traume sind;

seine Augen haben wirklich gesehen, seine Ohren wirklich gehört, aber lediglich auf die innre Anregung hin. Um das glaubhaft zu machen, beruft man sich auf die sehr zweifelhafte, krankhafte Disposition und Nervosität des Apostels, von der wir bereits geredet haben, und auf die unzweifelhafte Thatsache, daß er auch sonst Visionen gehabt habe, sowie darauf, daß er mit Zungen geredet, was jedenfalls ein Thun in Ekstase gewesen sei, also seine leibliche und seelische Anlage für solche Dinge beweise.

Nun wird von den Verteidigern dieser sogenannten Visionshypothese zugegeben, daß eine Vision nichts geben könne, was nicht bereits im Innern des Gemütes vorhanden sei; denn wenn eine Vision wirklich Neues gäbe, so würde das Wunder ja um nichts weniger wunderbar werden. Es liegt also diesen Erklärern ob, zu zeigen, daß jener innre Umschwung bei dem Apostel Paulus bereits auf geistigem Wege vollzogen gewesen sei, daß er den Glauben an den auferstandenen Heiland im Grunde schon vor dem Ereignis bei Damaskus besessen habe und sich seiner sodann in dieser visionären Form bewußt geworden sei. So etwas mag an sich geschehen können. Um es aber in diesem gegebenen Falle zu begründen, weist man auf allerlei Möglichkeiten hin: auf den Eindruck, den die geduldig ertragenen Leiden der von ihm Verfolgten auf sein Gemüt gemacht haben könnten; auf sein eignes Irrewerden an der Richtigkeit seines Weges; auf eine Art dialektischen Prozesses, durch den sich ihm die innre Unmöglichkeit der Gesetzesgerechtigkeit enthüllt haben könnte u. s. w. Wenn dergleichen Dinge von einem geistvollen Manne dargestellt werden, so vergißt man leicht, daß es doch im Grunde Hirngespinste sind ohne thatsächliche Grundlage; es könnte das alles so zugegangen sein (wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen), aber alle diese Möglichkeiten werden zu Schanden vor den ganz klaren, zweifellosen Berichten über den wirklichen Hergang, die wir vor uns haben, und zwar teilweise aus der allerbesten Quelle, nämlich von dem Apostel selbst. Wenden wir uns zu diesen Berichten.

Dreimal wird uns in der Apostelgeschichte — ein Beweis, wie großes Gewicht auf diesen Vorgang gelegt wird — die Bekehrung des Paulus erzählt; und zwar Kap. 9 unmittelbar durch den Verfasser selbst, Kap. 22 und 26 in Reden des Apostels. Nun hat man freilich, um die Zuverlässigkeit der Berichte in Zweifel ziehen zu können, darauf hingewiesen, daß die verschiednen Darstellungen nicht ganz mit einander übereinstimmen. Die Sache ist richtig. Kap. 9 wird erzählt, daß Paulus die Erscheinung sah und Worte hörte. „Die Männer aber, die mit ihm zogen, standen sprachlos, da sie zwar die Stimme hörten, aber niemanden erblickten." Kap. 22 dagegen sagt Paulus: „Meine Begleiter aber schauten wohl das Licht, die Stimme dessen aber, der mit mir redete, vernahmen sie nicht." Kap. 26 aber heißt es: „Ich sah ein Licht, das die Sonne überstrahlte und mich und meine Begleiter umleuchtete; und da wir alle zu Boden stürzten, hörte ich eine Stimme u. s. w.," und nun wird dem Herrn selbst das in den Mund gelegt, was nach Kap. 9 Ananias dem Paulus verkündigte. Das mögen Widersprüche sein, die ein Strafrichter zu rügen hätte, wenn er auf Grund von Ungenauigkeiten im Einzelnen beim Zeugenverhör ein Lügengewebe enthüllen will; der Geschichtschreiber wird anders urteilen. Er wird sich sagen, daß doch offenbar der Verfasser dieser Schrift, der alle drei Berichte giebt, sich unmöglich eines so leicht vermeidbaren Widerspruchs schuldig gemacht haben würde, wenn er sich dessen bewußt geworden sei; vielmehr hat er gerade dadurch die Natur dessen, was er schildern will, auf das genaueste deutlich gemacht. Nämlich so: die dem Paulus für Auge und Ohr deutlich und artikulirt erkennbare Erscheinung des Herrn ist für die Begleiter nichts gewesen, als ein unverstandener, sinnlicher Eindruck: ein Beweis sowohl für die persönliche Beziehung dieses Wunders auf Paulus, als auch für die objektive Realität der Erscheinung; von einer Vision, die der eine hat, bemerkt der andre schlechterdings gar nichts, ebensowenig, wie wir die Träume eines andern sehen oder hören können.

Eins aber wollen wir offen bekennen. Die Verkehrtheit, die in derartigen Bemängelungen der Glaubwürdigkeit neutestamentlicher Erzählungen zu Tage tritt, findet eine gewisse Entschuldigung in jener Ansicht über die Inspiration der heiligen Schrift, die, von Luther noch gar nicht geteilt, in einem lediglich dogmatischen Jahrhundert zur Herrschaft gelangt, heutzutage von Theologen aller Richtungen aufgegeben, doch in der Gemeinde noch vielfach in Geltung steht: als ob nämlich in allen Einzelheiten auch geschichtlicher und weltlicher Art das Neue Testament unfehlbar sein müßte. Ein solches von ihm geradezu diktirtes Wort Gottes hat uns der himmlische Vater in der heiligen Schrift thatsächlich nicht gegeben, und es trotzdem gewaltsam in der Bibel finden wollen, heißt weiter nichts, als Gottes Weisheit meistern und ihm vorschreiben, daß er seine Offenbarung hätte anders einrichten sollen, als er sie eingerichtet hat. Man muß blind sein, um nicht zu sehen, daß ein Buch wie die Apostelgeschichte durchaus den Charakter eines durch den Geist seines Verfassers hindurchgegangenen Geschichtswerkes trägt. Hier findet sich kein einfacher Abdruck des wirklich Geschehenen — so etwas ist an sich psychologisch unmöglich und am wenigsten die Art der antiken Geschichtschreibung —, es ist nicht eine Art von Photographie, sondern solch ein Werk ist dem künstlerisch vollendeten Gemälde zu vergleichen, in welchem der Maler gerade durch die Freiheit, mit der er schaltet, der Wahrheit oft am allernächsten kommt. Wollen wir uns also durch solche Kleinmeisterei weder das schlichte Wahrheitsgefühl noch die unbefangene Hingebung an die heilige Schrift rauben lassen.

Lukas also erzählt hier wirklich ein Wunder, ein Hineinragen der höhern Welt in diese irdische, wie wir es zuvor genannt; nach seiner Darstellung handelt es sich nicht um eine Vision, in der lediglich die im Innern bereits geschehene Umwandlung zum Ausdruck gekommen sei, sondern um eine Gottesthat, die den Christenverfolger in einen Christen umgewandelt hat. Wollte man aber nach dem zuletzt Bemerkten nun vielleicht annehmen, daß er irrend der Sache eine etwas andre Färbung gegeben habe, so bliebe noch das Zeugnis des Paulus selbst übrig, das mit aller wünschenswerten Deutlichkeit sein eignes Bewußtsein ausspricht. Und zwar gerade so, wie wir es bisher verstanden haben. Ihm ist die Christuserscheinung eine ganz objektive, und Grund und Ursache seines Christenlebens geworden. Ehe wir uns die wichtigsten Stellen selbst vorführen, mögen drei Bemerkungen vorausgeschickt werden; es wird sich zeigen, daß, sollte man an sich auch jene Erklärung durch eine Vision für möglich halten, sie im gegebenen Falle thatsächlich nicht der Wirklichkeit entspricht.

1. Paulus ist sich dessen ganz klar bewußt, daß er vor jener Erscheinung keineswegs schon innerlich umgestimmt war. Auch die Apostelgeschichte zeigt ja, daß des Stephanus frommer Zeugentod ihn durchaus nicht weich gestimmt hat, sondern vielmehr desto hartnäckiger, wie das ja bei allen Fanatikern zu sein pflegt. Paulus weiß es und trägt das in wesentlichen Eigenheiten seines ganzen Christenlebens für alle Zeit charakteristisch an sich, daß seine Bekehrung eine plötzliche gewesen ist, ein gewaltsamer Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit.

2. Paulus war ein Visionär und kannte ekstatische Zustände, gewiß, aber eben um deswillen wußte er den Unterschied einer Vision von einer wirklichen Erscheinung zu beurteilen, wie denn überhaupt dieser Unterschied in dem Kreise der ersten Christenheit wohlbekannt war; vergl. Apgesch. 2, 9, wo Petrus von dem Engel aus dem Gefängnisse befreit wird; da heißt es: „Und er ging hinaus und folgte und wußte nicht, daß es Wirklichkeit war, was durch den Engel geschah, es deuchte ihn vielmehr, er sähe ein Gesicht." So lange ein Gesicht dauert, hält man es für Wirklichkeit, wie das Traumbild, obgleich es bekannt ist, daß ein gewisses Bewußtsein um das Unwirkliche, Traumhafte auch selbst während des Schlafes nicht selten vorhanden ist. Aber nach dem Ende des Gesichts oder des Traumes noch dauernd bei solchem Glauben bleiben, das ist das augenscheinliche, spezifische Kennzeichen eines Geisteskranken. Und auf ein solches Schauen, das nur Wert hat, wenn es wirkliches Schauen ist, sein ganzes Leben, ja seine Seligkeit gründen, wie es Paulus doch ohne Frage thut, das wäre doch wahrlich das Werk einer so unbegreiflichen Schwärmerei, wie sie überhaupt schwer denkbar ist, jedenfalls aber mit dem

Wesen dieses so rücksichtslos geisteskaren Mannes im schroffsten Widerspruche steht.

3. Paulus gründet auf sein Schauen Jesu nicht nur seine persönliche Heilsgewißheit, sondern auch sein Apostelamt. Apostel aber wird man nicht durch noch so erhabene Visionen, sondern durch die persönliche Berührung mit dem Herrn. In solchem Zusammenhange stellt er die ihm gewordene Erscheinung geradezu auf eine Linie mit jenen, die den Urapostеln geworden sind. Er gründet darauf seine große Selbständigkeit, die es zwar nicht verschmäht, mit den Urapostеln zu verkehren, auch sicherlich von ihnen manches zu erkunden, wohl aber, seine Lehre von ihnen abhängig sein zu lassen.

Und daraufhin prüfe man nun die folgenden Stellen, die hier mit einigen Abkürzungen gegeben werden mögen: „Bin ich nicht frei? Bin ich nicht Apostel? Habe ich nicht unsern Herrn Jesum gesehen? Seid ihr nicht mein Werk in dem Herrn? Wenn ich für andre nicht Apostel bin, so bin ich es doch für euch; seid ihr doch das Siegel meines Apostelamtes im Herrn (1. Kor. 9, 1 f.)." „Weiter, Brüder, möchte ich euch klar machen von dem Evangelium, das ich euch verkündigt habe — nämlich: ich habe euch überliefert in erster Linie, wie ich es selbst überkommen habe, daß Christus gestorben ist um unsrer Sünden willen nach den Schriften, daß er begraben und auferwecket ist am dritten Tag nach den Schriften, und daß er erschienen ist dem Kephas, dann den Zwölfen. Hernach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die meisten noch leben, etliche sind entschlafen. Hernach erschien er dem Jakobus, dann den sämtlichen Aposteln, zuletzt aber von allen, gleich als dem verkehrt Gebornen, erschien er auch mir. Denn ich bin der geringste der Apostel, der ich nicht wert bin Apostel zu heißen, darum weil ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe. Aber durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade gegen mich ist nicht umsonst gewesen, sondern ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle, doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir. Aber ich oder sie, so verkündigen wir, und so habt ihr es geglaubt (1. Kor. 15, 1—11)." „Paulus, Apostel, nicht von Menschen noch durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott den Vater, der ihn von den Toten erwecket hat ...: Gnade sei mit euch .... Ich erkläre euch in Betreff des Evangeliums, das ich verkündet habe, daß dasselbe nicht Menschensache ist. Habe doch auch ich es nicht von einem Menschen empfangen, noch durch Unterricht gelernt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi. Ihr habt ja gehört von meinem einstmaligen Wandel im Judentum, wie ich die Gemeinde Gottes ganz besonders verfolgt und sie verstört habe, und habe es im Judentum vielen Kameraden meines Stammes zuvorgethan als übertriebener Eiferer, der ich war, für die Ueberlieferungen meiner Väter. Als es aber dem, der mich von Mutterleibe an ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, gefiel, seinen Sohn an mir zu offenbaren, auf daß ich ihn unter den Heiden verkünde, da wandte ich mich sofort nicht auch noch an Fleisch und Blut, ging auch nicht hinauf nach Jerusalem zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern ich ging nach Arabien und kehrte dann wieder zurück nach Damaskus. Nachher, drei Jahre später, ging ich nach Jerusalem hinauf, um Kephas kennen zu lernen, und verweilte bei ihm fünfzehn Tage. Einen andern von den Aposteln habe ich nicht gesehen, außer Jakobus, den Bruder des Herrn. Was ich euch da schreibe, siehe, es ist vor Gottes Angesicht, daß ich nicht lüge. Nachher kam ich in die Gegenden von Syrien und Cilicien. Den christlichen Gemeinden in Judäa blieb ich aber von Person unbekannt. Nur durch Hörensagen wurden sie inne: unser einstiger Verfolger, der verkündet nun den Glauben, den er einst verstört, und sie priesen Gott um meinetwillen (Gal. 1, 1—24)." Rö

## Zur Frauenfrage

### 3. Jesus und die Frauenfrage

Wie steht nun das Evangelium der so skizzirten Sachlage gegenüber? In den Briefen des Neuen Testaments kann man allerdings eine Reihe von Stellen als unmittelbare Beiträge zur Frauenfrage bezeichnen; in dem Evangelium, soweit es Geschichte und in geschichtlicher Erzählung niedergelegt ist, fehlt jeder direkte Gedanke daran. Im nächsten, engsten Sinne ist da ebensowenig von der „Frauenfrage" eine Spur, wie von der Frage der Sklaverei, des Sonntags, des bürgerlichen Gehorsams, der sozialen Ordnung. Das Evangelium ist eben kein neues Gesetz, keine lehrhafte Theorie, auch kein irdisches Programm. Jesus ist nicht dazu gekommen, die Frauenfrage zu lösen, ebensowenig wie die soziale Frage überhaupt. So steht sein unmittelbares Wirken und Lehren dieser Frage ebenso frei, unbefangen und gleichgiltig gegenüber, wie allen ähnlichen Problemen und Bestrebungen. Und doch verlohnt es sich, einmal alle die kleinen Züge seiner Wirksamkeit sich zu vergegenwärtigen, die zur Frauenfrage in unmittelbarer Beziehung stehen können; man wird sehen, wie auch hier von seiner Person aus ein wunderbares Licht fällt nicht bloß auf das Evangelium, sondern auch auf alle dem eigentlichen Evangelium scheinbar fernliegenden irdischen Verhältnisse.



Jesus selbst war ehelos. Aber seine Ehelosigkeit ist nicht so zu deuten, als sei nach seinem Urteil der eheliche Stand weniger rein und vollkommen als der eheloſe, sondern sie erklärt sich dadurch, daß Jesus um seines einzigartigen geschichtlichen Berufes willen die Ehelosigkeit erwählte, wie denn zu allen Zeiten für besondre persönliche Aufgaben die Ehelosigkeit wünschenswert und notwendig sein kann. Jesus hat zwar gesagt, daß im Reiche der Vollendung die Menschen weder freien noch sich freien lassen würden, und in ehrender Andeutung gesprochen von denen, die um des Himmelreichs willen, d. h. um besondre Aufgaben für das Himmelreich durchführen zu können, auf die Ehe verzichten (Matth. 22, 30; 19, 12. 29). Auch hat er die Ehe wie jedes andre relative Gut als eine Versuchung hingestellt, wo sie ein Hindernis wird für den Eintritt ins Gottesreich (Luk. 14, 26. Matth. 10, 37). Andrerseits aber hat er selbst nicht nur durch seine Anwesenheit eine Hochzeit geweiht (Joh. 2), sondern oft und gern auch das von ihm gebrachte Heil mit einer Hochzeit verglichen. Er hat nirgends durch Wort oder Haltung angedeutet, daß die Ehe an sich weniger rein, gut, göttlich, menschenwürdig sei als die Ehelosigkeit und nirgends von einem bestimmten Stande die Ehelosigkeit gefordert; auch unter seinen erwählten Aposteln waren verheiratete Männer (Matth. 8, 14. 1. Kor. 9, 5), und an der hervorragenden Stelle Matth. 19, 29 redet er nach dem ursprünglichen Text wohl vom Verlassen der Häuser und Aecker, der Eltern und Geschwister und Kinder, aber nicht vom Verlassen der Ehegattin. Die Ehe ist ihm eine unauflösliche göttliche Ordnung (Matth. 19, 4 ff.). Und hat er einerseits um seines Berufes willen die Ansprüche und Bande des Familienlebens überall verleugnet, wo diese in unberechtigter Weise seiner geschichtlichen Aufgabe sich hemmend in den Weg stellten (Matth. 12, 47—50. Joh. 2, 4; 7, 3 ff.), so hat er andrerseits doch auch wieder in zartester Weise für seine Mutter gesorgt (Joh. 19, 26 f.) und im Gegensatz zu aller selbsterwählten, zeremonialgesetzlichen Frömmigkeit die Pflichten gegen Vater und Mutter als die grundlegenden, höheren und vor Gott wichtigeren hingestellt (Matth. 15, 3—9). Man kann ihn also weder zum Propheten der Ehelosigkeit, noch gar zum Urheber eines gezwungenen Standeszölibats machen.

Aber auch sonst, wie göttlich, wie frei, wie über alle irdischen Unterschiede erhaben und gegenüber allen menschlichen Bedürfnissen weitherzig ist seine Stellung! Mit keinem Worte hat er eine Veränderung der sozialen oder rechtlichen Stellung der Frau gefordert und durch keine Handlung eine äußere Reformation der Verhältnisse angebahnt. Aber sein Evangelium, seine Verheißungen, seine Seligpreisungen gelten ebenso den Frauen wie den Männern, und jenen umso mehr, je mehr sie die Tugenden entfalten, die Gesinnung in sich hegen, die Lasten tragen, von denen er redet. Jesus hat sich unbefangen von den Frauen dienen lassen (Matth. 8, 14 f. Luk. 8, 1 ff.), aber er ist redend und handelnd gern, wie überhaupt für die Schwächern, so auch für die Frauen eingetreten. Wenn er gegen die leichtfertige Ehescheidung eifert, schützt er die Ehefrau vor Vergewaltigung und Schmach (Matth. 5, 27 ff; 19, 3—12). Wie

die Propheten des alten Bundes führt er die Sache der Witwen. Der einsamen Mutter giebt er ihren Sohn wieder. Die vom Fieber gepackte Schwiegermutter des Petrus, die Blutflüssige, die von der Krankheit Gekrümmte heilt er. Durch die glaubensvolle Bitte des heidnischen Weibes läßt er sich erweichen. Zur Auferweckung von Jairus Töchterlein nimmt er neben seinen vertrautesten Jüngern nicht bloß den Vater, sondern auch die Mutter des Kindleins mit hinein. Er erhebt das Scherflein der Witwe über alle andern Gaben der Frömmigkeit. Er nimmt die huldigende Salbung durch die dankbare Jüngerin mit einem Worte der Verheißung an. Er rühmt den erkenntlichen Sinn der großen Sünderin vor dem stolzen Selbstbewußtsein der Gerechten. Er lehnt es ab, die Ehebrecherin zu verdammen. Er läßt sich auf ein inhaltsschweres Gespräch ein mit der an Verständnis und sittlichem Wandel tiefstehenden Samariterin und macht sie durch seine Offenbarung zur Botin für das Gottesreich. Die Martha warnt er vor unzeitiger irdischer Geschäftigkeit, der Maria bestätigt er das erwählte beste Teil des empfänglichen Glaubens, beiden offenbart er seinen Schmerz und die Herrlichkeit Gottes. In seiner großen Gerichtsrede gedenkt er mit besonderm teilnehmendem Wort der jungen Mütter in den Tagen der letzten Schrecken, und nach seiner Auferstehung macht er die Maria Magdalena zur Zeugin und Verkünderin des Heils (Mark. 12, 40. Luk. 7, 11 ff. Matth. 8, 14; 9, 20 ff. Luk. 13, 11 ff. Matth. 15, 21 ff. Mark. 5, 40; 12, 41 ff. 14, 8. Luk. 7, 36 ff. Joh. 8, 1 ff. 4, 1 ff. Luk. 10, 38 ff. Joh. 11, 19 ff. Matth. 24, 19. Joh. 20, 11 ff.). Die unabläßig bittende Witwe stellt er seinen Jüngern als Vorbild hin, das Weib, das sich seines wiedergefundenen Groschens freut, als Abbild der Freude über den bußfertigen Sünder, die Königin von Mittag als beschämende Zeugin gegen ein unempfängliches Geschlecht. Die Geburtswehen des Weibes und die Mutterfreude werden ihm zum Gleichnis für die Stimmung, die sein Tod und sein darauf gegründetes Werk hervorruft. Aber Jesus verkündet auch zuvor, daß dies sein Werk in die Familien, auch unter die weiblichen Glieder der Familien Zwiespalt und Kampf bringen werde. Für sich und seine Sache fordert er größere Liebe und Hingebung als für Vater und Mutter, Sohn und Tochter. Nach der unverständigen Bitte der Salome offenbart er das Geheimnis des Himmelreiches, die Größe und Herrschaft der dienenden Liebe, und der seiner eignen Mutter gespendeten begeisterten Lobpreisung stimmt er nur zu, indem er alles Irdisch-Natürliche davon abstreift: „Ja selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!“ (Luk. 18, 1 ff. 15, 8 ff. Matth. 12, 42. Joh. 16, 21. Luk. 12, 53. Matth. 10, 37; 20, 20—28. Luk. 11, 27 f.).

Jesus hat über die Stellung des weiblichen Geschlechts in den Dingen dieser Welt nicht geredet und unmittelbar auch nichts daran geändert. In seinem Reiche, gegenüber seiner Person, vor dem Throne und Angesichte Gottes hat er einen Unterschied zwischen Mann und Weib nicht gemacht und nicht anerkannt, über die altisraelitische, ungleiche, sittlich religiöse Schätzung der Geschlechter sich durch seine thatsächliche Haltung hinweggesetzt und für das Reich der Vollendung die geschlechtliche Verschiedenheit ausdrücklich ausgeschlossen (Matth. 22, 30). In gleicher Weise hat er alle zu sich gerufen. So ist er nicht durch eine soziale oder rechtliche Reform, sondern durch ein religiöses Evangelium und eine Erneuerung der sittlichen Kraft in seinem Geiste auch der Frauenfrage praktisch nahegetreten. Einen Unterschied hat er freilich auch in seiner Sache gemacht zwischen den Geschlechtern: die berufsmäßigen, unmittelbaren Sendboten seines Reiches hat er nur unter den Männern erwählt, vorbereitet und ausgebildet, die Frauen in seinem Jüngerkreise dagegen zu andrer Wirksamkeit gesegnet und mit andern Gaben und Vorzügen ausgestattet. Wenn er duldete, daß die Frauen ihm folgten, so hat er ihnen doch nie den Auftrag gegeben: „Gehet hin in alle Welt,“ sondern stillschweigend oder leise andeutend ihnen den andern Beruf nahegelegt: „Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr gethan und sich deiner erbarmet hat“. Die Verkündigung, die ob ihres wunderbaren Erlebnisses die Samariterin auf sich nahm, und der Auftrag, den Maria Magdalena von dem Auferstandenen erhielt (Joh. 4, 28 ff.; 20, 17), können unmöglich der regelmäßigen, öffentlichen Predigt und Lehre, dem einheitlichen apostolischen Auftrage, dem berufsmäßigen, zusammenhängenden Wirken für die äußere Ausbreitung des Reiches Gottes gleichgestellt werden. Der Herr hat nie verhindert, daß Frauen, von der Macht des Evangeliums ergriffen, die Freude ihres Herzens kundthaten; aber er hat doch auch nirgends seinen Jüngerinnen einen gleichen Auftrag erteilt wie den Aposteln (Matth. 10; 28, 19 f. Apgesch. 1, 8). Er hat in seinem ganzen Verhalten den Frauen Aufgaben und Gaben, Vorzüge und Rechte erteilt nicht bloß nach der weiblichen Natur, sondern auch nach den Sitten und Rechten seiner Zeit. Er hat nicht die Grenzen der weiblichen Stellung verändert, und in keiner Weise hat er seinerseits seine Anhängerinnen kurzerhand von den herrschenden Sitten und Rechten losgesprochen und zur Befreiung ihres Geschlechts ermuntert. Hätte er das gethan, so würde er sein eigentliches Werk vernichtet haben. Was von selbst aus reiner, begeisterter Hingebung an ihn und sein Reich geschah, hat er anerkannt und geschützt, auch wo es mit den landläufigen Sitten und Urteilen nicht übereinstimmte. Aber er hat sich und seine Sache nie brauchen lassen zu einem irdischen Zweck, und sei es der beste und gerechteste.

### 4. Allgemeine Gesichtspunkte für die Beurteilung der Frauenfrage im Neuen Testamente

Jetzt endlich, hochgeehrte Frau,[1] komme ich zu den von Ihnen herangezogenen Schriftstellen und den damit verknüpften Fragen. Bis auf die beiden Stellen 1. Tim. 5, 2—16 und Tit. 2, 3—5 haben Sie selbst das ganze einschlägige Material aus den Briefen des Neuen Testaments bereits zusammengestellt; denn Kol. 3, 18 f. ist nur eine wenig veränderte Parallele zu Eph. 5, 22. 25, und Stellen wie 1. Kor. 9, 5. 2. Kor. 11, 2 f. gehören doch nur sehr indirekt hierher. Gestatten Sie, daß ich bei der Besprechung die vereinzelte Stelle aus dem ersten Petrusbriefe für sich nehme und sodann erst die andern, sämtlich Paulinischen oder doch dem Paulus zugeschriebenen Stellen (denn über den Paulinischen Ursprung der Briefe an den Timotheus und Titus herrschen berechtigte Zweifel) in zweiter Linie in Betracht ziehe.

Die schöne Stelle im ersten Petrusbriefe 3, 1—7 ermahnt die christlichen Frauen zum Gehorsam gegen ihre Männer, zu einem stillen, keuschen, siegreichen Wandel, der nicht durch äußern Schmuck, sondern durch innern Wert, durch das verborgene, aber sichere Wirken eines sanften und stillen Geistes geziert ist. Der siebente Vers nun, der sich an die Männer wendet, hat Ihnen zu mancherlei Fragen und schweren Bedenken Anlaß gegeben. Hier bin ich in der glücklichen Lage, das Wesentlichste durch einen einfachen Hinweis auf den genauen Wortlaut des griechischen Textes erledigen zu können. Luther hat hier ungenau übersetzt und dadurch einen Sinn hervorgerufen, der allerdings Aergernis erregen könnte. Er übersetzt, wie Sie es anführen: „Desselbigen gleichen, ihr Männer, wohnet bei ihnen mit Vernunft und gebet dem weiblichen als dem schwächsten Werkzeuge seine Ehre als auch Miterben der Gnade des Lebens, auf daß eure Gebete nicht verhindert werden.“ Genau und richtig übersetzt lautet aber die Stelle: „Desselbigen gleichen, ihr Männer, wohnet dem weiblichen Geschlecht als dem schwächern mit Vernunft bei und erweiset ihnen Ehre als denen, die ebenfalls Erben der Lebensgnade sind, auf daß eure Gebete nicht unwirksam werden.“

Ein Vergleich der beiden Uebersetzungen giebt einen schlagenden Beweis dafür, wie notwendig eine folgerichtige und gründliche Bibelrevision ist. Erst durch Luthers Uebersetzung, die den Sinn ganz entstellt, ist der Gedanke entstanden, an dem Sie mit Recht Anstoß nehmen. In Wirklichkeit gehören die Worte „als dem schwächern Geschlechte“ zu dem ersten Satzgliede und beziehen sich auf die zarte Rücksichtnahme, die christliche Gatten ihren Frauen im ehelichen Leben schuldig sind; das zweite Satzglied begründet und steigert dann noch diese Ermahnung: die Männer sollen nicht vergessen, daß ihre Frauen auch Erben des Heils und deshalb — also aus spezifisch christlich-religiösem Grunde — wie Gleichstehende zu ehren sind.

Das Wort, das Luther in seinem ursprünglichen Sinne „Werkzeug“ übersetzt hat, hat im Griechischen einen sehr mannigfachen Geltungskreis und oft einen sehr allgemeinen Sinn, sodaß man es an unsrer Stelle ohne weiteres mit „Organismus“ oder „Geschlecht“ übersetzen kann; es bezieht sich auf das natürliche Wesen und vor allem wohl auf die leibliche Beschaffenheit des weiblichen Geschlechts. Liegt nun die Sache so, dann dürften damit alle Ihre Bedenken gegen diese Petrusstelle gehoben sein, abgesehn vielleicht davon, daß den Ehefrauen die Unterordnung unter ihre Gatten zugemutet wird. Doch davon später.

Wenn ich mich nunmehr zu den Aeußerungen des Paulus wende, so muß ich einige allgemeine Gesichtspunkte voranstellen, die in der Regel viel zu wenig beachtet werden:

1. Abgesehen von Gal. 3, 28, wo der Apostel ganz allgemein und grundsätzlich ausspricht, daß vor Gott und der göttlichen Gnade in Christo jeder natürliche Unterschied, also nicht bloß der Unterschied der Nationalität, des Rechtes, der Bildung, der gesellschaftlichen Stellung, sondern auch der Unterschied des Geschlechts aufgehoben und gleichgiltig ist, — abgesehen von dieser Stelle handeln alle andern hierher gehörigen Aeußerungen des Paulus nicht von der Stellung der Frauen im Reiche Gottes überhaupt oder gar im bürgerlichen, öffentlichen Leben, sondern von der Stellung, der Gesinnung und dem Benehmen der Frauen zunächst innerhalb des christlichen Gemeindelebens, insonderheit in den gottesdienstlichen Gemeindeversammlungen (so 1. Kor. 11, 3—16. 14, 34 ff. Vgl. 1. Tim. 2, 9—15; 5, 2—16. Tit. 2, 3—5), sodann gegenüber dem Ehegatten oder der Frage des ehelichen oder ehelosen Lebens überhaupt.

2. Indem Paulus alle diese Verhältnisse bespricht und ordnet, nimmt er dazu allerdings für sich ausdrücklich Autorität in Anspruch (vgl. z. B. 1. Kor. 7, 17). Aber es ist wohl zu beachten, daß er solche Autorität unmittelbar nur in den von *ihm selbst* gestifteten Gemeinden ausübt, den übrigen, z. B. der römischen Gemeinde gegenüber sich dagegen mit allgemeinen sittlichen Vorschriften begnügt; ferner, daß er sich für seine praktischen Ordnungen gern auf die Einhelligkeit der christlichen Ueberlieferung und Praxis beruft (vgl. 1. Kor. 7, 17; 11, 16; 14, 33. 36); und besonders, daß er *selbst ausdrücklich zwischen den unbedingten Gehorsam heischenden Worten des Herrn und seinen eignen Anordnungen unterscheidet*, derart, daß er, so sehr er von der Zweckmäßigkeit und dem Rechte seiner Anschauungen überzeugt ist, diese doch nicht unbedingt allen auferlegen mag (vgl. 1. Kor. 7, 6. 10. 12. 25. 40).

3. Für die rechte Beurteilung dieser Anordnungen ist es bedeutsam, daß Paulus eine Reihe davon ausdrücklich als seine persönliche Meinung hinstellt, die seine Gemeindeglieder durchaus nicht binden soll, und daß alle übrigen Anordnungen nichts enthalten, was nicht schon in den jüdischen Gemeinden und gottesdienstlichen Synagogenversammlungen Sitte und Ordnung gewesen wäre. Es ist also genau genommen nicht richtig, daß der Apostel den Gemeinden „neue, unerhörte Fesseln angelegt“, ihnen in irgend einer Hinsicht einen „Geisteszwang“ auferlegt oder überhaupt neue Ordnungen willkürlich geschaffen hätte. Sieht man von den wenigen rein subjektiven Ratschlägen des Apostels ab, so hat er in der That nichts andres gethan, als was ein jeder andre an seiner Stelle gethan hätte: er hat, um mitten in der zerfahrenen, aufgeregten und unsichern heidnischen Welt die Verhältnisse seiner einzelnen jungen, isolirten heidenchristlichen Gemeinden zu sichern und zu ordnen, einfach die Ordnungen ihnen gegeben und angeraten, die aus dem jüdischen Gemeindeleben von Jugend auf ihm vertraut und als erprobt bekannt waren. Dazu berechtigten und veranlaßten ihn, abgesehen von seiner Stellung als Gründer der Gemeinden, seine eigne Erfahrung und Beobachtung, die Sorge für die Ordnung in den Gemeinden und für das Heil der Einzelnen, endlich die Verhältnisse der damaligen Zeit und der heidnischen Welt. Aus wesentlich pädagogischen Gesichtspunkten gehen seine Anordnungen hervor: er will seinen Gemeinden zum Heil und zum heilsgemäßen Leben Anleitung geben. Dabei ist es aber keineswegs richtig oder auch nur möglich, im Gemeinschaftsleben immer und überall „*jeder* geistigen und geistlichen Begabung



zu ihrer gesunden Entwicklung und Bethätigung Freiheit und Förderung zu gewähren.“ Derselbe Apostel, der wie kein andrer die christliche Freiheit gepredigt hat, betont deshalb auch immer wieder die Selbstbeschränkung in dieser Freiheit um der Liebe, um der Erbauung, um der Besserung, um des allgemeinen Besten willen (vgl. z. B. 1. Kor. 6, 12; 9, 19 ff.; 10, 23 ff.; 12—14. Röm. 14. 15. Gal. 5, 13).

4. Paulus hat keineswegs beabsichtigt, mit seinen brieflichen Anordnungen für Jahrhunderte und Jahrtausende, für alle verschiednen Lebensverhältnisse und Entwicklungen unumstößliche sittliche Schranken und Normen aufzurichten. Ihrem Inhalt wie ihrer Bedeutung nach erklären sich jene Anordnungen und Urteile leicht und ungezwungen, wenn man nun noch bedenkt, daß er wie alle Christen jener Zeit lebte in der gespannten, gewissen Erwartung, der Herr werde binnen kurzem wiederkommen zur Aufrichtung seines herrlichen Reiches, und jene erste und älteste Generation der Christenheit werde *lebend* in dies Reich eingehen. (Vgl. z. B. 1. Thess. 4, 15. 17. 2. Kor. 5 ,4).

Nur für das kurze Provisorium dieser Endzeit und besonders für die Schrecken und Versuchungen der letzten Tage galt es also die Verhältnisse zu regeln; dann werde das vollkommene Reich in seinem überschwänglichen Glanze alle solche irdischen Fragen überflüssig machen (1. Kor. 7, 29. Röm. 13, 11 f.). An die Möglichkeit einer „Kirchengeschichte“ von Jahrhunderten, einer Verbindung des Christentums mit „dem Staat,“ an die Entwicklung einer kirchlichen „Glaubenslehre,“ an organisirte, äußere Kirchengemeinschaften, an eine Einwirkung des Christentums auf die staatliche Gesetzgebung und bürgerliche Ordnung, an die Entstehung einer christlichen Litteratur oder auch nur des Neuen Testaments hat Paulus und mit ihm die ganze älteste Christenheit nie gedacht, nie denken können — ebensowenig natürlich an die Regelung der „Frauenfrage,“ der „Sklavenfrage“ oder der „sozialen Frage“ überhaupt. Deshalb schließt es auch keinen Vorwurf ein, daß die Christenheit sich im Laufe der Zeit über eine ganze Reihe urchristlicher Sitten und Ordnungen hinweggesetzt hat, ja diese kaum mehr versteht. Es handelt sich nicht bloß um das „Beten mit bedecktem Haupte um der Engel willen“ (1. Kor. 11, 10) und um den von Paulus behaupteten Vorzug der Ehelosigkeit vor dem ehelichen Leben (1. Kor. 7). Ganz andre und viel wichtigere Einrichtungen stehen im Widerspruch zu der urchristlichen Ordnung, ohne daß man deshalb Gewissensbedenken empfände. Wo steht etwas im Neuen Testament von einem besondern Gemeindeamt, welches das Vorrecht der Predigt und Sakramentsverwaltung gehabt hätte? Oder ist es nicht urchristliche Ordnung, daß ein *jeder* Mann, der Gabe und Neigung dazu hat, redend in der Gemeindeversammlung auftreten kann? Wenn in der ältesten Christenheit wenigstens die Gemeindebeamten eine zweite Ehe nicht eingehen sollten (1. Tim. 3, 2. Tit. 1, 6), wie steht es heutzutage mit der Wiederverheiratung bei den Pfarrern? Und wo steht im Neuen Testament etwas von der Sonntagsruhe, von der „Liturgie,“ von der Kindertaufe, vom „Kirchenregiment,“ vom „Summusepiskopus,“ vom „Kirchenjahr,“ von der Konfirmation, von der öffentlichen Beichte? Und wo ist die Form des urchristlichen Abendmahls und Liebesmahls und der Taufe geblieben? Und wer kümmert sich in der Christenheit heutzutage noch um die Enthaltung vom Blut und vom Erstickten (Apgesch. 15, 20. 29)? Und um unsrer Frage noch näher zu kommen: wenn seit Jahrhunderten christliche Frauen in der christlichen Litteratur sich öffentlich hervorgewagt und hervorgethan haben in Schriften und Aufsätzen, in Liedern und Traktaten, wenn sie wirksam sind als Lehrerinnen, auch als Religionslehrerinnen in den Schulen und im Kindergottesdienste, — ist damit die Grenzlinie, die der Apostel Paulus einst seinen Gemeinden vorzeichnete (1. Kor. 14, 34 f.), thatsächlich nicht längst überschritten? Wer will dem Geiste wehren, wenn es Gottes Geist ist? — In allen diesen Punkten hat die Christenheit, je nach den veränderten Zeitverhältnissen, sich längst von den Urteilen, Ratschlägen und Anordnungen des großen Apostels „emanzipirt“ und zwar mit Recht: kann es Wert und Kraft haben, einzelne, willkürlich ausgewählte seiner Aeußerungen nun plötzlich zum Gewissensjoch und Gesetz zu machen?

5. Endlich darf nicht verschwiegen werden, daß Paulus durch seine Bekehrung zum Herrn und seine apostolische Berufung und Wirksamkeit keineswegs plötzlich seine ganze bisherige Bildung und Natur verloren hat. Er war und blieb auch als Gotteskind ein Kind seiner Zeit; wie hätte er sonst auch auf seine Zeitgenossen wirken können? Und seine Bildung war eine rabbinische. Deshalb tragen auch manche seiner Ausführungen in seinen Briefen durchaus rabbinischen Charakter und sind uns deshalb unverständlich, fremdartig, wertlos, für die christliche Erbauung heute eher ein Hindernis als ein Mittel. Für seine Zeit waren alle diese Gedankenreihen verständlich, wissenschaftlich, methodisch, beweisend, für uns sind sie gleichgiltig, wenn wir nur die christlichen Glaubensgedanken verstehen und festhalten, die er damit beweisen und deutlich machen will. Zuerst wird man diese Thatsache bei der Lektüre seiner Briefe sehr störend empfinden. Hat man sich erst daran gewöhnt, so wundert man sich, wie gering in den Paulusbriefen diese rabbinischen Zuthaten sind, verglichen mit dem, was sonst jüdische Gelehrsamkeit in jenem Zeitalter allen religiösen Gedanken zuzusetzen wußte. Das Neue, Reine, Christlich-Religiöse tritt um so glänzender hervor. Aber man darf sich jenem Sachverhalt nicht verschließen. Rabbinische Gelehrsamkeit ist es z. B., wenn Paulus 1. Kor. 9, 9 den Satz „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden" auf sich selbst als Prediger des Evangeliums anwendet und damit die Pflicht der Gemeinden begründet, ihm seinen Unterhalt zu geben. Rabbinisch ist es, wenn Paulus Gal. 3 aus dem Doppelsinn des griechischen Wortes διαθήκη (= „Bund" oder „letztwillige Verfügung") den Beweis gewinnt für die Unverbrüchlichkeit der dem Abraham zu teil gewordenen Verheißung, wenn er in demselben Zusammenhang die Behauptung, daß nicht das ganze Volk Israel, sondern nur eine individuelle Person, Jesus, Erbe der Verheißung sei, begründet durch den Singular „deinem Samen" und dabei vergißt, daß „Samen" eben Kollektivum ist. Rabbinisch ist endlich die ganze, für unsre Gemeinden heutzutage völlig unverständliche und deshalb unbrauchbare Perikope Gal. 4, 21—31, die Allegorie über Sarah und Hagar, in der Paulus durch seine Erklärungskünste aus dem Alten Testament ungefähr das Gegenteil herausdeutet von dem, was es wirklich sagt. Alle diese Beweise sind für unser Verständnis hinfällig und nicht beweiskräftig, für unsern Glauben gleichgiltig. Nur das, was Paulus damit beweisen will, der Inhalt seiner christlichen Ueberzeugung, hat für uns Sinn, Wert und Kraft.

W B

---

## Von der fünften Generalversammlung des Evangelischen Bundes

zu Kassel, 29. September bis 1. Oktober

### 2. Die Thätigkeit des Bundes

Die Erstattung der Jahresberichte ist auf kirchlichen Versammlungen gewöhnlich das, was die Teilnahme der Hörer am wenigsten fesselt. Von dem diesmal wie immer durch den Schriftführer, Konsistorialrat Leuschner, erstatteten Generalbericht über die Thätigkeit und Ausbreitung des Bundes im verflossenen Jahre wird man dies nicht sagen können. Leuschner versteht die Kunst, die trocknen Zahlen zu beleben und in kurzen Zügen ein anschauliches Bild von der Thätigkeit des Bundes zu entwerfen und dadurch den Hörer in einer fortwährenden Spannung seiner Teilnahme zu erhalten.

Das Wachstum des Bundes ist ein recht erfreuliches zu nennen: die Gesamtzahl der Mitglieder ist von 73 978 auf 82 978, also genau um 9000, die Zahl der Vereine von 522 auf 565, also um 43 gestiegen. Auch Gebiete, die bisher dem Bunde verschlossen zu sein schienen, wie die preußischen Provinzen Schlesien und Ostpreußen, haben sich dem Bunde erschlossen. Der Hauptverein des Königreichs Sachsen hat seine Mitgliederzahl im letzten Jahre fast verdoppelt; er zählt jetzt an 3000. Ostpreußen brachte es von 180 auf 400 Mitglieder, in Schlesien entstanden 6 neue Zweigvereine. Andre Gebiete stehen freilich noch immer in bedauerlicher Weise zurück. So Schleswig-Holstein, wo die evangelische Bevölkerung und leider die Mehrzahl der Geistlichen noch in trügerischer Sicherheit beharren und dem Bunde ablehnend gegenüberstehen, obgleich gerade dort eine planmäßige und leider sehr erfolgreiche katholische Propaganda betrieben wird. Posen erachtet den Bund „angesichts seines regen kirchlichen Lebens" für überflüssig — eine merkwürdige Begründung, wenn man damit vergleicht, wie rege und kräftig gerade die Rheinprovinz, diese Leuchte evangelischen Gemeindelebens, sich dem Bunde angeschlossen hat. Posen ist nunmehr, da auch in Pommern die Gründung eines Zweigvereins im Werke ist, die einzige preußische Provinz, wo der Bund noch vor verschlossenen Thüren steht. Hoffen wir, daß das nicht mehr allzulange dauert, und daß auch die dortigen evangelischen Brüder, die den Ultramontanismus ja gerade in besonders häßlicher Gestalt vor Augen haben, sich bald entschließen, in den Kampf mit einzutreten.

Ebenso wie die Ausbreitung und das Wachstum des Bundes in den mancherlei Gegenden ein sehr verschiedenes ist, so sind es auch die Arbeitsgebiete und die Arbeitskraft. Der Kampf gegen die römische Gefahr ist naturgemäß in den Gegenden am lebhaftesten, wo die protestantische Minderheit sich fortwährenden Uebergriffen der katholischen Mehrheit gegenübersieht und wo nur starke evangelische Charaktere dem gewaltig flutenden Strome der römischen Propaganda Widerstand leisten können. Dieser Kampf wird hauptsächlich auf zweifache Weise geführt, durch die Veranstaltung von Versammlungen und durch die Presse. Man achte doch das Erstere nicht gering: eine zündende Rede vermag oft schon wankend gewordene Gemüter wieder zu festigen, eine begeisterte Gemeinschaft allein vermag dem äußerlich und innerlich oft so isolirten evangelischen Christen den Wert der Gemeinschaft der Gläubigen vor Augen zu stellen. Von solchen größeren Versammlungen berichteten diesmal die Hauptvereine der Rheinlande, der bayrischen Rheinpfalz und der Provinz Sachsen. In kleineren leisten Baden und Württemberg am meisten, hier sind allein achthundert Versammlungen durch die Antijesuitenbewegung hervorgerufen.

Erstaunlich ausgedehnt hat sich daneben die Preßthätigkeit. Hier leuchtet Württemberg voran: neben den „Monatlichen Mitteilungen" und den „Haller Monatsblättern" des Pfarrers Faulhaber hat besonders das „Protestantische Familienblatt," redigirt von Pfarrer Dr. Weitbrecht, weite Verbreitung gefunden. Auch die ja den Lesern der Christlichen Welt bereits empfohlenen Streitschriften der Pfarrer Bossert und Schöll stammen dorther. Baden sorgt besonders für volkstümliche Schriften: der „Bundesbote" erscheint in einer Auflage von 25 000 Exemplaren. Im Rheinland gehen aus den Verlagsbuchhandlungen von Klein und Wiemann in Barmen fortwährend gute und billige Streitschriften hervor. Nicht minder thätig ist die Buchhandlung des Evangelischen Bundes in Leipzig. In dieser Preßthätigkeit scheint mir der Schwerpunkt der Bundesarbeit zu liegen. Mit dieser Ansicht stehe ich allerdings wohl ziemlich allein: die Meisten fassen diesen Teil seiner Arbeit als den „negativen" auf, den sie nur notgedrungen, nur zur Abwehr betreiben. Aber in Wahrheit giebt es gar keine positivere Arbeit, als diese. Es setzt tiefste evangelische Gewissenhaftigkeit, lautersten Wahrheitssinn und innige Liebe zum Evangelium voraus, wenn man diese unerquickliche Arbeit auf sich nimmt und dabei bemüht ist, sie so zu thun, daß sie wirklich dem Herrn dient. Eine gesunde, kräftige protestantische Volkslitteratur zu schaffen, die für das Beste, was wir haben, begeistert und dabei nicht schimpft und nicht hetzt, scheint mir eine so wichtige und hohe Aufgabe, daß ich nicht begreife, wie man sie als eine doch schließlich nur untergeordnete schätzen kann. Gewiß ist nicht alles unter den erschienenen unzähligen Schriften so, wie es sein sollte, und manches wäre besser ungedruckt geblieben, aber damit ist der Aufgabe gar nichts von ihrem Werte genommen.

Ob freilich die vom Bunde herausgegebene „Kirchliche Korrespondenz," über die der Generalbericht diesmal schwieg, der richtige Weg ist, diese Aufgabe zu fördern, ist mir je länger je mehr fraglich geworden. Ich spreche als ein Freund des Bundes und glaube durch das oben Gesagte auch bewiesen zu haben, daß ich gerade vor seiner Preßthätigkeit allen Respekt habe. Aber dennoch kann ich mich der Einsicht nicht

verschließen, daß die Kirchliche Korrespondenz ihren Zweck nicht erfüllt. Zwei Thatsachen zeigen das deutlich. Die eine habe ich zwar nur durch persönliche Umfragen bei Mitgliedern des Bundes feststellen können: es ist die, daß die Ausgabe der Korrespondenz für die Mitglieder nicht oder nur sehr wenig gelesen wird. Die zweite bin ich als Redakteur der Chronik der Christlichen Welt besser wie irgend ein andrer in der Lage, zu beobachten: es ist die, daß die Ausgabe für die deutsche Tagespresse nicht benutzt wird. Und zwar nicht nur von den politischen Zeitungen, sondern auch von den kirchlichen Blättern nicht. Ich kenne nur eins, das mit einer gewissen Regelmäßigkeit daraus abdruckt, verwunderlicherweise — Stöckers Deutsch-Evangelische Kirchenzeitung. Das muß doch irgend einen Grund haben. Ich bin weit entfernt davon, ihn in der bisherigen Redaktion zu suchen, die übrigens, wie verlautet, demnächst wechseln soll. Von ihrer Seite ist nach meiner Meinung nichts, gar nichts versäumt, um das Blatt zu heben. Vielmehr scheint mir das ganze Unternehmen in der Anlage verfehlt zu sein. Eine für das ganze evangelische Deutschland bestimmte und dabei wesentlich nur einem Zwecke dienende monatliche Zeitung läßt sich nicht schaffen. Daß die lokalen Blätter so blühen, scheint mir den Fingerzeig für die weitere Gestaltung der Preßthätigkeit des Evangelischen Bundes zu bieten. Und so erlaube ich mir einen Vorschlag: man lasse die Kirchliche Korrespondenz eingehen und suche überall, wo es nur angeht, kleine, gute Gemeindeblätter zu schaffen. Die werden gelesen werden, und die werden weitere Kreise für den Bund gewinnen.*)

Doch ich wende mich wieder zu dem Bericht über die Thätigkeit des Bundes. Er hatte auch im verflossenen Jahre wiederholt Veranlassung, der öffentlichen Meinung gegenüber für die Güter der Reformation einzutreten. So anläßlich der Sperrgeldervorlage und des Jesuitenantrages. Auch bei andern Anlässen hat der Zentralvorstand sich genötigt gesehen, sich in ernsten Kundgebungen an das Gewissen des Volkes und seiner Vertreter zu wenden. Daß dies Vorgehen nicht vergeblich gewesen, zeigt namentlich der Anklang, den die Antijesuitenbewegung gefunden hat. Sie ist so stark geworden, daß auch der Reichstag wird mit ihr rechnen müssen.

Von jeher hat neben dem Kampf gegen Rom auch die Weckung und Pflege evangelischen Gemeindelebens zu den Aufgaben des Bundes gezählt. Sie hat auch im verflossenen Jahre nicht geruht, manche Zweigvereine haben ihr sogar ihre volle Kraft zugewendet. Neben dem am 10. Juni eingeweihten Bundesdiakonissenhaus sind eine Reihe neuer evangelischer Arbeitervereine gegründet. In Baden sind zwei Diakonissenanstalten, Kleinkinder- und Strickschulen, in Braunschweig Gemeindepflege und eine Krankenspeisungsanstalt, in Luckenwalde in Brandenburg eine Vereinsherberge, in Hessen Arbeitsschulen, Krankenpflege und Gesellenvereine, in Dresden Fürsorge für die Erziehung verwaister evangelischer Kinder eingerichtet worden. In der Provinz Sachsen hat sich ein Zweigverein, Wanzleben, als Gemeindeverein konstituirt, der regelmäßige Männerversammlungen und Familienabende veranstaltet. Diesem Beispiel ist auch der Zweigverein Rudolstadt gefolgt.

So sehen wir auf den verschiedensten Gebieten des Bundes reges Leben sich in wirklicher Arbeit bethätigen.

### 3. Die Zukunft des Bundes

In dieser Arbeit liegt die Gewähr dafür, daß der Bund eine Zukunft hat. Seine Begründung war ein wirkliches Bedürfnis. Es muß den Männern des Zentralvorstandes — es sind noch dieselben, die zur Gründung des Bundes sich die Hände gereicht haben — Dank gesagt werden, daß sie dies rechtzeitig erkannt haben. Dank auch dafür, daß sie den Bund über die Anfangsschwierigkeiten hinweg zu einer Höhe gehoben haben, die eine immer tiefere und vollere Erfüllung seiner Aufgaben verbürgt.

Einen Weg voll Mühe und Arbeit hat der Bund in den

*) Bei der starken Verbreitung, die der Kirchlichen Korrespondenz trotz aller daran geübten Kritik beschieden gewesen ist, kann ich ihre Abschaffung nicht befürworten, wohl aber völlige Umgestaltung nach ganz neuen Grundsätzen. D H



dahintenliegenden fünf Jahren zurückgelegt. Aber der mühseligere Teil des Weges liegt noch vor ihm. Die Massen, die bisher gewonnen sind, waren die, auf die die Gründer des Bundes von vornherein rechnen durften. Solche, die entweder in stark katholischen Gegenden wohnend die Gefahr des Ultramontanismus am eignen Leibe erfahren hatten, oder solche, die durch alte Ueberlieferung geschult, überall, wo ein Ruf nach Zusammenschluß und Gemeinhilfe ergeht, bereit sind, auch ihre Kraft mit einzusetzen. Wohl hat der Bund, wie gerade der diesjährige Bericht zeigt, auch in andern Kreisen Anklang gefunden, aber doch stehen noch gar zu viele ihm fremd und kalt gegenüber, und zwar nicht gleichgiltige moderne Menschen, sondern warme Christen, denen es Ernst ist um das Evangelium. Die müssen gewonnen werden. Es scheint mir die wichtigste Aufgabe des Bundes zu sein, sich auszudehnen und sich immermehr zu einer freien, alle evangelischen Landeskirchen Deutschlands umfassenden Vertretung der gemeinsamen evangelischen Angelegenheiten sowohl gegenüber dem Staate als auch gegenüber der römischen Kirche zu gestalten. Wohl giebt es Schwierigkeiten hierfür, die niemand überwinden kann: wer sich in seinem Gewissen gebunden fühlt, zu keiner kirchlichen Arbeit mit jemand zusammenzustehen, der eine andre theologische Basis unter den Füßen hat, der wird nicht zu haben sein und man wird sich damit begnügen müssen, die Verantwortung für solches Verhalten ihm zu überlassen. Aber viele sind doch noch zu gewinnen, wenn man die richtige Form findet, in der sie sich dem Bunde eingliedern können, und berechtigte Bedenken zart schont.

Es fehlt nicht an Versuchungen, die den Bund von diesem Ziele abwendig machen wollen. Vorschläge tauchen auf, die dem Bunde neue Aufgaben zuweisen wollen. Man sieht in ihm nicht mehr nur eine Vereinigung zu einem ganz bestimmten und scharf umrissenen Zwecke, sondern eine Erneuerung des „Deutsch-Evangelischen Kirchentages," der nun als die Vertretung des evangelischen Deutschlands alle kirchlichen Fragen der Zeit zu beantworten Recht und Pflicht hätte. Aber man vergißt dabei, daß jede Erweiterung der Arbeiten eine Verengerung des Bundesgebietes und eine Schwächung seiner Kraft mit sich bringt. Die beiden bisher vom Bunde nach seinem ursprünglichen Programm verfolgten Ziele: Abwehr der römischen Gefahr und Stärkung des evangelischen Gemeinschaftsbewußtseins sind solche, über deren Notwendigkeit unter evangelischen Christen gar keine Meinungsverschiedenheit sein kann. Gesellt man diesen zentralen Aufgaben andre, peripherische hinzu, so schneidet man aus dem ganzen Kreise der evangelischen Christenheit, an den der Bund sich jetzt wendet und auf den er rechnen darf, unnützerweise einen kleinen Kreissektor heraus. Deshalb engste Beschränkung auf die ursprünglichen und nächstliegenden Ziele, Widerstand gegen alle auf Um- oder Irrwege lockenden Rufe!

Ganz besonders Widerstand gegen alle Kirchenbaupläne! Es giebt kaum etwas, worüber die Meinungen so geteilt wären, als die zukünftige Gestaltung der evangelischen Kirchen im deutschen Reiche. Mit dieser Frage hat sich der Evangelische Bund gar nicht zu befassen. Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß dem ersten Schritt auf diesem Wege, den man in Stuttgart mit dem Eingehen auf die Lechlersche Schrift gethan hatte, kein zweiter gefolgt ist. Hoffentlich ist diese Frage damit endgiltig aus den zukünftigen Verhandlungen des Bundes ausgeschieden und kehrt kein Versuch wieder, die Kraft des Bundes für derartige Utopien oder Ideale, wie man's nennen will, in Anspruch zu nehmen.

Aber ich möchte noch eine andre Frage nennen, von der ich wünschte, daß sie aus den Verhandlungen des Bundes verschwände. Es ist die in unserm Blatte schon oft behandelte nach dem Werte des Altkatholizismus. Beyschlag bezeichnet in der neuesten Chronik der Deutsch-evangelischen Blätter als ein Ergebnis der heurigen Versammlung „die Anknüpfung mit den Altkatholiken." Fast fürchte ich, daß sehr viele Bundesmitglieder darin nicht eben ein erfreuliches Ergebnis sehen. Ueber die Frage, ob der Altkatholizismus eine evangelische oder im Grunde doch katholisch-mittelalterliche Bewegung ist, erlaube ich mir

kein Urteil; aber Thatsache ist, daß sie eine Streitfrage ist. Warum aber besteht man dann hartnäckig darauf, immer und immer wieder die Altkatholiken so ostentativ zu feiern, wie das diesmal geschehen ist? Viele hat es gewiß sehr peinlich berührt, wenn der Generalvikar D. Weber von einer Einigkeit im Geist Christi und im Evangelium, von der gemeinsamen Aufgabe der Bewahrung und Erhaltung des Wortes Gottes redete und dafür lebhaften Beifall erntete. Denn es ist doch nur eine Einigkeit in Worten, um die es sich dabei handelt. Und wenn er von einem Zusammenstehen im Kampfe gegen Rom sprach, so muß ich doch feststellen, daß an andern Orten die Altkatholiken den Wert der protestantischen Bundesgenossenschaft und des durch Jahrhunderte hindurch geführten Kampfes unsrer Väter gegen Rom sehr gering angeschlagen haben. Der „Deutsche Merkur," das Organ für katholische Reformbewegung, schrieb in seiner Nr 32 vom 8. August folgende Sätze:

Will der preußische Protestantismus . . . den Kampf gegen [den Ultramontanismus] allein aufnehmen, so möge er sich wohl vorsehen. Er ist diesem Kampfe nicht gewachsen, wie die letzten zwanzig Jahre gezeigt haben. Bombastische Redensarten vom „lauteren Evangelium" thun es nicht . . . Daß der Protestantismus als Kirchenbildung von Anfang an mißraten ist, dürfte doch wohl nachgerade sehr sichtbar sein. Das alte Feldgeschrei: Hie Papst, hie Luther! erscheint nicht mehr zeitgemäß, und wenn man preußischerseits aus Furcht vor der Sozialdemokratie den Papst für die Katholiken sogar heben und stärken will, und dann glaubt, konfessionell ihm überlegen zu sein, so befindet man sich in einer großen Täuschung. Nur die Zurückführung des Katholizismus auf seinen früheren, milden, mehr kosmopolitischen und menschenfreundlichen Geist, nicht die Schärfung der konfessionellen Gegensätze, sondern die Ausgleichung derselben kann wie dem Vaterlande so auch dem Protestantismus zum Nutzen sein. Die geschichtliche Entwicklung hat Europa in die beiden Heerlager geteilt, die geschichtliche Entwicklung wird sie auch wieder versöhnen, aber nicht dadurch, daß Staaten sich für konfessionell erklären und gegeneinander zu Felde ziehen, sondern dadurch, daß vermittelst besserer Einsicht und ruhigerer Erwägung allerseits die Ueberzeugung sich Bahn bricht, man habe jahrhundertelang sich die Köpfe eingeschlagen, aus Rechthaberei, Machtinteresse, Politik, und nicht um der unvergänglichen, sittlichen Güter willen, um die es sich allein bei der Religion hätte handeln sollen.

So spricht man doch wahrlich nicht von einem Kampfe um das Evangelium! Und man möge doch niemandem verdenken, der in den Kämpfen der Väter ein rührendes Zeugnis ihrer evangelischen Glaubenstreue sieht, daß er es ablehnt, mit denen zusammen zu kämpfen, die so diametral verschieden über das Kampfobjekt urteilen. Mögen also immerhin einige der leitenden Mitglieder des Bundes persönlich der altkatholischen Bewegung Freund und zugethan sein, das Interesse der Sache erfordert, daß sie Selbstlosigkeit genug besitzen, ihre Sympathie nicht durch die Kraft des Bundes tragen zu lassen.

Nur wenn der Bund in ungeteilter Hingabe allein den Zwecken dient, für die er gegründet ist, wird er sich die warme Zustimmung aller seiner Glieder erhalten und neue Kreise gewinnen. Diese Zwecke sind ja groß und wichtig. Ist nicht immer noch — um nur eins zu nennen — eine öffentliche Meinung vorhanden, die sich nicht scheut zur Verleugnung der reformatorischen Grundwahrheiten aufzurufen, um damit den Frieden zwischen den Thron, Altar und jede Autorität stützenden Mächten herzustellen? Neben das Deutsche Adelsblatt, das im Februar von „der unseligen, durch die Kirchenspaltung hervorgerufenen nationalen Kluft" sprach und den Jesuitenorden als „einen Bahnbrecher im Sinne des positiven Christentums und des Königtums von Gottes Gnaden" feierte, das neuerdings erklärt hat, die päpstliche Encyklika „würde, wenn sie vierhundert Jahre früher erschienen wäre, die Reformation verhindert haben," stellen sich ebenbürtig Reden, wie die des Abgeordneten Freiherrn von Durant im preußischen Herrenhause (15. Juni), in der er ausführte, daß die Zeit verlange, alle gläubigen Christen, die das Apostolikum unter den Füßen hätten, müßten sich zusammenschließen. Das sind nur einzelne Symptome von einer Verwirrung des protestantischen Gewissens, die zum ernstesten Kampf herausfordert. Diesen Kampf zu führen, ist der Evangelische Bund berufen.*)

*) Von Kasseler Verhandlungen wird noch in nächster Nummer ein Artikel berichten: „Die Rettung konfessionell gefährdeter Kinder."



Keine kirchliche Versammlung erfüllt ihren Zweck, wenn nicht die Teilnehmer irgendwie eine Frucht für ihr persönliches, inneres Leben mit nach Hause nehmen. Unter allen, die ich fragte, war darüber Einmütigkeit, daß den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck der vorjährigen Versammlung die gewaltige Predigt des Konsistorialrats Haupt gemacht hat. Die Erinnerung daran lebte in allen, die sie gehört hatten, und die Hoffnung, ein ähnlich erweckendes Zeugnis zu vernehmen, hat wohl einen oder den andern diesmal nach Kassel geführt. Ein ebenso durchschlagender Eindruck hat der diesjährigen Versammlung gefehlt. So wird auch das Urteil über das, was ihren Höhepunkt gebildet hat, sehr verschieden sein. Nach meinem Empfinden lag er in den wenigen kurzen Worten, die Professor Beyschlag in der Volksversammlung des 30. September sprach und die in der Mahnung an den deutschen Protestantismus gipfelten: Mehr Glauben aneinander! Und mehr Hoffnung für die Zukunft!*)

Wenn die Gesinnung einer solchen alles glaubenden und alles hoffenden Liebe immer mehr und mehr die Teilnehmer des Evangelischen Bundes durchdringt, so wird er auch in der Zukunft sein, was er für die Gegenwart ist: ein Segen und eine Kraft.

E F

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

### 20. Ein Sonett**)

Er hieß Paul Immanuel Lohrhaupt.

Auf seiner Visitenkarte stand: Paul Immanuel Lohrhaupt.

Das war keine Koketterie. Er hätte der Wahrheit gemäß noch darauf schreiben lassen können: ordentlicher Professor der Theologie, oder Professor der Dogmatik, oder Universitätsprediger, oder Doktor der Philosophie und Doktor der Theologie, oder Geheimer Kirchenrat, oder Vizepräsident der Generalsynode, lebenslängliches Mitglied der Ersten Kammer der Stände und Ritter hoher Orden, oder Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereins zu A., Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft zu B., korrespondirendes Mitglied des Vereins für wissenschaftliche Schmetterlingskunde zu C.; aber als er bei dem Lithographen stand, um sich Karten drucken zu lassen, weil ihm das Schreiben der Visitenkarten unbequem geworden war, und der Lithograph jetzt höflich, nein ehrerbietig vor ihm stand und ihn fragte: Was wollen der Herr Geheime Kirchenrat auf die Karte schreiben lassen? da fiel ihm nur „Paul Immanuel Lohrhaupt" ein, und dies wurde wörtlich auf die Karte gedruckt.

Wer einen „Gebildeten" gefragt hätte, wie er predige, dem wäre mit Achselzucken die Antwort geworden: Ich höre keine Predigt von einem Professor der Dogmatik! Wer aber den Buchbinder Kräuslein oder gar seine Frau gefragt hätte, dem hätte Herr Kräuslein geantwortet: Der Herr Geheime Kirchenrat? Das ist ein Pfarrer, der redet nur von Sachen, die im Leben vorkommen, der weiß, was den einfachen Leuten unverständlich ist und was ihnen gar nicht in den Kopf 'nein will, und er machts klar. Und er weiß, bei welchen Sachen einem das Herz unvernünftig und rebellisch ist, und zeigt einem, daß es ihm auch schon so gegangen ist, und da sagt er alles genau, daß sich jedes in der Beschreibung erkennt, und dann tröstet er

Inzwischen sind folgende Reden im Druck erschienen: 1. Eröffnungsrede von Graf Wintzingerode-Bodenstein (15 Pfge.). 2. Die Einigkeit im Geist. Festpredigt über Epheser 3, 20 bis 4, 6. Von C. Jatho, Pfarrer in Köln (15 Pfge.). 3. Das Verhalten der römischen und der evangelischen Kirche zum Staate. Von Professor D. Kawerau in Kiel (25 Pfge.). 4. Wie hat sich protestantische Charakterfestigkeit gerade in unsern Tagen zu bewähren? Von Professor D. Haupt, Halle (25 Pfge.). 5. Welcher Segen erwächst dem Einzelnen aus dem Anschluß an die Gemeinschaft? Von G. Göbel, Konsistorialrat in Halle (20 Pfge.). 6. Generalbericht des Schriftführers Konsistorialrat D. Leuschner (15 Pfge.). 7. Ich glaube, darum rede ich. Predigt über 2. Kor. 4, 13. Von J. Hans, Pfarrer in Augsburg (15. Pfge. Sämtlich erschienen Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes).

*) Abgedruckt im Oktoberheft der Deutsch-evangelischen Blätter.

D H

**) Letztes Stück.

D H

einen, daß man den Ausweg aus der Sackgasse findet. — Und seine Predigt ist keine Poesie und kein Windkonfekt, fügt Frau Kräuslein, eine ebenso resolute wie fromme Frau, hinzu, er schlägt auf den Busch, daß der Hase heraus muß. — Dagegen hätte der Redakteur des General-Anzeigers und des dazu gehörigen Intelligenzblattes zu deiner Frage gelächelt und gesagt: Der seltsame Kauz geht nach Käfern und Schmetterlingen herum — —!! Neulich nachts hat er mich halb zu Tod erschreckt! Ich gehe da durch die neue Anlage zwischen elf und zwölf Uhr, ich höre und sehe und denke nichts und gehe so für mich hin, auf einmal fällt wie ein Blitz ein ganz grelles Licht auf mich und tanzt dann weiter über die Büsche: ists der Herr Geheime Kirchenrat mit seinen Söhnen, sie leuchten mit einer Blendlaterne an den Zweigen hin und streifen Schmetterlinge oder Käfer ab!

Die Studenten aber, die man fragt, werden warm: Streng ist er, so heißt es, er stellt einen auf der Straße und fragt, warum man zweimal die Vorlesung versäumt habe, aber — —; nun kommt ein „Aber" der Dankbarkeit, des unbedingten Zutrauens und der Liebe. Er giebt uns, so äußert sich einer, der seit Semestern bei ihm hört, er giebt uns ein persönliches Verhältnis zu den Dogmen der Zeitalter; ehe wir ihn gehört hatten, schienen uns die dogmatischen Festsetzungen der alten Jahrhunderte aus dem Kopfe entsprungen zu sein, und wir begriffen nicht, wie ein vernünftiger Mensch solche Sachen behaupten oder glauben könne; nachdem wir ihn gehört hatten — und nun sprach das Kollegheft aus dem Studentlein — wußten wir, daß an dem Dogma Voraussetzungen hafteten, die in die Seelen ringender Menschen zurückführten; man sah Priester in kleinasiatischen Dörfern, Priester und Laien in Alexandria, in Korinth sich abquälen in der Einsamkeit ihrer Seele, unter Heiden und unvollkommenen Christen mit den Fragen, die dann im Dogma eine Antwort fanden, in der nur wir nicht mehr das Nachzittern redlicher Herzenskämpfe spüren!

Auch bei den Lehrern der Hochschule war er hochangesehen. Seine Gelehrsamkeit war unbestritten. Er gehört zu den gläubigen Theologen, konnte man wohl hören, immerhin nimmt er eine eigentümliche Stellung ein. — Das wußte Herr Paul Immanuel Lohrhaupt nicht, daß er immerhin eine eigentümliche Stellung einnahm, er gab sich Mühe, ein Christ zu sein, und gab sich die gleiche Mühe, andern zu helfen, Christen zu werden.

Als Schriftsteller war er oft, seiner häuslichen und guten Frau vielleicht zu oft hervorgetreten.

Von allen seinen Werken hatte er stets vier Exemplare zurückgehalten. Das erste, und zwar jenes, das ihm in der Sendung seines Verlegers auch wirklich als das erste in die Hand gekommen war, erhielt seine Frau mit der Widmung, die sich immer gleichmäßig wiederholte und die ihr so gut gefiel, daß sie nicht hätte geändert werden dürfen, wenn dazu je die Absicht bestanden hätte: „Der lieben Frau." Das zweite Exemplar wanderte in seine sehr ansehnliche Bibliothek und erhielt hier den Platz, den die durchaus wissenschaftliche Anordnung der Bücherei ihm zuwies. Das dritte Exemplar war zum Ausleihen bestimmt. Von dem vierten aber schwieg er: es lag bei andern ihm teuren Zeugnissen seiner Vergangenheit, also seines Lebens; hier war ihm sein Buch kein Baustein im System der Wissenschaft, keine Angelegenheit des buchhändlerischen Verkehrs oder der fremden kritischen Beurteilung; hier war es ihm ein Schrein, der tausend stille, feine und vom Gemüte durchtränkte Bezüge der Vergangenheit, der Gegenwart, des Familienlebens und freundschaftlicher Verbindungen in sich barg.

Unter den Büchern aber, in denen für ihn und für seine Frau sein inneres und äußeres Leben am stärksten durch zahllose Adern flutete, war ihm die Schrift am liebsten, die er geschrieben hatte, als er eben aus seinem Pfarramte geschieden und in die akademische Laufbahn eingetreten war. Sie führte den knappen Titel: „Symbolik." Der Aesthetiker der Universität hatte sie im Erker des Buchhändlers liegen sehen und hatte sie sich zeigen lassen, er hoffte, hier sei das wichtigste Problem der Aesthetik in Angriff genommen, aber da er nur blätterte, fand er das nicht, was er suchte, obgleich es darin, wenn auch in andrer Sprache, als der Aesthetiker sie sprach, schön und tief als



eine neue Begründung eines Einheitspunktes von Kunst und Religion, der Ueberzeugung von der göttlichen Beseeltheit der Natur ausgesprochen war. Auch ein Professor der Theologie ließ sich das Buch vorlegen nnd schlug es auf und schlug es zu und sagte halblaut: Dilettantenarbeit! Seitdem waren Jahrzehnte vergangen, das Buch hatte des Verfassers Ruf begründet und war vielen teuer geworden.

Wie Vorgänge und Erscheinungen der Natur mittelbar durch Analogie den reinen, unbefangenen und frischen Sinn früher und später Zeitalter dahin führten, Geistiges und Sittliches, das im Menschendasein sich noch nicht hervorgelebt hatte, zu erkennen, nachdem es sich ihnen eben bis dahin noch nicht unmittelbar geoffenbart hatte, war das Grundthema der Schrift. Es zeigte sich hier ein Beobachter und Denker, der in den Naturwissenschaften wie in den Geisteswissenschaften gleich mächtig war, und dem die Weite seiner Bildung das erhalten und befestigt hatte, was immer das hervorragendste Zeugnis der Bildung ist: Ehrfurcht. Wie manchem Pfarrherrn gab das Buch die Unbefangenheit den Ergebnissen der Naturforschung gegenüber zurück, wenn ihm hier ein offenbar frommer und im Gemüte freudiger Mann sagen konnte, daß alles in Natur und Geschichte an Naturgesetze gebunden ist, wie die Telegraphie an den Draht, daß aber immer durch diesen Draht der elektrische Strom der göttlichen Gedanken oder Absichten rinne. Vom Standpunkte dieses Buches aus steht der erkennende Mensch der mechanischen Welt wie ein Bauer gegenüber; wir sehen nur den Draht, und wenn wir ihn durchfeilen, so trifft das Auge immer nur auf die Metallflächen des Drahtes; was von der Anwesenheit der Elektrizität gesagt wird, entzieht sich unsrer unmittelbaren Beobachtung, darum bleibt der Bauer dabei, es ist Draht und nichts als Draht. Ein ewiges Auge aber, das im innersten Mittelpunkte der Welt steht, sieht in aller „Natur" die göttlichen Lebensströme ziehen.

Nun, dies Buch wollte einmal ein junger Geistlicher, ein lieber ehemaliger Schüler des Herrn Geheimen Kirchenrates von diesem entleihen; er war bereit wie immer; mit dem energischen Schritte, mit dem er als Mann noch ausschritt, wie er an dem Jüngling auffallend gewesen war, wandte er sich zu seinen Bücherreihen: aber beide, das Bibliotheksexemplar und das Wanderbuch fehlten. Ein kurzes Besinnen, dann schloß er einen Schrank auf, in dem wohlgeordnet Papiere, Entwürfe, wissenschaftliche Auszüge und der litterarische Briefwechsel lagen, und nahm hier aus einem verschlossenen Gefache das gewünschte Buch in einem schönen Einbande heraus. Er trat auf das Fenster zu, schlug das Buch hie und da auf und sah sinnend hinein. So blieb er lange stehen, abwesend, weitentrückt; er hatte seinen Gast völlig vergessen. Dieser aber hatte in dem Augenblicke, in dem der Herr Geheime Kirchenrat sein Buch aufschlug, gesehen, daß auf der Innenseite des Buchdeckels ein Gedicht, ein Sonett, so schien es ihm, und ein Blättchen mit einer Inschrift eingeklebt waren. Nicht gesehen hatte der junge Pfarrer, daß in dem Buche noch manches andre lag, so gleich innerhalb des ersten Bogens ein Blättchen, auf dem die ungeübte Hand eines etwa sechsjährigen Knaben in höchst unregelmäßigen Zügen und Zeilen geschrieben hatte: „Papa, ich habe dich lieb"; eine Frauenhand hatte darunter geschrieben: „Die Mama hat dich auch lieb." Nach langer Zeit schlug der Professor das Buch zu, legte es in seinen Verschluß zurück und sprach dann mit seinem Gaste über andre Dinge, des Buches erwähnte er nicht mehr.

* * *

Das Gebirge sendet niedere breitgespannte Hügelwellen vom Fuße seiner Wälder und Felsen in die weite fruchtbare Stromniederung hinaus. Diese Hügel tragen in langen dunklen Zeilen gereihte Obstbäume und fruchtbare Felder. Eine schöne Kunststraße zieht dicht am Rande der Hügel dahin, und hier liegt das Dorf zu beiden Seiten der Straße schon ganz in der Ebene, nur die evangelische Kirche und ihr Pfarrhaus stehen auf dem letzten Hügelvorsprung über den Dächern der Wohnhäuser und Scheunen. Ursprünglich lag nur das Wohnhaus da oben, vor Zeiten eine kleine Deutsch-Ordens-Komturei; im siebzehnten Jahrhundert aber hatte ein evangelischer Edelmann, dem ein Teil des Dorfes gehörte, seiner Dorfhälfte ein Kirchlein gebaut,

und die Form des Hügelvorsprungs hatte dazu genötigt, die Kirche so im Winkel zum nunmehrigen Pfarrhause zu stellen, daß nach der Dorfseite hin beide fast zusammenstießen, dagegen traten nach dem Gebirge hin die beiden Gebäude in einen breit sich erweiternden, mit üppigem Grase bestandenen Raum auseinander. Seit der Gründung der Pfarrei hatte dasselbe Geschlecht in dem Pfarrhause gewohnt; der Vater hatte immer sein Amt an einen Sohn weitergeben dürfen.

Ueber diesem Dorfe, seinem Kirchlein und seinem Pfarrhause lag ein milder, sonniger Septembernachmittag. Ueber das hohe Gras und den mächtigen alten Birnbaum, der inmitten des Wiesenplanes stand, ging leise die freundliche Sonne hinweg, und dicht hinter ihr schritt ebenso leise der Schatten der Kirche; auf dem goldnen Hahn des kleinen Kirchturmes saß eine Drossel, still, aber mit verhaltener Energie; sie wandte nur rasch den Kopf, als von dem Birnbaum eine reife Frucht sich löste, oben durch die Blätter und Zweige raschelnd ihren Weg suchte und dann nach einer Weile mit dumpfem Falle in dem dichten Grase aufschlug.

Ein junger Mann saß unter dem Birnbaume auf einem Bänkchen, auf dem er als Kind oft mit den Brüdern gesessen hatte, um Weidenpfeifen zu klopfen, Schmetterlingsraupen in Kistchen zu beobachten, die der Vater für diesen Zweck leergeraucht hatte, oder Rätsel sich aufzugeben. Die Brüder waren nun in der Welt zerstreut, als Pfarrer, als Beamte; er sollte morgen, nachdem er das Sommerhalbjahr bei den Eltern zugebracht hatte, zur Universität zurückkehren, um dort seine theologische Entlassungsprüfung zu bestehen. Sein Kopf lag an den Baum zurückgelehnt, sein Auge war geschlossen, er achtete nicht des Summens der Insektenwelt im Grase, er hörte nicht den Fall der Birne; seine Gedanken waren vorhin der Mutter gefolgt, er sah sie in seinem Stübchen hantiren: sie rüstete wohl noch manches für seine Abreise, die treue Mutter. Er dachte daran, wie sie seither regelmäßig abends um zehn Uhr zu ihm gekommen war, liebevoll nach dem Fortgange seiner Arbeiten gefragt, über die unnützen Kenntnisse, die heutzutage von den jungen Leuten verlangt würden, den Kopf geschüttelt und dann seine Studirlampe mitgenommen hatte, um sie selbst auszulöschen — nach ihrer Meinung durfte man Kinder keine Lampe anzünden noch ausblasen lassen; er dachte an den stillen Kampf, den er täglich wegen des Zuges mit ihr kämpfen mußte: er wollte die Fenster und Thüren seines Studirzimmers in der sommerlichen Wärme offen stehen lassen, wie oft aber schloß eine unsichtbare Hand leise und besorgt die Thüre seines Stübchens. Du gute Mutter, du überwachtest den Trunk Wassers, den dein Sohn über Tisch aus der zu seiner Freude dicht „beschlagenen" Wasserflasche nahm, und nun hegt dein Sohn Gedanken, die du nicht ahnst, und er weint in seiner Seele um seine Mutter.

Sie hatte innen in seinem Stübchen allerdings gepackt, daneben aber auch die Papiere seines Schreibtisches ein wenig in eine gefälligere Ordnung gelegt, und dabei war ihr Blick auf ein Gedicht gefallen, das von der Hand des Sohnes geschrieben war; sie sah erst nur flüchtig darauf, dann aber las sie aufmerksam die Worte:

Sie rühmen froh, daß sie den Herrn gefunden,
Daß er sie seines Umgangs wert gehalten
Und sich gezeigt in heiligen Gestalten:
Es glänzt ihr Auge, sieht es jene Stunden.

Sie glauben nicht, daß recht dem Herren dienen
Und einst durch selige Thore vor ihn treten,
Die nur in frommer Ahnung zu ihm beten
Und denen er im Busche nicht erschienen.

Auch meine Augen haben nichts gesehen!
Und wo mir andre seine Spuren zeigen,
Erkenn ich der Natur weltalt Geschehen!

Mir sei's genug, wenn Er es mir gestatte,
Bis sich zum Ende meine Tage neigen,
Daß ich im Suchen Gottes nie ermatte!

Der erste Eindruck dieser Zeilen war eine tiefe Betrübnis, wie sie nur über ein Mutterherz kommen kann. Dann sah sie hinaus auf ihren Sohn, sie übersah seine Knaben- und Jünglingsjahre, und seine Zukunft stand klar und sicher vor ihr. Sie



nahm ein Blättchen von seinem Tische und schrieb eine Zeile darauf, öffnete den schon verschlossenen Koffer noch einmal und legte den Zettel gerade oben auf. Dann aber suchte sie den Sohn.

Er merkte ihr Kommen nicht, er merkte nicht, daß sie sich neben ihm auf der kleinen Bank niedersetzte, und fuhr erschreckt aus seinem tiefen Sinnen auf, als sich ihr Arm zärtlich um seinen Hals legte. Nun zog sie ihr Kind an sich und sagte ihm, daß sie in seiner Seele gelesen habe. Seine Augen füllten sich mit Thränen, und er gestand der Mutter, daß er sich vor dem Pfarramte fürchte; er dürfe bei den Zweifeln, die ihn eben erfüllten, nicht auf die Kanzel treten. Sie sprach mit leiser Stimme in ihn hinein. Er gab offne und kindliche Antworten zurück. Sie aber sah ihn in der langen Reihe seiner Väter und sagte: Die Männer eures Geschlechtes haben alle erst mit dem lieben Gott raufen müssen, ehe sie seine Kinder wurden. Laß dir einmal später, wenn du dich gefunden hast, von deinem Vater erzählen, wie es ihn umhergetrieben hat, und wie lange es gedauert hat, bis er merkte, daß der einzige Weg ins Himmelreich schnurgerade durch das Leben des Herzens und nicht durch die besondern Geschäfte und Aufgaben des Verstandes geht.

— Laßt mich Naturforscher werden, ich muß ja nicht Pfarrer sein, es sind ja schon zwei von uns Theologen, sagte er leidenschaftlich.

Aber die Mutter hielt ihn fest. Er versprach wenigstens die Prüfung abzulegen und auch die Stelle zu nehmen, wohin man ihn weisen werde.

— Dort gehst du mit Menschen um und nicht mit Büchern! Eine Seele in ihrer Not sieht anders aus als ein Paragraph in deinen sündhaft teuern Büchern; da sieh einmal zu, worauf es dem lieben Gott ankommt! — Er versprach es.

Die Abschiedsstunde ging vorüber. Der Vater fand seinen sonst so freudig-entschiedenen Sohn weicher als sonst; er liebte ihn in seiner energischen Bestimmtheit und Kraft, aber es that ihm wohl, daß dies Kind sich weich und bewegt vom Elternhause löste.

Als aber Paul Immanuel Lohrhaupt in der Universitätsstadt seinen Koffer öffnete, da lag oben ein kleiner Zettel auf dem Gepäck, der in der Schrift der Mutter das Wort trug: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn."

## Verschiedenes

**(Wie studirt man Theologie im ersten Semester?)** Briefe an einen Anfänger von D. Martin Kähler, Professor in Halle. Erlangen und Leipzig, 1891. 60 Pfennige. — Die Frage, auf die der Verfasser eine Antwort geben will, wird alljährlich von Hunderten gestellt und ist für die beteiligten Kreise recht eigentlich eine brennende Tagesfrage. Jedem Fuchs möchten wir das Schriftchen in die Hand drücken; aber auch die hohen Semester und die alten Herren in Amt und Würden werden es nicht weglegen ohne Dank für die Fingerzeige, die zunächst wohl dem Erwerb theologischer Bildung gelten, ihrer Erhaltung aber nicht minder zu gute kommen. Aus der Praxis des Universitätslebens ist das Büchlein erwachsen, ihr will es dienen. Zur akademischen Freiheit stellt es sich so, daß der jugendliche Leser, an den es sich wendet, sofort die Ueberzeugung haben wird, daß der Verfasser ihn versteht. Und da der Student vor niemand einen größern Respekt hat als vor den „alten Herren," wird sich sein gutes Zutrauen noch steigern, wenn er erfährt, daß hier ein solcher das Wort ergreift, und zwar einer, der mit den Fragen und Sorgen des Studentenlebens in engster Fühlung geblieben ist und wohl weiß, wo den jungen Theologen der Schuh drückt. Schon die meisterhafte Schilderung des Uebergangs in die Studentenzeit und die Enttäuschungen, die ihn begleiten, erzeugt diesen Eindruck. Freiheit ohne Zweck, ohne Inhalt ist auf die Dauer kein Zustand der Freude; ein Gefühl des Unbehagens stellt sich ein; das Leben verlangt gebieterisch einen Zweck, einen Inhalt: die Arbeit gewährt ihn! Aber es ist eine eigne Sache um das Arbeiten des Studenten. Es ist nicht mehr die Erledigung vorgeschriebener Pensa wie auf der Schule, sondern ein eignes Wählen des Stoffes und Betreten neuer Wege, ohne auf Schritt und Tritt durch den ortskundigen Führer geleitet zu werden. Was Kähler über das „Hören" und das „Belegen" von Vorlesungen schreibt, über das richtige Lesen und die Benutzung der Bibliothek, zeigt eine Vertrautheit mit den Nöten erster Semester, die das Ohr auch den speziellen Ratschlägen öffnen wird, die in den Kreis eigentlich theologischer Berufsarbeit hinüberlenken. Es sind goldene Worte, in denen er zum Schriftstudium, zur regelmäßigen, kursorischen Lektüre auffordert und das Heimischwerden in der Schrift zur Herzenspflicht macht. Aber gerade dem jungen Theologen, freilich nicht nur diesem, stellen sich jene Schwierigkeiten entgegen, die die Beschäftigung mit der Schrift fast verleiden können: das Bekanntwerden mit der Kritik und der Umstand,

daß, was dem Christen Lebensmittel, dem Theologen zugleich Handwerkszeug werden muß. Nicht rät Kähler den jungen Kommilitonen, den Problemen wissenschaftlicher kritischer Forschung aus dem Wege zu gehen, warnt sie freilich ebenso, „das uralte Urteil der Kirche kurzweg zum alten Eisen zu werfen." Zwischen beiden Extremen leitet er sie hindurch, indem er den Blick auf den Inhalt der Schrift lenkt, auf das Leben und die Wirkung, die ihr erfahrungsgemäß entströmt sind. Diesen Wert behält sie, „was man auch von ihrer Herkunft, Entstehung und Urkundlichkeit halte."

Ein Wort über Lebenskreis und Lebensart eines theologischen Studenten bietet der fünfte und letzte Brief. Die Theologie verlangt von ihrem Jünger nicht nur Fleiß und Forschungseifer, nimmt nicht nur seinen Verstand und seine Phantasie in Anspruch, sondern auch seine Gesinnung und sein Herz. Nach innerer Zusammenstimmung strebt der Theologe; auch schon der Anfänger muß den normirenden Einfluß dieses Zieles empfinden. Er ist in der That gebunden und soll sich gebunden fühlen, aber es ist eine Gebundenheit an das Höchste, was die Welt kennt. C M

**(Der Bericht über den zweiten Evangelisch-sozialen Kongreß)** hat nicht den Absatz gefunden, auf den die Auflage berechnet ist. Findet er nicht noch mehr Käufer, so erwächst dem Kongreß voraussichtlich ein nicht geringer Schaden. Aus diesem Grunde empfehlen wir das Buch unsern Lesern noch einmal mit aller Wärme. Auf 144 Seiten sind nach den stenographischen Protokollen zum Abdruck gekommen sämtliche Vorträge, im Auszuge die darüber geführten Verhandlungen, die Anträge und Resolutionen, die Satzungen und das Arbeitsprogramm des Kongresses, ein Verzeichnis der Teilnehmer an seiner zweiten Tagung und ein Verzeichnis empfehlenswerter Schriften. Preis 1,50 Mk. Verlag der Vaterländischen Verlagsanstalt H. Oberwinder in Berlin. R

**(Das Alte Testament, übersetzt und erläutert von Reuß)** Der heutigen Nummer liegt der Prospekt eines Werkes bei, das wenn irgendwo gerade im Leserkreise unsers Blattes dankbare Freunde finden muß. Einer der gelehrtesten und feinsinnigsten Theologen, der jüngst verstorbne Straßburger Professor Eduard Reuß hat eine Verdeutschung des Alten Testaments hinterlassen, eingerahmt von kurzen Einleitungen und Anmerkungen. Wir kommen in ausführlicher Würdigung darauf zurück. Daß es ein Buch gerade auch für die Laien ist, unterliegt keinem Zweifel; darum machen wir schon heute nachdrücklich darauf aufmerksam. R

## Quittung

Von Freunden des Evangelischen Bundes in Dresden 16,50 Mk. für einen evangelischen Webmeister in Böhmen, der vom Kreisgericht zu 8 Tagen Arrest und zur Tragung der Gerichtskosten (etwa 150 Gulden) verurteilt worden ist, weil er in der Nähe der vorüberziehenden Osterprozession mit bedecktem Haupte stehen geblieben ist. Bürge für die Sache und Sammlung ist Pastor Scholtz zu Liebau in Schlesien.
Herzlichen Dank! H D

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 44 der „Chronik der Christlichen Welt"**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Evangelisch-soziale Zeitfragen**

mit Unterstützung des **Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses** herausgegeben von **Lic. Otto Baumgarten,** a. o. Professor der Theologie in Jena

**I. Reihe:**

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Ever,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Die Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

Soeben erschienen:

**II. Reihe:**

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal.
„ 2. **Meyer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes.

**In Serien von 10 Heften zu je 50 Pf.**

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

**Statt besonderer Anzeige.**

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Knaben wurden hoch erfreut

Gymnasiallehrer
**Dr. Herm. Rassow** und Frau
**Johanna** geb. Thiersch.

Elberfeld, 19. Oktober 1891.

**Predigtamtskandidat,**
gut empfohlen, sucht Stelle als Vikar oder Hauslehrer.
Gefl. Off. unter J. A. 20 an die Exped. d. Bl.

Im Verlage von **Ernst Homann** in Kiel ist neu erschienen:

**Professor Dr. theol. Michael Baumgarten.** Ein aus 45jähriger Erfahrung geschöpfter biographischer Beitrag zur Kirchenfrage. Als handschriftlicher Nachlaß herausgegeben von Pastor **H. H. Studt.** Gr. 8. 2 Bände, 39¼ Bogen. Geh. 10 Mk.

**Kier, P.** D., Propst. Bedarf es einer besondern Inspirationslehre? Vortrag mit einem Nachwort von Prof. **Dr. Kawerau.** Gr. 8. 32 S. Geh. 60 Pf.

**Pestalozzi, J.** Der Ernst in Wort und That gegen M. von Egidy und seine „Ernsten Gedanken." Gr. 8. 72 S. Geh. 1 Mk.

Im Verlage von **R. Reich,** vorm. C. Detloffs Buchhandlung in Basel ist erschienen:

Hermann Oeser:

**Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse.**
M. 1.80; geb. M. 2.60.

**Vom Tage.** Paraboliſches.
M. 1.40; geb. M. 2.20.

**Stille Leute.**
Zwei Lebensbilder. 3. Auflage.
M. 0.60; geb. M. 1.40.

Im Verlage von **R. Reich,** vorm. C. Detloffs Buchhandlung in Basel ist erschienen:

**Die Inspiration der Helden der Bibel**
und der Schriften der Bibel
von **W. Fr. Geß.**
M. 7 —.

**Die Bildungsideale der Deutschen im Schulwesen seit der Renaissance.**
Eine historische Skizze zu praktischen Zwecken
von **Dr. C. F. Heman.**
M. 1.20.

## Chronik der Christlichen Welt

**Nr. 43. Inhalt:** Die allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine am 14. und 15. Oktober in Dresden — Die siebente Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die neunte Versammlung der kirchlichen Landeskonferenz Mecklenburgs in Teterow; Interkonfessionelle Zustände in Elsaß-Lothringen; Kirchenbauten in Dresden; Das kirchliche Leben in Anhalt; Sektenwesen in Nordschleswig; Verfügung des Kgl. Konsistoriums zu Posen über Wiederaufrichtung der Parochialgrenzen; Vorlagen für die fünfte ordentliche Bezirkssynode zu Wiesbaden — Evangelische im Auslande: Antisklavereiverein in Bern; Französischer Volksschulunterricht; Jubiläum der Judenemanzipation; Die englische Bibelgesellschaft und die Flotte des Admirals Gervais; Hilferuf der algerischen und tunesischen Evangelisationsgesellschaft; Sonntagsruhe in Spanien; Missionsfest in Jerusalem; Bedeutung des Gegensatzes zwischen der alten lutherischen Inspirationstheorie und der modernen für die amerikanisch-lutherische Kirche — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Jahresfest des G.-A.-Hauptvereins im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt; Jahresfest des Gotteskastens in Schleswig — Römische Kirche: Religiöse Kindererziehung in Bayern; Statistik verschiedner Katholiken Amerikas; Deutsch-amerikanischer Katholikentag; Synode der italienischen Altkatholiken in Arrona — Soziales. Innere Mission. Heidenmission: Stellung des Kölner Juristentages, der deutschen Irrenärzte und des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, wie der Presse zum Trunksuchtsgesetzentwurf; Hauptversammlung der Thüringer Konferenz für innere Mission in Meiningen; Thätigkeit der innern Mission in Bayern; Eröffnung eines Sonntagsheims und Hospizes für weibliche Dienstboten und Stellungsuchende in Berlin; Aus dem Jahresberichte des evangelisch-lutherischen Missionsvereins für Thüringen; Aus dem Jahresberichte der schleswig-holsteinischen Missionsgesellschaft; Zukunft des Protestantismus in Japan — Verschiedenes: Das Seminarlesebuch und die kaiserliche Botschaft; Aus Kirchenzeitungen; Personalien.

**La Bocaina**

**St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage**

allgemein beliebt

**elegante volle Form**

sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.

**Preis per Mille Mark 72.—**

verpackt in 1/10-Kisten.

Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Gnadenberger Cigarren-Lager**

**Eugen Diel, Gnadenberg** bei Bunzlau.

Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre

**„Molly"**

100 Stück 4 Mark.

**Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage von C. A. Schwetschke & Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig; von Opitz & Comp. in Güstrow und von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 45** — **Leipzig, den 6. November** — **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Aus Luthers Auslegung des hohenpriesterlichen Gebets Jesu: Joh. 17, 21—23 — Rückkehr zu Luther! — Der Humor in Luthers Briefen: 1 — Von dem Berner Kongreß gegen die unsittliche Litteratur — Die Rettung konfessionell gefährdeter Kinder — In Sachen Kleins. Protokoll der Kontrollkommission — Erklärung des Königlichen Konsistoriums der Provinz Schlesien — Zwei wunderbare Heilungen durch den heiligen Rock — Verschiedenes: Zwei Bemerkungen zur Ausstellung des h. Rockes in Trier; Sozialdemokratie und Reformation; Sentimentales Laster fürs deutsche Haus — Anzeigen


## Aus Luthers Auslegung des hohenpriesterlichen Gebets Jesu

Joh. 17, 21-23[1])

### Daß sie alle Eins seien

Dieses Wort haben wir auch droben[2]) gehandelt, und verklärt, was da heiße, Eins oder Ein Ding sein, und was es schaffe, nämlich, daß all unser Schutz, Erlösung von Sünden, Tod, Welt und Teufelsgewalt in dem einigen Wort gefaßt ist. Denn wer durch das Wort der Apostel glaubt, dem soll von Christi wegen und in Kraft dieses Gebets zugesagt sein, daß er mit der ganzen Christenheit soll Ein Leib und Kuchen sein,[3]) daß was ihm, als einem Glied, wohl und wehe thut, das soll dem ganzen Leib wohl und wehe gethan haben, und nicht einer oder zwei Heilige, sondern alle Propheten, Märtyrer, Apostel, alle Christen, beide, auf Erden oder bei Gott, mit ihm leiden und siegen, für ihn fechten, helfen, schützen und retten und in solchem freundlichen Wechsel stehen, daß sie alle seinen Mangel, Leiden und Ungemach tragen, und er dagegen all ihrer Güter, Trostes und Freude teilhaftig wird.

Wie könnte nun jemand etwas Seligeres wünschen, denn daß er in diese Gemeinschaft oder Bruderschaft kommen und ein Glied werden möchte dieses Leibes, der da heißt die Christenheit? Welche ist ein solcher Leib, der[4]) sich Gott mit allen seinen Gütern zu eigen hat gegeben, Summa, eine gewaltige Frau und Kaiserin im Himmel und Erden, der beide, Teufel und Welt, Tod und Hölle muß zu Füßen fallen, wenn sie ein Wort spricht. Denn wer will einem Menschen, der solchen Trotz hat, abbrechen oder schaden? Sintemal er weiß, wenn er das kleinste Leiden hat, so muß schreien beide, Himmel und Erde, alle Engel und Heiligen. Greift ihn eine Sünde an, die das Gewissen will erschrecken, beißen, drücken und mit dem Teufel, Tod und Hölle droht, so sagt Gott mit dem ganzen Haufen[5]): Liebe Sünde, laß mir ihn ungebissen, Tod, ungewürgt, Hölle, ungefressen! Aber da gehört Glaube zu; denn es scheint vor der Welt Augen und Vernunft gar viel anders, ja eben das Widerspiel.

### Gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns Eins seien

Da rührt er abermals den hohen Artikel von seiner Gottheit, den wir droben etliche mal gehandelt, und setzt sich und den Vater zum Gleichnis und Exempel, zu verklären, was er für eine Einigkeit meine. „Ich und du sind Eins, will er sagen, in einem göttlichen Wesen und Majestät; demselben Exempel nach sollen sie untereinander auch Eins sein, und dasselbige also, daß eben dieselbige Einigkeit in uns Eins sei, das ist, in mir und dir eingeleibt, Summa, daß sie alle Eins und eitel Eins seien in uns beiden, ja sogar Ein Kuchen, daß sie alles haben, was du und ich vermögen"; also daß wir auch Mitgenossen werden der göttlichen Natur, wie S. Petrus sagt 2. Petr. 1, 4. Denn obwohl der Vater und Christus auf eine andre, höhere, unbegreifliche Weise Eins sind, des göttlichen Wesens halben, so haben wir doch solches alles, daß es unser ist und [wir] sein genießen.

Das ist nun abermals gesetzt zu unserm Trost und Trotz wider der Welt und des Teufels Gewalt. Denn ob er gleich ein einzelnes, schwaches Glied der Christenheit angreift und meint, er habs gefressen, ja, ob er auch die ganze Christenheit wollte angreifen und sie verachten und sprechen: Was liegt mir an der Christenheit, was sind sie mehr, denn Fleisch und Blut? muß er wiederum hören und fühlen, daß er nicht uns, sondern Christum in uns angreift, ja auch nicht Christum allein, sondern den Vater, das ist die allmächtige, ewige Majestät, davor er erzittern und zu Boden fallen muß.

Siehe, also ist hier alles eine Folge,[1]) daß, wer das geringste Stück rührt,[2]) der rührt Himmel und Erde und alle Kreatur. Summa, du kannst keinen Christen verachten, schmähen, verfolgen oder Gewalt thun, noch wiederum ehren und wohlthun, du hasts Gott selbst gethan. Daher wird Christus selbst in seiner Majestät am jüngsten Tage das Urteil sprechen beide, zu den Frommen und Gottlosen: Was ihr einem unter meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan (Matth. 25, 40). Denn Gott hat es alles, was er hat, an den Herrn Christum gehängt, Christus aber an seine Braut.[3]) So hängt ein jeglicher Christ an derselbigen als ein Gliedmaß und ist alles ineinander geschlossen als eine Kette und macht einen ganzen runden Zirkel, ja, einen lieben schönen Kranz.

### Auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt

Das ist die Frucht, die durch und aus solcher Einigkeit soll folgen, nämlich, daß Christus Wort weiter ausbreche und in der Welt angenommen werde als Gottes Wort, darin eine allmächtige, göttliche, unüberwindliche Kraft und ewiger Schatz aller Gnaden und Seligkeit steht. Das ist, wie nun oft gesagt, die hohe, treffliche Kunst, die so tief verborgen und seltsam[4]) ist und nimmer kann ausgelernt werden; darum kann er nichts andres reden, treibets schier in allen Worten. Denn es geht in keines Menschen Herz, daß man so gar aus ihm[5]) selbst trete und alles lasse nichts sein, was jemand weiß oder vermag, und bloß und nackt in Christus Gerechtigkeit, Heiligkeit, Weisheit (in dem schwachen, geringen Wort gefaßt und vorgetragen) krieche. . . .[6])

Ich weiß sonst nirgends dieses Hauptstück der ganzen christ-

[1]) Wir entnehmen das Stück dem binnen kurzem erscheinenden Heft 32/33 der Braunschweiger Lutherausgabe „fürs deutsche Haus." Vgl. unter Verschiedenes. — [2]) In der hier nicht abgedruckten Auslegung von V. 11. — [3]) Zu der folgenden Schilderung der christlichen Gemeinschaft und Bruderschaft vgl. den Sermon vom hochwürdigen Sakrament und von den Bruderschaften in derselben Ausgabe Band III, S. 261 ff. — [4]) Der = daß ihr (der Christenheit); lat.: cui se Deus addicavit. — [5]) Nämlich der Engel und Heiligen.

[1]) Ein gliedlicher Zusammenhang. — [2]) Anrührt. — [3]) Die Christenheit. — [4]) Selten. — [5]) Sich. — [6]) Das weggelassene Stück fehlt in der Braunschweiger Ausgabe nicht.

lichen Lehre so reichlich und auf einen Haufen gefaßt und mit so gewaltigen Worten getrieben, nämlich, daß wir alles in dem Christo haben, was wir haben sollen und nichts in uns oder einigem Menschen. Einfältig und albern[1]) sind die Worte, das macht auch, daß die klugen Geister darüber rauschen und verachten, als hätten sie es lange an Kinderschuhen zertreten, und dieweil mit ihren Träumen und eignen Gedanken die Welt voll schreiben und predigen.

### Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie Eins seien, gleichwie wir Eins sind, ich in ihnen und du in mir

Siehe doch, wie lange er steht und treibt auf einerlei Ding, als der es gern wollte wohl einbläuen und so einreden, daß mans halte für die höchste, nötigste und tröstlichste Lehre, so je gepredigt ist. Ich habe ihnen gegeben, sagt er, meine Herrlichkeit. Das ist ein treffliches, herrliches Ding oder Gut, über alle Majestät und herrliches Wesen, nicht allein am Reichtum und Schatz, sondern auch wahrhaftig[2]) [als] herrlich zu rühmen und preisen. Denn das heißt die Schrift Herrlichkeit oder Ehre, nicht allein das bloße Geschrei[3]) und Ansehen, sondern solches Ding,[4]) das trefflich, großen Rühmens wert ist, teuer und wert zu achten, als[5]) Christus Matth. 6, 29 des Königs Salomo Herrlichkeit nennt all seinen königlichen Schatz, Reichtum, Gewalt und Ehre u. s. w. Was ists nun für eine Herrlichkeit, die Christus hat und giebt? Eben das, das er kurz zuvor gesagt hat: daß sie alle Eins seien, spricht er, wie der Vater und ich Eins sind. Das ist der treffliche Schatz und ein Brunnenquell, ja die rechte Fundgrube aller göttlichen Güter, Lebens, Trostes und Seligkeit, wer es nur glauben könnte!

Der Glaube aber ist nicht ein fauler, loser Gedanke, sondern eine lebendige, ernstliche, tröstliche und ungezweifelte Zuversicht des Herzens [zu] solcher trefflichen Herrlichkeit, dadurch wir mit Christo und durch ihn mit dem Vater Ein Ding sind und [zwar] so Ein Ding, daß, so wenig Christus kann vom Vater getrennt oder gesondert werden, so wenig möge[6]) die Christenheit und ein jegliches Christenglied von ihm[7]) geteilt werden; und also alles ineinander gehängt und gebunden sei, wie genug gesagt ist.

Woher kommt aber solche Herrlichkeit, daß sie alle Eins werden in Christo und dem Vater? Nicht aus unsern Werken oder Würdigkeit, sondern durch das Wort, das er uns gegeben hat. Es heißt nicht verdient, noch durch menschliche Arbeit, Kräfte und Vermögen erworben und zu wege gebracht, sondern durch Christum zu uns gebracht, geschenkt und gegeben. Denn die Werke machen wohl Sonderlinge[8]) und mancherlei Sekten oder Spaltungen, da Einer sonst[9]) der Andre so wirkt und lebt; wie denn in diesem äußerlichen Leben und Regiment müssen mancherlei Aemter und Stände sein, da ein Jeglicher sein eignes Werk treibt. Aber durch das Wort wird es alles Eins, in einerlei Glauben, und durch denselbigen Ein Kuchen und geistlicher Leib, obgleich die Werke der einzelnen Stücke oder Glieder nicht einerlei sind. Gleichwie in unserm natürlichen Leibe die Werke mancherlei und unterschieden sind, daß ein jegliches Glied sein Werk und keines des andern hat noch übt, und doch alle miteinander Ein Ding sind des Wesens und aller Güter halben, denn das kleinste und schwächste Glied ist eben desselben Blutes und Fleisches, hat eben die Gesundheit und Leben, als das alleredelste und stärkste, und doch auch eines jeglichen Werke dahin gerichtet sind, daß sie allen Gliedern und dem ganzen Leib zugleich dienen und jegliches für das andre sorgt und arbeitet: also ists auch hier, daß der Glaube alle Werke zusammenhält, bindet und Eins macht, daß alle Herzen zugleich an Einem Christus und dem Vater hangen und alles, was sie wirken und leben, aus solcher Einigkeit des Glaubens fließt und geht.

[1]) Schlicht. — [2]) Mit vollem Recht. — [3]) Der große Ruf. — [4]) Die Herrlichkeit besteht nicht nur in der Geltung bei andern, sondern ist selbst etwas Wesenhaftes. — [5]) Wie z. B. — [6]) Könne. — [7]) Christus. — [8]) Deutscher Ausdruck für „Pharisäer." — [9]) Anders.



### Auf daß sie vollkommen seien in Eins

Siehe, wie ihm der Mund übergeht mit einerlei Worten, und ihm so wohl gefällt, daß er sich gleich[1]) selbst kitzelt[2]) und nichts andres kann reden; und lautet doch so kindisch vor der klugen Vernunft, daß ich wohl mag sagen und oft gesagt habe, daß ich nie kein Buch gelesen habe, das doch so gar einfältig redet und mit so schlechten[3]) Worten so treffliche, unaussprechliche Dinge faßt. Es ist nicht genug, spricht er, daß sie Eins seien, sondern müssen auch vollkommen sein in Eins; als sollte er sagen: Ich habe eine Christenheit, die sollen und werden ja alle Ein Ding sein; aber das mangelt noch daran, daß viele darunter noch schwach sind; das einige Wesen ist da, aber es hängt allein im Glauben: soviel des da ist, soviel hat man sein. Darum bittet er, daß sie auch zunehmen und immer stärker werden im angefangenen Glauben und also vollkommen, rund und ganz Eins werden in Christo.

Also redet auch S. Paulus Kol. 2, 10: „Ihr seid vollkommen in ihm," das ist, ihr habts ganz und gar an Christo, daß ihr nichts weiter suchen dürft.[4]) An ihm mangelt nichts, es fehlt aber an unserm Glauben. Darum, wer Christum hat, der heißt consummatus oder vollkommen; das ist, er hat einen völligen, vollkommenen Schatz alles Guten, das er wünschen und begehren kann, ewiges Leben, Gerechtigkeit, Weisheit und alle göttlichen Güter, und fehlt ihm nichts, ohne daß er allein zusehe und fest daran halte. Der Schatz liegt da auf einem Haufen; aber das Gefäß ist schwach, das nicht so vollkommen behalten[5]) kann. Denn wir tragen, wie Paulus 2. Kor. 4, 7 sagt, unsern Schatz in irdenen Gefäßen. Darum müssen wir täglich dahin arbeiten mit Beten, Predigen, Vermahnen, mit allerlei Leiden und Versuchungen, daß wir solchen herrlichen Schatz nicht verlieren, noch den Teufel nehmen lassen, welcher mit all seiner Gewalt, Tücken und Listen danach steht, sondern je länger je stärker und gewisser fassen und bewahren, Leib, Leben und alle Dinge darauf wegen[6]) und zusetzen.

---

## Rückkehr zu Luther!

In den Tagen des Lutherjubiläums des Jahres 1883 erschien unter der Flut von Festschriften, von denen damals eine die andre verdrängte und in Vergessenheit brachte, auch ein Schriftchen aus der Feder des greisen Dr. Schmieder in Wittenberg. In einem Gespräch zwischen Vater und Sohn handelte es von der Bedeutung Luthers für die Christenheit. Hier wird der Satz aufgestellt, der manchem Leser überraschend und wie eine Paradoxie klingen wird: Nicht das war Luthers Bedeutung, daß er ein Reformator der Kirche oder ein Kirchenstifter werden sollte; beides ist er freilich geworden, aber nur nebenbei; seine eigentliche Bedeutung ist die eines Regenerators der Heilslehre. Oder wie der Verfasser es an einer andern Stelle ausdrückt: Luthers Bedeutung bestand darin, daß, nachdem er selbst durch Gottes Gnade ein mündiger Christ geworden war, durch seinen Dienst der Christenheit zur Mündigkeit verholfen werden sollte. Gewiß verdienen diese Gedanken beachtet und beherzigt zu werden. Haben doch schon die Zeitgenossen Luthers, wenn sie seine einzigartige, die andern alle überragende Bedeutung sich vergegenwärtigen wollten, ihn mit dem Namen eines Propheten Deutschlands geschmückt und in charakteristischer Weise ihn damit von seinem Genossen am Werke, Philipp Melanchthon, dem Präceptor Deutschlands, unterschieden.

Der Prophet Deutschlands: das Wort war freilich nicht in dem Sinne zu verstehen, in dem schon die nächste Generation sich damit abgequält hat, indem sie allen Ernstes eine Reihe einzelner „Weissagungen" aus Luthers Schriften herausfuchte und deren Erfüllung teils als schon eingetreten nachwies, teils als bevorstehend erwartete. Die Männer, die Luther zuerst diesen Beinamen gegeben haben, haben es in den Frühlingstagen der Reformation, unter dem überwältigenden Eindruck der neuen Gedankenwelt gethan, die ihnen der Wittenberger Mönch in

[1]) Gleichsam. — [2]) Ergötzt, gütlich thut. — [3]) Schlichten. — [4]) Bedürft, braucht. — [5]) Festhalten, fassen. — [6]) Wagen dransetzen.

Wort und Schrift erschloß. Propheten sind ja jederzeit Männer, die in ihrer Zeit wurzelnd, zugleich über ihre Zeit hinauswachsen und ihren Zeitgenossen ein geistiges Kapital bieten, dessen Fülle und Reichtum diese, ja nicht einmal sie selbst völlig erkennen und überschauen, daher ein verheißungsvolles Erbe für künftige Generationen, die immer wieder zu solcher Propheten Wort zurückkehren, um den Schatz zu heben, der ihnen zu verdanken ist.

Wer die Geschichte der evangelischen Kirche überblickt, der steht ja vor der bedeutsamen Erscheinung, daß in ihrem Verlaufe immer und immer wieder ein unmittelbares Zurückgreifen auf Luther und seine Gedanken stattfindet, daß neue Bewegungen im Schoße der evangelischen Kirche von einem traditionellen Luther an den ursprünglichen appelliren, und daß daher ein beträchtlicher Teil der innerhalb unsrer Kirche geführten Kämpfe sich in unsrer Gerichtssprache als ein „Prozeß Luther contra Luther“ bezeichnen ließe. Es ist bekannt, daß schon in allen Lehrstreitigkeiten, die im sechzehnten Jahrhundert die junge Kirche erregten, es sich um das richtige Verständnis Luthers gehandelt hat. Beide Parteien haben in diesen Kämpfen sich auf Luther berufen, und meines Erachtens ist nicht zu bezweifeln, daß auch die damals unterlegenen theologischen Richtungen wirklich Lutherſche Gedanken ihrer Zeit gegenüber, wenn auch in einseitiger Zuspitzung, geltend gemacht haben, man denke an Agrikola und Osiander, besonders aber an Flacius.

Wenn in unsern Tagen vielfach die Frage aufgeworfen worden ist, ob die Wiedertäufer als ein Produkt der Reformation anzusehen seien, etwa als die Ultras des Werkes Luthers, so weise ich darauf hin, daß alle ihre Führer nur eine ablehnende, zum Teil schroff feindliche Haltung Luther gegenüber eingenommen haben; und schon dieser Umstand bezeugt, daß der Ursprung dieser Bewegung ganz wo anders zu suchen ist als in Wittenberg. Dagegen wollen wir nicht vergessen, daß das deutsche Reformirtentum, wie es am Ende des sechzehnten Jahrhunderts auch im östlichen Deutschland Boden gewann, in auffälliger Weise sich selbst als eine Fraktion des Luthertums hinstellte, daß in den Schriften, die diese Minorität damals ausgehen ließ, stets unter Luthers Namen gegen das Luthertum der Majorität gekämpft worden ist. In der That sind auch jene Reformirten im Osten nicht als genuine Söhne der Schweizer Reformation, sondern als Lutheraner zu betrachten, deren Luthertum in gewissen Punkten durch Vermittlung der Abendmahlslehre des späteren Melanchthon unter reformirten Einfluß gekommen war.

Als dann im siebzehnten Jahrhundert die große Bewegung des deutschen Pietismus neues Leben in die Kirche brachte, da handelte es sich, wenigstens bei den besonnenen Führern, Spener voran, auch um ein Wiederzurücklenken zu den Schriften Luthers. Man suchte, indem man die dazwischen geschobene orthodoxe Schultheologie und die kirchliche Praxis mit ihrer Verknöcherung zu überspringen suchte, wieder eine unmittelbare Fühlung mit dem ursprünglichen Luther und mit den Anfängen der Reformation. Ich weiß sehr wohl, daß mit dieser Bemerkung die Gesamterscheinung des Pietismus noch nicht erklärt ist; aber es sei gestattet, auch einmal gerade dieses Moment zu betonen, das, soweit ich sehe, gegenwärtig in der Betrachtung des Pietismus meist zu kurz kommt. Speners berühmte Pia desideria sind zu einem beträchtlichen Teile ein solches direktes Wiederanknüpfen an Luther. Es soll dem Pietismus nicht vergessen werden, daß durch ihn Luthers Schriften (in den Rambachschen Ausgaben) wieder ins evangelische Volk hineingetragen sind und daß das Hallische Waisenhaus an der Herstellung der ihrer Zeit besten Lutherausgabe einen beträchtlichen Anteil gehabt hat. Es scheint mir bedeutsam zu sein, daß diese Ausgabe der Werke Luthers mit seinen Bibelerklärungen den Anfang machte, und indem sie alles in deutscher Srpache darbot, sich nicht nur an die Theologen, sondern auch an die eifrigen Bibelleser in der Gemeinde wendete, damit ihnen Luther selbst die Schrift auslegen möchte. Der Pietismus hat eine sehr starke Fühlung mit Luthers Schriften gesucht. Das war der kräftige, gesunde und volkstümliche Einschlag in dem Gewebe dieser komplizirten, teilweise recht unlutherischen kirchlichen Erscheinung.



Diese Fühlung hat dem Rationalismus völlig gefehlt. Er besaß wohl einen traditionellen Respekt vor der Größe Luthers, aber diese war ihm doch im Grunde eine unheimliche und unverständliche. Die Sympathie des Geschlechts der Aufklärung wendet sich mit Macht Melanchthon zu, in dem — nicht ganz mit Unrecht — man verwandte Züge wahrzunehmen meinte. Daß Schleiermacher bei dem ungeheuern Einfluß, den er auf die Theologie übte, doch auf das kirchliche Leben seiner Zeit nur wenig eingewirkt hat, das hängt vielleicht auch damit zusammen, daß ihm die nähere Berührung mit Luther abgeht. Doch schon in den Tagen dieses Theologen regte sich ein Geist der Rückkehr zu dem Bekenntnis und der Theologie der alten Lutherischen Kirche. Der Name Luther und Lutherisch kam zu neuen Ehren, und man sollte meinen, daß in dieser konfessionell gearteten und Luthers Namen zum Unterscheidungszeichen wählenden Theologie ein volles Verständnis für den Propheten Luther vorhanden gewesen sein müßte, daß diese Erneuerung des Luthertums uns nun das volle Segenserbe hätte bringen müssen.

Aber wenn man nun heutigen Tages auf diese „lutherische Phase“ in der Geschichte unsrer Kirche zurückschaut, so drängen sich doch Beobachtungen auf, die den Ruhm des „Lutherischen“ in dieser ganzen Bewegung stark in Frage stellen. Es war doch wohl bezeichnend, daß der buchhändlerische Verlag in Berlin, der unter Hengstenbergs Aegide in den Tagen der Blüte des Konfessionalismus die Pastorenschaft mit theologischer Litteratur versorgte, zwar die Dogmatiker der alten lutherischen Kirche, Chemnitz und Johann Gerhard, wieder auf den Markt brachte, aber von Melanchthon nur jene Ausgabe seines Lehrbuches der Theologie, die sich am weitesten von Luthers Einfluß entfernt hat und dem Frühling der Reformation am fernsten steht. Und von Luther selbst brachte dieser Verlag nur einen einzigen Kommentar wieder in Umlauf. Als aber damals die preußische Regierung bereits damit umging, eine würdige, große Lutherausgabe zu schaffen, war es bekanntlich Hengstenberg, der dieses Unternehmen zu Falle brachte, indem er den Herausgeber nicht für „lutherisch“ genug erklärte.*) War es nicht auch bezeichnend, daß die von Erlangen aus unternommene Lutherausgabe, trotz ihrem wohlfeilen Preise, mitten in der hochgehenden Bewegung des lutherischen Konfessionalismus bei der Interesselosigkeit der evangelischen Theologen finanziell nicht existiren konnte und nur unter den schwersten Opfern mühsam über Wasser gehalten wurde? Als vor vierzig Jahren der Erlanger Theologe Höfling in Luthers Schriften die ursprüngliche und von dem Reformator treu festgehaltene Anschauung von der Gemeinde und dem geistlichen Amte gewissermaßen wieder entdeckte und seinen Zeitgenossen mit heller Freude verkündigte, was für ein geradezu erbitterter Widerspruch erhob sich da im Namen des Luthertums gegen diesen Prediger Lutherscher Gedanken! Brachte es doch ein Wortführer in Hessen fertig, Luthers Schriften vor dem Jahre 1525 geradezu mit dem Bann zu belegen, denn wer diesen folgen wolle, verfalle der „kirchlichen Demokratie.“ Luthers Anschauungen vor dem Jahre 1525 seien „unreif, verkehrt, unbegründet, widerspruchsvoll“; wohl sei Luther der Prophet und Melanchthon der Präzeptor Deutschlands, aber eben darum habe sich ein Lutheraner mehr nach den Schriften Melanchthons als nach denen Luthers zu richten. Es soll auch Michael Baumgarten unvergessen bleiben, daß sein Martyrium im lutherischen Mecklenburg davon seinen Ausgang genommen hat, daß er es gewagt hatte, Luthers echt evangelische Gedanken vom Sonntag einer gesetzlichen Lehrüberlieferung gegenüber kräftig geltend zu machen.

Es ließen sich diese geschichtlichen Rückblicke noch vielfältig vermehren, um den Satz weiter zu erhellen, daß der Konfessionalismus, der unter uns zur Herrschaft kam, nur in sehr beschränkter Weise als ein Wiedereintreten in Luthers Erbe bezeichnet werden kann. Es mag hier genug sein, über ein Gespräch zu berichten, das der Schreiber dieser Zeilen vor Jahr und Tag mit einem der namhafteren Wortführer unsers Konfessionalismus führte. Die Unterredung war sehr bald bei dem Namen Ritschl und der Frage nach der Bedeutung seiner Lebens-

*) Doch hat ein dem Hengstenbergschen Kreise nahestehender Theologe, O. v. Gerlach, 1840 ff. eine gute Auswahl aus Luthers Schriften herausgegeben.

arbeit für unsre Kirche angelangt. Mein verehrter Freund hatte die Schalen des Zornes über dem Andenken des Göttinger Theologen ausgeschüttet; dann aber setzte er hinzu: „Doch ich will nicht ungerecht sein; eins muß ich an ihm anerkennen: der Mann hat uns in Luther und die Bekenntnisschriften in einer Weise hineingetrieben, wie es keiner unsrer Lehrer früher gethan hat.“ In der That, ein Blick in die theologische Litteratur der letzten Jahre liefert den Beweis, daß aus Anlaß der Arbeiten des genannten Theologen ein so eifriges Forschen nach Luthers Gedanken, ein so eifriges Bemühen, die religiösen Fragen der Gegenwart mit Luthers Verständnis des Evangeliums zu durchdringen, unter uns erwacht ist wie nie zuvor. Die einen haben es als Schüler von Ritschl gelernt, andre werden jetzt durch die Gegnerschaft gegen ihn gezwungen, in diese selbige Forschung mit einzutreten; wieder andre sind mehr oder weniger unabhängig von dem genannten Streite in die gleiche Arbeit durch das Erwachen des geschichtlichen Sinnes hinein getrieben worden.

Unsre Zeit macht sich daran, Gedanken Luthers, die von seiner eignen Zeit nur unvollkommen aufgenommen und von den nachfolgenden Geschlechtern kaum noch verstanden worden sind, hervorzuholen und für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Und es handelt sich dabei nicht um geringfügige, peripherische Stücke seiner Theologie, sondern es handelt sich um entscheidende, grundlegende Faktoren der religiösen Stellung des Christen zu Gott. Die Frage, wie Glauben entsteht und wie der Verkehr des Christen mit seinem Gotte sich vollzieht, das Verhältnis der Offenbarung Gottes in Christo zur Gotteserkenntnis der menschlichen Vernunft, die Stellung des Christen zur heiligen Schrift, Wesen und Aufgabe des Kultus, das Verhältnis des geistlichen Amtes zur Gemeinde, die Verwirklichung des Christenlebens im irdischen Berufe und dergleichen gewichtige Fragen werden in unsern Tagen mit einer kräftigen Rückkehr zu den Gedanken des Reformators wieder bewegt. Die unvergleichliche Bedeutung Luthers für die evangelische Christenheit bewährt sich in geradezu überraschender Weise in unsern Tagen darin, daß an allen Punkten, um die sich jetzt die geistige Arbeit auf religiösem und kirchlichem Gebiete bemüht, Luther selbst als Wortführer mit eintritt und die Tiefe seiner Erfassung des Evangeliums immer aufs neue uns zum Bewußtsein bringt.

Freilich, je eifriger in unsern Tagen religiöse Fragen der Gegenwart nach Luthers Schriften beurteilt werden, umso schärfer kommt auch zum Bewußtsein, in wie hohem Maße in dieser gewaltigen Persönlichkeit sein neues Verständnis des Evangeliums mit einem Erbe überkommener Gedanken der mittelalterlichen Theologie durchsetzt ist. Es drängt sich immer deutlicher die Erkenntnis auf, daß Luther schlechterdings nicht das gewesen ist, was man einen Systematiker nennt. Nie ist es ihm ein Bedürfnis gewesen, von einer religiösen Grundanschauung aus lückenlos das System einer einheitlich zusammenhängenden Gottes- und Weltanschauung aufzubauen. Nicht aus dem Bedürfnis dialektischer Gedankenentwicklung, sondern immer wieder getrieben durch praktische Aufgaben, durch kirchliche Aergernisse, die ihm entgegentraten, durch Fragen, die ihm entgegengehalten wurden, durch kirchliche Aufgaben, die er lösen sollte, sah er sich genötigt, seine Grundanschauung bald nach dieser bald nach jener Seite hin zu entfalten. So finden sich in seinen Schriften auf der einen Seite die reichsten und tiefsten, folgerecht aus dem Evangelium entwickelten Anschauungen, aber daneben auch wieder Gedankenreihen, die auf ganz anderm Boden entstanden und von ihm wie ein Erbe der Vergangenheit übernommen sind, und daneben wieder Gedanken, die wir als die Herabstimmung und Anpassung seines Evangeliums auf die erziehungsbedürftigen Volksmassen betrachten müssen. Es ist für das Studium Luthers in der Gegenwart charakteristisch, daß wir diese Unterschiede ernsthaft zu beobachten beginnen und darnach den Lutherworten einen sehr verschiednen Wert beimessen, und es als die Aufgabe der Gegenwart betrachten, die zuerst bezeichnete Reihe Lutherscher Gedanken so scharf und klar wie möglich ans Licht zu stellen, damit sie als Sauerteig in den Arbeiten und Fragen der Gegenwart wirken mögen.

Allerdings ruft dieses Verfahren, Luther von Luther zu unterscheiden, den wohlfeilen Spott auf Seiten derer hervor, deren Theologie sich gewöhnt hat, das Prädikat „lutherisch“ für sich allein in Anspruch zu nehmen. Man spottet: „Zur Rechten sieht man wie zur Linken einen halben Luther herunterſinken,“ und rühmt sich, es mit dem ganzen Luther zu halten. Als wenn jemand in unsern Tagen das fertig bekäme! Es geht solchen mit dem „ganzen“ Luther ähnlich, wie es ihnen mit ihrer Zustimmung zu dem Ganzen der lutherischen Bekenntnisse geht. Es scheidet jeder stillschweigend das aus, was ihm selbst nicht mehr entsprechend ist, und erklärt es vor sich selbst für etwas Unwesentliches, meint dann aber doch das Recht zu haben, seinen Bruder, der die gleiche Ausscheidung an einem andern Punkte vornimmt, für einen solchen ausgeben zu können, der die Treue gegen das Bekenntnis verletzt. Ich will nicht davon reden, daß zu dem ganzen Luther u. a. auch sein Widerspruch gegen das Kopernikanische Weltsystem, das er aus religiösen Gründen verwarf, und der ganze Spuk seines Hexenglaubens gehört, der bei ihm gleichfalls ein Stück seiner religiösen Weltanschauung war. Aber diejenigen unter uns, die sich darüber ereifern, wenn man von dem „Scholastiker“ Luther geredet hat, möchte ich doch daran erinnern, daß Luther an der unbefleckten Empfängnis Mariä nach Tradition des Augustinerordens so beharrlich festgehalten hat, daß noch im Jahre 1542 Luthers Leipziger Freunde es wagen konnten, unter Zustimmung des Reformators, Jakob Schenk es als unreine Lehre anzurechnen und den Druck seiner Predigten zu verbieten, weil er u. a. gelehrt hatte, Maria sei in Erbsünde empfangen. Auch daran möchte ich erinnern, daß Luther, unter dem Einflusse Augustins die einer dualistischen Ethik entstammende Anschauung lange festgehalten hat, daß der eheliche Verkehr von Mann und Weib an sich selbst sündhaft sei, aber eine Sünde, für die Gott durch Stiftung der Ehe einen Generalpardon erteilt habe.

Wenn wir bedenken, daß Luther 1517, als er das Reformationswerk begann, ein Mann von beinahe vierunddreißig Jahren war und daß nach einer bekannten Wahrnehmung der Psychologie das geistige Leben eines Menschen etwa bis zum dreißigsten Jahre seine wesentliche Bestimmtheit und Haltung empfängt, so werden wir nur darüber erstaunt sein müssen, in wie hohem Maße er noch die Einflüsse von Scholastik und Kloster zu überwinden im stande gewesen ist; es wäre aber unnatürlich, mit der Erwartung an ihn heranzutreten, daß die neue Gedankenwelt, die seine Seele erfüllte, diese Einflüsse aus seinem frühern Leben völlig überwunden und zu einer konsequent entwickelten, einheitlichen Weltanschauung geführt haben sollte.

Von ganz andrer Seite ruft man uns zu: Steht es denn so mit Luther, daß man sehr Verschiedenartiges aus seinen Schriften herauslesen kann, daß der eine ebenso mit Lutherzitaten sich schmücken kann wie der andre, sind also auch Luthers Werke einigermaßen als die Fundgrube zu bezeichnen, in der jeder finden kann, was ihm beliebt, so laßt doch hüben und drüben dies aussichtslose Pochen auf den Namen und die Aussprüche des Reformators! Ich kann diesen Einwurf nicht für berechtigt ansehen, meine vielmehr, daß, wer auf Luther sich beruft, den Nachweis schuldig ist, daß die Gedanken Luthers, die er geltend macht, in den Zusammenhang des von Luther wieder erschlossenen Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo hineingehören. Je enger dieser Zusammenhang ist, umso größer unser Recht, den Finger darauf zu legen und diesen Luther unsrer Zeit zu predigen. Wer davon überzeugt ist, daß in den Schriften unsers Luthers Schätze enthalten sind, die die evangelische Christenheit noch lange nicht klar und fest genug in sich aufgenommen hat, der wird nicht davon lassen können, den Propheten Luther unserm Geschlechte so lange in Erinnerung zu bringen, bis es ihn versteht. Noch hat Luther eine Mission an der Kirche zu erfüllen, die sich nach ihm nennt. Wie sich die Zukunft der evangelischen Kirche gestaltet, das liegt noch im Dunkeln; nur daß wir uns zur Zeit in einem Stadium des Uebergangs, scheinbar des Zerfalls, in dem aber Gottes Gnade ein Neues vorbereitet, befinden, das ist die Empfindung, die immer weitern Kreisen sich aufdrängt. Aber die evangelische Kirche wird nur dann in diesen Kämpfen und Nöten der Gegenwart ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie zu ihren Anfängen zurückkehrt und das Kpital abvöllig zu heben entschlossen ist, das Luther wie eine

Weissagung, die noch auf ihre Erfüllung wartet, ihr auf den Weg mitgegeben hat. G K

## Der Humor in Luthers Briefen

1

„Nicht auf der kalten Denkerhöhe einer über Lust und Leid erhabnen Weisheit, nicht auf dem fetten Boden selbstgenügsamer Welt- und Kulturseligkeit, die von keinen Wunden und von keinem Wehe weiß, erwächst der Humor — nein, Nacht muß es sein, wenn seine Sterne leuchten sollen, und in Thränen lächelnd gleicht er dem schönen siebenfarbigen Bogen, der tröstend über der dunkeln Wolke steht, ein Bild des Friedens. Diese Welt voll Widersprüche, wo lichte Sonnenhöhen und dunkle Thäler, Hochzeitsfreude und Todesklage oft so dicht aneinander grenzen, und wo in stetem Zusammenstoß der idealen Welt mit den Sandbänken der Wirklichkeit das Große und das Kleine, die höchste Geisteserhebung und der trivialste Zufall, das Tragische und das Komische sich so wunderbar begegnen, daß nach dem bekannten Worte Napoleons oft nur ein Schritt ist vom Erhabnen bis zum Lächerlichen — diese Welt ist recht eigentlich der Boden, auf dem der Humor sich entfaltet, um sich in freiem Geiste über diese Schranken zu erheben und sein verklärendes, besänftigendes Licht über die dunkle Tiefe dieser Gegensätze, über die harte Arbeit des Daseins auszugießen. »Wie könnte sich des Lebens freuen, wer nicht in seine Tiefen blickt,« singt jene edle Stimme im Gedichte. Der Humor kennt diese Tiefen, und er deckt sie nicht zu mit oberflächlichem, täuschendem Schein, überall begleitet von dem tiefmelancholischen Hintergrunde des Lebens. Aber gerade daran, an dem Widerstand und Leid des Lebens erprobt er seine Kraft, um dann, wenn alles außer ihm im Flusse ist (im Flüssigen hat er schon seinem Namen nach sein Element), wenn es um und über ihn stürmt, des innern Freudenquells, der innern Welt in den Tiefen seines Gemüts doppelt froh und gewiß zu werden bis zum keckſten Uebermut; wie ja auch bekanntlich unsre schönsten Frühlingslieder nicht im Frühling, sondern im Winter gedichtet sind, wenn der Blütengarten, den draußen Frost und Schnee bedeckt, desto schöner im Herzen blüht.“

Die Wahrheit dieser Worte Meiers (aus dem bereits in Nr. 21 ff. dieses Jahrganges mehrfach angezogenen Vortrage über „Humor und Christentum“) dürfte wohl an keiner andern Gestalt so leicht zu erweisen sein, als an der unsers D. Martin Luther. Luther war eine durch und durch religiöse Natur. Die feste Gewißheit, daß Gott für ihn ist und er nur Gottes Sache verficht, das „auf Gott Trotzen“ (Luthers Werke für das christliche Haus V, S. 145) läßt ihn sicher seine Straße ziehen und furchtlos auch am Abgrunde vorbeiwandern. Was gilt ihm Kaiser und Papst? Deren „Parteken“ hat Gott in die „Rapaus“ geworfen: „Aber ich bin mächtig, reich, denn ich habe den Herrn.“ (Ebenda.) „Die Gottlosen sind fröhlich, wenn sie Gutes und Ehre und Gemach genug haben, aber betrübt, wenn sich das Wetter wendet. Aber die Christen freuen sich dann am meisten, wenn es am ärgsten zugeht nach dem Fleisch.“ (S. 201 f.) Und was Luther hier predigt im Wort, das predigte er durch die That auf dem Wege nach Worms: „Wenn sie ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so wollte ich doch im Namen des Herrn erscheinen.“ „Wenn auch so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich dennoch kommen und mich nicht fürchten.“ Daher sein Bekenntnis vor Kaiser und Reich: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“ Daher zieht er unverzagt von der Wartburg durch seines ärgsten Feindes Land und schreibt an Friedrich den Weisen: „Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinne, von Euer Kurfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wolle Euer Kurfürstliche Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte.“ (De Wette 2, 140.)

Ihren bleibenden Ausdruck haben Luthers aus dem Glauben quellende Christenfreude und sein dieser Freude entstammender Humor in den Briefen gefunden. Briefe herauszugeben und



zu lesen ist modern. Und das Interesse, das man Briefen entgegenbringt, ist ein durchaus berechtigtes. Wenns doch auch recht modern würde, Luthers Briefe zu lesen!

Wer kennt nicht das schöne Bild Schwerdtgeburths: Luther im Kreise der Seinen? Ein Bild, das in jedem evangelischen Hause seinen Ehrenplatz haben müßte! Im Kreise seiner Familie fand er das reinste Glück, an seinen Kindern und ihrer Freude ahnte er etwas von Paradiesesfrieden! Wie tief gemütlich, oft durch und durch poetisch, von edelm Humor durchdrungen die Briefe, die der in der Ferne weilende Reformator in sein Heim schrieb! An den Brief an sein „liebes Söhnchen“ Hänschen sei hier nur erinnert. Und die Briefe an die Gattin! Welcher Humor schon in den Aufschriften: „Meinem freundlichen lieben Herren Katharina Lutherin, Doktorin, Predigerin zu Wittenberg,“ „Meiner gnädigen Jungfer Katharin Lutherin von Bora und Zülsdorf, gen Wittenberg, meinem Liebchen,“ „Der reichen Frauen zu Zülsdorf, Frauen Doktorin Katharin Lutherin, zu Wittenberg leiblich wohnhaftig, und zu Zülsdorf geistlich wandelnd, meinem Liebchen zu Handen,“ „Meiner freundlichen lieben Hausfrau Katharina Luthers von Bore, Predigerin, Brauerin, Gärtnerin und was sie mehr sein kann,“ „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin Doktorin Zülsdorferin, Säumärkterin und was sie mehr sein kann,“ „Der tiefgelehrten Frauen Katharin Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg,“ „Der heiligen, sorgfältigen Frauen, Katharin Lutherin, D. [Doktor] Zülsdorferin zu Wittenberg“ u. dergl. m.

Als Luther auf der Reise nach Eisleben kurz vor seinem Tode in Halle durch ein Hochwasser der Saale aufgehalten wurde, schrieb er an seine Frau:

Liebe Käthe! Wir sind heute um acht Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte, die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulda, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen. Nicht daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labeten und tröſteten wir uns dieweil, ob die Saala wollte wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fährmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnet im Wasser, und ist besser verwahret denn beklaget, und ist ohne Noth, daß wir dem Papst samt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. (5, 780)

Noch sechs Tage vor seinem Tode scherzt Luther über seiner Gattin Sorglichkeit und schreibt:

Allerheiligste Frau Doktorin! Wir danken uns gar freundlich für Eure große Sorge, dafür Ihr nicht schlafen könnt; denn seit der Zeit Ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unsrer Herberg hart vor meiner Stubenthür, und gestern, ohn Zweifel aus Kraft Eurer Sorge hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht wie in einer Mäusfallen. Denn es in unserm Gemach wohl zween Tage über unserm Kopfe rieselt Kalk und Lehm, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, so lang als ein groß Kissen und zweier großer Hand breit: der hatte im Sinn Euer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erden verschlingen und alle Element verfolgen. Lernest du also den Katechismum und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen, es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich! (5, 789)

Aus dem engen Kreise des Hauses und der Familie treten wir in den weiten der Freundschaft. Es sind uns an dreitausend Briefe von Luther erhalten — und wie groß mag die Zahl der verlorenen sein! Wir wollens dem Manne gern glauben, wenn er mitunter in humoristischer Weise klagt über die Menge der Briefe, die er zu schreiben hat. So beginnt ein Brief an Johann Agrikola:

Da ich so oft schreibe und so viel schreibe und an so viele schreibe, daß ich mir selbst als nichts andres als ein Schreiber vorkomme, habe ich mich beschlossen an dich zu schreiben, liebster Johannes. Ich weiß zwar nicht, was ich schreiben soll, will aber nur dies schreiben, daß ich nichts zu schreiben habe. (3, 34)

In einem Briefe an den Arzt Dr. Franz Herzenberger in Sagan entschuldigt sich Luther wegen seines seltenen Antwortens:

Daß ich Euch nicht alle Zeit antworte, bitte ich, wollet nicht für übel halten, noch auch vermerken, weil Ihr wisset, wie kurzweilig Leben ich führen muß, und so kurz, daß ich wohl drei Stunden (wohl möchte

mehr sagen) bedürfte, wo ich eine habe. Und rechne, wer es will, wenn ich muß drei Briefe schreiben — da ich zu einem jeglichen wohl dürfte einer Stunde und müssen doch alle drei in einer Stunde geschrieben sein — ob ich nicht müsse kurze Stunden haben. — Ist das nicht ein kurzweilig Leben? — (5, 208)

Umgekehrt aber weiß Luther in humoristischer Weise die Freunde auch zu öfterem Briefschreiben zu veranlassen. So wendet er sich an die Frau des Justus Jonas, der ihm wiederholt versprochen hatte, zu schreiben, sein Versprechen aber nicht hielt:

Der Ehrbaren, Tugendsamen Frauen Katharin Dokterschen Jonischen Probstin zu Wittenberg, meiner günstigen Freundin und lieben Gevatterin . . . Ich bitte ganz demütiglich, wollet Euren lieben Herrn Doktor Jonas vermahnen, daß er mir nicht so oft Dräubriefe schreiben wolle, denn ich sie nicht gerne habe, sondern er wollte das Dräuen einmal erzeigen. Denn so lauten seine Briefe: Ich will bald schreiben; ich will bald mehr schreiben; ich will Euch seltsam Ding schreiben. Wenn er nichts andres schreiben will, so lasse er das auch anstehen. (6, 303)

Ein Teil der Briefe Luthers bilden Bittschreiben, sowohl Fürbitten für andre, als Bitten für sich selbst. Nicht ohne Humor pflegen insbesondre die letztern zu sein. Im Jahre 1519 bittet Luther Friedrich den Weisen um zwei Kappen, eine weiße und eine schwarze:

Ich bitte euch, Eure Fürstliche Gnaden wollen mir diesen Leipzschen Jahrmarcht kaufen, das ist eine weiß und schwarz Kappen [Kutte]. Die schwarz Kappen ist mir E. F. G. schuldig, die weiße erbitte ich demütig. Denn vor zwei oder drei Jahren hat mir E. F. G. eine zugesagt, die ist mir noch nicht worden, . . . daß ich von Not eine andre mußte mir verschaffen. . . . Auf diese Notdurft bitt ich nu noch demütig, so der Psalter eine schwarze Kappe verdient, wollte E. F. G. den Apostel auch eine weiße Kappe verdienen lassen. (1, 283)

Luther hatte dem Kurfürsten seine Psalmenauslegung gewidmet und war eben mit der Erklärung des Galaterbriefes beschäftigt. — Seinen Freund Wenzeslaus Link in Nürnberg bittet Luther um die in Nürnberg erschienenen Bücher u. s. w.: indem er schreibt:

Ich will deutlich reden, mein gnädiger Herr Wenzel. Wo es auch nicht zu schwer noch zu viel oder zu lang oder zu weit oder zu hoch oder zu tief und dergleichen u. s. w. wäre, so bitte ich auch, Ihr wollet irgend einen Knaben lassen sammeln alle deutschen Bilder, Reime, Lieder, Bücher, Meistergesänge, so bei Euch dies Jahr sind gemalet, gedichtet, gemacht, gedruckt durch Eure deutsche Poeten und Formschneider oder Drucker; denn ich Ursach habe, warum ich sie gern hätte. Lateinische Bücher können wir hie selbst machen; an deutschen Büchern zu schreiben lernen wir hie fleißig, und hoffe, daß wirs schier so gut wollten machen, wo wirs nicht bereit gethan, daß es niemand gefallen solle. (4, 680)

Ein andermal bittet Luther seinen Nürnberger Freund um allerlei Drechslerinstrumente. Er dankt dann also:

Das Drechslerzeug und Sonnenuhr, ingleichen die hölzerne Uhr haben wir mit Dank empfangen. Ihr habt aber vergessen zu schreiben, was ich noch am Gelde schuldig bin. Denn die zwei Thaler, die ich geschickt, werden wohl nicht gereicht haben. Sonst haben wir diesmal genug von den Sachen, Ihr müßtet denn eine neue Erfindung haben, die von sich selber drechseln kann, wenn Wolfgang [Luthers Diener Wolfgang Sieber, vgl. unten] schläft oder nicht aufpaßt. Auf die Uhr verstehe ich mich nun ganz gut, sonderlich wenn ich meinen trunkenen Sachsen die Stunde weisen soll, die lieber nach der Kanne als nach den Stunden sehen und sich nicht sehr um den Irrtum der Sonne oder der Uhr oder ihres Meisters bekümmern. (3, 178)

Lazarus Spengler hatte durch Link an Luther allerlei Gesäme geschickt. Dafür dankt Luther im selben Briefe:

Spengler grüßt und dankt; denn alles Gesäme, so Ihr mir geschickt habt, geht auf. Nur die Melonen und Gurken wollen nicht dran. Ob sie auch wohl in andern Gärten aufgehen?

Bitte und Dank vereint Luther in folgendem Briefe an die drei Fürsten von Anhalt:

Wiewohl ich E. F. G. gantz ungerne beschwere, so zwingets doch die Sache und Notdurft. Und ist die, daß ich E. F. G. gantz demütiglich bitte, Sie wollten mich, sofern es möglich und thunlich ist, etwa mit Wildpret begaben. Denn ich einer Hausjungfrauen, meiner Freundin, soll zur Ehren helfen in den heiligen göttlichen Stand der Ehe. Und ist hie zu wenig zu bekommen. Denn die Menge und viel mehr die Aemter und Hoflager haben schier alles aufgefressen, daß weder Hühner noch ander Fleisch wohl zu bekommen, daß, wo es fehlet, ich mit Würsten und Kaldaunen muß nachfüllen. Ich hab auch E. F. G. noch nicht gedankt für das Schwein, mir geschenkt, danke aber jetzt schriftlich, der ich zuvor mündlich und herzlich gedankt habe. Denn ich spüre vielfältig, daß E. F. G. einen großen gnädigen Willen gegen mich Unwürdigen tragen. Und wäre dieselbige Sau nach dem Verlöbnis kommen, so hätte sie müssen auf die Hochzeit gespart sein, damit ich E. F. G. diesmal hätte unbeschweret gelassen. (6, 297)



So sind wir aus den Bittbriefen in die Dankschreiben gekommen. An Frau Dorothea Jörgerin schreibt Luther:

Ich hab Eure Schrift empfangen und ich danke Euch für das Geschenk, sonderlich des Gröschleins halben, wiewohl ich gern gewiß wäre, obs der rechten eins wäre, weil es so neu sieht; aber es mag konterfeit sein oder abgegossen u. s. w. (4, 361)

Bei Kurfürst Johann von Sachsen bedankt sich Luther also (3, 495):

Ich hab lang verzogen, E. K. F. G. zu danken für die geschickte und geschenkte Kleider und Gewand. Aber ich will E. K. F. G. unterthäniglich bitten, E. K. F. G. wollen nicht glauben denen, so da mich dargeben, als hätte ich Mangel. Ich hab leider mehr, sonderlich von E. K. F. G., denn ich im Gewissen vertragen kann! Mir gebührt auch, als einem Prediger, nicht Ueberfluß zu haben, begehr es auch nicht. . . . Demnach, wiewohl es zu viel wäre gewest an dem leberfarben Tuch, auf daß ich aber E. K. F. G. dankbar sei, will ich auch E. K. F. G. zu Ehren den schwarzen Rock tragen, wiewohl er mir doch ja zu köstlich ist, und wo es nicht E. K. F. G. Geschenk wäre, ich nimmermehr solchen Rock tragen könnte. Bitte derhalben, E. K. F. G. wollten harren, bis ich selber klag und bitte, auf daß ich durch solch Zuvorkommen E. K. F. G. nicht scheu werde, für andere zu bitten, die viel würdiger sind solcher Gnaden. Denn E. K. F. G. thut mir ohne das zu viel.

Auch in Luthers Einladungsbriefen bricht sich gern der Humor breite Bahn. So lädt er am 21. Juni 1525 den kurfürstlichen Marschall Johann von Dolzig zu seinem Hochzeitsschmaus also ein:

Es ist ohne Zweifel mein abentheuerlich Geschrei vor Euch kommen, als sollt ich ein Ehemann worden sein. Wiewohl mir aber dasselbige fast seltsam ist und selbst kaum glaube, so sind doch die Zeugen so stark, daß ichs denselben zu Dienst und Ehren glauben muß, und vorgenommen, auf nächsten Dienstag mit Vater und Mutter samt andern guten Freunden in einer Collation dasselbe zu versiegeln und gewiß zu machen. Bitte derhalben gar freundlich, wo es nicht beschwerlich ist, wollet mich treulich beraten mit einem Wildpret und selbst dabei sein und helfen das Siegel aufdrücken mit Freuden und was dazu gehöret. (3, 11)

Seinen Freund Justus Jonas lud Luther im Jahre 1535 durch folgenden Brief zu einem Doktorschmaus ein:

Ich hoffe, Ihr werdet die Briefe und Disputationen empfangen haben, ingleichen was wir als eine ungeschickte Person Euch haben lehren wollen bei Austeilung der Doktorwürde zu sagen; nun bittet Euch unser Meister Köchin, die Frau Käthe, daß Ihr nach Empfang dieses Thalers uns Vögel, Geflügel und was der Menschen Herrschaft (zum Essen nämlich) von Gott unterworfen ist, in dortigem Euern Lustreich, doch (um Gottes willen) keine Raben kaufet. Die Sperlinge möchten wir gern alle auf einem Haufen verschlingen. Und wo Ihr noch etwas auslegen wollet, so soll es alles wieder erstattet werden. Wenn Ihr auch etwa sonst einen Hasen oder von dergleichen Gemüse etwas kaufen oder umsonst erjagen wollt, so schicket es auch: denn wir haben vor, euch allen den Bauch satt zu füllen, wo es anders das Getränk zulassen wird, so man Zythum [Bier] nennet, davon meine Käthe 7 Viertheil gebrauet und 32 Scheffel Brusü [Malz] gethan hat, daß es mir mehr nach meinem Geschmack sei. Sie hoffet, es solle gut Bier werden. Was dran sein wird, werdet Ihr mit den anderen sagen, wenn Ihrs kostet. (Walch 21, 1430)

G B

---

## Von dem Berner Kongreß gegen die unsittliche Litteratur

Ein Kongreß gegen die unsittliche Litteratur hat vom 28. bis zum 30. September im Saale des großen Rates zu Bern stattgefunden. Den Kern der Teilnehmer bildeten die Abgeordneten der sieben kantonalen Sektionen, die den schweizerischen Verein zur Bekämpfung unsittlicher Litteratur ausmachen. Dieser Verein hat, wie so manche andre gemeinnützige Vereinigung (wir erinnern nur an das Rote und das Blaue Kreuz, die Gesellschaft für Sonntagsheiligung u. s. w.), in Genf seinen Ursprung genommen. Besorgt und entrüstet darüber, daß in immer zunehmendem Maße unzüchtige Schriften und Zeitungen über die nahe französische Grenze in die Stadt Calvins eingeschleppt und daselbst verbreitet wurden, traten am 21. Mai 1886 vierhundert Genfer zu einem Verein zusammen, der es sich zur Aufgabe machte, dem fremden Gift entgegenzuarbeiten. Dies geschah einerseits dadurch, daß man die Verkaufsstellen und Kolporteure möglichst überwachte und wenn nötig, die Behörden aufrief, anderseits dadurch, daß man das Publikum warnte, Vorträge über den Gegenstand veranstaltete, Broschüren und Kataloge guter Bücher herausgab. Der Verein stand von Anfang an den Angehörigen jeder Nationalität, Konfession und politischen Partei offen, sein Zweck sollte ein rein humaner

sein, nämlich der Protest des Gewissens gegen eine die Moralität zerstörende Schandlitteratur. Den Grundstock bildeten immerhin eine Anzahl entschlossener Männer evangelischer Richtung, an ihrer Spitze der unermüdliche Eugen de Budé, dessen Name mit diesem Werke verknüpft ist, wie der Lombards mit der Sonntagssache. Durch den Allarmruf des Genfer Vereins wurde man auch in andern Kantonen namentlich der westlichen Schweiz auf die Gefahr aufmerksam; man bemerkte, daß nicht nur von Paris, sondern auch von Wien und Berlin aus die Schweiz mit unsauberer Litteratur überschwemmt wird und so entstanden Zweigvereine, die teils die Abwehr besonders ins Auge fassen (so in Lausanne und Neuenburg), teils gute Volkslitteratur um möglichst billigen Preis unter das Volk zu bringen trachten (so in Basel, Bern, Zürich und Aarau).

Der Kongreß in Bern sollte nun zum erstenmale diese verschiedenen Sektionen zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Die Kosten waren durch eine zu diesem Zweck veranstaltete Subskription im voraus reichlich gedeckt, ein Beweis, daß man in weiten Kreisen der Gefahr inne geworden ist. Eben davon zeugte auch der Umstand, daß der schweizerische Bundesrat und fünf Kantonsregierungen sich durch Abgeordnete vertreten ließen, während andre Regierungen, sowie mehrere gemeinnützige Vereine (darunter auch ein deutscher und ein österreichischer) wenigstens Zustimmungsadressen sandten. Unter den etwa 200 Teilnehmern am Kongreß überwog die französische Sprache; sind es ja doch die französisch redenden Schweizer, die besonders von der schlechten Litteratur heimgesucht werden. Im übrigen war die Versammlung sehr bunt zusammengesetzt; da waren Männer und Frauen, Katholiken und Protestanten; auch einzelne Freimaurer fehlten nicht; jedoch wurde mit gemeinsamem Gebet begonnen und geschlossen. Auf dem Tische des Bureaus lag gewissermaßen das corpus delicti: eine Sammlung von Pariser Blättern, die jedermann besichtigen konnte, aber nicht mußte; mancher, der einen Blick hineingeworfen, wandte sich erschrocken ab und bekannte, er habe einen solchen Grad von Schamlosigkeit nicht für möglich gehalten und wisse nun, was für einen Feind man vor sich habe.

In der ersten Sitzung begrüßte Bundesrat Schenk als Ehrenpräsident die Versammlung, und der Präsident des Zentralkomitees, Pfarrer Naef in Lausanne, hielt sodann die Eröffnungsrede. Schlechte Bücher, führte er aus, hat es zu allen Zeiten gegeben, aber man mußte sie aufsuchen und bezahlen. Heutzutage dagegen hat diese Litteratur sich demokratisirt; sie tritt in Gestalt von Feuilletons und Supplementen zu Zeitungen auf, die um wenige Centimes zu haben sind und von Ort zu Ort selbst den Kindern angeboten werden. Ihr Inhalt ist die Verherrlichung des Verbrechens in allen seinen Gestalten, als Mord, Ehebruch, Diebstahl. Das lesende Publikum wird dadurch gewöhnt, das Schreckliche für alltäglich, das Schändliche für selbstverständlich zu halten; die bessere Litteratur wird ihm dadurch verleidet, die Erziehung in Haus und Schule illusorisch gemacht, und ein geistig wie körperlich entnervtes Geschlecht von Sklaven herangezogen, über dessen Haltlosigkeit schon jetzt Stimmen aus dem anarchistischen Lager triumphiren. Darum ist die Bekämpfung dieser Litteratur eine Pflicht gegen das Vaterland und die Menschheit.

Hierauf trug der Sekretär, E. de Charrière, den Generalbericht vor und charakterisirte die schlechte Litteratur näher dahin, daß sie direkt und indirekt die sittliche Freiheit bestreite und den Menschen nur als Produkt seiner Naturanlagen und Lebensumstände beschreibe, daher auch nur an der häßlichen Seite des Menschenlebens Freude habe und alle edlern Regungen als Thorheit oder Heuchelei verspotte (vgl. Lanterne, Echo de Paris, Petit Parisien u. a.) Darin liege eine fortwährende Anleitung zu verbrecherischen Abenteuern, und was die Beschreibungen nicht thun, das wirken die unzüchtigen Abbildungen und Annoncen. Darum sei es hohe Zeit, zunächst im eignen Lande an die Regierungen und Polizeiorgane, die Eltern und Lehrer, die anständigen Buchhändler und die gesamte öffentliche Meinung zu appelliren, damit nicht die sittliche Indifferenz einreiße, die in Frankreich bisher alle Bemühungen des edlen Pressensé und selbst mehrerer Minister zu Schanden gemacht hat.

Die Berichte der einzelnen Sektionen bezeugten die überall vorhandene Gefahr, aber auch den erfreulichen Absatz guter Volksschriften und die nicht erfolglose Thätigkeit örtlicher Vigilanzkomitees.

Die zweite Sitzung hatte zum Thema: „Das Uebel und seine Folgen." John Cuénoud von Genf, früher Polizeidirektor, redete über „die Gefahren der litterarischen und bildlichen Wiedergabe von Verbrechen und andern unsittlichen Handlungen." Er wies nach, daß nach dem Urteil bedeutender Kriminalschriftsteller das häufige Lesen von Gerichtsverhandlungen und Verbrechergeschichten suggestiv auf die Einbildungskraft einwirke und das sittliche Gefühl abstumpfe, sodaß dann leicht der Nachahmungstrieb den Willen zeitweise völlig überwältigen könne.*) In der schlechten Litteratur liegt eine Ansteckungsgefahr, die durch das Wort „Realismus" nicht entschuldigt wird; daher die Zunahme der Verbrechen, die Abnahme der Ehen und der Geburten in Frankreich. Es wurde beschlossen, diesen Vortrag drucken zu lassen und ihn sämtlichen Zeitungsredaktionen der Schweiz zuzustellen.

Professor Paschoud von Lausanne berichtete über das Eindringen schlechter Theaterstücke in den Landgemeinden der französischen Schweiz. Ohne dem Volk dramatische Unterhaltung überhaupt verwehren zu wollen, drang er doch darauf, daß die Stoffe nicht dem Pariser Leben, sondern der nationalen Geschichte und der Poesie des häuslichen Lebens sollten entnommen sein. In der deutschen Schweiz sind sentimentale Stücke, in den katholischen Kantonen geistliche Mysterientexte beliebt. Es wurde beschlossen, ein Preisausschreiben für gute Volksschauspiele zu veranstalten.

Dr. von Speyr, Direktor der Irrenanstalt Waldau, redete über den Einfluß der unsittlichen Litteratur auf die Gesundheit. Er stellte an der Hand von Beispielen fest, daß schlechte Lektüre neben erblicher Belastung, schlechter Erziehung, Müssiggang und Trunksucht eine Hauptquelle der Geistesstörungen sei, indem sie die Vorstellungen in einen engen Kreis banne und die Selbstachtung zerstöre. Bücher wie Retau, Laurentius u. a. können den einmal angerichteten Schaden nicht gut machen. Dr. Coullery von La Chaux-de-Fonds betonte die einseitige leibliche Entwicklung des jungen Menschen bei beständiger Erhitzung seiner Einbildungskraft durch Lektüre und verlangte von den Eltern rechtzeitige Belehrung der Kinder über die Geschlechtsfunktionen. Professor Kaufmann in Genf behandelte speziell den Einfluß der schlechten Litteratur auf die Jugend. Die psychologisch meist falsch gezeichneten Romane entmutigen den Willen zum Guten und wecken die Lust zur Sünde auf. Die Jugend glaubt das Gift ohne Schaden verschlucken zu können und merkt zu spät seine zersetzende Kraft, wenn sie sich bereits an eine gemeine Redeweise und lüsterne Vorstellungen gewöhnt hat. Davor kann nur eine christliche Erziehung bewahren, die durch Gottesfurcht auf das Gewissen einwirkt und zur Selbstzucht, zur Sparsamkeit, zum Auskaufen der Zeit als einer Gabe Gottes anleitet.

Die geselligen Vereinigungen am Mittag und Abend waren ernst und einfach, aber sehr belebt; in zahlreichen Tischreden sprach sich die Zuversicht eines erfolgreichen Kampfes aus.

Für die dritte Sitzung war als Thema „Die Beseitigung des Uebels" festgestellt. Dr. Porret von Genf (Jurist) redete über den jetzigen Stand der einschlägigen Gesetzgebung in der Schweiz und die einzuführenden Verbesserungen. Früher wurden Sittlichkeitsvergehen als solche bestraft, jetzt nur noch, sofern damit Gewaltthat und öffentliches Aergernis verbunden ist. Die Verbreitung unzüchtiger Litteratur ist in den kantonalen Gesetzen mit Strafe bedroht; doch sind die bezüglichen Bestimmungen meist zu mild; nur die Kolporteure haben Geldstrafen oder Haft zu gewärtigen. Ueberall da, wo die Absicht zu Tage tritt, durch Nährung der Sinnlichkeit ein Geldgeschäft zu

*) Man vergleiche, was die Zeitungen (z. B. Nat. Z. Nr. 567) über die Unthat der Machus und den Kolportageroman „Der Scharfrichter von Berlin" geschrieben haben. D H

machen, sollten Verleger, Drucker und Verfasser mit hohen Geldstrafen belegt oder zur Zwangsarbeit verurteilt, die Auflage aber vernichtet werden; nur der Kanton Neuenburg hat bereits eine dahin zielende Verordnung. Ein Verbot der Einfuhr unzüchtiger Zeitungen, wie Belgien es erlassen hat, wäre auch der Schweiz durch die Litterarkonvention freigestellt. Aber auch die Leihbibliotheken sollten überwacht werden. Nach lebhafter Diskussion wurde beschlossen, den Bundesrat und die Kantonsregierungen um Erwägung der nötigen Maßregeln gegen die unsittliche Litteratur des Auslandes zu bitten.

Abbé de Rämy von Freiburg redete über die Errichtung von Volksbibliotheken, in denen der Bildungstrieb des Volkes eine kurzweilige und gesunde Nahrung finden soll. Als Hauptgebiete empfahl er Religion, Naturwissenschaft, Geschichte, Nationalökonomie und Belletristik, als Mittel gegen die schlechte Litteratur nicht eine neue Zensur, sondern den Appell an die Gewissen. Die Schlußworte des greisen Priesters waren: „Wir brauchen Wissenschaft und Freiheit; aber beides haben wir nur dann, wenn wir den lebendigen, heiligen Gott haben.“ An dieses Referat schlossen sich Mitteilungen über die bereits in Basel, Bern und Genf bestehenden Volksbibliotheken an.

Schließlich zeigte E. de Budé, daß durchgreifende Maßregeln gegen die pornographische Litteratur nur im Einverständnis mit dem Auslande auszuführen seien. Wie wollte man einen Verleger bestrafen, der wohlgeborgen in Paris sitzt! Es gelte daher namentlich in Frankreich die öffentliche Meinung zu bearbeiten, und ein Mittel hierzu sei die Abhaltung eines internationalen Kongresses, zu dem Aerzte, Juristen, Schriftsteller u. s. w. einzuladen wären. Manche einflußreiche Männer, wie Jules Simon, Laveleye u. a., seien jetzt schon einer internationalen Verständigung günstig, und in Paris wie in Lyon habe sich eine Liga gegen die unsittliche Litteratur gebildet. Nach längerer Diskussion über die Möglichkeit eines solchen Kongresses wurde beschlossen, einen internationalen Kongreß in Aussicht zu nehmen, und seine Vorbereitung dem Zentralkomitee zu übertragen. Auch sollen die Akten der Berner Versammlung veröffentlicht werden.

Dies war der Verlauf des Kongresses. Zum Schluß mögen noch einige Fragen beantwortet werden, die wohl mancher Leser im Stillen aufgeworfen hat. Erstlich: Was ist unsittliche Litteratur? Wo soll die Grenze gezogen werden? Wir antworten: diese akademische Frage überlassen wir dem Gewissen eines jeden, der noch ein Gewissen hat. Es wäre unnütz, darüber zu streiten, wenn man es mit einer Litteratur zu thun hat, die die schändlichsten Produkte der römischen Kaiserzeit und der Renaissanceperiode überbietet. Hier gilt es nicht zu definiren, sondern anzugreifen. Die Versammlung hat sich nicht verhehlt, daß neben den pornographischen Blättern auch viele Bücher (auch solche von „klassischen“ Dichtern älterer und neuerer Zeit) und namentlich die meisten unsrer Theater entsittlichend wirken. Wir hoffen aber, wenn einmal auf einem Punkte die Gewissen geweckt seien, so werde sich die günstige Wirkung davon auch auf jene andern Gebiete erstrecken. Daß des Guten nicht zuviel gethan wird, dafür wird der Zeitgeist schon sorgen; wir freuen uns, wenn überhaupt etwas geschieht.

Eine andere Frage: Ist die öffentliche Besprechung dieses Gegenstandes im Beisein von Frauen und in öffentlichen Blättern zulässig? Die Erfahrungen am Kongreß erlauben uns, mit einem unbedingten Ja zu antworten. Es handelt sich um eine Seuche, die nicht mehr im Finstern schleicht und unsre Frauenwelt nicht weniger bedroht als die Männer; darum muß laut geredet und jedermanns Beihilfe in Anspruch genommen werden. Selbstverständlich waren Anordnungen für eine taktvolle Behandlung des Gegenstandes getroffen, und zweifelhafte Persönlichkeiten wurden dadurch fern gehalten, daß Frauen, die teilnehmen wollten, sich beim Komitee anzumelden hatten. Die Anwesenheit von Frauen diente gerade dazu, die Verhandlungen im rechten Gleichgewicht zwischen Prüderie und Cynismus zu erhalten; sie bringen ein Opfer damit, aber gewiß zum Besten ihrer eignen Kinder und Enkel.



Endlich: Werden die Bemühungen des Kongresses etwas nützen? Das steht in Gottes Hand; wir haben einfach unsre Pflicht zu thun, speziell im Blick auf die Jugend. Ob der internationale Kongreß zustande kommen wird, ob die Eifersucht zwischen Frankreich und Deutschland zu einer Verständigung Raum lassen wird, ob unser Geschlecht auf anderm Wege als durch große Gerichte Gottes dem Fleisches- und Mammonsdienst entrissen werden kann, das alles sind offene Fragen. Jedenfalls aber wäre es Sünde, die Hände in den Schoß zu legen und das Verderben hereinbrechen zu lassen. Noch können viele bewahrt werden vor dem vergiftenden Hauch der Großstädte; noch hat unser Volk einen Begriff von Menschenwürde und heiligen Gottesordnungen; es gilt, ihn zu befestigen und nicht zu warten, bis der Staat und die Kirche sich ans Werk machen, sondern freiwillig Hand anzulegen und Dämme zu bauen gegen das verheerende Hochwasser. In diesem Sinne empfehlen wir den Verein gegen die unsittliche Litteratur, der hoffentlich eine internationale Zukunft vor sich hat, der freundlichen Beachtung und Mitarbeit aller Christen. Da Jesus das Volk sah, jammerte ihn desselben.*)

F. Bth.

## Die Rettung konfessionell gefährdeter Kinder

Die römische Kirche weiß wohl, warum sie den Bekehrungseifer ihrer Priester am entschiedensten auf die Mischehen und die Erziehung der Kinder aus solchen hinlenkt. Sie ist ja gewohnt, alles von langer Hand vorzubereiten und ihre Pläne auf eine weite Zukunft hin anzulegen. Wir Evangelische sind dagegen leicht in Gefahr, bei dem Beati possidentes uns zu beruhigen und für das Kommende Gott sorgen zu lassen. Wie sehr wir dabei bereits zu Gunsten der römischen Kirche zu Schaden gekommen sind, das haben die Erfahrungen des Diasporawaisenhauses Godesheim zu Godesberg a. Rh. mit einer Deutlichkeit gezeigt, die selbst auf Männer, die mitten in der konfessionellen Bewegung stehen und die römischen Wühlereien täglich vor Augen haben, nahezu verblüffend gewirkt hat. Man stelle sich vor, was es bedeutet, wenn dieser Anstalt binnen neun Monaten von Eltern und Pflegern 102 Kinder aus freien Stücken sind angeboten worden, Kinder, die gesetzlich der evangelischen Kirche angehören, von Roms Fangnetzen aber dermaßen umgarnt sind, daß nur noch jene Anstalt eine sichere Zuflucht bietet.

Es ist daher hoch erfreulich, daß der Evangelische Bund, der aus hier nicht zu erörternden Ursachen bisher eine gewisse Zurückhaltung beobachtet hatte, nunmehr dieser wichtigen Sache ernstlich nahe zu treten den Entschluß bekundet hat. Die in den Morgenstunden des 30. September tagende Konferenz für Rettung konfessionell gefährdeter Kinder war meines Erachtens eine der wichtigsten Handlungen der Kasseler Generalversammlung. Naturgemäß knüpfte die Besprechung an den Bestand von Godesheim an, des ersten eigens in den Rahmen der Bundesaufgaben fallenden Diasporawaisenhauses. Die Grundsätze, nach denen die Anstalt eben so wie ihre rasch nötig gewordenen Tochteranstalten Wolf a. d. Mosel und Asbacherhütte geleitet werden, nämlich

1. nur solche Kinder aufzunehmen, die gesetzlich der evangelischen Kirche zufallen und anderweit nicht gesichert sind;

2. derartige Kinder aber vom Säuglingsalter an niemals abzuweisen, auch wenn für sie keine Zahlung geleistet werden kann;

3. die Zöglinge mindestens bis zum achtzehnten oder neunzehnten Lebensjahre in engstem Verbande mit der Anstalt zu erziehen und auch später thunlichst im Auge zu behalten,

fanden die ungeteilte Billigung der Konferenzmitglieder und werden für neu zu gründende Anstalten vorbildlich sein müssen. Ein wertvoller Gewinn ist der Anstaltsarbeit dadurch erwachsen, daß zwei Rechtsanwälte nach Einblick in ihren reichen Segen, aber auch ihre eigentümlichen Schwierigkeiten dem Leiter des

*) Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle an den Verein für Massenverbreitung guter Schriften zu erinnern. Man wende sich um nähere Auskunft und Probehefte an den Generalsekretär des Vereins, Dr. Arthur Seidl, Weimar, Herderplatz. D. H.

Hauses, dem verdienten, unermüdlichen Pfarrer Axenfeld, mit rühmlicher Bereitwilligkeit sich zur Verfügung gestellt haben. Mit großer Freude wurde es endlich begrüßt, daß die Diasporaanstalten verschiednen Zweckes in Westdeutschland zu einem Verbande sich zusammengeschlossen haben, dessen gemeinsames Vorgehen bereits gute Früchte gezeitigt hat.

Es gelte nun — das war die Direktive, die die Konferenz dem Evangelischen Bunde geben wollte —, die weitschauende, bedeutsame Arbeit zur Bundessache zu erklären und unter Mithilfe der Haupt- und Zweigvereine dahin zu wirken, daß die bestehenden Anstalten wachsen und gedeihen, und daß allenthalben in konfessionell gemischten Gegenden, namentlich im Osten Deutschlands, Diasporawaisenhäuser errichtet werden, um den Nachwuchs der evangelischen Kirche zu schützen und zu erhalten. Ferner müsse der westdeutsche Verband von Diasporaanstalten über alle gleichartigen Institute sich erweitern und durch regelmäßigen Austausch auf Konferenzen — und, wie ich mir ergänzend vorzuschlagen erlaube, durch ein Verbandsorgan — sich befestigen und fördern. Um aber zur Anbahnung dieser weitern Schritte zunächst die noch vielfach mangelnde Kenntnis und damit das lebhafte Interesse der evangelischen Bevölkerung zu wecken, wurde Pfarrer Axenfeld ersucht, über Stand und Fortgang des Rettungswerkes in den rheinischen Anstalten mehrmals im Jahre ausführliche Mitteilungen im Drucke ausgehen zu lassen. Dies ist zugesagt worden, und man wird nunmehr über den Umfang und die Tiefe der Not und über die oft nahezu unglaublichen Praktiken römischer Priester in einer Form Nachricht erhalten, die, weil sie unbeschränkte Oeffentlichkeit in sich schließt und dem Preßgesetze untersteht, die schärfste gegnerische Beaufsichtigung ermöglicht und, wenn Widerlegungen nicht erfolgen können, auch für den skeptischsten Laien als beweiskräftig gelten muß.

Die Besprechung endete mit der Fassung folgender Entschließung:

Konferenz ersucht den Bundesvorstand, den Haupt- und Zweigvereinen und den einzelnen Mitgliedern des Bundes die Rettung konfessionell gefährdeter Kinder und die Unterstützung der ihr dienenden Anstalten (Godesheim u. a.) auch fernerhin als eine der dringendsten Aufgaben ans Herz zu legen und beantragt:

Der Bundesvorstand wolle die Diasporawaisenpflege zum Gegenstande eines Hauptvortrags bei der nächsten Generalversammlung machen und für dieselbe die Vorstände der Diasporaanstalten Deutschlands zu einer besondern Besprechung einladen. Dabei erklärt Konferenz, daß für die Unterstützung von Godesheim nicht die Bundeskasse, sondern nur die Kassen der Haupt- und Zweigvereine in Anspruch genommen werden sollen.

Diese Entschließung wurde noch am selben Tage durch den Bundesvorstand zur Kenntnis der Abgeordneten gebracht und günstig aufgenommen. Und so wird denn, das hoffe ich zuversichtlich, ein frisches Regen und Streben auf diesem Gebiete sich entfalten. Dem Evangelischen Bunde aber werden mit Inangriffnahme dieser wichtigen, der innern Stärkung unsrer Kirche zugewandten Arbeit auch solche Kreise sich öffnen, die für seine polemische Aufgabe minderes Verständnis haben.

Möge denn Gottes Segen auch ferner auf diesem Werke ruhen, das für die Zukunft der evangelischen Kirche und damit des Reiches Gottes im Namen des großen Anwalts der Kinder, Jesus Christus, ist begonnen worden! G-S

## In Sachen Kleins

### Protokoll der Kontrollkommission

Reinerz, den 7. Juli 1891

Auf Ansuchen des Herrn Pastors Klein in Reinerz hatte der Unterzeichnete*) nachstehende Vertrauensmänner zusammenberufen, um einen Rechenschaftsbericht des Pastors Klein über seine Thätigkeit in dem Notstande der hiesigen Bevölkerung entgegenzunehmen und die Kassenverhältnisse zu prüfen, endlich auch seine Vorschläge über Verwendung der noch nicht zur Auszahlung gelangten Bestände entgegenzunehmen. Es waren hierzu eingeladen und hatten sich zur Annahme des obengedachten Mandates bereit erklärt:

*) Der letztunterzeichnete Graf Pfeil auf Hausdorf. D H



1. Herr Kammerherr von Boddien auf Cudowa,
2. Herr Kammerherr von Mutius auf Börnchen,
3. Herr Freiherr von Falkenhausen auf Wallisfurth,
4. Herr Dr. med. Kolbe aus Reinerz,
5. Herr Oberförster Beck aus Cudowa,*)
6. Herr Pastor Lic. Flotow aus Groß-Kniegnitz.

Von den angeführten Herren waren verschiedner amtlicher Abhaltungen wegen die ad 4, 5 und 6 genannten entschuldigt, Kammerherr von Mutius durch Herrn Inspektor Kloß vertreten.

Nachdem die Kommission zu ihrem Vorsitzenden den Unterzeichneten gewählt hatte, erstattete Pastor Klein seinen Rechenschaftsbericht und legte seine Akten vor. Die von Herrn Oberförster Beck ausgearbeitete finanzielle Uebersicht und Rechnungslegung, betitelt „Rechnung über eingegangene und verwendete Gelder zur Unterstützung armer und bedürftiger Weber," ergab in Einnahme 54391,02 Mk., in Ausgabe 52511,62 Mk.

In Ausgabe gestellt sind

| | | |
|---|---|---|
| a) an Gaben zur Bewältigung des Notstandes . . . . . | 14089,97 | Mk. |
| b) an Kapitalsanlegung in zinstragenden Papieren . . . . . | 38421,65 | „ |
| | 52511,62 | Mk. |
| c) ein Barbestand von . . . . . zur eventuellen weitern Verwendung | 1879,40 | „ |
| | 54391,02 | Mk. |

Die Kommission überzeugt sich durch Stichproben von der Richtigkeit der Belege und Nachweisungen.

Folgende Eindrücke empfingen die sämtlichen Unterzeichneten:

1. Es hat nirgends eine planlose oder willkürliche Verteilung von Gaben stattgefunden.

2. Aus den sehr sorgfältig gearbeiteten Listen und Gegenlisten erhellt, daß

a) nur auf Grund gelieferter Bedürftigkeitsnachweise Gaben verabfolgt wurden,

b) daß mit verschwindenden Ausnahmen (in Gestalt von Bezahlung an Lehrgeld, Mieten und Rechnungen) nur Naturalien im Wege von Freimarken auf Nahrung, Kleidung und Beheizung verabreicht und als solche durch Belege unter Beweis gestellt wurden.

3. Pastor Klein hat in seiner Proklamirung des Notstandes das Maß nicht überschritten und die Wahrheit in keiner Weise verletzt. Es wird Bezug genommen auf:

a) den Kreisblattaufruf vom 20. Februar 1891, unterzeichnet von fünfundvierzig Notabeln,

b) die Verfügung des Königlichen Geheimen Regierungs- und Landrats Freiherrn von Seherr-Thoß vom 27. Februar 1891 in Nr. 17 des Kreisblattes vom 3. März 1891,

c) die Protokolle der Kommissionen Lewin, Cudowa und Rückers.

Pastor Klein ist aber noch unter dem Grade der Agitation geblieben, welche Bürgermeister Dengler durch seine Proklamation in der Vossischen Zeitung und seine Broschüre, betitelt „Die Notwendigkeit einer Eisenbahnlinie Glatz-Reinerz-Nachod" ins Werk gesetzt hat.

4. Herr Kloß konstatirt ferner aus eignem Wissen, daß die irrtümliche Behauptung über Bestehen des Typhus in hiesiger Gegend von andrer Seite als der des Herrn Pastors Klein erfolgt ist.

Schließlich legte Herr Pastor Klein zur Einsicht vor:

1. Den Depositalschein der Reichsbank über ein verschlossenes Depot,

2. eine Quittung des Bankiers Sonntag und Martini über 34000 Mark,

3. einen Schuldschein über 500 Mark.

Ueber künftige Verwendung der Geldbestände behält sich die Kommission die Entgegennahme von Vorschlägen des Pastors Klein vor.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben

Baron von Falkenhausen. von Boddien. Kloß. Graf Pfeil.

*) Katholisch. D H

Vorstehendes Protokoll wurde nachträglich noch von sämtlichen bei der Sitzung abwesenden Kommissionsgliedern, den Herren Kammerherr von Mutius-Börnchen, Dr. med. Kolbe-Reinerz, Oberförster Beck-Tscherbeney, Pastor Lic. Flotow-Groß-Kniegnitz, zustimmend unterzeichnet.

## Erklärung des Königlichen Konsistoriums der Provinz Schlesien

Das Kgl. Konsistorium zu Breslau hat in seinem Kirchlichen Amtsblatt folgendes Schreiben „an die Herren Superintendenten und Geistlichen, die Synodal- und Gemeindeorgan der Provinz" erlassen.

Breslau, den 26. Oktober 1891

Die im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig von dem Pastor Rade herausgegebene Zeitschrift „Die christliche Welt" bringt am 15. d. Mts. in Nr. 42 unter der Aufschrift „Das Ende des Falles Klein? ein Appell an das Gewissen des Breslauer Konsistoriums" einen Aufsatz, der Verleumdungen und Beleidigungen so schwerer Art enthält, daß der Gedanke einer strafrechtlichen Verfolgung nahe gelegt wird. Im Einverständnis mit den darin angegriffenen Personen nehmen wir indes eingedenk des Wortes Matth. 5, 44 von solchem Vorgehen Abstand und mahnen den Verfasser und seine etwaigen Mithelfer unter Hinweisung auf das Wort Matth. 7, 1 an gewissenhafte Selbstprüfung, zumal der Aufsatz nebst dem früheren Bericht in Nr. 20 den Verlauf der Angelegenheit unvollständig darstellt und aus unrichtigen Voraussetzungen unzutreffende Schlüsse zieht.

Wenn am Schlusse des Aufsatzes von uns gefordert wird, die sämtlichen Akten in Sachen Klein der Oeffentlichkeit zu übergeben, so müssen wir solches Ansinnen als dem amtlichen Gebrauch widersprechend ablehnen und den Beteiligten überlassen, bei den vorgesetzten Behörden Schutz gegen vermeintliche Mißgriffe zu suchen. Pastor Klein hat weder über die Kgl. Regierung noch über das Kgl. Konsistorium Beschwerde geführt, sodaß auch aus diesem Grunde kein Anlaß vorliegt, diese Angelegenheit, anstatt auf dem geordneten Dienstwege, vor dem Publikum, durch die Presse zu erörtern. Vielmehr müssen wir die Presse, die diese Angelegenheit zu maßlosen Angriffen gegen die Behörde ausnutzt, an die Gefahr erinnern, die bei der zunehmenden Zuchtlosigkeit heutiger Zeit aus solcher Preßthätigkeit entspringen kann.

Den amtlichen Kreisen unsrer Provinzialkirche gegenüber halten wir diese öffentliche Erklärung für geboten und benutzen mit Uebergehung der kirchenpolitischen Betrachtung des Aufsatzes auch die Gelegenheit, auf unsre Stellung zu der amtlichen und freien Liebesthätigkeit, wie solche sich unter anderm aus der Bekanntmachung vom 28. März d. J. — Kirchliches Amtsbl. S. 40 — ergiebt, hinzuweisen. Im Anschluß daran machen wir darauf aufmerksam, daß in den Diasporagemeinden, die auf die eignen Bedürfnisse ein besondres Augenmerk zu richten haben, eine Fürsorge für die soziale Not außerhalb der eignen Parochie keineswegs ausgeschlossen, aber nur dann mit Erfolg zu üben ist, wenn zu einer Thätigkeit in Gemeinschaft mit den maßgebenden Kreisen der Umgebung sich Gelegenheit bietet.

Wir haben deshalb für die evangelische Gemeinde Reinerz, die nach der Zählung von 1885 aus 416 einschließlich 38, neun Handweberfamilien angehörigen Seelen innerhalb einer katholischen Umgebung von 16284 besteht, Beschränkung auf die eigne Parochie und bei Ausdehnung der Liebesthätigkeit über deren Grenzen hinaus ein Zusammenwirken mit den staatlichen, kommunalen und kirchlichen Organen empfohlen und dürfen noch immer, da auch die Kgl. Regierung die von uns gegebene Anregung unterstützt und von der andern Seite ein williges Entgegenkommen in der Konferenz am 12. v. M. allgemein kundgegeben ist, auf eine gedeihliche Entwicklung der viel besprochnen Angelegenheit hoffen.

D. Stolzmann, Konsistorialpräsident. D. Erdmann, Generalsuperintendent. Weigelt, Konsistorialrat. Lüke, Konsistorialrat. D. Meuß, Konsistorialrat und Professor. Kähler, Konsistorialrat. Schubart, Konsistorialrat. Bähr, Militäroberpfarrer. Meyer, Konsistorialassessor. Paul, Gerichtsassessor.



Diesem Erlaß des Kgl. Konsistoriums zu Breslau gegenüber erklären wir, daß wir es als ein christlich-brüderliches Verhalten nicht anerkennen können, wenn das Kgl. Konsistorium unter Hinweis auf Matth. 5, 44 von einer strafrechtlichen Verfolgung unsers Artikels Abstand genommen hat. Vielmehr hätte ein öffentliches kirchliches Interesse geboten, daß das Kgl. Konsistorium die Verleumdungen und Beleidigungen, die es uns schuld giebt, auf dem Wege der Klage öffentlich nachwiese und entkräftete. Das Kgl. Konsistorium wird mit uns die Ueberzeugung teilen, daß die Gesinnung christlicher Feindesliebe sehr wohl sich verträgt mit der Beschreitung des öffentlichen Rechtsweges.

Indem nun das Kgl. Konsistorium darauf verzichtet hat, zugleich aber gegen uns den Vorwurf der Verleumdung erhebt, nötigt es uns, unsrerseits mit weiteren Veröffentlichungen zur Sache vorzugehen. Steht uns das einschlägige Material ohne Zweifel nicht in der Vollständigkeit zu Gebote wie dem Kgl. Konsistorium, so genügt doch, was wir wissen, eine klare Einsicht in den Verlauf der Angelegenheit zu geben. Das Kgl. Konsistorium fühlt sich verpflichtet zu schweigen, uns ist es heilige Pflicht zu reden. D H

## Zwei wunderbare Heilungen durch den heiligen Rock

Der nördliche Teil Lothringens, insbesondre der Kreis Diedenhofen, in dem sich in jüngster Zeit zwei wunderbare Heilungen durch den Trierer Rock vollzogen haben sollen, war mit dem benachbarten Großherzogtum Luxemburg zusammen von jeher ein Stammsitz und Hort des schroffsten Ultramontanismus. Die Reformation zog mit ihren Segnungen spurlos an diesem Lande vorüber, wie nach alter Legende an den sieben Schläfern von Ephesus die Zeit der ersten Christenverfolgung. In der That eine merkwürdige Erscheinung, noch dazu in einem Lande, das unmittelbar an die stärksten Herde der reformatorischen Bewegung grenzte, nicht nur an die Niederlande, sondern auch an den Teil Frankreichs, wo, nämlich in Sedan, die protestantische Hochschule bestand und blühte. Die Herzöge von Lothringen und die Bischöfe von Metz und Luxemburg erstickten jede reformatorische Bewegung. So blieb denn auch das Evangelium bis zum Jahre 1871 in diesem Distrikt fast gänzlich unbekannt. Jetzt noch herrschen unter der katholischen Landbevölkerung die wunderlichsten Vorstellungen über die Protestanten. Vielfach hält man sie für Heiden und will ihre Toten in der Selbstmörderecke des Kirchhofs verscharren, sodaß die Hilfe der Obrigkeit schon wiederholt in Anspruch genommen werden mußte. Ueber fünf Kirchhöfe wurde bereits das Interdikt ausgesprochen, weil sie durch Beisetzung von Protestanten für verunreinigt galten. Der katholische Geistliche betritt sie nicht mehr, hält keine Prozessionen und Bittgänge darauf ab, bis der Bischof den Bann aufgehoben und sie neu geweiht hat. Bei Taufen und Beerdigungen sind die Eingebornen oft ganz erstaunt, das apostolische Glaubensbekenntnis zu vernehmen, und den Rosenkranz in der Hand beten sie das Vaterunser mit. Der lothringische Klerus hält es nicht für seine Aufgabe, seine Gläubigen eines Bessern zu belehren, ja meist bestärkt man sie in ihren Vorurteilen. Was am meisten dazu beiträgt, die konfessionellen Gegensätze zu verschärfen, ist der Umstand, daß die Protestanten fast sämtlich aus Altdeutschland eingewandert sind. Die katholischen Geistlichen sind aber bekanntermaßen in den Reichslanden die Träger des Franzosentums, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb, weil sie verhätschelt und in jeder Weise begünstigt werden.

Was Wunder, daß ein solches Land, das noch fest in den Banden Roms liegt, in dem ein Unfug möglich ist wie die Echternacher Springprozession, in dem das Evangelium langsam Boden gewinnt, wo jede Scholle dem harten Boden abgerungen werden muß, ein Eldorado für den katholischen Klerus bildet. Luxemburg war bis vor kurzem das einzige Land, in dem die Verbreitung der Bibel verboten ist. So war es denn zu er-

warten, daß, wenn durch die Ausstellung des Trierer Rockes Wunder bewirkt würden, sie hier auf dem fruchtbarsten Boden entstehen mußten. Solche Wunder ließen denn auch nicht lange auf sich warten.

Der Abbé P. O. in Ueckingen, eine Stunde von Diedenhofen entfernt, veröffentlicht, natürlich in französischer Sprache, einen Brief über die wunderbare Heilung eines seiner Pfarrkinder. Mademoiselle Hectorine Hogenbiel wurde durch einfache Berührung des heiligen Rockes plötzlich geheilt. Seit mehreren Jahren litt sie an einer innern Geschwulst, die sich des öftern von selbst ihres Inhalts entleerte, einer aus verdorbnem Blut und Eiter bestehenden Masse. Die Aerzte bezeichneten ihren Zustand als hoffnungslos. Monatelang mußte die Kranke das Bett hüten und schwebte mehr als zwanzigmal zwischen Tod und Leben. Die Ausstellung des Trierer Rockes erfüllte sie mit neuer Hoffnung. Sie begab sich nach Trier. Als sie der heiligen Reliquie nahe kam, war sie wie geblendet; sie fühlte, daß etwas ganz Außerordentliches in ihr vorgehe vom Kopfe bis zu den Füßen. Als sie den Rock berührte, fiel sie wie vom Blitz getroffen nieder, und als sie wieder zu sich kam, erklärte sie lächelnd: „Ich bin geheilt!" Und in der That, seit vierzehn Tagen ist die Geschwulst wie durch Zauber verschwunden. Wir haben allen Grund, so schreibt der Herr Abbé, auf eine so staunenswerte Gnade stolz zu sein und Gott zu danken: Hosanna filio David. Haben wir doch fortan ein lebendiges Beispiel der Liebe des Heilandes zu den Unglücklichen vor Augen; die Guten werden sich in ihrem Glauben gestärkt fühlen, die Gleichgiltigen öfter an das Heil ihrer Seelen denken und, die ferne von Gott sind, freiwillig sich bekehren. Der Herr Abbé P. O. aber gelobt, nicht aufhören zu wollen, mit immer größerm Vertrauen Gott zu danken und ihn um Kraft zu bitten, den guten Kampf zu kämpfen, die Seelen dem Teufel zu entreißen und Gott zu geben.

Ueber eine zweite wunderbare Heilung in Lothringen veröffentlicht der Vikar Formery in Sierck, einem Städtchen an der lothringischen und preußischen Landesgrenze, im Siercker Anzeiger einen Aufsatz, dem wir Folgendes entnehmen:

Madeleine Weinachter ist jetzt 34 Jahre alt. Vor acht Jahren dwure sie krank. Ihr Zustand verschlimmerte sich bald von Tag zu Tag, sodaß sie nur noch mit der größten Mühe gehen konnte. Bald wurde sie so schwach, daß sie nur von fremden Händen unterstützt, ja sozusagen getragen die Pfarrkirche besuchen konnte. Aber auch dieses Trostes sollte die arme Dulderin entbehren: die Lähmung und Schwäche nahmen zu, das linke Bein und der linke Arm wurden ganz steif, und die linke Seite war vom nämlichen Uebel bedroht. Die Kranke konnte sich jetzt nicht mehr aufrecht halten und mußte beständig das Bett hüten. Früher gesund und kräftig glich sie einer leblosen Masse ohne Bewegung, die man wie ein kleines Kind pflegen mußte, die sich oft nicht einmal stark genug fühlte, um mit eignen Händen die Nahrung zum Munde zu bringen. Aller Bewegung beraubt hatten sich ihre Beine wie gekrümmt, wie in sich selbst zusammengezogen. Jede Berührung an ihren kranken Gliedern verursachte ihr große Schmerzen, und wenn man sie von ihrem Bette aufhob, mußte sie oft laut aufschreien vor Pein. Infolge des langen Liegens hatten sich auf dem Rücken zwei tiefe Wunden gebildet, die fortwährend eiterten, und an manchen Stellen löste sich die Haut ab, sodaß das nackte Fleisch zum Vorschein kam.

Die Kranke reiste am 28. September nach Trier. Auf einer Tragbahre wurde sie hingebracht und war bei ihrer Ankunft so schwach, daß man ihr sofort die Sterbesakramente reichte. Jeden Augenblick befürchtete man, sie könne sterben, denn sie glich mehr einer Toten als einer Lebenden. In Anbetracht des Umstandes, daß man gleich ihren Tod erwartete, ließ man sie ausnahmsweise sofort in den Dom. Sie wurde hineingetragen und berührte zweimal den ausgestellten Rock. Hierauf wurde sie in ihr Absteigequartier getragen.

Nun erzählt Vikar Formery weiter:

Die Nacht brachte die Kranke bei den Schwestern im Borromäusstift zu; vor Pein und Aufregung konnte sie aber nicht schlafen. Nach Mitternacht hörte sie ein Krachen, als würde man ein Stück Holz auf den Kniecn brechen, und im nämlichen Augenblick bewegte und streckte sich das linke Bein, das seit fünf Jahren ganz steif, krumm und deformirt war. Am Morgen kamen die Freundinnen, die sie begleitet, zu ihr. „Wo bleibt ihr so lange?" rief sie den Eintretenden entgegen. „Hebt mich auf, ich kann gehen!" Man hob sie auf, und auf ihre Gefährtinnen gestützt konnte sie einige Schritte im Zimmer machen.

Am Tage darauf wurde die Kranke, der es unterdessen wieder schlechter ging, nochmals in den Dom getragen. Dort wurde sie, wie Vikar Formery erzählt, im Angesichte einer zahlreichen Menge plötzlich geheilt, erhob sich, ging herum und begab sich später auf ihren Füßen zum Bischof, der sie von den Krankenschwestern untersuchen ließ; diese fanden, daß die Wunden geheilt waren. Man beförderte nun die Tragbahre im Gepäckwagen nach Hause; die früher Gelähmte aber fuhr im Personenwagen nach ihrer Heimat.



Die Nachricht von dieser wunderbaren Heilung verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Eine Menge Menschen aus Diedenhofen und Umgegend eilte nach Nieder-Kontz, die Geheilte zu sehen. Selbst das Zeugnis des Arztes Dr. Weinberg aus Sierck wird angerufen. Nach Mitteilung des Vikars soll der Arzt, der die Geheilte untersuchte, gesagt haben: „Das ist offenbar ein Wunder. Die früher eiternden Wunden sind geheilt, das Fleisch ist glatt und ohne Narbe. Wo die Wunden waren, sieht man nur noch thalergroße bläuliche Flecken." Triumphirend bemächtigt sich die gesamte katholische Presse dieses wunderbaren Ereignisses. Das Wunder, das 1844 an Freifrau von Droste-Vischering geschehen, ist überboten. Ja man murrt gegen den grand évêque de Trèves, Monseigneur Korum, wie ihn der in Metz erscheinende Lorrain nennt, daß er trotz ausdrücklicher Autorisation des heiligen Vaters dies kostbare Kleinod nicht noch zwei Wochen länger der Christenheit zur Besichtigung darbot.

Unter Bezugnahme auf die obige Darstellung des Vikars Formery erhält jedoch die Straßburger Post von Dr. Weinberg aus Sierck unter dem 11. Oktober nachstehende Zuschrift:

Sierck, den 11. Oktober 1891

Teile Ihnen zum Berichte über „die wunderbar Geheilte von Nieder-Kontz" mit, daß dieselbe zwei Tage nach ihrer Rückkunft von Trier von mir untersucht wurde. Auf verschiedne Anfragen hin habe ich mich dahin ausgesprochen, daß, wenn die Kranke vor der Reise nach Trier tiefeiternde Wunden, ja faustgroße Löcher an den Armen, dem Rücken und in der Kreuzbeingegend gehabt habe, wie die Kranke selbst, deren Anverwandte und Bekannte behaupten, es in der That ein Wunder sei, daß die Wunden so glatt geheilt seien. Leider war ich vorher niemals der behandelnde Arzt und hatte die Kranke nicht gesehen, bin daher auch nicht in der Lage, über die Beschaffenheit der Wunden vor der Reise nach Trier Auskunft zu geben.

Hochachtungsvoll

Dr. Weinberg

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß Dr. Weinberg den Zustand der Kranken vor der Reise nach Trier nicht kannte, die Berufung des Vikars auf ein ärztliches Gutachten ist somit grundlos. Eine psychologische Einwirkung auf die Kranke durch die Berührung mit dem heiligen Rocke ist wohl denkbar, wie auch eine zeitweilige Stärkung des Bewegungsvermögens. Von glaubwürdiger Seite wird mir versichert, nach Aeußerung des Arztes Dr. Burck aus Sierck, der die Kranke früher behandelte, solle sie in hohem Grade hysterisch sein. Der Arzt habe ihr früher wiederholt versichert, sie könne ganz gut gehen, sie brauche es nur zu versuchen. Was die Heilung der eiternden Wunden betrifft, wenn überhaupt, was von vielen aus Nieder-Kontz bestritten wird, solche vorhanden waren, müssen wir sie so lange in Zweifel ziehen, bis ein ärztliches Gutachten darüber vorliegt. Ein solches beizubringen, dürfte dem Herrn Vikar nicht leicht fallen. Die Kranken aber, denen es nicht gelungen ist, in den Dom zu kommen, und die von einem alten Kleidungsstück, dessen Echtheit für jeden denkenden Katholiken mindestens zweifelhaft sein muß, Wunderkuren erwarteten, mögen es mit Herrn Pfarrer Kneipp in Wörrishofen versuchen, vielleicht ist eine kalte Wasserkur wenigstens in einer Hinsicht von Erfolg. L W V

## Verschiedenes

**(Zwei Bemerkungen zur Ausstellung des h. Rockes in Trier)** Pfarrer Thümmel hat in seiner trefflichen Schrift über „Die Anbetung der »lückenhaften Stoffteile« in Trier" (Barmen, Wiemann 1891) darauf hingewiesen, daß aus den abweichenden Berichten über die Beschaffenheit des „heiligen Rockes" bei den verschiednen Ausstellungen seit 1512 sich der Verdacht ergebe, es sei jedesmal vor der betreffenden Ausstellung der Rock erst in aller Stille präparirt worden. Wir wollen zu weiterer Verfolgung dieses Gedankens an den Bericht erinnern, den die handschriftliche Lübecker Chronik des Reimarus Kock vom Jahre 1549 über die Ausstellung von 1512 erstattet, indem wir das Plattdeutsch des sechzehnten Jahrhunderts in hochdeutsche Sprache umsetzen:

„In dieser Zeit haben die Pfaffen zu Trier einen neuen Kram hervorgebracht und haben einen Altar offen gelassen [öffnen lassen?] und einen Rock daraus genommen und den Leuten weis gemacht, daß es Jesu Rock wäre. Damit haben sie die ganze Welt herbeigelockt und

nicht allein die simpeln Bauern, sondern auch Kaiser, Könige und Fürsten bethöret. Aber in kurzen Jahren ist ihre Büberei an den Tag gekommen. Der Schneider, welcher den Rock genähet, hat es vermeldet, daß er den Rock den Pfaffen gemacht, und daß die Pfaffen den selbst in dem Altar vermauert. Wenn es nicht so große Herren gewesen, hätte ihnen billig der Lohn gebühret, den die Predigermönche zu Bern für ihren neuen Franziskus [für den von ihnen stigmatisirten Schneider Jetzer] empfingen."

So die Chronik, Handschrift der Kieler Universitäts-Bibliothek, Bd. III Bl. 99b. Also munkelte man schon damals von einer vorhergangnen Präparation des Rockes, ehe man ihn den Gläubigen, Kaiser Maximilian voran, zur Verehrung vorführte. —

Schon im Jahre 1844, bei der letzten großen Ausstellung, fiel die katholische Presse über protestantische Zeitungen her, wenn sie von einer Anbetung der Reliquien, insbesondre des Rockes geredet hatten, forderte stürmisch Widerruf solcher Verleumdung und rasselte mit dem Unterschied von „verehren" und „anbeten." Wir kennen aus unsern Tagen genugsam das Echauffement, mit dem noch immer an diesem Punkte entweder die „Ignoranz" oder die „Verleumdungssucht" der Evangelischen römischerseits verfolgt wird. Es ist daher vielleicht nütze, heutigen tages noch einmal an die Verfügung Papst Pius IV. vom 4. September 1560 zu erinnern, die alle Bischöfe und Prälaten beim Amtsantritt u. a. auch den Artikel beschwören läßt: Deiparae Virginis Mariae, Angelorum et Sanctorum sunt imagines adorandae, tum corpora et reliquiae quaevis (die Bilder der Jungfrau Maria, der Engel und der Heiligen, desgl. die Körper und jegliche Reliquien sind anzubeten). So das amtliche Protokoll über das betreffende päpstliche Konsistorium, in Raynaldi Annales ed. Mansi, Tom. XV, Lucae 1756 S. 93. Dicht vorher heißt es: Crux Christi et imagines ac quaecunque attigerunt, adoranda sunt iuxta Ecclesiae Catholicae doctrinam et fidem. Dem Herausgeber ist jenes „adorandae" selber anstößig gewesen; er hat es durch eine Anmerkung abzuschwächen versucht. Aber man sieht doch: wo die Römischen ungestört unter sich sind, nehmen sie es mit der Unterscheidung von Anbetung und Verehrung nicht so genau; dieser Unterschied ist für die Draußenstehenden, für die Apologetik den Protestanten gegenüber vorhanden. G K

**(Sozialdemokratie und Reformation)** Es ist in neuerer Zeit häufig darauf hingewiesen worden, daß die Sozialdemokratie die katholischen Schmähschriften gegen die Reformation und ihre Helden in trauriger Verblendung zur Hetze gegen die protestantische Kirche benutzt. Die Gerechtigkeit verlangt, nicht unbemerkt zu lassen, wie doch auch in jenen Kreisen nicht aller Sinn für die Traurigkeit jener Geschichtschreibung erstorben ist. Die Neue Zeit (Stuttgart, Dietz), wohl das gediegenste wissenschaftliche Organ der Partei, bringt in Nr. 44 eine Anzeige der Schrift von Wilhelm Hohoff „Die Revolution seit dem sechzehnten Jahrhundert," worin nach Janssenschem Muster quellenmäßig die Reformation als Ursache aller Revolution „nachgewiesen" wird. Nachdem zunächst die Methode gegeißelt worden ist, besonders auch das Post hoc, ergo propter hoc, setzt sich der Rezensent mit der Sache auseinander:

„In gewissem Sinne hat ja Herr Hohoff recht: die Revolution des 16. Jahrhunders war die notwendige Vorbedingung der Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts. In diesem Sinne kann man aber auch sagen, der Katholizismus, das Papsttum ist die Wurzel der modernen Revolutionen, denn ohne Papsttum hätte es keine Reformation gegeben." Für „die Herren Janssen und Konsorten" sei allerdings die Reformation durch die Verhältnisse nicht mit geschichtlicher Notwendigkeit hervorgerufen (oder wie der Rezensent will: nicht „das naturnotwendige Ergebnis der gesellschaftlichen Verhältnisse — namentlich des Anwachsens der päpstlichen Ausbeutung"), sondern „ein böswilliger Bubenstreich, der die ganze natürliche Entwicklung, die sich so schön anließ, schnöde unterbrach. . . . Als Beweis dafür wissen sie freilich nichts andres anzuführen, als die Thatsache, daß man auch in päpstlichen Kreisen die Notwendigkeit einer Reformation . . . längst anerkannt hatte. . . . Es ist richtig, daß auch die päpstlich Gesinnten schon lange vor der Reformation von der Notwendigkeit einer Reform sprachen. Aber noch eifriger als in der Bekundung ihres guten Willens waren sie darin, jeden Versuch einer wirklichen Reform im Keime zu ersticken." Zum Schluß dann noch die sehr richtige Bemerkung: „Und die Aufklärungslitteratur, die Herrn Hohoff als der Grund der modernen revolutionären Bewegungen erscheint, fußt nicht auf dem Protestantismus, den sie ignorirt, sondern auf der Renaissance, auf der Wiederbelebung des Heidentums, die im Schoße des Katholizismus, vor der Reformation, und zwar mit eifriger Unterstützung des Papsttums vor sich ging."

**(Sentimentales Laster fürs deutsche Haus)** Unter dieser Ueberschrift weisen die „Grenzboten" auf eine unglaubliche Leistung der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" hin, die nicht nur in christlichen, sondern in allen überhaupt noch sittlich empfindenden Kreisen Anstoß erregt hat. Das erste Heft des eben begonnenen neuen Jahrgangs dieser Zeitschrift bietet dem deutschen gebildeten Publikum unter großem Reklamelärm eine Novelle von Sudermann an, „Das Sterbelied," von der die „Grenzboten" sagen: „Wir sind neugierig zu sehen, ob sich das deutsche Haus wirklich die Niedertracht dieser »Schöpfung« gefallen lassen wird."

Unsre Leser werden es uns ersparen, auf den Inhalt der Novelle einzugehn, und alles Verständnis dafür haben, wenn wir es für Pflicht jedes christlichen anständigen Hauses erklären, durch Abbestellung der genannten Zeitschrift, auch durch Ablehnung in den Lesezirkeln dem Verlage und der Redaktion die Lektion zu erteilen, der sie am sichersten zugänglich sind. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 45 der „Chronik der Christlichen Welt"**

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

## Evangelisch-soziale Zeitfragen

mit Unterstützung des **Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses** herausgegeben von **Lic. Otto Baumgarten,** a. o. Professor der Theologie in Jena

**I. Reihe:**

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Die Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

Soeben erschienen:

**II. Reihe:**

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal.
„ 2. **Meyer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes.

**In Serien von 10 Heften zu je 50 Pf.**

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

**Heimstätte f. Waisen,** Eisenach i. Thür. Vorz. empf. Aufn. einiger Pred.- u. gut. Fam. angeh. Töchter beh. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebensstw. 400 Mk. p. an. Prosp. u. Näh. d. Frl. **Mosche,** Georgenstr. 18, III.

Im Verlage von **R. Reich,** vorm. C. Detloffs Buchhandlung in Basel ist erschienen:

Hermann Oeser:

**Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse.**

M. 1.80; geb. M. 2.60.

**Vom Tage.** Parabolisches.

M. 1.40; geb. M. 2.20.

**Stille Leute.**

Zwei Lebensbilder. 3. Auflage.

M. 0.60; geb. M. 1.40.

**Predigtamtskandidat,** gut empfohlen, sucht Stelle als Vikar oder Hauslehrer.

Gefl. Off. unter J. A. 20 an die Exped. d. Bl.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschien:

**Geschichte der evangel. Gottesdienstordnung**

in badischen Landen

zugleich ein Beitrag zum liturgischen Studium

von **Heinrich Bassermann,**

Doktor u. Prof. der Theol. in Heidelberg.

Großoktav. 265 Seiten. Preis geheftet 4 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

**Gnadenberger Cigarren-Lager**

**Eugen Diel, Gnadenberg bei Bunzlau.**

Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre

**„Molly"**

100 Stück 4 Mark.

**Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.**

**La Bocaina**

**St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage**

allgemein beliebt

**elegante volle Form**

sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.

**Preis per Mille Mark 72.—**

verpackt in 1/10-Kisten.

Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 46** **Leipzig, den 13. November** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Paulus: 6. Paulus der Apostel — Das Verfahren des Schlesischen Konsistoriums gegen Pfarrer Klein — In Sachen Kleins. Zweites Protokoll der Kontrollkommission — Verschiedenes: Luthers Werke fürs deutsche Haus — Zur Beachtung — Anzeigen — An unsre Leser


## Paulus

### 6. Paulus der Apostel

Nachdem wir versucht haben die eigentümliche Bedeutung der Bekehrungsgeschichte des Paulus eingehender darzulegen, knüpfen wir nunmehr den Faden der Erzählung wiederum an bei der soeben angeführten Galaterstelle (1, 1—24). Es ist dem Paulus Herzenssache, zu betonen, daß er sein Evangelium nicht von Menschen empfangen habe. Das schließt natürlich nicht aus, daß er in Beziehung auf die äußeren Erlebnisse wie auf einzelne Lehrausprüche des Herrn sich hat von den Jüngern berichten lassen; muß er doch auch offenbar schon vor seiner Bekehrung eine gewisse Kenntnis der christlichen Lehren gehabt haben. Auch die bekannte Stelle 1. Kor. 11, 23: „Ich habe vom Herrn her überkommen, was ich auch euch überliefert habe," worauf dann die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls folgen, will keineswegs sagen, daß hier eine wunderbare Offenbarung vorliegt, was ja auch schwer vorstellig zu machen wäre, sondern er stellt nur das vom Herrn Herrührende ihrer falschen Praxis gegenüber. Aber das will er in der That betonen, daß seine Berufung zum Christen sofort auch eine Berufung zum Apostolat gewesen sei, und daß er auch für seine Lehre Selbständigkeit beanspruchen dürfe. Darum erzählt er, daß er sich nicht mit Fleisch und Blut, das ist mit Menschen, besprochen habe, auch nicht sofort nach Jerusalem gegangen sei, sondern erst nach Arabien und dann nach Damaskus und erst nach drei Jahren nach Jerusalem. Damit ist also vorausgesetzt, was die Apostelgeschichte ausdrücklich erzählt, daß er sofort in Damaskus angefangen habe zu lehren und Jesum als den Christus zu bezeugen. Von der arabischen Reise erzählt Lukas nichts; der verborgene Aufenthalt in dem nabatäischen Wüstenlande ist auch wesentlich aufzufassen als eine Zeit stiller Zurückgezogenheit, in der Paulus nach erstmaliger begeisterter Predigt in ernster Sammlung die Gedankenwelt geordnet hat, die, durch seine Bekehrung geschaffen, in seiner Wirksamkeit hernach zur Vollendung kam. Wir werden annehmen dürfen, daß er die Reise nach Jerusalem im Jahre 38 bereits als gefestigter Christ, ja man dürfte sagen, als in sich abgeklärter Theologe — der erste christliche Theologe — angetreten hat.

Es liegt nicht in der Absicht dieser Skizzen, eingehend die sogenannte Theologie des Paulus darzulegen; nur an wenige Hauptzüge sei erinnert. Den Mittelpunkt alles seines Denkens bildet die Erlangung der Gerechtigkeit und dadurch der Seligkeit. Was er früher vom Gesetz erfahren hatte, daß es trotz aller Anstrengung ihm zum Heil nicht helfen könne, gliedert sich jetzt seiner neu gewonnenen Erkenntnis harmonisch ein. Es ist unleugbar seine eigne Erfahrung, die er im Römerbrief (7, 7—13) beschreibt. Nun versteht er, warum es so sein muß; das Gesetz soll gar nicht die Sünde tilgen, sondern recht zum Bewußtsein bringen, damit alsdann der Glaube den für uns gestorbenen und auferstandenen Heiland ergreife. So wird nun der Glaube der Weg zur Seligkeit, und damit hat das Gesetz seine bindende Kraft verloren. Wohl wird es seinem Inhalt nach jetzt erst recht erfüllt werden können, wie es sich zusammenfaßt im Gesetz der Liebe, aber seine äußerlich bindende Gestalt ist aufgehoben. Daraus folgt, daß auch der Unterschied zwischen Israel, dem Volke des Gesetzes, und den Heiden, die kein andres Gesetz kennen, als das Gewissen, zu Ende ist. Die Allgemeinheit der Heilsberufung und die Unverbindlichkeit des jüdischen Gesetzes ist ihm auf Grund der Rechtfertigung durch den Glauben eine zweifellose Ueberzeugung geworden. Damit ist im Prinzip die Heidenmission gegeben, die Gewißheit, daß die Heiden als solche bekehrt werden sollen, nicht erst auf dem Umwege über das Judentum, eine Ueberzeugung, die bereits ihren Ausdruck findet in dem Gotteswort bei seiner Bekehrung: „Er ist mir ein auserwähltes Gefäß, zu tragen meinen Namen vor Nationen und Könige und Söhne Israels" (Apostelg. 9, 15) und die Paulus Gal. 1, 16 ebenfalls aufs lebendigste ausspricht.

Keineswegs ist aber damit gesagt, daß nun Paulus sofort die Heidenmission thatsächlich begonnen habe. Vielmehr begiebt er sich, seiner eben mitgeteilten Erzählung gemäß, zunächst nach Jerusalem (38), woselbst er vierzehn Tage lang bleibt. Petrus hatte er kennen lernen wollen; er sieht von den Aposteln auch nur ihn und dann den Jakobus, den Bruder des Herrn, der unter dem Beinamen „der Gerechte" später als Vorsteher der Jerusalemischen Gemeinde bekannt ist. Danach, sagt Paulus, sei er in die Gegenden von Syrien und Cilicien gegangen, den judäischen Gemeinden aber von Person unbekannt geblieben. Erst vierzehn Jahre später (52) sei er abermals nach Jerusalem gereist zu dem sogenannten Apostelkonzil.

Etwas anders klingt hier nun der Bericht der Apostelgeschichte. Nach jenen ersten drei Jahren, sagt sie, ging Paulus nach Jerusalem, aber man traute ihm dort nicht so recht. Barnabas ist es, der ihn bei den Aposteln einführt; nun geht er bei ihnen ein und aus, wird aber von den Hellenisten verfolgt und geht nach Cäsarea und Tarsus. Inzwischen ist in Antiochia eine Gemeinde entstanden, die aus Griechen gebildet war und zuerst den Christennamen trug; zu ihr holt Barnabas den Paulus; von hier aus macht dieser eine Reise nach Jerusalem zur Ueberbringung einer Kollekte; von hier endlich wird er zu seiner ersten Missionsreise ausgesendet. Eben dahin wieder zurückgekehrt, wird er nun um des Streites willen, der über das Gesetz ausgebrochen war, wiederum nach Jerusalem gesendet (52); so mündet Apostelgeschichte 15 wieder in die Erzählung Galater 2, 1 ein.

Eine bis ins Einzelne gehende Ausgleichung beider Berichte ist nicht möglich; einige Widersprüche bleiben stehen. Lukas läßt den Paulus bei seiner Anwesenheit in Jerusalem mit den Aposteln verkehren; Paulus selbst beteuert, es seien nur Petrus und Jakobus, der Mann aus dem Jüngerkreise und aus dem Familienkreise Jesu gewesen. Sachlich aber kommt beides auf das Nämliche hinaus: Paulus hat Fühlung mit dem ursprünglichen Jüngerkreise und der Urgemeinde gesucht, aber nur auf kurze Zeit und in beschränktem Maße gefunden; das noch nicht überwundene Mißtrauen trieb ihn bald hinweg in seine alte Heimat. Wichtiger ist der zweite Punkt. Man kann nicht in Abrede stellen, daß die Schilderung im Galaterbrief den Eindruck macht, Paulus sei zwischen 38 und 52 nicht in Jerusalem gewesen,

habe vielmehr dann erst nach hartem Kampfe durchsetzen müssen, daß seine Heidenmission anerkannt sei, auch dann noch nicht ohne Bedenken und nicht ohne Beschränkung; während nach der Apostelgeschichte es scheint, als ob zwischen der Heidengemeinde in Antiochia und der Judengemeinde in Jerusalem auf Grund ihres gemeinsamen Christenglaubens eine gerade durch Paulus persönlich vermittelte Verbindung bestanden habe. Wir haben aber zu beachten, daß ein und derselbe Hergang sich anders ausnimmt, je nachdem ein Mann ihn darstellt, der mitten im Kampf steht und bei noch unentschiedener Sache naturgemäß die Schärfe des Gegensatzes besonders hervorhebt (Paulus), oder ein späterer Geschichtschreiber, der, nachdem über die Streitfrage selbst durch die Thatsachen gerichtet war, in ruhig objektiver Weise gerade das hervorheben wird, was die späteren friedlichen Verhältnisse anzubahnen geeignet war (Lukas). Es wäre Anmaßung, nachträglich alle einzelnen Vorgänge genau feststellen zu wollen; die Geschichte ist nicht dazu da, solche Rätsel zu lösen. Wir freuen uns vielmehr eines geschichtlichen Berichts über jene Ereignisse, von dem der polemische Brief eines mitten im Kampfe stehenden Mitstreiters neben unerheblichen Einzelheiten lediglich im Temperament der Darstellung abweicht.

So lagen die Dinge, als Paulus sein großes zusammenhängendes Missionswerk begann. Was die Methode seines Wirkens betrifft, so schildert uns Lukas die Sache so, daß sich Paulus der Regel nach zunächst an Juden und Proselyten und dann erst an Heiden gewandt habe. Mit dieser an sich naturgemäßen Weise stimmt überein, daß sich Paulus anfangs keineswegs sogleich in die großen Heidenstädte begeben hat, sondern seine erste Missionsreise in die Gegenden lenkte, die von Juden vornehmlich bewohnt waren; so erklärt sich, daß er mit Cypern und Südostkleinasien den Anfang machte. Es ist unberechtigt, diese Darstellung in Zweifel zu ziehen auf Grund der Energie, mit der er dogmatisch die Ansprüche der Juden und Judaisten bestritt; er hat nie geleugnet, daß das Evangelium zuerst den Juden gelte, und sein berühmtes, wiederholtes Wort im Römerbrief „die Juden vornehmlich und auch die Griechen" legt davon ein vollgiltiges Zeugnis ab.

Versuchen wir es noch, uns im Einzelnen die Missionspraxis des Apostels ein wenig zu verdeutlichen. Keineswegs ist es seine Art, sich an einen Ort zu setzen und dort Seele um Seele in allmählichem Fortschritt zu gewinnen. Von vornherein geht sein Blick auf das Ganze. Es mag dabei vielleicht auch die allgemeine Christenhoffnung der apostolischen Zeit mitgewirkt haben, daß der Herr baldigst wiederkommen werde. Mit weiten Schritten begiebt er sich vornehmlich in große Städte. Hier verweilt er so lange, bis er kleine feste Gemeinden gestiftet hat; da scheut er freilich keine Mühe, da geht er auch den Einzelnen seelsorgerlich nach, da knüpft er sie in festen Ordnungen aneinander. Aber sobald das gelungen ist, geht er weiter. Mit einem Netz von weiten Maschen umzieht er so das ganze römische Reich und vertraut, daß von solchen Mittelpunkten aus durch die Arbeit seiner Jünger die Maschen des Netzes immer enger und enger gezogen werden. Solche Arbeit empfindet er als eine ihm persönliche obliegende Verpflichtung; „er ist von Mutterleibe ausgesondert und durch Gottes Gnade berufen" (Gal. 1, 15); sein Eifer ist ein göttlicher Eifer; „ich habe euch zu gerichtet, sagt er zu den Korinthern (2. Kor. 11, 2), euch als eine reine Jungfrau dem Manne zuzuführen, dem Christus." „Wenn ich das Evangelium verkünde, so habe ich davon keinen Ruhm; ich kann nicht anders; wehe mir, wenn ich es unterließe." Welche persönliche Glut, welcher Zeugengeist spricht doch aus solchen Worten! Insonderheit weiß er, daß es seine Gabe und Aufgabe ist, Gemeinden zu gründen, nicht auf dem von andern bereits gepflügten Boden weiter zu arbeiten (vgl. Römer 15, 16—24). Da drängt es ihn vorwärts von Kleinasien, nach Macedonien, nach Achaja, wieder zurück, dann nach Rom, und von Rom will er gleich wieder nach Spanien; es ist, als ob eine Ruhelosigkeit seines Geistes immer neue Pläne aus sich heraus gebäre; und doch ist nichts überstürzt, nichts willkürlich. Er kann auch warten; er geht den einzelnen Seelen in seelsorgerlicher Liebe nach; es ist, als ob er jeden kennt, alles weiß; seine Briefe sind voll von persönlichen Beziehungen, von Grüßen, Mahnungen, Warnungen, Winken für Einzelne. Er läßt nichts los. Wie kämpft er im Galaterbrief für eine Gemeinde, die ihm und damit der Wahrheit des Evangeliums abspenstig gemacht werden soll! Welche wunderbare Mischung von kühnem Vorwärtsdrängen und maßhaltender Festigkeit, von weltumspannenden Gedanken und liebevollstem Eingehen auf die einzelne Persönlichkeit!

Der geographische Gang der Mission des Paulus ist ungefähr folgender: von Antiochia zunächst in kleinem Kreise über Südostkleinasien (Cypern, Pamphylien, Pisidien, Lykaonien) nach Antiochia zurück. Dann die Reise nach Jerusalem zum Apostelkonzil (52). Nun in größerem Zuge durch Kleinasien (Galatien) nach Macedonien (Philippi, Thessalonich), Griechenland (Athen, Korinth) und dann nach Jerusalem. Jetzt wieder über Antiochia nach Ephesus, woselbst er jahrelang weilte, dann nach Korinth und auf Umwegen zurück nach Jerusalem, wo er (59) gefangen genommen wurde. Von hier als Gefangener nach Rom. Zusammenfassend also werden wir sagen: Galatien, Macedonien, Achaja, Asien, Rom, das sind die Provinzen der Kirche, die Paulus gegründet hat; mit ihnen werden wir uns zu beschäftigen haben. Nö



## Das Verfahren des Schlesischen Konsistoriums gegen Pfarrer Klein

Zwei Dinge sind offenbar zur Gewinnung eines rechten Urteils über den Fall Klein wesentlich. Einmal die Art des Notstandes in dem von Kleins Wohlthätigkeit versorgten Weberbezirke. Zweitens die Art seines Vorgehens selbst. Es ergeben sich aus der verschiednen Verbindung der zwei Fragen vier Möglichkeiten. 1. Klein irrte in seiner Ueberzeugung von dem Vorhandensein eines Notstandes und irrte ebenso in der Art seines Vorgehens. 2. Klein beurteilte den Notstand richtig, griff aber fehl mit seiner Abhilfe. 3. Klein gab sich über den Notstand einer falschen Meinung hin, faßte aber auf Grund dieser falschen Meinung die Sache praktisch so an, daß er doch die Sympathie, den Schutz und die Förderung seiner Vorgesetzten verdiente. 4. Klein erkannte den Notstand richtig und handelte auch in der Art, wie er Hilfe schaffte, gut und recht.

Ueber die Wirklichkeit, die Art und den Grad der Webernot in jenem „böhmischen Winkel" der Grafschaft Glatz können wir heute nicht verhandeln. Es muß heute genügen, daß wir auf Grund reichlicher Nachrichten überzeugt sind, Klein hat mit Recht die Not als eine solche beurteilt, die dringend der Abhilfe bedürfe, und zwar der Abhilfe auf jedem möglichen ehrlichen Wege. Einiges zur Sache haben wir schon beigebracht: Auszüge aus den Protokollen zweier amtlicher Notstandskommissionen in Nr. 21 und das Protokoll der Kleinschen Kontrollkommission in Nr. 45. Uns beschäftigt heute nur die Frage nach dem Verfahren Kleins und nach dem Verhalten seines Konsistoriums, und wir sind dabei mehr von einem kirchlichen als von einem sozialen Interesse geleitet.*)

I

Der böhmische Winkel, worin Reinerz liegt, ist von etwa 5000 bis 6000 Webern bevölkert. Die Leute sind zumeist katholisch. In Reinerz ist ein evangelischer Pfarrer angestellt, der die in 36 Ortschaften zerstreute Diaspora zu versorgen hat. Seit drei Jahren bekleidet dies Amt Pastor Klein.

*) Nur eins. Die Norddeutsche Allgemeine vom 17. April hat es fertig gebracht, wieder einmal auszusprechen: „daß, wenn von einem Verschulden bei der Not der Handweber überhaupt die Rede sein kann, ein solches nur (!) auf Seite der betreffenden Erwerbsgenossen selbst vorliegt." Dagegen begnügen wir uns heute die Worte ins Feld zu führen, die Professor Schmoller im Jahre 1878 schrieb: „daß, wenn von einer Schuld gesprochen werden kann, diese nicht den einzelnen Weber als solchen treffen kann, sondern daß die Schuld in den höheren Kreisen zu suchen ist, die besser als der Weber hätten imstande sein können, die wahre Sachlage zu übersehen. Und unter diesen Kreisen meine ich die Staatsregierungen und die Lokalbehörden, die an der Spitze der Industrie stehenden Fabrikanten und Kaufleute, die Theoretiker und die Litteraten, die die öffentliche Meinung beherrschen. Dem armen verhungerten Weber schlechtweg zu sagen, er sei an seinem Unglück schuld — das ist nichts weniger als schnöder, unmenschlicher Hohn."

Am 6. Dezember erhielt Klein ein unverhofftes Geschenk von 60 Mark für arme Weber jener Gegend von einer Dame, deren Name zur Verfügung steht. Auf eine besondre Notlage unter ihnen hatte zuerst die Schlesische Zeitung vom 28. Okt. öffentlich hingewiesen. Klein, der beim Besuche seiner 36 Ortschaften das Elend zur Genüge kennen gelernt hatte, hielt es für die beste Verwendung der Gabe, wenn er eine Volksküche einrichtete, und holte dazu die Erlaubnis der Geberin ein. Er gab zwei Räume seines Pfarrhauses dafür her, lud im Reinerzer Tageblatt „alle Frauen und Jungfrauen der Stadt" (evangelisch oder katholisch) zur Mithilfe ein, bat um Tische, Bänke, Kochgeräte, Eßwaren und Geld. Anfangs wurden 35 Arme unterstützt, zuletzt waren es 400; sie kamen stundenweit über die Berge.

Den vermehrten Ansprüchen genügte nicht mehr die Opferwilligkeit des nächsten Kreises. Unter dem 1. Januar erließ Klein einen ersten Aufruf in größern Zeitungen und wiederholte seine Bitte am 11. mit der ersten Quittung. Spenden aller Art trafen reichlich ein, Geldgeschenke bis zu 1000 Mark. Frau Klein und die andern Damen versahen die Küche. Die Zahl derer, die nicht nur zu halbem Preise, sondern umsonst empfingen, konnte vermehrt werden. Für die Fernwohnenden wurde ein „Laden" eingerichtet, worin ungekochte Lebensmittel, auch Kohlen zu haben waren; an alle „Käufer" wurden durchweg dieselben Mengen abgegeben. Die Bürgschaft für die Empfänger leisteten Vertrauensmänner in allen den Dörfern, Lehrer (denen der — katholische — Kreisschulinspektor ausdrücklich die Erlaubnis dazu erteilt hatte!), Gemeindevorsteher, katholische und evangelische, auch Aerzte, Amtsvorsteher und katholische Geistliche. Die Zahl der Empfänger war nach Kopfzahl und Armut eines jeden Ortes voraus bestimmt. Klein führte die genaueste Aufsicht über das Werk (vergl. Nr. 20, Sp. 467). Seine Bücher sind bis heute, trotz seiner Aufforderung, weder von seinen Gegnern noch von seinen Behörden je eingesehen worden.

Durch das unvermutete Wachstum seines Werkes sah sich Klein schnell dazu getrieben, mit den zuverlässigsten Männern der Gegend, ohne Unterschied des Bekenntnisses, Verbindung zu suchen. Gleichwohl ist es der oberste Vorwurf gegen ihn, der in amtlichen Aeußerungen, von denen später die Rede sein wird, auftritt, daß er die berufenen Organe bei seiner Thätigkeit übergangen habe. Wir verweilen bei diesem Punkte.

Da war erstens die Stadtbehörde. Noch Mitte Dezember, vor Eröffnung der Volksküche, suchte Pfarrer Klein den Bürgermeister Dengler von Reinerz auf, unterrichtete ihn von seinem Vorhaben und holte die polizeiliche Genehmigung ein. Am 29. Dezember erbat er sich vom Stadtrat die Liste der (etwa dreißig) städtischen Armen, die nach alter Sitte im Januar und Februar Suppen empfingen. Auf abschlägigen Bescheid hin (vom 7. Januar) besuchte Klein zum zweitenmale den Bürgermeister, machte ihm die dringendsten Vorstellungen und erhielt seine Hand mit dem Versprechen seiner Hilfe. Daß dieser Gang nicht umsonst gewesen war, zeigte das alsbaldige Eintreffen der begehrten Armenliste. Noch zweimal hatte Klein, wie wir sehen werden, mit Dengler scheinbar erfolgreiche Zusammenkünfte; in Wahrheit hat dieser Mann nicht aufgehört, als sein erbitterter Gegner zu handeln. Er war und blieb das Haupt einer starken lokalen Gegenströmung gegen Klein und sein Werk.

Ende Januar gewann Klein auch zu den Regierungsbehörden Beziehung. Als Kommissar der Königl. Regierung in Breslau erschien Regierungsrat Grüttner in Reinerz, besuchte den Bürgermeister und mit ihm die am schwersten betroffenen Dörfer, am andern Tage auch den Pfarrer Klein. Er fragte ihn, ob er (Klein) bereit wäre, Kommissionen beizutreten, die die Regierung zur Bekämpfung der Webernot im Bezirke ins Leben rufen wolle. Klein erklärte sich gern bereit, bat aber für Reinerz um eine solche Zusammensetzung der Kommission, daß nicht nur seine Gegner, sondern auch seine Freunde darin vertreten seien. Der Herr Regierungsrat schlug vor, er (Klein) und der Bürgermeister sollten zusammen die Kommission wählen: damit konnte Klein zufrieden sein. Und einer Aufforderung des Herrn Regierungsrates folgend, ging Klein zum dritten male zum Bürgermeister Dengler, sprach sich mit ihm aus und erlangte von ihm wieder seine Hand und das Versprechen gegenseitiger Unterstützung in der Kommission.

Am 1. Februar hatten beide, Klein und Dengler, auf Veranlassung eines Dritten in dessen Gegenwart noch eine (die vierte!) Unterredung, die zu erneuten Friedensversicherungen führte, ja Dengler sagte Klein auf Ehrenwort seine Unterstützung zu. Jener Dritte war der inzwischen strafversetzte (!) Postmeister Skerlo, dessen Zeugenaussage also zur Verfügung steht.

Auf Anregung des Regierungsrates Grüttner hatte inzwischen Klein noch unterm 30. Januar ein Schreiben an den Regierungspräsidenten in Breslau gerichtet, worin er seine Ansichten über die Webernot darlegte und für die beabsichtigte Bildung von Kommissionen seinen Dank aussprach. Wenige Tage darauf sprach er in Glatz bei dem Königl. Landrat und in Breslau bei seinen höchsten kirchlichen und weltlichen Vorgesetzten persönlich vor und erbat sich von ihnen Rat und Unterstützung. Die Besuche verliefen derart, daß er mit fröhlichem Mute in sein Werk zurückkehrte (Anfang Februar).

Am 6. Februar fand in Glatz unter dem Vorsitze des Landrates eine Versammlung zur Bildung von Notstandskommissionen statt, die „nach Ansicht der höhern Staatsbehörden" nötig schien. Es wurden vier gebildet und deren jeder Pastor Klein als Mitglied zugesellt. Bis dahin muß offenbar Pastor Klein sich eines gewissen Vertrauens und einer gewissen Anerkennung von seiten seiner Obrigkeiten erfreut haben. Jedenfalls ist man mit Recht begierig zu erfahren, ob aus dieser Zeit, bis zur Bildung der vier Kommissionen irgend etwas gegen Klein und sein Werk vorliegt.

2

Die Kommissionen Kudowa und Lewin stellten, soviel wir wissen einstimmig fest, daß ein großer Notstand vorhanden sei und schleunige Hilfe geboten. Sie beschlossen, wie das am 6. Februar in Glatz für diesen Fall vorgesehen war, einen dort gemeinsam abgefaßten Hilferuf zu veröffentlichen. Er erschien unter dem 20. Februar im Kreisblatte, hat aber merkwürdigerweise so gut wie keine Verbreitung in andern Blättern gefunden.

Den beiden Kommissionen Kudowa und Lewin überwies Klein sofort größere Summen von seiner Sammlung und verzichtete völlig auf irgendwelche fernere private Thätigkeit in ihrem Bereiche. Ein so korrektes Verhalten, daß es den guten Willen zu korrektem Handeln auch gegenüber den beiden andern Kommissionen zu verbürgen scheint!

Auch die Kommission Rückers erkannte die Not an, erklärte aber die Hilfe, die durch Privatwohlthätigkeit geleistet werde, für genügend und that nichts. Infolgedessen blieb Klein für diesen Bezirk weiterhin verpflichtet, das Seine zu thun.

Die Kommission Reinerz setzte sich leider anders zusammen, als Regierungsrat Grüttner seiner Zeit in Aussicht gestellt hatte. Gegen die erhaltne Zusage hatte Klein auf die Wahl ihrer Mitglieder keinen Einfluß. Ihr Vorsitzender war der Bürgermeister von Reinerz, und nur ein Mitglied zählte zu Kleins Freunden. Wir übergehen die ergebnislosen Verhandlungen der zwei ersten langen und lebhaften Sitzungen. In der dritten Sitzung — 17. Februar — wurde an Klein die Frage gerichtet, ob er die von ihm gesammelten Gelder an die Kommission überweisen wolle. Klein erklärte, daß er zu einer bedingungslosen Auslieferung sich nicht verstehen könne, da 1. die Gabe zu einem großen Teil ihm persönlich anvertraut sei, 2. nicht nur dem Kommissionsbezirk Reinerz, sondern dem ganzen Weberbezirke Glatz gehöre. Er werde nicht anstehen, sobald die Kommission bestimmte Leistungen beschließe, sein Geld dafür herzugeben, ebenso werde er seine Thätigkeit auf allen Punkten einstellen, wo die Kommission ihrerseits helfend eingreife. Diese bedingte Zusage Kleins nahm die Kommission als Mißtrauensvotum. Vor lauter Erregung der Gemüter ließ man Klein gar nicht die

Bedingungen entwickeln, an die er seine Bewilligungen knüpfen mußte und die doch denen entsprochen haben würden, die die Kommissionen Kudowa und Lewin angenommen hatten; ohne daß das Protokoll zur Verlesung und Unterzeichnung kam, schloß der Vorsitzende plötzlich die Sitzung. Das Protokoll dieser Sitzung ist trotz seiner schriftlichen Bitte dem Pastor Klein bis auf den heutigen Tag nicht zur Unterschrift vorgelegt worden. Auf sein dahin zielendes Schreiben antwortete ihm der Kommissionsvorsitzende Dengler, daß eine Abschrift beim Stadtsekretär zur Einsicht für ihn bereit liege. Auch eine Beschwerde an den Kgl. Regierungspräsidenten hatte in dieser Richtung keinen Erfolg!

Und doch muß diese Sitzung vom 17. Februar in den Augen der Regierung die Sache Kleins wesentlich verschlechtert haben. Die Mehrheit der Reinerzer Kommission reichte unter dem 20. an den Landrat eine Beschwerde ein, die das weitere Zusammenwirken mit Klein für unmöglich erklärte. Die Regierung aber hat nichts gethan, das Recht Kleins auf seine Mitgliedschaft bei der Kommission zu wahren, und von da ab war Klein wieder, ohne Fühlung mit der Kommission, wie für Rückers so auch für Reinerz darauf angewiesen, seine gemeinnützige Thätigkeit selbständig fortzusetzen. Er sah sich dabei unterstützt durch den am 20. Februar erschienenen Aufruf (vgl. oben) und durch eine landrätliche Verfügung vom 3. März, die den Gemeindevorstehern des Kreises Glatz Sammlungen für die notleidenden Weber ans Herz legte.

Am 26. Februar besuchte der Herr Regierungspräsident Juncker von Ober-Conreuth den Pfarrer Klein und hielt dann im Rathause eine Besprechung ab, zu der Klein keine Einladung empfing. Am 7. März stellte eine Abgeordnetenversammlung in Berlin unter dem Vorsitze des Handelsministers, der auch der Breslauer Regierungspräsident beiwohnte, fest, daß ein „akuter Notstand" nicht vorliege. Es scheint, daß den Anlaß zu dieser Berliner Beratung allerhöchster Unwille über den Webernotstand gegeben hat, daß es aber dem Herrn Regierungspräsidenten gelungen ist, sich zu rechtfertigen. Von dieser Zeit ab fing man in gewissen Kreisen an, Kleins Thätigkeit als Agitation gegen die Regierung aufzufassen.

Am 10. März erschien der berüchtigte Artikel des Dr. med. Schubert in der Berliner Zeitung (vgl. Nr. 20, Sp. 464), bemerkenswerterweise von ultramontanen Blättern der Gegend schleunigst nachgedruckt. Die Aufregung darüber war im ganzen Bezirke groß. Sie gab sich einen Ausdruck darin, daß achtzehn angesehene Männer, Lehrer, Gemeindevorsteher, ein Amtsvorsteher, fast sämtlich Katholiken, unter dem 15. März eine Ehrenerklärung für Klein gegen Schubert veröffentlichten.

Am 21. März fand plötzlich der Schubertsche Artikel in einem Drahtberichte des Wolffschen Bureaus einen unerwarteten Wiederhall. Man hat sonst nicht bemerkt, daß dieses Bureau der Berliner Zeitung besondre Beachtung schenkte, jetzt depeschirte es in die Welt hinaus, daß der Gemeindearzt von Reinerz die Webernot im Glatzer Gebirge bestritte!

Gleichzeitig ging den Amts-, Guts-, Gemeindevorstehern und Lehrern des Kreises ein vom 17. März datirtes Schreiben zu, worin ihnen bei disziplinarischer Bestrafung verboten wurde, dem Pastor Klein bei seinem Unterstützungswerke irgend noch an die Hand zu gehn. Die Unterzeichner der Ehrenerklärung für Klein wurden zu verantwortlicher Vernehmung auf den 2. April vor den Landrat geladen. Mit Ausnahme eines einzigen blieben sie auf ihrer Erklärung stehn. Aber was half das?

Kleins Werk war öffentlich als regierungsfeindlich gebrandmarkt und damit lahmgelegt. Die Schritte, die sowohl er selbst als auch die Gemeindevorsteher thaten, um Aufhebung der Verfügung vom 17. März zu erreichen, waren umsonst. Die Erwiederung sprach nur noch ausdrücklicher über die Meinung Kleins von dem „angeblichen" Notstand und über sein Vorgehn die Mißbilligung der Kgl. Regierung aus. Klein schrieb noch zweimal an den Regierungspräsidenten, einmal an den Handelsminister; die Gemeindevorsteher in gleichem Sinn an den Präsidenten und, als sie von diesem keine Antwort erhielten, an den Oberpräsidenten. Alles vergebens. Klein wurde — es klingt nach der Verfügung vom 17. März fast wie Hohn — angewiesen, sich künftig der Mitwirkung seiner Amtsbrüder beider Konfessionen, der Amtsvorsteher und Bürgermeister zu bedienen, die er bei seinem bisherigen Unterstützungswerke übergangen hätte! Das sagte man ihm, nachdem er mit zwei amtlichen Kommissionen friedlich wochenlang zusammengearbeitet hatte, und nach allem, was wir sonst berichtet haben.

3

Bis hierhin haben wir von einem Eingreifen des Konsistoriums nichts gehört. Die Besuche am 2. oder 3. Februar hatten dem Pastor Klein keinerlei Kenntnis davon eingetragen, daß seine obersten kirchlichen Vorgesetzten sein Liebeswerk mißbilligten. Aber der 17. März war für ihn nun einmal ein verhängnisvoller Tag. Er hatte da mit dem Generalsuperintendenten D. Erdmann eine folgenschwere Unterredung, die in den weitern Verhandlungen eine große Rolle spielt. Nach Ansicht des Konsistoriums soll Klein damals auf das Recht jedweder Verteidigung seiner Person und Sache in der Presse ausdrücklich verzichtet haben. Klein dagegen weiß nur davon, daß er versprochen habe, keine weitern Aufrufe zu erlassen, und diese Behauptung ist Klein später durch den Konsistorialrat Hoppe bestätigt worden. Er hat sich denn auch sofort dem Konsistorium gegenüber erklärt, als dieses in einem Schreiben vom 21. März seine Auffassung des fraglichen Versprechens vortrug, und hat um eine Abschrift des Protokolls vom 17. März gebeten. Dieses Gesuch ist ihm abgeschlagen worden. Wir stehen nicht an, dies als ein unerhörtes Verfahren zu bezeichnen.

Bald darauf wandten sich fünfzig Männer aus Reinerz, zumeist Evangelische, an das Konsistorium für Klein um Schutz gegen Schubert. Die einzige Antwort darauf war, daß zwei von ihnen disziplinarisch vernommen wurden.

Für Klein aber begann nun eine Reihe von Konsistorialerlassen, durch deren Bekanntmachung das Kgl. Konsistorium uns besonders verpflichten würde. Was wir davon wissen, hat uns vor anderm den Zorn zu unserm Artikel in Nr. 42 in die Seele gegeben. Keine Spur von väterlichem Wohlwollen für den jungen, meinetwegen allzu eifrigen Pastor; kein Gedanke an die Möglichkeit, daß es Amtspflicht sei, ihn gegen seine Widersacher, auch gegen die politischen Behörden zu schützen; kein Zeichen von dem guten Willen einer vorurteilsfreien Untersuchung seiner Sache; keine Ahnung davon — und diese Ahnung mußte das Konsistorium haben —, ob nicht etwa auch Interessen der evangelischen Kirche gegenüber dem Ultramontanismus zu wahren seien! Dieses Konsistorium fühlt sich ganz und nur als Staats- und Disziplinarbehörde.

Das erste Schreiben ist das schon erwähnte vom 21. März. Es hat etwa folgenden Inhalt: Klein stört als „Unberufener" die fürsorgliche Thätigkeit der Behörden (seit wann datirt die?). Die Richtigkeit seiner Ansichten kann das Konsistorium nicht prüfen (warum nicht?), aber übertrieben hat er „offenbar." Er soll sich um sein Amt kümmern und sich eines weitern Eingreifens in die Angelegenheit enthalten.

Zweites Schreiben. Klein will mit gesteigertem Selbstbewußtsein und mit erhöhter Ueberschätzung der ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Feststellung der Webernot in einem großenteils ihm fernliegenden Gebiete auf dem betretnen Wege verharren. Vorschriften über Verwaltung und teilweise Verwendung der gesammelten Gelder.

Zwischen diesem zweiten Schreiben vom 11. April und dem dritten vom 30. Juli liegt nun die Untersuchung, die im Auftrage des Evangelischen Oberkirchenrats das Breslauer Konsistorium durch den Konsistorialrat Hoppe am 15. bis 18. Juni in Reinerz führte. Klein hatte selbst unter dem 2. Juni darum gebeten. Aber freilich, dieser Konsistorialrat geberdete sich völlig wie ein Untersuchungsrichter, der die Schuld eines Verdächtigen festzustellen hat. Vier (!) Tage hintereinander verhörte er Klein von 8 oder 9 bis 12 Uhr vormittags und von 2 oder 3 bis 8 oder 9 Uhr Nachmittags unter sofortiger Aufnahme eines Protokolls durch einen mitgebrachten Sekretär, fuhr, wenn es ihn nötig schien, Klein in grober Weise an und ließ es ihn in

jeder Weise fühlen, daß man auf den Geistlichen einer kleinen Diasporagemeinde keine Rücksicht zu nehmen brauche.

Folgt das dritte Schreiben. Es teilt Klein den Schuldbefund des Kommissars mit. 1. Klein hat auch nach der Breslauer Unterredung vom 17. März noch ein Blatt ausgegeben, das er als „Dank und Bitte“ im Februar hatte drucken und ausgehn lassen. Das ist in der That von Klein zugestanden worden, daß er vielleicht etliche solche Blätter auch nach dem 17. März noch an einige Geber unter Streifband verschickt habe. Wir können unsrerseits einen öffentlichen Aufruf oder eine erneute Preßthätigkeit darin nicht erkennen und begreifen seine Harmlosigkeit vollkommen. 2. Klein hat der Kreuzzeitung zu ihrem Artikel „Gerechtigkeit“ in Nr. 183 mündlich und schriftlich den Stoff geliefert. Konsistorium erkennt darin eine Zuwiderhandlung gegen seine Verfügung vom 21. März und erteilt daher Klein, zumal der Aufsatz nach Kleins eignem Zugeständnis unwahre Angaben enthalte und nach Form und Inhalt dazu diene, das Ansehn der Behörden zu mindern und die Verstimmung in den beteiligten Kreisen zu steigern, einen ernsten Verweis. — Diese „Unwahrheiten“ sind die in Nr. 42, Sp. 982 unter 2 und 3 mitgeteilten Unrichtigkeiten: fast ist auch dieser Ausdruck noch dafür zu scharf. 3. Mißbilligt wird ferner, daß Klein dem Reichsboten und der Christlichen Welt Informationen habe zukommen lassen. — Was uns betrifft, so hat er das jedenfalls nicht aus eignem Antriebe gethan. 4. Klein faßt die landrätliche Verfügung vom 17. März falsch auf, wenn er meint, daß sie ihm die Fortsetzung seiner Liebesthätigkeit unmöglich mache. Die Begründung jenes Erlasses hat das Konsistorium nicht zu prüfen. — Das ist nun allerdings u. E. Pflicht und Schuldigkeit des Konsistoriums, daß es prüft, ob und wieso der seinem Regiment und seinem Schutze unterstellte Pastor zu jener einschneidenden Verfügung Anlaß gegeben hat. 5. Klein soll auf Hebung des bedauerlichen Gegensatzes denken, der zwischen dem evangelischen Pfarramte und der erdrückenden katholischen Umgebung nicht bloß, sondern auch einem nicht zu unterschätzenden Teil der evangelischen Gemeinde bestehe. — Dieser nicht zu unterschätzende Teil beschränkt sich auf Frau Dengler und ihren Anhang; was aber die katholische Umgebung anlangt: armer Diasporapfarrer! Mit den Katholiken ist ja Klein offenbar sehr gut ausgekommen, aber Friede mit den Ultramontanen?! 6. Seine „Stellungnahme zu der Kommission Reinerz“ soll Klein „berichtigen.“ 7. Kleins künftige Thätigkeit soll sich fortdauernd den amtlichen Organen in Stadt, Kreis, Gemeinde und Kirche oder den von diesen zu bildenden freien Vereinen anschließen.

Endlich das vierte Schreiben vom 17. August. Abschriften der Verhandlungen vom 17. März und vom 16. bis 18. Juni werden dem Pfarrer Klein verweigert, weil solche nach dem Kirchengesetz vom 16. Juni 1886 zur Beschreitung des Beschwerdewegs nicht erforderlich seien!! — Eine offenbar nicht vom Gesetzgeber gewollte Auslegung dieser Bestimmung. Was dem gemeinsten Verbrecher verstattet wird, daß er in den Wortlaut der Aussagen, die er gemacht hat, Einsicht erhält, dem Pfarrer wird es von seinem Kirchenregiment versagt. Daß Klein den Beschwerdeweg nicht doch beschritten hat, bedauern wir; aber begreifen können wir, daß er unter dem Eindruck einer solchen Behandlung den Termin (vierwöchentlicher Frist) versäumte. Außerdem hatte er ja unter dem 2. Juni (vgl. oben) den Oberkirchenrat um Schutz und Untersuchung gebeten, und da war es freilich nicht ermutigend, daß der Oberkirchenrat damals — das Breslauer Konsistorium beauftragte. 2. Die inzwischen von Klein berufene Kontrollkommission, deren in voriger Nummer veröffentlichtes Protokoll der Vorsitzende Graf Pfeil an das Konsistorium eingesandt hat, wird als eine ungenügende Antwort auf die früheren Forderungen des Konsistoriums verworfen.

Die Bildung dieser Kontrollkommission, der im weiteren Verlauf der Dinge wie das Konsistorium so auch die Regierungsbehörden ihre Anerkennung versagen, war in Einverständnis mit dem Kommissar des Konsistoriums, Konsistorialrat Hoppe, erfolgt. Am 17. Juni hatte der Gemeindekirchenrat



von Reinerz in einer Sitzung unter Hoppes Vorsitz diese Idee ausdrücklich gebilligt. Wenn irgendwo, so mußte bei seinen Bemühungen um diese Kommission Klein glauben, daß er in unmittelbarem Gehorsam gegen das Konsistorium handle. Am 7 Juli tagte die Kontrollkommission (vgl. vorige Nr.); die Weisungen des Konsistoriums vom 30. Juli (oben drittes Schreiben) kamen also zu spät.

Seitdem wird von allen Seiten mit Hochdruck daran gearbeitet, die noch in Kleins Hand befindlichen Gelder ihm und der Kontrollkommission zu entwinden. Es ist ein überaus peinliches Schauspiel.

Ein fünftes Schreiben des Konsistoriums vom 8. September, das uns nicht vorliegt, benachrichtigt Klein, daß die öffentlichen Behörden bereit seien, mit ihm über eine angemessene Verwendung der Gelder in Verbindung zu treten, und spricht die Erwartung aus, er werde seinerseits die Hand dazu bieten. Unmittelbar darauf, am 12., erscheint als Kommissar der Kgl. Regierung Regierungsrat Grüttner wieder in Reinerz und hält im Rathause eine Versammlung ab, zu der der stellvertretende Landrat Graf Pilati, ohne Angabe der Tagesordnung, auch den Pfarrer Klein eingeladen hat. Klein findet dort einige dreißig Männer, die fast alle den vier oft genannten Notstandskommissionen angehören, auch den Superintendenturverweser Wittenhagen. Der Kommissar eröffnet die Versammlung: ihr Zweck sei die Verfügung über die dem Pastor Klein verbliebnen Restbestände. Der Landrat, Graf Pilati, beantragt an Konsistorium und Regierung ein doppeltes Ersuchen, erstens Klein zu veranlassen, die hinter ihm stehenden Fonds bei der Kreiskommunalkasse in Glatz zur Verfügung für die vier amtlichen Notstandskommissionen niederzulegen, und zweitens mit ihrer weitern Verwaltung und Verwendung dieselben Kommissionen zu betrauen. Der Superintendenturverweser Wittenhagen erklärt, daß diese Anträge mit den Intentionen des Konsistoriums durchaus im Einklang ständen, und ermahnt Klein, dem direkten Befehl des Konsistoriums gemäß (der nicht ergangen ist) nunmehr das Geld der Kreiskommunalkasse zu überweisen. Klein erwiedert, daß weder er noch die Versammlung über das Geld zu verfügen habe, sondern allein die Kontrollkommission, vor der er die landrätlichen Anträge zur Sprache bringen wolle. Und dabei bleibt er.

Auf den 12. Oktober wird nun Klein vor das Konsistorium nach Breslau zitirt. Als er hier die nämliche Erklärung abgiebt, droht man ihm, man werde, wenn die Pilatischen Anträge von der Kontrollkommission nicht angenommen würden, ihn als das strafbare und schuldige „Objekt“ aus Reinerz entfernen. Er möge das Konsistorium nicht zum Aeußersten treiben. Zum Schluß mußte sich Klein gegen ein Beschwerdeschreiben des Regierungspräsidenten rechtfertigen, das ihn beschuldigte, er habe im Eulengebirge unter den Webern Unruhe gestiftet! Davon unten noch ein Wort.

Am 14. Oktober fand in Glatz die Kreissynode statt. Unvermutet stellte dort der bisherige Landrat des Kreises, Freiherr von Seherr-Thoß, in Gemeinschaft mit dem Landrat des Habelschwerdter Kreises Grafen Fink von Finkenstein den Antrag, die Synode möge dem Pfarrer Klein ein Mißtrauensvotum aussprechen und gleichzeitig den Wunsch geltend machen, daß er sein Amt in Reinerz niederlege. Dagegen erhoben unter sichtlicher Zustimmung der Mehrheit der Synode einige Mitglieder entschieden Widerspruch, sodaß über den Antrag zur Tagesordnung übergegangen wurde.

Am 30. hat nun endlich die freiwillig zusammengetretene Kontrollkommission wieder getagt. Ihre Verhandlungen berichtet das unten abgedruckte Protokoll.

Die Kommission tritt mit aller Entschiedenheit für Kleins Person und Sache ein.

4

Welches sind also die Vorwürfe, die das Konsistorium dem Pastor Klein macht?

1. Aus der Zeit bis zum 17. März mit seinem landrätlichen Erlaß: daß Klein bei seiner Liebesthätigkeit die amtlichen Organe übergangen habe.

2. Seit dem 17. März und der Einstellung von Kleins

Liebeswerk: daß er sich nicht entschließen konnte, sein Geld den amtlichen Kommissionen bedingungslos auszuliefern.

3. Hierzu kommt der Vorwurf, er habe ein am 17. März dem Generalsuperintendenten gegebenes Versprechen gebrochen; diese Annahme liegt dem erteilten Verweise zu Grunde.

Wir hoffen, daß unser Bericht über den Wert dieser Anklagen einiges Licht verbreitet hat, und überlassen es unsern Lesern, sich nunmehr für eine der vier zum Beginn dieses Artikels hingestellten Möglichkeiten zu entscheiden.

Selbstverständlich aber hat sich gegen einen so unbequemen und vielangefeindeten Mann auch sonst allerhand Gerede erhoben, mit oder ohne Anlaß.*) Wir müssen auch diese Dinge registriren.

Klein soll der Urheber des Gerüchts gewesen sein, im Reinerzer Bezirk sei der Hungertyphus aufgetreten. Diese Beschuldigung ist zum Glück durch das in voriger Nummer veröffentlichte Protokoll urkundlich widerlegt.

Klein soll, und das steht in Nr. 129 der ultramontanen Schlesischen Volkszeitung gedruckt, am 18. März geäußert haben: er hätte der Kgl. Regierung ein Feuer über dem Kopfe angezündet, das ihr jetzt recht unangenehm zu sein scheine! In Wahrheit hat er gesagt: durch die Preßfehde sei in der Weberfrage ein großes Feuer entzündet worden, was ihm um der Regierung willen recht unangenehm sei! Hierfür sind Zeugen vorhanden.

Klein soll die Weber im Eulengebirge aufgewiegelt haben. Darüber beschwert sich sogar der Regierungspräsident beim Konsistorium. Nun, man wird sich bei den Aufklärungen, die Klein gegeben hat, wohl beruhigt haben. Ein Weber des Eulengebirges hat sich bittend an Klein gewendet, dieser hat ihn bei einem Ausfluge ins Eulengebirge eine Stunde lang besucht, hat sich überzeugt, daß es den Webern dort besser geht als im Glatzer Kreise, und sie an ihren Pastor und ihre Behörden gewiesen.**)

Natürlich hat Klein auch die Sozialdemokratie auf dem Gewissen. Aber der Schneidermeister Kühn hat schon 1888 in Rückers eine Versammlung abgehalten, und Rückers wie auch Reinerz haben bei der letzten Reichstagswahl sozialdemokratische Stimmen gezählt. Gerade die Weber sind jedoch dieser Richtung noch nicht verfallen, die ihre Anhänger hauptsächlich unter den Rückerser Glasschleifern hat. Wenn der Fall Klein Sozialdemokraten macht, so ist nicht Pastor Klein daran schuld, sondern der blinde Büreaukratismus. Die Gefahr ist freilich nicht groß; die Leute haben kaum die Kraft, Sozialdemokraten zu werden.

Jedenfalls sind das alles Dinge, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben. Die Hauptsache ist, daß einem evangelischen Pastor, der in aller Harmlosigkeit und mit allem Geschick eine höchst zeitgemäße Liebesarbeit begonnen hat, das Kirchenregiment nicht Förderung und Schutz gewährt, sondern im Verein mit andern Mächten tötliche Hindernisse in den Weg gelegt hat.

Im Verein mit andern Mächten. 1. Mit der Büreaukratie der Staatsbehörden. Die Staatsbehörden, insbesondre die Kgl. Regierung zu Breslau, sahen sich durch das thätige Vorgehn des Pastors Klein der Pflichtversäumnis beschuldigt. Diese Lage wurde ihnen, wie es scheint, vollends klar, als man sie von Berlin her zur Rechenschaft zog. Seitdem durfte ein „akuter Notstand" nicht mehr vorhanden sein, und Pastor Kleins Werk mußte zum Stillstand gebracht werden.

2. Mit dem Ultramontanismus. Klein ist Diasporapfarrer, hat eine Gemeinde von 416 Evangelischen unter 16284 Katholiken. Sein Vorgehn war ein Wagnis, das hat er wohl selbst gefühlt. Aber indem er sich von vornherein auch an die Katholiken wandte, erfuhr er, daß das Gefühl für die Notwendigkeit der Hilfe allgemein und lebhaft genug war, um den Konfessionsunterschied ihm gegenüber vergessen zu lassen. Kleins Werk, in diesem Maße von Katholiken mit getragen, beweist gerade, daß auch ein Diasporapfarrer, wenn er das Herz auf dem rechten Flecke hat und ein praktischer Mann ist, recht wohl ein allgemeines Liebeswerk einzuleiten und zu leiten vermag. Daß freilich heutzutage überall im katholischen Deutschland alsbald ultramontane Gegenströmungen gegen solches Werk, gerade wenn und weil es gelingt, sich erheben werden, ist selbstverständlich. Es wäre ein Wunder, wenn keine Partei des Bürgermeisters, kein Dr. Schubert, keine Schlesische Volkszeitung Klein entgegengearbeitet hätte. Aber ein Konsistorium von Schlesien mußte wohl das Auge haben, solche Geister zu erkennen. Der oder die katholischen Pfarrer von Reinerz waren durch Kleins Vorgehen in die gleiche mißliche Lage versetzt, wie die Staatsbehörden: es erwuchs ihnen daraus der Vorwurf, daß sie nichts gethan hätten! Als die Achtzehn ihre Ehrenerklärung für Klein erlassen hatten, wurde einer von ihnen im Beichtstuhl aufgefordert, seine Unterschrift zurückzuziehen, und als er sich dazu nicht verstand, aus dem Beichtstuhl hinausgewiesen.

Wir wollen Kleines nicht mit Großem vergleichen. Aber der Gedanke liegt nahe: Fliedner war auch Diasporapfarrer und hatte ein kleines evangelisches Häuflein inmitten katholischer Bevölkerung zu versorgen; an ultramontanen Anfechtungen hat es ihm auch nicht gefehlt. Ob es ihm möglich gewesen wäre, nter dem schlesischen Konsistorium von heute zu wirken, was er gewirkt hat?

Ist nicht das Konsistorium über den lauten und unbedingten Beifall erschrocken, den es bei der Schlesischen Volkszeitung geerntet hat?

Der Evangelische Bund hätte Ursache, sich recht eingehend mit dem Fall Klein zu befassen. Aber inzwischen tagt ja die Generalsynode. Ihr wird D. Stolzmann, der als starrer und energischer Träger des Büreaukratismus im Kirchenregiment bekannt ist, als vom König berufenes Mitglied angehören. Hoffen wir, daß ihm durch freimütigen Vorhalt der von uns geschilderten Sachlage Gelegenheit gegeben wird, sich und das Konsistorium zu rechtfertigen. In Schlesien sind viele Gemüter erregt, aber auch viele eingeschüchtert.

5

Zum Schluß noch ein Wort über die in voriger Nummer mitgeteilte Erklärung des Konsistoriums.

Die Akten in Sachen Kleins zu veröffentlichen lehnt es „als dem amtlichen Gebrauch widersprechend" ab. Können denn diese heiligen Traditionen der Büreaukratie nicht einmal durchbrochen werden, wo wahrlich heiligere Interessen in Frage stehen? Schweigen und Schweigen gebieten, in der Kunst scheint das Konsistorium Meister.

Man weist hin auf die Gefahr, „die bei der zunehmenden Zuchtlosigkeit in heutiger Zeit aus solcher Preßthätigkeit — wie der unsern — entspringen kann." Mit dieser Wendung pflegt heute von gewissen Autoritäten jeder unbequeme Widerspruch stigmatisirt zu werden. Als ob nicht der Mangel einer ernsten loyalen Opposition einer der größten Mängel in unserm politischen Leben wäre! Wir werden ruhig dem Ideal folgen, das wir von einer charaktervollen kirchlichen Presse im Herzen tragen.

Bibelsprüche ins Feld zu führen, hätte man sich enthalten sollen. Matth. 7, 1 wollen wir ja uns gerne gesagt sein lassen, dies Wort kann man nicht oft genug hören. Aber Matth. 5, 44 thut gar nichts zur Sache. Das Konsistorium gedenkt daran, daß es Feindesliebe üben soll — ja gegen wen denn? Der Herausgeber dieses Blattes und Verfasser jenes Artikels in Nr. 42 ist kein „Feind" des Breslauer Konsistoriums oder seiner einzelnen Mitglieder. Ich kenne die Herren nicht und habe keinen Grund ihnen feind zu sein. Nur der christliche Zorn über das, was ich „Welt in der Kirche" genannt habe und was mir in diesem Falle allerdings so bloß wie selten vor Augen trat hat mir, die Feder bei meinem Artikel geführt. Und wie solcher Zorn mit christlicher Bruderliebe wohl vereinbar, ja von dieser gefordert ist, so würde ich es durchaus als verträglich mit

*) Es versteht sich, daß wir für Klein nicht eingetreten sind, ohne über seine uns völlig unbekannte Persönlichkeit zuverlässige Kunde zu haben. Besonders wertvoll war uns da ein Brief des früh verstorbnen Professors Gloel in Erlangen. Wer diesen Mann gekannt hat, wird mit uns den größten Wert auf sein Zeugnis legen. Er schrieb unaufgefordert an den Herausgeber: „Klein ist mir sehr wohl bekannt; die Lauterkeit und Selbstlosigkeit seiner Gesinnung ist mir über allen Zweifel erhaben."

**) Nebenbei gesagt, für die Weber des Eulengebirges, wo die Mehrheit protestantisch ist, durften unbeanstandet katholische Aufrufe durch ganz Deutschland gehen.

christlicher Gesinnung, ja als einen Beweis davon begrüßen, wenn das schlesische Konsistorium zur Abwehr der ihm vermeintlich zugefügten „Verleumdungen und Beleidigungen" den Rechtsweg beschreiten wollte. Um der Wahrheit willen, die in dieser Sache an den Tag kommen muß, bitte ich darum.

Verzichtet das Konsistorium darauf und läßt es bei seiner inhaltsleeren Erklärung im Amtsblatt bewenden, so kann ich das nur als ein Zugeständnis ansehen, daß die Christliche Welt mit ihrer Darstellung und Beurteilung des Falles Klein im Wesentlichen das Rechte getroffen hat. R

## In Sachen Kleins

### Zweites Protokoll der Kontrollkommission

Glatz, den 30. Oktober 1891

Auf Einladung des Vorsitzenden der „Kontrollkommission der Pastor Kleinschen Notstandssammlung" haben sich die nachbenannten Herren im Kaiserhof zu Glatz versammelt, nachdem die Kommission vorher durch schriftliche Stimmabgabe auf Antrag des Herrn Pastors Klein den stellvertretenden Landrat des Kreises Glatz, Herrn Grafen Pilati-Koritau, auf Antrag des Herrn Grafen Pfeil-Hausdorf die Herren Pastor Steffler-Glatz und Pastor v. Treskow-Kamenz ¾kooptirt hatte: 1. Graf Pfeil-Hausdorf, Vorsitzender, 2. Graf Pilati-Koritau, 3. Pastor Flotow-Großkniegnitz, 4. Pastor v. Treskow-Kamenz, 5. Dr. med. Kolbe-Reinerz, 6. Pastor Steffler-Glatz, 7. Pastor Klein-Reinerz.

Der Vorsitzende, Herr Graf Pfeil, eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß Herr Baron v. Falkenhausen-Wallisfurth, Kammerherr v. Boddien-Kudowa und Oberförster Beck-Kudowa ihr Ausbleiben entschuldigt hätten.

Zu I. der Tagesordnung, Rechnungslegung, legte der Vorsitzende eine Benachrichtigung der Staatsschuldenverwaltung vor, wonach die Hauptsumme der gesammelten Gelder, im Betrage von nominell 34500 Mark preußischer Konsols zu vier Prozent, im Staatsschuldbuch auf seinen Namen eingetragen sei. Sodann stellte Pastor Klein auf Wunsch des Kgl. Konsistoriums den Antrag, daß die in der Sitzung vom 7. Juli d. J. revidirte und richtig befundene Rechnung nochmals geprüft werde. Der Antrag wurde einstimmig gegen die Stimme des Antragstellers abgelehnt.

Ferner legte Pastor Klein eine Nachtragsrechnung für die Zeit vom 7. Juli bis zum heutigen Tage vor, welche revidirt und richtig befunden wurde.

Nachdem sodann der Gesamtkassenbestand, wie sich derselbe aus der am 7. Juli geprüften Rechnung und der heute geprüften Nachtragsrechnung ergiebt, nämlich 1. Preußische Konsols (vergl. oben) 34500 Mark, 2. Sparkassenbuch der Reinerzer Sparkasse 1500 Mark, 3. ein Schuldschein über jetzt 400 Mark, 4. eine Hypothek über 720 Mark, 5. ein Barbestand von 733,13 Mark und 1 Gulden, Summa 37 853,13 Mark und 1 Gulden nachgewiesen worden war, wurde dem Pastor Klein einstimmig Decharge erteilt.

Zu II., Verwendung der gesammelten Gelder. Pastor Klein beantragt auf Wunsch des Kgl. Konsistoriums, daß die gesammelten Gelder gemäß den Anträgen des Grafen Pilati, welche derselbe in der Konferenz in Reinerz am 12. September d. J. gestellt hatte, verwendet würden. Diese Anträge lauteten: „Der Königlichen Regierung und dem Königlichen Konsistorium ist die Bitte vorzutragen, 1. den p. Klein zu veranlassen, den noch hinter ihm befindlichen Bestand der im Verfolg seiner Sammlungen zu Unterstützungszwecken ihm zugeflossnen Gelder baldmöglichst unter gleichzeitiger Vorlegung einer genauen Rechnungsübersicht bei der Kreiskommunalkasse des Kreises Glatz zur Verfügung der im verflossenen Winter auf Anregung der Königlichen Regierung eingerichteten vier örtlichen Kommissionen zu Rückers, Reinerz, Lewin und Kudowa niederzulegen und 2. mit der weiteren Verwaltung und Verwendung für den Fall des etwa eintretenden Bedürfnisses nach noch näher festzustellenden Grundsätzen die oben unter 1 erwähnten vier örtlichen Kommissionen zu betrauen." — Dieser Antrag wurde mit fünf gegen eine Stimme (Graf Pilati) abgelehnt. Auch der Kammerherr v. Boddien hat sich schriftlich gegen den Antrag erklärt. Pastor Klein enthielt sich der Abstimmung.

Nunmehr stellte und empfahl Pastor Klein folgenden Antrag: 1. 10000 Mark dem evangelischen Gemeindekirchenrat zu Reinerz zu überweisen mit dem Wunsche, daß die Hälfte der Zinsen zur Ausbildung armer Weberkinder auf einer Webeschule, die andre Hälfte als Prämien an Webereltern, deren Kinder einen andern Beruf ergreifen, alljährlich Verwendung finden möchte. In erster Linie möchten die Weberkinder, bez. Webereltern in der evangelischen Gemeinde zu Reinerz, in zweiter die evangelischen Weber der Grafschaft Glatz, in dritter die katholischen Weber vor allem innerhalb des Sprengels der evangelischen Parochie Reinerz, dann erst aus der Grafschaft Glatz berücksichtigt werden. 2. 10000 Mark evangelischen Gemeindekirchenräten in den Kreisen Glatz, Neurode, Habelschwerdt, Waldenburg und Schweidnitz unter besondrer Berücksichtigung der Kirchengemeinden Straußeney, Neurode und Habelschwerdt zur Verwendung für arme Weber zu überweisen. 3) Den Rest, etwa 19000 Mark, den vier Notstandskommissionen zu Rückers, Reinerz, Lewin und Kudowa auszuhändigen mit dem dringenden Wunsche, daß dieselben dafür Volksküchen einrichten oder die überwiesenen Beträge den vorhandenen, bez. noch zu bildenden vaterländischen Frauenvereinen zu dem gleichen Zwecke überweisen.

Dieser Antrag wurde mit fünf gegen zwei Stimmen (Graf Pilati und Pastor Klein) abgelehnt. Zur Begründung der Ablehnung dieses und des vorigen Antrages wurde u. a. bemerkt, daß eine Ueberweisung der gesammelten Gelder an die Notstandskommissionen zu verwerfen sei: 1. weil sie keine Korporationsrechte hätten, 2. weil das Geld, wenn auch für interkonfessionelle Zwecke gegeben, doch evangelischen Händen anvertraut sei, 3. weil man Kommissionen, die das Vorhandensein eines Notstandes unter den Webern teilweise leugnen, doch das Geld nicht überweisen könne, 4. weil sich diese Kommissionen gegen Pastor Klein, den Sammler der Gelder, teilweise unfreundlich, ja feindlich gestellt hätten. — Bezüglich des zweiten Antrages wurde noch erwähnt, daß er die konfessionelle Parität nicht genügend wahre.

Aus der Mitte der Kommission wurde nunmehr folgender Antrag gestellt: Die Kontrollkommission wolle beschließen: 1. 5000 Mark des Geldes dem evangelischen Gemeindekirchenrat zu Reinerz mit der Bestimmung zu übergeben, die Zinsen im Sinne der Geber in erster Linie zur Erziehung armer Weberkinder beider Konfessionen zu verwenden. 2. 10000 Mark an Fräulein Klingberg in Reinerz zu überweisen für Begründung einer Volksküche und eventuelle Anschaffung von Saatgut in Notfällen; ein etwaiger Ueberschuß fließt zur Verwendung zu 3. 3. Den noch bleibenden Rest der von Pastor Klein gesammelten Bestände dem Vorstande des vaterländischen Frauenvereins in Berlin, z. H. der Gräfin Charlotte Itzenplitz, mit der Bitte zu überweisen, die Zinsen dieses Fonds oder das Kapital im Interesse der notleidenden Weber der Grafschaft Glatz und des Eulengebirges zu verwenden.

Dieser Antrag wurde mit fünf gegen eine Stimme (Graf Pilati) angenommen. Pastor Klein enthielt sich der Abstimmung. Der Vorsitzende übernimmt die Ausführung dieser Beschlüsse.

Endlich wurde einstimmig beschlossen, die Protokolle vom 7. Juli und der heutigen Sitzung zu veröffentlichen.

Lic. Flotow. M. v. Treskow, Pastor. Dr. Kolbe.
Graf Pilati.
Graf Pfeil, Vorsitzender. Steffler, Pastor, Protokollführer.

## Verschiedenes

**(Luthers Werke fürs deutsche Haus)** Seit wir das letzte mal, in der vorjährigen Luthernummer, von der Braunschweiger Lutherausgabe berichteten, ist sie rüstig vorwärts geschritten. Anstatt 16 liegen 31 Hefte vor, und mit dem Doppelheft 32/33, das in wenigen Tagen zur Ausgabe gelangt, wird die dritte Reihe, die Predigten und erbauliche Schriften enthält, abgeschlossen sein. Das Ganze wird dann sechs stattliche Bände von 400 bis 600 Seiten umfassen, wozu noch ein siebenter und achter Band als vierte und letzte Folge, Tisch-

reden, Briefe, Lieder u. a. enthaltend, hinzukommen soll. Wie es scheint, findet die Ausgabe immer mehr Freunde; gerade nach den erbaulichen Schriften und Predigten werden manche greifen, die an den geschichtlich bedeutsamen Werken des Reformators vorübergehen. Bemerkt sei noch, daß das von der Verlagshandlung (C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig) sehr preiswert gestaltete Werk in zwei Ausgaben vorliegt zu 30 und 50 Pfennigen per das Heft, also bei voraussichtlich 45 Heften zu 13,50 und 22,50 Mark für das Ganze. Das ist ein Preis, der offenbar auf Massenabsatz berechnet ist. Wir sind überzeugt, daß die Rechnung nicht falsch sein wird, denn wir sind doch eben dabei, Luther wieder mehr zu lesen, als er seit alten Zeiten gelesen worden ist.

R

## Zur Beachtung

Die heutige Nummer ist infolge des Buchdruckerstreiks nur einen Bogen stark. Wir bitten unsre Leser das zu entschuldigen, besonders aber die Eintönigkeit des Inhalts. Mehr als uns lieb ist, müssen wir unsre Spalten mit dem „Fall Klein" füllen: der Ernst der Angelegenheit wird es rechtfertigen.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 46 der „Chronik der Christlichen Welt"

# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Seine Verlobung mit Fräulein **Magdalene Wagner**, Tochter des Herrn Sem.-Oberlehrer E. Wagner und seiner Gemahlin Anna geb. Graf hierselbst, beehrt sich auch auf diesem Wege anzuzeigen.

Nossen, 25. November 1891

Diakonus **M. Eger**

Eine junge Dame besten Standes **sucht** in einem gebildeten liberalen Pfarrhause in kleiner Stadt oder auf dem Lande häusliche Pflichten zu übernehmen, ohne Gehalt.

Offerten unter **Nr. 7** an die Expedition dieses Blattes.

Verlag von **Max Nössler** in **Bremen**

**Thikötter,** Die metaphysische Grundlage des hierarchisch-jesuitischen und des sozialdemokratischen Systems und ihre Bekämpfung. Preis 1 Mark. Siehe „Christliche Welt" Nr. 42, Sp. 988—990. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages direkt franko vom Verleger.

Im Verlage von **R. Reich**, vorm. C. Detloffs Buchhandlung in Basel ist erschienen:

Hermann Oeser:

**Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse.**

M. 1.80; geb. M. 2.60.

**Vom Tage.** Paraboliſches.

M. 1.40; geb. M. 2.20.

**Stille Leute.**

Zwei Lebensbilder. 3. Auflage.

M. 0.60; geb. M. 1.40.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschien:

**Geschichte der evangel. Gottesdienstordnung**

in badischen Landen

zugleich ein Beitrag zum liturgischen Studium

von **Heinrich Bassermann,**

Doktor u. Prof. der Theol. in Heidelberg.

Großoktav. 265 Seiten. Preis geheftet 4 M.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

**Antiquar. Catalog XII: Theologie.**

Reich an wissenschaftl. u. prakt. Werken, Predigten etc.

**Catal. XIII: Orientalia, Philosophie, Pädagogik**

versendet die **Dieterich'sche Univers.-Buchhandlung** (L. Horstmann) in **Göttingen.**

**C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.**

Soeben ist erschienen:

**J. v. Döllinger,** **Das Papsttum.** Neubearbeitung des „Janus," im Auftrag des inzwischen heimgegangenen Verfassers von **J. Friedrich.** 37½ Bog. 8°. Eleg. geh. 8 Mk., eleg. geb. 9 Mk. 50 Pfge.

Eine Geschichte des Papsttums aus der Feder des besten Kenners derselben, zugleich ein Rüstzeug antirömischer Polemik und eine Fundgrube kirchengeschichtlicher Gelehrsamkeit!

**Carl von Orelli,** ord. Prof. der Theologie in Basel: **Die Propheten Jesaia und Jeremia** ausgelegt. 2. umgearbeitete Auflage. 28½ Bogen. Lex.-8°. Geh. 5 Mk. 50 Pfge.

☞ Auch unter dem Titel: Kurzgefaßter Kommentar zu den heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments, herausgegeben von Strack und Zöckler. A. Altes Test. 4. Abtlg. — Prospekte dieses Werkes sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

**Carl Sartorius,** Priv.-Doz. in Bonn: **Die staatliche Verwaltungsgerichtsbarkeit auf dem Gebiete des Kirchenrechts.** Mit bes. Berücksichtigung der Preußischen, Bayerischen, Württembergischen, Badischen und Hessischen Gesetzgebung. 10½ Bog. 8°. Geh. 3 Mk.

**Johannes Volkelt,** ord. Prof. der Philosophie in Würzburg: **Vorträge zur Einleitung in die Philosophie der Gegenwart.** Gehalten zu Frankfurt a. M. im J. 1891. 15 Bog. Geh. 4 Mk. 50 Pfge. Eleg. geb. 5 Mk. 50 Pfge.

**Inhalt:** Die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. — Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft. (Begriff der Wissenschaft überhaupt. Erkenntnistheorie.) — Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft. (Metaphysik Naturphilosophie. Philosophie des Geistes.) — Philosophie und Leben. — Philosophie und Religion. — Philosophie und Kultur.

**Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr**
(Besitzer: **Paul Siebeck**)

In meinem Verlage erscheint:

**Die Heilige Schrift**

des

**Alten Testaments**

in Verbindung mit mehreren Fachgenossen übersetzt und herausgegeben von

**E. Kautzsch,**

Professor der Theologie in Halle

Ausgegeben sind: die **Lieferungen 1, 2, 3 u. 4**
Unter der Presse: **Lieferung 5**

**Subskriptionspreis für 60 Druckbogen**

☞ **nur Mark 9.—** ☜

Der Subskriptionspreis erlischt mit Ausgabe der letzten Lieferung

Diese Uebersetzung des Alten Testaments wird in erster Linie auf eine richtige Wiedergabe des Grundtextes ausgehen. Indem die Herausgeber nicht die Worte, sondern den wahren und eigentlichen Sinn derselben sorgfältig wiederzugeben trachten, folgen sie nur dem Vorbild des großen Meisters der Uebersetzungskunst, Dr. **Martin Luther.**

Das Ziel — Treue der Wiedergabe des Grundtextes und Verständlichkeit des deutschen Textes — ist das gleiche, aber die äußern Mittel zur Erreichung desselben sind im Laufe von Jahrhunderten Veränderungen unterworfen.

**Für die Theologen, Studirende wie Pfarrer, ein zuverlässiges Hilfsmittel zu rascher Orientirung wie zum Studium des Grundtextes, somit der kürzeste Kommentar zum Alten Testament, für die Laien ein sicherer Führer durch das Alte Testament auf Grund der Ergebnisse der neuesten Schriftforschung zu werden — das ist der Zweck dieser Uebersetzung. — Möge sie nicht bloß bei Pfarrern und Studirenden der Theologie, sondern auch in allen gebildeten Familien evangelischer Konfession Eingang finden!**

**Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr**
(Paul Siebeck)
**in Freiburg i. B.**

## An unsre Leser

Wenn in den nächsten Wochen und Monaten die Sauberkeit der äußern Herstellung unsrer Zeitschrift zu wünschen übrig lassen sollte, der Umfang der Nummern beschränkt werden müßte, oder sogar Störungen in der Ausgabe entstehen sollten, so bitten wir dies mit dem Setzer- und Druckerstreik zu entschuldigen, der am 1. November begonnen worden ist und voraussichtlich längere Zeit dauern wird. Wir werden alles aufbieten, Unregelmäßigkeiten zu vermeiden, können aber für nichts einstehen.

**Die Redaktion und die Verlagsbuchhandlung**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Eug. Hoesch & Orthaus in Düren

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 47 — Leipzig, den 19. November — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Vielleicht es ist der letzte Tag. Aus Geroks Nachlaß — Friedhofsgedanken — Zur Frauenfrage: 5. Die Frauenfrage nach einzelnen neutestamentlichen Schriftstellen; 6. Ergebnisse — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 11 — Verschiedenes: Knapps Evangelischer Liederschatz; Berichtigung; Professor Grau gegen Professor Haupt; Immer trauriger — Quittung — Anzeigen


## Vielleicht es ist der letzte Tag

1889

Aus Geroks Nachlaß

Vielleicht es ist der letzte Tag,
Zu dem du heut erwacht,
Drum nimm noch jeden Stundenschlag
Der flüchtgen Zeit in acht.

Vielleicht es ist die letzte Pflicht,
Die deine Hand noch thut;
Drum flink ans Werk und säume nicht,
Gut End macht alles gut.

Vielleicht die letzte Kreuzeslast
Liegt heut auf deiner Bahn,
Drum frisch noch einmal angefaßt,
Bald bricht der Sabbath an.

Vielleicht der letzte Freudentrank
Ist heute dir beschert,
Greif herzhaft zu und nimm mit Dank,
Was Gott dir Guts gewährt.

Vielleicht es ist das letzte Wort,
Das heut dein Mund noch sprach;
Machs freundlich — wenn du lange fort,
So klingts noch lieblich nach.

Vielleicht es ist der letzte Tag,
Zu dem du heut erwacht;
Drum nimm noch jeden Stundenschlag
Der flüchtgen Zeit in acht.

## Friedhofsgedanken

Gestern war ich im Garten der Vergangenheit — es war so still dort. Der Wind fuhr leise durch die frisch belaubten Bäume, und aus den dunklen Cypressen ertönte der Sang der Nachtigallen. Ich saß auf einer einsamen Bank unter einer Birke, um die Cypressen standen, und schaute den langen, stillen Gang entlang, dem zu beiden Seiten die Gräber liegen, Stein an Stein, deren Hüterin die Vergangenheit — so still, so schweigend, und dennoch beredter denn irgend eine Zunge.

Wirds noch lange währen, bis auch über meinem Leibe die Bäume grünen und die Blumen blühen? Es ist so dunkel da unten in der stillen Gruft — aber drüber hin ist Licht und Sonnenschein, Frühling und Nachtigallensang.

Es giebt Zeiten, wo der Geist erlahmt im beständigen Kampfe mit dem schwachen Körper, wo er sich losringen möchte von der gebrechlichen Materie und mit ihr die unsägliche Müdigkeit von sich abstreifen wie ein lästiges Gewand und sich aufschwingen in jene Region, da ewiges Licht und ewiger Frühling ist, da Lebensbäume grünen am krystallenen Strom zu Füßen dessen, der gesagt hat: Sieh, ich mache alles neu!

Wunderbare Stunde der Zukunft, in der die Vergangenheit ihres Hüteramtes enthoben wird, da sie den Stein abheben wird von all diesen dunklen, schweigenden Gräbern, um Zeugnis abzulegen von denen, die so lange, lange unter ihrem Schutze geschlummert haben, ausgeruht von dem heißen Erdenkampfe — die ein kurzes Menschenleben gelebt, durchkämpft und gelitten haben, um ihr müdes Haupt in den Schoß der Vergangenheit zu betten.

Sie kennt die Schläfer alle, eines jeden Stunde hat sie gezählt, und geheimnisvoll und ernst wartet sie ihres Amtes von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Wie ist es so still im Garten der Vergangenheit! Nur der Wind fährt leise durch die frischbelaubten Bäume, und aus den dunklen Cypressen ertönt der Sang der Nachtigallen!

* * *

Nun ist der Herbst ins Land gezogen. In kurzen, sonnigen Tagen, dem Dufte des Nebels entstiegen, hat Wald und Flur in den schönsten Farben geprangt, doch in der Nacht hat der Reif die bunten Blätter und letzten Blüten geküßt, und nun fallen sie welk und todesmatt zur Erde. Die Luft ist weich und feucht, wie in jenen Tagen, die dem Kommen des Lenzes vorausgehen, und man möchte das Vergehen und Sterben ringsumher vergessen wie einen bösen Traum. Doch nein: „Bald weht der Herbststurm über Stoppelfelder und singt uns mahnend bange Winterklage."

In diesen Tagen lenkt mancher Wandrer seine Schritte zu dem Garten der Vergangenheit. Wie öde scheint er mit den kahlen Bäumen! Auf den Gräbern liegen dürre Blätter, und der Sang der Nachtigallen ist verstummt. Wo fühlt unser Herz banger den eisigen Hauch des Vergehens und Sterbens, als hier?

Ja, Vergehen und Sterben — doch nur für eine kurze Weile. Der Wind wird wieder durch frischbelaubte Bäume fahren, die Blumen auf den Gräbern werden blühen und der Sang der Nachtigallen aus den dunklen Cypressen ertönen. Und noch eine kurze Weile, und dem Garten der Vergangenheit wird ein andrer Frühling anbrechen, ein Frühling, da alles, was hier im Todesschlafe liegt, erwachen wird zu herrlichem, unvergänglichem Leben.

v Bl

## Zur Frauenfrage

### 5. Die Frauenfrage nach einzelnen neutestamentlichen Schriftstellen

Hochverehrte Frau! Mit diesen allgemeinen Bemerkungen und dem, was über Jesu Stellung zur Frauenfrage gesagt ist, dürfte Ihre allgemein gehaltene Frage bereits im wesentlichen ihre Beantwortung gefunden haben. Es erübrigt nun noch, die einzelnen Stellen bei Paulus kurz zu beleuchten und damit zugleich jeder Ihrer einzelnen Fragen gerecht zu werden.

Sie haben die Stelle 1. Kor. 11, 3—15 an die Spitze gestellt. Und in der That ist diese Stelle für unser Verständnis eine der schwierigsten, ja vielleicht in ihrem vollen eigentlichen Sinne uns überhaupt nicht mehr begreiflich, weil wir die da-

maligen Anschauungen, Begriffe, Worte und Urteile über das behandelte Gebiet zu wenig kennen. Ich kann wenigstens nicht behaupten, daß ich in einem der wissenschaftlichen Kommentare eine vollgenügende Erklärung dieser Stelle gefunden habe. Eigentlich handelt es sich dabei um eine Frage, die nach unserm Gefühl höchst gleichgiltig, nebensächlich und fernliegend ist, nämlich um die Forderung oder vom Apostel schon früher in Korinth eingeführte Sitte, daß die Frauen im öffentlichen Gottesdienste nur verschleiert auftreten sollen zu Gebet und Weissagung, während die Männer ihr Haupt nicht zu verhüllen brauchen. Die spätere Christenheit hat diese Forderung sehr bald vergessen. In den liberal angehauchten, hellenistischen Kreisen der Korinthischen Christengemeinde mochte sie nicht gerade mit Freuden begrüßt und mit Gewissenhaftigkeit durchgeführt werden. Dem Orientalen, dem Juden, dem Apostel schien sie bedeutsam genug, um sie streng aufrecht zu erhalten und mit mancherlei Gründen, religiösen, sittlichen, theologischen, natürlichen zu stützen. Erst am Schluß des Abschnitts (V. 13—15) braucht Paulus einen Beweisgrund, der uns einigermaßen verständlich ist: da appellirt er an das Urteil des natürlichen Gefühls, daß langes Haupthaar die Frauen ziere, die Männer verunziere, und leitet daraus, freilich mit einem etwas kühnen Schlusse, ab, daß gleichsam schon die Natur die Weiber lehre, mit verhülltem Angesicht zu Gott zu beten. Vorher aber hat der Apostel, um seine Forderung zu begründen, recht schweres theologisches Geschütz aufgefahren. Da hat er allerdings einen sehr erheblichen Gradunterschied, ja fast einen Wesensunterschied zwischen Mann und Weib aufgestellt: der Mann ist des Weibes Haupt, er ist unmittelbar das Ebenbild und herrliche Abbild Gottes; das Weib ist das herrliche Abbild des Mannes, aus dem Manne und um des Mannes willen geschaffen. Ja, der Apostel stellt folgende Stufenleiter auf: Gott das Haupt Christi, Christus das Haupt des Mannes, der Mann das Haupt des Weibes, — es scheint also, als habe danach das Weib nur eine durch den Mann vermittelte, also keine unmittelbare Beziehung zu Christus (V. 3 f. 7—9). Mit Hilfe allegorischer Beziehungen und mit der Behauptung, daß das unverschleierte Auftreten des Weibes ungefähr dasselbe sei, als wenn es geschoren, d. h. seines Schmuckes und seiner Ehre beraubt auftrete, sucht Paulus zu erhärten, daß nicht verschleierte Frauen einer schmachvollen Unsitte sich schuldig machten.

Uns berührt diese ganze Beweisführung fremdartig, ja in gewissem Sinne unangenehm. Wir werden sie mit Recht zu den oben charakterisirten rabbinischen Gedankenreihen Pauli zählen dürfen und seine Anordnung zu den Punkten, in denen er einfach von den Sitten und Anschauungen des orientalischen Judentums abhängig ist. Diese Ablehnung der Paulinischen Gedankenreihen ist der Christenheit vielleicht nie zum Bewußtsein gekommen oder aus Ehrfurcht vor der heiligen Schrift nie ausdrücklich ausgesprochen; thatsächlich aber ist sie schon früh und dann sehr allgemein vollzogen worden; oder wo wäre im abendländischen Christentum die orientalische Sitte der Verschleierung der Frauen allgemein aufrecht erhalten? Selbst dem Apostel scheinen seine Worte reichlich stark gewesen zu sein; denn er hält es für nötig, sofort zu mildern und die Gemeinsamkeit und gegenseitige Bedingtheit von Mann und Weib hervorzuheben: in Christo gehören Mann und Weib zusammen und sind unzertrennlich; denn wie das Weib aus dem Manne (bei der Schöpfung), so erhält der Mann durch das Weib (bei der Geburt) sein Dasein, alle diese Beziehungen aber stammen letzlich aus Gott (V. 11 f.). Damit hat der Apostel selbst eingelenkt. Er mag doch von dem Bedenklichen seiner Argumente ein Gefühl gehabt haben, wenn sie auch für ihn und vielleicht für eine große Anzahl seiner Zeitgenossen beweisend sein mochten. Für uns freilich bleiben eine ganze Reihe von Fragen und Einwendungen übrig: Folgt aus dem langen Haar der Frauen wirklich, daß sie sich verhüllen sollen? Und was bedeutet das, daß sie „um der Engel willen" „eine Macht" auf dem Haupte haben sollen? Und gesetzt auch, daß die Stufenfolge Gott, Christus, Mann, Weib mit den von Paulus angedeuteten und offenbar aus dem Alten Testament theologisch abgeleiteten Unterschieden richtig wäre, wie können wir daraus die Forderung begründen, daß die Männer unverschleiert, die Frauen verschleiert auftreten müssen? Ist wirklich das unverhüllte Haupt des Weibes wie ein geschornes? Und weshalb endlich wird der Schöpfungsunterschied zwischen Mann und Weib, wenn er wirklich so bedeutsam ist und sogar das Verhältnis zu Gott und Christo verschieden bestimmt, nur bei einem so untergeordneten Punkte und nicht überhaupt auf dem ganzen Gebiete der Sittlichkeit und Frömmigkeit geltend gemacht?



Wir dürfen wohl sagen, daß es der gesunde sittliche Takt, der Geist Gottes selbst gewesen ist, der diese ganzen Ausführungen des Apostels, obwohl sie in der „heiligen Schrift" stehen, der Vergessenheit anheimgegeben hat. Was Paulus als Christ über das Verhältnis von Mann und Weib urteilt, hat er grundsätzlich Gal. 3, 28 ausgesprochen und unbewußt auch sonst dadurch angedeutet, daß er in Bezug auf die allgemeine Sittlichkeit nirgends den Unterschied zwischen Mann und Weib geltend macht. Vor Gott, vor der göttlichen Gnade in Christus, vor Christo selbst und in Gottes Reich sind Mann und Weib völlig gleich und ebenbürtig; dasselbe Heil, dasselbe Sittlichkeitsideal gilt beiden, obwohl natürlich jedes nach seiner Natur und seinem Wesen es sich zu eigen machen muß. Von einer Vermittlung des Verhältnisses des Weibes zu Christo durch den Mann kann schlechterdings nicht die Rede sein; sagt doch auch der Apostel selbst (1. Kor. 3, 22 f.) ganz allgemein, ohne solchen Unterschied auch nur anzudeuten: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes."

Bedeutend einfacher gestaltet sich die Frage Eph. 5, 22 bis 33. Der Apostel ist hier darin begriffen, den einzelnen Ständen der Gemeinde, den Männern, Weibern, Kindern, Eltern, Herren, Knechten ihre besondern Pflichten einzuschärfen. Indem er sich nun an die Ehemänner wendet, ergreift ihn die Gewalt eines Gleichnisses, das uns — eben durch diese Bibelstelle — von Jugend auf bekannt ist, für den Apostel aber neu, originell, gleichsam eine tiefsinnige Offenbarung, ein „großes Geheimnis" (V. 32) war: das Verhältnis zwischen Christo und der Gemeinde stellt sich ihm dar wie ein Verhältnis zwischen Mann und Weib. Von dieser neuen, überraschenden Analogie aus behandelt er nun die Pflichten der Ehemänner gegen ihre Gattinnen und gewinnt dabei selbstverständlich aus der vorbildlichen Stellung Christi zur Gemeinde die tiefsten, sinnigsten, reichsten, zartesten Züge für das Verhältnis der Ehegatten zu einander. Aus dem Vorbilde der selbstlosen, sich für die Gemeinde aufopfernden Liebe folgert er eben, daß nun auch die Männer mit gleicher, heiliger und heiligender Liebe ihre Frauen *lieben* sollen, lieben wie sich selbst, während umgekehrt die Ehefrauen diese Liebe durch ehrfürchtige Unterordnung erwiedern sollen. Wie in dem größern Kreise der Gemeinde *alle* sich *gegenseitig* unterordnen sollen in der Furcht Christi und alle unterthan sind dem Einen, Christus, so sollen in dem engen Gemeinschaftsverhältnis der Ehe die Frauen den Männern sich unterordnen „wie dem Herrn," d. h. in der demütigen, selbstlosen, aufopferungsfähigen Gesinnung, die sie Christo gegenüber gelernt haben. Man könnte ja vielleicht bei dieser letzten Bestimmung mit allerhand Bedenken einsetzen; allein sonst bietet diese Stelle auch nicht die geringsten Anstöße. Denn Christus kommt hier nicht wie 1. Kor. 11 als Haupt des *Mannes*, sondern als Haupt der *Gemeinde* in Betracht; und es handelt sich hier um eine *Parallele* zwischen Christus und seiner Gemeinde einerseits und dem ehelichen Verhältnis andrerseits, *nicht* aber um eine *vermittelnde* Stellung des Mannes zwischen Christus und der Frau. Vielmehr ist gerade hier so stark, wie fast nirgends sonst, die Zusammengehörigkeit, ja man könnte sagen: die Einheit und Identität von Gatte und Gattin betont (V. 28 f.).

Damit ist eigentlich schon die Antwort auf die zweite der gestellten Fragen gegeben: Welches ist die Stellung der Frau ihrem Manne gegenüber in der Ehe? Der Apostel unternimmt es gar nicht, die Grundzüge eines neuen Eherechtes oder einer ethischen Theorie über die Ehe vorzutragen, sondern im Geiste des Evangeliums möchte er die thatsächlichen, zu Recht bestehenden, von allen anerkannten Eheverhältnisse ordnen. Der damalige rechtlich-soziale Charakter der Ehe war bei den Juden

wie im römischen Reiche überhaupt der eines bürgerlich anerkannten Lebensverhältnisses zwischen Mann und Weib, derart, daß dem Weibe die Unterordnung und abhängige Stellung, dem Manne die Herrschaft, Leitung und freie Bestimmung zukam. Dieses vorhandene Rechtsverhältnis sucht nun Paulus nicht kalten Herzens theologisch zu sanktioniren, sondern vielmehr religiös und sittlich von innen heraus im Geiste Christi zu erneuern. Deshalb rüttelt er nicht an der leitenden Stellung des Mannes, sondern erkennt sie ausdrücklich an; aber er weiß nun aus dem Vorbilde Christi deutlich zu machen, daß diese leitende Stellung der Ehemänner recht ausgefüllt und gewahrt wird lediglich durch die heilige, selbstlose Liebe, die aufopferungsfähig und teilnehmend in dem Glück des andern das eigne Glück sucht. Andrerseits spricht er die Frauen nicht von der rechtlichen Abhängigkeit dem Manne gegenüber frei, sondern ermahnt sie ausdrücklich zur ehrfürchtigen Unterordnung; aber auch hier weiß er der Stellung den kalten Rechtscharakter zu nehmen und sie mit sittlich-religiösem Geiste zu erfüllen, indem er die Frauen an die demütige, liebevolle reine Ehrfurcht erinnert die sie zweifellos Christo gegenüber hegen, und diese als die rechte Gesinnung auch in der Ehe hinstellt. Die Frauen sollen sich den Männern unterordnen, die Männer die bestimmenden Faktoren in der Ehe sein, — das ist die bürgerliche Rechtsordnung. Der Apostel zeigt nun aber, daß in der rechten, vom Geiste Christi geweihten Ehe jener Gehorsam der Weiber religiös geläutert und gehoben und die Herrschaft der Männer sittlich umgewandelt wird in den Dienst der Liebe. Wenn er die Männer ermahnt, ihre leitende Stellung in der Ehe in dem Sinne der rechten, vollkommenen, christlichen Liebe aufzufassen und auszufüllen, ist es ihm da um den „Hoheitsanspruch" des Mannes zu thun? Will er damit eine neue, unerhörte „Rechtsgrundlage" schaffen? Ists nicht vielmehr so, daß er umgekehrt das starre Recht, ohne es zu brechen, innerlich überwindet und durch die Freiheit der Kinder Gottes geistig umwandelt? Will er nicht gerade die Männer zum Dienste der Liebe gegenüber den Frauen begeistern? Und ist es nicht das allgemeine, höchste Gesetz des Gottesreiches, daß alle wahre Herrschaft und Hoheit Dienst der Liebe ist (Matth. 20, 25—28)? Und wiederum, wenn die Unterordnung und der Gehorsam des Weibes in der Ehe mit der heiligen, gewissenhaften Ehrfurcht ausgeübt wird, als gelte es Gottesdienst oder Christusdienst, ist das etwas so Unerhörtes? Ist dadurch ausgeschlossen, daß die Weiber ihren Männern in wahrer Liebe anhangen und sich — wenn nicht rechtlich, so doch sittlich und religiös — als ebenbürtig und gleich betrachten?

Der Apostel Paulus hat wohlweislich seine Ermahnungen an die einzelnen Stände begonnen mit dem Worte: „Seid aber allesamt einander unterthan in der Furcht Christi" (V. 21), d. h. auch die Männer den Frauen wie die Frauen den Männern, und alle einzelnen untereinander; und alle seine weitern Ausführungen laufen eigentlich darauf hinaus, zu zeigen, wie in der Furcht Christi ein jeglicher Stand in seiner eigentümlichen Stellung eine Unterordnung, eine Verpflichtung, eine Hingebung, einen Dienst in sich schließt. Die Ermahnung, daß die Frauen ihren Männern unterthan sein sollen „wie dem Herrn," verliert dadurch alles Anstößige, umsomehr, wenn man daran denkt, daß doch auch der Gehorsam gegen die Eltern und gegen die Obrigkeit, selbst gegen die heidnische Obrigkeit ähnlich motivirt wird, oder wenn man sich erinnert an das, was Jesus Matth. 25, 40 ausgesprochen und mit seiner Verheißung gesegnet hat.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die ganze Sachlage Sollte Paulus wirklich für die Ehe plötzlich eine neue „Rechtsordnung" proklamiren? Hätte das irgendwelche Aussicht auf Erfolg gehabt in den allgemeinen bürgerlichen Verhältnissen jener Zeit, in denen er doch dastand nicht als Machthaber und Gesetzgeber, sondern als ein einfacher, wenig einflußreicher, verfolgter jüdischer Rabbi? Oder hätte es auch nur für ihn und seine Gemeinden einen Sinn gehabt, da sie doch alle die Nähe des Weltendes und die baldige Aufrichtung des Reiches Christi erwarteten? Und endlich, wenn er wirklich ein neues christliches Eherecht und eine neue christlich-soziale Gestaltung der Ehe



hätte durchführen wollen, sollte er da schreiben: „Fortan sind im Namen Christi Gatte und Gattin in jeder Hinsicht rechtlich und sozial gleichberechtigt, von einer Unterordnung des einen unter den andern Teil ist keine Rede mehr"? Könnte eine solche Anordnung die Grundlage bilden für gesunde häusliche und bürgerliche Verhältnisse, wo doch für jede menschliche Gemeinschaft das Recht Schranken ziehen und Rangstufen ordnen und Lasten auferlegen muß, und nur die Liebe die Lasten tragen und die Stufenunterschiede überbrücken und den Schranken ihr Beengendes nehmen kann? Darf sich irgend eine staatliche Ordnung etwa darauf einlassen, daß die einheitliche rechtliche Vertretung und Leitung der Familie in den einzelnen Ehen je nach dem physischen oder geistigen Uebergewicht dem Gatten oder der Gattin zugesprochen wird?

Ueber die nächsten Schriftstellen kann ich kurz hinweggehen. Ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß die eigentümliche Begründung 1. Tim. 2, 13 f. durchaus rabbinisch-theologischen Charakters ist und unsrer Denkweise kaum entspricht. Denn aus der Thatsache, daß Adam zuerst geschaffen und von Eva verführt ist, kann unbefangenes, folgerichtiges Denken in unsrer Zeit nicht mehr die weitgehenden Folgerungen ziehn wie ein Schriftsteller des ersten oder zweiten Jahrhunderts. Es gilt hier also wohl Ähnliches wie von dem Abschnitt 1. Kor. 11, 2 ff.

Trotzdem würde deshalb noch nicht ohne weiteres hinfallen, was die neutestamentlichen Schriftsteller mit solchen Argumenten haben stützen wollen. Die Argumentation kann verkehrt, die Behauptung oder Forderung dennoch berechtigt sein. Wir kommen damit zur dritten der aufgestellten Fragen: zur Stellung der Frau im öffentlichen Leben, im Lernen und Lehren. Dabei thun wir freilich gut, die Frage nach dem vorliegenden biblischen Stoff sogleich zu beschränken. Bei den hier angezogenen Bibelstellen handelt es sich nämlich gar nicht allgemein um die Stellung der Frau im öffentlichen Leben, sondern nur um ihr Auftreten und Benehmen im sittlich-religiösen Gemeindeleben, und dies letztere ist für die ältesten, christlichen Zeiten ungefähr das Gegenteil von dem, was wir jetzt unter dem öffentlichen Leben verstehen.

Was nun die Anweisung Pauli 1. Kor. 14, 35 f. anlangt, so ist sie durch die völlig veränderten Verhältnisse gegenstandslos geworden. Er verbietet dort den Frauen, in den Gemeindeversammlungen ihre Fragen und Bedenken vorzubringen; sie sollen zu Hause ihre Ehemänner fragen. Das ist eine aus den damaligen Zeitverhältnissen und Zeitanschauungen durchaus verständliche Anordnung, zumal für die Korinthische Gemeinde, in der es sowieso nicht immer sehr ordentlich und ruhig hergegangen zu sein scheint. Aber sie ist gegenstandslos geworden. Denn einerseits sind unsre Gemeindeversammlungen oder, wie man sie heutzutage lediglich zu nennen pflegt, unsre „Gottesdienste" ganz anders geartet und geordnet wie die urchristlichen. Dort herrschte die Sitte, daß ein jeder, der irgendwie sich dazu begabt und berufen fühlte, lehrend, betend, weissagend, mahnend, tröstend oder gar zungenredend in der Gemeinde auftreten konnte, — von einem besondern, berufsmäßigen Gemeindeamte mit dem ausschließlichen Vorrechte des öffentlichen Lehrens und der Sakramentsverwaltung wußte man nichts. In unsern „kirchlichen" Verhältnissen dagegen ist das Recht der öffentlichen Lehrthätigkeit nicht auf das ganze männliche Geschlecht mehr ausgedehnt, sondern in amtlich-rechtlichem Sinne aufgefaßt und auf einen besondern Stand und Beruf mit besondrer Vorbildung und unter besondern Bedingungen eingeschränkt. Ein Fragen und Reden von „Laien" in den eigentlichen Gottesdiensten kommt deshalb überhaupt nicht vor, die Frauen sind also in dieser Beziehung nicht mehr, wie einst in den Paulinischen Gemeinden, im Nachteil. Andrerseits aber hat sich doch auch unter dem Einfluß des sich immer mehr ausbreitenden Christentums die Anordnung des Paulus, daß die Frauen ihre religiös-sittliche Unterweisung lediglich bei ihren eignen Ehemännern suchen sollten, sehr bald überlebt. Nicht nur, daß bald das sich ausgestaltende „kirchliche Amt" auch die Leitung und Unterweisung der Frauen unternahm, sondern die geistig angeregten Frauen haben es sich dann auch nicht nehmen

lassen, — zwar nicht mehr in den Gemeindeversammlungen, aber auch nicht nur privatim, sondern oft in mehr oder minder öffentlicher Weise — sich fragend Belehrung zu verschaffen, und nicht nur bei ihren Ehemännern. Man mag heutzutage an den religiösen Unterricht in den Mädchenschulen, an den Konfirmandenunterricht, an Bibelstunden und Bibelbesprechungen, an die kirchlichen Zeitschriften und Sonntagsblätter mit ihren Aufsätzen und Briefkasten denken, überall zeigt es sich, daß — auch ganz abgesehen von der seelsorgerlichen oder „beichtväterlichen" Pflicht des Pfarrers — den Frauen das Recht, sich auch anderweitig als bei ihren Ehemännern Auskunft zu holen in christlich-religiösen Dingen, bereitwillig und thatsächlich zugestanden ist. Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, wie schön und segensreich es sein wird, wenn gerade, wie Paulus es wünscht, Ehegatten sich unter einander auf diesem Gebiete belehren, fördern und verstehn; aber der ausschließliche und allein christliche Weg ist das nicht. Nur nebenbei will ich bemerken, daß Luthers Uebersetzung „Wollen sie aber etwas lernen, so laßt sie daheim ihre Männer fragen" wiederum mißverständlich ist; denn es handelt sich hier nicht darum, ob sie überhaupt „etwas lernen" wollen, sondern darum, daß sie sich in irgend einem besondern Falle eine Belehrung verschaffen, eine Anfrage erlauben.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, ein kurzes Wort zu sagen zu dem Vorwurf, den Sie, hochverehrte Frau, bezüglich der Unterhaltung zwischen Damen und Theologen den letztern gegenüber erheben. Ich glaube wohl, daß Sie in vielen Fällen Recht haben, und daß eine solche geistige Herablassung mit Recht auf Seite der Damen bitter empfunden oder insgeheim belächelt wird. Dennoch möchte ich bitten, die von Ihnen gerügte und wohl mit Recht gerügte Zurückhaltung nicht bloß aus theologischem oder männlichem Hochmut zu erklären. Ich will von jener theologischen Halbbildung und religiösen Verbildung, die man zuweilen bei religiös angeregten Damen findet und besonders in unverständigem Eifern, Nachsprechen von Formeln, geistlichem Personenkultus und unberufenem Absprechen über andre fruchtbar sieht, nicht reden. Aber wenn ich an die Form und Art unsrer modernen Geselligkeit, unsers öffentlichen und privaten Gemeinschaftslebens denke, so habe ich doch das Gefühl, als könne sich eine große Zurückhaltung schon aus Rücksicht auf die heilige Sache erklären. Weiter ist ein Mann bei einem derartigen Gespräch nach verschiednen Seiten hin in einer unbequemen Lage: einerseits leidet es die Unterhaltung und Geselligkeit nicht, daß er wesentlich als der Belehrende auftritt und den Damen das Zuhören zumutet, andrerseits kann er auch aus Höflichkeitsrücksichten sich nicht in eine eigentliche Debatte einlassen, zumal diese gleich peinlich sein wird, mag sie zu einer Verständigung führen oder nicht; und endlich muß er doch bei den meisten derartigen Gesprächen sich von dem Bewußtsein leiten lassen, daß den Damen die entsprechende „fachmännische" Durchbildung in Beziehung auf theologische Fragen — vorläufig wenigstens in den meisten Fällen — fehlt. Endlich wird man wohl solchen theologischen Erörterungen oft bewußt aus dem Wege gehen, gerade um den Eindruck nicht zu verwischen, daß es sich bei der christlichen Frömmigkeit nicht um theologische Ansichten und Theorien, sondern um die Gesinnung und den Geist handelt. Aus mannigfacher, persönlicher Erfahrung weiß auch ich, daß nichts für unsereinen so anregend, so fruchtbar und segensreich sein kann als ein Gespräch mit edeln christlichen Frauen über religiöse und sittliche Dinge; aber wiederum kann auch weniges so peinlich und widerwärtig sein als ein Reden und Streiten über dergleichen Fragen gerade mit Frauen.

Die Frage nach dem öffentlichen Lehren der Frauen in der Gemeinde ist eigentlich auch schon in dem bisher Gesagten erledigt. In der ältesten Christenheit ist ihnen das Lehren in den Gemeindeversammlungen nicht gestattet gewesen. Die prophetisch begabten Frauen der ältesten Christenheit, wie die vier Töchter des Philippus, beweisen dagegen nichts. Denn die spontane, gottgewirkte Geistesgabe der Prophetie fällt keineswegs mit dem mehr oder minder berufsmäßigen und regelmäßigen Lehren zusammen. Prophetinnen haben sich kraft der göttlichen



Geisteswirkung immer Geltung verschafft, Lehrerinnen sind nur in einzelnen Teilen und Zeiten der Christenheit oder in gewissen Grenzen anerkannt worden. Uebrigens hat auch diese Frage eigentlich längst zu Gunsten der Frauen sich fortentwickelt. Denn wenn heutzutage verheiratete und unverheiratete Frauen in weiten Kreisen und oft mit reichem Segen als Lehrerinnen bei Kindergottesdiensten, in Schulen, Pensionaten, Häusern und in der Mission, oder als Vorsteherinnen von Vereinen und Fortbildungsanstalten oder als Schriftstellerinnen wirken, so sind das alles Arten einer öffentlichen weiblichen Lehrwirksamkeit, die der Apostel Paulus weder gekannt noch geahnt hat, und die er nach der Sitte seiner Zeit weder hätte verstehen noch billigen können. Trotzdem ist an dem guten christlichen Geiste und Rechte aller dieser Thätigkeiten kein Zweifel; und man kann nur wünschen, daß auch die Mittel und Wege zu einer rechten, gründlichen Vorbildung für alle diese und ähnliche Wirkungskreise immer besser und vollkommener den Frauen sich öffnen und darbieten. Dem gegenüber erscheint eigentlich die Frage, ob nun auch Frauen als berufene Amtsträgerinnen in den christlichen Gemeinden alle Funktionen eines Pfarrers übernehmen und insonderheit öffentlich in der Kirche predigen dürfen, als sehr geringfügig. Man könnte dieser Angelegenheit, die einerseits mit der Frage der Laienpredigt, anderseits mit der Frage des Frauenstudiums und des kirchlichen Beamtenwesens zusammenhängt, in aller Ruhe nähertreten und sie nach allen Seiten hin reiflich überlegen. Einen spezifisch christlichen Grund gegen eine solche Neuerung wüßte ich nicht; trotzdem aber habe ich meine erheblichen Zweifel, ob sie segensreich und überhaupt praktisch allgemein durchführbar wäre. Vielleicht liegt gerade auch hier in Verzicht und Selbstbeschränkung die wahre Größe und der rechte Segen. Wer weiß auch, ob nicht einmal die Zeit wiederkehrt, wo die christlichen Prediger, wie in den ersten Tagen der Christenheit, ohne Gehalt und sicheres Auskommen rein aus innerm Triebe und je nach den Verhältnissen ihrer Gemeinden thätig sein müssen, wo also das „kirchliche Amt" nicht mehr als ein fester Posten in dem großen ökonomischen Rechenexempel des irdischen Lebens behandelt werden kann!

### 6. Ergebnisse

Die letzte Frage, die Frage nach der öffentlichen Arbeit der Frau im Reiche Gottes, kann ich ganz kurz behandeln. Ueber das Diakonissenwesen und die mannigfachen Zweige weiblicher Thätigkeit und Fürsorge innerhalb des kirchlichen Gemeinwesens brauche ich Ihnen, hochverehrte Frau, nicht erst zu schreiben. Sehr schöne und beherzigenswerte Winke giebt in allen diesen und manchen andern Beziehungen das ungemein reichhaltige und in den meisten Punkten ausgezeichnete Buch des Predigers Hülle: „Was sollen wir thun?"*) Für den nun, der als evangelischer Christ weiß, daß Reich Gottes und Kirche nicht dasselbe sind, und daß zur Arbeit am Gottesreich auch jede treue, in christlicher Gesinnung geleistete Arbeit im irdischen Berufe gehört, erweitert sich Ihre letzte Frage dahin: „Inwieweit ist den Frauen öffentliche Arbeit und Thätigkeit überhaupt gestattet?"

Die verschiednen Zeiten und Völker, die verschiednen Volksschichten und Individuen haben darüber von jeher verschieden gedacht und geurteilt, und die verschiednen Urteile haben in mannigfaltigen und eigentlich in stetem Wechsel begriffenen Sitten, Rechten, Schranken und Reformationsversuchen Ausdruck gefunden. Wir können mit gutem Gewissen ganz allgemein sagen: Das Evangelium giebt darüber schlechterdings keine Vorschriften. Es ist kein Gesetz, und das ist sein Ruhm und seine Kraft, das ist auch der Grund, weshalb es unter allen Veränderungen ewig frisch und lebendig bleibt, wenn Staatsformen, Gesetze und Institutionen veralten und Sitten und Gewohnheiten wechseln. Es ist also unrichtig und unrecht, bestimmte Thätigkeiten, wenn sie anders überhaupt gut und recht sind, im Namen des Christentums als für Frauen unerlaubt oder nach einem vermeintlich abgeschlossenen christlichen

*) Dritte Auflage. Berlin 1890. Selbstverlag des Prediger Hülle. Berlin S W., Oranienstraße 104. Preis geb. 1,50 Mark.

# Beilage zu Nr. 47 der Christlichen Welt

## Aktenstücke zum „Fall Klein“

1. Aus der Schrift des Bürgermeisters Dengler von Reinerz: „Die Notwendigkeit einer Eisenbahnlinie Glatz-Reinerz-Nachod“ (1884) Seite 14 ff.
2. Aus dem „Reichsboten“: Hilferuf des Pastors Klein vom 1. Januar 1891.
3. Aufruf des Königl. Landrats v. Seherr-Thoß und des Glatzer Notstandskomitees, veröffentlicht im „Glatzer Kreisblatt“ am 20. Februar.
4. Verfügung desselben Kgl. Landrats vom 27. Februar, abgedruckt im „Glatzer Kreisblatt“ vom 3. März.
5. Verfügung desselben Kgl. Landratsamts zu Glatz vom 17. März.
6. Schreiben desselben Kgl. Landratsamts an Pastor Klein vom 3. April.
7. Erklärung von achtzehn Amts-, Guts- und Gemeindevorstehern vom 15. März.
8. Aus dem Protokoll zweier amtlicher Notstandskommissionen.

---

1

Abgesehen aber von allen vorstehenden Erörterungen, welche mehr die Zweckmäßigkeit hervorheben, spricht für den Bau der Bahn vor allem und nachdrücklich die Notwendigkeit. Sie fordert unerbittlich von der Staatsregierung endliche Abhilfe eines Notstandes, der in seinen Folgezuständen gefährlich und verderblich werden wird. Auf diesen Punkt lege ich den Nachdruck, und ich werde ihn rechtfertigen auf Grund einer 17jährigen Erfahrung in meinem Amte. Der Kreis Glatz gehört zu den sogenannten Weberkreisen, weil ein großer Teil der Bevölkerung sich als Weber kümmerlich ernährt. Die Textilindustrie, welche früher notdürftigen Lebensunterhalt verschaffte, ist in fortwährendem Niedergange begriffen und wird von Jahr zu Jahr schlechter. An eine Besserung ist nicht mehr zu denken, und seit Elsaß-Lothringen unserm Vaterlande einverleibt ist, kann der hiesige Weber, der nur die gewöhnliche Arbeit gelernt hat, überhaupt nicht mehr aufkommen. Früher, als das Eisenbahnnetz (ich gehe circa 30 Jahre zurück) noch nicht so ausgedehnt war wie jetzt, waren im Kreise Glatz die Fabrikanten baumwollener Waren und leinener Stoffe durchweg selbständig. Es gab Färbereien, Bleichereien und Appreturanstalten, welche sich so lange halten konnten, als andere Weberdistrikte noch keine Bahnverbindung hatten. So konnte z. B. Rückers und Gellenau mit Bielau, Ernsdorf, Reichenbach u. s. w. konkurriren. Mit Einbeziehung dieser letzten Orte in das Bahnnetz ist die Selbständigkeit derselben gehoben worden, die hiesige Gegend aber dauernd dem Niedergange zugesteuert. Dort sind neue Färbereien, Druckereien, Bleichen, Appreturanstalten entstanden, hier sind sie eingegangen. Handel und Industrie haben nach dieser Richtung hin aufgehört, die Fabriken und Spinnereien stehen leer, aus den selbständigen Geschäftsleuten sind nur noch Agenten, Kommissionäre, Ausgeber geworden, welche mit den Lohnwebern als Mittelsleute verkehren. In den Verdienst des armen Webers müssen sich zwei teilen, von denen der Ausgeber natürlich den besseren und leichteren Verdienst hat. Die Arbeit wird aus dem Reichenbacher Kreise hierher geschafft und per Achse verfrachtet. Geht das Geschäft schlecht, so erhalten die hiesigen Weber nur, was von der Umgegend des Fabrikanten nicht besorgt werden kann, und es tritt hier folgerichtig zuerst Not ein. Dem Fabrikanten ist es nicht zu verdenken, daß er für die näher wohnenden Weber besser sorgt, als für die entfernten, ihm nicht bekannten, die er durch einen Dritten beschäftigen läßt. Dabei aber giebt er die guten Garne den Arbeitern seiner Fabrik und die schlechten den Handwebern, weil die Maschinen schlechte Garne nicht leiden. Der arme Handweber hier kann sich ja mit denselben plagen und seine Zeit mit fortwährendem Knüpfen der zerrissenen Fäden ausfüllen, obgleich dafür ein Aequivalent nicht gezahlt wird.

So ist es denn gekommen, daß die Fabrikweberei die Existenz der Handweberei bedroht und sie nach und nach vernichten wird. Dem Gründerjahre, welches wie ein kurzer Lichtblick den Webern vorübergehend einmal einen besseren Verdienst schaffte, sind dauernd Lohnabgänge gefolgt, und jetzt sind sie schon seit Jahren so heruntergesetzt worden, daß die Weber kaum noch imstande sind, sich das Allernotwendigste zu schaffen und die dringendsten Lebensbedürfnisse zu besorgen. 14—16 Stunden täglich arbeiten diese bedauernswerten unglücklichen Menschen und verdienen pro Tag 60 Pfge.; mittlere Arbeiter 40—50 Pfge. und weniger geübte 25 Pfge. Diese Leute kennen keine Fleischkost. Sie leben von Brot, Mehl und Kartoffeln und fristen ihre beklagenswerte Existenz, die sie ohne Murren ertragen, im Elende tagein tagaus, weil sie sich zu betteln schämen und in religiöser Sitte und Lehre erzogen, ihr Geschick geduldig ertragen. Kommt nun noch Mißernte hinzu, wie wir sie infolge der schlechten Kartoffelernte mehrfach zu beklagen haben, dann muß der arme Weber immer mehr hungern und darben. Die dauernde Not tritt in potenzirter Form auf. Wir sehen sie bei strengen Wintern hier unter den armen Webern als ein schleichendes Gespenst herumziehen. Sie ist manchmal weit größer, als sie früher an vielen Orten Oberschlesiens außerhalb der überschwemmten Distrikte war, nur daß sich die Grafschafter gescheut haben, so die Oeffentlichkeit zu beschreiten wie andre. Eine Degeneration von Geschlecht zu Geschlecht ist bei den Webern typisch geworden. Bekanntlich haben die Weber zahlreiche Familie. Ein ausgemergeltes, verhungertes Elternpaar kann keine kräftigen Kinder haben; aber auch diese letzteren wachsen heran, heiraten unter sich, weil sie von der Scholle nicht fortkommen, und zeugen eine noch entnervtere Generation. So geht es stetig bergab. Die Zeit der Kretins wird bald gekommen sein, und Exemplare solcher können in hiesiger Gegend schon nachgewiesen werden. Eine interessante Beleuchtung erhält diese Anführung durch Beigabe der Resultate des Kreisersatzgeschäftes am hiesigen Orte in den letzten 14 Jahren. Dieselben stellen sich folgendermaßen:

| Lauf. Nr. | Jahr | Gestellungspflichtige | Von diesen stellten sich hier | Als brauchbar wurden ausgehoben |
|---|---|---|---|---|
| 1 | 1870 | 107 | 43 | 5 |
| 2 | 1871 | 121 | 45 | 17 |
| 3 | 1872 | 119 | 55 | 11 |
| 4 | 1873 | 114 | 49 | 10 |
| 5 | 1874 | 109 | 36 | 5 |
| 6 | 1875 | 95 | 35 | 4 |
| 7 | 1876 | 91 | 38 | 13 |
| 8 | 1877 | 94 | 42 | 10 |
| 9 | 1878 | 107 | 48 | 6 |
| 10 | 1879 | 107 | 46 | 1 |
| 11 | 1880 | 118 | 57 | 3 |
| 12 | 1881 | 130 | 60 | 4 |
| 13 | 1882 | 116 | 50 | 5 |
| 14 | 1883 | 126 | 45 | 7 |
| | | | 649 | 101 |
| Im Durchschnitt pro Jahr | | | 46,3 | 7,2 |

Wohl ist in früheren Jahren in wohlwollendster Weise seitens der Kreisvertretung durch Straßenarbeit versucht worden, vorübergehend den Webern einen lohnenden und gesunden Verdienst zu schaffen, jedoch ohne Resultat, da sie für solche Arbeit zu schwach sind und bei ihrem verweichlichten, abgemagerten Körper ohne passende Kleidung den Arbeiten im Freien nicht gewachsen sind. Freiwillig gehen diese Leute aber aus ihrem Elende nicht heraus, und alle dahin zielenden Versuche sind gescheitert. Sie sind von Jugend auf an ihr Elend gewöhnt, und es ist eine alte Lebenserfahrung, daß nichts sich schwerer durch eignen Willen abgewöhnen läßt, als eben die Gewohnheit. Es muß hier eine andre Industrie eingeführt werden, welche den Leuten nach und nach einen besseren Erwerbszweig, der lohnender als die Weberei ist, eröffnet. Das Großgewerbe muß Platz fassen und sich der hier vergrabenen Schätze bemächtigen und sie beleben. Das Material ist vorhanden, es muß nur ausgebeutet werden. Eine neue Industrie ist aber nur möglich, wenn der verlassene Landstrich dem Verkehr durch eine Bahn eröffnet wird. Gerade derjenige Teil des Kreises, der $^2/_3$ des beabsichtigten Bahnnetzes erhalten würde, gehört zu dem besetztesten Weberdistrikte, in welchem die Not sprichwörtlich geworden ist; aber er ist auch derjenige, in welchem die großen Forsten und die großartigen Sandstein- und Kalklager gelegen sind. Durch einen leichteren und schnelleren Verkehr nach den größeren Absatzgebieten wird eine andre Gelegenheit zum Erwerb geschaffen und dadurch herbeigeführt werden, daß mit einer gesünderen und lohnenderen Beschäftigung auch ein gesünderes und kräftigeres Geschlecht entstehen wird, welches die Steuerkraft des Staates heben und andern nicht mehr zur Last fallen wird. Eine Eisenbahn wird hier aus einer elenden Bevölkerung eine bessere Generation hervorrufen und also auch in dieser Beziehung dem allgemeinen Wohle und dem Staate von Nutzen sein. Hier lautet der Wahlspruch nur: Schaffung einer neuen Industrie durch die Eisenbahn! Denn dem Staate als solchem liegt allein die Fürsorge für die Hebung der Landeswohlfahrt und Steuerkraft, sowie eine gleichheitliche Entwicklung des Verkehres ob.

2

## Hilfe!

Die vielbesprochene, nie beseitigte, stets wachsende Not der hiesigen Weberbevölkerung schreit laut um Erbarmen. Ein furchtbar strenger Winter ist früher als gewöhnlich ins Land gekommen. Die Preise für alle Nahrungsmittel sind aus mannigfachen Gründen rasch gestiegen und bleiben jetzt hinter großstädtischen kaum zurück. Die Kartoffeln, die Hauptspeise unsrer Bevölkerung, sind dies Jahr schlecht und teuer.

Ein Weber verdient sich, noch dazu unter Beihilfe seiner Familie, die das Spulen besorgen muß, bei oft 17stündiger täglicher Arbeitszeit 4, 5, höchstens 7 Mark wöchentlich. Wie soll er davon seine gewöhnlich große Familie ernähren! Dabei



finden jetzt viele trotz alles Bittens und Flehens beim Wollausgeber überhaupt keine Arbeit mehr. Der Weltmarkt hat Ueberfluß an gewebten Stoffen — und der Weber verhungert! In dem kommenden Vierteljahre wird es noch schlimmer werden — eine Geschäftskrisis steht bevor! Hilfe! Erbarmen!

Einige barmherzige Gaben, vor allem aus unserm Ort, haben es mir ermöglicht, vor etwa 14 Tagen eine Volksküche für jedermann (ohne Unterschied des Glaubens), 10 Pfennige den Mittagstisch, dreimal wöchentlich, zu eröffnen. Gleich beim erstenmale war der Andrang stürmisch. Ich sehe, daß das stets wachsende Bedürfnis, zur Zeit schon 90 arme Mittagsgäste, die geringen Mittel, die ich habe, weit übersteigt. Dabei möchte ich den Preis ermäßigen, ihn etlichen ganz erlassen und die Küche täglich öffnen. O helft, die ihr diese Zeilen lest! Helft mit Geld oder Nahrungsmitteln! Helft schnell! Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Reinerz, Grafschaft Glatz, den 1. Januar 1891.

Ernst Klein, Pastor.

3

Der überaus strenge und langanhaltende Winter, die Teuerung der notwendigsten Lebensmittel, die in den Weberdistrikten des hiesigen Kreises hohen Preise von Holz und Kohle und die immer noch weiter zurückgehenden Arbeitslöhne, welche einer fleißigen Weberfamilie kaum noch einen Wochenlohn von 4—5 Mark gewähren, haben die Not der im Kreise 5 bis 6000 Köpfe zählenden Weberbevölkerung derart gesteigert, daß, wenn nicht bald Abhilfe gefunden wird, über kurz oder lang die Not zum Notstande werden muß.

Die kleinen Webergemeinden und die armen Gebirgsdörfer, in welchen die Weber mehr oder minder gedrängt zusammenwohnen, sind außer stande, diese Abhilfe selbst zu schaffen.

Die Unterzeichneten sind daher zusammengetreten und wenden sich hiermit an den schon so oft bewährten Wohlthätigkeitssinn der Kreisbewohner, sowie an die Mildthätigkeit und die christliche Liebe aller Menschenfreunde mit der herzlichen Bitte, „uns für unsre armen Weber Unterstützungen zugehen zu lassen."

Jeder einzelne der Unterzeichneten ist zur Entgegennahme von Gaben bereit, auch können dieselben bei der Kreis-Kommunalkasse in Glatz eingezahlt werden.

Glatz, den 17. Februar 1891.

Oberförster Beck in Tscherbeney, Amtsvorsteher Büttner in Ober-Schwedeldorf, Sanitätsrat Dr. Cohn in Glatz, Bürgermeister Dengler in Reinerz, Oberförster Deselaers in Reinerz, Rittergutspächter Fischer in Mügwitz, Rittergutspächter Faulhaber in Möhlten, Bauergutsbesitzer Gründel in Nieder-Hannsdorf, Amtsvorsteher Haacke in Roms, Bauergutsbesitzer Hauck in Steinwitz, Fabrikdirektor Heck in Mühldorf, Amtsvorsteher von Hobe in Lewin, Amtsvorsteher Hoffmann in Rückers, Kaufmann Hünerfeld in Glatz, Gemeindevorsteher Jaschke in Rückers, Amtsvorsteher Kloß in Gellenau, Pastor Klein in Reinerz, Gutsbesitzer Klein in Waldstein, Bürgermeister Kolbe in Glatz, Fabrikbesitzer Kuschel in Neu-Heide, Rentier Kuschel in Ulbersdorf, Gemeindevorsteher Langer in Schlaney, Fabrikdirektor Ludwig in Rengersdorf, Großdechant Dr. Mandel in Nieder-Hannsdorf, Rittergutsbesitzer Müller in Nieder-Altwilmsdorf, Graf von Oriola in Eisersdorf, Graf Pilati in Coritau, Pastor Poppe in Straußeney, Pfarrer Proske in Lewin, Gutsbesitzer Rathmann in Alt-Heide, Rittergutsbesitzer Rother in Rengersdorf, Brauereibesitzer Rübartsch in Reinerz, Rentier Schliemann in Glatz, Baron von Seherr-Thoß in Camnitz, Königlicher Landrat, Geheimer Regierungsrat von Seherr-Thoß in Glatz, Güterdirektor Schmidt in Ullersdorf, Kreiswundarzt Dr. Scholz in Lewin, Bauergutsbesitzer Stehr in Krzischney, Pfarrer Schloms in Rückers, Postverwalter Trautmann in Lewin, Gemeindevorsteher Tiffe in Rengersdorf, Dr. Weigmann in Glatz, Superintendent Pastor Wittenhagen in Giersdorf, Kreisbaumeister Zeiniger in Glatz, Bürgermeister Zimnol in Lewin.

4

Die Gemeindevorsteher veranlasse ich hierdurch aus Anlaß der im Oberkreise herrschenden Not unter den Webern, baldmöglichst Sammlungen zu veranstalten und die eingegangenen Beiträge an die hiesige Kreis-Kommunalkasse abzuführen.

Glatz, den 27. Februar 1891.

Der Kgl. Landrat, Geh. Regierungsrat
Frh. von Seherr-Thoß.

---

5

Glatz, den 17. März 1891.

In letzter Zeit ist zur Kenntnis der Königlichen Regierung gekommen, daß wiederholt Gemeindevorstände und Schullehrer diesseitigen Kreises ohne behördlichen Auftrag den Pastor Klein in Reinerz behufs weiterer Ausgestaltung der von ihm auf eigne Hand eingerichteten Wohlthätigkeitspflege im Weberdistrikte unterstützt haben. Neuerdings wieder ist zur Kenntnis der Königlichen Regierung gelangt, daß Pastor Klein die Gemeindevorstände in der Umgegend von Reinerz ersucht hat, ihm diejenigen Insassen ihrer Gemeinde namhaft zu machen, denen es an Saatkartoffeln und Saatgetreide fehlt. Im Auftrage der Königlichen Regierung weise ich hierdurch die Gemeindevorstände an, daß sie sich bei Vermeidung disziplinarischer Bestrafung jeder ferneren Beantwortung oder Erledigung etwaiger seitens des Pastors Klein oder von andrer privater Seite in der Weberfrage an sie gerichteten Anfragen, bez. Ansuchen zu enthalten haben.

Der Kgl. Landrat. J. V.: v. Humbracht,
Kreisdeputirter.*)

---

6

Glatz, den 3. April 1891.

Euer Hochehrwürden erwidere ich auf das gefällige Schreiben vom 31. März cr. ergebenst, daß es Ihnen nicht unbekannt sein dürfte, daß die Königliche Regierung Ihre Auffassung über den angeblichen Notstand im Weberdistrikt des diesseitigen Kreises nicht teilt und Ihr Vorgehen in dieser Angelegenheit nicht billigt. Lediglich aus diesem Grunde ist die von Ihnen angezogene Verfügung vom 17. März cr. erlassen worden, wonach den Amtsvorstehern, Gemeinde- und Gutsvorstehern und Lehrern in ihrer amtlichen Eigenschaft bei Vermeidung disziplinarischer Strafen ihre Mitwirkung bei der Verteilung von Unterstützungen Ihrerseits untersagt wird.

Selbstverständlich soll dadurch amtlicherseits Ihrer Privatwohlthätigkeit kein Hindernis in den Weg gelegt werden. Dieselbe würde im Gegenteil die größte Anerkennung und Billigung finden, wenn sie in einer der christlichen Charitas wahrhaft entsprechenden stillen Weise**) und an richtiger Stelle ausgeübt wird. Notleidende Familien giebt es leider überall und nicht allein in der Weberbevölkerung, ohne daß deshalb in ostentativer Weise ein Notstand proklamirt zu werden braucht, wodurch zum Schaden der ganzen Umgegend Aufregung, Unfrieden und Unzufriedenheit in die Bevölkerung getragen wird.

Sie werden daher bei Ihrer angeblichen Bekanntschaft mit den dortigen Verhältnissen und mit Hilfe derjenigen Herren, welche Ihnen bereits den ganzen Winter hindurch mit großer Treue im Dienst an den Armen geholfen haben, auch ohne

*) Eine ähnliche Verfügung ist auf Anordnung der Regierung seitens des Kreisschulinspektors in Glatz an die ihm unterstellten Lehrer ergangen. Sie dürfen Herrn Klein bei seinen Bemühungen um Unterstützung der notleidenden Weber keinerlei Hilfe mehr leisten. Das Verbot ist den Lehrern am 24. März bekannt geworden und betrifft besonders Dorflehrer, die dem Pastor Klein unterstützungsbedürftige Personen namhaft gemacht hatten. In schlesischen Blättern findet sich sodann die Meldung, daß der Glatzer Landrat Geh. Reg.-Rat Frhr. v. Seherr-Thoß, der dem Aufruf zu Gunsten der Weber beigetreten ist, demnächst den Staatsdienst verlassen werde. So die Chronik der christl. Welt Nr. 15 nach der Voss. Ztg. Die Entlassung ist inzwischen erfolgt.

**) Ein katholischer Beamter belehrt den evangelischen Pastor über „christliche Charitas"! D H



Mitwirkung amtlicher Personen solche Hilfsbedürftige auffinden, denen Sie Ihre Unterstützung zu teil werden lassen können.

Der Kgl. Landrat. J. V.: Humbracht,
Kreisdeputirter.

---

7

Erklärung

Herr Dr. Schubert hat in der „Berliner Zeitung" einen Aufruf veröffentlicht, der in unwahrer Weise die Thätigkeit des Pastors Klein in hiesiger Gegend angreift. Deswegen fühlen wir uns gedrungen, folgendes zu erklären:

1. Es ist unwahr, daß die Berichte, die Herr Pastor Klein über die hiesige Not veröffentlicht hat, übertrieben gewesen sind. Wir können dieselben, da sich Herr Pastor Klein in ihnen auf unser Gutachten stützte, nur bestätigen.
2. Es ist unwahr, daß Herr Pastor Klein seine Armenpflege „wild und regellos" eingerichtet und seine Gaben nach „Gunst und Gutdünken" verteilt habe. Er hat sich bei seinen Verteilungen nach unserm nach bestem Wissen und Gewissen gegebenen Gutachten gerichtet.
3. Es ist unwahr, daß die Thätigkeit des Herrn Pastor Klein in hiesiger Gegend mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat. Wir hoffen, daß Herr Pastor Klein auch in Zukunft unsern Armen helfen wird, und wir werden ihm nach Kräften auch fernerhin beistehen.

Herr Dr. Schubert ist als junger Kommunalarzt absolut nicht dazu berufen, ein maßgebendes Urteil über die hiesige Notlage zu veröffentlichen, da ihn seine Praxis wohl nicht häufig in die Gegenden führt, wo große Not herrscht, und namentlich nicht oft in die Hütten der Weber, weil letztere nicht imstande sind, Doktor-Rechnungen zu bezahlen. Noch viel weniger kann er über die Verteilung der Gaben urteilen, weil er nicht geholfen hat, den Hunger der Armen zu stillen. Daß große Not in dem Oberteile des Kreises Glatz vorhanden ist, haben bewiesen:

1. die von der Königlichen Regierung in umfassender Weise angestellten Ermittelungen;
2. der Aufruf des unter dem Vorsitz des Königlichen Landrats in Glatz zusammengetretenen Komitees;
3. die von dem hier seit 25 Jahren amtirenden Bürgermeister Dengler am 22. Januar 1891 der „Vossischen Zeitung" eingesandte Schilderung der Notlage hiesiger Gegend;
4. die vom Pastor Klein veröffentlichten Verhältnisse, welche auf unsern Angaben beruhen und die wir hiermit nochmals bezeugen, indem wir Herrn Pastor Klein bitten, in seinem wohlthätigen Wirken zum Segen der Bevölkerung fortzufahren.

Herr Pastor Klein hat sich durch sein mannhaftes Vorgehen, die Verhältnisse in diesem von Eisenbahnen, Wegen oder industriellen Anlagen mäßig oder nicht bedachten Winkel des deutschen Vaterlandes aufzudecken, wie auch durch Linderung der Not der Armen ein großes Verdienst erworben.

Reinerz, den 15. März 1891.

Haacke, Amtsvorsteher in Friedersdorf. Dehnicke, Rittmeister a. D., Gutsvorsteher in Friedersdorf. Sammeck, Gemeindevorsteher in Goldbach. Stumph, Gemeindevorsteher in Utschendorf. Richter, Gemeindevorsteher in Hartau. Franke, Gemeindevorsteher in Walddorf. Langer, Gemeindevorsteher in Biebersdorf. Urban, Gemeindevorsteher in Grenzendorf. Aug. Theiner, Bezirksvorsteher in Hummelwitz. Franz Kaspar, Gemeindevorsteher in Friedersdorf. A. Jaschke, Gemeindevorsteher in Rückers. Beinlich, Gemeindevorsteher in Hinter-Kohlau. Franz Tautz, Gemeindevorsteher in Roms. August Lengfeld, Armenvorsteher in Grunwald. Wilh. Karger, Lehrer. Urban aus Friedersdorf, Armenverbandsmitglied. Volkmer, Gemeindeschreiber in Hartau. Alois Hoffmann, Armenverbandsmitglied in Biebersdorf.

## Erklärung

Herr Dr. Schubert hat in einer Veröffentlichung die Thätigkeit des Herrn Pastor Klein für die Armen unseres Dorfes angegriffen und es besonders unrichtig gefunden, daß Herr Pastor Klein ein großes Elend konstatirt hätte, während doch Goldbach ein großes Gasthaus erhielte, in dem noch nie so viel Tanzvergnügen gewesen wären, als in diesem Winter.

Dem gegenüber erkläre ich, daß in Goldbach in Wahrheit auch entsetzliches Elend ist, und daß ich die feste Ueberzeugung habe, daß, wenn Pastor Klein im vergangenen Winter uns nicht geholfen hätte, Hunger und Krankheit bei uns in fürchterlicher Weise um sich gegriffen hätten. Die Erhaltung des großen Gasthauses, das wir haben, ist allein durch die Nähe der Stadt und des Bades Reinerz möglich.

Reinerz, den 15. März 1891.

Sammeck, Gemeindevorsteher.

---

8

Die Weberbevölkerung unsers Bezirks teilt sich in 3 Klassen, welche nach der von ihnen zu liefernden Arbeit und namentlich Güte der Arbeit unterschieden werden.

Die erste Klasse, welche für die beste Arbeit und das Stück à 100 Meter 10 M. und darüber erhält, ist hier gar nicht vertreten oder nur in einzelnen Webern, welche nicht in Betracht kommen können.

Die zweite Klasse teilt man in 2 Abteilungen und zwar bessere und weniger gute Weber. Dieselben verdienen durchschnittlich:

a) gute Weber 1 Stück zu 100 Meter Länge: 7,50 Mk. Arbeitszeit: 8 volle Arbeitstage von früh 5 bis abends 10 Uhr. — Zur Anfertigung 1 Weber, 1 Spuler. — Von dem Verdienst sind Unkosten:

| | |
|---|---|
| Petroleum für 8 volle Tage und Schlichte (d. i. Stärke) zusammen . . . . . | 0,90 Mk. |
| Spuler . . . . . | 0,75 „ |
| | 1,65 Mk. |

Verdienst . 7,50 Mk.
Unkosten ab 1,65 „
bleibt 5,85 Mk. : 8 = 73 Pfge. pro Tag für die ganze Familie.

b) weniger gute Weber 1 Stück zu 100 Meter 6 Mk. Arbeitszeit 8 volle Tage. Zur Anfertigung 1 Weber, 1 Spuler. Unkosten wie oben.
Verdienst . 6,— Mk.
Unkosten ab 1,65 „
bleibt 4,35 Mk. : 8 = 54 Pfge. pro Tag für die ganze Familie.



Dritte Klasse. Schlechte Weber wirken ganz billige Sorten und erhalten für das ganze Stück 2,50 Mk. zu 80 Meter Länge. Arbeitszeit volle 5 Tage.

| | |
|---|---|
| Unkosten für Petroleum und Schlichte . . . . | 0,50 Mk. |
| Spuler . . . . . | 0,75 „ |
| | 1,25 Mk. |

Verdienst . 2,50 Mk.
Unkosten ab 1,25 „
bleibt 1,25 Mk. : 5 = 25 Pfge. pro Tag und für die ganze Familie.

Was die Einteilung der Weber nach Zahl in den einzelnen Verdienst-Klassen anbelangt, so sind:

30% Klasse II a für 8 Arbeitstage 7,50 Mk. Brutto, 5,85 Mk. Netto, à Tag 73 Pfge.
50% Klasse II b für 8 Arbeitstage 6,00 Mk. Brutto, 4,35 Mk. Netto, à Tag 54 Pfge.
20% Klasse III für 5 Arbeitstage 2,50 Mk. Brutto, 1,25 Mk. Netto, à Tag 25 Pfge.

zu rechnen. Es ergiebt sich hieraus, daß Klasse IIa als die besten Weber bei einem Verdienst von 73 Pfgen. pro Tag in Not leben, die andern Klassen aber in Elend und am Hungertuch nagen, — was die bleichen Gesichter und abgezehrten Gestalten auch bestätigen. — Durchschnittlich sind 6 Familienglieder zu rechnen.

Was den Lebensunterhalt anbelangt, so entspricht derselbe dem Verdienst, ist ein solcher fast gar nicht zu nennen und besteht im allgemeinen in folgenden Mahlzeiten: früh: dünner Kaffee mit trocknem Brot, welches eingebrockt wird; mittags: Kartoffeln, Kartoffelsuppe, Mehl- oder Wassersuppe mit trocknem Brot, doch immer nur das eine oder andre; abends: dünner Kaffee mit trocknem Brot oder eine Suppe. Zweites Frühstück und Vesper giebts nicht. Fleisch kommt bei den besser Situirten nur an Fest- und Feiertagen in kleinen Quantitäten, bei dem größten Teil fast gar nicht auf den Tisch.

Vorstehende Angaben wurden von den Mitgliedern der durch die Regierung eingesetzten Kommission Cudowa-Tscherbeney und mit geringen Abweichungen auch von denen der Notstands-Kommission Lewin einstimmig bestätigt und zu Kommissionsgutachten erhoben. (Wiederholt aus Nr. 21 der Christlichen Welt.)

Verantwortl. Herausgeber: Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen. — Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.
Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Sittengesetz als „unweiblich“ hinzustellen. Aus dem Evangelium selbst lassen sich allgemeingiltige, feste Schranken und Bestimmungen für dieses Gebiet nicht ableiten. Und das Urteil, dies oder das sei „unweiblich,“ enthält allerdings den richtigen Gedanken, daß die Thätigkeit des weiblichen Geschlechts seinem eigentlichen Wesen, seiner wahren Natur entsprechen müsse. Aber welches nun dieses Wesen, diese Natur mit ihren notwendigen und beständigen Merkmalen sei, das ist eben die Frage, die von den Zeitaltern und Völkern so verschieden beantwortet wird. Weist man auf Leistungen und Vorzüge hin, die hier oder dort hervorgetreten sind, so bleibt immer der Einwand übrig, daß diese nicht sowohl durch die Kräfte und das eigentliche Wesen des weiblichen Geschlechts, als durch die allgemeinen Verhältnisse hervorgerufen seien. Rückt man umgekehrt der Frauenwelt gewisse Mängel und Schwächen vor, so kann darauf immer mit dem Hinweis erwidert werden, daß diese nicht aus dem Wesen und der Natur, sondern aus einer langwährenden falschen Erziehung und Behandlung des weiblichen Geschlechts sich erklären. Wer will da richten und unbedingt entscheiden? — Vielmehr wird jede Zeit in Theorie und Praxis zu untersuchen und zu versuchen haben, wie sie die Gaben und die Stellung des weiblichen ebenso wie des männlichen Geschlechts zu würdigen und den Verhältnissen entsprechend gerecht zur Geltung zu bringen hat. Eine endgiltige Entscheidung mag wohl in der Idee und im zukünftigen Gottesreich, aber nicht unter den wirklichen Verhältnissen dieses Erdenlebens gefunden werden.

Für die rechte Entwicklung und den Erfolg der Frauenbestrebungen in der Gegenwart scheint es mir besonders wichtig zu sein, daß man sich vor allzugroßen Allgemeinheiten in den Forderungen und vor Uebertreibungen in der Polemik hüte. Die logischen und thatsächlichen Argumente der Frauenbewegung sind an sich so stark und im Verborgenen auch schon so siegreich gewesen, daß eine, wenn auch begreifliche, so doch nicht gewinnende Heftigkeit mehr schadet als nützt. Nicht die Schnelligkeit der Erfolge, sondern die Besonnenheit des Vorgehens giebt der Bewegung den Sieg.

Darf ich meine persönlichen Eindrücke zum Schluß kurz aussprechen, so scheint es mir auf drei praktische Punkte zunächst anzukommen. Zunächst auf die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium; und ich stehe nicht an, zu bekennen, daß mich die klare und sachliche Broschüre von E. Gnauck-Kühne: „Das Universitätsstudium der Frauen“*) völlig überzeugt hat. Sodann auf eine andre Erziehung und Vorbildung des weiblichen Geschlechts; das moderne Schwanken und Tasten in dieser Hinsicht zeigt ebenso wie die Art unsrer modernen Geselligkeit und andre Thatsachen, wie wenig hier alles in Ordnung ist. Und endlich die Zulassung der Frauen zu bestimmten Berufsarten, die bisher — oder wenigstens in den letzten Jahrzehnten — als „unweiblich“ gelten. Ich rechne dahin vor allem den Beruf der Aerztinnen, möchte aber gleich auf einen Unterschied hinweisen, der vielleicht bei der ganzen Frauenfrage nicht unwesentlich ist, nämlich auf den Unterschied zwischen freien, selbständigen Berufsarten, die — eben wie die Aerzte — ihre Leistungen dem Publikum anbieten, ohne sie ihnen aufzwingen zu können, und den amtlichen Berufsarten, die im Auftrage der gesamten staatlichen, kirchlichen oder bürgerlichen Gemeinschaften ausgeübt werden, und an die das Publikum gebunden, auf die es ohne Wahl angewiesen ist.

In allen jenen praktischen Forderungen kann ich nichts dem Evangelium Widersprechendes, nichts Unchristliches und Unweibliches sehen. Aber ich bin nicht aufgefordert, hier meine persönlichen Ansichten darzulegen, sondern bestimmte Anfragen als Theologe zu beantworten. Deshalb schließe ich, und zwar mit dem Ausdruck des aufrichtigsten Dankes für die mannigfache und tiefgehende Anregung, die ich durch Sie, hochverehrte Frau, erhalten habe.**)

W B

*) Zweite Auflage. 1891. Berlin und Oldenburg, bei Schulze. 0,60 Mark.

**) Eine kurze klare und sachliche Darstellung der rechtlichen und sozialen Seite der Sache giebt von Holtzendorffs Schrift: „Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frauen.“ Berlin, Habel, zweite Auflage, 1877. Ein lehrreicher geschichtlicher Beitrag ist der Vortrag von Carl Bücher: „Die Frauenfrage im Mittelalter“; nur hätte er das „Lob des tugendsamen Weibes“ Sprüche Sal. 31 nicht als eine Schöpfung Luthers hinstellen dürfen (S. 54). Wertvolle physiologische und medizinische Erörterungen finden sich in den empfehlenswerten drei Vorlesungen des schwedischen Professors Ribbing: „Die sexuelle Hygieine und ihre ethischen Konsequenzen“ (deutsch von Reyher, Leipzig, Hobbing; 5. Aufl. 1891). Eine Zusammenstellung ethischer und ästhetischer Aphorismen aus der nordischen Litteratur über die Frauen und das Verhältnis der beiden Geschlechter ist in der jüngst erschienenen Jonasschen Sammlung „Nordische Diamanten“ (Berlin und Leipzig, Heuser) enthalten. Das Bebelsche Buch: „Die Frau und der Sozialismus,“ 9. Aufl., Stuttgart, Dietz, 1891, ist ungemein reich an Stoff und mit großer Gewandtheit geschrieben, macht auch mit Recht auf eine ganze Reihe von Schäden und Mängeln aufmerksam; aber in seinen geschichtlichen Darstellungen ist es voll von willkürlichen Konstruktionen, unbewiesenen Behauptungen, falschen Verallgemeinerungen und zweifelhaften Hypothesen und in seinem ganzen Zusammenhange Tendenzwerk, in welchem die Frauenfrage nur einen Hebel und ein Stück des sozialistischen Gesamtprogramms bildet. Feine Beobachtungen über den leiblichen und geistigen Unterschied der Geschlechter giebt Lotze in seinem Mikrokosmos, Bd. 2, S. 382 ff. In wenig feiner und wenig wissenschaftlicher Weise spricht sich dagegen Arthur Schopenhauer in seinen „Parerga und Paralipomena“ über die „Weiber“ aus. Es macht den Eindruck, als hätte er, der ja auch zu seiner Mutter nie in rechtem Verhältnis stand, keine einzige edle Vertreterin des weiblichen Geschlechts wirklich kennen gelernt. Das neuerschienene Buch: „Der Kampf der Geschlechter“ von Franz von Nemmersdorf (Leipzig, Spohr, 1891) bringt mannigfache Gesichtspunkte aus allen Lebensgebieten und eine Reihe typischer Belege aus den obern Volksschichten, viel Interessantes, manches Ueberflüssige; die ganze Art der Schriftstellerei, die eigentümliche Verwendung der Absätze und die fast durchweg fehlerhaften lateinischen und griechischen Zitate lassen hinter dem „Franz von Nemmersdorf“ eine Dame vermuten. Unter den praktisch-kirchlichen Beiträgen zur Frauenfrage seien die Arbeiten von Wichern, Luthardt, Monod, Frank noch einmal erwähnt, ganz besonders aber sei das praktische und überaus reichhaltige Werk von Hülle: „Was sollen wir thun?“ allen unsern Leserinnen und Lesern aufs dringendste empfohlen; bis auf einen einzigen Ausdruck, der sich auf die theologische Stellung zur Sonntagsfrage bezieht und schwerlich echt evangelisch ist (S. 70), kann ich die Ausführungen des Verfassers in jedem Punkte unterschreiben. Endlich sei das Schriftchen von E. Gnauck-Kühne: „Das Universitätsstudium der Frauen“ hier nochmals empfohlen, es nennt auch auf S. 50 ff. noch eine Reihe andrer, meist von Damen geschriebener Beiträge zur Frauenfrage.



## Henri Frédéric Amiel

### Fragments d'un journal intime

11

Amiel hat ein großes Talent, seine Gedanken und Lebenserfahrungen in epigrammatischer Kürze zu formuliren. Wir lassen eine größere Auswahl folgen.

Paradoxien sind ein Leckerbissen und ein Genuß für geist- und talentvolle Menschen. Es ist solche Wohlthat, der ganzen Welt gegenüber Recht zu haben und die seichte Vernünftigkeit und gewöhnliche Plattheit in Verwirrung zu setzen! —

Vom Gesichtspunkt des Glücks aus betrachtet, ist das Problem des Lebens unlöslich, denn gerade unser höchstes Streben und tiefstes Sehnen wird uns zum Hindernis, glücklich zu sein. Der Standpunkt der Pflicht enthält dieselbe Schwierigkeit; denn erfüllte Pflicht verleiht wohl Frieden, aber nicht Glück. Nur die göttliche, die heilige Liebe, das Gott Innehaben des Glaubens löst die Schwierigkeit. Denn wenn das Opfer selbst zur Freude wird, zur dauernden, wachsenden, unaufhörlichen Freude, hat die Seele Nahrung in unbegrenzter Fülle. —

Glück heißt getröstet werden. Mut — Ergebung finden! —

Heroismus ist der glänzend gewonnene Sieg des Geistes über das Fleisch, d. h. über die Furcht. Ueber Furcht vor Armut, Leiden, Verleumdung, Krankheit, Vereinsamung und dem Tode. Wahre Frömmigkeit giebt es nicht ohne Heroismus. Heroismus ist konzentrirter, blendender, glorreicher Mut. —

Sein Kreuz zurückstoßen heißt sein Gewicht vermehren. —

Depit ist Zorn, der sich scheut, hervorzutreten; ohnmächtige Wut, die ihre Machtlosigkeit fühlt. —

Nichts ähnelt so dem Hochmut als Mutlosigkeit. —

Güte ist das Grundprinzip des Taktes, und Achtung vor unsrer Umgebung die erste Bedingung guter Lebensart. —

Nicht die Geschichte lehrt das Gewissen Redlichkeit — das Gewissen lehrt es der Geschichte. Thatsachen verführen. Wir sind es, die sie korrigiren, wenn wir unserm Ideal treu bleiben. Die Seele demoralisirt die Vergangenheit, um von ihr nicht demoralisirt zu werden. Wie die Goldmacher des Mittelalters findet sie in dem Schmelztiegel der Erfahrung nur das Gold, was sie selbst hineingeworfen hat. —

Ein Irrtum ist um so gefährlicher, je mehr Wahrheitsmomente er enthält. —

Wenn du eine Sache richtig sehen willst, sieh sie zweimal an, und wenn sie dir schön erscheinen soll, nur einmal. —

Man versteht nur, was man in sich wieder findet. —

Nichts ist uns mehr verborgen als unsre täglichen Illusionen, und unsre größte Illusion ist die, zu glauben, wir wären, was wir zu sein meinen. —

Verfolgen des eignen Interesses ist nur Verlängerung des tierischen Zustandes in uns. Erst mit der Uneigennützigkeit fängt die Vermenschlichung im Menschen an. —

Wer völlig klar sehen will, ehe er einen Entschluß faßt, entschließt sich niemals. Das Bedauern ausschließen wollen heißt dem Leben die Thür weisen. —

In jedem Herzen liegt der Keim zu allem Guten und Bösen. Die größten Verbrecher und die größten Helden bringen das, was auch in uns liegt, nur zu verschiedenartigem Ausdruck. Aber das Böse macht sich von selbst, und das Gute thun — verlangt Mut. —

Gerade die, die die frivolste Auffassung von der Sünde haben, glauben, es gähne ein Abgrund zwischen anständigen und lasterhaften Menschen. —

Unsre Systeme sind vielleicht nur eine unbewußte Apologie unsrer Irrtümer, ein riesenhaftes Gerüst, das uns unsre Lieblingssünde verbergen soll. —

Der analytische Geist versteht die objektiven Dinge immer nur halb, weil er sie nach dem bemißt, was an ihnen veränderlich und relativ ist. —

Mit der Zeit sagt einer schön geregelten Seele nur noch das Wahre und Rechte zu.

Durch zu große Selbstverachtung macht man sich ihrer wert. —

Unsre Art zu leiden ist ein Zeugnis, das wir über uns selbst ausstellen. —

Wer von dem Leben nur Veredlung des Daseins verlangt, sittliche Vervollkommnung, in der Bedeutung von innerer Befriedigung und religiöser Ergebung, ist weniger als andre der Gefahr ausgesetzt, sein Leben zu verfehlen. —

Verständnis für die Entwicklungs- und Entstehungsgeschichte der Ideen macht den Geist frei. —

Wer ist ein kluger Mensch? Wer in den Geist der Dinge, die Absichten der Menschen völlig und mit Leichtigkeit einzudringen vermag und auf kürzestem Wege dabei zum Ziel gelangt. Dazu bedarf es Scharfsinn und Biegsamkeit des Denkens, kritischer Feinheit und Erfindungskraft. —

Die Menschheit bessert sich nur langsam. Deshalb zieht sich die Entwicklung der Geschichte so in die Länge.

12

Häufig ergeht er sich ausführlich über die Bücher, die ihn beschäftigen und anregen. So spricht er über Schleiermachers Monologe, über Lotzes Mikrokosmos und charakterisirt Vinet in besonders feiner Weise. Die Romane der Madame de Genlis sind ihm besonders anziehend, beinahe ebenso das Tagebuch von Eugènie de Guèrin. Es ist charakteristisch für ihn, daß er den Ausspruch thun kann, er wäre glücklich, wenn er die Bücher dieser Frauen geschrieben hätte. Sein Empfindungsleben hat etwas Weibliches.

Wir lassen seine Gedanken über die Entwicklung der Sozialdemokratie folgen:

Den 6. September 1861.

Tocquevilles Werk über „Die Demokratie in Amerika" übt eine außerordentlich beruhigende Wirkung aus, hinterläßt aber ein Gefühl des Widerwillens. Man begreift die Notwendigkeit dessen, was geschieht, und läßt das Unvermeidliche auf sich beruhen. Zugleich sieht man aber auf allen Gebieten eine Aera der Mittelmäßigkeit heraufziehen, und die Mittelmäßigkeit hebt alles Streben auf. Gleichheit erzeugt Uniformität; aber indem man das Vorzügliche, Hervorragende und Außerordentliche opfert, befreit man sich vom Schlechten. Alles gestaltet sich weniger roh, wird aber gewöhnlicher.

Die Zeit der großen Männer ist dahin. Die Zeit der Ameisenhaufen, das Leben der Vielheit beginnt. Wenn das Prinzip der abstrakten Gleichheit den Sieg gewinnt, riskirt das Zeitalter des Individualismus, keine eigentlichen Individualitäten mehr zu schauen. Durch fortgesetztes Nivelliren und Teilung der Arbeit wird die Gesellschaft alles, und der Mensch verliert seine Bedeutung. . . . Ausnahmen verschwinden. Die menschliche Gesellschaft wird mehr einer Hochebene ähnlich, deren wellenförmige Linien sich allmählich verlieren, ohne Gegensätze, ohne Widersprüche. Einförmigkeit wird herrschen. Der Statistiker wird einen wachsenden Fortschritt und der Moralist einen zunehmenden Rückgang zu verzeichnen haben. Fortschritt in Bezug auf die Dinge, Rückschritt in der Qualität der Geister. Das Nützliche tritt an Stelle des Schönen, die Industrie an Stelle der Kunst, die Nationalökonomie an Stelle der Religion, die Rechenkunst an Stelle der Poesie. Der Spleen wird die grassirende Krankheit des Gleichheitszeitalters.

Ist dies wirklich das verhängnisvolle Schicksal der demokratischen Aera? Heißt das die allgemeine Wohlfahrt nicht zu teuer bezahlen? Sollte die Schöpfung, überall bestrebt, Unterschiede festzustellen und die Verschiedenheit der Erscheinungsformen ins Grenzenlose zu steigern, am Ende diesen Weg einschlagen und einen Unterschied nach dem andern aufheben? Und die Gleichheit, die beim Entstehen der Existenzen noch Trägheit, Erstarrung, Tod ist, sollte zuletzt die natürliche Lebensform



werden? Oder wird sich in der ökonomischen und politischen Gleichheit nach der die Demokratie des Sozialismus und Nichtsozialismus strebt und die sie häufig für das Endziel ihrer Anstrengungen hält, wird sich daraus ein neues Geistesreich, eine neue Zufluchtskirche, eine Geistesrepublik bilden, worin über Recht und filzige Nützlichkeit hinaus Schönheit, Hingebung, Heiligkeit, Heldentum, Begeistrung, Außerordentliches, Unendliches ihre Stätte und ihren Kultus finden? Sind der utilitarische Materialismus, ein unfruchtbares Wohlbehagen, die Anbetung des Fleisches und des Ich, des Zeitlichen und des Mammon, ist dies das Ende unsrer Anstrengungen, der ganze, den Vorkämpfern unsers Geschlechts verheißne Lohn? Ich glaube es nicht. Das Ideal der Menschheit ist ein andres, hohes. Aber zunächst verlangt das Tierische sein Recht, und es gilt zuerst das den sozialen Schäden entspringende überflüssige Leiden zu mildern, ehe man auf geistige Güter zurückgreifen kann.

Ueber moderne Litteratur sind seine Aussprüche ganz prophetisch geworden. 10. Februar 1871.

Einige kraftvolle Kapitel von Taine gelesen. (Geschichte der englischen Litteratur.) . . . . . Die tiefe Verachtung der Menschheit, ein Charakteristikum der physiologischen Schule, und die Einführung der Technologie in die Litteratur, begonnen von Balzac und Stendhal, erklärt diese eigentümliche, dürre Trockenheit, die man auf jeder Seite riecht, schmeckt, und die einem die Kehle zusammenschnürt wie der Dampf einer mineralischen Fabrik. Die Lektüre ist in hohem Grade lehrreich, aber das Gegenteil von belebend: sie dörrt aus, beizt, macht traurig. Sie inspirirt niemals, lehrt nur kennen. . . . Ich vermute, daß dies die Litteratur der Zukunft sein wird, amerikanisch, in entschiednem Gegensatz zu der griechischen Kunst. Rechenkunst statt Leben, Formeln statt Gleichnisse, alkoholische Ausdünstung statt apollinischer Trunkenheit, kaltes Betrachten statt der Freuden des Gedankens, kurz, von der Wissenschaft zerschunden und zergliedert — der Tod der Poesie!

1. Juni 1880.

Stendhal, La chartreuse de Parme. Ein merkwürdiges Buch, als typische Erscheinung. Jedenfalls das Anbrechen einer neuen Aera. Stendhal eröffnet den Reigen des naturalistischen Romans, der die Einmischung des moralischen Bewußtseins unterdrückt und sich über die vorgebliche Freiheit des Menschen mokirt. Die Einzelnen sind ihm ohne persönliche Verantwortlichkeit. Sie werden von ihren Leidenschaften beherrscht, und das Schauspiel der menschlichen Leidenschaften bildet eben Vergnügen und Nahrung des Künstlers. Stendhal ist ein Romanschreiber nach dem Herzen Taines, der treue Nachbildner, den nichts aufbringen noch entsetzen kann, den alles amüsirt, einerlei ob Schurke oder Spitzbübin, ob braver Mann oder anständige Frau. Er ist ohne Glauben, ohne Vorliebe für das eine oder andre, und ohne Ideal. Die Litteratur wird der Naturwissenschaft untergeordnet; sie ist nicht mehr Teil der Geisteswissenschaften und weist dem Menschen keinen besondern Rang mehr an. Sie weist ihn unter die Ameisen, die Biber und Affen. Und diese moralische Gleichgiltigkeit führt zur Unmoralität.

Das Laster der ganzen Schule ist ihr Cynismus; ihre Verachtung des Menschen, ihr Kultus der Gewalt, ihre Gleichgiltigkeit gegen die Seele, ihr Mangel an Großmut, an Achtung, an edler Gesinnung, und das tritt trotz aller gegenteiligen Behauptungen überall hervor. Es ist mit einem Wort — Unmenschlichkeit. Man ist nicht ungestraft Anhänger des Materialismus, man kann selbst bei einer raffinirten Kultur roh bleiben. Geistesfreiheit ist sicherlich etwas Großes, aber die Erhebung des Herzens, der Glaube an das Gute, Begeistrungsfähigkeit und Hingebung, der Durst nach Vollkommenheit und Heiligkeit ist etwas viel Höheres.

Ueber katholische Geschichtsauffassung:

Den 1. August 1853.

Profession de foi du XIX siècle von Pelletan. Ein schönes Buch. Nur der Begriff des Bösen fehlt. . . . . Ueberall die Tendenz, die Erscheinung für die Sache zu nehmen, die Form für den Kern, das Gesetz für den Geist. Ueberall das Fehlen einer moralischen Persönlichkeit, überall Gewissensstumpfheit, die die Sünde nicht im Willen erkennt, das Böse außerhalb des Menschen setzt, von außen moralisirt und die ganze Geschichte umwirft. Das ist die philosophische Oberflächlichkeit Frankreichs, der es seine verhängnisvolle Auffassung von Religion verdankt, und diese wiederum der Art, wie es sein Leben von dem Katholizismus und der absoluten Monarchie hat formuliren lassen.

Der katholischen Auffassung steht es entgegen, die Persönlichkeit als selbstbewußt und Herrin ihrer selbst anzusehen. Ihre Anmaßung und Schwäche haben dieselbe Ursache: das Nichtverantwortlichsein, die Lehnspflicht des Gewissens, das nur Sklaverei oder Anarchie kennt, das Gesetz verkündet, aber ihm nicht gehorcht, weil es außer ihm steht, nicht in ihm wurzelt. Eine fernere Täuschung ist die von Quinet und Michelet: sie meinen aus dem Katholizismus austreten zu können, ohne einer andern positiven Religion beizutreten, und wollen den Katholizismus mit der Philosophie bekämpfen, einer im Grunde völlig katholischen Philosophie, weil lediglich aus antikatholischer Reaktion hervorgegangen. Ein vom Katholizismus gemodelter Geist und Gewissen ist unfähig, sich zu einer andern Religionsform zu erheben.

Aus dem Katholizismus giebt es so wenig ein Entrinnen wie aus dem Epikuräismus. C B

## Verschiedenes

**(Knapps Evangelischer Liederschatz)**

Nicht „knapp“ hast du dein Christenkleid geschürzt,
Asketisch farblos, puritanisch enge
Und dich und uns um Gottes Lob verkürzt
Für seiner Wunder buntes Prachtgedränge.
Ein offnes Auge und ein weites Herz,
Das ist des Dichters wie des Christen Zeichen:
Ein Aar im Flug schaut ruhig erdenwärts,
Und wer ein Kreuzesritter fest wie Erz,
Darf auch dem „Saladin“ die Hand mal reichen.

Nicht „Knapp,“ ein Rittersmann seit Jahr und Tag,
Ein Ritter Christi sonder Furcht und Tadel,
Begnadigt mit des Geistes Ritterschlag,
Legitimirt durch alten Asafsadel:
So übe ferner gute Ritterschaft
Und fahre fort im frohen Zeugenlaufe,
Mit Harfenklang wie mit dem Lanzenschaft,
Mit Kindeseinfalt und mit Manneskraft
In Christi Reich ein edler „Hohenstaufe.“

Und doch ein „Knapp,“ ein frommer Knecht des Herrn,
Ein Funk im Chor der leuchtenden Vasallen,
Die myriadenweise, Stern an Stern,
Im Friedensmarsch das Licht der Welt umwallen.
So halte Wacht an deines Königs Thron,
Geschmückt mit seines Kreuzes Purpurwappen;
O selig seiner Knechte Legion:
Ein Hosiannah unserm Davidsohn,
Und Gnad und Friede seinem edlen Knappen!

So hat 1854 beim Erscheinen von Albert Knapps Gedichten Karl Gerok den Stuttgarter Amtsbruder und in ihm zugleich den älteren Genossen im christlichen Sängerorden begrüßt. Und wer auch nur die Auswahl von mehr als 200 geistlichen Liedern betrachtet, die von ihm im Liederschatz vereinigt sind, wer dazu die dankenswerten Auszüge aus dessen Vorreden zur ersten und zweiten Ausgabe, die der Sohn der neuen vierten Ausgabe wieder beigegeben hat, durchliest, der wird in jenen Dichtergruß mit einstimmen.

Aber noch mehr als durch seine eignen Lieder ist Albert Knapp dem evangelischen Deutschland durch die Riesenarbeit der Sammlung des „evangelischen Liederschatzes,“ dieses „süßduftenden Rosenstrauchs des deutschen Kirchengesangs,“ wie er ihn in der Vorrede nennt, zum Segen geworden. Wir sind wohl alle mit ihm einverstanden, wenn er ebenda sagt: „Man darf den Einklang der älteren und neueren Kirchendichter mit Recht zu der Apologie des Christentums rechnen und auch hieraus einen nicht ungewichtigen Beweisgrund für die Wahrheit und Gotteskraft des Evangeliums entnehmen.“ „Die echte Poesie ist der zeitliche Wiederhall der ewigen Wahrheit und Freude, das helle Festgewand einer Seele, die sich ihres Daseins freut in dem lebendigen Gott.“

Knapps Liederschatz hat, so lange ich zurückdenken kann, in meinem elterlichen wie im großelterlichen Hause den Kern der Morgen- und Abendandacht gebildet. Ebenso wird es jetzt in meinem Hause gehalten — seither mit der ersten Auflage, worin sagar als Saul unter den Propheten Gottfried von Straßburg noch einen Platz behauptete mit dem allerdings in seiner Art wunderbar schönen, aber doch für die Mehrzahl kaum verständlichen Sang: „Wer Gottesminne will erjagen, der muß ein jagendes Herze tragen.“ Nun hat Alberts ältester Sohn, Joseph, des Vaters Nachfolger nicht bloß im Stuttgarter Kirchenamt, sondern auch wie der Vater gewandter und beliebter religiöser Dichter, der Mitarbeiter schon bei der dritten Auflage des Liederschatzes 1865, das schon in 20000 Exemplaren verbreitete, aber immer wieder neubegehrte Buch abermals hinausgehen lassen. Wenn ich beim Gebrauch des neuen Buches etwas vermisse gegenüber dem alten, so ist es nur der Druck, der undeutlicher geworden ist und vielleicht manchem Hausvater mit schwachem Augenlicht den Gebrauch erschwert. Daß die Lieder innerhalb der einzelnen Rubriken nicht mehr wie bei Auflage 1 alphabetisch geordnet sind, fällt weniger ins Gewicht, wenn gleich jetzt das Auffinden von Liedern mit bekanntem Anfang weniger leicht ist. Die Einteilung ist die alte geblieben. Wir sind dem Herausgeber herzlich dankbar für alle die Mühe und Arbeit, die er an Sichtung und Sammlung, an Bereicherung und Ergänzung, an Textverbesserung und namentlich an das in seiner Art klassische Verzeichnis der Liederdichter, an liebevoller Aufnahme neuer Namen mit neuen Liedern gerückt hat. Das Werk ist, so wie es jetzt vorliegt, die pietätvolle Fortführung dessen, was der Vater einst begonnen hat, in des Vaters Sinn und Geist. Anders wollte und durfte der Sohn nicht an die Arbeit des Vaters herantreten.

Möchte doch dieser Liederschatz in recht vielen Häusern die Familienandacht weihen, aus seiner reichen Fülle Kranken, Betagten, Verzagten himmlischen Balsam, ewige Jugend, stärkenden Trunk darbieten! „Im häuslichen Kreise,“ heißt es zur ersten Ausgabe, „lesen und singen sich tausend redliche Seelen an gesalbten Liedern froh und selig, und diesen kann des erbaulichen Stoffes nicht genug gegeben werden.“ „Manche Lieder eignen sich nicht zum Singen in der Kirche — sie werden dafür in christlichen Familien desto größern Segen stiften.“

Das ist doch wohl jetzt die Hauptaufgabe des Liederschatzes, der Hausandacht zu dienen. Bei der ersten Ausgabe des Buches war der Hauptzweck des Buches ein andrer, es sollte unsern Landeskirchen zu brauchbaren Gesangbüchern helfen. „Es war,“ heißt es zur zweiten Ausgabe, „vor vierzehn Jahren eine ganz andre Zeit, wo mir allermeist am Herzen lag, den Konsistorien die Lieder mundgerecht zu machen, damit das Volk seine Kernlieder doch wenigstens ihrem innern Wesen und Gehalt nach wieder zurückempfangen möchte.“ Diesen Zweck hat das Buch erreicht, dieser Ruhm soll ihm nie bestritten werden.

Wenn aber jetzt das Buch nicht mehr in erster Linie Quelle für kirchliche Gesangbücher, sondern Mittelpunkt der Hausandacht werden sollte — bedingte das nicht vielleicht auch eine Aenderung in der Anlage und Auswahl? Wir unterschreiben die Worte Albert Knapps zur zweiten Ausgabe: „Als ob nicht jede Kirchenzeit auch ihr besondres Recht auf gemeinverständlichen und allseitig erbaulichen Ausdruck besäße, und als ob der Apostel Paulus sich geirrt hätte, wenn er lieber fünf Worte in vernehmlichen, als 10000 in Zungen, d. h. in fremdartiger Form gesprochen wissen will! Befremdung des Geschmacks ist der Tod der Andacht. Hätten die früheren Sammler den gleichen Weg beschritten, so würden mehrere derselben viel Mittelmäßiges, namentlich so viele dogmatisch trockene Lieder und gereimte Glaubensbekenntnisse weggelassen und dafür Edleres, Geistvolleres gefunden haben.“

Aber geht, was hier der Vater Knapp so richtig sagt, nur auf die Form der Lieder, auf veraltete Worte, ungelenken Ausdruck, Härten im Reim? Durften nicht diese Grundsätze nach einer andern Seite hin Anwendung finden? Hat nicht die Hausandacht einen weitern, freiern Spielraum als das Kirchenlied, für das die Kirchensprache, die sangbare Melodie ja freilich maßgebend bleibt?

Der jetzige Herausgeber sagt, daß „neben den Gesetzen einer naturellen Aesthetik noch viel mehr an den Maßstäben der biblischen Dogmatik“ der Inhalt des Kirchenliederschatzes zu messen sei. Aber was will Dogmatik dem Sänger, der „singet, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet“. Wo bleibt die Dogmatik für „die Drossel“ in Johann Franks und Arnolds Gesang? für die „Nachtigallkehlen“ eines Scheffler und Tersteegen? Und was den einen recht ist, das ist den andern billig.

Ja gewiß, das religiöse Lied unterliegt sehr der Gefahr, „dogmatisch“ zu werden, d. h. in ausgefahrnen Geleisen sich zu bewegen, die allmählich einer neuen Zeit mit neuen Bedürfnissen nicht mehr zusagen wollen, die nicht mehr den Weg zum Herzen finden, weil nicht vom Herzen kommend, sondern nach der Schablone gemacht. In diesem Sinne hätten die alten Lieder recht erheblich dezimirt werden dürfen; aber auch was von neuen Namen in der neuen Ausgabe vertreten ist, bewegt sich mehrfach ganz in dem alten engen Rahmen und hat teilweise wenig Anspruch auf dauernde Geltung — auch abgesehen davon, daß eine allzugroße Zahl Lieder desselben Dichters in einer Sammlung ohnedies ermüdend wirkt, vergleiche Hiller mit etwa 250 Liedern! Darf ich Einzelnes nennen?

Ungern habe ich im Dichterverzeichnis vor allen Herder vermißt, der als „Verfasser von 38 geistlichen Liedern und Genius ersten Ranges“ in der ersten Auflage seinen Platz behauptet. Und wenn nur das eine Lied aufgenommen wäre, das Herder nach Andreä bearbeitet hat: „Sei gegrüßet, schönste Blume, aller Menschheit Blume du“: der Name Herders durfte nicht fehlen.

Manche werden den Namen Kögel vermissen; ich hätte auch dem schwäbischen Dichter und Pfarrer Mörike gern ein kleines Plätzlein im Liederschatz gegönnt, wenigstens mit den innigen Gebetseufzern „Herr, schicke was du willt,“ „Wollest mit Freude,“ „Dein Liebesfeuer“ und mit dem tiefreligiösen Liede: „Eine Liebe weiß ich, die ist treu.“

Rückert kommt im Verzeichnis; aber statt des einen, aus jedem Gesangbuch bekannten Adventliedes: wie viel echt religiöse Spruchweisheit für alle Tage hätte sich von ihm einfügen lassen!

Und unser Geibel! Welch ehrendes Denkmal setzt ihm der Herausgeber in der Biographie, und doch bietet er von ihm nur drei Verse. Wo bleiben seine ergreifenden Psalmenbearbeitungen „Nach schwerer Irrfahrt“ und „Aus diesem Thal des Kummers“; seine herrlichen Uebersetzungen „Sieh, ich komm in Thränen heiß“ und das „Rüstet die Lampen,“ „Längst schwand in der Ferne des Abendrots Pracht.“

Wie freute ich mich auf die größte, tiefste religöse Dichterin dieses Jahrhunderts, Annette von Droste-Hülshoff im Verzeichnis zu stoßen. Leider sind von ihr nur zwei Lieder aufgenommen; sie ist eine so urgewaltige Dichternatur, daß sie, obgleich Katholikin, gewiß mit mehr Recht als der oft so süßliche Konvertit Angelus Silesius einen reicheren Platz verdient hätte.

Albert Knapp hat seinem Liederschatz eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Englischen eingefügt. Gewiß hätten sich nach dieser Seite auch für die neueste Zeit duftige Blüten einfügen lassen; ich erinnere nur an Longfellow.

Wer hat nicht schon in eignem Leid reichen Trost gefunden aus Albert Zellers „Lieder des Leids“. Zu den köstlichsten seiner Trostlieder gehört das Osterlied „Giebst du, o Erde, deine Toten wieder!“ sein Lebewohl „Nur keinen guten Augenblick verscherzt!“ oder sein „Hinein, hinein in Kampf und Schmerz,“ sein Trostlied „Mit Dank zurück und stillem Hoffen“; diese und andre sind nicht aufgenommen.

Albert Knapps jüngerer Sohn Gotthold wandelt als Dichter so neue, eigne Bahnen, daß ich von seinen Festliedern mit ihrem Schwung gern noch mehrere aufgenommen gesehen hätte. Ich weiß wohl, daß alle diese Wünsche einen ganz andern Plan des Werkes, auch eine neue Einteilung des Stoffes vorausgesetzt hätten. Aber die Bestimmung

des Buches „fürs Haus“ erlaubt doch auch diese Anschauung. Und ein Buch, das hauptsächlich in die Häuser der Bemittelteren kommt, durfte doch vielleicht auch den Suchenden unter den Gebildeten entgegengehen nach dem evangelischen Grundsatze: Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes. Und von den oben vermißten Namen wird jeder der Aufnahme zum mindesten so würdig sein, wie seinerzeit Gottfried von Straßburg.

Kürzlich waren bei der großen internationalen Gemäldeausstellung in Stuttgart auch zwei Bilder von Uhde: Die heilige Nacht und Die Jünger in Emaus. Fremdartig muteten sie zuerst den an, der die ideal-schönen Gestalten der alten Meister und ihrer Schüler zu sehen gewöhnt war; eine sonst treffliche Rezension nannte die Bilder mystisch. Aber je länger man sich in sie vertiefte, desto mehr sprachen den Beschauer diese neuen Auffassungen der alten Wahrheit an. Solche Bilder sollen uns auch für die heilige Dichtkunst, die Schwester der Malerei, ahnungsvolle Vorzeichen eines neuen geistlichen Liederfrühlings werden.

Inzwischen aber ergehen wir uns mit Andacht und Freude in dem Blumengarten, den die treue Gärtnershand Joseph Knapps wieder zugänglich gemacht und so freundlich erweitert hat. G G

**(Berichtigung)** In Nr. 44 Sp. 1030 ist von Pommern bemerkt worden, daß die Gründung eines Zweigvereins des Evangelischen Bundes dort im Werke sei. In Wahrheit giebt es in Stettin bereits seit dem 3. Februar 1888 einen Zweigverein. Andere Städte der Provinz sind gefolgt. 1890 haben sie sich zu einem Hauptverein zusammengethan. D H

**(Professor Grau gegen Professor Haupt)** In Nr. 43 der Evangelischen Kirchenzeitung hat Herr Professor D. Grau in Königsberg sich zu unsrer Forderung in Nr. 40 geäußert, er müsse doch die Gemeinsamkeit der Tendenz und des Glaubens an Professor Haupts Lehre von der h. Schrift erkennen und solle sie also auch offen anerkennen. Leider sieht er sich außer stande, unser Verlangen zu erfüllen. Er bleibt dabei, daß der verschiednen Antwort, die Haupt und er auf die Frage nach der Stellung des evangelischen Christen zur h. Schrift geben, nicht nur Unterschiede der Theologie, sondern des Glaubens zu Grunde liegen. Und er spricht es aus, wir hätten mit Unrecht jenes Verlangen an ihn gestellt, da er gegen Haupt „nicht seine Privatmeinung, sondern den Glauben der Christenheit vertrete.

Wir dürfen darauf verzichten, unsern Lesern die ausführliche Erklärung mitzuteilen, weil sich Herr Professor Grau in einem uns unbegreiflichen Irrtum befindet. Hätte Haupt Recht, so äußert er unter anderm, „so würde der zweite Artikel des christlichen Glaubens einfach zu streichen sein.“ Als ob Haupt die grundlegenden Thatsachen der christlichen Heilsgeschichte leugnete, weil er der Ansicht ist, daß ein Christ seine Stellung zur Schrift nicht davon abhängig machen könne und solle, wie er — sozusagen als Historiker — zu diesen Thatsachen stehe, oder m. a. W., man dürfe nicht verlangen, daß jemand die Geschichtlichkeit irgend welcher heilsgeschichtlichen Thatsachen (z. B. der Auferstehung Jesu) eher anerkennen soll, als er sonstwie eine Segenswirkung von der Schrift her erfahren hat. Grau durfte Haupt nicht so mißverstehen, als leugne er diese Thatsachen. Er durfte, wenn Haupt davon redete, wie man nicht zum Glauben komme, das nicht so deuten, als hätte und wollte Haupt diesen Glauben nicht.

Die Unterschiede zwischen Haupts und Graus Ansicht von der Schrift sind und bleiben theologischer Natur. Ebendarum empfinden wir keine Nötigung, hier näher darauf einzugehen, geschweige denn ein Urteil auszusprechen, wer unsrer Meinung nach Recht hat. Bedauern aber müssen wir aufs neue Herrn Professor Grau gegenüber, daß er Unterschiede der theologischen Auffassung und Beweisführung mit allem Fleiß zu Unterschieden des Glaubens zu machen fortfährt, d. i. doch zu Unterschieden, die für jeden Christen von wesentlicher Bedeutung für sein Seelenheil seien. Damit verwirrt er die Gemeinde, lenkt die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab und hindert die so notwendige gemeinsame Arbeit. R

**(Immer trauriger)** wird die Kriegführung der Gegner des Pfarrers Klein und seines Werkes. In Nr. 524 der Kreuzzeitung erklärt Bürgermeister Dengler von Reinerz, er habe „niemals einen Aufruf für die Weber erlassen und um Gaben gebeten.“ Dabei unterschlägt er, daß, wie unsre Leser sich aus der heutigen Beilage Stück 3 überzeugen können, er den Glatzer Aufruf der Fünfundvierzig vom 17. Februar mit unterschrieben hat!

In Nr. 788 der Schlesischen Zeitung bringt es eine offenbar offiziöse Zuschrift fertig, das zweite Protokoll der Kontrollkommission (s. vor. Nr.) zu deuten, als hätte diese Kommission irgend gegen Klein Stellung genommen. Es wird festgestellt, daß „die von ihm angerufene Kontrollkommission sich veranlaßt gesehen hat, den größten Teil der noch vorhandenen Mittel seiner Verfügung zu entziehen.“ Die famose Zuschrift fährt fort: „Hätte man Herrn Klein ungehindert gewähren lassen, er würde bei der Art, wie er einen Notstand schilderte und in beweglicher Weise mit geschickter Agitation weitesten Kreisen vor Augen führte, zweifellos bis heute schon hunderttausende von Mark zusammengebracht haben. Dabei bestand die thatsächliche Unterlage für seine Agitation in Uebel- und Notständen, wie sie sich immer und überall finden, sodaß wohl Hunderte von Amtsbrüdern des Herrn Klein in der Lage waren, ganz gleichwertige Notstände zu konstruiren, und zwar nicht nur in Gebirgsgegenden mit Handweberbevölkerung und auch nicht nur in Teuerungsjahren. Wohin aber sollte es führen, wenn jeder Geistliche mit ähnlichen Gemeindeverhältnissen wie in Reinerz das von Herrn Klein gegebene Beispiel nachahmen wollte!“



Die Antwort hierauf werden unsre Leser aus unsrer heutigen Beilage ohne Mühe selber herausfinden. R

## Quittung

Für den evangelischen Weber in Böhmen (vgl. Nr. 44): 17 Mk. Sammlung beim Familienabend am Reformationsfest in F.; 5 von W, Kotelow.

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 5 Mk. von T in A.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 5 Mk. von demselben.

Für die Heimatskolonie Friedrich-Wilhelmsdorf 5 Mk. von demselben.

Für die evangelische Kirche in Rom: 17 Mk. durch P H, Sudwalde.

Für die evangelische Mission in Ostafrika: 10 Mk. vom Jünglingsverein in Bönnigheim.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 47 der „Chronik der Christlichen Welt“**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Predigtamtskandidat,** der gegenwärtig seinen Seminarkursus absolvirt, **sucht Stelle** als Vikar oder Hauslehrer (im In- oder Auslande). Nähere Auskunft erteilt Pastor Duntze in Rablinghausen bei Bremen.

**Ein cand.min.,** ordinationsfähig, mit guten Zeugnissen sucht zu sofort Stellung als Hilfsprediger, Prädikant, Vikar, ev. auch Hauslehrer. Offerten sind erbeten an die Expedition dieses Blattes unter **N. St. 25.**

**Energischer Hauslehrer** aus guter Familie in angenehme Stellung zum 1. Januar gesucht. Offerten zu richten an Cand. min. **Gelpke,** Mainz, Kaiserstraße 15.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig

**GEISTLICHE LIEDER.** Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigen Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

## Evangelisch-soziale Zeitfragen

mit Unterstützung des **Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses** herausgegeben von **Lic. Otto Baumgarten,** a. o. Professor der Theologie in Jena

**I. Reihe:**

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Die Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

Soeben erschienen:

**II. Reihe:**

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal.
„ 2. **Meyer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes.

**In Serien von 10 Heften zu je 50 Pf.**

**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**

**Heimstätte f. Waisen,** Eisenach i. Thür. Vorz. empf. Aufn. einiger Pred.- u. gut. Fam. angeh. Töchter beh. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. u. Näh. d. Frl. **Mosche,** Georgenstr. 18, III.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**

**Kirchenideale u. Kirchenreformen.** Ein Beitrag zur Beurteilung der Hammersteinschen Bewegung. Von Professor Lic. theol. W. Bornemann. Brosch. ℳ 1.20.

**Handbuch der Musikgeschichte.** Von Arey von Dommer. Zweite revidirte und vermehrte Auflage. Preis 12 ℳ, in eleg. Halbfranzband ℳ 14.50.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

**Nr. 48** **Leipzig, den 26. November** **1891**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Adventsgedanken: 1 — Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie, geprüft von D. Johannes Gottschick — Loreto. Zur Geschichte des Madonnenkultus — Das Leben Max Dunckers — Verschiedenes: Gedichte von Rudolf Kögel; Geroks Psalmen; Zur Judenfrage; Von der römischen Schwesterkirche; Zum Totensonntag; In Sachen Kleins — Anzeigen


## Adventsgedanken

1

Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat, denn ihre Missethat ist vergeben. Jes. 40, 1 f.

Wer den herrlichen Gesang aus Händels Messias über diesen Jesajastext gehört und ihn sich ins Herz hat singen lassen, dem klingt er als tiefsinnigste Auslegung durchs ganze Leben nach. In der Brüdergemeine singt ihn der Kirchenchor seit alten Zeiten im Abendgottesdienst des ersten Advents, und ich folge einer unvergeßlichen Jugenderinnerung, wenn ich aus eben diesem Trostwort des „Evangelisten des Alten Bundes" Adventsgedanken schöpfe.

Wie nötig das Trösten ist, weiß jeder. Wo kommen wir mit unsern bangen, kranken Gedanken hin, gemischt aus Unvermögen und Mißvergnügen, wo kommen wir hin mit der Zerrüttung, dem Zwiespalt, der Zersetzung unsers innern Lebens, wenn es kein Trösten giebt? Keine Feder reicht an das Elend, dessen ein Menschenherz fähig ist, inwendig, ohne Zeugen. Dazu jetzt gerade schlechte Zeiten, Geschäftsstille, Arbeitslosigkeit, Verluste überall, und überall brennende ungelöste Fragen, und überall Meinungsverschiedenheit, Mißverstand, Gehässigkeit, gährende Bewegung — da ist das Trösten not.

Aber es ist ein schweres Ding, wie jeder weiß, der es versucht hat. Es ist so schwer, daß Hiobs Freunde sieben Tage und sieben Nächte saßen und kein Wort redeten, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war. Es ist so schwer, daß die Trostlosigkeit und wiederum die Untröstlichkeit mit einander einen Bund geschlossen haben und die Eitelkeit der Eitelkeiten auf ihre Fahne geschrieben haben. Es ist so schwer, daß heutzutage viele zwischen Trösten und Vertrösten keinen Unterschied mehr zu finden vermögen, und groß ist die Zahl derer, von denen das Wort gilt: Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen.

Willkommen darum, lieber Advent, mit der guten Botschaft des treuen Gottes: Tröstet, tröstet mein Volk! Durch alles Elend der Menschenkinder schreitet das ewige Erbarmen und beut sich dar zur Zuflucht der Bedrängten, zur Erhebung der Geschlagnen, zur Entlastung der Mühseligen, zur Tröstung der Betrübten. Verstehet, wir haben nicht nur einen Gott, der das Steuerruder des Weltalls in seinen starken Händen hält, sondern wir haben einen Gott, der in all seinem Thun Gedanken des Friedens hat, einen Gott, dem das Herz bricht über dem geringsten seiner Kinder, der ein Ende jeglicher Ritterschaft weiß, und wäre sie so hart wie die Gefangenschaft zu Babel, der die Missethat vergiebt und den Frieden zusichert. Und diesen Gott haben wir, weil wir den Advent unsers Heilandes Jesu Christi haben. Das ist der Trost, dessen wir uns getrösten.

Willkommen, Advents- und Weihnachtszeit. Diese Zeit hat das besondre Vorrecht, daß es ihr mehr wie jeder andern gelingt, für ihre Botschaft Gläubige zu finden. Es geht doch wie eine Ahnung durch die Welt und bricht wie Morgenröte in verdunkelte Gemüter, daß es einen Trost giebt in dem Elend der Welt und einen Ausgang aus dem Labyrinth des Lebens, daß nicht die Verzweiflung, sondern die Hoffnung das letzte Wort behält, daß nicht der Haß, sondern die Liebe das Feld behauptet. Der trostreiche Gott ist allen nahe. Ihm trauen wir, daß er Macht genug hat, der Menschen Herzen zu lenken wie die Wasserbäche, ihn bitten wir, daß er diese Adventszeit mit Segen aus der Höhe begleiten wolle, damit wir Mut des Glaubens gewinnen und alle Welt sich trösten lasse.

Ein neues Kirchenjahr bricht an. Ueber Kanzeln und Altäre, Schulen und Häuser, wo immer Gottes Wort getrieben und Gebot und Verheißung verkündigt werden, stehe die Inschrift geschrieben: Tröstet, tröstet mein Volk, redet mit Jerusalem freundlich. Nie war der Kirche Gottes mit Schelten oder Schmeicheln gedient. Aber die Wahrheit mit Liebe zu sagen ist ebenso ihr Recht wie ihre Pflicht. Sch

---

## Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie,

geprüft von D. Johannes Gottschick*)

Die Gegenwart ist der Schauplatz, auf dem sich zwei einander feindliche Weltanschauungen begegnen und einen Kampf auf Leben und Tod gegen einander kämpfen: die antike Weltanschauung der Naivität und des kindlichen Gemütes und die Weltanschauung einer geläuterten Naturbetrachtung und Geschichtserkenntnis. Dieser Kampf hat seine unmittelbare Fortsetzung auf dem Felde der Theologie. Ja gerade hier wird er am härtesten gekämpft, und hier wird er auch ausgekämpft werden müssen. Eine ererbte scholastische Theologie, von einer unsrer Gegenwart fremden Natur- und Weltbetrachtung getragen, will das Feld nicht räumen, erklärt sich geradezu für die einzig berechtigte, kirchlich legitimirte, ja für die christliche Religion selbst. Gegen diese aber ist eine neue Theologie in der Rüstung jener modernen Weltanschauung, mit neuen Erkenntnissen des Wesens der evangelischen Geschichte und der kirchlichen Entwicklung auf den Plan getreten und ringt in kraftvollem Aufschwung nach Herrschaft über das Gemüt der Gemeinde und Anerkennung in der Kirche. Welche hat heute das Recht, sich kirchlich zu nennen? Eine Beantwortung dieser Frage hat neuerdings Gottschick in seinem Werke „Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie" unternommen.

Der Verfasser will die Orthodoxie des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts wie die der neuern Zeit auf ihren kirchlichen Wert hin prüfen. Das Ergebnis seiner Arbeit ist darum im wesentlichen eine umfassende, tief gehende Kritik der theologischen Aufstellungen dieser Richtungen. Es wird jedoch der kritische Prozeß in der Behandlung der einzelnen Lehrpunkte allemal in der Weise durchgeführt, daß schließlich unmittelbar ein positives Resultat gewonnen wird. Auch dieses pflegt mit kurzem Worte in seiner Bedeutung erläutert zu werden.

*) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1890. 4 Mark.

Welches ist nun der von Gottschick bei dieser seiner Prüfung angewandte Maßstab? Allgemein beschreibt er ihn zunächst mit folgenden Worten:

An der Tauglichkeit oder Untauglichkeit theologischer Aufstellungen zur Erbauung der Gemeinde erprobt sich, ob sie dem Geiste und dem Glauben entsprungen sind, der die Kirche eint.

Die Theologie ist eine praktische Wissenschaft. Ihr Ziel und ihre Aufgabe ist darum, Wegweiser zu sein zur Gewinnung und Aufrechterhaltung persönlicher Glaubensgewißheit. Unter welchen besondern Bedingungen verwirklicht nun aber eine Theologie diese ihre durch die Sache selbst gestellte Aufgabe? Gottschick antwortet: „Nicht nur der Inhalt dessen, was sie als die christliche Wahrheit bietet, sondern auch der Zusammenhang, in dem sie dieselbe auffaßt und darlegt, sowie die Begründung, die sie für dieselbe giebt," müssen geeignet sein, um für die kirchliche Verkündigung als Regel zu dienen. Darum hat die Theologie, wenn sie ihren kirchlichen Beruf erfüllen will, schließlich eine dreigestaltige Aufgabe zu lösen: rechte und klare Erweisung zum ersten des Gegenstandes der christlichen Wahrheit, d. i. Gottes, zum andern des Grundes des christlichen Glaubens, d. i. des ewigen Lebensgehaltes Jesu Christi, und zum dritten „des Zusammenhanges, in dem der Christ die christliche Wahrheit im Bewußtsein haben muß, um an dieser Erkenntnis den Halt und die Regel für sein persönliches, religiöses Leben zu besitzen." Allein die Theologie, die in der That diese Grundforderungen des christlichen Gemüts befriedigt, hat Anrecht auf das Lob der Kirchlichkeit.

Dieses Lob aber macht Gottschick gerade den theologischen Richtungen streitig, die es bisher als ihr ausschließliches Recht in Anspruch genommen haben. Vorerst der Streittheologie der altprotestantischen Orthodoxie. In ausführlicher Weise weist er nach, wie diese Theologie nicht anleitet zu einer sichern Glaubensgewißheit. Sie knüpft nämlich die Entstehung des persönlichen Heilsvertrauens an eine doppelte Voraussetzung. Einmal an die unbedingte Anerkennung der heiligen Schrift als des inspirirten Wortes Gottes: — wie aber kann eine Wertschätzung der Schrift gefordert werden, bevor sie sich an unsren Herzen als göttlich legitimirt hat? Sodann an die Verpflichtung auf die Autorität der kirchlich überlieferten und normirten Glaubenssätze, die als der vollkommene Ausdruck des Schriftinhalts und als geoffenbarte Heilswahrheit angesehen werden: — aber wenn nun meine Vernunft mit diesen dogmatischen Sätzen im Widerstreit steht, was dann? Oder haben durch menschliches Geistesringen gewonnene Formeln, auch wenn sie bestrebt sind, den höchsten Inhalt darzustellen, das Recht, von mir, von irgend einem das Opfer des Intellekts zu fordern? Diese Theologie fordert vor der Entstehung allen individuellen Glaubens das Vorhandensein einer rein verstandesmäßigen Ueberzeugung, die mir sagt, daß ich ein Sünder bin, den Zorn und Gericht Gottes erwartet, daß aber Jesus von Gott gesandt sei, um durch das Gewicht seiner göttlichen Natur die Sünde und Schuld zu sühnen, und daß auch ich die Frucht dieser Sühnung mir aneignen kann, wenn ich nur diese auf Golgatha vollbrachte allgemeine Sühnung mir persönlich zueigne. Doch wie kann ich zur vollkommnen Erkenntnis meiner Sünde kommen, wenn ich nicht schon glaube an Jesus, sofern in ihm das christliche Lebensideal verwirklicht ist, mit dem mein eigner sittlicher Zustand im Widerspruch steht? Wie kann ich in Jesu die zweite Person der Trinität oder seine göttliche ewige Natur anerkennen, wenn ich nicht seine ewige Lebensmacht in sieghaftem weltüberwindendem Glauben bereits erfahren habe? So energisch demnach das Grundprinzip jener protestantischen Scholastik zu bekämpfen ist, daß Voraussetzung des Heilsglaubens eine allgemeine Verstandesüberzeugung von dem Wert und der Realität des Inhaltes der christlichen Wahrheit sei, so wenig gelingt es obendrein jener Theologie, den Weg aufzuzeigen, der von der allgemeinen, wie sie wähnt, auch dem natürlichen Menschen möglichen Zustimmung zu den Dogmen der Kirche hinüberführt zu persönlichem Heilsvertrauen. Sie ist nicht imstande, am Inhalte des Wortes Gottes die Momente anzugeben, die die Entstehung des Glaubens in uns vermitteln. Ihren Rückzug deckt sie nur dadurch, daß sie eine Wirksamkeit des heiligen Geistes lehrt außer und neben dem Worte. Durch ihn werden im Menschenherzen die Keime des ewigen Lebens gepflanzt und zur Reife gebracht. Damit aber schlägt jene Theologie einem Grundprinzip evangelisch-lutherischer Frömmigkeit ins Gesicht, wonach heiliger Geist nur in und mit dem Worte Gottes uns gegeben wird, und verfällt den Verirrungen des Schwärmertums. Geschichtlich betrachtet ist die Orthodoxie aus diesem Grunde die direkte Vorläuferin und Wegbahnerin des Pietismus, sofern er nach einer unmittelbaren geistlichen Erleuchtung strebte im Gefühle des Unbefriedigtseins durch die Lehren der Orthodoxie, zu deren Verwerfung er ja schließlich fortschritt.

Von der Kritik der alten Orthodoxie wendet sich Gottschick zur Beurteilung der modernen kirchlichen Theologie. Ohne Frage bildet der Erlanger Hofmann eine Epoche in der theologischen Entwicklung: das erkennt Gottschick voll an. Hofmann ist der erste, der die Thatsächlichkeit und das Recht der Subjektivität in allen religiösen Aussagen betont. Doch indem er aus dem Grundprinzip der individuellen Liebesgemeinschaft des gläubigen Menschen mit Gott die objektiven Heilsfaktoren zu konstruiren versucht, schwinden ihm die realen geschichtlichen Grundlagen des Christentums. Auch hat er die Frage nicht einmal gestellt, geschweige beantwortet: Woher die Gewißheit des gläubigen Christen? Und wie kann sie wieder gewonnen werden, wenn sie wankend geworden? Hofmann kennt eben die christliche Gewißheit nur als eine unmittelbar gegebene Thatsache. Darum weist er über sich selbst hinaus. So wendet sich Gottschick nunmehr zu Hofmanns Schülern. Es sind die theologischen Aufstellungen Luthardts und Franks, die er jetzt am Maßstabe seines oben gekennzeichneten Kanons beurteilt.

Was nun zunächst Luthardt betrifft, so weist Gottschick nach, wie dieser im Streben nach einer objektiven Begründung des christlichen Gottesglaubens vollständig aus den Bahnen seines Meisters Hofmann hinausgedrängt wird. Luthardt leistet auf eine systematische Darstellung der christlichen Glaubenswahrheiten Verzicht; allerdings spricht sein Kompendium auch von der Gottesgemeinschaft in Christo als dem Materialprinzip der Theologie, aber er räumt diesem Prinzip auch nicht den geringsten Einfluß ein auf die Gestaltung des Systems selbst. Dem Anschluß an das herkömmliche Schema der Dogmatik und speziell an die Theologie der protestantischen Scholastik zuliebe opfert er die folgerichtige Einheitlichkeit seiner dogmatischen Theorie. Daher erhält denn seine Theologie das Proteusartige, das Charakteristikum jeder Art von Vermittlungstheologie. Luthardt stellt den richtigen Grundsatz auf, daß die Heilsoffenbarung sich in ihrer Wahrheit nur durch den moralischen Beweis individueller Erfahrung legitimiren könne. Dieser Grundsatz folgt ja auch aus dem protestantischen Glaubensbegriffe, wonach Glauben eine moralische Gewißheit, nicht eine mehr oder minder weitreichende Ueberzeugung der natürlichen Vernunft von irgend welchen Lehr- oder Wahrheitssätzen ist. Aber Luthardt unterläßt es gänzlich infolge seiner irrigen Auffassung des Begriffes und des Gebietes der Heilsoffenbarung, an der offenbaren Heilswirklichkeit, wie sie sich in Jesu Christo darstellt, nun die Momente unmittelbar aufzuzeigen, nämlich deren Beschaffenheit, Wert und Kraft, die allein zur Entstehung der Heilsgewißheit führen. Wir sehen davon ab, daß Luthardt in mechanisirender Weise Heilsgeschichte und Heilslehre trennt, indem er die Heilsgeschichte mit einem an sich stummen Bilde, die Heilslehre dagegen mit der das Bild erst verständlich machenden Umschrift vergleicht; aber erwähnen müssen wir hier als „eine besondere Verkennung der geschichtlichen Thatsächlichkeit," wie es Luthardt durch die Verwendung des rein katholischen Mittelbegriffs der zwölf Apostel, denen Christus eine besondere Inspiration verheißen haben soll, gelingt, deren Lehre und Zeugnis auf die gleiche Stufe mit dem Selbstzeugnis Jesu zu erheben. Durch der Apostel Lehre soll in gleichem Sinne wie durch Jesu Wort das an sich stumme Bild Jesu erst zur Offenbarung werden. Die apostolische Lehroffenbarung hat also die Bedeutung einer Ergänzung der Offenbarung durch Jesus. Ihre Hauptstücke aber sind vor allem die Lehren von der Präexistenz und dem genugthuenden Strafleiden Jesu; doch gerade dabei läßt Luthardt ganz außer Acht, daß diese Lehre wohl

als Versuche einer Deutung oder eines eigentümlichen Verständnisses der Offenbarung, aber keineswegs als Stücke der Offenbarung selbst betrachtet werden dürfen. Die gleiche Verwechselung zwischen Offenbarung und Lehre über die Offenbarung begegnet Luthardt bei seiner Beschreibung des Gebietes der Heilsgeschichte. Als Heilsgeschichte nämlich giebt er aus, was im Grunde nur Anschauungen über die Möglichkeit und Art des Heilsvollzugs sind, Spekulationen, die aber vor allem mit den Mitteln einer uns Modernen fremden Metaphysik gewonnen sind. Die Erkenntnis und Gewißheit dessen, was unter besondern Umständen ein Ergebnis des Glaubens sein kann, aber durchaus nicht mehr für uns Moderne ist, das erhebt Luthardt zur Voraussetzung der Heilsüberzeugung. Ebendas muß nach ihm erst Gegenstand einer natürlichen Ueberzeugung werden, bevor persönlicher Heilsglaube entstehen kann. Also nicht nur, daß die Heilsgewißheit abhängig gemacht wird von Vernunftüberzeugungen — was prinzipiell unserm evangelischen Glaubensbegriff widerspricht —, diese Ueberzeugungen unsers natürlichen Verstandes sind auch für einen, der eine moderne geschichtliche Betrachtungsweise verfolgt, nur annehmbar unter der Bedingung des Opfers des Intellekts. Ihn sucht Luthardt zu erzwingen durch den Hinweis auf die moralische Zuverlässigkeit Jesu und seiner Apostel und durch die behauptete Geschichtlichkeit der Auferstehung Jesu. Dieser Doppelbeweis soll ihm dasselbe leisten, was die Inspirationstheorie der alten Dogmatik. Freilich beachtet er nicht, wie unzureichend diese Beweisstücke für den betreffenden Zweck sind, da sie viel zu allgemeiner Natur sind. So ist auch Luthardts Theologie im Grunde nichts als eine Erneuerung des orthodoxen scholastischen Rationalismus, wenn sie auch Züge tieferer evangelischer Erkenntnis birgt.

Der Schwerpunkt des ganzen Gottschickschen Werkes liegt in der Kritik der Theologie Franks. Hier offenbart es eine Meisterschaft objektiver Beurteilung. Frank setzt in der That an dem Punkte ein, wo Hofmann im Stiche läßt. „Franks ganze Theologie ist durch die deutliche Erkenntnis bestimmt, daß es die eigentümliche, persönliche, christliche Erfahrung ist, aus und mit der die christliche Glaubenserkenntnis und Gewißheit erst erwächst, und daß es falsch sei, wenn die Orthodoxie behauptet, daß die Erkenntnis und Gewißheit die Voraussetzung der Erfahrung sei.“ Das, was der Christ an sich erfahren hat, ist nach Frank die Wiedergeburt oder Bekehrung. Deren ist sich der Glaubende unmittelbar bewußt. Darum erhebt Frank zum Prinzip seines Systems der Gewißheit den Satz von dem seiner selbst unmittelbar sich bewußten und gewissen wiedergebornen Ich. Das neue Ich ist die Zusammenfassung der Wirkungen der objektiven Heilsfaktoren, darum unternimmt es Frank, gestützt auf den Satz von der Korrespondenz zwischen Ursache und Wirkung, aus seinem Prinzip heraus die Eigentümlichkeit und Notwendigkeit der heilschaffenden Größen zu bestimmen. Das wiedergeborne Ich hat nur nötig, sich auf sich selbst zu besinnen, um zu entdecken, daß in der Thatsache der fundamentalen Selbstgewißheit die Gewißheit einer großen Fülle von Heilsrealitäten unmittelbar eingeschlossen ist.

Mit vollem Rechte nun macht Gottschick dieser Frankischen Fundamentirung der christlichen Gewißheit gegenüber geltend, daß „die Aussage, aus der durch organische Selbstentfaltung alle christliche Gewißheit abgeleitet werden soll, eine rein formale ist.“ Behauptet wird lediglich die Form eines neuen Ichs, aber es fehlt die Angabe seines wesentlichen Inhaltes, nämlich seines neuen Lebenszieles. Aus der Form soll nach Frank erst der Gehalt der Form genommen werden: eine Unmöglichkeit. Selbst wenn als Inhalt des neuen Ichs der Stand der Schuldfreiheit aufgefaßt würde, den Frank für die objektive Voraussetzung der Wiedergeburt erklärt, wodurch übrigens sein obgenanntes Fundamentalprinzip selbst aus seiner Stellung als Prinzip herausgeworfen wird, bleibt doch das rein Formale der Aussage Franks. Als Inhalt des neuen Ichs kann vielmehr nur das Ideal eines Personlebens gedacht werden, das in vollkommner Gottes- und Nächstenliebe seinen höchsten Zweck verwirklicht. In der Aneignung dieses Ideals bethätigt das sittliche Ich den Glauben, den das Evangelium und die Reformatoren fordern. Denn „dieser Glaube an die sündenvergebende Gnade Gottes ist die Wiedergeburt und das Prinzip des neuen Lebens.“ Zugleich aber erfährt das sittliche Ich darin auch die göttliche Heilswirkung selbst. Von ihr jedoch eine unmittelbare Gewißheit zu erhalten, wie Frank behauptet, ist unmöglich. Wessen sich der Christ unmittelbar gewiß werden kann, das ist nur seine jedesmalige sittliche und religiöse Beschaffenheit, und dieser wird er sich noch dazu allemal nur in all ihrer Mangelhaftigkeit bewußt werden können. „Der Thatsächlichkeit der Heilswirkung auch an sich selbst kann man nur durch Vermittlung des Bewußtseins von ihrem unbedingten Werte und von ihren objektiven Ursachen gewiß werden.“ Die Anerkennung des unbedingt verpflichtenden Wertes der christlichen Lebensbestimmung ist die erste Bedingung, ohne die die bewußte Hingabe an sie, demnach auch Bekehrung und Gewißheit der Wiedergeburt unmöglich sind. Und zum andern kann der Christ, der sich der Fortdauer seiner Sünde und Schuld gewiß ist, niemals die begründete Gewißheit der Vergebung haben, wenn nicht durch den Hinblick auf die im Worte ihm entgegentretende objektive geschichtliche Thatsache der Person Christi. Das sind nach Gottschick die Bedingungen, unter denen und durch deren Erfüllung evangelische Heilsgewißheit entsteht.

Im Gegensatz zu Franks Formalismus gewahren wir hier allenthalben eine inhaltliche Bestimmtheit der Aussagen. Wenn Frank den Gehalt des christlichen Glaubens mit Hilfe philosophischer Schablonen gewinnt, so geht Gottschick auf die eigentümlichen Bedingungen des gegebnen Objekts, in diesem Falle der christlichen Wahrheit, ein; er kennt für dessen Begründung und Vergewisserung eine Methode, die dem Wesen des christlichen Bewußtseins sowohl wie seines Inhaltes, des christlichen Heilsgutes, entspricht.

Wir konnten es uns nicht versagen, eine kurze Zusammenfassung der prinzipiell bedeutendsten Ausführungen Gottschicks über das Wesen und den Grund der christlichen Glaubensgewißheit zu geben, zu denen er, auf den Schultern seines Meisters Ritschl stehend, durch die Kraft des Gegensatzes geführt wird: hier, auf dem Felde der psychologischen Darstellung der Eigenart und der Daseinsbedingungen des christlichen Bewußtseins muß der Kampf der theologischen Richtungen ausgefochten werden. Wir halten dafür, daß Gottschicks Werk zu einer wesentlichen Klärung in diesem Streite beiträgt, gerade durch die imponirende Art, mit der er dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt. Den theologisch Gebildeten unter unsern Lesern wird Gottschick eine reiche Fülle von Anregungen bieten; für Nichttheologen dürfte es zu schwer geschrieben sein. Vielleicht bot schon dieser Artikel für sie zu viel des Schwierigen, aber sie werden daraus ersehen haben, daß die Frage nach der Kirchlichkeit der Theologie nicht nur von denen, die sich gern ausschließlich die Kirchlichen nennen, sondern mit noch größerer Gründlichkeit auch von andrer Seite gestellt und verhandelt wird. F G



## Loreto

### Zur Geschichte des Madonnenkultus

1

Wer die Zahl der Feste wissen möchte, welche die römisch-katholische Kirche feiert, und deshalb eine der wöchentlichen Uebersichten befragt, wie solche sich in Italien in einzelnen klerikalen Blättern zeigen, der sieht, daß jene Zahl sich auf mindestens dreihundertfünfundsechzig beläuft; denn bei jedem Wochentage zeigt sich das Wort: Festa. Nehmen wir ein Beispiel: „Am 24. St. Bonaventura, Dottore della chiesa, Uebertragung seiner Reliquien. Fest in den Titularkirchen. Am 25. St. Jacobus der Aeltere, Apostel. Fest in den Titularkirchen. Dazu Fest des St. Christoferus in seinen Kirchen. Am 26. St. Anna, Mutter der seligen Jungfrau. Fest in ihren Titularkirchen. Dazu Fest im Dom, Tedeum für die Befreiung vom Erdbeben des Jahres 1805. Am 27. St. Pantaleone, Märtyrer. Fest in seinen Kirchen. In St. Gregorio wird sein Blut für die venerazione ausgestellt.“ Schon dies Beispiel zeigt, daß die Zahl von dreihundertfünfundsechzig durchaus nicht genügt, denn einerseits fallen auf einen Tag meist mehrere Feste, und andrerseits sind die Feste meist lokaler Art, sodaß, während

an einem Ort dies Fest gefeiert wird, man anderswo jenes, ein gänzlich andres feiert. In N. N. ist St. N. N. der Schutzheilige, in einem andern Ort ein andrer, beide Orte feiern an demselben Tage, aber einen verschiedenen Lokalheiligen.

Wenn wir nun die gesamte katholische Kirche überschauen, so ist es unmöglich, zu sagen, wie viele Feste in ihrem Bereich alljährlich gefeiert werden, und sicherlich weiß auch der Vatikan die Zahl nicht anzugeben. Trotzdem ist dieser beständig auf Vermehrung der Feste bedacht. Jeder neue Beato oder Santo, den der Vatikan (in dieser Hinsicht Nachfolger des Orakels von Delphi und des römischen Senates) kreirt, vermehrt die Feste. Freilich bleibt der Kultus der meisten auf kleine Kreise beschränkt, und die deutschen Katholiken werden sich schwerlich dazu verstehen, z. B. einen G. Labre oder Fra Egidio anzurufen. Der erste wird ihnen allzu unsauber, und der letzte allzu wunderthätig erscheinen.

Es steht im Gebiete der römischen Kirche ebenso, wie im griechisch-römischen Leben, wo ebenfalls die Zahl der Feste nicht anzugeben und einer unbegrenzten Vermehrung fähig war, wie die Zahl der waltenden Gottmächte. Wie es nun im antiken römischen Leben auch solche Feste gab, die mehr oder weniger das ganze Reich interessirten, so auch in der römischen Kirche, und zu diesen gehören in erster Linie die Centenarfeste. Im September 1890 hat man Gregor I., welcher der Große heißt, gefeiert, denn er ward 590 zum Bischof von Rom erwählt. Gegenwärtig rüstet man sich schon auf die Centenarfeier des Heiligtums von Loreto, das am 10. Dezember 1294 übers Meer von Engeln nach Italien getragen wurde, eine Legende, die vom Vatikan zur historischen Wahrheit umgestempelt worden ist. Unter dem Segen des Papstes geschieht schon jetzt in ganz Italien die Kollekte für die „große Mutter" von Loreto, und wer sich in die Zahl der Kontribuenten einschreiben läßt, partizipirt an den erteilten Ablaßschätzen, wie man an der Dividende einer Aktiengesellschaft partizipirt.*)

Kein Kultus hat die römische Kirche so sehr mit Festen überschwemmt, wie der Madonnenkultus. Die meisten davon sind ebenso lokaler Natur, wie einst viele unter den Festen der Aphrodite im alten Griechenland; denn es ist jetzt so weit gekommen, daß fast jeder Ort seine besondre Madonna hat, die mit ihrem Bild oder ihrer Statue identifizirt wird. Die Centenarfeier in Loreto soll die gesamte römisch-katholische Kirche in Bewegung setzen, damit das Ansehen jenes Heiligtums, das seinerzeit für die ganze römische Kirche ein Mekka war, aber durch Konkurrenz andrer Heiligtümer gesunken ist, wieder gehoben werde.

Wohin die römische Kirche mit ihrem Madonnenkultus in Italien gekommen ist, muß man sehen, um es zu glauben. Italien aber ist das Land des Papstes, wo nach dessen Aussage der normale Katholizismus sich findet, und wo, wie Leo XIII. behauptet, diese Landesreligion stets die Quelle von Heil und Segen gewesen ist. Wer die römische Kirche nach ihrem wahren Wesen kennen und beurteilen will, muß vor allen Dingen auch den Marienkultus kennen, wie er sich in Italien volkstümlich unter Förderung des Pontifex maximus ungehindert entfaltet und in unzähligen öffentlichen Manifestationen, sowie in einem sintflutartigen Schrifttum sein Wesen und seinen innersten Geist offenbart.

Die römische Kirche hat zwar im Tridentinum und im Catechismus Romanus ihre offizielle Lehre zusammengefaßt, auch vor aller Welt ausgesprochen, und Polemiker meinen, daß es im Streit wider sie darauf ankomme, diese Bekenntnisschriften in erster Linie zu berücksichtigen. Wer dies meint, zeigt damit, daß er die römische Kirche nicht kennt. Sie muß und will allein nach ihrer Praxis beurteilt werden; letztere aber erscheint dem, der sie kennt, wie ein Hohngelächter über ihre offizielle Lehre. Die römische Kirche kümmert sich um ihre Lehre in der Praxis ebenso wenig als um die Bibel, und von dem Madonnenkultus heutiger Zeit steht in den Bekenntnisschriften nichts. Durch keine Lehrnorm gehemmt, geht die vom heidnischen Geist erfüllte römische Kirche ihren Weg, der in erster Linie nicht Lehrentwicklung, sondern Kultusentwicklung ist, ebenso wie im hellenisch-römischen Leben, wo ebenfalls die Religion in erster Linie Kultus war, die Lehre aber in den Schatten gestellt blieb. Fassen wir das heilige Haus von Loreto näher ins Auge.

2

In Apulien, an der ganzen adriatischen Küste, in den Abruzzen, in Umbrien, in Dalmatien gilt „la Casetta" (das Häuschen) als das größte Heiligtum und eine Wallfahrt dahin für ebenso notwendig und verdienstvoll, wie im Orient eine Wallfahrt nach Mekka. Die Hauptwallfahrt findet statt vom 5. bis 10. September und bietet einen imposanten malerischen Anblick. Fast alle Frauen und Mädchen kommen in ihrer bunten Landestracht, angethan mit möglichst vielem Goldschmuck. Die Männer, oft herrliche Gestalten voll Kraft und Ausdruck, sind fast alle am Arm tätowirt und tragen so das Bild der Madonna, der sie sich geweiht haben, unauslöschlich an sich. So kommen sie in Scharen zu fünfzig oder hundert, die meisten zu Fuß, manche auf geschmückten Wagen, viele infolge eines Gelübdes barfuß, sei es, daß sie den ganzen Weg auf diese Weise vollenden, sei es, daß sie die letzte Strecke sich diese der Madonna wohlgefällige Bußübung auflegen. Jede Abteilung hat ihren Vorsänger oder Vorbeter, Litaneien wechseln mit Rosenkranzgemurmel. Aus weiter Ferne schon winkt ihnen die stolze Kirche, die jenes Heiligtum, die Casetta, umschließt, und bei ihrem Anblick fallen die Pilger anbetend auf die Kniee. In der Kirche angelangt, umrutschen sie das heilige Haus auf den Knieen unter lauten, oft schreienden Gebeten. O Madonna mia! Carissima madre! So durchtönt es die heiligen Hallen des imposanten Tempels. Sie küssen die Steine der heiligen Mauer jener Casetta, viele mit Thränen, viele mit Jauchzen — ein Bild aus dem Orient, wo die Kaaba in Mekka ebenso umrutscht und geküßt wird.

Die römische Kirche behauptet, daß das von der Maria in Nazareth bewohnte Haus von den Aposteln in eine Kapelle verwandelt wurde, daß eine von St. Lukas aus Cedernholz angefertigte Statue der Madonna auf deren Altar stand, daß die Kreuzzüge diesem Hause neue Ehre verschafften, daß aber nach ihrem Aufhören die Providenza beschlossen habe, es den Profanationen der Türken zu entziehen und dem Occident zu schenken. Engelscharen trugen das heilige Haus zuerst nach Dalmatien, dann nach Loreto. Die von einem Tempel umschlossene Casetta ist jenes in Nazareth gewesene Haus der Maria.

Der Vatikan hat in jeder Weise die Frage gründlich, „wissenschaftlich," auch in Palästina untersucht, viele Päpste haben in ihren Breven den Engeltransport als Faktum behauptet, ihn auch in die Liturgie eingefügt und ein Fest dieser Uebertragung angeordnet, das alljährlich am 10. Dezember gefeiert wird, in manchen Kirchen mit szenischer Darstellung. Im alten Rom glaubte das Volk den Märlein von den Wundern bei Ueberführung des Steines der großen Mutter, in Neurom geschieht dasselbe hinsichtlich der Casetta der magna mater.

3

Die in unserm ersten Artikel erwähnte wunderbare Reise der Casetta von Nazareth nach Loreto enthält eine verborgne Wahrheit, nämlich die, daß der mit dem Bilderkultus innig und naturnotwendig verbundne Madonnenkultus ein aus dem Orient nach dem Occident importirtes Gewächs ist. Die römische Kirche dagegen strebt mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln dahin, zu beweisen, daß dieser Zweig des Kultus dem Occident, speziell Rom, von der frühesten Zeit an zu eigen gewesen sei. Auf die Bibel kann sie sich nicht berufen, ebenso wenig auf das Zeugnis der Kirchenlehrer der ersten vier Jahrhunderte, sie führt uns daher in die älteste Bilderwelt der Christenheit, in die Katakomben, und weist auf die daselbst vorhandnen Bilder der Madonna. Wer mit den heutzutage zu vielen unumstößlichen

*) Schon ist auch an die Katholiken Deutschlands ein Aufruf ergangen, der beginnt wie folgt: „Am 10. Dezember 1894 wird das sechshundertjährige Fest der Uebertragung des hl. Hauses von Nazareth nach Loreto feierlich begangen werden und bei dieser Jubelfeier soll die herrliche Kathedrale, welche das hl. Haus umschließt, in würdigem Schmuck erglänzen. Unterzeichnet ist der Aufruf u. a. von den Zentrumsabgeordneten Dr. Bock, Baron Buol-Berenberg, Frhr. v. Heeremann und v. Kehler.

Resultaten gelangten Katakombenforschungen vertraut ist, weiß, daß schon in der Zeit vor Konstantin derartige Bilder an den Wänden römischer Katakomben entstanden sind, weiß aber auch, daß sie nur vereinzelt in der großen Reihe biblischer Bilder und keineswegs hervorragend dastehen.

Verfasser kennt alle diese Bilder aus eigner Anschauung. Die ersten Jahrhunderte haben die Maria nie als Einzelfigur dargestellt, nie ihr eine Spur von Vergöttlichung angehängt, nie ihr den Nimbus oder die Krone gegeben, sondern sie stets als allbekannte, menschliche Person der biblischen Geschichte dargestellt. Man sieht entweder die heilige Familie, zu der natürlich Maria mitgehört, oder die Szene der „heiligen drei Könige," die Geschenke bringen, dabei aber nicht als Könige, sondern nur als Ausländer dargestellt werden. Wollte man die Gräber mit neutestamentlichen Bildern schmücken, so konnte natürlich Maria nicht fehlen, aber seltsam ist die Thatsache, daß aus dem dritten Jahrhundert kein Bild von ihr vorhanden ist. Erst mit dem sechsten Jahrhundert wurden ihre Bilder in den Katakomben anders, indem man von dort an sich bemühte, den Gedanken einer anzubetenden Himmelskönigin in byzantinischer Weise zum Ausdruck zu bringen.

Im Jahre 431 ward zu Ephesus jenes verhängnisvolle Konzil gehalten, das der Maria das Prädikat „Theotokos," Gottesgebärerin, mit Stimmenmehrheit zuerkannte und den Bischof Nestorius als Ketzer verdammte, nachdem er gesagt, daß dieser Titel die Maria der heidnischen magna mater Rhea Kybele gleich stelle, die man als Gottesmutter bezeichne. Der Beschluß jenes Konzils machte die in die Kirche eingedrungne heidnische Strömung offenbar, die anwesenden Bischöfe kamen dem Volkswillen nach, das begeisterte Volk von Ephesus jauchzte ihnen Beifall, und das Konzil hatte dem andrängenden Strom des alten Heidentums die Schleusen geöffnet, welche die römische Kirche bis auf den heutigen Tag nicht geschlossen hat. Darin besteht das Geheimnis ihrer Macht, daß sie dem Volkswillen und der volkstümlichen Geistesströmung huldigt. Dadurch hat sie bis auf den heutigen Tag müheloſe Siege errungen, daß sie das von Pauli Zeit an nicht verstummte, vielmehr stärker und stärker anschwellende Volksgeschrei kanonisirte: „Groß ist die Diana der Epheser!" Das Geheimnis der vermeintlichen Siege der römischen Kirche besteht darin, daß sie vom alten Heidentum sich nicht besiegen ließ.

Vom Orient kam die Casetta nach Loreto, ein heiliges Haus, wie das des sagenhaften Romulus, das man in Rom bewahrte.*) Augustus frischte im Interesse seiner Herrschaft uralte Legenden wieder auf, die Päpste haben dies Beispiel nachgeahmt, einige vielleicht in gutem Glauben, andre wider besseres Wissen. Leo XIII. hat vor einigen Jahren den Engeltransport des heiligen Hauses von Loreto in seinem Hofblatt „wissenschaftlich" beweisen lassen. Wenn man dem Gewebe von unbewiesenen Traditionen, scheinbar bewiesenen Behauptungen, kindischen Trugschlüssen und abgeschmackten Wundersagen folgt, so wirft das ein eigentümliches Licht auf die im Vatikan gepflegte „Wissenschaft," sowie auf das Publikum, dem man unter dem Namen „Wissenschaft" kindliche Märlein darbietet.

Ehe die Casetta von Nazareth nach Loreto geflogen kam, hatte sie zahlreiche Vorläufer, nämlich alle jene alten byzantinischen Wunderbilder, die vom sechsten Jahrhundert an, viel zahlreicher aber zur Zeit des orientalischen Bilderſturms, also im siebenten und achten Jahrhundert, nach Italien kamen, wo sie noch jetzt Gegenstände der Anbetung und Quellen der Wunder sind.**) — Wie der Madonnenkultus eine direkte Fortsetzung des hellenisch-römischen Kultus ist, so stehen diese alten dunklen Wunderbilder im direkten Zusammenhang mit antiken Darstellungen, die zum Teil noch jetzt in Thon und Stein vorhanden sind. Letztere, sowie jene alten Madonnenbilder hat Schreiber dieses fast alle mit eignen Augen gesehen und glaubt, nachdem er in dieser Hinsicht keine Mühe gescheut hat, berechtigt zu sein, ein Urteil wie das abzugeben. Das Kommen jener

*) Vgl. Das heilige Haus in Loreto, von Th. Trede. Barmen, Klein. 10 Pfge.

**) Vergl. Th. Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche, 3. Teil, 8 Kapitel: „Mutter und Kind."



Bilder nach Italien war stets mit Wundern begleitet, aber diese alle waren doch nur eine Einleitung zum Wunder aller Wunder, dem Engeltransport der Casetta.

Als nun zu Loreto der Kultus der Madonna einen glänzenden Aufschwung nahm, als Fürsten, Päpste, Könige und Kaiser dort das Knie vor der uralten, aus Cedernholz von St. Lukas verfertigten, mit goldgesticktem Reifrock bekleideten Statue das Knie beugten, als fürstliche Spenden der dortigen Madonna eine Schatzkammer schufen, welche die Erinnerung an die heilige Schatzkammer von Delphi wach rief, da geschahen Dinge, die wir als mehr oder weniger gelungne Nachahmungen jenes Engeltransports betrachten müssen. Mehrere Madonnen nämlich, denen der Boden im Orient zu heiß wurde, flogen nach Italien. Unter ihnen verlangte den höchsten Ruhm die noch heute in Genzano bei Rom höchverehrte Madonna del Paradiso, auch Madonna del Buon Consiglio genannt. Auch ihre Wunderreise ist durch den Zauberstab des Papstes in ein historisches Faktum verwandelt. An den Ruhm von Loreto freilich reichen solche Madonnen nicht, und zwar schon aus dem Grunde, weil die Madonna von Loreto mehrere Heiligtümer besitzt. Die Casetta ließ sich nämlich 1291 zuerst in Dalmatien bei Fiume nieder, und an derselben Stelle ward einige hundert Jahre später ein prächtiger Tempel gebaut, in dem sich die genaue Nachahmung der Casetta befindet. Tausende von Wallfahrern besuchen letztere alljährlich und besteigen die hohe Freitreppe an ihr auf den bloßen Knieen, die oft mit Blut den weißen Marmor zeichnen. Die zweite Nachahmung ist in Aversa (Campanien), wohin gleichfalls jährlich Tausende von Pilgern kommen. T

## Das Leben Max Dunckers

Der Dunckersche Name ist den Lesern der Christlichen Welt nicht unbekannt. In Nr. 35 des vorigen Jahrgangs ist Charlotte Duncker ein Denkmal gesetzt worden, der Verfasserin der „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches," auch Mitarbeiterin dieser Zeitung. Die Sorge der Verewigten war in ihrer letzten Lebenszeit vorzugsweise einem Werke zugewandt, das zwar nicht aus ihrer eignen Feder hervorgehen sollte, zu dem sie jedoch mittelbar durch Vorbereitung des Materials beitrug, der Biographie ihres um wenige Jahre vor ihr verstorbenen Gatten, des bekannten Historikers Max Duncker. Diese Arbeit liegt seit kurzem vollendet vor. Ihr Verfasser ist R. Haym.*)

In keine besseren Hände konnte diese Aufgabe gelegt werden, als in die des früheren Schülers und Parteigenossen Dunckers, der mit ihm in langjähriger naher Freundschaft verbunden gewesen ist.

Den Meisten ist der Verfasser der „Geschichte des Altertums" nur als Historiker bekannt. Daß er Jahrzehnte hindurch seine Thätigkeit zwischen politischer Wirksamkeit und gelehrten Studien zu teilen hatte, werden viele erst aus der Haymschen Erzählung seines Lebens erfahren. In Wahrheit ergänzten sich in Dunckers Persönlichkeit beide Naturen, die des Geschichtsforschers und die des Politikers gegenseitig. Die aus aktiver Beteiligung an den Wandlungen des eignen staatlichen Lebens gewonnene Erfahrung vermittelte dem ehemaligen Schüler Hegels die Anschauung der geschichtlichen Entwicklungsprozesse einer weit entlegenen Vergangenheit; den Parlamentarier der Paulskirche wie den späteren Ratgeber des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm begleitete in wechselvollen und oft stürmischen Zeitläuften das klare Bewußtsein der Ideale, die sich ihm aus der geschichtlichen Mission des Vaterlandes als mögliche und als notwendige ergaben.

Es ist beachtenswert, mit welcher Konsequenz Dunckers Persönlichkeit sich in der Richtung dieser Interessen entwickelt hat. Bereits ein Aufsatz des frühreifen Gymnasiasten bezeichnet die Geschichte als das Studiengebiet, dem er sich zukünftig zu widmen gedenkt; in seiner Lebenshaltung tritt zu gleicher Zeit ein asketisch-romantischer Zug hervor, der ihn den Bestrebungen

*) Das Leben Max Dunckers. Erzählt von R. Haym Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, 1891. 470 S.

der damaligen Burschenschaften nahe bringt. In diese Kreise tritt er während seiner Bonner Universitätszeit anfangs der dreißiger Jahre ein, nicht eben zur Freude des vorsichtigeren Vaters und zum entschiedenen Nachteil für seine spätere Laufbahn. Auf die halbjährige Gefängnishaft in Köpenick, die er nicht lange nachher, politischer Umtriebe ohne Grund verdächtigt, abzubüßen hatte, konnte er wenigstens in seinen alten Tagen noch mit einigem Humor zurücksehen. Daß aber seit seiner 1839 in Halle erfolgten Habilitation das einmal geweckte Mißtrauen der Regierung ihn lange Jahre hindurch im Dienste gerade des Staates verfolgte, dem er seine ganze Kraft zu widmen einzig bestrebt war, legte seinem Patriotismus eine Reihe der härtesten Proben auf. Für die Hemmungen, die seine Thätigkeit als akademischer Lehrer auf diese Weise erfuhr, entschädigte ihn der gesellige Verkehr in einem Kreise, der den Kern der Hallischen Bürgerschaft damals zusammenschloß. Der gemeinsam empfundene Druck des reaktionären Systems, das seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. an Stelle der von vielen gehofften Reformen zu neuem Leben gelangte, führte die Männer zusammen, unter denen Duncker als sachkundiger Politiker und gern gehörter Redner bald eine gewisse führende Stellung erhielt. Das Vertrauen, das ihm hier erwuchs, trug seine schönste Frucht darin, daß im Frühjahr 1848 Duncker als Vertreter des Hallischen Wahlkreises in das deutsche Parlament entsandt wurde.

In Frankfurt schloß sich Duncker der Partei des rechten Zentrums an; bei der Formulirung des Programms der Erbkaiserlichen war er in erster Linie beteiligt. Späterhin hat er mit der Gothaischen Richtung in enger Fühlung gestanden, für deren Ziele er in selbstverleugnender Arbeit, namentlich in überaus verdienstvoller schriftstellerischer Thätigkeit gewirkt hat. Reichen Gewinn brachte ihm diese Zeit durch eine Reihe persönlicher Beziehungen, die zwischen ihm und einzelnen Gesinnungsgenossen damals entweder sich bildeten oder zur Reife gelangten; in diesem Zusammenhang sind vor allen Droysen, Gustav Freytag, Beseler und Mathy zu nennen. Immer unerquicklicher freilich gestaltete sich nebenher seine berufliche Thätigkeit durch das fortgesetzte argwöhnische Verhalten seiner Regierung. So wurde ihm die Trennung vom heimatlichen Boden verhältnismäßig leicht, als noch zur Zeit des Manteuffelschen Ministeriums ein Ruf nach Tübingen an ihn erging. Aber nur um so dankbarer kehrte er nach kurzer erfolgreicher Thätigkeit von dort nach Preußen zurück, als sich unter dem neugebildeten Ministerium des mit Duncker persönlich befreundeten Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen endlich ein seiner Gesinnung und seinen Gaben entsprechender Wirkungskreis zu bieten schien.

Vom auswärtigen Amt aus, dem er zunächst zugewiesen wurde, sah er sich bald an die Seite des Kronprinzen gestellt, um diesem über die Gegenstände vorbereitend vorzutragen, die unter seiner Teilnahme zur Erörterung und Verhandlung im Staatsministerium gelangen würden. Die politischen Meinungsunterschiede zwischen Dunckers altliberaler und streng monarchischer Gesinnung auf der einen und der bekannten damaligen Richtung des hohen Herrn auf der andern Seite, Differenzen, die im Laufe der folgenden inhaltsschweren Jahre immer deutlicher zu Tage traten, führten mit der Zeit zur Lösung dieses dienstlichen Verhältnisses, aus dem Duncker auf seinen Wunsch 1866 übrigens in huldvollster Form entlassen wurde. Im folgenden Jahre wurde ihm die Direktion der preußischen Staatsarchive übertragen; 1874 trat er in den Ruhestand, um den Rest seiner Jahre ganz seinen bekannten wissenschaftlichen Werken zu widmen, die seine ungeteilte Thätigkeit immer dringender für sich in Anspruch nahmen. Er starb 1886.

Die Schilderung der politischen Ereignisse seit Dunckers Eintritt in das öffentliche Leben, die übrigens an geschichtlichem Stoff manches bisher nicht Bekannte enthält, bildet eine der bedeutendsten Partien des Haymschen Buches. Für die unter der heutigen Generation, welche von dem Prozeß der letzten großen Umgestaltung unsrer staatlichen Institutionen nur einen Teil mit Bewußtsein erlebt haben, ist es nicht leicht, ein lückenloses Bild dieser Vorgänge zu gewinnen. Es darf gesagt werden, daß die Darstellung R. Hayms, dem neuesten klassischen Geschichtswerk, das diese Periode behandelt, an Anschaulichkeit nicht nur nicht nachsteht, sondern stellenweise sogar überlegen ist. Vielleicht nehmen wir eben auch deshalb hier beim Lesen einen um so viel regeren inneren Anteil, als wir die Ereignisse im Anschluß an den inneren Entwicklungsgang einer bestimmten Persönlichkeit miterleben, und zwar einer solchen, in der das staatsbürgerliche und das christliche Bewußtsein beide in gleicher Stärke Thun und Denken bestimmten.

Als einen christlichen Charakter glaube ich Max Duncker hier bezeichnen zu dürfen, wenngleich dies nicht das eigentlich Bestimmende im äußeren Ausdruck seines Wesens war. Die ganze Bildungssphäre des Dunckerschen Hauses trug jene in der gelehrten Gesellschaft nicht seltene, vorwiegend humanistische Form an sich, die über die traditionelle Sprache des frommen Gemütes auch dann nicht verfügt, wenn ein religiöses Lebensprinzip oder sogar kirchliches Gemeinschaftsbewußtsein mit ihr verbunden ist. Aber wie Dunckers Geschichtsauffassung durch einen ihm von Natur eignen starken ethischen Zug auffällig bestimmt war, so waren auch für seine philosophische Richtung die praktischen Ideen des sittlich-religiösen Lebens ausschlaggebend, als deren vollendete Fassung ihm stets die christliche erschien. Er hat — vielleicht auf Grund einer zu einseitig entwickelten Unterschätzung des „dogmatischen Christentums“ — sich zu persönlicher Teilnahme an den äußeren Formen des Gemeindelebens niemals hingezogen gefühlt, doch ließ er es in einzelnen Fällen an offenem Eintreten für evangelisch-kirchliche Interessen nicht fehlen. So schloß er sich in den vierziger Jahren der von den sogenannten „protestantischen Freunden“ ausgehenden Bewegung gegen die „Religionsmacherei“ des Eichhornschen Ministeriums an und suchte gegenüber radikalen wie reaktionären Extremen die Berechtigung „der positiven, der besonnenen und inhaltvollen Mitte“ in einer Schrift über „die Krisis der Reformation“ nachzuweisen, wodurch damals „die Bestrebungen der protestantischen Freunde ihr klassisches Programm erhielten“ (Haym). Seine Stellung in vorgerückterem Alter bezeichnen, übrigens ohne Rücksicht auf Parteiverhältnisse, die folgenden, auf die Zeit nach den Attentaten des Jahres 1878 bezüglichen Worte:

> Hatte er früher „das ethische gegen das dogmatische Christentum“ in scharfen Gegensatz gestellt, so sagte er sich jetzt, daß die Ethik ohne die Religion nicht zu erhalten sei, und „daraus folgt,“ so sprach er sich einem Freunde gegenüber, bei dem er vor Mißdeutung sicher sein konnte, aus, „daraus folgt, daß wir uns, der vollsten Freiheit der Wissenschaft unbeschadet, mit größerer Pietät gegen die religiösen Dinge zu verhalten haben, als bisher.“

Hervorragend wie der Inhalt des Haymschen Buches ist auch die Form der Darstellung, ihr Prinzip ein Realismus, der in der Vielheit der Erscheinungen nichts von der spezifischen Färbung des Einzelnen unterdrückt und zugleich die notwendige Einheit des Ganzen vermöge jenes künstlerischen Taktes festhält, die Vorzug und Kennzeichen der Meisterarbeit ist.

Die Verfasserin der „Gedanken über Ewiges und Alltägliches“ pflegte das Hauptverdienst an diesem ihrem ABC-Buch, wie sie es nannte, der beratenden Mitarbeit des Gatten zuzuschreiben. Ihre Bescheidenheit ging darin zu weit. Richtiger ist, daß das Werk, so wie es ist, nicht zu stande gekommen wäre, hätten nicht beide gemeinsam ihr Bestes hineingelegt, was Leben und Erfahrung sie gelehrt. Umso leichter ist es, in der vorliegenden Biographie dieselben Grundzüge des geistigen Lebens wiederzuerkennen, die dort in stilvoll gemessener theoretischer Form, hier in praktischer Anwendung zur Erscheinung gelangen. Das „ABC-Buch“ hat einen Leserkreis gefunden, dessen Umfang sich von Jahr zu Jahr stetig erweitert; wer es kennt, kennt es als einen Besitz, dessen Wert nicht veraltet. Wir wünschen und glauben, daß ein gleicher Erfolg auch der Haymschen Biographie Max Dunckers unter unsern Freunden gewiß ist.

H Wzl

---

## Verschiedenes

**(Gedichte von Rudolf Kögel)** Bremen, Müllers Verlag. Brosch. 3,40 Mark, geb. 4,50 Mark. Ein Ostergruß aus der Ferienzeit des schwer Erkrankten. Wer nur die formvollendeten, gedankenreichen Predigten kennt, wird sich freuen, hier den einfachen Menschen, die bangende, suchende, findende, dankende Seele zu finden. Möchten die Gedichte den Weg in manches Haus und Herz finden, das der Predigt

sich verschließt! Liegt es doch in unsrer Zeit, daß nicht der Mensch den Talar anzieht, um seinen Worten Nachdruck zu geben, sondern der Prediger oft den Talar ausziehen muß, um seiner Rede Eingang zu schaffen.

Kögels Gedichte haben mit den Predigten die prägnante, sentenziöse Sprache gemein. Voraus haben sie vor diesen den stark persönlichen Zug. Kögel ist durch und durch Lyriker. Wo Gerok ausmalend ans Epische streift, eignet er biblische Bilder, Gedanken, Erfahrungen mit einem Worte sich an. Die erste Stelle nehmen an rein poetischem Wert die kleinen persönlichen Lieder ein. Fast in jeder Besprechung findet man angeführt: „Ouchy, 25. Nov. 1890“ (S. 187). Nur aus diesem Grunde mag hier ein andres als Beispiel dienen.

Aus Jerusalem vom Oelberg
Bracht ein Freund der Gaben drei:
Einen Dornen-, einen Oelzweig,
Eine Flasche Weins dabei.

Aus Jerusalem vom Oelberg
Bracht ein Freund der Gaben drei: —
Weggefegt ward mir der Oelzweig
Und die Flasche sprang entzwei!

Aus Jerusalem vom Oelberg —
Bloß der Dornenkranz? Es sei!
Ist es Jesu Dornenkrone,
Ist auch Fried und Freud dabei! (S. 49.)

Kögel steht zu sehr in den Fragen der Gegenwart, als daß man den Gedichten nicht fort und fort den bewegten Hintergrund anmerkte. Aber was ihn charakterisirt, ist weniger dies, als vielmehr die eigne innere Ruhe in der Bewegung, der Blick auf die Ewigkeit in der Zeit. Es ist bezeichnend, daß neben den vereinzelten andern Festliedern nicht weniger als sechs Osterlieder stehen.

Bestellt die Wächter, prägt die Siegel,
Verschließt es fest, das letzte Haus,
Treibt mit dem Feuer eurer Tiegel
Die Ewigkeit der Menschheit aus!

Ein Schöpfungshauch — die Hügel beben,
Ein Morgenstrahl — die Nacht entflieht,
Ein Heilandsgruß — die Toten leben
Und singen Gott ein neues Lied.
Matth. 27, 66. (S. 68.)

Aus diesem Sinne heraus ist eins der vielen Nordseelieder zu verstehen, das wir gerade den Lesern der Christlichen Welt nicht vorenthalten möchten. Nach der Schilderung der im „Bergungsort“ nun zum Kinderschlupfwinkel gewordenen Schiffstrümmer heißt es:

Und so hoff ich, wenn die Planken
All der Kirchenpolitik,
Hier die Masten stolzer Gruppen,
Dort die Steuer der Synoden
Wie in einem Trümmerhaufen
Friedlich bei einander ruhn,
Heimgebracht von der Erinnrung,
Wie in einen Bergungsort, —
Daß ich einst mit grauem Haare
Denke all der stürmschen Fahrten,
Denke all des schrillen Pfeifens,
All des Rufens und des Aechzens,
Das mein Fahrzeug einst umtönt.
Wie ein Kind will ich mich bücken,
Nach den Trümmerstücken fassen,
Lächelnd deuten dies und jenes,
Still umspielt vom Abendlicht!

Als ein Mann reich an Geist und gewaltig an Rede ist Kögel längst bekannt gewesen. Aber wer ihn noch nicht persönlich kannte, wird überrascht sein, in diesen Gedichten eine Tiefe des Gemüts und einen Reichtum persönlicher Empfindung zu finden, die er vielleicht nicht gesucht hatte. W Th

**(Geroks Psalmen.)** Rasch ist den beiden bereits angezeigten Bänden der „Psalmen. In Bibelstunden von Karl Gerok“ auch der dritte gefolgt, der auf 541 Seiten die Psalmen 101—150 behandelt. Es klingt fast wie eine Bestätigung dessen, was in unsrer kurzen Besprechung (Nr. 11, Sp. 251 d. J.) gesagt ward, wenn jetzt im Vorwort die Stelle aus der Vorrede zu Geroks Auslegung der Apostelgeschichte mitgeteilt wird: „Ebensowohl alle gelehrten Fragen wissenschaftlicher Forschung, wie alle besondern, über die Grenzen einer einfachen, praktisch erbaulichen Auslegung und Anwendung des Textes hinausliegenden Gedanken einzelner, wenn auch noch so gläubiger und geistvoller Erklärer blieben beiseite; auf das Bestreben, Neues und Ueberraschendes zu bringen, ist durchweg verzichtet.“

Will man eine kurze Probe, so vernehme man etwa die Einleitung zu Psalm 103. „Es sind alte, liebe Bekannte, die uns in diesem Psalm begegnen. Trost- und Kraftsprüche, Gold- und Kernsprüche, die wir in unsrer Kindheit schon gelernt, die wir unzähligemale inzwischen gehört, die in Trauerstunden und Freudentagen, an Brautaltären und Krankenbetten an viel tausend Herzen ihre Gotteskraft schon erwiesen haben. Und was macht denn diesen Psalm zu einem Lieblingspsalm



in der Gemeinde? Worin besteht denn die eigentümliche Schönheit, die herzgewinnende Lieblichkeit dieses Psalms? Darin, m. L.: es weht etwas von der süßen Lebensluft des Neuen Testaments, von dem milden Friedenshauch des Evangeliums durch diesen Psalm, wie ein süßes, mildes Frühlingslüftlein durch einen schönen Garten weht. Ja, m. L., wie oft noch mitten im Winter Tage des Vorfrühlings sich einstellen, wo der Himmel so tief dunkelblau glänzt, wo die Sonne so warm und kräftig scheint, wo die Luft so mild und weich uns umsäuselt, daß jede Eisrinde springt, daß alle Schneereste vollends zerfließen, daß nicht nur die erwärmte Erde aufgeht, sondern auch das Menschenherz aufgeht, daß man meint, man sei schon in den Mai versetzt und dürfe Veilchen- und Rosendüfte riechen — so finden wir auch im Alten Testament, mitten unter dem strengen Winterregiment des Gesetzes, mitten in der trüben Zeit des Wartens solche Vorfrühlingstage, in denen schon der Gnadenfrühling des Neuen Testamentes sich ankündigt; solche sonnenhelle Stellen, die schon von der Sonne des Evangeliums beschienen sind; solche liebliche Sprüche und Kapitel, von denen man sagen möchte: Hier ist das Neue Testament schon mitten im Alten. . . . Zu dieser Art von Stellen gehört auch unser Psalm mit seinem wunderschönen Lob göttlicher Gnade und Erbarmung.“

Den 150. Psalm nennt Gerok den „herrlichen Schlußakkord unsers Psalters: »Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!«“

Man darf sagen: Es ist der evangelischen Gemeinde mit diesen Psalmen Geroks ein treffliches gemeinverständliches Erbauungsbuch geschenkt. G

**(Zur Judenfrage)** Die beiden Instituta Judaica in Leipzig und Berlin lassen in ihrem Verlage fortlaufend Schriften erscheinen, die im besondern Maße zur Orientirung über die Judenfrage und die Judenmission dienen. Aus ersterm Verlage stammt: Der Blutaberglaube bei Christen und Juden von H. L. Strack. München, 1891. 1 Mk. Die stets aufs neue sich erhebende Anklage wider die Juden, daß sie Christenblut zu rituellen Zwecken gebrauchten, ist in Folge der Ereignisse von Tisza-Eslar (1882) und jüngst in Korfu wieder sehr lebhaft gegen die Juden ausgesprochen worden. Professor Strack untersucht nun diese Anklage. Er behauptet nicht, daß ein solcher Gebrauch des Blutes bei den Juden unmöglich sei, sondern untersucht die Sache an der Hand der Geschichte und Litteratur. Allseitig verfolgt er hierbei den Blutaberglauben und Verwandtes unter Juden und Christen und zeigt, welche furchtbaren Verwüstungen der Aberglaube in christlichen und, wenn auch gleich nicht in so hohem Grade, im jüdischen Lager angerichtet hat. Aber das Ergebnis ist nach diesen Untersuchungen nicht mehr abzuweisen, daß ein ritueller Gebrauch von Blut bei den Juden ebensowenig stattgefunden hat wie bei den ersten Christen, denen damals die Heiden einen solchen schuld gaben.

Von Schriften des Institutum Judaicum in Leipzig beschreibt Nr. 29: der Kampf des Lichtes mit der Finsternis unter den Juden Osteuropas. Bdoboachtungen und Erlebnisse von W. Faber. 1891; 30 Pfge. Der Verfasser läßt uns in das Leben der Juden in Galizien, der Bukowina und Lithauen blicken. Jene jüdischen Massen führen noch ein scharf ausgeprägtes nationales und religiöses Leben ihrer eignen Art. Die Schilderungen Fabers lassen uns erkennen, in wie vielen Seelen der dortigen Juden das Verlangen lebt, aus der eignen Finsternis in ein neues Licht zu gelangen.

Nr. 30: Hermann von Scheda, ein jüdischer Proselyt des zwölften Jahrhunderts von Professor D. R. Seeberg bietet das anziehende und ergreifende Lebensbild eines Juden dar, der aus voller Ueberzeugung zu der katholischen Kirche des Mittelalters übergetreten und dann Abt des Klosters Scheda bei Cappenberg gewesen ist.

Ebenso liegt uns aus dem gleichen Verlage Heft 3 des Jahrgangs 1891 der Zeitschrift Saat auf Hoffnung vor, die für die Mission der Kirche an Israel jetzt unter Redaktion von W. Faber erscheint. Zwei Aufsätze dieser Nummer sind von besondrer Bedeutung, weil sie eine Streitgrage berühren, die gegenwärtig die Judenmissionskreise lebhaft bewegt. Auf der einen Seite steht Professor D. A. Köhler in Erlangen mit dem Aufsatze „Biblische Gedanken über Judenmission.“ Hier werden auch wirklich die biblischen Gedanken über sie dargeboten. Mit vollem Recht wird es als die Aufgabe der Judenmission bezeichnet, die einzelnen Seelen zu dem Heil in Christo zu führen. Zugleich wird daran festgehalten, daß, wie nach der Schrift, das Amt eine göttliche Stiftung ist, welches die Pflicht hat, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen, dieses Amt nicht bloß den Heiden und Christen, sondern ebenso auch den Juden predigen soll, und ihnen eben deshalb auch solche gesandt werden müssen, die ihnen den Rat der Seligkeit verkündigen. Dr. J. Müller nun, der Generalsekretär des Lutherischen Zentralvereins, spricht in „Entgegnung auf die biblischen Gedanken über Judenmission“ ganz anders lautende Ansichten aus. Er will es nicht gestatten, daß zu den Juden in den Ländern Mittel- und Westeuropas Missionare gesandt werden, sondern heißt hier die Pastoren der Gemeinden auch den Juden in ihrer Mitte predigen. Dieser Vorschlag würde nur zu dem Ergebnis führen, daß thatsächlich sehr wenige Juden vom Evangelium erreicht werden würden. Mission gestattet Müller nur unter den Juden des Ostens. Dort aber soll sie auf das Volk der Juden als Ganzes wirken und nicht die Bekehrung der Einzelnen zum Zwecke haben. Daß die Hauptsache aller Missionsthätigkeit die ist, Seelen zum ewigen Leben zu führen, scheint Müller ganz zu vergessen. Was er aber mit dem Wirken auf das Ganze des jüdischen Volkes meint, ist nicht festzustellen. Die Bekehrung der Juden als Volk ist jedenfalls eine Sache, die sich Gott selbst vorbehalten hat. Während dieser Zeit der Kirche dagegen erkennt Paulus seine christliche Aufgabe den Juden gegenüber darin, daß er möglichst viele Einzelne von ihnen für Jesum

zu gewinnen trachtet, während er dabei an der Hoffnung festhält, daß der Herr selbst noch einmal das ganze Volk bekehren werde.*)

d l R-E

**(Von der römischen Schwesterkirche)** Der Allgemeinen Schweizer Zeitung (Nr. 269) wird aus Mülhausen i. E. berichtet:

Einen wahren Sturm der Entrüstung hat das Oktoberheft der Revue catholique in den protestantischen Kreisen d s Elsaßes hervorgerufen. Die betreffende Nummer dieser Zeitschrift wurde letzte Woche mit Beschlag belegt und die Staatsanwaltschaft in Straßburg wird gegen den Autor vorgehen. Die Revue wird vom Pfarrer Delsor in Wallenheim bei Hagenau redigirt und erscheint in Straßburg. Die inkriminirte Stelle bespricht die Prostitution und das Zuhälterwesen in Berlin, sowie den Prozeß Manché und fährt dann wörtlich fort: Aucune mesure de police n'y fera rien à propos de cette dépravation, pas plus que l'influence religieuse du protestantisme, car le souteneur et la courtisane ne sont pas des protestants mauvais, ils ne sont que des protestants logiques. Diese infamen Worte bedürfen keines weitern Kommentars mehr und zeigen, bis zu welcher unsäglichen Verrohung und Verlogenheit die klerikale Leidenschaft führen kann.

**(Zum Totensonntag)** veröffentlichte Nr. 317 des Generalanzeigers für Leipzig und Umgebung folgende Annonce:

„Zum Totensonntag werden noch einige gute Gesangshumoristen empfohlen. Näheres Schenkendorfstraße 31, 3 r."

Wofür hat das Blatt eigentlich einen verantwortlichen Leiter des Anzeigenteils? Und kennt das Publikum der guten Stadt Leipzig kein Mittel, sich solcher Frivolitäten zu erwehren?

Eine gleich ärgerliche Anzeige wagte ein „Restaurant ersten Ranges" den Christen in Erfurt zu bieten (leider wird uns nicht mitgeteilt, durch welches Blatt). Sie lautet:

„Hotel Rheinischer Hof. Restaurant 1. Ranges. Meinen geehrten Gästen mache ich hiermit bekannt, daß zum Totenfest mein renovirter großer Saal nebst sämtlichen Nebenräumen als Restaurant eingerichtet ist und habe zu diesem Tage eine ganz besondre Auswahl von Speisen. Ausschank von Hackerbräu und Steigerbräu. Ergebenst Alb. Schmidt."

Eins wüßten wir gern: ob nicht leider doch Herr Albert Schmidt mit dem Erfolge seiner Einladung zufrieden gewesen sein wird. R

**(In Sachen Kleins)** Zu unserm Artikel in Nr. 46 haben wir eine nebensächliche Angabe zu berichtigen. Wie uns von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, ist der eine Mitunterzeichner der Erklärung für Klein nicht, wie Spalte 1076 zu lesen steht, im Beichtstuhl vorgenommen und aus dem Beichtstuhl hinausgewiesen worden. Derselbe saß vielmehr in der Kirche in einer Bank, um zur Beichte zu gehen, als der Pfarrer hereinkam und ihn in Aufsehen erregender Weise aus der Kirche zog, um ihm draußen Vorwürfe zu machen. Die Absolution hat er ihm nachher erteilt.

So peinlich uns diese Unrichtigkeit ist, so werden unsre Leser sie gern entschuldigen, wenn sie erwägen, mit welchen Schwierigkeiten die Abfassung unsers Artikels verbunden war. Da der Pfarrer Klein von seinem Konsistorium zum Schweigen verurteilt ist, konnte unsre Darstellung nur auf Mitteilungen zweiter und dritter Hand fußen. Nicht einmal die fertigen Artikel konnten dem Pfarrer Klein zur Prüfung des Thatsacheninhalts vorgelegt werden.

Durch vorstehende Berichtigung erledigt sich ein Schreiben der katholischen Geistlichkeit von Reinerz, die unsre Mitteilung für „durchaus unwahr" erklärt: ein Wahrheitskern war doch drin.

Herr Bürgermeister Dengler hat uns mit zwei Schreiben beehrt. Das eine fordert uns auf, eine Erklärung der Reinerzer Notstandskommission vom 10. November zu veröffentlichen, die wörtlich mit der in Nr. 533 der Kreuzzeitung abgedruckten übereinstimmt. Sie ruht auf dem Protokoll der dritten Sitzung der Reinerzer Kommission (nicht der zweiten, wie in der Kreuzzeitung gedruckt steht), also jenem Protokoll, das Pfarrer Klein niemals unterschrieben und anerkannt hat (vgl. Sp. 1071). Die Kommission stellt die in jener Sitzung geführten Verhandlungen von ihrem Standpunkte so dar, daß Klein erklärt habe: „daß er der Kommission keinerlei Mittel zur Verfügung stelle, dagegen bereit sei, Mittel, die ihm von der Kommission übergeben werden würden, zu verwalten und zu verausgaben." Auch soll Klein der Kommission die „Lorbeeren" der Gabenverteilung ausdrücklich nicht gegönnt haben. Dies das Unglaublichste aus der Erklärung, die wir im übrigen in der Kreuzzeitung a. a. O. nachzulesen bitten, für die sie abgefaßt worden ist.

Weiter übersendet uns Herr Bürgermeister Dengler eine umfänglichere Darstellung seiner Konflikte mit Pfarrer Klein. So lange Herrn Pastor Klein nicht gestattet ist, auch seinerseits öffentlich zu reden, werden wir es nicht zum Abdruck bringen. So lange die Behörden sich nicht entschließen, über die Angelegenheit völlige Aufklärung zu geben und dieses Verhalten den Pfarrer Klein so wie bis dahin in Nachteil setzt, fühlen wir uns in erster Linie als Anwalt des Pfarrers Klein und seines Werkes, und erst in zweiter Linie verpflichtet, auch dem andern Teil zum Worte zu helfen, über das er ja in freister Weise verfügt. Uebrigens interessiren uns die örtlichen Reinerzer Reibungen sehr wenig, so gewiß sie für den ganzen Verlauf der Angelegenheit ihre Bedeutung haben; unser Hauptinteresse — das möchten wir hier nochmals klar und öffentlich ausgesprochen haben — gilt dem Verhalten des schlesischen Konsistoriums. —

Seitdem wir dies niederschrieben, ist der Fall Klein in der preußischen Generalsynode zum Gegenstand einer Interpellation gemacht worden. Die Synode hat auf die Antwort des Oberkirchenratspräsidenten Barthausen hin dem Oberkirchenrat das Vertrauen ausgesprochen, daß dieser „die Angelegenheit durch eine nach allen Seiten hin gerechte Behandlung zu einem friedsamen und wahrhaft ersprießlichen Ausgang führen" werde. Wir unsrerseits erklären die Akten über die Sache, die uns leider so viel hat beschäftigen müssen, so lange für geschlossen, bis das Ergebnis der vom Oberkirchenrat verheißenen Untersuchung bekannt sein wird. R

*) Der Herausgeber kann sich nur auf die Seite Dr. Müllers stellen.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 48 der „Chronik der Christlichen Welt"**

Heute morgen entschlief sanft und friedlich nach langem, mit Geduld ertragenem Leiden unser teurer Sohn und Bruder

**Julius Albert Ranke.**

2. Timoth. 4, 7. 8.

Im Namen der tiefbetrübten Hinterbliebenen
Goslar, den 15. November 1891. Dr. **Fritz Ranke.**


# Für den Weihnachtstisch

möchten wir besonders empfehlen:

## I. Zur Verteilung an die Jugend und in Sonntagsschulen:

**Vinck,** Große Zeiten, große Männer. Illustr. geb. Mk. 0,75, geb. Mk. 1,50
„ Illustrierter Kinderfreund 121 Hefte à 10 Pfge., zusammen Mk. 8,50
„ Dieselben je 6 Hefte in 1 Bd. eleg. geb., Bd. 1—5 à Mk. 1,—
**Averdieck, Elise.** Lasset die Kindlein zu mir kommen. 28 Hefte à Mk. —,05
Kinderfreude, 18 Hefte à Mk. —,05
**Spörlin, Marg.** Elsässische Lebensbilder. 17 Hefte, zusammen Mk. 1,65
24 Weihnachtskarten mit farbigen Bildern von L. Richter Mk. 1,40

## II. Für Erwachsene:

**Hollensteiner, K.** Das Buch der Bücher in Bibelstunden, geh. Mk. 1,20, geb. Mk. 1,80
**Riese, Ch.** Erzählungen fürs Volk, geh. Mk. 0,60, geb. Mk. 1,20
**M. v. O.** „ „ „ „ „ 0,60, „ „ 1,20
**Funcke, O.** Christliche Fragezeichen, „ „ 0,45, „ „ 1,—
**Vinck, C.** Predigten, geh. Mk. 2,—, geb. Mk 3,—
**Goßner, Joh.** Erklärung des Neuen Testamentes Bd. I geh. Mk. 2,— Bd. II geh. Mk. 1,20. Bd. III u. IV geh. à Mk. 1,60. Bd. V geh. Mk. 1,50, geb. à Bd. Mk. —,90 mehr.
O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit (Weihnachtsgesch.) 37 Hefte à Mk. —,05
90 erzählende Traktate zum Verteilen Mk. 3,—
90 „ und erbauliche Traktate zum Verteilen Mk. 3,—
80 „ Traktate mit Rücksicht auf die Weihnachtszeit Mk. 3,—
12 Bibelsprüche in Farbendruck mit Landschaften (zum Aufhängen) Mk. 1,—

Niedersächsische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften
Hamburg, neue Brennerstr. 8.

Soeben ist erschienen:
D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg, **Religion und Sozialdemokratie.** 40 Pfennige.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B.

# Evangelisch-soziale Zeitfragen

mit Unterstützung des **Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses** herausgegeben von **Lic. Otto Baumgarten,** a. o. Professor der Theologie in Jena

**I. Reihe:**

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Ewert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Die Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

Soeben erschienen:

**II. Reihe:**

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal.
„ 2. **Meyer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes.

**In Serien von 10 Heften zu je 50 Pf.**

**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**


**Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig**

**Hierzu je eine litterarische Beilage von Richard Mühlmanns Verlag (Max Große) in Halle a. S.; Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig; R. Reich, vormals C. Dettloffs Buchhandlung in Basel.**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 49 — Leipzig, den 3. Dezember — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Adventsgedanken: 2 — Juristischer Wegweiser für Kirchenbau und Parochialteilung — Johann Ludwig Runeberg: I; 2 — Bücher und Schriften: Kingsleys Alton Locke; Meergold; Missionskarte der Erde; Ein Pamphlet; Der Aufsatz Paulus — Anzeigen


## Adventsgedanken

2

Denn sie hat Zwiefältiges empfangen von der Hand des Herrn um alle ihre Sünde. Jes. 40, 2.

Paul Gerhardt beschließt sein uns allen wohl bekanntes Adventslied, das so voll kräftigen Trostes ist, mit den Worten: Er kommt zum Weltgerichte, zum Fluch dem, der ihm flucht. Schleiermacher hält eine Weihnachtspredigt über den Text: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Der zweite Advent aber handelt seit alten Zeiten von der Wiederkunft Christi zum letzten Gericht. Und auch der Evangelist des alten Bundes weiß mitten im Trösten von Gottes Strafgerichten zu reden.

Verträgt sich das ohne Widerspruch? Ist es möglich, ohne die Gemüter zu verwirren, von Trost und vom Gericht zugleich zu reden? Wird nicht die Süßigkeit des Evangeliums, das ein Ende der Ritterschaft und Vergebung der Missethat verkündigt, wieder bitter gemacht durch die Predigt der Strafe? Nehmen wir nicht mit der einen Hand zurück, was wir mit der andern gegeben hatten? Werden nicht die Trostlosen und die Untröstlichen sich für getäuscht und mißleitet halten?

Trost und Gericht gehören dennoch zusammen, und zwar in dieser Reihenfolge. Wir alle wissen aus Erfahrung, daß wenn einer im Unglück freundlich mit uns redet, wenn er uns Mut und Hoffnung zuspricht, wenn er uns gar unter die Arme greift und kräftig und thätig für uns eintritt, wir dann auch nichts dawider haben können, daß er uns seine Meinung sage, wo wir gefehlt, wo wir etwas versehen, wo im Unglück zugleich unsre Schuld lag. Gehts dann mit rechten Dingen zu, so hören wir wohl auf, über Menschen und Verhältnisse, die angeblich unsre Lage herbeigeführt haben, gewohnheitsmäßig Klage zu führen. Die Klage wird zur Selbstanklage. Bestand das Unglück vollends darin, daß wir mit dem, der freundlich zu uns redet, persönlich auseinander gekommen waren, so gewinnt sein unverhoffter Zuspruch die volle Kraft der Beschämung. Also führt gerade der Trost ins Gericht, und diese beiden gehören zusammen.

Ach, daß der Trost der Adventsbotschaft an uns die gleiche Wirkung üben und uns ins Selbstgericht führen wollte, daß er uns lehrte, von Not und Elend, wie sie uns auch betroffen haben mögen, nicht immer nur zu reden als von etwas unerhört Widerwärtigem, sondern ganz einfach zuzugestehen, daß auch wir unsern Anteil, unsre Mitwirkung daran haben, daß wirs doch mitverschuldet haben. Nicht mitverschuldet in dem Sinne, wie die Jünger meinten, als sie den Herrn von wegen des Blindgebornen fragten: Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren ist? Aber in dem Sinne, daß die Schärfe der Plagen, die über uns ergangen sind, aus unserm eignen Verhalten herrührt.

Warum mißlingt so viele Arbeit? Weil wir „Fleisch für unsern Arm" gehalten haben. Woher der Zusammenbruch so vieler Verhältnisse in der Gesellschaft, im Familienleben? Weil wir Gottes Gebote von uns werfen und nur nach Lust und Unlust fragen. Woher die Zerklüftung unsers Volkes? Weil ein jeder das Seine sucht und nicht das des andern, geschweige das, was Gottes ist. Woher das Peinvolle teurer Zeiten, wie wir sie jetzt zu erleben haben? Weil wir das Räsonniren nicht lassen und selbst für eine schlechte Ernte auf allerlei Sündenböcke fahnden. Woher, auch wo äußerlich alles gut geht, so viel innere Oede und Trostlosigkeit? Weil wir über der Gabe den Geber vergessen, der sie heiligt und uns zum Segen macht. Woher in der Christenheit so wenig Gewißheit? Weil wir nicht fest genug zum Wort Gottes als unserm Stab und Stecken halten. In Summa: Wir haben Zwiefältiges empfangen von der Hand des Herrn um alle unsre Sünde.

Trost und Gericht gehören zusammen. Wer dieses nicht will, hat auch nicht jenen. Und wenn ein Engel vom Himmel käme, um uns und alle Welt zu trösten, um jeglicher Ritterschaft ein Ende zu machen und uns Vergebung zuzuführen — ohne die Einsicht, daß wir verdient haben, was uns Beschwerliches widerfahren, bliebe dennoch alles beim Alten. Gott hat seine Güte an das Gute gebunden, und wer seiner Güte teilhaft werden will, muß vor dem Guten die Kniee beugen. Das ist die Wahrheit in der Liebe, ohne welche die Liebe in der Wahrheit nicht bestehen kann. Sch

## Juristischer Wegweiser für Kirchenbau und Parochialteilung

Unter diesem Titel hat Gerichtsassessor Hugo Weizsäcker uns mit einer unentbehrlichen Vorarbeit für die heute so notwendige Schaffung neuer, übersichtlicher Gemeinden beschenkt. Er ist dazu ebenso durch seine zeitweilige Beschäftigung im Berliner Konsistorium und durch die bereitwillige Unterstützung dieses letzteren, wie durch sein volles Eindringen in die Sulze-Sodenschen Reformgedanken befähigt. Ursprünglich hoffte der Herausgeber der „Evangelisch-sozialen Zeitfragen" die Schrift, die er schon längst ersehnt hatte, seiner Sammlung einverleiben zu können; allein die erschöpfende Gründlichkeit und die Stofffülle drängte über den engen Rahmen dieser Hefte hinaus. Um so dankbarer können wir der Verlagsbuchhandlung von Trowitsch sein, daß sie die Schrift zum Preise von 1,20 Mark jedem irgend Interessirten leicht erhältlich gemacht hat. Wir glauben, daß man bei jedem Kirchenbau und jeder Gemeindeteilung auf sie zurückkommen wird, weil sie eben „auf Grund amtlicher Materialien für Kirchenälteste und Gemeindevertreter" gearbeitet ist und alle weit zerstreuten Gesetzesstellen und Verordnungen übersichtlich geordnet hat.

Neben diesem nächsten, praktischen Zweck, der den Leserkreis auf die unter den kirchlichen Notständen der sieben östlichen preußischen Provinzen Leidenden beschränken würde, dient die Schrift aber einem allgemeineren Interesse:

Da das evangelische Kirchenrecht in allen seinen Teilen auf der Gemeinde sich aufbaut, so ist es klar, daß bei der Bildung neuer Gemeinden die mannigfaltigsten Fragen aus allen Teilen des Kirchenrechts in Betracht kommen können.

Wenn sich nun die Arbeit auch beschränkt auf das Rechts-

gebiet der genannten Provinzen und neben dem Allgemeinen Landrecht von Provinzialrechten nur das kurmärkische berücksichtigt, so trifft doch zweifellos zu, was Weizsäcker schreibt:

Gerade die Rechtszustände im östlichen Altpreußen dürften insofern lehrreich sein, als die Strebungen und Gegensätze im Rechtsleben der heutigen evangelischen Landeskirchen hier wohl am schroffsten zum Ausdruck gelangen.

In der That wird hier „ein Hilfsmittel zur Veranschaulichung des gegenwärtigen Zustandes des deutschen evangelischen Kirchenrechts überhaupt“ geboten, das uns auch verständlich macht, warum das evangelische Kirchenrecht mit einem gewissen Widerwillen betrachtet wird. Erweist sich dies Recht aber als „das Erzeugnis eines vielverschlungenen historischen Prozesses,“ so wird uns auch klar, daß wir im kirchlichen Leben der Gegenwart, das der Organisation und Verfassung der kirchlichen Gemeinschaft ernste Arbeit zu widmen verpflichtet ist, die Juristen am wenigsten entbehren können. Zumal solche, die auch für die zeitgemäße Weiterentwicklung der Rechtsverhältnisse interessirt sind und die Zweckverbände fördern möchten, die in den juristischen Formen ihre Ordnung suchen, thun uns dringend not, wo es sich darum handelt, aus allgemeinen Zukunftsplänen zu konkreter Bethätigung des kirchlichen Gemeinsinns vorzuschreiten. Wenn der Jurist nun auch die Kritik des geltenden Rechtszustandes und Aufstellung etwaiger Reformpläne von sich abweist, so enthält doch die unbefangene Darstellung des geltenden Rechtes hier schon die einleuchtendste Kritik.

In einem ersten Abschnitt wird im Anschluß an „Mejer, Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen“ eine knappe und klare Orientirung über die wesentlichen Grundbegriffe und Rechtsquellen gegeben, mit denen im Weiteren operirt wird. Man erkennt da das doppelte Angesicht des Allgemeinen preußischen Landrechts, das den öffentlichen Gottesdienst teils noch als Staatsfunktion betrachtet, teils doch als eigne Angelegenheit der „Kirchengesellschaften“; man sieht die Verwirrung vermehrt dadurch, daß das Allgemeine Landrecht auf kirchlichem Gebiete nicht durchgreifende Geltung erzielte, sondern nur subsidiäre, also nur insoweit maßgebend sein wollte, als die vorhandenen aus dem alten kanonischen Rechte erwachsenen Provinzialrechte nicht ausreichten; man sieht endlich den noch immer ungelösten Konflikt zwischen den alten landeskirchlichen und den neuen genossenschaftlichen Einrichtungen und Anschauungen in der Entwicklung der Kirchengemeinde- und Synodalordnung, welche die Kirchenhoheitsrechte der Staatsbehörde immer noch überreichlich bemessen hat und die Grenze zwischen staatlicher und rein kirchlicher Kompetenz schwankend läßt, wenn auch durch Uebertragung vieler Staatshoheitsrechte auf die Konsistorien die Zeit der Kabinetsordres überwunden ist. Das Ergebnis dieser Uebersicht ist:

Daß diese Verfassung, bei deren Ausbau die wohlmeinendsten Absichten und das tiefgehendste Mißtrauen gegen die Kirche mitgewirkt haben, in ihrer gegenwärtigen Gestalt befriedige, wird von allen kirchlichen Parteien mit seltener Einstimmigkeit verneint. Ueber die Art und Weise der notwendigen Aenderung gehen die Ansichten freilich weit aus einander; und daher wird es im Wesentlichen zunächst wohl noch beim Alten bleiben müssen.

Aus dem zweiten, die Beschaffung der Geldmittel und die kirchliche Baulast behandelnden Kapitel ergiebt sich, daß wir noch durchaus in Uebergangszuständen begriffen sind, im Uebergang aus jener Zeit, die „dem Rat und Obrigkeit sampt der Gemeine und Städten und Dörfern“ die Sorge auch für das geistliche Wohl der Ortseinwohner zuwies — aus welcher Zeit die Gemeinden und Regierungen noch Baulasten auf sich haben, gegen die sie vom staatsrechtlichen Standpunkt aus protestiren —, zu einer neueren Zeit der interkonfessionellen öffentlichen Ordnung, welche den Kirchengesellschaften die äußere und innere Verwaltung ihrer Angelegenheiten überläßt und jenen auf ganz andrer historischer Grundlage beruhenden Rechtszustand als aufgehoben oder doch als aufhebenswürdig ansieht. Wir meinen, gegen diese letztere Auffassung dürften wir selbst dann nicht Front machen, wenn sie uns die Beschaffung der nötigen Geldmittel namenlos erschwert. Der auf historische Rechte und Verpflichtungen pochende Standpunkt führt zu unwahren Verhältnissen. Ebenso muß unsers Erachtens, soll die vom Staat und seinen Leistungen gelöste Landeskirche Zusammenhalt bewahren, innerhalb der Landeskirche jener privatrechtliche Standpunkt, der wie das Allgemeine Landrecht unter Kirchen nur die einzelne Gemeinde, unter Kirchenbesitz nur den der einzelnen Gemeinde versteht, einer sozialrechtlichen Auffassung weichen, die es z. B. als selbstverständlich ansieht, daß die gewaltiger Ueberschüsse sich erfreuenden Gemeinden den Not leidenden von ihrem Ueberfluß abgeben.

Das nächste Kapitel über Kirchenbau ist ungemein dankenswert durch den erschöpfenden Fleiß, womit alle auf diesen Gegenstand bezüglichen Erlasse, Gesetze, Verordnungen gesammelt und das gesamte Verfahren von Stufe zu Stufe bis ins Detail der Bauordnung nach allerdings schematischem Verlauf verfolgt wird. Doch fehlt es auch hier nicht an allgemeinen interessanten und bedeutsamen Bemerkungen, so über die notwendige Verbindung von Sparsamkeit — denn der Fiskus z. B. ist die ärmste Rechtsperson! —, Würde und Zweckmäßigkeit beim Bauen. Interessant ist zumal die Superrevision des Ministeriums für öffentliche Arbeiten und der Bauakademie, nachdem die unglücklichen generellen und auch noch die speziellen Baupläne bereits im Kultusministerium zweierlei bautechnische Instanzen durchlaufen haben! Wenn nun dieser kaum mehr glatt zu nennende Hergang noch verlangsamt wird durch Bedenken und Rückfragen! Da ist es denn eine höchst erfreuliche Mitteilung, daß seit einiger Zeit Vertreter der beteiligten Behörden sich zu gemeinsamen Kommissionssitzungen im Kultusministerium zusammenfinden, um diese Angelegenheiten im Wege mündlicher Beratung schneller zu erledigen, und daß die Regierung in Erwägung nimmt, ob nicht diese Sachen entweder auf das eine oder andre Ministerium ausschließlich zu übertragen seien. Aber merkt man an solchen erfreulichen Neuerungen nicht, wie berechtigt bisher die Klage über bureaukratische Mißhandlung war!

Am verdienstlichsten wohl, zumal für Berlin, dem es an einer geschichtlichen Darstellung seiner Parochialverhältnisse annoch mangelt, ist der letzte, größte Abschnitt: „Die Teilung und sonstige Veränderung von Parochien.“ Hier sind die größten Schwierigkeiten entstanden dadurch, daß die rechtlichen Gestaltungen der Parochien wesentlich aus der vorreformatorischen Kirche und ihrem kanonischen Recht übernommen sind, also eine dem Grundsatz des allgemeinen Priestertums entsprechende evangelische Rechtsordnung noch nicht ausgebildet ist. Wie aber in der neueren Praxis immer mehr „überwiegende objektive Gründe“ (der Zweckgemäßheit) über die starre Rechtstradition siegen, zumal wo es gilt, die Uebergänge aus dem alten in den neuen Zustand zu erleichtern, so wird das aus der Erkenntnis „der allgemeinen Bedeutung der kirchlichen Organisation für das öffentliche Leben“ erwachsene Zusammenwirken der staatlichen und kirchlichen Aufsichtsbehörden bei den Parochialregulirungen in der Praxis immer mehr so geübt werden, daß der evangelischen Kirche die freiere Stellung eingeräumt wird, die der katholischen längst zugestanden ist. Einstweilen staunt man noch über die vielfache Beteiligung des Berliner Polizeipräsidenten bei den innerkirchlichen Verhältnissen! Läßt sich diese Einmischung noch entschuldigen durch ein anzuerkennendes öffentlich-rechtliches Interesse, so bleibt ärgerlich die vielfache Hemmung der zweckentsprechenden Veränderung von Parochien durch „privatrechtliche Titel“, die, in einem Rechtszustande der Vergangenheit begründet, gerichtliche Entscheidungen hervorrufen.

Im übrigen wird die eingehende Besprechung der einzelnen Punkte bei Parochialregulirungen nicht verfehlen, den wohlthuenden Eindruck zu machen, daß die Kirchenregierung im Einklang mit der Synodalvertretung die gesetzlichen Ordnungen mehr und mehr den lebendigen Bedürfnissen anpaßt. Sehr gesund sind die Grundsätze über Abgrenzung neuer Gemeinden, daß man die Grenzen nämlich „nicht mitten durch eine Straße hindurch, sondern an der hinteren Seite der Häuser entlang gehen läßt, damit nicht bloß die neben einander, sondern auch die einander gegenüber wohnenden Gemeindeglieder derselben Parochie angehören“, und daß jeder Gemeindebezirk möglichst ansässige neben fluktuirenden, wohlhabende neben armen Gliedern umschließe,

schon um „das Material zur Bildung tüchtiger und intelligenter Gemeindeorgane“ zu bieten.

Sehr wichtig, weil höchst schwierig ist die Lösung der Frage betreffend die Patronatsfreiheit der neu begründeten Gemeinden. Da darüber im Allgemeinen Landrecht Vorschriften fehlen, vielmehr das Bestehen des Patronats als fast ausnahmslos gilt — in patronatsfreien Gemeinden wählten aber auch nicht Gemeindevertretungen sondern „jedes Mitglied der Gemeinde, welches nicht einem Familienhaupt untergeordnet ist, einschließlich der Witwen und unverheirateten Frauenzimmer!“ —, so handelt es sich um die freie Regelung einer ganz neuen Situation, um Praxis, nicht um geltendes Recht. Seitdem der Patronatsfonds des Staates nur noch für die Erfüllung der Rechtspflichten der bestehenden Patronate dienen soll, die Städte aber aus Rücksicht auf die „Genossen andrer Religionsgesellschaften“ die Uebernahme neuer Patronate ablehnen, so gilt thatsächlich der Patron der Stammgemeinde nicht mehr als solcher als Patron der abgezweigten Gemeinde. Anderseits ist noch immer der Satz des Landrechts giltig, wonach, wer eine Kirche baut oder hinlänglich dotirt, dadurch ein Recht zum Patronat erlangt. Und endlich scheint zweifellos nach der neuen Kirchengemeindeverfassung die Bildung neuer Patronate wider den Willen der betreffenden Gemeinde unzulässig. Dem tritt nun die allgemeine Erwägung entgegen,

daß das Recht der heutigen Landeskirchen besteht aus alten landeskirchlichen und aus neuen genossenschaftlichen Einrichtungen, und daß jene Einrichtungen nach wie vor nach ihren alten Normen beurteilt werden müssen, soweit sie nicht durch die neuen Gesetze modifizirt sind. Hieraus ergiebt sich, daß die Parochialveränderungen und das Patronat nach dem alten Recht behandelt werden müssen, soweit nicht die neuere Gesetzgebung Modifikationen daran vorgenommen hat, was für diese Frage nicht der Fall ist. Im übrigen ist eine Umdeutung der alten Rechtsnormen aus dem Geiste der neuen Gesetzgebung unstatthaft.

Was bleibt da für ein andrer Schluß, als daß diese neue Gesetzgebung sich auch auf die betreffenden strittigen Gebiete erstrecken sollte? Wer aber mag daran rühren? Zur Beruhigung werden uns praktische Gesichtspunkte wie die Zurückschreckung der Stifter entgegengehalten, die für Ueberlassung des Pfarrwahlrechts an die Stifter auch ohne Zustimmung der neuen Gemeindeorgane und für Errichtung von Patronaten ohne Baulast sprechen — letztere halte ich für dem Geist des Allgemeinen Landrechts fremde Konzessionen, da dort das Patronat als eine unabwendbare Ehrenpflicht, nicht in erster Linie als Recht erscheint. Aber freilich, wie kann unsre Volkskirche es riskiren, ihre reine Idee in ihren Einrichtungen zu verwirklichen, da dadurch die Aufrechterhaltung ihres äußeren Bestandes, besonders aber die so wichtige Neubildung von Gemeinden in Frage gestellt würde! So müssen wir widerwillig dem Verfasser Recht geben, wenn er vor allem den Nachweis hinlänglicher Mittel zur Unterhaltung eines solchen neuen Kirchensystems fordert, „damit nicht die Gemeinde, sehr zum Schaden des in ihr sich entwickelnden Lebens, fortwährend mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfen“ muß; der warme Appell an die Kassen der wohlhabenden Berliner Innengemeinden, zumal auch für Darlehen zur Beschaffung von Kirchhöfen, dieser Goldgruben, ist uns natürlich aus dem Munde genommen.

Wo aber die Stammgemeinde sich nicht schämt, die abgezweigte Gemeinde „gewissermaßen nackt in die Welt zu setzen,“ da scheint uns, bei aller Abneigung gegen bureaukratische Vergewaltigung, „eine Teilung des Vermögens zulässig als Verwaltungsmaßregel eben der Behörde, welcher die Abzweigung obliegt.“ Besser wird freilich der moralische Druck, den die Gesamtgemeinde in der Stadtsynode ausübt, solchen grund- und liebloſen Widerstand überwinden, als die zwangsweise behördliche Regelung, die sich den Beteiligten als „Beeinträchtigung wohlerworbener (?) Rechte“ darstellt. Der unschätzbare Segen der kirchlichen Gesamtvertretung Berlins, allein schon durch Stärkung des Solidaritätsgefühls, tritt auch sonst deutlich hervor.

Doch ich muß zum Ende eilen und hebe aus der eingehenden Anweisung für das formelle Verfahren nur noch zwei Punkte hervor: erstlich daß die von mir erhobene Forderung nach Zusammenlegung kleiner Dorfgemeinden eine bedeutende Unterstützung findet an den mehrfachen Entscheidungen des Kultusministers, wonach ein Widerspruchsrecht der Gemeinden, Patrone oder Pfarrer gegen die Parochialveränderung nicht anzuerkennen sei; sodann die besonnene Mahnung:

Die Berichte des Gemeindekirchenrats können bei umsichtiger und sorgfältiger Abfassung, durch welche unnötige Rückfragen vermieden werden, sehr viel zu einer schnellen und sachgemäßen Entscheidung beitragen . . . Jedenfalls dürfte es verdienstlicher sein, diese Instanzen in genügender Weise zu informiren, als das zu unterlassen und sich nachher über die Entscheidungen vom grünen Tisch zu beklagen.

Was brauche ich aber weiter zur Empfehlung der bis ins Detail sorgfältigen und doch von allgemeinen Interessen getragenen Schrift beizufügen als die eigne Schlußbemerkung?

Dem Protestanten kann es begegnen, daß er — wozu er auch von selbst geführt wird — von den Katholiken auf den Unterschied des Rechts und der Verfassung beider Kirchen aufmerksam gemacht wird. In der katholischen Kirche ein durch Gesetzgebung und Uebung fest gegründetes, einem einheitlichen Gedanken untergeordnetes Gefüge; in der evangelischen Kirche ein Nebeneinander von Rechtsnormen, in welchen die widerstreitendsten Prinzipien ihren wenig verhüllten Ausdruck gefunden haben. Vergleicht man von diesem Gesichtspunkte aus beide Konfessionen, so kann es nicht fraglich sein, wer dabei gewinnt. Aber dieser Gesichtspunkt entscheidet nicht. Die protestantische Kirche verfolgt lediglich die Aufgabe, lebendige Gemeinschaften zu begründen und zu erhalten, welche den einzelnen Mitgliedern die hohen evangelischen Güter vermitteln. Wegen der inneren Freiheit, welche dem Einzelnen eingeräumt werden muß, ist das Unternehmen so kühn, daß man zufrieden ist, wenn es da und dort überhaupt gelingt und daß man auf das Wie der Ausführung kein entscheidendes Gewicht legt. Das Kirchenrecht hat also für die evangelische Kirche nicht dieselbe Bedeutung, wie für die katholische, und die Aufgabe des protestantischen Juristen ist von seinem technischen Standpunkt aus weniger befriedigend als die des katholischen. Aber wer wollte behaupten, daß sie darum niedriger sei?

Die diesjährigen Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses haben von neuem bewiesen, daß Männer der verschiedensten Richtungen zusammenwirken können, indem sie vielleicht einer am andern die Unvollkommenheit des dogmatischen und kirchenpolitischen Standpunktes bedauern, aber sich gegenseitig als gleichberechtigte evangelische Christen anerkennen. Die Zukunft der deutschen evangelischen Kirche hängt daran, daß dieser Geist bleibt und wächst. Denn wenn überhaupt das Erreichte festgehalten und weiter geführt werden soll, so ist die gemeinsame Arbeit nicht zu entbehren: eine Arbeit, frei von Nebenabsichten und Parteileidenschaften, getragen von derjenigen Hingebung an die Sache, ohne welche in kirchlichen Dingen nichts Dauerndes geschaffen werden kann. In den Dienst dieser allgemeinen Aufgabe möchte auch die vorliegende kleine Schrift sich stellen.

Es ist ihr zweifellos gelungen. O B



## Johann Ludwig Runeberg

1*)

Man scheint in Deutschland der nordischen Dichter allmählich überdrüssig zu werden. Der Ibsenkultus wenigstens wird wohl seinen Gipfelpunkt schon überschritten haben. Diese gequälten Hervorbringungen eines gewaltigen, aber krankhaften Geistes läßt man doch nicht länger so unwidersprochen als wirkliche Natur, als Erzeugnisse eines echten Realismus gelten, auch wenn man darin noch so viel Wahres und Ergreifendes sich sagen läßt. Da ist es denn eine wahre Erquickung, neben solchen unheimlichen Helden des Realismus und Naturalismus oder gar den wüsten Tonangebern der freien Bühne und freien Liebe noch wieder einen frischen, gesunden Naturlaut aus dem Norden zu vernehmen; einen Dichter kennen zu lernen, der sich nicht zum Mundstück einer verrotteten Gesellschaftsklasse macht, sondern aus des Volkes tiefem, echtem Gemüt heraus singt, der in kraftvoller Dichtung die Eigenart seines Volkes naturwahr darzustellen und zugleich die besten Gefühle, zumal die flammendste Vaterlandsliebe zu wecken und zu pflegen versteht.

Die modernen Poeten des Pessimismus sind naturgemäß Kosmopoliten, inter-, um nicht zu sagen antinational. Es muß auf jeden Nichtnorweger einen verletzenden Eindruck machen,

*) Johan Ludvig Runebergs Epische Dichtungen. Aus dem Schwedischen übersetzt sowie mit Einleitung, Anmerkungen und bibliographischem Anhang versehen von Wolrad Eigenbrodt. Zwei Bände. Halle a. S., Max Niemeyer, 1891.

Die Uebersetzung darf eine im allgemeinen gelungene genannt werden; sie wird aber leider durch zahlreiche Druckfehler verunziert. Die Einleitung ist sehr interessant und lehrreich.

zu sehen, wie Ibsen seine Landsleute fast durchgängig schlecht macht oder wenigstens fast nur die ungesunden Typen herausgreift; was für mehr als traurige Vertreter seines Vaterlandes führt er uns wieder in seinem letzten Drama vor! Aber nur im liebevollen Anschluß an das Vaterland, das teure, kann doch auch die Poesie gedeihen; dort sind die starken Wurzeln auch ihrer Kraft. Solch ein echter Dichter nach und zu dem Herzen des Volkes war Johann Ludwig Runeberg, der finnische Nationalsänger, der uns jüngst von Wolrad Eigenbrodt in einer ansprechenden Uebersetzung seiner epischen Dichtungen vorgeführt wird.

Runeberg ist kein Realist im modernen Sinne des Wortes, aber er schildert sein geliebtes finnisches Volk naturgetreu, wenn auch vielleicht hie und da etwas idealisirend. Gleich in dem ersten Gedichte, das uns der Uebersetzer bietet, tritt der finnische Bauer, wie er leibt und lebt, mit seiner ganzen kraftvollen Zähigkeit und seinem resignirten Duldermut vor unsre Augen. Der würdige fromme Paavo läßt sich durch keine Mißernten entmutigen, weil er stark steht in dem festen Gottvertrauen und alle Widerwärtigkeiten nicht als Verstoßung, sondern als Prüfung Gottes ansieht; er läßt dann auch durch keine Not und Entbehrung sein Herz verhärten. Als die Frau jubelt, daß sie nun endlich bei wohlgeratener Ernte nicht mehr Birkenrinde ins Brot zu backen brauchen, da nimmt Paavo der Gattin Hand und sagt:

Weib, o Weib, nur der besteht die Prüfung,
Der den Nächsten nicht verstößt in Nöten.
Mische Rinde in das Brot zur Hälfte,
Denn erfroren steht des Nachbars Acker!

In einem andern größern Gedichte Das Grab in Perrho tritt der ausgeprägte Familiensinn des Finnen in einer freilich etwas wilden, aber großartigen Weise zu Tage. Sechs Brüder lassen sich auch durch die strengste willkürliche Behandlung des Vaters nicht in Eigennutz oder Haß auseinandertreiben; sie schließen sich nur umso inniger zusammen und fehlen keinen Moment in der Pietät dem Vater gegenüber trotz seiner fast empörenden Härte. So bestehen sie aufs glänzendste die schwere Probe, auf die der weise Vater sie alle die Jahre hat stellen wollen. Im Kriege bewähren sie dann ihren Zusammenhalt, indem fünf von ihnen in der kraftvollen Verteidigung der Heimatscholle mit einander fallen und der sechste die gefallenen Brüder furchtbar rächt, selbst auch sterbend. Die altgermanischen Recken mit ihrer Kampfeslust und Brudertreue werden da vor unsern Augen lebendig in packender grausiger Naturwahrheit.

Lieblich und reizvoll dagegen wird das Familienleben in der Idylle Hanna geschildert. Wie in Voß' Luise ist auch hier ein Pfarrhof der dankbare Gegenstand für poetische Kleinmalerei. Fast zu anmutig und kampflos ziehen hier lauter erfreuliche Bilder an unserm Auge vorüber. Mehr vom Ernste des Lebens bekommen wir in der Idylle Der Weihnachtsabend zu spüren, die uns an einen Sitz des militärischen Landadels führt. Die treffliche Zeichnung dieses Familienlebens erhält ihre besonders ansprechenden Züge durch die Darstellung des patriarchalisch-freundschaftlichen Verhältnisses von Herren und Gesinde. Solche köstlichen Szenen bilden überaus wertvolle Abschnitte auch in den andern epischen Dichtungen Runebergs; sie klingen uns freilich wie schöne Märchen aus goldner Zeit, sind aber offenbar mit großer Naturwahrheit durchgeführt.

Alle Vorzüge der Runebergschen Dichtung vereinigen sich in dem größern Epos Die Elchjäger, das mit Hermann und Dorothea verglichen werden darf und das der Dichter für sein bestes Werk ansah. Hier wird in weit ausgreifender Darstellung das ganze finnische Leben mit entzückender Anschaulichkeit uns vorgeführt, wie es sich in den Bauernstuben und den Gutshöfen abspielt. Neben dem geistlichen und adligen Stande, die in Hanna und dem Weihnachtsabend geschildert worden, lernen wir also hier den eigentlichen Kern des Volkes in trefflich gelungenen Typen kennen und werden vertraut mit dem äußerlichsten und innerlichsten Leben und Weben dieses tüchtigen Menschenschlages. Fast ersetzt hier die Dichtung, möchte man sagen, die eigne Anschauung: mit solch Homerischer Plastik wird



uns das fremdartige Denken und Treiben vor die Augen gemalt. Man hat wohl behauptet, daß seit den Zeiten der Ilias und Odyssee kein Volk und Stand in seinem ganzen Kulturleben so wahr und anschaulich und vollständig geschildert worden sei, wie der finnische Bauer in Runebergs Elchjägern; wie auch thatsächlich die Homerischen Verhältnisse mit den einfachen finnischen eine gewisse Aehnlichkeit haben. Wir werden da mit allen Winkeln und Geheimnissen der Bauernstube und des Gutshofes bekannt gemacht, begrüßen die Alten auf dem Ofen und den wohlgelittenen Bettler, lernen die schlauen, schachernden, nachher aber trunkenen, tanzenden russischen Handelsleute kennen, erfreuen uns vor allem des schönen vorbildlichen Verhältnisses von Gutsherrn und Häusler, Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Wer den Hexameter nicht mehr liebt, wird sich freilich an der Form dieser schönen drei Dichtungen stoßen; eine prachtvolle Sprache voll der feinsten, überraschendsten, keineswegs bombastischen Bilder wird ihn aber reich entschädigen.

Das Epos Nadeschda führt uns nach Rußland, ergreifende Bilder aus der Leibeigenschaftszeit und den darin wurzelnden Konflikten bietend; König Fjalar in das altheidnische Skandinavien; wir gehen daher, so poetisch wertvoll auch diese Gedichte sind, nicht näher darauf ein.

2

Jeder gebildete Deutsche wird diese epischen Erzählungen Runebergs mit hohem Genuß lesen. Aber sie sind es doch nicht, die Runebergs Bedeutung und Größe ausmachen. Was ihn auch für alle Ausländer zu einem einzigartigen Dichter erhebt, sind seine Sagen des Fähnrich Stahl. Um diese Nationalgesänge darf jede andre Nation die finnische dreist beneiden; ich wüßte wenigstens nicht, welche andre Ebenbürtiges aufzuweisen hätte. Es sind ihrer vierunddreißig an der Zahl, aber „jedes Stück — wie Zacharias Topelius sagt — ein Kunstwerk in Marmor gehauen. Niemals wurde ein Dichtwerk in unserm Lande mit solchem Entzücken, solcher Bewunderung begrüßt. Alte und Junge lasen es mit gleicher Rührung; des Knaben Herz pochte, des Mädchens Wangen glühten und harte finstere Männer vergossen Thränen bei diesen Erzählungen aus einer verschwundenen Zeit."

Die Zeit der letzten Kriege Schwedens und Finlands gegen Rußland von 1808 bis 1809 wird da uns vorgeführt. Es waren die Freiheitskriege der Finländer, Freiheitskriege jedoch mit tragischem Ausgange, darum auch geeigneter zu poetischer Behandlung. Wohl ein kühnes Unternehmen, einen Krieg der Neuzeit dichterisch darzustellen! Ein Homerisches Epos daraus zu bilden, ist unmöglich. „Runeberg wählte darum die freie bewegtere Form der Romanze und Ballade und schildert nicht den ganzen Gang des Krieges, sondern nur hervorragende Ereignisse und Personen." Der Uebersetzer rühmt hiervon:

Fähnrich Stahls [schwedisch „Stohl" gesprochen] Erzählungen sind der einzige gelungene Versuch, einen modernen Krieg poetisch zu gestalten, und zweifellos die großartigste patriotische Dichtung, die je gedichtet worden ist. Man kann sagen, daß diese gewaltige Dichtung überhaupt einen Gipfel moderner Kunst bildet, da in ihr das ganze innere Wesen einer Nation in einer Vollkommenheit, monumentalen Größe und Klarheit dargestellt ist, die ganz einzig dasteht, und zwar nicht in typischer, sondern scharf individueller Ausprägung. Runeberg erscheint hier als das Ideal eines modernen Menschen und Dichters, der sich die höchste Entfaltung der Persönlichkeit als nächstes Ziel setzt, diese Entfaltung nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Erreichung eines höhern Zieles betrachtet, nämlich der Einordnung des voll ausgeprägten Individuums in ein Allgemeines. Dieses Allgemeine ist die Nation, die wiederum in ihrer individuellen Ausprägung sich dem höhern Allgemeinen der Menschheit einordnet.

An der Spitze der Sammlung steht das zündende stolze Lied Unser Land:

Unser Land, unser Land, unser Vaterland!
Kling laut, du teures Wort!
Es steigt kein Fels zum Himmelsrand,
Es ruht kein Thal, es braust kein Strand,
Geliebet mehr als unser Nord, der Väter Heim und Hort.
u. s. w.

Es ist wohl die beste, tiefst empfundene Nationalhymne geworden, deren irgend ein Volk sich rühmen kann. Von dem jüngst in Helsingfors verstorbenen deutschen Musiker F. Pacius,

den aber seine zweite Heimat ganz den Ihrigen nennen durfte, in Musik gesetzt, wird sie bei jedem Anlaß mit andächtiger Begeisterung gesungen.

Es werden uns dann eine ganze Reihe von charakteristischen Gestalten in bunter Folge vorgeführt, Generale und Offiziere, Korporale und Gemeine, Troßburschen und Häuslermädchen, Freunde und Feinde; keiner wird vergessen. Wie stehen sie da vor uns voll Leben und Kraft, der kühne General Sandels, der beim Mahle sichs noch wohl sein läßt, während sein Heer schon kämpft und blutet, und dann auf seinem Roß im dichtesten Kugelregen mit heiterer Ruhe hält und die Feinde gemütlich auf sich zielen läßt:

Doch er stand stolz und rührte sich nicht,
Im Sattel saß er voll Ruh.
Und sein Auge war ruhig, die Stirn war licht
Und er glänzt auf dem edeln Bijou ....
Und er sah auf die Uhr, seine Zeit er maß,
Wie im tiefsten Frieden er saß.

Noch gewaltiger aber der heldenhafte Führer von Döbeln, der trotz der schweren alten Wunde und daraus folgender Kränklichkeit auch mit seinem einen Auge scharf die Vorteile und Blößen bei Freund und Feind überblickt und jäh vom Krankenlager auffährt, um die Seinen in höchster Gefahr zu sammeln und zum Siege zu führen und dann im Stillen unterm Sternenhimmel Gott demütig dankt, obwohl man ihn einen „Freidenker" schilt. Dies Gedicht ist wahrhaft großartig; ich bedauere es hier nicht gleich hersetzen zu können. Oder der trotzige Oberst von Fieandt, der nicht wie Seydlitz die Pfeife in die Luft warf, wenns zum Dreinschlagen ging, sondern sich erst gemächlich die Pfeife stopfte und anzündete und dann mit dem Kantschu seine Leute zur Attacke antrieb:

Denn der Finne, wußt er gut,
Hat zur Eile trägen Mut.
Helfen wollt er von der Stelle,
Nicht dem Mute, nur der Schnelle.

Doch die Pfeife mußt er han,
Sonsten ging es gar nicht an.
Doch mit Rauch im Munde, heiter,
Wenn besiegt auch, stritt er weiter.

Und zum Schluß sagen seine Leute im Hinblick auf die jammervolle Oberleitung, die das Kriegsunglück verschuldet:

Anders wär der Krieg geführt,
Hätt ein Feldherr kommandirt,
Der die Zeit gehörig brauchte
Und im Kampfe Tabak rauchte.

Ebenso der alte Törne, der höchst kaltblütig und vergnügt im Feuer steht und das Feuer seiner Leute leitet, aber selbst erst in Feuer gerät und zum Angriff übergeht, als ihm, dem breitbeinig dastehenden, eine Kugel durch die Rockschöße fährt.

Da ward von Törne wild: „Nun schau mir diesen,
Den Rock total zu Schanden mir zu schießen,
Den heut zum zweitenmal ich hatte an!
Den Teufel hol der Teufel! Marsch voran!"

Dagegen wieder der Leutnant Ziden, der für „flinke Manöver" schwärmt und immer blind voranstürmt und erst, wenn er beim Feinde angelangt ist, sich umschaut, wo seine Leute bleiben; so fällt er auch am Ende allen andern voran mit seinem ganzen Zuge vor dem Feinde.

Und er schwang den durchlöcherten Hut:
„Und fielen so herrlich sie Mann für Mann,
Eh einer erreicht sie hier,
Und waren mit mir sie allen voran —
Hurrah! das war flink Manöver!
Wir sterben als Herren nun, wir!"

Derselbe trotzige Todesmut beseelt auch die Reihen der Soldaten. Prächtig werden die beiden Korporale Stahl und Lot geschildert, die mit einander um die Medaille wetteifern. Vor allem aber weckt unsre Teilnahme Sven Dufva, der tapfere, täppische Bursche, der alles dumm und verkehrt macht und darum auch, als die andern der Uebermacht weichen müssen, allein es umgekehrt anfängt und ruhig auf der Brücke weitersteht und den Feind aufhält, gerade so lange es noch notthut. Der General kommt heran und fragt nach dem heldenmütigen Verteidiger.

Der hatte ausgekämpft.
Gestritten hatt er wie ein Mann, nun war der Streit gedämpft.
Es schien, als hätt er sich gelegt, nach seinem Spiel zu ruhn,
Wohl nicht viel stiller, wie zuvor, doch gar viel bleicher nun ....
„Die Kugel wußte, wie sie flog, fürwahr, das sieht man hier,"
So sagte leis der General, „die wußte mehr als wir.
Sie ließ die Stirn in Frieden sein, denn die war schwach und arm,
Und suchte das, was besser ist, sein Herze treu und warm."

Dies tief gemütvolle Gedicht ist mit seinem trocknen Humor und der plastischen Charakteristik, so frei von jedem hohlen Pathos, eine Perle edelster Art.

Die todesfreudige Begeisterung der Kämpfenden findet ihr Echo in den fürs Vaterland glühenden Herzen der finnischen Frauen. Da wehrt ein edles Mädchen aller Klage um den ruhmvoll zu der Heimat Rettung gefallenen geliebten Helden:

Nicht sei Klage dir Gedächtnisfeier,
Nicht wie dem, der geht und wird vergessen!
Nein, das Vaterland soll dich beweinen,
Wie immer Tau der Abend weinet,
Voll von Freude, Ruhe, Licht und Liedern
Und die Brust gekehrt zur Morgenröte.

Auch mit dem Häuslermädchen und seinem patriotischen Stolze lernen wir mitfühlen, wie es zur Mutter spricht:

Nicht mir ein Grab, o Mutter lieb, mein Leben ist verstrichen,
Der Mann, dem ich mein Herz geweiht, ist feig dem Streit entwichen.
Er dachte mein, er dachte sein, er folgte deinem Rat,
Die Brüder und das Vaterland betrog er mit Verrat.

Vollendet künstlerisch wird ferner die Tragik des unglücklichen Feldzuges in schlichten ergreifenden Zügen gezeichnet. Der alte Hurtig beklagt sich bitter über „die schnöde Wanderfucht"; er „müsse sinnen, wie er bald mit dem steten Rückzug mache Halt."

Nein, der Alte läßt sich nicht mehr jagen,
Für die alten Tage fand er Rat.
Gegen Laufen ist, ich kanns euch sagen,
Beste Kunst ganz einfach, daß man staht.
Wer nur diese Kunst erprobet je,
Allem Laufen sagt er bald ade! . . .

Nächsten Abend hatten Finlands Scharen
Ausgekämpft den letzten harten Streit.
Nun war hin die Kraft, das Land zu wahren,
Jene Zeit war Trauerzeit.
Gleich zerschellter Woge, matt und schwer,
Wieder auf dem Rückzug war das Heer.

Wo es zog, da zogen Weh und Schmerzen,
Da erscholl ein Klagen, dumpf und tief.
Ruhe war in keinem wachen Herzen,
Doch der alte Hurtig schlief.
Wo Kamenskys Sturm sein Glied zerschellt,
Hatte sich gelegt der graue Held.

Schlief nun ohne Not und Kopfbemühn
Nach der schönen Kunst, nicht mehr zu fliehn.

Ein also unterlegenes Volk mag wohl gegen unfähige Oberführer und feige Verräter in heißem Zorn ausbrechen, dem Runeberg auch kräftigen Ausdruck verliehen hat. Groß aber zeigt es sich darin, daß es keinen verbitterten Ingrimm dem siegreichen Feinde nachträgt, wie es bei gewissen andern eiteln Nationen üblich ist; es war ja auch freilich keine Schande für Finland, vor den Russen schließlich weichen zu müssen; ruhmvoll war die Niederlage und glücklich für die Entfaltung der nationalen Selbständigkeit ihre Folge, die Loslösung von Schweden. Aber auch die reckenhafte altnordisch-germanische Kampfeslust, das Behagen des „Kämpfens an sich," des wilden Messens der Kräfte spielt da mit. Da setzt auch Runeberg dem Feinde, dem trotzigen, trinkenden, tanzenden Totschläger Kulneff ein Ehrendenkmal.

Ward Heer an Heer zur Schlacht geführt,
Wo er griff ein, das ward verspürt,
Der freien Steppe kecker Sohn,
Der Kamerad vom Don.

Und doch in Finlands ganzer Schar
Fand sich gewiß nicht ein Soldat,
Dem nicht der Alte teuer war
Wie jeder Kampfkamrad.
Erschien der allbekannte Mann,
So grinste voll Behagen an
Den Bären vom Kosakenland
Der Bär von Saimens Strand.

Und der sah auch mit froher Brust
Die Tatzen, die ihn Griff gelehrt,
Und brach er ein, so wars mit Lust,
Als seis der Mühe wert.
Das war ein Schauspiel, schön genug,
Wenn Kulneff sich mit Finnen schlug!
Die schätzten doch einander sehr,
Die Starken, sie und er.

Doch genug dieser Proben. Wohl möchte ich noch die übrigen dieser Gestalten vorführen, die einem fast so nahe treten, wie die Freunde der Jugend Achilles und Hektor, Ajax und Odysseus. Indes wird der Leser schon Lust bekommen haben, selbst weiter sich mit diesen kernfesten Helden im Generals- und Soldatenrock bekannt zu machen. Er wird sich freuen an dem elenden Landstreicher, der sich aus dem „Viehhund" zum wackern Krieger „Stolz" verwandelte; an dem prächtig gezeichneten „Hans Munter," dem echten Typus eines Volkes, dem sein General auch den inhaltschweren Nachruf widmete: „Er war ein Finne." Ich setze nur noch eine charakteristische Strophe hierher:

Hier war ein Volk in Suomis*) Land,
Hier ist es noch: an Leides Hand
Erlernt es Lose tragen.
Kein Opfer ihm zu schwer sich weist,
Sein Mut ist stumm, still-hart sein Geist,
Es kennt kein Todeszagen —
Das ist das Volk, das unser heißt.

Beneidenswertes Volk, dem sein größter Dichter auch der nationalste ward; beglückte Jugend, die mit solchen Liedern zur Vaterlandsliebe erzogen wird!

Der nationalste Dichter Finlands war Runeberg im tiefen, umfassenden Sinne des Wortes. Er verkörpert die Eigenart seines Volkes in seiner Persönlichkeit und schöpft daraus den Inhalt seiner Poesie. Vergleichen wir das erste hier erwähnte Gedicht von dem gottergebenen und liebewarmen Bauer Paavo mit dem zuletzt angeführten Hymnus auf das finnische Volk, das schwere Lose an Leides Hand ertragen gelernt, so finden wir schon hierin die Eigenart des finnischen Volkes religiös bestimmt. Der Dichter ist sich dieser religiösen Volkskraft als der Quelle auch seiner poetischen Anschauung und Gestaltung sehr wohl bewußt. Was er von der Kunst überhaupt sagt, anläßlich einer Erörterung über die plastische Kunst der Griechen: „Alle Kunst, falls sie von der echten Art ist, hat ihre Wurzel in eines Volkes religiösen Ueberzeugungen, sprießt aus diesen hervor und steht in dauerndem Zusammenhange mit denselben," und was er auf Shakespeare anwendet, das gilt ganz besonders von seiner eignen Dichtung. Sein eignes, poetisches Glaubensbekenntnis kann man wohl in dem Satze finden: „Wie die Natur lebt in Gott, so lebt auch der Natur Abbild, die Poesie, in Gottes Abbild, der Religion, weder verknüpft noch loslösbar. So ist alle Poesie ein nach der Weise der Natur religiöses Verherrlichen."

Welch ein unschätzbarer Segen für ein Volk, dessen religiöses Empfinden gerade von seinem weitaus bedeutendsten Dichter vollendet zum Ausdruck gebracht und verklärt wird! Und zwar keineswegs nur in religiöser Naturpoesie oder religiös gestimmter Epik, wie in König Tjalar, wo der trotzige Uebermut des starken Menschen, wie er sich gegen die Gottheit erhebt und notwendig scheitert, erschütternd dargestellt wird. Nein, Runeberg hat seine Gottesgabe auch unmittelbar in den Dienst der Kirche und der gottesdienstlichen Erbauung gestellt. 1853 war er Mitglied der finnischen Gesangbuchkommission geworden, und 1857 erschien der von ihm redigirte „Vorschlag zu einem schwedischen Gesangbuch für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Finland," zu dem er selbst 62 Lieder beisteuerte. Nachdem 1886 nach langen Verhandlungen ein neuer Entwurf von der finnischen Generalsynode endgültig angenommen ist, sind damit 56 Runebergsche Kirchenlieder, mehr als der zehnte Theil des Gesangbuches, der Gemeinde zum kirchlichen Gebrauch übergeben, im Original sowohl wie in der finnischen Ausgabe desselben Buches. — „Kann ein Dichter," sagt Eigenbrodt mit Recht, „seinem Volke mehr geben, als Runeberg ihm gab — eine

*) Suomi = Finland.



Quelle zur Stillung der edelsten, seelischen Bedürfnisse, der nationalen Aufrichtung in der religiösen Vertiefung?"

R-H

## Bücher und Schriften

**(Kingsleys Alton Locke)** Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist in diesem Jahre Kingsleys sozialer Roman: „Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie" in geradezu klassischer Uebersetzung (von P. Spangenberg und M. von Harbou) erschienen. Preis 8 Mk., geb. 10 Mk. Er ist in den vierziger Jahren geschrieben, unter den Stürmen der Chartistenbewegung, eine Heroldsstimme, die durch die Jahrzehnte schallt, und heute, da wir sie in deutschen Lauten vernehmen, trifft sie unser Ohr, als töne sie zum erstenmale, wende sich gerade nur an uns und rede von unsers Volkes Not und Bedürfen. Wer Paul Göhres in dem Buche „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" niedergelegte Beobachtungen liest, die ein tiefes, liebevolles Verständnis für die Gemüts- und Geistesgaben der deutschen Arbeiter bekunden, wird in den Physiognomien, die er vorführt, denselben ringenden Geist erkennen, der aus den Klagen Alton Lockes, des „Schneiders und Dichters," spricht. Dieselbe Verdenot, dieselbe Verwirrung im Religiösen, dieselbe Sehnsucht nach der vollkommneren Bildung der höhern Klassen, nach der Selbständigkeit zielbewußter Produktion und respektvoller Behandlung — hier wie dort. Freilich, ein wenig mehr Galle hat der Schneider-Dichter als die Chemnitzer Fabrikarbeiter. An ihm sehen wir, welche ungeheure Verbitterung das soziale Elend in glühenden, starkempfindenden, phantasiebegabten Seelen hervorrufen muß. In den Gedanken des unglücklichen, mit tausend Schmerzen zum Bewußtsein seiner sozialen Lage erwachenden Jünglings — der es sieht, daß er als ein Opfer derselben, wie unzählige andre, samt seinen reichen Geistesgaben zu Grunde gehen muß — enthüllt der unerbittliche Realismus Kingsleys die schauerlichen Abgründe der Volksverwahrlosung und ihrer furchtbaren Konsequenzen mit erschütternder Wahrheit. Kingsley ist ein Psycholog ersten Ranges; aber seinen klaren Blick schärft noch die heiße Liebe seines seelsorgerlichen Herzens zu den Aermsten des Volkes. Er weiß sich in ihre Lage zu versetzen, versteht die bittern Gedanken ihres Neides und kennt ihre oft unerkannte Tüchtigkeit. In psalmodischem Schwung der Sprache fordert er Gerechtigkeit gegenüber edlen Bildungs- und Selbständigkeitsbestrebungen und Rettung der Menschenwürde der Elenden, die nicht wohnen kann, wo die einfachsten äußern Bedingungen gesunder Entwicklung nicht erfüllt werden. Scharfe Schwerthiebe führt er gegen eine der sozialen Volksnot und den geistigen Volksbedürfnissen verständnislos gegenüberstehende Geistlichkeit, aber nicht bloß gegen sie, überhaupt gegen die Gebildeten. Er schätzt selbst den Adel einer vornehmen Bildung aufs höchste; er erkennt in ihm die schöne Harmonie einer gesunden körperlichen und geistigen Entwicklung an; aber eben weil er diesen Adel schätzt und weil er doch auch weiß, daß die Anlage dazu, lebenskräftig Pflege fordernd, in den armen verkümmerten Existenzen vorhanden ist, die durch die Schuld der Glücklichern ihre Bestimmung nie erreichen, so erhebt er eine feierliche Klage nach der andern gegen die christliche Gesellschaft, einen Mahnruf nach dem andern desselben Inhalts: Mehr Liebe fürs Volk! Mehr Herz fürs Volk! — Sein Buch ist für alle, die im sozialen Kampfe stehen, von bedeutendem Wert, denn es ist ein Lehrbuch der wahren Meinungen und Leiden (der untersten Schichten) des Volkes. Möge es nun, da es in deutscher Sprache erschienen, in Deutschland dem hochherzigen Dichter aufs neue viele Herzen gewinnen! Möge es besonders recht vieler Theologen Weihnachtstisch zieren!

**Meergold** von F. Bode (Hans Elben). Arolsen, A. Speyersche Buchhandlung. 1891. Geb. 3,50 Mk.

Die Dichtkunst beruht — nach Goethes ebenso bezeichnendem als bescheidenem Ausspruch — auf der „Lust zum Fabuliren." Darin liegt, daß der wahre Dichter nicht um Sold und Gold oder um zu schreiben schreibt, sondern vom Drang seines Genius unwiderstehlich getrieben das innerlich Selbsterlebte seinen Hörern und Lesern mitteilt.

Zu dieser immerhin seltenen Art von echten und rechten Poeten scheint mir der Verfasser von „Meergold" zu gehören, der bereits durch seine frühern epischen Dichtungen: „Bilstein," Sang und Sage aus dem Werrathal (1885; 2. Aufl. 1889) und „Stolberg" (1890) in weitern Kreisen rühmlich bekannt geworden ist.

Sein neuestes Werk — ein Epos in ungebundener Rede — ist ebenso groß angelegt als bis ins Einzelne meisterhaft ausgeführt. Die Darstellung der ein friedliches Fischerdorf am Nordseestrande zerstörenden Sturmflut darf wohl dem Besten, was auf diesem Gebiet der Naturschilderung geleistet worden ist, zur Seite gestellt werden. Von dem dunklen Hintergrunde der erschütternden Katastrophe heben sich die mit knappen, markigen Strichen gezeichneten Charaktere in trefflicher Beleuchtung ab. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, nicht Typen und Schemen; im Menschenherzen weiß der Dichter den Schatz des trüglichen „Meergold" untrüglich zu finden.

Mag man vielleicht mit ihm über die Art und Weise rechten, wie er der „alten verständigen Kirchenglocke" auf dem kleinen Kirchturm der Insel, die den Wechsel der Dinge „von ihrem höheren Gesichtspunkt aus" betrachtet, gleichsam die Rolle des Chors in der antiken Tragödie zuerteilt — obwohl ihm hierin kein Geringerer als Schiller in seiner Glocke die Wege gewiesen —: die echt religiöse Gesinnung und Stimmung, die das schöne Ganze beseelt, wird von jedem christlichen Leser als eine Erhöhung des Kunstgenusses empfunden werden. H-Sch

**(Missionskarte der Erde)** Mit einem Begleitwort von Dr. K. Heilmann. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1891. Preis 1 Mk. Hier

wird auf engem Raume und zu wohlfeilstem Preise geboten, was dem Christen überhaupt, vor allem unsrer Tage zu wissen Pflicht ist: der sichtbare Stand des Reiches Gottes auf Erden. Wie acht große deutsche und viele ausländische Missionsgesellschaften gearbeitet haben, den Befehl Christi auszuführen, wird auf dieser Karte bis ins einzelnste dargestellt. Unsrer Kolonie Ostafrika ist eine besondre Nebenkarte gewidmet. Vier Typen der wichtigsten Menschenrassen schmücken die Karte, das lebendig und schlicht gehaltene Begleitwort ist ebenfalls mit saubern Bildern ausgestattet. Dem ersten Missionskenner unsrer Tage, Dr. Warneck, ist das schöne Werk gewidmet und wird als Beilage seinem in sechster Auflage erscheinenden Buche „Die Mission in der Schule“ beigefügt werden. — Auf Missionsfesten, in Missionsstunden, für Geistliche, Lehrer, ja für jeden Gebildeten ist die Karte geradezu unentbehrlich. N=St

**(Ein Pamphlet)** „Die Heilswahrheiten des Christentums. Ein Vademecum für Herrn Professor Luthardt“ betitelt sich ein soeben im Verlage von Otto Wigand in Leipzig erschienenes Pamphlet gegen Luthardts apologetische Vorträge. Als Verfasser steht der Name „Dr. Hanak“ auf dem Titelblatt, offenbar ein Pseudonym, gewählt, um durch die Anspielung auf einen bekannten Berliner Professor Aufsehen zu erregen. Der Ton, in dem das ganze Buch sich hält, charakterisirt sich von vornherein durch das Motto, das ihm mitgegeben ist: „Damit das Volk erfahre, für wie dumm es gehalten wird.“ Die Angriffe des Verfassers auf Professor Luthardt sind ihrer Form nach ekelerregend und fordern von jedem anständigen Menschen, geschweige denn von der kirchlichen Presse eine einmütige energische Zurückweisung. Um ein Urteil über das Buch zu bekommen, genügt es, die ersten fünfzehn Seiten und den Schluß zu lesen. Schon aus diesem Wenigen wird der Leser sicher erkennen, wie auch in der Sache die Angriffe des Verfassers unbegreiflich thöricht sind. Fast durchweg verfehlen sie den eigentlichen Gedanken der Worte Luthardts, und dabei brüstet sich der Verfasser auf jeder Zeile mit seinem hellen Verstande und seiner gesunden Vernunft, um durch deren Aussprüche seinen Widerpart zu widerlegen. Zunächst ist einem das Buch nach seiner Form und seinem Inhalt ein Rätsel. Nach dem Titel „Heilswahrheiten des Christentums“ erwartet man eine rein sachliche Auseinandersetzung mit den Luthardtschen Schriften, wie ja auch die Christliche Welt mit ihrer Kritik der apologetischen Vorträge nicht zurückgehalten hat (vergl. Jahrgang 1889 Nr. 22, S. 443 ff). Doch das Buch bekämpft Christentum und Religion überhaupt. Versteigt es sich doch zu der geradezu schamlosen Behauptung, daß das Christentum seinem Wesen nach nichts als „eine übertriebene rabbinische Morallehre mit chimärischen Vorstellungen verbunden“ sei. In auffällig anständigem Tone redet der Verfasser von der jüdischen Religion, ohne sie freilich zu teilen. Doch wird jeder Leser daraus sofort die Nationalität des Verfassers erkennen. Für die Kampfesweise des Unglaubens unsrer Zeit wider den christlichen Glauben ist das Buch außerordentlich charakteristisch. Nicht einmal für die elementarsten Grundbegriffe und Hauptlehren des Christentums hat es einen Funken von Verständnis. Wo hat Luthardt oder die evangelische Kirche je behauptet, daß Jesus ein Gott sei, wie gleich auf der dritten Zeile zu lesen ist? Wo hat Luthardt oder die evangelische Kirche je gelehrt, daß der Sinn der Versöhnung durch Christus die gänzliche Ausrottung der Sünde, nicht die Beseitigung der Sünde in ihrer Folge, der Schuld sei? Wer das Christentum bekämpfen will, muß es wenigstens kennen, sonst macht er sich obendrein lächerlich. In Kreisen, die an Verleumdungen und Verunglimpfungen christlicher Persönlichkeiten citlen Genuß haben, wird ja das Buch seine Wirkung thun. Doch um der Gemeinde, vornehmlich der Schwachen in ihr willen darf es nicht ignorirt werden. F G

(**Der Aufsatz Paulus**), dessen erste Hälfte wir in Nr. 40 bis 47 gebracht haben, sollte in den übrigen Nummern des Jahrgangs weiter das gesamte Apostelwerk Pauli bis zu seinem Tode noch zur Darstellung bringen; da der Buchdruckerstreik uns einzuschränken fortfährt, müssen wir notgedrungen auf die noch sehr umfangreiche Fortsetzung verzichten. Auch sonst bitten wir Mitarbeiter und Leser zu entschuldigen, daß eine Reihe von Artikeln, deren Veröffentlichung aus dem oder jenem Grunde besser noch in diesem Jahre erfolgen sollte, bis auf die Zeit voller Druckfreiheit verschoben werden muß. Auch werden wir heuer nur in sehr unvollkommener Weise über Erscheinungen des Weihnachtsmarkts berichten können. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 49 der „Chronik der Christlichen Welt“**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

### Aufruf an die Kandidaten des Predigtamtes

Die Anstalt Bethel war schon seit Jahren eine Heimstätte für Kandidaten der Theologie, die sich für ihr zukünftiges Amt vorbereiten wollten durch die praktische Ausübung von Arbeiten der dienenden Liebe. — Seit einem Jahre ist aus diesen Anfängen ein Kandidaten-Konvikt geworden, welches, nachdem die Zahl der Kandidaten zunächst auf 8 erhöht worden, unter einen Senior gestellt wurde, dem die Aufgabe zufiel, die in den verschiedenen Stationen zerstreut Arbeitenden zu einer Gemeinschaft zu sammeln. Diese Vergrößerung war dadurch veranlaßt, daß in dieser Zeit das Diakonen- und Diakonissenhaus der Anstalt Bethel, einem dringenden Rufe folgend, mit seinen Kräften auch der Heidenwelt zu dienen begann und zwar zunächst derjenigen im ostafrikanischen Schutzgebiet. Da der „Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika in Berlin“ auch ein Missions-Seminar fehlte, so sollte das Konvikt zugleich ein kleines Missions-Seminar werden.

Nun gestaltete sich die Arbeit der Kandidaten folgendermaßen: Am Vormittag dienen die Kandidaten brüderlich mit Diakonen und Diakonissen vereint an den Elenden. Da lernt es der eine herunterstеigen zu den Geringsten unter den Geringen, den blöden Knaben in Zoar und darf es erfahren, was dienen heißt, und darf das Geheimnis der Liebe Jesu ahnen anders, als es ihn Bücher lehren können. Da darf ein andrer Wunden verbinden und den Müden das Wort Gottes sagen; da wird ein Dritter praktisch tüchtig als Lehrling in einem Handwerk; ein Vierter findet bei den armen Wanderern draußen in Wilhelmsdorf ein Missionsgebiet mitten in der Heimat und kann die Predigt und Seelsorge, die er dort treibt, fast wie eine direkte Vorbereitung für den Dienst am Wort in der Heidenwelt ansehen. Wenn dann die praktische Arbeit das Herz weit gemacht und der Versuch, barmherzige Liebe zu üben, greifbar deutlich gemahnt hat, sich tiefer hineintauchen zu lassen in die Gnade Gottes, die uns widerfahren ist, dann hat die gemeinsame Arbeit der Konviktsbrüder des Nachmittags ihren besondern Wert. Da sammeln sich die Kandidaten in den meisten Tagen der Woche eine Stunde lang um das Wort Gottes, um gemeinsam sich seine Lebenswahrheit anzueignen nicht nur für den Kopf, sondern auch für Herz und Gewissen. Andre Stunden dienen der Kenntniß der Missionsgeschichte, der symbolischen Bücher, dem Erlernen der fremden Sprachen u. s. w. Da die regelmäßigen katechetischen und homiletischen Uebungen meist vor Kranken abgehalten werden, leiten sie die Kandidaten in besonderm Maße zu einer konkreten Form der Redeweise an.

Aber so fröhlich die Arbeit, so schön das Gemeinschaftsleben ist, einige Brüder wollen noch Schöneres und werden im Laufe des Gemeinschaftslebens unruhig nach dem höheren Ziele. Sie wissen es, die Kräfte des Glaubens und der Liebe, die sie hier erprobt haben, dürfen sie nun noch beweisen in dem Kampfe mit den Mächten des Todes draußen unter den Heiden Ostafrikas.

Nun stehen schon seit einem halben Jahre zwei unsrer Brüder draußen in den Bergen Usambaras, und jeder ihrer Briefe ist ein Zeugnis ihrer Freude; zwei andre brennen darauf, ihnen zu folgen Aber wir möchten mehr Kandidaten der Theologie zu dieser herrlichen Arbeit locken; die geringe Zahl der Meldungen solcher Kandidaten, die nicht nur hier in den Anstalten dienen wollen, sondern auch eventuell einem Rufe in die Heidenwelt zu folgen bereit sind, ist uns um unsrer Kirche willen ein Schmerz. Bei der Gründung unsers Konvikts bestand die Absicht, andern Missionsgesellschaften in gleicher Weise mit unsern Kandidaten zu helfen wie Berlin III, aber bis jetzt reichen unsre Kräfte nur zur Not für die Bedürfnisse dieser Gesellschaft aus. Da soviel am Markte müßig stehen, können wir es ja fast nicht begreifen, daß sie nicht zur Mitarbeit an solcher Sache herbeieilen; und dabei müssen wir uns doch ausdrücklich dagegen verwahren, als ob wir nur müßig stehende Kandidaten rufen wollten. Für den hohen Dienst, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, sind die besten Kräfte gerade gut genug. Von solchen ist es uns ganz gewiß, daß, wenn Gott sie später vielleicht in die Heimat zurückgeführt hat, sie mit um so größerem Segen nach solcher Vorbereitung hier den Dienst am Wort ausüben würden. Heute können wir noch sagen: „Ihr dürft kommen!“ Die Thüren des Konvikts stehen Kandidaten, die in der Heidenwelt am Worte Gottes dienen wollen, weit offen. Wir hoffen um des Sieges Jesu in der Heidenwelt willen, vor der reichlichen Zahl der Meldungen bald nicht mehr besonders rufen zu brauchen.

Meldungen sind zu richten an Pastor von Bodelschwingh, Bethel bei Bielefeld, oder an den Senior des Konvikt: Pastor Wilm ebendaselbst. Von dort aus erfährt man auch Näheres über Aufnahmebedingungen u. s. w.

Seine Verlobung mit Fräulein **Else Willeke**, Tochter des Herrn Stadtrat Willeke und dessen Gemahlin, Friederike geb. Wrede, zu Königslutter beehrt sich bekannt zu geben.

Königslutter, Nov. 1891.

**Fr. Koldewey,**
Hülfsprediger u. Rektor.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandl. zu beziehen:

**Cremer,** Prof. D., **Die Aufgabe und Bedeutung der Predigt.** 2., völlig umgearb. Aufl. 2 ℳ.

**Franck,** Konf.-Rat, Sup., **Der Eingang in das Heilige.** Zwölf Pred. über das Gebet. ℳ 1.50.

**Weihnachtspredigten.**

**Festpredigten.** Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Herausgegeben von **Emil Quandt,** 1. Direktor des Kgl. Priesterseminars in Wittenberg.

1. Bd.: **Ein evangelisches Weihnachtsbuch.** Geh. 3 ℳ. Eleg. geb. m. Goldsch. 4 ℳ.

☞ **Enth. Predigten von 23 der hervorragendsten Kanzelredner!**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Gegen Einsendung des Betrags portofrei durch die Verlagsbuchhandlung von **Fr. Richter** in **Leipzig,** Königsstr. 8.

## Weihnachtsgeschenke.

Soeben veröffentlicht:

**Christus ist unser Friede.**

**Soziale Zeitpredigten u. Betrachtg.**

hrsg. v. Pfarrer **Weber**, M.-Gladbach.

1. Sammlung,

mit Beiträgen von Ad. Stöcker-Berlin, P. Drews-Dresden, Prof. Baumgarten-Jena, Gen.-Sup. Baur-Koblenz, Professor Sachsse-Bonn, P. Naumann-Frankfurt, Oberhofpred. Löber-Dresden u. vielen andern.

**Preis schön geb. 4 M.**

„An der sozialen Frage werden sich auch die Geschicke der Kirchen entscheiden. Diejenige Kirche wird den Sieg behalten, welche zur Lösung der soz. Frage am meisten beiträgt." (Uhlhorn.)

Fr. Spitta, Prof. D., **Zur Reform des evangel. Kultus.**

Briefe u. Abhandlg. 2.40 M.

Die Unmittelbarkeit der Briefform und die echt evangelische Weitherzigkeit in Behandlung wichtiger Fragen, wie die Stellung zum Abendmahl u. s. w. ziehen den Leser an.

**Unterricht im Christentum**

von

**Prof. Lic. W. Bornemann.**

2. unveränderte Aufl.

In Halbleder band 4.60 M.

Die erste Auflage wurde in der Chr. W. warm empfohlen und war bereits nach 7 Monaten vergriffen. — Dem Bedürfnis der **höher Gebildeten** ist mit dieser Darstellung in hervorragender Weise gedient.

**Feldbriefe 1870/71**

von **G. H. Rindfleisch,**

weil. k. preuß. Unterstaatssekretär.

3. Aufl. Mit Rs. Bild und 5 Karten schön geb. 5 M.

„Wir bewundern nicht bloß den begabten Mann, sondern fort und fort wird der Mensch uns werter u. teurer, dem wir mehr als eine amüsante Unterhaltung verdanken." (Prof. Jülicher in der Christ. W. 1889, 23.)

„Eines der schönsten Erzeugnisse, welche die deutsche Litteratur überhaupt hervorgebracht hat." (Prof. Delbrück in den Preuß. Jahrb.)

Verlag von **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen.



**Zu Weihnachtsgeschenken besonders geeignet.**

Soeben erschien in unserm Verlage:

## Ketzergerichte

**Histor. Erzählungen von Rich. Weitbrecht**

30 Bogen. Preis elegant brosch. 3 Mark, in Prachtband 4,50 Mark.

Der Schwäbische Merkur sagt hierüber unter anderm: Wir sollten mehr solche Bücher haben! Dieses geht dem Fanatismus zu Leibe mit einer Kraft und Konsequenz, die packt und überzeugt aus dem Grunde. Der Fanatismus aber hat nicht nur Jahrhunderte lang gewütet und die Freiheit des Denkens und Glaubens getötet oder geknebelt, sondern er thut es, auch unter verdeckten Formen, auch noch heute; und eben darum sollten dem Verfasser Streitgenossen hier und dort genug erwachsen. Was die Erzählungen alle auszeichnet, ist ihre ungemeine Kraft und Frische der Darstellung, wie sie nur der gefestigten Ueberzeugung entspringen kann, sie lösen örtlich und sachlich verwickelte Aufgaben, was mit einem Geschick der künstlerischen Bindung und Führung geschah, welcher das Zeugnis echter dramatischer Gestaltung gebührt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie direkt von der

**Verlagsbuchhandlung des evang. Bundes**

von **Carl Braun** in Leipzig.



**Frank**, Geh. Rat, Prof., Erlangen, **Dogmatische Studien.** 2 M. (Neu.)

**Kähler**, Prof. Dr. M., Halle, **Der sogenannte historische Jesus** und der geschichtl. bibl. Christus. 75 ₰. (Neu.)

**Caspari**, K. H., **Geistliches und Weltliches** zu einer volkstüml. Auslegung des kl. Katechismus. **15.** Aufl., mit Bild und Biographie des Verf. v. Prof. D. W. Caspari. 27 Bg. M. 1.60; eleg. geb. M. 2.10.

**A. Deichert**'sche Verlagsb. Nachf. (G. Böhme), **Leipzig.**

Bei **Aug. Stein** in Potsdam ist erschienen:

**Otto Heinzelmann**, Prediger. Predigten für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. **Evangelien**, 2. Aufl. geb. M. 6.—. **Episteln**, geb. M. 5.50. **Freie Texte**, geb. M. 5.50. Andachten über Luthers kl. Katechismus. geb. M 3.15.

Obige Schriften haben große Anerkennung gefunden.

**Heimstätte f. Waisen,** Eisenach i. Thür. Vorz. empf. Aufn. einiger Pred.- u. gut. Fam. angeh. Töchter beh. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. u. Näh. d. Frl. **Mosche**, Georgenstr. 18, III.



Soeben erschien:

## Das Naturgesetz in der Geisteswelt

von **Henry Drummond.**

Neu übersetzt. — Deutsche autorisirte Ausgabe.

Preis gebunden 4 M. 50 Pf.

Die bisherige Uebersetzung dieses hochbedeutsamen Werkes ergab sich je länger desto mehr als unzureichend. Die neuen und tiefen Gedankengänge desselben machten eine Uebersetzung nötig, die nicht bloß wortgetreu, sondern auch sinngetreu, kurz eine recht eigentliche Verdeutschung sei. Eine solche, unter den Augen des Verfassers und mit großer Sorgfalt gearbeitet, wird hiermit dargeboten. Wenn wir nicht sehr irren, wird das berühmte Buch in dieser neuen Gestaltung auch in Deutschland in weite Kreise dringen, ähnlich wie in England, wo das Original in diesem Jahr in der 30. Auflage (mit einer Gesamtzahl der Auflagen von 103 000 Exemplaren) erschienen ist.

**Bielefeld und Leipzig,** November 1891.

**Velhagen & Klasing.**



## Festgeschenke

aus dem Verlag der

**Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins zu Herborn.**

**Bender**, A., Des Christen Pilgergang. Ein Gebetbuch, geb. M. 1.60, ganz Leder M. 2.—, mit Goldsch. M. 2.60 und M. 3.25.

**Brandt**, M. G. W., Blicke in die Erziehung. Vätern und Müttern gewidmet, geb. M. 2.—.

**Diefenbach**, Dr. G. Ch., Evangelien und Epistelpredigten, gb. à M. 2.—

**Ernst**, Dr. C., Gen.-Sup., Christus ist mein Leben. Predigten, gb. M. 3.—

**Gott mit uns!** Ein Jahrgang Predigten über freie Texte, gb. M. 3.60

**Spitta**, Psalter und Harfe, eleg. geb. 60 ₰, mit Goldsch. M. 1.—

**Karl Rink.** Ein Lebensbild, eleg. geb. M. 2.70, mit Goldsch. M. 3.—

**Emil Ohly.** Ein Lebensbild aus der Nassauischen und Rheinischen Kirche, eleg. geb. M. 2.70, mit Goldsch. M 3.—

**Oosterzee**, Aus meiner Trostbibel, geb. M 1.50.

**Müller**, C. W., In des Königs Rock, eleg. geb. M. 1.50.

— Menschenwille und Gotteswege, eleg. geb. M. 2.—

**Rothenburg**, Adelh. v., Die Hochzeitsreise. — Das Käthchen von Riedbach. — Eine Geschichte aus der Hinkelsgasse, eleg. geb. M. 2.40 — Es wird wieder gut. — Die Techows von Groß-Beeren, eleg. gb. M. 2.—

**Schubert**, Dr. G., Bei Gott ist kein Ding unmöglich. — Der Meeresstrom, eleg. geb. M 1.—

**Lonsdale**, Schwester Dora. Ein Lebensbild. Mit Porträt, eleg. geb. M. 1.60.

(Soeben erschienen.)



**Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig**

Soeben erschien:

## Allerhand Sprachdummheiten

**Kleine deutsche Grammatik**

des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

**Dr. Gustav Wustmann**

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Viertes Zehntausend

**Preis gebunden 2 Mark**

Soeben erschien:

## Skizzen aus unserem heutigen Volksleben

ad naturam!

Von **Fritz Anders**

**Preis gebunden 3 Mark 60 Pfg.**

**Inhalt:** Der Paragraphen-Direktor. — Gustav Schwamm. — Seeschlange. — Eine offene Frage. — Du sollst nicht stehlen. — Weihnachtsgeschichte. — Die Pflaumendarre. — Historie von der ewigen Schulbank. — Die Pickwickier. — Die Pfarrwahl. — Der Oberlehrer. — Wohlthätigkeitsindustrie. — Die notleidende Zuckerfabrik. — Das Gaufest. — Die Krone der Vortrefflichkeit. — Nervöse Leute. — Gradus ad parnassum. — Die Masern in Groß-Rüblingen. — Eine musikalische Stadt. — Höhere Musik. — Das Backhaus. — Die Geschichte vom Buckel.



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von H. G. Wallmann in Leipzig, Fr. Buhn, Niederlage des Vereins zur Verbreitung religiöser Bilder und Schriften in Schwerin, Dörffling & Franke in Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung, Verlagskonto, Leipzig.

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 51 — Leipzig, den 17. Dezember — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Adventsgedanken: 4 — Der gegenwärtige Stand der Heidenmission. Bericht D. Warnecks auf der Preußischen Generalsynode — Der Stundismus in Rußland: 2. Ursprung und Charakteristik des Stundismus — Glaube, Unglaube, Halbglaube. Aus Berlin. — Ein wieder entdeckter geistlicher Liederdichter unsrer Tage — Für Weihnachten: Zwei Abreißkalender auf das Jahr 1892; Gebete und Lieder für Mutter und Kind; Evangelienfahrten; Soziale Zeitpredigten; Sulze, die evangelische Gemeinde; Skizzen aus unserm heutigen Volksleben; Archemoros; Das Naturgesetz in der Geisteswelt; Selbstbiographie Köstlins; Aus der Jugendzeit; Erzählungen; Mathilde; Schwester Dora; Sein Erbe; Ketzergerichte von Richard Weitbrecht; Die Fackelträger des Evangeliums; Deutsche Geschichts- und Lebensbilder; Bilder aus der Toleranzzeit im Königreich Böhmen; Die Jungfrau von Orleans; Die Neue Christoterpe; Gustav-Adolf-Litteratur; Kunstgeschichtliche Skizzen; Allerhand Sprachdummheiten — Verschiedenes: Nicht in Sachen Kleins — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen


## Adventsgedanken

4

Denn die Herrlichkeit des Herrn soll geoffenbaret werden, und alles Fleisch mit einander wird sehen, daß des Herrn Mund redet. Jes. 40, 5.

Unwillkürlich drängt sich uns das Weihnachtswort des Johannes auf die Lippen: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Da haben wir Weissagung und Erfüllung neben einander. Und die Erfüllung so viel anders, aber auch so viel herrlicher, als die höchste Weissagung zu denken vermochte.

So viel anders. Nicht nach irdischer Weise, nicht nach dem Maßstabe menschlicher Hoffnungen, auch nicht nach den teuersten, bewährtesten, scheinbar unverbrüchlichsten Ueberlieferungen einer mehr als tausendjährigen Geschichte voll erhabener Führungen der göttlichen Allmacht. Wohl wird dem Volke des Exils die Rückkehr in die Heimat gestattet, der Aufbau der Mauern der heiligen Stadt, die Wiederherstellung altgewohnter Ordnungen und Verhältnisse. Aber wie dürftig bleibt das Abbild gegenüber den Vorbildern einer größern Vergangenheit. Wie viel fehlt an den Tagen Davids und Salomos. Wie unsicher ist selbst das Wenige, was sie haben.

Wollen auch wir uns darauf gefaßt halten, daß die Herrlichkeit Gottes sich anders kundgiebt, als wir erwarteten, ja zu erwarten berechtigt waren! Obwohl im Zeitalter der Erfüllung, sind wir auch nur Menschen von Fleisch und Blut, mit einem klopfenden Herzen im Busen. Unsre Pläne, Ratschläge, Hoffnungen der Besserung knüpfen notgedrungen an an irdische Verhältnisse, an die gegebene Lage der Dinge in Staat und Kirche, Gesellschaft und Familie. Aber indem sie daran anknüpfen, haben sie auch teil an dem Ungewissen, dem unabsehbar Wechselnden, dem immer wieder Täuschenden, Fehlerhaften, Verkehrten des menschlichen Geschehens.

Auch du, meine Seele, lerne dieses Verborgene der Herrlichkeit deines Gottes verstehn. Wundere dich nicht, erschrick doch nicht gar so sehr, daß er dir nicht immer die Herrlichkeit zeigt, nach der du mit brennenden Augen ausschauest. Fordere nicht, daß er dir gefalle, wenn du ihm nur gefällst. Wie er dich in seinem Dienst gebraucht, und welches deiner Opfer er gnädig ansieht, ist seine und nicht deine Sache. Verlange auch nicht überschwängliche Erfahrungen seiner besondern Gnadennähe, mit denen du vor dir selbst prangen möchtest. Aber glaube, daß es viel herrlicher geht, als du und ich zu denken vermögen.

Ists nicht mit Israel viel herrlicher gegangen? Setzet, das Reich Davids wäre wieder hergestellt, so könnten die Geschichtsschreiber davon erzählen, und das jüdische Volk stünde ein wenig bedeutender und einige Jahre länger auf dem Plan. Dauernd, das wissen wir, konnte es nicht stehen. Nun aber der Held aus Davids Stamm ein andres Reich, ein unsichtbares, ein Reich der Himmel aufgerichtet, den Inbegriff aller Größe und Güte, aller Ideale und Seligkeiten, nun ragt dieses Reich über den Wechsel der Geschichte, sich selbst genugsam, keines bedürftig, und zwingt mit unüberwindlichen Kräften die menschlichen Geschlechter aller Zeiten und Zonen in den Dienst unsers Gottes und seines Christs.

Das ists, warum wir am vierten Advent mit dem Apostel jauchzend ausrufen: Freuet euch in dem Herrn alle Wege, und abermal sage ich: Freuet euch. Das Reich Gottes ist da, nicht in Worten gegründet, sondern mit lebendiger Beweisung der Kraft. Und seine Herrlichkeit stehet darin, daß es, wie das Vaterland seine Bürger und wie das Vaterhaus seine Kinder, uns, die wir im Glauben ihm dienen wollen, wie mit tausend ehernen Mauern umschirmt, uns Zuflucht, Bergung, Unterkommen bietet, unser Leben mit Christo in Gott verborgen und unser Herz fest macht im Zusammenbruch der Dinge. Aber seine Herrlichkeit stehet auch darin, daß es die ganze geschaffene Welt in seine Kreise ziehen möchte bis zu den fernen Inseln der Heiden und Raum bietet für jegliches menschliche Streben und Licht für jede irdische Aufgabe, daß es den Becher Wassers segnet, den Händedruck einfältiger Liebe, geschweige das Tagewerk, das wir im Schweiß unsers Angesichts verrichten, und also nichts verloren gehen läßt, was in Treue geschah um Gottes und Christi willen, ob wir auch selbst dabei untergehn.

Und so eilen wir der Weihnacht entgegen, um die Herrlichkeit des Herrn und seines ewigen Reiches anbetend in dem Kindlein in der Krippe zu schauen. Haben wir sein Trostwort uns angeeignet, uns unter sein Gericht gebeugt und Kraft der Besserung erbeten, so wird uns die Klarheit des Herrn umleuchten, und unter den Lichtern des Tannenbaums wird das triumphirende Bekenntnis des Glaubens uns und aller Christenheit durch die Seele ziehn: Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Ehre sei Gott in der Höhe!

Sch

## Der gegenwärtige Stand der Heidenmission

### Bericht D. Warnecks auf der preußischen Generalsynode (Nach des Redners eigner Niederschrift)

1

Erlauben Sie mir, daß ich dem Spezialberichte über den Stand des Missionslebens in dem durch die Generalsynode vertretenen Kirchenkreise eine Art Situationskarte voranstelle, und nehmen Sie meine kurze Umrißzeichnung aus freier Hand mit Nachsicht auf, da mir das Detailmaterial hier nicht zur Hand ist.

Mit dem Jahre 1892 beginnt die evangelische Mission

die Feier ihrer hundertjährigen Jubiläen. Allerdings hat die evangelische Christenheit und gerade die deutscher Zunge schon vor 1792 Heidenmission getrieben; aber — abgesehen von andern Missionsunternehmungen — wurde die alte Dänisch-Hallische Mission am Ende des ersten Jahrhunderts ihrer Thätigkeit von dem Rationalismus zu Grabe getragen und vermochte die ehrwürdige Brüdergemeine unter dem erkältenden Hauche dieser Zeitströmung nur mühsam ihre alten Missionen durchzuwintern. Man kann daher das Jahr 1792 als das eigentliche Geburtsjahr der gegenwärtigen evangelischen Mission bezeichnen. Unvergeßlich wird die geistesgewaltige Predigt bleiben, mit der der vormalige Schuhmacher und nachmals so berühmte Missionar William Carey die erste moderne Missionsgesellschaft begründete: Erwarte große Dinge von Gott und unternimm große Dinge für Gott — eine prophetische Predigt, die die Ueberschrift bildet über die hundertjährige evangelische Missionsgeschichte, auf die wir heute zurücksehen.

In der That: große Dinge hat Gott gethan; er hat die dem Evangelium Christi verschlossene nichtchristliche Welt geöffnet wie noch in keinem Zeitalter vorher. Durch die Entdeckungen und Erfindungen der Gegenwart ist ein Weltverkehr eingetreten, der in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums eine „Fülle der Zeit" bedeutet, durch die Gott unser Jahrhundert zu einem Missionsjahrhundert gemacht hat. Am Ende des vorigen Jahrhunderts lag die evangelische Christenheit unter dem Druck einer rationalistischen Atmosphäre; da grub Gott Wasserbrunnen in der Wüste, und durch das Zusammentreffen der geistlichen Erweckung mit dem Zeitalter der Weltöffnung gab er dem neuerwachenden Glaubensleben eine Missionsrichtung. Der heilige Geist erinnerte an den vergessenen Missionsbefehl. Das junge Missionswerk trug die doppelte Signatur der Werke Gottes: es war weihnachtlich geboren als ein Kind, das in der Krippe liegt, und es trug von Anfang an das Kreuz. Aber unter dem Kreuze ist es zum Mannesalter herangewachsen und mit seinem wachsenden Erfolge hat allmählich auch die öffentliche Meinung Respekt vor ihm bekommen. Klein und verachtet war vor hundert Jahren die Zahl der Missionare, es mochten ihrer kaum 150 sein; heute sind es — nur die ordinirten gerechnet — und ohne die wohl 2000 selbständigen Missionarinnen, gegen 3000 evangelische Männer, die ein Missionsgebiet besetzt halten, dessen Grenzen weit über die des Weltpostvereins hinausgehen. Diese Männer haben in selbstaufopferungsvoller, lange von der Welt völlig unbeachteter stiller Berufsarbeit mehr als 200 Bibelübersetzungen in zum Teil bisher litteraturlose Sprachen zustande gebracht, 14—15000 heidenchristliche Schulen und hunderte von Hospitälern gegründet, wirtschaftliche und zivilisatorische Umwandlungen der tiefgreifendsten Art bewirkt, haben der Wissenschaft der Sprache, der Geographie, der Religions- und Völkerkunde die wertvollsten Dienste geleistet, sodaß wenigstens ihre Bedeutung als Völkererzieher und als Kulturpioniere jetzt zur allgemeinen Anerkennung gekommen ist. Vor hundert Jahren gab es in der ganzen nichtchristlichen Welt noch kaum 40—50000 evangelische Heidenchristen. Heute sind es ihrer nahe an drei Millionen, und ihre Zahl vermehrt sich mit jedem Jahrzehnt wie ein Kapital, bei dem Zins zu Zins geschlagen wird. In dem einen Jahre 1890 sind etwa 80—90000, in den deutschen Missionen 15000 Heidenchristen getauft. Tausende von heidenchristlichen Gemeinden aus fast allen Völkern und Zungen sind gesammelt worden, und hunderte von ihnen haben bereits eine selbständige Stellung, eigne Pastoren und unterhalten sich ganz aus eignen Mitteln. Ueberall arbeitet die evangelische Mission darauf hin, das Christentum in fremdem Boden wurzelhaft zu machen, die einzelnen Christen wie die einzelnen Gemeinden zur Mündigkeit zu erziehen und durch Heranbildung von eingebornen Lehrern und Pastoren die Missionskirchen von der europäischen Hilfe nach und nach unabhängig zu machen. Auf verschiednen Gebieten ist das erste Stadium der grundlegenden Missionsarbeit bereits in das zweite der organisirten Gemeindearbeit übergegangen, und sogar das dritte Stadium der werdenden Volkskirche ist hie und da bereits angebrochen.



2

Angeregt durch den protestantischen Missionseifer erstarkten im Laufe dieses Jahrhunderts auch die römischen Missionen. Zwar waren diese in Amerika, Asien und Afrika den protestantischen um Jahrhunderte voraus; aber überall hatten sie ein Haus auf Sand gebaut, das den Stürmen gegenüber nicht Stand hielt. Am Ende des 18. Jahrhunderts lagen die meisten alten römischen Missionen in Ruinen; der alte Missionsgeist war in der Papstkirche fast erstorben, und erst der protestantische Missionseifer hat ihn wieder lebendig gemacht. Seitdem hat sich auch die römische Mission zu einer bedeutenden Macht entwickelt, leider auch zu einer Macht, die durch ihre grundsätzlichen Eindrängungen gerade in die gesegnetsten evangelischen Missionsgebiete viel unheilvolle Verwirrung angerichtet hat. Eine zuverlässige Angabe zu machen über den heutigen Stand der römischen Heidenmission ist sehr schwer. Erst seit einigen Jahren erscheint eine von der Propaganda veranstaltete offizielle römische Missionsstatistik, aber sie ist selbst für den Kundigen verwirrend, da sie auf einem von dem unsrigen verschiednen Missionsbegriff basirt ist, abgesehen davon, daß es ihr durchaus an Zuverlässigkeit fehlt. Die römische Kirche betrachtet bekanntlich nicht bloß die heidnischen, sondern auch diejenigen christlichen Länder als Missionsgebiet, in denen sie noch nicht die herrschende ist, also z. B. Großbritannien, Nordamerika u. s. w., und in den Kolonien, z. B. Australien, Neuseeland, Algier, führt sie als Missionsergebnis nicht die Zahl der gewonnenen Heidenchristen, sondern immer die der katholischen Bevölkerung auf, eine Statistik, bei der natürlich ganz ungeheure Zahlen herauskommen, die den Unkundigen über den Umfang wie den Erfolg der römischen Mission täuschen. Bei dieser Sachlage ist eine reinliche Herausschälung des eigentlichen römischen Heidenmissionsergebnisses und somit eine wirkliche Vergleichung zwischen den Kräften und Erfolgen der Heidenmission beider Kirchen nur schwer möglich. Ich müßte Sie mit einem großen Zahlenmaterial überhäufen, das ich augenblicklich auch nicht zur Hand habe, wenn ich Ihnen ein einigermaßen treues Bild von dem wirklichen Stande der gegenseitigen Missionsarbeit geben wollte. Soviel steht außer jedem Zweifel: in der Südsee und Afrika ist die evangelische Mission der katholischen weit überlegen, auf den großen asiatischen Missionsgebieten, wo die römische Mission vor der unsern einen Vorsprung von Jahrhunderten hat, sind ihre Zahlen größer als die unsern, aber z. B. in Ostindien wird es wohl kaum eine Generation dauern, so hat der protestantische Missionserfolg den römischen auch numerisch überholt, geistig ist er ihm schon jetzt weit überlegen, was allein der ungeheure Unterschied der Schulstatistik beweist. In Japan ist das protestantische Uebergewicht schon heute unbezweifelbar.

Auch die Vergleichung zwischen den gegenseitigen Missionskosten ist täuscherisch. Während die evangelische Mission bei Heller und Pfennig verrechnet, was sie einnimmt und ausgiebt, enthält die offizielle Statistik der Propaganda über die Missionskosten auch nicht ein Wort. So viel ist unbedingt sicher, daß die Freiwilligkeitsleistungen der evangelischen Christenheit für die Heidenmission die der römischen Kirche um mehr als die Hälfte, vielleicht um Zweidrittel übertreffen; aber der Schluß würde ganz falsch sein, daß die katholische Mission im ganzen viel billiger arbeite als die evangelische. Denn die römische Mission bestreitet einen großen Teil ihrer Kosten aus ihren reichen Ordensvermögen und aus Staatsmitteln, besonders französischen Staatsmitteln, was beiläufig bemerkt auch ein Erklärungsgrund für die Thatsache ist, daß französische Politik und römische Mission im intimsten Allianzverhältnis stehen. Die evangelische Mission besitzt weder bedeutende Kapitalien, noch bezieht sie Staatsunterstützungen, abgesehen von dem sogenannten Schulgrant, den die britische Regierung denjenigen Missionsschulen gewährt, die sich unter ihre Inspektion stellen.

3

Wie hoch belaufen sich nun die Einnahmen der evangelischen Mission? Von etwa 200000 Mark am Ende des vorigen Jahrhunderts sind sie 1890 bis auf mehr als 40 Millionen jährlich gestiegen. Der Löwenanteil an dieser Summe kommt auf die protestantischen Kirchen englischer Zunge, nämlich auf Groß-

britannien mit seinen Kolonien reichlich 22, auf Nordamerika 13½ Millionen, während auf den europäischen Kontinent knapp fünf Millionen kommen, davon auf Deutschland und die Schweiz etwa drei Millionen Mark. Unsre (die deutschen) finanziellen Missionsleistungen stehen also im Verhältnis zur Ziffer der evangelischen Bevölkerung gegen die unsrer englischen und amerikanischen Glaubensgenossen beträchtlich zurück. Diese für uns nicht schmeichelhafte Thatsache wird allerdings dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß die deutsche Mission billiger arbeitet als die englische, und daß die deutsche Missionsarbeit im ganzen auch eine solidere ist als die englische; aber sie wird dadurch nicht aus der Welt geschafft. Auch der Hinweis darauf entlastet uns nicht, daß Großbritannien ein Kolonialland par excellence sei und daß es wie Nordamerika einen viel größern Nationalreichtum besitze als Deutschland. Beides ist wahr; aber für sich allein erklärt es keineswegs die größere finanzielle Missionsleistung. Holland ist gleichfalls seit Jahrhunderten ein Kolonialland, und zwar ein reiches Kolonialland, aber seine Missionsleistungen stehen auf einer verhältnismäßig tiefen Stufe. In unserm Vaterlande haben wir eine mächtige Kolonialbegeisterung erlebt, aber bis heute ist diese Kolonialbegeisterung arm an Missionsleistungen geblieben. Wohl hat die Kolonialpolitik eine Wandlung der öffentlichen Meinung bezüglich der Mission insofern bei uns gewirkt, als wenigstens ihr zivilisatorischer Wert zur Anerkennung gekommen ist und man sehr freigebig mit Ratschlägen gewesen ist über den Betrieb der Mission; aber die Ratschläge, die man uns gegeben, können wir meist nicht brauchen, weil sie auf einem Mangel an Kenntnis und Verständnis der Mission beruhen, und was wir brauchen können: erhebliche Geldleistungen, die hat man uns nicht gegeben. Gewiß wird je länger je mehr unsre Kolonialpolitik auch unsrer Mission zu gute kommen dadurch, daß sie durch die Weckung eines überseeischen Sinnes auch ein gewisses Verständnis für die Mission vermittelt; aber um eine Missionsbewegung im großen Stil hervorzubringen, dazu gehören andre, innerlichere, religiöse Motive.

Es verhält sich ganz ähnlich mit dem Nationalreichtum: in ihm für sich allein liegt kein Trieb zu einem Missionsopfersinn. Es wird in England und Amerika mehr für die Mission gegeben nicht bloß darum, weil man reicher ist, sondern weil ein kräftigerer religiöser Opfersinn da ist. Es ist auch bei unsern englischen Glaubensgenossen nicht so, daß die Reichen die Hauptsumme beitragen; allerdings giebt es in England und Amerika mehr Reiche als bei uns, die viel einlegen; aber ich kann es statistisch beweisen, daß auch dort die mittleren und die unteren Stände die großen Summen zusammenbringen. Der Unterschied ist nur der, daß bei ihnen die Zahl der Geber eine größere ist als bei uns, und daß im allgemeinen in einem nobleren Stile gegeben wird als bei uns. Wir haben uns so sehr an einen kleinlichen Stil im Geben für die großen göttlichen Reichszwecke gewöhnt, und diese Gewöhnung wird auch noch genährt dadurch, daß man für die verhältnismäßig geringen Gaben viel zu viel Lob spendet. Besonders unsre wohlhabenden und reichen Kreise geben weder im Verhältnis zur Größe ihres Vermögens noch im Verhältnis zur Größe der göttlichen Reichsarbeit. So beteiligt sich z. B. unser reicher Kaufmannsstand und speziell der überseeische Großhandel im ganzen nur mit superlativisch dürftigen Gaben an der Unterstützung der Mission. Ein angesehener Kolonialökonom hat erst vor kurzem erklärt: Durch die zivilisatorischen Erfolge, die die Mission in ihrem Gefolge hat, fällt dem Großhandel ein ungeheurer materieller Gewinn zu. Amerikanische und englische Kaufleute haben ausgerechnet, wie viel tausend Pfund Sterling ein einziger Missionar dem Handel wert ist; diese Berechnungen sind nicht nach meinem Geschmack, aber sie haben ihre Richtigkeit; nur fürchte ich, daß ihnen nicht die Kraft innewohnt, die missionsindifferenten Kaufleute das Noblesse oblige zu lehren. Summa: das Geben, das noble Geben für die Mission hängt ab von der Intensität des religiösen Opfersinns, und der religiöse Opfersinn hängt ab, nicht bloß von dem Maße des Glaubens und der Liebe, sondern auch von der religiösen Erziehung zur Freigebigkeit, die an die noble Bethätigung des Liebessinnes in der Unterstützung göttlicher Reichszwecke gewöhnt hat.



4

Was leistet nun der durch die Generalsynode vertretene Kirchenkreis für die Heidenmission? Es ist nicht leicht gewesen, das Material für diese Uebersicht zu beschaffen, vermutlich ist es im einzelnen nicht irrtumsfrei; im ganzen jedoch, hoffe ich, giebt es ein richtiges Gesamtbild. Ich gebe beides, die absoluten Zahlen und den Prozentsatz der Leistung nach der Höhe der evangelischen Bevölkerung über das Jahr 1889.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1. Westfalen | 155000 Mk; | a. d. Kopf der evang. Bev. | 15 Pfge. |
| 2. Rheinprovinz | 170000 „ | „ | „ | 14½ „ |
| 3. Pommern | 50000 „ | „ | „ | 5½ „ |
| 4. Schlesien | 92000 „ | „ | „ | 4,8 „ |
| 5. Sachsen | 99000 „ | „ | „ | 4½ „ |
| 6. Brandenbnrg | 136000 „ | „ | „ | 4 „ |
| 7. Ostpreußen | 37000 „ | „ | „ | 2,3 „ |
| 8. Posen | 10000 „ | „ | „ | 1,9 „ |
| 9. Westpreußen | 10000 „ | „ | „ | 1½ „ |
| Summa | 790000 Mk. | | | |

Diese Uebersicht ist sehr lehrreich, ich enthalte mich aber eines Kommentars darüber; die Zahlen selbst reden ja eine deutliche Sprache. Nur das bemerke ich, daß die Gesamtleistung der neun älteren preußischen Provinzen, besonders die der östlichen, der Größe unsrer Missionsaufgabe bei weitem noch nicht entspricht, sondern einer Steigerung zum mindesten auf das Doppelte ja auf das Dreifache bedarf, zumal da auf allen ihren Arbeitsgebieten unsern Missionsgesellschaften sich neue Thüren aufthun und auch unsre Schutzgebiete ihnen neue Aufgaben stellen.

5

Welche Missionsgesellschaften befinden sich innerhalb des durch die Generalsynode vertretenen Kirchenkreises? Ich stelle sie in einer Tabelle zusammen, die zunächst über die Zahl ihrer Arbeiter, die Summe der durch sie gesammelten Heidenchristen und ihre Einnahmen in 1889 orientirt:

| Gesellschaft | Missionare | Heidenchr. | Einnahmen |
|---|---|---|---|
| Berlin I | 61 | 21112 | 305154 Mk. |
| Berlin II (Goßn. M.) | 18 | 36000 | 178557 „ |
| Berlin III (ostafrik.) | 3 | — | 40052 „ |
| Berlin IV (chines. Fr. V.) | 1 | — | 15715 „ |
| Berlin V (morgld. Fr. V.) | — | — | 12072 „ |
| Rheinische M.-G. | 75 | 35701 | 395587 „ |
| Neukirchner M.-G. | 9 | 500 | 18724 „ |
| 7 Gesellsch. | 167 | 93313 | 966861 Mk. |

Die Differenz von 176861 Mark zwischen der Gesamtsumme der Gesellschaftseinnahmen und der Gesamtsumme der provinziellen Leistungen erklärt sich teils daraus, daß mehrere der genannten Missionsgesellschaften auch Einnahmen beziehen von außerhalb der ältern preußischen Provinzen, teils daraus, daß nicht alle ihre Einnahmen aus Missionsbeiträgen herrühren. Vielleicht aber auch daraus, daß die mir zugegangenen statistischen Angaben aus den Provinzen nicht überall ganz vollständig sind, eine Vermutung, die dadurch verstärkt wird, daß doch auch einige Beiträge aus unsern Provinzen andern als den genannten Gesellschaften zufließen.

In Gesamtdeutschland einschließlich der Schweiz giebt es heute siebzehn evangelische Missionsgesellschaften mit zusammen 561 Missionaren, 232714 Heidenchristen und einer Einnahme von 2998283 Mark. Das proportionale Verhältnis der Missionsleistung Gesamtdeutschlands zu der der neun älteren preußischen Provinzen ist für die letzteren kein günstiges; wir bleiben sowohl bezüglich der Stellung der Missionsarbeiter wie der finanziellen Leistungen hinter dem übrigen Deutschland zwar nicht sehr erheblich, aber doch nicht ganz unbeträchtlich zurück — ein neuer Antrieb zur Steigerung unsrer Missionskraft.

Endlich auf welchen Gebieten arbeiten die genannten sieben Missionsgesellschaften? In Südwest-, Süd- und Ostafrika, in Britisch und Niederländisch-Indien, in China und in Deutsch-Neu-Guinea. Von besonderm Interesse ist Ihnen natürlich: welche unsrer Schutzgebiete sind durch deutsche evangelische Missionsgesellschaften besetzt? Gott Lob, daß ich antworten kann: sie sind mit Ausnahme der kleinen Marschallinseln, wo seit Jahr-

zehnten unsre amerikanischen Glaubensgenossen mit Erfolg arbeiten — alle von deutschen evangelischen Missionen besetzt: Togoland durch die Norddeutsche Mission, Kamerun durch die Basler, Nama-, Herero- und Ovamboland durch die Rheinische, Ostafrika durch Berlin I und III und die Brüdergemeine; Deutsch-Neuguinea durch die Rheinische und die Neuendettelsauer Mission; die Neukirchner und die bayrische Mission, die gleichfalls nach Ostafrika gingen, um in deutschen Schutzgebieten zu arbeiten, sind ohne ihre Schuld infolge späterer kolonialpolitischer Regulierung in die englische Interessensphäre verschlagen. Wir sehen, die deutsche evangelische Mission hat bezüglich der Besetzung der deutschen Schutzgebiete in der That gethan, was sie konnte. Sieben deutsche evangelische Missionsgesellschaften stehen dort teils seit längerer Zeit teils seit kurzem in der Arbeit. Wie vorauszusehen war, hat diese Arbeit auch bereits viele Opfer an Menschenleben gekostet. Die Basler haben in Kamerun schon acht Missionare durch den Tod verloren, und die Rheinische Mission hat in Neuguinea fünf Gräber, erst jüngst sind zwei ihrer Arbeiter von den Eingebornen ermordet worden. Das sind schmerzliche Verluste, aber so sehr sie auch das Werk hemmen, sie werden uns nicht abhalten, es energisch fortzuführen. Nur wünschen wir, daß gerade diejenigen, die im Kolonialinteresse Verstärkung der deutschen Kolonialmissionen wünschen, dies Interesse nicht durch Worte und Ratschläge, sondern durch Thaten und Opfer bethätigen, worauf wir besonderen Nachdruck legen und, daß sie es nicht durch Eingriffe in die Freiheit der evangelischen Mission erschweren.

6.

Und nun nur noch ein Wunsch, mit dem ich schließen will. Es ist ein wunderlicher Widerspruch, daß heute so viele ein Missionsinteresse bezeugen, ja missionsmethodische Ratschläge erteilen, ohne das Bedürfnis zu empfinden, sich zu allererst mit der Mission bekannt zu machen. Man sollte denken, das sei um so mehr eine selbstverständliche Sache, als den meisten dieser Missionsinteressenten bisher die Mission eine völlige, aber eine völlige terra incognita gewesen ist. Was soll man denn dazu sagen, wenn von maßgebender kolonialer Seite erklärt wird, die deutsche evangelische Mission arbeite nur in Südafrika, oder was bisher in Afrika gegen den Sklavenhandel geschehen, sei nur von katholischer Seite geschehen, oder wenn ein Direktor der evangelischen Brüdergemeine, als diese nach Ostafrika zu gehen im Begriff war, seitens der Chefs einer Kolonialgesellschaft gefragt ward: ob denn die Brüdergemeine bisher schon Mission getrieben? oder wenn ein hervorragender Leiter der Kolonialbewegung behaupten kann: wie lau die evangelischen Christen gegenüber den Katholiken gegen die Mission seien, könne man daran erkennen, daß sie im Jahre 1890 für diese insgesamt 123000 Mark aufgebracht hätten? Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden? Nur diese großartige Unkenntnis konnte zu den ungerechten Urteilen über die evangelische Mission führen, die wir haben hören, und zur Empfehlung einer Missionsmethode, die wir haben ablehnen müssen. Ich könnte die Beispiele der Unkenntnis leicht vermehren, ich könnte ihrer auch aus kirchlichen Kreisen anführen, aber Sie glauben mirs wohl aufs Wort, daß die Missionssachkunde bis heute eine rara avis ist. Nun ist nicht bloß das eine unbestreitbare Thatsache, daß man schiefe Urteile fällt, wenn man über eine Sache redet, die man nicht kennt, sondern auch: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Sollte dieser Bericht eine Anregung geben auch nur zum vermehrten Missionsstudium, so will ich Gott für diesen Segen preisen.*)

*) Die nächste Nummer wird D. Warnecks Rede bringen, mit der er seinen Antrag auf ständige Berichterstattung über die Mission bei der Generalsynode begründete. Die erste Frucht des einstimmig angenommenen Antrags war obiger Bericht. D. H.

## Der Stundismus in Rußland

### 2. Ursprung und Charakteristik des Stundismus

Nicht zufällig ist der Süden Rußlands zum Ausgangspunkte der neuen Bewegung geworden. Ueppige schwarze Erde



trägt hier ihrem Bebauer reiche Frucht. Noch hat dort kaum hie und da Dünger dem jungfräulichen Boden neue Kräfte zuführen müssen. Aus eignem, fast unerschöpflichem Quell führt er Jahr für Jahr dem schweren Weizen- und Maissamen seine Nahrung zu. Und wenn ja — es kommt freilich immer häufiger vor — ein wolkenloser Himmel die Kräfte ungelöst in der Ackerkrume ruhen läßt und ein schweres Mißjahr diese gesegneten aber reizlosen Steppen heimsucht — wie schnell hat die nächste Ernte den Mangel ausgeglichen! Man wird diese Verhältnisse nicht außer acht lassen dürfen. Den fast verzweifelt schweren Aufgaben der neuen Zeit traten hier, die Not lindernd, Hoffnung und Mut einflößend, die reichen Gaben der Natur entgegen.

Wo die Erde den Boden zubereitet, da hatte auch die Geschichte, die stille Lenkerin der Menschengeschicke, das Ihrige längst gethan zur Vorbereitung künftiger Ereignisse. Weithin über den Süden Rußlands, von der rumänischen Grenze bis in den Kaukasus hinein, siedeln seit dem Ende des vorigen, dem Anfang dieses Jahrhunderts deutsche Kolonisten. Ich kann auf die Geschichte dieser Ansiedlungen hier nicht näher eingehen.*) Genug, da wohnten inmitten der russischen Bevölkerung auf eignem Lande, in selbstverwalteten Gemeinden, freie Bauern. Da ließ sich der Verstand finden, der zum Gebrauch der Freiheit unentbehrlich war. Denn da war etwas von Zucht und Ordnung in Verwaltung und Gerichtsbarkeit zu spüren. Da war der Dorfschreiber kein Trunkenbold, und der Dorfschulze oder Bezirksälteste entschied in der Gemeindeversammlung nicht nach der Menge des Schnapses, der aus dem Beutel der streitenden Parteien floß. Da war auch steigender Wohlstand trotz aller Not des Lebens. Der Erzbischof von Cherssón, Nikanor, hat gelegentlich selbst, seinen ländlichen Parochianen zur Beschämung, das feste Holzhaus des Deutschen dem dürftigen Lehmbau des Russen, das fast vornehme Gespann des Fremden dem verlotterten, abgerissenen des Einheimischen gegenübergestellt. Und sollte es wohl keinem dieser russischen Dorfbewohner je in den Sinn gekommen sein, zu fragen, woher doch diese Deutschen ihre Pacht- und Amortisationsgelder fast immer pünktlich zu bezahlen wußten, während es ihm kaum einmal glücken wollte?

Aber nicht so einfach läßt sich eine höhere Bildung auf eine niedrigere übertragen. Nicht wie ein Gewand läßt sie sich umlegen. Dem Unbeholfenen wird seine wahre Gestalt an allen Ecken unter der fremden Hülle hervorgucken. Sollten jene sozialen Güter aus lebendigem inneren Wachstum diesen Russen zu eigen werden, so mußte sich ein Keimpunkt finden, der in ihrer Seele feste Wurzel faßte, an den sich alles Uebrige wie natürliche Blüte und Frucht ansetzte. Wenn der südrussische Bauer mit jenen Deutschen in Berührung kam, so mußte ihm unwillkürlich die scharfumrissene religiöse Eigenart dieser Leute in die Augen springen. Denn nicht nur ist für diese Kolonisten die Kirche die fast einzige ideale, alles beherrschende Macht, sondern das religiöse Leben der Ansiedler, im württembergischen Pietismus wurzelnd, hat unter eigentümlichen Bedingungen überaus feste, starre Formen angenommen. Neben der „Kirche" her, fast ohne andre als warnende und hemmende Einwirkungen von ihr zu erfahren, verläuft das Leben im Rahmen von Brüdergemeinschaften, die in regelmäßigen wöchentlichen Versammlungen unter der Leitung von Stundenhaltern sich zusammenfinden, eine scharfe Kontrolle über ihre Glieder führen und sich selbst nach meist stürmischem Durchbruch als die „Bekehrten" von der übrigen Dorfgenossenschaft absondern.

In diesen Gemeinschaften wurzelt die „Stunda," der russische Stundismus.**) Dieser letzte Anstoß zur neuen Sektenbildung war mithin überall vorhanden, wo deutsche Stundenbrüder hausten und Russen teils in gewöhnlichem geschäftlichem Verkehr, auf dem Markt, in der Mühle, teils als Knechte —

*) Vergl. Christliche Welt 1888, Nr. 14—18.

**) Der Name geht angeblich auf Spöttereien der rechtgläubigen Dorfbevölkerung zurück. Beim Austritt aus ihren Versammlungen wäre ihnen zugerufen worden: „Seht da, die neuen Chochlistundisten," das heißt etwa — Chochlij ist ein Schimpfname für den Kleinrussen — wie man in Tübingen wohl von Nordkaffern redete und die Norddeutschen meinte, „Seht da die neuen Stundenkaffern."

deutsche „Knechte“ sind so gut wie unbekannt — in längerem Zusammenleben ihrem unmittelbaren Einfluß unterstanden. Die Frage nach einer besondern Propaganda der Deutschen ist daneben unwesentlich. Gewiß werden einzelne Stundenhalter ihren Bekehrungseifer auch über ihre Sprachgenossen hinaus ausgedehnt haben. Allein die Thatsache, daß in offiziellen russischen Schriftstücken wohl einzelne Namen genannt werden, aber kaum eine gerichtliche Verfolgung in dieser Sache gegen deutsche Ansiedler eingeleitet worden ist, beweist die Nichtigkeit der Aussagen der russischen Stundenführer, die zwar die allgemeine Einwirkung des deutschen Versammlungswesens nicht in Abrede stellen, aber sie nicht an bestimmte einzelne Persönlichkeiten anknüpfen. Es verlohnt sich aber, gerade diese Namenlosigkeit, wenn ich so sagen darf, der deutschen Propaganda, die zur Entstehung des Stundismus führte, scharf zu betonen. Nicht der überlegene Wille oder die hinreißende Frömmigkeit eines Einzelnen war hier wirksam. Das war im Norden der Fall, wo sich an die methodistischen Erweckungspredigten des Lord Radstock eine verwandte Bewegung in den sittlich-faulen Kreisen des Residenzadels anschloß. Die südrussischen Erscheinungen, mehr auf der langsam, aber stetig wirkenden Kraft zerstreuter Erfahrungen und Antriebe ruhend, machen trotz ihrem unzweifelhaften „ausländischen“ Ursprung einen viel mehr selbständigen und originalen Eindruck.*)

Auf ein kleines Dörfchen Osnowa, im Odessaer Kreise, mit einer Einwohnerzahl von 220 männlichen Seelen, führen die ersten Spuren der stundistischen Bewegung hin. Zwei Namen werden uns hier genannt: Onistschenko und Michail Ratuschnij. In ihrer Jugend beide arme Tagelöhner, als solche auch zeitweise im Dienste bei deutschen Kolonisten im benachbarten Rohrbach, neben dem Ackerbau noch mit etwas Schuhmacherei beschäftigt, sind sie heute beide gutgestellte, auf eignem Lande siedelnde Landwirte. Jener tritt in der Bewegung mehr zurück. „Gott gab mir das Licht, soll er gesagt haben, aber dem Michail den Verstand.“ Jener stellt mehr den stillen Quell der Weisheit, dieser die fortreißende Kraft des neuen Stromes dar. Nachdem sie selbst die „Bekehrung“ erfahren haben, sammeln sie ein kleines Häuflein von Anhängern um sich, mit denen sie sich in abendlichen, auch nächtlichen Versammlungen zu eifrigem Lesen und eigenartigem, ungeschultem, aber entdeckungsfrohem Erklären der Bibel verbinden. In freiem Gebet stammeln diese Unmündigen von den widersprechenden Gefühlen, die ihr Inneres jäh erschüttern. Bald schlingen sich um diesen Stamm der Erbauung auch die leichteren Ranken des Gesanges. Kleine Liedersammlungen finden sich, über deren Ursprung wenig verlautet, die aber schon sehr früh den Zusammenkünften ihr hinreißendes Gepräge verliehen haben müssen. Soweit ich nach Proben urteilen darf, erscheinen hier neben einander die ernsteren Weisen unseres Kirchenliedes und die stürmischen Klänge methodistischer Erweckungsrufe.

An das Dörfchen Osnowa und die Stille nächtlicher Erbauung im kleinen Kreise bleibt die Bewegung nur wenig Jahre gebunden. Schon um die Mitte des Jahrzehnts finden wir Versammlungen gleicher Art über den ganzen östlichen Teil des Cherssonschen Gouvernements zerstreut, und fast gleichzeitig haben sich im nördlichen Kiewschen an verschiedenen Orten neue Mittelpunkte gebildet, in denen Ratuschnij Agitatoren von gleicher Entschiedenheit sich zugesellt sieht. Noch vor Ende des Jahrzehnts werden die Namen Balaban, Kowalj, Rjäboschapka, Ljäsotzkij in den Untersuchungsakten als neue Sektenführer genannt. Ihrer Beschäftigung nach sind diese Männer fast durchgängig landlose Häusler, Soldatensöhne, der letztgenannte zugleich Dorfschreiber. Die agitatorische Kraft Ratuschnijs reicht weit nicht zur Erklärung dieser schnellen Ausbreitung aus. Eine solche werden wir nur in der Eigenart der neuen Frömmigkeit finden können. Suchen wir uns also diese in möglichster Deutlichkeit zu vergegenwärtigen.

Die Erfahrung oder das Erlebnis der Bekehrung nimmt schon im Gedankenkreise der deutschen Stundenbrüder eine hervorragende Stellung ein. Vollends ist das nun bei diesen russischen Bauern der Fall. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart liegt für sie ein alles entscheidendes Ereignis. Nur durch einen vollen und förmlichen Bruch mit dem früheren Leben ist ihr jetziges möglich geworden. Es liegen zahlreiche Zeugnisse aus dem Munde von Stundisten vor, die alle von der gleichen, plötzlichen Wandlung reden. So äußert sich einer:

Ich war damals auch noch so ein Sünder, wie jetzt noch alle Rechtgläubigen. Ich liebte den Trunk, stahl mich zu fremden Weibern hin, vernachlässigte meine Wirtschaft so, daß bald fast nichts mehr für Speise und Kleidung übrig war.

Das sehnsüchtige Verlangen geben andre in gerichtlichem Protokoll als Grund ihres Eintritts in die neue Gemeinschaft an, sich von ihrer gänzlich verkommenen Umgebung zu trennen, in der Trunksucht, Schlägereien, Diebstahl und alle möglichen andern Laster herrschten. Nachdem sie in die „religiöse Sekte“ eingetreten, hätten sie jedes Band mit ihrer frühern Gesellschaft zerrissen und ein neues Leben begonnen. Ein Brief der Stundistin Thekla Bogdaschewskaja bittet den Führer Balaban dringend in ihr Dorf zurückzukehren, damit er auf den wahrhaftigen Weg Christi diejenigen zurückführe, die zwar Christum erkannt hätten, aber dennoch in weltlicher Nichtigkeit befangen geblieben wären. Am bezeichnendsten aber äußert sich in eignem Bekenntnis der greise Führer Onistschenko selbst:

Ich war einst auch wie das Vieh, und schlimmer wie das Vieh. Denn das Tier thut, was ihm nach seiner Art geziemt. Ich aber war böse. Einst betete ich auf dem Boden liegend, weinte, schrie: „Herr unterweise, bessere mich!“ Da nahm, ich weiß nicht wer — ich habe ihn nicht gesehen — es von mir wie ein Kleid, mir wurde so leicht, ich stand auf als ein Freier: ich erkannte Gott. Zum zweitenmale kniete ich nieder zum Gebet. Da rollt ein furchtbarer Donnerschlag über mir, aber der Himmel war klar, ich erzitterte am ganzen Leibe und hörte eine Stimme, die sprach: „Halt fest!“.

Es ist leicht, über solche Bekenntnisse, als über die von Schwärmern, hinwegzugehen. Aber wer je einen russischen Marktflecken an Sonn- und Feiertagen sah, die Scharen von Trunkenen, die sich da drängen, um in wüstem Rausch, Mann und Weib, spät den Heimweg auf schlecht gebahnten Steppenpfaden anzutreten, oder wer auch nur durch die Straßen einer vornehmen russischen Stadt in den frühen Dämmerstunden eines Ostermorgens schritt, überall auf die Spuren roher Unmäßigkeit nach langem Fasten stoßend — der weiß, daß es sich hier um furchtbare erschütternde Wahrheit handelt. In einer „klinischen Mitteilung“ aus St. Petersburg*) las ich Folgendes:

Wissen Sie, was der Russe sapoi (Trinken) nennt? Wenn ihn der Teufel beim Kragen packt, dann trinkt er auch heutzutage nach alter Väterart Schnaps und nur Schnaps, wochen- und monatelang, wie uns unser Invalide gesteht, ohne zur Besinnung zu kommen, und im besten Falle endet die Geschichte im Hospital. Trotz den Bemühungen der Regierung, dem Bier einen weitern Verbreitungskreis zu schaffen, ist der eigentliche nationale „Sorgenbrecher“ nach wie vor die Wodka geblieben. Der Schaden, den dieses Getränk unter unsrer Bevölkerung anrichtet, ist weit größer als der der Syphilis.

Vom physischen Schaden redet der Mediziner. Es bedarf keines Wortes, um die moralischen Folgen noch besonders zu kennzeichnen. Dies Wesen bildet den dunkeln Hintergrund, von dem sich jene Zeugnisse als helle Lichtpunkte abheben. Sie

*) Hermann Dalton hat in seiner Schrift „Evangelische Strömungen in der russischen Kirche der Gegenwart“ (Zeitfragen des christlichen Volkslebens Band VI. [1881] Nr. 5) S. 10 ff. den Ursprung des Stundismus direkt auf das reformirte Pfarrhaus von Rohrbach im Cherssonschen zurückgeführt. Das beruht auf ungenügender Information. Pastor Bonekemper d. J. hat allerdings einen schwer zu bestimmenden Einfluß auf die Bewegung ausgeübt. Vielleicht verdanken die Stundisten seiner Mitwirkung die ersten Liedersammlungen. Er ist deswegen, wie es scheint auf Veranlassung des Gouverneurs, nach Neudorf, einer von den Mittelpunkten des Stundismus entfernten Kolonie, versetzt worden, aber ohne vorausgehendes gerichtliches Verfahren, also jedenfalls auch ohne daß bestimmte Indizien gegen ihn vorlagen. Allein Bonekemper ist erst 1867 aus Amerika, wohin er 1877 zurückkehrte, nach Rohrbach gekommen. Die ersten Untersuchungen im Cherssonschen Konsistorium aber haben schon 1865 stattgefunden, und durch diese wurde das Vorhandensein russischer Betversammlungen schon vom Jahre 1861 an festgestellt. Aktenmäßig ist das nachgewiesen in dem Buche von Arsenij Roshdestwensky: „Der südrussische Stundismus“ (russisch) 1889. Dieser Petersburger Priester hat nicht nur die überaus reiche Zeitungs- und Broschürenlitteratur genau durchmustert, sondern vor allem die sicherste Quelle, die Archive der Konsistorien von Odessa und Kiew, für seine fleißige Arbeit benutzt.

*) A. Högerstedt in der St. Petersburger Medizinischen Wochenschrift 1889, Nr. 18.

enthalten schwere, durch nichts zu mildernde Anklagen gegen eine christliche Kirche, die für die sittliche Erziehung einer nach Millionen zählenden Bevölkerung durch Jahrhunderte nichts gethan hat. Aber sie machen es auch ohne alle weitläufigen Ueberlegungen klar, warum diese Form der Frömmigkeit, ihr plötzliches Werden durch die stürmische Geburt eines neuen Lebens, ihr schroffes Brechen mit allen Beziehungen der Vergangenheit, das entschlossene Entsagen allen Vergnügungen, dem Tanz, dem Spiel — die den Verhältnissen einzig angepaßte war. Sie lassen es auch vollauf begreiflich erscheinen, daß die Glut, nachdem sie sich einmal entzündet, schnell wie ein Steppenfeuer um sich greift, über Dörfer, Kreise, ganze Provinzen ihren Lichtschein breitend. Und nun erinnern wir uns der geschichtlichen sozialen Voraussetzungen, deren wir gedachten. Neue Menschen wahrlich müssen diese Bauern werden, wenn das schöne Morgenrot der Freiheit, das über ihren Häuptern aufgegangen ist, nicht eine leere Täuschung bleiben oder ein Vorbote des Verderbens werden soll.

Zahlreiche Aussagen von Unparteiischen stimmen darin überein, daß das Ziel — zunächst das soziale —, dem diese „Bekehrung" zustrebte, in weitem Umfang von den Teilnehmern der Bewegung erreicht worden ist. Namentlich ihre Nüchternheit und Arbeitsamkeit erregt die Bewunderung der russischen Beobachter. Es heißt da z. B.:

Alle, die die Stundisten kennen, halten sie für ehrliche, nüchterne, anständige, arbeitsliebende Leute, für die Vordersten in der bäuerlichen Bevölkerung. — Sie sind das fleißigste Volk, sie stehlen nicht, trinken nicht, lügen nicht, schelten nicht, überhaupt sie führen sich, wie es einem wirklichen Christen ziemt. — Ihr Familienleben ist untadelhaft, ihre gegenseitigen Beziehungen sind durchaus christlich. Dank der Beschränkung der Trunksucht oder vielmehr der völligen Enthaltung vom Gebrauch geistiger Getränke (sie lassen den Schnaps nur als Heilmittel zu) ist ihre ökonomische Lage unvergleichlich höher als die der rechtgläubigen Bevölkerung, von dem Stande ihrer Bildung gar nicht zu reden, da die überwiegende Mehrheit der Stundisten lesekundig ist.

Es kann mir ja nicht in den Sinn kommen, in diesen Bauern Ideale christlicher Vollkommenheit schildern zu wollen. Das Erbübel aller sektenhaften Frömmigkeit, Selbstüberschätzung und hochmütige Ueberhebung, findet hier oft naiven Ausdruck. Und bei der stürmischen Entstehung dieses neuen Lebens wird sich niemand über traurige Rückfälle wundern. Aber nur der russische Priester wird vereinzelte Szenen von Trunkenheit, von ehelichem Zwist, gar einmal einen Gattenmord als Beweis für die Unsittlichkeit dieser Ketzer verwenden wollen. Ohne eine großartige sittliche Hebung wäre die unzweifelhaft günstige ökonomische Lage dieser Bauern kaum begreiflich. Und was will in dieser unwissenden Bevölkerung die große Zahl der Lesekundigen bedeuten! Selbst die Führer haben fast durchweg erst nach ihrer Bekehrung oder in der Zeit ihrer Lebenswandlung jene schwere Kunst erlernt. Die Bibel ist — zum wievieltenmale wohl im Laufe der Jahrhunderte? — zur Fibel, dem ersten Lesebuch eines unmündigen Volkes geworden.

Allein es würde auf eine gänzlich schiefe Charakteristik dieser Leute hinauslaufen, wenn wir diesen sozialen Gewinn der Bewegung irgend als ein selbständiges Ziel derselben auffassen wollten. Die Bekehrung nimmt im Bewußtsein des Stundisten nicht die Stelle einer sozialen, sondern durchaus nur die einer religiösen Wandlung ein. Wenn man dem Greise Onistschenko seine Verwunderung darüber äußert, daß er in alten Jahren noch so rastlos fleißig bei der Arbeit sei, so ist er mit der Antwort bereit: „Das arbeite doch nicht ich, das arbeitet Gott." Und bezeichnend wie diese Antwort ist die ganze Auffassung der christlichen Erlösung in diesen Bauernkreisen. Man wird hier keine theologischen Theorien erwarten, man wird darauf gefaßt sein, überlieferten Anschauungen und Formeln zu begegnen. Aber doch bricht durch die verschiedensten Aussagen ein scharf ausgeprägtes religiöses Bewußtsein hervor. Jesus Christus kam herab, mit dem Ziel, seinem Vater die Ehre wiederzugeben, die ihm durch weltliche Spitzfindigkeit geraubt war. Er kam, unser Fleisch zu einem Tempel Gottes, einer Wohnung seines heiligen Geistes zu machen. Diesem Ziel entsprechend gewinnt die Bekehrung die Bedeutung einer über alle zeitlichen Aufgaben hinausgreifenden rettenden Umwandlung. Denn durch sie wird Christus im Menschen neu geboren. Das ist die einzig wahre, die Feuertaufe. Nicht sowohl die versöhnende, beseligende Liebe, als die rettende sittliche Wirkung Christi steht im Mittelpunkte dieser Gedanken. Und es ist nur eine im Sektentum fast aller Zeiten zu beobachtende Folge davon, daß die Bedeutung Christi letztlich auf die des unübertrefflichen Vorbildes herabgedrückt wird. Im Kreise dieser Bauern gehen kühne Reden um, die dem orthodoxrussischen Schriftsteller wie bare Gotteslästerung klingen:

Christus war ein Mensch, wie wir alle, aber keineswegs Gott, vielmehr war er der Sohn von Zimmerleuten und hatte Brüder und Schwestern gerade wie auch wir alle. . . .

Die Apostel haben nicht mit der Mutter Gottes verkehrt, sondern mit Maria, der Mutter Jesu — einem Weibe wie auch unsre Ehefrauen —, und mit seinen Brüdern (Apostelgeschichte 1, 14). Folglich war Jesus nicht Gott, sondern Mensch, sieh, gerade so, wie nun auch wir alle Jesuse geworden sind. . . .

Christus ward nun euer Bruder, nur der älteste, ihr aber wurdet, wie auch er vor Gott, seine heiligen und sündlosen Kinder (Römer 8, 29. 30). . . .

Diese Aussagen werden genügen, einen Einblick in den Gedankenkreis der Stundisten zu gewähren. An eine Trennung von der Kirche haben sie in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens nicht gedacht. Wie sollten sie auch zunächst auf einen solchen Gedanken gekommen sein? Sollte die Kirche ein so entschiedenes Aufraffen zu neuem sittlichen Leben nicht gutheißen? Vielmehr der Zar selbst — so redete man unter ihnen — billigte ja durchaus ihr Beginnen. Ausdrücklich beriefen sie sich in offiziellen Eingaben auf die Thatsache, daß — gewiß doch unter besondrer Eingebung des heiligen Geistes — der Kaiser die Verbreitung der Bibel in der Landessprache genehmigt und befördert habe. Zu welchem andern Zweck sollte das geschehen sein, als damit alle seine Unterthanen, jeder rechtgläubige Christ, die Möglichkeit empfange, sich zu seinem Heil in das Gotteswort zu vertiefen. Und wie die Freigebung der Bibel, so konnte noch ein andrer Umstand sie in ihrer anfangs nicht unkirchlichen Haltung bestärken. Erinnern wir uns, daß deutsche Stundenbrüder ihr Vorbild waren. Lebten diese nicht in besonderen Gemeinschaften, erbauten sich in abgeschlossenen Versammlungen und lösten dennoch das Band mit der Kirche nicht? So schien es, als müßte das Gleiche auch den Gliedern der russischen Kirche möglich sein. Und durch ein volles Jahrzehnt sehen wir denn selbst die Führer der Bewegung an Beichte und Abendmahl bei ihren Popen teilnehmen, ihre Kinder lassen sie von ihm taufen, trauen, ihre Toten von ihm bestatten.

Aber dieser Anschluß an die Kirche war doch längst nur noch eine alte Gewohnheit, von der sich loszusagen man nur schwer den Entschluß fand. Man hat wohl gemeint, nur der Unverstand des Popen habe das Band gelöst. Aber zwei Auffassungen vielmehr des Christentums stießen hier auf einander, die schlechterdings auf die Dauer nicht in demselben Gemüt neben einander bestehen konnten. Die durch russische Geistliche geführten Untersuchungen haben nur zur Klarheit gebracht, daß diese Bauern mit ihrer, wenn ich so sagen darf, sittlichen Religion, in der Kirche des Kultus und der Zeremonien, der Heiligen, Reliquien und Bilder, des Kreuzschlagens und Küssens für sich keine bleibende Stätte finden konnten. Sieht man die vorliegenden Auszüge aus Untersuchungsprotokollen durch, so wird einem sofort klar: die Parteien können einander gar nicht verstehen. Die Seele dieser Bauern ist erfüllt von den Gedanken und Thatsachen: Sünde, Bekehrung, Heiligung; die prüfenden und richtenden Geistlichen aber fragen danach, ob das Heiligenbild in der Hütte noch an der rechten Stelle hänge, die gebührende Ehrfurcht erfahre? ob man in den letzten großen Fasten sich des Fleisches und der Milch enthalten habe? ob man regelmäßig an dem — unverständlichen — Gottesdienst in der Pfarrkirche teilnehme? ob die Bücher in den Händen der Beschuldigten mit dem geistlichen Zensurvermerk versehen sind? u. s. f. Da ist keine Verständigung möglich. Was den einen über alles wichtig, ist den andern gänzlich gleichgiltig. Worauf diese mit der ganzen Wucht einer alten Autorität und Ueberlieferung dringen, wird jenen um so fremder und fragwürdiger, als ihnen keine Verbindungslinien zwischen Altem

und Neuem, zwischen äußeren Zeremonien und innerem sittlichem Leben aufgewiesen werden.

Schnell geht die Bewegung aus der Stille der Erbauung und eigner sittlicher Sammlung zu zornigen Angriffen auf die in Götzendienst verfallene Kirche über. Man meint, der Bildersturm der Reformationszeit wiederhole sich in verkleinertem Maßstab in den einsamen Steppendörfern Südrußlands. Von unmittelbarer Zerstörungslust an Kirchen und ihrem Eigentum habe ich allerdings nichts vernommen. Aber da schlägt ein Mädchen dem heiligen Nikolaus, diesem Schutzpatron der Nikolaiten (Offenb. Johannes 2, 6), die Augen aus; ein Weib macht aus dem Heiligenbilde einen Spaten; in Masse raffen sie diese Bilder, vor kurzem noch im besten Winkel der Hütte fromm gehütet, zusammen und werfen sie nächtlicherweile in den Glockenturm der Pfarrkirche. Der Pope hat am folgenden Tage seine Not, die entheiligten durch Weihwasser und lange Gebete zu entsühnen und neu zu weihen. Oder die rechtgläubige Bauernschaft zieht in langer Prozession, der Pope mit dem Weihwasser voran, durch die sommerdürren Felder. Spottend aber stehen die Brüder zur Seite: Macht lieber Vogelscheuchen aus euern Bildern und Fahnen, oder nehmt statt jener Axt und Beil, verjagt die räuberischen Hasen aus euerm Kraut.

Aber auch zu bedächtigerer Kritik findet sich inmitten der Aufregung Raum. In ihr tritt der soziale Hintergrund der Bewegung wieder deutlich hervor. Denn unentbehrliche Bedürfnisse und Ordnungen des Bauernstandes geben hier vielfach den Maßstab zur Beurteilung ab. Vielleicht in keinem Stande so deutlich wie in diesem zeigt sich das Weib als unmittelbare Berufsgehilfin des Mannes. Frühzeitig werden diese Bauern auf den Widerspruch aufmerksam, in dem gewisse Lehren und Einrichtungen der Kirche zur Anerkennung der Ehe als heiliger Gottesordnung stehen. Sie wollen von der höheren Wertschätzung des ehelosen Lebens der Mönche und Heiligen nichts wissen. Sie haben für die unverletzte Jungfrauschaft der heiligen Gottesmutter nur Worte herben Spottes übrig. Die Unzahl von kirchlichen Feiertagen, diese Plage des Landwirts, kann den fleißigen Bauern nicht einleuchten. Sie lehnen „alle in der heiligen Schrift nicht erwähnten“ kurzer Hand ab und feiern nur um so strenger den einzigen Sonntag. In höchst charakteristischer Weise äußern sie sich über die Fasten, deren längste gerade in die schwerste Arbeitszeit des Landwirts im Frühjahr und Herbst fallen:

Wenn der Leib schwach ist, muß man ihn nicht foltern, sondern unterhalten und nähren; wie das Zugvieh: wenn dus nicht fütterst, dann ziehts nicht recht. Wann wird dein Pferd besser arbeiten, wenn du ihm Hafer giebst oder Stroh? Aber freilich umgekehrt, wann wird man es besser lenken können? So auch mit dem Menschen: um ihn leichter beherrschen zu können, haben die Popen die Fasten erdacht.

So verschärft sich Schritt für Schritt der Gegensatz zur Kirche. S E

## Glaube, Unglaube, Halbglaube

Aus Berlin*)

In der Luthardtschen Kirchenzeitung Nummer 46, im XXX. Berliner Briefe finden wir folgenden Satz: „Die königlichen Ernennungen zu der Generalsynode haben die liberale Presse nicht befriedigt. Sie verlangt eben grundsätzliche Anerkennung des Unglaubens als gleichberechtigtes Moment in der Landeskirche, während die Ernennungen nicht über gewisse Zugeständnisse an den Halbglauben hinausgehen, wie sie in der Auswahl einzelner Persönlichkeiten enthalten sind.“ Diese Verwendung der Begriffe: Glaube, Unglaube, Halbglaube, gehört zu den ärgsten kirchlichen Parteisünden.

Es ist ganz überflüssig, lange Abhandlungen über den Begriff des Glaubens zu schreiben. Wir zitiren einfach Luthardt selbst nach seiner Dogmatik § 63: „Der biblische Begriff des Glaubens ist der des Vertrauens und zwar auf den Heilsgott.“ Sehr treffend! Was den „Unglauben“ angeht, so braucht Christus das Wort ungläubig dreimal, einmal in dem Seufzer über „die ungläubige und verkehrte Art,“ die Werke des Glaubens nicht zu vollbringen vermag (Matth. 17, 17), sodann als allgemeine Bezeichnung der Verworfenen (Luk. 12, 46), und endlich in der freundlichen Mahnung an Thomas (Joh. 20, 27), der nicht Glauben genug hat, um dem Lebensfürsten die Ueberwindung des Todes zuzutrauen. Denn niemand wird so oberflächlich sein, das Wort nur auf die Anerkennung der Thatsache der Auferstehung zu beziehen. Also ungläubig ist, wer auf Christus nicht das ihm gebührende Vertrauen setzt. Darum „bleibt“ nach einer unfehlbaren, sachlichen Logik der Ungläubige im Tode, weil er sich dem, der ihn retten will, nicht anvertraut. „Halbglaube“ aber ist ein Ding, das man in der Schrift vergeblich sucht. Wohl kennt sie ein Wort für unzureichenden Glauben, das ist aber nicht „Halbglaube,“ sondern „Kleinglaube.“ Ein sehr deutlicher Fingerzeig, daß es bei dem Glauben nicht auf die Quantität des „Geglaubten,“ sondern auf die Qualität der Glaubenskraft ankommt!

So steht es in der Schrift. Im kirchlichen Sprachgebrauch hat das Wort „halbgläubig“ sich das Recht des geduldeten Mißbrauchs erworben. Wie es begrifflich zu definiren ist, wissen wir nicht. Vielleicht können die uns aufklären, die es zu gebrauchen pflegen. In der Praxis aber ist es der Sammelname für gewisse Dinge, die an sich nicht das Geringste miteinander zu thun haben. „Halbgläubig“ ist, wer etwa die Pastoralbriefe, den zweiten Petrusbrief, Judas, Jakobus und Apokalypse für Werke andrer Schriftsteller hält, als die Ueberschrift sie nennt. Mehr für unecht zu halten, grenzt schon an „Unglauben.“ In starken Verdacht des „Halbglaubens“ gerät, wer dem Evangelischen Bunde angehört. Höchst gravirend ist es, Sulzische Gedanken für ausführbar zu halten, geradezu vernichtend, die kirchliche Besetzung der Professuren für bedenklich zu erklären. — Gehen wir fehl, wenn wir behaupten, jener Einteilung liegt die ebenso einfache als bequeme Anschauung zu Grunde: wer der konfessionellen Dogmatik und dem konfessionellen Parteiprogramm ganz zustimmt, ist gläubig. Wer ihnen etwa zur Hälfte zustimmt, ist „halbgläubig,“ wer sie ganz verwirft, ist „ungläubig.“ Unsre Berliner Kreise haben noch das Prädikat Ia hinzugefügt. Es heißt von manchen Geistlichen, daß sie „sehr gläubig“ sind. Ich überlasse es den Schülern Luthardts, diesen Begriff mit der oben zitirten Definition ihres Meisters in Einklang zu bringen. Oder braucht man bewußterweise biblische Begriffe in einer abweichenden Bedeutung? Das würde doch bedenklich an den von jener Seite bis zum Ueberdruß erhobenen Vorwurf der Falschmünzerei streifen!

Wir wollen ja mit unsern lieben Laien Geduld haben. Vielleicht sind sie selbst am wenigsten Schuld an ihrem Irrtum. Aber was soll man dazu sagen, wenn in offiziellen Parteikundgebungen der kirchlichen Presse, wenn unter den Auspizien eines Professors der Theologie diese grausame Begriffsverwirrung sich breitmacht! Also einige Mitglieder der Generalsynode sind Vertreter des Halbglaubens! Machen sich die Herren denn gar nicht klar, was sie damit sagen? Entweder ist das Wort eine Albernheit oder ein Verdammungsurteil. Erstere ist verzeihlich, wenn sie eingesehen und zugestanden wird. Letzteres stellen wir dem anheim, der da recht richtet, bitten aber die, die es aussprechen: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! W Th

*) Es ist nicht überflüssig zu erklären, daß der Einsender obigen Artikels zu den „Positiven“ gehört und als einer der Ihren jüngst bei den Kirchenwahlen mitgekämpft hat. D H



## Ein wieder entdeckter geistlicher Liederdichter unsrer Tage

Das Recht zu dieser Ueberschrift wird jedermann dem Verfasser des Artikels zugestehen, der das soeben erschienene Büchlein mit dem Titel: Kinder-Lieder von Abel Burckhardt, für deutsche Kinder und Mütter mit Bildern von Ludwig Richter und zweistimmigen kirchlichen Weisen herausgegeben von Friedrich Spitta (Straßburg, C. F. Schmidts Universitäts-Buchhandlung; Groß-Oktav; gebunden 2 Mark) in die Hand nimmt. Es führt nämlich einen seither nur im Sprachgebiete der alemannischen Mundart, besonders in seiner Basler Heimat bekannten und geliebten Dichter in den Kreis der geistlichen

Sänger der deutschen Schriftsprache ein und bildet damit eine wesentliche Bereicherung des Schatzes unsrer deutschen geistlichen Kinderlieder. Damit aber wird das Inventar unsrer geistlichen Dichtung auch für Erwachsene bereichert, denn nichts greift dem Erwachsenen so ans Herz, als ein echtes, wahrhaft poetisches Kinderlied. Das sind nun die besprochenen Lieder in ihrem alemannischen Grundtext in höchstem Grade. Um den Besitz dieser ebenso reizenden wie ergreifenden vollendeten kleinen Schöpfungen können wir unsre Basler Nachbarn, für deren Gebrauch sie schon im Jahre 1845 der 1882 verstorbene Dichter zunächst bestimmte, nur beneiden. Die volkstümliche Treuherzigkeit und Gemütlichkeit, die wunderbare Musik der Sprache des Originals konnte ja auch in der besten Uebertragung nicht ganz wiedergegeben werden, wie der Uebersetzer in seinem schönen Geleitsworte selber bekennt. Aber er hat recht daran gethan, sich durch die Schwierigkeiten der Uebertragung, die zum großen Teil gerade in der nahen Verwandtschaft der beiden Sprachen, um die es sich handelt: Alemannisch und Schriftdeutsch, liegen, nicht irre machen zu lassen. Denn was er uns nun zum Gebrauch für die ganze deutsche Kinderwelt geboten hat, ist jeder Mühe wert.

Zunächst ein Wort über den vielleicht vielen Lesern gleich mir erst mit dieser seiner Liedersammlung bekannt gewordenen heimgegangenen Dichter.

Abel Burckhardt, geboren zu Basel 1805 und dort auch gestorben 1882, der durch Leistungen auf allen möglichen Gebieten bekannten Basler Familie angehörig, war Geistlicher. Als solcher steht er noch in dankbarem Gedächtnis seiner Heimat, besonders durch seine tiefwirkenden Kinderlehren uno seinen Konfirmationsunterricht. Er hatte lebenslang mit einer schwachen Gesundheit zu kämpfen und mußte darum 1875 ganz in den Ruhestand treten. Seine reichste Begabung lag offenbar auf dem Gebiete der Poesie. Nur weniges von den mit leichter, sicherer Hand entworfenen Gebilden seiner poetischen Schöpferkraft, darunter auch Lyrisch-Dramatisches, ist veröffentlicht. Vielleicht führt die Einkehr des Dichters ins deutsche Land im Gewande unsrer Schriftsprache dazu, daß man uns diese Schätze bekannt macht. Zur Begründung des Anspruchs auf den hohen Namen eines geistlichen Dichters reicht unser Büchlein völlig aus. Ich wüßte diese geistlichen Kinderlieder nur etwa zu vergleichen mit den Inni sacri von Manzoni. Denn sie sind in derselben Weise, wie es dort dem größten italienischen geistlichen Dichter dieses Jahrhunderts gelungen ist, entsprungen aus der vollständigen dichterischen Zurückversetzung in die Situation der heiligen Geschichte; sie klingen wie die Töne eines, der in Bethlehem und auf Golgatha, auf dem Oelberg und in Jerusalem Augenzeuge der Gnadenwunder gewesen ist. Was die echte christliche Kunst in Ausübung des höchsten Rechtes der Religion, die das zeitlich fernste göttliche Geschehen uns gleichzeitig macht, immer vollbracht hat, das leisten diese Lieder Kindern und Eltern bei den Geschichten von Weihnachten, Epiphanias, Palmsonntag, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. Es sind recht eigentlich Lieder für die häusliche, die Familienandacht, aber keiner wird ungerührt davon bleiben, auch der sie einsam für sich liest. Daß es nur dreizehn Lieder sind, ist kein Schade; man merkt es immer wieder, daß die geistlichen Dichter, die nur weniges dichteten, darein auch ihre ganze Kraft gegossen haben. Auch hierfür ist Manzoni ein Beispiel, man kann aber auch Friedrich Rückert, Wilhelm Wackernagel, Gustav Schwab anführen.

Die Absicht des liebenswürdigen Uebersetzers dieser Lieder, Friedrich Spitta, der sich als ein gottbegnadigter Dichter für unsre christliche Kinderwelt in seinen drei kirchlichen Festspielen*) bewährt hat, ist gewesen, der kirchlichen Festfeier unsrer Kinder, sei es in Kindergottesdiensten und Sonntagsschulen, sei es im Hause, neuen Stoff zuzuführen, den wir immer noch gebrauchen können. Denn die echten geistlichen Kinderlieder sind nicht so häufig. Sie entstehen nicht dadurch, daß sich jemand beliebig in die Denk- und Sprechweise des Kindes hinein versetzt; derartige Poesien und Predigten haben wir massenweise, aber sie machen sämtlich den Eindruck, man gestatte das Wort, des schulmeisterlich Gezwungenen. Wirklich kindliche Poesie entsteht nur, wenn ein Erwachsener thatsächlich und völlig vor Gott und seinen Großthaten zum Kinde wird und dadurch imstande ist, die Kinder zur Höhe einer männlich ernsten Empfindung und eines wirklichen Entschlusses emporzuheben. Solche Poesie hat dann für den Erwachsenen, der sie liest, etwas Verjüngendes. Der Reiz der besten Sachen von Johanna Spyri dürfte in dieser Gabe beruhen.

Um seine Absicht völlig zu erreichen, hat Spitta mit ungemein glücklichem Griff Bilderschmuck und Melodien den Liedern zugefügt. Sie waren auch in der ersten alemannischen Ausgabe illustrirt, und m. E. gar nicht schlecht illustrirt in der groben, aber phantasievollen Holzschnittmanier, wie sie Graf Pocci damals zur Lust der Großen und Kleinen geübt hat. Für das heutige Auge sind derartige Bilder nicht mehr recht genießbar. Darum wurden aus der Fülle passender Holzschnitte unsers Ludwig Richter die schönsten entsprechenden gewählt und passen sich nun den Liedern zum Teil so an, als ob sie dafür erfunden wären.

Ein Gleiches geschah mit der Musik. Abel Burckhardt fügte seinen Liedern bekannte leicht singbare weltliche Weisen zweistimmig bei; Spitta, der große Kenner unsrer Kirchenmusik, ersetzte diese Melodien in höchst glücklicher Weise durch solche aus dem Schatze unsrer Kirchenlieder in zweistimmigem wunderhübschem Satz von Arnold Mendelssohn (Kirchenmusikmeister in Darmstadt). So sind denn diese edlen Früchte eines in der Verborgenheit geführten Glaubenslebens ausgerüstet mit allem, was dazu dienen kann, daß sie neuen Samen tragen, wieder unter uns erschienen, und ich bin sicher, niemand, der sie auf diese Empfehlung hin sich verschafft, wird enttäuscht sein.

Besonders aber sollten die zahllosen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen an Kindergottesdiensten und Sonntagsschulen in der deutschen Heimat auf eine wirkliche Bereicherung unsers Kinderliederschatzes sich hinweisen lassen. Absichtlich drucken wir keines der Lieder hier ab. Sie lesen und hören sich besser aus dem schön ausgestatteten Buch. Dem Uebersetzer aber, dem glücklichen Entdecker eines fast unbekannt gebliebenen geistlichen Dichters von hohem Rang, dessen gemütvolle Schutzrede für sein Büchlein am Eingange man selber lesen muß, sei an dieser Stelle der erste öffentliche Dank gebracht für ein gutes Werk, das er gethan hat.

K S

*) Drei kirchliche Festspiele für Weihnachten, Ostern und Pfingsten von Friedrich Spitta. Straßburg, Heitz. 1,80 Mk.



## Für Weihnachten

**(Zwei Abreißkalender auf das Jahr 1892)** können dem christlichen Hause empfohlen werden. 1. „Der christliche Hausfreund," Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins zu Neukirchen bei Mörs. 1 Mk. 2. „Landeskirchenkalender," Anklam, Schmidt, 50 Pfge. Beide Kalender enthalten die üblichen astronomischen Angaben. Daneben aber bieten sie für jeden Tag mehrere Bibelstellen, Liederverse und Erzählungen. Der „Christliche Hausfreund" thut darin vielleicht etwas zu viel. Am Landeskirchenkalender muß ich die unsolide äußere Herstellung tadeln. Der Einband ist ein so dünner und loser, daß der Kalender kaum ein volles Jahr hindurch wird seinen Dienst als Zierde des Hauses leisten können. Sehr vermisse ich auch den roten Druck der Sonn- und Feiertage in ihm. Gleichwohl trage ich kein Bedenken, ihn wie den „Christlichen Hausfreund" wegen der reichen und gewählten Fülle des dargebotenen Inhalts zu empfehlen.

F G

**(Gebete und Lieder für Mutter und Kind)** Das Beste in der Welt für Mutter und Kind. Kindergebete, Lieder und Glückwünsche, gesammelt von Selma Schneider (Sophie Roberts). Zweite, durchgesehne Ausgabe. Leipzig, Kaufmann. Duodez. 84 S. Gebunden 1 Mk. Die Verfasserin wollte jungen Müttern zum ersten Geburtstage ihres Kindes eine Sammlung von Kindergebeten schenken. Da sie keine fand, sammelte sie selbst. Wir danken ihr dafür.

R

**(Evangelienfahrten)** Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des heiligen Landes im Anschluß an die Sonntagsevangelien. Von Ludwig Schneller, Pastor in Köln, früher in Bethlehem. Leipzig, Wallmann 1892. 5,80 Mark, geb. 7.

Der durch sein früher erschienenes anziehendes Buch „Kennst du das Land?" als feiner Beobachter und genauer Kenner des heiligen Landes und seiner Bewohner, sowie als geschickter Erzähler wohlbekannte Verfasser bietet uns ein neues umfangreiches Werk dar, das ihm aus Vorträgen erwachsen ist, die er letzten Winter einem Kreise von Zuhörern in Köln gehalten hat. Schilderte der Verfasser in größern Teilen seines frühern Werkes Land und Leute in Palästina mit mehr bloß gelegentlichem Hinweis auf die Beleuchtung, die das Bibelwort

dadurch erfahre, so bildet jetzt Jesus — von allem Ueberirdischen vorläufig abgesehen, der merkwürdigste Mensch, der unter der Sonne gelebt hat — den Angelpunkt, um den alles sich dreht, und was von „Berg und Thal, von Baum und Blüte, von Menschen und Landessitten der damaligen Zeit, wie sie leibte und lebte," sowie von der Geschichte der Jesu unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Jahrzehnte geschildert wird, soll uns nur den Hintergrund des heiligsten Lebensbildes sehen und dieses in seiner Bedeutung um so heller und klarer hervorleuchten lassen.

Das zunächst unabweisbare Bedenken, es möchte das dickleibige Buch unter der Fülle des Beigebrachten doch am Ende die Gestalt Jesu eher verhüllen, und man möchte schließlich von dem Buche doch mit dem Eindrucke scheiden, daß man nun wohl für die Kenntnis von Rahmen und Farben des großen Gemäldes, aber nicht für das Verständnis der Hauptperson reiche Förderung gewonnen habe, erwies sich bei fortschreitendem Lesen immer mehr als unbegründet. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, das Interesse immerfort dem Hauptgegenstande zuzuwenden, ja in fast dramatischer Weise bis zu Ende zu steigern. Er hat nämlich die in seinem frühern Werke noch nicht behandelten Sonntagsevangelien, die er zu Grunde legt, in selbständiger Weise geordnet und geschickt auf die öffentliche Thätigkeit Jesu, die er auf $2^1/_2$ Jahre berechnet, zu verteilen gewußt, so daß sie den Faden abgeben, an dem eine Uebersicht über das gesamte Wirken Jesu aufgereiht werden konnte.

Es wird bei den Schwierigkeiten, die die vier Evangelien einer solchen Gruppirung und Anordnung bereiten, nicht auffallen können, daß die Phantasie und das Kombinationstalent des Verfassers vielfache Gelegenheit fanden, sich zu bethätigen, aber ebensowenig, wenn wir erklären müssen, daß wir nicht überall auf den Wegen des Verfassers die Lösung dieser schwierigen Fragen erblicken können. Doch das thut unserm Lobe keinen Eintrag, und in manchen einzelnen Punkten weiß der Verfasser auf Worte Jesu ein wirklich überraschendes Licht zu ihrer Erklärung und Veranschaulichung fallen zu lassen. Man vergleiche z. B., was über die Bergpredigt und das Gleichnis von den zehn Jungfrauen S. 157 ff. und 459 f. gesagt wird. K M

**(Soziale Zeitpredigten)** Unter dem Titel Christus ist unser Friede, sind bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen soziale Zeitpredigten und Betrachtungen erschienen gesammelt und herausgegeben von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. Zunächst eine erste Sammlung von vierzig Predigten mit einer Einleitung des Herausgebers „über die soziale Aufgabe der Predigt in unsrer Zeit." 303 S.; 3, gebunden 4 Mark. Ich habe das Ganze noch nicht gelesen, beeile mich aber, noch vor dem Weihnachtsfeste vorläufig drauf hinzuweisen. Es sind recht gute Sachen drin, und ein Vergleich der verschiednen Art, wie das große moderne Problem auf der Kanzel von den Verschiednen angefaßt wird, ist sehr interessant. R

**(Sulze, Die evangelische Gemeinde)** Soeben ist Sulzes lange begehrtes Werk über die evangelische Gemeinde erschienen (Gotha, Perthes. 284 S. 4,40 Mk.). Manchem Pastor und kirchlich interessirten Laien dürfte es ein wertvolles Weihnachtsgeschenk sein, daher beeilen wir uns mit diesem vorläufigen Hinweise. Ein Aufsatz über „das Gemeindeprinzip und die Predigt," von dem der Verfasser wünschte, daß er gleichzeitig mit seinem Buche in diesen Tagen erscheinen möchte, wird leider erst zu Anfang des neuen Jahres in unsern Spalten erscheinen können. R

**(Skizzen aus unserm heutigen Volksleben)** Jeder Grenzbotenleser erinnert sich dankbar der Erfrischung und Erhellung, die ihm von Zeit zu Zeit Fritz Anders mit seinen Skizzen aus unserm heutigen Volksleben gebracht hat. Wahrlich ad naturam delineavit, nach der Natur hat er gezeichnet, wenn auch der Stift manchmal recht kräftig geführt, der Schatten oft gar zu tief geraten ist: aber das war Absicht, die Leute sehen sonst nicht richtig, und dazu wollte er ihnen helfen. Von etlichen Sachen wünschte ich nur, sie hätten in der Christlichen Welt gestanden, und mehr kann ich doch nicht sagen. So „die Pfarrwahl," „die Historia von der ewigen Schulbank" die „Pflaumendarre" „arme reiche Leute," „die Krone der Vortrefflichkeit." Wer diese Erzeugnisse eines zuweilen beißenden, aber nicht verletzenden gesunden Humors noch nicht kennt, dem seien sie warm empfohlen; wer sie kennt, greift schon von selbst darnach. (Leipzig, Grunow. 330 S. Hübsch gebunden 3,50 Mk.) R

**(Archemoros)** Unsers Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse wird wohl mancher unsrer Leser auf einen befreundeten Weihnachtstisch legen, nachdem sie, oft geäußerten Wunsche gemäß, als Buch erschienen sind (bei R. Reich in Basel, für 1,80, gebunden 2,60 Mk.). Ein Stück, das in der Christlichen Welt veröffentlicht wurde (Die Analytiker) ist weggelassen, dafür ein andres (Ein Brief) eingeschaltet. Wer den Herausgeber dieser Archemoros-gedanken, den Direktor des Lehrerinnenseminars Prinzessin-Wilhelmstift in Karlsruhe, Dr. Hermann Oeser, O. Glaubrechts Sohn, einmal lieben gelernt hat, wird gern auch nach seinen früheren Veröffentlichungen greifen, die wir seiner Zeit schon empfohlen haben: Vom Tage. Parabolisches (Ebenda; 1,40 Mk., geb. 2.20) und Stille Leute. Zwei Lebensbilder. 3. Aufl. (Ebenda; 0,60, geb. 1,40 Mk.). Sehr willkommen aber wird manchem Hause die Mitteilung sein, daß derselbe Verfasser Ein Hausbuch aus deutscher Dichtung und Prosa, zusammengestellt [zunächst] für die Zwecke des deutschen Unterrichts in Lehrerinnenseminaren und Fortbildungsklassen, herausgegeben hat (Karlsruhe, Malsch und Vogel; 412 S.; 4,50 Mk.). Eine originelle, feinsinnige Sammlung, wie niemand anders erwarten wird, für gebildete Frauen zuerst gedacht, aber kein Mann wird sie ohne Genuß und Anregung lesen und fragen, was da Aufnahme fand und was nicht, warum und warum nicht, und gern wird er von den Zuthaten und Anmerkungen auch sein Verständnis noch fördern lassen. R

**(Das Naturgesetz in der Geisteswelt)** Von Henry Drummond Nach der neusten Auflage (103. Tausend!) des englischen Orginals neu. übersetzt. Velhagen und Klasing. 373 S. 4,50 Mk. gebunden.

Eine einfache Erinnerung an das Buch kurz vor Weihnachten möge genügen. Diese neue Verdeutschung will die Aufgabe des Dolmetschers vollkommner erfüllt haben, als seine Vorgänger; prüfen konnten wir das nicht. Zur Sache vergleiche man, was in Nr. 11 unsers ersten Jahrgangs (1887) ein Mediziner und ein Theologe über das Buch gesagt haben. Würde uns einer unsrer Mitarbeiter neuerdings noch ein recht gutes Wort darüber schreiben, würden wir es mit Vergnügen zum Abdruck bringen. R

**(Selbstbiographie Köstlins)** Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen. Herausgegeben von Dr. Oskar Wilda. 9.—12. Heft. Julius Köstlin. Eine Autobiographie. Mit Porträt. Leipzig, Hinstorff. 264 S. 2,40 Mark.

Dies Buch möchte ich vor allem jungen Theologen warm empfehlen. Sie gewinnen aus ihm nicht nur einen interessanten Einblick in die Geschichte der Theologie unsers Jahrhunderts, sondern sie lernen auch, bei welchen großen Männern alter und neuer Zeit sie in die Schule gehen müssen, um wahre, wissenschaftlich durchgebildete, fromm und frei urteilende Theologen zu werden. Doch auch der Laie wird das Leben unsers berühmten Lutherbiographen mit Genuß lesen. Er wird dem Manne, der hier in schlichtem, einfachem Wort, ohne Sucht, sich selbst zu verherrlichen, den Gange seines fruchtreichen Lebens uns vor Augen führt, seine Hochachtung zollen und ihm Dank wissen für manches treffliche Wort, mit dem er die politischen und kirchlichen Verhältnisse unsers Vaterlandes streift, die wahrlich noch mancher Klärung und Läuterung bedürfen.*) P L

**(Aus der Jugendzeit)** Neue Variationen zu alten Weisen. Von Dr. G. Oertel. Leipzig, Böhme Nachf. 149 S. 1,50 Mk., geb. 2,30.

Erinnerungen und Geschichten, von einer stark hervorgehobnen christlichen Tendenz getragen, das Meiste recht hübsch. Reizend ist z. B., wie die beiden Knaben am Ostermorgen ausgehn, das Hüpfen der Ostersonne zu sehn: der eine sieht mit bloßem erwartungsvollem Auge hinein und schaut das Wunder wirklich, der andre hat durchs geschwärzte Glas gesehn und nichts geschaut. Schade nur, daß gleich die altkluge Bemerkung darauf folgt: „Er wurde mir damals schon (!) klar (!), daß, wer durch die schwarzen Fensterscheiben der Weltklugheit (!) schaut, das Hüpfen der Ostersonne nicht zu sehen vermag." Warum unsre christlichen Schriftsteller nicht zur rechten Zeit schweigen können! Ihre Sachen würden viel wirksamer. R

Eine Volkserzählung, wie sie nicht sein soll, so muß ich leider Georg Oertels „Späte Heimkehr" (Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag) nennen. Denn was soll dabei herauskommen, wenn die Sozialdemokraten so ungerecht als eine Bande von Lumpen und Verbrechern geschildert werden. Weiß doch jedermann aus dem Volke, der die Sozialdemokratie kennt, daß das eben einfach unwahr ist. Und dem gegenüber die stille Waldschmiede mit ihrem Frieden und ihren alten guten Sitten; ganz schön und gut, — aber soll das der Weisheit letzter Schluß sein, daß das Leben in der Stadt und der großen Welt verloren gegeben wird und die Stätte der Frömmigkeit und des christlichen Lebens nur im Walde, fern von dem Getriebe des Verkehrs sein soll? Leider ist diese Tendenz so faustdick aufgetragen, daß das Büchlein dadurch ungenießbar wird. Ich bedaure um so mehr, dies Urteil abgeben zu müssen, als das große Erzählertalent des ja schon rühmlich bekannten Verfassers auch hier leuchtend hervortritt. E F

**(Erzählungen)** Haideblume. Novelle von Elisabeth Voß. Zweite Auflage. Braunschweig, Grüneberg. 165 S. 2, geb. 2,80 Mark. — Eine ebenso harmlose wie romantische Liebesgeschichte, anmutig und lebhaft erzählt.

Lora. Roman von Ursula Zöge von Manteuffel. Zweite Auflage. Leipzig, Böhme Nachf. 209 S. 2,80 Mark, gebunden 3,80. — Ein gutes Buch. Lora ist die Tochter eines Achtundvierzigers und einer Adligen, die um dieser Heirat willen von ihrer Familie verstoßen wurde. Man folgt mit lebhaftem Interesse der Entwickelung des leidenschaftlichen Mädchens. Die Verfasserin verleugnet ihr frommes Herz nicht, verficht aber keine religiöse oder sonstige Tendenz. Für die Familie, die jungen Mädchen eingeschlossen.

Die Frau Marquise. Ein Zeitbild aus Erfurts Vergangenheit. Von Lina Walther. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 223 S. 2,20 Mark, gebunden 3. — Die uns durch „Die Großtante" wohlbekannte Verfasserin erzählt uns hier durch den Mund der „Frau Marquise" deren vielbewegte, ergreifende Lebensgeschichte. Warm und wahr wird uns berichtet, wie aus einer vergnügungssüchtigen, leichtlebigen Französin von hohem Adel durch die Schrecken der Revolution, die Entbehrungen des Emigrantenlebens und ein arbeitsreiches, ehrlichem Erwerb gewidmetes Leben im fremden deutschen Lande ein frommes, tüchtiges, edles Weib wird, ihrem Manne eine treue Gefährtin und Gehilfin in schwerer Zeit. Wie die neue Heimat der Flüchtigen, die Stadt Erfurt, unter der Napoleonischen Fremdherrschaft zu leiden hatte, bildet den wirksamen Hintergrund. Das ganze Buch führt eine edle, gesunde Sprache und eignet sich gut zur Familienlektüre.

Die Familie de Saß. Historischer Roman aus der letzten

*) Soeben erfreut der Verein für Reformationsgeschichte seine Mitglieder durch Zusendung des Büchleins: „Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession erläutert von Julius Köstlin" Unter den von dem Verein herausgegebenen „Schriften für das deutsche Volk." Heft 15 und 16. 101 S. D H.

Pestzeit Graubündens (1629—1632) von Joh. Andr. v. Sprecher, Verfasser der Donna Ottavia. Basel, Adolf Geering. 4 Mark. — Eine ernste und bewegte geschichtliche Erzählung, gut und nützlich zu lesen für Jung und Alt.

Hans Markwarts Jugend. Von Erika. Stuttgart, Steinkopf. 405 S. 4, gebunden 5 Mark. — Ein treffliches Buch. Hans Markwart ist der früh verwaiste Sohn eines armen Tagelöhners, der durch viele innere und äußere Kämpfe hindurch endlich als Pfarrer eine feste Heimat findet. Die Geschichte dieses begabten, für jeden Eindruck empfänglichen Gemütes ist außerordentlich fesselnd. Junge Leute — Gymnasiasten und Studenten — die selbst Kämpfe und Zweifel kennen gelernt haben, werden das Buch besonders gern und mit Segen lesen; aber jeder Freund einer ernsten Lektüre wird sein Wohlgefallen daran haben. R

Gegen den Strom von Elisabeth Rundle-Charles, übersetzt von Elisabeth Klee. Anklam. A. Schmidt. 309 S. — Die Verfasserin der „Chronik der Familie Schönberg-Cotta" bringt auch hier wieder eine eingreifende Wandlung vom Alten zum Neuen zur Darstellung. Diesmal erzählt sie uns von den Kämpfen gegen die Sklaverei, die in England so große Bewegung hervorbrachten und unter Wilberforces Führung zum siegreichen Ende gebracht wurden. Wie die Sklavenfrage ins praktische Leben eingriff, die bestehenden Verhältnisse und die Gemüter erschütterte, kommt lebhaft zum Ausdruck. Wir können das Buch warm empfehlen.

**(Mathilde)** Ein Buch dieses Titels, von Bertha Mathé, für erwachsene Töchter, hat im vorigen Jahrgang (Nr. 50, Sp. 1162 f.) von einem sonst strengen Beurteiler von Kinder- und Jugendschriften eine ausnehmend günstige Beurteilung erfahren. Aus dem Leserkreise unsers Blattes hat sich dagegen lebhafter Protest erhoben. Infolge dessen habe ich das Buch lesen müssen, was mir sauer genug geworden ist. Wenn das eine Perle unsrer Jugendlitteratur ist, steht es traurig um diese. Für schädlich und schlecht kann ich das Buch freilich nicht halten, aber ich fand es langweilig und die Menschen recht nach der Schablone gearbeitet. R

**(Schwester Dora)** Wer aus dem vorigen Jahrgang d. Bl. (Nr. 14 ff.) die heroische Diakonissin lieben gelernt hat, die man in England als „Schwester Dora" kennt, wird gern nach dem Büchlein greifen, das soeben der Nassauische Kolportageverein in Herborn ausgegeben hat: Schwester Dora. Ein Lebensbild von Margarete Lonsdale. Frei nach dem Englischen von Adelheid Grein geb. Hermanni. 1,20 Mk., geb. 1,60. Ich wünsche dem Buche weite Verbreitung und hier und da auch einige praktische Wirkung. R

**(Sein Erbe)** Roman aus dem russischen Leben von Ernst Schrill. Leipzig, G. Böhme Nachf. 5, gebunden 6 Mk. Der Verfasser ist bereits mit mehreren Erzählungen vor das deutsche Publikum getreten. Ich freue mich im vorliegenden Werke, das mit Recht den Namen eines christlichen Romans verdienen dürfte, eine reife Frucht der Erinnerungen anzeigen zu können, die aus den Jahren treuer und gesegneter Seelsorgerarbeit in der Krim stammen, wo der nun in Deutschland lebende Verfasser noch vor kurzem wirkte. Er hat seit dem Erscheinen seiner ersten Erzählung „Ein Fahrenhöft," in der eine tiefer motivirte psychologische Entwicklung des Charakters der Hauptperson fehlte, — bedeutende Fortschritte gemacht. Vermißten wir namentlich in ersterer auch die Einheitlichkeit im Fortschritte der gesamten Handlung, wo mehr die Gabe des Verfassers für lebendige Schilderung der Details und sehr anschaulicher Einzelepisoden hervortrat, sodaß dadurch das Ganze den Eindruck des Episodischen erhielt, so weist „Sein Erbe" neben einer psychologisch befriedigenden, stellenweise ergreifend schönen Durchführung der Lebensschicksale des Helden eine Zahl von Nebenfiguren auf, die alle plastisch und charaktervoll aus dem Rahmen der Erzählung hervortreten und deren Erlebnisse sich kunstvoll und äußerst geschickt in den Gang der Haupterzählung einflechten, sie in wichtiger Weise harmonisch ergänzend.

Es kommt der für deutsche Leser doppelt interessante, weil noch wenig geschilderte und, soviel mir bekannt, in Romanen noch nicht behandelte Hintergrund einer Naturszenerie in der Krim hinzu, deren südlicher Zauber in Verbindung mit dem historischen Kolorit der muhammedanisch-tatarischen Vergangenheit dieses merkwürdigen Landes eigentümlich kontrastirt zu dem evangelisch-lutherischen Leben der Kolonistengemeinden und deutschen Gutsbesitzer. Inmitten von Russen und Tataren, Zigeunern und Griechen behaupten diese zäh ihre deutsche Stammesart und inmitten der Glieder der russischen Staatskirche, unter römischen Katholiken und Sektirern konnten sie ein bisher im ganzen unbehelligtes Dasein führen, überall in den gesellschaftlich oft sehr zerrütteten und laxen Zuständen sich als moralisches Ferment und ein sittliches Salz bewährend und auch Andersgläubigen durch ihre Charaktereigenschaften Achtung abnötigend.

Wir sind nicht allzu reich an guten Erzählungen, die auf dem Boden einer gesunden, ernsten, christlichen Weltanschauung stehen, und eine reine, erquickende Luft atmen. „Sein Erbe" ist diesen zuzuzählen. Den Lebensgang eines edlen Sohnes aus christlichem Hause, den eine herzliche Freundschaft mit seinem Lehrer durchs Leben begleitet, der ihm ein Führer zum bewußten und innerlich erlebten Glauben an Christus wird, entwickelt sich in äußerst fesselnder, psychologisch fast immer völlig befriedigender und lebenswahrer Weise durch die Trübungen eines jungen Eheglücks und schwere Schläge des Schicksals hindurch zu jener Reife und Gewißheit des Glaubens, der das Leben mit all seinen Führungen und Zulassungen als ein Gnadengeschenk Gottes anzusehen gelernt hat, sich nach der Nacht der Trübsal des errungnen Friedensbesitzes aus schwerem Kampfe getröstet und sich endlich freut, daß er „nicht falsch geglaubt und daß die Liebe Gottes gesiegt hat." Die Gestalt Bergenfelds, jenes treuen Lehrers und christlichen Freundes, bei dem sich Alfred Wallert oft Rat erholt und der in den schwersten Lebenslagen als wahrer Freund immer ratend, tröstend und zum Glauben führend, betend und helfend ihm zur Seite steht, ist die schönste und edelste im ganzen Buche. Wie tief angelegt sind seine nächtlichen Zwiegespräche mit dem zweifelnden Freunde, in dem durch die Führungen Gottes bereits die natürliche Kraft seines alten Menschen zu brechen beginnt. Alfred Wallert ist übrigens auch vor seiner Bekehrung schon eine ideal angelegte, rechtlich gesinnte, noble Natur, der nur noch der Ernst der Sünde verborgen geblieben ist, die ihn von Gott scheidet.

Eine prächtige Figur ist der alte Martin, der treue Diener des großväterlich Wallertschen Hauses, ein Erbstück aus der guten, alten Zeit, von jener Selbstlosigkeit und Liebe für den Herrn und seine Familie beseelt, die alle Schläge, die den Herrn treffen, doppelt so schwer empfindet, als wenn sie ihm gelten würden. Ach, daß solche Knechte, die um Christi willen, aus Gründen ihres christlichen Gewissens dienen und dabei ihren Herrn Führer zur Wahrheit für Leben und Sterben zu werden vermögen, — in der Gegenwart selten geworden sind!

Auch der alte Martin gehört zum Erbe des frommen Hauses der Vorfahren Alfreds, das seine Segensmacht in seinem Leben trotz allen Hemmnissen, die sein eigner schwerer und starrköpfiger Charakter ihm bereitet, doch endlich bewährt. Der Tod des Freundes, der den Umschwung der innern Entwicklung im Herzen das Vielgeprüften entscheidend einleitet — sehr fein ist hier die psychologische Zeichnung seines Gedankenlebens — wird dies wichtige Mittel in der Hand Gottes, seine Bekehrung zu vollenden. Aus dem Zusammenbruch seiner äußeren Habe und seines bisherigen doch nur scheinbaren Eheglücks geht endlich als das „Erbe" hauptsächlich jener einsamen Stunden, wo die seelsorgerisch liebende Hand des Freundes so zart und wahr um seine Seele warb, jene Weltanschauung hervor, deren Gesetz sich in die beiden Worte zusammenfassen läßt: „Sterben und Auferstehen!" Nun erblüht ihm, der innerlich ein anderer geworden ist, auch an der Seite der mittlerweile zu größerer Tiefe herangereiften Gattin ein neues, bisher nicht gekanntes Glück christlicher Lebens- und Herzensgemeinschaft.

Reich an packenden und lebenswahr geschilderten Szenen ist die Geschichte: zu letzteren rechnen wir vor allem die Gerichtsverhandlung in Simferopol mit ihrem drastischen Schluß, die Schilderung des Brandes auf der Steppe des Tatarendorfes, des Besuches bei der frommen Mennonitenfamilie, — manches gehaltvolle Gespräch, in dem die Behandlung christlicher Fragen, oft in erfreulicher, immer fesselnder Gründlichkeit und Frische uns sehr sympathisch entgegentritt. Vor allem interessant ist eine Unterhaltung zwischen russischen Bauern auf der Fahrt mit einem Kolonisten über die konfessionellen Anschauungen der beiden Kirchen, aus denen ein den russischen Volksanschauungen fern stehender Leser in der That manche naive Vorurteile des Volkes sehr lebendig und naturwahr herauszuhören bekommt. Man merkt aus dem ganzen Werke, daß der Verfasser mit scharf beobachtendem Auge auf seinen vielen Fahrten und Berufsgängen Land und Leute studirt und sich liebevoll in ihre Art vertieft hat.

Eine romantische Figur ist der berühmte tatarische Räuber Barri, dessen abenteuerliche Lebensschicksale bis zum Ende der Erzählung unsre Aufmerksamkeit wachhalten. Es ist eine gewiß nach dem Leben gezeichnete Figur, die nach Art der alten italienischen Banditen durch Kühnheit, Geist und Noblesse als Unterdrücker der ungerecht behandelten Volksgenossen und Rächer einer vielfach korrumpirten Justiz unsre Sympathie zu erregen vermag.

Tragisch verflicht sich in sein Lebensschicksal das des edlen Sohnes, der an seinem Teil die Wahrheit des alten Bibelwortes von den heimgesuchten Sünden der Eltern an den Kindern bewahrheitet.

Wir wünschen dem begabten Verfasser Glück zu seinem erfolgreichen Fortschreiten auf dem Gebiete christlicher Erzählerkunst. Es liegt etwas Männliches und Gesundes in seiner christlichen Weltanschauung, die sich, wie gesagt, gegen früher um ein Bedeutendes vertieft und an Menschenkenntnis gewonnen hat.

Man legt das Buch mit Befriedigung aus der Hand und würde es gern in jungen Händen wissen, die für ihr Glaubensleben gewiß nur Anregung, Befestigung und Stärkung aus der Betrachtung von Verhältnissen entnehmen können, wo der Glaube noch eine Lebensmacht ist, die sauerteigartig wirkt und auch Fernstehende von seiner Wahrheit überzeugt.

In besonders dankenswerter Weise ist es dem Verfasser ungesucht gelungen, im Leser die Ueberzeugung zu wecken, daß das evangelische Christentum in der Diaspora Rußlands ein sittliches Salz ist, das allein die Gesellschaft vor Fäulnis bewahrt. Noch ganz anders könnte es wirken, wenn nicht Hemmnisse mannigfacher Art und vor allem die geringe Zahl geistlicher Arbeitskräfte in diesen großen Entfernungen seinem Einflusse leider zu oft Grenzen setzten. H—s

**(Ketzergerichte von Richard Weltbrecht)** Fünf dem Meister der historischen Novelle, Konrad Ferdinand Meyer, gewidmete Erzählungen. Sie sind durchaus dieses großen Namens würdig, den sie an der Stirn tragen. Namentlich ist die gedrängte Sprache, die scharfe Charakteristik, die dramatisch in Absätzen vorwärts springende Darstellung dem Meister vorzüglich abgelauscht. Der Geist der Erzählungen ist ein gut evangelischer. Sie behandeln alle „Ketzergerichte," Gewaltthaten, die verübt sind im Namen Christi und doch seinem Liebesgebot zuwider. Die erste Novelle spielt im Jahre 1559 in Kalabrien und schildert die Verfolgungen der Waldenser unter Papst Pius IV.; die zweite führt in die Zeit der Verfolgungen der Hugenotten durch Karl IX. und seine

Mutter, Katharina von Medici. Die dritte — nach meinem Empfinden am besten gelungene — stellt die widerwärtigen Zwistigkeiten zwischen Lutherischen und Kalvinisten in Sachsen und die rechtswidrige Enthauptung des bekannten Kanzlers Nikolaus Krell vor. Die vierte giebt ein Bild von der dämonischen Macht, die ein Jesuit über die evangelische Tochter des Kommandanten vom Asperg während der Belagerung der Festung im Jahre 1634 zu gewinnen weiß. Die fünfte endlich erzählt „Das letzte Ketzergericht," wie man im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts die noch bestehende Reichsunmittelbarkeit des Klosters Söflingen bei Ulm benutzt hat, um einen aufgeklärten jungen Studenten gefangen zu nehmen, zu enthaupten und zu verbrennen. Ohne sich an Einzelheiten zu binden, weiß der Erzähler die geschichtliche Wahrheit im ganzen festzuhalten und sehr lebendige Bilder zu entrollen. So kann ich diese Erzählungen nur warm empfehlen. Sie sind in der Buchhandlung des Evangelischen Bundes (Leipzig, Braun; 3 Mk., geb. 4,50) erschienen. Ich benutze die Gelegenheit, um dabei auf das vortreffliche, von dem Erzähler geleitete Protestantische Familienblatt hinzuweisen, in dem diese Erzählungen zuerst erschienen sind. E F

**(Die Fackelträger des Evangeliums)** von Hans Tharau. Berlin, 1892, 2,40 Mk.

Unsre Leser werden sich aus dem vorigen Jahrgang der Aufsätze über Henri Arnaud erinnern, den ritterlichen Waldenserprediger, der mit der Bibel in der einen und dem Schwert in der andern Hand das Kreuz des Evangeliums deckte gegen die Spieße der Inquisition, mit einer Handvoll Leute der stolzen Macht Ludwigs XIV. von Frankreich trotzte und sich die Rückkehr in die Schluchten und Thäler Piemonts erzwang. Die Gestalt dieses Mannes steht im Vordergrunde einer Erzählung des aus seinen Romanen im „Daheim" bekannten Pseudonymus Hans Tharau. Es ist ein Mittelding zwischen Chronik und historischem Roman. Eine Familienchronik, die einen Teil des Buches füllt, macht uns mit der früheren Geschichte der Waldenser bekannt; der weitre Verlauf der Erzählung führt uns dann die Geschichte der Waldenser in den Jahren 1686—1689 vor Augen, die unsern Lesern die Feder des Historikers geschildert hat. Man kann gegen die Form wie gegen manche Einzelheiten Bedenken haben; aber sie treten zurück gegen die Vorzüge, die diese Bilder gerade für unsre Zeit besitzen. Denn sie führen uns hinein in evangelische Wahrheitsliebe und Glaubenstreue, in Opfermut und Opferwilligkeit: und das thut unsrer auch in diesen Dingen so matten Zeit not, heute mehr wie je. Wir empfehlen die Erzählung daher unsern Lesern bestens. E P

**(Deutsche Geschichts- und Lebensbilder)** von Armin Stein (G. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Band XVI: Unter den Fahnen des Schwedenkönigs. Historische Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. 183 S. 2,40 Mark. Band XVIII: Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild. 203 S. 2,40 Mark. Ich darf wohl annehmen, daß den Lesern der Christlichen Welt die verdienstlichen Bücher des Hallischen Pastors bekannt sind. Sind sie es nicht, so möchte ich hiermit darauf hinweisen. Diese Geschichts- und Lebensbilder gehören zu dem Besten, was wir dem Volke und der heranwachsenden Jugend zu lesen geben können. Sie sind nicht alle gleich an Wert, eine gewisse Eintönigkeit in der Behandlung des Stoffes läßt sich nicht leugnen, und eine gewisse Künstelei oder Geziertheit der Darstellung auch nicht. Aber das sind wirklich kleine Mängel gegen die reichen Vorzüge dieser lebendigen Schilderungen, die aus einem gut vaterländisch und evangelisch gesinnten Herzen entstammen. Von den beiden oben angeführten Büchern schildert uns das erste recht anschaulich die Lebensschicksale eines dem Könige Gustav Adolf treu bis in den Tod dienenden Jünglings und weiß uns ebenso anschaulich mit dem wilden Treiben des großen Krieges wie mit der Lichtgestalt des Schwedenkönigs bekannt zu machen. Im zweiten wird der Lebensgang des liebenswerten Fabeldichters einfach der Zeitfolge der Geschehnisse nach geschildert. Mit Geschick weiß der Verfasser die geschichtlich beglaubigten Anekdoten, Gespräche, Erlebnisse seines Helden in den Rahmen seiner Dichtungen einzuflechten, sodaß die Geschichts- und Lebensbilder wirklich den Anspruch auf Geschichtlichkeit erheben dürfen. R B

**(Bilder aus der Toleranzzeit im Königreich Böhmen)** von Josef Gustav Adolf Szalatnay, evangelisch-reformirtem Pfarrer in Kuttelberg, Oesterreichisch-Schlesien. Barmen, Hugo Klein, 1890. (98 S.; 1,20 Mk.) Der Verfasser ist besonders geeignet, die über ein Jahrhundert zurückliegenden überaus dürftigen und gedrückten Verhältnisse zu schildern, in denen die evangelische Kirche Oesterreichs damals wieder aufleben durfte, und für die man dem großen Kaiser dankbar genug war. Entstammt er doch einer jener zum Teil noch heute im Pfarramt blühenden ursprünglich magyarischen Predigerfamilien — so auch v. Nagy, Molnar —, deren Stammväter aus Liebe zum Evangelium aus Ungarn nach Böhmen kamen, um Prediger der tschechisch-reformirten Gemeinden zu werden, und die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatten, um nur der slawischen Sprache genügend mächtig zu werden. Trotz der verkündigten Toleranz hatten sie noch Bedrückungen, Zurücksetzungen, Verfolgungen mancherlei Art zu erdulden, namentlich bei Begräbnissen, sodaß zwei von ihnen am 5. September 1783 persönlich Joseph II. ihre Klagen und Beschwerden vortrugen, was nicht ohne Erfolg blieb. Vor allem österreichische Glaubensgenossen — aber überhaupt alle Freunde unsrer Diaspora — werden das Schriftchen mit der größten Teilnahme lesen und dem Herrn der Kirche dafür danken, daß auch hier „das Alte vergangen und alles neu geworden ist." S

**(Die Jungfrau von Orleans)** Ein kirchengeschichtliches Bild aus dem fünfzehnten Jahrhundert von D. Rieks. Berlin, Wiegandt und Grieben. 100 S.; 1,50 Mk. Die vorliegende Schrift erhebt nicht den Anspruch, über den oftmals behandelten Gegenstand etwas Neues beizubringen, sondern sie wendet sich ohne allen gelehrten Apparat an weitere Kreise des Volkes. In neunzehn Abschnitten schildert sie die glaubensinnige Bekennerin, die Heldin des Patriotismus, die Märtyrerin der Gewissensfreiheit und siegreiche Kämpferin für Sittenreinheit. Eine dankenswerte Zugabe ist der letzte Abschnitt mit der Ueberschrift: „Schillers Gedicht," der das Schillersche Drama auf seine geschichtliche Treue hin prüft. Mag man auch in Einzelheiten andrer Meinung sein als der Verfasser (z. B. in der Würdigung der Visionen Johannas), so darf doch das gut und anregend geschriebene Büchlein um so mehr empfohlen werden, als die eingestreuten geschichtlichen Ausblicke, welche die innige Vertrautheit des Verfasser mit den Lehren und der Praxis der römischen Kirche erkennen lassen, wohl geeignet erscheinen, über das wahre Wesen des Katholizismus aufzuklären.

Am 30. Mai 1431 wurde die Jungfrau von Orleans nach dem Urteile eines „Tribunals der heiligen römischen Inquisition" öffentlich als Ketzerin verbrannt, und 1875 beantragten Bischof Dupanloup von Orleans und nach seinem Tode 1888 eine große Anzahl französischer Prälaten ihre Heiligsprechung bei dem heiligen Stuhl! Da auch die öffentliche Meinung in Frankreich gerade jetzt lebhaft für die „Nationalheilige" Partei ergreift, so wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo Rom, dem allgemeinen Druck nachgebend, die Ketzerin und Hexe unter die Heiligen versetzt.

**(Die Neue Christoterpe)** sei auch diesmal wieder warm empfohlen. Bremen, Müller. 370 S. Gebunden 5 Mark. Dalton, Vorberg, Funcke, Frommel, Witte u. a. haben das Ihre beigetragen. R

**(Gustav-Adolf-Litteratur)** Im Selbstverlage des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung zu Leipzig ist nunmehr der vollständige Bericht über die 45. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, abgehalten in Görlitz am 15., 16. und 17. Sept. 1891, 234 Seiten stark, erschienen ebenso wie auch die in Görlitz gehaltenen Predigten von Superintendenten Streetz, Pfarrer von Seydewitz und Hofprediger Faber vom Zentralbüreau in Leipzig, Thomaskirchhof 25 II, für 50 Pfge. zu beziehen sind. — Das von uns warm empfohlene Buch des Pfarrers Lamparter: Gustav Adolf, König von Schweden, der Befreier des evangelischen Deutschlands (Verlag von D. B. Wiemann in Barmen) hat mit der zwanzigsten Lieferung seinen Abschluß erreicht. Leider ist das beigegebene Bild des Heldenkönigs recht mäßig. H

**(Kunstgeschichtliche Skizzen)** Von Waldemar Kawerau. Halle, Niemeyer, 1890. 192 Seiten, 3 Mark. Das Buch enthält vier Stücke: „S. Maria del Fiore." „Parsifal in Baireuth." „Die Passion von Oberammergau." „Lutherfest- und andre Spiele. Hiervon ist das letzte den Lesern der Christlichen Welt bekannt. Die übrigen sind ursprünglich als Reisebriefe in der Magdeburgischen" Zeitung veröffentlicht worden. In der lebendigen Weise eines begeisterten Augenzeugen, der einen offenen und warmen Sinn für das Volks- und Kunstleben hat, schildert der erste Aufsatz jene Maientage des Jahres 1887, in denen die neue Fassade des Doms zu Florenz unter vielerlei kirchlichen und weltlichen Festlichkeiten enthüllt wurde. Die übrigen drei Studien bilden in gewissem Sinne ein einheitliches Ganzes, als sie alle das gleiche Thema, das Verhältnis von Kunst und Religion zum Gegenstande haben. Aber nicht lehrhaft, auch nicht erschöpfend wird das behandelt. Es sind vorerst lebendige Schilderungen, in denen die ernsten Betrachtungen andeutend mit hineinverflochten sind. In der That bieten diese drei verschiednen dramatischen Aufführungen eine Reihe Parallelen, über die näher nachzudenken sich wohl verlohnt. Nicht im allgemeinen eine Betrachtung über das Verhältnis von Kunst und Religion allein wird durch sie hervorgerufen, sondern auch im besondern eine Erörterung über das Verhältnis von Kirche und Theater, von kirchlich-religiöser Erbauung und dramatisch-ästhetischem Genießen. Kawerau ist ein frommer evangelischer Christ, aber kein Puritaner; er empfindet die Schönheiten der Wagnerschen Tondichtung und des Oberammergauer Volksspieles harmloser und tiefer als viele, die sich in ihrem christlichen Gewissen durch diese Darstellungen verletzt fühlten. Seine Auffassung ist eine weitherzige, seine Beurteilung daher in der Hauptsache eine lobende, immer auch beim Tadel besonnene und gerechte. Mir gefiel das besonders; denn ich fand, daß die, die bewußte Christen sein wollen, oft den Maßstab zu rein künstlerischer Betrachtung verloren und zu sehr von irgendwelchem dogmatischen oder kirchlich voreingenommenen Standpunkt aus solche Dinge betrachteten. Nicht als ob Kawerau blind gegen Mängel und Gefahren wäre. Er sieht sie vielmehr klar vor Augen, denn er blickt diesen Schaustellungen tiefer auf den Grund, als das gemeinhin geschieht; denn er versteht reinlich zu scheiden zwischen allem, was dem kirchlich-religiösen und dem, was dem künstlerisch-theatralischen Gebiete angehört. Das gilt namentlich auch von seiner trefflichen Auslassung über die heutigen Theaterverhältnisse im letzten Aufsatze. Und eben um dieser ungesuchten Lösung eines schwierigen Problems willen haben die Aufsätze einen höheren und dauernderen Wert, als er gewöhnlichen Reisebriefen zukommt. Es sind wirkliche kunstgeschichtliche Studien, und darum ist das Buch lesenswert. R B

**(Allerhand Sprachdummheiten)** „Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von Dr. Gustav Wustmann, Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs zu Leipzig." Leipzig, Grunow. 320 S. Gebunden 2 Mk.

Von diesem Buche wird nun schon das vierte Zehntausend gedruckt. Wir wünschen es allen unsern Mitarbeitern zu Weihnachten. Wie schön werden sich die Manuskripte lesen, wenn alle die kleinen und großen

sprachlichen Anstöße in Wegfall gekommen sind, mit denen zuweilen selbst die Edelsten und Besten den Redaktionsstift herausfordern!

## Verschiedenes

**(Nicht in Sachen Kleins)** sondern in Sachen des Herrn Bürgermeisters Dengler ein kurzes Wort. Herr Bürgermeister Dengler in Reinerz begehrt von uns u. a. den Widerruf des Vorwurfs, den wir in Nr. 48, Sp. 1095 gegen ihn erhoben haben. Er erklärt wörtlich: „daß ich den Aufruf vom 17. Februar (vgl. Beil. zu Nr. 47, Sp. 4) nicht unterschrieben habe, ferner, daß meine Unterschrift ohne mein Wissen und meine Genehmigung darunter gesetzt worden ist. Bekanntlich ist der stets zu Gunsten des Pastors Klein angezogene Aufruf aus Versehen erlassen und sofort telegraphisch zurückgezogen worden."

Ein Notstandsaufruf mit 45 Unterschriften angesehener Männer, aus Versehen im Kreisblatt veröffentlicht und dann (man sieht nicht von wem, in wie weit und an welcher Stelle) telegraphisch zurückgezogen: es sind doch wunderliche Dinge möglich im Kreise Glatz. Wir stellten auf diese Mitteilung des Herrn Bürgermeisters einige neugierige Fragen an das Glatzer Landratsamt, die eine sehr lakonische Antwort erfuhren: „Der Aufruf war ein Eventualaufruf, der für den Fall erlassen werden sollte, daß seitens der bestellten Kommissionen ein Notstand festgestellt würde." Dieser Sachverhalt ist uns jederzeit sehr wohl bekannt gewesen, wir haben ihn in Nr. 46, Sp. 1070 kurz berührt. Aber zwei von den vier amtlichen Notstandskommissionen haben ja den Notstand zur Genüge „festgestellt" (vgl. Beil. zu Nr. 47, Sp. 7 f.), also mußte der „Eventualaufruf" erscheinen. Wer konnte den erschienenen unterdrücken und „telegraphisch zurückziehen"? Und warum ist niemals eine öffentliche Zurücknahme des im Kreisblatt doch einmal erschienenen erfolgt?

Doch zurück zu Herrn Bürgermeister Dengler. Er hat den Aufruf nicht unterschrieben, wohl aber am 6. Februar mit für ihn und seine „eventuelle" Veröffentlichung gestimmt. Sofern er nun einer der Kommissionen angehörte, die den Notstand nicht „feststellten," scheint er in der That für das Erscheinen des Aufrufs nicht mit verantwortlich. Leider aber bleibt seine Erklärung in Nr. 524 der Kreuzzeitung, die wir in unsrer Nr. 48 gerügt haben, gleichwohl eine zweideutige. Denn er selbst hat in der Glatzer Versammlung vom 6. Februar einen Aufruf vorgelegt, der den Notstand schärfer schilderte als der vom Landrat v. Seherr-Thoß verfaßte, und allerdings nicht angenommen worden ist. Ich habe Herrn Hauptmann Dengler unter dem 23. November gefragt, ob das wahr sei, und darauf ist er bisher die Antwort schuldig geblieben. Damit entfällt für uns jeder Grund, unsre Bemerkung in Nr. 48 zu widerrufen. R



## Quittung

Empfangsbescheinigung von Gaben aus dem Königreich Sachsen für die Gedächtniskirche der Protestation von 1529 zu Speier:

Zur Unterstützung seines ökumenisch-evangelischen Dankeswerkes hat der Ausschuß im September 1891 zum zweitenmale seit zwei Jahren die noch ohne Beteiligung gebliebenen Glaubensgenossen des Königreichs Sachsen aufgerufen. Diesem Rufe sind bis 18. November gefolgt die Pfarreien: Loschwitz 3 Mk., Bischofswerda 10 Mk., Glösa 5 Mk., Wilthen 10 Mk., Gnandstein 10 Mk., Bärenstein 10 Mk., Schellenberg 10 Mk., Eula 10 Mk., Sommerfeld 10 Mk., Dewitz 5 Mk., Lichtentanne (Konferenz) 12 Mk., Stolpen (Konferenz) 10 Mk., Mochau 16,60 Mk., Otterwisch 1,10 Mk., Schwarzenberg 14 Mk. Einige Pfarreien haben mit Bedauern ihr Unvermögen, zu helfen, mitgeteilt. Der Bau hat das erste Baujahr hinter sich, die Fundamentmauern sind nahezu fertig und ragen einige Meter über die Erde, da die Kirche auf eine Anhöhe gestellt werden soll. Die Umrisse zeigen, daß ein geräumiger Platz für eine Gedächtnishalle vorgesehen ist, und daß die Kirche selbst eine echt evangelische Predigtkirche werden wird. Wer hilft weiter mit? —

Für den „Nachbarchristbaum": 20 Mk. von G v. R, Helsingfors.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 1,50 Mk. von Sch, Schemmern.

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 5 Mk. durch E B, Baden-Baden.

Für die Protestationskirche in Speier: 2 Mk. von demselben.

Für den evangelischen Weber in Böhmen (vgl. Nr. 44): 4 Mk. von H M und H S, Pirna.

Für die evangelische Kirche in Rom: 6 Mk. von denselben; 8 Mk. aus Thalbürgel vom Familienabend; 4 Mk. durch E B, Baden-Baden; 3,20 Mk. von Sch, Schemmern; 2 Mk. von Z und Sch, Storkow.

Für den Neubau des Diakonissenhospitals in Jerusalem: 50 Mk. von G v R, Helsingfors.

Der Christlichen Welt zur Deckung aus dem „Fall Klein" erwachsener Unkosten von einem Freunde in B: 150 Mk.

Herzlichen Dank! D H

## Zur Beachtung

Wir bitten um ungesäumte Neubestellung auf die **Christliche Welt** für das kommende Jahr. **Postnummer** ist 1359. Nummer 1 wird als **Probenummer** in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichst. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die **monatlichen Probeabonnements** erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Feine ganzleinene **Einbanddecken** zum ersten, zweiten, dritten, vierten, und demnächst fünften Jahrgange sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Desgleichen noch die **Jahrgänge 1888 u. 1890** selbst, geheftet für je 6 und 8 Mark, gebunden für 9 und 11 Mark. **Einzelnummern** können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden. Der Jahrgang 1887 ist vollständig, vom Jahrgang 1889 das erste und zweite Vierteljahr vergriffen. Die Verlagsbuchhandlung kauft **gut erhaltene** Exemplare zurück.

Besonders nachdrücklich sei unser Schmerzenskind, die **Chronik der Christlichen Welt**, allen Lesern und Freunden der Christlichen Welt empfohlen. **Wir können uns mit 1061 Bestellern noch nicht zufrieden geben. Postnummer ist 1367.** Nummer 1 wird als **Probenummer** in größerer Auflage gedruckt; man wolle freundlichst Gebrauch davon machen. Wiederholt fordern wir alle Leser und Freunde der Christlichen Welt, **besonders im Auslande**, zur Mitarbeit an der Chronik auf.

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 51 der „Chronik der Christlichen Welt"**


# Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

**Frank**, Geh. Rat, Prof., Erlangen, **Dogmatische Studien.** 2 *M.* (Neu. **Kähler**, Prof. Dr. M., Halle, **Der sogenannte historische Jesus** und der geschichtl. bibl. Christus. 75 ₰. (Neu.)

**Caspari**, K. H., **Geistliches und Weltliches** zu einer volkstüml. Auslegung des kl. Katechismus. **15.** Aufl., mit Bild und Biographie des Verf. v. Prof. D. W. Caspari. 27 Bg. *M.* 1.60; eleg. geb. *M.* 2.10.

**A. Deichert**'sche Verlagsb. Nachf. (G. Böhme), **Leipzig.**

**Heimstätte f. Waisen,** Eisenach i. Thür. Vorz. empf. Aufn. einiger Pred.- u. gut. Fam. angeh. Töchter beh. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. u. Näh. d. Frl. **Mosche**, Georgenstr. 18, III.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**

**ALS DER GROSS-** vater die Grossmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder 11.50 M.

**VATERLANDSLIE-** der. Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

**Maria Krummachers**
**Erzählungen.**

**Unser Großvater.** Ein Lebensbild in Briefen. **Dritte** Auflage. Mit dem Porträt Fr. A. Krummachers. Elegant gebunden Preis 6 M.

**Unsre Mutter.** Ein Lebensbild von M. K. Sechste Auflage. Elegant gebunden Preis 4 M.

**Zu den Bergen.** Erzählung von M. K. Dritte Auflage. Elegant gebunden Preis M. 4,50.

**Himmelsschlüsselchen.** Eine Jugendschrift von M. K. **Vierte** Auflage. Elegant gebunden Preis M. 5,50.

**Haman von Holzhausen.** Eine Frankfurter Patriziergeschichte von M. K. **Fünfte** Auflage. Elegant gebunden Preis 6 M.

**Zu haben in allen Buchhandlungen.**

**Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.**


**Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig**

**Hierzu je eine litterarische Beilage von der Akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., und Friedrich Pfeilstücker in Berlin.**

# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfter Jahrgang

Nr. 52 — Leipzig, den 24. Dezember — 1891

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1333 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark



**Inhalt:** Weihnacht: Sonettenkranz 1 — Die Herrlichkeit des Kindes — Der Humor in Luthers Briefen 3 — Der Stundismus in Rußland: 3. Verfolgung und Ausbildung der Gemeinden — Die Zaubernacht. Weihnachtsglaube in Sizilien — Antrag D. Warnecks auf ständige Berichterstattung über den Stand der Heidenmission bei der preußischen Generalsynode, von ihm selbst begründet — Ihr Unbarmherzigen! Ein soziales Drama vom Dorfe von Dr. Paul Kipper — Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse: Nachtrag. Introite, nam et heic dei sunt — Bücher und Schriften: Schriften für das deutsche Volk; Dantes Beatrice im Leben und in der Dichtung; Ein Weg aus der Brotnot — Verschiedenes: Die Nichtwahl Stöckers in den Generalsynodalvorstand; Das Jahresregister; Für die fünf ersten Jahrgänge; Unerfüllte Versprechungen — Zur Beachtung — Anzeigen


## Weihnacht

Sonettenkranz I

O heilge Nacht, da einst die Flur erglühte
Im Glanz, der sich auf Bethlehem ergoß,
O selge Nacht — es treibt der alte Sproß
Des Menschheitsbaumes seine reinste Blüte.

Hier bete an, wenn nirgend sonst Gemüte
Und Lippe dir beseligt überfloß —
Denn deines Lebens Rätsel, es erschloß
In dieser Nacht sich dir nach Gottes Güte.

Dies holde Kind, in welches wundersam
Die Sehnsuchtsstimmen aller Zeiten münden,
Es wird dereinst als heilges Gotteslamm

Die Schulden einer ganzen Welt verkünden,
Und nur bei ihm, an seines Kreuzes Stamm
Winkt die Vergebung dir auch deiner Sünden.

Karl Hunnius

## Die Herrlichkeit des Kindes

Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig Vater, Friedefürst. Jes. 9, 6.

Das Erste, was einem Christenkinde von der Herrlichkeit Jesu aufgeht, ist die Herrlichkeit des Kindes.

Merkwürdig genug. Denn es empfängt doch das Beste, die innigste Liebe, unaufhörliche Wohlthat von Erwachsenen, von Vater, Mutter und andern guten Menschen. Dennoch zweifle ich, daß Jesus der Kinderfreund einem Kinde je so schnell das Herz erobern wird, als das Kind Jesus in der Krippe. Und das selbst dann, wenn das Christkind nicht als der Träger aller der holden Gaben unter dem Christbaum und des Christbaumes selber in der Phantasie des Kindes lebt — eine sinnige, heilige Einbildung, wahrhaftiger als vieles, was sonst „wahr" ist in der Welt, sodaß man ein Kind, das nie diesen Traum vom Christkind mitgeträumt hat, nur bedauern kann.

Aber der Traum zerrinnt, wie auch der beste, wahrhaftigste Traum sonst. Und die Herrlichkeit des Jesuskindes verblaßt für den heranwachsenden Knaben, das reifende Mädchen. Zumal in der Zeit der Gährung, wo der junge Christ anfängt, selbständig über die religiösen Dinge nachzudenken, weiß er wenig oder nichts mit dem Kinde in der Krippe anzufangen. Und wie viele heutzutage, die aus diesem Zustande der Gährung nicht herauskommen — wenns überhaupt in ihnen je wirklich gegährt hat. Dann sollen sie Weihnachten feiern: aber die Herrlichkeit des Kindes ist ihnen verschlossen.

Es ist ja eine Errungenschaft christlicher Erkenntnis, die niemand der gläubigen Gemeinde wieder wird entreißen können, daß unser Sinnen und Glauben sich immer mehr dem Manne Christus zugewandt hat, seiner ganzen lebendigen Person, wie sie einst leibhaftig über die Erde wandelte. Es sind nicht mehr Lehren von seiner Menschwerdung und Genugthuung, von seinen Naturen und Ständen, die im Mittelpunkte der Predigt und frommen Andacht stehen, sondern es ist der Menschgewordne, der für uns gelebt und gelitten hat, dann siegreich erstanden für uns noch heute lebt, unser Herr und Erlöser selber. Nicht Stückwerk von allerlei Lehren über Jesum, sondern die Erscheinung dieses Jesus als ein großes, gewaltiges geschlossenes Ganze, so verstehen wir heute unser christliches Evangelium. Darin ist alle Theologie der Gegenwart in der Praxis eins, mögen die Theologen nach alter Zunftweise noch so heftig sich befehden.

Ist so die Herrlichkeit des Mannes Jesus in neuer Klarheit der Gemeinde aufgegangen, ob sie auch in mancherlei Zungen davon redet: die Herrlichkeit des Kindes bleibt vielen wie in Nebel gehüllt.

Schade! Denn wenn wir dem Gottessohne in seinem vollkommenen Mannesalter ins Herz geschaut haben, dem „lieben Sohne," an dem der Vater Wohlgefallen hatte — und hatte er nicht den Vater so lieb, daß er auch den Kelch gerne trank, den ihm der Vater gegeben hatte? —, wenn wir sein kurzes Lebenswirken und sein Todesleiden nun erfassen im Lichte der Verklärung, das Gott selbst darüber ausgegossen hat: dann muß uns solche Kenntnis und Erkenntnis Christi und seiner Sendung doch erst recht dankbar und demütig hinführen nach Bethlehem.

Es ist wahr, wir sehen da nicht mehr ein Kind, das, kaum geboren, auf dem Schoße der Mutter sitzend mit erhobener Hand die anbetenden Hirten und Weisen segnet. Wir sehen ein ganz unbehilfliches, ganz auf Mutterliebe angewiesenes Kindlein, ganz ein Menschenkindlein, wie viele geboren worden sind. Aber mit uns kniet um dies Kind eine große Gemeinde, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, und jubelt mit uns gen Himmel empor: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig Vater, Friedefürst!

Niemand kann so mit beten und preisen, der nicht zuvor unter dem Kreuze gestanden hat. Und zwar als seiner Jünger einer, die den kannten, der da oben erblaßte, Zeugen seiner Predigt und seiner Thaten erst, dann seiner Auferstehung, die so in seinem Leben vorher und nachher den Schlüssel des Golgatharätsels gefunden haben. So ein Wissender geworden, mit dem Schatze der Erlösungserfahrung im Herzen komme zur Krippe des Kindes, und der Sinn, dem die Herrlichkeit von

Golgatha aufgegangen ist, wird auch die Herrlichkeit Bethlehems fassen.

Wenn uns angesichts des ganzen Wirkens und Sterbens Jesu noch nicht der Mut entfallen wäre, sein Verdienst irgend als Menschenverdienst, als eines Menschen befreiende That, als Selbsterlösung der Menschheit zu deuten, er entfällt uns angesichts des Kindes. Und das ist die Herrlichkeit des Kindes Jesus. In diesem Kinde ist es ganz und gar nicht die Menschheit, die in eigner Kraft die Ketten des Sünden- und Todesverhängnisses bricht, dies Kind ist kraft seiner Menschheit der Versuchung wie der Vergänglichkeit unterworfen gleich den elendesten seiner Geschwister. Aber durch dies Kindlein will Gott uns erlösen, er sendets uns, neigt sich in ihm zu uns hernieder; seine zuvorkommende Gnade, seine göttliche Güte und Barmherzigkeit ist es, die uns in diesem Kinde besucht; er, der sonst verborgene, hat als hellen Abglanz seines Wesens dies Kind uns geboren werden lassen — daß wir rufen dürfen: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben! und dürfen alle die hohen Namen auf das Kindlein häufen, die die Namen des Höchsten selber sind.

Man hat oft gesagt, daß zu Weihnachten die Christengemeinde am größten sei, mehr Feiernde da sich einstellen als an andern christlichen Festtagen: sehen wir genauer zu, so ist die wirkliche echte Weihnachtsfreude, die die Herrlichkeit des Kindes begreift, nicht so leicht zu haben. Sie ist nur denen beschieden, die den großen Umweg über Passion und Ostern und Pfingsten schon gemacht haben. Die ihn aber gemacht haben, die werden froh, wenn sie den Stern sehen, und grüßen das selige Gottesgeschenk in der Krippe mit hellen Chören: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! R

---

## Der Humor in Luthers Briefen

3*)

Was hätten die Papisten darum gegeben, wenns ihnen gelungen wäre, Luther frühzeitig aus dem Wege zu räumen. Als er im Jahre 1537 zu Schmalkalden ernstlich erkrankte, jubelten die Feinde bereits über den gewissen Tod des Gottesmannes. Damals kam ein Bote zu Luther, von seiner Hand ein Zeugnis zu erbitten, daß er wirklich noch lebe. Da schrieb er:

Ich, D. Martinus, bekenne mit dieser meiner Handschrift, daß ich mit dem Teufel, Papst und allen meinen Feinden Eines Sinnes bin; denn sie wollten gern fröhlich sein, daß ich gestorben wäre, und ich gönne ihnen von Herzen gern solche Freude, und wäre wohl gern gestorben zu Schmalkalden, aber Gott hat es nicht haben wollen, daß ich sollte solche Freude bestätigen. Er wird es aber thun, ehe sie meinen, mir zu großem Glücke, und werden einmal singen: Ach, daß der Luther noch lebte!

Ja, sieben Jahre später meldete sogar eine in Italien erschienene Flugschrift den Tod des verhaßten Mannes. Sie ist ein Muster der elenden Verleumdung, mit der man noch heute den nun Vollendeten verfolgt. Wer sie kennt**), der wird sich nicht darüber wundern, daß Luthers Humor den Feinden gegenüber mitunter in beißenden Spott überging. Luther wußte nichts Besseres zu thun, als die „Welsche Lügenschrift" das Jahr darauf in deutscher Sprache von folgendem Nachwort begleitet herauszugeben:

Und ich, Martinus Luther, Doktor, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich solches zornige Gedicht von meinem Tode empfangen habe am 21. März und gar gerne und fröhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslästerung, da solche Lüge wird der hohen göttlichen Majestät zugeschrieben. Sonst thut mirs sanft auf der rechten Kniescheibe und an der linken Ferse, daß mir der Teufel und seine Schuppen, Papst und Papisten, so herzlich feind sind. Gott bekehre sie vom Teufel! Ists aber beschlossen, daß mein Gebet für die Sünde zum Tod vergeblich ist — wohlan, so geb Gott, daß sie ihr Maß vollmachen und nicht anders denn solche Büchlein zu ihrem Trost und Freuden schreiben. Laß immer hinfahren, sie fahren recht. Sie habens so gewollt. Ich will dieweil zusehen, wie sie wollen selig werden, oder wie sie büßen und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gotteslästerungen, damit sie die Welt füllen.

*) Vergl. Nr. 45 und 50 dieses Jahrgangs.
**) Sie ist abgedruckt in Nr. 7 dieses Jahrgangs.



Luthers Humor in seiner Polemik ist ein Kapitel für sich. Köstlich ist seine „Vermahnung an die Drucker", die er seiner Kirchenpostille vom Jahre 1525 voransetzt. Ihr Anfang lautet also:

Was soll doch das sein, meine lieben Druckerherren, daß einer dem andern so öffentlich raubt und stiehlt das Seine und unternander euch verderbt? Seid ihr nu auch Straßenräuber und Diebe worden? Oder meint ihr, daß Gott euch segnen wird durch solche böse Tück und Stücke? Ich habe die Postille angefangen von der heiligen drei Könige Tage an bis auf Ostern, so fähret zu ein Bube, der Setzer, der von unserm Schweiß sich nährt, stiehlt meine Handschrift, ehe ichs gar ausmache, und trägts hinaus und läßt es draußen im Lande drucken, unser Kost und Arbeit zu verdrucken. Wohlan, Gott wirds finden. Was du dran gewinnst, da schmiere die Schuhe mit. Du bist ein Dieb und vor Gott schuldig die Wiederstattung. Nu wäre der Schaden dennoch zu leiden, wenn sie doch meine Bücher nicht so falsch und schändlich zurichteten. Nu aber drucken sie dieselbigen und eilen also, daß, wenn sie zu mir wieder kommen, ich meine eignen Bücher nicht kenne. Da ist etwas außen, da ists versetzt, da gefälscht, da nicht korrigirt. Haben auch die Kunst gelernt, daß sie Wittenberg oben auf etliche Bücher drucken, die zu Wittenberg nie gemacht noch gewesen sind. Das sind ja Bubenstücke, den gemeinen Mann zu betrügen, weil von Gottes Gnaden wir im Geschrei sind, daß wir mit allem Fleiß und kein unnützes Buch auslassen, soviel uns möglich ist!

Besonders reich an freudigem Humor — und dies gerade in der ernstesten Zeit — sind die Briefe Luthers, die sich in der Polemik gegen Herzog Georg bewegen. Auf dem Wege von der Wartburg nach Wittenberg, in Borna, schreibt Luther an Kurfürst Friedrich den Weisen:

Ich hab E. K. F. G. genug gethan, daß ich dies Jahr — nämlich das auf der Wartburg zugebrachte — gewichen bin, E. K. F. G. zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wohl, daß ichs aus keinem Zag gethan hab. Er sahe mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. Nu ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durchs Evangelium hat gemacht freudige Herren über alle Teufel und Tod und uns gegeben den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen Herzliebster Vater, kann E. K. F. G. selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht so wohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herrn über Herzog Georgens Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sach zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg — nämlich dieselben Unruhen in Leipzig, der Stadt in Georgs Herzogtum, herrschten —, so wollte ich doch hineinreiten, wenns gleich (E. K. F. G. verzeihe mir mein närrisch Reden) neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wütender denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden. Ich will aber E. K. F. G. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georgen habe nicht [nur] einmal gebeten und geweint, daß ihn Gott wollte erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, darnach nimmermehr. (De W. 2, 139)

Kurz nach diesem Briefe schrieb Luther, nach Wittenberg zurückgekehrt, an seinen Freund Hartmuth von Kronberg, den er um den Verlust seiner Herrschaft zu trösten bemüht auf die Freudigkeit hinwies, mit der der Christ um Christi willen leiden soll, also:

Solche Freude und Freudigkeit in Christo erkennen die elenden Feinde nicht und zürnen mit uns, daß wir ihnen davon sagen und sie ihnen anbieten, wollen uns um des Lebens willen töten. Ach Gott! es ist die allmächtige Auferstehung Christi ja zu vielmal ein größerer Trotz, denn daß er sich sollte lassen scheuen und feig machen durch ihre augenblickliche Gewalt der strohernen und papiernen Tyrannei. Der einer ist vornehmlich die Wasserblase N., trotzt dem Himmel mit ihrem hohen Bauch und hat dem Evangelio entsagt; hats auch im Sinne, er wolle Christum fressen, wie der Wolf eine Mücke; läßt sich auch dünken, er hab ihm schon nicht eine kleine Schramme in den linken Sporen gebissen, und tobt einher vor allen andern. Ich hab zwar mit ganzem Herzen für ihn gebeten und mich seines greulichen Umlaufs fast erbarmet; aber ich sorge, es drück ihn sein Urteil, vorlängst verdienet. Ich bitt, Ihr wollt ihn mit den Euern auch im Gebet dem Herrn befehlen; wie wir denn schuldig sind, den Widersachern aus Herzen günstig zu sein, ob sie es nicht leiden wollen, daß man ihnen wohlthue: ob er dermaleins aus des Drachen Mund möchte errettet werden und für einen Saulus einen Paulus geben! (2, 164.)

Daß Herzog Georg die „Wasserblase N." in diesem gedruckten Sendschreiben auf sich beziehen mußte, liegt auf der Hand. Er legte daher Luther die Frage vor, ob er jenen Brief an Hartmuth von Kronberg als den seinigen anerkenne. Luther antwortet darauf also:

Aufhören zu toben und zu wüten wider Gott und seinen Christ! anstatt meines Diensts zuvor, ungnädiger Fürst und Herr. Ich hab Euer Fürstlichen Ungnaden Schrift samt dem Büchlein oder Brief, so ich an Hartmuth von Kronberg geschrieben haben soll, empfangen und

mir sonderlich den Ort, des sich E. F. U. beschwert als wichtige Injurien, Seele, Ehre und gut Leumund betreffend, lassen lesen.*) Denn vorhin dasselbe Büchlein allhie zu Wittenberg und auch anderswo gedruckt ist. Weil denn nu E. F. U. begehret zu wissen, was ich darinnen geständig sein wolle, ist kürzlich mein Antwort, daß mirs gleich gilt vor E. F. U., es werde für gestanden, gelegen, gesessen oder gelaufen angenommen; denn was ich wider E. F. U. handle oder rede, es sei heimlich oder öffentlich, erbiet ich mich zu Recht und wills, ob Gott will, auch für Recht erhalten. Gott aber wird die Gewalt wohl finden. Denn wo es E. F. U. Ernst wäre und nicht so unhöflich löge, daß ich E. F. U. Seele, Ehre und gutem Leumund zu nahe wäre, würde sie freilich die christliche Wahrheit nicht so schändlich lästern und verfolgen. Doch ist das nicht das erste mal, daß ich von E. F. U. belogen und böslich dargeben bin, daß ich billiger Ursach hätte mich zu beklagen der Injurien, Seele, Ehre und guten Leumund betreffend. Aber ich schweige des alles, denn mir Christus gebeut, auch den Feinden günstig zu sein, welches ich auch bisher gethan hab mit meinem armen Gebet gegen Gott für E. F. U. Und erbiete mich noch, E. F. U. zu dienen, womit ich kann, ohn alles falsch Gesuch. Ist das verachtet, da kann ich nicht zu; ich werde mich darum vor keiner Wasserblasen zu Tod fürchten, ob Gott will und mein Herr Jesus Christus: der wolle E. F. U. Augen und Herz erleuchten und ihm gefällig und mir einen gnädigen und günstigen Fürsten machen aus Eurer Fürstlichen Ungnaden. Amen.

Martinus Luther, von Gottes Gnaden
Evangelist zu Wittenberg. (2, 285)

Im Jahre 1541 siegte die Reformation in Halle, der bisherigen Lieblingsresidenz des Kardinals und Erzbischofs Albrecht. Schon zwanzig Jahre früher hatte sich Luther gegen diesen Kirchenfürsten, seine Reliquienschätze und die damit verbundene Ablaßkrämerei gewandt. Jetzt wurde auf Befehl des Kardinals auf allen Kanzeln der Mainzer Diözese bekannt gegeben, daß die Reliquien von Halle nach Mainz gebracht seien, wo ihre Verehrer jährlich reichen Ablaß gewinnen könnten. Dieses Mandat gab Luthern die Veranlassung, im Jahre 1542 folgende „Neue Zeitung vom Rhein" zu veröffentlichen (6,321):

Es ist ein Mandat, so weit sich Mainzisch Bistum erstreckt, am Rheinstrom, auf allen Kanzeln verkündigt, daß ihr Bischof alle Reliquien, so seine Kurfürstliche Gnaden zu Halle in Sachsen gehabt und mit großem Römischen Ablaß, Gnaden und Privilegien begnadet und bestätigt, habe er aus merklichen Ursachen und Eingaben des heiligen Geists gen Mainz in St. Martins Kirchen transtulirt, daselbst sie jährlich den nächsten Sonntag nach Bartholomäi mit großer Solennität gehrt sollen werden, mit Verkündigung, was ein jegliches ist, mit großer Vergebung vieler Sünde, auf daß die lieben Rheinländer den armen entblößten Knochen wieder wollten helfen zu neuen Kleidern. Denn die Röcke, so sie zu Halle gehabt, sein zerrissen. Und wo sie länger zu Halle bliteben, hätten sie daselbst erfrieren müssen.

Man sagt auch beständiglich, daß seine Kurfürstliche Gnaden viel merklicher neuer Partikeln neulich dazubracht habe, die man zuvor nicht gehört, dazu sonderlich groß Ablaß gegeben soll sein vom itzigen allerheiligsten Vater Papst Paulo dem Dritten, als

1. Ein schön Stück vom linken Horn Mosi.
2. Drei Flammen vom Busch Mosi auf dem Berg Sinai.
3. Zwo Federn und ein Ei vom heiligen Geist.
4. Ein ganzer Zipfel von der Fahne, da Christus die Hölle mit aufstieß.
5. Auch eine große Locke vom Bart Beelzebub, die an derselben Fahne kleben blieb.
6. Ein halber Flügel von St. Gabriel dem Erzengel.
7. Ein ganz Pfund von dem Winde, der an Elia vorüberrauschte in der Höhle am Berg Horeb.
8. Zwo Ellen von dem Ton der Posaunen auf dem Berge Sinai.
9. Dreißig Bombart von den Pauken Mirjam, der Schwester Mosi, am roten Meer gehört.
10. Ein groß schwer Stück vom Geschrei der Kinder Israel, damit sie die Mauern Jericho niederwarfen.
11. Fünf schöne helle Saiten von den Harfen Davids.
12. Drei schöne Lockhaare des Absoloms, damit er an der Eiche hangen blieb.

Doch das weist man nicht für Heiligtum, sondern zum Wunder, wie zu Rom Judas Strick in St. Peters Kirchen geweist wird. Es hat mir ein sonderlicher guter Freund in geheim gesagt, daß seine Kurfürstliche Gnade wolle zu solchem Heiligtum bescheiden [vermachen] im Testament ein ganz Quentin von seinem treuen, frommen Herzen und ein ganz Lot von seiner wahrhaftigen Zungen. Dazu solle bereits angelanget sein vom allerheiligsten Vater dem Papst, daß, wer solches Heiligtum mit einem Gulden ehren wird, der soll Vergebung haben aller seiner vorigen Sünden, bis auf die Stunde begangen, und alles, was er darnach sündigen kann oder mag, zehn Jahre lang, und soll ihm alles nicht schaden zur Seligkeit. Das ist ja große reiche Gnade, vor nie erhöret, daß sich männiglich wohl zu freuen hat.

Daß Rom Luthers Humor nicht vertragen konnte und nicht vertragen kann, versteht sich von selbst. Es ist ja der

*) Luther spielt sich als Fürsten auf, der sich seine Briefe vorlesen läßt.



Kirche Roms überhaupt nichts fremder als der wahre Humor. Niemals darf dort eine Seele ihres Heiles völlig gewiß werden. Das ist eben das Geschäft der großen Versicherungsanstalt für den Himmel, immer wieder der Seligkeit Unsicherheit zu zeigen, um zur Aufnahme neuer Versicherungen zu bewegen. So lange aber ein Mensch noch nicht im Glauben jene unwandelbare Hoffnung seiner Seligkeit erlangt hat, die da spricht: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde — ich weiß, daß keine Macht der Welt mich scheiden kann von der Liebe Gottes in Jesu Christo — so lange hat er auch noch nicht den christfreudigen Mut gefunden, der allen Widerwärtigkeiten des Lebens siegesfröhlich ins Auge schaut.

Den Mut und die Freude hatte Luther. Sie spiegeln sich wieder in allen, auch den kleinen Beziehungen seines Lebens. Dort erfahren wir auch die Größe eines Mannes. Und für unsern Luther gilt es: je mehr wir ihn kennen lernen, um so mehr müssen wir ihn lieben. G B

## Der Stundismus in Rußland

### 3. Verfolgung und Ausbildung der Gemeinden

Von Anfang an konnte es kaum zweifelhaft sein, wie sich die offizielle Kirche gegen die Stundenbrüder stellen würde. In jeder Regung selbständiger Frömmigkeit war sie längst gewöhnt, den alten unbesiegten Feind, das Schisma in seinen hundert Ausgestaltungen, zu wittern. Im Süden hatte gar viel früher schon die stammverwandte Sekte der Molokanen ihre festen Sitze. Daß die Stundisten jede Verbindung mit diesen Milchessern an Fastentagen in Abrede stellten, daß ihre Frömmigkeit viel mehr als bei jenen in sittlichen Gedanken und Forderungen wurzelte, während ihre „rationalistische" Kritik nur die Folgerungen aus jenen zog, konnte ihre Versammlungen nicht vor gleichem Verdammungsurteil schützen. Dazu kam in ohnedies politisch aufgeregter Zeit das tiefe Mißtrauen der Staatsgewalt gegen alle Sonderstrebungen und Geheimbündelei. Die gegenseitige Anrede als Brüder und Schwestern konnte vollauf genügen, gleich in den ersten Kundgebungen der Presse den Makel des Kommunismus ihnen anzuheften. Genug, von verschiednen Seiten her bot sich Anlaß zu schroffem Einschreiten gegen die ebenso kirchen- wie staatsgefährliche neue Sekte.

Im Jahre 1867 fanden die ersten Verhaftungen Ratuschnijs im Cherssonschen, Rjäboschapkas im Kiefschen Gouvernement statt. Im Rahmen der Dorfverwaltung und ihrer bäuerlichen Gerichtsbarkeit, wenn auch auf Grund von Untersuchungen von seiten der Konsistorien und staatlichen Behörden, folgten sich nun unaufhörlich kurze Freiheitsstrafen, Geldstrafen bis zu zehn Rubeln für den Besuch der Versammlungen, Verhängung von Knutenhieben, die sogar an Frauen von ihren orthodoxen Ehemännern vollzogen wurden. Aber all das bot nur Anlaß zur weiteren Ausbreitung und inneren Stärkung der Bewegung. Aufgehetzte orthodoxe Dorfversammlungen faßten wiederholt Beschlüsse, die die gewaltsame Entfernung der sektirerischen Störenfriede aus der Dorfgemarkung forderten. In vereinzelten Fällen wurde auch von höherstehenden Behörden auf Verschickung erkannt. Aber ein Ministerialreskript untersagte ausdrücklich die Verweisung aus einem Kreise in einen andern, da dies nur zur Verschleppung der Seuche dienen könne. Im Kiefschen wurden Stundisten, die sich dem Verbot des Versammlunghaltens nicht fügten, vom Bezirksältesten in Arrest gethan. Ihre Gesinnungsgenossen trugen den Gefangenen kräftige Nahrung zu. Die Dorfpolizei verwehrte ihnen den Zutritt, angeblich nur weil sie in der Auswahl der Speisen die Fastengebote verletzt hätten. Die Folge war eine wilde Schlägerei, in der die Gefangenen befreit wurden. Das ganze Dorf teilt sich in zwei Parteien. Der Stundismus wird im ganzen Bezirke zum aufregenden Tagesgespräch. „Auf Märkten und Straßen, auf offnen Plätzen und in den Schenken nichts als religiöse Streitigkeiten." Die Popen aber zittern für ihr Leben. Einer berichtet, in seinem ganzen Dorfe könne er höchstens acht wirklich orthodoxe Familien zählen.

Aus den Dörfern werden die Untersuchungen bald nach Kieff und Odessa verlegt. Dorthin werden die Führer in

Untersuchungshaft abgeführt. Ein vorsorgliches Konsistorium entsendet ausgewählte Geistliche höherer Bildung, zum Teil gelehrte Mönchspriester der Kieffschen Klöster zur Unterweisung in die Zellen der Gefangenen. Wochenlang verhandeln sie mit ihnen. Ihr Bericht aber besagt regelmäßig: Wir haben mit diesen starrsinnigen Gottlosen nichts ausgerichtet. Die Brüder aber, selbst der Stärkung kaum bedürftig, finden Mittel und Wege, kraftvolle Trostbriefe an die schwächeren Genossen in der Heimat zu entsenden. Und aus der Haft befreit, ohne Urteil entlassen, kehren sie vollends mit gehobenem Selbstbewußtsein, in ihrer Ueberzeugung bestärkt, zu den Ihrigen zurück. „Auch hochstehende Persönlichkeiten nehmen teil an unsrer Sache, aber verheimlichen noch ihre Ueberzeugung: Ev. Joh. 12, 42. f."

Und nicht besser endeten die Bemühungen der Geistlichen, die in die gefährdeten Gemeinden selbst entsendet wurden. Sie erscheinen in Begleitung des Ortspopen, der Dorf- und Kreispolizei. Ihrer Einladung zu öffentlichen Besprechungen in der Pfarrkirche leisten die Stundisten so gut wie die Orthodoxen Folge. In zwei Haufen, rechts und links, gesondert stehen sie den aufgeregten Priestern gegenüber. Von früh bis spät dauern die Verhandlungen. Aber umsonst reden sich die Abgesandten heiser. Umsonst kommen sie immer wieder auf ihr Ceterum censeo zurück: „Außerhalb der Rechtgläubigkeit ist kein Heil." Die Brüder werden in diesen Disputationen ihrer Sache nur immer gewisser, sie lernen immer genauer die Schwächen und Blößen ihrer Gegner kennen, wissen nur schlagfertiger einzelne Bibelworte gegen sie auszunutzen.

Endlich in den siebziger Jahren kommt es nach allen voraufgehenden Scharmützeln zu großen gerichtlichen Verhandlungen in Kieff und Odessa. Aber ihr Ergebnis ist für die schon aufs äußerste erregte russische Geistlichkeit niederschmetternd. In Kieff verurteilte das Gericht die Angeklagten zwar zu Gefängnisstrafen wegen Gotteslästerung, d. h. wegen Verspottung der Heiligen und der Mutter Gottes, sprach sie aber von der Anklage auf sektirerische Propaganda frei, da die Gesetze von einer Stundistensekte nichts wüßten, die bestehenden Strafbestimmungen auf die neue Frömmigkeit nicht anwendbar wären. In Odessa aber endigten die Verhandlungen gar mit einer vollständigen Freisprechung. Der Anwalt der Verklagten hatte sich in bewegten Worten an die Geschworenen gewandt: in dieser Sache, in der es sich um das Evangelium handle, sollten sie ihrer Pflicht eingedenk sein, nach den Worten des Erlösers zu urteilen, seinen Worten voll Liebe und Freiheit. Der Vorsitzende des Schwurgerichts aber hatte mit gleicher Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß in Rußland vollste Religionsfreiheit herrsche. Bezeichnend wie diese Urteile waren die Berichte der Presse. Da liest man u. a. Folgendes:

Leute, die das Evangelium lesen, sich bemühen, nach seinem Wort zu leben, sich als rechte Christen zu führen, Leute, die die sittliche Wahrheit suchen, sie aber nicht im Formalismus der religiösen Zeremonien finden, ehrliche, arbeitsame, nüchterne Leute, die all ihre Pflichten gegen Staat und Gesellschaft erfüllen — sie finden wir auf der Anklagebank! . . .

Nach all dem Schmutz vorangehender Wucher- und Unzuchtsprozesse, nach all der Sophistik unsrer beredten Ehebrecher hier nun Worte, Reden treuherziger Sektirer! Es ist, als würde man in reine Luft hinausgeführt, voll von dem duftenden Aroma der südlichen Steppe!

So urteilte und schrieb man noch in den Tagen Alexanders II. Es bedarf keiner Worte, um die Folgen dieser gerichtlichen Entscheidungen für die Sache der Brüder zu kennzeichnen. Wie wurden sie in ihrer Ueberzeugung bestärkt, daß man hoch oben ihnen durchaus wohlgesinnt sei. Man wundert sich nicht, daß sie in offiziösen Eingaben um Schutz gegen die Plackereien der Popen und unteren Verwaltungsbeamten bitten.

Und doch noch wichtiger war der Eintritt eines neuen Elements in die Bewegung. Seit dem Ende der sechziger Jahre war der Baptismus, von Deutschland, speziell Hamburg aus gesandt, in Süd-Rußland aufgetreten. Wie unter den deutschen Stundenbrüdern, so gewann er Anhänger auch unter den russischen Stundisten. Die erste Wiedertaufe scheint am 11. Juni 1869 stattgefunden zu haben. Im Jahre 1871 unterzog sich ihr der bedeutendste Führer der Brüder, Michail Ratuschnij. Es kam infolge dessen zu einer Spaltung unter den bisherigen Gesinnungsgenossen. Heftige Kämpfe wurden über Begriff und Bedeutung der Taufe geführt. Während die einen aus ihrem Vollzug neue Begeisterung schöpften, wurde sie von den andern mit allen übrigen kirchlichen Zeremonien unter der gemeinsamen Rubrik der Theaterschauspiele untergebracht. Es läßt sich nicht verkennen, daß Annahme oder Ablehnung der Wiedertaufe auf eine tiefer liegende Verschiedenheit der religiösen Stimmung hindeutet. Die Beobachtung des russischen Priesters wird nicht ganz unrichtig sein, daß das Gebet des nicht-täuferischen Stundisten ein Bekenntnis der Sünden, auch nach der Bekehrung, umschließt, während das der Baptisten sich lediglich in Dank und Bitte bewegt. Aber das kann nicht hindern, die nicht nur am Quell, sondern auch im weiteren Verlauf bleibende Einheit der nunmehr nur in parallele Ströme sich ergießenden Bewegung in der Betrachtung festzuhalten. Denn es ist eine für den russischen Schriftsteller allerdings bezeichnende, in der Sache aber wenig begründete Anschauung, als ob der Eintritt des Baptismus die Rückkehr zu irgend welchen Kultusformen, zu einem sakramentalen Mysterienwesen bedeute. Nur das Symbol der Bekehrung, das Siegel auf die erlangte Heiligkeit ist für den Baptisten die Taufe. Mithin bleibt jenes innere Erlebnis einer sittlich-religiösen Umwandlung für ihn ebenso grundlegend, wie für den, der die Taufe nicht annimmt. Nur wo jenes Siegel der Bekehrung den Baptisten angeblich über alles Schwanken hinausgeführt, ihn aller Sorge um seine bleibende Heiligkeit enthoben hat, bleibt dem nicht-täuferischen Stundisten auch nach der Bekehrung noch ein Rest von Unsicherheit übrig. Im Prinzip und im Ziel sind beide einig, nur in der Größe des Selbstvertrauens trennt sie eine Verschiedenheit der Stimmung.

Aber dennoch, auch wenn keine wesentliche Verschiebung in der religiösen Gesamtanschauung durch ihn hervorgerufen wurde, entscheidend war in andrer Beziehung das Auftreten des Baptismus. Man darf sich noch einmal der Ereignisse in der Reformationszeit erinnern. Wie damals die mannigfachen Gruppen der Schwärmer erst im Verlauf der Ereignisse dazu fortschritten, die Wiedertaufe als das Zeichen der Lossage von der kirchlichen, der Aufrichtung ihrer Sondergemeinschaft anzunehmen, genau so ist es hier wieder gegangen. Im Juni hat Ratuschnij die Wiedertaufe angenommen, im November desselben Jahres reichen er und seine Gesinnungsgenossen an den Erzbischof von Cherssón und Odessa ein Gesuch um Entlassung aus der rechtgläubigen Kirche ein. Das war möglich, weil der Baptismus unter die staatlich geduldeten Sekten zählte und die Regierung ihm aus fernliegenden Gründen ein sonst ungewohntes Entgegenkommen bewies. Aber diese rechtliche oder politische Seite der Sache war für die Brüder schwerlich das Entscheidende. Vielmehr, mit der Annahme der Wiedertaufe war der letzte entscheidende Schritt geschehen. Auch formell wurde nun das Band gelöst, das bisher noch die Bekehrten mit der alten Kirche verknüpft hatte.

Aber dieser Schritt der Baptisten war zugleich das Signal für alle übrigen. Auch die nicht-täuferischen Stundisten gehen nun an die schwere Arbeit, sich als besondre Gemeinden zu organisiren. Sie wählen aus ihrer Mitte Aelteste, sie entziehen ihre Kinder der Taufe der Popen, sie trauen ihre Brautleute, beerdigen selbst ihre Toten. Man kann sich die Schwierigkeiten vorstellen, welche diese vor kurzem noch gänzlich Ungebildeten zu überwinden hatten, als sie an die Einführung neuer eigner Ordnungen in ihrem Gemeindeleben gingen. An die Stelle der Taufe tritt, wie es scheint, nur die feierliche Namengebung des Neugeborenen. Die Brautleute reichen unter Segensworten des Aeltesten einander im Kreise der Brüder die Hand zum Ehebunde. In ihren Versammlungen finden wir vor den Reihen einfacher Bänke einen weißgedeckten Tisch, auf dem die Bibel, ein Teller mit Brot und ein Krug mit Wein aufgestellt sind. Denn von „sakramentalen" Handlungen ist allein das „Brotbrechen" — unter diesem Namen — allgemein unter ihnen üblich, während nur vereinzelt, vielleicht unter mennonitischen Einflüssen, auch das Fußwaschen begegnet. Am meisten an die Oeffentlichkeit aber treten sie bei Beerdigungen. Und immer sammelt sich um die Gräber der Brüder — ein Gegenstand steter Klagen für die Popen — eine andächtig

lauschende rechtgläubige Bevölkerung, während die Leiche unter dem Gesang der Stundisten hinabgesenkt wird.

Mit dieser Stärkung nach innen gehen die Fortschritte nach außen Hand in Hand. Es ist nicht möglich, in bestimmten Zahlen die Ausbreitung der Bewegung zu veranschaulichen. Während die offiziellen Angaben immer möglichst niedrig gehalten sind, nur die gerichtlich Belangten oder namentlich Verdächtigten aufzählen, wurde in der Presse ihre Zahl schon 1877 auf drei, 1881 auf vier Hunderttausende geschätzt. Zieht man heute die sichern Daten über die örtliche Verbreitung der verschiednen Gruppen in Betracht, so wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß ihre Zahl eine Million weit übersteigt. Denn über den ganzen Westen und Süden, dort bis nach Podolien, hier bis in den Kaukasus, und im Innern bis nach Moskau hin finden wir Kirche und Staat mit der Bekämpfung und Abwehr der neuen Frömmigkeit beschäftigt. Hermann Dalton schätzt ihre Zahl neuerdings gar auf zwei Millionen.*)

Als ein Zeugnis für die Bedeutung und Anziehungskraft, welche die ganze Bewegung besitzt, dürfen die Bemühungen des Obersten Paschkoff in Petersburg, eine Verbindung mit den Brüdern im Süden herzustellen, nicht unerwähnt bleiben. Nachdem schon früher in seinem Auftrage Baron Korff die Landgemeinden im Kiefschen, die Gefangnen in Kieff selbst aufgesucht und seitdem Sendboten aus diesen adligen Kreisen der Residenz den Stundisten wiederholt ihre Schriften und Traktate überbracht hatten, gelang es dem Obersten im Jahre 1883, die verschiednen Gruppen — Stundisten, Paschkoviten, Baptisten — zu einem Kongresse in Petersburg selbst zu versammeln. Es galt eine wirksame Einigung unter den bisher Getrennten zu schaffen. Allein über allgemeine Zusicherungen brüderlicher Gesinnung scheint man nicht hinausgekommen zu sein. Wohl konnten die Bauern des Südens der Liebenswürdigkeit und Frömmigkeit russischer Fürstinnen, an deren vornehmer Tafel sie als Gleichgestellte speisten, ihre dankbare Anerkennung nicht versagen. Aber ihre volle Selbständigkeit in irgend einer Beziehung aufzugeben, waren die Brüder vom Süden nicht gesonnen. Vielleicht mit vollem Recht. Denn zwischen ihrer Frömmigkeit und der der Petersburger dürfte bei aller Verwandtschaft dennoch ein tiefgreifender Unterschied obwalten. Wenn jene durch mancherlei Vermittlungen, unter eigenartigen Bedingungen, ihre Wurzeln in den württembergischen Pietismus treibt, so ist diese unmittelbar aus dem modernen englischen Methodismus hervorgegangen. Kraft und Strenge werden auf jener, sentimentales Gefühl auf dieser Seite überwiegen.

Kirche und Staat waren, wie wir sahen, in den siebziger Jahren nicht einig in der Behandlung der Sektirer. Wo die Kirche von Anfang an ihr Anathema ausgesprochen hatte, da benahmen sich die Vertreter der Staatsgewalt zunächst noch zurückhaltender. Die Kirche nun ist auf den betretenen Wegen unbeirrt fortgeschritten. Sie hat es an Maßregeln nicht fehlen lassen, denen wir nach ihrer formellen Seite unsre Zustimmung nicht versagen können. Unfähige Geistliche wurden aus den bedrohten Ortschaften entfernt, durch solche ersetzt, die eine volle Seminarbildung genossen hatten. Mit Entschiedenheit wurde darauf gedrungen, daß der Predigt im Gottesdienst, der religiösen Unterweisung der Pfarrkinder ein breiterer Raum zugestanden werde. Sonntagsschulen, Versammlungen Erwachsener wurden eingerichtet. Pfarrchroniken sollten über die behandelten Gegenstände, aber ebenso über die wichtigern religiös-sittlichen Erscheinungen im Leben der Pfarrkinder genaue Auskunft geben. Sogar die Losung: Kleinere Gemeinden! vernehmen wir nicht ohne teilnehmendes Interesse aus den betroffenen Eparchialbezirken. Vor allem aber bilden sich in Odessa, Kieff, Podolien geistliche Brüderschaften. Mit reichen Geldmitteln ausgerüstet, errichten sie Seminare zur Ausbildung von Missionaren — absichtlich nur zur einen Hälfte Priester, zur andern Laien —, die zur Bekämpfung der Sektirer in besondrer Weise unterwiesen werden sollen. Hand in Hand mit dem freien Wort dieser letztern, die als Reiseprediger umherziehen, werden Traktate und umfangreichere Schriften

*) Die russische Kirche. Leipzig 1892. S. 81.



polemischen und erbaulichen Inhalts im Volke verbreitet. Endlich vereinigen sich die Bischöfe zu Konzilien, die Missionare der verschiednen Eparchien zu Konferenzen, in denen die Erfahrungen der gemeinsamen Not ausgetauscht, Beschlüsse zu einheitlichem Vorgehen gefaßt werden. Auf Grund dieser werden die Gläubigen in zahlreichen Hirtenbriefen über den reißenden Wolf aufgeklärt, der im ganzen südlichen und südwestlichen Rußland umhergeht, suchend, wen er verschlinge. „Sein Name ist Stunde."

Sieht man nun aber näher zu, so muß es bei dem Urteil bleiben: es fehlt hier jedes Verständnis für den eigentlichen Kern der ganzen Bewegung. Vor mir liegt eine Schrift des Missionars der Kieffschen Eparchie, des Erzpriesters Johann Leonow.*) Auf 140 Seiten werden hier in 33 Kapiteln Irrlehren der Sektirer „widerlegt." Der Inhalt ist ein Spiegelbild russisch-kirchlichen Christentums. Bezeichnend schon — eine echte praescriptio haereticorum (Voreinrede gegen die Ketzer) — ist der Ausgangspunkt des Ganzen. Allem voran handelt der Erzpriester von der Giltigkeit und Unentbehrlichkeit der kirchlichen Ueberlieferung neben (richtiger über) dem Evangelium. Auf dieser sichern Grundlage läßt sich der Ketzerbestreiter dann ausführlich über Bilder und Heilige, Kreuzschlagen und Kniebeugen, Jungfräulichkeit und Fasten, Tempel und Mysterien aus. Aber vielleicht nur an zwei Stellen verrät er, wenn man ihm das zugeben will, eine leise Einsicht in den Kern der Sache: einmal, wo er von dem Vorwurf eines lasterhaften Lebens der Geistlichen redet — „die Liebe duldet alles; richtet nicht!" —, dann wo er kurz von Glaube und Werken handelt — „der Glaube ohne Werke (d. h. ohne Fasten, Heiligenverehrung u. s. f.) ist tot." Aber wie die Verwendung dieser Schriftbeweise zeigt, hat der Mann der Kirche von der Sehnsucht dieser Bauern nach sittlicher Erneuerung kaum eine Ahnung, geschweige denn wirkliches Mitgefühl dafür. Wie ein roter Faden zieht es sich durch sein Buch hin, was in der Ueberschrift des neunzehnten Kapitels zu lesen ist: „Die Stundisten haben keine heiligen Mysterien, was doch die Hauptsache in der Angelegenheit der Religion und Erlösung ist."

Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen die Kirche von Anfang an sehnsüchtig nach staatlicher Hilfe ausschaute. Diese Hilfe ist ihr in steigendem Maße zu teil geworden. Vereinzelt erheben sich dagegen noch warnende Stimmen. Der bekannte fürstliche Tagebuchschreiber Mestscherskij schreibt im Grashdanin**):

Wenn Sie mit einigen Männern der Kirche sich über den Stundismus und die Maßregeln zu seiner Bekämpfung unterhalten, so ist deren erstes Wort: die Polizei. Die Polizei soll Maßregeln zur Unterdrückung und Bekämpfung ergreifen, die Polizei soll die Bethätigung des Sektentums verhindern, die Propaganda des Stundismus hintertreiben.

— Aber die Geistlichkeit? sage ich.

— Was kann die Geistlichkeit? Wie soll sie damit zurechtkommen? Was vermag sie? Schließlich steht die Geistlichkeit auf einem andern Plan, die Hauptsache ist hier die Polizei.

— Ich bezweifle, antworte ich, daß die Polizei die Hauptsache ist. Mir scheint, daß die Geistlichkeit hier weit mehr die Hauptsache ist.

— Nun ja, so urteilen alle bei uns, weil sie das Wesen der Frage durchaus nicht kennen. Der Stundismus ist vor allem eine politische Ketzerei, er untergräbt direkt die Fundamente des Staates — was kann die Geistlichkeit da machen?

— Ich glaube diese Fabel nicht, sage ich. . .

Dies Gespräch zeichnet scharf die Stimmung in Staat und Gesellschaft. Gerichtliche Entscheidungen wie die aus den siebziger Jahren werden heute nicht mehr getroffen. Vielmehr vernimmt man immer häufiger von rücksichtslosem Einschreiten der Staatsgewalt, von schweren Kerkerstrafen, Verbannungen in entfernte Gegenden des Reiches.***) Man redet nicht mehr von dem treuherzigen Wesen der Sektirer, man schilt in allen Tonarten über diese Anhänger eines deutschen Glaubens. Ihre Pässe und sonstigen Scheine sollen mit dem Vermerk „Stundist" versehen werden. Fabrikdirektoren sollen auf Grund dieses Vermerks die gesuchten fleißigen Arbeiter entlassen. Auch „Bahnhöfe und Eisenbahnwerkstätten sind nicht nur Freistätten, sondern

*) „Urteile und Lehren der Stundisten und ihre Widerlegung." Kieff, 1890 (russisch).

**) Deutsche St. Petersburger Zeitung 1891, Nr. 286.

***) Leidensgeschichten der Art erzählt das übrigens unbrauchbare Schriftchen: Die russischen Sektirer. Leipzig 1891. S. 37 ff.

rechte Pflanzstätten des Stundismus.“ Der Minister der Kommunikationen soll dem wehren, indem er fernerhin keine Anstellung von Stundisten mehr duldet. Ihre Ehen gelten als bloße Konkubinate. Man soll ihnen ihre unehelichen Kinder nehmen und unter Vormundschaft stellen, damit sie getauft und als rechtgläubige Christen erzogen werden.

Dieser Umschwung ebenso in der öffentlichen Meinung wie in den Ansichten und Thaten der Regierung ist von Interesse über den Umfang unsers Gegenstandes hinaus. Staat und Gesellschaft haben sich dem Urteil der Kirche gefügt. Daß sich dieser Umschwung zugleich unter dem Druck einer deutschfeindlichen altrussischen Partei vollzogen hat, kann die Thatsache nicht bedeutungsloser erscheinen lassen, daß es eben Forderungen der Kirche sind, die bei diesem Gang der innern Politik zur Geltung und Anerkennung kommen. Die Regierung Alexanders III. bezeichnet einen Sieg der russischen Orthodoxie über die „liberalen“ Anwandlungen früherer Epochen russischer Geschichte.

Wird es den vereinten Anstrengungen gelingen, die Bewegung zu unterdrücken? Oder werden diese gährenden Elemente im russischen Volksleben die Kraft besitzen, die träge Masse des Staatskirchentums in Bewegung zu setzen? Man wird hier genau unterscheiden müssen, wenn man eine Antwort auf die heikle Frage wagen soll. Es wäre ein unerhörtes Ereignis in der Geschichte des Christentums, wenn eine große alte Kirche sich entschließen könnte, die Reformgedanken einer Sekte sich kurzer Hand anzueignen. Nicht nur die Last der Vergangenheit wird bei einer solchen Hoffnung unterschätzt, verkannt werden auch mancherlei Momente, die die reine Kraft der neuen Frömmigkeit lähmen. Allerdings im Evangelium wurzelt der Glaube dieser Bauerngemeinden. Aber das Evangelium haben sie doch in ganz bestimmt formulirter Anschauung seines Gehalts empfangen. Man kann die Stundistenbewegung in Rußland auch als eines der glänzendsten Blätter aus der verdienstreichen Geschichte des Pietismus ansehen. Aber auf diesem Blatt steht auch von Gefahren geschrieben. Wenn man hin und her einmal auf Notizen von „Gesichten und Offenbarungen“ bei den Führern stößt, so ist das nichts Ueberraschendes, da die grundlegende Anschauung von der plötzlichen Bekehrung sich dazu wie eine sehr zutreffende Voraussetzung verhält. Wer bürgt, daß sich jene Gesichte immer in den Bahnen christlicher Lauterkeit und Nüchternheit halten werden? Die Bibel? Aber man vergißt, warum Luther auf die alten Sprachen drang. Ich habe gelegentlich auf abenteuerliche Auslegungen der Stundisten hingewiesen. Auch bei ihnen stößt man auf die alte Vorliebe, mit der eine enthusiastische Frömmigkeit sich in die Rätsel der Offenbarung Johannis vertieft. Nun aber ist die Bewegung zugleich ganz deutlich mit der sozialen Entwicklung der letzten Jahrzehnte aufs innigste verknüpft. Diese aber bietet für jene einfachen Leute eine neue Kette von Geheimnissen. Das Vordringen der Eisenbahnen, das Anwachsen von Industrie und Handel, das Ueberhandnehmen von Wucher und Ausbeutung der Schwächeren — alles stellt neue Fragen, auf die die Frommen nur die eine Antwort haben: das ist die Zeit der zweiten ägyptischen Sklaverei. Die Anklage auf Kommunismus, sofern sie auf politische Umtriebe hindeuten will, ist, soweit ich es zu übersehen vermag, gänzlich grundlos. Aber als religiöse Hoffnung und als Maßstab religiöser Geschichtsbeurteilung werden Gedanken der Art die Köpfe der Bauern gewiß vielfach beschäftigen. Wie weit vielleicht auch das berühmte russische „Gemeindeland“ an diesen Anschauungen beteiligt ist, kann ich nicht sagen. Aber sie vollenden die Parallele zwischen diesen Abkömmlingen des Pietismus und den Schwärmern der Reformationszeit. Und wie schon jetzt von mancherlei Spaltungen unter ihnen verlautet, so wird man kaum hoffen dürfen, daß die Zukunft sie vor dieser Gefahr aller enthusiastischen Frömmigkeit bewahren werde. Die Staatskirche aber steht ihnen in geschlossener Macht gegenüber.

Und doch möchte ich mit einem Ausdruck leiser Hoffnung schließen. Die alte Kirche hat die Gnostiker und Montanisten von sich gewiesen und unterdrückt. Aber sie hat die Erkenntnis jener in ihrem Dogma, die Askese dieser in ihrem Mönchtum sich angeeignet. Das Mittelalter sah die Waldenser verdammt, aber ihr Evangelium durch Franz von Assisi in der Kirche eingebürgert. Dürfte man nicht auf eine ähnliche Entwicklung hier hoffen? Sollte der furchtbare Bankerott der Bauernreform, von dem die jüngsten Nachrichten aus Rußland entsetzliches Zeugnis ablegen, nicht die Berechtigung der Forderung neuen sittlichen Lebens auf neuen religiösen Grundlagen auch in eigentlich kirchlichen Kreisen zur Anerkennung bringen? Der Stundismus würde unterdrückt, aber der Kern seines Lebens in andern Formen von der Kirche angeeignet. Unmöglich doch kann die furchtbar ernste Mahnung gänzlich ungehört verhallen, welche die Scharen hungernder und trunkener Bauern heute an ihre Kirche richten: soziale Reformen ohne die Grundlage neuen sittlichen und religiösen Lebens sind ein gänzlich fruchtloses Unternehmen. S E



## Die Zaubernacht

### Weihnachtsglaube in Sizilien

Vom Garten der Hesperiden erzählten die alten Griechen. Von Mund zu Mund ging die Sage von den Wundern seines Reichtums und seiner Schätze, von den goldnen Früchten, die dort im Blättergrün erglänzten, von der Mühsal, die man überwinden müsse, ehe man dorthin gelange, von dem Ungeheuer, das am Eingang jenes Wundergartens Wacht hielt. Es klingt wie ein leises Echo dieser Wundermähr, wenn man heutzutage auf Sizilien die Sage von einem Wundermarkt (fiera incantata) vernimmt, der alljährlich in der heiligen Nacht um zwölf Uhr an manchen einsamen Stätten der Insel seinen Reichtum entfaltet, in jener Stunde also, in der die Kirche eine mitternächtliche Messe zelebrirt, indem sie sagt, daß der Weltheiland um zwölf Uhr nachts geboren sei. Die Wundermähr von jenem „Markt“ hängt mit einem andern Glauben zusammen.

Das Volk Siziliens ist erfüllt und durchdrungen von dem festen Glauben, daß an zahlreichen Stellen der Insel sich verborgene, im Zauberbann gehaltene Schätze befinden, und daß es Mittel giebt, diesen Zauber zu besiegen. Eine fast endlose Reihe von Stellen jener Art sind seit alten Zeiten allgemein bekannt, sie stehen vielfach mit Ruinen im Zusammenhang, und in den meisten Fällen läßt der Volksglaube die Schätze von den Sarazenen herstammen. Aber nicht einem jeden eignet in dieser Hinsicht vollständige Kunde. Es giebt Wissende, die in das Geheimnis jener Zauberschätze eingeweiht sind und gegen Belohnung nicht nur seither unbekannte Stellen nennen, sondern auch Rat erteilen, um durch Zauber einen andern Zauber zu brechen. Wohl nirgends auf Erden wird die Volksphantasie so sehr von den Wörtern incantare (bezaubern) und disincantare (entzaubern) beschäftigt, wie auf jenem Eiland.

Geister verschiedener Art sind zu Wächtern jener geheimen Schätze bestellt; auch der Drache, dem die Hut des Hesperidengartens anvertraut war, fehlt im Glauben der Sizilianer nicht. Die letzte der zwölf Arbeiten des Herkules bestand bekanntlich darin, daß er aus jenem Garten goldne Aepfel holte. Die Mühsal des Helden war groß, und ehe er ans Ziel gelangte, mußte er den hütenden Drachen bekämpfen. Wer in Sizilien in den Besitz erwähnter Schätze gelangen will, muß ähnliche Herkulesarbeit verrichten. Unerhörte, ja unnennbare Dinge werden von dem Schatzgräber verlangt, und es ist allgemein bekannt, daß solche Schätze, von denen es heißt, daß Blut sie bezaubert habe, nur durch Blut, d. h. durch Menschenopfer, entzaubert werden können. Die besten Stunden für dies Entzaubern bietet die heilige Nacht.

Zu den verschiedenartigen Geistern, die jene mysteriösen Schätze bewachen, gehören auch die zwergartigen Mercanti. Wenn die Glocken in der heiligen Nacht die mitternächtliche Messe und ihr Verwandlungswunder melden, veranstalten jene Mercanti bald hier bald da eine Ausstellung der ihrer Obhut anvertrauten Schätze. Da schimmert es von Gold und Edelsteinen, und wer alsdann vorbeigeht, kann seine Einkäufe für wenig Geld machen. Auch Früchte aller Art erblickt er in jener Ausstellung, und wer solche kauft, erlebt alsbald ein Wunder: diese Früchte verwandeln sich in Gold. Das ist die Fiera incantata in der heiligen Nacht.

Jene Mitternacht gilt als besonders geeignet, erhörlich

zu beten. Dann steigt der Herr vom Himmel nieder, begleitet von zwei Engeln, Gerechtigkeit und Erbarmen. Sowie bei der Messe die „Wandlung“ geschieht, ergreift Gerechtigkeit die Flucht, es bleibt bei dem Herrn nur der Engel des Erbarmens. Diesen Moment muß man für das Gebet benutzen. So geschieht es, und viele beten dann um Erlösung eines Angehörigen aus dem Fegfeuer. Wenn dieser dem Betenden während der folgenden Woche im Traum erscheint, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß seine Seele aus den Flammen des Purgatorio befreit wurde.

Zahllos sind auf Sizilien die Gebete, die als Beschwörungs- und Zauberformeln benutzt werden. Darunter giebt es auch solche, die zur Auffindung verlorener Gegenstände dienen, und wer diese Formel lernen will, muß dazu die heilige Nacht benutzen. Das Zauberspröchlein wird ihm dann ein einziges mal vorgesagt. Hat ers schnell erfaßt, so ist es sein Nutzen, hat ers nicht behalten, so muß er bis zur heiligen Nacht des kommenden Jahres warten. Wer Kinderkrankheiten durch Zauberformeln vertreiben möchte, benutzt dazu am besten die heilige Nacht, denn — so argumentirt das Volk — damals lag ja der Bambino in der Krippe. Er wird sich unsrer Kinder erbarmen.

Auch die Nachtunholde Siziliens, welche der magischen Blendwerke Spiel verstehen, die weiblichen und männlichen Hexen, benutzen die in der heiligen Nacht freier waltenden Zauberkräfte für ihr unheimliches Thun, das in Sizilien und in einem großen Teile Italiens seit uralten Zeiten als Geschäft und Handwerk betrachtet wird. Dante in seiner Hölle (20) redet von den „Elenden, die Spule und Nadel und Weberschiff verlassend, Zauber üben und Kräuter und Wachsbilder böslich brauchen.“ Zaubernde Weiber, die durch Bannmurmel und Giftkraut menschliche Herzen verdrehen (Horaz), die Zaubergesang und thessalischen Liebestrank bieten (Juvenal), kannte schon das römische Altertum. Von der Medea sagten die Griechen, daß sie einen zauberkräftigen Trank, genannt Saft des Prometheus, zu mischen verstand. Mochte Dante solche Stregen (Hexen) in die Hölle versetzen, mochte die Kirche in ihren Erlassen mit Höllenstrafen drohen, jene Nachtunholde sind bis auf den heutigen Tag in Heerscharen vorhanden, werden vom Volk (d. h. von Hoch und Niedrig) als Helfer betrachtet und setzen ihr Geschäft als Betrüger und Selbstbetrogene fort. Die Kirche wollte jene „schwarze“ Magie dadurch verdrängen, daß sie ihre eigne Magie, die „weiße“ einführte. Das Volk läßt sich die zweite bis heute gern gefallen, dabei aber die erste nicht nehmen.*) Was der Römer Dio Cassius vom Brigantenwesen schreibt, gilt auch vom italischen Hexenwesen: „Dasselbe wird nicht aufhören, so lange die Natur der Menschen sich nicht ändert.“ Die römische Kirche hat die innerliche, gründliche Umwandlung des Menschen nicht bewirkt, trotz ihrer mehr als fünfzehnhundertjährigen Herrschaft in Italien, deshalb besteht außer vielen andern Dingen auch das Hexenwesen in ähnlicher Weise fort, wie es zur römischen Kaiserzeit blühte. Liebestränke gelten dann als besonders kräftig, wenn sie in der heiligen Nacht gemischt werden. Die Strega erfüllt gern solchen Wunsch ihrer Auftraggeber, benutzt dazu nennbare und unnennbare Gegenstände, und „spart am Werk nicht Fleiß und Mühe, Höllenbräu im Kessel glühe!“

Tief im Herzen des Volkes wurzelt der allgemeine Glaube, daß um die mitternächtliche Stunde in der heiligen Nacht die Madonna mit dem Jesuskindlein vom Himmel niedersteigt, um ungesehen ein wenig von dem opulenten Weihnachtsmahl zu kosten, dessen Reste die Frommen auf dem Tisch zu diesem Grunde zurücklassen. Ovid sagt von den Göttern, daß sie in uralter Zeit nicht verschmähten, sich dem Tische der Sterblichen zu nahen. Mit diesem „Einst“ meinte der Römer die selige, goldne Zeit unter der Herrschaft des Saturn, als der Acker mühelos seinen Ertrag den Menschen darbot, als jeder Mangel den Sterblichen unbekannt war, als man Honig und Milch aus den Flüssen schöpfte und das Tier sich freundlich dem Menschen anschmiegte. Als ein Echo dieser uralten Sage tritt uns in

*) Vergl. Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche. Bd. 3, S. 353—410: „Hexen und Zauberer.“ Ueber die oben erwähnten Menschenopfer ebenda Bd. 3, S. 203 ff.



Sizilien und Kalabrien noch heutzutage die liebliche Weihnachtsmähr entgegen, daß in der heiligen Nacht kurze Zeit hindurch die Bäume blühen, die Tiere reden und die Quellen Oel und Honig ergießen. Still und verborgen geht dies Wunder vor sich, und wer es mit Augen schauen würde, der müßte sterben. Zu Rom in der Kirche St. Cäcilia zeigt man noch jetzt die Stelle, wo um die Stunde der Geburt Christi ein Oelstrom aus der Erde quoll. Dort las ich die Inschrift: Fons olei, Oelquelle. Möchte die wahre Oelquelle, der rechte Weihnachtsglaube, doch auch den Völkern fließen, die jetzt unter Roms Verantwortung der Strom eitlen Aberglaubens speist! T

## Antrag D. Warnecks

**auf ständige Berichterstattung über den Stand der Heidenmission bei der preußischen Generalsynode, von ihm selbst begründet*)**

Es handelt sich bei diesem Antrag eigentlich um eine selbstverständliche Sache, und man muß sich wundern, daß es erst eines besondern Antrages bedarf, um einem ständigen Missionsberichte auf der Generalsynode das Bürgerrecht zu erobern. Auf den meisten Provinzialsynoden steht ein Bericht über den provinziellen Stand des Missionslebens bereits auf der Tagesordnung, während die Generalsynode bisher die Missionsthätigkeit der Kirche noch nicht zu einem stehenden Gegenstande ihrer Berichterstattung gemacht hat.

Wir befinden uns heute, obgleich wir in der größten Missionszeit der christlichen Kirche leben, bezüglich der Heidenmission noch immer in einer ähnlichen Lage wie einst der Apostel Paulus. Wie dieser seiner Zeit dafür zu kämpfen hatte, daß die Heiden von Rechtswegen Miterben seien und mit einverleibt und Mitgenossen der Verheißung in Christo durch das Evangelium, nicht bloß Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, so haben wir der Heidenmission auch heute noch das volle Bürgerrecht in dem Gesamtorganismus der kirchlichen Thätigkeit erst zu erringen. Noch immer wirkt das alte Vorurteil nach, als ob die Mission etwas der kirchlichen Thätigkeit Accidentielles und nicht eine integrirende Aeußerung des christlichen Lebens wäre, als ob ihr innerhalb der organisirten Kirche höchstens ein Gast-, aber nicht das Bürgerrecht gebühre.

Warum treiben wir Mission? Es genügt noch nicht, auf diese Frage die Antwort zu geben: weil es uns von Christus befohlen ist; wir müssen weiter fragen: warum enthält das Evangelium Christi einen Missionsbefehl? Doch nur darum, weil das Christentum seinem innersten Wesen nach auf Mission angelegt ist, weil seine ganze Heilslehre in der Weise von universalen Heilsgedanken durchzogen ist, daß es sich als die Weltreligion charakterisirt. Weil alle Wurzelgedanken des Evangeliums auf ein allgemeines Weltheil hinauslaufen, darum schließt die evangelische Geschichte mit einem Missionsbefehl ab, und darum ist die Mission eine Zentralaufgabe der christlichen Kirche. Sieht man die Arbeit der Kirche mit den Augen ihres königlichen Hauptes und mit den Augen des großen Heidenapostels an, so zerfällt sie wesentlich in zwei Teile: daß die Kirche bewahrt und pflegt, was sie bereits erobert hat, und es wieder gewinnt, wenn sie es verloren, und daß sie erobert, was sie noch nicht gewonnen hat. Diese beiden Thätigkeiten sind einander völlig ebenbürtig: das ausbreitende Handeln der Kirche steht gleichberechtigt neben dem bewahrenden, pflegenden und wiedergewinnenden, es ist nicht bloß ein einzelner Zweig, sondern der eine der beiden Hauptäste an dem gemeinsamen Wurzelstamme der Kirche.

Diese biblische Anschauung kann auch nicht dadurch entkräftet werden, daß man sagt: die organisirte Kirche habe mit der Heidenmission, wie sie heute getrieben wird, offiziell nichts zu thun, da ihr Betrieb in den Händen freier Gesellschaften ruht. Ganz recht; das ist unter weisheitsvoller göttlicher Führung so geworden, und wir erblicken in dieser göttlichen Führung einen Segen für die Mission, den wir ihr auch in Zukunft ja erhalten wollen. Aber ist auch der praktische Missionsbetrieb nicht in die Hand der amtlichen Kirchenorgane gelegt, so darf man doch die freien Gesellschaften auch als Organe der Kirche betrachten. Gott sei Dank, daß die Kirche noch mehr Organe hat als ihre offiziellen Behörden und Körperschaften, und daß die freien Gesellschaften einen Dienst leisten, den die amtlichen Organe gar nicht so leisten können wie die freien Gesellschaften, selbst wenn sie es heute wollten. Und Gott sei Dank, daß die freigesellschaftliche Missionsthätigkeit sich trotz ihrer Unabhängigkeit von den amtlichen Kirchenorganen so sehr in einer kirchlichen Richtung bewegt, daß sich jetzt beide gegenseitig in die Hände arbeiten. Beide, die organisirte Kirche und die freien Missionsgesellschaften, sind Bundesgenossen, die gemeinschaftlich zur Lösung der Missionsaufgabe berufen sind — viribus unitis, aber suum cuique: der eigentlich praktische Missionsbetrieb den freien Gesellschaften, die Weckung und Pflege des heimatlichen Missionslebens vornehmlich der organisirten Kirche.

Und diese letztere Arbeit ist es zunächst, die das Interesse auch der Generalsynode in Anspruch nehmen muß. Was leistet der durch sie vertretene Kirchenkreis für die Ausbreitung des Christentums? Was insgesamt? In welchem Verhältnis stehen die Leistungen der einzelnen

*) Vgl. den später erfolgten ersten Bericht D. Warnecks in voriger Nummer. D H

Provinzen zu einander? In welchem Verhältnis stehen unsre Gesamtleistungen zu den Leistungen des übrigen Deutschlands, der übrigen evangelischen Christenheit? Bedürfen diese Leistungen einer Steigerung, und was kann wohl die Generalsynode thun, eine solche zu bewirken?

Aber damit ist das Missionsinteresse der Generalsynode nicht erschöpft. Sie muß auch Kenntnis nehmen von der Thätigkeit der innerhalb ihres Kirchenkreises bestehenden selbständigen Missionsgesellschaften. Mit wie viel Kräften, auf welchen Gebieten, mit welchem Erfolge arbeiten sie? Welche neuen Aufgaben treten an sie heran, und sind ihre Kräfte diesen Aufgaben gewachsen? Hat die Generalsynode Wünsche bezüglich ihrer Thätigkeit, und was kann sie etwa thun, um ihnen die Hände zu stärken?

Und auch damit ist die Aufgabe der Generalsynode bezüglich ihrer Missionspflicht noch keineswegs erledigt. Die Mission ist heute zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden, die das Interesse der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Welt, der Tageslitteratur, der Parlamente, der Kolonialpolitiker lebhaft beschäftigt: müßte es nicht einen sonderbaren Eindruck machen, wenn die Generalsynode an ihr vorübergehen wollte? Ob es ein wirklicher Gewinn für die Mission ist, daß man heute ihr Geschrei auf den Gassen hört, das ist eine andre Frage, die ich jetzt nicht erörtern will; ich konstatire es nur als Thatsache, daß selbst nichtkirchliche Organe wenigstens wegen der hohen Bedeutung, die sie für die christliche Kultur hat, sich mit der Mission beschäftigen. Das ist erfreulich; aber es knüpfen sich auch an diese öffentliche Missionsdiskussion nicht geringe Gefahren für die christliche Mission. Nämlich außer den schiefsten Beurteilungen derselben auf Grund eines Mangels an elementarster Missionskenntnis: Trübungen ihrer religiösen Aufgabe, Ratschläge zu problematischen Experimenten, Versuchungen zur Verweltlichung und Bedrohungen ihrer Freiheit — ganz zu geschweigen der Gefahren, die von Rom her drohen, sowohl infolge der wachsenden römischen Angriffe und Eindrängungen als der jetzt mode gewordenen Ueberschätzung wie alles römischen Wesens überhaupt, so auch der römischen Missionsmethode.

Angesichts dieser Situation, die man fast als eine Krise für die deutsche evangelische Mission bezeichnen muß, darf eine so hochansehnliche kirchliche Versammlung wie die preußische Generalsynode um so weniger teilnahmslos an der Mission vorübergehen, als nicht nur die junge deutsche Kolonialpolitik erhöhte Anforderungen an sie stellt, sondern überhaupt ein Zeitalter der Thüröffnung für die Ausbreitung des Evangeliums eingetreten ist, wie es die Welt in keiner früheren Missionsperiode erlebt hat. Mit allen Glocken läutet unser Herrgott am Ende unsers Jahrhunderts in die Christenheit hinein: es ist Missionszeit heute. Sollte sich nicht auch die Generalsynode zu einem Echo dieses Rufes machen? Und sollte sie nicht mit ihrer kirchlichen Autorität tragend, helfend, schützend hinter den freien Missionsgesellschaften stehen, daß sie unbeirrt und unverwirrt durch das oft so missionsunverständige Tagesgeschrei ihre religiösen, ihre evangelischen Ziele und Wege fest im Auge behält! Es thut so dringend not, daß die amtlichen Organe unsrer Kirche in den großen Zeitfragen eine führende Rolle spielen, und daß wir in den Kämpfen, die uns verordnet sind, nicht bloß auf wenige Einzelpersönlichkeiten angewiesen sind.

Die organisirte Kirche verdankt der freien Mission viel; es ist eine große Fülle belebender Rückwirkungen von dieser auf jene ausgegangen. So darf die freie Mission von der organisirten Kirche, auch von ihren Synoden den Gegendienst einer kräftigen Förderung aller Missionsinteressen erwarten. Die Kirche kräftigt sich selbst, je treuer sie der Mission dient; wie umgekehrt die Mission sich selbst stärkt, je lebendiger ihre Beziehung zu den kirchlichen Organen ist. Es wird heute vielfach die Parole: Verkirchlichung der freien Thätigkeiten ausgegeben, ein Schlagwort, das, wie die meisten Schlagworte, leichter ausgesprochen als ausgeführt ist. Und hoffentlich wird es nie in der Weise ausgeführt, daß die gottgewirkte und gottgesegnete freie Glaubens- und Liebesarbeit einem offiziellen Kirchenbegriff zuliebe ertötet wird. Sie müssen beide nebeneinander sein, nur ist eine kanonische Regulirung des Verhältnisses leider zu einander heute noch nicht gefunden. Man kann der Lösung dieses Problems auch nur auf dem praktischen Wege näher kommen, daß die organisirte Kirche die Interessen der freien kirchlichen Thätigkeiten, in unserm Falle die der Mission zu den ihren macht, daß sie sich eine wirkliche Missionssachkunde erwirbt und jede Gelegenheit benutzt, thatkräftig das Werk der Mission zu fördern. Nur wer wirklich mitthatet, soll und kann auch mitraten. Der Einfluß der organisirten Kirche auf den Missionsbetrieb hängt ganz von den Missionsthaten ab, die sie thut.

Das sei genug der Motivirung unsers Antrages, den ich Sie herzlich bitte, einstimmig anzunehmen.

---

## Ihr Unbarmherzigen!

### Ein soziales Drama vom Dorfe in fünf Akten und acht Bildern von Dr. Paul Kipper

Wer schon an dem Werke: „Ich will dem Kaiser Rede stehen!“ sich erfreut hat, wird dem Verfasser des obengenannten Dramas herzlichen Dank zollen für diese feurige Zugabe zu seinem „Johanneischen Christentume.“ Was der Verfasser der evangelischen Christenheit dort schon laut gepredigt hat, das soll auch von den Brettern herab, die die Welt bedeuten, die Geister wachrufen.



Ehedem konnte ein Komödiant einen Pfarrer lehren; heute muß ein Pfarrer viel und vieles können, auch einen Komödianten lehren.

Wie die soziale Frage gelöst werden kann, — nicht durch die Kurpfuscherei der großen und kleinen Helfer, sondern allein durch das Aufleben des Johanneischen Christentums —, das sollen uns die Vorgänge in einem schlesischen Dorfe zeigen.

Die Hauptperson des Schauspiels ist Pastor Müller, eine „johanneische Erscheinung.“ Früher war er Offizier. Als solcher durchwanderte er einmal die Residenz und sah das Volk sich durcheinander und aneinander vorüber drängen in der fieberhaften Hast des Jagens nach Gewinn.

Sie hatten alle eine Sprache, und doch hatte ich die deutliche Empfindung, daß hier keiner mehr den andern versteht, daß ihr ehemals Gemeinsames sich niedergeschlagen hatte zu einer Art Bodensatz, auf dessen erstarrter Oberfläche sie nun, jeder eine besondre Existenz für sich, nebeneinander hinrollten gleich den Billardbällen auf dem grünen Tuche.

Dann sieht er die himmelhohen Gerüste eines im Neubau begriffenen Staatsgebäudes, und der Anblick wirkt auf ihn wie eine Offenbarung. Er glaubt, an dem neuen Turm zu Babel zu stehen inmitten einer ungeheuern Wirrnis von Menschen, alle getrieben von wilden Begehrungen und Erwartungen, alle dahinjagend in einem ungeheuren Taumel. Er hört auf, Offizier zu sein und wird Prediger. Auf einem abgelegnen Dorfe will er sich seinen Paradiesgarten bauen. Aber da giebt es mehr zu hacken und zu jäten, als er sich gedacht hat. Die Selbstsucht, die als das treibende Motiv der Menschenmassen in der Residenz von ihm erkannt wurde, durchwuchert auch hier das Leben im Kleinen. Man bewundert seine Predigt von der Liebe, aber man versteht ihn nicht. Eines Sonntags hat er über das Evangelium vom reichen Manne gepredigt. Die Predigt war wie „a reener Sunnschein nunder und nei ei de Armenstibl, und a grußer, wormer, blauer Himmel warsch for dan, dar nischte nich hat, wie a Harz, miht dam a kan sälich sein.“ Aber von den Großbauern sagt einer nachher:

Ha'n ber ni alle a wahs, papert a nie gäg'n üns alle? Und a su uffdringlich und a su verächtlich, bas Knecht und Moid bale denk'n wär'n, se sein de Härrn und se sein de Weiber? Wahs giht im ünse Haus und ünse Ehrborket ahn? Sull a sihch doch um sihch bekimmern. Su a biss'l sisse drieberhihn schwadern, dahs sein ber gewennt — oder (aber) neitapfen miht der ganzen Hand, nee! da schla'n ber'n uhf de Talpe.

Ihch wil ok säh'n, wie's hinte wärd'n wird miht dam Schaulgelde. Eb wirsch ärnt bezahl'n söll'n.

Do mahg a sihch sei Hulz silber aus'm Pusche hull'n; ihch mach em keene Holzfuhre nich meh.

Und ihch keene Stadtfuhre.

Meine verkeest em dann keene Putter und keen'n Quark nich meh, dahs weeß ihch.

Noch schlimmere Enttäuschung bringt ihm gleich darauf ein Gespräch mit seiner Frau.

War die Frau Baronin nach der Kirche bei dir?

Nein.

Der Herr Baron selbst war merkwürdig kalt, als ich mit ihm sprach.

Deine Predigt wird ihm nicht gefallen haben.

Nun giebt ein Wort das andre, bis es zuletzt herauskommt, daß auch seine eigne Frau ihn nicht versteht und entrüstet ist über seinen Verkehr mit dem Gesindel.

Du mordest alle Liebe, allen Frieden, alles Glück, du mordest mich. Warum willst du Planitz nicht kaufen? Warum willst du nicht einmal mir zulieb prahlen mit meinem Reichtume, nachdem du dir zulieb so lange mit ihm geprahlt hast? Was wärst du denn ohne ihn, ohne mich, du Selbstherrlicher?

Deine Worte sind bitter wie Wermut. Nimm all deinen Reichtum! Und da du dich mit diesem Reichtume in einem Atem genannt hast, so nimm auch dich mir und gehe hin! Ich will deinen Frieden nicht mehr stören; meinen Frieden nehme ich nicht vom Gute der Welt, auch — nicht — von dir! Ziehe hin mit deinem Frieden! —

Als zuletzt alle Kräfte des Widerstrebens sich um den Geistlichen zusammenziehen wie ein starkes Netz, ihn trotz aller Löwenkraft seiner Liebe völlig wehrlos zu machen, da tritt ein Ende mit Schrecken ein. Die Rachsucht hat einen Tagelöhner zum Brandstifter gemacht, und das ganze Dorf geht in Flammen auf. Auch die Kirche stürzt ein — nur das Pfarrhaus bleibt stehen. Die Liebe ist es, die aus dem Flammenmeere neu ersteht, denn das Feuer zündet auch in den Herzen. Triumphirend steht der Geistliche zwischen den Trümmern und ruft

der zitternden Gemeinde das Wort von der Liebe zu, „die wir alle nicht hatten.“

O stirb, stirb dahin, Täuschung, Trennung, Wahnsinn! Und komm, komm, Heiland, Liebe, Leben! Nur das Tote stirbt, das Lebendige lebt in Ewigkeit. Sei gepriesen, du lebendiger Gott, der du lebest in uns; ewige Liebe, wir haben dich! Amen.

Wir müssen es uns versagen, noch mehr Stellen mitzuteilen. Das Mitgeteilte genügt, um zu zeigen, welcher Geist das Ganze durchweht. Es liegt der Vergleich nahe mit einem Schauspiel von Ibsen, von dem der Verfasser in technischer Hinsicht viel gelernt hat, mit dem „Volksfreunde.“ Das ist auch ein Tendenzdrama vom ersten bis zum letzten Worte; beide Werke zeigen uns einen Querschnitt des öffentlichen Lebens in kleinen Verhältnissen, und beide rufen nach den freien Persönlichkeiten als Erlösern der Menschheit. Wenn aber solchen Werken wie dem „Volksfreunde,“ den „Stützen der Gesellschaft“ u.s. w. die große Masse nachläuft, wenn es Tausenden unsrer Gebildeten von der Bühne herab gesagt und durch die ganze Tendenz des Schauspiels gepredigt wird: „Sie sollen sehen, bald werden wir alle mit einander Heiden,“ wenn man sieht, wie ein so reicher Geist durch das fortdauernde Anschauen und Schildern von Krankheiten und „Pesthöhlen“ selbst bis in die innerste Faser seines Gemütes krank geworden ist und seine eigne Krankheit mit raffinirtem Bedacht zu einer Epidemie machen will — wie sollten wir nicht freudig ein Werk begrüßen, das allen Angekränkelten den Glauben an eine ewige Bestimmung der Menschen retten will. Man darf in diesen sozialen Schauspielen, nach welcher Richtung hin auch ihre Tendenz gehen mag, keine Kunstwerke suchen. Die erhabene Muse der Poesie ist nicht gewillt in dieser Zeit des innern Zwiespalts vom Parnaß hinabzusteigen in unser zerrissenes Volksleben. Aber wo noch gesunder Sinn in unserm Volke vorhanden ist, da muß er reagiren gegen das Gift des modernen Theaterspiels. Von diesem Standpunkte aus beurteilen wir das Kippersche Drama und überlassen die Frage nach der Richtigkeit des technischen Aufbaues der Schulkritik. Unser Wunsch kann nur sein, daß allen denen, die es treu meinen mit ihrer Arbeit an der sozialen Not der Gegenwart, dieses Drama ein Wegweiser werde. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo wir lernen einer den andern verstehen und mit vereinten Kräften die Arbeit an der rechten Stelle beginnen. „Lasset uns helfen, so lange noch da sind, welche wollen, daß man ihnen helfe!“ Wenn wir dieses Drama gelesen oder gesehen haben, wollen wir nicht rufen: Plaudite, amici! sondern: Wer Ohren hat zu hören, der höre! v d H

## Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse

Nachtrag: Introite, nam et heic dii sunt*)

Mit meinen Nachbarn zur Rechten bin ich innig befreundet. Die Knaben wollen auf meinen Schultern reiten; das kleine Töchterchen lädt mich dringend ein, seine Puppen golden oder goldig zu finden; die Frau Doktor bringt kalten Aufschnitt zum Abendbrot, entschuldigt sich wegen der Einfachheit des Gerichtes, setzt aber lachend hinzu, dafür sei die Wurst schon gepellt, und der Herr Doktor — wir nennen uns du — will, ehe ich noch meinen Ueberzieher abgelegt habe, meine sofortige Zustimmung in irgend einer Sache, einem religiösen Problem, einer philosophischen Frage oder wegen eines Zeitungsartikels, der ihn geärgert hat, denn er ärgert sich über die Zeitungen, auch über die seiner Partei. Es sind liebe Leute. Fehler haben sie nur solche und nur so viele, daß das Gemüt, das sie liebt, sich an diesen Fehlern ergötzen kann. Mängel sind Kitt, sagt die Frau Doktorin und überläßt dem Zuhörer, diesen Satz zu verstehen, denn sie liebt nicht, ihre Bilder zu erläutern.

*) Durch ein schmerzliches Versehen ist dieses Stück in Nr. 26 ohne Kopf abgedruckt worden. Es sollte dort zu dem Stück „Du hast den Preis doch ausradirt?“ das Gegenbild eines zweitafligen Gemäldes bilden unter der gemeinsamen Ueberschrift „Nachbarn von mir.“ Das erste Bild war mit Sp. 602 Z. 30 v. u. abgeschlossen. Unserm Versprechen in Nr. 27 gemäß veröffentlichen wir hier die Geschichte noch einmal vollständig. D H



Ein großer Mangel der Frau Doktor ist, wenn man ihrem Manne glauben darf, der, daß ihr zu viel einfällt. Sie hat einen Sternschnuppengeist, sagt er; du redest von einer Sache, sie hört zu, und auf einmal fällt ihr etwas darüber ein, das wie eine Sternschnuppe aus einem unbekannten Winkel des Weltalls kommt und in einen unbekannten Winkel des Weltalls eilt, — nein sauft, verbesserte er sich vergnügt lächelnd; aber was ihr so einfällt, ist auch hübsch wie eine Sternschnuppe.

Jüngst war ich wieder dort zu Gaste. Wir saßen in der Dämmerung zusammen, die Lampe war nicht angezündet; die Frau Doktor „dämmert“ gerne. Ein winterlich-weicher grauer Tagesschein erhellte noch spärlich den Raum; wir sprachen ein wenig, manchmal nur einer, zuweilen schwiegen wir und hörten, wie es im Ofen knisterte oder wie die Uhr tickte. Im anstoßenden Studirzimmer brannte die Lampe, damit Heinrich, der älteste Sohn, ein angehender Sekundaner, seine Schularbeiten vollenden konnte.

Nach einer Weile kam Heinrich herein und fragte, was das lateinische Wort Introite, nam et heic dii sunt bedeute, übersetzen könne er es, aber er verstehe es nicht. Der Doktor zog seinen Aeltesten zu sich heran und legte ihm zärtlich beide Hände auf die Schultern und sagte: Hast du schon einmal etwas von Heraklit gehört? Heinrich besann sich und sagte dann treuherzig, er war ein harmloser, frischer und geistig regsamer Knabe: Ja, schon dreimal! In unserm griechischen Uebungsbuche steht: die Griechen nannten den Philosophen Heraklit von Ephesus den dunkeln, und bei dem Klassenausflug im Juni sagte der Herr Oberlehrer, als wir ein zweites Fäßchen anstecken wollten: „Ihr Jungen, der alte Heraklit sagt zwar, die trockne Seele ist die beste, aber da es heutzutage keine Note eins mehr giebt, wollen wir nur gute Seelen sein und noch ein Fäßchen bestellen!“ — Wir lachten, Heinrich ließ sich aber nicht irre machen und fuhr fort: Das dritte Mal habe ich erst in dieser Woche von dem Herrn Doktor Frohwein (seinem Lehrer der Naturkunde) von Heraklit gehört, er sagte, Heraklit habe schon fünfhundert Jahre vor Christi Geburt den Kreislauf des Lebens erkannt. Mehr aber weiß ich nicht von ihm.

Der Doktor hatte seinem Sohne mit Freude zugehört und sagte nun seinerseits: Dieser Heraklit war ein tiefsinniger und frommer Mann. Ja, der Märtyrer Justinus von Sichem hat ihn einen Christen vor Christus genannt. Als ihn einmal einige Leute wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit aufsuchten, und zwar an einem Tage, an dem es recht kalt war, da fanden sie ihn nicht in seinem Gemache, sondern in dem Backofenstübchen, er aber sagte, weil er wußte, daß der Mensch immer vor Gott steht, wo er auch stehe, also überall ein Gotteshaus ist, wo auch der fromme Mensch sich aufhalte: Tretet ein, denn auch hier sind die Götter, wie es dein lateinisches Wort uns überliefert. Sieh, mein Junge, fuhr er zutraulich und herzlich fort, indem er die Hand seines Knaben faßte, Gott läßt sich nicht bloß im Gotteshaus finden, er ist auch mitten unter uns, wenn wir unsre Hausandacht halten, wie Christi Mutter auf dem Holbeinschen Bilde dort an der Wand ungesehen im Kreise einer dankbar betenden Familie steht. Gott schreitet, dich liebend, neben dir, wenn du wanderst und seiner suchend oder dankend gedenkst! Dann ließ er die Hand los, und Heinrich ging zu seiner Arbeit zurück.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, so sagte die Frau Doktorin: Es ist zu merkwürdig, an wen ich vorhin habe denken müssen. Du rätst es nicht. Mir ist ja der Ehrenberger eingefallen. Der Ehrenberger, der Schornsteinfeger? fragte der Doktor; ich hörte, wie er seine Frau Sternschnuppe bewunderte, daß sie an jenen Schornsteinfeger gedacht hatte, dem auch er in seinen Kinderjahren gar manchmal ausgewichen war.

Ja,. der Schornsteinfeger Ehrenberger! Ich sah mich als Kind in unserm Dorfe auf der Gasse. Von weitem sehe ich den Ehrenberger, wie er etwas schleppt, etwas ganz Schweres. Ich rannte die Gasse hinauf zu ihm, um zu sehen, was für ein weißes Rätsel der schwarze Mann trüge. Es war etwas ganz Wundervolles; ich zog meinen Zopf über die Schulter herunter und zerrte und nestelte daran, und dann sagte ich:

Herr Ehrenberger, schenk mir das. Nein, Fräulein Christel, das ist ja mein Meisterstück, sagte er, das kann ich dem Fräulein nicht schenken. Richtig, der Ehrenberger hatte einen Herd mit seiner geheimnisvollen Zugeinrichtung — mit allen Chikanen, wie der Vetter Paul sagt — im kleinen aus weißen Gipssteinchen gebaut und ihn irgend einer Kommission irgendwo vorgezeigt, dafür war er Meister geworden, und nun trug er sein Werk wieder nach Hause, aber so, daß das ganze Dorf es nach und nach genießen konnte. Er ersah sich die Gartenmäuerchen, das Brückengesimse und die Prellsteine, um es abzustellen; wir Kinder zogen hinter ihm drein und vermehrten ihm die Freude, daß er Meister geworden war.

Er wohnte im Kirchgäßchen, in einem elenden kleinen Häuschen; es war so elend, daß sogar wir Kinder das Haus für erbärmlich hielten. Aber das Häuschen wurde doch ein Wallfahrtsort für uns, denn der Gipsherd stand dort so, daß man ihn gut sehen konnte, wenn man sich auf den Zehen erhob und das Näschen an die blau und grün schillernde Fensterscheibe drückte.

Einmal aber wagte ich mich in das Haus, um den kleinen Herd recht nahe zu sehen. Da sah ich ein Elend, ein Elend! Der Ehrenberger war plötzlich erkrankt. Ich merkte es gleich, daß er krank sei; daß er arm war, wußte ich. Da lag er nun im ärmlichen Bette, und seine müde Frau ging leise herum, um etwas für ihn zu thun. Der Schornsteinfeger war erfreut, daß ich kam; er sagte mit schwacher Stimme: Ach, Fräulein Christel, ihr habt ja junge Beine, geht doch zum Herrn Bürgermeister und sagt ihm, der Bach habe nach dem starken Regen von voriger Woche das Ufer an dem „Pflanzenland" soweit in den Fußpfad hinein abgerissen, daß was passiren könnt! Hier hustete er schwer und lange, dann lag er eine Weile still und erschöpft; es trieb ihn aber etwas, weiter zu sprechen, er sagte leise und durch Schmerzen unterbrochen: Das Fuchsiastöckchen am Fenster, das bringt der Borngässern, die arme alte Person ist krank und hat nichts, was ihr Freude machen kann. Die Schmerzen zwangen ihn zu schweigen, er rang innerlich schwer; ich fürchtete mich vor ihm und wich nach dem Fenster zurück.

Als er wieder sprechen konnte, sagte er, seine Frau sanft anblickend: Fräulein Christel, meine Frau kann nicht lesen, lest mir doch einmal den dreiundzwanzigsten Psalm vor; dort liegt die Bibel. Ich suchte da, wohin der Kranke gewiesen hatte, und fand eine alte in schwarzem Leder gebundene und mit Metallklammern versehene Bibel, sie war stark zerlesen. Dann las ich mit beklommener Stimme und mit zuckenden Lippen den Psalm vor. Er hörte still und mit gefalteten Händen zu. Dann kam ein neuer Anfall, der ihn schüttelte, ich weiß nicht mehr, war es Husten oder Krampf oder ein Fieberschauer; dann wurde er still, winkte auf einmal, ohne ein Wort zu sagen, seiner Frau wie einen Abschiedsgruß, und dann regte er sich nicht mehr. Aus dem leidenschaftlichen Aufweinen der Frau merkte ich, der Ehrenberger war gestorben. Eine schreckliche Angst überfiel mich, ich nahm hastig den Fuchsiastock in den Arm und lief aus dem Hause und hielt nicht eher an, als bis ich mich hinter unsrer Hausthür geborgen sah.

Die Frau Doktorin schwieg. Keiner von uns ergriff das Wort. Da kam die Magd mit der Lampe herein, und ein freundlicher Schein legte sich auf Thorwaldsens segnenden Christus, der von der Wand herabschaute, und auf die vielen andern Zeugnisse einer von warmen und guten Herzen geschaffenen Häuslichkeit.

## Bücher und Schriften

**(Schriften für das deutsche Volk)** Herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Halle, Max Niemeyer. Je 15 Pfge. 10 Stück 1 Mk. Vgl. Nr 29 d. J.

1. Johannes Laski, der Reformator von Polen. Von Adolf Hentschel. Mit warmen Worten, in wohlthuender Liebe und Begeisterung für seinen Helden, schildert uns der Verfasser das sturmbewegte Leben Laskis. In feinsinniger Darstellung weiß er alle die Faktoren und Personen vorzuführen, die den hochbegabten jungen Adligen allmählich zum schlichten Evangelium von Gottes Gnade in Christo und zum Verzicht auf glänzende Stellung und Ehre hintreiben, begleitet ihn auf seinen Irrfahrten um seines evangelischen Glaubens



willen, schildert sein rastloses, unverdrossenes Wirken für die Reformation in Ostfriesland, England, Polen, überall bemüht, das lautere, reine, selbstlose Wesen dieses Mannes Gottes erkennen zu lassen. Wie liebenswert wird jedem die Lichtgestalt dieses Mannes sein und werden, der, ob auch verjagt und verfolgt, doch immer nur Liebe im Herzen trägt, dem das schroffe harte Wesen, das uns an andern Männern jener Tage leicht abstößt, völlig fehlt, der ohne Groll und Haß stets die Hand zum Bunde und zur Versöhnung bietet.

2. Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529. Von Julius Ney. Eine treffliche eingehende Schilderung des bedeutsamen Speierer Reichstages. Am Schluß sind die in der Protestation ausgesprochenen Grundsätze auch unserm Geschlecht ernst mahnend ans Herz gelegt.

3. Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg. Von A. Kurs. Nicht in große weltgeschichtliche Ereignisse führt uns dies Schriftchen, sondern in den stillen Wirkungskreis einer edlen hochherzigen Hohenzollerntochter, die für die Reformation gelebt und gelitten hat. Als Tochter Joachims I. von Brandenburg mit der Mutter vom Hofe verbannt, dringt Elisabeth darum um so tiefer in das Evangelium ein, heiratet sechszehnjährig, aber in ernster Zeit frühgereift, den weit älteren ritterlichen Herzog Erich I. von Braunschweig-Calenberg, ist mit ihm in kurzer, doch glücklicher Ehe verbunden und führt, trotzdem ihr Gemahl katholisch ist und bleibt, in ihrem Lande die Reformation ein. Wie es Hohenzollernart ist, sinnt und sorgt sie in unermüdeter Sorgfalt für das leibliche und geistige Wohl ihrer Unterthanen, ihr Auge sieht sonnigen Frühling in das kleine Ländchen einziehen. Aber der Sohn, von dem sie nach des Gatten Tode ein starkes, kraftvolles Regiment erhofft hat, fällt ab vom evangelischen Glauben, verschleudert sein Gut in maßloser Verschwendung an fremden Höfen, drückt und quält sein armes Ländchen aufs äußerste. Für die Mutter, deren Herz immer wieder in Liebe ihm sich zuwendet, hat er nur kalte Mißachtung; tiefgebeugt durch alle ihr widerfahrene Kränkung stirbt Elisabeth. Das alles ist in einfacher ergreifender Form erzählt, man empfindet aufs lebhafteste mit den einzelnen Personen, schaut tiefergriffen in ein warmes, liebestarkes, vielgequältes Mutterherz. Und gewiß weckt das Büchlein von neuem das Gefühl der Dankbarkeit für all die großen Güter, die das Hohenzollerngeschlecht uns deutschen Protestanten errungen hat.

4. Dresdner Reformationsbüchlein. Von Franz Blankmeister, Pastor in Dresden. Der Hochburg des Protestantismus im Sachsenlande setzt hier einer ihrer Pfarrer ein kleines, aber würdiges litterarisches Denkmal. Mit der Liebe eines Mannes, der in seinem Beruf gehoben und getragen wird von dem in Dresden waltenden evangelischen Geist, ist er den Spuren dieses Geistes in vergangenen Tagen nachgegangen und zeigt, wie in der Stadt, der ein Andreas Proles, der Reformator der Augustinerklöster, entstammt, in der ein Johannes Capistrano mit seiner feurigen Beredsamkeit gepredigt, ein Gregor von Heimburg, der bitterste Feind des Papsttums, gelebt hat, die früh emporgesproßten Keime eines neuen Lebens, durch die harten Stürme unter Georg dem Bärtigen nicht vernichtet, zu fröhlichem Blühen und Gedeihen kommen unter den Sonnenstrahlen der Reformation. Die Darstellung der Reformation umrahmt eine mit Humor und Phantasie geschriebene Wanderung durch das Dresden unter dem Papsttum um 1400 und eine Schilderung des jetzigen blühenden evangelischen Lebens.

5. Luthers seliger Heimgang. Von Georg Rietschel Für das Büchlein müssen wir evangelischen Christen besonders dankbar sein. Dient es doch dazu, gegenüber den Verleumdungen ultramontaner Hetzkapläne, die sich nach ihrer gemeinen Art fort und fort bemühen, die Heldengestalt unsers Reformators in den Schmutz zu zerren, jetzt insbesondre seinen Tod mit einem Gewebe pikanter Lügen zu umgeben, schlecht und recht zu erzählen, wie Martin Luther, bis zuletzt arbeitend in Liebe für seine Brüder, als ein wahrer Gottesmann eingegangen ist in die ewigen Hütten. Möge dies Büchlein in jeder deutschen Familie eine Stätte finden! P L

**(Dantes Beatrice im Leben und in der Dichtung)** Von Oskar Bulle, Dr. phil. Berlin, Hüttig, 1890.

Das Schriftchen verdient weitere Beachtung, nicht nur wegen seines Stoffes im allgemeinen — des größten Dichters des Mittelalters — sondern vor allem wegen seines besondern Zwecks, den thatsächlichen Einfluß des geliebten Weibes auf den Dichter und damit zugleich, gegenüber einer falschen Emanzipation, die wahre Bedeutung der Frau für unsre Kultur, unser ganzes Geistesleben, ja die Fortentwicklung der Menschheit nachzuweisen. Hat man doch charakteristischerweise neuerdings, wenn man auch die Geschichtlichkeit der Beatrice Portinari nicht mehr bestreiten kann, doch wenigstens ihren bestimmenden Einfluß auf den Dichter geleugnet, da „sich eine solche Annahme an Dante, am Mittelalter und an der Herbheit des toskanischen Charakters versündigen würde." Bulle sucht dem gegenüber erfolgreich zu zeigen, daß sowohl in den Sonetten der Vita Nuova als in ihrem spätern Prosatext und dem Convito unter der „Herrin" die holde Florentinerin zu verstehen sei, die der Dichter freilich, der Gepflogenheit seiner Zeit folgend, schon dort zu einem höhern Wesen verklärt, hier in die scholastische Philosophie, der er sich später zuwandte, allegorisch umgedeutet habe. Doch auch dadurch, wie durch andre Verirrungen unbefriedigt bleibend, fand er endlich in der Theologie Heil und Ruhe, die er nun aber in der Divina Comedia wiederum unter Beatricens Bild darstellte, auch damit gewiß nicht bloß dem konventionellen Frauendienste der Zeit, sondern zugleich der eignen Erfahrung von der beseligenden und befreienden Wirkung reiner Liebe Ausdruck gebend, die Goethe mit den Schlußworten des Faust bezeichnete: Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan! C C

**(Ein Weg aus der Brotnot)** von Dr. Wilhelm Bode. Bremerhaven, Chr. G. Tienken, 1891. 50 Pfge. Das Schriftchen verfolgt das Ziel, als eine wesentliche Ursache der gegenwärtig herrschenden, allgemein anerkannten Brotnot die mißbräuchliche Verwendung des Ackerbodens zur Alkoholproduktion nachzuweisen; zugleich aber giebt es damit ein Mittel an, wodurch dieser Not gesteuert werden könnte, wenn nämlich das Land nicht mehr in den Dienst der Brennereien, Brauereien und Weinfabrikation gestellt würde, sondern dazu diente, „Nahrungsmittel hervorzubringen, die nicht verderbt, sondern gegessen werden." Zur Branntweinproduktion wurden in Deutschland im Jahre 1889/90 20 835 152 Doppelzentner Kartoffeln und 3 308 325 Doppelzentner Getreide verwendet, eine große Menge andrer Naturalien, als Rüben, Kernobst u. s. w., werden bei dieser Berechnung ganz beiseite gelassen. Um dieses Quantum Trinkbranntwein zu erzeugen, waren 257 224 Hektar Kartoffelland und 330 832 Hektar Roggenland nötig. Zur Bierbrauerei wurden im Jahre 1889/90 10 363 000 Doppelzentner Getreide verwendet, die 52 419 522 Hektoliter Bier lieferten. Damit wurde die Ernte von 842 950 Hektaren von den deutschen Brauereien verschlungen. Der Weinfabrikation dienten 1889: 120 935 Hektare deutschen Bodens. Alles in allem dienten demnach 1 551 941 Hektare Ackerlandes der deutschen Alkoholproduktion. Auf dieser Fläche könnten alljährlich 1552 Millionen Kilogramm Roggen wachsen im Werte von 329 Millionen Mark. Diese Fläche aber würde 3100 Millionen Pfund Brot liefern. Von diesem Brote könnten nahezu sieben Millionen Menschen ihren gesamten Bedarf decken oder, wenn es auf alle 50 Millionen Einwohner des Reiches verteilt würde, so erhielte jeder 62 Pfund Brot mehr. — Was für eine ungeheure Menge von Arbeitskraft die Alkoholproduktion in Anspruch nimmt, zeigt der Verfasser durch eine Berechnung, die ergiebt, daß der zehnte Teil der Erwerbsthätigen des deutschen Reiches, $1^3/_4$ Millionen Menschen, ihr dienen. Wenn nun der Alkoholgenuß verschwände, so würde die Arbeitslast der Nation um ein Zehntel vermindert werden. Daß in diesem Falle aber auch viele Tausende körperlich und geistig gesunder und arbeitsfähiger, sittlich reiner und stärker werden würden, ist gewiß. Diesen statistischen Nachweisen fügt der Verfasser noch zwei Abschnitte feuilletonhaften Charakters an. Der erste bringt eine englische Rede, die in drastischer Weise die Vorteile der Verminderung des Alkoholkonsums darlegt; der zweite enthält eine Sammlung von Sprüchen von Darwin, Adam Smith, August Forel u. v. a., die alle ihre Spitze gegen den Alkoholismus kehren.

Die Erwägungen und Vorschläge dieses Schriftchens verdienen sicher eine ernste und allgemeine Beachtung. F G

## Verschiedenes

**(Die Nichtwahl Stöckers in den Generalsynodalvorstand)** bildete den sensationellen Schluß der sonst im allgemeinen so friedlich verlaufenen preußischen Generalsynode. Man findet Näheres darüber in Nr. 51 der „Chronik" Sp. 439 f. Wäre Stöcker nicht gewählt, von seinen Fraktionsgenossen nicht vorgeschlagen worden, so wäre das auffallend genug, wir würden dessen aber hier keine Erwähnung thun. Das Unglaubliche ist aber dies, daß ihn seine eigne Fraktion, nachdem sie ihn erst durch Mehrheitsbeschluß auf die Kandidatenliste gesetzt, bei der Wahl selbst in ihrer Mehrheit hat fallen lassen. Dem Hofe zu Liebe, oder aus wer weiß was für Rücksichten sonst. Die Fraktion der Positivunirten hat damit ein beklagenswertes Schauspiel der Charakterschwäche gegeben und jedenfalls das moralische Recht, für „Freiheit und Selbständigkeit" der Kirche einzutreten, sich für alle Zukunft arg verkümmert. Man mag zu Stöcker und zu der positivunirten Partei stehen, wie man will, den gezeichneten Vorfall kann man nur beklagen. Er wirft ein schlimmes Licht auf Männer, die man gern achten möchte, und schädigt das Ansehen der gesamten preußischen Kirchenvertretung. R

**(Das Jahresregister)** wird erst nachgeliefert werden, wenn der Druckerausstand es ohne Schwierigkeiten gestattet. Es schien uns wichtiger, zum Schluß noch eine volle Nummer zu geben. D H

**(Für die fünf ersten Jahrgänge)** ist ein Gesamtregister in Vorbereitung. Es wird, sobald als möglich, den Bestellern des kommenden Jahrgangs unentgeltlich geliefert werden. Abonnenten der frühern Jahrgänge können es ebenfalls unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen. D H

**(Unerfüllte Versprechungen)** lasten auch beim Schlusse dieses Jahrgangs auf dem Gewissen der Redaktion. Zumeist aber hat es nicht an Manuskripten gefehlt, sondern am Raume, wie der nächste Jahrgang zeigen wird. Erwähnt sei nur, daß die in Nr. 31 zugesagten Proben aus dem Zeitungskriege der schleswig-holsteinischen „Erbauungsblätter" in Sachen des Kierschen Vortrags in einer der nächsten Nummern geliefert werden. D H

## Zur Beachtung

Wir bitten um ungesäumte Neubestellung auf die **Christliche Welt** für das kommende Jahr. **Postnummer** ist 1359. Nummer 1 wird als **Probenummer** in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichst. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die **monatlichen Probeabonnements** erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Feine ganzleinene **Einbanddecken** zum ersten, zweiten, dritten, vierten, und demnächst fünften Jahrgange sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Desgleichen noch die **Jahrgänge 1888 u. 1890** selbst, geheftet für je 6 und 8 Mark, gebunden für 9 und 11 Mark. **Einzelnummern** können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden. Der Jahrgang 1887 ist vollständig, vom Jahrgang 1889 das erste und zweite Vierteljahr vergriffen. Die Verlagsbuchhandlung kauft **gut erhaltene** Exemplare zurück.

**Besonders nachdrücklich sei unser Schmerzenskind, die Chronik der Christlichen Welt, allen Lesern und Freunden der Christlichen Welt empfohlen. Wir können uns mit 1061 Bestellern noch nicht zufrieden geben. Postnummer ist 1367. Nummer 1 wird als Probenummer in größerer Auflage gedruckt; man wolle freundlichst Gebrauch davon machen. Wiederholt fordern wir alle Leser und Freunde der Christlichen Welt, besonders im Auslande, zur Mitarbeit an der Chronik auf. Vierteljährlich 1 Mark.**

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 52 der „Chronik der Christlichen Welt"**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

## Chronik der Christlichen Welt

Postnummer 1367. Vierteljährlich 1 Mark

**Nr. 49:** Deutsche Evangelische Landeskirchen: Verhandlungen der preußischen Generalsynode: 1. über die dreijährige Wiederkehr der Generalsynoden; 2. über die Stellung der Generalsuperintendenten; 3. über die größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche; 4. über die Revision der landeskirchlichen Agende; 5. über die kirchliche Versorgung der Taubstummen. Mitteilungen aus dem kirchlichen Leben der Provinz Ostpreußen. Aus der bayrischen Landeskirche. Klerikale Angriffe auf den Protestantismus in Elsaß-Lothringen. Butzerfeier in Elsaß-Lothringen. Römische Kirche: Kampf der Ultramontanen im bayrischen Abgeordnetenhause gegen die Rechte der protestantischen Kirche; Vorgehen der bayrischen Regierung gegen die Altkatholiken. Diaspora: Gegenwärtiger Bestand der evangelischen Diaspora Italiens. Heidenmission: Aussichten der Goßnerschen Mission unter den Kols in Indien. Mitteilungen von der Leipziger Mission. Personalien.

**Nr. 50:** Die Schattenseiten des amerikanischen Kirchenwesens I. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Von der preußischen Generalsynode: 1. Verhandlungen über die Besetzung der evangelisch-theologischen Professuren; 2. Aus der Denkschrift über das Diensteinkommen der Geistlichen. — Tagung der Gesamtsynode für Schleswig-Holstein am 24. November zu Rendsburg; Die Herbstversammlung der Oberlausitzer kirchlichen Konferenz zu Görlitz am 19. November. Heidenmission: Mitteilungen über die Herrnhuter Mission. Befreiung der christlichen Missionen in Deutschostafrika von staatlichen Zollabgaben durch den Kolonialrat. Personalien.

**Nr. 51:** Schattenseiten des amerikanischen Kirchenwesens II. Deutsche evangelische Landeskirchen: Von der preußischen Generalsynode: 1. Bericht des Generalsynodalvorstandes über seine Wirksamkeit in der Zeit vom 28. September 1885 bis zum Schluß der Synodalperiode. 2. Mitteilungen des Evangelischen Oberkirchenrats über die kirchlichen Fonds. 3. Mitteilung des O.-K.-R. über die mit der preußischen Landeskirche in Verbindung stehenden Gemeinden. 4. Aus der Denkschrift des O.-K.-R. über Instruktionskurse. 5. Mitteilung des O.-K.-R. über Versorgung der Irren. Ueberblick über die Thätigkeit der Synode und Gründe der Nichtwahl Stöckers in den Generalsynodalvorstand. — Die fünfte ordentliche Bezirkssynode des Konsistorialbezirks Wiesbaden 4. bis 14. November. Gesamtsynode der reformirten Kirche in [illegible]. Synodalwahl in Meiningen. Die bevorstehende anhaltische Landessynode. Konstituirung des hohensteinischen Pfarrvereins zu Nordhausen. Evangelische im Auslande: Eröffnung der Synoden der beiden evangelischen Kirchen in Ungarn. Deutsche Pastoralkonferenz in Bradford. Gemeindegründung in St. Paulo. Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Die Thätigkeit des brandenburgischen und anhaltischen Gustav-Adolf-Hauptvereins. Bestand der evangelischen Konfirmandenanstalt Schadwalde. Römische Kirche: Römische Propaganda in Eisleben und Jena. Agitation für Zulassung römischer Männerorden in Württemberg. Protest gegen die Rektoratsrede Dr. von Christs in Bayern. Katholische Parteiorganisation in Böhmen. Verurteilung des Erzbischofs von Aix. Freisprechung des Abbé Terras. Die römische Kirche in Rußland. Verhalten des römischen Priesters Dr. M'Glynn in New-York gegen die Propaganda. Griechische Kirche: Versetzung von Bischöfen. Heidenmission. Innere Mission. Evangelischer Bund: Missionspredigtreisen. Aus dem Jahresberichte des sächsischen Hauptmissionsvereins für 1890/91. Die evangelische Mission in Kamerun. Der Tod des Missionsbischofs

Dr. Caldwell. Thätigkeit der englischen Mission. Die Fortschritte der evangelischen Mission in Niederländisch-Indien. Uebersicht über den äußern Stand der evangelischen Diakonissen-Mutterhäuser in den Jahren 1888 und 1891. Jahresfeier des westfälischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes am 15. und 16. November in Hamm. Verschiedenes. Personalien.

## Aufruf

Bereits in unsrer jüngst ergangenen Bitte um Zuschüsse zu den Ausgaben für die Florentiner Versammlung haben wir darauf hingewiesen, daß der Wunsch, **durch ganz Deutschland feste Mitglieder der Allianz** zu werben, immer lebhafter geworden ist.

Zwar besteht ein Kreis von Freunden und Mitarbeitern, die gegebenen Falls mit uns in Wirksamkeit treten, allein es ist wünschenswert, diesen Kreis zu erweitern und fester zu verbinden.

Zu diesem Behuf möchten wir **Jahresversammlungen der Allianz in Deutschland** berufen und auf diesen die Grundlagen festerer Gemeinschaft vereinbaren.

Der Zweck würde einerseits die wirksamere Vertretung der deutschen Interessen gegenüber den ausländischen Zweigen, andrerseits die Pflege der Gebetsversammlungen sein, aus denen Erweckung neuen religiösen Lebens hervorzugehen pflegt.

Eine systematische Verschmelzung von vorhandenen Kirchen und Bekenntnissen erstrebt die Allianz nicht, dagegen fördert sie **Religionsfreiheit und Religionsfrieden**, wo sie nur kann.

Wie sie den um ihres Glaubens willen Verfolgten oder Bedrückten freie Religionsübung zu erwirken bemüht ist, so betrachtet sie es als ihre Aufgabe, den Frieden zwischen den verschiedenen Kirchengemeinschaften zu fördern, besonders zwischen den Landeskirchen und den freikirchlichen Gemeinschaften. Sie betont ebenso sehr die persönliche Gleichstellung aller Gläubigen vor dem Herrn und die daraus folgende gegenseitige brüderliche Anerkennung, wie gerade deshalb ihren **Gegensatz gegen alle friedenstörende Propaganda** unter den Gliedern der Allianz. Tritt sie für die Glaubensfreiheit ein, so widerstrebt sie ebenso bestimmt jeder Art von Seelenfang.

Nur so kann der Schade verhütet werden, der durch eroberungssüchtige Propaganda verursacht wird. Schließen wir uns allianzmäßig zusammen, so schließen wir auch die unchristliche Propaganda unter einander aus.

Wir bitten spezialisirte Fälle von allianzwidriger Propaganda **zu unsrer Kenntnis zu bringen**, und wir werden sie nach wie vor rügen.

Freilich kann damit nicht das Recht beseitigt sein, durch Schrift und Lehre, durch Leben und Gottesdienst die eigne Art zu bethätigen und auszubreiten; allein es muß Ehrensache und Christenpflicht bleiben, sich nur an die geistlich Toten zu wenden und sie für den Heiland zu gewinnen, während es tief verletzt, wenn die Kirchengemeinschaften sich gegenseitig ihre Frommen entreißen.

Solche Erwägungen haben große und bedeutsame Kreise Deutschlands, nicht nur in freikirchlichen Kreisen, sondern auch besonders in den Landeskirchen bislang von der Allianz zurückgehalten, da man ihr Schuld giebt, die Zerklüftung unter den Evangelischen zu vermehren.

Wenn aber nun die Klärung dieser Zustände erfolgt, dürfen wir hoffen, der Allianz und ihren hochidealen Tendenzen **mehr Eingang zu verschaffen**, als bisher. Unsre Bitte vom Mai hat uns bereits eine Anzahl neuer Mitglieder zugeführt, aber wir beabsichtigen nunmehr, durch häufigere Aufrufe und Zusendungen stetig in der Gewinnung neuer Mitglieder fortzufahren.

Der Beitrag beträgt jährlich mindestens 5 Mark.

Auf der Florentiner Versammlung waren die deutschen Delegirten von der hohen Bedeutung der Allianzsache so durchdrungen und von der Herrlichkeit des Erlebten so begeistert, daß sie alle einmütig für unsre Sache einzutreten beschlossen.

Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir die Zeit gekommen erachten, in der die Allianz auch in Deutschland ihre Kräfte entfalten und die ihr gestellten Aufgaben erfolgreicher wird lösen können. Der zunehmenden Zerklüftung gegenüber mehr Einigkeit im Geist, dem nackten oder verhüllten Unglauben gegenüber mehr Bekenntnistreue zum Heilande und gegenüber dem zaghaften Kleinglauben mehr Gewißheit des Heils und unwandelbare Zuversicht auf die Gemeinschaft der Gläubigen, das will, das soll, das wird die Allianz bringen, wenn sie getragen ist vom Vertrauen aller, die ja Herzen, die treu am Herrn hangen.

Gott [illegible] bereit, uns in diesem Werke beizustehen. — Amen!

Gefällige Anmeldungen nimmt der unterzeichnete Kassirer entgegen.

**Das Komitee des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz.**

Graf Andreas Bernsdorff, Präs., Pfarrer Baumann, Sekretär, Berlin W. Rauchstr. 5. N. Reinickendorferstr. 2a.

Generalsekretär Phildius, Kassirer, S. W., Wilhelmstraße 34.

Professor Dr. Cassel. Pastor Doye. Bischof L. Erxleben. Konsist.-Rat Prof. Dr. Kleinert. Oberstleut. a. D. v. Knobelsdorff. Prof. Dr. Lommatsch. Dr. Johs. Müller, Kustos a. d. Königl. Bibliothek. Prediger Schell. Prediger Scheve. Superintendent Vorberg. Prediger Lic. Weser.


**Gnadenberger Cigarren-Lager**

**Eugen Diel, Gnadenberg bei Bunzlau.**

Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre

**„Molly"**

100 Stück 4 Mark.

**Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.**

**Gütersloher Jahrbuch**

für

**Freunde und frühere Schüler**

herausg. zum Besten des

**Ev. Gymnasiums zu Gütersloh.**

1. Jahrgang 1891. Fein gebunden 6 Mk.

**Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**

**Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**

**Amtskalender für evangelische Geistliche** auf das Jahr **1892**. Herausgegeben von Pfr. R. Schneider. I. Teil: Schreibkalender. Geb. 1,20 M. II. Teil: Theologisches Jahrbuch. 1,50 M.

**Brandt**, Dr. Paul, **Poetischer Hausschatz** für das deutsche Volk. Mit zwei Festspielen als Anhang. Geb. 2,50 M.

**Freybe**, Dr. Albert, **Das deutsche Haus u. seine Sitte.** 2,20 M., geb. 3 M.

**Heilmann**, Dr. K., **Missionskarte der Erde.** Größe der Bildfläche 35×73 cm. Mit einem Begleitwort. 1 M.

**Ernst Wilhelm Hengstenberg.** Sein Leben und Wirken. III. (Schluß-)Band. Nach Prof. J. Bachmanns Tode dargestellt von Th. Schmalenbach. 7 M., geb. 8,50 M. — I. Bd. (statt 6 M.) 4 M. II. Bd. (statt 8 M.) 5 M. Das ganze Werk in 3 Halbfranzbände geb. 20 M.

**Mader**, P. Ph. Fr., **Wo ist die Wahrheit?** Offenes Sendschreiben an Herrn von Egidy. 1. M.

**Matthes**, Dr. A., **Reisebilder aus dem Morgenlande.** 3,60 M., geb. 4,50 M.

**Rebensburg**, A. H., **Am Jakobsbrunnen.** Kurze Betrachtungen über Ev. Joh. 4, 5—42. 80 Pf., geb. 1,20 M.

**Schäfer**, P. Th., **Praktisches Christentum.** Vorträge aus der inneren Mission. Neue Folge. 2,40 M., geb. 3 M. — Erste Folge: 2,40 M., geb. 3 M.

**La Bocaina**

**St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage**

allgemein beliebt

**elegante volle Form**

sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.

**Preis per Mille Mark 72.—**

verpackt in 1/10-Kisten.

Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von

**Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.**

**Evangelisch-soziale Zeitfragen**

mit Unterstützung des **Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses** herausgegeben von **Lic. Otto Baumgarten**, a. o. Professor der Theologie in Jena

**I. Reihe:**

Heft 1. **Drews**, Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert**, Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten**, Die Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz**, Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker**, Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden**, Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz**, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg**, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp**, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

Soeben erschienen:

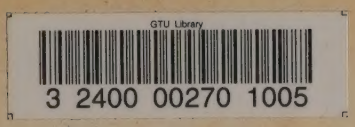
**II. Reihe:**

Heft 1. **Rade**, Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal.
„ 2. **Meyer**, Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes.

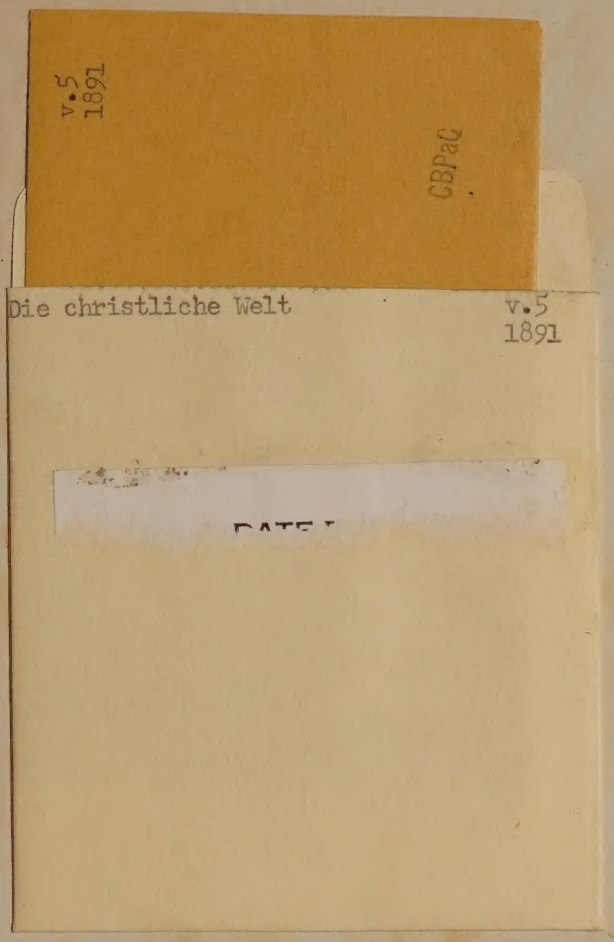
**In Serien von 10 Heften zu je 50 Pf.**

**Leipzig** **Fr. Wilh. Grunow**


Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig




THREE DAY
CIRCULATION




GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall.